



Illustrierte  
Frauen-Zeitung.

Ausgabe der Modenwelt mit Unterhaltungsblatt.

Dreizehnter Jahrgang.

1886.

Unterhaltungsblatt.

Berlin.  
Franz Eipperheide.

Katzler

KA SE BE HO



# Inhalts-Verzeichnis.

LANDES-  
UND STADT-  
BIBLIOTHEK  
DÜSSELDORF

Die Zahlen bedeuten die Seitenzahlen. Die eingeklammerten Zahlen geben die Anzahl der Illustrationen an.

## Romane und Novellen.

- Ein Lustspiel am Hofe. Erzählung von E. Biller. 2, 22, 38, 54.  
Eine Fackelfahrt. Von H. Billinger. 12.  
Es blühen die Rosen im Thal. Von H. Pichler. 26.  
Ihr Hans. Von Julius Weil. 59.  
Das wächsene Herz. Novelle von Paul von Szezepanski. 73, 94.  
Ein Mäler-Abenteuer in Spanien. Novelle von Carl von Vincenti. 95.  
Primogenita und Secunda. Eine altrömische Novelle von Theodor Simons. 98.  
Im Troste der Kunst. Von Helene Böhlau. 114, 134.  
Der Ring des Saturn. Von Alexander von Roberts. 119.  
Nocco, der Bödsinnige. Calabresische Erzählung von Nicola Misasi. 139, 155.  
Sturm. Novelle von L. Westersfeldt. 150, 170, 186, 202.  
Dola. Eine dalmatinische Geschichte von Hans von Spielberg. 204.  
Zehn. Von H. Billinger. 210.  
Ihr Roman. Novelle von Helene von Gögendorff-Grabowski. 218, 238.  
Räthsel des Herzens. Den Erinnerungen eines jungen Witwers nach erzählt von P. K. Rosegger. 223.  
Die Rose von Herze. Ein Kriegserlebnis von E. von Wald-Jedwitz. 254.  
Die Schwarz'. Von H. Billinger. 262.  
Das böse Erbe. Erzählung von Ludwig Riemssen. 270, 286, 302.  
Eine Viertelstunde. Von Balduin Groller. 307.  
April. Novelle von Ilse Frapan. 318.  
Eine ungarische Melodie. Novelle von Marie Giese. 338, 358, 378.  
Wohl biegen, aber nicht brechen. Von E. von Barfus. 345, 363, 385.  
Die Braut. Von Stephan Milow. 380.  
Der letzte Sonnenblick. Novelle von Rudolf Eicko. 398.  
Fräulein Gusti. Von H. Billinger. 403.  
Auf der Sandinsel. Erzählung von Friedrich Meißner. 418.  
Der Teufeltrich. Ein Märchen von Heinrich Seidel. 423.

## Gedichte.

- Der Tod des großen Pan. Von Adolf Pichler. 138.  
Vier Lieder. Von A. Fitger. 363.

## Biographisches.

- Marie von Ebner-Eschenbach. Von Ferdinand von Saar. 7.  
Emil Göge. Von Otto Gumprecht. 26.  
Lady Jennie S. Churchill. 42.  
Erzogroßherzogin Elisabeth von Mecklenburg-Strelitz. 59.  
Adolph Menzel. Eine Charakteristik von Adolf Rosenberg. 70.  
Prinzessin Charlotte zu Schaumburg-Lippe. 98.  
Prinzessin Amélie von Orleans. 118.  
Helene Böhlau. 137.  
Anna Croffer. Von Otto Gumprecht. 154.  
Ein Besuch bei Mathias Schmid. Von Helene Pichler. 174.  
Elisabeth Gorewa. Von Th. Bobienki. 207.  
Helene von Gögendorff-Grabowski. Von Fr. Colberg. 222.  
Herzogin Charlotte zu Mecklenburg-Schwerin. 242.  
Mistress Frances Cleveland. 275.  
Marie Schröder-Hausfängl. 291.  
Prinzessin Elvira von Baiern. Von Eufemia Gräfin Ballestrem. 307.  
Felix Schweighofer. 322.  
Luise Vegas-Parmentier. Von Richard Voh. 342.  
Arthur Fitger. 363.  
Isabella, Gräfin Eu, Kronprinzessin von Brasilien. 383.  
Mila Kupfer-Berger. Von Otto Gumprecht. 423.

## Reiseflitzgen u. dergl.

- Nymphenburg. Von Max Haushofer. 7.  
Bilder aus Spalato. Von Hans von Spielberg. 59.  
Mostar. Von Hans von Spielberg. 119.  
Marburg an der Lahn. Von Georg Winter. 138.  
Trier. Von F. Müller. 154.  
Die Insel Bornholm. Von F. Hoffmann. 207.  
Ein Vormittag in Bergamo. Von E. Schmidt. 323.  
Volkbilder von jenseits der Save. Von Hans von Spielberg. 366.

## Natur und Kunst, Altes und Neues.

- Der Carnaval von Montreal. Von Ernst von Hesse-Wartegg. 42.  
Adolph Menzel's Werke. Von J. E. Wessely. 71.  
Berliner Theater. Von Ernst Schubert. 84.  
Die Handarbeits-Ausstellung im Oesterreichischen Museum zu Wien. Von Regine Ullmann. 158.  
„La reine de France et de Navarre“. Erinnerungen an Großdorf von F. A. Bacciocco. 175.  
Frauentracht-Reform in England. Von Fr. Colberg. 175.  
Amor im Tanz-Bohm. Von Ernst Schubert. 178.  
Hundert Jahre Berliner Kunst-Ausstellungen. Von Georg Malkowsky. 191.  
Wiener Volkslieder. Von Balduin Groller. 194.  
Die Ausstellung weiblicher Handarbeiten im Oesterreichischen Museum. Von Alois Riegl. 194.  
Der Mikado. Von Ernst Schubert. 223.  
Die Bestattung König Ludwigs von Baiern. 243.  
Frauenleben in Mexiko. Von Ernst von Hesse-Wartegg. 243.  
Bergamon in Berlin. Von Ernst Schubert. 245.  
Alt-Heidelberg. Von Theodor Sell. 261.  
Quod non fecerunt Barbari, fecerunt Barberini. Phantasien einer römischen Frühlingsnacht von Richard Voh. 275.  
Meer, Fluß und Weiber in der deutschen Sage. Von Oskar Schwebel. 291.  
Unsere Nachbarn in der Sommerfrische. Von Bernhard Ehrenberg. 294.  
Die kleinste Waldgierde. Von Paul Kummer. 308.  
Die „Grands Jours“ in Paris. Von Eugen von Jagow. 323.  
Antike Frauen-Portraits. Von A. Römer. 326.  
Das Museum für Völkerkunde in Berlin. Von Oskar Corbel. 343.  
Ein Dichter-Idyll. Von Alois Brandl. 345.  
Die vornehmen Frauen Frankreichs. Von Fr. Colberg. 383.  
Deutsche Märchen. 386.  
Das Goethe-National-Museum zu Weimar. Von Dr. Karl Kuhn. 402.  
Das bulgarische Volk. Von M. Jolicineano. 403.

## Kunstgewerbliches.

- Die Thür und ihr Schmud. Von A. Pabst. 29, 45.  
Ohrengänge. Von Jakob von Falke. 101.  
Unsere Papier-Tapete. Von J. Stodbauer. 121.  
Eine Geschmadsverirrung in der Illustration. Von Jakob von Falke. 157.  
Balcón, Altan, Loggia, Beranda und Pergola. Von M. Haushofer. 177.  
Unser Speisegerath. Von Jakob von Falke. 209.  
Licht und Luft im Hause. Von M. Haushofer. 228.  
Moderne und alte Zinn-Arbeiten. Von Josef Stodbauer. 278.  
Der Zimmerschmud des bescheidenen Haushaltes. Von Max Haushofer. 293.  
Das Büffet. Von Josef Stodbauer. 309.  
Das Armband. Von Jakob von Falke. 325.  
Das Staffelei-Bild als Zimmerschmud. Von Max Haushofer. 365.  
Ständige Ausstellung für Kunst und Kunstgewerbe zu Weimar. Von Arthur Pabst. 405.

## Kunstgewerbliche Briefmappe.

- Damenzimmer. 87.  
Gefäße aus Eisen, welches in Kupfer verwandelt worden. 405.  
Künstliche Patina auf Bronze-Gegenständen. 405.  
Apostel-Krüge. 405.  
Sänfte und Portefolien. 405.

## Verschiedenes.

- Literarisches. 46, 62, 102, 141, 159, 226, 294, 347, 367.  
Neuigkeiten der Literatur. Kurzes Verzeichniß neu erschienener Bücher. 32, 46, 62, 103, 141, 159, 226, 246, 295, 348, 367, 387.  
Weihnachtsbücher. 386, 406, 426.  
Zwei Jubiläums-Prachtwerke. 246.  
Blätter für Kostümkunde. 197-208. Blatt. 27, 62, 103, 141, 179, 210, 247, 278, 310, 348, 387, 426.  
René Louis XV. Componirt von M. de Soria. Mit Musik von E. Etessé. 8.  
Die Leipziger Straße zu Berlin. 27.

- Zur Lämmerzeit. 27.  
Vor dem Valle. 43.  
Ein Tempelbain in Kioto. 46.  
Idylle. 62.  
Nach der Tanzmusik. 102.  
Der Marktplatz zu Straßburg. 102.  
Das lachende Berlin. 102.  
Holländische Treckschuit. 122.  
Die armen Reichen. 122.  
Vorposten. 141.  
Holländisches Interieur. 159.  
Père Jean Baptiste. 178.  
In der Gladenbed'schen Kunstgießerei zu Berlin. Von Georg Malkowsky. 178.  
„Die Liebes-Botschaft.“ 179.  
Das Münchener Volksschauspiel. 195.  
Auf dem Boulevard des Italiens. 210.  
Elisabeth Gorewa. 210.  
Der Jäger. 226.  
Dorfstraße in der Auvergne. 226.  
Kajüte des Prinzen Heinrich von Preußen an Bord der Corvette „Stein“. 226.  
Fischhalle in Amsterdam. 278.  
Eine arabische Fantasia in Paris. 278.  
Vor dem Alter-Pavillon in Hamburg. 294.  
Beim Forsthaufe. 310.  
Auf dem Heimwege. 326.  
Plastische Kochkunst. 327.  
Markt in Utrecht. 347.  
Schlechtes Wetter. 347.  
Heringfischer auf Wöndchgut. 367.  
Im Lattenfall. 386.  
Hamburger Fleete. 406.  
Winter-Poesie. 426.  
In Moabit. 426.  
Preis-Concurrenz der „Illustrirten Frauen-Zeitung“ für die besten Zeichnungen. 105, 125, 197.

## Aus der Frauenwelt.

- Kurze Notizen aus dem Leben der Frauen in allen Hauptstädten der Welt. 12, 27, 46, 62, 84, 103, 122, 141, 159, 179, 195, 210, 226, 247, 263, 279, 295, 310, 328, 348, 367, 387, 407, 426.

## Die Mode.

- Notizen über Neuigkeiten auf dem Gebiete der Mode. 13, 30, 47, 63, 104, 123, 142, 160, 196, 211, 227, 247, 264, 279, 296, 311, 327, 349, 368, 388, 407.  
Die Mode vor hundert Jahren. 13, 30, 47, 63, 104, 123, 142, 160, 196, 211, 227, 247, 264, 279, 295, 310, 327, 349, 368, 388, 407, 427.

## Ferner in der Heft-Ausgabe:

- Heft 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 24.

## Neue Handarbeiten.

- 14, 31, 47, 63, 104, 160, 179, 211, 229, 248, 264, 280, 296, 311, 327, 349, 369, 408, 427.  
Ostergeschenke. 142.  
Näher-Malereien. Von Minna Landien. 388.

## Wirthschaftliches.

- Speisezettel für die feine und einfache Küche. 14, 31, 47, 63, 124, 142, 196, 211, 264, 280, 296, 311, 369.  
Speisezettel für eine Woche, der einfachen Küche angepaßt. 85.  
Speisezettel für die feine Küche. 160, 328.  
Internationales Mittagessen. 229.

## Recepte.

- Artichoden, natürliche Art. Blumenkohl, Gräner und weißer. 229.  
Aufsaut mit Dörsenzunge. 143. Blumenkohl mit gestovten Tauben. 142.  
Aufsaut von saurer Sahne. 161. Blumenkohl mit Schweizerkäse. 160.  
Austernsuppe. 296.  
Barfche mit Haushofmeister-Sauce. 329.  
Biersuppe. 85.  
Blumenkohl, Geschmorter. 297. Brodtorte. 31.



Butter Sauce zum Hühnerfleisch . . . 64.	Nierenschnitten . . . 280.	Crème-parfait und Sauce à la Tartare . . . 32.	Fragen-Seite	Antworten-Seite	Pfeifich-Bowle im Winter . . . 370.	Fragen-Seite	Antworten-Seite
Cabinets-Pudding . . . 329.	Ochsenfleisch nach der Mode . . . 329.	Compoie, Gemischtes . . . 249.	86.	105. 124. 161.	Pie, Englischer . . . 428.		
Canapés mit Sardinen à l'huile und Remouladen-Sauce . . . 296.	Ochsenzunge in Papier . . . 280.	Dienstboten-Schule . . . 86.			Porzellan-Malen . . . 428.	280.	297.
Cotelettes von Hechtfarce . . . 31.	Omelette von Kalbsniere . . . 14.	Dilettanten-Aufführungen, Lustspiele für . . . 280.			Porzellan-Service . . . 124.		
Cotelettes von Hering und Kalbfleisch . . . 329.	Omelette von Spargel . . . 143.	Dorcas . . . 31.			Propheten-Kuchen . . . 369.	408.	428.
Croquets von Kalbsmilch . . . 369.	Pasteten . . . 229.	Dulcéd . . . 349.			Reichsbeamten-Pensionen . . . 197.	229.	
Eier in Muscheln . . . 264.	Pastete von Kalbsmilch . . . 48.	Eau de Javelle (Fleischwasser) . . . 180.			Rohrgeslecht . . . 329.		
Eierchen zur Suppe . . . 143.	Pflanzen, Schwedische . . . 212.	Ebenbaum . . . 311.			Rosen, Ungeziefert an . . . 48.	86.	105.
Emincé von Kalbfleisch . . . 329.	Plumpudding . . . 229.	Elder wine (Hollunderbeer-Wein) . . . 311.			Rosenblätter, Trocknen derselben . . . 265.		
Erbsensuppe . . . 85.	Prinzessin-Suppe . . . 124.	Erbsen, Junge, einzumachen . . . 212.			Salat, Italienischer . . . 249.		
Escaloppes von Gänseleber . . . 14.	Puter, Braisirter . . . 296.	Erdbeer-Syrup mit Weinsäure . . . 48.			Schildpatt-Imitation . . . 280.	297.	
Fleischsuppe . . . 85.	Reis-Torte . . . 369.	Fisch-Pudding mit Ragout . . . 48.			Schlafmüge, Ursprung der . . . 31.	143.	180.
Geflügel-Pastete . . . 229.	Rhabarber-Compote . . . 229.	Five o'clock-Kostüme . . . XII, 389.			Schrift, Verbliebene . . . 105.	143.	161.
Gefrorenes à la Pâdler . . . 369.	Rinderbrust . . . 329.	Flecken in Dielen . . . 329.			Speisekranke . . . 248.		
Gemüsesuppe . . . 196.	Rinderbrust mit Kruste . . . 63.	Flecken auf Marmorplatten . . . 64.			Spiegel, Trübe . . . 124.		
Grieismehlspeise mit Chocolate . . . 63.	Rindsbrust, Geschnittenes, nach Bäcker . . . 196.	Flecken in amerikanischem Kuchbaum . . . 124.			Spitzen, Waschen von . . . 248.	281.	297. 369.
Hammelbraten . . . 229.	Risolen . . . 211.	Flecken in Tischtüchern . . . 31.			Stammbuch-Bers . . . 86.	125.	
Hammelleule mit weißen Bohnen . . . 311.	Rührer mit Morcheln . . . 161.	Flecken von Rothwein und Obst in Leinen . . . 31.			Stärke-Rezept . . . 143.	161.	180.
Hammelrücken mit grünen Bohnen . . . 264.	Sahnesauce . . . 197.	Flecken von Rothwein und Obst in Leinen . . . 31.			Stiefelsohlen vor zu schneller Abnutzung zu bewahren . . . 105.		
Haushofmeister-Sauce . . . 31.	Salmi von Rebhühnern . . . 369.	Flecken von Leberthran in Wäsche . . . 105.			Suppe mit Macaroni und Tomaten . . . 370.		
Hecht, Farcirter . . . 264.	Sardellen-Schnittchen auf Dreddener Art . . . 212.	Flecken, Stod, in Leinen . . . 265.			Tabak und Zähne . . . 31.	48.	
Heringe, Frische, in Gelse . . . 143.	Schinken, Gepökelter, mit Kirchsauce . . . 47.	Flecken, Kost, in Wäsche . . . 265.			Tischwäsche, Cerusarbene, mit blauer Kante . . . 105.	143.	161.
Heringe, Frische, ungesalzene . . . 161.	Schinken in Malaga . . . 280.	Flecken, Kost, in Papier . . . 248.			Tomaten-Purée . . . 370.		
Hirnsuppe . . . 229.	Schinken-Pastete . . . 161.	Flecken, Cocosnuß, in Papier . . . 105.			Vergilmeinnicht im Winter . . . 297.	311.	
Hühnersuppe mit jungen Erbsen . . . 161.	Schnittchen, Illustrierte . . . 31.	Flecken, Koft, in Stahl . . . 197.			Vergolden von Rahmen . . . 428.		
Johannisbeeren, Candirte . . . 229.	Schöpfbrücken à la Conté . . . 124.	Fleischspökel . . . 197.			Volapük-Grammatik . . . 197.	229.	
Kalbsbrust mit Kapernsauce . . . 143.	Schüssel-Ragout von Kalbsbraten-Kest . . . 85.	Frauentob, Heinrich, in Mecklenburg . . . 349.			Vorlesen . . . 104.	143.	
Kalbscarre, Marinirtes und gepicktes . . . 229.	Schwarzwurzel mit sauren Spiegeleiern . . . 48.	Friteau von Hühnern mit Tomaten-Sauce . . . 297.			Walmüsse . . . 280.	297.	350.
Kalbshirn in Muscheln . . . 329.	Schwarzwurzel-Salat . . . 85.	Früchte, Candirte . . . 249.			Wäsche, Gelbwerden der . . . 31.	48.	86.
Kalbskeule, Gedämpfte . . . 211.	Schweinsbraten in Kartoffelweig . . . 280.	Früchte, Schwefeln der einzumachenden . . . 297.			Waschseife . . . 180.	230.	265.
Kalbs-Cotelettes mit Ochsenzunge . . . 264.	Schweinsfilets, gedünstet mit Birsing . . . 31.	Frühshoppen, Berliner . . . 124.			Weißtraut, Eingelegetes . . . 281.		
Kalbs-Cotelettes mit Ochsenzunge . . . 264.	Schweinsrücken mit Sauerkraut . . . 14.	Frühstückswürstchen . . . 48.			„Willst Du getrost durch's Leben gehen“ . . . 161.	265.	
Kalbsnuß auf französische Art . . . 311.	Seezungen, Gratinierte . . . 369.	Fußböden, Bohnen der . . . 230.			Windbeutel . . . 197.	248.	
Karpfen mit Weißwein . . . 14.	Semmel-Pastetchen mit Ragout . . . 196.	Gänseleber mit Trüffeln in Aspik . . . 389.			Wurst-Recepte . . . 281.		
Karpfen und Kal in Bier . . . 86.	Spargelsalat mit Butter . . . 160.	Gardinen, Ceru-Färben von . . . 230.			Xenien, Weibliche . . . 14.	86.	
Käse-Auflauf in Muschelschalen . . . 63.	Stachelbeer-Puddings, Kleine . . . 212.	Garnaten-Suppe . . . 408.					
Kirchsauce . . . 48.	Steinbutt mit geschlagener Butter-Sauce . . . 369.	Garten-Erdbeeren, Einmachen von . . . 105.					
Krametsvögel-Pastete . . . 296.	Stör mit rother Sauce . . . 229.	Garten-Erdbeeren, ohne Büchsen-Verlödung einzukochen . . . 105.					
Krebs à la bordelaise . . . 160.	Suppe, Französische . . . 63.	Gefrorenes auf einfache Art zu bereiten . . . 281.					
Krebspudding . . . 196.	Suppe, Klare, mit Raviolis . . . 14.	Gemüse, Conservirung der . . . 124.					
Lachs in Rothwein . . . 124.	Suppe mit Gurken-Purée . . . 311.	Glas, Blind gewordenes . . . 14.					
Luftpudding . . . 31.	Suppe mit Kalbsfleisch . . . 160.	Glasbilder mit Hilfe der Photographie . . . 161.					
Maccaroni in Muscheln . . . 124.	Suppe mit Tomaten und Maccaroni . . . 264.	Glasfenster mit getrockneten Blumen . . . 64.					
Maccaroni mit Leber . . . 311.	Suppe, Spanische . . . 63.	Gurken auf beste Weise einzumachen . . . 180.					
Macronen-Crème . . . 212.	Suppe von Kalbsbraten-Knochen . . . 85.	Gurken, Salz-, Pfeffer- und Ingwer . . . 31.					
Mandelauflauf . . . 143.	Suppenhuhn mit Reis und Spargel . . . 161.	Hagebutten . . . 212.					
Mandelorte . . . 229.	Tauben in Rothwein . . . 160.	Handkäsechen, Mainzer . . . 143.					
Mod-Turtle-Suppe . . . 369.	Tomaten und Eier-Salat . . . 329.	Harmonium . . . 31.					
Muscheln von Rebhühnern . . . 311.	Vermicelli-Kuchen . . . 63.	Hermelin-Torte . . . 281.					
Muschelschalen mit Hering . . . 31.		Himbeer-Syrup mit Weinsäure . . . 124.					

Briefmappe.

Aberglaube . . . . .	Fragen-Seite	Antworten-Seite
Alpenbutter-Geschmack . . . . .	349.	369.
Anulett der Königin von Italien . . . . .	31.	48. 87.
Bärenschinken, Falscher . . . . .	14.	143.
Bettfedern, Reinigung der . . . . .		265.
Bienen als Sturmwarner . . . . .	249.	
Bijamköpfe . . . . .	31.	86.
Blumen, Abgeschnittene . . . . .	86.	125.
Blumen, Pressen der . . . . .		297.
Blumen, Trocknen von . . . . .		212.
Blumennamen . . . . .	161.	197.
Brenten, Frankfurter . . . . .	XII, 389.	31.
Café au lait . . . . .	280.	311.
Chromo-Photographien, Fleckig geworden, oder solche mit zer-sprungenem Oberglase . . . . .		281.
Cocosfafer-Teppiche . . . . .		389.
Cold cream . . . . .	105.	143.
„Commerce“, Gesellschaftsspiel . . . . .	124.	143. 197.
Condulien-Handlungen . . . . .	XII, 430.	31.
Corn bread . . . . .	143.	197. 249.
Croquanté . . . . .	161.	370.
Croquettes von Kartoffeln mit Vanille . . . . .		311.
		297.

Illustrationen.

Portraits.

Marie von Ebner-Eschenbach . . .	Von A. Schubert . . . 1.
Emil Göpe . . .	Von A. Schubert . . . 21.
Lady Churchill . . .	Von A. Schubert . . . 37.
Großherzogin Elisabeth von Mecklenburg-Strelitz . . .	Von A. Schubert . . . 53.
Adolph Menzel . . .	Von Julius Ehrentraut . . . 69.
Prinzessin Charlotte zu Schaumburg-Lippe . . .	Von A. Schubert . . . 93.
Prinzessin Amélie von Orleans . . .	Von A. Schubert . . . 113.
Helene Böhlau . . .	Von A. Schubert . . . 133.
Anna Groffer . . .	Von A. Schubert . . . 149.
Mathias Schmid . . .	Von A. Schubert . . . 169.
Carl Becker . . .	Von A. Schubert . . . 185.
Elisabeth Gorewa . . .	Von A. Schubert . . . 201.
Helene von Göpendorff-Grabowski . . .	Von A. Schubert . . . 217.
Herzogin Charlotte zu Mecklenburg-Schwerin . . .	Von A. Schubert . . . 237.
Großherzog Friedrich von Baden . . .	Von A. Schubert . . . 253.
Ritstey Frances Cleveland . . .	Von A. Schubert . . . 269.
Marie Hauffstängel, geb. Schröder . . .	Von A. Schubert . . . 285.
Prinzessin Elvira von Baiern . . .	Von A. Schubert . . . 301.
Felix Schweighofer . . .	Von A. Schubert . . . 317.
Luisa Vegas-Parmentier . . .	Von A. Schubert . . . 337.
Arthur Hilger . . .	Von A. Schubert . . . 357.
Kronprinzessin Isabella von Brasilien . . .	Von A. Schubert . . . 377.
Carl Alexander, Großherzog von Sachsen-Weimar-Eisenach . . .	397.
Mila Kupfer-Berger . . .	Von A. Schubert . . . 417.

Aus der Gegenwart.

Die Leipziger Straße zu Berlin bei elektrischer Beleuchtung . . .	Von Hans Herrmann . . . 25.
Adolph Menzel und seine Werke. Eine Nachfeier des siebenzigsten Geburtstages des Meisters . . .	
Aus Rugler's „Geschichte Friedrichs des Großen“ (1839—1842): Schlusstück zum 43. Kapitel . . .	70.
Das Arbeitszimmer Friedrichs des Großen im königlichen Schlosse zu Potsdam . . .	70.
Der große Saal in der Bilder-Gallerie von Sanssouci . . .	70.
Kadetten und Offiziere auf dem Parade-Platz im Lustgarten zu Potsdam . . .	71.
Illustrationen zu den Werken Friedrichs des Großen: Bignette zur „Ode an meinen Bruder Heinrich. Im Quartier zu Eckartsberg, 6. October 1757“. (1848.) . . .	71.
Courier. (1845.) Bignette zum ersten Kapitel des siebenjährigen Krieges . . .	72.
Aus „Die Armee Friedrichs des Großen“ (1842—57): Husaren-Trompeter . . .	72.
Infanterie-Unteroffizier . . .	73.
Aus Lange's „Die Soldaten Friedrichs des Großen“ (1844—1850): . . .	



- Reitende Artillerie. 73.  
40. und 48. Infanterie-Regiment (Füßliere). 76.  
Zieten. (1850.) Aus „Aus König Friedrichs Zeit“. 74.  
William Shakespeare. (1850.) 75.  
Aus Stillfried und Augler's „Hohenzollern“:  
Die Marienburg. (1855.) 76.  
Friedrich der Große am Sarge des Großen Kurfürsten. (1878.) 81.  
Der Kampf mit dem Drachen. (1859.) Titelblatt zu Berg's „Rhodus“. 77.  
Aus Kleist's „Der zerbrochene Krug“:  
Beginn des 1. Auftritts. (1876.) 78.  
Studie zur Abbildung im 7. Auftritt. (1876.) 77.  
Schluß des 12. Auftritts. (1876.) 77.  
Am Wärmefest zu Kissingen. (1884.) 78.  
Studie zum „Wärmefest zu Kissingen“. (1884.) 79.  
Studie „Marokkaner“. (1878.) 79.  
Studie zur „Piazza d'Erbe“. (1882.) 79.  
Der alte Fritz. (1878.) Aus Scherr's „Germania“. 80.  
In der Landtschmiede bei Gastein. (1881.) 82.  
Italienische Marktscene. (1886.) 83.  
In der Gladenbeck'schen Bildgießerei zu Berlin. Von E. Thiel. 176.  
Frauentracht-Reform in England. 180.  
Hundert Jahre Berliner Kunst-Ausstellungen.  
Prospect des vor einigen Jahren abgebrannten, und nunmehr ganz neu aufgeführten Fördergebäudes des großen Königl. Stalles auf der Dorotheen-Stadt zu Berlin. Nach einem Stiche von J. D. Schlenker. 1749. 189.  
Die königliche Akademie der Künste zu Berlin, Unter den Linden. Von W. Geißler. 189.  
Das provisorische Ausstellungs-Gebäude am Cautian-Platz zu Berlin. Von G. Theuerkauf. 192.  
Der Ausstellungs-Palast am Lehrter Bahnhof zu Berlin. Von W. Geißler. 192.  
Titel-Reproductionen der Ausstellungs-Kataloge von 1786, 1808, 1814 und 1815. 193.  
Ketsaal. Nach einem Stiche aus dem Thesaurus brandenburgicus 1701. 193.  
Friedr. Anton Freih. von Heinitz, Curator der Akademie der Künste. Nach einem Stiche von Halle, Berlin 1788. 193.  
Kajüte des Prinzen Heinrich von Preußen an Bord der Corvette „Stein“, im Sommer 1885. Von Paul Höder. 225.  
Die Befestigung König Ludwigs von Baiern, am 19. Juni: Der Trauerzug, vor dem Portale der St. Michaels-Hofkirche anlangend. Von Carl Ridel. 240, 241.  
Bilder von der Berliner Jubiläums-Ausstellung. Von Paul Heydel. 244.  
Alt-Heidelberg.  
Ansicht der Stadt Heidelberg um 1620. Nach Matthäus Merian. 256.  
Ansicht des Schlosses Heidelberg und der Garten-Anlagen, 1619. Nach Matthäus Merian. 257.  
Innere Ansichten des Heidelberger Schlosses, 1684. Nach Ulrich Krauß und Salomon de Caus' „Hortus Palatinus“. 260.  
Wasserkünste und Bauten im Heidelberger Schloßgarten, 1620. Aus Salomon de Caus' „Hortus Palatinus“.  
Eingang zur großen Grotte. 260.  
Bordecorer Theil der großen Grotte. 260.  
Bassin mit Venus-Statue. 261.  
Brunnen am Eingange des Blumengartens. 261.  
Cabinette. 261.  
Figuren im Wassergarten. 261.  
Neptun-Brunnen mit der Statue des Kurfürsten Friedrich V. 1619. 262.  
Ein Hörsaal der Universität Heidelberg um 1628. Nach Sebastian Münster. 262.  
Aus den Waisesten zu Paris: Fantasia der Araber auf dem Marsfelde. Von Franz Starbina. 276.  
Das Goethe-Haus zu Weimar. Von D. Herrfurth. 400.  
Ansichten aus dem Goethe-National-Museum zu Weimar, nebst Goethe's Gartenhaus. Von D. Herrfurth. 401.  
**Land und Leute.**  
Nymphenburg. Von J. F. Hennings. 4, 5.  
Ein Tempelhain zu Kioto in Japan. Von Carl Salzmann. 44.  
Bilder aus Spalato. Von Paul R. A. Müller.  
Der Diocletianische Palast in Spalato. 57.  
Die Sphinx im Diocletianischen Palast. 56.  
Der Diocletianische Palast von der Hafenseite. 60.  
Der alte Markt in Stralsund mit dem Rathhause und der Nicolaikirche. Von Hans Bartels. 100.  
Türkisches Kaffee in Rostar. Von Paul R. A. Müller. 116.  
Rostar, die Hauptstadt der Herzegowina, mit der Römerbrücke. Von Paul R. A. Müller. 117.  
Holländische Treßkruit. Von M. Liebermann. 120.  
Warburg. Von Fritz Stoltenberg. 140.  
Ansichten von Trier und Umgebung. Von Fritz Kallmorgen. 153.  
Wiener Volksfänger. Von A. Greil. 188.  
Ansichten von der Insel Bornholm. Von Franz Hoffmann-Fallersleben. 208.  
Dorfstraße in der Auvergne. Von Karl Ribarz. 224.  
Vor dem Alster-Pavillon zu Hamburg. Von Hans Bartels.  
In der Preis-Concurrenz der Illustrierten Frauen-Zeitung mit dem zweiten Preise von Zweitausend Mark gekrönt. 288, 289.  
Karawanerai in Bergama. Von Alexander Rips. Aus der Preis-Concurrenz der Illustrierten Frauen-Zeitung. 321.  
Markt in Utrecht. Von Fritz Kallmorgen. In der Preis-Concurrenz der Illustrierten Frauen-Zeitung durch ehrenvolle Erwähnung ausgezeichnet. 310.  
Deringsfischer auf Rönchgut, Rügen. Von Hans Bartels. In der Preis-Concurrenz der Illustrierten Frauen-Zeitung durch ehrenvolle Erwähnung ausgezeichnet. 360, 361.  
Ein Hamburger Fleet. Von Wilhelm Eifers. 404.  
Die Noabiter Brücke und die Vorfigische Fabrik in Noabit bei Berlin. Von Ludwig Deitmann. 424.  
**Geschichtliches.**  
Renueit Louis XV. Einundzwanzig Tanzfiguren. 8, 9.  
Antike Frauen-Portraits. Fünfzehn Abbildungen. 329.  
**Genre-Bilder.**  
Zur Lämmerzeit. Von A. Ahrendts. 28.  
Vor dem Balle. Von H. Schlittgen. 40.  
Idylle. Von Hermann Kestel. 61.  
Nach der Tanzmusik. Von Heinrich Schlitt. 96.  
Borposten. Von Werner Schuch. 136.  
Holländisches Interieur. Von G. Kahl. 156.  
Père Jean Baptiste. Von Franz Starbina. 172.  
Auf dem Boulevard des Italiens zu Paris. Von Franz Starbina. 205.  
Der Jäger. Von Georges Subic. 220.  
Fischhalle in Amsterdam. Von Hans Herrmann. In der Preis-Concurrenz der Illustrierten Frauen-Zeitung mit dem ersten Preise von Dreitausend Mark gekrönt. 272, 273.  
Beim Forsthaufe. Von Carl Ridel. In der Preis-Concurrenz der Illustrierten Frauen-Zeitung mit dem dritten Preise von Tausend Mark gekrönt. 304, 305.  
Auf dem Heimwege. Von Otto Strübel. In der Preis-Concurrenz der Illustrierten Frauen-Zeitung durch ehrenvolle Erwähnung ausgezeichnet. 324.  
Schlechtes Wetter. Von Carl Salzmann. Aus der Preis-Concurrenz der Illustrierten Frauen-Zeitung. 344.  
Die Verlassene. Von Carl Ridel. 381.  
Im Tattersall zu Berlin. Von Alfred Stöde. 384.  
Winter-Poesie. Von Carl Koch. Aus der Preis-Concurrenz der Illustrierten Frauen-Zeitung. 420.  
**Verschiedenes.**  
Amulett der Königin von Italien. 14.  
Fabrikmarken auf Porzellan. 124.  
Holzrahmen zum Blumenpressen. 212.  
Zwei Tafel-Auffätze. 328.  
**Kunstgewerbliches.**  
Ampel. 177.  
Armsleuchter. 45.  
Blumentisch. 29.  
Broche. 121.  
Einband zu einem Gesangbuch. 101.  
Etagieren-Möbel. 177.  
Fanteuil. 365.  
Federschale. 177.  
Gasleuchter. 309.  
Hängelampe. 177.  
Jardiniere und Fruchttschale. 405.  
Kassette. 405.  
Kinderstube. 209.  
Klappschmel. 325.  
Klappstisch. 325.  
Krebenz. 157.  
Kronleuchter. 29.  
Laterne. 293.  
Löffel, zwei silberne. 365.  
Majolika-Boxe. 157.  
Ofenvorsetzer. 325.  
Pfeilerpiegel. 309.  
Piedestal. 177.  
Räuchergefäß. 365.  
Rococo-Kommode. 293.  
Schale. 157.  
Schirmständer. 293.  
Schreibtisch. 101.  
Schreibzeug. 293.  
Servirtisch. 365.  
Standuhr. 309.  
Stühle. 45, 101, 121, 293, 365.  
Tabouret. 325.  
Tafel-Auffätze, Zwei. 29.  
Tischchen. 121.  
Tisch und Bauernstuhl. 309.  
Wand, Spanische. 45, 121.  
Wäschekrank. 121.  
Zimmer-Einrichtung in japanischem Stil. 228.  
**Die Mode.**  
13 (9). 30, 31 (6). 47 (5). 63 (7). 104 (5). 123, 124 (10). 142 (5). 160 (4). 196 (5). 211 (4). 227 (5). 248 (7). 264 (11). 279, 280 (7). 296 (5). 311 (7). 327 (10). 349 (10). 368, 369 (8). 388 (11). 407, 408 (4).  
Die Mode vor hundert Jahren. Darstellungen der Herren- und Damenmode aus den entsprechenden Monaten vor hundert Jahren. 13, 30, 47, 63, 104 (2), 123, 160, 196 (2), 211, 227, 247, 264, 279, 295, 310, 327, 349, 368, 388, 407, 427.  
**Neue Handarbeiten.**  
14 (5). 31 (2). 47 (2). 63 (1). 104 (1). 142 (2). 160 (2). 179 (4). 211 (1). 229 (3). 248 (2). 264 (2). 280 (2). 296 (3). 311 (2). 327, 349 (4). 369 (4). 388, 389 (3). 408 (4). 427, 428 (8).  
**Blätter für Kostümkunde. Neue Folge.**  
(Zur Ausgabe mit allen Kupfern.)  
197. Blatt. Röhlenbacher Bauer, Schwarzwald. Von W. Hasemann.  
198. Blatt. Mädchen aus Brigach, Schwarzwald. Von W. Hasemann.  
199. Blatt. Juden aus Jerusalem. Von Ernst Rietschel (?).  
200. Blatt. Jüdinnen aus der Türkei. Von Ernst Rietschel (?).  
201. Blatt. Frau aus Leipzig. 1592. Nach einem Stammbuchblatte.  
202. Blatt. Deutsche Frau um 1600. Nach einem Stammbuchblatte.  
203. Blatt. Kuhhirt aus Mittenwald, Oberbaiern. Von Carl Ridel.  
204. Blatt. Bäuerin aus Dachau bei München, Oberbaiern. Von Carl Ridel.  
205. Blatt. Bürgerfrau aus Waupen. 1592. Nach einem Stammbuchblatte.  
206. Blatt. Deutsche Frau in Sonntagstracht, Anfang des achtzehnten Jahrhunderts. Nach einem Stammbuchblatte.  
207. Blatt. Kalmüschischer Priester. Von Carl Ridel.  
208. Blatt. Mädchen aus Nidach, Oberbaiern. Von Carl Ridel.  
**Blüthenzauber.**  
Von E. von Kramer.  
(Zur Ausgabe mit allen Kupfern.)  
7. Bergheimmicht. *Myosotis palustris*.  
8. Brennessel. *Urtica urens*. — Rittersporn. *Delphinium*.  
9. Löwenzahn. *Leontodon taraxacum*.  
10. Kartoffel. *Solanum tuberosum*.  
11. Wegwarte. *Cichorium intybus*. — Mohrrübe. *Daucus Carota*. — Kaffeebaum. *Coffea arabica*.  
12. Kümmel. *Carum Carvi*. — Anis. *Pimpinella anisum*.  
13. Bierblättrige Einbeere. — Paris quadrifolia.  
14. Weizen. *Triticum vulgare*. — Korn. *Secale cereale*. — Dinkel. *Triticum spelta*. — Buchweizen. *Polygonum fagopyrum*.  
15. Tollkirsche. *Atropa Belladonna*. — Himbeere. *Rubus Idaeus*. — Erdbeere. *Fragaria vesca*. — Brombeere. *Rubus fruticosus*.  
16. Hopfen. *Humulus lupulus*. — Gerste (Malz). *Hordeum distichon*.  
**Blumenfinder.**  
Von Paul Nauen.  
(Zur Ausgabe mit allen Kupfern.)  
21. Sonnenblume. *Helianthus annuus*.  
22. Gefüllte Nelke. *Dianthus caryophyllus*.  
23. Gelbe Rose. *Rosa lutea*.  
24. Bohne. *Phaseolus*.  
**Bildermappe.**  
Sammt begleitendem Text.  
(Zur Heft-Ausgabe.)  
Nr. 41. Ein Bärenführer. Von Paul Meyerheim. Heft 2.  
Nr. 42. Die Aussetzung Moses. Von Bernhard Blochhorst. Heft 4.  
Nr. 43. Wald-Idylle. Von R. Epp. Heft 6.  
Nr. 44. Auf dem Jahrmarkt. Von Franz Eduard Meyerheim. Heft 8.  
Nr. 45. Hof eines Karawanerai in Tunis. Von E. Berninger. Heft 10.  
Nr. 46. Nachmittagsständchen. Von Fr. Kraus. Heft 12.  
Nr. 47. Der jungen Hausfrau zum Willkommen. Von Ernst Rietschel. Heft 14.  
Nr. 48. Die Vermählung Wilhelms von Oranien mit Anna von Sachsen. Von H. Börd. Heft 16.  
Nr. 49. In der Ahnenruft. Von Ferdinand Brütt. Heft 18.  
Nr. 50. Der Branttrunk. Von A. von Heyden. Heft 20.  
Nr. 51. Auf dem Wege zur Schule. Von Hubert Salentin. Heft 22.  
Nr. 52. Am Hochzeitsmorgen. Von Antonie Volkmar. Heft 24.



# Illustrirte Frauen-Zeitung.

Ausgabe der „Modenwelt“ mit Unterhaltungsblatt.

Nr. 1, Erstes Blatt.

Monatlich zwei Nummern.  
Vierteljährlich 2½ M. = 1½ Gold.

Berlin, 1. Januar 1886.

(Ausgabe mit allen  
Zusätzen 4¼ M. = 2 Gold, 55 Kr.)

XIII. Jahrgang.



Marie Bräuer-Schubert



Nachdruck verboten.

## Ein Lustspiel am Hofe.\*)

Erzählung von E. Willer.

1.



Es war im Sommer 1590. Auf dem neu-erbauten Schlosse zu Nyköpings flatterte nicht, wie sonst, das roth und weiße Banner Dänemarks, denn die Königin-Witwe Sophia, die auf der Insel Falster residirte, war mit ihren jungen Kindern zum Besuche ihres Sohnes, des vierzehnjährigen Christian IV., nach Standerborg gereist. Nur ihre beiden ältesten Töchter, die Herzoginnen Elisabeth und Auguste, waren unter dem Schutze der Hofmeisterin, Frau Konradine von Bommelberg, nebst der jüngsten Hofdame, Jungfer Eva von Voineburg, im Schlosse zurückgeblieben.

Die Hofmeisterin führte ein strenges Regiment; und da sie stets in der Sorge lebte, es könne irgend ein kleiner Liebeshandel entstehen, suchte sie die Hofjunker von ihren Schülern ängstlich fern zu halten. Die Tanzstunde, welche an diesem Abend beginnen sollte, hatte der guten Dame schon manchen Seufzer ausgepreßt.

Es war bald nach fünf Uhr; man saß noch bei der Abendmahlzeit. Frau Konradine präsidirte an Stelle der Königin. Sie disputirte mit Graf Thore Arenfeld, dem Schloßhauptmann, einem ganz alten Herrn, der nur mit Hilfe einer Krücke die steigewordenen Beine fortbewegen konnte. Die Hofmeisterin disputirte lebhaft; die drei rothen Federn über ihrer hochaufgebauten Stirn zitterten heftig.

„Das bedeutet, Frau Konradine ist aufgeregt,“ übersehte Jungfer Eva Voineburg, die junge Hofdame, das Zeichen. „Da sie sich aber Bergersfisch mit frischer Butter schmecken läßt, hat die Aufregung noch nicht den höchsten Grad erreicht.“

Jene drei Federn trugen zwar nicht zur Verschönerung des alten, obschon energischen und gutmüthigen Gesichtes bei, aber sie erwiesen sich als untrüglicher Temperamentsmesser.

Die Unterhaltung an einem Hofe war dazumal formloser. Wenn man auch nicht aufrichtiger war, als heut zu Tage, so trug man doch kein Bedenken, die Dinge ohne Umschreibung bei ihrem Namen zu nennen und Gegenstände in das Gespräch zu ziehen, die man jetzt nicht mehr für salonsfähig hält. Und wie man freier redete, so lebte man auch unbeeinträchtigt durch strenge Etikette, außer bei großen Festlichkeiten, wo ein steifes Ceremoniel beobachtet wurde.

„Mein lieber Graf Thore,“ sprach die Hofmeisterin, „bei den Tanzstunden will ich ja recht gern eine Ausnahme gestatten. Ihre Majestät hat uns nun einmal das italienische Ding... Fräulein Elisabeth?“

Diese Frage galt der ältesten der beiden Herzoginnen, einem schlanken, schönen Mädchen von achtzehn Jahren. Prinzessinnen redete man gewöhnlich „Fräulein“ an.

„Unter dem italienischen Ding meint Ihr wohl Messer Nicolo Pitigliano, den Tanzmeister?“

„Habt Ihr denn etwas dawider, Fräulein, daß ich den kleinen Mann ein Ding nenne? Hat ihn nicht der liebe Gott erschaffen, wie alle Dinge in der Welt? — Also, mein lieber Graf Thore, die jungen Damen mögen in Gottes Namen mit den drei Hofjunkern die Reverenza grave einstudiren. Selbstverständlich werde ich die Augen aufpassen... Habt Ihr etwas zu bemerken, Fräulein Auguste?“

Auguste, die jüngste Herzogin, ein zartes Mädchen von fünfzehn Jahren, erröthete: „Die Frau Mutter hat geschrieben, daß wir auch eine Gaillarde einstudiren sollen.“

Die Federn schwankten stärker. Jungfer Eva beobachtete das Zeichen mit Sorge; sie wußte, daß, wenn die Federn im Sturme wehten, sich über sie der Hofmeisterin Born ergoß. Ihr Schicksal stand in nahem Zusammenhange mit den drei rothen Federn.

„Leider, — ich muß trotz meiner grenzenlosen Verehrung und Liebe für Ihre Majestät es sagen, — leider steht das Wort ‚Gaillarde‘ in dem Briefe. Nun frage ich Euch, Arenfeld, habt Ihr schon je etwas Gutes von einer Gaillarde erlebt?“

Der alte Herr warf den jungen Damen unter den buschigen Brauen einen lustigen Blick zu. „Wie Ihr's nehmen wollt, Frau Konradine. Ich habe mich vor vierzig Jahren nach einer Gaillarde mit meiner jetzt in Gott seligen Frau verprochen.“

„Da haben wir's! Das ist's ja, was ich immer sage. Nichts führt das Mannsvolk mehr mit den Frauenzimmern zusammen, als so ein Rundtanz... Fräulein Elisabeth?“

\*) Die historische Rolle, welche dieser Erzählung zu Grunde liegt, ist Hoppe's „Geschichte der Stadt Hannover“ entnommen.

„So habt Ihr bei uns nichts zu befürchten, Frau Konradine. Ich bin ja schon verlobt, und Auguste ist noch ein Kind.“

Auguste warf ihrer Schwester einen beleidigten Blick zu.

„Und für Jungfer Eva werde ich meine Vorsichtsmaßregeln treffen; sie wird mit Junker Lars die Gaillarde tanzen,“ entschied die Hofmeisterin.

„Da er nie mehr als zwei Worte hinter einander redet, kann er nicht einmal sagen: Jungfer Eva, ich liebe Euch! Das ist schon eine gewisse Sicherheit,“ bemerkte der Schloßhauptmann trocken.

Jetzt war es an der Hofdame, beleidigt auszusehen.

„Spottet, soviel Ihr wollt, Graf Thore, ich bleibe bei meiner Meinung; über die Gaillarden könnte ich Bücher schreiben,“ fuhr die Hofmeisterin fort. „Erinnert Ihr Euch noch an die schöne Jungfer Karna? Seht, sie tanzte einmal eine Gaillarde mit fürstlichen Gnaden, — der Name thut hier nichts zur Sache, — und sofort stellten sich höchst gefährliche Symptome ein. Als sich die Jungfer in ihre Kammer begeben hatte, brachte ich ihr eine Kanne Fliederthee. ‚Jungfer Karna,‘ sagte ich, ‚Ihr müßt schwitzen, denn Ihr seid verliebt.‘“

Ueber die Gesichter der jungen Damen zuckte es wie Lachen, und der Schloßhauptmann stieß ein gewisses Grinsen aus, das die Hofmeisterin aufschaltete. Die Federn geriethen bedenklich in's Schwanken.

„Jungfer Eva, nächstens werde ich Euch Fliederthee bringen. Ich kurire die Liebe, wie eine Kinderkrankheit, allemal mit Schwitzen.“

„Pathe Siglinde sagt, was Gott zusammensügt, soll der Mensch nicht scheiden,“ stotterte das erröthende Mädchen.

„Da hätte die Pathe wieder einmal etwas geschwatzt, was gar nicht zur Sache paßt.“

„Es paßt wirklich nicht, Euer Gnaden, aber das rechte Wort ist mir nicht eingefallen,“ entschuldigte sich die Hofdame.

„Ich habe in meiner Jugend verteuftelt oft an solchen Kinderkrankheiten gelitten,“ bemerkte der Schloßhauptmann mit äußerst ernstem Gesicht. „Leider kurirt man sie bei uns in Dänemark nicht, wie bei Euch in Mecklenburg.“

„Kann sein. Ich bin für mecklenburgische Kuren.“ „Um Vergebung, wie hat die Schwizkur bei Jungfer Karna angeschlagen?“

„Ganz vortrefflich, Graf Thore. Drei Tage und drei Nächte wick ich nicht von ihrem Bette, — dann war sie genesen.“

„Und fürstliche Gnaden, Frau Konradine?“

„Fürstliche Gnaden, — Gott habe den Herrn selig, er ist schon lange todt, — fürstliche Gnaden waren abgereist.“

„Sollte nicht die Abreise...?“ Der Schloßhauptmann wurde unterbrochen.

„Jungfer Eva!“ Den höchst mißbilligenden Ton der Hofmeisterin begleitete ein höchst mißbilligender Blick auf das junge Mädchen. Das arme Kind wurde sehr verlegen. Auf einem einsamen Landhause von der Pathe Siglinde erzogen und erst seit kurzer Zeit am Hofe, war Eva mit Handhabung der Gabel, deren Gebrauch noch nicht allgemein verbreitet war, nicht vertraut und bediente sich öfter beim Essen des Messers.

Der gutmüthige Schloßhauptmann wollte die Aufmerksamkeit von ihr ablenken. „Um Vergebung, Frau Konradine, habt Ihr Euch auf dieselbe Weise kurirt?“

„Mein lieber Graf Thore, ich war erst fünfzehn Jahre, als man mich an einen alten Mann verheirathete. Fünf Jahre diente mir das Leben unerträglich, und als ich im sechsten anfang, mich an meinen Tyrannen zu gewöhnen, nahm ihn unser Herrgott zu sich.“

Die Federn zitterten heftig; die Hofmeisterin hatte die Gabel hingelegt und lächelte sich mit einem gestickten Fähnlein. „Die Lust ist unerträglich schwül. Mache Er das Fenster auf, Zeppe.“

Diese Worte galten dem ältesten der drei aufwartenden Diener.

„Ich wußte gar nicht, daß Ihr schon so jung verwitwet seid,“ sagte Elisabeth und blickte theilnehmend die alte Dame an.

Graf Thore schüttelte ungläubig den Kopf: „Mit einundzwanzig Jahren Witwe, — und niemals eine Kinderkrankheit durchgemacht?“

„Mein lieber Arenfeld, vor meinem Herzen standen drei strenge Wächter: Erfahrung in der Ehe, ein häßliches Gesicht und ein leerer Ventel. Vor einem so scharf bewachten Thore ergreift jeder Liebhaber die Flucht.“

„Das macht mich für Euch bange, Frau Hofmeisterin; denn wenn man erst in gesetztem Alter von einer Kinderkrankheit überfallen wird, kann's an's Leben gehen!“

Die Hofmeisterin erhob sich, und die Federn schwankten hin und her; diesmal aber nur, weil sie lachte; sie liebte einen Spaß, auch wenn sie die Kosten zu bezahlen hatte.

„Ihr seid ein alter Sünder, Arenfeld,“ rief sie und

schlug ihn mit dem Fähnlein. „Bessert Euch, und ärgert eine alte Frau nicht bei jeder Mahlzeit... Kommt, Fräulein! Weil ich während der Tanzstunde meine Augen offen halten muß, will ich sie vorher noch eine Stunde schließen.“

Es war ein schwüler Tag, wie er auf diesen nordischen Inseln auch im Hochsommer selten ist. Die See lag bewegungslos, wie ein Spiegel, und sah grau wie Blei aus. Der wolkenlose Himmel hatte die gleiche bleigraue Färbung, nur eine Schottirung lichter. Orell stachen davon die weißen, schlaffen Segel der Fischerbote ab, sowie die Möven, welche gleich glänzenden Punkten über die Bucht schossen.

Die jungen Damen fühlten bei dieser Temperatur keine Neigung, sich in eine Thurmstube sperren zu lassen; sie wären am liebsten an den Strand gegangen, aber keine von ihnen wagte, ein so ungeheures Ansehen an die Hofmeisterin zu stellen, und so folgten sie ihr gehorjam.

Frau Konradine hatte sich vorgenommen, zu schlafen, und da sie Alles, was sie sich vornahm, auch mit Energie durchführte, setzte sie sich in der Thurmstube auf einen der steifehningen, geradbeinigen Armstühle, schloß die Augen und war, ehe man bis drei zählen konnte, eingeschlafen. Fräulein Elisabeth vertiefte sich in ein Buch mit reichem Einband; es enthielt die Komödie: „Vincenzio Ladislav, Satrapa von Mantua“, welche ihr Bräutigam, der Herzog Heinrich Julius von Braunschweig, selbst verfaßt hatte.

Die reizende Hofdame zeigte sich nach dem Abendbrot gegen ihre Gewohnheit sehr einsilbig; vielleicht war es die in Aussicht gestellte Schwizkur, die sie verdroß, vielleicht die Gaillarde mit Junker Lars. Auf alle Bemerkungen der kleinen Herzogin nicht ober schüttelte sie nur mit dem kleinen Troklopf; dafür nähte sie mit großem Eifer Perlen auf seine Lederhandschuhe.

Auguste wurde ärgerlich: „Du hast wohl ein Gelübde abgelegt, Eva, kein Wort zu reden, weil Dich die Hofmeisterin beleidigt hat? Aber diesmal hat sie Recht: Du bist in Junker Olav verliebt! Ich höre auch, was die Glocken läuten.“

Jungfer Eva schüttelte so energisch den Kopf, daß eine Perle ihrer Nadel entschlüpfte; sie bückte sich, um sie aufzuheben, und als sie sich wieder erhob, war sie ganz roth geworden.

Ein Wunder war es nicht, daß sie Junker Olav bevorzugte, denn die anderen Hofjunker konnten mit ihm gar keinen Vergleich aushalten. Er genoß am Hofe Ansehen und galt für einen tapferen, tüchtigen Mann; sein Aeußeres war auch nicht übel.

Die kleine Herzogin hatte jeden Blick beachtet, der zwischen Junker Olav und Eva gewechselt worden war; sie interessirte sich für diese Liebesgeschichte viel lebhafter, als für die Verlobung ihrer Schwester Elisabeth mit dem Herzog von Braunschweig. „Ach, Eva, wird nicht eine Liebesgeschichte daraus werden?“ fragte sie. „Ich möchte so gern eine erleben; eine so recht feurige, wo Ihr fast vor Liebe sterbt, weil Ihr Euch nicht kriegen sollt! Aber zulezt müßt Ihr glücklich werden.“

Mit ihren großen, ernsten Augen blickte Elisabeth von dem Buche auf: „Ich hab' es nicht gern, daß Ihr immer von Liebesgeschichten redet; solches Geschwätz taugt nicht für uns, weil wir kein Recht haben, unsere Gatten selbst zu wählen. Wir müssen lernen, uns in die Verhältnisse zu fügen, und dürfen unser Herz nicht zu viel fragen.“

Auf Eva's Gesicht malte sich das innigste Mitleid: „Aus dieser Ursache habe ich Euch auch immer von Herzen beklagt, Fräulein.“

Aber im Vollgefühl ihrer bevorzugten Stellung lächelte Elisabeth stolz: „Du brauchst Dein Mitleid nicht an uns zu verschwenden! Meine Schwester Anna schreibt sehr zufrieden über den König von Schottland, den sie vor ihrer Ehe gar nicht kannte, und ich fürchte mich nicht vor meinem Bräutigam, weil ich ihn noch nie gesehen habe. Die Frau Mutter versteht's besser als ich, wenn sie mich anvertrauen darf. Sie hat viel Rühmliches über des Herzogs Charakter gehört, und ich bin stolz, daß ein so gelehrter und ritterlicher Herr mein Gatte wird.“

Eva war anderer Meinung; ihre Miene sagte es so deutlich, wie ihr Mund. „Pathe Siglinde meint es herzlich gut mit mir, und sie ist eine kluge Frau. Was aber meinen Liebsten anbelangt, da muß ich schon danken...“

„Wofür müßt Ihr danken, Jungfer Eva?“

Die Stimme der Hofmeisterin klang sehr verschlafen. „Für Bergersfisch mit Butter,“ entgegnete Eva, schnell gefaßt.

Dagegen konnte Frau Konradine vom moralischen Standpunkte nichts einwenden, und so wurden die weit aufgerissenen Augen wieder geschlossen; gleichmäßig tanzten die rothen Federn, und ein tiefes Athmen ließ sich vernehmen.

Auguste drückte der Hofdame verstohlen die Hand. „Das sage ich Dir, Elisabeth, einen so gelehrten



Herrn, wie Deinen Herzog Heinrich Julius, heirathe ich einmal nicht. Ich kann die Studirten nicht leiden. Deinem Bräutigam sitzt das Herz im Kopf und die Liebe nur in der Feder. Er ist ja nicht einmal neugierig, wie seine Braut aussieht. Wäre er ein richtig verliebter Herr, wie ich mir einen wünsche . . ."

„Was wünscht Ihr Euch, Fräulein Auguste?“

Frau Konradine war schon wieder erwacht.

„Kosinentuchen,“ antwortete die kleine Herzogin schnippisch.

„Um Euch damit den Magen zu verderben! Habt Ihr denn keine anderen Gedanken, als das Essen?“

Erst als sich abermals beruhigendes Athmen vernahmen ließ, wagte Auguste mit leiserer Stimme fortzufahren: „Da stellt sich nun Elisabeth an, als ob das Buch über die Mäßen unterhaltend wäre. Ich aber kann mir nicht einmal den langen Titel der Komödie merken. Gott bewahre mich vor einem Poeten! Ich sage Dir, wenn man soviel gelehrtes Zeug studirt, verlernt man ganz zu reden, wie vernünftige Menschen. Wenn die Beiden sich zum ersten Male sehen, werden sie sich gewiß in Versen anreden. Dann darfst Du mich aber nicht anstoßen, Eva, sonst muß ich herausplagen, wenn der Herzog von Braunschweig höchst feierlich sagt:

„O schönes Fräulein Elisabeth,  
Ich hoffe, daß Ihr mit mir geht.“

Worauf sie ganz unvorbereitet in folgende erhabenen Verse ausbrechen muß:

„Ja, Herzog Heinrich Julius,  
In Braunschweig kriegst Du einen Kuß!“

Jetzt mußte selbst Elisabeth lachen, und davon erwachte natürlich Frau Konradine. Sie blickte nach der mächtigen Schlaguhr, und da der Zeiger über achtzehn stand, — was nach unserer Zählung die sechste Abendstunde bedeutet, — stand sie auf. Vor dem Spiegel entdeckte sie, daß ihre Haarpußen gelodert waren. „Wiefen muß mir die Frisur wieder in's Gesicht bringen“, sagte sie und verließ ihre Schützlinge.

Kaum war sie fort, so wurde gelockt und die Thür ein wenig geöffnet. Durch die schmale Oeffnung schlängelte sich Barthel Quark, der Schreiber, in's Zimmer. Er blieb gebückt stehen, zerrte an seinen Fingern, bis sie knackten, und stotterte sehr verlegen: „Allerunterthänigste Entschuldigung, fürstliche Gnaden. Ich wagte mich nur herein, weil's Meister Anderson verlangte.“

Eine kläglichere Gestalt konnte man selten sehen. Das grüne Wamms hing lose an der schlottrigen Gestalt. Die Halskrause war zertrümmert; um den eckigen Kopf stand das rüthliche Haar borstförmig. Die langen Arme schienen nur angewachsen, um dem Männlein überall in den Weg zu kommen, und die kleinen, trüben Augen in dem langen, gelben Gesicht schielten ängstlich umher, als vermüthete es in jedem Winkel einen verborgenen Feind.

„Der Apotheker schickt Ihn her? Ist der von seiner Brautfahrt denn schon wieder heimgekehrt?“ fragte Elisabeth freundlich.

„Allerunterthänigste Entschuldigung! Zurückgekehrt ist Meister Anderson, aber nicht allein.“

„Das versteht sich; er muß doch eine junge Frau in's Haus gebracht haben.“

„Außer Frau Ursel auch noch einen Krämer, fürstliche Gnaden. Der Krämer ist just mit demselben Schiffe gekommen, und feinewegen hat mich Meister Anderson zu fürstliche Gnaden geschickt.“

Während er redete, suchte Barthel ängstlich in den Falten seines Wamms; endlich zog er einen Brief hervor.

„Der Krämer hat gewagt, an fürstliche Gnaden ein unterthäniges Schreiben zu richten.“

Als aber Barthel den Brief besah, gerieth er noch mehr in Verlegenheit. „Allerunterthänigste Entschuldigung, — da habe ich den falschen ergriffen. Das Brieflein ist für die Jungfer Voineburg bestimmt.“

„Für mich?“ fragte Eva, über und über roth; doch streckte sie ihre Hand danach aus.

„Fliederthee heißt Liebesweh,“ sang die jüngste Herzogin und lachte.

Nun hatte der Schreiber den rechten Brief gefunden und überreichte ihn mit seinem tiefsten Bückling. Elisabeth nahm und las ihn dann laut vor, wie ein Schriftstück, das man, weil es ganz gleichgültig ist, Allen mittheilt:

„Fürstliche Gnaden, weist mich nicht ab! Man sagt, Euer Herz wäre gültig, und Ihr verschloßet auch vor dem geringsten Eurer Untergebenen nicht das Ohr; dieses ist der feste Grund, darauf ich meine Hoffnung gebaut habe; ich setzte mein Geld an die beste Waare und mein Herz an die Hoffnung, Euch damit zu dienen.“

In tiefster Devotion und Ergebenheit, fürstliche Gnaden allerunterthänigster Knecht

Hertog aus Wolfenbüttel.“

Elisabeths Hand mit dem Briefe sank herab. „Das ist ein wunderlicher Mensch,“ sagte sie nachdenklich.

Nun fuhr aber Jungfer Eva, die sich nur bis zum Schluß des interessanten Schreibens geduldet, zornig

auf: „Wer hat Ihn den Brief für mich gegeben, Schreiber? Es steht nicht einmal ein Name darunter.“

Der Aermste retirirte schnell nach der Thür. „Ich weiß ihn nicht, — will sagen, ich darf ihn nicht wissen. Ihr werdet ihn doch kennen, Jungfer Voineburg?“

Nach diesen angstvoll hervorgestoßenen Worten schien der Schreiber nur in der Flucht sein Heil zu suchen; aber die jüngste Herzogin rief ihn zurück. Barthel mußte gehorchen, so schwer es ihm ankam.

„Was für Waaren führt der Krämer?“

„Meister Anderson sagt, es wäre gar kein gemeiner Krämer; er soll nur die allerfeinsten Waaren führen, höchst seltene Gold- und Silberwaaren.“

„Das ist eine Angelegenheit, die vor die Frau Hofmeisterin gehört,“ entschied Elisabeth. „Wo erst eine Hochzeit in Aussicht ist, findet sich allemal ein Schwarm von Krämeren ein.“

Eva hatte ihren Brief mit zornigen Augen überflogen; dann zertrümmte sie ihn, und schließlich schien sie sich einzubilden, daß Niemand ihren Aerger bemerkt habe. Sie sprach ganz ruhig: „Pathe Siglinde sagt auch: ‚Trau, schau, wem!‘ Solcherlei Gefindel geht nur auf's Betrügen aus.“

Da mußte Elisabeth herzlich lachen. „O Du Kluges Euchen! Um Dir einen Mann auszuwählen, glaubst Du genug Verstand zu besitzen; aber bei Kamm, Nadel und Schnalle bist Du in Sorge, betrogen zu werden.“

Sie wendete sich darauf zu Barthel: „Welche Er Meister Anderson, daß wir trotz seiner schönen Worte nicht gesonnen wären, den Krämer anzunehmen. Die Hofmeisterin hält jeden Handelsmann für einen verkappten Landstreicher. Sie wird feinewegen keine Ausnahme machen.“

Die Angelegenheit war für Elisabeth abgethan, und sie nahm das Buch wieder zur Hand. Auguste war anderer Meinung; sie gab allerhand Zeichen der Ungebuld.

„Das wäre nicht freundlich, einen armen Menschen so ungnädig zu entlassen. Und weshalb? Bloß weil die Hofmeisterin an Einbildungen leidet! Die Frau Mutter ist gar nicht so streng gegen diese Art Leute. Ich weiß schon, daß Du jetzt viel zu gelehrt bist, um Dir aus solchen Dingen etwas zu machen; aber Eva und ich würden die Waaren gern einmal sehen.“

Ein wenig jaghaft, denn sie war nicht sicher, ob die Schwester einen Einspruch erheben würde, näherte sich Auguste jetzt dem Schreiber: „Gebe Er Acht, was ich Ihm sage. Wenn die Frau Hofmeisterin sich heute Abend zurückgezogen hat, kann er den Krämer in die Stube unserer Kammerfrau führen.“

Barthel krümmte sich wie ein Wurm, als Beweis seiner Bereitwilligkeit. Dann wich er entsezt ein paar Schritte zurück, denn Eva hielt ihm den zertrümmten Brief unter die Nase: „Dem Junker, der Ihn den Brief gegeben, kann Er auch sagen, was ich von seinem Geschreibsel halte.“

Barthel zog sich schleunig hinter die Thür zurück, guckte aber gleich darauf wieder herein. „Wenn, — wenn etwas Unangenehmes aus dem Besuche des Krämers hervorgeht, — ich werd's doch nicht auszubaden haben, fürstliche Gnaden?“

Elisabeth blickte von ihrem Buche auf: „Für das, was Fräulein Auguste thut, übernehme ich die Verantwortung. Er kann gehen, Schreiber.“

Kaum war der struppige Kopf verschwunden, so brach Eva in Thränen aus. „O, ich möchte ihn zerreißen! Ich möchte ihn in Stücke reißen!“

„Den Brief, oder den Schreiber, oder den Liebeshaber?“ spottete die kleine Herzogin.

„Pathe Siglinde sagt: ‚Wenn eine Jungfer Liebesbriefe bekommt, trägt sie allein die Schuld.‘ Habe ich wohl Junker Pankraz je einen freundlichen Blick gegönnt?“

„Aber Eva, weshalb räthst Du auf Junker Pankraz?“

„Das Räthsel ist nicht schwer zu lösen. Ihre Majestät hat in Nyköpung nur drei Hofjunker zurückgelassen.“

„Und just die dümmsten. Nein, Eva, sieh nicht beleidigt aus: Du weißt, daß ich Junker Olav nicht damit meine; auf ihn hält selbst die Frau Mutter große Stücke. Wenn er Dich heirathen will, habe ich nichts dawider. Warum kann Junker Olav nicht den Brief geschrieben haben?“

„Nein, der war immer respectvoll gegen mich. Aber Junker Pankraz stößt mir seinen ausgemachten Unsim bei jeder Gelegenheit in die Ohren. Bin ich deshalb an den Hof gekommen, um mich von diesem Strohkopf, herzallerliebste Jungfer schimpfen zu lassen?“

Elisabeth war jetzt ein bißchen neugierig geworden: „Ist's erlaubt, den Brief zu lesen?“

Eva bemühte sich, das zertrümmte Papier zu glätten. „Ich werde doch aus dieses Menschen Geschwätz kein Geheimniß machen,“ erwiderte sie.

Elisabeth las: „Ich höre meine Nachtigall nicht mehr singen; also daß ich fürchte, es sei schon Herbst geworden.“

„Hast Du den Aermsten mit Deinen alten Liebern bezaubert, Eva?“

„Ach, Fräulein, das ist nur so eine bildliche Redensart.“ Elisabeth las weiter:

„Dieses soll heißen, daß ich Eure holde Stimme nicht mehr höre, weil Ihr von einem Cerberus, — ich will durch keinen Namen Euch in Ungelegenheit bringen, — bewacht werdet, da doch Eure scharfe Zunge eine Waffe ist, durch die Ihr Euch selbst zu schützen wißt.“

„O hört nur, Fräulein, wie er mich verspottet!“ unterbrach Eva.

Die kleine Herzogin machte eine weiße Miene: „So viel Scharfsinn hätte ich dem Junker Pankraz gar nicht zugetraut.“

Dem beleidigten Euchen traten die Thränen in die Augen: „Ich will mir die Zunge abbeißen, wenn ich ihm je wieder ein freundliches Wort gönne.“

Elisabeth fuhr indessen fort: „Sollte besagter Cerberus der Wachsamkeit vergessen, so bitte ich Euch, herzallerliebste Jungfer, geht morgen um die achte Stunde bei des Apothekers Garten vorüber. Ich habe redliche Absichten. Dieses schreibe ich in großer Herzenspein, ohne Unterschrift, da Ihr den Schreiber . . .“

Eva griff eilig nach dem Briefe und schob ihn in ihre Tasche; sie hatte Schritte vernommen. Gleich darauf trat auch die Hofmeisterin ein. Die kleine Herzogin aber flüsterete Eva noch zu: „Ich finde den Brief sehr schön; so einen kann der dumme Junker Pankraz gar nicht schreiben.“

Die Frisur war zwar frisch aufgepußt, aber die Hofmeisterin sah sehr erregt aus. Paulsen, der alte Kammerdiener, folgte ihr auf dem Fuße.

„Fräulein Elisabeth,“ sagte die Hofmeisterin, „Messer Nicolo wartet schon im Krystallsaal. Junker Pankraz und Junker Lars haben sich auch eingestellt, nur Junker Olav Tagesen fehlt. Ja, sage Er einmal, Paulsen, weshalb ist Junker Olav noch nicht gekommen?“

„Junker Olav schnarcht,“ erwiderte Paulsen mit gedämpfter Stimme und bedeutungsvollen Blicken.

„Schnarcht?“ wiederholte ein Chor entsezt Stimmen.

Paulsen nickte bekümmert. „Wekt ihn!“ befahl die Hofmeisterin. „Was man nicht bürsten kann, muß man klopfen.“

Die Antwort Paulsen's klang noch gedämpfter. „Aber, Euer Gnaden, der Junker schnarcht schwer, — er hat einen Kausch.“

„Einen Kausch!“ wiederholte der Chor.

„Den konnte sich Junker Olav auch einen andern Tag anschaffen,“ versetzte Auguste ärgerlich. Eva war blaß geworden und biß mit ihren kleinen Zähnen unbarmherzig die Unterlippe. Sie hörte zwar viel von der Unmäßigkeit der Männer; aber Junker Olav hatte sie für eine Ausnahme gehalten.

Die wasserblauen Augen der Hofmeisterin sahen sehr streng aus. „In der Lektion des Messer Nicolo bedarf es dreier Subjecte, Paulsen!“

Der Diener zuckte die Achseln. „Euer Gnaden wissen so gut, wie ich, daß wir während der Abwesenheit Ihrer Majestät nur drei Junker im Schlosse haben, — und von diesen ist einer nicht zu erwecken.“

Die Erregung der Hofmeisterin wuchs; sie machte einige Schritte, blieb dann stehen, berührte mit dem Fähnlein ihre Stirn und schien nachzudenken; aber sie fand keinen Ausweg. „Woher sollen wir in dieser Eile ein drittes Subject nehmen? Das ist eine sehr üble Lage.“

Unterdeß war Elisabeth aus dem Erker hinzuge treten. „Da bleibt nichts Anderes übrig, als den Schreiber zu holen,“ sagte sie ruhig.

Die Hofmeisterin riß ihre Augen ungewöhnlich weit auf, und die rothen Federn geriechen in stürmische Bewegung. „Den Schreiber? Ei, der ist ja kein adeliges Subject!“

„Was bleibt uns übrig, Frau Konradine? Ein Junker wäre mir auch lieber; aber wie mich dünkt, ist der Frau Mutter Wille das Wichtigste, und sie verlangt, daß wir gleich mit den Lektionen beginnen, damit dieselben beendet sind, noch ehe Herzog Heinrich Julius zu der Vermählung kommt.“

„Natürlich kriege ich den Schreiber!“ klagte Eva. Im Grunde war's ihr jetzt ganz gleich, mit wem sie tanzte; an den Thränen, die noch in ihren Augen standen, war allein der Kausch von Junker Olav schuld.

„Darüber brauchst Du Dich nicht zu grämen, Eva. Der Schreiber soll mein Partner sein.“

Elisabeth sprach wie Jemand, der keinen Widerspruch erlaubt. Die Hofmeisterin mußte sich vor Schreck setzen. „Der lumpige Schreiber?“ stöhnte sie. „Ein unadeliges Subject? Ich wasche meine Hände in Unschuld!“

Der Schreiber an einem Hofe hatte in damaliger Zeit mehr die Stellung eines Geheimsecretärs; denn die Fürstinnen waren meist im Schreiben zu ungelübt, um ihre Briefe selbst zu schreiben. Die Königin Sophie von Dänemark, eine mecklenburgische Herzogin, machte freilich eine Ausnahme; sie war eine Frau von seltener Bildung und bedurfte solcher Dienste nicht.





Nymphenburg. Von C. Zessner. — Siehe Seite 7.





Aus dieser Ursache und wegen seines furchtsamen Wesens genosß der arme Barthel ein sehr geringes Ansehen am Hofe.

Paulsen wurde indeß abgefordert, den Schreiber zu der Tanzstunde zu befehlen.

2.

Der Krystallsaal hatte seinen Namen von den in die Mauern eingefügten größeren und kleineren Bergkrystallen. Er war weder prächtig, noch gebührte dem engen Raume die Bezeichnung eines Saales. Durch die kleinen Fenster mit Bogenstücken fiel nur ein späliches Licht, und da vom See her ein Wetter aufzog, war es in dem Zimmer schon dämmerig. Trotzdem hatte man die Kerzen in den Wandleuchtern noch nicht angezündet; der Querbalken an der Decke glänzte durch die neuen, vergoldeten Zierathe, aber der riesengroße Kamin sah schwarz aus, wie eine Höhle. Ein runder Tisch von Nußbaum, der sonst die Mitte des Zimmers einnahm, war zur Seite geschoben worden; die rings an den Wänden herumlaufenden, schön geschnittenen Bänke hatten die Diener zum Theil mit Sammetpolstern belegt.

Messer Pitigliano, der Tanzmeister, maß mit ziemlich verächtlichem Blicke die Einfachheit des erst neuerbauten nordischen Königssitzes. Unwillkürlich drängte sich ihm der Vergleich mit der wunderbaren, stolzen Pracht in den Palästen der italienischen Nobilität auf. Die beiden adeligen Junker lösten ihm auch keinen Respect ein. Sie kamen ihm einfältig und ungebildet vor. Es geschah nur aus Höflichkeit, daß er ihnen die Bedeutung der Tanzkunst, als der ersten aller Künste, auseinandersetzte. Sein gebrochenes Deutsch, mit italienischen Brocken vermengt, machte ihnen seine schnelle Rede noch unverständlicher. Einer sah den Andern an, als wollte er fragen: „Hast Du den Narren verstanden?“

Am Nachmittage war der Junker Verstand gemeinhin noch mehr umflort, als in den Vormittagsstunden; an diesem Tage lagerte aber ein undurchdringlicher Nebel über ihrem Hirn. Wie es zugegangen, das war aus ihrem Gedächtniß vollständig ausgelöscht; nur soviel erinnerten sie sich, daß bei dem Mittagmahle sich ein Streit erhoben hatte; dann war eine Wette proponirt worden; darauf hatten sie Wein, sehr viel Wein getrunken. Auf einmal war Paulsen hereingestürzt und hatte sie an die Tanzstunde gemahnt. Junker Olav lag leider schon unter dem Tisch; offenbar hatte er die Wette verloren. Die Knechte brachten ihre Herren zu Bett, und nachdem diese ein paar Stunden geschlafen, gossen sie Jedem einen Eimer kaltes Wasser über den Kopf, eine mehr practische, als angenehme Kur. Zur Noth wurden sie nüchtern, außer Junker Olav, welcher nicht zu erwecken war.

Der Schloßhauptmann hatte von diesem Vorfall nichts erfahren. Ein Raufsch war in damaliger Zeit nichts Ungewöhnliches; vom Knecht bis zum König trank Jeder mehr, als er vertragen konnte. Friedrich II., der Gemahl der Königin Sophie, ein sonst vorzüglicher Regent, soll sogar durch den Trunk sein Leben verkürzt haben.

Junker Lars sah man nichts mehr an; er stand aufrecht wie ein Thurm und war auch eben so schweigsam. Syrechen hielt er für eine unpassende Gewohnheit. Was er wollte, — Gedanken beschäftigten ihn nicht, — gab er durch „A“ und „D“, durch Grunzen und Brummen kund, gelegentlich auch durch einen Fluch. Sein Umgang stellte keine größeren Ansprüche an ihn, denn Junker Lars ging fast nur mit Pferden und Hunden um. Im Ganzen war er ein verträglicher Niese; man konnte einen Spottvogel über ihn ausschütten, ohne daß er etwas übel nahm; und brummte er auch wie ein Bär, so brummte er doch ohne Wildheit. Fragen hingegen verstimmten ihn sehr, und muthete man ihm ungewohnte geistige Anstrengungen zu, so wurde er zornig.

Junker Pantraz stand noch vor dem Spiegel und zerrte grimmig an seinem schiefstehenden Halskragen; ebensowenig war er mit seinem stark gerötheten Gesichte zufrieden. Als er sich aber mit einem moschusduftenden Taschentuch eine Weile angewedelt hatte, kam er sich so vornehm vor, daß sein Selbstvertrauen wiederkehrte. Er sagte sich, was er sich in seiner Eitelkeit täglich sagte, daß der Schloßhauptmann vor den Vermählungs-Feierlichkeiten von seinem Posten zurücktreten würde, weil er zu alt und kränklich wäre, um diese Strapazen zu ertragen. Junker Pantraz erwartete zuversichtlich, dann Graf Arenfeld zu ersetzen. Darauf wollte er Eva Boineburg mit seiner Hand beglücken. Sie zeigte sich zwar noch äußerst kalt und spröde, aber Junker Pantraz, der die Weiber zu kennen glaubte, zweifelte nicht an ihrer Liebe.

Nachdem er so gleichsam sein geistiges Gleichgewicht hergestellt hatte, versuchte er es auch mit dem leiblichen. Aber die Beine parirten nicht, und der Kopf war zu schwer. Zum Sprechen war der Junker auch nicht aufgelegt, und er betrachtete den Tanzmeister mit aufgezogenen Brauen mißtrauisch von der Seite. Barthel stand im hintersten Winkel und schien aus Angst zu beten.

Die Thür wurde jetzt von Paulsen weit aufgerissen, und die Hofmeisterin mit ihren Schülern trat ein. Die Herren verbeugten sich, und Barthel drückte sich noch enger an die Wand.

Wenn die Hofmeisterin Respect einzulösen wünschte, setzte sie ein damals in die Mode gekommenes Augenglas, — pocket-looking-glas, — auf, welches die vornehmen Damen unter der Königin Elisabeth von England in ihren Taschen trugen. Da dieses Glas ihren Augen nicht angepaßt war, wandelte sie zwar, sobald sie es aufsetzte, wie in einem Nebel; aber sie genosß die Genugthuung, daß Jedermann ihren Anblick fürchtete.

„Messer Nicolo,“ sprach sie und startete durch das Glas nach der Stelle, wo sie ihn bei ihrem Eintritte gesehen hatte, „beginnen wir mit der Lektion. Ihre Majestät hat befohlen, also haben wir zu gehorchen. Von diesem Standpunkte bitte ich die Angelegenheit zu betrachten; denn für die Herzoginnen ist Tanzen nur eine Pflicht, kein Vergnügen.“

Die Mienen der jungen Damen widersprachen lebhaft dieser Auffassung.

„Schreiber, komme Er aus dem Winkel hervor und trete Er mit mir an,“ gebot Elisabeth in einem Tone, den Personen, die von Jugend auf an's Befehlen gewöhnt sind, unwillkürlich annehmen.

Die Junker hatten den Schreiber noch gar nicht bemerkt. Ihr Erstaunen war bei dieser Aufforderung grenzenlos. Selbst der Tanzmeister vermochte nicht, seine Verachtung vor der Etikette des dänischen Hofes ganz zu verbergen.

Frau Konradine schob ihr pocket-looking-glas in die Tasche; jetzt brauchte sie ihre Augen, denn sie war in großer Angst, die Gegenwart der Junker möchte bei der reizenden Hofdame zu einer Viebeleie führen, und Tag wie Nacht beschäftigte sie nur der eine Gedanke, die ihr anvertrauten jungen Damen der Königin heil und unverfehrt wieder übergeben zu können.

Barthel wurde von der unerwarteten Ehre vollständig zu Boden gedrückt, — er blieb in seinem Winkel.

„Beeile Er sich, Schreiber. Er soll ja nicht hingekriecht werden.“

Elisabeths Stimme war ein wenig gereizt. Barthel schlängelte sich furchtsam näher und stotterte: „Ich stolpere über meine eigenen Füße; 's ist eine angeborene Schwäche, fürstliche Gnaden.“

„Nehme Er meine Hand, Schreiber.“

Barthel tastete, als ob er blind wäre.

Nach einem Winke der Hofmeisterin wurde Junker Lars die Nothwendigkeit klar, daß er sich vor der kleinen Herzogin verbeugen müsse.

Junker Pantraz bedauerte schmerzlich, seiner Haltung und Sprache so wenig mächtig zu sein; er würde die Partnerschaft mit Jungfer Eva gern zu einer Liebeserklärung benutzt haben. Ihr Benehmen war übrigens noch abweisender als sonst; sie begrüßte ihn mit einem zornigen Blick und wendete ihm mehr, als es der Anstand erlaubte, den Rücken. Versuchte er trotz dieser Sturmsignale ein zärtliches Wort, so war sie taub, als hätte sie die Ohren mit Watte verstopft.

Die Hofmeisterin wandelte mit weit aufgerissenen Augen zwischen den Paaren umher; sie glaubte Alles zu sehen, und merkte nicht einmal, daß das Wetter, welches von der See her drohte, schon aufgezogen war.

„La Reverenza grave,“ sprach der Tanzmeister und verbeugte sich vor den drei ungleichen Paaren.

„Erstes Tempo: Mit die Hälfte von das linke Fuß vor das rechte Fuß. Signor Pantrazius vertauscht seine Gliedmaße; das linke vor das rechte Fuß, Signor Pantrazius. — Secondo Tempo. Madre dio! Signora Eva, warum verlaßt Sie das erste Tempo? — Secondo Tempo: das linke. — Signor Pantrazius, Sie unterscheidet niemals das rechte von das linke! Das linke Fuß nach hintere Seite, mehr, noch mehr nach hinten. — capite? Neige die Herrschafte dabei die Kopfe. O, Signor Lars! Schaut auf la Prinzipeffa! Sul ondr mio! Grazie ist die Begleitung von ihre Beweglichkeit. Die steife Knie wird krumm gemacht in dritte Tempo. Capite, Signor Pantrazius? Bei die letzte Tempo erhebe sich die Herrschafte mit noble Grazie.“

Mit Bewunderung:

„Madre dio! La Prinzipeffa ist die Grazie selber in Person.“ Und mit Verachtung:

„Signor Schreiber, o! o! Anstatt sich zu erheben, duckt er sich in contrario! — Mit das linke Fuß, — das linke Fuß, Signor Pantrazius, machet Sie die Reverenza; damit drückt Sie aus, daß Sie la Prinzipeffa mit das Herz grüßen. Die Treue wird mit das rechte Fuß ausgebrückt, weil es trage muß die schwere Corpus. Dieses nennt man . . .“

Die letzten Worte des Tanzmeisters wurden durch lauten Donner unverständlich. Unerwartet war das Wetter hereingebrochen, und die Gesellschaft stob erschreckt auseinander.

Bleich und zitternd sank die Hofmeisterin auf ein Sammetpolster. Menschenfurcht kannte sie nicht, aber ein Gewitter sah sie als ein Strafgericht Gottes an.

Obgleich sie eine durchaus rechtschaffene Frau war und vor keinem Menschen sich auch nur einer Schwäche angeklagt hätte, fiel ihr bei Donner und Blitz ein ganzes Sündenregister ein. Auch die jungen Damen sahen erschreckt aus, und selbst mit dem Muth der Junker war es nicht weit her. Der alte Heidengott Wotan spulte noch immer in den Köpfen.

Sowie der Donner verhallt war, erhob sich die Hofmeisterin wieder und erklärte mit bebender Stimme, daß die Tanzstunde aufgehoben sei. „Unter den obwaltenden Umständen eine Gaillarde einzustudiren, halte ich geradezu für gotteslästerlich,“ sagte sie, und nachdem sie sich von einem zweiten Blitz und Donner wieder erholt hatte, winkte sie der Hofdame, mit der sie sonst nicht auf dem besten Fuße stand, äußerst gnädig: „Liebe Jungfer Eva, in der Stunde des Gerichtes soll man nicht Putz tragen. Seid so gut, liebe Jungfer Eva, und macht die rothen Federn aus meinen Haaren los.“

Bei einem neuen Blitz und Donner kniete die arme Frau Konradine zusammen, als habe sie der Schlag auf den Kopf getroffen. „Lieber Junker Lars,“ — sie verspottete ihn sonst wegen seiner stummen Langweiligkeit, — „lieber Junker Lars, bucht Euch ein wenig, sonst fürchte ich, mit einem Thurm zu reden. Bitte, lieber Junker Lars, legt mein pocket-looking-glas auf den Kaminsims. Gott wird mir die Sünde vergeben; aber ich trage es leider nicht wegen meiner schlechten Augen.“

Blitz und Donner wurden so stark, daß die Hofmeisterin sich verzweifelnd an Junker Pantraz anklammerte. Er war dem Anprall nicht gewachsen, und hätte Junker Lars nicht zugefaßt, wären Beide hingefallen. Junker Pantraz war der Hofmeisterin ein Gräuel wegen seiner Dummheit und Eitelkeit. Aber in dieser Stunde war sie nur Menschenliebe.

„Verzeiht mir, lieber Junker Pantraz. Ich habe Euch wohl sehr erschreckt?“

Sie bemerkte erst jetzt, daß er noch stark nach Wein duftete; deshalb schien ihr seine Nähe gefährlich. Er war ein Sünder, Gott konnte ihn strafen, und die Unschuldigen gingen am Ende gar mit ihm zu Grunde. Auf jeden Fall mußte er liebevoll entfernt werden.

„Lieber Junker Pantraz, wollt so gütig sein und dem Schloßhauptmann melden, daß wir ein starkes Gewitter haben.“

Junker Pantraz sah sie verwundert an: „Das wird er wohl selber gemerkt haben.“

Ein heftiger Schlag gab der Hofmeisterin die Kraft, den Junker höchst liebevoll nach der Thür zu schieben: „Es ist Eure Pflicht, lieber Junker Pantraz, dem Schloßhauptmann alles Ungewöhnliche zu melden.“

Der Junker stand vor der Thür, er wußte nicht, wie ihm geschehen. Da fuhr ein greller Blitz, wie eine Feuerfugel, hernieder; unmittelbar folgte der prasselnde Schlag. Wenn auch nicht im Schlosse selbst, so hatte es doch in der Nähe eingeschlagen. Mit einem Angschrei lag die Hofmeisterin auf den Knien und stimmte in kläglichem Tone ein altes Kirchengesang an. Die jungen Stimmen fielen ein; selbst Junker Lars hielt es für seine Pflicht, mit heiserer Stimme zu begleiten.

Nur der Schreiber stand aufrecht mit gefalteten Händen, und begleitete den Gesang mit andächtiger und harter Stimme. Ein gewaltiges Naturereigniß machte ihm keine Furcht. Die Größe und Macht dieser Menschen, vor denen er sich im Staube krümmte, kam ihm in diesem Augenblicke klein und erbärmlich gegen Gottes Größe und Allmacht vor. Seine Menschenfurcht schrumpfte bei Blitz und Donner in ein Nichts zusammen; aber Ehrfurcht und heilige Liebe erwachten in seinem Herzen, wie vertrocknete Pflanzen bei einem erquickenden Regen.

Inmitten von Singen, Blitzen und Donnern riß Paulsen die Thür auf: „Ein Vote Ihrer Majestät der Königin!“ rief er in den Tumult.

Und herein, triefend vor Nässe, trat ein Knecht und überreichte der Hofmeisterin einen feucht gewordenen Brief.

„Ich hoffe, es ist nichts vorgefallen?“ fragte Elisabeth besorgt.

„Ihre Majestät kehrt morgen schon zurück, — und ganz allein, — will heißen, mit Corfß Guldenstern und Frau Grete Sture.“

„Die Frau Mutter ist doch nicht krank?“

„Davon steht in dem Briefe nichts,“ sagte die Hofmeisterin, die sich inzwischen etwas gefaßt und das Schreiben gelesen hatte. „Ihre Majestät schreibt, daß ihr eine Nachricht zugekommen, — Jungfer Eva, Ihr habt doch kein schlechtes Gewissen? Mein Gott, sollte sie gehört haben, daß ich meine Pflichten nicht streng genug erfüllte?“

„Aber, Frau Konradine, Ihr laßt uns ja nicht einen Augenblick allein.“

„Nun, kurz und gut, eine geheimnißvolle Nachricht veranlaßt Ihre Majestät zur Rückkehr; darum wollen wir uns jetzt gleich Alle zu Bette legen.“

„Aber um die zwanzigste Stunde kann man noch nicht schlafen, Frau Konradine!“

„Ihr werdet schlafen. Nichts greift die Natur mehr an, als ein Gewitter. Die Seele kommt wohl in



einen geheiligten Zustand; aber der Körper ist wie zerfallen. Ich fühle mich furchtbar elend."

"So solltet Ihr Euch niederlegen, Frau Konradine."  
"Wie wäre das möglich? Die Sorgen ließen mich nicht schlafen! Wenn wir aber Alle zu Bett gingen..."

Hier fiel Eva beleidigt der Hofmeisterin in's Wort: "Meinetwegen mögen Ew. Gnaden drei Nächte und drei Tage schlafen. Ich kann mich schon allein beschützen, und um einen der Junker schere ich mich soviel!" Sie schnippte verächtlich mit den Fingern.

"Nach einer Stunde der Prüfung, liebe Jungfer Eva, kann ich mich auf Eure Worte wohl verlassen. Darum will ich Eurem Rathe folgen, Fräulein Elisabeth, und mich zur Ruhe begeben. Gott schütze Euch, Fräulein, daß ich Euch heil und gesund morgen Ihrer Majestät übergeben kann."

Schon im Begriff, in ihr Bett zu steigen, sendete die Hofmeisterin ihre Kammerfrau Melen noch einmal in das Zimmer der Herzoginnen. Melen sah, daß Auguste und Eva soeben ihre schweren Roben mit leichten, weiten Ueberwürfen vertauschten. Fräulein Elisabeth aber saß schon tief in die Lectüre versunken. Als die Hofmeisterin diese Nachricht erhielt, athmete sie erleichtert auf, sprach ihr Abendgebet und schlief ohne Gewissensstrupel ein.

Unterdeß wartete Barthel in der Schreibstube auf den Krämer. Sein Gemüth war erregt; vergessene Erinnerungen tauchten wieder auf und verschleuchten die gehobene Stimmung; der arme Barthel mußte sich selbst verachten, wenn er der Vergangenheit gedachte, denn eine unselbige Feigheit verbitterte sein Dasein.

Von Haus aus war er zu etwas Besserem bestimmt gewesen. Sein Vater, ein wohlhabender Müller bei Braunschweig, vor Allem seine Mutter, wünschten einen Theologen in der Familie zu haben. "Ein Kind soll sich nicht auslehnen gegen der Eltern Gebot," sprach Barthel damals zu sich selbst. In Wahrheit hatte er gar nicht an einen Widerstand gedacht, trotzdem er großen Widerwillen gegen das Studiren fühlte.

In seinem ganzen Leben hatte er überhaupt nur eine einzige selbständige Handlung ausgeführt, und diese entsprach seinem furchtsamen Charakter, — er war ausgerissen, als sich die Gemeinde in Wolfenbüttel zu seiner Probepredigt versammelte, als die Mutter im besten Staate gegenüber der Kanzel saß und auf ihren Barthel wartete. Aber die Kanzel blieb leer. Das Predigerornat lag in einem Winkel der Sakristei, das Fenster stand offen, und der Kandidat war entflohen. Die Furcht hatte Barthels Geist so unnachtet, daß er eine Kanzel nicht mehr von einem Scheiterhaufen hätte unterscheiden können; um der Predigt zu entfliehen, wäre er ebenso eifrig in den Höllenschlund gesprungen, wie auf den Kirchhof. Ohne zu überlegen, verließ er Familie, Vaterland, Beruf und Lief, — in seiner Erinnerung war's ihm, als wäre er, ohne auszuruhen, bis in's dänische Reich gelaufen. Wie oft in seinem elenden Dasein hatte er die Flucht schon bereut, ebenso oft aber sich gestanden, daß er in dem gleichen Falle, trotz guter Vorsätze und trotz bitterer Erfahrungen, ebenso handeln würde. Denn die Feigheit war ihm angeboren, und gegen seine Natur kämpft ein Mensch vergeblich an.

Das Knarren der Thür schreckte Barthel auf, er hatte ganz den Krämer vergessen. Stig Anderson guckte nur herein, um sich zu vergewissern, daß der Schreiber anwesend wäre. Dann lief er gleich wieder fort; er hatte große Sorge, seine junge Frau allein zu lassen.

Barthel trock aus seinem dunklen Winkel hervor; der Krämer wartete neben der Thür.

"Folge Er mir," sagte Barthel kurz.

Mit geringen Leuten war Barthel immer kurz angebunden; er war nicht hochmüthig; aber wenn er gegen irgend einen armen Kerl ein barisches Benehmen riskiren konnte, so erschien er vor sich selbst gleichsam in einer besseren Beleuchtung. Seine Angst und Verlegenheit, seine jämmerliche Demuth vor den vornehmen Herrschaften verlangte ein Gegengewicht; aber er war nur so lange grob, bis man es nicht erwiderte, dann kam sofort sein furchtsames Wesen zum Vorschein.

Durch die nicht sonderlich hell erleuchteten Corridore führte er den Krämer; eine Begegnung mit den Bedienten war in diesem Theile des Schlosses und zu dieser Zeit kaum zu befürchten. Es war auch nur durch einen Zufall, daß Jeppe aus einem Nebengange die Weiden an sich vorüberschreiten sah. Soviel er bei dem schwachen Lichte beobachten konnte, war Barthels Begleiter ein schlanker Mann, der die zusammengeknallten Räten auf dem Rücken ohne Beschwerde zu tragen schien. "Einer von den Krämern, die zum Markte gekommen sind," dachte Jeppe, "und die mit den Fosen ein Geschäft zu machen gedenken."

An der Thür der Kammerfrau klopfte Barthel an, und Frau Olsen öffnete. Der Krämer trat mit kurzem Gruße ein, schritt kräftig, fast selbstbewußt auf einen schwarzen Tisch zu, auf welchem mehrere Wachskerzen in silbernen Leuchtern brannten, stellte die Räten hin

und öffnete die Schlöffer. Frau Olsen hatte sich indes entfernt, um den Herzoginnen die Ankunft des Krämers anzukündigen.

Sowie der Krämer in den hellen Schein der Kerze trat, fuhr Barthel freudig zurück. Er mußte in dem Anblick des Fremden etwas Furchtbares entdeckt haben; der Schreck zog ihn ganz in sich selbst zusammen. Dann schien es, als ob das Ringen mit einem Entschlusse ihn vorwärts triebe; aber eine Bewegung des Krämers, und er stand wie gebannt neben der Thür, fuhr sich mit den Händen durch das Haar und trocknete die feuchte Stirn. Offenbar war er die Beute eines schweren Kampfes.

(Fortsetzung in nächster Nummer.)

Kochdruck verboten.

## Marie von Ebner-Eschenbach.

Hierzu das Portrait von A. Schubert, Seite 1.

Unter den Schriftstellerinnen, welche sich in jüngster Zeit auf dem Gebiete des Romanes und der Erzählung durch bedeutende Leistungen weithin bemerkbar gemacht haben, nimmt Marie von Ebner-Eschenbach eine hervorragende Stellung ein; denn ihre Schriften zeichnen sich durch echt dichterischen Gehalt aus und sind ein Beweis, daß die Verfasserin mit den reinsten und edelsten Mitteln den höchsten Zielen der Kunst zustrebt, — eine Eigenschaft, die in unseren Tagen immer seltener wird.

Marie Freifrau von Ebner-Eschenbach wurde am 13. September 1850 zu Bistlavice in Mähren auf einem Gute ihres Vaters, des Grafen Franz von Dubsky, geboren. Ihre Mutter, welche wenige Tage darauf starb, war die einzige Tochter des Freiherrn von Bodol, eines nach Oesterreich emigrierten Sachsen; von dieser Seite also ist die Dichterin echt deutscher Abstammung. Ihr Vater, ein rasker, lebhafter Mann, der in seiner Jugend Soldat gewesen und infolge einer im letzten Feldzuge gegen Napoleon erlittenen Verwundung den Dienst hatte quittiren müssen, vermählte sich wieder, und zu zwei Töchtern aus erster Ehe kamen noch drei Söhne und zwei Töchter hinzu. Die Familie lebte zumeist auf dem Lande; sonst aber in dem alten, weitläufigen Wiener Stadthaus, dessen architektonische Umgebung die Dichterin in der Erzählung „Lotti, die Uhrmacherin“ so prächtig geschildert hat, und in welchem sie, auf der Höhe des Daseins angelangt, noch heute wohnt.

Die ersten poetischen Regungen empfand sie bereits in ihrem dreizehnten Lebensjahre, und sie hatte damals, ihrem eigenen Geständnisse nach, nichts Geringeres im Sinne, als „das deutsche Drama zu reformiren.“ Nachdem sie, achzig Jahre zählend, ihren Betier, den Hauptmann im Genie-Corps, Moritz Freiherrn von Ebner-Eschenbach, gegenwärtig Feldmarschall-Lieutenant a. D., geheirathet hätte, entwickelte sich aus jenem Kindertraum eine ernste und unermüdbare dramatische Production. Daß ihr Gatte, ein hochgebildeter, gelehrter Forscher zugewandeter Mann, als Professor der Naturwissenschaften an die Genie-Academie zu Klosterbruck bei Znaim berufen wurde, kam diesen Bestrebungen insofern zu statten, als die junge Frau an dem kleinen Orte und im Stillleben einer kinderlosen Ehe Ruhe und Sammlung im vollsten Maße fand. So entstand denn während dieser Zurückgezogenheit, — und auch später, nachdem sie sich mit ihrem Gatten, der inzwischen zum Obersten vorgeückt war, wieder nach Wien begeben hatte, — eine stattliche Reihe von Dramen, darunter auch eine „Marie Stuart in Schottland“ und eine „Marie Roland“, welche letzteres Trauerspiel den Gipfel- und Schlupfunkt ihres dramatischen Schaffens bildet. Warum Marie Ebner trotz ausgeprochensten Talentes und obgleich einige ihrer Stücke, — so das reizende kleine Lustspiel „Die Weiden“ — und das geistvolle, eine Episode aus dem Leben Schiller's behandelnde Schauspiel „Doctor Ritter“, — bei der Aufführung warmen Beifall gefunden hatten, mit ihren dramatischen Schriften keine lohnenden Erfolge zu erringen vermochte; warum gerade ihr reifstes und bedeutendstes Werk, das schon erwähnte Trauerspiel „Marie Roland“, nicht zur Darstellung gelangte, möge dahingestellt bleiben. Um es zu erklären, müßte man auf die Bühnenverhältnisse der Gegenwart näher eingehen, und das würde hier zu weit führen. Genug, nachdem ein Lustspiel, „Das Waldfräulein“, welches im Wiener Stadttheater (1873) gegeben wurde, das Mißfallen der Kritik erregt hatte, verlor die Dichterin die Lust, für das Theater zu arbeiten, und wandte sich nunmehr mit regem Eifer dem Gebiete zu, auf welchem sie ihre große und eigenthümliche Begabung alsbald so überraschend bethätigen sollte.

Schon nach einigen wenigen, noch unsicher tastenden Versuchen erschien 1875 bei Cotta ein Band Erzählungen, der sofort durchschlag und den Namen der Verfasserin in die erste Linie rückte. Diesen Erzählungen, unter welchen „Ein Spätgeborener“ und das düster-phantastische Charakter-Gemälde „Chlodwig“ die ergreifendsten sind, folgte eine größere Arbeit, „Bozema“, das tief und liebevoll ausgeführte Lebensbild einer slavischen Magd, deren Geschichte mit denen ihrer Herrschaft auf's Innigste verflochten sind. Dann, zuerst von den hervorragendsten deutschen Revuen gedruckt und später zum größten Theile gesammelt („Neue Erzählungen“, „Dorf- und Schloßgeschichten“), erschien wieder eine ganze Reihe von Novellen, deren jede der Form und Ausführung nach ein Kunstwerk genannt werden darf, wenn auch die eine oder die andere in der Anlage vielleicht weniger befriedigt. Alle jedoch zeugen von einer Kraft der Darstellung und Charakteristik, die um so bewundernswerther erscheint, als die Dichterin auch die zartesten Töne der Empfindung anzuschlagen weiß und außerdem über einen geradezu köstlichen Humor verfügt, welcher, wie die kleinen Studien „Comtesse Ruschi“ und „Comtesse Paula“ beweisen, die reizendsten Blüten treibt, in der Novelle „Die Freiherren von Gemperelein“ aber den vollendetsten Ausdruck gefunden hat.

Paul Heyse hat diese Werke der Erzählungskunst in seinen „Neuen deutschen Novellen“ aufgenommen und schreibt darüber in der Einleitung: „So viel Feinheit und Seelenadel, Heiterkeit und Ernst, ein so sicherer Tact in der Durchführung der scharf gezeichneten Charaktere, die bei aller grotesken Komik nie die feine Linie der Natur überschreiten und uns in

der glücklichsten Stimmung zwischen Lachen und Mäßigung erhalten, — wir wästen in der That dieser Novelle nicht viel Ähnliches in der heutigen, freilich sehr armen humoristischen Literatur an die Seite zu stellen... Bei der Auswahl für den Novellenkranz hat uns schließlich nur der Gedanke geleitet, daß nichts seltener sei, als eine humoristische Schöpfung ersten Ranges, die einem Frauengemüth entspringen, und daß, wer diese Freiherren von Gemperelein gelesen, ein lebhaftes Verlangen fühlen werde, die Verfasserin auch von ihren anderen Seiten kennen zu lernen."

Und wie vielseitig ist die Dichterin! Neben vollwertigen Dramen und Novellen finden sich unter ihren Leistungen auch die edelsten und düftigsten Blüten einer seelenvollen Lyrik. Leider sind diese Gedichte nur in Zeitungen und Anthologien zerstreut und niemals gesammelt worden. Dafür aber erschien 1880 ein kleiner Band „Aphorismen“, welcher bereits eine zweite Auflage erlebte und unbedingt zu dem Bedeutendsten gehört, das in neuerer Zeit nach dieser Richtung hin geschrieben wurde. Die Verfasserin sagt darin gleich im Anfange: „Ein Aphorismus ist nichts Anderes, als das letzte Glied einer langen Gedankenkette.“ Und so legt das inhaltsreiche Büchlein ein bereites Zeugniß ab von der ernsten und unermüdbaren Gedankenarbeit dieser seltenen Frau, deren Leben in geistigem Verkehr mit wenigen Auserwählten und in inniger, fast mütterlicher Sorgfalt für die Familie ihres ältesten Bruders gleich einer lauterer Welle klar und ruhig dahinfließt.

Es ist etwas Eigenes um den Segen einer langsam entwickelten, einer späten Reife. Dichter und Dichterin giebt es, deren erste Schöpfungen gleich Meteoren aufstachen und sofort Erlaunen und allgemeine Bewunderung hervorriefen. Aber fast mit jeder nachfolgenden Leistung verflüchtete sich die Leuchtkraft des Geistes, verflüchtete sich die Empfindung, bis zuletzt nur eine hohle Technik oder eine oberflächlich spielende und künstelnde Routine übrig bleibt. Andere hingegen giebt es, die unter stetem Ringen mit sich selbst, ungeliebt und unbeachtet, einen langen und dornenvollen Weg zurückzulegen haben. Bei jedem Schritte jedoch erweitert sich ihr Blick, gewinnt ihr Geist an Kraft und Einsicht, ihre Empfindung an Tiefe, bis sie endlich den Punkt erreicht haben, wo sie sicher wurzeln, um, nach dem schönen Worte Schopenhauer's, „ewig zu grünen und zu blühen“. Zu diesen Auserkorenen gehört auch Marie Ebner, — und so werden wir von ihr noch Vieles, werden von ihr vielleicht noch ihr Bestes erwarten dürfen.

Ferdinand von Saar.

Kochdruck verboten.

## Nymphenburg.

Von Max Haushofer.

Siehe die Abbildungen von J. F. Hennings, Seite 4 und 5.

In stiller, träumerischer Spätsommertag liegt über dem Lande, einer von jenen Tagen, deren ganze Stimmung dazu angethan ist, das Herz mehr resignirt als froh zu machen, mehr wehmüthige Erinnerung als frohe Hoffnung zu wecken. Für manchen Platz sind solche Tage die besten; und einer von diesen Plätzen ist Nymphenburg, das königliche Lustschloß bei München.

Erst durch eine unruhige, staubgefüllte Vorstadt, dann durch eine prächtige Lindenallee gehen wir an einem regungslosen, dunklen Wasserbecken entlang, einem weißen Punkte entgegen. Größer und größer wird der weiße Punkt; aber es währet lange, bis die Allee ein Ende nimmt und das Auge über einen freien, großen Platz in die Runde schweifen kann. Was hier vor Allem Blick und Ohr zugleich gefangen nimmt, ist ein gewaltiger Wasserstrahl, der sich vor uns neunzig Fuß hoch emporwirft. Es ist kein gewöhnlicher Springbrunnen; man mag in Europa suchen, wo man seines gleichen findet. Aus einem schwarzen, geborstenen Trümmereisen steigt er auf, wie von vulkanischer Gewalt in die Höhe getrieben; und der Ton, mit welchem seine Wasser auf die Felsen herabstürzt, ist eher ein Donnern, als ein Plätschern zu nennen.

Dieser prachtvolle Springbrunnen läßt seine ganze Umgebung klein erscheinen. Und doch ist der Platz ansehnlich, den er schmückt. Seine Westseite wird von den Schloßgebäuden selbst begrenzt. Künstlerisch bedeutend sind dieselben nicht; blos der hohe Mittelbau zeigt einen gewissen Reichthum der Architektur, namentlich eine schöne Freitreppe; alles Uebrige sind nüchterne, nebeneinander gereichte Pavillons und Langflügel, auch wieder von Pavillons durchbrochen. Grell scheint die Nachmittagsonne auf die weißen Kalkmauern, die in wohlgeordneter Symmetrie den Platz halbkreisförmig umgeben, grell auf den weißen Kies der übermäßig breiten Straßen; dafür erfrischen die weiten Wasserbecken, die vor dem Schloße einen Theil des Platzes ausfüllen, und aus deren Mitte jener prächtige Springbrunnen aufsteigt. Mit dem Wasser verstand der Künstler, der diese Anlagen schuf, meisterhaft zu wirtschaften; denn aus einem unbedeutenden Kanal, der sich vom Wärmflüßchen abzweigt, ließ er rauschende Wasserfälle, waldumrauschte Seebecken, breite, geradlinige, zu mächtiger Perspective sich hinziehende Kanallächen, einsame Felsquellen und Marmorbäder entstehen, jedoch man meint, ein gewaltiger Strom müßte diese gewaltigen Wassermassen geliefert haben. Dieser ganze Wasserbau, der zum Nymphenburger Schloße gehört, hat mit den Zufuhr- und Abflußkanälen eine Länge von einer geographischen Meile und ist von gefangenen Osmanen ausgegraben worden, welche um das Jahr 1686 Kurfürst Max Emanuel, der Türkenfeind, aus Ungarn hierher geführt hatte. Der Schloßbau selbst hatte schon früher, 1663, begonnen; vier bairische Kurfürsten bauten an ihm. Wohl mochte dem italienischen Meister, der für die reizende Adelheid, die sabinische Fürstentochter, den Bau entworfen hatte, ein harmonisches Gebilde vorgeschwebt haben, aber während der neunzig Jahre, die der Schloßbau bis zu seiner Vollendung erforderte, wechselte der Geschmack der fürstlichen Bauherren und ihrer Künstler; auch gingen trübe Zeiten durch die Geschichte des Volkes und seines Herrscherhauses. So kam es wohl, daß die heitere Pracht, welche den Mittelbau des Schlosses auszeichnet, nicht gleichmäßig alle seine Theile schmückt, und daß die Seitenflügel so gar den Eindruck klotterlicher Einfachheit machen.

Weit reicher und phantastischer ist der Schloßgarten an der Rückseite des Schlosses. Da hatten Natur und Kunst zusammen, um einen traumreichen, lebenswerthen Erdenwinkel zu schaffen, an welchem Erinnerungen von zwei Jahrhunderten haften.

(Fortsetzung auf Seite 11.)



Kochdruck verboten.

### Mennett Louis XV.

Componirt von M. de Soria, Balletmeister der Großen Oper zu Paris.

Mit Musik von C. Cresse.

(Die Anleitung zum Tanz wie die Kunst ist für Deutschland und Oesterreich-ungarn ausschließliches Eigenthum des Verlegers der „Illustrirten Frauen-Zeitung“. Das Recht zu öffentlichen Aufführungen des Tanzes ist gleichfalls nur von diesem zu vergeben. Für Frankreich ist alleiniger Eigentümer Herr H. Esparbague, Paris, 10, Rue Talbourn.)

Der Ursprung des Mennetts (von menu = klein, zierlich) ist nicht genau festzustellen. Zur Zeit Ludwigs XIV. soll ein Tanzmeister in Poitiers den Tanz zum Feste einer Silbernen Hochzeit erfunden haben, worauf das Mennett schnell weitere Verbreitung fand und den bis dahin beliebtesten Tanz, die Courante, in den Hintergrund drängte. Die erste musikalisch werthvolle Composition des Mennetts rührt von Lully, dem berühmten Begründer der Pariser Oper, her und wurde 1663 für Ludwig XIV. componirt. Von Frankreich fand der Tanz, wie Alles, was am Hofe von Versailles Mode war, seinen Weg durch das weitere Europa, wobei er freilich mancherlei Veränderungen unterlag, da die Meister der Tanzkunst stets auf neue Variationen bedacht waren. Das berühmteste aller Mennetts ist das von Gardel zur Vermählung Ludwigs XVI. mit Marie Antoinette componirte „Mennet de la reine“, welches noch bis in die ersten Jahrzehnte dieses Jahrhunderts der besonders begünstigte Tanz in den vornehmen Kreisen Deutschlands war. Aber auch im Volke war das Mennett einer der beliebtesten Tänze. Erst Ausgangs der dreißiger Jahre kam das Mennett aus der Mode und blieb auf engere Kreise beschränkt, bis die neuere Zeit, deren gekünsteltes Schönheitsgefühl so Manches aus dem Staube der Vergessenheit rettete, auch das graziose, durch edle Würde ausgezeichnete Mennett wieder zu Ehren brachte.

#### Vorbemerkung.

Überall, wo für den Cavalier eine Verbeugung (salut), für die Dame eine Verneigung (révérence) vorgeschrieben ist, muß vorher ein Schritt nach rechts oder nach links gemacht werden, je nachdem es in den weiter unten folgenden Touren angegeben ist. Hierauf ist wohl zu achten, da in gewissen Fällen die Paare 3 und 4 nur eine Verbeugung und eine Verneigung zu machen haben, während Paar 1 und 2 deren zwei machen.

Besonders ist zu achten auf correcte Haltung und Auswärtshalten der Fußspitzen.

Während des ganzen Mennetts gilt als Tanzschritt der sogenannte pas marche; drei solcher pas füllen einen Tact aus. Der pas marche wird folgendermaßen ausgeführt: Man streckt den rechten Fuß (wenn eben mit diesem begonnen wird) vor, mit der Spitze nach unten und mit gestrecktem Beine, während zugleich das linke Bein im Knie gebeugt wird.

Erstes Tempo: Man setzt die Spitze des rechten Fußes auf die Erde und erhebt sich auf den Fußspitzen.

Zweites Tempo: Man läßt die linke Fußspitze vor den rechten Fuß gleiten.

Drittes Tempo: Der rechte Fuß gleitet vor den linken.

Den zweiten Tact beginnt man mit dem linken Fuße, worauf das Uebrige in der entsprechenden Weise folgt.

Die Abbildungen stellen die Positionen der Tänzer und Tänzerinnen dar, während die Tanzfiguren die Stellung der Paare angeben. Der Buchstabe C bedeutet „Cavalier“, der Buchstabe D „Dame“.

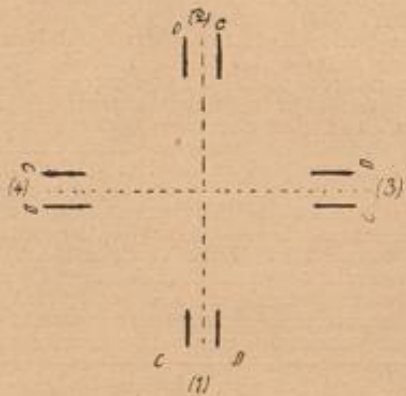
#### Erklärung des Mennetts.

##### Tour 1. — Sechzehn Tacte.

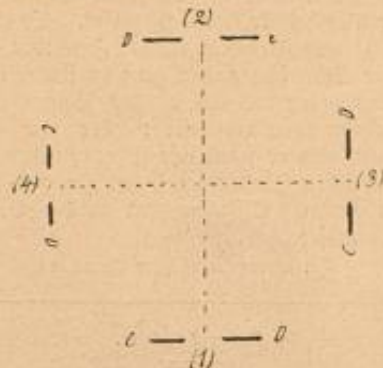
Entrée, saluts et révérences. Beim Placiren, wobei die Cavaliere sich en face ihrer Damen stellen, bildet man ein Kreuz-Quarré (8 Tacte). (Siehe Abbildung und Tanzfig. 1.)



Salut und révérence à droite (2 Tacte), dann à gauche (2 Tacte).



Die Cavaliere strecken den rechten Arm aus und reichen ihre Hand der Dame, die, den linken Arm ausstreckend, ihre Hand in die des Cavaliers legt, sodas die Paare sich en face gegenüber stehen (4 Tacte). (Fig. 2.)



##### Tour 2. — Sechzehn Tacte.

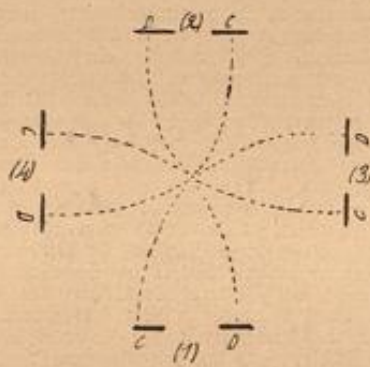
Traversé. (Der Cavalier beginnt mit dem linken Fuße, die Dame mit dem rechten.)

Das erste Paar macht changer de place mit dem zweiten Paar (4 Tacte).

Die Cavaliere 1 und 2 stellen sich en face ihrer Damen. Salut und révérence à droite (2 Tacte), dann à gauche (2 Tacte).

Bei dem dritten Tacte macht das dritte Paar changer de place mit dem vierten (4 Tacte). Die Cavaliere 3 und 4 stellen sich en face ihrer Damen; salut und révérence à gauche (2 Tacte).

Alle vier Paare: retourner à sa place; dann Wiederholung des für die ersten acht Tacte Vorgeschriebenen.



##### Tour 3. — Acht Tacte.

Changer de place. Jeder Cavalier macht changer de place mit seiner Dame, indem sie einander die rechte Hand reichen und mit dem rechten Fuße beginnen (2 Tacte);



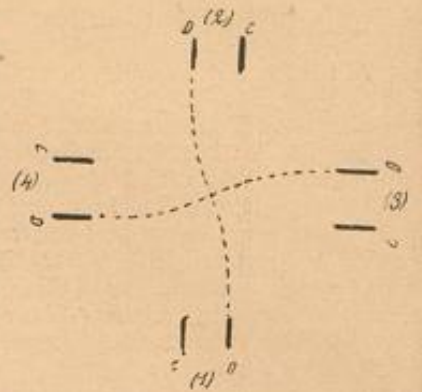
salut und révérence à droite (2 Tacte). Retourner à sa place, indem man einander die linke Hand reicht und mit dem linken Fuße antritt (2 Tacte); salut und révérence à gauche (2 Tacte).

##### Tour 4. — Sechzehn Tacte.

Chaine de dames. Die Cavaliere stellen sich en face ihrer Damen. Die Damen 1 und 2: changer de place, mit dem rechten Fuße beginnend und einander die rechte Hand reichend (4 Tacte).

Beim zweiten Tacte reichen die Cavaliere 1 und 2, mit dem linken Fuße antrittend, ihre linke Hand der Dame vis-à-vis, welche jetzt ihre eigene Dame ersetzt, und jedes so gebildete Paar macht tourner sur place, bis es sich wieder auf seinem Standplatze befindet. Salut und révérence à droite (2 Tacte), à gauche (2 Tacte).

Beim dritten Tacte wiederholen die Paare 3 und 4, was die Paare 1 und 2 bei den ersten vier Tacten ausgeführt haben (4 Tacte), und schließen mit salut und révérence à gauche (2 Tacte). Dann retourner à sa place unter Wiederholung der ersten acht Tacte (8 Tacte).

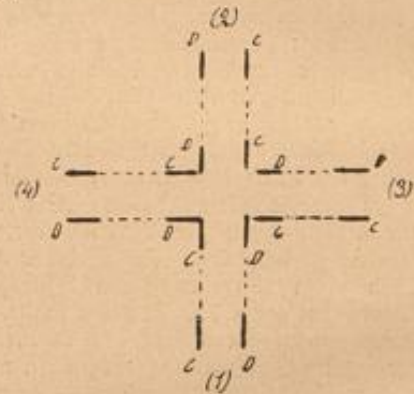


##### Tour 5. — Acht Tacte.

Pas ployé de côté. Jeder Cavalier legt den linken Fuß hinter den rechten und beugt die Kniee.

Bei Tempo 1 sich auf den Fußspitzen erhebend, macht man einen Schritt à gauche und läßt das Gewicht des Körpers auf dem linken Beine ruhen, während das rechte Bein, mit der Fußspitze zur Erde, seitwärts ausgestreckt wird. Bei Tempo 2 und 3 verharrt man in derselben Position. Bei Tempo 4 wird der rechte Fuß hinter den linken gesetzt und bei Tempo 5 mit dem letzteren ein Schritt à gauche gemacht. Bei Tempo 6 bringt man den rechten Fuß vor den linken (2 Tacte).

Nach diesen beiden Tacten des „pas ployé“ salut à gauche (2 Tacte).



Während der Cavalier diese vier Tacte à gauche ausführt, macht die Dame dieselben en face ihres Cavaliers à droite.

Zum retourner à sa place Wiederholung derselben Pas in umgekehrter Ordnung (4 Tacte).

##### Tour 6. — Acht Tacte.

Balancé. Jeder Cavalier streckt den linken Fuß vorwärts, mit der Spitze nach unten und bei gestrecktem Beine, und ergreift mit seiner rechten Hand die linke der Dame, indem er deren Hand



etwas über Schulterhöhe hebt und ein wenig rückwärts biegt; die Dame reißt den rechten Fuß bei gestrecktem Beine vor.

In dieser Position macht jedes Paar ein Balancé. Im nächsten Tempo bringt man die Hände ein wenig nach vorn;



der Cavalier wechselt in der bisher inne gehaltenen Position den linken Fuß mit dem rechten und macht mit ersterem einen

(Fortsetzung auf Seite 11.)



# MENUETT LOUIS XV.

Eigenthum des Verlegers der  
„Illustrierten Frauen-Zeitung“ für  
Deutschland und Oesterreich-Ungarn.

Für Piano von E. Etesse.

Den Verträgen gemäss deponirt.  
Mit Vorbehalt aller Arrangements.

1<sup>re</sup> fois N<sup>o</sup> 1. Entrée saluts et révérences (fig: 1 et plan 1 et 2.)

2<sup>e</sup> fois N<sup>o</sup> 2. Traversé (figure et plan 2.)

PIANO.

N<sup>o</sup> 3. Changer de place. (fig: 3)

N<sup>o</sup> 4. Chaîne de dames. (plan 4)

N<sup>o</sup> 5. Pas ployé de côté. (plan 5)

N<sup>o</sup> 6. Balancé. (1<sup>re</sup> et 2<sup>e</sup> plan du N<sup>o</sup> 1. fig: 6) 1<sup>re</sup> et 2<sup>e</sup> fois. (plan 6)

N<sup>o</sup> 7. Changer de place. (plan 7)

N<sup>o</sup> 8. Chaîne de cavaliers. (plan 8)



N° 9. Balancé. (fig: 9.) Pirouette. (fig: 9<sup>bis</sup>) Salut et révérence. (plan N° 6.) Retourner à sa place. (1<sup>r</sup> plan du N° 1.)

Saluts et révérences. N° 10. (plan du N° 1.) INTRODUCTION.

N° 11. Balancé. (faire exactement le N° 6.) TRIO.

N° 12. Balancé mains croisés. (fig: 12 et plan N° 6.)

N° 13. Pas ployé en tournant. (1<sup>re</sup> et 2<sup>e</sup> fois.) (1<sup>r</sup> et 2<sup>e</sup> plan du N° 13.)

N° 14. Tourner sur place. (1<sup>r</sup> et 2<sup>e</sup> plan du N° 14.)

N° 15. Balancé. (fig: 9.) Pirouette. (fig: 9<sup>bis</sup>)

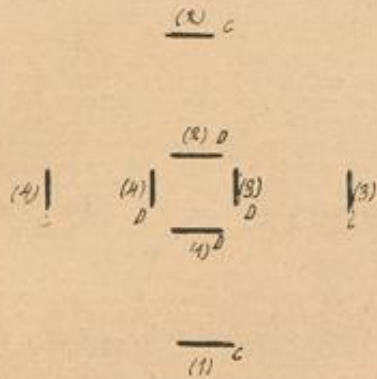
Salut et révérence. N° 16. Retourner à sa place. (plan N° 16 et 1<sup>r</sup> plan du N° 1.) Saluts et révérences.

ritard. CODA.

Pirouette. Saluts et révérences. Pirouette, salut et révérence. rall.



(Fortsetzung von Seite 8.)

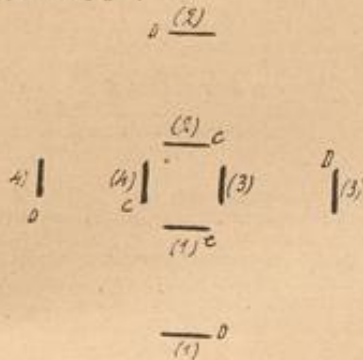


Schritt à gauche. Das Gleiche geschieht in umgekehrter Weise seitens der Dame. Ebenso macht man es bei Wiedereinnahme seines Standplatzes (2 Tacte) und wiederholt es noch einmal (2 Tacte).

Die Cavaliere führen ihre Damen in die Mitte des Quarrés (2 Tacte); salut und révérences (2 Tacte). (Figuren zu Tour 1 und 6.)

Tour 7. — Acht Tacte.

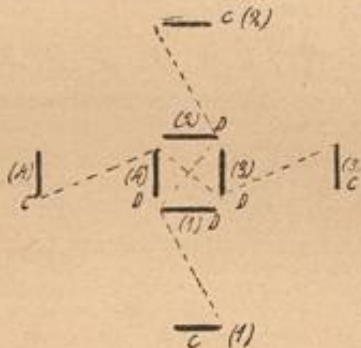
Changer de place. Herren und Damen wechseln die Plätze, indem sie einander die rechte Hand reichen und mit dem rechten Fuße beginnen (2 Tacte). Salut et révérences (2 Tacte). (S. die Figur.)



Alle: retourner à sa place, mit dem linken Fuße beginnend und einander die linke Hand reichend (2 Tacte). Salut und révérences à gauche (2 Tacte).

Tour 8. — Sechzehn Tacte.

Chaine de cavaliers. Die Cavaliere 1 und 2 machen changer de place, mit dem rechten Fuße antretend und der Dame die rechte Hand gebend. Sie schreiten vorwärts, indem sie einander die linke Hand reichen und dann die rechte Hand der Dame geben, die ein tourner sur place macht und die gleiche Hand darreicht, welche ihr der Cavalier giebt. Jeder der beiden Cavaliere hat so den Platz des Cavaliers vis-à-vis



eingonnen (4 Tacte). Salut und révérences à droite (2 Tacte), à gauche (2 Tacte).

Beim dritten Tacte führen die Paare 3 und 4 die vier ersten Tacte der Paare 1 und 2 aus (4 Tacte) und schließen mit salut und révérences à gauche (2 Tacte).

Retourner à sa place unter Wiederholung der schon ausgeführten acht Tacte (8 Tacte).

Tour 9. — Sechzehn Tacte.

Balancé. Die Cavaliere setzen mit gestrecktem Beine den rechten Fuß vor den linken und ergreifen mit der ausgestreckten rechten, bis ziemlich zur Schulterhöhe erhobenen Hand die in gleicher Lage ruhende rechte Hand der in derselben Position stehenden Damen. Darauf Balancé.



Bei Tempo 1 wechselt man die Hand und setzt den linken Fuß gestreckten Beines vor den rechten. Dann nimmt man

wieder die erste Position an (2 Tacte) und wiederholt das Ganze ein zweites Mal (2 Tacte). S. Abb. 1 zu Tour 9.



Pirouette. Die Cavaliere ergreifen mit der rechten Hand die gleiche Hand ihrer Dame und lassen diese mit erhobener Hand eine Pirouette mit tourner sur place à droite machen (2 Tacte). Salut und révérences à droite (2 Tacte). (Abbildung 2 zu Tour 9.)

Retourner à sa place. Die Cavaliere ergreifen mit der rechten Hand die rechte Hand ihrer Dame und machen tourner sur place, bis sie sich wieder auf ihrem eigentlichen Standplatz befinden (4 Tacte). Salut und révérences à droite (2 Tacte), à gauche (2 Tacte). (Fig. zu Tour 6 und 1. Fig. zu Tour 1.)

Tour 10. — Vier Tacte.

Trio. Introduction (Fig. aus Tour 1).

Tour 11. — Acht Tacte.

Balancé. Genau wie Tour 6.

Tour 12. — Acht Tacte.

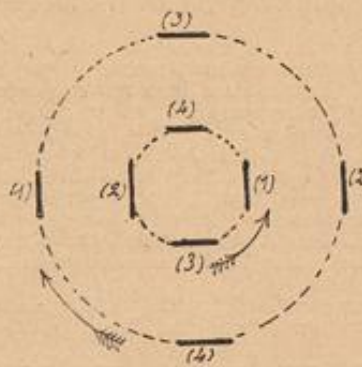
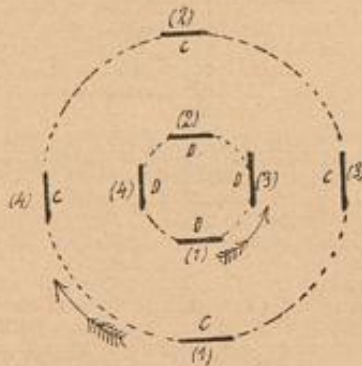
Balancé mains croisées. Der Cavalier und die Dame kreuzen die Hände. Die Cavaliere gleiten drei Schritt en arrière, die Damen drei en avant; die Cavaliere drei Schritt en avant, die Damen drei Schritt en arrière (2 Tacte). Das wiederholt sich noch einmal (2 Tacte), Pirouette (2 Tacte), salut und révérences à droite (2 Tacte). (S. Figur zu Tour 6.)



Tour 13. — Sechzehn Tacte.

Pas ployé en tournant. Jeder Cavalier und jede Dame machen einen pas ployé à gauche (Siehe die Erklärung in Tour 5). Salut und révérences à gauche. Wird viermal wiederholt (16 Tacte).

Zum Beispiel: Nachdem die Paare ein pas ployé, salut und révérences gemacht haben, nehmen Cavalier 1 und Dame 2 den Platz ein, welchen ursprünglich Paar 4 inne hatte. Dieses changer de place wiederholt sich, bis jedes Paar sich wieder auf seinem Plage befindet.



Tour 14. — Acht Tacte.

Tourner sur place. Jeder Herr ergreift mit seiner rechten Hand die gleiche Hand seiner Dame und macht tourner sur place à droite, sowie es in den beiden folgenden Figuren angegeben ist.



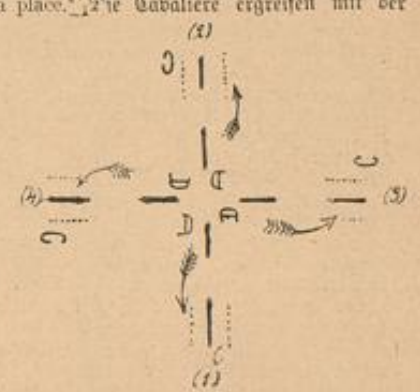
Die Paare machen zwei ganze Touren (8 Tacte).

Tour 15. — Acht Tacte.

Balancé, pirouette, salut et révérence. Genau wie die ersten acht Tacte von Tour 9.

Tour 16. — Sechzehn Tacte.

Retourner à sa place. Die Cavaliere ergreifen mit der rechten Hand die linke Hand ihrer Dame und machen tourner sur place à gauche, bis sie sich wieder auf ihrem eigentlichen Standplatz befinden (4 Tacte). Salut und révérences à droite (2 Tacte), dann à gauche (2 Tacte), Pirouette (2 Tacte), salut und révérences à droite (2 Tacte), hierauf à gauche (2 Tacte), Pirouette, salut und révérences (2 Tacte). (S. 1. Fig. in Tour 1.)



(Fortsetzung von Seite 7.)

Treten wir durch die Eingangshalle in den Garten. Auch hier fesselt den Blick eine riesige Fontäne. Schimmernd steigt sie aus schwarzen Felsmassen empor. Und zur Rechten und Linken dehnen sich weite Wasserbetten, dazwischen Blumenbeete, weiße Götterbilder, und große Steinvasen, ephemerumkrant. Grüne Wände von alten Lindensbäumen schließen das Ganze ein, und hinter dem Springquell dehnt sich eine geradlinige, schimmernde Wasserfläche weit nach rückwärts, bis sie in Düst und Sonnenglast dem Blicke zu entschwinden scheint. Steht man allein am blumigen Ufer dieser Wasserbetten zwischen den weißen, regungslosen Götterbildern, so mag wohl ein traumhafter Gedanke plötzlich auf der klargrünen Fluth ein goldbewimpeltes Schiffchen erscheinen lassen, das von einer jener weissen Gestalten gesteuert wird. Und ohne ein Wort zu reden, ladet die Gestalt zum Fahren ein, zum Fahren durch diese laubüberhangenen Wassergassen, durch labryrinthische Buchten, an verschlossenen kleinen Palästen vorüber, in deren jedem irgend ein vergangenes Jahrhundert träumt oder ein räthselhaftes Schicksal, von dem Niemand mehr etwas weiß.

Aber das ist nur ein flüchtiger Gedanke, wie ihn die Sonnenstrahlen zwischen die alten Bäume des Gartens weben. Keine weiße Marmorgestalt rudert ein Geister-Fahrzeug heran; wohl aber kommen aus Schattentiefen Schwäne rauschend gesegelt und gleiten an der Marmorböschung entlang.

Uns lockt das geheimnißvolle Dunkel, aus dem sie gekommen sind, und wir vertiefen uns in die verschlungenen Seitengänge des Parkes. Die geradlinige Anlage hat ein Ende, sobald man den Mittelkanal und seine Baumgänge verläßt. Freier und reicher schaltet die Natur in den Seitengewegen. Es ist wohl kaum ein Garten in Deutschland, der an Mannigfaltigkeit und Schönheit der Baumgruppen den Rumpfburger Park übertrifft. Uralte, dunkle Fichten lassen ihre Nadeln harzduftend niederregnen; dazwischen blinkt das hellere Grün des Laubholzes; schweigende Waldeinsamkeit wechselt mit sonnigen Matten. Ab und zu kößt man wieder auf irgend ein märchenhaftes Bauwerk. So durchstreifen wir die stimmungsvolle Einsamkeit, während die Sonne tiefer und tiefer sich neigt. Weiße Mauern schimmern durch's Dickicht; sie spiegeln sich in dem schweigenden Wasser eines Teiches, und vor uns steht ein kleines Schloßchen, in Kreuzform gebaut. Es ist die „Pagodenburg“. Eine alte Frau, die gerade beschäftigt ist, Sonnenlicht und Luft durch die langverhlossenen Fenster in das Innere dieses Schloßchens einziehen zu lassen, führt uns durch die Räume. Wir meinen, in einen buddhistischen Göttertempel getreten zu sein, denn die ganze Pagodenburg ist mit chinesischem und japanischem Schmud versehen. Die Wände schimmern von farbigem Porzellan, der Estrich von Marmor; auf Gefüssen und Schränken sitzen phantastische Götzenbilder, deren Häupter bei der Berührung zu niden beginnen. Und die alte Frau, die uns führt, nickt auch beständig mit dem Kopfe, als gehöre sie mit zu dieser seltsamen Götzenchar und sei durch einen von Scheherazaden's fliegenden Genien sammt dem ganzen Hausrath aus dem fernen Tibet hither getragen worden.

Umfangen vom Dämme dieser barocken, sonnenglikernden Räume, verlassen wir das Schloßchen wieder. Wie vermuthen verschwindet es hinter uns, während wir auf's Neue durch das Dickicht wandern. Nach einer Weile öffnet sich dem Blicke eine prächtige Durchsicht. Wir stehen auf einer erhöhten Terrasse,



wieder von weißen Steingebirgen umgeben, und schauend durch eine scheinbar endlos lange, grüne Zeile zurück nach dem fernen Schlosse. Zu unseren Füßen aber wirt sich eine rauschende, breite Cascade in ein marmorumrandetes Becken. Das ganze Bild zittert und flimmert im Sonnenschein. Wieder treten wir in schweigende Waldnacht. Während wir durch raschelndes Laub und über Wurzeln uns den Weg suchen, zeichnet sich plötzlich über unserem Haupte eine sitzende Gestalt dunkel gegen den Abendhimmel ab. Es ist ein marmorner Faun, der sich auf eine Felsgruppe gelagert hat, seine Rohrflöte in der Hand. Ein Regenbod liegt neben ihm, und unten aus dem Fels gießt sich ein murrendes Quell. So stimmungsvoll ist das Ganze und so eigen von den durch die hohen Bäume sich schlingenden Sonnenlichtern beglänzt, daß wir uns nicht wundern würden, wenn im nächsten Augenblicke der Waldgott seine Pfeife an die Lippen setzen und ihr jene klagenden Akkordtöne entlocken würde, mit welchen er einst die Nymphen des Waldes verführte.

Aber auch er verschwindet wie ein Waldwunder. Unser Weg führt uns an einen spiegelklaren See. Tief hängt das Gezweig der Buchen und Ulmen auf das stille Gewässer herab. Wir umwandern den See, dessen waldumräumte Buchten bald verschwinden, bald aufs Neue sich zeigen. An seinem entgegengelegten Ufer schimmert wieder ein Schloßchen, die „Amalienburg“. Fenster und Thüren sind verschlossen, als wären sie seit Jahrhunderten nicht aufgethan worden. Nur einer der Laden steht halb offen, und der Sonnenstrahl, der durch ihn in's Innere des Schloßchens gedrungen ist, zeigt uns magisch beleuchtete Goldarabesken und Amoretten im reichsten Rococo-Stil. Es ist, als seien tosende Erinnerungen einer untergegangenen Zeit in diese Räume gebannt, wie Dornröschen in ihr Zauberschloß.

Wir suchen den Heimweg, aber statt nach Osten, gerathen wir nach Süden, auf weitem, labyrinthischem Umwege. Und während wir darüber nachdenken, wohin wir uns wenden sollen, stehen wir plötzlich auf einem felsgekrönten Hügel am Rande eines Waldbades. Hier ist's unendlich einsam, als seien wir viele Meilen weit im verwunschenen Walde gewandelt.

Aus den Bäumen schallt, wie im wirklichen Hochwalde, der Ton des hackenden Spießes; vom Hügelrande nicht ferne und zwerghaft ein duftender Wacholdertrauch, aus dessen Wurzelwerk ein scheues Nagethier huscht, um jenseits des Weges unter den rothbraunen Nichtenstämmen zu verschwinden. Wir sind völlig vom Waldeszauber umfangen. Und noch ein paar Schritte weiter, dann wird es uns klar, daß wir überhaupt gefangen sind. Denn wir stehen an der Mauer des Parkes. Aber damit das Auge doch in die weite Welt hinaussehen kann, senkt sich die Mauer plötzlich in einen tiefen Graben, läuft in demselben ein paar Schritte fort und steigt dann wieder empor. Und durch diese funtwill geschaffene Lücke schweift der Blick weit hinaus in die abendlich schimmernde Ebene, nach weitentfernten Wäldern und Ortschaften und nach der blaueinstigen Kette des Hochgebirges, die am Horizont zu schwimmen scheint. Hinter uns der Garten mit seinem Waldzauber, seinen Märchen singenden Wassern und geheimnißvollen Goldgemäthern; vor uns die jähe Mauer und draußen die weite, weite Welt im Lichte der sinkenden Sonne: es ist wahrhaftig eine Stätte vom eigenartigsten Zauber. Die Stimme des Menschenherzens und die Stimme der Natur grüßen sich da mit weichen und wohligen Lauten, und durch die Abendluft zittert's wie träumende Sehnsucht hin. Das hat uns der Garten von Rymphenburg angethan.

Nachdruck verboten.

### Eine Fackelfahrt.

Von H. Billinger.

**G**eschlug zwei Uhr. Die Bismarck-Feier war zu Ende; einzelne Menschen zogen noch durch die Gassen, und doch — und Hurrah-Geschrei tönte dann und wann durch die Nacht. Ueber Berlin thronte der Klarste Frühlingshimmel.

Da raffelte ein Wagen über den Leipziger Platz, von einem Klappen gezogen, schwarz wie die Nacht, mit flatternder Mähne. Im Wagen stand ein Soldat aus der Leibwache des alten Kees; er lenkte das Ross, und sein Antlitz war hell beleuchtet durch die Fackeln rechts und links vom Wagen. Mit rasender Schnelligkeit ging's über den Platz; die Magnesia-Flammen loderten hoch auf, blasse Funken zurucklassend, die wie gefallene Sterne am Boden hinstukten. Die Schutzmänner schauten dem Dahineilenden wohl nach, aber Niemand hielt ihn auf; es war Einer aus dem Festzuge, und das Ausgerendöhnliche hatte für diesen Abend einen Freibrief.

Der Jüngling fuhr die Königgräber Straße entlang, am Thiergarten vorbei; vor Goethe, der, von Mondesglanz umflossen, aus den dunklen Bäumen ragte, schwang der nächtliche Schwärmer eine der Fackeln hoch um's Haupt und stieß dabei ein so kräftiges Hurrah aus, daß sämtliche Sperlinge aufschwanden und in ein Gegeter ausbrachen. Der Knappe warf den stolzen Nacken noch mehr zurück, und weiter ging's, durch das Brandenburger Thor, das er erst und hehr sich gegen den Sternenhimmel abhob. Die Wache schaute verwundert auf; einzelne Bürger unter den Linden blieben stehen, mit ihren nicht mehr ganz klaren Blicken die Erscheinung verfolgend. Ein Elternpaar, das einen Wagen voll verschlafener Kinder vor sich her schob, weckte hastig sämtliche Sproßlinge, und obwohl diese den endlosen Zug gesehen hatten und todmüde waren, die abenteuerliche Gestalt, der schwarze Gaul und die Mißgeschickel, mit der Alles vorüberfahre, machten einen so märchenhaften Eindruck auf die jungen Gemüther, daß es mit dem Schlafe sofort vorbei war.

Jetzt bog der junge Mann in eine Seitenstraße; eine Droschke fuhr eben davon, und er gewahrte eine Frauengestalt ganz in Schwarz gekleidet, welche vergeblich versuchte, eine Thür aufzuschließen. Endlich trat sie zurück, wie um nach der Nummer zu sehen; in demselben Augenblicke hielt der Fackelwagen vor ihr still.

„Kann ich Ihnen behilflich sein, — in irgend etwas dienen?“ fragte der junge Mann.

Die Dame, deren Gesicht mit einem dichten Schleier verhüllt war, entgegnete in etwas besorgtem Tone, der Schlüssel passe nicht in das Schloß der Thür; diese komme ihr fremd vor, und doch sei es die richtige Nummer.

„Auch die richtige Straße?“ fragte der junge Mann. Als sie den Namen nannte, schüttelte er den Kopf. „Da hat sich der Kutscher verfehrt; Sie sind eine gute halbe Stunde von Ihrem Ziele entfernt. Darf ich Sie heimbringen? Ich bin allerdings etwas unklar im Kopfe, von Champagner und Begeisterung, im Uebrigen aber harmlos.“

„Darauf bin will ich's wagen,“ meinte die Dame und nahm an seiner Seite Platz. „Ich bin fremd hier,“ fuhr sie zu sprechen fort, während der Knappe anzog, „bei Fremden zu Besuch. Es fiel uns ein, uns unter das Volk zu mischen; ich verlor meine Gesellschaft, nahm eine Droschke, — und das Ende wissen Sie. Ein schönes Thier, mit dem Sie fahren; es gehört wohl Ihnen?“

„Mir?“ lachte der junge Mann auf. „Mir gehört nichts auf der Welt, als Gesundheit.“

„D, damit kann man auskommen,“ lautete die Entgegnung. „Ja, wenn mit der Gesundheit nicht auch immer so ein verflucht guter Appetit Hand in Hand ginge!“ Er knallte mit der Beifische, und der Knappe bog wie von Sinnen um die Ecke, dem Brandenburger Thor zu.

„Daß heiße ich fahren!“ rief die Dame und widelte sich etwas fester in ihren Mantel.

Der Jüngling lächelte: „Und doch geschieht's heute zum ersten Male.“

In dem „Ach“ der Verwunderung, das unter dem Schleier hervorlam, lag gerade kein besonders großes Vergnügen. Er wandte ihr voll das Antlitz zu: „Fürchten Sie sich?“ Seine Augen bligten gefährlich genug; um den Mund aber, den ein zarter Flaum umfäumte, lag unentweichte Kindlichkeit.

„Denn erfahren Sie,“ fuhr er mit einem lustigen Auflachen fort: „siehe ich zum Himmel auf, tanzen die Sterne, die Häuser niden, die Bäume winken, — Alles nimmt Antheil an diesem, meinem ersten Rausch!“

„Es wäre der erste?“ meinte sie in etwas ungläubigem Tone. „Zweifeln Sie an der Richtigkeit der menschlichen Einrichtungen,“ fuhr er auf, „aber nicht an meiner Wahrhaftigkeit! Ich nehme's auf die Ehre. Heute ist Bismarck-Tag, heute bin ich zwanzig Jahre alt, heute feiere ich den ersten Rausch meines Lebens. Victoria!“

„Da sind Sie ja ein Glückskind,“ bemerkte die Fremde. „Ein Glückskind, — ich!“ Der Jüngling lachte hell auf. „Sehen Sie nicht, wie er sich schüttelt, der Himmel, ob dieser Ironie? Ja, der alte Himmel! Nicht wahr, du hast über meinem väterlichen Haupte tagtäglich in mein Dachstufenfenster geschaut? ... Er weiß Alles!“ wandte er sich mit komischer Ernsthaftigkeit an die Dame.

„Ist es unbescheiden, wenn man auch gern wüßte, was es da zu sehen gab?“ fragte die Dame. „Ein Häuflein Kinder und Mangel, weiter nichts!“

„Nun, der hat Ihnen wenigstens keinen merkwürdigen Stempel aufgedrückt!“

„Ja, in dem Rod, das glaub' ich! Aber ich wette mit Ihnen, was Sie wollen: morgen gehen Sie an mir vorüber und kennen mich nicht! Verwachsene Rodärme, ein knurrender Magen, die Seufzer der Angehörigen, die man zu hören vermeint, so oft einem irgend ein Lebensgenuß lieblich winkt, unwürdige Behandlung von denen, deren Sproßlingen man im Schweife seines Angesichtes durch die Klaffen hilft, — o das macht hübsch klein, schüchtern, lüthlich, unfrei. ... Jetzt aber,“ setzte er hinzu und schaute voller Entzücken an sich herunter, „jetzt ist mir ganz königlich zu Muth, ich versichere Sie!“

„Und daß ich Zeuge Ihrer glücklichen Stimmung bin, freut mich von Herzen,“ lautete die liebenswürdige Antwort.

Die Augen des Jünglings suchten den dichten Schleier zu durchdringen; da es vergeblich war, machte er ein komisch trauriges Gesicht und stieß dazu einen hörbaren Seufzer aus. Aber seine Nachbarin war von einer erstaunlichen Unbesonnenheit.

„Sind Sie schon lange in Berlin?“ fragte sie ganz ruhig.

„Ein halbes Jahr,“ gab er zur Antwort. „Eine Schwester meines Vaters wohnt hier; ihretwegen oder vielmehr ihrer freien Dachstube wegen bin ich hier, — sieben Treppen hoch, — halbwegs zum Himmel; er mag mich eben so gern nah bei sich haben; nun, so kann ich ihn auch immer an seine Schulden erinnern.“

„Wen? Den Himmel?“

„Ihn selbst. Als ich als kleiner Bursche hinter meinem wadeligen Tische saß und lernte, — wir waren zwei Knaben und sechs Mädchen, und der sollte studiren dürfen, der sich durch die ganze Schule hindurch als Erster behauptete, — da zog sich gerade vor meinem Dachfenster eine blaue Hügelkette hin, und diese war das Ziel meiner Sehnsucht. Man konnte ihr kaum widerstehen, auch dem Bach voller Frösche und dem Rufen der Kameraden nicht. Aber indem ich mich also lastete, schloß ich im Innern einen Bund mit dem Himmel ab; ich verlangte allen Ernstes eine zukünftige Vergütung für meine Enthaltbarkeit. Und so verlebte ich eigentlich eine ganz glückliche Jugend, indem ich immer in der Erwartung eines wunderbaren Ereignisses schwebte.“

„Und nun?“ meinte die Dame, da er schwieg. Er schüttelte den Kopf: „Nichts eingetroffen.“

„Das kann über Nacht kommen!“

Diesmal war der Ausdruck seines Gesichtes wirklich traurig: „Nichts bald zu spät sein!“

„Daben Sie's denn nicht erreicht, indem Sie studiren?“

„Das ist's ja eben; ich muß Lehret werden, weil es das billigste Studium ist. Mag wäre zufrieden damit, der arme Kerl! Nun muß er sich mit der Laufbahn eines Gerichtsschreibers begnügen. Es ist eine Plagerei; mein Vater hat's mit lebenslänglicher Arbeit just zum Revisor gebracht. Und da habe ich einen Schüler, so reich, — die Welt steht dem Burschen offen, — wenn der wollte! Aber kaum daß ich ihn durch's Freiwilligen-Examen bringe. So ist's; wir Andern aber, wir haben die Sehnsucht.“

„Bitte, nennen Sie mir doch das Ziel Ihrer Sehnsucht!“

Der junge Mann athmete schwer, und seine Stimme klang unsicher, als er die Worte sprach: „Naturforscher wollt' ich, — aber stille davon, das sind bekämpfte Geister; es thut nicht gut, sie wach zu rufen.“

Wie um sich selber zu betäuben, knallte er mit der Beifische, das Pferd zu schnellerem Laufe antreibend. Die Dame legte die Hand auf seinen Arm: „Bitte, lassen Sie das Thier ein wenig verschmaufen; es eilt nicht so.“

„D, dann dürfte ich vielleicht noch einmal die Thiergartenstraße entlang fahren,“ meinte er in bittendem Tone.

„Gut,“ nickte sie.

Er sah sie strahlend an: „Das schenken Sie mir zum Geburtstag!“ rief er. „Rechts um, Knappe! Heute gehört Du noch mir.“

Sie fuhren unter den stillen Bäumen langsam dahin; die Fackeln waren beinahe zur Keige gebrannt; der Weg hinter ihnen war wie besäet von kleinen und großen Flammen. Die Dame hatte sich zurückgelehnt; das leise Knistern ihres Kleides beunruhigte den jungen Mann nicht wenig. Er brannte vor Begierde, das Gesicht seiner Nachbarin zu sehen, aber gerade ihr Vertrauen legte ihm die größte Bescheidenheit auf.

„Was haben Sie sonst noch zum Geburtstag bekommen?“ unterbrach sie seinen Gedankengang.

„Sonst einen Thaler vom Vater; Max, der gute Kerl, hat mir ein Aquarellbildchen gemalt, — die Hügelkette, wissen Sie; von den Schwestern kam allerlei Nützliches.“

„Wenn diese einfachen Leute Sie jetzt sehen würden!“

Der junge Mann gab nicht sogleich eine Antwort; seine Augen flogen umher, er öffnete den Mund, schloß ihn wieder, endlich schüttelte er ganz energisch den Kopf, wie Jemand, der gefonnen ist, alle Bedenken in den Wind zu schlagen.

„Da der Himmel nichts für mich gethan hat, habe ich mir die Freiheit genommen und mir selbst die langersehnte Freude geschenkt. Und dazu war mir dieser Tag gerade der rechte! Den Mann mit zu feiern, — nicht bloß am Wege stehend, thatenlos gaffend, sondern der vollen Begeisterung Ausdruck gebend, die in mir gelodert, seit ich denken kann, — ja, das war etwas! Ich habe gesungen, geschrien, getrunken, jedes Glas ihm zum Wohl, zum Dank geleert und wieder gefüllt und geleert, bis ich nicht mehr konnte. Dann war mir, als wäre mein Rausch heiliger, als der meiner Zechbrüder, als dürfte er nicht unter wüstem Geschrei enden. Jetzt — habe ich freilich Schulden, aber auch welch eine Erinnerung! Max's nun wieder Werktag werden.“

Er hatte kaum ausgesprochen, so streckte ihm die Dame ihre fein behandschuhete Rechte mit lebhafter Bewegung entgegen; er ergriff sie und hielt sie fest.

„Ach Gott,“ stammelte er, „ich — ich kann Ihnen gar nicht sagen, — nie war mir so wunderbar, — um Alles in der Welt, zeigen Sie mir Ihr Gesicht!“

„Mir Vergnügen,“ lautete die Antwort, und damit schlug die Dame den Schleier zurück. Ein leiser Ruf des Staunens entfuhr den Lippen des jungen Mannes, sein Gesichtsausdruck zeigte unverholene Enttäuschung. Schön war sie in der That, seine Nachbarin, aber es war die Schönheit des Alters, die sie besaß. Und der junge Mann war auf weiße Locken nicht gefaßt gewesen, sondern ganz insgeheim auf blonde. Ein ungemein wohlwollendes, herzliches Lachen trieb dem Enttäuschten die Röthe der Berlegenheit in's Gesicht. Er stotterte etwas und suchte nach Worten; die Dame kam ihm zu Hülfe.

„Lassen Sie sich das Unglück, ein altes Gesicht statt eines jungen gefunden zu haben, nicht zu nahe gehen. Für Ihr Alter und Ihre Studien ist es sogar recht gut, meinen Sie nicht auch?“

Er nickte etwas gezwungen, und sie lachte abermals, was ihn endlich veranlaßte, mit einzustimmen, indem er den Kappen in die Straße lenkte, die er so lange vermieden.

„Sie haben,“ begann die Dame nach einer kleinen Pause, „heute Ihre erste Freude, Ihren ersten Rausch erlebt, — und weil alle guten Dinge drei sind, hier haben Sie noch eine gute, alte Freundin dazu. Denn auch ich will meine Freude haben, und es wäre nicht schön von Ihnen, durchaus nicht, wollten Sie mir nicht dazu verhelfen.“

„Ich“ fragte er, „was kann ich?“

„Einwilligen, daß ich unserm Vaterlande in Ihnen einen frohen, glücklichen Menschen schenke, erlauben, daß Ihre alte Freundin die Rolle des himmelsternen übernimmt, kurz, wenn Sie mich denn gar nicht verstehen wollen, — Naturforscher sollen Sie werden. Und daß Sie mir den Max nur gleich kommen lassen; der soll auch studiren, was er mag, nicht Sie allein.“ setzte sie, höchst belustigt ob seines verstorbenen Gesichtes, hinzu. Da rollte dem Jüngling eine Thräne die Wange entlang, und beschämt darüber, wandte er das Antlitz zur Seite.

Eine Weile ließ sie ihm Zeit, sich zu fassen; dann meinte sie, ihm auf die Schulter klopfend: „Wie, so wenig vorbereitet auf das lang erwartete Ereigniß?“

„Es ist zu viel,“ stammelte er; „ich kann es nicht annehmen, ich darf nicht.“

„Still,“ unterbrach sie ihn, „mißgönnen Sie mir meine Bismarck-Feier nicht! Zudem stürzt sie mich noch nicht einmal in Schulden; wie weit also bleibe ich hinter Ihrer Opferfreudigkeit zurück!“

Sie hielten vor dem Hause; die Dame erhob sich: „Morgen mit dem Frühstücken erwarte ich Sie, und dann will ich mir mal meinen lieben, jungen Freund mit der Brille ansehen. Gute Nacht!“

Sie reichte ihm die Hand; er drückte sie wortlos und sprang in den Wagen.

Unter der Thür blieb sie stehen und schaute ihm nach, wie er in die stille, einsame Nacht hinausfuhr, ein wahrhaft glücklicher Mensch.



**Berlin.** — Die glückliche Beilegung des Conflictes Deutschlands mit Zanzibar hatte sehr erfreuliche Folgen auch für Frau Rute, die Schwester des Beherrschers der südafrikanischen Insel. Bekanntlich war vor etwa zwanzig Jahren die Prinzessin von Zanzibar einem jungen Hamburger Kaufmann, Namens Rute, als Gattin nach Deutschland gefolgt und hatte an seiner Seite in Hamburg einige Jahre eine glückliche, mit drei Kindern gesegnete Ehe geführt, bis Herr Rute durch einen Unglücksfall das Leben verlor. Frau Rute siedelte darauf nach Berlin über und führte von den Zinsen eines kleinen Vermögens und dem Ertrage von Unterrichtsstunden im Arabischen ein bescheidenes Leben; ihr Sohn fand Aufnahme in der Kadetten-Anstalt zu Potsdam. Ansprüche auf ihr Privatvermögen in Zanzibar hatte Frau Rute bisher gar nicht erhoben, da sie die unveröhnliche Gesinnung des Sultans Said Bargasch, ihres Bruders, wohl kannte. Nach Ausbruch des Conflictes mit Zanzibar machte sie indeß diese Ansprüche geltend und hatte die Genehmigung, daß die deutsche Regierung ihre Unterstützung zusagte. Die Dame machte sich in Begleitung ihrer Kinder persönlich auf die Reise nach Südafrika, und wenn ihr auch die Versöhnung mit dem Bruder nicht gelang, so hatte sie es doch der mächtigen Fürsprache des deutschen Vermittlers zu danken, daß ihr das von ihrem Vater ererbte Grundeigentum, bestehend in achtundzwanzig in der Stadt Zanzibar gelegenen Häusern, zurückgegeben wurde. Auf dem Hamburger Dampfer „Oydia“ traf Frau Rute mit ihren Kindern glücklich wieder in Deutschland ein.

— Eine traurige Erscheinung bildete vor dem Forum des Berliner Landgerichts die Marquise Maria Rita di Candia, eine Tochter des berühmten Sängers Mario (mit eigentlichem Namen Marquis di Candia) und seiner Gattin, der nicht minder berühmten Sängerin Giulia Grisi. Die Letztere war im Jahre 1869 in Berlin gestorben, und ihr Gemahl, der in seinen Glanzzeiten ein jährliches Einkommen von hundert- bis dreihunderttausend Mark erwarb, hatte schon bei Lebzeiten sein Vermögen unter seine



Kinder vertheilt. Auf Rita war eine Summe von hunderttausend Lire gekommen, und häufig hatte sie noch von ihrem Vater und nach dessen Tode von ihren Geschwistern ansehnliche Geldsummen bezogen; aber gegenüber ihrer grenzenlosen Verschwendungssucht, die sich in geradezu unsinniger Weise äußerte, erwies sich diese Opfer als vollkommen nutzlos, und schließlich war sie auf eine kleine, von ihren Verwandten gezahlte Rente angewiesen. Rita di Gandia durchzog nun die Lande, überall Schulden anhäufend, die sie immer von Neuem durch Anleihen von alten Freunden zu decken suchte, bis diese endlich des Lebens müde wurden. Auf ihrer unstillen Wanderung in Berlin angelangt, sah sich die verblendete Frau bald gänzlich von Mitteln entblößt, was sie nicht hinderte, ein luxuriöses Leben auf Credit zu führen; als dieser verlagte, nahm sie zu falschen Vorspiegelungen ihre Zuflucht und schädigte, mit ihrem vollklingenden Titel blendend, zahlreiche Personen um ansehnliche Summen. Endlich ereilte sie das Verhängnis, indem sie auf Anzeige eines der Betrogenen in Haft genommen wurde. Zur Klärung der zahlreichen Betrugsfälle war eine Untersuchung von dreizehn Monaten notwendig, und bei der Verhandlung des Falles, der zwei Tage in Anspruch nahm, stellte sich die Schuld der Angeklagten, — daß sie in Berlin und anderen großen Städten Deutschlands ohne jegliche Gewähr der Bezahlung Darlehen erhoben, Waaren entnommen und große Hotel-Rechnungen contractirt, im Ganzen aber fremde Personen um etwa fünfundsiebzigtausend Mark geschädigt hatte, — zur Evidenz heraus. Der Spruch des Gerichtes lautete auf anderthalb Jahre Gefängnis, wovon sechs Monate als durch die Untersuchungshaft verbüßt erachtet wurden. Rita di Gandia hat an den Kaiser Wilhelm ein Gnadengesuch gerichtet; es ist aber sehr die Frage, ob sie, selbst wenn demselben gewillfahrt werden sollte, so bald wieder die Freiheit genießen wird; denn auch in andern Ländern soll sie sich ähnliche Dinge, wie in Deutschland, haben zu Schulden kommen lassen. Und selbst wenn ihr die Freiheit wird, welchen Gebrauch wird von ihr die Unglückliche machen, die, wie die Gerichtsverhandlungen darthaten, so tief verstrickt ist in Lüge und Verstellung, daß sie kaum noch einen Unterschied zwischen Wahr und Unwahr zu machen weiß? Die Tochter der glänzenden Künstlerin, des großen Sängers, welchen im wahren Sinne des Wortes die dem Munde entquellenden Töne sich in Gold verwandelten, eine Betrügerin aus Gewohnheit, die mit demselben Gleichmuth den habgierigen Wucherer um den Raub, wie den ehrlichen Gewerbetreibenden, die arme Wäscherin und Näherin um den wohlverdienten Lohn bringt, — welch ein schneidender Contrast!

Paris. — Eine der gesuchtesten Portrait-Malerinnen ist gegenwärtig Frankeine Louise Abbéma. Eine Schülerin von Carolus Duran, dem berühmten Meister, erreichte sie zuerst 1872 Aufsehen durch ein Bildnis der Sarah Bernhardt, welchem dann Portraits von Thiers, Lesepis und anderen Berühmtheiten, sowie auch jene Allegorie der vier Jahreszeiten folgten, zu der ihr vier der damals beliebtesten Bühnenkünstlerinnen gezeichnet hatten, die Damen Samary, Croizetti, Bernhardt und Baretta. Das Bild erhielt bei der Ausstellung im „Salon“ zwar nur eine „ehremvolle Erwähnung“, aber man fand damals allgemein, daß es eine höhere Auszeichnung verdient hätte. Die Künstlerin hat ihr Atelier im Hause ihrer Eltern, — ihr Vater ist Chef eines Ministerial-Bureaus, — in der Rue Voffitte, und wer seiner Zeit einer Aufführung von Daudet's „Kabob“ beigewohnt, der hat im zweiten Acte auch eine getreue Copie dieses Ateliers gesehen. Mit seinem Reichthum an exotischen Pflanzen, frischen Blumen und üppigen Blattwerk, das alle Wände umrankt, ähnelt der Raum einem Gewächshause. Ein prachtvolles, mit indischen Stoffen drapirtes Piano zeigt, daß auch die Musik hier ihre Stätte hat, und in der That öffnet sich dieser herrliche Raum jeden Freitag Abend einer heiteren Gesellschaft aus künstlerischen und literarischen Kreisen, die sich an Musik, Gesang und dem Vortrage von Dichtwerken erfreut. In das Atelier steht ein lauschiges, mit Seidenstoff decorirtes Boudoir, das gleichfalls reichen Blumenschmuck zeigt, und daran schließt sich der Salon, der in seiner glatten, modernen Einrichtung ein wenig gegen die anderen Räume absteht; eine Büste der Malerin, von Sarah Bernhardt gemißelt, und ein Portrait der Schauspielerin, von der Malerin gefertigt, erinnern indessen auch hier an die Kunst. Einen prächtigen Eindruck macht wieder der Speisesaal, dessen Wände über und über mit Gemälden von der Hand der Künstlerin decorirt sind.

London. — Lady Isabell Clayton, eine durch Schönheit ausgezeichnete Hofdame der Königin Victoria, ist in Windsor in trauriger Weise um's Leben gekommen. Die Dame erbat sich von ihrer Gebieterin die Erlaubnis, die beiden Kinder des Herzogs von Connaught, die sie während der Jahre, welche die Eltern in Indien verlebten, unter ihrer Oberaufsicht gehabt, in ihrer Pompy-Equipage spazieren fahren zu dürfen. Die Königin willigte ein, und in den Mittagsstunden kam die Hofdame, den Prinzen und die Prinzessin abzuholen. Die Königin, die auf dem Balcon stand, erklärte, daß ihr die Pferde wild schienen, und daß sie, da Lady Isabell selbst kutschire, ihre Entel nicht hätte mitfahren lassen. Etwas aufgeregt, hieb Lady Clayton auf die Pferde ein, diese wurden scheu und rannten gegen einen Heuwagen, sodas Lady Isabell mehrere Meter weit zur Erde geschleubert wurde. Schwer verletzt, wurde sie in das königliche Schloß getragen, wo sie nach kurzer Zeit ihren Geist aufgab.

— Einen großen Erfolg hat das Frauen-Studium der Medicin in der Person einer Miss Pridaaur erungen, welche vor einiger Zeit an der Londoner Universität sämmtliche Examina glänzend bestand und auch die Würde eines Baccalaureus der Chirurgie erwarb. Von neunzehn Candidaten, die sich um den Posten als Haus-Chirurg des Kinder-Hospitals Paddington-Green bewarben, wurde sie, die einzige weibliche Bewerberin, erwählt. Miss Pridaaur ist eine junge, mit ungewöhnlicher Schönheit begabte Dame.

— Nulla dies sine linea, kein Tag ohne Prozeß, so kann man fast von Mistress Georgina Weldon sagen. Bald steht sie als Klägerin, bald als Angeklagte vor den Richtern, welchen die freisüchtige und rededeannte Dame nicht wenig zu schaffen macht. Neuerdings hatte sie eine Klage gegen einen der Aerzte angestrengt, welche sie für irrsinnig erklärt hatten, und aus deren Zeugniß sie in eine Heilanstalt gebracht worden war. Als Entschädigung verlangte sie nicht weniger, denn zehntausend Pfund Sterling. Die Richter entschieden zu ihren Gunsten, doch wurde die Entschädigungs-Summe auf den zehnten Theil herabgemindert. Immerhin sind zwanzigttausend Mark eine ansehnliche Summe, für die sich schon eine Anzahl neuer Prozesse führen läßt.

— Ein gutes Geschäft hat jüngst Madame Tissand, die Inhaberin des bekannten Wachsfiguren-Cabinet's, gemacht. Ein reicher Privatmann, Mr. Bizard Smith, richtete an sie die Aufforderung, seine Wachsfigur den Berühmtheiten ihres Cabinet's beizugeben, und erklärte sich zugleich bereit, hierfür eine anständige Summe zu zahlen. Madame Tissand bedauerte, diesem Wunsche nicht willfahren zu können; ihre Gallerie enthalte nur Persönlichkeiten, die in gutem oder bösem Sinne von sich reden

gemacht. Fürsten und Generale, Dichter und Künstler, Räuber und Mörder, — Kategorien von „Celebritäten“, unter welchen die Figur des Mr. Smith schlechterdings nicht unterzubringen sei. Mr. Smith war indessen nicht so leicht abzuweisen. Unter Befugung eines Chefs über fünftausend Pfund Sterling richtete er an Madame Tissand obermals ein Schreiben, in welchem er sagte, sie möge nur über seiner Figur eine Tafel des Inhaltes anbringen lassen, daß hier die getreue Copie eines Mannes zu sehen sei, der ein Vermögen ausgegeben habe für das Vergnügen, unter der wächsernen Gesellschaft parodiren zu können; das Publicum werde einen solchen Mann gewiß nach Gebühr bewundern. Diesen überzeugenden Gründen vermochte Madame Tissand nicht zu widerstehen, und so wird demnächst Mr. Bizard Smith in Lebensgröße die Wachsfiguren-Gallerie schmücken.

Madrid. — Sehr schwierig hat sich, nachdem König Alfons von Spanien durch einen so plötzlichen Tod dahin gerafft worden, die Lage der Königin Marie Christine gestaltet. Ueber die Thronfolge kann einstweilen nicht entschieden werden, da die Königin in einigen Monaten der Geburt eines Kindes entgegen sieht. Ist dasselbe ein Knabe, so fällt diesem die Krone zu; im anderen Falle würde, nach dem spanischen Thronfolge-Gesetz von 1830, die älteste Tochter des Königspaars, die am 11. September 1880 geborene Infantin Maria de las Mercedes, zur Königin proclamirt werden. In jedem Falle aber hat die Königin-Witwe, unterstützt von einem Regent'schafts-Rath, bis zur Mündigkeit des Thronerben die Regierung zu leiten. Auf bornigen Pfaden wird sie, wenn nicht überhaupt in Spanien eine gewaltsame Aenderung der Regierungsform eintritt, jedenfalls in dem von Parteilagen so arg zerrissenen Lande zu wandeln haben. In dem großen Unglück, von welchem die Königin betroffen worden, benahm sie sich mit würdiger Fassung. Wohl brach sie, als die furchtbare Gewißheit von dem Tode des geliebten Gemahls sie so jäh überfiel, ohnmächtig zusammen, aber nachdem der erte, kirchliche Schmerz sein Recht erhalten, erinnerte sich die hohe Frau der Pflichten, welche sie für sich und ihre Kinder ausüben mußte, und sie unterzog sich willig den von der Nothwendigkeit vorgeschriebenen Regierungs-Verhandlungen. Ihren schönsten Schmuck, das wallende Haupthaar, hat die königliche Witwe dem jungen Gemahl mit in die Gruft gegeben.

## Die Mode.

Nachtrud auch im Einzelnen verboten.

Mode vom Januar 1786.



Nach einem Stiche im „Cabinet des Modes vom 1. Januar 1786“.



In entzückender Frische und Farbenpracht bieten sich uns in diesem Winter die Blumen, die, von den Blüten fast gänzlich verbannt, in desto reicherer Fülle auf den Ball-Toiletten erscheinen. Im Allgemeinen besteht eine solche Garnitur aus einem hoch gebundenen Haar-Bouquet, einem Bouquet für die Schulter und aus langen Zweigen oder einzelnen mächtigen Sträußen mit Bandschleifen für Rock und Schleppe. Abweichend von dieser Form, ist die vorliegende Garnitur aus zart gedönten, rosa Rosen mit zierlichen Knospen, fein gefärbtem Blattwerk und biegsamen Stielen im Zusammenhang gebunden. Auf der Schulter vereinigen sich vorn die beiden Ranken in eine Schnecke, von der drei ungleich lange Zweige ausgehen, die sich den Draperien des duftigen rosa Tüllkleides anschmiegen. Bunte Schmetterlinge und ein Rosenstrauch im hoch frisirten Haar vollenden den jugendlichen, kleidamen Schmuck. (Bezugsquelle: Christine Jank, Bredlau, Oblicher Stadtgraben 21.)

Die großen, echten Spitzenkragen, wie sie vor einer Reihe von Jahren getragen wurden und sich noch im Besitze mancher Damen befinden, tauchen wieder als Garnitur für Theater- und einfache Gesellschafts-Toilette auf. Man schließt diese runden oder vorn lahförmig gearbeiteten Krage mit einer farbigen Schleife.

Durch geschmackvolle Ausstattung, Westentheile, zierlichen Revers-Kragen, große Taschen u. s. w., versteht es das nun vollständig wieder eingebürgerte Ueberkleid, sich in einer neuen Gestalt zu präsentieren. Besonders reiz gewinnt das Arrangement durch den hübschen, sehr modernen Wechsel von glatten und gestreiftem Stoff, letzterer zu Rock- und Garnitur-Theilen auser genommen, als Ueberkleid aber lang gestreift oder schräg geschnitten verwendet.



Breite Spitzen werden gern zu Kragen oder, für junge Mädchen zu einer der Taille fest aufgelegten, vieredigen Basse verwendet, welche sich besonders von dunklen Grunde kräftig und wirkungsvoll abhebt. Die Kermel-Ausschlüge sind in Uebereinstimmung zu garniren.

Unermüßlich schafft die Mode neue Formen für die kleidamen Lay-Garnituren oder schmückt die alten Formen in neuer Weise aus. In erster Reihe dienen hierzu die stumpfen Bleiperten,



welche im Vereine mit gleich großen Gold- oder Silberperlen in verschiedenen hübschen Mustern auf schwarzen Tüll genäht werden. Einer dunklen Taille aufgelegt, verschwindet der Tüllgrund vollkommen, so daß nur glitzernde Perlenstückerlei zur Geltung gelangt. In Uebereinstimmung damit erhält der Stehkragen der Taille ein ebenso gesticktes Perlen-Bündchen. (Bezugsquelle: S. Beremann, W. Friedrichstraße 59.)

Eine originelle Krage-Garnitur im Genre der Renaissance-Ketten, die auch auf glatten Kermel-Ausschlügen Anwendung findet, besteht aus einer Reihe Metall-Bierathe, die keine Doppelringe verbinden, wie aus der Vorlage ersichtlich. Unsichtbare Stiche befestigen diese meterweise künstlichen, in Gold und Stahl gehaltenen Garnituren. (Bezugsquelle: S. Beremann, W. Friedrichstraße 59.)

Die sehr beliebten Fächer aus den steifen, geraden Fehern der Raben, Krähen, Dohlen u. s. w., welche eine verhältnißmäßig glatte Oberfläche haben, erhalten vielfach Verzierungen durch Malereien tomischen Genres. Hierzu bietet gerade das Thier-



leben einen sehr ergiebigen und dankbaren Stoff. Bald über nagende Mäuse scheinbar an dem Fächer selbst ihr Zerdrückungswerk aus, bald arbeitet eine Spinne eifrig an ihrem Netze, oder Vögel und Schmetterlinge suchen Schutz unter dem Dache eines Niesenzpilzes, und auch die vier philosophisch dreinblickenden Köpfe auf unserem Modellfächer zeugen von eben so feiner Beobachtung wie heiterer Auffassung der Natur. (Bezugsquelle: Kofotnik u. Comp., W. Friedrichstraße 180.)

Wieder giebt es Neues über die Hüte zu berichten. Das grobe Strohgeflecht des Sommers imitirend, hat man Vorten aus 1/2 Cent. breiten Luchstreifen geflochten, welche besonders gut in der Zusammenstellung mit glatten, feinen Filz wirken. Man nimmt deshalb auch gern, wie unser brauner Modellhut zeigt, die Krempe aus diesem Geflechte, den Kopf aus Filz. Eine andere Neuheit sind



dabei vollkommen steifen Hauptfäden werden durch feine, ebenfalls gestärkte Seidenfäden ergänzt, welche den Stoff kreuzweise durchziehen. (Bezugsquelle: E. Mehoff, W. Jägerstraße 25.)



# Neue Handarbeiten

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Als poetischer Neujahrsgruß empfiehlt sich ein neues Arrangement aus frischen Blumen: Buchstaben, die in sinniger Weise den Namen des Empfängers darstellen. In 3 Cent. tiefen, aus Draht gefertigten Buchstabenformen, die zum Aufstellen eingerichtet sind, werden die Blumen auf feuchtem Moose gefällig geordnet. Die Vorlage ist dicht mit Weilchen gefüllt, die büßige Fläche durch zierliche, von Wandschleifen gebaltene Sträußchen aus Rosenknospen, Nieser und feinem Grün unterbrochen. (Bezugsquelle: S. Schmidt, W. Friedrichstr. 177.)



fertigten Buchstabenformen, die zum Aufstellen eingerichtet sind, werden die Blumen auf feuchtem Moose gefällig geordnet. Die Vorlage ist dicht mit Weilchen gefüllt, die büßige Fläche durch zierliche, von Wandschleifen gebaltene Sträußchen aus Rosenknospen, Nieser und feinem Grün unterbrochen. (Bezugsquelle: S. Schmidt, W. Friedrichstr. 177.)

So schwer es scheinen mag, die reiche Auswahl an Gratulations-Karten noch zu vermehren, so können wir doch von einer allerliebsten Neuheit in diesem Genre berichten. Ausstattungen für Kenn- und Correspondenz-Karten eignen. Unsere Abbildungen zeigen neben einer unvollständigen Karte zwei vollendete, deren Verzierung in gemalten Zweigen besteht, umflattert von Tauben, Schmetterlingen oder Schwalben.



aus schillernder Perlmutter. Aus zweien dieser naturgroß dargestellten Perlmutter-Auflagen ersieht man, wie Schmetterling und Vögelchen durch geschicktes Einzeichnen feiner Federstriche weiter auszuführen und nach dem Aufkleben durch Anfügen von Fühlhörnern, Beinchen u. s. w. auf der Karte selbst zu vollenden sind. Die Verfertigerin dieser hübschen Karten liefert dieselben sowohl fertig (das Duzend M. 3.60), als auch mit den dazu gehörigen Perlmutter-Auflagen, jedoch jede Dame sich das Vergnügen der Selbstfertigung bereiten kann. (Bezugsquelle: Fr. C. Wille, Wiesbaden, Cuxstr. 3.)



# Wirthschaftliches

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

## Speisezettel für die feine und einfache Küche.

- |  |                       |
|--|-----------------------|
| I.   |                       |
| Alte Suppe mit Raviolo's                                   | Recept 1134.          |
| Omelette von Kalbsniere                                    | Recept 1135.          |
| Karpfen in Weißwein  | Recept 1136.          |
| Schweinsrücken mit Sauertraut                              | Recept 1137.          |
| Escaloppes von Gänseleber                                  | Recept 1138.          |
| Rehraten, dazu Johannisbeer-Gelée und Salat.               |                       |
| Luftbudding  | Recept 1139.          |
| Butter, Brod und Käse.                                     |                       |
| Obst.  |                       |
| II.  |                       |
| Suppe à la reine.  |                       |
| Ruschschalen mit Hering                                    | Recept 1140.          |
| Gefüllte Kalbsbrust, mit verschiedenen Gemüsen garnirt.    |                       |
| Cotelettes von Dreifarce mit Hausofmeister-Sauce           | Recepte 1141 u. 1142. |
| Dasentraten mit Rotkohlsalat.                              |                       |
| Brotorte, dazu feine Compotes oder Confitüren.             | Recept 1143.          |
| Gefrorenes.  |                       |
| III.   |                       |
| Bouillon mit Klößchen.                                     |                       |
| Illustrirte Schnittchen. Kussische Art                     | Recept 1144.          |
| Gedünstete Schweinsfilets mit Wirsing                      | Recept 1145.          |
| Dammelbraten, dazu Kartoffelklöße.                         |                       |
| Nachtisch.   |                       |
| IV.  |                       |
| Kalbsteischsuppe.  |                       |
| Weißkohl, mit Kartoffeln und Rindfleisch zusammen gekocht. |                       |
| Gebatene Leber, dazu Kartoffelsalat und Preiselbeeren.     |                       |
| Obst.  |                       |

### Recepte.

1134. Alte Suppe mit Raviolo's. Von 4 Eigelb, Mehl, Salz und einem Schüssel mit Essig gemischtem Wasser macht man einen feinen Nudelteig, läßt ihn eine halbe Stunde ruhen, schneidet ihn dann in zwei gleiche Hälften und rollt jede derselben, ohne daß sie zerreißen, so dünn wie Papier aus. Daraus feuchtet man die eine Teigplatte mit einem in Wasser getauchten Pinsel an und legt mit Hilfe eines runden Löffelchens oder einer Pappblüte ganz kleine, runde Klößchen von feiner Hühnerfarce, in welche

man etwas geriebenen Parmesankäse mit hineingethan hatte, 3-4 Cent. von einander entfernt, auf die befeuchtete Teigplatte, um dann die andere darüber zu decken. Dierauf drückt man mit einem stumpfen, kleinen Ausstecher den Teig unmittelbar um die Farce fest an, sticht die Raviolo's mit einem größeren, scharfen Ausstecher glatt aus und legt sie nebeneinander auf ein mit Mehl bestäubtes Küchbrett. Die Abfälle des Teiges netzet man wieder zusammen, rollt sie in oben beschriebener Art, in zwei Theile getheilt, klattbäum aus und gestaltet sie, mit gleicher Farce belegt, auch zu Raviolo's. Das angegebene Quantum ergibt 25-30 Raviolo's. Dieselben werden kurz vor dem Anrichten 10 Minuten lang in Wasser mit Salz gekocht, dann zum raschen Ablaufen auf ein Sieb gethan und darauf in die kochende, kräftige, helle Fleischbrühe gegeben.

1135. Omelette von Kalbsniere. Eine noch am Nierenstück befindliche gebratene Kalbsniere ist ungleich saftiger und wohl-schmeckender, als eine für sich allein gebratene Niere. Man thut also gut, die zur Omelette notwendige Niere aus dem fertig gebratenen Nierenstück mit dem ganzen Fett auszulösen und, nachdem sie erkaltet ist, fein zu hacken. Darauf verquirlt man 8 ganze Eier mit 2 gewöhnlichen Obertassen Sahne, oder auch nur Milch, recht klar, thut gehackte Petersilie, Schnittlauch, etwas Pfeffer und Salz dazu, vermischt dies Alles mit der gehackten Niere und bäckt von dieser Masse, mit Butter, in einer Omelettepfanne nach Belieben eine große oder mehrere kleine Omelette's auf einer Seite braun, während die obere Seite weich bleiben muß. Nach dem Baden läßt man die Omelette's aus der Pfanne auf einen Bogen Papier gleiten, rollt sie hier sogleich auf und richtet sie in dieser Form auf der Schüssel an. Man servirt eine kräftige, mit etwas Citronensäure versetzte Jus dazu.

1136. Karpfen mit Weißwein. Man spaltet den nach dem Schlachten ausgenommenen, aber nicht geschuppten Karpfen der Länge nach in 2 Theile, schneidet ihn in dreifingerbreite Stücke, wäscht diese ab, salzt sie und läßt sie 1-2 Stunden stehen. In dieser Zeit püht und schneidet man 1/2 Sellerietwolle, 1 Petersilien- und 1 gelbe Wurzel, wie 1 mittelgroße Zwiebel in Scheiben, wäscht diese ab, salzt sie und läßt sie 1-2 Stunden stehen. In dieser Zeit püht und schneidet man 1/2 Sellerietwolle, 1 Petersilien- und 1 gelbe Wurzel, wie 1 mittelgroße Zwiebel in Scheiben, wäscht diese ab, salzt sie und läßt sie 1-2 Stunden stehen. In dieser Zeit püht und schneidet man 1/2 Sellerietwolle, 1 Petersilien- und 1 gelbe Wurzel, wie 1 mittelgroße Zwiebel in Scheiben, wäscht diese ab, salzt sie und läßt sie 1-2 Stunden stehen.

1137. Schweinsrücken mit Sauertraut. Aus einem schon mehrere Tage vorher geschlachteten jungen Schweine haut man den Rücken schmal, in Form eines Rehrätchens, heraus, dabei einen Finger breit den Speck darauf lassend, brät ihn dann bei starker Hitze und mit wenig Butter auf allen Seiten braun, gießt 1/2 Liter kochendes Wasser dazu, salzt ihn, giebt etwas Gewürz und Pfefferkörner daran und läßt ihn hiernach ganz langsam, während man ihn einige Mal umwendet, 2-3 Stunden zugedeckt kochen. Die Brühe muß dabei so sehr eintochen und der Rücken, zuletzt immer mit der Fettschicht nach oben liegend, so heiß damit begossen werden, daß er wie glaciert erscheint. Inzwischen hatte man Sauertraut sehr schmackhaft und klar, hellgelb aussehend, zubereitet. Dasselbe richtet man nun recht heiß auf einer Relevo-Schüssel an, indem man hin und wieder, so viel man will und hat, eben aus den Schalen genommene und von den Aestern befreite Austern hineinschiebt, und legt den Schweinsrücken in die Mitte des Sauertrautes. Da das Sauertraut, wie alles auf Relevo-Schüsseln angeordnete Gemüße, französisch arrangirt wird, so ist es auch sehr hübsch, wenn man die Austern einige Minuten in heißen Wein legt, sie eben heiß werden läßt und dann auf dem Gemüßestrange, rings um den Schweinsrücken, geschmackvoll arrangirt. Diese für Gesellschaften vortreffliche Relevo-Schüssel kann auch als höchst schmackhaftes, kräftiges Hauptgericht für den familientüch servirt werden, wo dann die Austern fortbleiben können.

1138. Escaloppes von Gänseleber. Eine große, schön weiße und fette Gänseleber schneidet man in 1/2 Cent. dicke Scheiben, bestreut sie mit etwas gestoßenem weißen Pfeffer und Salz und wendet sie in zerlassener und schon wieder etwas erkalteter Butter um. So legt man sie in eine passende Casserole, um sie dann einige Minuten vor dem Anrichten auf eine heiße Stelle des Herdes zu setzen, mit 100 Gr. zerlassener Butter zu begießen, darnach ein mit Butter getränktes Papier darüber zu legen und hierauf die Escaloppes, bei einmaligen Umwenden, ohne daß man hineinsticht, 2 Minuten lang dünsten zu lassen. Die Escaloppes werden nach dieser Zeit aus ihrem Fond in einen auf die Schüssel gestellten Rand von Blätterteig gehoben und mit einer vorher bereiteten Champignon-Sauce, in welche man noch rasch den Fond der Leber mischt, übergossen. Da die Escaloppes sehr schnell erkalten, muß das Anrichten auf einer erwärmten Schüssel und schnell geschehen.

(Schluß in nächster Nummer.)

# Briefmappe

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

## Fragen.

Weibliche Kenien. — Ist es bekannt, an wen Goethe die sogenannten weiblichen Kenien gerichtet hat, die sich unter Rosenknospe, Veilchen, Lilie, Aglei, Hyacinthe, Nachtsviole, Tuberoze, Matzkrause, Tulpen, Kellen, Sceraniumtblatt, Ranunkeln, Rebeda, Kornblume und Vergißmich nicht verbergen? Zwei Blaustrümpchen.

Kurorte. — Giebt es Kurorte, in welchen Tannennadel-Bäder und Soolbäder vereinigt sind? Und welche von diesen liegen der russischen Grenze zunächst? Abonnentin in Südrugland.

Reinigung von altem Pergament. — In welcher Weise läßt sich altes Pergament-Papier, durch Stock- und andere Flecken beschädigt, ohne Gefahr für Schrift und Malerei reinigen? J. v. T. in G.

Amulett der Königin von Italien. — Die Königin Margherita von Italien trägt als Broche das dargestellte, aus Silber gefertigte Amulett. Die Inschrift soll ungefähr bedeuten: „Heil dem, der hinter mir ist.“ Kann mir Jemand die genaue Erklärung der einzelnen Zeichen geben? Frau Consul G. in S.



Blind gewordenes Glas. — Ist ein Mittel bekannt, blind gewordenem-Glase den ursprünglichen reinen Glanz wieder zu verleihen? Olga in Wien.

## Antworten.

Five o'clock-Rostume (XII. 389). — Die späte „Mittagsstunde“ der vornehmen englischen Welt, zwischen acht und neun Uhr Abends, steht im grellen Widerspruch mit Magen, Appetit und Hunger; denn der Stunden vom zweiten Frühstück, lunch, das etwa zwischen ein und zwei Uhr stattfindet, bis zum Mittagessen, dinner, das, wie gesagt, die Mode zwischen acht und neun Uhr Abends vorschreibt. — die „Mittagsstunde“ der Königin Victoria ist neun Uhr, — sind zu viele, um nicht bis zum dinner matt und „flau“ zu werden. So hat denn die Mode um fünf Uhr Nachmittags, — five o'clock, — einen Thee eingeführt, der allmählig zu einer vollständigen Mahlzeit angewachsen ist. Zuerst wurde nur harter Thee, mit oder ohne Sahne und Zucker, von der Dame des Hauses selbst dargebracht; dazu geröstetes Brod, dünne Butterbröckchen, Orangen-Marmelade und Jungen-Sandwiches. Jetzt werden sogar warme und kalte Fleischspeisen, Praten, Mayonnaisen, Ragouts, Gänseleber- und andere Pasteten, eigens erfundene five o'clock-Gänge, Früchte, Dessert, Wein und Champagner aufgetragen. Früher pflegten Damen der vornehmen Welt um diese Zeit Besuche abzustatten und als Erfrischung die in England so beliebte Tasse Thee entgegenzunehmen; jetzt erfolgen formelle Einladungen zu den five o'clock-Thees. Die Sitte hat ganz eigene Einrichtungen, Roben, Gerichte, Einladungsarten u. s. w. hervorgerufen, Halbtoiletten, „tea-gowns“, und jetzt auch die five o'clock costumes, allerlei phantastisch aufgeputzte Toiletten, die ein Mittelglied sind zwischen Morgen- und Abend-Toiletten, mit Spigen-Garnituren und Schleifen vielfach verziert. Frau von Stg.

Eine Lanzettfliege. — Die Gabeite ist ein aus der Daubidus-Gattung der Lang im 1/4 oder auch 1/2 Zoll, in zwei Theilen in je acht Tacten. Eine Darstellung der Gabeite in ihrer ältesten und einfachsten Form findet sich in Theinet Arcaus's Oribisographie und im Nachdruck auch in Albert Gervais's „Geschichte der Insekten“ (Paris, Weber).

Flour de Rose. — Lassen Sie sich den Katalog der Parfümerie Gustav Pöhlke (Börsenstr. 40) kommen, welcher kostenfrei versendet wird. Derselbe enthält eine reiche Auswahl eleganter Parfümerien.

K. in S. — Dr. Juliana Kubistina ist am 15. September 1847 zu Grynowitz in der Bukovina geboren. Vertritt und Biographie der Dame veröffentlichen wir in Nr. 23 u. 3.

Marie V. in Wiesbaden. — Die in der letzten Nummer v. J. erwähnten Armbruster und Broches aus Goldtracht erhalten Sie bei D. Werner, Berlin W. Friedrichstr. 173.

Eine Hütsche. — Wir ertheilen, wie schon oft an dieser Stelle hervorgehoben worden, keine Auskunft in Fragen der Schönbilderkunst.

Erre. — Das durch den Fürsten Bülker-Rostau erbaut gewordene Schloß Pranditz liegt bei Kottbus im Regierungsbezirk Frankfurt. — Ueber Emancip John (W. Maritz) finden Sie Näheres in jedem Conventions-Verzeichnis. Hier nur kurz die Notiz, daß die Dichterin am 5. December 1825 zu Arnstadt in Thüringen geboren ist.

Marguerite von V. — Es genügt, den Goldschmied alle acht Tage frisches Wasser zu geben, das trin und klar sein muß. Die im Handel vorkommenden Goldschmiede sind meist an das Cuellwasser gewöhnt worden; doch thut man gut, beim Einkauf der Ringe sich hiernach zu erkundigen, denn im anderen Falle muß man Flußwasser geben. Natürlich darf das Wasser nicht zu kalt sein.

S. in Kattow. — Gewaspte Seide verarbeitet zu Dedes Webermeister Seid in Augsburg, Johannisgasse. In einer Decke von 130 Cent. Breite in 109 Cent. Länge sind 1 1/2 Pfund Seide erforderlich, und zwar ist die wünschenswerthe Länge der Fäden 6-10 Cent. Der Werthelohn für eine solche Decke in der angeführten Größe stellt sich auf 9 Mark.

Junge Berlinerin. — Sie haben Recht; die „Receptionen“ des Blattes sind ein wörtlicher Abdruck unserer Bücher-Besprechungen. Derselben von anderen Journalen veröffentlicht zu werden, ist uns nicht Neuzug; doch geißelt das sonst unter der verschiedensten Form der Umgestaltung. Um wie viel bequemer ist die unveränderte Wiedergabe!

Katharina. — Wir vermögen leider nicht zu raten. Reberkungen aus fremden Sprachen werden im Allgemeinen schlecht bezahlt, und das Angebot ist reich größer, als die Nachfrage.

S. V. in Graz. — Der Alabaster wird zuerst mit Seifenwasser, dann mit reinem Wasser abgewaschen; Reitzstoffe sind vorher mit Terpentin-Öl zu betupfen. Das Verfahren empfiehlt sich nicht bei Gegenständen, die aus mehreren zusammengefügten Theilen bestehen, da die Verbindung derselben sich leicht löst. Hier ist folgendes Mittel besser anzuwenden: Man löst über den Alabaster schnell mit einem Löffel, den man in eine Mischung von einem Theil Schwefelsäure und zwölf Theilen Wasser getaucht, und wäscht mit reinem Wasser nach. Bei diesem Verfahren verliert, — wohl gemerkt, — der Alabaster leicht die Politur, die sich nur sehr umständlich wieder herstellen läßt.

## Zur geneigten Beachtung.

Die nächste Nummer wird in drei Wochen ausgegeben. — Da unsere Zeitung vierteljährlich bekanntlich sechs Mal in vierzehntägigen Zwischenräumen erscheint, das Vierteljahr aber dreizehn Wochen zählt, so fällt in jedes Vierteljahr einmal ein Zwischenraum von drei Wochen bis zum Erscheinen der folgenden Nummer. Auf das hierdurch herbeigeführte spätere Erscheinen der letzteren machen wir hiermit besonders aufmerksam. Die Expedition.

Zu dieser Nummer gehört für die Abonnenten der großen Ausgabe ein Modenbild und ein Kinderbild.

Von der „Illustrirten Frauen-Zeitung“ erscheinen jährlich 24 Unterhaltungs-Nummern zu je 2 bis 2 1/2 Doppelbogen, 24 Moden-Nummern, 12 Schnittmuster-Beilagen und 12 farbige Modenbilder; vierteljährlicher Abonnements-Preis 2 R. 50 Pf. (1 Gulb. 50 Kr., mit Postzusendung 1 Gulb. 80 Kr.)

Die Fest-Ausgabe bringt ferner jährlich 12 Kunstblätter „Silbermappe“; das Heft (24 jährlich) kostet 50 Pf. (30 Kr.)

Die Ausgabe mit allen Kupfern jährlich 36 farbige Modenbilder, 12 Kostümbilder und 12 farbige Kinderbilder kostet vierteljährlich 4 Mark 25 Pf. (2 Gulb. 55 Kr., mit Postzusendung 2 Gulb. 85 Kr.) — Alle Buchhandlungen nehmen jederzeit Bestellungen an, mit Ausnahme für die Heft-Ausgabe auch alle Postanstalten.



Anzeigen

falls solche nicht als für die „Illustrirte Frauen-Zeitung“ ungeeignet von uns angelesen werden sollten, finden in dem Briefe von 1 Mark für die einpaltige Konvaleszenz-Heile oder deren Raum Aufnahme, soweit der dafür bestimmte Platz reicht. Annahme der Anzeigen in allen Anzeigen-...

Bureau, sowie in den Expeditionen der Illustrirten Frauen-Zeitung in Berlin W., Potsdamer Straße 38, und in Wien I., Dorotheergasse 3. Interessenten erhalten das Blatt kostenfrei mit der Post zugestellt, so lange der Inserenten-Auftrag dauert.

Interessantes Kunstblatt! Prachtige Zimmerzierde!

ADOLF MENZEL'S SHAKESPEARE, Holzschnitt von F. L. Unzelmann.

Auf chinesischem Papier. Blattgröße mit Rand 56 1/2 zu 77 1/2 Cent. Preis Mark 6.

Vorstehendes Kunstblatt, ein Meisterwerk der beteiligten Künstler, prachtvoll gedruckt, eignet sich sowohl zu einem echt künstlerischen Wandschmuck, wie es als ein Schatz für die Mappe jedes Sammlers von Kunstdruckern, Stichen u. dergl. gilt. Jede Buch- und Kunsthandlung übernimmt die Besorgung. Die Verlagshandlung Franz Lipperheide in Berlin.

Passendes Damengeschenk!

„Nicht practisch dazu eingerichtet, sämtl. Nummern eines Jahrganges der Illustr. Frauen-Zeitung und deren Beigaben im Laufe des Jahres aufzubewahren“ ist der Sammelfasten zur Illustrirten Frauen-Zeitung.

Dieses - in Buchform hochlegant mit Goldprägung, ebenso dauerhaft wie silberne gefertigt - ist eine Zierde jedes Salons und gegen Einlebung von N. 7.50 franco zu beziehen von der Verlagshandlung M. Schildberger in Berlin NO., Landwehrstr. 40.

Enorme Preisverabreichung! 100 Bände gute Romane besserer Autoren, u. A. von Ring, Gerväster, Temme, Schmidt-Weissenfeld, Fontane, Jul. Rodenberg, Sacher-Masoch, Winterfeld u. in neuen, eleg. broich. Exemplaren, liefert Blatt des Jahrespreises von über 300 B. zusammen für nur 20 Mark! bestgl. 25 Bde. nur 6 B., 50 Bde. nur 11 B., 100 verschiedene Bde. für nur 57 B. unter Garantie für neu und fehlerfrei Selmar Hahne's Buchhandlung, Berlin S., Prinzenstrasse 54.

Soeben beginnt des 7. Jahrgangs I. Quartal Januar bis März 1886 von La Settimana, Italienische Zeitung für Deutsche. In unterhaltender Form (einem polit. Leitartikel, Novellen, Erzählungen, Theaterstücken, Gesprochen in der Umgangssprache, Anekdoten, Privat- und Handelsbriefen) giebt diese Zeitung Stoff zu Unterhaltung und Fortbildungszwecken. Für Kundige und Lernende der italienischen Sprache eine gelehrreiche, unterhaltende Lektüre. Abonnementspreis, vierteljährlich 13 Nrn., M. 1,75, mit dir. Postsendg. M. 2,15, im Weltpostverein M. 2,40. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. Preisnummern gratis und franco. Verlag der M. Rieger'schen Universitäts-Buchhdlg. in München.

Tanagra-Figuren, den Originalen d. Museen zu Berlin, London u. Petersburg in farbiger Terracotta auf das getreueste nachgebildet. „Sie sind Weihnachtsbeschenke im besten Sinne des Wortes, an welchen die Mode nicht rührt, weil das ewig Schöne über ihr steht.“ (G. Ebers.) Illustrierte Kataloge gratis. Zu beziehen von Fritz Gurlitt, Kunsthandlung, Berlin W., 29 Behrenstrasse.

Werner's Chromo-Photographie. Angenehme und überraschende Unterhaltung für Jung und Alt. Verfahren, um ohne Vorkenntnisse im Malen und Zeichnen jede beliebige Photographie, Portrait, Genre oder Landschaft in ein wirksames Bild umzuwandeln. Complete Apparate à 30 Mk., 20 Mk. und 15 Mk. Franz Werner, Leipzig, Promenadenstr. 18.

6 mal preisgekrönt mit ersten Preisen. Zithern liefert in anerkannt vollendetester Arbeit, Güte und mit großer Tonfülle gut besaitet, schon von 16.- an, feinere Qualitäten M. 22, 28, 36-150 Mk. Gräter's beste Schule zum Selbstunterricht. 1. u. II. M. 5.-, 1. u. II. M. 7.-. Violinen sowie alle übrigen Streich-Instrumente zu den billigsten Preisen. Preis-Courante gratis und franco. Die Saiten-Instrumenten-Fabrik von Gebrüder Wolff in Kreuznach.

B. Schleip, Behrenstr. 21, Hoflieferant Ihrer Maj. Hohheit der Frau Prinzessin Friedrich Carl von Preussen. Inhaber von Preismedaillen und Diplomen. Fabrik seit 1816 in Berlin, empfiehlt sein reichhaltiges Lager von Flügeln und Pianinos.

Briefmarken kauft, tauscht und verkauft G. Zechmeyer, Nürnberg.

Häkel-Arbeiten in Garn und Wolle, nach neuen Modern, preiswerth zu beziehen durch Frau Marie Rich in Birkensdorf, Spre. In Garn vorräthig: Garnaturen, Knoschen, Decken, Spitzen und Einsätze zu Ausstattungen. In Wolle: Tücher, Pelzdecken, Sandstrümpfe, Leinwand u. Seide. Proben werden zu Diensten. Sendungen nur gegen vorherige Einzahlung des Betrages incl. Porto oder gegen Postnachnahme.

103. Wein, Gärten, Spitzen und Wollwaren-Geschäft befindet sich jetzt in meinen vergrößerten Verkaufsalocitäten 103, Leipzigerstr. 103. Berlin W. Joh. Tobler jr. aus Wolfshalden, Schweiz.

Empfehlenswerthe Bezugsquelle aller Tapissier-Artikel! BERLIN C. Julius Brühl Breite Str. Nr. 12. Specialitäten: Angol. Smyrna-Knüpfarbeiten, Velour-Teppeiche, Chaiselongue und Fensterdecken, Sopha- und Stuhlbespanner. Fantasie-decken, Mustergeschützte Applicationen neuesten Genres. Auswahlensendungen bereitwilligst.

Webster's Patent-Knopflocharbeiter, unübertroffen bestes eleg. Instrument in Haus u. Werkstatt, Wäsche u. Kleider verewndbar, versend. franco für 2 1/2 B. Postnachm. Frau Gertmann, Charlottenburg, Berliner Str. 131.

Berliner Schneider-Akademie. Größte Fachlehranstalt der Welt. Berlin C., Steinhilberstr. 1 u. 2 (Rotes Schloß). Am ersten eines jeden Monats beginnen neue Kurse in allen Abtheilungen für Herren-, Damen- und Wälschneiderei. Unterrichtsgegenstände: Anatomie des menschlichen Körpers; Mathematik; Theorie der Herren-, Damen- und Wälschneiderei; sowie Compositionslehre für neue Kleiderformen; Constructionslehre von Modellen (Kabin's System) für Herrenfelder (Civil, Militär und Knaben), für Damengarderobe (Kostüme, Confectionsgegenstände, Mäddengarderobe) und für Wälschneiderei (Herren-, Damen- und Kinderwäsche); Technik der Schneiderei nach eigener methodischer Anleitung für Herren-, Damen- und Wälschneiderei; Zeichen (Anatomie, Proportionslehre, Perspektiv, Modell- und Facon-Zeichnen nach Vorlagen, nach der Natur und eigenen Compositionen); Arbeit unter specieller Berücksichtigung der Lehre der Farbenharmonie, verbunden mit practischen Anwendungen; Kosmographie, verbunden mit practischen Übungen; Waarenkunde; Nähmaschinenlehre; Handelswissenschaft (Buchführung, Wechselrecht, kaufmännisches Rechnen); Englisch und Französisch. Der Unterricht geht in jeder einzelnen Abtheilung von pädagogischen Grundbegriffen aus und verbindet in rationaler Weise und methodischem Lehrgange Theorie und Praxis. Ausgebildete erhalten Stellung als Schneider, Confectionäre, Directoren etc. u. Lehrpersonal. 16 Lehrer und Lehrerinnen. Besuch der Anstalt im Jahre 1884: 743 Schüler und Schülerinnen. Prospekt gratis. Der Director: Kubn.

Unverfälschte Seidenstoffe. Der Unterzeichnete, Nachfolger von Jacob Zürer, Zürich, empfiehlt sein reichhaltiges Lager in Cachemires, Failles, Satin merveilleux, Kadames, Ottoman, Faille française, Damassé, Surah, Zaffetas etc. Die größtmögliche Auswahl in Schwarz, feinste Lyoner Färbung. Fabrikstoffe, 120 cm. breit, garantiert solid. Rohseidene Stoffe, waschicht, die Stoffe sind direct aus der Fabrik bezogen und zu den heutigen, sehr billigen Rohseidenpreisen calculirt. Bestellungen werden franco Fracht und Zoll ausgeführt. Muster gratis und franco zu Diensten. Hochachtung J. Spinner, Nachfolger von Jacob Zürer, Zürich (Schweiz). Briefporto nach der Schweiz 20 Pf.

Briefmarken. Briefmarken von einzelnen Ländern u. in ganzen Sammlungen u. Albums werden gekauft. Gest. Offerten unter D. R. 200 an die Exped. d. Illustrirten Frauen-Zeitung in Berlin erbeten.

Jede Dame ist im Stande, alldeutsche gepunzte Lederarbeiten als schöne Geburtstag- und Weihnachtsgeschenke herzustellen. Werkzeuge, Muster und Anleitung zur Malerei à 2 Mk., 3 und 4 Mk., sowie einzelne Bronze-Farben à 25 Pf. und 40 Pf. Malmittel für Sammet oder Seide à 50 Pf. Christian Uebelen, Dresden-N., Pillnitzer Str. 55.

Brillant-Bronze-Farben in 25 prachtvollen Nuancen zur Bronze-Malerei auf Sammet, Seide, Tuch, Holz, Leder etc. empfiehlt in eleganten Blechbüchsen mit 12 und 24 Farben, completem Malmittel, Pinseln und Anleitung zur Malerei à 2 Mk., 3 und 4 Mk., sowie einzelne Bronze-Farben à 25 Pf. und 40 Pf. Malmittel für Sammet oder Seide à 50 Pf. Christian Uebelen, Dresden-N., Pillnitzer Str. 55.

Monogram-Büchlein von Erna von Mantuffel. Preis à Heft 40, mit Porto 50 Pf. Jedes Heft für eine Familie ausreichend, enthält 25 Monogramme für Planchir. Bei Bestellungen genügt Angabe des gewünschten Buchstabens. Harburg a. E. Gustav Eitan.

Tägliche Weihnachtsgeschenke für Damen! D. Zuh's Ausbeideln für Damen. Dem Selbstunterricht bearbeitet. Siehe Inseratenteil der Illustrirten Frauenzeitung vom 1. Juli 1885. Preis in Carton-Form eleg. geb. 12 Mark. Franco gegen Einzahlung.

Fabrik-Niederlage von rechten Tiroler Damenloden, glatt und gefacht (bowlé) in allen Farben, sowie Herrenloden in divers. Nuancen bei Franz Greil, Zunsbrud. Muster gratis und franco. Effectivierung prompt gegen Postnachnahme.

Echtes Linoleum (Kork-Teppeich). Billigste Bezugsquelle im Fabrik-Dépôt von Julius Henel vorm. C. Fuchs, k. k. u. k. Hoflieferant, Breslau. Qualitäts-Proben und Muster franco.

Große Erparniß durch Bezug meiner direct importirten englischen Strickwollen! Sehr zarte und solide Kammgarne für den Hausbedarf à 2,50 B. pr. Pfd. volles Gewicht! Kameelhaargarn, 4- u. 5-fach, v. seidenartigem Griff u. Glanz, à 4,75 pr. Pfd. Rockwolle, schönste Qualität u. prächtvolle Farben, à 3,50 pr. Pfd. Echt engl. Vigogne! Farbenforten u. Muster gratis u. franco. Paul Hoffmann, Aufbrüt a. Rh., Engros-Lager in Berlin und London. NB. Zur Completion der Postliste können selbst importirte Java-Raffes sehr vortheilhaft mitbezogen werden.

J. Dint, Spitzen-Manufactur Berlin, Zägerstraße 23. Gehtes Lager sämtl. Spitzen u. Spitzenartikel, Recht und Imitation, Spitzenconfection, Spitzenwaare, Ausbesserung, Application.

Die Fabrik von Gelbke & Benedictus, Dresden, verwendet ihren soeben neu erschienenen illustr. Preiscourant gratis und franco. Cotillon-Gegenstände als komische Kopfbedeckungen, Orden, Touren, Knallbonbons, Attrappen, Masken etc. Saaldecorationen, Perücken und Kostüme aus Stoff und alle Specialitäten dieser Branche. Bigotphones (komische Musikinstrumente zum Hineinblasen und Singen ohne Vorstudien in grosser Auswahl, Illuminationssternen etc. etc.) Illustrirte deutsche und französische Preiscourante gratis und franco.

DAMEN-TUCH, Tricotés, Panamas, Chevlots, Flanelle zu Strampfen, Bergenleibern und Regenmänteln in neuesten Modern, jedem beliebigen Quantum zu Fabrikpreisen. - Reichhaltige Musterwahl franco. R. Rawetzky, Sommerfeld 1, 2.

Modernisirte Schmuckstücke in rein altgermanischem Stil, künstlerisch schön, darunter den in besten und höchsten Kreisen so beliebten Schmuck von Hiddensöe; fern als sehr geschmackvolle Non-halt Colliers, Antiker Schmuck, Broches etc., gefertigt aus sehr schönen Original-Kloben antiker Spindeluhren, überaus kleidsam! Alle moderne Schmuckstücke etc. Paul Telge, Kgl. Hof-Goldschmied und Juwelier, Berlin C., Holzgartenstr. 8.

Clemens Müller DRESDEN-N. Nähmaschinen-Fabrik (errichtet 1855) empfiehlt die DOMINA als neueste u. vollkommenste Nähmaschine für Haus und Gewerbe. Vertreten in d. meisten Städten d. In- u. Auslandes, worüber die Fabrik gern Auskunft ertheilt.

Spitzen, jeder Art, Breite u. Farbe. Sticfereien in Tüll, Batist und Reinen eigentl. Fabrik. in Tüll, Batist und Reinen empfiehlt in bekannten guten Qualitäten zu den billigsten Preisen. Muster franco. Sendungen gegen Nachnahme. Berlin W., Leipziger Str. 111. Rudolph Gutmann, und Wilhelmstr.-Gde.

Die Meerscham-, Bernstein- und Elfenbeinwaaren-Fabrik von Justus Breul, Berlin C., Gertrauden-Str. 22. empf. nur echte Meerschamspitzen und Pfeifen, Damenschmuck von Bernstein, Elfenbein u. engl. Jet. Ball-, Theater- u. Federfächer, Post- u. Dominospiele, Schachfiguren etc. Neuestes illustr. gross. Musterbuch mit ca. 600 Abbildungen, meist in natürlichen Grössen, geg. 1 M. Markon franco, welche bei Aufträgen v. 10 M. in Abrechnung kommen.

Conrad Felsing, Königl. Hof-Uhrmacher, Berlin W., 20 Unter d. Linden, empfiehlt sein in Reichhaltigkeit nur einzig bestehendes Lager gold- u. silb. Taschenuhren, Stuh- u. Wanduhren, Regulatoren, Reise-Uhren, Spieluhren und Musikwerke unter voller Garantie zu billigen, an jedem einzelnen Stück mit Zahlen deutlich bemerzten Preisen. Musterblätter zur Ansicht franco. Verpackung gratis.

Schweissblätter-Fabrik „En gros“ P. Pens, „Export“ Berlin O., Holzmarktstrasse 6.

Bronze-Farben zur Malerei auf Sammet, Seide etc. empfiehlt Buchmann & Dietrich, Berlin W., Leipziger Str. 111.

WASCHANSTALT. Fabrik-Mark. Reinigungs-Anstalt. Färberei u. Garderoben. Berlin C. W. SPINDLER. Spindlersfeld bei Cöpenick. W. FÄRBEREI.



Roben- und stückweise direct an Private — ohne Vermittelung von Agenten oder Zwischenhändlern:

Weisse & schwarze ganz seidene Satins merveillenx Mk. 1.90 p. M.

bis Mk. 14.65 in je ca. 16 verschiedenen Qualitäten.

Weisse & schwarze ganz seidene Damaste Mk. 2.45 p. Meter

bis Mk. 14.50 in je ca. 12 verschiedenen Qualitäten.

Weisse & schwarze seidene Atlasse Mk. 1.25 p. Meter

bis Mk. 18.50 in je ca. 18 verschiedenen Qualitäten.

Weisse & schwarze Ottoman, Surahs, Ripse, Caffete Mk. 1.80 p. M.

bis Mk. 14.20 in je ca. 60 verschiedenen Qualitäten.

porto- und tollfrei ins Haus. — Muster bereitwillig — Briefporto nach der Schweiz 20 Pfennig.

Zürich (Schweiz).

G. Henneberg's Seidenstoff-Fabrik-Dépôt,

Königl. und Kaiserl. Hoflieferant.

Muster von farbigen Seidenstoffen jeden Genres umgebend.

!Neu! Zur Beschäftigung für die reifere Jugend! !Original! **WERNER'S** Koroplastik.



Anleitung zur Selbstanfertigung von Relief-Portraits berühmter Persönlichkeiten.

Ein ebenso unterhaltender als nützlicher Zeitvertreib für die Jugend wie für Erwachsene; zur Förderung des Kunstsinnes, des bildnerischen Talentes und zur Selbsterziehung gediegenen und künstlerischen Hand- u. Zimmerhandes.

Ausgabe I (Purpur-Ausgabe) Preis 25 Mark, Ausgabe II 15 Mark, Ausgabe III 10 Mark.

Verpackung (bei Sendungen nach auswärts) 1 Mark per Stück. — Gebrauchsanweisung und Prospect erschienen in deutscher, englischer und französischer Sprache.

**R. Lechner's** k. k. Hof- u. Universitäts-Buchhandlung, Wien, Graben 31.

Dépôt in Leipzig: Franz Werner, Promenadestr. 18.

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der Photographischen Gesellschaft, Berlin (enthaltend moderne u. klassische Bilder, Pracht- und Galeriewerke, Photographiren etc.), mit 5 Photographien nach Rubens, Klinger, Raffael, Moretto ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direct von der Photographischen Gesellschaft gegen Einzahlung von 50 Pfg. in Postmarken zu beziehen.

**Otto Spamer's** Weihnachts-Neuigkeiten

liegen in allen Buchhandlungen zur Ansicht aus.

Vollständige Verzeichnisse empfehlenswerther Geschenkbücher für Jung und Alt überallhin unentgeltlich und portofrei!

PRACHT-EINBANDDECKEN



Illustrirten Frauen-Zeitung in Calico mit reichem Gold- und Schwarzdruck nach nebenstehender Original-Zeichnung. Preis M. 2,25 grün, M. 2,50 roth. Die grosse Ausgabe wird in zwei Bände gebunden und zwar das Modenblatt und das Unterhaltungsblatt in je einem Bande.

Beim Modenblatt ist von dem beigegebenen Streifen Calico an der Innenseite des Hinter-Deckels eine Tasche mit Frosch zu fertigen, in welche sämtliche Schnittmuster hineingesteckt werden.

Das Unterhaltungsblatt sollte stets eingebunden werden, es wird dadurch ein feiner Salon-Band von bleibendem Werthe.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen entgegen, sowie das Einbanddecken-Geschäft von **Th. Knaur, Leipzig.**

Verlag von Franz Lipperheide in Berlin. Lehrbücher der Modenwelt. Erster Band.

Die Anfertigung der Damen-Garderobe.

Von Hedwig Lechner und Gunda Beeg.

Mit 638 Illustrationen. Kleines Quart-format.

Der reichhaltige Inhalt des Werkes zerfällt in zehn Abtheilungen. Die erste lehrt das Maßnehmen, die folgende die zweckmäßigste Benutzung von Schnittmustern, sowie kleinen Schnitt-Übersichten, die dritte giebt Anweisung zur selbständigen Aufzeichnung von Schnittmustern. Dem Zuschneiden und Fertigstellen nach diesen, den Nähten, Befestigungen und Schluß-Einrichtungen sind besondere Abtheilungen gewidmet. Ebenso wird das große Gebiet der Besätze und Garnituren selbst



Von Hedwig Lechner und Gunda Beeg. Mit 638 Abbildungen. Berlin, 1886. Verlag von Franz Lipperheide.

In elegantem Einbände 11 Mark 40 Pf. oder 6 Gulden 70 Kr. O. W.

ständig mit anschaulichen Darstellungen behandelt. Den Schluß bildet die Behandlung und Darstellung einer Reihe von fertigen Gegenständen.

Einen besonderen Vorzug des Werkes bilden die sehr zahlreichen, den Text erläuternden Illustrationen.

So wird dieses Lehrbuch nicht nur Neulingen ein sicherer Leitfaden, sondern auch schon Erfahreneren vermöge seiner Vollständigkeit und Ausführlichkeit ein sehr willkommener Rathgeber sein.

Deutsche Lyriker seit 1850. Herausgegeben von Dr. Emil Kneschke, in Prachtbd. mit Goldschnitt M. 4.—. Diese neue reichhaltige Gedichtsammlung, 816 Seiten umfassend, birgt die kostlichsten Perlen der zeitgenössischen Lyrik.

**Filet-Guipure-Album.** Eine Sammlung stilvoller praktisch ausgeführter Original-Muster. Nebst illustrirter Anleitung von **Erna von Manteuffel** Preis in eleg. Mappe M. 15.— Verlag und Eigenthum von **Gustav Elkan in Harburg a. d. E.** Die Mehrzahl der Musterbücher für weibliche Handarbeiten ist eine der erfreulichsten Erscheinungen unserer Zeit. Wie im 16. Jahrh., der grossen Zeit des feinen Geschmacks, gerade die Frauen sich auch mit ihren Arbeiten in den Vordergrund stellten, so haben wir eine ähnliche Thatsache auch in unserer Zeit zu verzeichnen und dass man dabei vor Allem auf praktische Muster Werth legt, beweist, dass diese Bewegung selbst eine feste Grundlage gewonnen hat. Zu den besonders werthvollen Arbeiten auf diesem Gebiete gebührt das vorliegende Buch, das allen, welche auf weibliche Handarbeiten etwas halten, im höchsten Grade erwünscht sein muss und dies um so mehr, weil die praktischen Anleitungen und Fingerzeige hier mit klarem Verständnis und feingebildetem Geschmack verbunden sind. Red. Kunst u. Gewerbe, Nürnberg 1885, Nr. 4.

In Herzensfreude und Seelenfrieden. Klänge deutscher Dichter, herausgegeben von K. J. Löschke, in feinsten Deckenschnitzung mit Goldschnitt M. 6.—. Ein reich illustrirter Prachtband. Wer Herzensfreude sucht und Seelenfrieden pflegt und begehrt, dem bietet dieses Buch zum Freunde sich dar.

**Was Koch' ich mir heute?** sagte ich in voriger Woche zu meiner Schwiegermutter. (34 bis erst vier Wochen glückliche Frau.) Du weisst, liebe Mama, sohen kann ich einigermassen, aber was soll ich kochen? So kann doch nicht alle Wochen meiner guten Mamma dasselbe vorliegen! — Ja liebes Kind, Abwechslung macht Du Deinem Mamma schmecken! Kaufe Dir doch den Küchenkalender. Der giebt Dir für jeden Tag des Jahres die Gerichte an, und auch die schmackhafteste Zubereitung derselben. — So kaufte mir das Buch, welches im Verlage von **Siegfried Cronbach in Berlin**, Surlinthenstraße 6, forden in 3. Auflage erschienen ist. — Dasselbe kostet eleg. geb. M. 2.— Bei Einzahlung von 10 Pf. mehr wird es franco dem Besteller zugesandt.

Das Buch lehrt mir alle Tage gute Dichte, und ich empfehle es Allen, die in derselben Berlegenheit sind, wie ich es war. **Vina W.**

**David's Haus- und Familien-Photograph.**



Ein neuer Apparat zur Selbstanfertigung von Photographien jeder Art, im Zimmer und im Freien. **Vorkenntnisse nicht nöthig.** Gebrauchsanweisung für Jedermann leicht verständlich. — Ausführliches illustrirtes Prospect und 1 Probebild gegen Einsendung von 30 kr. — 50 Pf.

**R. LECHNER'S** k. k. Hof- und Universitäts-Buchhandlung, Abtheil. für Kunst, Graben 31 WIEN Graben 31.

**DER GUTE TON**

IN ALLEN LEBENSSTADIEN. Ein Handbuch für den Verkehr in der Familie, in der Gesellschaft und im öffentlichen Leben von Franz Ebhardt. Prachtwerk in Lex.-8°. Gedruckt in zwei Farben auf Velinpap. m. vielen Vignetten. 56 Bog. eleg. geb. mit Goldschm. 10 Mk. — II. Teil: *Unserer Frauen Leben*. 24 Bog. geb. 6 Mk. Prospekte gratis und franko. Zu beziehen durch alle Buchh. oder direkt portofrei vom Verleger **JULIUS KLINGHARDT** in LEIPZIG und BERLIN W., Lützowstr. 11.

**Unmusikalisch.** Preisgekrönte Novelle von **Alex. Baron v. Roberts.** Man verlange bei der nächsten Postanstalt, Buch- oder Musikalienhandlung: Neue Musik-Ztg. IV. Quart. Preis (nebst all. Gratisbeilage) nur **80 Pf.**

**Zu Weihnachts-Aufführungen empfohlen: Kinder-Comödien.** Von **Adolf Reich.** 2 Bände à M. 3.—, Einzelne Hefte à 60 Pf. Nr. 1. Das Wiedertreiben in der Waldhütte. — Nr. 2. Das Fied des Nachtwächters. — Nr. 3. Ein Landwehrmann im Ulla. — Nr. 4. Das höyzerne Bein. — Nr. 5. Kaiser und Oemjäger. — Nr. 6. Des Baters Geburtstag. — Nr. 7. Der gebesserte Kaudritzer (eine Rittercomödie). — Nr. 8. Der Schmeiz von Bertra-Ober. — Nr. 9. Preclia. — Nr. 10. Der Mutter Geburtstag. — Nr. 11. Der Sanariensvogel. — Nr. 12. Der Herr Anterterianer.

Broschürche Hefchen sind als leicht ausführbar von der gesammten Kritik anerkannt und empfohlen. Verlag von **Siegfried Cronbach** in Berlin, Surlinthenstraße 6.



Illustrirte  
**Frauen-Zeitung**  
Ausgabe der „Modenwelt“ mit Unterhaltungsblatt.

Nr. 2, Erstes Blatt.

Monatlich zwei Nummern.  
Vierteljährlich 2½ M. = 1½ Guld.

Berlin, 16. Januar 1886.

(Ausgabe mit allen  
Kopfern: 4¼ M. = 2 Guld. 55 Kr.)

XIII. Jahrgang.





## Ein Lustspiel am Hofe.

Erzählung von E. Viller.

(Fortsetzung.)

Die jüngste Herzogin und Eva, gefolgt von Frau Olsen, traten ein. Die jungen Damen waren, wie wir heute sagen würden, im Negligé; vor einem Krämmer brauchten sie keine Rücksichten zu nehmen. Aus den steifen Damen, die soeben mit königlichem Anstand die Reverenza grave ausgeführt hatten, waren jetzt fröhliche Mädchen geworden. Mit aufgelöstem Haar trippelten sie in goldgestickten Pantöffelchen behend und schwabend herein. Der Krämmer interessirte sie viel weniger, als seine ausgelegte Waare. Er verbeugte sich tief bei ihrem Eintritt und warf einen forschenden Blick auf die lieblichen Gestalten; aber sie beachteten es nicht.

„Eva!“ rief die kleine Herzogin. „Si, sieh nur, wie das glitzert und blinkt! Und da bleibt nun Elisabeth drin sitzen und hört nicht auf mit Lesen! Ach, es ist doch schrecklich, wenn man einen gelehrten Bräutigam hat!“

Eva wendete sich noch einmal zu der offenen Thür zurück: „Ich habe Euer Geldbeutelchen schon mitgenommen, Fräulein. Ist's Euch nicht gefällig, nur für einen Augenblick hereinzugucken? Pathe Siglinde sagt: Wer zwei Hasen auf einmal jagt, bekommt keinen.“

„Darum will ich eben warten, bis ich die Komödie ausgelesen habe, kluges Evchen,“ kam von drinnen eine liebe Stimme.

Jetzt empörte sich Auguste: „Die dumme Komödie läßt Dir nicht weg, aber die Thore werden zeitig geschlossen; deshalb kann der Mensch nicht lange hier bleiben. Du, Eva, wie findest Du den Kamm mit den eingelegten Steinen?“

Sie wendete sich nach dem Krämmer um, der in bescheidener Entfernung stand: „Trete Er doch näher, und sage Er mir, was dieser Kamm kostet; er gefällt mir.“

Der Mann ertheilte höflich Auskunft; doch ganz gegen die Art solcher Leute, unterließ er es, seine Waare anzupreisen. Sein Blick war auf die Thür gerichtet; es schien, daß er auf die älteste Herzogin wartete, in der Hoffnung, mit ihr ein besseres Geschäft zu machen.

Indeß nun die drei Frauen, — denn auch Frau Olsen betheiligte sich, — in den Kästen kramten, in die Hand nahmen, was ihnen gefiel, und herauslegten, was sie zu behalten wünschten, trat Elisabeth ein. Sie hatte das Buch beendet, aber man sah ihr an, daß sie noch damit beschäftigt war; ihr Blick hatte etwas Zerstreutes. Sie kam nur langsam näher. Der Besuch des Krämmers war ihr unangenehm, wie jede Heimlichkeit. Nach den Worten der Hofmeisterin an diesem Abend dünkte es ihr fast ein Vertrauensbruch. Ihr Gewissen war so leicht erregbar, daß die kleinste Pfllichtverletzung sie quälte. Sie sagte sich, daß man den Krämmer, nachdem man von der plötzlichen Rückkehr der Königin erfahren, bis nach Ankunft derselben hätte vertrauen sollen; aber die ganze Angelegenheit war ihrem Gedächtniß entschwunden gewesen. Erst als Frau Olsen ihn meldete, hatte sie sich des Krämmers wieder erinnert.

Auch Elisabeth hatte die steife Tracht abgelegt; ein loser Ueberwurf schmiegte sich um ihre schlanken Glieder. Das bis über die Kniee herabfallende blonde Haar war nur mit einem blauen Bande gehalten.

Ihre große Schönheit schien selbst auf den Krämmer einen tiefen Eindruck zu machen. Er blickte sie unverwandt an. Dann näherte er sich ehrerbietig und schien zu erwarten, daß sie ihn anreden würde. Als sie nur einen flüchtigen Blick auf ihn warf, trat er noch einen Schritt näher und sprach mit gedämpfter, doch ungewöhnlich klangvoller Stimme: „Fürstliche Gnaden, wollet nicht alle meine Hoffnungen zu Schanden machen! Ich hatte nicht vergessen, daß Ihr eines Königs Tochter und die Braut eines Herzogs seid. Die Auswahl ist zwar nicht sehr groß, aber ich habe nur kunstvolle Arbeiten von guten Meistern ausgewählt.“

Elisabeth erröthete mädchenhaft, sah aber verlegt aus. In diesem Tone hatte noch nie ein Fremder, geschweige ein Geschäftsmann, mit ihr geredet. Der Mann hatte sich schon zuviel erlaubt, als er es wagte, ihr zu schreiben. Sie machte sich Vorwürfe, ihn vorgelassen zu haben.

„Mir fehlt die Laune, Eure Waare heute Abend zu betrachten,“ entgegnete sie mit unnahbarer Hoheit. „Morgen kehrt Ihre Majestät die Königin zurück; dann mögt Ihr Euch noch einmal melden lassen.“

Sie wandte dem Krämmer den Rücken.

„Auguste,“ sagte sie zu ihrer Schwester, „ich wünsche, daß Du Dich mit Deinen Einkäufen beeilst.“

Die kleine Herzogin hatte von der Unterhaltung nur die letzten Worte vernommen. „So gar große Eile hat's nicht, Elisabeth,“ entgegnete sie. „Vor neun Uhr wird das Thor nicht geschlossen. Die Cerberusia schläft, und wir sind ganz ungestört. Eva und ich, wir sind so glücklich, keine Bräutigams zu besitzen, die Komödien schreiben; deshalb können wir uns noch mit

verächtlichen Dingen, wie Kettlein, Ringlein und dergleichen, amüsiren.“

Ohne zu antworten, trat Elisabeth an das Fenster und öffnete es. Das Wetter war längst vorübergezogen; am fernen Horizont aber leuchtete es von Zeit zu Zeit noch auf, während silbernes Mondenlicht über die Nacht ausgegossen war. Von Kindheit an hatte Elisabeth gelernt, jede Erregung zu bemeistern; der Aerger über einen frechen Menschen hielt deshalb nicht lange Stand. Zudem war sie weniger unempfindlich gegen Naturschönheiten, als die meisten ihrer Zeitgenossinnen.

Eine erquickende Luft strömte herein; sie that ihr wohl, denn in dem Zimmer lag noch etwas von der Schwüle des vergangenen Tages. Ein wunderbares, unbestimmtes Sehnen stieg in ihrem Herzen auf, das die Leidenschaft noch nicht kannte. Zugleich ein Gefühl von Süßigkeit und Wärme, wie sie es noch nie empfunden hatte; es war ihr, als ströme von draußen ein Zauber herein. Sie bog sich hinaus und lauschte. Die Stimmen der schwappenden Mädchen klangen ihr, wie aus der Ferne; sie träumte von dem, den sie bald mit dem theuersten Namen grüßen sollte, und den sie doch noch nicht gesehen hatte.

Als Elisabeth eingetreten war, wurde der unglückliche Schreiber von einem besonders heftigen Krampfanfalle gepackt. Er machte sogar eine Anstrengung, zu reden; aber da ihn zufällig ein Blick des Krämmers traf, kroch er zusammen in stummer Resignation.

Der Krämmer wurde jetzt durch Fragen nach dem Preise der ausgewählten Sachen ganz in Anspruch genommen. Offenbar war er kein sonderlicher Geschäftsmann; vielleicht hatte ihn die Ungnade der jungen Herzogin verstimmt. Er gab nur kurze und zerstreute Antworten; da er aber seine Preise sehr niedrig stellte, nahmen die jungen Damen keinen Anstand an seinem wenig entgegenkommenden Wesen.

Als Eva mit Auguste über ein besonders feines silbernes Kettchen lebhaft disputirte, nahm der Krämmer den Augenblick wahr, zog aus seinem Wamme ein sammetnes Kästchen hervor und näherte sich Elisabeth. „Fürstliche Gnaden,“ sprach er mit dem ehrerbietigsten und verbindlichsten Tone, „wenn ich Euch erzürnt habe, so ist meine Ungeschicklichkeit daran schuld, nicht böser Wille. Ihr vermögt nicht zu ermessen, Fräulein, welchen Kummer es mir bereiten würde, wenn Ihr nicht einmal diesen Ring betrachten wölltet. Er gilt für ein großes Kunstwerk in dem Lande Venetia, allwo er auch gefertigt worden ist.“

Der demüthige Ton seiner Rede söhnte Elisabeth wieder mit ihm aus; seine Stimme hatte zudem einen eigenthümlichen Wohlklang. Langsam wendete sie sich ihm zu und ergriff den Ring, den er ihr, sich tief verbeugend, in dem geöffneten Kästchen reichte. Während sie den Ring betrachtete, gab er ihr die Deutung desselben: „Der Rubin in der Mitte stellt die feurige Liebe dar, beschützt von zwei blauen Blümelein, Keuschheit und Treue. Die goldene Schlange, welche das edle Gestein umzingelt, bedeutet die Klugheit, und der Diamant, den sie auf dem Haupte trägt, die Herrschaft.“

Elisabeth blickte sinnend auf den seltenen Ring. Noch niemals hatte sie so viel Gefallen an einem Schmucke gefunden. Die Zusammenstellung der Steine war eben so sinnreich, als geschmackvoll. Er schien ihr ein sehr passendes Angebinde für ihren Bräutigam; aber jedenfalls war er zu kostspielig für ihre Privatkatulle; doch wollte sie der Königin den Vorschlag machen, den Ring zu kaufen.

„Wie hoch haltet Ihr den Preis des kostbaren Schmuckes?“ fragte sie.

Wie ein Blitz zuckte es über des Krämmers Antlitz. „Der Ring ist mir um Geld nicht feil,“ erwiderte er mit seiner tiefen Stimme.

Elisabeth blickte erstaunt auf. Die Worte verletzten sie, und deshalb empfand sie dieselben peinlich, fast wie einen Schmerz. Sie gab ihm mit Würde den Ring zurück: „Warum zeigt Ihr mir denn den Ring, wenn er Euch nicht feil ist. Ich habe nicht verlangt, ihn zu sehen.“

Aber anstatt den Ring zu nehmen, verbeugte sich der Krämmer abermals, und eine leidenschaftliche Erregung zitterte in seiner Stimme: „Um Geld ist der Ring nicht feil; aber er soll Euch gehören, Fräulein, für einen Kuß auf Euren holden Mund.“

Als habe sie ihn falsch verstanden, starrte ihn Elisabeth erbleichend an; aber seine Augen blickten fest und begehrlisch zu ihr auf. Der Ring entfiel ihrer Hand, und Jornesröthe schlug wie eine Flamme über ihr stolzes Antlitz: „Ihr vergeßt, mit wem Ihr redet. Euer freches Benehmen verdient die härteste Strafe. Sie soll Euch werden!“

Selbst diese Worte schienen den Krämmer nicht zu erschrecken; er betrachtete die zürnende Herzogin mit dem Ausdrucke glühender Bewunderung. Elisabeth drängte mit hochklopfendem Herzen die Thränen zurück. Um keinen Preis wollte sie dem Frechen zeigen, wie tief er sie gekränkt hatte. In scharfem Tone wandte sie

sich an Barthel: „Schreiber, wer von den Junkern hat Dienst im Schlosse?“

Bei diesen Worten merkten die anderen Frauen erst, daß etwas vorgegangen war, und blickten erschreckt auf.

„Was ist geschehen, Elisabeth?“ fragte Auguste. Eva ließ den kleinen Spiegel, den sie in der Hand hielt, fallen. Barthel machte eine Bewegung, als wollte er sich mit aufgehobenen Händen vor Elisabeth niederstürzen, aber ein Blick des Krämmers bannte ihn. Endlich faßte er sich so weit, um mit Mühe hervorzukommen: „Allerunterhänigste Entschuldigung, Junker Olav hat den Dienst . . . Der Herr behüte Euch vor Unglück!“

„Bescheidet sofort den Junker her!“ gebot Elisabeth mit einem Nachdruck, der jeden Widerspruch aufhob.

Der Schreiber tastete nach der Thür und schob sich hinaus. Jetzt war es an Jungfer Eva, erst roth und dann blaß zu werden. Sie meinte es nicht ertragen zu können, den Junker schwanke und stotternd und mit glockenden Augen eintreten zu sehen.

„Packt Eure Sachen zusammen,“ gebot Elisabeth dem Krämmer. Er hob den Ring auf, welchen er, vielleicht aus Versehen, an seinen Finger steckte. Elisabeth bemerkte es, und es kam ihr vor, als sei das Maß seiner Frechheit nun gefüllt. Sie verlor ihre ruhige Haltung. Hastig, mit zitternden Händen, ergriff sie die von Auguste und Eva ausgewählten Gegenstände und warf sie in die Kästen zurück.

„Was hat Dir der Mensch gethan, Elisabeth?“ — „Um Gott, was ist geschehen, Fräulein?“ fragten die erschrockenen Mädchen.

Mit ungeduldiger Geberde wies Elisabeth sie zurück und begann mit großen Schritten in dem engen Raume auf und ab zu gehen. Keiner der Anwesenden wagte ein Wort zu reden. Der Krämmer schloß die Kästen und schnürte sie zusammen; dann stellte er sich mit gekreuzten Armen an die Thür, in aufrechter, stolzer Haltung; er schien mehr mit gutem Muthe, als mit Angst des Kommenden zu harren.

Die kleine Herzogin betrachtete ihn mit zornigen Blicken. Es mußte ein frecher, abscheulicher Mensch sein. Wenn er auf das Härteste gestraft wurde, so hatte er es sicher verdient. Durch irgend ein geheimnißvolles Vergehen hatte er ihre Schwester erzürnt und beleidigt; so erregt hatte sie Elisabeth noch niemals gesehen, und sie selbst hatte er auch um alle die hübschen Dinge gebracht, die sie so gern ihr eigen genannt hätte.

Jungfer Eva wollte gar nicht mehr nach der Thür blicken, aber sie that es doch; sie wollte nicht erschrecken, und bei jedem Laut schlug ihr das Herz bis in den Hals. Dabei suchte sie sich einzureden, daß der hübsche, tapfere Junker Olav, trotz seiner treuerherzigen Augen ihr schon ganz gleichgültig wäre; sie hatte sich ja während der Tanzstunde vorgenommen, — und sollte sie hundert Jahre alt werden, — nie mehr ein freundliches Wort mit ihm zu reden. Freilich, während des Gewitters hatte ihr großer Jörn ein wenig nachgelassen, sodas sie beschloß, sollte er im Mause vom Bliß erschlagen werden, — und diese Gefahr schien ihr sehr groß, — so wollte sie ihm seine Sünden noch einmal vergeben.

Auf dem Corridor lief Barthel händeringend neben Junker Olav einher. Dieser blickte ihn nur mit Verachtung an; er konnte den kläglichen Schreiber nicht leiden.

Junker Olavs Mause war ausgeschlafen; fest und stramm schritt er daher; aber sein Gemüth war verzagt. Er fürchtete sich vor Jungfer Eva und hatte traurige Gedanken. „Wäre nur die verfl. . . Geschichte nicht an demselben Tage passiert, an welchem ich der Jungfer einen Liebesbrief geschrieben habe; und hätte nur der verfl. . . Schreiber ein Einsehen gehabt und ihn in der Tasche behalten, und wäre nur Jungfer Eva nicht ein so verfl. . . zartfüßiges Frauenzimmer!“ Und Junker Olav seufzte so laut, daß in dem Gange das Echo mitschwingen mußte.

Da legte sich die kalte Hand Barthels auf seinen Arm: „Sollte Fräulein Elisabeth den Krämmer einsperren lassen, so . . .“

„So sperr' ich ihn ein,“ brummte der Junker unwillig und schüttelte die Hand von seinem Aermel. Aber sie kam wieder. „Thut's nicht, Junker. Um Gotteswillen, thut's nicht! Ihr würdet's bereuen.“

„Was schert mich der lumpige Krämmer! Mich kriegt er mit seinem blinkenden Tand nicht herum, wie andere Leute. Was meines Amtes ist, das thue ich. Verstehst Er?“

Der Schreiber schien ihn nicht zu verstehen.

„Wenn Ihr ihn durchaus einsperren wollt, — so drückt ein Auge zu, wie ein Anderer, — ich nenne Niemand, — und sage nichts mehr. Es soll Euer Schade nicht sein. Ich darf ja nicht reden! Es ist ein fürchterliches Geheimniß. Wartet nur noch ein paar Tage, so ist's in Jedermanns Munde, und Ihr werdet mich segnen, daß ich Euch abgehalten habe . . .“

„Sagt sie, ich soll den Kerl einstecken, so kommt er in's Loch, und ich lasse ihn nicht heraus! Auf Sein Schwadroniren und mir bange machen pfeife ich. Abgemacht, Punktum.“



Den Schreiber verließen die Kräfte; er mußte sich an die Wand lehnen. Der Junker warf ihm einen vernichtenden Blick zu; dann klopfte er an und trat ein. In strammer Haltung blieb er an der Thür stehen.

„Fürstliche Gnaden haben befohlen?“

Er sagte es, ohne aufzublicken; er hatte schon genug gesehen. Eva hatte ihm einen Blick zugeworfen, der ihn bis in die Seele traf. Solchen Blicken war er nicht gewachsen.

Elisabeths klare, ruhige Stimme führte ihn zu seiner Pflicht zurück. „Wie ich höre, habt Ihr den Dienst im Schlosse, Junker Olav. Aus dieser Ursache habe ich Euch rufen lassen. Der Krämer hat sich schwer vergangen und verdient Strafe. Führt ihn sofort in die schwarze Kammer.“

Durch die offene Thür drang ein Stöhnen, aber Elisabeth hörte es nicht oder achtete nicht darauf.

„Ich mache Euch verantwortlich, Junker, daß er nicht entflieht. Seine Waare verschleift sorgsam, sie ist kostbar. Ich vertraue sie Euch allein an, denn Ihr seid ein Ehrenmann. Ist es nicht unumgänglich nothwendig, so meldet den Vorfall nicht erst dem Schloßhauptmann. Die Verantwortung werde ich vor Ihrer Majestät der Königin selbst übernehmen.“

Nach diesen Worten entfernte sie sich, ohne den Krämer noch einmal anzusehen, langsam, mit hochaufgerichtetem Haupte. Der Krämer aber verbeugte sich vor ihr fast bis zur Erde, und ein Lächeln glitt über sein bewegtes Antlitz.

Auguste war dem Vorgange mit gespannter Aufmerksamkeit gefolgt; dieses Lächeln war ihr nicht entgangen.

„Folgt mir,“ gebot der Junker barsch.

„Mit Vergnügen,“ sagte der Krämer.

Die Thür schloß sich hinter den Beiden.

„Eva, hast Du's gehört?“ rief Auguste erbleichend.

Aber Eva hatte nichts vernommen. In Kopf und Herzen brauste es ihr von ganz anderen Stimmen.

„Eva, der Mensch sagte ja: Mit Vergnügen! Hast Du schon erlebt, daß sich Jemand mit Vergnügen einsperren läßt? Dahinter steckt etwas! Ach, wenn ich an das Gewitter denke, und wie das Feuer vom Himmel herunter stürzte, und wie fürchtbar der Donner rollte, und dann kommt gerade dieser unheimliche Mensch und bringt kostbare Dinge, die die Herzen verführen, — und dann beleidigt er Elisabeth. . . Und wäre Alles mit rechten Dingen zugegangen, so hätten wir jedes Wort hören müssen, denn wir waren ja ganz nahe. . . O Eva, — hier sank Augustens Stimme, — „wenn es der Gottseibeins selbst gewesen wäre!“

Die kleine Herzogin drängte sich dicht an ihre Freundin und zitterte heftig. Frau Olsen trat näher und schüttelte bedenklich den Kopf: „Haben fürstliche Gnaden den Schreiber beobachtet?“

Die jungen Mädchen blickten sie entsetzt an.

„Der Schreiber wußte mehr, als eines von uns; eine Beschwörung nach der anderen hat er gemurmelt, der feige Kerl! Gott mag ihm die Sünde vergeben, daß er so Einen,“ — sie schüttelte sich, — „so Einen hereingelassen hat! Aber er wird wohl wissen, warum er's hat thun müssen.“

Furcht ist ansteckend. Jungfer Eva war schon ganz von Furcht überwältigt; sie rang die Hände. „O barmherziger Gott, jetzt führt ihn Junker Olav durch die einsamen Gänge und wird ganz allein mit ihm in der schwarzen Kammer sein! Ach Gott, können wir denn gar nichts thun? Der Junker trinkt Wein im Uebermaß, — das ist aber auch seine einzige Sünde, — er hat ja sonst ein braves Herz und . . .“

Da ging die Thür auf, — alle drei stießen einen Schrei aus. Aber es war die Thür nach Elisabeths Zimmer; diese stand plötzlich vor ihnen, bleich und unnahbar, und doch fühlten sie sich bei ihrem Anblick sehr erleichtert.

„Warum geht Ihr noch nicht zu Bett?“ fragte sie.

„Elisbeth, hast Du denn nicht gemerkt, wer hier gewesen ist?“ rief die kleine Herzogin, schlang die Arme um der Schwester Hals und flüsterte ihr ein Wort in's Ohr.

Elisabeth machte sich unwillig frei. „Wie kommt Ihr auf solche Einbildungen! Ich sage Euch, daß daran gar keine Gedanke ist. Redet nicht gotteslästerlich!“

Dann streichelte sie dem zitternden, weinenden Kinde das Haar und fuhr ruhiger fort: „Du siehst, es hat seine Gefahren, wenn man der Hofmeisterin ungehorsam ist. — Evchen! Gar in Thränen? Gott sieh mir bei, was seid Ihr für furchtsame Kinder! — Nun, gute Nacht, liebes Herz! Lasse Dir etwas Schönes träumen!“

Sie küßte die Schwester.

„Gute Nacht, Eva! Schwacht nicht mehr im Bette. — Frau Olsen, in zehn Minuten sind die Lichter ausgelöscht. Richtet Euch danach.“

Die hohe Gestalt verschwand und ließ die Gesellschaft merklich beruhigt zurück. Frau Olsen schlich noch umher und spähte in den Winkeln und schnüffelte dabei.

„Was sucht Ihr, Frau Olsen?“

„O, mir ist nur so, — so, — als ob's noch nach Schwefel röche, Fräulein.“

Nach zehn Minuten aber waren doch die Lichter ausgelöscht, denn Elisabeths Befehle wurden stets auf das Pünktlichste befolgt.

Elisabeth selbst gewann nicht so bald die gewohnte Ruhe. Sie legte sich in die reichgeschmückte Bettstelle, sprach ihr Abendgebet und schloß die Augen. Mit ihrem festen Willen meinte sie auch den Schlaf zu zwingen; aber diesmal gehorchte er ihr nicht. Bald fing ihr Herz an zu pochen und zu hämmern. Dann schnürte es ihr die Brust enger und enger zusammen, und die Gedanken wurden immer peinvoller. Endlich konnte sie's nicht länger aushalten; sie setzte sich im Bett auf, schlug die Hände vor's Gesicht und brach in Schluchzen aus.

So beschämt, so gedemüthigt hatte sie sich noch nie gefühlt. Ein Fremder, ein Mann von geringem Stande hatte sie beleidigt; eigentlich konnte er sie gar nicht beleidigen, denn er war kein ebenbürtiger Gegner, und doch fühlte sie, daß selbst ein Fürst sie durch diese Worte nicht tiefer hätte kränken können. Vergeblich kämpfte sie gegen die schreckhaften Einbildungen der furchtsamen Mädchen. Dieser Mann mußte eine dämonische Gewalt besitzen. Wo sie sich auch hinwendete, — ob sie den Kopf tief in die Kissen wühlte, — unaufhörlich hörte sie die leidenschaftlich erregte Stimme: „Der Ring ist mir für Geld nicht feil, nur für einen Kuß auf Euren holden Mund.“

Es war lange nach Mitternacht, ehe Elisabeth einschlafen konnte. Aber es gab einen Menschen im Königsschlosse, in dessen Auge kein Schlaf, — das war der Schreiber. Barthels Phantasie war viel stärker, wie seine Willenkraft; sie machte ihn in dieser Nacht vollends elend; sie malte ihm die grauenvollsten Bilder aus. Bald sah er sich in der Folterkammer, gezwickt, geschraubt, zerquetscht; dann baumelte er am Galgen, — und dann sollte er, um sich vor dem Tode zu retten, vor dem gesammten Hofe eine Predigt halten.

Und weshalb mußte der unglückliche Barthel alle diese Qualen erdulden? War es seine Schuld, daß er merkte, was kein Anderer sah? Nicht seine Schuld, aber sein Verhängniß war es; das unselige Verhängniß, das der böse Wid einer Hexe vielleicht heraufbeschworen hatte, als er noch als ein unschuldiges Kind in der Wiege lag. Angst und Furcht waren ja die Laalgeister, die, seit er denken konnte, sich an seine Fersen gehängt und ihm das Leben verleidet hatten; eine glückliche Stunde war ihm nie beschieden worden, und nun kam vielleicht schon das Ende, ein Ende mit Schrecken; er aber durfte nicht einmal reden.

## 3.

Dem heftigen Gewitter war ein sonniger Morgen gefolgt. Der Himmel war so besonders hellblau, Bäume und Sträucher sahen so besonders grün aus, als hätte die große Weltmeisterin Natur Alles frisch gefräht. Nun schien die Natur wie nagelneu, und Jeder mußte sich daran freuen. Und es zwischerten und sangen alle Vögel, und die jungen Herzen jauchzten vor Lebenslust; nur den armen Barthel drückte die Angst noch ebenso schwer, als er, häßlich wie eine große Spinne, mit langen Armen und Beinen sich durch den Garten schlängelte.

Der Königin Garten war den königlichen Gärten von heute nicht an die Seite zu stellen. In der Nähe des Schlosses gab es zwar auch Blumenbeete; da blühten Eisenhut, brennende Liebe, Nelken, Fingerhut, Ritterpflanz, Sonnenrosen, ungefähr dieselben Blumen, die wir heute in einem Bauerngarten finden; man kannte noch nicht so mannigfaltige Arten, selbst die Tulpen sind ja erst um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts in Deutschland eingeführt worden. Dafür gab es gut gepflegte Gemüsebeete und große Anpflanzungen von Johannis- und Stachelbeeren, aus denen man gern Wein bereitete.

Der Garten des Apothekers war von dem der Königin nur durch eine Schlehdorn-Hecke getrennt. Stig Anderson gehörte zum Schloßpersonal. In dem kleinen, unsauberen Laden der Apotheke fand man nicht nur die wunderbarsten Arzneien, sowie die unglaublichsten Wundermittel; in der Küche daneben, — heute das Laboratorium, — wurden auch köstliche Dinge, wie Marzipan, candirte Früchte, Confect und süße Latwergen zubereitet, und in einem dunklen, mit Holz gestäbten Stübchen bekam man das beste Glas Malvasier. Besuchte ein Fremder von Ansehen Nyctöping, der nicht im Schlosse wohnte, so fand er in der Apotheke ein Unterkommen.

Unter diesen Verhältnissen war Stig Anderson wohlhabend, aber auch alt geworden und hatte nie gemerkt, daß ihm zu seinem Glücke etwas fehlte. Erst als seine alte Magd, die ihm viele Jahre die Wirthschaft besorgt hatte, starb, fiel's ihm ein. Er sann auf Abhilfe dieses Mangels, setzte nach Jütland über und führte eine junge Frau in sein Haus.

Sie waren ein ungleiches Paar. An Frau Ursel

war Alles zierlich, rosig und rund, wie an einem jungen Kästchen. Die leinenen Strümpfe mit bunten Zwickeln warfen auch nicht die aller kleinste Falte; gewebte Strümpfe, wie sie die Herzoginnen trugen, waren damals im Volke noch nicht gebräuchlich. Durch die dicken Falten des selbstgewebten blauen Kodes bekam die zierliche Person einen ziemlichen Umfang, und eine gestreifte, weiße, hutartige Haube rahmte ihr reizendes Gesichtchen ein. Der Anzug war nicht kleidsam; aber Frau Ursel stand Alles gut, was sie trug.

Das dachte auch Stig Anderson, der mit verliebtem Grinsen seine kleine Frau betrachtete. Stig aber war durchaus nicht zum Verliebten eingerichtet. Ja, warum hatte sie ihn geheirathet? Winter wie Sommer, im Laden wie in der Küche trug er dieselbe Pelzhaube; sie sah schon abgeschabt und besetzt aus. Seine Unterlippe stand sehr bedenklich vor, und sein Nasenzipfel hing bedenklich hinunter; die vorstehenden Augen, welche an ausgewaschenen Kattun erinnerten, wurden durch röthliche Augenränder nicht verschönt; und wenn er nicht verliebt lächelte, lag auf dem gelben Gesicht ein grämlicher Zug, wie ein veraltetes Leiden.

Frau Ursel pflückte Stachelbeeren; die, welche im dichtesten Gestrüpp hingen, ließ sie stehen; sie mußte doch ihre zarten Finger vor den Stacheln hüten. Stig aber klaubte, trotz seiner blöden Augen, auch die verborgenste Beere heraus, denn er war ein guter Wirth, der nichts umkommen ließ.

Frau Ursel guckte oftmals nach der Königin Garten hinüber; sie brannte vor Neugierde, die Hofgesellschaft kennen zu lernen. Der erste, den sie gewahrte, war Barthel. Er entsprach nicht ihren Erwartungen; sie mußte geradezu lachen. Barthel bemerkte nicht einmal das allerliebste Weibchen; er war mit Geheimnissen und Aengsten zum Erfriden angefüllt, — es mußte etwas davon heraus.

„Meister Anderson,“ heulte er hinter der hohlen Hand, „daß Ihr's nur wißt, der Krämer steckt in der schwarzen Kammer.“

„I, der verfl. . . Kerl! Er wird doch nichts Schlimmes angerichtet haben?“

Barthel fuhr auf den Apotheker los und hielt ihm den Mund zu. „Um Gotteswillen, schreit nicht so erbärmlich laut. Tod und Leben kann davon abhängen!“

Frau Ursel fand, daß die Geschichte interessant wurde. Es war eine so geheimnißvolle Geschichte, wie sie nur an einem Hofe passiren konnte; aber sie fand es auch nothwendig, sich einzumengen, denn Stig sah ganz fassunglos aus.

„Ja, wie soll's meinem lieben Manne denn an's Leben gehen, wenn der Krämer gestohlen hat?“

„Neffes, Frau, redet Euch doch nicht um den Hals. Gestohlen hat er ja nicht.“

„Um so besser für ihn. Mich geht's nichts an, ob einer stiehlt; wenn ich nur ehrlich bleibe.“

„Meister Anderson, Ihr seht aus, als verstanden Ihr mich gar nicht. Ich rathe Euch als Freund. Was auch geschehen möge, Ihr dürft nicht thun, als hättet Ihr jemals mit dem Krämer etwas zu schaffen gehabt.“

Der Apotheker fand sich wieder zurecht. „Es ist schon gut, schon gut. Macht nur nicht soviel Aufhebens von der Sache, Meister Barthel. Ihr nehmt Alles gleich so wichtig. Aber ich merke schon, man ist noch immer nicht vorsichtig genug. Es war ein feiner Gefelle; ich hatte ihn, ohne seinen Hausirrschein anzusehen, in's Haus genommen.“

„Aber ich hab' Dir's gesagt, Stig, — mir war der Kerl nicht geheuer. Wenn Du's nicht weißt, so hast Du's vergessen. Ich sagte gleich, das ist ein häßlicher, alter Mann . . .“

Hier fiel der erstaunte Apotheker seiner kleinen Frau in's Wort. „Alt? Gott segne mich, — der konnte ja mein Sohn . . .“

Er unterbrach sich selbst und knippte die Frau in die Backe. „Du Wetterhexe! Hast Du Dir wirklich den hübschen Kerl nicht angeschaut?“

„Ich sehe nur einen Mann gern an, und der heißt Stig,“ sagte Frau Ursel und gab ihm einen Nasenstüber.

„Ei, seht mir doch die listige Schlange!“ rief der Apotheker schmunzelnd und wollte die Frau küssen, aber sie wich geschickt aus, und er stolperte in den Stachelbeerbusch.

Frau Ursel that sehr entrüstet: „Vor aller Leute Augen und vor einem Herrn vom Hofe!“

Damit war Barthel gemeint, der sich geschmeichelt fühlte; Stig aber war beschämt, daß er sich hatte so hinreißen lassen. „Habt Ihr je ein so junges und schönes Weibchen gesehen, das so ehrbar zu reden weiß?“ fragte er den Schreiber.

„Ich verstehe mich nicht auf das Frauenzimmer. Aber mir ist elend im Magen, und Ihr verkauft ein ausgezeichnetes Magenpulver.“

Das war nicht sehr logisch, aber verständlich. Sie begaben sich in den Laden, und nachdem Barthel seine Arznei erhalten hatte, verabschiedete er sich. Der Apotheker vertauschte darauf seine alte Pelzhaube mit



einer besseren; anstatt der grünen Zipselmütze setzte er ein Barett auf seinen lahnen Schädel und langte aus einer sorgfältig verschlossenen Truhe einen Lederbeutel mit Geld hervor. Dann rief er Frau Ursel; tänzelnd und schwänzelnd, wie's ihre Art war, kam sie herbei.

„Olen Knudsen fährt noch heute nach Seeland; ich muß zum Hafen laufen, — er soll mir verschiedene Waaren mitbringen. Jetzt geht's an's Einkochen; viel Marzipan und Confect muß auch gemacht werden. Wir werden das ganze Schloß voll Gäste bekommen, wegen der Hochzeit von unserer ältesten Herzogin. Dabei machen wir auch ein gutes Geschäft. Dein Schade soll's nicht sein, Urselchen, wenn Du fleißig in der Küche hilfst.“

Frau Ursel besah ihre Händchen von beiden Seiten, schüttelte den Kopf, aber sagte nichts und setzte sich auf die steinerne Bank vor der Thür. „Mußt Du lange fortbleiben, Stig? Dann wird mir die Zeit sehr lang werden.“

„O Du listiges Eidergäschen! Hast Du denn Deinen Ehemann gar so gern? Aber da hilft nichts; komm nur in's Haus, ich will die Thür zuschließen.“

Frau Ursel hielt sich ihre kleine Nase zu. „Pui, im Hause ist ein unlieblicher Duft. Ich bleibe im Garten.“ Der Apotheker blickte sich ängstlich nach allen Seiten um. „Du darfst nicht allein im Garten bleiben, Urselchen.“

„Giebt's denn hier wilde Thiere, Stig?“

„Schlimmer, — schlimmer, — wir haben hier Hofjunker.“

„O Stig! Du willst mir wohl bange machen! Gehn die Hofjunker denn mit geladenen Gewehren einher?“

„Du Turteltäubchen, weißt Du denn gar nichts von der Welt? Es giebt keine gefährlicheren Menschen, als unsere Hofjunker.“

„Da kannst Du sehen, was ich für eine dumme Gans bin, Stig. Ich habe mir eingebildet, die Hofjunker würden nur gehalten, um alle Jungfern am Hofe zu beschützen.“

Stig kraute sich verlegen in seinen wenigen Haaren. „Wenn Du nur nicht ein so verteuftes unerfahrenes Weibchen wärest!“

„O Stig, das Klügste ist gewiß, ich thue, als fürchte ich mich gar nicht vor den bösen Hofjunkern. Ich werde einen Kniz machen und ihnen die Hand geben und sagen: Guten Morgen, Euer Gnaden, und so etwas.“

„Beileibe nicht, Ursel, — kein Wort darfst Du reden. Ein Wort giebt das andere, — und aus einem Gutenmorgen wird eine ganze Vitanei. Stelle Dich taub, Ursel; ich will's auch überall erzählen, Du wärest stottau.“

Frau Ursel lachte. „Du dummer alter Mann! Ich höre ja, wenn ein Sperkling steigt, und wenn eine Maus auftritt. Wie sollte ich mich nur taub stellen!“

„Dann bleibt nichts Anderes übrig, — Du mußt um Hilfe schreien und fortlaufen.“

„Aber merkst Du's denn nicht, Stig? Das wäre ja das Allerdümmste! Die Hofjunker haben gewiß längere Beine als ich, — ein, zwei, drei, — sind sie neben mir und greifen nach mir. Indes stampfst Du in der Küche Deinen Mörser und hörst mich nicht. O Stig, warum hast Du mir in Aarhus niemals etwas von den bösen Hofjunkern erzählt? Ich glaube, ich wäre nicht mit Dir gegangen!“

Frau Ursel schien zu weinen; der Apotheker sah äußerst verlegen aus, und gerade in diesem Augenblicke glaubte er zwischen den Büschen in der Königin Garten ein buntes Wammis zu erblicken. Er nahm Ursel bei der Hand, schob sie in's Haus und schloß hinter ihr ab. „Wenn man vom Teufel spricht . . . Urselchen, zeige Dich beileibe nicht am Fenster. Setze Dich an den Tisch und lies Anis; der Lehrjunge soll Dir helfen, so bist Du nicht allein.“

Und Stig Anderson schlich sich hinter das Haus und nahm nicht den gewohnten Weg, damit Niemand bemerken sollte, er wäre ausgegangen.

Ursel guckte in die Küche, wo der Lehrjunge eben Skandiszucker naschte; sie that, als bemerkte sie es nicht, daß er mit der Hand hinter den Rücken fuhr. „Der Meister sagt, bis er zurückkame, müsse der Anis gelesen sein; also spute Er sich, Christen.“ Dann warf sie die Thür hinter dem verblüfften Jungen zu und ging rasch mit festen Schritten nach der Stube.

Das kleine Fenster war ziemlich hoch, sie mußte sich auf die Fensterbank stellen, um es zu öffnen; dann spähte sie hinaus.

Mit rothen Schleifen und Schnüren auf dem violetten Sammetwammis, das Beinkleid zierlich gepufft und das Barett ein wenig auf der Seite, schwänzelte Junker Pantraz durch den Garten. Er ging langsam, blieb manchmal stehen, steckte die Nase in die Luft und versuchte eine Melodie zu pfeifen, kam aber damit nicht zu stande.

Jungfer Eva hatte ihm gestern die Laune gründlich verdorben. Sie war wie ein Stachelthierchen, das sticht, von welcher Seite man es auch anzugreifen versucht;

das war ja ein Benehmen, welches nach Galle schmeckte. Junker Pantraz war entriest; er hatte soeben den Entschluß gefaßt, Jungfer Eva sitzen zu lassen. In dieser gereizten Stimmung vernahm er, daß der Apotheker ein ausnehmend hübsches Weibchen in sein Haus gebracht habe. Demzufolge machte sich Junker Pantraz auf, das Wunder zu betrachten.

Richtig, an dem offenen Fenster des kleinen Hauses bewegte sich etwas Helles, — etwas, das nicht wie eine beschmutzte Pelzhaube ausah. Aber da gerade dicht vor diesem Fenster ein mächtiger Lindenbaum stand, trat er in den Garten, den der Apotheker in der Aufregung zu schließen vergessen hatte.

„Guten Morgen, Frau Meisterin,“ stötete der Junker mit möglichst süßer Stimme.

Von drinnen kam ein leiser Angstschrei: „Ach! Ach! Und mein Mann ist nicht zu Hause!“

Junker Pantraz fühlte sich durch die Abwesenheit des Apothekers nicht beunruhigt. „Ihr werdet Euch doch nicht vor mir fürchten, Frau Ursel?“

Ein weißbeheteter Kopf kam zum Vorschein. „Ich fürchte mich vor Euch! Stig Anderson sagt, die Hofherren wären Ungeheuer.“

„Stig Anderson ist ein Esel . . . wollte sagen, ein ehrenwerther Mann; aber was den Adel anbetrifft, darf er sich kein Urtheil anmaßen.“

„Ihr seht auch nicht fürchterlich aus, gnädiger Herr! Welt, Ihr thut mir nichts zu Leide? Ach Gott, ich weiß mir wirklich nicht zu helfen; ich bin so unerfahren. Wenn Ihr etwas aus der Apotheke wünscht, so thätet Ihr besser, nachzufragen, wenn mein Mann daheim ist.“

„Da soll mich doch dieser und jener, wenn ich je im Apothekerdienste ein süßeres Confect gefunden habe, als Euer liebliches Gesicht.“

„Ihr spottet meiner, gnädiger Herr! Ich kann die Worte nicht so gut sehen, wie die vornehmen Damen. Aber ich mein's redlich. Wie ist Euer Name?“

„Pantraz von Stoffeln.“

„Pantraz von Stoffeln! Das ist ein recht vornehmer Name.“

„Man weiß nicht, woran's liegt; der Eine hat's und der Andere hat's nicht. Ich habe verteuftes Glück beim Frauenzimmer; von der Königin bis zu den Josen, — sie haben Alle den Narren an mir gegessen. Aber wenn einem alle Tage in Silber aufgetragen wird, liebt man's auch einmal, die Schüsseln zu wechseln. Ohne Umschweife, Frau Ursel, Ihr gefallt mir gerade in Eurer weißen Kappe. Am ganzen Hofe ist keine Jungfer, die sich mit Euch vergleichen könnte.“

Vom Fenster kam ein silberhelles Lachen: „Nein, was sich mein Stig nur eingebildet haben muß! Aber ich will ihm gleich sagen, Ihr wäret ein herzlich guter Mann! Dort kommt er schon wieder; ich will's ihm gleich erzählen.“

„I, das wäre ein verteuftes schlechter Spaß! Der Mensch ist im Stande, gleich bis vor die Königin zu gehen, weil ich mit Euch geredet habe.“

„Aber das wird lustig! Jetzt fürchtet Ihr Euch vor Stig, und vorhin fürchtete sich Stig vor Euch.“

„Donnerwetter, lacht jetzt nicht, Frau Ursel! Die Sache wird ernst. Die Königin steckt in Alles ihre Nase. . . Wenn ich nur wüßte, wie ich ent schlüpfen kann . . .“

„Wenn Euer Gnaden sich nicht vor'm Klettern fürchten, so steigt doch auf den Lindenbaum. Wenn's nachher ohne Gefahr geschehen kann, helfe ich Euch wieder herunter, gnädiger Herr.“

Junker Pantraz fand, daß kein anderer Ausweg blieb; er stieg auf die Bank, erfaßte den niedrigsten Zweig und schwang sich hinauf.

Frau Ursel lief nach der Küche. „Christen,“ sagte sie, „ich will Dir bei der Arbeit helfen, damit der Meister kein Aergerniß hat, wenn er heimkommt.“ Darauf setzte sie sich an den Tisch, trällerte ein Liedchen und nickte dem Jungen freundlich zu; sie saßen da wie zwei artige, fleißige Kinder und lasen eifrig Anis. —

Stig Anderson hatte noch nicht die Stadt erreicht, als ihm Olen Knudsen begegnete. Er kam in Begleitung von zwei sehr vornehmen Herren, denen zahlreiche Dienerschaft folgte. Sobald Knudsen seiner ansichtig wurde, wies er auf ihn hin und sagte zu den Herren: „Dort kommt Meister Anderson. Wenn es Euer Gnaden gefällig ist, mögt Ihr ihn selbst nach dem Krämer fragen.“ Worauf er mit tiefen Kratzfüßen sich empfahl.

Da ihm Barthel versichert hatte, daß Tod und Leben davon abhingen, fühlte Stig Anderson ein Grauen vor jeder Frage und nahm sich vor, durch kein Augenzwinkern seine Bekanntschaft mit dem Krämer zu ver-rathen.

Der eine der beiden fremden Herren, ganz in schwarzen Sammet gekleidet, sah wie ein Gelehrter aus; aber sowohl in Bewegung, wie Haltung sprach sich die Sicherheit des Hofmannes aus. Er lästete höflich sein Barett, auf welchem eine lange Straußenfeder schwannte.

„Man sagte mir soeben, Ihr wäret Meister Anderson,

der Apotheker,“ begann er mit fremdländischer Aussprache des Dänischen.

„Zu dienen, Euer Gnaden. Kann ich Euer Gnaden mit irgend etwas aufwarten? Ich stehe Euer Gnaden zu Befehl.“ stammelte der erschrockene Apotheker.

Der andere der beiden Herren trug eine sehr hochmüthige Miene und eine höchst prächtige Tracht zur Schau. Er berührte nur leicht sein Barett mit Reihersfedern; jedes andere Zeichen der Höflichkeit schien ihm von Ueberfluß. Ebenjowenig schien er gewillt, sich in die Unterhaltung einzumengen; nach seiner Miene zu urtheilen, war ihm die Angelegenheit im höchsten Grade widerwärtig.

Der schwarzgekleidete Herr nahm wieder das Wort; er sprach mit ausgefuchter Höflichkeit. „Der Schiffer, — Knudsen ist wohl sein Name? — sagte uns, daß er Euch gestern mit Eurer Hausfrau gelandet habe; zugleich mit Euch sei ein Krämer an's Land gestiegen, der die Absicht ausgesprochen, in Eurem Hause zu über-nachten.“

Die Unterlippe von Stig Anderson schob sich vor, und seine Nase wurde spiz. „Erlaubt, Euer Gnaden, wie soll ich mir erklären, daß ein großer Herr nach einem dieses Gelichters fragt?“

Mit unnachahmlichem Hochmuth mengte sich der Andere ein. „Erklären oder nicht erklären, — wir fragen gar nicht nach Seiner Meinung. Hat Er den Krämer gesehen, — ja oder nein?“

„Kann wohl sein, Euer Gnaden, daß ich den Mann gesehen habe; mit der ‚Maria‘ sind gestern viele Leute gelandet, weil morgen Markt in Nyköbing abgehalten wird. War mehr wie ein Krämer darunter; mag wohl auch einer davon geredet haben, in der Apotheke einzulehren; — ich gebe mich aber mit solchem Volke nicht ab.“

Der Buntgekleidete stieß einen Fluch aus; der Andere bemerkte kalt: „Wir befinden uns hier im Auftrage Sr. fürstlichen Gnaden des Herzogs von Braunschweig. Der Krämer Hertog aus Wolfenbüttel steht unter des Herzogs Protection, und es war ihm wohl-bekannt, daß derselbe hoffte, am Hofe der Königin ein gutes Geschäft zu machen. Vielleicht könnt Ihr uns rathen, an wen wir uns zu wenden haben, um Erkundigung über diesen Mann einzuziehen?“

Stig Anderson befand sich in einer höchst unbehaglichen Lage, in welche er durch des Schreibers klägliche Angst verwickelt worden war; was hätte es ihm schaden können, die Wahrheit zu bekennen? Wie die Geschichte aber jetzt auch ausging, Stig stand als Lügner da. Es blieb ihm nichts übrig, als sich den Herren möglichst gefällig zu erweisen.

„Wollen mich Euer Gnaden begleiten? Mein Haus ist ganz nahe, und ein Glas Malvasier werden die Herren nach der Seefahrt nicht verschmähen. Vielleicht senden Euer Gnaden die Dienerschaft indes nach dem Schlosse und lassen sich bei Graf Thore Arenfeld, dem Schloßhauptmann, melden, welcher über Jedermann, der im Schlosse Zutritt erhält, Rechenschaft zu geben vermag.“

Die Herren sendeten nach dieser Weisung die Dienerschaft an den Grafen Arenfeld, mit der Meldung, daß der braunschweigische Kanzler Jagemann, sowie der Junker Johannsen von Eberdingen ihre Aufwartung zu machen wünschten. Stig Anderson bat darauf die Herren, unter der Linde Platz zu nehmen, indes er in's Haus gehe, um ihnen den Wein zu besorgen.

Junker Pantraz oben auf dem Baume zog seine Beine höher hinauf und guckte zwischen den Blättern verwundert hinunter. Der Besuch kam ihm höchst ungelogen. Der, welcher als Junker Johannsen gemeldet wurde, warf sich ärgerlich auf die Bank, sodas sie in allen Fugen krachte. „Eine verfluchte Geschichte! Fürchten denn Euer Gnaden nicht, daß allerhand böse Händel daraus entstehen können? He? Euer Gnaden sind natürlich anderer Meinung. Was mich anlangt, so habe ich's satt, mich mit Schiffern und Apothekern und solcherlei Bad herumzuschlagen und Spionage zu treiben. Man darf ja nicht einmal reden! Der Mund ist einem zugeschnürt, und die Hände sind einem gebunden. Gott verdamme mich, wenn der Kerl uns nicht belogen hat!“

„Ja, mein Verehrter, der Apotheker hat uns jedenfalls belogen; aber eine Lüge ist noch kein Dolus. Es sollte mir auch nicht schwer werden, so ich dieses klägliche Individuum scharfer inquirirte, ein Bekenntniß zu erpressen . . .“

„Dann begreife ich, bei Gott, Euer Gnaden nicht. Weshalb laßt Ihr den Kerl nicht verhaften?“

„Aber Verehrter, wie schon gesagt, liegt ja ein Dolus gar nicht vor.“

Der Junker warf seinen Hut auf den Tisch und murmelte: „Zum Kukul mit seiner Juristerei!“

Der Anblick von Frau Ursel wirkte besänftigend. Sie trat mit einer überspannenen Flasche Malvasier und grünen Weingläsern aus dem Hause. Stig Anderson stand unter der Thür und sah schmunzelnd zu, wie zierlich sie einschenkte; weniger ergötlich war es ihm, zu sehen, wie frei der Junker mit ihr scherzte, aber in An-





Die Leipziger Straße zu Berlin bei elektrischer Beleuchtung. Von Hans Herrmann. — Siehe Seite 27.



betracht seiner mißlichen Lage schluckte der Apotheker die Eifersucht hinunter. Mit dem Versprechen, wenn im Schlosse keine Zimmer für sie bereitet sein sollten, in der Apotheke einzulehren, entfernten sich die Herren in merklich besserer Stimmung.

Zunker Pantraz hatte jedes Wort, das die Herren unter einander redeten, verstanden; denn am Hofe wurde die deutsche Sprache bevorzugt, weil die Königin, obwohl des Dänischen mächtig, es nicht zu sprechen liebte. Nach den ersten Worten hatte Zunker Pantraz nur ein äußerst dummes Gesicht gemacht, denn er war verwundert, und dann sah er immer besonders dumm aus; zuletzt aber spitzte er die Lippen und mühte sich, pfliffig auszusehen. Er war, so zu sagen, auf der Spur des Wildes; kein Zweifel, es mußte sich um eine Verschönerung handeln. Wer die Verschönerer waren, und weshalb sie sich verschworen hatten, das war in Zunker Pantraz's Kopfe noch nicht recht klar geworden.

Der Augenblick seiner Befreiung war übrigens noch nicht erschienen. Der Apotheker machte sich in seinem Garten allerhand zu thun; und als er einmal in's Haus ging, sah man Zunker Slav vor der Hecke herumspazieren

(Fortsetzung in nächster Nummer.)

Abdruck verboten.

### Emil Göze.

Hierzu das Portrait von A. Schubert, Seite 21.

**G**roßartige Bühnen-Tenore sind zur Zeit unter allen seltenen Vögeln die seltensten. Nach dem Grunde dieser, dem gesammten heutigen Opernwesen so schwerer Benachtheiligung gereichenden Thatsache brauchen wir nicht lange zu suchen. Er liegt keineswegs in einer Mißgunst der Natur, die uns ja ihre Gaben aus ewig gleichem, ewig unverstümmeltem Vorrath spendet, sondern in der das Musik-Drama neueren und neuesten Stils beherrschenden Richtung auf handgreiflichsten Realismus des Ausdrucks. Die schöpferische Kunst hat stets der darstellenden Weg und Ziel gewiesen. Immer waren die Dichter und Componisten die Lehrer und Erzieher der Schauspieler und Sänger. Durch die Meyerbeer'sche, Verdi'sche, Wagner'sche Oper, durch die Raoul, Prophet, Manrico, Tannhäuser, Lohengrin ist der Boden verwüstet, auf welchem die Belmonte, Otavio, Tamino, die Minnesänger Weber's, Rossini's, Bellini's geblichen. Ausgestorben, fast bis auf den letzten Mann, sind diese Spender jenen Wohlthätern. Zertrümmert liegt ihre goldene Leier im Winkel, — sie war viel zu gebrechlich für das gewaltige Geschlecht, das gegenwärtig innerhalb der eingestrichenen Octave sich tummelt.

In der Reihe unserer jüngeren Tenoristen ist Emil Göze ohne Zweifel der Besterste. Ich hörte ihn zum ersten Male vor etwa sechs Jahren in einem Berliner Concertsaal und entsinne mich noch deutlich des empfangenen Eindruckes, der, als ein völlig unerwarteter, um so stärker war. Kein Trompeten-Geschmetter der Reclame hatte den jugendlichen Sänger angekündigt. Er war zu jener Zeit Mitglied des Dresdener Hoftheaters, sein Name außerhalb der sächsischen Hauptstadt fast ganz unbekannt. Wie horchte ich auf, als er die Lippen öffnete und eine Stimme von blühender Frische, von unangenehmter Unschuld sich vernahmen ließ. An jeder dieser weichen und doch zugleich so kernigen Töne schien ein Thautropfen zu hängen. Im Mai 1883 kam Göze abermals nach Berlin, nun als Gast der königlichen Bühne. Als solcher erschien er auch im Frühling 1884 und 1885 wieder und immer mit demselben glänzenden Erfolge. Der von allen Herzen so heiß ersehnte Bonnemond ist in der Welt der Lampen und Coulisien übel beleumdet, denn er entvölkert die Theater, macht läst die treuesten Stammgäste ihrer gewohnten Tagesordnung abwendig. So oft aber Göze gesungen, fand er stets, trotz der lauen, in's Freie lodenden Abende, trotz der Nachtigallen und des jungen Grüns im Thiergarten, das schwüle Opernhaus bis unter's Dach gefüllt. Er ist dort im Lohengrin und in den Meisterfingern, in Flotow's Martha und Stradella, Donizetti's Favoritin und Beilbien's Johann von Paris aufgetreten. Auch die Berliner Concerte haben sich mehrfach seiner Mitwirkung erfreut.

In Rücksicht auf sinnlichen Reiz, wie auf Umfang bietet die Stimme Göze's allen Ansprüchen Genüge. Ohne sich gewaltsam zu reden und zu strecken, schlägt sie die höchsten, der männlichen Kehle überhaupt erreichbaren Töne an. Nicht an Heldenthaten, ihr mühselig abgerungen, sondern an reife, süße Früchte, schon bei der leisesten Berührung in die nach ihnen langende Hand fallend, gemahnen die Leistungen des obersten Registers. Mit vollem Behagen laugt der Hörer die hohen A und B ein, vor denen er sonst gewöhnlich zittert; Tiefe und Mittellage haben sich dabei ihre volle Kraft bewahrt. Wahrlich, Mutter Natur hat den Sänger reichlich beschenkt, aber auch die Schule hat an ihm das Ihrige gethan. Trefflich versteht er sich auf die geschmeidigen Künste des Legato, Crescendo, Decrescendo. Dank der sorgfältigen Ausgleichung der verschiedenen Stimmlagen verfügt er über sie alle mit derselben spielenden Sicherheit. Wie gewandt bei ihm die Uebergänge vom Brustregister in das wohlgepflegte Falsett und umgekehrt sich vollziehen, das ist eine wahre Freude für das kunstgebildete Ohr. Intonation und Aussprache sind musterhaft. Ursprünglich rein liturisch geartet, hat das Organ an den Aufgaben des großen Stils sich geschärft und gekräftigt. Daß es der Macht und dem Glanz des Tones nicht dessen Duft und Schmelz, die dem quellenden Gefühlsregungs gemäße Weichheit und Fülle zum Opfer gebracht, muß ihm besonders hoch angerechnet werden. Keiner wandelt freilich ungestraft unter Palmen. Von der so weit verbreiteten Mode-Krankheit des heutigen Bühnengefanges, dem Tremolo, ist auch diese Stimme bis zu einem gewissen Grade ergriffen.

Göze's Repertoire enthält sowohl heroische, wie liturische Partien. Daß es ihn aus der Arena unserer modernen Tondramen immer wieder zurückzieht zu den in dem Urgrund der Kunst wurzelnden Gestalten der älteren Oper, gereicht ihm gewiß zur Ehre. Er erinnert in dieser Beziehung an Roger, der auch bald den Raoul, den Propheten, bald den

Georg Brown, den Edgardo gesungen. Göze's Darstellungs-kunst kann allerdings mit dem geistprühenden Vortrage des älteren französischen Berufsgeossen, dieses unübertroffenen Meisters feinsinnigster, schlagfertiger Charakteristik, sich nicht messen. Auch zu des Letzteren Repertoire gehörte seiner Zeit die Rolle des Fernando in der Favoritin und zu den größten dramatischen Werten des Künstlers die entscheidende Scene des dritten Actes, in welcher der aus dem Kriege siegreich heimkehrende junge Held erfährt, daß es des Königs Bühlerin ist, deren Hand er zum Lohne für seine tapferen Thaten erhalten. Der jugendliche deutsche Tenorist ist hier der Aufgabe noch nicht gewachsen; dem wilden Kampfgestümmel der zwiespältig durchwider einander stürmenden Gefühle vermag sich die wohlgenuthe Natürlichkeit der Stimme. Eine weite Brust liegt ferner zwischen Niemann's Lohengrin und dem Göze's. Was aber dieser gegenwärtig noch nicht vermag, ist ihm vielleicht in der Zukunft beschieden, denn Uebung macht den Meister und zumal den Seelenmalter. Göze ist dagegen so recht in seinem Element, wo es sich um die Wiedergabe reiner, frischer, von der Welt und dem Leben gänzlich unberührter Jünglingsgestalten handelt. Absichtslos gewöhnliche Liebenswürdigkeit bildet den Grundzug seines Vortrages; selbstgefällige Jiererei ist ihm ebenso fremd, wie vordringliche Prahlerei und Gepräiztheit. Sein Balthar in den Meisterfingern, echt ritterliche Art mit dem zarresten Duft und Schmelz der Empfindung auf's Glückseligste verbindend, sein Fernando des ersten Actes gehören zu dem Besten, das die heutige Gesangsbühne aufweist.

Göze's äußeres Leben ist rasch erzählt. Am 19. Juli 1856 zu Leipzig geboren, sollte er ursprünglich Kaufmann werden, hat sich auch sechs Jahre lang mit redlichem Bemühen auf diesen Beruf vorbereitet, als Lehrling und Gehülfe die Zufriedenheit des Principals sich gewonnen. Seine freien Stunden waren der Musik gewidmet. Er hatte als Knabe vom Theim Jume Anleitung im Klavierpiel empfangen, auch als Sopranist, Altist und nach dem Stimmwechsel als Tenorist im Niedel'schen Chor gesungen. Zum militärpflichtigen Alter berangeworfen, trat er am 1. October 1876 zu einem dreijährigen Dienst in's Heer. Die Beschäftigung mit der Musik wurde daneben emsig fortgesetzt. Kleinere Concerte erfreuten sich der Mitwirkung des eifrigen Disertanten; in funktliebenden Familien war er ein stets willkommenes Gast. Bei solcher Gelegenheit hörte ihn der treffliche Gesanglehrer Professor Gustav Scharfe aus Dresden. Derselbe stellte ihm eine glänzende Bühnen-Laufbahn in sichere Aussicht, rang den lange widerstrebenden Eltern die Einwilligung ab, lenkte auch die Aufmerksamkeit des Hoftheater-Intendanten Grafen Platen auf seinen Schützling. Dieser mußte in Dresden Probe singen und legte damit solche Ehre ein, daß er auf königlichen Befehl einem dort garnisonirenden Regiment überwiesen wurde. Die Morgenstunden gehörten dem Exerzierplatz, die Nachmittage und Abende den von Scharfe geleiteten künstlerischen Studien und Uebungen. Im October 1878 erließ Göze, dem man das dritte Dienstjahr erlassen, zum ersten Mal auf der Hofbühne. Anfänglich nur in kleineren Rollen beschäftigt, trat er schon im Februar 1879 als Lyonel in Flotow's Martha und bald auch als Max im Freischütz auf. Einer der ersten, der das Talent des durch einen dreijährigen Contract an Dresden gebundenen Novizen im vollen Umfange erkannte, war der sündige Kölner Theater-Director Hoffmann. Er räumte nicht, seine Hand auf den von ihm entdeckten Schatz zu legen. Es kam zwischen ihnen zu einem Vertrage, durch den der Sänger gegen ein Kapital, für das man ein stattliches Rittergut kaufen konnte, sich auf zehn Jahre ausschließlich dem Impresario verpflichtete. Der Letztere sollte die Bestimmung über sämtliche Gastspiele haben, auch deren goldene Früchte ernten. Seit dem October 1881 singt Göze in Köln, dessen Bewohner auf ihn fast ebenso stolz sind, wie auf ihren Dom. Sie lachen sich in's Häuschen bei den Berliner Triumphphen ihres Lieblings, denn ihnen gehört er, während er der deutschen Reichshauptstadt alljährlich nur leihweise auf einige Wochen abgetreten wird.

Ich hob an Göze's Darstellung die lebenswürdige Natürlichkeit hervor, und auch im Leben verleiht er nicht diese Eigenschaften. Nir ist bisher kaum ein berühmter Tenorist begegnet von so kindlich einfachem Wesen. Des Besalls sich freudig, hat er doch ein offenes Ohr für jede Mahnung berechtigten Tadels. Er läßt, gleich allen Bühnensängern, denen die musikalische Seite ihres Berufs besonders am Herzen liegt, seine Kunst auch gern im Concertsaal. Bei der Feier, mit der im December 1884 das neue Leipziger Gewandhaus eröffnet wurde, ließ er es sich nicht nehmen, in der Aufführung des Sächsischen Messias als Vertreter der Tenor-Partie mitzuwirken.

Otto Gumprecht.

Abdruck verboten.

### Es blühen die Rosen im Thal.

Von H. Pichler.

**D**ie junge Sängerin war die einzige von den Passagieren der ersten Kabine, die von der bösen See-Krankheit verschont geblieben war. Indef die Uebrigen der unleidlichen Misere der beginnenden Meerfahrt erlagen, — auch der interessante, schmalstirngige Pianist zählte zu diesen, — hatte die Sängerin vom ersten Augenblick an, da der Dampfer die Anker aufgenommen, sich auf dem Quartierdeck ein Plätzchen gesucht, wo sie nun stundenlang saß, in einem weißen Burnus gehüllt, denn das Wetter war schaurig und mit ihren braunen Augen träumend in die endlose Meeresweite sah. Dem Kapitän gefiel die junge, blühende Gestalt mit dem lebendigen Gesicht, welches in der Unterhaltung sprühen und glänzen konnte. Sie mußte ihm gefallen, denn die berühmte Sängerin war auch eine berühmte Schönheit; sie gefiel ihm aber doppelt, weil sie trotz des dem Keullinge unerträglichen „Schlingerns“ des Schiffes ihre frische, gesunde Farbe behalten hatte; und die Farbe war echt, das wußte der wälder- und menschenfandige Weltensaher sehr wohl. Die Sängerin gefiel dem Herrn Kapitän aber dreifach, weil sie ihren Sitzplatz auf Deck mit seinem Verständnis so gewählt hatte, daß sie dem arbeitenden Schiffsvolk nie im Wege war, und weil sie mit stummer Hingabe in die Wunderwelt des Oceans sich vertiefte.

Nun war der vierte Tag fast zu Ende, ein Drittel der Reise zurückgelegt. Allmähig waren verschiedene Leidensgestalten aus der Tiefe der Kabinen aufgetaucht, und zuletzt erschien eine schlanke Figur, mit hellgrauem Havelock malerisch drapirt, eine phantastisch geformte Kappe, mit Flatterbändern geziert, auf

das lockige Haupt gedrückt. Das war der Pianist, der berühmte Pianist, der, gleichwie die berühmte Sängerin, dem Rufe zu einem großen Kapistefe von „drüben“ zu folgen im Begriffe stand. „Langweilig, höchst langweilig, dies Leben auf dem Dampfer“, begann der Künstler die Unterhaltung mit seiner Berufsgeosin; „begreife nicht, meine Gnädige, wie Sie an diesem ewigen Einerlei der Wellen Geschmack finden können.“

Puff! Das Schiff hatte eine harte See in die Seite bekommen, der Gesicht sprühte über die Keeling des Badbord, der Künstler mußte gezwungenerweise einige unorthodoxe Pas mit Armen und Beinen ausführen und knippte dann die funkelnden Tropfen von seinem Havelock.

Um die Lippen der Sängerin zuckte es ein wenig. „Bosendon läßt seiner nicht spotten; hüten Sie sich, seinen Joren zu werden. Wenn Ihnen das Schiffleben langweilig erscheint, warum leben Sie nicht in der Kunst? Von unserem Kapitän höre ich, daß das Piano im Salon ein ausgezeichnetes sei. Ein dankbares und theilweise verständiges Publicum wird Ihnen nicht fehlen; hat man doch nur aus Respect vor dem pianistischen Sterne erster Größe den Sturm auf das unglückliche Klavier noch nicht gewagt.“

„Sie spotten ein wenig, verehrte Collegin!“

Der Künstler richtete sich in voller Größe auf, hütete sich aber wohl, den Stützpunkt der Hände loszulassen, denn tädlich schwankten die Planken unter seinen Füßen und die Gedanken in seinem Haupte. Unerträglich! Doch nur nichts dem lächelnden, rosigen Gesichte da zeigen. So fuhr er fort: „Sie wissen doch, gnädiges Fräulein, ich spiele nur auf einem Klägel von Erard oder Pechstein. Hoffe sehr, unser werthes Consortium drüben sorgt für einen tauglichen Klägel. Aber Sie, geschätzte Collegin in Apoll, tragen Ihr kostbares Instrument allezeit bei sich, und noch ward mir kein Ton der Gnade befeuert. Kann allerdings in Ihrer Seele fühlen: Nicht gerade Berlen vor die Säue, doch grandiose Verdrückung, der Zauber Ihrer Stimme in diesem großen Nichts . . . Nur mein Lied „Es blühen die Rosen im Thal!“. Noch hörte ich es nicht von den Lippen, für die ich es schuf. Ich bitte!“

Die Sängerin wehrte hastig ab: „Sie mißverstehen mich. Nicht fühle ich mich zu groß, in dieser Welten Einsamkeit, diesem Nichts, wie Sie es zu nennen belieben, zu singen, sondern ich bin zu klein. Auch Sie sind zu klein! Ja, starren Sie mich nur an; zu klein ist der Mensch in seinen Kunstleistungen der Natur gegenüber. Was sind Ihre gewandtesten Triller und Läufe? Was meine besten Coloraturen? Dordchen Sie nur, wie ich seit vier Tagen des gewaltigen Concertes nicht müde werde. Ein Melodram, vor dem selbst Wagner einschrumpft! Eine unendliche Harmonie von Tönen und Farben, bald mild lodend, lullend und kosend, bald gigantisch, leidenschaftlich bis zur Vernichtung.“

„Sie schwärmen, gnädige Frau, Sie schwärmen!“

„Ja, ich schwärme, wenn Schwärmerie gleich ist mit der Erkenntniß, daß alle Menschenthum erbärmlich ist der All-künstlerin Natur gegenüber, daß unsere Kunst in der Natur wurzeln muß, soll sie die echte sein, daß es nur eine Kunst giebt, die sich ebenbürtig neben die Natur stellen darf, die Kunst, — zu leben inmitten der Wechselwirkung der Natur und ihrer Kräfte. Verzeihen Sie meinen Eifer! „Es blühen die Rosen im Thal“, — Sie hören vielleicht früher Ihr Lied, als Sie glauben, nur nicht auf dem Ocean.“

Und mit bezauberndem Lächeln reichte sie dem Virtuosen die Hand, die dieser an seine Lippen führte. Als die Sängerin sich umwandte, sah sie das große, blaue Auge des Kapitäns auf sich ruhen. Er mußte ihre Reden gehört haben. Mit verlegenem Grusse schlüpfte sie an ihm vorüber.

Der Dampfer suchte Keile um Keile weiter. Gegen Abend nahmen Wind und Seegang etwas zu, doch stand nach Aussage des ersten Offiziers nicht gerade „schlecht Wetter“ zu befürchten.

Man fing an, sich zu arrangiren; die Unterhaltung floß lebhaft und munter von statten. Da die meisten der Passagiere die Fesseln der See-Krankheit abgestüttelt hatten, so bezeugten sie nicht übel Lust, einem „kleinen Stürmchen“, das vielleicht in der dicken, grauen Luft zusammengebrannt werden mochte, von Deck aus beizuwohnen. Man hatte von den Reden der Sängerin mankelt hören und schmollte ihr, daß sie kostbar thue mit ihrer Kunst. Aber man wollte es der berühmten Frau gleichthun in der Naturschwärmerie; besonders galt dies von dem reich vertretenen schönen Geschlecht. Auch hatte es doch großen Reiz, später auf dem sicheren, trockenen Lande von einem gewaltigen Sturme, der während der Schilberung wohl zum Orkan anwuchs, erzählen zu können. Man hatte es sich also in den Kopf gesetzt, so lange es irgend anzuhalten war, auf Deck zu bleiben, und belustigte sich mit einigen kampfhaften Anstrengungen, so gut es gehen wollte. Der Pianist spielte seit der Auseinandersetzung über Kunst und Natur den auf erhabenem Postament stehenden Gefränkten. Er hielt sich allein, antwortete lächelnd auf jede Anrede und summte, wie in tiefen Entbedungs-Abgründen verloren, irgend eine räthelhafte, großartige Melodie vor sich hin. Mit dem stillen Gemischen der Sängerin war's nun vorbei. Sie mischte sich in den Verkehr und erfreute sich besonders an den Spielen der Kinder. Es gab aber einen Magneten an Bord, der auf die Augen des schönen Mädchens eine wunderbare Anziehungskraft ausübte; sie folgten ihm, der Besitzerin unbewußt, wie die Nadel des Kompasses dem Pol. Der Magnet war einer von der größten Sorte; er maß seine sechs Fuß zwei Zoll rheinisch und trug einen dunklen Rock und den gebraunten Hals frei. Auch wechselte er häufig seinen Standort; bald stand er im hochgelegenen Navigations-Zimmer, über Tabellen und Karten gebeugt, bald hielt er von der Kommandobrücke weiten Ausguck über die ungestümen Wasser, die sich ihm und seinem herrlichen Schiffe gleich gezähmten Wildlingen zu Füßen schniegten, bald saß er am Oberende der fröhlichen Mittagstafel, wie draußen das Scepter der Justiz und Ordnung, so hier das der Heiterkeit und Geselligkeit schwingend. Kurz, der Magnet für die Augen der Sängerin war der Kapitän.

Die Augen der Liebe sehen scharf.

Und sie haben in diesem Augenblicke, daß etwas Unerwartetes, Unvorhergesehenes, etwas außerhalb jeder nautischen Berechnung Stehendes vor sich gehen mußte. Sie sah, wie der vierte Offizier eilig die Treppe zur Brücke hinaufsprang; sie sah, wie er aufgeregter, hastig sprach, wie der Kapitän heftig eine Schwenkung zur Seite machte, wie er dann durch das Sprachrohr einen Befehl irgend wohin nach unten sandte. Sie sah das Alles, und ihr Herz bochte. Sie ahnte Gefahr, aber welche? Himmel und Meer schienen dem Laienauge unverändert; es jagten die Wellen oben und die krausen, weismähnigen Wellen unten wie neddende Kobolde durch einander.

Jetzt kam der Kapitän von seinem lustigen Posten herab. Die junge Dame warf noch einige freundliche Worte in die



auf und ab brandende Unterhaltung und ging dann im gewöhnlichen Spazierschritt das Deck entlang.

„Was giebt es? Ist ein Unglück im Anzuge?“ fragte sie schnell, aber so leise, daß Niemand sonst die Worte hörte.

„Ich sehe es, ich fühle es,“ sog es athemlos von ihren Lippen, und sie setzte hinzu: „Kann ich helfen?“

„Da zog wieder Sonnenschein über das härtige Männergesicht: „Ja, helfen Sie! Singen Sie!“

„Singen?“

„Jawohl, singen! Damit die Passagiere nichts merken, sondern ruhig und vernünftig bleiben. Wir haben Feuer im Raum.“

Und die Sängerin lachte glücklich vor sich hin. Ihr war ein großes Geheimniß aufgegangen: sie liebte, sie liebte wirklich und wahrhaftig, wo sie doch längst geglaubt hatte, im Strudel des großstädtischen Kunstlebens der Fähigkeit zur Liebe beraubt zu sein.

Sie selbst sind ein holdes, unberechenbares Capriccio, meine Gnädige. Welche Laune! Welche Wandlung!“ rief der Virtuose und verbeugte sich galant.

„Es soll Einer aus Weibern klug werden, besonders wenn sie in Kunst arbeiten.“

Nach einer Viertelstunde strahlte der große Salon im hellsten Lichterglanze; tausendfach brach sich das Licht in Spiegeln und Leichter Vergoldung.

Die Sängerin hatte in fliegender Eile ein köstliches mattblaues Negligé übergeworfen; ein zarter, weißer Spitzenfleier legte sich über die dunklen Veden.

Der Künstler durfte mit dem ihm gespendeten Lobe zufrieden sein; aber es warteten seiner noch mehr Triumphe.

Sie, die Sängerin würde ja sein Lied vortragen. Er hatte es eigens für sie in einer gottbegnadeten Stunde gedichtet und in Noten gesetzt; aber eigenfinniger Weise hatte sie es ihm noch nicht gesungen.

Und die Sängerin sang. Sie sang ein Lied nach dem anderen, sie sang auch: „Es blühen die Rosen im Thal“, und der Componist hatte Ursache, mit ihr zufrieden zu sein.

„Es blühen die Rosen im Thal“, — das ist die Dampfbrühe, die ihren zuckenden Strahl in den gährenden Schlund schickt, aus dem jüngernde rote Flammen emporlecken.

„Es blühen die Rosen im Thal“, — da steht der Mann, der nicht mehr Mensch, sondern Halbgoth ihr scheint; er steht am Herd des Verderbens mit rauchgeschwärmtem Antlitz und verlangten Kleibern, und seine Stimme leitet und besichtigt, und er ringt übermenschlich mit dem feindlichen, türkischen Elemente.

„Es blühen die Rosen im Thal“, — schon frist das heimliche Feuer seinen Weg bis unter die Kajüten, schon durchbricht es das Deck und lodert am getheerten Segel- und Tanwerk empor; jetzt verblühen die Feuer der Maschine.

„Es blühen die Rosen im Thal“, — Verzweiflungsvoll will die Brust sich befreien. Schon sinkt das Schiff, und dicke Rauchwolken steigen wirbelnd über den Wassern empor.

„Es blühen die Rosen im Thal“, — Da öffnet sich die Thür des Salons, und lächelnden Antlitzes, die Hände zum Beifallklatschen erhoben, tritt der Kapitän herein.

„Das war die Stelle mit dem Rufe; ich ahnte, daß die Composition zu mächtig für ihre Nerven sei,“ sagte der Virtuose zu seiner Umgebung.

Mit raschem Sprunge hatte der Kapitän das junge Mädchen aufgefangen; sie lag wie eine Todte in seinen Armen. Er aber küßte in ihr Ohr: „Alle Gefahr vorüber, Dank Ihrer tapferen Hülfe.“

„Und das Ende der Geschichte? Natürlich eine Hochzeit, eine fröhliche Hochzeit.“

Vor drei Monaten feierten sie ihre Vermählung. Alle, welche jene denkwürdige Dampferreise nach Nordamerika mitmachten, besonders der Virtuose, hatten für den armen Kapitän ein leises Bedauern.

Der Kapitän ist aber nicht zu bedauern. Als er neulich von Newyork zurückkam und sein hochherrührendes Frauchen sich in seine starken Arme drückte und ihr Mund sich an sein Ohr legte und ihm ganz heimlich vertraute, daß sie jetzt Wiegen-

lieder studire, da war er der glücklichste Mann, über dessen Haupte je Sonnenschein und Regen gewechselt sind.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Die Leipziger Straße zu Berlin. Von Hans Herrmann. Siehe das Bild, Seite 25. — Eine der Haupt-Verkehrsadern der deutschen Hauptstadt ist die Leipziger Straße, die, vom Spittelmarkt beginnend und am Leipziger Platz endend, genau von Osten nach Westen den belebtesten Theil Berlins durchschneidet.

Die Straße weist manche Sehenswürdigkeit von historischem, politischem und künstlerischem Interesse auf: dicht am Spittelmarkt die von Friedrich dem Großen erbauten „Colonnaden“; unweit davon das schmucklose Gebäude des preussischen Abgeordnetenhauses, dem gegenüber, aus Erz gegossen, die mächtige Gestalt des Freiherrn von Stein sich erhebt; dann nach langem Zwischenraume das monumentale Gebäude des Reichs-Postamtes; das mit seiner schlichten Fassade an die stromame preussische Zucht erinnernde Gebäude des Kriegsministeriums; hierauf die architektonisch nicht sonderlich hervorragenden Bauten, welche den Verlammlungen des deutschen Reichstages und des preussischen Herrenhauses dienen; endlich, nicht mehr zur Leipziger Straße, sondern zu dem prächtigen Leipziger Platz gehörend, aber doch in der Flucht der ersteren stehend, die Monumente des Feldmarschalls Wrangel und des Grafen Brandenburg.

Aber nicht diese Denkmäler und Bauten sind es, welche der Leipziger Straße ihren Charakter geben, sondern die dicht an einander gereihten glänzenden Verkaufsläden und der ungeheure, vom frühen Morgen bis in die Nacht hin- und herfluthende Verkehr. Unausföhrlich folgen einander auf den die Mitte des Asphalt-pflasters durchschneidenden Geleisen die Wagen der Pferdebahn, und neben ihnen rollt die zahllose Menge der Omnibus und Droschken daher, der Gefährte jeglicher Art, von der vornehmen, von feurigen Koffen gezogenen Equipage bis zum schwerbeackten, von müden Säulen geschleppten Lastwagen und dem kümmerlich sich durch das Gebrause hindurchwindenden Hundelarren.

An den Kreuzungspunkten den Damm zu überschreiten, ist nicht ungefährlich, und der Mann des Geleises, der in der Mitte der Straße hoch zu Kopf das Fluthen des Verkehrs überwacht, — eine von Wien übernommene Einrichtung, — muß nicht selten den heranraselnden Fuhrwerken Halt gebieten, bis der angestaute Wagenpark sich einigermaßen entwirrt hat.

Daneben drängt sich auf den Trottoirs die unausföhrlich wechselnde Menge. In gewissen Stunden, namentlich Mittags und am Abend, kann man nur schrittweise sich den Weg bahnen, und der Herr dort im Vordergrund unseres Bildes, der mittelbeig dem kleinen Straßens-Verkäufer einen Verdienst gönnt, hat es nur einem besonderen Zufall zu danken, daß er in so gemächlicher Ruhe seinen Handel abschließen kann.

Er möge sich in Acht nehmen: im nächsten Moment wird er vielleicht von einem Eiligen übercamt und bekommt noch obendrein wegen des so unvorsichtig ausgestreckten Spagierstockes böse Worte zu hören.

Das Ausflammen des elektrischen Lichtes scheint stets das Zeichen für die besondere Entwicklung des Verkehrs auf den Trottoirs zu sein. Tageshelle erfüllt die Straße; man erkennt die Gesichter der Vorübergehenden wie im schönsten Sonnenlichte, und dennoch umweht der bläulichweiße Schimmer, mit dem das jetzt düster erscheinende gelbrothe Gaslicht der Schaufenster und Läden eigenhümlich contrastirt, das Ganze mit einem merkwürdigen, geheimnißvollen Reiz.

Es giebt Personen, welche das elektrische Licht nervös macht, welche ihm zu entfliehen suchen; Andere aber, — und dies ist die große Mehrzahl, — fühlen sich durch den strahlenden Glanz angeregt, zur Fröhlichkeit gestimmt, und diese Stimmung drückt sich in der ganzen abendlichen Physiognomie der Leipziger Straße aus.

Ist es doch, als ob selbst die unscheinbaren Häuser, Leberbleibel aus der Zeit der kleinen preussischen Hauptstadt, von denen neben den Prachtbauten im modernisirten Renaissance-Stil sich noch manche vorfinden, im Glanze des elektrischen Funktens höher emporwuchsen, und als ob der bei der erhöhten Helle verflachte Schatten auch ihnen eine Art Facade gäbe.

Augenblicklich ist, da der Contract mit dem bisherigen Unternehmer abgelauten ist, wieder das Gaslicht an die Stelle des elektrischen getreten; doch wird das letztere, nachdem die „Edison-Gesellschaft“, welche die Beleuchtung eines großen Theiles von Berlin übernommen, ihre Bauten vollendet hat, bald in erhöhtem Glanze wieder erstrahlen.

Denn die elektrische Flamme, die bisher in den Privatläden nur spärlich anzutreffen war, wird abdam die Mehrzahl derselben erhellen und ihre Verlichtung mit derjenigen der hochragenden Skandela der zu einer großen Strahlenfluth vereinigen.

Zur Lämmerzeit. Siehe das Bild von R. Ahrendts, Seite 28. — Fast alle vierfüßigen Thiere sind niedlich in ihrer ersten Jugend. Selbst die kleinen Ferkel haben etwas unbeschreiblich Drolliges, und es ist schon vorgekommen, daß solche, sauber abgeleckt und mit einem rosa Halsband versehen, eine Anstellung als Damen-Schöthier erhalten haben, ein Beruf, aus welchem sie allerdings recht bald herauswachsen.

Mit anderen Geschöpfen ist es anders, und eine Iobden aus dem Ei gekrochene Junge Rachtigall oder ein anderer Singvogel ist ein recht häßlicher, kleiner Kobold, und vor einem jungen Kukul sind manche Leute, die ihn zum ersten Male erblickten, schon in allem Ernst erschrocken.

Ja, man muß es gesehen, wenn auch tausend Mütter und fünfshundert Tanten das Gegentheil behaupten, selbst die Krone der Schöpfung, der Mensch, ist in seinen ersten Lebenswochen durchaus nicht so schön, wie Grohmanns uns mit Gewalt einbilden will.

Dagegen ist das kleine Lamm, von welchem wir schon, als wir kaum sprechen konnten, das schöne Gedicht lernten: „Ein kleines Lämmchen, weiß wie Schnee, Ging einstmals auf die Weide“ . . .

ein sehr niedliches Thierchen. Seine halb unbeholfene Behendigkeit, seine komischen Seitenprünge, sein zartes, weißes Wlich und sein im Gegenfah zu den gehehrten Eltern aufgewecktes Aussehen erregen unser Wohlgefallen, und wohl mancher kleine Stadtmädchen hat schon den Kindertraum gezeugt, ein so niedliches Thierchen an einem blauweißenen Bande auf die Weide zu führen und es sehr zu lieben, wie das in den Geschichten von artigen Kindern so hübsch beschrieben wird.

Aber das Schicksal solcher Vieblinge hat seine dunklen Punkte für beide Theile. Kleine, süße Lämmer werden große, störrige Schafe, welche gar nicht mehr niedlich sind und ihrem praktischen Verwalte nicht mehr entzogen werden können, wo die Verhätschelung aufhört und der Ernst des Lebens anfängt, wo es nicht mehr heißt, bloß niedlich zu sein, sondern Wolle zu tragen, und zwar möglichst viel.

Dem Städter erregt es gewöhnlich große Verwunderung, wenn er sieht, daß ein jedes Lamm ohne die geringste Nähe von seiner Mutter aus vielen hundert anderen Lämmern herausgefunden wird, sobald, wenn bereits eine Trennung stattgefunden hat, wie es im späteren Lammesalter geschieht, wo man die Kinder nur einige Male täglich zu den Müttern läßt, nur eine kurze Zeit vergeht, bis jedes seinen richtigen Ort gefunden hat.

Aber noch mehr pflegen solche Leute sich zu verwundern, wenn sie hören, daß der Schäfer jedes Stück seiner Herde persönlich kennt und am Gesichtsausdruck unterscheidet. Man wird einen richtigen Schäfer niemals sitzen oder liegen sehen, und wenn er, hinterwärts auf seinen Stock gestützt, dasht und seinen langen Strumpf strickt, so ist sein Geist nicht mit leeren Träumereien oder schweifigen Speculationen über die künftige Witterung erfüllt, sondern seine Augen schweifen von einem seiner Pfleglinge zum andern, und so ist er immer über den Zustand seiner Herde unterrichtet, denn seinem scharfen Blick entgeht kein Anzeichen eines herannahenden Uebelbefindens.

Am meisten Sorge und Vorsicht erfordert aber die jarten Lämmer; sie werden auf die beste Weide getrieben und erhalten auch im Stalle das schönste Wiesenheu und eine Jugabe an Hafer. Ja, glücklich ist die Jugend, welche noch keine Sorgen kennt, herrlich ist die Lämmerzeit, und wenn so ein alter Hammel manchmal so nachdenklich vor sich hinstiert und in Gedanken verfunken scheint, da mag er wohl meinen: „O selig, o selig, ein Lamm noch zu sein!“

Blätter für Kostümkunde. Neue Folge, 197. Blatt. (Zu Ausgabe mit allen Kupfern.) — Rühlensbacher Bauer, Schwarzwald. Von W. Hasemann. — Im fruchtbaren Rühlensbacher Thale, das bei dem Städtchen Haslach in's Königthal mündet, haust ein lebenslustiger Menschenschlag, dessen heiteres Temperament sich schon in seiner Tracht ausdrückt. Naturgemäß ist die Kleidung der Männer weniger auffallend, als die der Frauen.

Nur die bis oben geschlossene rothe Weste mit ihren zwei Reihen metallener Knöpfe leuchtet schon weit entgegen. Der Rock oder Kittel von schwarzem, glänzendem Wiesel, bei vornehmeren Bauern von Manchester, hat seine Taille dicht unter den Armen; sie wird hinten an der Theilung der Schlippen durch Seidenfäden, meistens weiß, blau und gelb, gezeichnet. Diese Verzierung wiederholen sich auf den Taschen-Ausschnitten und Kermel-Ausschlügen.

Außerdem ist der Rock roth besetzt. Statt der Knöpfe hat er Haken, wird aber meist offen getragen, wodurch beim Gehen die langen, bis unter das Knie reichenden Schlippen in starke Bewegung gerathen und das rothwollene Futter sichtbar wird.

Der Kragen des groben Weinwandhemdes ist mit Weißfäden verziert und wird hochgeklappt getragen. Ein dunkel-farbige seidenes Halstuch umschließt ihn, vorn in einen Knoten verschlungen; die Zipfel werden mit Sorgfalt nach beiden Seiten hinausgestrichen. Den Kopf bedeckt ein breitrandiger Hut von grobem schwarzem Filz.

Die Kniehose aus schwarzem Manchester wird mittelst Haken und Lederriemen oder Bändern befestigt. Weiße oder blaue Strümpfe und kräftige Schuhe, bis über die Knöchel reichend und mit Lederriemen gebunden, vervollständigen den Anzug.

W. H.

Aus der Frauenwelt.

München. — Fräulein Isabella Braun, die namentlich um die deutsche Jugend-Literatur hoch verdiente Schriftstellerin, feierte am 12. December ihren siebzehnten Geburtstag.

Die Dichterin wurde durch zahlreiche Beweise herzlicher Theilnahme geehrt. Von Hohenschwangau ging ihr ein in die schmeichelhafteste Form gedebeter Glückwunsch des Königs Ludwig zu, und auch von vielen anderen Mitgliedern des bairischen Königshauses liefen Gratulationschreiben ein; dasjenige des in Tegernsee weilenden Herzogs Karl Theodor war von prächtigen Blumenkränzen begleitet.

Prinzessin Therese von Baiern, welche betanlich für Isabella Braun's „Jugendblätter“ manchen schönen Beitrag geliefert, beglückwünschte die Dichterin persönlich in ihrer Wohnung. Aus Schloß Gdöll sendete die Erzherzogin Marie Valerie von Oesterreich, aus Bukarest die Königin Elisabeth von Rumänien telegraphische Glückwünsche.

Der Münchener Journalisten- und Schriftstellerverein übermittelte der Collegin seine Glückwünsche durch eine Deputation, und die Local-Schulcommission von München überfandete eine kunstvoll angeführte Adresse, welche das Wirken der Dichterin in treffenden Worten würdigte.

Vogel. — In noch jungen Jahren verchied hier Frau Antonie Santner, die Gattin Johann Santner's, des berühmtesten aller Tiroler Bergsteiger, von dem der Santnerpaf und die über Bad Razes aufragende Santnerpiche ihren Namen haben.

Frau Antonie Santner war in alpinen Kreisen durch ganz Deutschland bekannt, nicht nur als tüchne Touristin, sondern wegen ihrer Kunst, durch welche sie bis mitten in den Winter hinein Alpenblumen, die sie im Sommer gesammelt hatte, frisch zu erhalten verstand.

Manche Dame in den deutschen Hauptstädten tanzte während des Faschings mit einem Kranze frischer Alpenrosen, welchen sie Antonie Santner verdankte.

Brüssel. — Der Brüsseler Communal-Rath, ermuntert durch den Beifall, den die von ihm angeordnete Einführung des Kochunterrichts in den Mädchenschulen gefunden, fährt fort in seinen Bemühungen, nicht nur die wissenschaftliche, sondern auch die wirtschaftliche Ausbildung der Mädchen den realen Verhältnissen des Lebens entsprechend zu gestalten.

So ist jetzt ein vollständiger theoretischer und praktischer Coursus für das Waschen und alle dazu gehörigen Operationen (Waschen, Weichen, Rangieren, Plätten) eingeführt worden. In dem umfangreichen Gebäude des städtischen Lehrerinnen-Seminars sind die Einrichtungen für die praktischen Übungen getroffen worden, sodaf die Schülerinnen der höheren Mädchenschulen zunächst mit diesem Coursus beginnen.

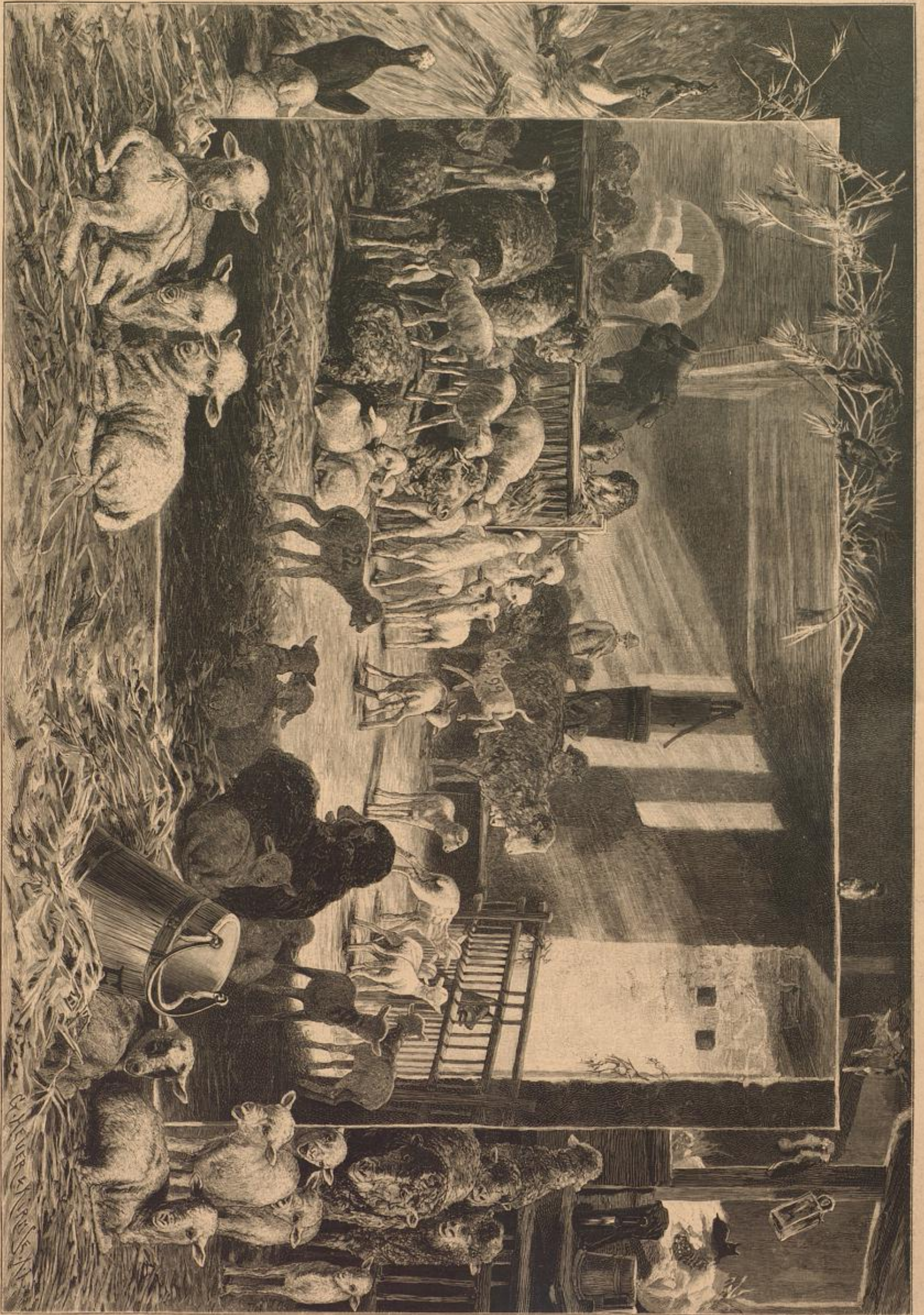
Dabei mag bemerkt werden, daß die Kochurse schon begonnen haben. Nicht nur theoretischer Unterricht wird ertheilt, sondern auch praktischer; für die Leitung des letzteren ist einer der besten Restaurateure Brüssels angestellt, dabei aber auch die verlässige Maßregel getroffen worden, daß die Bereitung von Koch-Kunststücken unterbleibt.

Paris. — Die Fürstin Juriewska-Dolgoruda, Witwe des Czaren Alexanders II., öffnet jüngst die Räume ihres Hotels in der Rue de Las Cases einer ausserlesenen Gesellschaft; am Tage darauf veranstaltete sie einen Kinderball.

Allerdings fand die von der Fürstin so glänzend begonnene Saison für deren Haus ein schnelles Ende, da der Gesundheitszustand ihres Töchterchens Katharina einen längeren Aufenthalt an der Riviera erheischt. Doch sollen nach der Rückkehr der Fürstin, die für den Monat Februar erwartet wird, die glänzenden Empfänge fortgesetzt werden.

(Fortsetzung auf Seite 30.)





Zur Dämmerzeit. Von R. Wrenthien. — Siehe Seite 27.

W. Wrenthien del.



# Kunstgewerbliches.

Nachdruck verboten, ebenso jegliche Nachbildungen der abgebildeten Gegenstände, welche gesetzlich geschützt sind.

ENTW. FR. C. GAFF.

**Die Thür und ihr Schmuck.** — Die farblose, die schreckliche Zeit hat uns als eines der wenigen Ueberbleibsel ihrer Herrschaft die weiß gestrichenen und lackirten Stubenthüren hinterlassen; denn während unsere farbenfreundige Generation in allen anderen Dingen sich von dem Weiß losgesagt hat und hierin sogar oft weiter als nöthig gegangen ist, so bekennen sich in Bezug auf die weißen Thüren Viele noch nicht zur Farbe. Und doch stört nichts mehr die Harmonie eines in Farben gehaltenen Zimmers, als die weiße Thür; sie wirkt stets wie ein in die Wand geschnittenes Loch.

Man führt zur Vertheidigung der weißen Thür gewöhnlich ihre erlauchte Herkunft aus der Rococo-Zeit an; ferner die leichte und bequeme Reinigung, und endlich stellt man in Ermangelung anderer Argumente die Frage: „Wie soll denn nun eigentlich die Zimmerthür gehalten sein? Man kann sie doch nicht in der Farbe der Tapete, also etwa roth oder olivgrün streichen!“ Gewiß nicht; denn wir erstreben in unseren Wohnungen nicht Langweiligkeit, sondern künstlerische Harmonie.

Wenn die Thür der modernen Wohnung, der

erforderte, schmückte man auch die Thürflügel prächtiger; auch das Rahmenwerk der Thür wurde mit Mustern versehen, und die Füllungen stellten nicht selten Architektur-bilder, perspectivische Innen-Ansichten großer Prachtbauten, Hallen und Aehnliches dar. Diese Muster waren aber stets in der Fläche gehalten und erweckten niemals den Eindruck etwa von Bildern. Stets betonte man die Thür als etwas Besonderes, d. h. man unterbrach das System der Wandverkleidung, verberg also den Ausgang nicht durch den Wand schmuck, wie das heute nicht selten geschieht.

Wenn aber das Flächenmuster als die geeignetste Art des Schmuckes der Thüren gelten muß, so sind doch auch Reliefs aller Art dazu verwendet worden.

Um die uralte Art der Thürverkleidung mit Metallplatten, welche im Orient heimisch, uns auch im griechisch-römischen Alterthume häufig genug begegnet, zu übergehen, mag hier nur an die Prachtthüren mit Reliefs des Mittelalters und der Renaissance erinnert werden; an die Holzthür in der Kirche S. Maria auf dem Capitol in Köln (12. Jahrhundert), an die Bronzethüren in Hildesheim (1015 n. Chr.) und Augsburg (11.—12. Jahrhundert), an die Thür des Baptisteriums in Florenz von Lorenzo Ghiberti (1424—1452) und andere mehr. Hier ist der Schmuck, ohne Rücksicht



Kronleuchter

aus Kryhall. Nach eigenem Entwurf ausgeführt von Carl Becker, Holzlieferant in Berlin. Höhe 1 Meter 9 Cent., Breite 80 Cent.



Tafel-Aufsatz.

Nach dem Entwurf des Bildhauers J. C. Hiet in München in Porzellan ausgeführt von der kgl. Porzellan-Manufactur in Meissen. Farblich und mit Gold auf der Natur bemalt. Höhe 65 Cent.



Tafel-Aufsatz.

Nach dem Entwurf des Bildhauers J. C. Hiet in München in Porzellan ausgeführt von der kgl. Porzellan-Manufactur in Meissen. Farblich und mit Gold auf der Natur bemalt. Höhe 42 Cent.



Blumentisch

in schwarzem Schmelzblech. Nach eigenem Entwurf ausgeführt von Paul Marcus, Kunstschlosser in Berlin. Ca. ein Sechstel natürlicher Größe.

gesamten Einrichtung entsprechend, farblich sein soll, so ist es am einfachsten, dem Holze seine schöne natürliche Farbe zu lassen, anstatt sie unter Oelfarbe und Lack zu verbergen. Man ölt oder firnist das Holz, wodurch gleichfalls eine bequeme Reinigung ermöglicht wird; auch kann man ihm, je nach dem helleren oder dunkleren Gesamt-Tone der Zimmer, durch Beizen eine größere oder geringere Tiefe geben. Durch diese sehr einfache Prozedur bewahrt man dem Holze gleichzeitig seine natürliche Textur, die Maserung, deren geschickte Benutzung der Thür zugleich zum Schmuck gereicht. Durch Verwendung verschiedener Hölzer als Rahmenstücke und Füllungen ist die farbige Wirkung leicht zu steigern, und sie führt von selbst zur künstlerisch eingelegten Musterung, zur Intarsia. Das sechzehnte und siebzehnte Jahrhundert wandten diese Decoration häufig bei den Thüren an, — es ist hier vorläufig nur von den Thürflügeln die Rede, — als die naturgemäße Flächenverzierung des Holzes. In einfachen getäfelten Räumen begnügte man sich, ein Arabesken-Muster, hell in dunkelfarbigem Holze, anzubringen, beschränkte sich auch meist auf die Füllungen. In prunkvoller ausgestatteten Zimmern oder Sälen, deren reicher gehaltene Wandtafelung es eben

auf den Zweck der Thüren, oft in sehr starkem Relief angebracht; doch handelt es sich hier auch um Prunkstücke, die allerdings benutzt wurden, bei denen die räumlichen Dimensionen aber eine solche Freiheit gestatteten, ja die ganze Bedeutung der Bauten, denen sie angehörten, eine Ausbildung dieser Art erforderte. Dagegen ist man bei den Thüren an Portalen der Bürgerhäuser im Allgemeinen sparsam mit Reliefschmuck vorgegangen, und vollends die Zimmerthüren, bei denen schon ein mäßiges Relief die Benutzbarkeit erschwert haben würde, sind höchstens mit ganz flach geschnittenen Füllungen geziert.

Die neue Richtung der Architektur seit dem siebzehnten Jahrhundert, in welchem der Palast-Stil seine reichste Ausbildung erfuhr, änderte auch an den Thüren; die zweiflügelige Thür, im sechzehnten Jahrhundert verhältnißmäßig wenig angewandt, findet jetzt Verbreitung; der eigentliche Durchgang wird breiter; die Flügel werden bedeckt mit zierlicher, fein abgewogener Schnitzerei, — meist nur als Umrahmung und Bekrönung der Füllungen, — welche vielfach vergoldet, später auch bunt bemalt wird. Das Rococo hat auch in flachen Reliefs durchbrochene Füllungen rückwärts mit Verglasung geliefert, oft von vornehmster Wirkung; die weißen Thüren mit Vergoldung, welche in dieser Periode ankamen, leben, wie erwähnt, heute noch in kläglicher Verklammerung fort.

Einen besonderen Schmuck erhielten die Thüren der alten Zeit durch die Beschläge. Haspen, Angeln, Bänder, Schlösser lagen in reichster Ausbildung völlig frei, sichtbar auf dem Holze auf; entweder ließ man dabei dem Eisen seine natürliche Farbe, oder es begegnet uns verzinkt, auch bemalt. In gothischer Zeit diente wohl der Beschlag, ähnlich wie bei manchen Möbeln, allein zur Verzierung, indem er in reichster Durchbildung die ganze Thür bedeckte. So zeigt eine herrliche Thür auf der Wartburg ein völlig glattes Aengere, über welches sich, von den Angeln ausgehend, der Beschlag in Form des stilisirten Geästes einer wilden Rose ausbreitet. Diese Sitte, die Beschläge ornamentiren und in ihrer Thätigkeit als haltende, bewegende und schließende Theile sichtbar zu lassen, erhält sich bis weit in das siebzehnte Jahrhundert hinein, kommt auch



im achtzehnten vor und erlischt eigentlich erst nach der Rococo-Zeit.

Ruhte man sich im Schmücken der Thürhügel aus praktischen Gründen in engen Grenzen bewegen, so war man freier in der Ausbildung der Thür-Umrahmung und Bekrönung; und wenn wir ohne Weiteres den Alten in ersterem Punkte nachsehen dürfen, so kann man gegen ihre Leistungen in letzterer Hinsicht als Vorbilder manche Bedenken geltend machen. Daß die Thür sich durch ihre Umrahmung als besonderer Theil der Wand kennzeichnen muß, liegt auf der Hand. Die einfache Umrahmung in der gothischen Zeit, die nach oben, bei wagemäßigem Abschluß, gelegentlich ein großes, wappengeziertes Feld mit umschließt, wird in der Renaissance-Zeit mit Pilastern, Halb- oder ganzen Säulen versehen, mit Siebelselbren und anders gestalteten Aufsätzen gekrönt, kurz verwandelt sich in förmliche Portale, deren Form aus der Steinarchitektur einfach in Holz überführt ist. Das mag nun für große Prunkthüren in Treppenhäusern, an Sälen u. dgl. statthaft sein; in den Zimmern ist es gewiß nicht angebracht, da es nicht in den bewohnten Raum paßt und dort als etwas Fremdes wirkt. Das Barock und Rococo verbannen diese strenge Architektur; sie ersetzen die schweren, weit ausladenden Supraporten häufig durch flach gehaltene Rahmen, welche meist ein Bild, ein Wappen oder Ähnliches umschließen, und haben hierin köstliche Arbeiten hinterlassen, die sich vortreflich zur Nachahmung empfehlen.

(Schluß in nächster Nummer.) A. Pabst.

(Fortsetzung von Seite 27.)

Paris. — Ein Ereigniß für die literarische Welt war die Eheschließung der Madame Séverine mit dem Doctor Guebard, Professor der Medicin an der Pariser Universität. Obwohl ihr Name außerhalb Frankreichs so gut wie unbekannt ist, zählt Madame Séverine doch zu denjenigen Frauen, die einen bedeutenden Einfluß auf die politischen Ereignisse in Frankreich ausübten. Die Tochter eines verknöcherten Gelehrten, welcher sie wie einen Knaben erzog, sie in zartem Alter Griechisch und Lateinisch lernen ließ, von ihrer Kleidung jeglichen Schmuck verbannte und ihr nur das Tragen kurz geschnittener Haare gestattete, verlebte sie eine freudlose Jugend, in die nur durch die Besuche eines Alterögenossen, ihres jetzigen Gatten, etwas Sonnenschein fiel. Um dem väterlichen Zwange zu entgehen, nahm sie den Antrag eines ihr gleichgültigen Mannes an; doch mußte sie diesen Schritt bitter bereuen, denn ihr Gatte verschwendete ihr Vermögen und ließ sich sogar Mißhandlungen zu Schulden kommen. Sie trennte sich von dem Unwürdigen und wendete sich nach der Schweiz, wo sie ihren Jugendfreund Guebard wiederfand und denselben, — das Schweizer Gericht hatte ihre erste Ehe für aufgelöst erklärt, — heirathete. Im Jahre 1878 lernte das Paar auf einer Reise nach Brüssel Jules Vallès kennen, den berühmtesten Communisten, und zwischen dem Doctor Guebard, der vielgeprüften Frau und dem düsternen, sonst für Niemand zugänglichen Fanatiker, — die so traurig verlebte Jugend mag für die beiden Vektoren den Anknüpfungspunkt ergeben haben, — bildete sich ein inniger Freundschaftsbund. Bei den verschiedenen Journalen, deren Leitung Vallès, nach Erlaß der Amnestie nach Paris zurückgekehrt, übernahm, wurde sie seine Mitarbeiterin, und namentlich schrieb sie, nachdem Vallès mit den Mitteln Guebard's selbst ein Blatt, den „Cri du Peuple“, gegründet, für dieses zahlreiche Artikel. Auch an manchem Romane des Dichters hat sie mitgearbeitet; der „Insurgé“ ist sogar nur im Plane von Vallès entworfen, während die ganze Ausführung von seiner Freundin herrührt. Als Vallès starb, ging laut Testament sein ganzes Versehen und damit auch der „Cri du Peuple“ in ihre Hände über, und seitdem führt sie die Leitung des Blattes mit großem Geschick. Freilich in ultraradicalen Sinne, denn gleich ihrem verstorbenen Freunde erblickt sie das Geißel der menschlichen Gesellschaft in einem gänzlich unzureichenden Verhältnisse. Wie einstmal Jules Vallès, so empfängt sie jeden Donnerstag die Männer ihrer Partei zur Berathung, und oft sieht man sie auch den Verhandlungen der Stammer beiwohnen und kann beobachten, wie die Parteigenossen in zweifelhaften Fällen bei ihr sich Rathes erholen. Bei alledem würde man irren, wenn man annähme, daß diese Revolutionärin der Weiblichkeit entbehre. Allerdings trug sie, so lange nicht das französische Gesetz ihre erste Ehe für aufgelöst erklärt hatte, sich nach Art der russischen Studentinnen; doch legte sie, nachdem auch das Pariser Gericht die Trennung jener Verbindung ausgesprochen, die allgemein übliche Kleidung an, wobei sie freilich sich der Einfachheit beilegte. Daß sie mit dem Andenken des dahingegangenen Freundes einen wahren Cultus treibt, zweimal wöchentlich seinen Grabhügel mit Blumen schmückt und ihr ganzes Heim mit Erinnerungen an ihn ausgeschmückt hat, ist gewiß auch ein Zeichen, daß Madame Séverine oder, wie sie jetzt auch in Frankreich sich nennen darf, Madame Guebard, des tiefen Gemüthslebens nicht entbehrt. Ja, auch dafür, daß sie trotz allen Radicalismus, trotz allen Hasses gegen die „Reichen“ sich ein Stück von der leichtlebigen Pariserin bewahrt hat, giebt es einen Beweis. In einem der Räume des „Cri du Peuple“, wo es, wie manche Leute in einem Gemisch von Zucht und Spott sagen, „nach Pulver riecht“, steht ein Klavier, und hier erfreut die Hausherrin gelegentlich ihre Gäste durch den Vortrag irgend eines Chanson, das sie der bekannten Madame Judic abgelauscht hat. Zu den verrotteten Einrichtungen der Bourgeoisie, die gänzlich der Vernichtung zu weihen sind, scheint also nach der Meinung der Communisten die leichtgeschürzte Operette nicht zu gehören, — doch ein freundlicher Ausblick in den socialistischen Zukunftsstaat.

London. — Der Ausfall der jüngsten Parlamentswahlen hat die Hoffnungen der Anhänger des Frauen-Stimmrechtes in England nicht wenig gehoben. In einer in Manchester unter dem Vorthe des Mayors abgehaltenen Versammlung der „Gesellschaft für Ausdehnung des Stimmrechtes auf das weibliche Geschlecht“ wurde die Ansicht ausgesprochen, daß die Mehrheit des Parlaments in seiner neuen Zusammensetzung dem Frauen-Stimmrecht günstig gestimmt sei. Zugleich wurde mitgetheilt, der Abgeordnete Woodall werde eine auf die Gewährung des Frauen-Stimmrechtes abzielende Bill einbringen, und es sei alle Hoffnung vorhanden, daß dieselbe die Zustimmung des Hauses erhalte. Diese Hoffnung erscheint keineswegs problematisch; denn während viele Liberale schon seit Langem Anhänger des Frauen-Stimmrechtes sind, wollen jetzt gerade die Conservativen für dasselbe eintreten, befehrt durch die thatkräftige Unterstützung, welche die Sache der Tories bei den letzten Wahlen durch die „Primrose-Liga“ erfahren hat. Diese Liga ist eine vorwiegend aus conservativen Damen bestehende Gesellschaft, deren Gründung in das Jahr 1882 zurückreicht. Der Führer der Tory-Partei, Earl of Beaconsfield, starb am 19. April 1881, gerade als die Primeln in voller Blüthe standen, und obgleich nie Jemand von einer Vorliebe des Staatsmannes für die bescheidene Blume gehört hat, so war es natürlich, daß unter den Kränzen an dem Sarge

sich viele aus Primeln befanden; auch die Königin Victoria sandte einen solchen Kranz. Unter dem Zeichen der Primel (Primrose) trat nun eine Anzahl aristokratischer Damen zu einem Bunde zusammen, der im Laufe der Zeit zu einem keineswegs verachtenswerthen politischen Werkzeug geworden ist. Anfangs belächelten selbst die Tories diese Liga, welche aus dem Andenken eines durchaus nicht allgemein bewunderten Parteileiters politisches Kapital schlug; jetzt aber giebt es fast in jedem Wahlort in England eine „Habitation“ dieses neuen Ordens, und eine ausschließlich aus Damen bestehende Executive leitet die Wahl-Agitationen. Selbst in Indien, Kanada und den australischen Kolonien giebt es „Habitations“. Die männlichen Mitglieder heißen Ritter, Anwohner, Quartiermeister, Genossen, je nach dem Grade, den sie in der Liga bekleiden. Als Abzeichen werden keine Farben oder Bänder getragen, wie das sonst in England Gebrauch ist, sondern ein die Primel darstellendes Juwel. Die Wahlact der Primrose-Damen besteht im Besuchen der Wähler von Haus zu Haus; keiner wird übergangen. Ist der Mann den Vorstellungen unzugänglich oder abwesend, so sucht man auf die Frau einzuwirken und diese zu bestimmen, ihren Einfluß bei dem Gatten geltend zu machen. Welche Erfolge auf diese Weise für die Tory-Partei erzielt wurden, lehrt am besten die Wahl in Birmingham. Nur fünfshundert Mitglieder zählte dort die Primrose-Liga; aber Dank ihrer Thätigkeit erhielt der conservative Candidat eine Stimmenzahl, die nur wenig hinter derjenigen des liberalen Bewerbers zurückblieb, — eine in der Hochburg des Radicalismus erstaunliche Thatfache. Ueberhaupt wird die große Anzahl der Stimmen, welche die Tories auch dort erhielten, wo sie in der Minorität blieben, auf die Einwirkung der Primrose-Liga zurückgeführt. Die Conservativen in England hätten also alle Ursache, zur Stärkung ihrer Partei das Frauen-Element herbeizuziehen; es fragt sich nur, ob nicht schließlich diejenigen Liberalen, die bisher Anhänger des Frauen-Stimmrechtes waren, aus entgegengesetzter Meinung ihre Ansicht ändern, und damit wäre das Schicksal des Woodall'schen Gesetzentwurfes wieder zweifelhaft.

In dieser Beziehung ist ein Vorgang lehrreich, der sich kürzlich in Frankreich, im Generalrath des Departements der Seine, abspielte. Auch in Frankreich sind die meisten Anhänger des Frauen-Stimmrechtes unter den Radikalen zu finden, und so hätte man meinen sollen, daß die Frage, vor das Forum des durch seinen rothen Republicanismus bekannten Generalrathes gebracht, zu Gunsten der Frauen entschieden werden würde. Von dieser Ueberzeugung war zweifellos auch Hubertine Auclerc ausgegangen, als sie an den Generalrath das Ersuchen richtete, derselbe möge durch eine förmliche Erklärung sich für die Gewährung des Frauen-Stimmrechtes aussprechen. Die Petition war einem Ausschuss überwiesen worden, und Herr Georges Berg berichtete nun darüber Namens der Commission. Er erörterte die Frage unter einem zwiefachen Gesichtspunkte: einmal untersuchte er die Wirkungen, welche die Theilnahme der Frauen an den öffentlichen Angelegenheiten nach sich ziehe, und namentlich die Wirkungen, welche die Einführung des Frauen-Wahlrechtes hervorbringen werde; und zum Zweiten behandelte er die Frage von dem Standpunkte des öffentlichen Rechtes. Er wies darauf hin, daß die politisirende, insbesondere die an der Wahlbewegung betheiligte Frau ihre Wirtschaft und ihre Kinder vernachlässigen, in Streit mit ihrem Manne gerathen, ihren natürlichen Beruf verlassen werde; es stehe daher die Untergrabung der Basis aller gesellschaftlichen und staatlichen Vereinigungen, der Familie, zu befürchten. Auch müßten den gleichen Rechten durchweg die gleichen Pflichten gegenüberstehen; die gleichen Pflichten aber, wie der Mann, werde die Frau niemals übernehmen können, da sie zu der Erfüllung der schwersten und werthvollsten, der Militärpflicht, niemals geeignet sein wird. Der Berichterstatter empfahl demnach den Uebergang zur Tagesordnung. Die Herren Richelin und Cattiaux traten mit vielem Eifer für die Petition ein, ohne jedoch die Majorität für ihre Ansichten zu gewinnen. Aus der Mitte der Mehrheit rief ein monarchistisch gesinntes Mitglied Herrn Richelin zu: „Sie haben Unrecht, für das Frauen-Wahlrecht einzutreten; die Gewährung desselben wäre der Untergang Ihrer Republik.“ Die Republikaner mochten denken, daß der Monarchist am Ende Recht habe, und sie beschloffen mit siebenunddreißig gegen elf Stimmen den Uebergang zur Tagesordnung.

### Die Mode.

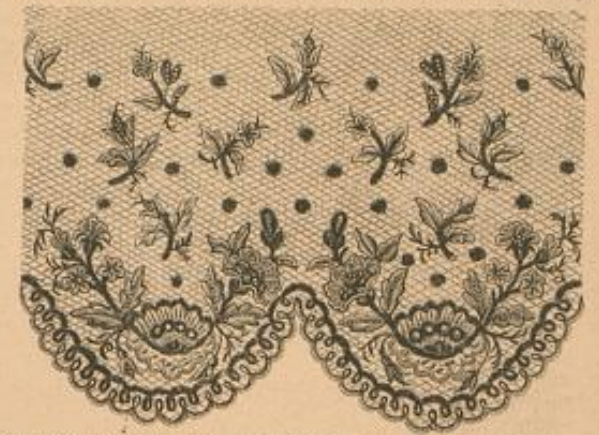
Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Mode vom Januar 1786.



Nach einem Stiche im „Cabinet des Modes vom Januar 1786“.

Die duftigen Tüll-Stidereien unserer Darstellungen gehören eigentlich in die Rubrik der „Handarbeiten“, aber welche junge Dame würde mitten in der Ball Saison noch Zeit finden, mit eigener Hand diesen reizvollen Schmuck ihres Kleides herzustellen? Die kunstgeübte Verfertigerin dieser Stidereien (Frau A. Boye,



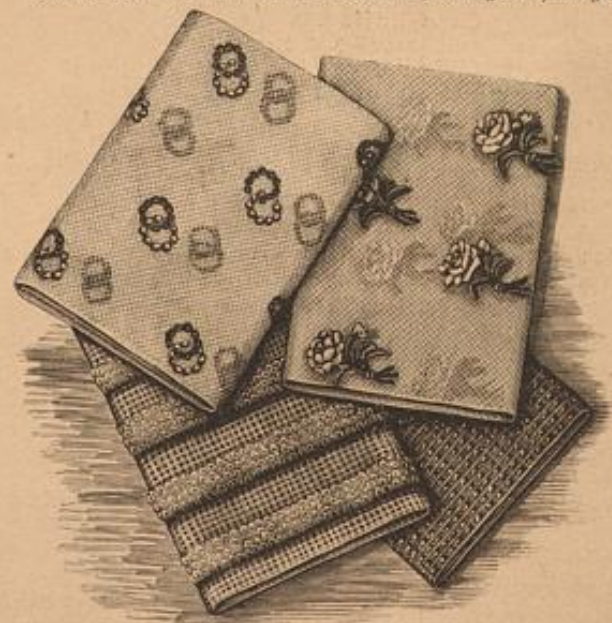
SO, Michaelstr. 16) bietet zudem eine reiche Auswahl an Garnituren, Volants für Ball- und Gesellschafts-Toiletten jeder Farbe und Breite, ausgeführt im Tüll-Durchzug mit farbiger Seide oder mit Chenille und Perlen, deren metallischer Glanz die Wirkung noch erhöht. Das einem Volant entnommene, in Seide gearbeitete Blümchen und ein Chenille-Schmetterling zeigen die Feinheit der Ausführung. Neben



den Volants und den Tablier-Garnituren finden wir einzelne flache oder reliefartige Bouquets, Streublümchen u. s. w., welche auf Seidenstoff applicirt, gleich-

falls zur Ausstattung der Vorderbahn (en tablier) oder der Seitenbahnen (panneaux) bestimmt sind. Ganz in Weiß, — weißer Chenille, Wachsperlen und feinem Goldfaden, — dürften sich die Stidereien, dem Stoffe fest aufgelegt, namentlich für eine Braut-Toilette eignen. Ferner finden wir schön gemusterte, durch Nittern bereicherte Vorten zur Garnitur von Tragen und Kermeln; andere ausgeschnitten, auf Gaze aufgelegt und mit Goldschnur umrandet. Neben diesen zarten Tüll-Stidereien verdienen besondere Erwähnung die schönen ausgeführten Stoffe, wie Brocat, Sammet u. s. w. Unter diesen zeichnet sich ein weißer velours frisó aus, auf dem die Umrisse und die Staubfäden der Blumen aus weißen Wachsperlen gebildet sind. Der prächtige Stoff wäre gleichfalls zu einer Braut-Toilette, wie auch zu einer eleganten sortie de bal geeignet.

Ball-Toiletten! Bei diesem Worte schwebt der Phantasie sofort ein moogendes Meer von Blumen, Bändern, Spigen und duftigen Stoffen vor, und wahrlich, selbst den Unbetheiligten müssen die Reubeiten unter den letzteren entzücken, namentlich wenn er sich reizende Mädchengestalten darin gekleidet denkt. Den Vorrang hat der Tüll, feinmattig und schmieglam, in den zartesten Nuancen von Rosa und Blau, daneben in jenem gelblich-weißen



Schimmer, der so vorthelhaft die Weiße der Haut hervorhebt. Doch nicht allein einfarbig glatt erscheinen diese Tüllgewebe, sondern auch gemustert mit gleichfarbigen, aus Chenille-Tüpfelchen gebildeten Sternen, oder in zwei Farben, — z. B. Roth und Blau auf weißem Grunde, — gehaltenen Doppelringen. Beide Muster sind von gleich hübscher Wirkung in glatten Köden, wie



in graciösen Draperien. Sehr apart erscheint matt getönter oder weißer Tüll, den mit bunter Seide im Plattfisch gestickte Blumensträuße muftern; noch eigenartiger ein anderes Tüllgewebe, dem in gleichmäßiger Entfernung einzelne künstliche Köstlein mit Gemälde-Stielen aufgenäht sind. Zusammengestellt mit glattem gleichfarbigem Tüll, müssen die beiden letzteren Stoffe mit Blumen, die genau mit denen des Gewebes harmoniren, oder mit gleichfarbigen Schleifen garnirt sein. Auch der Vorliebe für Astrachan tragen die Ballstoffe Rechnung mit dem auf Tüllgrund eingewebten krümmertartigen Streifen, deren pelzartige Wirkung einen gar seltenen Contrast zu den duftigen Tüllwoogen bildet. (Zeitschrift: J. A. Deise, W. Leipziger Str. 87.)



Der bequeme Mantel, welcher aus anschließenden Rücken- und Doppelten, den Armen freie Bewegung gestattenden Vordertheilen besteht, hat die unpractische Radform nicht allein als Abend- und Reismantel verdrängt, sondern in eleganter Ausföhrung auch einen hervorragenden Platz unter den Promenaden-Umhüllungen gewonnen. Die farbigen Frieses und Sammet-Procate mit schillerndem glatten und gestreiften Seidenfutter erhalten recht winterliche Ausstattungen durch kostbares Pelzwerk, unter dem Wiber und Reiz obenan stehen. Besonders vornehm wirkt der Mantel durch eine von Epauletten-Verzierungen begleitete Passen-Garnitur aus Passenterieo-Franze und einem hochstehenden Pelzkrone. Gut und Ruff werden am besten übereinstimmend zusammengestellt.

### Neue Handarbeiten.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Einen neuen hübschen Zimmerschmuck bietet der Palmblatt-Fächer mit gebrehten Blumen, dessen Ausföhrung eine reizende Aufgabe für jede Dame ist, die ihr Heim poetisch auszustatten liebt. Der Fächer wird hinter den Spiegel oder hinter ein Bild gesteckt, oberhalb der Portiere befestigt, kurz überall angebracht, wo er gerade Linien wohlthuend für das Auge unterbricht; auch kann er, halb verdeckt von einer Figur oder Vase, auf einer Console stehen. Nach dem Blüthe, den man dem Fächer giebt, ist die Decoration aus mehr oder minder feinen Blumen, Gräsern u. s. w. zusammenzustellen. Die Art, Blumen zu pressen, haben wir mehrfach gelehrt (siehe auch Abb. 23—25 der technischen zweiten November-Nummer 1885). Das Palmblatt selbst wird zu wirksamem Hintergrund mit Gold- oder Kupfer-Linur bestrichen; auf diesem ordnet man einen zierlichen Strauß aus theils gebrehten, theils nur getrockneten Blumen, die ihre Formen und Farben bewahrt haben; letztere können auch durch Bronziren beliebig verändert werden. Das Bronziren getrockneter Blumen, Gräser, Disteln und dergleichen lehrten wir bei Besprechung der Makart-Bouquets in der zweiten August-Nummer 1885.



Bei dem Arrangiren des Straußes lebt man zu unterst größere Blumen und Blätter auf, besonders Farne und ähnliches gediebetes Laub. Die eigentliche Kunst besteht nun darin, von diesen festgeliebten Pflanzen zu den vorderen, lose aufliegenden allmählig geschmackvoll überzugehen. Eine farbige Schleife aus schwerem Bande hält den Strauß scheinbar zusammen. (Zeitschrift: Kunstgewerbliche Anhalt in Jena, 1885.) Eine andere Art, wie Makart-Bouquets ausgestattete Palmfächer zeigt vorstehende Abbildung; sie sind, mit feinem Kunstflinn angebracht, noch decorativer durch das wirkungsvolle Relief, welches ihnen silberglänzende Pampaswedel, Rohrkolben, Plauenfedern u. s. w. verleihen. (Zeitschrift: F. Fechtmann, W. Leipziger Str. 83.)

### Wirthschaftliches.

#### Speisezettel für die feine und einfache Küche. (Schluß.)

1139. **Kustpudding.** Man läßt 125 Gr. bestes Kartoffelmehl mit 1/2 Liter Milch oder Sahne, 125 Gr. Zucker, an welchem man vorher eine Citrone abgerieben hatte, und 100 Gr. frischer, guter Butter, unter stetem Röhren, auf dem Feuer abbrennen, d. h. so lange kochen, bis es sich von der Casserole löst. Sodann läßt man die Masse abkühlen, rührt sie mit einer kleinen Reule erst für sich, dann mit den nach und nach daran zu gebenden 8 Eidottern und dem zuletzt darunter gezognen Schner von 8 Eiweiß gut durch, füllt das Ganze in eine mit Butter ausgestrichene und mit gestoßenem Zwiebel bestreute Puddingform, stellt diese bis ungefähr zur Hälfte ihrer Höhe in ein Gefäß mit kochendem Wasser und läßt nun den Pudding in einem gut geheizten Ofen, ohne ihn zu bedecken, in einer halben Stunde au bain maris gar kochen. Er wird hiernach auf eine Schüssel gestürzt, um so gleich, weil er sonst zusammenfallen würde, servirt zu werden. Eine Kirsch- oder Himbeerauce wird in einer Sauceiöre dazu gereicht.

1140. **Muschelchalen mit Hering.** Man wässert nach Bedarf 4 oder 5 Heringe gut aus, befreit sie von den Gräten und schneidet sie ganz feinwürfelig, um sie hiernach 1—2 Stunden in süße Milch zu legen und dann zwischen sauberen Tüchern abzutrocknen. Dierauf schneidet man die Krume von 4 Milchbröckchen ebenfalls in Würfel, weicht diese in 1/2 Liter süßer Sahne oder guter Milch gehörig durch und zerrührt sie derart, daß die Masse glatt wie Sahne erscheint. Alsdann wird sie nach und nach mit 100 Gr. zu Sahne gerührter Butter, 6 Eidottern, den würfelig geschnittenen Heringen und dem feil geschlagenen Schner von 4 Eiweiß verrührt. Diese Masse wird nun in mit Butter gestrichene Muschelchalen gefüllt, leicht mit gestoßenem Zwiebel bestreut, mit Butter wenig beträufelt und in ganz mäßiger Ofenhitze 12—15 Minuten gebacken. Die Muschelchalen müssen heiß servirt werden.

1141. **Cotelettes von Hechtstee.** Von einem größeren Hechte zieht man, nachdem er geschuppt, ausgenommen und gewaschen ist, die Haut ab, entfernt sorgfältig die Gräten und wiegt 1/2 Kilo des klar gereinigten Rückensteiches ganz fein. Nun thut man 100 Gr. vorher eingeweidete und wieder ausgebrückte Semmelkrume mit 75 Gr. Butter in eine Casserole und rührt dies über dem Feuer, bis es sich vom Rüssel schält, ab, giebt dann das Hechtstee, 3—4 Eier, etwas Mustatlüthe, wenig auf dem Reibeisen geriebene Schalotte und gestoßenen weißen Pfeffer nach und nach dazu und verreibt Alles in einem Reibnapfe zu einer feinen, gleichmäßig erscheinenden Farce, die darauf noch durch ein Sieb getrieben wird. Von dieser Masse bildet man, mit den Händen sie fest andrückend, nicht zu kleine Cotelettes-Formen, wendet sie in abgekühlter, zerlassener Butter um, garnirt sie dann in geschlagenem Ei und Semmelkrumen und brät sie hiernach in steigender Butter auf beiden Seiten hellbraun. Man servirt diese Cotelettes als Entree mit Haushofmeister-Sauce, kann sie aber auch als Beilage zu feinen Gemüsen geben.

1142. **Haushofmeister-Sauce.** In 100 Gr. zerlassener Butter macht man mit 2 Eßlöffeln Mehl eine weiße Mehlschwitze, welche man mit guter Fleischbrühe zu einer gut gebundenen, aber nicht zu dicken Sauce verrührt und 8—10 Minuten verkochen läßt. Dann streicht man sie durch ein Haarsieb, läßt ein wolkig-großes Stückchen Butter unter sorgfältigem Verrühren darin zergehen, thut einen gehäuften Eßlöffel voll gehackter, nach eigenem Geschmack gemischter Kräuter, wobei die grüne Petersilie aber den Hauptbestandtheil bilden muß, dazu und schmeckt die Sauce nun noch mit Citronensäure, Salz und weißem Pfeffer ab. Zur Zeit, wo es nicht allerlei Kräuter giebt, kann man die Sauce auch nur mit grüner Petersilie zubereiten.

1143. **Brodtorte.** Nachdem man die Schale einer großen Citrone an 300 Gr. Zucker abgerieben hat, stößt und siebt man diesen recht fein, giebt ihn dann zu 10 in eine Casserole geschlagenen Eiern und schlägt dies zusammen über einem gelinden Feuer mit dem Schneebesen so lange, bis es zu steigen und dick zu werden beginnt. Dann würt man die Eiermasse mit feinwürfelig geschnittener Succade, Citronat, 3 feingestoßenen Nellen und etwas gestoßenem Zimmt und streut hiernach auf dem Reibeisen geriebenes und dann durchgeseihtes Roggenbrod dazu, verrührt Alles gut, füllt es in eine mit Papier ausgelegte, runde Tortenform und bäkt nun die Torte bei nicht zu großer Ofenhitze gar. Man kann diese, in ihrer Zubereitung so einfache und dabei sehr wohlschmeckende Torte durch einen Zusatz von feingestoßenen Mandeln noch verfeinern.

1144. **Illustrirte Schnittchen.** Lange, cylinderförmige Bröckchen, die im Durchschnitt etwa 5—6 Cent. breit sind, eignen sich hierzu am besten. Das Bröckchen, welches von feinsten Semmelteig gebacken sein muß, wird in 1/2 Cent. dicke Scheiben geschnitten, welche auf einer Seite mit Butter bestrichen und dann folgendermaßen belegt werden. Man verrührt 4 hartgekochte, durch ein Sieb geriebene Eidotter mit 2 rohen Eigelb, etwas Salz, weißem Pfeffer und Mostich zu einer Masse, die man darauf mit sehr fein gehackten sauren Gurken und eingemachten rothen Rüben zu gleichen Theilen leicht verrührt und nun über die mit Butter versehene Seite der Schnittchen streicht. Hierüber legt man ein recht genau passendes Bratenscheibchen, wozu man Bratenrester aller Art wählen kann; doch verdient Kalbsbraten den Vorzug. Das Fleisch wird nun wieder mit der Eiermischung bestrichen, dann ein schräg carrirtes Bitter von ausgewässertem, in seine Streifen geschnittenem Hering darüber gelegt und hiernach mit Kapern bestreut.

1145. **Schweinsfleisch, gedünstet mit Wirsing.** Die Filets müssen, wenn sie bei Tisch nicht hart und trocken erscheinen sollen, von einem jungen Schweine sein. Sie werden gehäutet, mit feinen Speckstreifen gepickt und in hellgelber, tröpfchenreicher Butter, ohne daß sie oder die Butter Farbe annehmen, fest zugedeckt im gutgeheizten Ofen, während man sie oft begießt, saftig gar gedämpft. Inzwischen hatte man kleine, feste Wirsingköpfe in 4 Theile geschnitten, nach Entfernung der harten Stiele und Blattrippen in reichlich Wasser, welches siedend und mit Salz versehen sein muß, gar gekocht und hierauf mit Hilfe einer Schaumkelle in kaltes Wasser gegeben. Aus diesem Wasser nimmt man jedes Viertel einzeln, es mit den Händen kräftig aus- und zusammenbrüdt, heraus und legt sie alle auf ein trodenes Tuch. Nun müssen die Filets gerade gar sein, wozu nicht mehr als 20—25 Minuten erforderlich sind. Man hebt die Filets jetzt in eine, mit etwas weißem Wein versehene Casserole, deckt diese fest zu und stellt sie, damit die Filets warm bleiben, in ein warmes Wasserbad. Zu der Butter, in welcher die Filets gedünstet sind, gießt

man ein paar Eßlöffel Wirsingbrühe, läßt sie aufkochen und giebt dann 1/2 Liter Sahne mit 1 Theelöffel verquirltem Maizena oder Kartoffelmehl dazu, kocht Alles dies zu einer dändigen Flüssigkeit auf und läßt darin den Wirsing, ohne daß er kocht, recht heiß durchziehen. Man muß ihn während dieser Zeit öfters umschwenken, darf ihn aber, weil die Viertel möglichst ganz erhalten bleiben sollen, nicht mit dem Rüssel umröhren. Man richtet den Wirsing in einer Gemüschüssel an und garnirt darüber und ringsum die Filets, der schrägen Quere nach in 3 Theile geschnitten. D. S. W.

### Briefmappe.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

#### Fragen.

**Kochschulen.** — Ist es richtig, junge Mädchen, die voraussichtlich einst als Frauen einem feineren, die Gefelligkeit pflegenden Hausstande vorstehen werden, in eine Kochschule zu schicken? Selbst die bessere häusliche Küche pflegt eine Ausbildung, wie sie für genaue Uebersicht und Anordnung der feinen Küche erforderlich ist, nicht zu gewahren.

Abonentin in Hannover.

**Gelbwerden der Wäsche.** — Läßt sich das Gelbwerden der Wäsche, wie es infolge längerer Liegen eintritt, verhüten?

Treue Abonentin in Aushach.

**Salzgurken.** — Seit einigen Jahren sind die von mir eingelegten Salzgurken stets schimmelig und weich geworden und schließlich verborben. Die diesjährigen Salzgurken fangen auch schon wieder an, zu schimmeln. Gibt es ein Mittel, sie noch zu retten? Und wie kann ich in Zukunft gleich beim Einmachen diesem Uebel vorbeugen?

**Flecken in Tischtüchern.** — Wie lassen sich aus Tischtüchern eingetrocknete Milch- und Cacao-Flecke entfernen? Ich habe die betreffenden Tischtücher gebleicht und versucht, die Flecke mit Fleckwasser fortzubringen; doch hat dies nichts genützt.

Frau Oberpfarrer R. in D.

**Nothwein- und Obstfede in Weinen.** — Wie lassen sich diese Flecke, gegen welche ich Kleejalz und Citronensäure vergeblich angewendet habe, entfernen?

Baronin S. in P.

**Alpenbutter-Geschmack.** — Wer nennt mir das in Süddeutschland bekannte Mittel, der Butter den pikanten Alpenbutter-Geschmack zu verleihen?

Junge Hausfrau in Norddeutschland.

**Bienen als Sturmwarner.** — Ist es richtig, daß man, wie ich jüngst gehört habe, aus dem Verhalten der Bienen auf das Herannahen eines Sturmes schließen kann? Wer vermag über diese für Landbewohner so wichtige Frage Auskunft zu geben?

Eine Hausfrau auf dem Lande.

**Harmonium.** — Wer ist im Stande, Rath für den Ankauf guter deutscher Harmoniums zu geben? Und wo sind Noten für Harmonium, mit Begleitung von Klavier und Violine, am besten zu haben?

Freundin der Hausmusik.

**Tabak und Zähne.** — Mein Sohn, den ich als Nichtraucher auf die Universität schickte, ist mir zu Weihnachten als enragierter Paffer in's Haus zurückgekehrt. Da Hinweile auf das Gesundheitschädliche des Tabaks nichts nützen, möchte ich ihn bei der Eitelkeit pöden und ihm klar machen, daß das Rauchen seinen schönen Zähnen Gefahr bringt. Läßt sich solche Behauptung mit unzweifelhaften Gründen beweisen?

Eine, die den Tabak verabscheut.

**Ursprung der Schlafmüde.** — Unsere Zeit liebt es, dem Ursprung aller Dinge nachzuforschen. Demgemäß möge es nicht übel vermerkt werden, wenn ich hier eine in heilerer Schwelger-Gesellschaft aufgeworfene und nicht beantwortete Frage dem Leserkreise dieses Blattes unterbreite: Woher stammt die Schlafmüde?

Eine sehr Muntere.

**Doreas.** — In englischen Romanen, Zeitschriften und Wochenschrifts-Berichten kommt so oft das Wort Doreas, wie Doreas-meeting u. s. w. vor. Wie erkläre ich mir dasselbe? Die Wörterbücher lassen mich im Stiche.

Comtesse B.

#### Antworten.

**Gesellschaftsspiel „Kommette“ (XII, 430).** — Wir halten in unserem Verwandtenkreise, der nur aus Damen besteht, ein Wochenkränzchen, in welchem dieses Kartenspiel mit vielem Vergnügen gespielt wird. Man nehme ein Spiel französischer Karten bis zur Sieben inclusive, vertheile die Karten nebst einem Strohmännchen zu Dreien unter die Gesellschaft, welche bis zu neun Personen groß sein kann. Derjenige, welcher die Karten vertheilt, darf, wenn er seine Karten nicht für gut befindet, dieselben mit dem verdeckten Strohmännchen vertauschen. Der Nächstfolgende wechselt nun eine Karte mit irgend einer passenden des Strohmännchen u. s. w., bis Jemand aus der Gesellschaft 31 aufdecken kann oder, wenn das nicht geschieht, Niemand mehr wechseln will. Jeder muß sehen, daß er drei Karten von einer Farbe besitzt. Bilder gelten 10, das Ah 11 und die Karten mit Zahlen (soviel, als diese angeben. Nur passende Farbe darf zusammengezählt werden; 31 ist das Höchste. Hat Jemand diese Zahl erreicht, so muß das Spiel gleich aufhören. Dann zählt jeder die Zahlen seiner drei Karten zusammen und derjenige mit der kleinsten Zahl bekommt einen Strich. Mit drei Strichen ist man todt und darf nicht mehr mitspielen. Der Ueberlebende erhält die vorher eingezahlte Kasse.

Langjährige Abonentin in der Rieder-Laußig.

**Blumennamen (XII, 389).** — Der Botaniker hat bedingungsweise Recht, was die Benennungen von Blumen und Pflanzen nach weiblichen Frauennamen betrifft. Es existiren Blumen- und Pflanzennamen der Art, die ich aber Phantasie-Namen nennen möchte, da Linné und andere Botaniker verschiedene Pflanzengattungen mit den Namen von Göttinnen, Nymphen und mythologischen Gestalten benannt haben, wie Daphne, Iris, Urania, Andromeda, Lotus, Myrtha, Artemisia u. A. Blumennamen, wie Marien- oder Margaretenblümchen, verdanken ihren Ursprung lieblichen Legenden und Sagen, wenn letzterer Name nicht von Margarete von Frankreich, der Gemahlin Ludwigs des Heiligen, herflammt, und jedenfalls ist das Marienblümchen wohl der Mutter Jesu geweiht. Irrthümlicherweise glaubt Manche, daß die Namen vieler zierlicher Sträucher, wie Dogua, Camelia,



Magnolia, Weigelia u. s. w. mit Frauennamen in Verbindung stehen. Mit nichten; es sind fast sämmtlich Erinnerungsnamen an bedeutende Gelehrte, Weltreisende, Botaniker, wie z. B. die Fuchsia zu Ehren eines berühmten Frankfurter Kräuterkundigen des sechzehnten Jahrhunderts, Leonhard Fuchs oder Fuchsius, ihren Namen führt. Selbst die Georgine, die mit botanischem Namen „Dahlia“ in allen Sprachen, außer in der deutschen, heißt, ist von Alexander von Humboldt nach einem Petersburger Professor der Botanik, Georgii, so genannt worden, während Dahlia aus dem Namen eines schwedischen Botanikers Dahl gebildet ist. Eines der wenigen Beispiele, daß ein wirklicher Frauennamen einer Blume beigelegt worden ist, zeigt sich in der einst so beliebten Hortensia, die auch die Lieblingsblume der Königin Luise und Goethe's war. Nicht nach der Königin Hortense, der Mutter Napoleons III., führt sie ihren Namen, sondern nach Hortense Lepante, der Gattin eines berühmten französischen Uhrmachers im vorigen Jahrhundert. Dieser war ein Freund des Botanikers Commerson, der die von ihm auf seiner Weltreise gesammelten Pflanzen mit dem Namen seiner Freunde benannte. Jetzt heißt die Pflanze mit ihrem botanischen Namen übrigens Hydrangea, in der deutschen und der französischen Umgangssprache aber immer noch Hortensia.

G. Schild.

**Crème-parfait und Sauce à la Tartare.** — Irene K. in G., eine langjährige Abonnentin, wünscht Auskunft über Bereitung von Crème-parfait und Sauce à la Tartare. Wir geben die Recepte im folgenden:

**Crème plombière au parfait.** Man bereitet von 250 Gr. frisch gebranntem Kaffee, durch Uebergießen eines halben Liters lebhaft kochenden Wassers, einen Kaffee-Extract, welcher, fest zugedeckt, einige Minuten ruhig stehen muß. Sodann filtrirt man den Extract recht klar und mischt ihn mit einem Zuckersyrup, welchen man mit 250 Gr. Zucker in 1/2 Liter Wasser klar aufgelöst hatte, um ihn hierauf in die schon in Eis und Salz stehende Gießbüchse zu gießen und tüchtig durchzuarbeiten. Wenn die Masse unter fortwährendem Quirlen oder Schlagen mit der Schneeröhre anfängt rund zu werden, mischt man 1/2 Liter steif geschlagene Sahne darunter, arbeitet sie nach zehn Minuten nochmals gut durch, füllt sie dann in eine Crème-Form, legt den dazu passenden, gut schließenden Deckel darauf, kühlt diesen ringdum noch mit Butter fest zu und stellt die Form 1/2 Stunden, ohne daß man sie öffnet, ganz und gar in Eis. Nach Ablauf dieser Zeit stürzt man die Crème auf eine Serviette, oder man richtet sie mit Hilfe eines Löffels erhaben in einer Crème-Schale an. Da die Crème äußerst zart und leicht sein muß, so ist das Stürzen aus der Form schwierig.

**Crème-parfait.** Eine reife, sehr saftige Ananas wird geschält, in Blattbäume, Strohhalmbreite und 1 Cent. lange Stücken geschnitten und mit 1/2 Liter fest geschlagener Sahne vermischt. Man füllt man die Masse in eine schon in Eis gefüllte Crème-Form, arbeitet sie gut durch, schließt dann die Form mit ihrem Deckel, verklebt diesen mit Butter und vollendet die Crème nach obigen Recept. — Man kann diese Crème vielfach verändern, indem man statt der Ananas Erdbeer-Büroe, geschnittene Pfirsiche u., oder auch auf dem Melbissen fein geriebene Pumpernickel-Krume in die geschlagene Sahne mischt. In allen Fällen empfiehlt es sich, der Sahne einen Geschmack von Vanille zu geben.

**Sauces à la Tartare.** Zu 1/2 Liter fertiger Mayonnaise-Sauce giebt man 4 Eßlöffel fein gehackte Kräuter, welche aus Petersilie, Dragon, Schnittlauch, Schalotten, Kapern und Gornichons gemischt sind, ferner einen Löffel englischen Senf, 2 Eßlöffel geriebenen Meerrettig und eine Prise geflohenen weißen Pfeffer; Alles das verrührt man mit einem Löffel. Die Mayonnaise-Sauce darf nicht so dick sein, wie sie sonst für Mayonnaise gewünscht wird, weil die Sauce à la Tartare durch den Zusatz der genannten Ingredienzien sehr an Consistenz gewinnt und überhaupt nicht zu sämig erscheinen soll.

D. S. W.

**Katze.** — Der Dichter des Poes „Wir haben still am Fenster“ ist Wolf Schierer, geb. 7. Mai 1821 in Hamburg, seit 1854 in Wien lebend. **E. K. in Leipzig.** — Jordan's Gedicht „Wenn Zwei sich lieben von gansen Herzen“ ist von Hermann Schaeffer componirt (Berlin, Note u. Ved. N. 1).

**Comtesse Beatrice in V.** — Mit besonderem Vergnügen werden wir Portrait und Biographie in Empfang nehmen. Die Mitarbeiter müssen in dessen der Reaction gegenüber den Schreier der Annoncisten listen. **E. K. in Wien.** — Die Bilder sind leider ungebunden nicht mehr zu haben, sondern nur noch vereinigt zum „Jugendbroschüren“ (N. 4).

**H. v. R.** — „Eine Neue“ ist der weiblichste Ausdruck für den frisch gefallenen Schmeichler, der natürlich die Spur des Wüdes am besten vertritt. So ist dem am Winterbergen zur Jagd ansetzenden Waldmann die „Neue“ eine sehr willkommenen Erscheinung. — Der Waldmann sagt der Hölzer. Die Otter ist die Kreuzotter, Weper, Dof „Grimbart“ der Name des Dackels ist, sollten Sie aus dem „Reincke Fuchs“ wissen.

**K. F. in Wien.** — Grunds: „Naturwissenschaftliche Encyclopädie der Kochkunst“ (Winterthur, Westdeutsche); Becker: „Der häusliche Haushalt“ (Hannover, Norddeutsche Verlagsanstalt). — Ein sehr instructives Hülfsbuch zum Erkennen von Nahrungsmittel-Verfälschungen ist das bei Weber in Leipzig erscheinende, von Dr. Otto Dammmer herausgegebene „Vergleichsmerkmal: Mikroskopische Verhältnisse und Verunreinigungen der Nahrungsmittel und Genussmittel, der Colonialwaaren und Manufacte, der Drogen, Chemikalien und Farbstoffen, gewerblichen und landwirtschaftlichen Producte.“

**Mertine.** — „Nährgebiet Eier“ heißt eine in manchen Theilen Süddeutschlands und der Schweiz beliebte Mahlzeit. Die Bereitung derselben geschieht folgendermaßen: Das Hühnerfleisch, von seiner Schale befreit, wird in einem Queilchen-Teig getaucht, in Schmalz beigelb gebacken, dann wieder in den Teig getaucht und übermalt gebacken. Derselbe läßt man fest, bis der Teig angetrocknet ist; zuletzt rührt man das Ei in Schmeer, brauner Farbe. Man hat darauf zu achten, daß die Form rund, einer Kugel ähnlich bleibt. Eine Weinsauce wird extra dazu servirt.

Neuigkeiten der Literatur.

**Allgemeiner Frauen-Kalender.** Berlin, Verlag der Hausfrauen-Zeitung, N. 250. — Der von Frau Kroggenberg herausgegebene Kalender hat im neuen Jahrgang vorzüglichste Verbesserungen erfahren, indem er allen denen, die sich für die Frauenbestrebungen interessieren, als treffliches Hülfsmittel und angelegentlich empfohlen werden kann. Der Kalender giebt ein wichtiges statistisches Material über die Frauenvereine in ganz Europa, über die Frauenarbeit in den verschiedenen Ländern, das Studium der Frauen, ihre Erfolge in Kunst und Wissenschaft u. s. w. Derselbe giebt ferner Biographien bedeutender Frauen und Persönlichkeiten für die Frauenwelt, sowie ein Gebiet der weiblichen Thätigkeit für die Frauenwelt, das kein Gebiet der weiblichen Thätigkeit unberücksichtigt gelassen ist. Das Portrait der Frau Sophie von Kamalowitz, Professorin der Mathematik an der Stodolmer Hochschule, zielt die Aufmerksamkeit auf die Leistungen der Frauen.

**Mündener Kalender.** Münden, Verlag, N. 1. — Der Kalender folgt in seiner prächtigen künstlerischen Ausstattung wiederum den Traditionen des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts. Im Inhalte mannigfach vermischt, enthält er einen populär-wissenschaftlichen Aufsatz von Peter-Lester, humorvoll von C. Durr illustrirt.

**Einjahn-Kalender.** Berlin, Kranke, N. 1. — Auch hier begannen wir der wohlthätigen Imitation alter Bräute. Mit Figuren und ornamentalen Randzeichnungen nach Bildern des sechzehnten Jahrhunderts verziert, enthält der Kalender die schönste Wiederholung von Zeichnungen des berühmten Daniel Meissner, Allegorien des Jahres und der Jahreszeiten.

**Trenandt's Volks-Kalender.** Mit Beiträgen von H. R. Kofeager, C. Antik und A. K. 42. Jahrgang. Mit vielen Holzschnitten und zahlreichen Text-Illustrationen. Breslau, Trenandt, Cart. N. 125.

**Trenandt's Haus-Kalender.** Mit einem Titelbild und zahlreichen Holzschnitten. Breslau, Trenandt, Cart. N. 126.

**Tausig's Illustrirter Wiener Hausfrauen-Kalender.** Herausgegeben von der Redaction der Wiener Hausfrauen-Zeitung, 7. Jahrgang. Wien, Verlags, Geb. N. 2.

**Illustrirter Jugend-Kalender.** Album zur Erheiterung und Belehrung. Wien, Verlags, Geb. N. 120.

**Volksbote.** Ein gemeinnütziger Volks-Kalender, 49. reich illustrirter Jahrgang. Oldenburg, Schulische Verlagsanstalt, 50 Pf.

**Abrech-Kalender für Contor und Haus.** Großes, Reiches, 50 Pf.

Zu dieser Nummer gehört ein Modenbild, für die Abonnenten der großen Ausgabe zwei Modenbilder und ein Kostümbild.

Von der „Illustrirten Frauen-Zeitung“ erscheinen jährlich 24 Unterhaltungs-Kummern zu je 2 bis 2 1/2 Doppelbogen, 24 Moden-Kummern, 12 Schnittmuster-Beilagen und 12 farbige Modenbilder; vierteljährlicher Abonnements-Preis 2 R. 50 Pf. (1 Guld. 50 Kr., mit Postzusendung 1 Guld. 80 Kr.)

Die Hefi-Ausgabe bringt ferner jährlich 12 Kunstblätter „Bildermappe“, das Hefi (24 jährlich) kostet 50 Pf. (30 Kr.) Die Ausgabe mit allen Kupfern (jährlich 36 farbige Modenbilder, 12 Kostümbilder und 12 farbige Kinderbilder) kostet vierteljährlich 4 Mark 25 Pf. (2 Guld. 55 Kr., mit Postzusendung 2 Guld. 85 Kr.) — Alle Buchhandlungen nehmen jederzeit Bestellungen an, mit Ausnahme für die Hefi-Ausgabe auch alle Postanstalten.

Verlag von Franz Eipperheide in Berlin.

Musterbücher für weibliche Handarbeit. Neue Folge. Erster Band.

Die Webe-Arbeit mit Hand-Apparat.

Von Frieda Eipperheide und Anna Dorn.

Mit 208 Illustrationen.

In elegantem Einbände 11 Mark oder 6 Gulden 60 Kr. O. W.



Das Weben mit dem Hand-Apparat ist eine neuere Handarbeit, die zuerst im Herbst 1883 durch die „Modenwelt“ eingeführt wurde. Trotz der Kürze der Zeit hat sich dieselbe doch schon zahlreiche Freundinnen zu erwerben gewußt, sowohl durch ihre überaus einfache Technik, wie die der Arbeit eigene praktische Verwendbarkeit für eine große Zahl von Gegenständen des häuslichen Gebraudes, besonders auch für solche, die seither in einer die Augen anstrengenderen Weise durch Häkeln und Stricken hergestellt wurden. Alle diese Vorzüge der zugleich schnell fördernden und bequemen Handarbeit sichern ihr eine fortwährend wachsende Verbreitung. Außer einer eingehenden Anleitung zur Erlernung der Handweberei enthält das vorliegende Werk eine reiche Sammlung von Vorklagen nebst Angabe ihrer Herstellung, sowie Hinweise auf geeignete Verwendung zu den verschiedensten Gegenständen.

Neuestes!

**Illustrirte Zeitschrift**  
**Universum**  
Jedes Heft nur 50 Pfg.  
monatlich 2 Hefte.  
Reicher Inhalt: geistreiche Erzählungen, interessante Auszüge aus allen Gebieten der Literatur, Kunst und Wissenschaft u.  
**Prachtvolle Illustrationen**  
Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postanstalten.



**Blumenfächer,**  
sehr geschmackvoll,  
auch zu Decorations-  
zwecken geeignet,  
Preis einfach M. 4,  
das Blatt versilbert  
oder verpupfert M. 5,  
verpackt und zollfrei.

Ebenso  
**Blumenfenster**  
in allen Größen,  
von M. 20 aufwärts.

**Kunstgewerbliche Anstalt Jenbach in Tirol.**  
Specialität für streng gothische Geräthe und Tafelzangen.

Anzeigen.

solche nicht als für die „Illustrirte Frauen-Zeitung“ ungeeignet von uns angesehen werden sollten, finden zu dem Preise von 1 Mark für die einseitige Annoncen-Beilage oder deren Raum Aufnahme, soweit der dafür bestimmte Platz reicht. Annahme der Anzeigen in allen Annoncen-Bureaus, sowie in den Expeditionen der Illustrirten Frauen-Zeitung zu Berlin W., Potsdamer Straße 38, und zu Wien I., Dvergasse 3.

**Kunstgewerbliches.**  
Siehe Seite 29.

**Carl Heckert, k. k. Hoflieferant in Berlin S.,**  
Pringelstr. 52, Krystallkronen. Preis M. 174.

**Paul Marcus, Kunstschnitzer in Berlin SW.,**  
Alte Jacobstr. 151, Schmeldeleimere Monumental. Preis M. 95.

**Pracht-Einbanddecken**  
zur Illustrirten Frauen-Zeitung  
in Calico mit reichem Gold- und Schwarzdruck nach neubestehender Original-Zeichnung. Preis M. 2,25 grün, M. 2,50 roth. Die große Ausgabe wird in zwei Bände gebunden und zwar das Modenblatt und das Unterhaltungsblatt in je einem Bande. Beim Modenblatt ist von dem beigegebenen Streifen Calico an der Innenseite des Hinterdeckels eine Tasche mit Brosch zu fertigen, in welche sämmtliche Schnittmuster hineingesteckt werden. Das Unterhaltungsblatt sollte stets eingebunden werden, es wird dadurch ein feiner Salon-Band von bleibendem Werthe. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen entgegen, sowie das Einbanddecken-Geschäft von Th. Knauer, Leipzig.

Soeben erschien:  
**Wiel, med. Dr., Diät-Kochbuch**  
für Gesunde und Kranke, VI. verb. Aufl. Preis brosch. M. 4,50, geb. M. 5,50. Anerkant bestes Kochbuch. Zugleich Ergänzungsband zu allen bestehenden. Lehrt uns auch, was und wie wir in den Tagen der Noth unsoren Kranken kochen müssen.  
Fr. Wagner'sche Univ.-Buchhandlung in Freiburg i. B.

Soeben erschienen, in jeder Buchhandlung zu haben:  
**Buchholtzens in Paris.** 3 M., 4 1/2 M. geb. Grosser Erfolg. Amüsant, Famil.-Buch. Stets neue Auslag. Preis gegen vorb. Einwendung v. Verlag:  
A. Unold in Leipzig.

V. Eifenbein Gal. Art.,  
**Rosenbrochen, Fächer, Nippes** etc. vers. fco. illus. Preis, geg. Einsondg. von 70 Pfg., wobei 1 gemalt. Eifenbein-Buchzeichen gets.

**Monogram-Büchlein**  
von Erna von Manteuffel.  
Preis 4 Hefi 40, mit Oeuvr 50 Pf. Jedes Hefi für eine Familie ausreichend, enthält 25 Monogramme für Platinbild. Bei Bestellungen genügt Angabe des gewünschten Buchstaben.  
Hamburg a. E. G. S. P. O. E. L. K.



Illustrirte  
**Frauen-Zeitung**

Ausgabe der „Blodenwelt“ mit Unterhaltungsblatt.

Nr. 3, Erstes Blatt.

Monatlich zwei Nummern.  
Vierteljährlich 2½ M. = 1½ Guld.

Berlin, 1. Februar 1886.

(Ausgabe mit allen  
Kupfern: 4¼ M. = 2 Guld. 55 Kr.)

XIII. Jahrgang.





## Ein Lustspiel am Hofe.

Erzählung von E. Viller.

(Fortsetzung.)

4.

**D**ie Hofmeisterin war in der allerbesten Laune erwacht. Eine vortreffliche Nacht nach einem die Seelen reinigenden Gewitter und die Mitlehr der Königin verschleuchten jeden Schatten aus ihrem ehrlichen Gemüthe. Sie befahl demzufolge, den Morgenimbiss im Rosengarten aufzutragen.

Der sogenannte Rosengarten war nur eine mit Hederosen überwucherte Mauer des inneren Hofes, deren Zweige ein Dach bildeten, unter welchem Tische und Bänke standen; ein Lieblingsplatz der Königin. Auf dem weißen Tischstuche mit blau und roth gestrichen Kanten stand ein einladendes Mahl: rothe Grütze und Milchgrütze, Honig, Butter, Milch, Früchte und allerhand Gebäck.

Die Hofmeisterin brachte guten Appetit mit und ließ es sich trefflich schmecken. Auf einmal fiel ihr auf, daß ihre jungen Schüpfinge nicht den gleichen Appetit entfalteten. Sie legte ihren Löffel hin und sah eine junge Dame nach der anderen prüfend an.

Außerlich war kaum etwas zu bemerken. Die kleine Herzogin erröthete; aber wenn sie ein Sperling ansah, wurde sie ebenfalls roth. Jungfer Boineburg warf das Näschen auf, — ebenfalls keine neue Erscheinung. Nur Fräulein Elisabeth hatte matte Augen und einen eigenthümlichen Ausdruck; derselbe war schwer zu deuten, aber die Hofmeisterin fand eine Erklärung: „Traurige Folgen, wenn man zuviel in Büchern studirt.“

Die Hofmeisterin war beruhigt. „Jungfer Eva, reicht mir die Zuckerkrugel.“ hat sie und ließ es sich wieder schmecken. Nach dem Mahle schlug Frau Konradine eine Promenade in der frischen Morgenluft vor, und die jungen Damen stimmten bereitwillig zu. Im Vorübergehen warf die Hofmeisterin einen Blick auf Zeppe. Der Mensch zeigte an diesem Morgen eine merkwürdige Physiognomie, so als wollte er sagen: „Ich weiß schon was; aber ich werde mich hüten, zu schwagen.“

Die Hofmeisterin schüttelte den Kopf. Sollte wirklich etwas vorgefallen sein, nachdem sie, — gleichsam das Auge der Vorsehung für Nyklöping, — geschlafen hatte? Unmöglich, meinte sie, schüttelte noch einmal den Kopf und ernüthigte sich selbst.

Vor den Beeten blieben sie stehen, um einige der Blumen zu bewundern; da kam Barthel, das Bild des Jammers und der Verzweiflung. „Schreiber!“ rief die Hofmeisterin und sah ihn scharf an. Auguste stieß Eva an; beide wurden roth. Elisabeth brach einige Kelten ab.

Barthel fuhr zusammen, als hätte er die Postsaune des jüngsten Gerichtes vernommen. „Gnaden befehlen?“ stammelte er.

„Er sieht ja aus wie eine Kage, wenn's donnert! Es ist ihm doch nichts passiert?“

Vier Augen besteteten sich angstvoll auf Barthel. Elisabeth vervollständigte ihren Blumenstrauß.

„Ich hatte eine höchst elende Nacht,“ betheuerte Barthel.

Die Hofmeisterin überredete sich, daß sie nur mitleidig, nicht mißtrauisch gewesen wäre, und ging vollkommen beruhigt weiter. Da mußte ihnen Junker Olav in den Weg laufen, und wenn je ein Mensch einen ganz besonderen Ausdruck hatte, so war es der Junker an diesem Morgen; sein Gesicht sah wie lauter unbeantwortete Fragen aus.

„Guten Morgen, Junker,“ sprach die Hofmeisterin und blickte Eva an; sie wünschte zu erfahren, ob hier die Adresse dieser Fragen wäre. Aber Eva blickte tief erröthend zu Boden; dafür schaute Fräulein Auguste angstvoll fragend den Junker an; Elisabeth pflückte Blumen. Etwas ist nicht in Ordnung, sagte sich Frau Konradine; aber durch Fragen werde ich's niemals erfahren. „Guten Morgen, Junker,“ wiederholte sie, diesmal scharf und streng, und wandte sich zum Gehen.

Auguste stieß Eva an und flüsterte: „Sie wird Alles herausbekommen!“ Eva's Gedanken waren aber nicht bei dem Abenteuer mit dem Krämer.

Elisabeth gesellte sich wieder zu ihnen; der Blumenstrauß, den sie für das Zimmer der Königin bestimmt hatte, war vollendet; sie umwand ihn mit einem rothen Bande. Je länger die Hofmeisterin sie von der Seite betrachtete, desto bedenkllicher wurde sie. Elisabeth, deren liebliches Gesicht stets so ungetrübt war, wie der Himmel über ihnen, und deren Wesen stets ruhig, freundlich, ja heiter war, Elisabeth schritt ernst, nachdenklich und äußerst worttarg neben ihr. Aber was für ein wunderbares Ereigniß mußte es sein, welches von den Herzoginnen bis hinunter auf den Schreiber und Kammerdiener seinen Schatten warf?

Räthsel rathen war nicht Sache der Hofmeisterin; schnell entschlossen nahm sie sich daher vor, durch Ueberumpelung zu siegen. „Fräulein Elisabeth,“ sagte sie ohne jeden Uebergang, „gestern Abend ist etwas vorgefallen.“

Elisabeth sah sie leicht erröthend an. „Ja, Frau Konradine, Ihr habt es errathen; aber verlangt von mir keinen Bericht. Ich werde der Frau Mutter Alles erzählen, — sie allein soll es erfahren.“

Sie sprach ruhig, aber entschlossen; weiter zu forschen, schien hoffnungslos. „Fräulein Auguste und Jungfer Eva sind selbstverständlich eingeweiht?“ fragte die Hofmeisterin scharfer.

„Der Vorfall betrifft mich, — mich ganz allein, Frau Konradine. Darum bitte ich Euch recht herzlich, das Gespräch fallen zu lassen.“

Ein Strom von Vermuthungen benahm der Hofmeisterin den Athem; sie mußte ihrem gepreßten Herzen Luft machen. „Fräulein Elisabeth, das hätte ich von Euch nicht erwartet! Ihr seid die Wahrhaftigkeit und das Pflichtgefühl in Person. Ich habe mir eingebildet, daß ich mich auf Euch verlassen könnte, wie auf die Tugend selbst. Der Jungfer Eva habe ich nie getraut, und Fräulein Auguste ist noch ein Kind. Daß aber durch Euch mein Regiment in die Brüche gehen würde, das hätte ich nicht gedacht!“

In diesem Augenblicke schien es der Hofmeisterin, als höre sie nicht mehr die Schritte der jungen Damen; sie wendete sich um, — weder Auguste noch Eva waren zu sehen. Die Hofmeisterin erlaßte. „Sie sind verschwunden!“ rief sie. Fräulein, antwortet mir, steht das mit dem geheimnißvollen Vorgang im Zusammenhang?“

„Be denkt Ihr nur hin, Frau Konradine! Sie waren neugierig, die Eiche zu sehen, in welche der Blitz gestern eingeschlagen haben soll.“

„Dann laßt uns dieselbe Richtung nehmen,“ entschied die Hofmeisterin.

Elisabeth irrte sich; die jungen Mädchen dachten nicht mehr an die zerschmetterte Eiche, welche entfernt auf einer Wiese stand. „Eva,“ hatte Auguste geäußert, „es ist ein gräßlicher Zustand, mit einem Geheimniß auf dem Herzen hinter Frau Konradine herzugehen.“ Und da huschten sie in's Strauchwerk und liefen querselbein, sie wußten selbst nicht, wohin, und da sie das sehr komisch fanden, blieben sie stehen und lachten; je größere Angst sie noch eben ausgestanden hatten, umso mehr mußten sie lachen. Dann war auf einmal Angst und Sorge wie fortgeblasen.

Und Junker Olav ist ja auch noch lebendig! dachte Eva, und da wurde sie ausgelassen lustig; es war vorauszu sehen, daß die Beiden irgend einen dummen Streich machen würden.

Sie waren jetzt nahe bei des Apothekers Garten. „Einer von Deinen Liebhabern, Eva, spaziert jetzt hier herum,“ meinte Auguste.

„Junker Pantraz?“ fragte Eva.

„Junker Olav,“ erwiderte Auguste.

„Fräulein!“ flüsterte Eva plötzlich und wies mit ausgestrecktem Finger nach der Linde vor des Apothekers Hause. Aus den Zweigen baumelte ein graues Bein herunter; langsam wurde es länger; ein Fuß in ungefarbten Lederstiefeln tastete behutsam; jetzt kamen die rothen Anieschleifen zum Vorschein.

„Laßt uns in des Apothekers Garten ein wenig ruhen, Fräulein,“ sagte Eva sehr laut. Und die kleine Herzogin antwortete eben so laut: „Vielleicht bekommen wir Meister Anderson's junge Frau zu sehen.“

Sofort verschwand das Bein; das grüne Laub des alten Lindenbaumes aber zitterte und schwankte, als ob der Fieberfrost es schüttelte. „Junker Pantraz,“ flüsterte Eva, „sitzt nicht in dem Baume, um Vogelnester auszunehmen. Wir wollen ihm neue Schellen an seine Narrenkappe heften.“

„Was willst Du thun, Eva?“

„Ich meine, daß wir von Angst und Aerger nun genug gehabt haben; jetzt kann ein Spaß an die Reihe kommen.“

So leise redend, waren sie in des Apothekers Garten getreten und ließen sich auf der Bank unter der Linde nieder. Junker Pantraz wagte nicht, sich zu rühren, obwohl er eben nicht wie auf Polstern saß. Als ein Vogel in den Nesten erlebt man allerhand, dachte er. Was werde ich nur jetzt zu hören kriegen?

Jungfer Eva sah von außen äußerst lieblich aus; aber irgendwo steckte in ihr ein Teufelchen, und wenn das Teufelchen sie anstachelte, dann that sie etwas Boshaftes. „Ja, ich verstehe Euch, Fräulein,“ fing sie an. „Vor der Welt müßt Ihr freilich Eure Liebe verbergen; aber da wir hier so ganz allein sind, dürft Ihr schon einmal Euer Herz erleichtern; ich weiß es ja längst, daß Ihr Junker Pantraz über alle Maßen liebt!“

Eva schrie das letzte Wort fast schmerzlich heraus, sprang auf, rieb sich den Arm und klagte: „Au! Au! Es muß mich eine sehr böse Fliege gestochen haben!“

Die Fliege war die kleine Herzogin gewesen, welche Eva vor Aerger über diesen schlechten Spaß in den Arm gekniffen hatte. Die boshafte Eva wurde dadurch nicht gewarnt; doch setzte sie sich vorsichtig an das andere Ende der Bank.

„Laßt Euch durch die Fliege nicht abhalten, Fräulein,“ fuhr sie fort, „mir zu vertrauen, ob Ihr auf Gegenliebe hoffen dürft.“

Auguste warf ihr zornige Blicke zu und rückte langsam nach.

„Aber wie sollte der Junker etwas von Euren Gefühlen ahnen, da Ihr ihn um so verächtlicher behandelt müßt, je heißer Ihr für ihn entbrennt.“

Auguste war schon so nahe gerückt, daß Jungfer Eva merkte, die böse Fliege werde gleich wieder stechen.

„Ich wünschte sehr, der Junker erführe von Eurer Liebe. Vielleicht erräth er sie durch göttliche Eingebung oder durch einen Zufall. Sollte ich je hören, daß er die Hofmeisterin ‚göttliche Cerberusia‘ titulirt, so werde ich wissen, daß er von Eurer Liebe Kunde erhalten hat.“

Bei den letzten Worten war die kleine Herzogin so nahe gerückt, daß sie nur die Hand auszustrecken brauchte, um Eva zu erreichen; aber mit einem boshaften Lächeln erhob sich die Hofdame, und Auguste saß allein auf der Bank.

„Da kommt ja auch des Apothekers Frau!“

Eva winkte Frau Urjel, die aus dem Hause kam und nach ihrem Verehrer in die Zweige schaute. Sie trat näher und machte einen Knix.

„Ihr seid gewiß die junge Frau von Meister Anderson?“ fragte Eva.

Frau Urjel lächelte und knixte.

„Ich benutze die Gelegenheit, Euch der Frau Herzogin Auguste, Tochter Ihrer Majestät von Dänemark, vorzustellen.“

Frau Urjel erröthete lieblich und beugte sich bis zur Erde.

„Ich bin Jungfer Eva Boineburg, jüngste Hofdame Ihrer Majestät der Königin Sophie.“

Eva verbeugte sich mit komischer Würde; Frau Urjel knixte abermals.

„Und wie ist Euer Name?“

„Urjel, Euer Gnaden.“

Das Teufelchen stachelte Jungfer Eva. „Ihr seid eine sehr hübsche Person, Frau Urjel; aber Schönheit ist am Hofe gefährlich. Meine Pathe Siglinde sagt: ‚Wo süße Früchte wachsen, schwärmen die Wespen.‘ Da ist z. B. ein Hofjunker, vor dem möchte ich Euch besonders warnen, Junker Pantraz von Stoffeln.“

Frau Urjel warf einen besorgten Blick auf die Linde, deren Zweige sich auch ohne Windstoß jetzt bewegten. Jungfer Eva berührte mit ihrem Tüchlein ihre Lippen, um das Lachen zu verbergen; schnell aber war sie wieder gefaßt und fuhr fort:

„Wenn es einen Spiegel gäbe, darin Jeder sein wahres Conterfei erblickte, so würde ein rechter Geköpf zu Junker Pantraz herauschauen; denn sein Schädel ist taub, wie eine hohle Ruß; dabei kräht er wie eine Vierfüßel und bewegt seine Hände nach dem Tact seiner Empfindungen. Laßt Euch vor dem Thoren warnen; er bildet sich ein, unwiderstehlich zu sein, und kommt sicher schon heute, um Eure Belanntschaft zu machen.“

War es nun auch Frau Urjel sehr schmeichelhaft, mit einer vornehmen Dame zu reden, so gefiel es ihr doch nicht, daß diese ihren Verehrer in ein so schlechtes Licht stellte. Sie sah beleidigt aus und entgegnete: „Euer Gnaden können ganz ohne Sorge sein; ich weiß, was ich mir schuldig bin! Die Jungfern von Zütland sind ehrbar erzogen.“

Dann fragte sie, ob sie den Damen eine Erfrischung besorgen dürfe, und als Eva dankte, zog sich Frau Urjel knixend in's Haus zurück.

In komischer Verzweiflung warf sich Eva vor Auguste auf die Erde, jedoch in einiger Entfernung. „Vergebt mir, Fräulein, daß ich's wagte, Euren Liebsten so arg zu verunglimpfen! Ach, ich wußte mir nicht zu helfen. Frau Urjel ist allertiest und Junker Pantraz unwiderstehlich. Ich weiß, daß es Euch das Herz brechen würde, wenn...“

Die kleine Herzogin schritt tief beleidigt aus dem Garten; in ihren Augen standen Thränen. Eva fühlte, daß sie zu weit gegangen war.

„Könnt Ihr mir verzeihen, Fräulein?“ bat sie sehr demüthig.

„Nein, niemals! Du hast nicht den dummen Junker, mich hast Du verpöthet!“

„Es muß mir angeboren sein!“ klagte Eva. „Ich finde es selbst ganz abscheulich, aber wenn's kommt, da ist's, als könnte ich gar nicht widerstehen! O Fräulein, vergebt mir nur das eine Mal! Ich fühle mich so elend! Ich könnte mich selbst zerpflücken!“

„Und wie soll ich mich jetzt dieses Narren erwehren?“ schluchzte das kleine Fräulein. „Je unartiger ich ihn behandle, um so mehr bildet er sich ein, daß ich in ihn verliebt wäre.“

„Nein, Fräulein, darüber könnt Ihr Euch beruhigen! Er soll nicht länger als einen Tag an Eure Liebe glauben, und dauere Euch das noch zu lange, und wollt Ihr die lustige Komödie nicht mit ansehen, so gehe ich zurück und werde so reden, daß er an seiner eigenen Nartheit nicht zweifeln soll.“

Da rief Auguste erschreckt: „Mein Gott, kommt da nicht Junker Olav? Nun sehe ich verweint aus, und ich darf ihm nicht einmal sagen, wie schlecht Du gewesen



bist, Eva, denn da würde er Dich gar nicht mehr lieb haben."

"Auf die Gefahr hin . . ."

"Nein, Eva, ich will liebende Herzen nicht auseinanderreißen," versetzte die kleine Herzogin mit kindischer Würde.

Junker Olav war weder Philosoph noch Hofmann, aber wenn er nach seinem gesunden Menschenverstande handelte, traf er das Richtige; sein Charakter war von unerfütterlicher Ehrenhaftigkeit, und auf seinen tapferen Arm konnte man sich verlassen. Wenn ihm Jungfer Eva's Blick eine sorgenvolle Nacht gemacht hatte, so fürchtete er ihren Zorn doch nicht wegen des Kaufes. Damals noch weit mehr, wie heute, hielt man dafür, daß, wer niemals einen Kauf gehabt, auch kein braver Mann wäre. Junker Olav ärgerte sich nur, daß er im Trinken unterlegen war, und daß er die Tanzstunde versäumt hatte. Er befürchtete, daß Jungfer Eva beleidigt wäre und sich nicht zu dem angedeuteten Stellbuchein einfinden würde. Da er beabsichtigt hatte, ihr einen Heirathsantrag zu machen, war er in großer Aufregung. Er war darüber gegen seine Gewohnheit so in's Grübeln gerathen, daß ihm der Kopf brummte; zuletzt hörte er nur noch: Wird sie kommen? Wird sie nicht kommen?

Und sie kam; aber nicht allein. Wie sollte er das deuten? Doch was half's? Der Zustand war nicht zu ertragen, er mußte reden. Fräulein Auguste war ja noch ein halbes Kind. Nach einer steifen Begrüßung, lebhaftem Erörtern auf beiden Seiten und einer längeren Pause sagte Junker Olav, so recht aus dem Grunde seines ehrlichen Herzens: „Ich bin in großer Unruhe seit gestern Abend. Scheltet mich nur geradeaus, daß ich die Tanzstunde versäumt habe! Dam aber laßt uns fröhliche Versöhnung feiern; denn ich kann's nicht ertragen, daß Ihr mir böse seid, herzliche Jungfer.“

Jungfer Eva, wie alle Menschen, die von der Welt sehr wenig verstehen, bildete sich ein, sehr weise zu sein; und gerade, weil sie Junker Olav liebte und nichts dawider gehabt hätte, ihn zu heirathen, wollte sie ihm, der Zukunft wegen, eine Strafpredigt halten.

„In der Tanzstunde sind allerdings unerhörte Dinge passiert, Junker. Die Herzogin war genöthigt, mit dem Schreiber anzutreten, und die Hofmeisterin hat vor Aerger beinahe die Krämpfe bekommen. Aber von der Tanzstunde will ich gar nicht reden, sondern von der schrecklichen Unmännlichkeit, die vorausgegangen ist. Ich muß mich wundern, Junker, daß Ihr glaubt, ich könnte Euch ein solches Betragen verzeihen. Pathe Siglinde sagt: Wer Wein und Bier im Uebermaße trinkt, den hält der Teufel schon am Mantelzipfel.“

Das klang sehr verschieden von dem, was Junker Olav von der reizenden Hofdame erwartet hatte, und sein mannhafter Sinn empörte sich gegen diese Bevormundung. Er antwortete deshalb langsam, als ob es ihm schwer würde, aber ganz ruhig: „Ihr verlangt von einem Menschen übermenschliche Tugend, und das geht gegen die Natur.“

In ihrer Einfalt hatte sich Eva eingebildet, der Junker würde demüthig Besserung geloben; sie erschrak zwar, aber zugleich stachelte sie das Teufelchen an, nicht nachzugeben. „Ich denke gerade wie Pathe Siglinde," erwiderte sie, „und da nun einmal die Rede darauf gekommen ist, sollt Ihr wissen, daß, ehe ich einen Mann heirathe, der . . .“

Hier fiel ihr die kleine Herzogin ängstlich in's Wort: „Eva, um Gotteswillen, was redest Du?“ Aber Jungfer Eva war jetzt in keiner demüthigen Laune und nicht gewillt, ihre Meinung zu unterdrücken: „Ich will's deutlich sagen, daß ich lieber ledig bleiben will, als einen Mann heirathen, der einen Kauf für keine Sünde hält.“

Junker Olav empfand einen großen Schmerz, aber jetzt wollte er nicht zeigen, wie tief er getroffen war.

„Ihr habt Euch nach der Weisheit Eurer Pathe einen rechten Tugendhelden ausgemalt, Jungfer Eva," entgegnete er kühl; doch zweifle ich, daß Ihr ihm in dieser Welt begegnen werdet.“

Er wollte nach kurzem Gruße sich entfernen; da berührte ihn eine kleine Hand, und Fräulein Auguste blickte betrübt zu ihm auf. „Ich kann gar nicht leiden, wenn die Menschen sich zanken. Wäre ich nur älter, so wollte ich Euch eine Strafpredigt halten. Ich finde den Streit so schrecklich einseitig; — Eva stellt sich auch schlimmer an, wie sie ist, und aus der Liebesgeschichte wird jetzt nichts werden, — und . . .“

Hier brach die kleine Herzogin in Thränen aus. Aber Eva weinte nicht; ihre Lippen waren fest geschlossen. Sie bildete sich ein, im Recht zu sein; um keinen Preis würde sie nachgegeben haben.

Da vernahm sie plötzlich: „Junker Olav! Junker Olav!“ und hinter Strauchwerk, das an der Hofmauer wucherte, schlängelte sich Barthel hervor. Wenn es möglich war, so sah er noch elender aus, als am frühen Morgen.

„Junker Olav, Ihr sollt sofort zum Graf Arenfeld kommen; es ist schon Alles heraus! Aber mir könnt Ihr nichts vorwerfen; ich habe Euch gewarnt. Und

daß Ihr's nur wißt, die Herren aus Braunschweig sind schon da; nun werdet Ihr's auszubaden haben. Die Schlüssel zur schwarzen Kammer trägt Ihr wohl bei Euch? Der Schlosshauptmann war ganz wild, als er sie nicht fand.“

„Seid Ihr endlich zu Ende mit Eurem elenden Nabelgekrächz?“ fuhr Junker Olav wüthend auf. Er war nicht in der Stimmung, dem Schreiber gerecht zu werden, und stürzte mit sehr kurzem Abschiedsgruß nach der Wohnung des Schlosshauptmanns.

Zitternd und bleich ließ er die jungen Mädchen zurück. Welch ein geheimnißvolles Unglückswetter hatte sich über ihnen zusammengezogen!

„Schreiber!“ rief die kleine Herzogin. Aber da war kein Schreiber mehr zu sehen, nur ein Zipfel seines grünen Wammes verschwand hinter der Mauer, und über den Hof ging der Troß der braunschweigischen Dienerschaft.

„Ich habe nicht gedacht, daß es eine so große Sünde wäre, den Krämer anzunehmen!“ sagte Auguste. „Es schlägt uns Alles zum Unglück aus!“ seufzte Eva, und dann flüchteten Beide in großer Aufregung auf ihre Zimmer.

5.

Kaum hatten sich die jungen Damen aus des Apothekers Garten entfernt, als abermals das graue Bein aus den Ästen der Linde herunterbaumelte und der Fuß mit ungefärbten Lederschuhen vorsichtig nach einem Stützpunkt tastete; dann kamen die rothen Knieeschleifen zum Vorschein, und zuletzt folgte Junker Pantraz. Mit dem Taschentuch säubte er Zweiglein und gelbe Blätter von seinem Wammse und zuckte und stampfte zugleich mit den freigeordneten Beinen; aber Frau Ursel, die eilig aus dem Hause gesprungen kam, blickte er nicht mehr mit der Miene eines Verliebten an.

Ihre rothigen Finger verriethen Blätter aus seinen Haaren zu entfernen; sie zeigte sich voll Mitleid und Eifer. „Euer Gnaden glauben gar nicht, wie sehr ich mich gesorgt habe.“

„Ein verfl. . . unbequemer Platz! Warum habt Ihr auch den aller unbequemsten ausgesucht? Werde mich hüten, noch einmal auf Bäume zu klettern!“

„Und da müßte auch Eins nach dem Andern kommen, zuletzt noch die kleine Herzogin . . .“

„Ich bitte, Frau Ursel, daß Sie Sich nicht herausnimmt, über Damen aus königlichem Geblüt so gemeinhin 'Kleine Herzogin' zu reden . . . Aber das sind die Folgen, — hm, — wenn man mit nicht hoffähigen Personen einmal zum Zeitvertreibe scherzt. Man nimmt am Hofe eine Stellung ein, versteht Sie? Man befindet sich gleichsam unter den Augen Ihrer Majestät. Man ist genöthigt, Rücksichten zu nehmen, was ich zu beachten bitte, Frau Meisterin.“

Frau Ursel konnte unmöglich dem Junker ansehen, daß er auf dem Lindenbaum eine Verschwörung entdeckt und erfahren hatte, daß er von einer Herzogin geliebt würde; aber sie sah, was sie vorher nicht bemerkt hatte, daß ein steifbeiniger, hochmüthiger, einseitiger und unendlich lächerlicher Geselle vor ihr stand.

Da passirte etwas, das Junker Pantraz nicht erwartet hatte, und trotz seiner erhabenen Stellung schnitt er ein höchst verblüfftes Gesicht. Mit einer so kräftigen Stimme, wie man sie der kleinen Person gar nicht zugehört hätte, schrie Frau Ursel: „Zu Hülfe, Stig! Zu Hülfe!“

Aus dem Hause mit mächtigen Schritten, die Augen weit aufgerissen, die Zipselmütze hintergeschoben, stürmte Stig, in bester Absicht, den Junker an der Kehle zu packen, um seine Frau zu retten. Junker Pantraz zog sich schneller, als er beabsichtigt hatte, hinter die Bank zurück.

„Herr!“ schrie der gereizte Ehemann und drohte ihm mit beiden Fäusten. „Was habt Ihr in meinem Garten zu suchen?“

„O Stig!“ rief die kleine Frau, und ihre Stimme klang, als ob sie weinte. „Wie soll ich mich vor den Hofjunkern schützen, wenn sie wie reife Äpfel von den Bäumen fallen?“

Aber Junker Pantraz hatte sich gefaßt; seine Geisteskraft war durch die Vorstellung der eigenen Wichtigkeit sehr gestärkt worden, und er zeigte sich der unangenehmen Situation gewachsen.

„Meister Anderson," sagte er und maß den Apotheker mit vernichtenden Blicken. „Man darf noch nicht reden; der Mund ist einem zugeschnürt, und die Hände sind einem gebunden. Aber Gott verdamme mich, wenn Er infamer Kerl nicht gelogen hat.“

Der Apotheker veränderte die Farbe und mußte sich an den Tisch halten. Junker Pantraz hatte sich die Worte der braunschweiger Herren gut behalten; er bombardirte sein Opfer mit weiteren unverständlichen Redensarten.

„Güte Er Sich vor dem Dolus! Der Dolus ist noch unbekannt, aber man wird den Dolus aus Ihm herauspressen.“

Frau Ursel stand zwischen den lächerlichen Gesellen und warf nach beiden Seiten lustige Blicke. Sie begriff jetzt, wo Junker Pantraz seine Weisheit gekauft hatte.

Der Junker ist ein Esel, wie ihn die Hofdame geschildert hat, dachte sie, und mein Ehemann ist ein Hase. Die Gefahr aber sitzt allein in ihren hohlen Schädeln. Der Krämer liegt ja wohlverwahrt in der schwarzen Kammer, und da kann ihn der Herzog von Braunschweig finden, wenn ihm an so einem Kerl etwas gelegen ist.

„Urselchen," sagte der zitternde Apotheker leise, „das kann eine Latwerge geben, die nicht süß schmeckt. Wäre ich nur dem Schreiber nicht gefolgt; aber wenn dem Esel zu wohl ist, geht er auf's Eis tanzen. Urselchen, ich fürchte mich, nach dem Junker umzusehen. Was thut er denn jetzt, Urselchen?“

„Er zieht ab, Stig.“

„Ach, Urselchen, mir war heute zu Muth, als wäre ich zwanzig Jahre jünger, und ich meinte, nun solle das Leben erst angehen, und ein schönes Leben sollte es werden, und Dein Schade wär's auch nicht gewesen, wenn Du einen alten Mann glücklich gemacht hättest. Aber mir ahnet nichts Gutes, — mir ahnet nichts Gutes.“

„Stig," sagte die junge Frau und klopfte ihm freundlich auf die Schulter, „die Hauptsache ist, daß man sich nicht fürchtet. Mit den Hofjunkern will ich jetzt allein schon fertig werden.“

Junker Pantraz entfernte sich steifbeinig, ohne den geschlagenen Apotheker eines Blickes zu würdigen, unnahbar, im Bewußtsein seiner Größe. Die Hofmeisterin und Fräulein Elisabeth kamen ihm entgegen. Die Hofmeisterin saß ohne Athem, aber nicht ohne Worte. „Junker," rief sie schon von Weitem, „Fräulein Auguste — ist verloren — gegangen!“

Junker Pantraz stellte sich in Position, winkte herablassend mit dem Taschentuche und lächelte er-muthigend.

„Ihr habt die Damen gesehen, Junker?“ fragte Elisabeth, welche seine Miene zu verstehen glaubte.

Junker Pantraz nickte der Herzogin vertraulich zu. „Lebendig, wohlbehalten, und auf dem Wege nach dem Schlosse. Doch ersuche ich fürstliche Gnaden, nicht weiter in mich zu dringen. Ihr Geheimniß ist mein Geheimniß.“

„Junker," bemerkte Elisabeth kalt, „mir scheint, Ihr habt geträumt.“

Die Hofmeisterin sah erhitzt und geärgert aus, weil sie nicht mehr geängstigt auszufehen nothwendig hatte. „Wo man den Fuß hinstellt," versetzte sie, „tritt man auf ein Geheimniß. Da schreibt die Königin von geheimnißvollen Nachrichten, da habt Ihr Euer Geheimniß, Fräulein, und jetzt, scheint's, haben der Junker Pantraz und Fräulein Auguste gemeinschaftlich auch noch ein Geheimniß.“

Der Junker lächelte bedeutungsvoll. „Ich kann nicht leugnen, Frau Hofmeisterin, daß ich soeben auch noch einem Staatsgeheimniß auf die Spur gekommen bin.“

„Und ich glaube, daß ich soeben einer Flasche Malvasier auf die Spur komme, die Ihr in des Apothekers Weinstube ausgestochen habt, he? Das ist doch nicht etwa das Geheimniß, mit dem Fräulein Auguste etwas zu schaffen hat?“

„Man darf nicht reden; der Mund ist einem zugeschnürt und die Hände gebunden. Daß der Apotheker gelogen hat, daran ist kein Zweifel; aber der Dolus wird noch aus ihm herausgepreßt werden.“

Die Hofmeisterin sah ihn prüfend an; dann klopfte sie ihn ermahmend auf den Arm: „Geht auf Euer Stube, Junker, und legt Euch schlafen, damit Euer Kopf klar geworden ist, wenn Ihre Majestät zurückkehrt.“

Der Junker blickte mittheilend lächelnd auf die wohlmeinende Dame herab. „Euer Gnaden verlernen mich vollständig. In meinem Benehmen mag allerdings etwas Ungewöhnliches sich zeigen; ich bin auch nicht mehr derselbe; ein wunderbarer Zufall hat mich über den Werth meiner eigenen Person erleuchtet. Erleuchtet scheint mir das richtige Wort. Ich habe Unglaubliches vernommen! Ich kenne jetzt ein Wort, das einer hochgeborenen Dame beweisen wird, daß ich Gefühle verstehe, welche sie unter dem Scheine der Verachtung zu verbergen sucht. Ich kenne jetzt den Gegenstand ihrer heißen und zärtlichen Liebe . . .“

„Junker, Ihr bildet Euch doch nicht ein, Jungfer Eva sei in Euch verliebt?“

„Frau Hofmeisterin, es giebt Damen von einer so hohen Geburt, daß man sich ihrer Liebe nur durch das tiefste Schweigen würdig zeigen kann.“

„Gott erhalte Jeden bei gesunden Sinnen! Ich glaube aber, daß, wenn ich Euch noch länger zuhöre, Junker, ich meinen eigenen Verstand verliere.“ —

Junker Lars beaufsichtigte gerade die Fütterung der Jagdhunde, als die Damen in den Schloßhof traten. Sobald er sie erblickte, näherte er sich ihnen in einem ungewohnt schnellen Tempo. Als er aber vor ihnen stand, brachte er kein Wort hervor, sondern verbeugte sich nur stumm.





Vor dem Balle.

Von H. Schlittgen. — Siehe Seite 43.



Da gerade einige Leute der braunschweigischen Dienerschaft auf den Hof traten, wo überhaupt ein unruhiges Hin und Her an diesem Morgen herrschte, fragte die Hofmeisterin: „Junke Lars, was bedeuten denn diese Leute?“

„Es ist die Dienerschaft.“

„Zum Auck, welche Dienerschaft?“

„Des Herzogs von Braunschweig.“

Hier fühlte Elisabeth einen Schlag, der ihr alles Blut zum Herzen drängte; aber sie gab sich Mühe, so ruhig wie möglich zu fragen: „Ist der Herzog von Braunschweig angekommen?“

„Jedermann sagt's.“

Jedermann hat den Verstand verloren, Junke Lars! rief die entrüstete Hofmeisterin. „Hat man wohl je gehört, daß ein Fürst in das Haus seiner königlichen Schwiegermutter eintritt, wie Peter oder Kunz, mit dem Mantelfack auf dem Pferde und einem Diener hinter sich? Wenn's in Eurem Haupte confuse aussieht, Junke Lars, und Ihr am heutigen Tage, wie gestern in der Tanzstunde, Alles nur durch einen Nebel seht, so macht andere Leute wenigstens nicht auch confuse. Erschreckt Euch nicht, Fräulein; die Ankunft des Herzogs ist unter diesen Verhältnissen rein unmöglich. Freilich sagt man, der Herzog sei ein Poet, und diesen Leuten muß man manches zugute halten; aber er ist zugleich ein Fürst, und als ein solcher wird er wissen, was er Euch schuldig ist. Junke Lars, wir gehen in den Rosengarten. Seid so gefällig und meldet dem Schloßhauptmann, daß wir ihn dort erwarten. Einer wird in diesem Hause hoffentlich noch vernünftig sein. Er muß uns Bericht geben, damit man unterscheiden kann, was wirklich geschehen ist, und was nur in den Köpfen dieser Herren spult.“

Junke Lars zuckte seine breiten Schultern, wollte reden, entfernte sich aber stumm. Junke Pantraz dagegen sprach mit theilnehmendem Lächeln: „Tröstet Euch, Fräulein. Man hört ja von dem Herzog nur Nühliches; er wird wohl so schlimm nicht sein; Ihr habt Euch so erschreckt, daß Ihr ganz bleich ausseht. Wollt Ihr meinen Arm nicht nehmen?“

Elisabeth maß den Frechen mit einem unbeschreiblichen Blicke und wandte ihm den Rücken. Er muß übergeschnappt sein, dachte sie.

Sie hat den Hochmuth einer Prinzessin, dachte Junke Pantraz; aber sie weiß ja noch nicht, daß ihre Schwester in mich verliebt ist.

Die Hofmeisterin aber, welche in ihrer Erregung vorangeeilt war, hatte nichts von der Scene wahrgenommen.

Ueber dem Rosengarten lag jetzt die volle Sonne. Der Hofmeisterin dünkte die Hitze unerträglich; sie erhob sich.

„Wir wollen den Schloßhauptmann in dem kleinen Eßzimmer empfangen,“ bedeutete sie Junke Pantraz, der sich selbst durch Elisabeths strengen Blick nicht hatte abhalten lassen, ihr zu folgen. Er betrachtete die Herzogin jetzt mit einem nachsichtigen Lächeln.

„Fräulein,“ flüsterte er, „wenn Ihr eines Freundes bedürft, ich stehe allezeit zu Euren Diensten; sorgt nicht, daß Ihr mich beleidigt hättet.“

Er muß verrückt sein! dachte Elisabeth und dämpfte ihren aufsteigenden Zorn.

Junke Pantraz wandte sich zu der Hofmeisterin.

„Was meinen Euer Gnaden jetzt zu meinem Staatsgeheimniß? Vielleicht bemerken Euer Gnaden nun selbst, daß etwas vorgeht. Sowie nur der Dolus aus dem Apotheker ausgepreßt sein wird, muß Alles . . .“

„Ich wünsche den Schloßhauptmann zu sprechen!“ rief die Hofmeisterin und schlug dem Junke die Thür vor der Nase zu.

In dieser Stunde, wo der volle Sonnenschein draußen Alles durchleuchtete und durchglühte, war es in dem kleinen Gemache traulich und kühl. Das grelle Licht drang nur gedämpft durch Glasfenster, auf denen die Wappen der drei nordischen Reiche gemalt waren, spielte in buntem Farbenschimmer auf den rötlichen Fliesen und zuckte über die silbernen Rannen und Schüsseln, wie die venezianischen Gläser, die auf dem Büffet aufgestellt waren.

Die Hofmeisterin hatte sich auf einen der mit goldgepreßtem Leder überzogenen Sessel niedergelassen; sie trommelte ungeduldig auf der blankgebohten, eichenen Tafel, die in der Mitte des Zimmers stand. Sie verlangte sehr, das Scepter wieder in die Hand der Königin zurückzustellen. So lange das Leben in seinem ruhigen Geleise floß, hatte sie das Regiment nicht ungern geführt; aber seit die Geheimnisse auf Nyköping wucherten, die Menschen verrückt und die unwahrscheinlichsten Ereignisse Thatsachen wurden, bekam sie das Regieren satt.

Elisabeth, welche in der Fensternische Platz genommen hatte, zeigte ihre Aufregung zwar nicht durch Trommeln, aber sie fand es schwer, sie zu meistern. Das Abenteuer mit dem Krämer, die Verantwortung, welche

sie übernommen, zitterte in ihrem Gemüthe noch nach, und nun traf sie ganz unvorbereitet die Nachricht, daß sie in wenig Stunden, vielleicht schon im nächsten Augenblicke, vor ihrem Bräutigam stehen sollte.

Aus dem Vorzimmer ließen sich schwere Schritte und das Tappen mit einem Stabe vernehmen. Der Schloßhauptmann nahte. Das Gehen war ihm, da er am Podagra litt, eben so beschwerlich, wie die Verpflichtungen, welche seine Stellung ihm auferlegte. Doch hatte er bis jetzt noch immer vergeblich um seine Entlassung gebeten; die Königin wollte sich nicht von dem treuen Diener und bewährten Freunde trennen. Die ihn begleitenden Hofjunke hatte er im Vorzimmer zurückgelassen und trat allein ein.

„Gott sei gedankt, endlich einmal ein vernünftiges Gesicht!“ rief ihm die Hofmeisterin entgegen. „Habt Ihr's denn auch gehört, lieber Graf Thore, daß der Herzog von Braunschweig angekommen sein soll?“

Nachdem er sich vor Elisabeth verneigt und der Hofmeisterin die Hand geschüttelt hatte, ließ sich der alte Herr mit Achzen auf einen Sessel nieder; dann guckte er unter seinen weißen Brauen verschmüht die Damen an, und endlich sagte er: „Wir Dänen lieben einen so teuflsmäßig raschen Ueberfall! 'S ist ein verflucht lustiger Streich.“

Elisabeth stodte der Athem; nach diesen Worten mußte sie annehmen, daß der Herzog den Einfall gehabt, ohne Ceremonien und Gefolge auf Falster zu landen.

„Ich bin, wie alle Mecklenburger, dreist und gottesfürchtig und mag solche teuflsmäßigen Ueberfälle nicht leiden,“ bemerkte die Hofmeisterin. „Wenn irgend möglich, möchte ich eine kurze, klare Antwort haben, Graf Thore.“

„Selbstverständlich, Frau Konradine! Ich steuere, wie ein Drachenschiff mit geblähtem Segel, direct auf diesen Punkt los, aber die Sache liegt nicht vor uns, wie ein aufgeschlagenes Buch; es ist eine heikle und äußerst verwickelte Angelegenheit.“

Die Hofmeisterin trommelte forte.

„Es mag ungefähr eine Stunde sein,“ fuhr der Schloßhauptmann fort, „eine gute Stunde, vielleicht sogar noch etwas darüber, — da lassen sich zwei Herren aus Braunschweig bei mir melden, der Kanzler Jagemann und Junke Johannsen von Eberdingen.“

„Und der eine dieser Herren ist also wirklich Herzog Heinrich Julius?“

„Erlaubt mir, Frau Hofmeisterin, ich komme sogleich auf den wichtigen Punkt, daraus sich alles Weitere erklären wird. Ich bin nämlich genöthigt, — nicht durch einen Eid, wie Ihr vielleicht erwartet, — sondern durch mein Ehrenwort, welches mich in gleichem Maße bindet, wie ein Eid . . .“

Die Hofmeisterin, welche schon fortissime getrommelt hatte, stand jetzt auf. „Ich werde mich selbst informieren, Graf Thore.“

„Liebe Frau Konradine, in Euch braust ja noch die Ungebuld der Jugend. Der Herr beschütze Euch vor Kinderkrankheiten!“

„Geradeheraus, Arenfeld, ist der Herzog von Braunschweig anwesend oder nicht anwesend?“

„Nur um Eure Ungebuld zu befriedigen, — ja, — ja. Der Herzog ist auf unserer gesegneten Insel, — sogar in diesem gesegneten Hause. Seid Ihr nun beruhigt, Frau Hofmeisterin?“

„Weiter,“ — die Hofmeisterin athmete schwer, — „weiter, Ihr habt von einem Ehrenworte geredet.“

„Die Sache ist, fürstliche Gnaden wollen unerkannt bleiben.“

„Na, weshalb ist er denn da überhaupt herübergekommen?“

„Liebe Frau Hofmeisterin, im Grunde gehen uns die Launen von fürstliche Gnaden nichts an, aber um Alles durch ein Wort zu erklären, — der Herzog ist ein Poet. Sobald übrigens der Herr Herzog erfährt, daß Ihre Majestät schon heute erwartet werde, ist fürstliche Gnaden entschlossen, erst nach Ankunft der Königin . . .“

„Graf Arenfeld, — ich glaube, mir reißt die Geduld.“

„Dazu scheint mir keine Ursache, Frau Konradine.“

Der Schloßhauptmann wandte sich jetzt Elisabeth zu: „Sobald Ihr die Bekanntschaft der Herren aus Braunschweig zu machen wünscht, Fräulein, werde ich die Ehre haben, sie vorzustellen.“

„Da sich's nur um wenige Stunden handelt,“ wandte Elisabeth schüchtern ein, „könnten wir wohl lieber bis zur Ankunft der Frau Mutter warten.“

„Es handelt sich vor der Hand nicht um den Herzog von Braunschweig, sondern um den Kanzler Jagemann und den Junke Eberdingen,“ sagte der Schloßhauptmann.

„Zwei Herren, von denen der eine der Herzog ist, was uns mitzutheilen Euch das Ehrenwort verbietet, lieber Arenfeld,“ versetzte Frau Konradine scharf.

„Das habe ich nicht behauptet, Frau Hofmeisterin.“

„Ihr seid ja für unsere Vermuthungen nicht verant-

wortlich, mein lieber Graf. — Euch, Fräulein Elisabeth, fürchte ich den Empfang der Herren nicht erlassen zu können.“

„Wenn es geschehen muß, werde ich mich fügen,“ versetzte das arme Kind.

„Wir wollen das Mittagmahl bis um zwölf Uhr hinauschieben, damit der Koch noch einige Gänge mehr bereiten kann. Im großen Bankettsaal soll die Tafel gerichtet werden; die Junke sind selbstverständlich anwesend. Wir werden dem Herzog beweisen, daß wir ihn auch unter einem falschen Namen, — vielleicht als Kanzler Jagemann, — zu ehren wissen.“

„Nur zwei Herren aus Braunschweig?“ wagte Elisabeth zu fragen.

„Des Herzogs Gefolge weilt noch auf Seeland. Ihr müßt des Herzogs wunderlichen Einfall dem ungestümen Wunsche, Euch kennen zu lernen, zugute halten. — Noch einmal, Frau Hofmeisterin, — ich habe nicht gesagt, daß einer der beiden Herren . . .“

„Ihr waret vergeschlossen wie das Grab, lieber Arenfeld.“

„Es spielt da übrigens noch eine recht unangenehme Geschichte. Die Herren aus Braunschweig erkundigten sich nach einem Krämer, — Hertog aus Wolfenbüttel, — der Herzog von Braunschweig hat ihn unter seinen besonderen Schutz genommen, und diesen Mann . . .“

„Habe ich einsperren lassen, Herr Schloßhauptmann,“ sagte Elisabeth, und trat mit gerötheten Wangen aus der Fensternische hervor.

„Ihr habt ihn einsperren lassen, Fräulein?“ rief die Hofmeisterin entsetzt. „Das also war Euer Geheimniß?“

„Ich muß Euch um Entschuldigung bitten, Graf Thore, daß ich es gewagt habe, in Euer Amt einzugreifen,“ sagte Elisabeth; „aber ich hoffe, Ihr werdet mein schnelles Handeln minder streng beurtheilen, wenn Ihr erst erfahrt, was sich zugetragen hat. Auch Euch, liebe Frau Konradine, bitte ich, macht mir heute keine Vorwürfe. Gewiß trage ich eine Schuld, aber es ist eine ganz andere, als Ihr vermutet. Bedenkt, wie ernst und aufregend dieser Tag für mich ist; erschwert nicht meine üble Lage, indem Ihr mir zürnt. Euch wird ja kein Vorwurf treffen . . .“

„Kein Vorwurf? Ich kann natürlich meine Entlassung nehmen, wenn ich nicht gewärtigen will, sie zu erhalten. Wie stehe ich denn vor Ihrer Majestät da? Die gräßlichsten Geschichten tragen sich hier im Schlosse unter meinen Augen zu, und ich merke nichts. Ich erfahre nur, daß Jedermann ein Geheimniß hat, aber zu mir zeigt kein Mensch Vertrauen. Und Euch, Fräulein, — wie wäre es nur möglich gewesen, Euch zuzutrauen, daß Ihr noch gestern Abend einen Krämer würdet empfangen und verhaften lassen!“

Der alte Herr betrachtete das tiefbewegte junge Wesen, welches mit soviel Demuth diese Anklagen über sich ergehen ließ; dann nahm er ihre Hand, küßte sie und sprach gerührt: „Wenn unsere Herzogin den Krämer verhaften ließ, so war sie gewiß im Recht, denn an ihr ist kein Tadel. Den Fürsten, welcher sie gewonnen hat, wird sie beglücken, und seinem Throne wird sie zur Zierde gereichen. Gott segne unsere Herzogin!“

„Bildet Euch nur nicht ein, Arenfeld, daß Ihr allein das Privilegium habt, Fräulein Elisabeth zu kennen! Habe ich sie nicht auf den Armen getragen, da sie die Worte noch lallte? Habe ich sie nicht aufwachsen sehen, zu Stolz und Freude aller Menschen? Außer unserer Königin, — denn der eigenen Mutter darf sich keine Liebe an die Seite stellen, — giebt es in der Welt keinen Menschen, der sie liebt, wie ich sie liebe. Ihr nicht, Arenfeld, und der Bräutigam, fürstliche Gnaden, — der erst recht nicht!“

Da schlangen sich zwei Arme um der Hofmeisterin Nacken, und ein thränenüberströmtes Gesichtchen schmiegte sich an das ihre. „Es wird schon noch Alles gut werden, meine liebe Frau Konradine,“ flüsterte Elisabeth.

Junke Olav rannte in dem Vorzimmer so trotzig und wild auf und ab, daß keiner der Anderen Lust spürte, mit ihm anzubinden. Junke Lars dachte noch an das, was er der Hofmeisterin hatte sagen wollen; es war ihm in der Kehlen stecken geblieben und wollte noch immer nicht über die Zunge. Junke Pantraz pustete von Eitelkeit und Hochmuth; er schien zu erwarten, daß man ihm die große Ehre, die ihm soeben offenbart worden war, auch ansehen müsse.

Frau Konradine wendete sich, als sie hinaus trat, zu den Junkern. „Um zwölf Uhr erwarte ich die Herren im Empfangszimmer neben dem großen Bankettsaal. Selbstverständlich in einem Anzuge, der unseres erlauchtes Gastes würdig ist. — Wem von den Junkern habt Ihr den Dienst bei den Braunschweiger Herren übertragen, Graf Arenfeld?“

„Junke Olav und Junke Lars werden ihnen aufwarten.“

„Nun, Junke Pantraz,“ sprach die Hofmeisterin, „da aus Eurer Verschwörung, wie mir scheint, nichts geworden ist, und da man sich auf Eure Zunge besser,



als auf Euren politischen Spürsinn verlassen kann, so thätet Ihr gut, eine Berathung mit Küchenmeister und Koch zu halten, von deren Resultaten wir beim Mittagmahle zu profitieren hoffen."

"Nur noch ein Wort, meine Herren," bemerkte der Schlosshauptmann. "Der Herr Herzog wünscht sein Incognito streng zu wahren; er verzichtet deshalb auf jede Ehrenbezeugung. — man soll ihn nehmen, wie er sich einführt..."

"Als Kanzler Jagemann," fiel die Hofmeisterin ein. "Das habe ich nicht gesagt," versetzte der Schlosshauptmann lachend und humpelte seiner Wohnung zu.

Die Damen entfernten sich nach der anderen Seite. Junker Pantraz lächelte noch immer. War es auch nichts mit einer Verschönerung, dachte er, so bleibt mir doch die Liebe einer reizenden Prinzessin, und damit will ich die Hofmeisterin noch gelb ärgern.

Er wandte sich zu dem grimmig ausschauenden Junker Olav. "Nun komm endlich einmal mit der Sprache heraus! Du bist in die Sache eingeweiht. Wer ist der Herzog?"

"Schert Euch Alle zum Teufel! Ich stecke bis über die Ohren in der Patsche."

Mit diesen Worten stürmte Junker Olav hinaus.

## 6.

Wenn man mit einem Stode in einem Ameisenhaufen stöbert, so wimmelt und wirbelt plötzlich Alles in großer Aufregung durch einander. In diesem aufgeregten Zustande schien sich das Schloß zu Nüßlingen zu befinden. Mit Blüheschnelle war durch das Schloß, ja über den Umkreis desselben hinaus, bis in's Städtchen, von Mund zu Mund die Kunde gelaufen, der Herzog von Braunschweig sei angekommen. Jedermann sprach davon, daß er gewünscht habe, seine Braut vor der festgesetzten Vermählung heimlich kennen zu lernen; daß aber die überraschende Ankunft der Königin, — welche man in den Nachmittagsstunden erwartete, — diesen Plan vereitelt habe; doch werde er erst nach der Begrüßung seiner hohen Schwiegermutter das Incognito ablegen.

"Wer von den beiden Braunschweiger Herren ist aber der Herzog?" fragte man; und auch darüber war bald kein Zweifel.

"Der Herzog hat den Namen seines Kanzlers Jagemann angenommen."

"Aber der andere junge Herr ist viel schöner."

"Und sieht viel vornehmer und stolzer aus."

"Und ist auch viel prächtiger gekleidet," wendeten die Mägde ein, welche unter Jeppe's Aufsicht im Bankettsaale abstaubten.

"Ihr Gänse!" versetzte Jeppe mit wichtiger Miene.

"Man braucht doch Se. fürstliche Gnaden, den Herrn Kanzler, nur anzusehen, so fühlt man gleich das Majestätische sozusagen heraus."

Der alte Paulsen trat dazu und schüttelte den Kopf. "Man kann nicht dahinter kommen," sagte er. "Von der braunschweigischen Dienerschaft ist nichts zu erfahren. Sie haben mich mit Aufsehzuden, Lachen und gemeinen Späßen tractirt."

"Einer," sagte die Beschließerin, welche beladen mit den schweren leinenen Tafeltüchern eingetreten war, "Einer vermöchte schon Auskunft zu geben."

"Der Schreiber!" riefen Jeppe und der Kellermeister zu gleicher Zeit.

"Freilich, der Schreiber ist ein Braunschweiger," versetzte Paulsen. "Aber der reißt heute vor Jedermann aus, vornehmlich vor der braunschweigischen Dienerschaft."

"Ich habe dem Menschen niemals getraut," bemerkte der Kellermeister und füllte die silbernen Kannen mit Johannissträubel-, Stachelbeer- und Fliederwein.

Während Jeppe die überspannten Flaschen Rheinfall, Malvasier und Cyprianer auf dem Büffet aufstellen half, brummte er: "Der Schreiber schleicht umher wie das böse Gewissen. Er muß in Braunschweig etwas Schlimmes verbrochen haben, — und ich weiß auch noch etwas."

Da schnaubte Junker Pantraz herein, gab zehn Befehle auf einmal, schimpfte wie ein Rohrperling, lärmte wie ein Puter, und nachdem er Alles in Verwirrung gebracht und Jedermann wüthend gemacht hatte, schob er wieder ab. Nun trippelte athemlos Stig Anderson herbei, der sein Confect und seine eingemachten Früchte nicht den Knechten allein anvertrauen wollte. Dazwischen erschien Junker Lars bedächtig, stand eine Weile Jedermann im Wege, schien sich auf irgend einen wichtigen Auftrag zu besinnen, schüttelte den Kopf und zog, ohne ein Wort gesprochen zu haben, wieder ab.

Der Schlosshauptmann hatte auch sein Theil. Mit dem Kellermeister und dem Silberbewahrer war er in einen Disput gerathen, der diese ehrenwerthen Männer beinahe um ihre Aemter gebracht hätte. Junker Pantraz machte ihn so furios, daß er ihm, als dieser die Thür hinter sich schloß, mit gräßlichem Gepolter seinen Stod nachschleuderte. Der Schreiber, dessen er dringend

bedurfte, war nicht aufzufinden, und so mußte er, nachdem er ihm furchtbare Rache geschworen, selbst zwei Briefe abfertigen, was ihm den Angüßschweiß von der Stirn preßte. Bei der Abreise der Königin hatte man nämlich sämmtliche Pagen zu einem Besuche ihrer Eltern entlassen. Nur zwei derselben waren in dieser kurzen Zeit zu erreichen, und an diese mußte ein Votum die Briefe befördern.

In der Küche ging's vollends drunter und drüber. Küchenmeister und Koch waren nie einig; aber an diesem Morgen brachte es Junker Pantraz, der in Alles seine Nase steckte, zum Bruch, und sowie er sich nur blicken ließ, brach das Donnerwetter von Neuem los. Dazu brannte auf dem riesengroßen Herde ein riesengroßes Feuer. Die unglücklichen Küchenjungen, roth wie Krebs und in Schweiß gebadet, mußten die Spieße drehen und die Töpfe beaufsichtigen; wehe ihnen, wenn ein Braten zu braun wurde oder ein Topf überlief; der Koch schlug, was er gerade in der Hand hielt, ihnen um die Ohren.

Unter diesen Umständen verzögerte sich die Stunde des Mahles, und es war schon Mittag vorüber. Endlich brachten die Gärtnerburschen die längst ersehnten Guirlanden. Die Beschließerin steckte sie eilig mit Hilfe der Mägde in Bogen rings um die Tafel auf; die schönsten Blüthen aber vertheilte sie zwischen den Gefäßen auf dem weißen Tafeltuche; den Rest an Blumen und zarten, grünen Zweigen streuten die Mägde über das Holzgetäfel des Fußbodens. Dazwischen liefen die Diener auch noch emsig hin und her. Vergoldetes Confect, wie Mandel, Kanel, Ingwer, Muskat, Coriander und Bijam, wurde in die silbernen Tafelaufsätze, welche verschiedene Schiffe darstellten, gefüllt. In den Schüsseln von Majolika lagen eingemachte Früchte, und auf den Tellern mit erhabener Arbeit häufte man süße Pladen, Honighippen, Brezeln und vergoldeten Marzipan. In der Teppichbehangenen Loge fanden sich jetzt einige Trompetenbläser, Geiger und Flötenspieler ein, um die Tafelfreuden durch Musik zu erhöhen.

Mielen hatte es an diesem Tage auch nicht leicht mit ihrer Gnädigen. Die Hofmeisterin fühlte sich verantwortlich für die ganze königliche Würde von Dänemark; jeden Augenblick sendete sie Mielen mit irgend einem Auftrage fort, der um keinen Preis vergessen werden sollte. Verstoßen trodnete sich dann die arme Frau Konradine eine Thräne ab; sie grämte sich sehr, daß Fräulein Elisabeth ihr kein Vertrauen geschenkt hatte, und sie fürchtete, nun auch das Vertrauen der Königin verloren zu haben.

Frau Olsen hatte mit Hilfe einiger Mägde die Herzoginnen und Jungfer Eva in ihre Staatsgewänder zu hüllen. Die jungen Damen selbst aber verhielten sich an diesem wichtigen Tage vollkommen gleichgültig gegen Kleider und Schmuck. Anstatt sich auf den Bräutigam zu freuen, schienen sie niedergeschlagen. Fräulein Elisabeth hatte sich sogar in ihr Zimmer eingeschlossen und befohlen, sie zuletzt anzukleiden.

Als Auguste erfuhr, der Herzog von Braunschweig sei angekommen, fiel sie Eva um den Hals und brach in krampfhaftes Schluchzen aus; und Eva schluchzte aus Herzensgrunde mit.

"Am Gott, Fräulein, was ist denn schon wieder passiert?" fragte Frau Olsen.

Da sah sie Auguste groß an. "Ich hasse den Herzog Heinrich Julius; er wird meine Schwester fortnehmen, und ich habe sie so schrecklich lieb."

Frau Olsen schloß die Augen, um sie sogleich wieder zu öffnen, und fragte: "Ist denn schon heute Hochzeit?"

"Aber Frau Olsen, davon ist doch gar keine Rede."

"Da thätet Ihr doch am Ende besser, Fräulein, noch eine Weile mit Eurem Haß zu warten."

Und nun mußte Auguste eben so laut lachen, als sie vorher geweint hatte. Eva aber lachte nicht mit. Sie merkte auf einmal, daß sie gar nicht wegen Fräulein Elisabeth, sondern allein ihres eigenen Kummers wegen geweint hatte; denn immer lauter, immer vernehmlicher predigte eine innere Stimme: Du hast das bravste und beste Herz von Dir gestochen!

Kein äußeres Zeichen verrieth Elisabeths Aufregung; wie ein Opferlamm ließ sie sich frisiren und schwere Schmucknadeln in ihrem blonden Haare befestigen; weder eine Miene, noch ein ungeduldiges Wort störte die Frauen, welche sie in das steife Broccatkleid schnürten, und das breite Halsband, wie den gestärkten Spigenkragen um den zarten Hals legten. Eben so wenig achtete sie aber auch auf die bewundernden Worte, welche sie zu flüsternd wagten. Nur eine leichte Wlässe und ein nervöses Zittern bewiesen, wie erregt sie war.

Als Elisabeth aus ihrer Stube trat, wollte Auguste sich an ihren Hals werfen; aber sie wehrte ihr liebevoll. "Wir haben jetzt keine Zeit, an uns zu denken, liebes Herz. Du hast doch erfahren, wen wir erwarten; da muß ich standhaft bleiben; denn ich kann in dieser Stunde nicht einmal die Frau Mutter an meiner Seite haben."

Da fiel ihr Blick auf Eva, und weil sie selbst in eigener Bedrängniß doch niemals vergaß, auf die zu

achten, welche ihr nahe standen, fragte sie besorgt: "Meine liebe Eva, was ist Dir geschehen?"

Eva wollte etwas Gleichgültiges antworten; aber sie vermochte kein passendes Wort zu finden; um ihre Lippen zuckte es nur schmerzlich; sie preßte ihr Schnupftuch vor das Gesicht und athmete krampfhaft. Auguste aber sagte ganz leise: "Die ist viel schlimmer daran, wie Du, Elisabeth. Zwischen ihr und Junker Olav ist es aus."

Da rannte die Hofmeisterin herbei, beladen und behangen mit Gold und Edelsteinen. Die langen, weißen Straußensebern, das goldgestickte Taschentuch, Alles zitterte und schwankte, und in jeder ihrer Bewegungen pulsrte die Aufregung.

"Fräulein," sagte sie, "die Pagen warten mit den Flambeaux vor der Thür."

Und die beiden herbeigeholten Pagen, in blauen Sammet gekleidet, verbeugten sich tief und schritten mit ihren brennenden Kerzen feierlich voran.

(Schluß in nächster Nummer.)

Rechtswidrig verboten.

## Lady Jennie S. Churchill.

Hierzu das Portrait von A. Schubert, Seite 37.

**L**ady Churchill, die Gemahlin des Lord Randolph Churchill, Staatssekretärs für Indien, ist keine Engländerin von Geburt. Ihre Heimath sind vielmehr die Vereinigten Staaten, und ihre Familie, — der Name "Jerome" läßt auf französischen Ursprung schließen, — gehört zu der Aristokratie von New-York. Ihren jetzigen Gemahl, den zweiten Sohn des verstorbenen Herzogs von Marlborough, lernte Miss Jerome, nachdem sie kaum ein halbes Jahr in England verweilt hatte, in dem Seebade Cowes auf der Insel Wight kennen. Lord Churchill war damals noch nicht in der Dessenlichkeit hervorgetreten; aber bald nach seiner Verheirathung machte er als eifriger Parteigänger der Tories von sich reden, und der Anteil, den er am Sturze des Cabinets Gladstone hatte, wurde belohnt durch die Stellung, welche er jetzt im Ministerium Salisbury einnimmt.

Auch Lady Churchill nimmt lebhaften Antheil an der Politik; sie ist ein eifriges Mitglied der Primrose-Liga, deren Wirken zu Gunsten der conservativen Sache in der vorigen Nummer dieses Blattes (siehe die Notiz „Aus der Frauenwelt“) eingehend dargelegt wurde. In Gemeinschaft mit ihrer Schwägerin, der Herzogin von Marlborough, griff Lady Churchill in Birmingham persönlich in die Wahl-Agitation ein, und wenn ihr Gatte auch hier gegenüber dem liberalen Candidaten, John Bright, unterlag, so war doch der erstaufläufige Stimmenzuwachs, den die Tory-Partei erzielte, ein Beweis für die rührige Thätigkeit der Primrose-Liga und ihrer hoch-aristokratischen Führerinnen.

Lady Churchill, die zu Anfang des December v. J. von der Königin Victoria mit dem Orden der indischen Kaiserkrone ausgezeichnet wurde, gilt als eine der schönsten und geistreichsten Damen der vornehmen englischen Gesellschaft. In allen Zweigen der Kunst und Wissenschaft wohl unterrichtet, ist sie eine Musikerin von hervorragendem Talent, und mehrere moderne Sprachen spricht sie geläufig. Erwähnt sei noch, daß auch zwei ihrer Schwestern mit Angehörigen der englischen Aristokratie verheirathet sind.

B. A.

Rechtswidrig verboten.

## Der Carneval von Montreal.

Von Ernst von Hesse-Wartegg.

**I**n Carneval in Canada? Fechtungs-Vergnügungen auf offener Straße im Lande des strengsten Winters? Ist Canada nicht berüchtigt wegen seines siebenmonatlichen Schneeeides, wegen seiner Abgeschlossenheit und Vereinfachung, seiner ungeheuren, unbewohnten und unbewohnbaren Enoöden? Alles das ist wohl richtig. Wenig von dem weiten Lande ist besiedelt, es giebt nur wenige Städte. Aber in diesen Städten herrscht dafür desto regeres Leben, und gerade im Winter übertrifft es an Fröhlichkeit dasjenige in allen anderen mir bekannten Städten des Nordens. In den Ländern des mildesten Winters bewegt man sich nicht so viel in freier Natur, wie in jenem des strengsten Winters, und der Carneval wird in den canadischen Städten, vornehmlich in dem prächtigen Montreal und in Toronto, in ebenso großartigem Maßstabe auf der Straße gefeiert, wie etwa in Rom oder Venedig. Die Kälte scheint den Canadiern dabei nichts auszumachen. Im Gegentheil: je kälter, desto besser; das Eis ist um so sicherer, der Schnee desto trockener, und die kolossalen Prachtbauten, die man gelegentlich des Carnevals in Montreal aus großen Eisblöcken errichtet, bleiben dann desto länger stehen. Die Canadier haben sich über die Schattenseiten ihres strengen Winters bald hinweggesetzt; sie sehen nur die Annehmlichkeiten, die er mit sich bringt, und wissen sie sehr wohl auszunützen. Ja, ich bin beinahe ihrer Meinung, wenn sie behaupten, der canadische Winter sei angenehmer, als der italienische. Sie haben den gleichen blauen Himmel, die gleiche klare, schöne Luft; aber während man in Italien gegen plötzliche Kälte gar nicht geschützt ist und die schönen Tage so häufig durch Regen, Wind und Fröste unterbrochen werden, kennt man derartige Wechsel in Canada nicht. Höchst selten steigt das Quecksilber zwischen November und März über den Gefrierpunkt. Die Flüsse und Seen bleiben mit einer mehrere Fuß dicken Eisdede zugefroren, die Wege sind mit trockenem, löthigem Schnee bedeckt; das Wetter ist keinem Wechsel unterworfen, und diese Gleichförmigkeit ist so groß, daß man in neuerer Zeit Brustkranken von den Vereinigten Staaten aus lieber nach Canada, als nach dem subtropischen Florida sendet. Mag auch die constante Kälte dem Fremden anfänglich unangenehm sein, er gewöhnt sich bald daran, wie ich aus eigener Erfahrung behaupten kann. In Montreal, wie in den anderen



Städten Canada's fährt man beispielsweise nur in den wärmeren Jahreszeiten in geschlossenem Wagen. Im Winter sind Schlitten, Reithwagen und Equipagen durchweg offen; die Fenster derselben sind ausgehängt, und Niemand denkt daran, sich in geschlossene Kutschen pferden zu lassen. Sogar die zwischen den Bahnhöfen und Hotels verkehrenden Omnibus werden im Winter einfach durch offene Schlitten ersetzt.

Die Canadier, speziell der anglo-sächsische Theil dieses Volkes, sind ungemein vergnügungslustig und gefellig, was man im Winter noch mehr als im Sommer wahrnehmen kann. Kaum hat die Novemberkälte den zu Füßen Montreal's dahinströmenden, weilenbreiten St. Lorenz mit einer Eisdede überkleidet, kaum ist der erste bleibende Schnee gefallen, so wechselt das Straßenleben vollständig seinen Charakter. Die fashionable Welt kommt zum Vorschein; das Club- und gesellschaftliche Leben, das sich bis dahin in den Salons bewegt hatte, wird auf die eleganten Promenaden, die Parks und Eislaufbahnen verlegt. Die Canadier sind bekannt als die vorzüglichsten Schlittschuhläufer. Sie laufen vielleicht nicht so elegant und so regelrecht, wie die Mitglieder des berühmtesten Eislauf-Clubs Europa's, des Regent Park Clubs in London, aber an Geschwindigkeit und Behendigkeit im Ausführen aller möglichen Kunststücke, in Ausdauer und Gewandtheit stehen sie unübertroffen da. Von den Indianern haben sie eine Anzahl anderer Winter-Vergnügungen gelehrt, so z. B. das Tobaggonning, d. h. das Fahren in kleinen Handgeschlitten über steile Abhänge, dann das Schneeschuhlaufen u. s. w. Eine Anzahl fashionabler „Sporting Clubs“ pflegt diese Vergnügungen mit wahrer Leidenschaft. Allwöchentlich werden Ausflüge nach der prachtvollen Umgebung Montreal's unternommen. Die Mitglieder der einzelnen Clubs ziehen in ihrer originellen Tracht gemeinschaftlich zu einer Schneeschuh-Excursion aus; oder sie veranstalten einen Ball, zuweilen ein Kostümfest auf der Eisbahn; oder sie setzen sich auf die Eisbote, stecken die Segel auf und fahren, vom Winde getrieben, mit rasender Geschwindigkeit über die festgefrorenen Flüsse und Seen.

Die canadischen Flüsse verwandeln sich im Winter in die belebtesten Verkehrsstraßen. Eine Eisdede von vier bis fünf Zoll Dicke ist in der Regel hinreichend für einen zweispännigen Schlitten und umföhrer für die leichtesten Segelbote. An manchen Stellen ist das Eis, obschon schwärzlich und wie mit Oel getränkt, von ungemieiner Klarheit, sodas man jedes Streichen des Fußgrundes deutlich sehen kann. Dabei ist die Oberfläche so glatt und hart, das Schlitten, Schlittschuhläufer und Eisbote mit Windeseile dahinschieben. Die Construction der Eisbote ist ungemein einfach. Von dreieckiger Form, führen sie in der Mitte der Basis dieses Triangels einen Mast, auf welchem das ebenfalls dreieckige Segel sitzt. An den Spitzen des Dreiecks befinden sich kurze Schlittenschienen, mit welchen das Bot über das Eis gleitet. Die dem Mast entgegengelegte, an der hinteren Spitze des Botes befindliche Schiene ist wie ein Steueruder um einen Holzern drehbar, sodas sie mittelst einer Handhabe vertieft werden kann. Auf diese Weise wird das Bot gelenkt. Die Schnelligkeit, mit welcher diese leichten Bote über die Eisflächen, Fluß auf und ab dahinschieben, kann nur mit jener von Eisjägern verglichen werden.

Später im Winter, wenn der Schnee in einer tiefen Schicht den Erdboden bedeckt, erwachen die Schneeschuh-Vereine zu geselligem Leben. In jeder Stadt Canada's giebt es mehrere „Snowshoe Clubs“, deren Mitglieder ihre eigenen malerischen Uniformen und Abzeichen haben. Die Herrentracht ist jener der Indianer und Trapper abgelauscht: lange, weiße Mantelröcke mit grellfarbigen Streifen und eben solchem Besatz, kurze, anschließende, in Gamaschen stehende Beinkleider gleicher Art und indianische Leder-Moccasins. Der Kopf ist mit einer gefärbten normannischen „Toque“ oder Hüfelmütze bedeckt, und um den Leib ist die den canadischen Bobageurs und Trappern eigenthümliche wollene Schärpe gebunden, deren Enden an der Seite herabhängen. Die Damenkleidung ist jener der Herren ähnlich, nur das kurze, bis etwas über die Knie reichende Mantelröckchen dazu kommen.

Die Schneeschuhe sind ganz indianischer Construction, und die besten werden auch heute noch von den Indianern, hauptsächlich von den Trofelen, verfertigt. Ihre Form gleicht ganz den Reithschlägern des bei uns so beliebten Federball-Spiels, nur sind sie etwa drei Fuß lang und einen Fuß breit, mit etwas nach aufwärts gebogener Spitze. Diese Schneeschuhe werden mittelst Riemen an die Füße geschnallt, und man kann sich wohl vorstellen, das das gepreizte Gehen mittelst dieser breiten, schweren Reprahmen nicht gerade leicht ist. Aber bei tiefem, förmigem Schnee ist es doch viel angenehmer, mittelst Schneeschuh auf der Oberfläche einherzuschreiten, als ohne Schneeschuhe bei jedem Schritte bis auf den Erdboden einzusinken. Was bei dem Trapper, dem Indianer und Pelzjäger der Einöden ein unabweichliches Bedürfnis ist, wird der fashionable Welt Canada's zum leidenschaftlichen Sport. Stundenlang traben die Mitglieder der Snowshoe Clubs über den Schnee, unternemen Ausflüge, ja spielen allerhand Gesellschaftsspiele im Freien, die hemden den Schneeschuhe an den Füßen; und wer einmal an die eigenthümliche Gangart gewöhnt ist, der findet dieses anfänglich ungemein beschwerliche Vergnügen nachher sehr reizend.

Aber die beliebtesten Winter-Vergnügungen der Städte sind doch das Schlittenfahren und das Tobaggonning. So Mancher von uns hat wohl in seiner Jugend seinen kleinen, vielleicht gar selbst construirten Handgeschlitten gehabt, mit dem er unzählige Male kleine Anhöhen und Kampen hinaufgelenktert und, mit ausgespreizten Beinen auf dem gedrehten Schlitten sitzend, wieder hinabgefahren ist. Dieses Vergnügen, bei uns auf die Jugend der unteren Schulklassen beschränkt, ist in Canada der beliebteste und fashionabelste Winterport, dem sogar der General-Gouverneur, die Minister und die zeitweilig Canada besuchenden englischen Prinzessinnen huldigen. Wie man sich in Europa gegenseitig zu einem Nachmittags-Thee, zu einem Spaziergang oder einer Spielpartie einladet, so thut man dasselbe in Canada mit dem Tobaggon, der besonders während des Carnevals in den einzelnen Städten die Quelle der Hauptbelustigung ist. In Quebec ist eine derartige „Tobaggon Slide“ oder „indianische Schlittenbahn“ auf dem heißen Montmorency-Hügel, in Kingston auf dem Glacis der Festungswerke, in Montreal jedoch sind deren mehrere in verschiedenen Stadttheilen. Wo der Abhang nicht steil genug ist, wird gerade, wie in St. Petersburg, der einzigen Stadt meines Wissens, in welcher man Tobaggonning auch als Sport betreibt, ein künstliches Gerüst aus Balken und Brettern hergestellt. Neben der steilen Bahn führt eine Treppe bis zur oberen Plattform, sodas man das Gerüst bequem genug erreichen kann. Von hier aus fahren die kleinen Handgeschlitten oder Tobaggonns über die glatte Schnee- und Eisbahn mit Windeseile herab, und auf der Ebene unten vielleicht noch eine halbe Meile weiter.

Die canadischen Tobaggonns bestehen aus einem dünngehobelten Brett von etwa zwei Fuß Breite und sechs bis acht Fuß Länge, dessen eines Ende wie ein Schlitten nach aufwärts gebogen ist und durch Riemen in dieser Lage erhalten wird. Hinter diesem Bug wird ein langes, weiches, mit Büffelsell überzogenes Kissen auf das Brett geschnallt, und der Tobaggon ist fertig. Das Tobaggon-Fahren ist entschieden der kräftigste, rauheste Winterport der Canadier, und man muß sich hierzu besonders warm kleiden, will man sich gegen die eifig kalte Luft, die man im rasenden Fluge durchschneidet, und gegen den vom Tobaggon aufgewirbelten Schnee ordentlich schützen. Das beliebteste Kostüm für Tobaggonning ist dem geschlittenen Schneeschuh-Kostüm ähnlich, nur das die Männer noch wärmere Gamaschen und pelzfütterte Moccasins aus Elenthierhaut tragen. Die Kleidung der Damen ist in auffälligeren Farben gehalten, roth, weiß oder blau, mit weißem Pelzbesatz; schneeige Daunen-Kappen schützen den Kopf und ähnliche Shawls den Hals. In diesem malerischen, an die polnische Nationaltracht erinnernden Kostüm nehmen sich die ihrer kräftigen, blühenden Schönheit wegen bekannten Canadierinnen ungemein reizend aus. Ungeachtet der dicken Hülle heben sich ihre schlanken Gestalten vorthelhaft hervor; die kurzen Röckchen lassen wohlenthwickelte Gliedmaßen und reizende kleine Füßchen sehen, und die weiße, zarte Umrahmung der Köpfechen steht vortreflich zu dem blühenden, von der Kälte gerötheten Gesicht. Wer je eine derartige Gruppe lebenslustiger Canadierinnen im munteren Scherze beisammen gesehen hat, der würde schwören, es gäbe keine schöneren, kräftigeren Frauen, als diese Bewohner des „großen einsamen Landes“, wie Canada noch heute genannt wird.

Der Leiter eines Tobaggonns nimmt entweder als der erste oder letzte der Fahren den Platz und leitet den mit Windeseile die steile Bahn hinabfallenden Schlitten dadurch, das er Hand oder Fuß während der Fahrt auf der entsprechenden Seite gegen die Bahn spreizt. Die zarten Insassen, gewöhnlich zwei, drei oder gar vier, sitzen hinter einander und halten sich an der Taille des Vordermannes oder der „Borderrame“. Jede Bewegung, jedes Neigen des Körpers, hat unvermeidlich ein Umstürzen des Tobaggonns zur Folge, und da möglicherweise hinterdrein andere Tobaggonns niederfallen, so muß hübsch still gelassen werden, soll die Thalfahrt gefahrlos bleiben. Oft genug wird der Schlitten durch die Ungeschicklichkeit des Lenkers oder durch irgend eine Unbeinheit in der Bahn umgeworfen, und jeder Insasse kugelt oder rutscht dann auf eigene Faust herab, wenn es ihm nicht gelingt, rasch genug aus der Bahn zu klettern.

Der Höhepunkt dieser und anderer Wintervergnügungen ist natürlich der Carneval, der besonders in Montreal ungemein lebhaft gefeiert wird und gerade so, wie in Rom oder Venedig, viele Tausende von Fremden aus England und den Vereinigten Staaten herbeilodt. Die zahlreichen Hotels von Montreal sind dann über und über mit Neugierigen gefüllt, und auf Straßen wie Plätzen herrscht das bewegteste Leben. Der Geschäftsverkehr hat aufgehört und wird von Vergnügungslustigen ersetzt, die in den verschiedenen Club-Kostümen, sowie in individuellen phantastischen Wintertrachten den einzelnen „Nides“ oder den Eislaufbahnen zuellen. Elegante Schlitten, bespannt mit schönen, glänzend geschirrten Pferden, fahren unter Schellengeltingel professionellweise auf und nieder. Auf vielen Schlitten neben dem Kutscherstuhls oder hinten aufgeschnallt der Tobaggon, mit welchem die Insassen ihren Club zuellen. Die Stadt selbst prangt im lebhaftesten Flaggenschmuck, der zu den schneerweißen Straßen, den weiten, schneebedeckten Plätzen und Parks auffällig contrastirt. Hier und dort erheben sich auf den Plätzen großartige Monumente, Paläste, Bildsäulen, Statuen u. s. w., aus krySTALLHellen Eisblöcken gebaut. Der großartigste Bau dieser Art ist jedoch der berühmte Eispalast, der auf dem majestätischen, von prachtvollen Monumental-Gebäuden umrahmten Dominion-Square zur Carnevalszeit errichtet wird: eine phantastische Ritterburg mit an hundert Fuß hohen Thürmen, Minarets, Ertern und festungsartigen Thoren, großen Hallen und Bogengängen, Alles aus den bläulich glühenden, durchsichtigen Eisquadern des St. Lorenz-Stromes erbaut. Darüber gegossenes Wasser glättet die rauen Sägeschnitten und friert die Blöde zu einer einzigen soliden Masse zusammen. Im vergangenen Jahre zierte die aus Eis gemeißelte kolossal-Statue eines „Snowshoors“, eine brennende Fackel in der Rechten, den höchsten Thurm dieses Eispalastes. Auf dem zweitgrößten Platze der halbfranzösischen Stadt, der Place d'armes, stand während des letzten Carnevals ein kolossaler Löwe, gleichfalls von kunstvoller Hand aus Eis gemeißelt; besonders des Abends nahm er sich, von verschiedenfarbigem bengalischen Feuer beleuchtet, ungemein phantastisch aus. Die Eröffnung- und Eröffnungs-Feierlichkeiten dieser vergänglichem Eisbauten bilden wichtige Nummern in dem Fest-Programm, und viele Tausende ergötzen sich an der Illumination, an dem Abrennen von allerhand Feuerwerkskörpern und der Erleuchtung des Eispalastes durch elektrisches Licht, an den Umzügen der verschiedenen Schlitten- und Schneeschuh-Clubs, den Fackelzügen u. s. w.

Das lebhafteste Treiben herrscht jedoch an den einzelnen Tobaggon-Bahnen, deren Montreal zur Carnevalszeit etwa ein Duzend besitzt. Die beliebteste Bahn ist die „Montreal-Slide“, aber einen mehrere hundert Fuß hohen Hügel in der Nähe der fashionablen Sherbrooke-Straße fahrend. Tausende von malerisch gekleideten Tobaggon-Fahrern und Touristen beleben tagsüber und bis in die späte Nacht hinein die schneeerweiße, glatte Bahn. Ein Tobaggon nach dem anderen fliegt in unaufhaltsamem Laufe mit Schnellzug-Geschwindigkeit die Bahn hinab und weit in die zu Füßen des Hügels sich ausdehnenden Felder hinein. Duzende von Tobaggonns befinden sich zu gleicher Zeit auf der Bahn; fröhliches Lachen, Singen, Jubeln schallt von den Massen herüber und findet unter den angeregten Zuschauer lautes Echo. Professionellweise wandern die unermüdeten Schlittschuhfahrer, die munteren Mädchen und kräftigen jungen Männer mit ihrem Tobaggon wieder die Anhöhe hinauf, legen sich, oben angelangt, wieder sorgfältig hinter einander auf den Schlitten; ein Schrei, und wie eine Mintonkugel schießt das leichte Gefährt mit eigenthümlichem Geräusch den Abhang hinab, sodas der Luftdruck den Insassen fast den Athem raubt. In wenigen Secunden, schneller, als ihnen das Auge folgen kann, sind sie unten angekommen, um an den Zuschauer vorbei in die Ebene zu fahren und dort vielleicht topfäber in den weichen Schnee geschleudert zu werden.

Während der englische Theil der Bevölkerung, der vornehmere und reichere, sich mit wahrer Leidenschaft den out of door-Belustigungen im oberen Stadttheile von Montreal hingiebt, feiern die Französisch-Canadier in ihrer Weise den Carneval im unteren, an den festgefrorenen St. Lorenz grenzenden Stadttheile. Französische Leichtlebigkeit und Ver-

gnügungssucht sind auch in diesem verlorenen Stamme des Volkes noch lebhaft genug, und es geht hier deshalb auch noch toller und volkstümlicher zu, als oben bei den englischen Landsleuten. Die Franzosen haben ihre eigenen Clubs und Vereine, ihre eigenen Carnevals-Festlichkeiten, Fackelzüge und Bälle. Im vergangenen Jahre bildete ein pittoreskes canadisches Jäger- und Trapperlager mitten auf der Eisfläche des St. Lorenz-Stromes den Mittelpunkt des französischen Carnevals. Die Bobageurs- und Chasseurs-Clubs hatten dort Zelte errichtet und das Lager in ganz derselben Weise ausgestattet, wie sich dasselbe in den canadischen Urwäldern präsentirt. Phantastisch gekleidete Indianer in voller Jagdrüstung, Sträflinge, „Schneeschuher“, Jäger in ihrem wollenen Kostüm, Indianerinnen, mit häuslichen Verrichtungen beschäftigt, bildeten die Staffage dieses fremdartigen Bildes. Ein sogenannter „Boulevard“, mit Festons und Girlanden, Triumphbögen u. s. w. geschmückt, führte vom Lande aus über die holperige Eisdede des gewaltigen Stromes zu dem Lager, und tagesüber fausten Hunderte von Schlitten ab und zu.

Aber das schönste Bild des Carnevals von Montreal zeigt sich nach eingetretener Dunkelheit. Denn die gleichen Festlichkeiten und Vergnügungen werden dann nur noch um so lebhafter bei künstlicher Beleuchtung fortgesetzt. Elektrisches Licht, von der blendend weißen Schneehülle der Stadt lebhaft zurückgeworfen, erleuchtet das ganze Reichbild. In den Straßen allgemeine Illumination; auf den großen, offenen Eislaufbahnen, den Tobaggon-Bahnen, dem französischen Boulevard u. s. w. brennen gewaltige, hoch auflodernde Freudenfeuer, in deren flackerndem Scheine sich die Tausende phantastischer Carnevals-Gestalten nur noch felsamer ausnehmen; die langen Tobaggon-Bahnen sind mit dichten Reihen von chinesischen Laternen, Lampions und Fackeln zu beiden Seiten glänzend illuminiert; auf dem Zug der zahllosen, die weiße Bahn herabfallenden Tobaggonns strahlt eine blendende Laterne, und die Rechte jedes Tobaggonnsfahrers hält eine brennende Fackel, deren Funken bei der Thalfahrt in langen Reihen zurückbleiben und dem Ganzen ein ungemein anziehendes, wild phantastisches Gepräge geben.

Ebenso ist es mit dem französischen Jägerlager und dem großen Boulevard, der des Abends noch belebt ist, als während des Tages. Hier tragt eine lange Prozession der weißgekleideten Schneeschuhläufer umher, jeder eine brennende Fackel in der Rechten; dort ein ebenso langer Zug von Schlitten, gleichfalls mit Lampions und Fackeln geschmückt. Gegenüber, nahe der St. Helene-Insel, mitten in dem gefrorenen Strome, wird ein glänzendes Feuerwerk abgebrannt. Die Eispaläste und Eisfiguren in der Stadt sind mit wechselndem bengalischen Lichte beleuchtet, und die in ihrem Innern erstrahlenden elektrischen Flammen lassen diese KrySTALLbauten selbst in magischem Lichte leuchten, wenn die bengalischen Flammen erlöschen. Das Leben in den Straßen, auf den Vergnügungsplätzen wird immer ausgelassener, denn die bessere Gesellschaft hat sich zurückgezogen, um sich für die Maskeraden und Kostümbälle auf den unter Dach gebrachten Eisplätzen vorzubereiten. Der glänzendste dieser Bälle ist gewöhnlich jener im Victoria-Rink, wo Tausende der elegantesten Paare in prächtigen, allen Zeit-Epochen und allen Nationen entnommenen Kostümen auf dem glatten Eise dahinschieben, Quadrillen und andere Tänze ausführend und demselben Prinzen Carneval huldigend, wie er in Rom, Venedig und Nizza alljährlich an denselben Tagen, vielleicht in derselben Stunde gefeiert wird. Nur ist das Leben, das Vergnügen hier viel freier, gesunder, die Frauenwelt schöner, die Männerwelt kräftiger und die ganze Scene, der Eis- und Schneedecke, der winterlichen Zuthaten wegen, vielleicht sogar anziehender, als in dem sonnigen Italien.

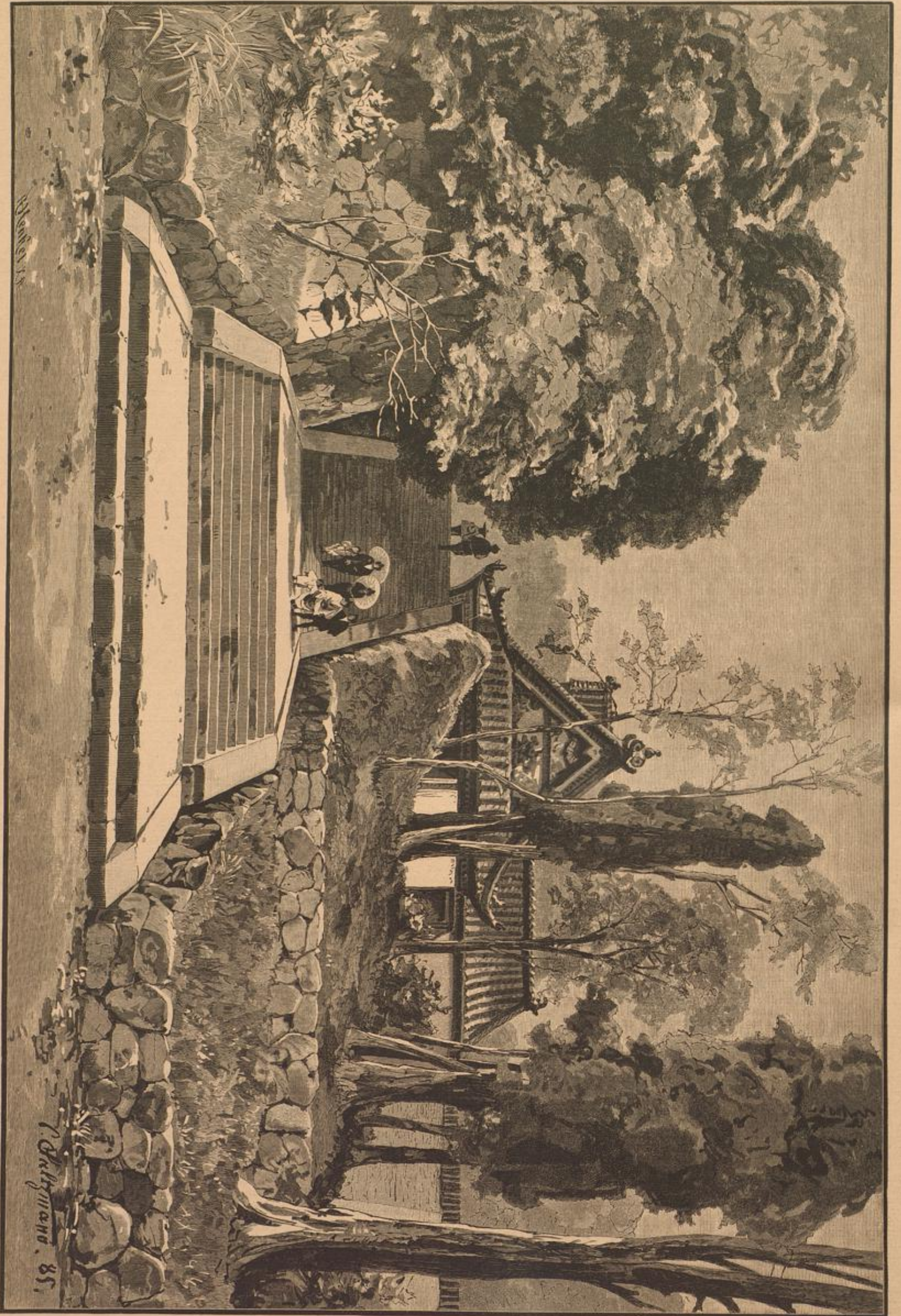


Nachdruck aus im Einzelnen verbotem.

**Vor dem Balle.** Von H. Schlittgen. Siehe das Bild, Seite 40. — Das doch die Frauen sich nicht an Pünktlichkeit gewöhnen können! Erst sind sie es, die den Gatten in der Bezaglichkeit des Herzensimmers aufstören oder ihm Eilboten auf Eilboten in's Comptoir schicken, mit der Mahnung, doch ja nicht den Ball heute Abend zu vergessen; und wenn dann der Mann, nachdem er mit leiserem Seufzer das interessante Buch bei Seite gelegt oder topfschüttelnd den angefangenen Geschäftsbrief bis auf morgen in's Pult verschlossen hat, sich mit Energie in das Ankleiden stürzt und nach etlicher Minuten vor der festgesetzten Zeit in voller Gala das Douboir der Gemahlin betritt, — o weh, dann ist diese noch lange nicht mit der Toilette fertig. Dem Anstehende nach wäre sie es freilich, und der Hausherr findet Alles tabellos an der strahlenden Erscheinung der jugendlichen Gattin, — aber was versteht denn so ein Mann in seinem beschränkten Gesichtskreise von Frauenthatsachen! Hier läßt der Balkenwurf der Schleppe zu wünschen übrig, dort will die Spitze nicht gefällig genug sich anschmiegen, und hier, der duftige Zweig im Haar, — nein, der kann unmöglich so bleiben! Ein wenig mehr zur Seite gerückt, — nein, zu viel, etwas weiter nach vorn, — noch nicht genug, — wieder zu viel... D, dieses zu Viel und zu Wenig kann den Wartenenden zur Verzweiflung bringen! Schon mehrmals hat er nach der Uhr geblickt, — die schöne Frau nahm es im Spiegel wohl wahr, und ein kleiner Zug von Schadenfreude umflog ihr Gesicht; denn hat er sie nicht auch manchmal warten lassen, wenn ihn der Club oder ein „lange nicht gesehener Freund“ aufgehalten! Schließlich hat er es aufgegeben, den Chronometer wieder in die Tasche zu verpacken; er behält ihn in der Hand, und melancholisch den Kopf wiegend, verfolgt er den Lauf des Weisers. Der Barbar! Er weiß nicht, wie leicht das Kleintje zu Viel, das geringste zu Wenig die ganze Wirkung einer duftigen Toiletten-Dichtung zerstören kann! Und hier wen schmückt sich am Ende die schöne Frau? Ein wenig wohl auch für Andere, denn man will sich nicht gern überstrahlen lassen, aber doch zumeist für ihn selbst, den unverständigen Tyrannen, auf das er sich rühmen könne, zu den Vorzügen des Geistes und Herzens besitze seine Gattin auch den des feinen, distinguirten Geschmacks. Jetzt denkt er freilich nicht daran, sondern im Uebermaste der Ungebuld läßt er gar den gelbenen Mahner repetiren. Da dreht sie sich um: „Mit dem Glockenschlage fertig!“ ertönt es lachend von ihrem Munde, und wie gebendet starrt er auf die stolze, königliche Erscheinung. Wäre jetzt nicht die Jose zugegen, so beugte er wohl huldigend das Knie; aber jetzt ist sie es, die zur Eile drängt, und im nächsten Momente lauft der Wagen, vor dem die Kenner längst mit den Füßen gekarrt, dem kimmernden Ballsaale zu. E. S.

(Fortsetzung auf Seite 44.)





Ein Tempelbad zu Kioto in Japan. Von H. Salpmann. — Siehe Seite 46.



# Kunstgewerbliches

Nachdruck verboten, ebenso jegliche Nachbildung der abgebildeten Gegenstände, welche gesetzlich geschützt sind. — Die Preise der letzteren siehe im Inzeraten-Beilage.

**D**ie Thür und ihr Schmuck. (Schluß.) — An Vorbildern für die Gestaltung der Thüren unserer Wohnräume fehlt es wahrlich nicht. Im eigenen Hause liegt die Sache stets einfach; man kann hier schalten und walten, wie man will. Vorzuziehen, weil stets harmonisch sich einfügend, ist immer die Thür in Naturholz, mit blanken Beschlägen, vielleicht etwas Antarktis-Schmuck. Die Supraporten, — wenn überhaupt solche sein müssen, — dürfen nicht zu hoch, auch nicht als Siebeldreieck gebildet sein, das hier gar keinen Sinn hat; vor Allem aber müssen sie aus Holz bestehen. Wir sind nur zu sehr geneigt, das schöne, edle Holz durch schlechteres Material, wie Gips oder Stuck, zu ersetzen. Stuck gehört an die Decke, wo er vor Zerstörung durch Abstoßen u. s. w. gesichert ist; dort soll er aber auch als Stuck wirken, nicht durch Anstrich eine Holzdecke oder Bronze-Ornamente nachahmen.

Ganz verkehrt ist es, das Holz durch Stuck an Stellen zu ersetzen, wo dieser leicht beschädigt wird, also an Thür-Umrahmungen oder, wo er unter Umständen gefährlich werden kann, an Supraporten, wo er sich durch die fortwährende Erschütterung beim Thürschließen leicht ablöst. Auch führt das billige Surrogat, dem man in Formen bequem ein reiches Ansehen geben kann, zu einem Scheinkunz, der unter allen Umständen verwerflich ist, weil er den Geschmack verdirbt. Endlich stellt sich eine solide Holz-Umrahmung, in verständiger Form gehalten, fast ebenso theuer, als eine augenblendende Stuck-Umrahmung.

In Mietshwohnungen liegen die Verhältnisse freilich anders; hier hat man mit dem zu rechnen, was man vorfindet. In größeren Städten haben die weißen Thüren wohl größtentheils den holzfarbenen gestrichenen weichen müssen; die Füllungen sind vielfach mit Goldlinien umrandet, hin und wieder sogar Beschläge und Bänder zu finden. Das Umziehen mit Goldlinien giebt den Thüren etwas Leben und empfiehlt sich umsonst, als man es mit einiger Geschicklichkeit leicht selbst machen kann.

Die Amerikaner und Engländer pflegen ihre Thüren noch viel reicher zu verzieren, und die Art und Weise, wie das geschieht, eröffnet vielleicht den Damen, die schon alle Kisten und Kästen, Fächer und Celler bemalt haben, ein neues Feld der Thätigkeit. Die Amerikaner, denen ja in ihrer Kunst eine Tradition fehlt, die nicht in der Lage sind, wie wir Europäer, an vorhandene Kunstformen anknüpfen zu können, denen die Ausdrucksformen von früheren Kunst-Epochen nicht so geläufig und auch nicht so zur Hand waren, wie



Spanische Wand

mit venezianischem Sammet. Ausgeführt von A. Bembo in Mainz. In verschiedenen Größen nach Wunsch.



Armlenucher

in Bronze für sechs Lichter. Nach dem Entwurf des Bildhauers Hönisch in Berlin ausgeführt von Carl Valentius & Co. ebenda. Ein Drittel natürlicher Größe.



Schaukelstuhl

in Buchbaumholz. Ausgeführt von A. Bembo in Mainz. Maße wie üblich.



Imitirter alter Stuhl

in Eichen- oder Buchbaumholz. Ausgeführt von A. Bembo in Mainz. Maße wie üblich. Die Lehne mit Holzschneiderei.

uns Europäern, sahen sich in Bezug auf ornamentale Formen auf das Studium der Natur angewiesen.

Mit Hülfe und durch das Studium japanischer Kunstwerke und ihrer Decoration begannen sie, ganz in der Art und im Sinne des japanischen Decorations-Principes, Pflanzen zu stilisieren und die Muster zu verwenden. Es ist das im Grunde ein Verfahren, dem

wir im Mittelalter und im siebzehnten Jahrhundert auch in Europa begegnen, und wie in jenen Zeiten, so sind auch in Amerika, neben allerlei Geschmacklosigkeiten, doch zahlreiche und mannigfaltige Arbeiten entstanden, deren eigenartiger Reiz auch wir Europäer uns nicht zu entziehen vermögen.

Es sind weder bloße Copieen der Natur, noch streng stilisierte Naturformen; es sind Formen, die jenem schwer beschreibbaren Naturalismus der Japaner nahe kommen, der mit feinem künstlerischen Empfinden den Schmuck dem jedesmaligen Zwecke anpaßt und durch Aufhebung der schweren Töne und Schatten, durch geschickte Vertheilung der Darstellungen die schmückende Zuthaten gewissermaßen der Körperlichkeit entkleidet. In dieser Weise werden nun in Amerika die Thürfüllungen bemalt; auf verschiedenem, vielfach hellem Grunde in durchsichtigen, flüssigen Farben, welche fast immer auch die Textur des Holzes durchschimmern lassen. Mit vielem Verständniß werden für die länglichen Füllungen Blumen gewählt, die sich durch ihre Form dafür eignen: Lilien, Malven, auch hängende Zweige, als Glycerinen, Goldregen u. s. w. Die kleineren Füllungen schmückt man entsprechend; auch figürliche Darstellungen finden Verwendung. In dieser Weise bemalte Thüren haben einen eigenen Reiz und verdienen wohl bei uns Nachahmung.

Voraussetzung bei dieser letzteren Art der Thürverzierung ist natürlich, daß man die Thür nicht, wie es heute vielfach geschieht, mit Portieren vollständig verhängt. Thun wir jetzt in Bezug auf Verwendung von Stoffen wohl häufig des Guten zu viel, so geschieht dies am meisten bei den Portieren. Eigentlich hat ein solcher Thürvorhang doch nur da Sinn, wo er die Thür wirklich zu verschließen bestimmt ist, wo er gewissermaßen die Flügel vertritt; er soll dann die eckige Umrahmung der Thürauschnitte verdecken, die harten Kanten derselben mildern. Dazu bedarf es zunächst nicht ganzer Wolken von Stoff aller Art, sondern einfach geordneter Vorhänge, oben mit Lambrequins abgeschlossen; was darüber ist, das ist vom Nebel und eitel Dunst, den uns der künstlerisch angehauchte Tapezierer vormacht. An Thüren, die gewöhnlich geschlossen sind, bringt man Portieren überhaupt nicht an.

Endlich sei hier noch auf die Verglasung der Thüren hingewiesen. In früherer Zeit verglaste man eine Thür

entweder, um Licht durchzulassen, — dann bediente man sich des Mattglases, — oder um durchzusehen, — dann setzte man Fensterglas ein. Heute verglast man Thüren häufig, um — Bugenscheiben anzubringen; man kann aber durch Bugenscheiben weder hindurchsehen, noch auch lassen die unvollkommenen Gläser eigentlich Licht durch. Sie haben







bekennen, unter Begründung einer „Fortfortschritts-Liga“, von welcher bei eine größere Anzahl Zweigvereine, namentlich in den südlichen Provinzen Englands, ins Leben gerufen wurden. Demnächst soll in Glasthorne auch ein großes Meeting liberaler Damen stattfinden und in demselben die weitere Propaganda für die Fortfortschritts-Liga beraten werden.

**Bombay.** — Das unter britischer Oberhoheit stehende Indien zählt vierundzwanzig Millionen Witwen, eine Anzahl, die für den ersten Moment ungeheuer, aber doch erklärlich erscheint, wenn man bedenkt, daß Britisch-Indien mit den Vasallen-Staaten etwa zweihundertvierzig Millionen Einwohner zählt, und daß nach der Sitte der Hindu viele Ehen formell schon im zarten Kindesalter geschlossen werden. So sind denn in die angegebenen Zahl auch viele Tausende von Witwen, deren Ehe nur eine formelle geblieben, Mädchen im Alter von fünf bis fünfzehn Jahren, einbegriffen. Von dem Leben, das die Hindu-Witwen führen, entwirft eine Hindu-Dame, die sich selbst von den Vorurtheilen ihrer Kaste frei gemacht, in einem indischen Blatte ein trübes Bild. In einem orthodoxen indischen Hindu-Hause ist eine Witwe nicht besser daran, als eine Skavin; sie hat bis an ihr Lebensende die niedrigsten Arbeiten zu verrichten. Mancher Mann, welchem die Gattin stirbt, heirathet wieder; aber eine Frau, die ihren Gatten verloren, muß in der Chelofigkeit verbleiben, gleichviel ob sie bei dem Tode des ihr Angetrauten noch ein zartes Kind oder eine bejahrte Frau war. Mit Recht wird darauf hingewiesen, daß die englische Regierung mit dem Verbot der Witwen-Verheirathung nicht genug gethan habe, sondern auch darauf hinwirken müsse, daß überhaupt die unwürdige Stellung der unglücklichen Witwen aufgehoben werde.

**Newyork.** — Bei den letzten städtischen Wahlen versuchten wieder einige Damen, Mister Hester Herrmann, eine durch philanthropische Schriften bekannte Dame, und Mister Abbie Mitchell, die Gattin eines Arztes, das Stimmrecht auszuüben, und es glückte ihnen in der That, ihre Namen in die Wählerliste eintragen zu lassen. Als die Damen jedoch am Wahltag erschienen, um ihre Stimme abzugeben, wurden sie von den Inspectoren abgewiesen, indem diese sich hierbei auf eine Entscheidung des obersten Gerichtshofes beriefen. Eine solche Entscheidung liegt in der That für den Staat Newyork vor, und somit haben die Beamten nur correct gehandelt; aber in andern Staaten, wie im Whoming und Washington Territorium, üben die Damen das Stimmrecht bei den städtischen Wahlen ungehindert aus. Dieser Zwiespalt in der Gesetzgebung ließe sich allein durch ein für die gesammten Vereinigten Staaten gültiges Gesetz beseitigen.

**Tokio.** — Die abendländische Kultur, welche kennen zu lernen, alljährlich eine größere Anzahl junger Männer von der japanischen Regierung nach den europäischen Hauptstädten geschickt werden, soll sich in ähnlicher Weise jetzt auch der japanischen Frauenwelt erschließen. Die Regierung des Mikado sendete eine Anzahl junger Mädchen aus guten Familien nach Europa, um sie in renommirten Pensionen in allen jenen Gegenständen unterrichten zu lassen, welche als nothwendig für die Erziehung gebildeter Europäerinnen gelten. Diese Damen sollen dann in ihrer Heimath als Lehrerinnen wirken. Mancher Zweig abendländischer Kultur ist übrigens der japanischen Frauenwelt nicht mehr fremd. Die eingeborenen Schönen in Jeddo beziehen bereits Toiletten-Gegenstände aus Paris, und auf europäische Art tanzen zu können, gilt dort als unerlässliche Bedingung feiner Bildung; ja, in Jotohama ist bereits eine Reitschule für eingeborene Damen eröffnet worden, die sich lebhaften Zuspruches erfreut. Wie lange wird es währen, und die jungen Japanerinnen müssen sich auch dem schrecklichen Klavier-Zwange beugen, unter dessen Joche im Abendlande Alles steht, was gleichen Geschlechtes ist mit der oft so mißhandelten Frau Russia.



neben ihrer durchsichtigen Klarheit und Feinheit, in einem Picot-Abschluß aus imitirten Perlen. Gleichen Schmuck nebst großen, aus ungeschliffenen Edelsteinen geschnittenen Perlen zeigen die abgepaßten Kragen. Eigenartige Eleganz und blendenden Reichtum geben der Toilette harmonisirende Tablier-Einsätze, wie man sie zur Zeit der Medici am französischen Hofe trug. Zu den Arrangements mit glatt aufgelegten Goldspitzen sieht man letztere neuerdings auch auf Sammet, durch die unseren Leserinnen bekannte Prismatine-bronze-painting (siehe die 2. Oct.-Nr. 84) täuschend ähnlich imitirt. In dieser Weise ist die dargestellte Garnitur (Kragenfragen und Manschette) nach prächtigen alten Goldspitzen ausgeführt. (Bewagquelle für die Goldspitzen-Imitation in Wasser: Fr. A. Weese, Barl a. 2. Jahre.)

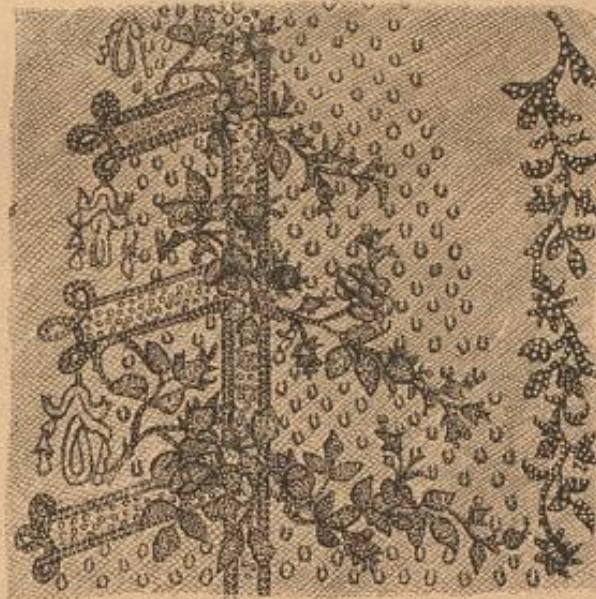
gelegten Louis XIII., zum halbhohen, spitze ausgeführten das Küchens-Arrangement. Die Hauptschönheit der neuesten, zu letzterem Zwecke bestimmten Goldspitze besteht,



Auch zur Robefarbe des Ballsaales ist jetzt das leuchtende Scharlachroth erhoben, und zwar wird dasselbe meist mit Schwarz oder Weiß zusammenge stellt. Eine so componirte Toilette von großer Anmuth besteht in einem weißen Seidenrock, welchen Spitzen-Volants nebst drei mit rothem Band streifig besetzte Draperie-Schawls aus Tüll garniren. Hinten enden die beiden oberen Tüll-Schawls je in eine bauchige, unbefestigte Puffe. Dazu sind die Taille aus roth und weiß gestreifter Pekin-Seide, die Kermel aus Tüll mit Bandbesatz und Spitzen-Manschette gefertigt. Den tiefen Ausschnitt verhält ein mit Spitzen garnirtes Tüll-Riemen, dessen über der Brust getrennte Enden im Taillenschluß Befestigung finden. Sträuße scharlachrother Rosen mit hellem Laube bilden den Schultererschmuck und halten vorn die Draperie-Schawls.



Eine hochlegante, reiche und sehr aparte Garnitur für schwarze Seidentkleider, namentlich aus Keps oder Taille, sind Tabliers mit farbigen Perlen auf schwarzem Tüll gestickt, welche auch die Seitenbahnen des Rockes bedecken können. Die in naturgetreuen Farben ausgeführten Blumenzweige ruhen auf einem schwarzfar-



haltenen, von Arabesken durchzogenen Pleingrunde. Mit Ausnahme der Arabesken-Streifen, zu welchen auch kleine, rundgeschliffene Perlen verwendet wurden, sind zu der ganzen Arbeit Schmuckperlen verarbeitet, lose hängende kleine Schlingen bilden den Plein. Dazu passende, 6 Cent. breite Blumenborten sind zur Ausstattung der Taille etc. bestimmt. (Bewagquelle: J. A. Weese, W. Leipziger Str. 87.)

Bei der Feier des fünfundsingzigjährigen Regierungsjubiläums des Kaisers Wilhelm im königlichen Schlosse zu Berlin trug die Kaiserin Augusta eine prachtvolle weiße Robe aus Crêpe de chine, mit französischen Seidenspitzen garnirt, ein Diadem unter dem weichen, mit einer gleichfarbigen Feder geschmückten Hute im Haar, und um den Hals mehrreihige Gehänge der köstlichsten Perlen. Ueber die Brust zog sich das Orangeband des schwarzen Adlersordens. In einer lila Atlasrobe mit langer, violetter Sammeterschleppel erschien die Kronprinzessin Victoria. Ihre Toilette war reich mit alten venezianischen Spitzen garnirt; Hut und Feder entsprachen der Farbe des Kleides. Die Erbprinzessin Pauline von Sachsen trug eine Toilette in dunkel cuirre poli mit Pelzverbräunung, die Großherzogin Sophie von Sachsen ein mit weißen Spitzen garnirtes lila Seidenkleid, Prinzessin Albrecht von Preußen gelblich weichen, die Erbprinzessin Charlotte von Sachsen-Weimingen korallenrothen Atlas. Prinzessin Friedrich von Hohenzollern, sowie die Prinzessinnen Victoria, Sophie und Margarete von Preußen waren ganz hell gefleibet. Gräfin Szechenyi hatte blaugrünen Damast, Gräfin Schwaloff grauen Sammet mit rosa Tablier und die Baronin de Courcel grünen Sammet angelegt.

# Neue Handarbeiten

Welch prächtiges, gediegenes Muster, sagt wohl manche Leserin beim Betrachten der neuesten Nummer unseres Journal; — da sie jedoch weder ein Kissen noch eine Decke, sondern eine Vorlage zu einem Ofenschirm braucht, so legt sie das Blatt beiseite. In dessen lohnte es wohl der Mühe, genauer zuzusehen, ob das Gewünschte nicht doch vorhanden ist. Schauen wir uns z. B. das Bild mit seiner prachtvollen Decke, Abb. 46 der Nummer vom 1. Januar an, für welche die Vorlage Muster-Vorlage und Vor-



auf das dort angegebene Muster und auf das nebenstehend dargestellte Banner lehrt, wie sich vorhandenes verwenden und Neues aus ihm gestalten läßt. Die Technik des Banners, dessen größte Breite 50 Cent. bei gleicher Länge beträgt, ist die gleiche, wie die zur Bettdecke angewendete Aufnäher-Arbeit, bei welcher die Farbenwahl von der Zimmer-Decoration abhängt. Das Banner ist in der Vorlage an einem Ständer aus veredeltem Metall angebracht, mit drehbarem, hoch und niedrig zu stellendem Querhabe, der auf einem 1 Meter hohen Stabe mit 38 Cent. hohem dreibeinigen Fußgestell befestigt ist. Die Stickerei erscheint an kleinen Metallringen angebracht. Seidene Schürze und Pompons dienen zur Auskattung. (Bewagquelle für den Ständer: E. Lohn, W. Leipziger Str. 88; für das Muster der Stickerei: Frau S. Gies, W. Kückwischer 83.)

# Wirthschaftliches

## Speisezettel für die feine und einfache Küche.

- I.
  - Chenschwanz-Suppe. Rezept 1146 u. 1147.
  - Ragoût fin en coquilles. Rezept 1148.
  - Gepökelter Schinken mit Rirschauc. Rezept 1149.
  - Pastete von Kalbsmilch. Rezept 1150.
  - Butterbraten. Salat. Rezept 1151.
  - Schwarzwurzel mit sauren Spiegeleiern. Rezept 1152.
  - Gebadene Griesmehlbeise mit Chocolate; dazu verschiedene Confitüren. Rezept 1153.
  - Baumtorte. Rezept 1154.
  - Deffert. Rezept 1155.
- II.
  - Französische Suppe mit allerlei Gemüsen. Rezept 1156.
  - Rüs-Kauslauf in Muschelschalen. Rezept 1157.
  - Rindbrust mit Kruste. Rezept 1158.
  - Kleine Pratzander, dazu Wüchenschoten. Rezept 1159.
  - Gebratener Kapann. Sellerie-Salat. Rezept 1160.
  - Bernicelli-Kuchen, dazu Compotes. Rezept 1161.
  - Brod, Butter und Käse. Rezept 1162.
  - Döf. Rezept 1163.
- III.
  - Spanische Suppe. Rezept 1164.
  - Sardellenstättchen. Rezept 1165.
  - Grünkohl mit gepökeltem Gänsefleisch. Rezept 1166.
  - Falscher Hasenbraten; dazu Preiselbeeren. Rezept 1167.
  - Nachtsisch. Rezept 1168.
- IV.
  - Hühnersuppe. Rezept 1169.
  - Das Suppenfleisch mit Butterauce. Rezept 1170.
  - Gebatene Chenschwanz mit Kartoffel-Püree. Rezept 1171.
  - Döf. Rezept 1172.

**Recepte.**  
 1146. **Gepökelter Schinken mit Rirschauc.** Ein altschlächterer Schinken von einem jungen Schweine wird, nachdem man ihn mit 50—60 Gr. Conserve-Salz (Patentirt. Hugo Jannat, Bernburg a. S.) eingerieben hatte, einige Stunden in ein passendes Gefäß bei Seite gestellt. Dann reibt man ihn mit einer Mischung von 1 Kilo Kochsalz und 1/2 Kilo Conserve-Salz so kräftig ein, daß nach beendeter Einreibung das Salz im Schinken fast wie verschwunden erscheint, packt ihn dann in einen steinernen Topf, worin er nur gerade liegen kann, und stellt ihn so an einen kühlen, aber frostfreien Ort. Vermöge der antiseptischen Eigenschaften des Conserve-Salzes geht nun der Fäulprozeß sehr rasch von Statten, sodas der Schinken schon nach einigen Tagen durchgepöfelt und zum ferneren Gebrauche fertig ist. Man schneidet dann die Schwarte des Schinkens in scharfe Vierecke leicht ein,

# Die Mode

## Mode vom Februar 1786.



Nach einem Stich aus dem „Journal der Moden vom Februar 1786“.

Die kostbaren Kragen-Garnituren aus Goldspitze für die in gleicher Weise ausgestatteten Gala-Roben aus Sammet und Brocat fertigt man practischer Weise für sich bestehend, um sie auch zur einfacheren Toilette tragen zu können. Es giebt zwei Formen dieser Garnituren: zum hohen Kleide der breite Um-







# Illustrirte Frauen-Zeitung.

Ausgabe der „Modenwelt“ mit Unterhaltungsblatt.

Nr. 4, Erstes Blatt.

Monatlich zwei Nummern.  
Vierteljährlich 2 1/2 M. = 1 1/2 Guld.

Berlin, 16. Februar 1886.

(Ausgabe mit allen  
Kupfern: 4 1/4 M. = 2 Guld. 55 Kr.)

XIII. Jahrgang.





## Ein Lustspiel am Hofe.

Erzählung von E. Viller.

(Schluß.)

Der prächtigste Raum im Schlosse war der Empfangssaal. Durch die bunten Glasmalereien der hohen Fenster ergoß sich ein farbiger und doch gedämpfter Lichtstrom. Rings an den Wänden hingen über dem Holzgetäfel kostbare Gobelins, einen Jagdjug der Diana darstellend. Der Kamin war in schwarzem und weißem Marmor ausgeführt, und einige seltene antike Figürchen befanden sich auf dem Sims desselben. Gezeichnete Sessel, mit goldbefranzten Sammetkissen bedeckt, und Tische mit Florentiner Mosaikplatten standen umher.

Die Herren, prächtig in Sammet und Gold gekleidet, paßten vortrefflich zu dem Reichtume dieser Umgebung. Von diesem farbigen Hintergrunde hob sich der ganz schwarz angezogene Kanzler ab und drängte sogar das Bild des schönen Junkers von Eberdingen zurück.

Als sich die Flügelthüren öffneten und die Pagen sich zu beiden Seiten derselben aufstellten, verstummte das bis dahin halblaut geführte Gespräch. Elisabeth, an ihrer linken Seite die Hofmeisterin, gefolgt von Auguste und Eva, trat jetzt ein. Bei dem Anblicke der schönen, jungen Herzogin entschlüpfte unwillkürlich dem stattlichen Junker ein Ausruf freudigen Erstamens. Der Schloßhauptmann, welcher neben ihm stand, führte ihn zu Elisabeth und sprach: „Erlaubt mir, Fräulein, Euch Herrn Johannsen von Eberdingen, Hofjunker des Herzogs von Braunschweig, und, — hier näherte sich der schwarzgekleidete Herr, — den Kanzler Seiner fürstlichen Gnaden, Herrn Konrad Jagemann, vorzustellen.“

„Der Kanzler muß der Herzog sein,“ flüsterte die Hofmeisterin.

Da wagte es Elisabeth, ihre Augen aufzuschlagen, und begegnete einem ernsten, fast prüfenden Blicke. Auch sie beobachtete einen Augenblick den Kanzler scharf; seine Züge waren energisch, streng, durchgearbeitet; vielleicht sah er aus dieser Ursache älter aus, als sechs- und zwanzig Jahre, welches das Alter des Herzogs von Braunschweig war.

Ich hatte mir ein anderes Bild gemacht, dachte das enttäuschte Fräulein; aber, wie immer, eingedenk der Verpflichtungen, welche ihre Stellung ihr auferlegte, bezwang sie sich und fragte sehr höflich, obwohl etwas befangen: „Ich hoffe, die Herren haben nicht zu sehr unter den Anstrengungen der weiten Reise zu leiden gehabt?“

Der Kanzler verbeugte sich und erwiderte: „Wir erfüllten nur eine höchst angenehme Pflicht, also daß uns jede Mühe leicht geworden ist.“

Begrüßt ein Bräutigam so seine Braut? dachte Elisabeth mit zudendem Herzen.

Da trat Junker Johannsen näher; er war nach der neuesten Mode gekleidet und trug so weite, faltige Pluderhosen, daß man mit einem Paar derselben drei Mann hätte versorgen können. Sein schönes Gesicht strahlte von Entzücken, das ihm nicht übel stand; doch war der Ausdruck seiner Empfindung geschnörkelt, wie es der damalige Hofton verlangte: „Wir sind einem Stern entgegengezogen und finden eine Sonne; die Knospen einer aufrichtigen Verehrung verwandeln sich unter ihren Strahlen in Blüten der höchsten Bewunderung.“

Um, dachte die Hofmeisterin, sollte dieser der Herzog sein? Ich werde der Vorsicht halber sie Beide mit gleicher Devotion begrüßen.

Sollte es dieser sein? dachte auch Elisabeth, tief eröthend. Ich hatte mir doch ein anderes Bild gemacht!

Im Bankettsaale bliesen die Trompeten und verkündeten, daß aufgetragen war. „Arenfeld,“ flüsterte die Hofmeisterin, „seid jetzt vernünftig; wer soll die Herzogin führen?“

Der Schloßhauptmann zuckte die Achseln: „Ihr wißt, Frau Konradine, — mein Ehrenwort! Ich habe angeordnet, daß Fräulein Elisabeth zwischen den beiden Herren sitzt.“

Darauf wandte er sich zu Elisabeth: „Fräulein, gestattet Ihr dem Herrn Kanzler, Euch zu Tische zu geleiten?“

Gehorsam legte sie ihre feine Hand auf den Arm des Kanzlers. Also dieser ist's! dachte sie, und ihr Herz schlug lauter.

Die Pagen öffneten die Thüren. Junker Johannsen, welcher Fräulein Auguste führte, benützte die Gelegenheit, ihr eine Schmeichelei zu sagen. Der Schloßhauptmann führte die Hofmeisterin, welche ihn aus Aerger gar nicht ansah, und Junker Slav verbeugte sich vor Jungfer Eva. Sie wechselte die Farbe und wagte es, ihn fragend anzusehen. „Der Schloßhauptmann hat es befohlen,“ erwiderte der Junker kalt, als habe er die Frage verstanden. —

Der Koch hatte sein Bestes gethan, um verwöhnte Gaumen zu befriedigen; aber nur Junker Lars und die braunschweigischen Herren aßen mit gutem Appetit. Junker Johannsen leistete sogar nach jeder Richtung ganz Außerordentliches. Er hielt Zeppe in Athem, wel-

cher hinter seinem Stuhle stand und dem Kellermeister jedesmal sein leeres Glas zureichen mußte; er ließ keine Schüssel vorübergehen; er achtete auf die Musik, denn er konnte oftmals die Stücke bezeichnen, welche aufgespielt wurden. Ihm gebührte der Hauptantheil der Unterhaltung, und neben offener Bewunderung seiner schönen Nachbarin, fand er auch noch Zeit, der reizenden Hofdame feurige Blicke zuzuwerfen.

Die arme Elisabeth fühlte sich elend. Es war jedenfalls eine sehr unangenehme Lage, zwischen zwei Herren zu sitzen, ohne herausfinden zu können, welcher von ihnen der Bräutigam war. Auch die Hofmeisterin fühlte, daß ihre Lage mit jedem Augenblicke peinlicher wurde. Sie entschied sich für den Kanzler, als er, mit stolzem Reigen des Hauptes vor Elisabeth sein Glas zum Munde führend, sprach: „Nunc est bibendum,“ denn sie wußte, daß der Herzog für einen großen Lateiner galt. Aber sie schwenkte wieder auf die Seite des Junkers, als sie beobachtete, wie er Paulsen das Glas aus der Hand nahm, um es der Herzogin mit vollendeter Grazie zu reichen.

Trotz ihrer großen Verwirrung veräumte Elisabeth nicht ihre Pflichten; mit dem seltenen Tact, der ihr eigen, suchte sie ein Gespräch einzuleiten, das für jeden Fall paßte. Sie habe vernommen, sagte sie, daß der Herzog sich schon als Knabe von elf Jahren in den Wissenschaften ausgezeichnet und in einer theologischen Disputation in Gandersheim opponirt habe.

„Ab love principium,“ sprach der Kanzler, sich verneigend. „Auf seine Stirn war das Siegel der Vollkommenheit gedrückt. Vitam impendere vero. Mathe-matit, Humaniora, Jurisprudenz trieb er mit gleichem Eifer. Als Rector der Universität Helmstedt hielt er mit zwölf Jahren zum Staunen aller Zuhörer lateinische Reden aus dem Stegreif; aber er blieb nicht an der Rinde einer äußeren Erkenntniß haften, sondern legte mit Geist aus, was der Buchstabe redet. Justinian's Institutionen und die Pandecten waren seine Lieblings-lectüre.“

Wären nicht in diesem Augenblicke die Trompeten eingefallen, würde der Kanzler in seiner Lobpreisung noch fortgefahren sein. Es ist unmöglich, — so kann sich Niemand selber loben, dachte Elisabeth und wandte sich zu ihrem Nachbar zur Linken.

„Der Herzog muß gar vielerlei verstehen, da er neben seiner großen Gelehrsamkeit auch Komödien dichtet,“ sagte sie.

Junker Johannsen schien nur auf diese Bemerkung gewartet zu haben, um sofort in begeistertem Lob auszubrechen. „Da kann man die Welt nach allen Richtungen durchlaufen und findet keinen zweiten solchen Poeten!“ rief er. „Er trachtet danach, den Lauf der Welt gleichsam in einem Spiegel festzuhalten; doch belehrt er nicht mit finsterner Miene, wie ein Eiferer, der mit Höllestrafen droht, sondern er löst dem Narren das Wort, sodaß er ebensowohl die Hofgesellschaft zu lauter Lustigkeit hinreißt, als auch auf das gemeine Volk durch seine Lehren wirkt. Ja, um allen Vollkommenheiten des Herzogs gerecht zu werden, müßte man Bücher schreiben.“

Ich werde meinen Verstand verlieren! dachte die geängstete Elisabeth. Einer übertrifft ja den Andern an Ruhmredigkeit; keiner von ihnen aber weiß ein herzliches Wort zu sagen, daran ich den erkennen möchte, der mir nahe steht.

Aller Appetit war ihr längst vergangen; selbst zum Scheine berührte sie nicht mehr die Speisen, nur manchmal befeuchtete sie die trockenen Lippen mit einem Tropfen Wein. Der Schwester fragende Blicke suchte sie zu vermeiden. Sie hätte sich auch am liebsten die Ohren zugehalten; die Stimme der Hofmeisterin klang, wenn sie bewegt war, schrill und laut; diese Stimme that Elisabeth jetzt fast weh. Zu ihrer Linken erzählte Junker Johannsen Anekdoten vom französischen Hofe, die sie auch lieber nicht gehört hätte, und zu ihrer Rechten behandelte der Kanzler mit einem ganz besonderen Behagen die kraffen Einzelheiten eines Hexenprozesses, wobei ihr schauderte.

Zimmer schweigsamer wurde die dänische Tischgesellschaft; aber immer lauter und lebhafter sprachen die Deutschen. Schon wurden Confect und Marzipan herumgereicht, da wendete sich der Kanzler zu Elisabeth und sagte: „Wisset Ihr auch, Fräulein, daß Ihr in mein Amt gepfuscht habt?“

„Wie meint Ihr das, Herr Kanzler?“

„Nun, habt Ihr nicht den Krämer Hertog in strengen Gewahrsam bringen lassen? Er muß Euch schwer beleidigt haben.“

Jetzt röthete sich das Antlitz der jungen Herzogin, und sie entgegnete stolz: „Da irrt Ihr, Herr Kanzler. Ein Krämer kann mich nicht beleidigen.“

„Weil dieser Krämer ein Braunschweiger ist und folglich meiner Jurisdiction untersteht, würdet Ihr mich trotzdem verbinden, Fräulein.“

Elisabeth unterbrach ihn und sagte mit Nachdruck: „Ich wünsche über diese Angelegenheit nichts mehr zu hören. Sollte Euer Gnaden daran liegen, den

Mann in Freiheit zu setzen, so brauchen Sich Euer Gnaden nur an den Herrn Schloßhauptmann zu wenden.“

Elisabeth hatte bemerkt, daß es um des Kanzlers Lippen wie Lachen zuckte; er steckte seine schiefe Nase in einen Pocal mit Cyperwein. Junker Johannsen blühte sich eifrig, seine Serviette aufzuheben, und blieb ziemlich lange unter dem Tische. Der Schloßhauptmann zuckte mit den buschigen Augenbrauen und grunzte verdächtig, und Junker Slav war über und über roth geworden.

Heiß stieg es in Elisabeth auf. War hier ein Geheimniß verborgen? Sollte sie verspottet werden? Sie warf der Hofmeisterin einen Blick zu, den diese mit den Augen beantwortete. Nun erhob sich die Herzogin und sprach höflich, doch kalt: „Erlauben Sie, daß wir uns zurückziehen! Nach der Ankunft Ihrer Majestät erwarte ich, die Herren wiederzusehen.“

Alle standen auf. Die Herren verbeugten sich stumm, und die Damen verließen unter Vorantritt ihrer beiden Pagen den Bankettsaal.

Die Hofmeisterin war vollständig aus einander. Eine Braut, deren Bräutigam nicht herauszufinden war; ein Mittagmahl mit gewissermaßen zwei Herzögen und doch keinem, das setzte ihren Kümmernissen und Aengstigen die Krone auf. Hatte sie deshalb ihr ganzes Leben Hoflust geathmet, um nicht einmal einen Herzog von einem gemeinen Sterblichen unterscheiden zu können? Sie kam sich wie ein geschlagener Feldherr vor; sie hatte ihre Stellung als Hofmeisterin verwirrt! Aber irgendwo, das war ihr klar, hatte die Geschichte einen Hafen. Der Schloßhauptmann war nicht ehrlich. Das wollte sie ihm trotz ihrer alten Freundschaft in's Gesicht sagen. Tiefgebeugt saß die arme Frau in ihrer Stube und vergaß in ihrem Kummer sogar ihre Schutzbefohlenen.

„Gräme Dich nicht, Elisabeth!“ bat die kleine Herzogin zärtlich und schmiegte sich an die Schwester. „Du wirst schon glücklich werden, denn Du bist ja so gut. Ach, liebstes Herz, sei nicht betrübt! Ich bringe schon den rechten Herzog heraus. Der Rechte wird besser sein, als Du jetzt glaubst; es ist nur, so lange man nicht weiß, wer es ist, gefällt einem Keiner.“

Dann war Elisabeth allein und warf sich auf einen Sessel. Sie fühlte sich erschöpft; ihre Sicherheit war vollständig erschüttert. So sehr sie auch vor der ersten Begegnung bangte, sie hatte nicht gezwweifelt, daß der Herzog sich trotz seines Incognito verrathen würde, und jetzt qualte sie die Frage: Welcher war der Rechte?

Dringender und dringender wurde die Frage; die Luft schien ihr drückend; sie mußte das Fenster öffnen.

Draußen lag heller Sonnenschein; Vögel zwitscherten, und von fern tönten Kinderstimmen; aber die Welt kam ihr ganz fremd vor, fremd und kalt und theilnahmslos. Sie wandelte auf und ab, die Hände verflungen.

„Ich habe mich immer gescholten, wenn ich mir ein Bild von meinem Bräutigam machte,“ sagte sie; „und doch habe ich's gethan, und das falsche Conterfei hielt ich für das rechte und bildete mir schon ein, es zu lieben.“

Sie warf sich nieder und rang die Hände.

„Großer Gott, muß ich ihn denn heirathen? Ich will glücklich sein! Ich will glücklich sein!“ rief sie und streckte die Arme aus, als wolle sie etwas Unsichtbares umfassen. Nach einer Weile erhob sie sich und ging ernst und nachdenklich auf und nieder.

„Ich habe mir das Leben zu leicht vorgestellt! Es ist mir gar nicht eingefallen, daß es auch Pflichten geben könnte, die zu erfüllen mir schwer fallen würde. Wenn ich die Menschen klagen hörte, das Leben sei schwer zu ertragen, dachte ich, sie sängen es nur nicht richtig an. Ja, es giebt viele Dinge, die man mit dem Verstande nicht fassen kann, und die man erst begreift, wenn man sie erlebt! Ich weiß, daß die Verlobung mit dem Herzog nicht aufgehoben werden kann. Die Verlobung wäre so groß, daß sie vielleicht nur durch einen Krieg zu sühnen wäre; das sage ich mir so vor, als hätte ich's auswendig gelernt; aber niemals werde ich's fassen, daß ich einem dieser beiden Männer folgen werde, daß ich ihn als meinen Gatten ehren und lieben könnte! Ach, wäre nur die Mutter erst bei mir! Sie findet immer das rechte Wort! Aus Liebe zu ihr wird mir's auch leichter werden, die schwere Pflicht zu erfüllen! Aber wenn ich dem fremden Manne folge, muß ich ja die Mutter und die Geschwister verlassen. Das wird mir das Herz brechen!“

Und das arme Kind sank schluchzend auf die Kniee.

7.

Die kleine Herzogin hatte den festen Willen, ihrer Schwester zu helfen.

„Eva,“ rief sie, „wir müssen sogleich herausbringen, wer der Herzog ist! Elisabeth soll sich nicht länger grämen.“

„Mir scheint nur, Fräulein, einer der beiden Herzöge, — so sage ich, um keinen zurückzusetzen, — habe



vor dem anderen am Ende nicht gerade ungewöhnliche Vorzüge voraus."

"Du bist eine böshafte Creatur, Eva!"

"Ich habe meine Augen nicht wie sonst zu Beobachtungen ausgeführt; aber ich kann Euch versichern, Fräulein, ein paarmal bin ich Blicken von Seiner fürstlichen Gnaden, Junker Johannes, begegnet, die mir nicht gefallen haben; und weil ich nicht taub bin, habe ich auch die Unterhaltung von Seiner fürstlichen Gnaden, dem Kanzler, hören müssen, die mir eben auch nicht sonderlich gefallen hat. Pathe Siglinde aber sagt: Wenn man zwischen zwei Narren . . ."

Sie hielt betroffen ein; Auguste strafte sie mit einem stolzen Blicke: "Vergiß nicht, daß Du von Herzog Heinrich Julius redest."

"Wenn Ihr nichts dawider habt, Fräulein, so möchte ich behaupten, daß keiner der beiden Herren der Herzog von Braunschweig ist."

"Nun, da hört doch Alles auf! Jedermann weiß, daß der Herzog angekommen ist. Er kann doch nicht spurlos verschwunden sein! Irgendwo muß er stehen. Aber wir verlieren die Zeit."

"So wäre es vielleicht doch richtiger, die Ankunft Ihrer Majestät abzuwarten."

"Indeß Du es denn nicht entseztlich, nur eine Stunde in einer solchen Ungewißheit zu bleiben? Und Du glaubst nicht, was für einen schönen Plan ich mir ausgedacht habe!"

Eva war heute nicht zu abenteuerlichen Unternehmungen aufgelegt. So sehr sie Elisabeth liebte, ihr eigenes Schicksal ging ihr doch näher; auch fand sie es nicht mehr so schlimm, einen ungeliebten Mann zu heirathen, als einen geliebten durch die eigene Schuld zu verlieren. Da sie jedoch den Eifer der kleinen Herzogin nicht abzukühlen vermochte, fügte sie sich.

Frau Olsen wurde in den Plan eingeweiht, denn ihre Hilfe war unentbehrlich, weil sie die Garderobe der jungen Damen unter ihrem Verschluß hielt. Die Kostüme venezianischer Orangenmädchen waren seit der Fastnachts-Mummerei nicht benutzt worden. In wenigen Minuten wurde die Verkleidung bewerkstelligt. Fräulein Elisabeths Anzug paßte Jungfer Eva vortrefflich. Frau Olsen schritt feierlich voraus; die zwei niedlichen Orangenmädchen, Körbchen voll Confect in der Hand und schwarze Larven vor den hübschen Gesichtern, folgten.

Die braunschweigischen Herren wohnten im anderen Flügel des Schlosses. Bis vor die Thür, welche zu ihren Gemächern führte, begleitete Frau Olsen die jungen Damen und wollte dann umkehren; aber Auguste hielt sie zurück; ihr war angst geworden. Trotz der Sitten jener etwas rohen Zeit, die in mancher Hinsicht freier waren, als die unsern, hatte Königin Sophie ihre Töchter streng und häuslich erzogen.

Mit pochendem Herzen standen die jungen Damen vor der Thür. Frau Olsen, die einem Abenteuer nicht so abgeneigt war, als man nach ihren Mienen und ihrem Alter erwartet hätte, ermutigte sie und klopfte an. Eine müde Stimme, begleitet von lautem Gähnen, rief: "Herein!"

Entschlossen, die Sache schnell zu Ende zu führen, trat Eva ein. Auguste folgte; da sie aber Frau Olsen's Kopf trampfhaft hielt, mußte diese mit eintreten.

Junker Johannes lag so bequem, als es der steife Sitz erlaubte, auf seinem Sessel, die Füße auf dem Tische. Der Kanzler saß auf dem Fenstersims und schaute hinaus. Er hatte das Klopfen nicht vernommen; aber als Junker Johannes rief: "Poß Belten! Da kommt ja reizender Besuch!" drehte er sich schnell um.

Der Junker fand seine Lage zu bequem, um sie des Besuches wegen anzugeben. "Tretet doch etwas näher, Ihr allerliebsten Kinder!" rief er.

Da Eva wünschte, bald aus dieser peinlichen Lage befreit zu werden, sagte sie lech: "Wir sind beauftragt, dem Herzog Heinrich Julius Süßigkeiten zu überbringen; wir bitten deshalb, daß der Herzog sein Incognito aufgibt, damit wir nicht an den Unrechten unsere Gabe verschwenden."

Diesen Worten folgte ein furchtbares Gelächter des "vollendeten Hofmannes", in welches der Kanzler, weniger pedantisch, als man's von ihm erwartet hätte, einstimmt. Auguste, welche Frau Olsen noch immer nicht losgelassen, zog jetzt auch Eva am Rode; ihr wurde sehr ungemüthlich bei diesem Empfange. "Laß uns gehen, Eva," bat sie leise.

Eva wünschte das Gleiche. "Da Ihr uns so unhöflich behandelt, wollen wir nicht länger stören," sagte sie trotzig. Aber schneller, als man es ihm zugehört hätte, war der Junker aufgesprungen und beabsichtigte offenbar, auf Eva's rosige Wange einen Kuß zu drücken. Sie flüchtete hinter Frau Olsen.

"Bis hierher und nicht weiter, Junker!" rief die Kammerfrau pathetisch, und zugleich erhob die geängstigte Auguste ihre Kinderstimme: "Den Augenblick laßt Ihr uns gehen! Im Namen der Königin!"

Der Junker erkannte die Stimmen, von denen er

bei der Tafel kaum zwei Worte vernommen hatte, nicht wieder. Die Ungnade der Königin wollte ihn durchaus nicht rühren. Der Kanzler schien sich auf seinem Fenstersims über dieses unerwartete Intermezzo herrlich zu amüsiren.

Junker Johannes hatte die Verfolgung von Eva aufgegeben und sich der zitternden Auguste genähert.

"Rührt mich nicht an! Ich bin nicht, was ich scheine!" schrie sie und streckte abwehrend ihm ihre Hände entgegen. Körbchen und Confect fielen zu Boden.

In diesem verhängnißvollen Augenblicke wurde die Thür aufgerissen, und Junker Olav, gefolgt von Junker Lars, stürzte herein. "Wer wagt es, im Hause Ihrer Majestät Damen zu beleidigen?" brüllte Junker Olav mit Donnerstimme.

"Mähigt Euch," flüsterte Auguste ihm zu; "Einer muß Herzog Heinrich Julius sein."

Aber Junker Olav mähigte sich nicht; die Zornader auf seiner Stirn war stark angelaufen. "Ihr müßt ja in Deutschland schöne Sitten haben! Wir sind auf Kypföring nicht gewöhnt, junge Damen vor Schimpf bewahren zu müssen!"

Junker Lars secundirte mit sehr starkem Gebrumm.

"Berehrtet," bemerkte der Kanzler, vortretend, "anständige Damen sind auch in Deutschland geschützt; aber Orangenmädchen haben sich dieses Vorrechtes nicht zu rühmen."

"Ich beschwöre Euch, Junker Olav, zieht nicht den Degen; Ihr könntet den Herzog tödten!" flehte die kleine Herzogin leise.

Junker Olav hatte seine Ruhe wiedergewonnen. "Ich sehe, die Herren sind in einem Mißverständnis befangen, und die Schuld liegt weniger auf ihrer, als auf der anderen Seite."

"Ich muß gestehen, in diesem Hause geht's etwas wunderlich zu," sagte der Kanzler verdrießlich und nahm seinen Platz am Fenster wieder ein. Junker Johannes aber begriff auf einmal, daß er eine ungeheure Dummheit gemacht hatte. In einem Augenblicke verwandelte er sich in den Cavalier; er verbeugte sich bis zur Erde und sagte: "Der Cyperwein muß meinen Blick getrübt haben; aber mit Freude würde ich mein Leben hingeben, könnte ich diese Stunde ungeschehen machen."

Sobald sich die Thür hinter den jungen Damen und ihren Rettern geschlossen hatte, bemerkte der Kanzler trocken: "Das waren doch nicht etwa Hofdamen?"

"Orangenmädchen waren es wenigstens nicht, Euer Gnaden," sagte Junker Johannes, sehr übel gelaunt.

Die beiden jungen Mädchen hatten den Arm ihres Retters ergriffen. Frau Olsen hatte sich kopfschüttelnd entfernt. Auguste schluchzte noch wie ein erschrockenes Kind; aber Eva fühlte sich beseligt im sicheren Schutze des geliebten Mannes.

Junker Olav hatte das eben Erlebte falsch aufgefaßt. Er sah in den jungen Damen die Schuldigen, — nicht die Opfer. "Nun sind wir quitt, Jungfer Eva," sagte er kalt. "Mich dünkt, daß ein Kaufch einem Manne nicht so übel ansteht, als einer Jungfer, wenn sie . . ."

Hier fiel ihm die kleine Herzogin in's Wort und sagte, immer noch von Schluchzen unterbrochen: "Jetzt wollt Ihr Eva wohl gar noch Vorwürfe machen? Das ist recht abscheulich von Euch, sie ist nur mir zu Liebe mitgegangen."

Eva's Hand glitt von des Junkers Arm herab. "Ihr braucht mich nicht erst zu entschuldigen, Fräulein. Für mich ist's genug, daß mir der Junker zutraut . . ."

Junker Lars näherte sich; diese Unterhaltung fing an, selbst ihn zu interessieren. "Lars," versetzte Junker Olav und wendete sich nach ihm um, "Du thätest gut, zu den braunschweigischen Herren zurückzukehren und zu fragen, ob es ihnen gefällig wäre, Ihre Majestät auch im Hofe zu empfangen."

Junker Lars brummte etwas Unverständliches und entfernte sich unwillig, aber gehorsam.

"Jungfer Eva," sprach Junker Olav, — man hörte ihm an, daß er aus bewegtem Herzen redete, — "es thut mir von Herzen leid, daß ich Euch Unrecht gethan habe . . . Nein, nehmt's, wie Ihr wollt, — ich muß doch sagen, wie ich's meine, — lieber will ich Euch Unrecht gethan haben, herzliche Jungfer, als Euch schuldvoll in den Armen eines Anderen sehen. Hätte ich nur Zeit gehabt, zu überlegen, — aber mir stieg das Blut gleich zu Kopfe, — denn trotz Eurer Vermummung hatte ich Euch erkannt. Darum vergebt mir, liebe Jungfer; Ihr seid heute Morgen just auch nicht gnädig mit mir umgegangen, — mehr als das, Ihr habt mich bitter getränkt. Ihr seid ein Bißchen zu hochmüthig und auch ein Bißchen zu zimperlich in Eurer Meinung über das Mannsvolk, und auch . . ."

"Seid Ihr denn mit dem Sündenregister noch nicht zu Ende?" fragte Auguste empört.

"Es erleichtert mir das Herz, Fräulein, daß ich einmal reden kann. Mir war den ganzen Tag zu Muth, als müßte ich an der Herzogsgeschichte, und was drum und dran hängt, erstickten . . . Seht, Jungfer Eva, Ihr

seid halt gar zu schnell mit der Zunge; nur bilde ich mir ein, Euer Herz sei besser, als die Rede. Bei Gott, ich traue Euch nichts Schlimmes zu, und ich will's vor dem ganzen Hofe, ja vor der ganzen Welt beweisen."

Noch eben war Eva voll hingebender Liebe für den Junker gewesen; aber in dem Augenblicke, wo sie merkte, daß sie noch Macht über diesen Mann besaß, da war es gleichsam, als schnappte in ihrem Herzen ein Thürchen zu, und das böshafte Teufelchen stachelte sie wieder an: "Jetzt ist's freilich keine Kunst, zu behaupten, daß ich eine ehrenhafte Jungfer bin, nachdem Fräulein Auguste es bestätigt hat; aber eine Kunst muß man bei Euch bewundern, Junker; Strafpredigten versteht Ihr zu halten."

Sie verneigte sich schnippisch und verschwand hinter einer Thür. "So ist sie," meinte Auguste ärgerlich. "Ich werde ihr meine Meinung sagen. Sorgt Euch nicht, Junker Olav, ich bringe sie zur Vernunft. Sie ist nämlich gar nicht so schlimm, wie sie sich stellt, und ich bin auch kein Kind."

Mit diesen Worten schlüpfte auch Auguste hinter die Thür.

Junker Olav schüttelte bedenklich den Kopf: "Sie ist nicht ein Weib, wie die Andern, sie macht mich geradezu wild; aber wenn mir's vor den Augen ordentlich flimmert und mir die Lust fast ausgeht, — dann weiß ich erst recht, daß ich von ihr nicht lassen kann."

8.

Junker Pantraz saß mit hochrothem Gesichte in seiner Stube und studirte. Er war kein Gelehrter; im Gegentheil, er glaubte sich berechtigt, die Gelehrten zu verachten, und nichts war ihm so widerwärtig, als das Lesen; aber die Umstände zwangen ihn dazu. Man genießt nicht umsonst die Ehre, von einer Herzogin geliebt zu werden! Er war im Besitz eines sogenannten "fliegenden Blattes," wie sie von Krämern und Spiel-leuten durch das Land getragen wurden; darauf war mit drastischen Holzschnitten in Versen die Geschichte einer Königstochter erzählt, welche mit einem geringen Edelmann, den sie liebte, entflohen war. Der erste Vers, über welchem Junker Pantraz schwitzte, und den seinem dummen Schädel einzuprägen, er sich vergeblich mühte, lautete:

Hildegund, das stolze Fräulein,  
Ist noch zu gewinnen.  
Jedes Buch, das kann sie lesen,  
Seide kann sie spinnen; —  
Die Fürstin firt sich, den sie liebt."

Er zweifelte, ob er der Deutlichkeit halber nicht lieber, anstatt Hildegund, Auguste setzen sollte. Bei erster Gelegenheit wollte er diesen Vers der kleinen Herzogin in's Ohr flüstern. Sollte sie mich darauf besonders schände behandeln, dachte er, so ist's ja ganz klar, daß sie vor Liebe stirbt, und nichts soll mich dann abhalten, sie zu entführen!

Geräuschvolles Treiben im Hofe rief den Junker an's Fenster. Man erwartete die Königin, und die Dienerschaft versammelte sich; auch die übrige Gesellschaft fand sich allmähig ein.

"I, da kommt ja auch Frau Urjel! Ein verdammt hübsches Weibchen! Ach, es ist angenehmer, eine hübsche Apothekersfrau zu lieben, als von einer Prinzessin geliebt zu werden! Fräulein Auguste sieht ja recht verweint aus, — Herr Gott, muß die mich rasend lieben!"

Auguste, das stolze Fräulein,  
Ist noch immer zu haben . . . zu kriegen . . ."

Das war wieder falsch . . . Junker Johannes steht jetzt vor ihr wie ein begoffener Pudel. Meine Auguste würdigt ihn natürlich keines Blickes und geht stolz an ihm vorüber. Nur ich und Jungfer Eva wissen, wie es in diesem Herzen aussieht. Die Hofdame und Olav scheinen sich wieder gezankt zu haben; sie guckt weg, und er guckt auch weg. Gegen Jungfer Eva's Zunge wäre ich doch nicht angekommen . . . Alle Hagel, nun macht Frau Urjel Eindruck auf Lars. Sie wird bald den ganzen Hof auf den Kopf gestellt haben! . . . Da stolziert der Kanzler umher; sollte eigentlich sagen: Herzog Heinrich Julius. Ich möchte nur in aller Welt wissen, was eigentlich an der Verschönerung war, denn ein Dolus muß doch etwas zu bedeuten haben . . . Aha! jetzt hissen sie die Flagge auf, und da kommt ja auch die glückliche Braut! Nun muß ich schnell hinunter gehen."

Elisabeth ging mit vollendeter Höflichkeit auf die Herren aus Braunschweig zu und tauschte einige gleichgültige Redensarten mit ihnen aus. Frau Konradine und der Schloßhauptmann waren auf Kriegsfuß; aber er lächelte, als hielt er in seinen Karten noch einen Trumpf.

Die Gelegenheit für Junker Pantraz schien günstig. Fräulein Auguste stand zwischen der Hofmeisterin und Eva. Er näherte sich mit verliebtem Blinzeln, blickte Auguste an und küßte der Hofmeisterin die Hand.

"Göttliche Cerberusia!" schrie er sehr laut.



„Was soll denn das bedeuten?“ fragte Frau Konradine erstaunt.

„Es ist der Schlüssel zu meinem Geheimniß,“ und diesmal blickte der Junker Eva verständnißvoll an.

Ein unterdrücktes Lachen ließ sich vernehmen.

„Reizt ihn um Gotteswillen nicht!“ flehte die Hofmeisterin. „Ich habe heute früh schon gefährliche Symptome bemerkt...“

„Ich bin nicht verrückt,“ behauptete der Junker und verbeugte sich lächelnd.

„Wer sagt denn, daß Ihr verrückt seid, lieber Junker Pantroz?“ beruhigte ihn die Hofmeisterin. „Nein, Ihr seid ja außerordentlich verständig, lieber Junker, und wir haben Euch Alle sehr lieb.“

Während sie ihn aber herzlich auf den Arm klopfte, winkte sie verstohlen Junker Lars. Zugleich mit diesem näherte sich auch der Kanzler. Die Hofmeisterin ging ihnen aufgeregt entgegen; sie sprach leise: „Laßt Junker Pantroz nicht aus den Augen, Junker Lars! Es ist mit ihm nicht richtig.“

Sie deutete auf die Stirn und wandte sich zum Kanzler: „Euer Gnaden sind ja so gelehrt; deshalb vermögt Ihr mir gewiß Auskunft zu geben, ob die göttliche Cerberusia eine heidnische Gottheit gewesen ist?“

Das unterdrückte Gelächter wurde stärker.

„Um Vergebung, Frau Hofmeisterin, errare humanum est; eine Göttin dieses Namens ist mir nicht bekannt; jedoch klingt Cerberusia ähnlich wie Cerberus, und also haben die Alten den die Unterwelt bewachenden dreiköpfigen Höllehund genannt.“

Die Hofmeisterin schritt entrüstet auf Junker Pantroz zu; die Federn tanzten stürmisch auf ihrer Frisur.

„Junker, habt Ihr denn eine Ahnung, daß Ihr mich göttlicher Höllehund tituliert habt?“

„Aber Frau Hofmeisterin,“ wehrte sich der Junker, „ich werde Euch doch nicht schimpfen, — das war ja das Geheimniß.“

„So habt Ihr Euch wieder ein schönes Geheimniß aufbinden lassen, Junker! Wer so wenig gelernt hat, wie Ihr, muß boshaften Menschen nicht Alles nachsprechen.“

Da trat Jungfer Eva vor; sie sah gefaßt aus. „Junker Pantroz hat wahrscheinlich auf einem Baume, just wie ein gewisser Junker Hans, geträumt, daß eine Königstochter in ihn verliebt wäre.“

Junker Pantroz erstaunte sichtlich über die Aehnlichkeit dieser Situation mit dem, was er erlebt hatte.

„Junker Hans wurde aber aus seinem Traume, der ihm sehr schmeichelte, durch Lachen aufgeweckt. Dieselbe Königstochter, von der er geträumt, saß mit ihrer Hofdame unter dem Baume; aber sie sprachen nicht von Liebe, sondern sie nannten Junker Hans einen eiteln Narren und machten sich in allen Tonarten über ihn lustig. Und jetzt, — hier blickte Eva Junker Pantroz scharf an, — jetzt hörte Junker Hans die Wahrheit.“

Jungfer Eva hatte zuletzt sehr schnell gesprochen; eine gewisse Bewegung ließ das Nahen der Königin vermuthen, und gerade als sie schloß, bliesen die Trompeter, welche am Thore aufgestellt waren. Niemand fand Zeit zu einer Bemerkung, Jedermann eilte der hohen Gebieterin entgegen.

Die Königin Sophia, eine stattliche Dame, mit sehr intelligentem und wohlwollendem Ausdruck, lehrte nur mit ganz geringem Gefolge zurück. Ihre Töchter waren die ersten, welche sie zärtlich begrüßten.

„Du siehst bleich aus und gar nicht wie eine glückliche Braut, meine Elisabeth,“ sprach sie besorgt zu ihrer ältesten Tochter. „Wo ist Dein Bräutigam? Ich vernahm, der Herzog sei unter einer Verkleidung noch

Halster gegangen, um unerkannt Dich zu sehen. Sofort habe ich mich aufgemacht, um meinen lieben Schwiegerjohn zu begrüßen.“

Sie blickte um sich und schaute auf lauter betroffene Gesichter. „Mein Gott, ist etwas vorgefallen? Es ängstigt mich. Weiß man denn nichts von Herzog Heinrich Julius?“

Da trat der Schloßhauptmann vor, verbeugte sich so tief, als es seine gichtischen Glieder gestatteten, und sprach mit einem Blick auf die Hofmeisterin: „Habe die Ehre, Eurer Majestät zu melden, daß fürstliche Gnaden in der schwarzen Kammer sitzen.“

Die Königin war es nicht allein, welche erstaunt ausah. Nur den braunschweigischen Herren und Junker Olav, wie dem Schreiber, der ängstlich in einen Winkel gedrückt stand, konnte man es ansehen, daß sie von dieser Nachricht nicht überrascht wurden.

Kanzler Jagemann noch Junker Johannien war der verkleidete Herzog; der Krämer stand aber auf einmal in einem ganz anderen Lichte vor ihr.

„Habe ich's nicht gesagt, Fräulein?“ versetzte Jungfer Eva weise, und Auguste betete: „Lieber Gott, vergieb mir, daß ich ihn für den Gottseibeiuns gehalten habe!“

„Das hättet Ihr uns auch früher ankündigen können, Arenfeld,“ grollte die Hofmeisterin. „Ihr hättet uns damit viel Unannehmlichkeit und Angst erspart! Ich dachte, Fräulein Elisabeth wäre doch etwas zu gut für einen solchen Spaß, und ich bin ein Bißchen zu alt dazu.“

„Aber liebe Frau Hofmeisterin, laßt mich doch erst zu Worte kommen! Seine fürstliche Gnaden selbst sind an Allem schuld; Sie verboten uns auf das Strengste, Ihren Namen vor Ankunft der Königin zu verrathen. Meine inständigsten Bitten haben den Herzog nicht einmal vermocht, die schwarze Kammer zu verlassen.“

„Graf Thore,“ sagte die Königin, „mir scheint, daß wir jetzt keinen Augenblick zögern dürfen, den Herzog aus seinem Gefängniß zu befreien.“

Der Schloßhauptmann sah so vergnügt aus, wie ein Spieler, der noch eine gute Karte in Bereitschaft hat. „Fürstliche Gnaden,“ erwiderte er, „wollen das Gefängniß nur unter einer Bedingung verlassen.“

„Nun? Ist da noch ein Besinnen? Selbstverständlich sind wir bereit, jede Bedingung des Herzogs zu erfüllen und ihm in jeder Weise unser tiefstes Bedauern über das unglückselige Mißverständnis auszusprechen.“

„Fürstliche Gnaden meinten, da es Fräulein Elisabeth gewesen sei, welche ihn in das Gefängniß habe werfen lassen, so müsse auch Fräulein Elisabeth es sein, welche ihn daraus befreie.“

Da richtete sich die junge Herzogin stolz auf; alle mädchenhafte Schüchternheit war verschwunden; ihre blauen Augen wurden fast dunkel. „Frau Mutter,“ sagte sie laut, „der Herzog ist gerecht gerichtet.“

Die Königin lächelte und schüttelte den Kopf; aber sie freute sich ihrer stolzen Tochter. Dann nahm sie ihre Hand und führte sie langsam dem Schlosse zu; die Anderen blieben zurück.

„Ich frage Dich nicht, mein theures Kind, womit der Herzog Dich beleidigt hat. So lange Du ihn für einen Krämer hieltest, warst Du in vollem Rechte, ihn in die gebührenden Schranken zurückzuweisen; aber nachdem Du erfahren hast, daß es ein erlauchter Herr und Dein Bräutigam ist, mußt Du die Sache von einem anderen Gesichtspunkte aus betrachten.“

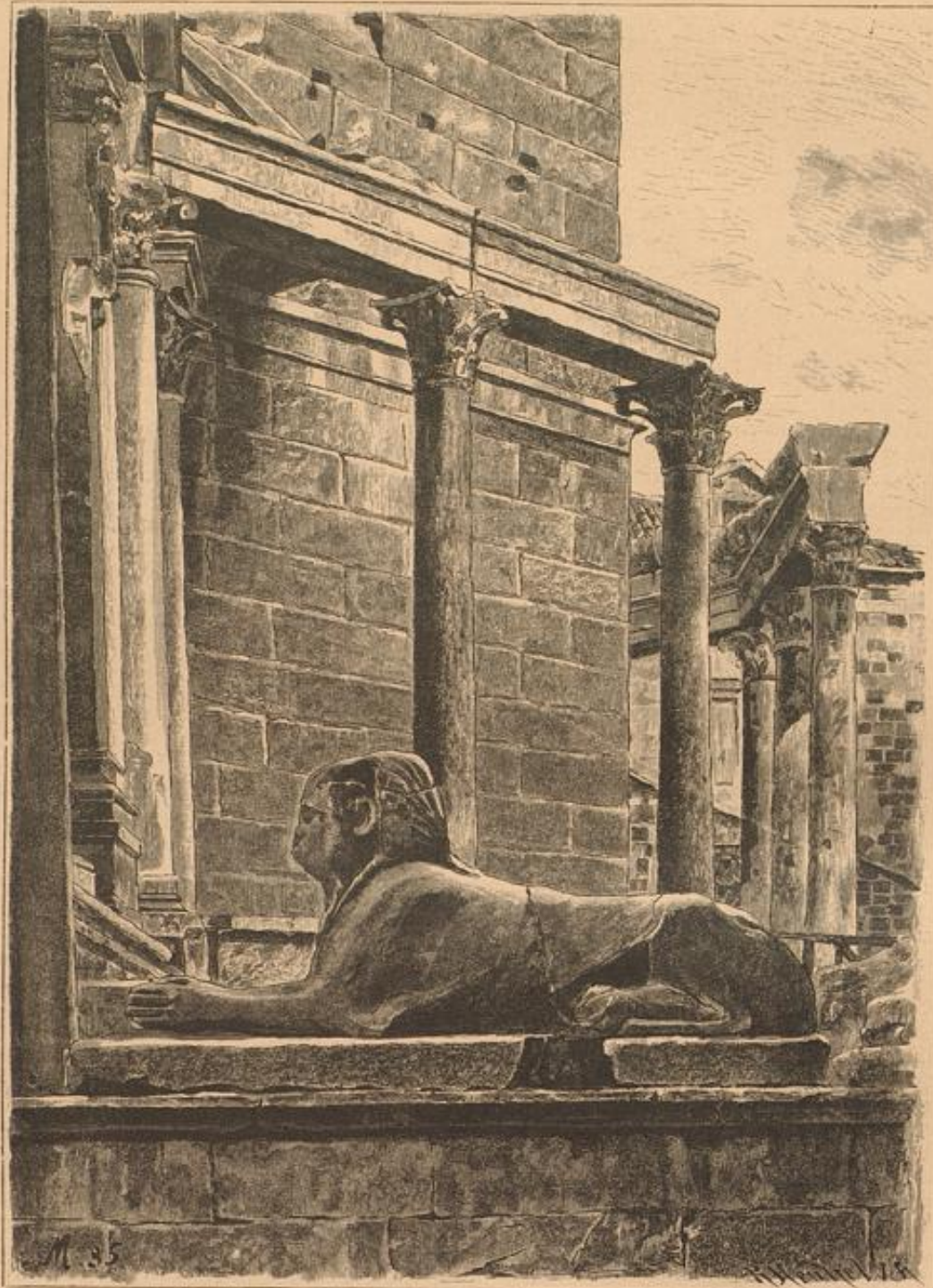
„Frau Mutter,“ flehte Elisabeth mit starker Stimme, „verlangt nicht von mir, daß ich in das Gefängniß gehe! Verlangt nicht, daß ich mich so tief demüthige! O, liebe Mutter, seid barmherzig!“

„Es ist Dein Bräutigam, mein Kind, der diese Genugthuung von Dir fordert, und er hat ein gutes Recht dazu! Du bist ja ein viel zu verständiges Mädchen, um nicht einzusehen, daß Du Deinem Gemahle Gehorsam schuldig bist, und bis auf diese Stunde hast Du Dich nie geweigert, das, was Deine Pflicht heischt, auch zu thun.“

Noch einmal, mit Thränen überströmt, wagte Elisabeth, die Mutter flehend anzusehen. Diese küßte sie zärtlich auf die Stirn: „Geh, mein Herz! Meine Liebe wird mit Dir gehen.“

Dann wendete sich die Königin zurück:

„Arenfeld, geleitet Fräulein Elisabeth zur schwarzen Kammer; laßt Euch aber leuchten und schließt ihr auch die Thür auf; dann aber laßt sie allein.“ Leise setzte



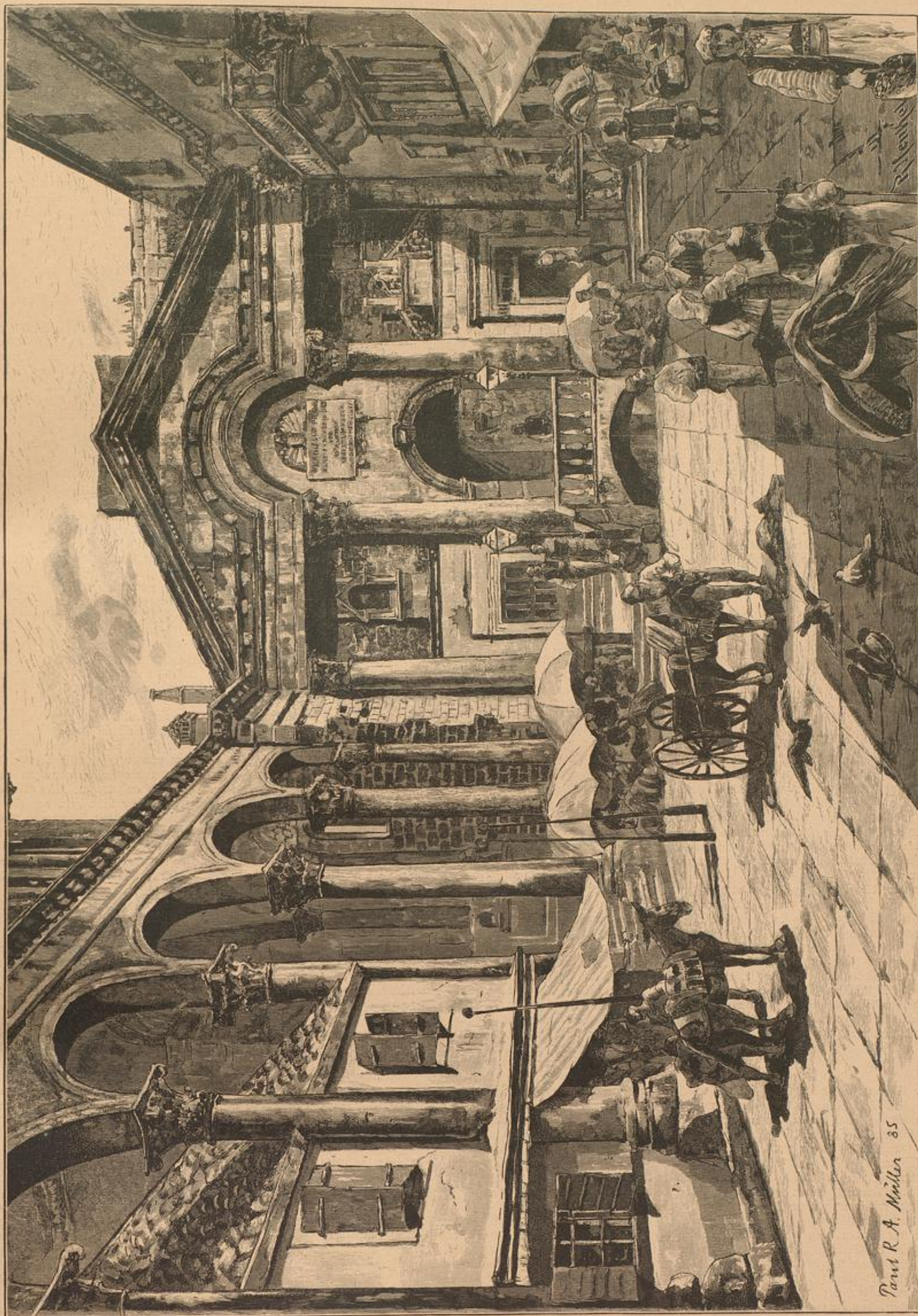
Die Sphinx im Diocletianischen Palaste zu Spalato. Von Paul N. A. Müller. — Siehe Seite 59.

„Wie war das möglich, Arenfeld? Man wirft doch nicht gleich jeden Fremden in's Gefängniß.“

„Unter gewöhnlichen Verhältnissen, Ew. Majestät, würde sich das auch nicht ereignen haben. Leider muß ich meine vollste Untemthniß dieses Falles beklagen, da man mir von jeder Seite die Auskunft verweigerte; aber Ew. Majestät wird jedenfalls erfahren, was Fräulein Elisabeth zu diesem strengen Verfahren bewogen hat.“

Die arme Elisabeth wurde unter der Mutter fragendem Blicke bald blaß, bald roth; sie stand vor dem versammelten Hofe wie eine ertappte Sünderin, und zum ersten Male verließ das junge Mädchen die Fassung; sie fiel ihrer Mutter um den Hals und weinte. Als sie sich aber von den schützenden Armen zärtlich umfassen ließ und die Königin sprach: „Sei nur ruhig, mein Kind; ich vertraue, daß Du das Beste gewollt hast,“ da konnte sie mit einem seligen Lächeln aufblicken. Eine Last fiel von ihrer Seele: weder der





Paul R. A. Müller 35

Der Diocletianische Palaß in Spalato. Von Paul R. A. Müller. — Siehe Seite 59.



die Königin hinzu. „Es ist leichter für sie, zu reden, wenn sie sich nicht beobachtet weiß.“

Der Schloßhauptmann hatte die Schlüssel zur schwarzen Kammer schon an seinem Gürtel befestigt. Von einem der Pagen ließ er sich eine Kerze anzünden und nahm sie ihm, um selbst zu leuchten, aus der Hand; dann schritt er voran, und Elisabeth folgte ihm mit geknicktem Kopfe.

Die Königin sah ihr mit tiefer Behntheit nach.

„Es fällt ihr sehr schwer; aber ich kann's ihr nicht ersparen! Glück kann ich ihr nicht versprechen; es ist auf Thronen selten zu Hause; aber das Bewußtsein, ihre Pflichten treu erfüllt zu haben, wird sie im Unglück stärken und im Leben aufrecht erhalten.“

Die Königin fuhr mit dem Tuche über die Augen. Einen Augenblick versank sie in die Erinnerung ihres eigenen Lebens; dann aber wendete sie sich rasch und kehrte festen Schrittes in den Schloßhof zurück.

Erst jetzt konnte die Hofmeisterin ihr den Kanzler und Junker Johannsen vorstellen.

„Ich hoffe,“ sprach die Königin, „die Herren bei einer fröhlichen Abendmahlzeit im Bankettsaale wieder zu sehen.“ Dann begab sie sich mit den Damen in ihr Empfangszimmer, wo sie ihren Schwiegerohn begrüßen wollte.

„Meine liebe Frau Konradine,“ sprach die Königin herzlich, „ich habe noch nicht einmal Zeit gefunden, Euch zu bewillkommen; Ihr seht bewegt aus. Hoffentlich habt Ihr Euch des Herzogs wunderlichen Einfall und seine Bestrafung, welche er sich dadurch zugezogen hat, nicht zu sehr zu Herzen genommen?“

Die Hofmeisterin fühlte, sie stand vor der Katastrophe: „Ich habe Eure Majestät nicht so vertreten, als es meine Pflicht erfordert hätte. Es ist hier auf Nyköpings Alles schief gegangen, und es ist schreckliche Verwirrung entstanden. Ich, — und hier wurde die Stimme unsicher, — ich sehe mich deshalb genöthigt, Ew. Majestät um meinen Abschied zu bitten.“

Da erhob Auguste, tieferrothend, ihre Kinderstimme: „Glaubt nicht, Frau Mutter, was die Frau Hofmeisterin redet; sie hat uns von früh bis Abend umflattert, als wären wir nicht flügge Vögel, und an der Geschichte mit Herzog Heinrich Julius bin ich ganz allein schuld, Frau Mutter.“

Die Königin lächelte: „Wie gut, daß ich alle diese Selbstanklagen erst vernehme, da die glückliche Lösung nun schon so nahe ist. Meine liebe Frau Konradine, so leicht trennt man sich nicht von einer alten Freundin. Ihr seid mir in das fremde Land gefolgt, und in mancher Angst und Sorge seid Ihr es allein gewesen, die mir treu zur Seite gestanden hat. Wir sprechen morgen über diese Sache in Ruhe. . . Da sehe ich aber noch ein betrübtes Gesichtchen. Was ist denn Dir passiert, Jungfer Eva?“

Da mengte sich die kleine Herzogin abermals mit weißer Miene ein: „Vor Euch, Frau Mutter, fallen ihr natürlich ihre Sünden ein; aber auf meine Strafpredigt hat sie nicht gehört. Junker Olav ist auch sehr beleidigt, Frau Mutter; sie hat ihn abscheulich behandelt.“

„Und den Junker Pantraz hat sie verrückt gemacht!“ stöhnte die Hofmeisterin. Die kleine Herzogin aber winkte ihr verflohen; das war ihre Angelegenheit, und sie hatte verziehen.

Vor der Königin zu lügen, war unmöglich; nicht einmal sich selbst zu belügen, vermochte Eva noch länger. Ihr Schuldbewußtsein drückte sie zu Boden. „Ich bin nicht werth, am Hofe von Eurer Majestät zu leben!“ schluchzte sie. „Ich möchte zu Pathe Siglinde zurück.“

„Das spiße Jünglein hat wohl das Unheil angerichtet,“ meinte lächelnd die Königin. „Du sollst mir morgen ehrlich beichten, Eva; dann wollen wir sehen, was sich thun läßt; aber heute darfst Du nicht trübselig aussehen. So Gott will, werden wir gleich ein glückliches Brautpaar begrüßen.“

9.

Wer Elisabeth gesehen hätte, wie sie bleich und zitternd dem Schloßhauptmann folgte, der würde gemeint haben, sie selbst sei die Sünderin, welche in das Gefängniß eingeschlossen werden sollte. Indem sie durch finstere Gänge und über schmale Treppen wandelte, mußte sie denken: „Ich kann nicht thun, was meine Mutter verlangt. So tief kann ich mich nicht demüthigen. Er hat mich beleidigt, darum wird mir der liebe Gott den Schritt ersparen.“ Aber sie ging dennoch weiter, ohne Zögern und Klagen.

Vor der kleinen, schwer mit Eisen beschlagenen Pforte blieb der Schloßhauptmann stehen und befestigte die Kerze in einem Ringe.

„Fräulein Elisabeth,“ sagte er, „ich habe Euch heute trübe Stunden bereitet; freilich hatte ich mein Ehrenwort gegeben, den Herzog nicht zu verrathen, aber ich hatte kein Ehrenwort gegeben, mich über die Verwirrung nicht zu belustigen. Und seht, — abgesehen von den Anstrengungen, — habe ich selten einen vergnügteren Tag

verlebt! Haltet mich nicht für einen herzlosen alten Ael; das wäre mir bitter leid; aber ich konnte mir nicht helfen. Wenn ich alle die Noth, Angst und Verwirrung schaute, dann klapperte ich mit meinen Schlüsseln und sagte mir: Nur noch wenige Stunden, und es wird eitel Freude im Schlosse herrschen. Da habe ich mir gedacht, so einen vergnügten Tag mag sich unser Herrgott wohl auch manchmal machen, wenn er hinunter auf die Erde sieht, wo Alles durcheinander kribbelt und krabbelt, sich ängstet und hastet; er klappert mit seinen Schlüsseln und weiß, daß Alles sich herrlich in kurzer Zeit lösen wird. Gebt mir Eure Hand, Fräulein; habe ich auch heute, dem Anscheine nach, nicht wie ein Freund gehandelt, so mögt Ihr doch wissen: in ganz Dänemark habt ihr keinen treueren Freund, als mich.“

Sie gab ihm die eiskalte Hand und legte ihren Kopf einen Augenblick an seine Schulter; es kam wie ein Schluchzen aus ihrer Brust. Er streichelte ihr Haar: „Seid nur tapfer! Einen besseren Mann konnte Euch unser Herrgott nicht bescheren.“

Sie richtete sich auf und versuchte zu lächeln. Da schloß er die Pforte auf; sie mußte sich bücken, um einzutreten. Er aber trat den Rückweg an.

Regungslos, mit niedergeschlagenen Augen, blieb Elisabeth stehen; am lichten Schein auf dem Boden konnte sie merken, daß das Gefängniß erleuchtet war; man hatte den Herzog nicht wie einen Verbrecher im Dunkeln gelassen. Sie hörte auch, daß bei ihrem Eintritt ein Stuhl hastig bei Seite geschoben wurde; mit klopfendem Herzen und sehr befangen sprach sie dann:

„Ich komme, Herr Herzog; um die Erlaubniß zu bitten, Euch zur Königin geleiten zu dürfen.“

Sie vernahm Schritte, fühlte ihre Hand von einer kräftigen Männerhand umfaßt und hörte wieder die Stimme, welche ihr seit dem vergangenen Abend in den Ohren klang: „Ich danke Euch von ganzem Herzen, daß Ihr gekommen seid, Fräulein, und so Ihr bei mir bleibt, möchte ich wohl alle Lust verlieren, mein Gefängniß jemals zu verlassen.“

Wie sollte sie darauf eine passende Antwort finden? Sie wagte auch jetzt nicht, aufzusehen; ihr Herz schlug unruhig; noch nie war ihr so wunderbar zu Muth gewesen.

Der Herzog nahm auch ihre andere Hand gefangen; aber noch immer wagte sie nicht, den Blick zu ihm aufzuschlagen; tiefbewegt sprach er: „Fürchtet Ihr Euch denn vor mir, liebste Herz? Sorget nicht, daß ich Euch heute mit einem Wort erschrecke; aber gestern kostete es mir redliche Mühe, Euch nicht zu Füßen zu stürzen und Euch in meine Arme zu schließen und mir den Kuß als Recht des Bräutigams zu nehmen. Denn als Ihr im Zorne aufzuhrt und harte Worte sprach, habt Ihr mir über die Maßen gefallen. In dieser ganzen Nacht habe ich gar nicht an Schlaf denken mögen. Ich habe zu Euch geredet, als wäret Ihr bei mir; kann sein, ich redete gar in Versen. Mir ist die Zeit nicht lang geworden. Nur in den letzten Stunden habe ich mit heißem Verlangen auf Dich gewartet, herzallerliebste Braut!“

Zum ersten Male in ihrem Leben hörte Elisabeth einen Mann Worte reden, die jede Faser ihres Herzens zitternd nachempfand. Schüchtern wagte sie ihn anzusehen; aber als sie seinen Augen begegnete, senkte sie verwirrt den Blick; doch entzog sie ihm nicht ihre Hände. Und er nahm mehr, wie die Hand; er zog sie an sein stürmisches Herz und sagte gedämpft mit tiefer Stimme: „Welt, jetzt giebst Du mir den Kuß, wegen dessen ich hier gefangen sitze?“

Sie lächelte: „Ich habe gar kein Recht, Herr Herzog, ihn heute Euch zu verweigern.“

„Ich will ihn nicht durch das kalte Recht eines Dir fremden Bräutigams! Ich möchte ihn empfangen, wie ich ihn Dir wiedergebe, als ein Zeichen unserer Liebe.“

Ihr Kopf sank auf seine Schulter; sie athmete erregt. „Verlange ich zuviel von Dir, liebste Herz?“

Da auf einmal wurde ihr, als wäre sie in Licht und Wärme gebadet, und ein seliges Klingen und Rauschen schien durch den Raum zu brausen. Sie schlang die Arme um seinen Nacken. „Ich liebe Euch, Herr,“ sprach sie und küßte ihn auf den Mund.

Da jubelte er und hob sie auf. Aber das Pfortchen war zu niedrig, sie hindurchzulassen; sie mußten sich Beide bücken; doch ließ sie seine Hand nicht los. Als sie draußen standen, wandte sie sich noch einmal zurück und sprach: „Durch das enge Pfortlein bin ich in's Himmelreich getreten.“

Da lachte er fröhlich und rief: „Schau, wie ein Jeder von seinem Standpunkt aus die Dinge betrachtet. Mir dünkte, wie Du einträtest, es stiege ein Engel aus dem Himmel hernieder in das irdische Jammerthal.“

Dann nahm er ihre Hand und steckte den Ring an ihren Goldfinger: „Du hast das Geschmeide jetzt bezahlt, Elisabeth; nun darfst Du es auch tragen als Dein wohlverworbenes Eigenthum.“

Aber der Ring war für den feinen Finger viel zu weit; Elisabeth zog ihn lachend ab und steckte ihn

dem Herzog an, der es sich mit zärtlicher Freude gefallen ließ.

„Ich habe mir den Ring ja nur gewünscht, um ihn Euch zum Angebinde zu schenken, und darum müßt Ihr ihn auch tragen, mein theurer Herr,“ sagte sie. —

Am Abend dieses ereignisreichen Tages brannten im Bankettsaale zweihundert Kerzen und erleuchteten ihn tageshell. Die Gesellschaft, welche an dem reichen Mahle theilnahm, war nicht nur eine viel vergnügtere, als die, welche hier zu Mittag gespeist hatte, sondern auch eine viel zahlreichere. Der Schloßhauptmann hatte dafür gesorgt, daß einige bei Hofe gern gesehene Adelsfamilien sich zur Begrüßung der Königin und zur Beglückwünschung des hohen Brautpaares einfanden.

Herzog Heinrich Julius bezeugte in seiner Bräutigamslaune große Lust zu einem fröhlichen Tanze. So gab der Schloßhauptmann den Befehl, die Tafeln zu beseitigen. Während die Diener den Bankettsaal säuberten, zog sich die Gesellschaft in das Empfangszimmer zurück.

Es war das die letzte Handlung des Grafen Arenfeld in seiner Eigenschaft als Schloßhauptmann; er fühlte sich, zumal bei Anwesenheit so vieler Gäste im Schlosse, seinem Amte nicht mehr gewachsen, und die Königin hatte eingewilligt, ihn zu entlassen, jedoch nur unter der Bedingung, daß er als ein bewährter Rathgeber ihr auch ferner zur Seite bleiben möge. Darauf überraschte sie die Versammlung, indem sie Junker Olav Tagefen als seinen Nachfolger vorstellte.

Junker Lars machte nicht unnöthige Worte; aber er war der Erste, der dem neuen Schloßhauptmann herzlich die Hand schüttelte. Junker Pantraz mußte sich wirklich wundern. Es ging Alles schief. Die Verschönerung war in's Wasser gefallen; die Liebe einer Herzogin war nur ein Traum, und den erhofften Posten erhielt ein Anderer. Für diese Mißerfolge sollte ihn Frau Arfel trösten.

Sie hatte sich in der Musikanten-Loge ein Plätzchen erobert, von wo aus sie mit Entzücken und Neid den Glanz des königlichen Hofes bewunderte. Aber auch Frau Arfel ließ Junker Pantraz so gründlich ablaufen, daß er geschworen haben würde, sie wäre die Tugend selbst, hätte er nicht bemerkt, daß sie, selbst von ihrem verdeckten Plage aus, Gelegenheit fand, mit Junker Johannsen feurige Blicke zu tauschen. Armer Stig Anderson!

Wenn an diesem Abend die Federn auf dem Haupte der Hofmeisterin stürmisch wehten, brauchte Niemand dieselben ängstlich zu beobachten; denn es war nur die fröhliche Laune, wodurch sie so lebhaft in Bewegung gesetzt wurden.

Nur Jungfer Eva, nachdenklich und mit niedergeschlagenen Augen, zog sich meist in den Hintergrund zurück; die Königin aber suchte sie dort auf, ließ sie neben sich Platz nehmen und ergriff herzlich ihre Hand.

„Jungfer Eva, mein neuer Schloßhauptmann hat mir zwei Verslein für Dich aufgetragen: ‚Wer glücklich ist, Arankung vergißt‘ und ‚Wer liebt, gern vergiebt‘.“

Da füllten sich Eva's Augen mit Thränen: „Das ist mehr, als ich verdiene. Ich habe Junker Olav heute zweimal sehr bittere Worte gesagt.“

„Da liebst Du den braven Junker noch nicht von ganzem Herzen; denn echte Frauenliebe ist voll Demuth,“ sagte die Königin.

„D, wenn ich immer in der Nähe Eurer Majestät sein dürfte, würden mir nicht böse, herrschsüchtige Gedanken kommen.“

„Dann ist es durchaus nothwendig, daß Du den neuen Schloßhauptmann heiratest. Darf ich's ihm sagen?“

Eva war wie mit Purpur übergossen: „Ich hatte wirklich nicht daran gedacht, daß Eure Majestät meine Worte also deuten könnten.“

Die Königin küßte das tiefbewegte Mädchen auf die Stirn: „Willst Du Deine Sache in meine Hände legen, Eva?“

In diesem Augenblicke entstand in der Gesellschaft eine Bewegung. Die schäbige und zitternde Gestalt des Schreibers wurde von Junker Lars zu Herzog Heinrich Julius geführt.

„Heißt Er Barthel Quark?“ fragte der Herzog.

„Ja, fürstliche Gnaden,“ stotterte der Schreiber.

„Ist Er der vor der Probepredigt ausgerissene Candidat?“

„Ja, fürstliche Gnaden.“

„Zum Predigen taugt Er da freilich nicht. Aber wenn Ihre Majestät nichts dawider hat, soll Er zu Seiner alten Mutter zurückkehren; Haus und Hof hat sie, aber ihr fehlt im Alter die Stütze des Sohnes. Meinen Consens soll Er haben. Es hat mir von Ihm gefallen, daß Er mich gestern nicht verrathen hat, obwohl Er mich erkannte.“

Zum ersten Male war es ein freudiger Schreck, welcher Barthels Wangen bleichte.

Da erklangen vom Bankettsaale die ersten Töne des Tanzreigens. Die Pagen öffneten die Flügelthüren



und überreichten die Kerzen dem Grafen Arenfeld und dem Kanzler Jagemann, welche als Vortänzer figuriren sollten. Der Tanzmeister schritt rückwärts vor ihnen her, um die Touren anzugeben. Der Herzog Heinrich Julius mit seiner schönen, glückseligen Braut folgte; dann kam Junker Johannsen mit Fräulein Auguste und dann der neue Schloßhauptmann mit seiner Eva, die nun auch mit seligen Augen um sich schaute. Ihnen schloß sich die übrige Gesellschaft an.

Die Königin aber, umgeben von ihren Frauen, schaute von dem erhöhten Sitze mit zufriedenen Lächeln auf die fröhliche Gesellschaft.

Die Geschichte stellt den Hauptpersonen dieser kleinen Erzählung, deren Leben wir nur einen vollen Tag lang beobachtet haben, ein vorzügliches Zeugniß aus. Mit der größten Hochachtung spricht man von der Königin Sophia, Herzogin von Mecklenburg, sowohl als Gattin, wie als Mutter. Am besten zeugen für sie die eigenen Kinder. Ihr ältester Sohn, Christian IV., wurde einer der hervorragendsten Regenten Dänemarks; ihre zweite Tochter Anna, welche den König von Schottland heirathete, wird als eine ungewöhnlich begabte Frau geschilbert; alle ihre Töchter waren schön und tugendhaft.

Die Ehe Elisabeths mit Herzog Heinrich Julius scheint eine sehr glückliche gewesen zu sein; sie wurde Mutter von zehn Kindern. Herzog Heinrich Julius galt als einer der besten deutschen Fürsten; nicht nur ein Gelehrter, dichtete er auch viele Theaterstücke, die auf dem von ihm in Wolfenbüttel errichteten ständigen Theater aufgeführt wurden. Man sagte von ihm, daß kein Vaster seines Zeitalters ihm anhing und keine politische Partei ihn blendete. Wenn trotzdem auch unter seiner Regierung Hegen verbrannt wurden, wenn er große Summen verschwendete, um den Stein der Weisen zu finden, so muß man eben berücksichtigen, daß selbst ein bedeutender Mann sich nicht gänzlich von den geistigen Fesseln seiner Zeit zu befreien vermag.

Thätig als Regent seiner verstreuten Lande, erstreckte er seinen Einfluß auch auf das übrige Deutschland. Er war der Freund Kaiser Rudolfs II. und Director des Geheimen Rathes in Prag. In dieser Eigenschaft gelang es ihm, nicht nur den Protestanten Religionsfreiheit, sondern auch den Katholiken eine unerwartete Ruhe zu verschaffen. Unter seiner Regierung gestaltete sich das Leben freier und reicher; er liebte den Luxus und führte französische und welsche Sitten ein. Sein Unglück war, daß er bei halbvollendeten Plänen schon 1613 sterben mußte.

Kadendruck verboten.

### Erbgroßherzogin Elisabeth von Mecklenburg-Strelitz.

Dierzu das Portrait von A. Schubert, Seite 53.

**E**lisabeth Marie Friederike Amalie Agnes, Erbgroßherzogin von Mecklenburg-Strelitz, wurde am 7. September 1857 auf Schloß Wörzig als Tochter des Herzogs Friedrich von Anhalt und der Herzogin Antonette, geborenen Prinzessin von Sachsen-Altenburg, geboren. Am 17. April 1877 vermählte sie sich mit dem Erbgroßherzog Adolf Friedrich von Mecklenburg-Strelitz, aus welcher glücklichen Ehe drei liebliche Kinder, die Prinzessinnen Marie und Jutta und der Erbprinz Adolf Friedrich, entsprossen. Die Erbgroßherzogin Elisabeth gilt mit Recht als eine der schönsten deutschen Fürstinnen; aber mehr noch, als ihre Schönheit, zeichnet sie eine liebliche Einfachheit aus, welche ihre Erscheinung wie ihr ganzes Wesen mit einem anmuthigen Zauber umgibt.

Ihre fürstlichen Eltern haben ihr eine gediegene, aber allem bloßen äußeren Schimmer abgewendete Erziehung angedeihen lassen, die sie inmitten eines, allem Pomp und aller unnatürlichen Etiquette gleich fremden Hofes erhielt. Eine frühere Erzieherin der hohen Frau rühmte oft das tiefe Empfinden der damaligen jungen Prinzessin, das sich auch jetzt noch oftmals unter einer mädchenhaften Schüchternheit zu verdecken scheint. Sie hat in dem freundlichen Dessau, im Kreise geliebter Geschwister, stillen, freundlichen Reigungen und Gewohnheiten gelebt, hat in einer aus reiner Verzenswahl geschlossenen Ehe auch das Glück gehabt, daß eine hochbegabte, geistvolle und lebenswürdige Schwiegermutter, die Großherzogin Auguste Karoline, deren Portrait und Lebensskizze vor einigen Monaten den Leserrinnen vorgeführt wurde, ihr die Kathischläge gab und jegliche Erfahrung ihr in mütterlichster Weise mittheilte, wie eben eine junge Fürstin in fremder Umgebung, in einer kleinen Residenz, dessen ganz bedarf.

Alljährlich wird das Leben in der freundlichen, von Wäldern, Parks und Seen überaus lieblich umgebenen, jedoch stillen Residenz durch Reisen in die Heimath, zu den hohen Verwandten in England oder nach schönen Theilen des deutschen Vaterlandes von Seiten des erbgroßherzoglichen Paares unterbrochen. Auch auf dem fürstlichen Gute Prillwitz, unfern dem historischen Schlosse Hohenzieritz, schon am Wasser und zwischen alten Bäumen gelegen, bringt die Erbgroßherzogin mit ihrem Gemahl und den Kindern gern einige Wochen in ländlicher, sommerlicher Einsamkeit zu. Die künstlerischen Reigungen, denen die meisten Fürstinnen sich neben der Lectüre hinzugeben lieben, Musik und Malerei, beschäftigen auch die Erbgroßherzogin Elisabeth; für letztere Kunst hat sie eine besondere Vorliebe und übt dieselbe noch heute aus, namentlich die landschaftliche Malerei. Auch ist die hohe Frau in allen weiblichen Handarbeiten äußerst geschickt. Für ihren schlichten und lebenswürdigen

Geschmack spricht es, daß sie Wiesen- und Feldblumen und schöne Waldbäume sehr liebt, was auch ihren Sinn für ein stilles „home-life“ und ländliche Spaziergänge erklärt. Dem fernstehenden Beobachter scheint sie eine zarte, sensible Natur zu sein, die sich verstanden und geliebt fühlen muß, um richtig beurtheilt und erkannt zu werden. Das Mecklenburger Volk, welches seinen fürstlichen Frauen stets eine ganz besondere Zuneigung und liebevolle Aufmerksamkeit geschenkt hat, wendet diese herzlichen Gefühle auch in vollem Maße der Gemahlin des Thronfolgers zu.

R. I.

Kadendruck verboten.

### Bilder aus Spalato.

Von Hans von Spielberg.

Siehe die Abbildungen von Paul R. A. Müller, Seite 56, 57 und 60.

**W**er, wie die Mehrzahl der Touristen, nur die sogenannte kleine Loyd-Tour daran wendet, Dalmatien kennen zu lernen, wer also in kaum zwei Wochen von Triest nach Korfu und zurück eilt und dabei die interessantesten Küstenstädte gleichsam nur im Fluge sieht, kann unmöglich einen auch nur annähernd richtigen Eindruck von dem originellen Lande erhalten. Im Gegentheil, er muß entschieden enttäuscht sein. Die Fahrt längs der Küste wird mit der Zeit recht eintönig; die ewigen, abwechselungslosen grauen Karstfelsen ermüden den Blick. Selbst die lieblichen, von Weingärten und Olivenhainen bedeckten Inseln, zwischen denen der Steamer sich mühsam den Weg bahnt, scheinen sich schließlich zu ähneln, wie ein Ei dem andern; und in den Städten ist das wirklich Schöne und Interessante unter einem solchen Wust von schmutzigem Epigonenthum versteckt, daß der kurze Aufenthalt des Loyd-Dampfers nicht einmal genügen kann, jenes aufzufinden. Man muß längere Zeit in Dalmatien gewesen sein, um das vielberühmte, schlecht beleumdete „Oesterreichisch-Sibirien“, wie ein Spottvogel das Land getauft hat, auch nach seinen guten Seiten hin zu würdigen. Erst wenn man gelernt hat, mit Ruhe und Ruhe den hochinteressanten Reliquien des Römerthums und der stolzen venezianischen Zeit nachzugehen, andererseits der frischen Natürlichkeit der bunt gemischten heutigen Bevölkerung ohne pedantische Strupel sich zu erfreuen, erst dann wird man um der Fülle neuer Eindrücke willen die kleinen Unannehmlichkeiten vergessen, die unsere an fast übertriebenen Comfort gewöhnten modernen Reisenden hier immer noch mit in den Kauf nehmen müssen.

Spalato allein ist die Reise nach Dalmatien werth. Ich werde die Stunde nie vergessen, in der das massive Mauerwerk der Stadt, vom mächtigen Rosforberge überragt, zum ersten Male vor meinen Augen aus der blauen Fluth emporstieg; grün, einer Oase in der Wüste gleich, weithin die Küste, grau im Hintergrunde der zerrissene, kahle Karst des Hochgebirges, buntfarbig schimmernd endlich unten am Ufer der Adria die langgestreckte Front der alten Empore, getronkt von dem schlanen Glockenthurm des Domes. Allmählig treten die Umrisse der Riva schärfer und deutlicher hervor; rechts und links von den die Berge hinaufstimmenden Vorstädten Borgo grande und Bozzobon umrahmt, streckt sie sich längs des reichbelebten Hafens als eine rechte Fluth- oder moderner Verkehrsstraße; unmittelbar an ihr aber tauchen die mächtigen alten, rissigen und doch der Zeit und den Elementen Trotz bietenden Mauern des Diocletianischen Palastes auf. Noch erkennt man deutlich einzelne der kräftig gegliederten dorischen Säulen, die einst die Front zierten; noch markiren sich die fahnen Bogenwölbungen der Fensterreihen; aber die Säulen sind verwittert, die Fensteröffnungen mit modernem Mauerwerk zugemauert und durch eine Anzahl symmetrischer Gucklöcher ersetzt. Die Mauer selbst wird von einer Reihe rückwärts und höher liegender Häuser überragt, und an ihrem Fuße haben sich Hütten und Hütchen der buntesten Gestalt, Krämerbuden und Karawansereien aller Art angesiedelt. Das ist überhaupt charakteristisch für Spalato, ja in gewissem Sinne für Dalmatien überhaupt: unvermittelt, ohne jeden Uebergang reihen sich hier alle Gegenstände aneinander, die alte und die neue Zeit, blendende Schönheit und abstoßende Häßlichkeit, üppige Gärten und kahler Karst, glühender Sonnenschein und eine Bora, welche das Mark in den Knochen erstarren läßt. Thür an Thür wohnen der Deutsche und der gewandte, immer verbindliche Italiener mit dem trockföppigen Morlaten; in einer Minute hört man drei Sprachen, die nicht die geringste Verwandtschaft miteinander haben. Das Land besitzt eine Eisenbahn, aber fast keine Straßen; sein Wein könnte der beste an der ganzen Adria sein, und oft kann man nicht ein trinkbares Glas erhalten, und der Bauer hungert, weil er zu viel zu trinken hat.

Gerade in dem eigenartigen Durcheinander liegt doch wieder ein hoher Reiz. Wohl überkam mich oft tiefe Wehmuth, wenn ich, durch die Straßen Spalato's schlendierend, die Mischung antiker Herrlichkeit und moderner Armeligkeit betrachtete: hier etwa ein mächtiges, schönes Capitell, als Sessel vor der Thür einer elenden Hütte liegend, und ein schmutziges Morlatenkind darauf; dort ein fahner Schwibbogen, über eine Gasse gespannt, die seit Monden keinen Straßensehrer gesehen hatte, und hoch oben auf der Wölbung zerrissene Wälsche zum Trocknen ausgelegt; aber entziehen kann man sich dem bunten Eindrucke doch nicht und möchte ihn auch nicht missen.

Ganz Spalato, von den Vorstädten und einem neueren Stadtheile abgesehen, ist bekanntlich in die Umfassungsmauern des gewaltigen Kaiserpalastes Diocletians hinein gebaut, — eingeschachtelt wäre vielleicht der richtige Ausdruck, denn die Bauten der Epigonen nehmen sich neben den massigen Resten des Palatiums aus wie Nürnberger Kinderpielzeug, und je mehr sie sich in die alten Kluchten, bald eine Wand, bald einen Thurm, bald eine Wölbung bemühend, einzufügen streben, desto schärfer wirken die Contraste. Schwer freilich ist es, sich von dem Grundriß und der architektonischen Ordnung des einstigen Baues heute noch eine klare Vorstellung zu machen, schwerer vielleicht, als wenn das Ganze nur als Ruine erhalten wäre, — so kunterbunt haben die Jahrhunderte im Innern der Grundmauern, die auf drei Seiten heute noch erkennbar sind, gehaust. Es scheint mir fast, als hätten die verdienstvollen Werke von Cassas, Gardner, Carrara, Lanza u. s. w., die an ihre Beschreibungen des Wunderbaues fast ausnahmslos mehr oder minder vollständige Reconstructions-Versuche anknüpften, der Phantasie einen weiten Spielraum gestattet. Sicher war der Palast kein einheitliches Gebäude, sondern ein

Complex von Bauten, die, von einer gemeinsamen Mauer umschlossen, außer den kaiserlichen Brunntäumen zahlreiche Wohnungen für den großen Hofstaat des weltberühmten Imperators umfaßten, und in denen selbstverständlich Bäder und Kasernen, Theater und Tempel nicht fehlen durften.

Außer den Ringmauern und einigen Erdhürmen, außer der herrlichen Porta aurea an der Westseite, ist heute eigentlich nur noch der Tempel mit seiner unmittelbaren Umgebung erhalten. Frühzeitig in ein christliches Gotteshaus umgewandelt, entging er wohl durch diesen glücklichen Umstand der Zerstörung, und es muß wahrlich als eine eigene Fügung angesehen werden, daß die Hausaltäre des großen Christenverfolgers, — denn das bleibt Diocletian, wenn ihn auch nicht religiöser Fanatismus, sondern lediglich die Staatsraison leitete, — gerade durch die siegende Macht der neuen Lehre vom Untergange gerettet wurden.

Der heutige Domplatz, auf den uns das Vollbild unseres Künstlers führt, war die ursprüngliche Aula des Palastes und zugleich der Vorplatz des Tempels. Das Vestibül ist durch das Portal des Vestibüles, zu dem eine schön geschwungene, zweitheilige Treppe führt, geschlossen; vier Säulen von rothem Granit tragen den mächtigen Dreiecksgiebel, der die ganze Breite des Raumes einnimmt. Links vom Vestibül erhebt sich auf sechs Meter hohem Unterbau, von einem wunderbar schönen Säulengang umschlossen, das kraftvoll gegliederte Oktogon des Tempels. Einfach und ebenmäßig, ohne jede Ueberladung mit Ornament, ragt der stolze Bau fünfundzwanzig Meter in die Luft, ein Wahrzeichen wahrhafter Größe, neben dem der im vierzehnten Jahrhundert ihm angeklebte Glockenthurm trotz seiner gewaltigen Dimensionen sich fast armselig ausnimmt.

Vorüber an der kolossalen ägyptischen Sphinx, die einst in der Mitte des Tempels gelegen haben soll und von den abergläubigen Spalatinern mit einem ganzen Sagenkreis umflossen worden ist, treten wir in das etwas düstere Innere des Gotteshauses, das leider seit seiner Einrichtung zum christlichen Cultus architektonisch manche nicht gerade vortheilhafte Umgestaltung erfahren hat. Immerhin ist genug erhalten geblieben, um die Grundform wieder zu erkennen. Der achtseitigen Gestalt des Tempels entsprechend, umfränzen den Innenraum acht granitene Säulen und über diesen wiederum ebensoviele schwächer dimensionirte Säulen aus grünem Marmor. Auf der so gebildeten Rundgalerie ist der vielgenannte Diana-Fries, Jagdscenen in reicher Abwechselung darstellend, angebracht. In den nächsten Jahren geht übrigens die Restauration des ganzen Bauwerkes ihrer Vollendung entgegen; hoffentlich fallen mit ihr auch die häßlichen kleinen Nebengebäude, die sich im Laufe der Zeit in die Säulenhalle des Domplatzes eingezwängt haben und gerade hier recht störend wirken.

Und nun noch einmal, vorbei an dem kleinen Aesculap-Tempel, in dem ein prächtiger Sarkophag das Schönertheile ist, zum Hafen, zur Riva, aus der antiken Welt zum stuhenden Leben der Jetztzeit! Wahrlich, Spalato verdient den Namen der ewig jungen Tochter der Adria. Welche Stürme sind nicht in den zwölf Jahrhunderten, seit die städtigen Bewohner des nahen, von den Varen zerstörten Salona, in den festen Mauern des Kaiserpalastes Schutz suchend, Spalato gründeten, über die Stadt hinweggebraust! Franken und Kroaten, Bosnier und Ungarn, Venezianer und Türken haben Spalato belagert und verwüster; immer auf's Neue aber hat es sich mit jugendlicher Lebenskraft erhoben. Man darf der schwergeprüften Stadt wohl die Ruhe gönnen, die ihr jetzt endlich unter österreichischer Herrschaft geworden ist, und in der sie sich als die erste und schönste der dalmatinischen Küstenplätze ausblüht. Viel ist bereits gethan, — ich nenne nur die Wiederherstellung der antiken Wasserleitung, den Ausbau des vortrefflichen Hafens, — mehr bleibt noch zu thun. Wer aber die frische, fröhliche Thätigkeit auf den Rolen, die zahlreichen, buntbewimpelten Fahrzeuge im Hafen sieht, muß an die Zukunft Spalato's glauben. Noch stehen sich zwei nach Abstammung, Sprache und Sitte scharf geschiedene Parteien in der Stadt gegenüber: die italienische, die Kapital und Bildung repräsentirt, und die slavische, die vom Lande hereinstühend, gleichsam die natürliche Kraft mit sich bringt. Wenn diese Gegensätze sich verschmolzen haben werden, ein Prozeß, welchen der wachsende Wohlstand und die allgemeine Schulbildung beschleunigen müssen, wird aus den diocletianischen Ruinen ein reiches, schaffensfrohes Leben erblühen.

Kadendruck verboten.

### Ihr Hans.

Von Julius Weil.

**L**ise Elsbach sah dem Valle bei Geheimrath Greeb's mit ungeheurer Spannung entgegen. Nicht als ob es ihr erster Ball gewesen wäre! O nein, Lise Elsbach, obwohl erst in ihrem achtzehnten Lenze blühend, war längst über das Ballfieber der Badfische hinweg, war schon eine halbe Berühmtheit in der Welt voll Tarlatandust und Walzerjubil. Ja, das war Lise Elsbach! Wie ein Vogelchen, so leicht beidringt, schwebte sie im Tanze dahin, und läß und unschuldig, wie das Gezwitscher eines Vogelchens, klang auch ihr Lachen und Plandern.

Also ein Ball-Debüt war es ganz und gar nicht, was die junge Dame so in Spannung versetzte, sondern etwas ganz anderes. Ein lebendes Wesen? Ja, ein lebendes Wesen war es. Ein Mensch? Halb gerathen. Ein Mann? Noch nicht ganz. Ein junger Mann? Nichtig. Ein junger Mann war es, den sie unendlich neugierig war kennen zu lernen, obwohl sie ihn schon lange kannte, schon, — man denke nur! — seit ihrem vierten Jahre! Damit hatte es eine eigenthümliche, fast möchte man sagen, rührende Verwandtniß.

Damals war die schöne Lise Elsbach noch ein recht verwohntes Vöschchen, das nicht immer gleich folgte, wenn das gute Fräulein etwas wünschte, das nicht immer häßlich die Suppe aß und zur rechten Zeit zu Bett gehen wollte, wenn artige Kinder zu Bett gehen. Da hatte denn das Fräulein ein Zauberwort, mit dem es von Vöschchen Alles erlangen konnte, was es haben wollte. Es brauchte nur zu sagen: „Aber Vöschchen, der Hans ist immer um acht zu Bett gegangen, hat immer freundlich „Gute Nacht, liebe Eltern!“ gesagt und nicht geweint und mit den Füßen gestraupelt!“ — hüch, war Vöschchen in Fräuleins Schoß und sagte: „Wenn Hans schlafen gegangen ist, dann gebe ich auch, Fräulein!“ Und wollte die Suppe durchaus nicht über Vöschens Naschmäulchen, so sprach das Fräulein nur: „Ja, der Hans machte es anders, der war immer der erste mit der Suppe fertig!“ Gleich befand sich



Vischen im erbitterten Kampfe mit der verhaßten Suppe, die gar schnell mit der völligen Vernichtung der letzteren endete. War aber die Noth am allergrößten, wußte sich das gute Fräulein gar nicht mehr zu helfen, und wollten auch Mama's ernsthafteste Vorstellungen nicht verfangen, dann wurde das letzte Mittel zur Anwendung gebracht, dann wurde Vischen, im Falle sofortiger Besserung, — Hansens Bild in Aussicht gestellt! Bei dieser Erwähnung versiegten auch die stärksten Thränenströme, die bösesten Kunden verschwanden im Nu, und das ungehörigste Vischen verwandelte sich auf der Stelle in ein gutes, herziges Vischen, just wie sich im Märchen der schwarze Kabe in den schönen Königssohn verwandelt. Das Bild aber hatte das Fräulein in festem Beschluß und holte es nur hervor, um solch eine außerordentliche Wirkung zu erzielen. Das wurde dann ein wahrer Festtag für Vischen, wenn es den niedlichen Jungen in der Manns-Uniform anstaunen durfte, der, die Hand militärisch am Tschako, mit seinen hellen Kinderaugen stolz und led in die Welt und Vischen gerade in's Gesicht blickte.

Wer war denn nun der Held Hans, der für Vischen die Stelle des Rüstertnaben spielte? Ach, in Wirklichkeit war es gar kein Rüstertnabe, sondern ein kleiner Strich, der zur selben Zeit, wo er Vischen als Tugendspiegel vorgestellt wurde, die Schulbank drückte und bei seinen Kameraden den ehrenden Beinamen „toller Hans“ führte. Das Fräulein mochte das ganz gut wissen; denn sie hatte, wie jetzt an Vischens, so vorher an Hansens innerem Menschen die ersten Bildungsversuche gemacht, und sehr stolz war sie auf diese ihre Erziehungs-Ergebnisse eben nicht. Aber sie hätte sich, Vischen aufzuklären, vielmehr stieg Hans in ihren Schilderungen immer höher an Tugend und Verstand, je länger das Fräulein und Vischen zusammenblieben.

Als diese sechs Jahre alt war, da war Hans schon zu einem fleißigen Gymnasialisten avancirt, und in ihrem zwölften Jahre sprach das Fräulein die Vermuthung aus, daß er jetzt wohl auf einer Univerſität ein durch Talent und Fleiß ausgezeichnetes Student sein werde. Denn Vischen wollte immer wissen, wo Hans wäre, und was er machte; es ging ihr, wie es der weise Goethe von den Menschen sagt: daß sie die ersten Eindrücke in ihrer Jugend nie ganz überwinden. Hans, der brave, gute Hans hatte sich so fest in ihrer Kinderseele eingepreßt, daß sie seine Gestalt mit den liebsten Kindheits-Erinnerungen in das Mädchenalter hinüber nahm. Und so kam es, daß sie von Hans auch dann noch mit dem Fräulein sprach, als er längst aufgehört hatte, als leuchtendes Vorbild verwendet zu werden. Ja, als das Fräulein in der Ueberzeugung, Vischens inneren Menschen für alle Fähigkeiten des Lebens vorbereitet zu haben, sich nach einem anderen Hans oder einem anderen Vischen umsehen ging, selbst dann noch blieb in Lise Elsbach's kleinem Herzen ein Plätzchen für den mythischen Jugendfreund. Nun war es ihr eine rechte Genugthuung, zu erfahren, daß er gar nicht der Tugendheld war, den das Fräulein aus ihm gemacht hatte, daß er gar nicht Student oder gar Doctor irgend einer der gelehrten Facultäten geworden war, sondern sich in der Kadetten-Anstalt auf seine zukünftige Heldenlaufbahn vorbereitete. Er erschien ihr dadurch aus der Sphäre der Unfehlbarkeit herausgehoben und ihr menschlich näher gerückt. Und der Zufall wollte es, daß eines Tages Papa Elsbach beim Zeitunglesen sagte: „Da ist ja auch Hans Peterſen Lieutenant geworden, sieh! sieh!“ Also Lieutenant! Gewiß Manns-Offizier, dachte Vischen, und vor ihrer Seele stand licht und freundlich der hübsche Junge, die Hand militärisch am Tschako, wie er auf dem Bilde abgemalt war, nur viel größer und stattlicher, und einen kleinen, ganz kleinen Schnurrbart auf der Oberlippe hatte er auch.

Wie lange mochte das her sein? Ein Jahr höchstens. Und nun war es Martha Greeb, die, als sie der neugierigen Freundin alle die Tapferen aufzählte, die zu dem nächsten Balle kommandirt waren, plötzlich sagte: „Und dann der Lieutenant Peterſen...“

„Hans Peterſen!“ rief Lise unwillkürlich aus. „Ach, Du kennst ihn?“ sagte Martha Greeb und sah die Freundin forschend an. Jetzt wurde aber Lise über und über roth, als wäre sie auf unrechtem Wege errippt worden; doch Martha Greeb sollte von ihrem Kinder-Roman nichts erfahren, und darum antwortete sie möglichst kaltsblütig: „Nur dem Namen nach.“ Aber Martha Greeb war auch nicht auf den Kopf gefallen und dachte sich ihr Theil. Aha, da steckt etwas dahinter, sprachen ihre listigen Augen; du wirst doch mal aufpassen! — Und ob sie aufpaßte! ...

Der Ball hatte begonnen, und Vischens Tanzart war scheinbar von oben bis unten mit den Namen der rühmlichsten Tänzer bedeckt; aber mitten darin, da wo ein Cotillon verzeichnet stand, befand sich eine kleine, kaum zu bemerkende Wade, die Lise ihrem Hans freigelassen hatte. Denn kommen würde er, das wußte sie bestimmt. Sie konnte den Moment kaum erwarten, sie zitterte förmlich vor Ungeduld, und ihre großen, hellen Augen streiften forschend durch den Saal und die Reihen der uniformirten Herren. Sie suchte ihn! sagte Martha Greeb zu sich; er läßt auf sich warten! — Aber jetzt, — ist er das? Ein hübscher, stotter Offizier, blond und schlant gewachsen, steuert auf Vischens Platz zu. Ja, er ist es, tuft ihr Herzchen. Es ist mein Hans! Was für ein hübscher Mensch! Und richtig, der Lieutenant schlägt kitzelnd die Sporen aneinander, verneigt sich tief und spricht in dem sicheren Tone des zukünftigen Feldherrn: „Mein gnädiges Fräulein, Lieutenant Peterſen! Komme natürlich leider viel zu spät, aber ich wagte nicht...“

Es war ein Augenblick innigster Freude für das schöne Mädchen, als nun der sagenhafte Hans ihrer Kindheit lebhaft vor ihr stand, so frisch, so treuherzig, wie ihre Phantasie ihn sich nach dem verblaßten Kinderbilde ausgemalt hatte. Wenn etwas, was wir unablässig erhofft haben, ohne daß wir eigentlich einen Anspruch darauf hatten, endlich sich erfüllt, so mischt sich in das Gefühl der Freude eine gewisse Genugthuung, eine Art von Stolz darüber, daß unser Weg gerade ein ganz besonderes Spiel des Zufalls in's Werk gesetzt worden ist. Wir kommen uns beinahe vor, als hätten wir in der Lotterie ge-

wonnen, ohne doch ein Los zu besitzen. Lise Elsbach fühlte etwas von jenem Stolz in sich, indem sie jetzt zu dem hübschen Lieutenant auf sah. Ihr Gesichtchen war rosig überhaucht, und mit einem Lächeln, das aus der Tiefe einer glücklichen Stimmung emporstieg, wie der Duft aus einer köstlichen Blüthe, mit solch einem Lächeln nickte sie dem jungen Krieger zu und sagte: „Doch, Herr Lieutenant! Ich habe noch etwas für Sie frei, wenn Sie nämlich den Cotillon mit mir tanzen wollen?“

„O mein gnädigstes Fräulein...“ Er war ganz außer sich vor Entzücken, und seine Hand zitterte in freudiger Aufregung, als er in die kleine Wade auf der Karte hineinschrieb: Hans Peterſen. Und wieder lächelte sie ihn an, so zutraulich, so lebenswürdig, so — wie denn gleich? Es war ein ganz apartes Lächeln; der Lieutenant wußte es selbst nicht zu deuten, er hatte nur das Gefühl, daß er sich auf dieses Lächeln etwas einbilden konnte. Es glitt ihm förmlich wie ein Sonnenstrahl in's Herz, dieses Lächeln. Er war selig. Seine Wade verfolgte bewundernd das schöne Kind, wie es in schwebender Anmuth durch den Saal flog, und seinen kleinen Schnurrbart streichend, sagte er sich im Stillen: Da hast du eine glänzende Eroberung gemacht, mein Junge! Alle anderen Tänzerinnen wurden ihm mit einem Male gleichgültig, er wollte mit keiner mehr tanzen, nur mit ihr — den Cotillon! Wenn nur erst der dumme Rheinländer zu Ende wäre! Immer wieder diese fatale Melodie! Unausstehlich! Es ist ja schon genug! Endlich aus! Jetzt zu ihr! Himmelstergott, sie verlangen, daß noch einmal angefangen wird! Es ist zum Tollwerden: So rheinländert denn meinewegen bis zum jüngsten Tage! Na endlich, es war Zeit!

Und jetzt sieht er an ihrer Seite, in den Zaubernetzen ihres Lächelns, unter dem Banne ihrer tiefblau glänzenden Augen. Wahrhaftig, wie ein verzauberter Prinz kommt er sich vor; so völlig aller thörichten Ballgedanken entäußert, so märchenhaft angeheimelt fühlt er sich in der Nähe dieses süßen, feinsüßen Mädchens.

„Am Ende diene es gar als Heiligenbild!“ Beinahe. Es wurde wie eine kostbare Reliquie in verschlossenem Schreine verwahrt und nur vorgezeigt, um ganz ungewöhnliche erziehlche Wirkungen hervorzubringen. Sie waren aber auch wirklich ein hübscher Junge!

Hans Peterſen verbeugte sich geschmeichelt und dachte, daß er das eigentlich jetzt in noch höherem Grade sei. So plauderten sie harmlos und vertraut, wie zwei Kinder, die sie im Herzen noch waren; der Lieutenant in wachsender Verzauberung, Lise Elsbach aber mit der Fröhlichkeit und innigen Freundschaft, die einen überkommt, wenn man einen guten Freund gefunden hat. Denn ein guter, lieber Mensch war Hans Peterſen, und gefallen that sie ihm auch, das hatte der kleine Scharfsinn ihm auf der Stelle von den Augen abgegedukt, in denen man wie in einem aufgeschlagenen Buche den ganzen Text seiner Gedanken und geheimsten Wünsche lesen konnte.

Und über diesem ersten und doch so intimen Gespräche vergaßen die beiden Leuten, daß sie eigentlich zum Tanzen da waren und nicht zum Schwärmen, bemerkten sie auch nicht, daß außer Martha Greeb, der Beobachterin aus Vorsatz und Absicht, noch Jemand anderes ihnen seine ganze Aufmerksamkeit zuwandte. Es war dies ein junger Herr, der trotz der entstellenden Frackverkleidung auffiel. Ein Gesicht, auf dem ein eigenartiger Charakter sich in deutlichen Zügen ausdrückte, und Augen, in denen die Flammen einer leidenschaftlichen Seele leuchteten und sprühten. Er stand in der Dedungslinie der Ballmütter, also gleichsam am Strande des tosenden Meeres von Nullschleppen und Frackhöfen, und starrte wie auf eine Erscheinung unverwandt auf Lise Elsbach's reizend bewegtes Gesicht. Erst nach einer Weile schien er sich zu besinnen, wo er war, richtete sich straff in die Höhe und verließ seinen Platz. Und plötzlich vernahm das Wänderpärchen aus unmittelbarer Nähe eine ernste, weiche Stimme, welche sagte:

„Verzeihung, mein gnädigstes Fräulein, wenn ich zu stören wage, um mit einem Tanz zu erbiten! Peterſen, willst Du die Güte haben, mich vorzustellen?“

Lise sah sich hastig nach dem Sprechenden um, aber in der nächsten Secunde schon schlug sie wie erschrocken die Augen nieder, und eine brennende Röthe bedeckte ihr Gesicht und ihren feinen, weißen Hals, als hätte der heiße Blick, der sie getroffen, ihr Blut in flüssiges Feuer verwandelt. Sie hörte nicht, daß Hans Peterſen den Namen des Fremden nannte, sie sah nicht, daß dieser sich lächelnd verbeugte, sie hatte nur das Gefühl einer unbeschreiblichen Angst, einer räthselhaften Bellemmung, als sie, von seinem Arme fast getragen, durch den Saal hindurchwehte, und bis zum Halle hinauf fühlte sie den schnellen und lauten Schlag ihres Herzens, daß ihr der Athem zu versagen drohte. Sie hatte nur den einen Wunsch, daß er bald aufhören möchte zu tanzen; und als er sie endlich an ihren Platz zurückführte und sich mit einer tiefen Verbeugung zurückzog, athmete sie wie erlöst auf und war in ihrem Herzen froh, als sie den lieben Hans Peterſen, wie zum Schutze gegen jede Anfechtung, auf seinem alten Platze sitzen sah.

Aber in der stillen Nacht, beim träumenden Nachgemisse all der wunderbaren Erlebnisse und Erfahrungen des himmlischen schönen Valles, da erfaßte sie wieder jene seltsame Angst, wenn sie an den fremden Tänzer dachte, und wieder schlug ihr Herz fast schmerzhaft heftig, sobald sie ihr heißes Gesicht ängstlich in die Kissen barg, um den fürchterlichen Menschen vor ihren Augen zu verschwinden. Und dann tauchte wieder ihr Schutengel, Hans Peterſen's liebes Gesicht, auf, und freundliche Gedanken kehrten in ihr Herzchen ein und flatterten bald in der Gestalt lieblicher Träume um die lächelnd Entschlummerte.

Vischens Hans war nun also aus der Welt der Märchen und kindlichen Phantasiegebilde als Lise Elsbach's allergetreuester Manns-Liebling auf den Schauplatz des Lebens getreten. Und — wozu noch länger mit der Wahrheit juristhalten? — es dauerte kaum so lange, als die Erinnerung eines noch so himmlisch schönen Valles, so hatte er sich mit der ganzen Energie seiner Truppengattung in seine schöne Freundin sterblich verliebt. Aber wohlverstanden: ernsthaft, sogar bedenkenerregend ernsthaft! Nicht etwa so ein lecher Mannstreich, eine Manöverneigung, — nein, eine ganz ernsthafte, festeste Liebe war es, schweres Geschick! Und mit dieser gefährlichen Waffe rückte er nun, so oft es sich irgend schickte, das heißt, weit seltener, als seine brennende Sehnsucht es wünschte, in seines Liebchens Haus und war bald darin ein nicht bloß von Lise, sondern von der gesamten Familie Elsbach freudig begrüßter, herzlich gern gesehener Gast, wie Finkenſchlag im Walde.

Aber er kam nicht immer allein; bisweilen war auch jener junge Herr in seiner Gesellschaft, der damals auf dem Geheimraths-Balle Lise Elsbach so in Angst und Schrecken versetzt hatte; der Lieutenant selbst hatte keinen Freund, den Legations-Secretär von Hollen, eingeführt. Und kaum, daß Lise den ersten feiner, wie die Sonne glühenden Blicke weggenommen, so ging das Angstgefühl, das Herzklopfen und Wangen-Alpenglühden wieder los. Lise war ganz unglücklich darüber, sie ärgerte sich über sich und zankte sich ganz gehörig aus. Sie wollte keine Angst empfinden, sie hatte es gar nicht nötig; denn sie hatte ein reines Gewissen. Und war er denn ein so schrecklicher Mensch, dieser Legations-Secretär mit den wundermächtigen Augen? Sie konnte es gar nicht finden, wirklich nicht. Es mochte vielleicht schönere Männer geben, obwohl Lise keinen solchen kannte. Keine? Auch nicht einen? Nun natürlich ihren Hans! Hans war natürlich ausgenommen. Der blieb doch der Schönste, der Beste! Aber sie konnte sich ärgern, sich auszanken, sich vernünftige Vorstellungen machen, soviel sie wollte, — die Beklemmung, der heftige Puls, der Blutandrang nach dem Kopfe, alle diese schlimmen Symptome eines, wer weiß, wo und wer weiß, wie tief stehenden Uebels, sie wiederholten sich so regelmäßig, als Lise Elsbach den Legations-Secretär zu Gesicht, ja auch nur zu Gedanken bekam. Und wahrhaftig, es war ein Glück, daß Hans Peterſen, der lustige Fint, da war, sonst



Der Diocletianische Palast in Spalato von der Hafenseite. Von Paul R. A. Müller. Siehe Seite 59.

Lise Elsbach war in der That heute allerliebste, — nein, wunderschön war sie. Man mußte entzückt sein von ihr.

„Der Lieutenant,“ sagte sie plötzlich, „ich kannte Sie schon.“

„Wirklich, mein gnädiges Fräulein? Pardon, aber ich —“

Hans Peterſen wurde verlegen; sollte er so unverantwortlich bornirt gewesen sein, eine frühere Begegnung zu vergessen?

„Ja, schon sehr lange,“ fuhr Lise Elsbach fort.

„Ich bitte nochmals um Verzeihung, mein gnädiges Fräulein.“

Kein Zweifel, er war wirklich so bornirt gewesen!

„Seit meinem vierten Jahre kenne ich Sie, Herr Lieutenant!“ ergänzte sie lachend.

Hans Peterſen ahnete auf. Also ein Scherz, dachte er und lachte mit. Lise aber gab nun weitere Aufklärung. „Erinnern Sie sich des Fräulein Endemann, das Ihre erste Jugend behütete?“ fragte sie.

„Offen gestanden, nein, mein Fräulein!“

„O, Sie Unbanbarer! Und das gute Fräulein hat von Ihnen mit einer Liebe, einer Begeisterung gesprochen...“

„Das gute Fräulein!“ sagte der Lieutenant gerührt, als wollte er ihr noch nachträglich den Hohn seiner Dankbarkeit abstaften.

„Sagen Sie, Herr Lieutenant,“ fragte Lise weiter, „waren Sie denn wirklich ein so musterhafter Knabe und Jüngling, wie Sie Fräulein Endemann mir immer geschildert hat?“

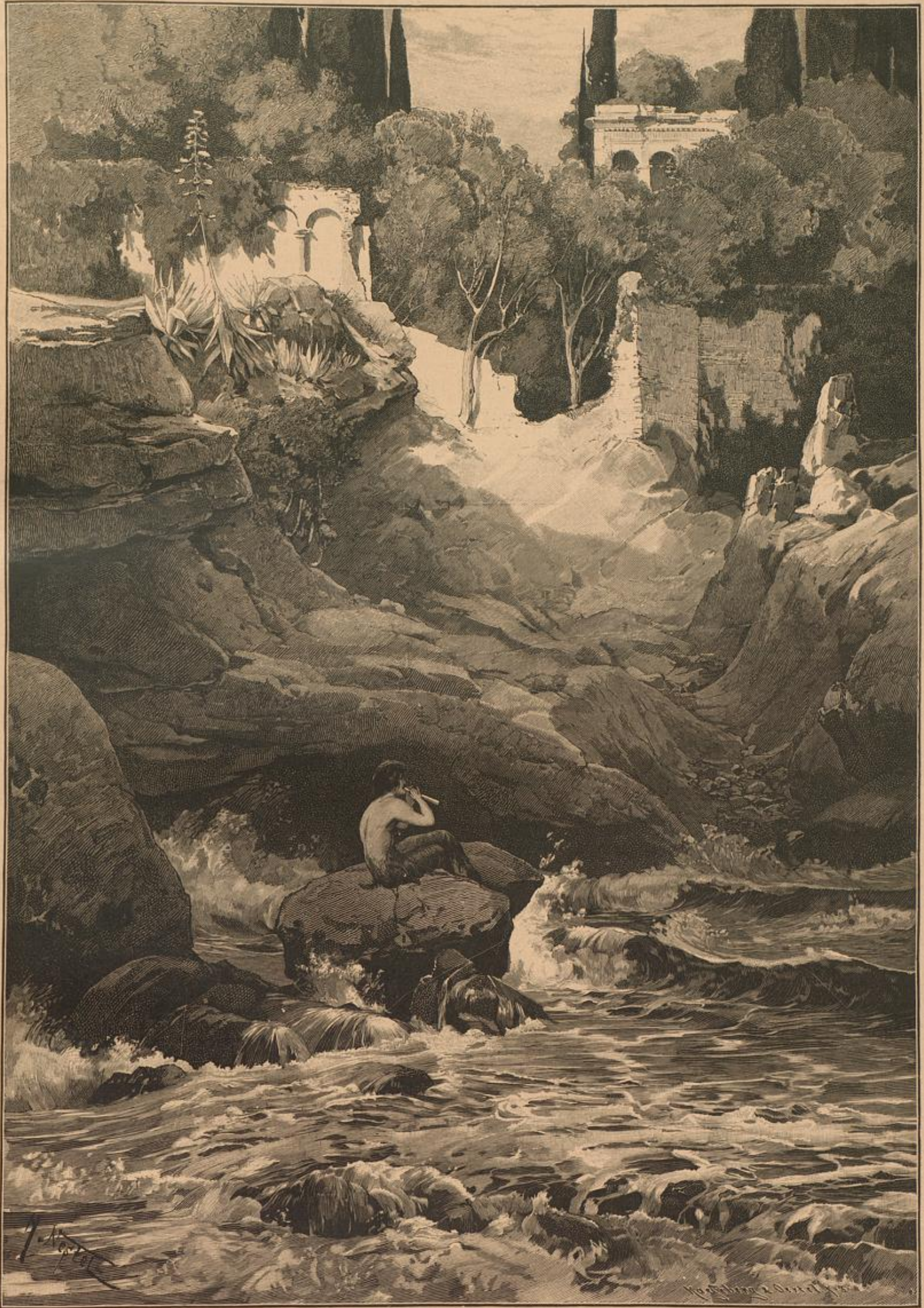
„Ich musterhaft, mein gnädiges Fräulein? Da ist das Fräulein Endemann in ihrer Begeisterung denn doch zu weit gegangen. Denken Sie sich den ausgelassensten, wildesten, nichts-nutzigsten Jungen, — das bin ich gewesen!“

Lise sah ihn ganz verdußt an: „Aber das ist ja gar nicht denkbar! Sie waren ja mein Leitstern, mein Vorbild! Wenn ich irgend etwas gefündigt hatte, gleich hieß es: Ja, der Hans, der war anders! Der folgte, der war artig, gut und fleißig!“

„Da hat das gute Fräulein aber höllisch aufgeschnitten!“

„Wer hätte das von der lieben Endemann gedacht? Und erst Ihr Bild! Einen förmlichen Cultus trieb sie mit Ihrem Bilde!“





Idylle. Von Hermann Kestel. — Siehe Seite 62.



wäre das gute Kind gewiß noch melancholisch geworden. Denn mürrer, wenn sie still in ihrem Bettchen lag, fing sie ganz plötzlich und ohne jeden ersichtlichen Grund zu weinen an. Daß Papa Esbach davon nichts merkte und den alten Sanitätsrath nicht zu Rathe zog, war wirklich kaum zu verstehen. Räter sind nun einmal so kurzichtig; Mütter übrigens auch, wenigstens verhielt sich Mama Esbach gänzlich passiv; möglich auch, daß sie sich nur nichtsehend stellte. Wer kann das wissen?

Natürlich merkte Hans Peteren erst recht nichts. Der hatte mit sich genug zu thun. Er war schon ein ganzer Vulkan von Liebeleidenschaft geworden. Er war explosibel geworden, fast Sprengstoff, und wehe, wenn er sich entzündete! Einmal wäre es beinahe dazu gekommen. Lise hatte ihm sein Bild gezeigt, und während sie es beide, Hans über Lises dunkelblondes Locken gebeigt, betrachteten, hatte Lise lachend gesagt: „Sehen Sie, Herr Lieutenant, so sah Sie aus, als Sie noch mein Hans' waren!“

Und darauf hatte natürlich der Manen-Lieutenant Hans Peteren schlagfertig erwidert: „Waren? Kann ich denn nicht immer Ihr Hans' sein und bleiben?“

Lise lachte auf. „Dann müßte ich ja, Ihre Lise' sein!“ rief sie. „Und möchten Sie das gar nicht sein?“

Es war heraus. Hans Peteren wurde über und über roth und Lise auch, aber lange nicht so purpurn, wie bei gewissen Gelegenheiten. Sie sagte nur halb schmolend: „Aber Herr Lieutenant!“ und huschte schnell aus dem Zimmer. Die Explosion war glänzlich verbiindert.

Dieses geschah an einem Freitage, — die Freitage sind Unglückstage, — und am nächsten Sonntag schritt Lieutenant Peteren in voller Gala auf das Esbach'sche Haus zu. Er sah wirklich wunderbarlich aus, erstler als je, — wie vor einer Schlacht. Hallen oder siegen! Siegen! rief er in seiner Brust. Er war entschlossen. Genug Vorpstengestecke, jetzt zur Attacke, drauf und dran!

Er ging, bei Papa Esbach um Lises Hand anzuhalten. Feierlich trat er ein, und — Hans, welche Bombe! — glänzend strahlend lag ihm Lise entgegen, sah sie seine beiden Hände, sah ihm mit ihrem unwiderstehlichen Lächeln in das liebe Gesicht und rief jubelnd:

„Herr Lieutenant! lieber Hans! Sie kommen zu glücklicher Stunde! Eben bin ich Hollen's Braut geworden!“

Armer Hans!

Gefallen vor der Schlacht! Beiegt ohne Angriff! Schmachlich überumpelt! Ja, die Welt ist undankbar, und Lise Esbach war ein Kind dieser undankbaren Welt. Sie ließ den guten, herzigen Kameraden, ihren lieben, lieben Hans sitzen und nahm den gefährlichen Menschen, dessen bloßer Blick ihr Athemnoth und Herzklopfen verursachte! Es hat sich freilich bald gegeben, aber schön gehandelt war es doch nicht gegen ihren Hans!



Kaustroph auch im Einzelnen verboten.

**Idylle.** Von Hermann Kestel. Siehe das Bild, Seite 61. — Sind auch die alten Götter entronnt, ihre Tempel zerstört und ihre Märe umgeworfen, ganz aus der Welt sind die Olympischen doch nicht verschwunden; eben so wenig ihre bunte Gefolgschaft, das Volk der Satyren, Faunen und Nymphen. So viel Kärmen, wie einstmal, da die Haine und Wälder von ihrem tollen Jubel widerhallten, dürfen sie in unseren nüchternen Tagen freilich nicht verüben; auch zeigen sie sich nicht mehr jedem Sterblichen, der ihnen auf ihren verborgenen Pfaden nachspürt, sondern nur den besonders Begnadeten, den Poeten und Künstlern. Diesen gelingt es noch immer, wenn sie flüssige Erde durchstreifen, in entlegenen Thalgründen so einen vereinsamten Waldgott zu belauschen und uns Kunde zu geben von seinem heimlichen Treiben.

Welch lärmvolles Bewegen herrschte einst, als noch der alten Götter Herrschaft blühte, an dieser von trauriger Verdünnung zeugenden Stätte! Oern entlosh in den heißen Tagen, wenn es in dem sonnendurchglühten Rom zum Erkrüden war, der junge, reiche Patrizier in das Waldgebirge, wo kühlere Lüfte wehten, und wo er die prächtige Villa sich erbaut hatte. Frohes Stimmengewirr, Saitenspiel und Weckerlingen hallten aus den von Gold und Marmor schimmernden Räumen in den Wald hinein, und Nachts erleuchteten Hunderte von Fackeln den Hain, sodas Faunen und Nymphen, die neugierig herbeigeflüchten waren, erschrocken sich im tiefsten Dämlich bergen mußten. Verfallen liegt heute der glänzende Bau, nur larme Trümmer geben Kunde von den herrlichen Bildwerken, die ihn einst schmückten, und nichts unterbricht die öde Stille ringsum, als hier und da das Zwitschern eines Vogels und von ferneher das Raufchen des Waldbachens. Doch hoch, welch seltsamer Ton mischt sich in die melancholischen Klänge! Verflüchtigt, damit kein dürrer, unter unseren Bühen brechendes Kestchen und verrathe, schleichend wir dem Ufer zu und wähen über das morsche Mauerwerk, — seht, dort in der Mitte des Stromes, auf dem Felsblock, an dem die Wellen branden, sitzt er, der seltsame Musikant: ein Faun, der auf der Spring, der Vollenderflöte, sein Stücklein bläst, ganz wie in den Tagen, da dieser verschwiegene Waldgrund sein und seiner Genossen fröhlicher Tummelplatz war. Gar seltsam klingt seine Weise; — bedeutet sie eine Klage um die alte, entchwundene Herrlichkeit, oder hat in dieser Einsamkeit auch eine Nymphe Zuflucht gefunden, welche die schmelzenden Töne herbei rufen sollen? Wenn das der Fall ist, möge sie nicht zu lange die Spriede spielen; denn wenn sie auch darauf trohen kann, daß heute nur noch wenig Nymphen die Haine bevölkern, so bleibt doch zu bedenken, daß die munteren Waldgötter eben so selten geworden sind.

E. S.

**Literarisches.** — Nachdem erst vor Kurzem einige Melanien aus dem literarischen Nachlaß Karl Stieler's in diesem Blatte besprochen worden, ist dieselbe Pflicht an einem neuen Bande zu thun, der, gestützt von der Hand eines treuen Freundes, Max Hansbater's, gesammelt hat, was aus des Verewigten Hand hier und dort zerstreut gerathet war. Die „Katur- und Lebensbilder aus dem Alpen“ (Stuttgart, Bonn u. Co., M. 5, 40) schließt sich eng an die „Kulturbilder aus Bayern“ an, und was von diesen in lagen war, gilt auch von jenen. Die Bilder konnte in so gemüthlicher Annuth nur ein Schriftsteller zeichnen, der mit seinem Stoffe, dem Volke und seiner Eigenart so vertraut, so zusammengehörig war, wie Stieler es gewesen ist. Er ist Alles und Keines in dem Bude, der alte Hintergrund, auf den so viele Schilderer des interessanten und lebensreichen bairischen Hochlandes ihre Farben aufgetragen, und den nun doch Karl Stieler mit ganz neuen Bildern überzieht. Selbst wer Gegenstand und Orte, wie Oberammergau, Aachen, Ammer- und Oberrhein, Hebenwiesengau u. s. w. genau zu kennen glaubt, wird angetan, daß er sie in diesen Bildern mit ganz anderen, tiefer schauenden Augen ansieht, überall wieder die feste, sichere Zeichnung, das scharfe Hervortreten des Hauptgegenstandes, neben dem Reichthum des bairischen Wissens und der Heraushebung der Bergarbeit, das unsrige, feinsinnige Verständnis des Volkslebens der Gegenwart. So lange Karl Stieler lebte, waren wir gewohnt, den Dichter in den Vordergrund zu stellen, und jetzt, da wir ihn nicht mehr haben, sehen wir erst, daß uns in ihm auch einer unserer besten Prosaischen genommen ist.

In überaus prächtigem Gewände bieten sich Rudolf Baumback's „Sommermärchen“, mit Zeichnungen von Paul Kohn, der (Kriegs-)Vizekönig, geb. M. 20. Die Märchen selbst hat keine Rivale, jedoch wie nur kurz auf den hohen poetischen Gehalt dieser gemüthlichen Dichtungen, auf den künftigen Grund, die naive Schalkheit, den hell herudenden Humor, die weise Weise in ihnen zum Ausdruck gelangt, hinzuweisen brauchen. In entzückender Damesie stehen zu ihnen die Schöpfungen des Künstlers, weiß große, farbige Goldbilder, welche kleineren Zeit-Abbildungen, das Ganze eine reichhaltige Bilder-Gallerie aus dem Landbräutigam der Feen und Elfen, der verwunschenen Schilfer, der Erdmännlein und Wasserfrauen. Die Goldbilder, hier einen dunklen Waldgrund mit Silberfunkelndem Quell, ein düster aufregendes Schloß oder eine in wilden Schreien abfallende Felsenwand, dort lichte, im Morgenthrone glühende Höhen oder langhige Berge der Wald- und Quell-Kuppen verführend, drücken glänzend die Hauptstimmung jeder Dichtung aus, während die kleineren Bilder mit fröhlichem Uebermuth oder stillem Bedauern, auch, wo es erforderlich ist, mit stiller Schwermuth den Gang der Handlung begleiten. Natürlich ist dieses kostbare Märchenbuch nicht für die Kleinen, sondern für die Großen bestimmt. Die es nicht lesen werden, sich von Dichtern und Künstlern in das Reich der Wunder zuwidersehen zu lassen, aus welchem die bettere Klarheit über höchsten Träume leuchtet.

Ein originelles Beispiel für die Beschreibung des japanischen Kunstgeschmacks bietet Marie Deca mit ihrem Bilde „Von fernem Welt den Kindern erzählt“ (München, Rast, Huber und Jordan, geb. M. 3). Die „ferne Welt“ ist eben das Reich des Mikado, welches sich, soweit es das Japen und Treiben der Kleinen Japaner, wie die werthvollste Thierwelt des Landes betrifft, in diesen, durch langjährige Reisen erläuterten Abbildungen erschließen wiederlegt. Mit vielem Geschick hat die Künstlerin die Art und Weise der japanischen Bilderbücher imitirt und dieselbe zugleich mit unserem Geschmack in Einklang gebracht.

**Stadlerberg.** — Aus Carmen Solba's Leben. Von Natalie Frein von Stadlerberg. Mit 2 Bildnissen und einem Facsimile. Heidelberg, Winter, M. 6. **Wiel.** — Päpstliches Kochbuch für Gefände und Kranke. Von Dr. med. Josef Wiel. 6. vermehrte und verbesserte Auflage. Mit 5 Holzschnitten. Freiburg, Wagner'sche Universitäts-Buchhandlung, M. 1, 80.

**Proben weiblicher Sandarbeiten** mährisch-ländlicher Haus-Industrie. Herausgegeben vom Mähr. Gewerbe-Museum in Brünn. M. 20.

**Parina.** — General-Verzeichn. Zeichnung. Drei Novellen von Salvatore Parina. Deutsch von Ernst Tobin und Hans Hoffmann. Berlin, Vortz, M. 4.

**Maas.** — Selbstmord im Schenck- und Schönschreiben, nach der bei Jena Königl. Bibliothek im Prinzen Wilhelm und Heinrich von Preußen angekauften Handschrift von Professor Maas. 12. Auflage. Mit einem Geometrischen Feder-, Federhalter und 4 Violinblätter. Berlin, Nagel & Co., in Barton M. 12.

**Reerheimb.** — Material für den vortrefflich-declamatorischen Vortrag. Nachdruck neuer Reim (Hörsch Monodramen) von Richard von Reerheimb. Neue Folge. Heft 1: Im Gleichschritt. Tüchtigen erster Samers. Sammler'sche letzte Probe. Heft 2: Actium. Des Altkönigs Vortreffung. Heft 3: Kleopatra bei Actium. Jedermann'scher. Octavia. Kriegskunst auf dem Parter. Dresden, Jandke, jedes Heft 50 Pf.

**Blätter für Kostümkunde.** Neue Folge. 198. Blatt. (Zur Ausgabe mit allen Kupfern.) — Mädchen aus Brigach im Schwarzwald. Von W. Hasemann. — Die Gegend um Brigach trägt einen einblühigen, erften Charakter, dementsprechend ist auch das Wesen der meist protestantischen Bewohner, was sich schon in deren liefsarbigem Tracht zu erkennen giebt. Wir sehen auf unserem Bilde eine Frauentracht aus Brigach. Der schwarze „Tischopfen“, die Jade, würde noch vollends die wenigen Farben, welche der Anzug trägt, verdeken, wiewegen wir unsre Dorfschöne gebeten haben, dies Kleidungsstück abzulegen. Es wird dadurch zunächst das Koller sichtbar, das Schultern, Nacken und den oberen Theil der Brust deckt. Auf dem „Veible“ aus dunkelfarbigen Sammet zeigen sich bunte Tupfen oder Blumen; der Theil über und unter den Armen besteht aus rothem Tuch; die beiden Seiten der Oeffnung, an welchen sich die Oesen für die Schnürbänder befinden, sind roth polpelirt. Durch die Zwischenträume der schwarzsammetnen Schnürbänder schimmert eine buntgeblünte Unterlage hervor. Die bauschigen Hemdärmel reichen bis zum Ellbogen; das handbreite Bindchen daran ist mit zwei Reihen fein zusammengelegter Falten verziert. Die dunkelwollene, starkgefaltete Schürze geht weit um den Körper herum und läßt den schwarzen Rock aus einem Gewebe von Wolle und Garn, Weisel genannt, unten ein gutes Stück hervorschauen. Die weißen Strümpfe haben ein fleumiges Aussehen durch das Garn aus Kaninchenhaar. Die Kopfbedeckung besteht aus einem Käppchen, dessen vorderer Theil aus schwarzem Moiré mit der Haargrenze abschneidet; hinten deckt das Käppchen den Kopf nur halb und ist mit einem Stück buntgeblünten Sammets verziert. Von sind an beiden Seiten Moirébänder angehängt, die unter dem Kinn gebunden werden; andere gleichartige Bänder, 1/2 Meter lang, hängen hinten herab. Außer dem Käppchen wird mitunter auch ein wehgezippter Strohhut getragen. Der Tischopfen, von gleichem Stoffe wie der Rock, hat enge Aermel und ein kurzes Schößchen, ist mit blauem Bande eingefast und grün gefüttert. Am den Hals liegt ein langes, seidenes Tuch bereit, das durch ein leichtes Herabneigen des Kopfes Mund und Nase darin verborgen werden können, um das Einathmen der scharfen Luft, die auf der rauhen Hochebene häufig weht, zu verhüten.

W. S.



**Berlin.** — Die Ausstellung des Vereins der Künstlerinnen und Kunstfreundinnen zu Berlin lieferte einen hocherfreulichen Beweis von dem eifrigen und erfolgreichen Streben weiblichen Künstlerthums. Die Ausstellung umfaßte etwa zweihundert- und fünfzig Werke, Delgenälde, Aquarelle, Zeichnungen und kunstgewerbliche Decorationen. Wie immer, waren auch diesmal Stillleben und Blumenstücke am meisten vertreten, und zwar fanden in diesen Gache besondere Anerkennung die Werke von Frau von Vegas-Parmentier, Derrmine von Preuschen-Schmidt, Anna Peters und Frau Dormath-Kallmorgen. Vortreffliches hatte Frau Vegas-Parmentier auch in der Landschaft geleistet; ihre beiden Ansichten aus Capri gehörten zu den hervorragendsten Werken der ganzen Ausstellung. Treffliche Landschaften lieferten ferner Johanna Budegies, Martha Dörfling, Johanna Frant, Marie von Reudell und Olga Wehner. Im landschaftlichen Aquarell thaten sich Bertha Schröder, Viola Schröder, Marie von Dunien und Frau Rose von Tiele-Winkler, geborene Gräfin von der Schulenburg, hervor. Im Genre festelten besonders die Werke von Marie von Ofers und Frau Luise Max-Ohler; letztere Künstlerin, eine Wienerin, erntete wohlverdienten Lob namentlich für ihr Gemälde „Verwundet“. Im Portrait zeichneten sich in erster Linie Helene Widmann mit einem Bildniß der Fürstin Carolath und Elisabeth Stempel mit einem Bildniß der Kaiserin-Diätlerin Marie von Ofers aus. Alles in Allem lieferte die Ausstellung den glänzendsten Beweis, daß der Vorwurf des Dilettantenthums, der so häufig den malenden Damen gemacht wird, hier nicht zutreffend war. Die große Mehrheit der ausgestellten Bilder bestand aus echten Kunstwerken, und selbst unter den Gemälden der „Kunstfreundinnen“, also solcher Damen, die nur aus Liebhaberei den Pinsel führen, fand sich manches, das den wirklichen Kunstwerken ebenbürtig an die Seite gestellt werden konnte.

**Weimar.** — Die Großherzogin Sophie von Sachsen-Weimar, welche bestrebt ist, die durch die Erbschaft des Goethe-Archivs ihr zugefallenen Aufgaben in großem Sinne zu lösen,

hatte den Wunsch, namentlich auch die Handschriften der Goethe'schen Briefe, insonderheit des Briefwechsels mit Schiller, diesem Archive einzuverleiben. Die Handschrift der Correspondenz zwischen Goethe und Schiller war aber 1878 vom Baron Karl von Gotta käuflich erworben worden. Derselbe hat sich indessen bereit erklärt, die Schriftstücke für denselben Preis, den er für dieselben gezahlt, der Großherzogin zu überlassen, jedoch mit der Bedingung, daß dieselben bis zu seinem Ableben in seinem Besitze bleiben.

**Wien.** — Die Vermählung der Erzherzogin Maria Theresia von Oesterreich, ältesten Tochter des Erzherzogs Karl Salvator und der Erzherzogin Maria Immaculata, mit dem Erzherzog Karl Stephan sollte am 28. Februar in der Kapelle der Wiener Hofburg durch den Cardinal Ganglbauer vollzogen werden. Der Bräutigam, Sohn des 1874 verstorbenen Erzherzogs Karl Ferdinand, ist ein Bruder der Königin Marie Christine von Spanien. — Am spanischen Königshofe sollte schon einen Tag vorher die Vermählung der Infantin Catalina, jüngsten Schwester des verstorbenen Königs Alfons, mit dem Prinzen Antonio d'Orleans, Sohn des Herzogs von Montpensier, stattfinden.

**Paris.** — Mistref Maday, von der die Pariser bereits gefürchtet hatten, daß sie, nachdem sie ihre beiden Söhne dem College in Windsor zur Erziehung übergeben, ganz nach England überfiedeln würde, hat zur Freude der Geschäftswelt wieder ihren Aufenthalt in der französischen Hauptstadt genommen. Den Anlaß dazu gab die Entbindung ihrer Tochter erster Ehe, Evelyn, vermählten Prinzessin Galatro-Colonna, die kürzlich einem Söhnchen das Leben geschenkt hat. Ein „großes Haus“ macht die Gattin des amerikanischen Millionärs insofern nicht, als sie nur sehr selten glänzende, von vielen Perionen besuchte Gesellschaften giebt; dafür aber empfängt sie fast täglich in ihrem schönen Hotel in der Rue de Tilsit eine beschränkte Anzahl vertrauter Freunde und Freundinnen. Besonders häufig sieht sie natürlich ihre Mutter, Mistref Hungerford, und ihre Schwester, die Gräfin Zellner, bei sich. Ihr Gatte ist häufig von Paris abwesend; obwohl der Gebieter über viele Millionen, überwaht er doch eifrig seine Geschäfte in Amerika und macht sehr oft die Reise über den Ocean. Er sowohl wie seine Gattin lieben die Einfachheit. Ihr Pariser Palais ist zwar sehr schön eingerichtet, aber doch ohne den blendenden Luxus, wie er jetzt modern ist. Die mit dunklem Sammet ausgelegenen Salons bergen reiche Schätze von alten Gobelins, Gemälden und besonders von Marmorstatuen. Die Künste und ihre Jünger weiß Mistref Maday zu schätzen. Namentlich liebt sie die Musik, und mehr als eine junge Sängerin, besonders solche amerikanischer Herkunft, hat in ihr eine wohlmeinende Gönnerin gefunden. In engen freundschaftlichen Verhältnis steht sie zu der Sängerin Emma Rebad, bei deren Verheirathung mit dem Doctor Palmer sie bekanntlich auch Trauzengin war. Unähnlich den meisten Amerikanerinnen, die gern von sich reden machen, hat Mistref Maday Scheu vor der Oeffentlichkeit, und gerade die Zurückgezogenheit gewisser Journalisten, die in die Interiora ihres Privatlebens eindringen suchten, waren die Veranlassung, daß die Dame und ihr Gatte in der That daran dachten, nach London überzufiedeln. Diese Absicht scheint nun wieder aufgegeben und das Ehepaar nach wie vor Willens zu sein, einen großen Theil seiner angenehmen Einkünfte in Paris zu verzehren.

**Nizza.** — Der Zweigverein des Vaterländischen Frauenvereins zu Nizza steht im Begriffe, seine Hauptaufgabe, die Errichtung einer deutschen Kur- und Heilanstalt unter dem Nothen Kreuz an einem geeigneten Punkte der Riviera, zu verwirklichen. Nachdem die erforderlichen, sehr bedeutenden Mittel beschafft worden sind, hat man bereits ein geeignetes Anwesen, bestehend aus einem geräumigen Hause nebst Garten, in gesundester, soniger Lage und in vollkommen ländlicher Umgebung, zum Ankauf in's Auge gefaßt. Der Kauf soll perfect und die Umwandlung zum Kurhause sofort in Angriff genommen werden, nachdem die französische Regierung dem Vereine Corporations-Rechte ertheilt haben wird. Der günstige Ausgang der hierüber schwebenden Verhandlungen kann nicht zweifelhaft sein, sodas die Eröffnung der Anstalt schon für den kommenden Winter zu erwarten steht. Das „Deutsche Frauenvereins-Haus bei Nizza“, — diesen Namen wird die Anstalt erhalten, — ist dazu bestimmt, solchen leidenden und unbemittelten deutschen Reichsangehörigen, deren Leiden mit Hilfe eines Winter-Aufenthaltes im südlichen Klima gehoben oder doch wesentlich gebessert werden können, Aufnahme zu gewähren. Bereits jetzt ist in der Anstalt durch Frau Henriette Zimmerwahr in Breslau eine Freistelle mit einem Capitale von zwölftausend Mart gestiftet worden.

**London.** — Immer weitere Gebiete werden in England der Erwerbsthätigkeit der Frauen erschlossen. Neuerdings erzielen eine Anzahl Damen Erfolge als „Decorateurs“, d. h. sie übernehmen die Ausstattung der Innenräume von Häusern, die geschmackvolle Umrahmung und Krönung von Fenstern und Thüren, Tafelungen an Wänden und Decken, dazu auch alle Arbeiten, welche sonst Aufgabe des Tapezierers sind, die Ausstattung mit Möbeln, Gardinen, Portieren u. s. w. Eine Miss Garret in Gower-Street hat ein Atelier eingerichtet, in welchem sie Damen für diesen Geschäftszweig ausbildet. Die Lehrzeit beträgt drei Jahre, das Lehrgeld dreihundert Pfund Sterling, eine Summe, die freilich den Zutritt zu diesem Gewerbe sehr erschwert.

Die letzten Examina an der Universität Oxford sind leider für die weiblichen Studenten über die Maßen ungünstig ausgefallen: von fünfunddreißig Candidatinnen bestanden nur sechzehn. Am besten fielen die Prüfungen in der Mathematik aus, und auch im Deutschen und Französischen waren die Leistungen befriedigend. Dagegen ließ die Kenntniß der klassischen Sprachen sehr zu wünschen übrig; im Griechischen bestanden von allen fünfunddreißig Candidatinnen nur drei. Eine der Studentinnen fiel sogar in sämmtlichen Fächern durch. Ein Trost für die in ihren Erwartungen getäuschten Mädchen mag es sein, daß auch die Prüfungen männlicher Studenten oft ähnliche überraschende Resultate ergeben.

**Newport.** — Miss Clara Barton, die Präsidentin der Vereine vom Nothen Kreuz in den Vereinigten Staaten, hatte sich bekanntlich um die Pflege der deutschen Verwundeten im Feldzuge von 1870—71 hohe Verdienste erworben und dieserhalb auch vom Kaiser Wilhelm, von der Kaiserin Augusta und der Großherzogin Luise von Baden wiederholt Auszeichnungen erfahren. Neuerdings wurde diese hochherzige Frau vom „Vereine Deutscher Waffen-genossen von 1870—71“ zu Milwaukee, welcher die gegenseitige Hilfe in Noth und Unglück und die Fürsorge für die Hinterbliebenen von Vereinsmitgliedern auf seine Fahne geschrieben hat, zum Ehrenmitgliede ernannt; ein die Verdienste der Dame warm anerkennendes Schreiben begleitete die Ueberreichung des Diplomes. Miss Barton gab ihrem Danke in einer überaus herzlichem Erwiderung Ausdruck, in welcher es u. A. heißt: „Daß Sie mir edelherzig und brüderlich die Hände entgegenstrecken, um mich in Ihrer Genossenschaft willkommen zu heißen, ist eines der rührendsten Begebnisse meines Lebens. Wie Deutschland mich willkommen heißen, so heißen wir Sie in der neuen, rauheren



Heimath willkommen. Und unsere Hände, welche sich einst im blutigen Gewoge der Schlachten begegneten, wir wollen sie hier in den ruhigen Wellen des Friedens und der Menschenliebe vereinigen.

Die Mode

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Mode vom Februar 1786.



Nach einem Zeichn. aus dem „Cabinet des Modes vom Februar 1786“.



Eine aus farbigen Plüsch hergestellte Kopfbedeckung in Hülsenform erregt in Paris viel Bewunderung.

Mit der Darstellung einiger wirkungsvoller Masken-Kostüme kommen wir sicher den Wünschen vieler unserer Leserinnen entgegen.



Hitz mit grünem Sammetfutter, gleichem Bande und Pompons; rosa seidene Strümpfe, Schuhe aus grünem Atlas, verziert mit Pompons;

kurze, weißgeputzte Festrüde. — Sehr elegant wirkt das Kostüm „Muscadine“.

Eine allerliebste Neuheit für die Decoration der Tafel sind niedrige, verschieden geformte Krystall-Gefäße, welche, mit Blumen gefüllt, zwischen den Fruchtstücken, Aufzügen und Compotieren einzeln oder gruppenweise vertheilt werden.



veranschaulichen drei, je zu einer Garnitur aus geschliffenem Krystall gehörige Theile.



die Höhe derselben beträgt 4 Cent. zu 18—23 Cent. Länge, — und eine weniger kostspielige Schale in Gestalt eines Schwans aus gegossenem Glase.



Bei dem Krönungs- und Ordensfeste im königlichen Schlosse zu Berlin trug die Kaiserin Augusta die für derartige hohe Feste bestimmte Schleppe aus Purpursammet, mit eingestickten goldenen Kronen und schwarzen Adlern und breitem Hermelin-Besatz.

Neue Handarbeiten

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Mit dem dargestellten Kissen in reicher Renaissance-Stilerei lenken wir die Aufmerksamkeit unserer Leserinnen auf eine neugegründete Kunststickerei-Schule, welche, Dank ihrer Vorsteherin, Fräulein Seliger (früher Lehrerin im Vette-Verein), in der kurzen Zeit ihres Bestehens bereits höchst anerkannterwerthe Erfolge aufzuweisen hat.



runden und den Kelch der netzenartigen Blumen angewendet wurde; die dunklere Lachsfarbe bildet die Außenblätter der letzteren, während ihren Kelch rothbraune Blättchen umgeben.

Wirthschaftliches

Speisezettel für die feine und einfache Küche.

(Schluß.)

1150. Griesmehlspeise mit Chocolate. Man quillt 125 Gr. mittelstarken Gries in reichlich 3/4 Liter guter Milch recht dick aus und schüttet ihn hiernach in ein anderes Gefäß.

1151. Französische Suppe. Ein schönes Stück von dem Brustkern eines jungen Ochsen wird, mit reichlich Wasser bedeckt, auf das Feuer gestellt, zur Zeit gut abgeschäumt, dann mit Salz und Suppenwürzeln versehen und, sobald es hiernach aufkocht, zur Seite des Feuers gerückt, wo es 2—3 Stunden, je nach seiner Größe, ganz langsam, aber unausgesetzt kochen muß.

1152. Käse-Auflauf in Rindfleischsalen. 1/2 Liter Sahne oder gute Milch wird mit 120 Gr. Butter und 60 Gr. feinstem Mehl über dem Feuer abgerührt, bis es sich von der Casterole löst, dann sogleich in ein anderes Gefäß geschüttet und hier noch recht heiß mit 120 Gr. Parmesanfäse verrührt.

1153. Rindsbrust mit Kruste. Man schneidet 2 Eßlöffel Mehl in 250 Gr. Butter leicht an, verrührt dies mit 2—3 Anrichtelöffeln Bouillon, thut 1 feingehackte Sardellen, ebenso 2 Zwiebeln und Petersilie nebst einem ganzen Ei und 3 Eidotter dazu, stellt dies zusammen auf das Feuer und rührt es hier zu einer dicken Masse ab, welche man dann erkalten läßt.

1154. Vermicelli-Ruhen. Von den ganz feinen, gleichmäßig langen französischen Fadennudeln, welche im Handel unter dem Namen „Vermicelli“ zu haben sind, wird 1/2 Kilo in reichlich anderthalb Liter Milch gar und dick eingekocht, dann mit 250 Gr. frischer Butter verrührt und hiernach kalt gestellt.

1155. Spanische Suppe. Von Wildbraten-Resten löst man alles Fleisch von den Knochen, kocht und hadt letztere so klein als



möglich, schneit sie danach mit etwas Speck, 3 Scheibchen rohem Schinken oder Schinkenabfall und wenig Butter hellbraun, füllt dann so viel Wildpret-Zusatz und Wasser, als man Suppe haben muß, darauf und läßt dies 1/2 Stunde kochen. In derselben Zeit kocht man 100 Gr. Rindfleisch recht weich und dick, streicht sie durch ein Sieb und giebt die obige Brühe ebenfalls durch ein feines Sieb darüber, um dies Alles noch eine kleine Weile mit einander verkochen zu lassen. Währenddessen hat man das von den Knochen abgelöste Fleisch ganz fein, feuchtet es dann, um es bequemer durch ein Sieb streichen zu können, was sehr geschehen muß, mit etwas kalter Bouillon an und vereinigt hiernach das durchgestrichene Fleisch mit der Suppe, welche nun nicht mehr kochen darf. Kurz vor dem Anrichten gießt man 1/2 Liter süße Sahne an die Suppe und zieht sie mit einigen Eidottern ab. Als Einlage nimmt man Klößchen von dunklem Fleisch und Semmel-Groutons, und reicht geriebenen Parmesankäse extra dazu.

**1156. Butterauce zum Hühnerfleisch.** Mit 3 Eßlöffeln Mehl macht man in 125 Gr. heißgeordneter Butter eine weiße Mehlchwitz. Diese verrührt man mit einem halben Liter Bouillon, füllt den Saft von einer Citrone, 2 feingewiegte Schalotten und 1 Theelöffel Sardellenbutter dazu, läßt dies Alles unter fortwährendem Rühren aufkochen und streicht es dann durch ein Sieb. Wenn diese Sauce erkaltet und dick geworden ist, giebt man, je nach ihrer Consistenz, 2-3 Gläser weißen Wein, eine Messerspitze weißen Pfeffer, ebenso viel Zucker und 4 Eidotter dazu, seht dann den Topf, worin sich die Sauce befindet, in ein kochendes Wasserbad und schlägt sie hier, ohne daß sie selbst kocht, dick und durchweg schäumig. Das Gubn, wozu die Suppe gekocht ist, wird, nachdem es aus derselben herausgenommen ist, in Stücke zerlegt, in einer Fricasse-Schüssel angerichtet und obige Butterauce recht heiß zur Hälfte darüber gegossen, während man die andere Hälfte in einer Sauceire reicht. D. S. W.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

**Fragen.**

**Glasfenster mit getrockneten Blumen.** — Wie befestigt man zwischen Glascheiben getrocknete, gepresste Blumen, und welche Art Lack verwendet man dazu?

Wißbegierige Hausfrau an der Börde.

**Bearbeitung von Hirsch- und Rehgeweihen.** — In Leipzig oder Dresden soll es eine Fabrik geben, welche die Bearbeitung von Geweihen zu allerlei Gegenständen übernimmt. Wer kennt die genaue Adresse?

Waidmanns-Heil.

**Flecke auf Marmorplatten.** — Wie entfernt man Wein- und andere Flecke von Marmorplatten? Hausfrau in Ungarn.

**Antworten.**

**Kochschulen (31).** — Mir als alten Practiker erscheint es besser, junge Mädchen nicht in die Kochschule zu schicken, sondern sie für einige Monate in einem feinen Hotel oder Restaurant von einem tüchtigen Koch unterweisen zu lassen. Unter meiner Aufsicht haben viele Mädchen aus den besten Familien das Kochen erlernt, sowohl zu der Zeit, als ich Küchenchef im Hotel „Bier Jahreszeiten“ zu München war, wie jetzt in meinem eigenen Hotel gleichen Namens zu Berchtesgaden, woselbst ich seit zwölf Jahren etablirt bin. Manche Familie, welche uns im Frühjahr oder Herbst besuchte, hat ihre Töchter während einiger Monate an meiner Seite in der feinen Küche ausbilden lassen.

**Salzgurken (31).** — Wenn die Pilzbildung begonnen hat, so ist nicht mehr viel zu machen; dagegen empfehle ich, um dem Verderben von vorn herein vorzubeugen, beim Einlegen der Gurken folgendes Verfahren: Kleine, halbfingerlange Gurken werden ganz rein gewaschen und einige Stunden lang in Salzlake gelegt; doch kann man auch über die Gurken trockenes Salz streuen, welches dann mit der natürlichen Feuchtigkeit der Gurken von selbst die Lake bildet. Beim Einlegen in steinerne Töpfe oder Gläser werden die Gurken mit folgenden Zugewürzen bestreut: Auf einige 100 Gurken 12 Stück Schalotten, einige Vorbeerblätter, eine Hand voll abgezapfter Estragonblätter, ein Kaffelöffel voll weißer Pfefferkörner, ebenso viel Gewürznelken, eine zerhackte Schote spanischer Pfeffer. Wenn etwas Salz an den Gurken hängen bleibt, so schadet das nichts. Hieran wird reiner Weineßig, nach Geschmack mit Wasser verdünnt, ja nicht zu stark in Säure gehalten, aufgeschüttet, abgeschäumt und kalt gestellt. Mit dem abgekühlten Essig übergießt man die Gurken in den Töpfen. Dieses Aufkochen wird 4 bis 5 Tage wiederholt, nur mit dem Unterschied, daß der Essig mit jedem Tage wärmer und schließlich kochend über die Gurken gegossen wird; er muß zwei Finger hoch darüber stehen, weil die Flüssigkeit eintrocknet. Ist nach dem letzten Uebergießen vollständige Abkühlung eingetreten, so wird das Gefäß mit einer Schweineblase überbunden und an einem trockenen, luftigen Orte aufbewahrt.

**Adolf Müller, Berchtesgaden, Hotel „Bier Jahreszeiten“.**  
**Salzgurken (31).** — Wie angegangene Salzgurken noch zu retten sind? Die Gurken müssen aus den Fässern genommen, letztere gut ausgehohlet und gesäubert werden. Dann lege man die Gurken gefäubert wieder hinein, wenn möglich zwischen Weinlaub, und gieße frisches, scharfgelagertes Wasser, in welches man etwas Weineßig hinzugeben, über die Gurken. — Will man den Gurken einen mehr sauerlichen Geschmack geben, so kann man dieselben, statt in Salzwasser, in ganz schwachen Essig legen.

**Obstflücke in Weinen (31).** — Frische Obstflücke entfernt man aus Wäskchen, wenn man die betreffenden Stellen gleich mit Milch auswäscht. Jungjährige Abonnentin an der Olfsee.

**Erdbbeer-Syrup (48)** mit Hinzufügung von Weinstein säure bereitet man auf folgende Weise in folgender Art. Man nehme frisch gepflückte, reife (nicht überreife) Erdbeeren, presse sie durch ein Tuch und mische unter den gewonnenen Saft einen Theelöffel cremor tartari (Weinstein-Pulver), rühre die Masse während einer Stunde, in Pausen von etwa 5 Minuten, wiederholt tüchtig um, damit das Pulver sich löse, und lasse sie dann einige Zeit ruhig stehen. Sobald sich die Flüssigkeit geklärt hat, gieße man sie vorsichtig durch ein Tuch, wiege den Saft und rechne je auf 1/2 Kilo derselben 1/2 Kilo fein geriebenen und gesiebten Zucker. Diesen thut man in einen Napf, giebt den Saft unter beständigem Rühren nach und nach hinzu und fährt so lange damit fort, bis sich der Zucker aufgelöst hat. Nun fällt man die Masse in rein gepülste und getrocknete Flaschen, verlost dieselben, überbindet sie mit Wase (die Wase wird in Spiritus erweicht, mit Salz abgerieben und in lauwarmem Wasser rein ausgewaschen), verpicht sie und bewahrt sie im Sommer auf Eis oder, in die Erde vergraben, in einem kühlen Keller. Auf diese Art bereiteter Erdbbeersaft bewahrt die schöne Farbe und übertrifft alle anderen an Wohlgeschmack; auch ist dasselbe Verfahren bei Johannis- und Himbeeren zu empfehlen. G. K.

**Dorcas (31).** — Die Antwort in der Nr. 3 hat die heutige Bedeutung des Wortes richtig angegeben; indessen bleibt noch die genaue Uebersetzung desselben übrig. Die englische Bibel-Üebersetzung hat das Wort des (bekanntlich in griechischer Sprache geschriebenen) Neuen Testaments beibehalten: *Jopkas*, doch (mit dem Tone auf der letzten Silbe) — *Reh, Gazelle*. Von Rechts wegen müßte also das Wort im Englischen mit einem „t“ geschrieben werden. *Jopkas* nun stammt von dem Verbum *dogas* (berst), bilden, sehen. Die mildthätige Jüngerin *Tabea* (im englischen Text *Zabitha*) führte also ihren Namen wahrscheinlich von ihren schönen, gazellenartigen Augen.

**Jena in Endspelt.** — Wir können namentlich bekannte Soltslieder zum Abdruck bringen.  
**Clara G. in Berlin.** — Das Portrait ist in unserer Blatte nicht erschienen.  
**H. S. in A., — J. S. in Leipzig.** — **Vonise in W., — A. J. in Wien.** — **Marie in Offenbach.** — **G. G. in Schwerin.** — **G. G. in London.** — **Berechnlichsten Dank!** Indessen ist die Frage durch die Antwort in der vorigen wie in dieser Nummer wohl zur Genüge aufgeklärt.  
**S. S. 80.** — Das Modell der Weste für Herren, Abb. 11, sowie Krage und Manschette, Abb. 29-30 der Nummer vom 16. Januar, kommen von Frau Eugenie Bernick (W. Deffauerstr. 17), welche auf Bestellung auch die Anfertigung übernimmt.

**Sportliche Hausfrau.** — Die practische Erfindung, in einer für Jedermann leicht ausführbaren Weise neue Sohlen vor dem Abnutzen zu schützen, existirt in der That; sie rührt von Herrn Max Walter in Raburg her. Durch diese neue, zweckmäßige Art der Ausbesserung des Schuhwerks können, namentlich in hinterreicheren Familien, ansehnliche Summen erspart werden. Die Firma verleiht gegen Vorkauf das einfache, höchst weiche Handwerkzeug, ebenso Reparatur-Werkzeuge mit Material für die Sohlen.

**Widwische Braut.** — Beim Durchsehen anderer Blätter kann es Ihnen nicht schwer fallen, ein gezeichnetes Gesicht herauszufinden. Wir erinnern an die schönen Lederhütten-Arbeiten, Malereien und Stickerien aller Art; besonders geeignet dürfte eine Sammelmappe für Photographien, Erinnerungen u. s. w. oder auch eine Schreibeunterlage sein.

**H. u. S. in Slavonien.** — In Deutschland ist es Sitte, daß die Kinder zur Silbernen Hochzeit der Eltern einen gemeinsamen bescheidenen Kränzen (für die Silberbraut) und ein gleiches Sträußchen (für den Bräutigam) darbringen. Auch im übrigen pflegen die Kinder Silberwedden zu überreichen, sonst hauptsächlich Gegenstände, die den Gemüth des Dankes erhöhen; Tücher zur eignen Arbeit, wie Tischtücher, Tisch- und Küchentücher, Dienstboten, Handtücher u. s. w. (Wir machen auf die verheiratheten Leuten Stickerien, Weberei und Embroidur-Imitationen, und andere gediegene, in unserm Blatte veröffentlichten Arbeiten aufmerksam.) Andere Verwandte schenken Werke der Kunst, Gemälde, Kupferstiche, auch kunstgewerbliche Gegenstände. Der rechte Werth aller solcher Geschenke hängt natürlich von den Verhältnissen der Geber und Empfänger ab.

**Verredes v. G. in Buenos Aires.** — Die der jetzigen Mode entsprechenden Haarfrisuren beanspruchen eine so geringe, durch Zeampire zu verwickelte Daarmasse, daß sie Ihren Wünschen entsprechen können. Das Haar wird von hinten aus hoch gekämmt und auf der Höhe des Kopfes in zwei, aus drei bis sechs Locken aufsteigend. An dieser Anordnung kann das Vorderhaar je nachdem es der Tragicomödie entspricht, entweder zurückgeleitet werden, leicht geneigt oder in kraulen, lockigen Wellen herabhängend sein.

**Kochschule.** — Was der „Allgemeine deutsche Kreisverein“ ist, und was es für eine Bedeutung mit dem von ihm herausgegebenen „Kochschul-Kalender“ hat? Der angeführte Verein besteht aus einer Anzahl hervorragender Berliner Köche und Schriftsteller, die sich seit einigen Jahren die Aufgabe gestellt haben, das schätzbare Altitalianicum in der Dichtkunst noch Gehör zu verschaffen. Ganz im Geiste der Fiktion von Grotte Agnada, legen sie im „Kochschul-Kalender“ (Berlin, S. Baad) die „Kochkünstler“ der herrlichen Reimereien und die nach diesen verfertigten Fiktionen, die in der Küche würdevollen Entsch, in welche sich der übermüthige Spott fließt, erheitert wahrhaft erschütternde Wirkungen. Einige der Fiktionen, die in dieser hochachtungsvollen Weise ihren literarischen Pepus tummeln, sind unteren Lesern gute Bekannte; — mehr aber dürfen wir über die Vorden der Kochschule nicht verrathen.

**Ida A. in B.** — Bezugnahme für Genelle zum Stricken in Wien; v. Kowotzky, I. Freisingergasse 6 — Fortense hat unterst Wiffens feines besondern Kammerst.

**Sorgsame Mutter.** — Für Ihre vorzüglichen Kleider empfehlen sich Dr. Mar Bogler's Schüler-Jahrbücher. Dieselben sind in Ausgaben für Knaben, wie für Mädchen zu haben (Leipzig, Spamer, cart. 60 Pf.).

**W. S.** — Wegen des Wetterlich-Portraits haben Sie vollkommen Recht. Zaubern Sie und nur den Zeichen zur Stelle!

**E. A. in B.** — Präparierte Anilin-Farben zum Färben von Federn laufen man in jeder Freguen-Handlung. — Die sich „erfährigste glänzende Trauertränder“ auf Briefbogen beschaffen lassen, wissen wir nicht. Man pflegt doch Pagen mit Trauerband fertig zu kaufen.

In dieser Nummer gehört ein Modenbild, für die Abonnenten der großen Ausgabe zwei Modenbilder und ein Kostümbild.

Von der „Illustrirten Frauen-Zeitung“ erscheinen jährlich 24 Unterhaltungs-Rummern zu je 2 bis 2 1/2 Doppelbogen, 24 Moden-Rummern, 12 Schnittmuster-Beilagen und 12 farbige Modenbilder; vierteljährlicher Abonnements-Preis 2 R. 50 Pf. (1 Guld. 50 Kr., mit Postzusendung 1 Guld. 80 Kr.).

Die Fest-Ausgabe bringt ferner jährlich 12 Kunstblätter „Bildermappe“; das Heft (24 jährlich) kostet 50 Pf. (30 Kr.).

Die Ausgabe mit allen Kupfern (jährlich 36 farbige Modenbilder, 12 Kostümbilder und 12 farbige Aenderbilder) kostet vierteljährlich 4 Mark 25 Pf. (2 Guld. 55 Kr., mit Postzusendung 2 Guld. 85 Kr.). — Alle Buchhandlungen nehmen jederzeit Bestellungen an, mit Ausnahme für die Fest-Ausgabe auch alle Postanstalten.

**Anzeigen.**

falls solche nicht als für die „Illustrirte Frauen-Zeitung“ ungenügend von uns angesehen werden sollten, finden zu dem Preise von 1 Mark für die einbaltige Nonpareille-Zeile oder deren Raum Aufnahme, soweit der dafür bestimmte Platz reicht. Annahme der Anzeigen in allen Annoncen-

Bureaux, sowie in den Expeditionen der Illustrirten Frauen-Zeitung zu Berlin W. Postdamer Straße 38, und zu Wien I. Dorotheengasse 3. Interessenten erhalten das Blatt kostenfrei mit der Post zugelandt, so lange der Interessent-Kauf dauert.

**Für Kunstfreunde.**

Der neue Katalog der Photographischen Gesellschaft, Berlin (enthaltend moderne u. klassische Bilder, Pracht- und Galeriemerke, Photographieren etc.), mit 5 Photographien nach Kumburg, Redner, Kaiser, Moritz ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direct von der Photographischen Gesellschaft gegen Einzahlung von 50 Pfg. in Postmarken zu beziehen.

Siehe erschienen im unterzeichneten Verlage:

**Was sollen wir spielen?**

Briefe an eine Freundin

von **Carl Reinecke.**

In 16. Elegant gebunden M. 1 netto.

Gegen Einzahlung des Betrages erfolgt frankirt Zusendung.

Leipzig, Sternwartstr. 45.

F. E. C. Leuckart.

**Filet-Guipure-Album.**

Eine Sammlung stilvoller praktisch ausgeführter Original-Muster. Nebst illustrirter Anleitung von

**Erna von Manteuffel.**

Preis in eleg. Mappe M. 15. Verlag und Eigenthum von

**Gustav Elkan in Harburg a. d. E.**

Die Mehrzahl der Musterbücher für weibliche Handarbeiten ist eine der erfreulichsten Erscheinungen unserer Zeit. Wie im 16. Jahrh., der grossen Zeit des feinen Geschmacks, gerade die Frauen sich auch mit ihren Arbeiten in den Vordergrund stellten, so haben wir eine ähnliche Thatsache auch in unserer Zeit zu verzeichnen und dass man dabei vor Allem auf praktische Muster Werth legt, beweist, dass diese Bewegung selbst eine feste Grundlage gewonnen hat. Zu den besonders werthvollen Arbeiten auf diesem Gebiete gehört das vorliegende Buch, das allen, welche auf weibliche Handarbeiten etwas halten, im höchsten Grade erwünscht sein muss und dies um so mehr, weil die praktischen Anleitungen und Fingerzeige hier mit klarem Verstande und feingebildetem Geschmack verbunden sind. Red. Kunst u. Gewerbe. Nürnberg 1884. Nr. 4.

Siehe erschienen:

**Wiel, med. Dr., Diät. Kochbuch** für Gesunde und Kranke. VI. verb. Aufl. Preis brosch. M. 4.80, geb. M. 5.50. Anerkannt bestes Kochbuch. Zugleich Ergänzungsband zu allen bestehenden. Lehrt uns auch, was und wie wir in den Tagen der Noth unserer Kranken kochen müssen.  
**Fr. Wagner** sehe Univ.-Buchhandlung in Freiburg i. B.

Die Meerschaaum-, Bernstein- und Elfenbeinwaren-Fabrik von



**Justus Breul, Berlin, C. Gartrauden-Str. 22.**  
empf. nur echte Meerschaaumspitzen und Pfeifen. Damenschmuck von Bernstein, Elfenbein u. engl. Jet. Ball-, Theater- u. Federbücher. Puff- u. Dominospiele, Schachfiguren etc. Neuestes Illustr. gross. Musterbuch mit ca. 600 Abbildungen, meist in natürlichen Grössen, geg. 1 M. Marken franco, welche bei Aufträgen v. 10 M. in Abrechnung kommen.

Siehe erschienen, in jeder Buchhandlung zu haben:

**Buchholtzens in Paris.** 3 M., 4 1/2 M., geb. Grosser Erlög. Amant. Famil.-Buch. Stets neue Auflag. Preis gegen vorh. Einzahlung v. Verlag: **A. Unfad in Leipzig.**

Um zu räumen liefert ich

**11 der besten Werke**

von **Philipp Gaien**

zusammen 40 Bände

breit und neu — für nur 15 Mark, in 11 hochleganten Ganzleinenbänden — für nur 25 Mark durch jede Buchhandlung, sowie auch direct gegen Franco-Einzahlung der Beträge.

Bergleisch gratis und franco.

**Buchhändler Carl Zieger**

in Leipzig.

Briefmarken kauft, tauscht und verkauft

**G. Kochmeyer, Nürnberg.**

**Monogramme-Büchlein**

von **Erna von Manteuffel.**

Preis 3 Heft 40, mit Porto 50 Pf. Jedes Heft für eine Familie ausreichend, enthält 25 Monogramme für Plättchen. Bei Bestellungen genügt Angabe des gewünschten Buchstaben.

Harburg a. E. Gustav Elkan.

**Illustrirte Zeitschrift**

**Universum**

Jedes Heft nur 50 Pfg.

— monatlich 2 Hefte.

Reicher Inhalt: Besten Erklärungen, interessante Aufsätze aus allen Gebieten der Literatur, Kunst und Wissenschaft u.

**Prachtvolle Illustrationen**

Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postanstalten.



Verlag von Franz Eippertheide in Berlin.  
**Lehrbücher der Modenwelt.**  
Erster Band.

**Die Anfertigung der Damen-Garderobe.**

Von **Hedwig Lechner und Gunda Beeg.**

Mit 638 Illustrationen. — Kleines Quart-format.

In elegantem Einbände 11 Mark 40 Pf. oder 6 Gulden 70 Kr. Ö. W.

Der reichhaltige Inhalt des Werkes zerfällt in zehn Abtheilungen.

Die erste lehrt das Maßnehmen, die folgende die zweckmäßigste Benutzung von Schnittmustern, sowie kleinen Schnitt-Übersichten, die dritte giebt Anweisung zur selbständigen Aufzeichnung von Schnittmustern. Dem Zuschneiden und Fertigstellen nach diesen, den Nähten, Befestigungen und Schluss-Einrichtungen sind besondere Abtheilungen gewidmet. Ebenso wird das große Gebiet der Besätze und Garnituren selbständig mit anschaulichen Darstellungen behandelt. Den Schluss bildet die Behandlung und Darstellung einer Reihe von fertigen Gegenständen. Einen besonderen Vorzug des Werkes bilden die sehr zahlreichen, den Text erläuternden Illustrationen.

So wird dieses Lehrbuch nicht nur Neulingen ein sicherer Leitfad, sondern auch schon Erfahreneren vermöge seiner Vollständigkeit und Ausführlichkeit ein sehr willkommenes Rathgeber sein.

**Erziehungs-Anstalt Marienthal**

bei Bad Kribbenstein im Thüringer Walde.

Bereitete für Gymnasien und Realhöfen I. Ord. Verzüglich gesunde und schöne Lage. Herrliche Wald- und Seeansicht. Vielfältige Recensionen. Kluge Preise. Prospecte durch die Direction der Anstalt.

**Illustr. Briefmarken-Journal.**

Vertheilt u. a. einige Briefm.-Ztg. d. Welt, d. farbige Illustrationen u. Gravirbildchen giebt u. monatlich 2 mal erscheint. Probe-Nr. gratis von **Gebrüder Neuf, Leipzig.**



Illustrirte  
**Frauen-Zeitung.**

Nr. 5, Erstes Blatt.

Monatlich zwei Nummern.  
Vierteljährlich 2½ M. = 1½ Guld.

Berlin, 1. März 1886.

(Ausgabe mit allen  
Kupfern: 4¼ M. = 2 Guld. 55 Kc.)

XIII. Jahrgang.



Adolph Menzel.

Nach einer Photographie von Reichard und Lindner in Berlin, aus dem Jahre 1885, gezeichnet von Julius Ehrentraut.  
Geschnitten von Heuer und Kirnse in Berlin.



# Adolph Menzel und seine Werke.

Eine Nachfeier des siebenzigsten Geburtstages des Meisters.



Schlussstück zum 45. Kapitel in Kugler's „Geschichte Friedrichs des Großen“. (1839–42.)  
Geschnitten von E. Kreisshmar in Leipzig.

Nachdruck verboten.

## Adolph Menzel.

Eine Charakteristik von Adolf Rosenberg.

Hierzu das Portrait von Julius Ehrentraut, nach einer Photographie der Hof-Photographen Reichard und Lindner in Berlin, Seite 69.

Ein zweiter Künstler Deutschlands, man möchte sagen, der Welt ist ein so treues Spiegelbild der Geschichte und der Geschichte seines Landes, wie Adolph Menzel, lange Jahre hindurch nur der Maler des Preussenthums, heute der nationalste deutsche Meister unseres Jahrhunderts, auf welchen das ganze Vaterland mit gerechtem Stolze blickt. Und nicht allein das Spiegelbild von dem Wachsen eines bescheidenen Staats-Organismus zu weltgeschichtlicher Größe ist unser Menzel; er ist noch mehr gewesen: der begeisterte, in seiner Ueberzeugung unerschütterliche Prophet der Heldenthat seiner Nation, die dem weiteren Vaterlande zu Heil und Segen gereicht hat. Wenn Friedrich der Große nicht mehr in den Augen der Süddeutschen der streifschichtige, nur auf die Vergrößerung seines Königreiches bedachte Herrscher, sondern der weitblickende Träger einer weltgeschichtlichen Mission ist, so darf sich Menzel einen Theil von dem Verdienste daran zu gute schreiben. Wie Menzel den alten Fritz und seine schneidigen Kriegsgefährten dargestellt hat, sind die Helden des siebenjährigen Krieges aller Orten populär geworden, wo Deutsche deutsche Bücher lesen. Zu einer Zeit, wo in Preußen Alles dunkel und trübselig ausah, wo Jedermann an der glücklichen Zukunft des Vaterlandes verzweifelte, hielt er allein die Fahne der Hoffnung hoch, indem er nicht müde wurde, auf die glorreichen Thaten der Vorfahren hinzuweisen und diese lebhaftig und lebensprühend vor den Augen der Zeitgenossen erscheinen zu lassen. Um seiner Wirkung vollkommen sicher zu sein, bediente er sich des populärsten Ausdrucksmittels, des Holzschnittes, mit dessen Hilfe er in die Paläste der Reichen und in die Häuser des Bürgerstandes drang.

Adolph Menzel war noch nicht zwanzig Jahre alt, — er wurde am 8. December 1815 in Breslau geboren, — als er sich zum ersten Male in einem Cyclus von zwölf lithographirten Blättern mit den Hauptmomenten aus der brandenburgisch-preussischen Geschichte beschäftigte. Man muß sich jene trostlose, eines jeden nationalen Aufschwunges bare Zeit von 1830 bis 1840 vergegenwärtigen, um den fähigen, so gut wie aussichtslosen Entschluß des Kunsthandlers Sachse, welcher Menzel jenen Auftrag ertheilte, richtig zu würdigen. Menzel war aber nicht der Mann, der sich durch die geringen äußeren Erfolge seiner Schöpfungen beirren ließ, obwohl er nicht bloß mit dem Mangel an Verständnis für das von ihm neu erschlossene Stoffgebiet zu kämpfen hatte, sondern sich auch mit dem herrschenden Kunstgeschmack dadurch in Widerspruch setzte, daß er Allen, was akademisch, conventionell und traditionell war, energisch den Rücken lehrte und sich einen eigenen, aus der unmittelbaren Naturbeobachtung geschöpften Stil schuf, der anfangs das durch die Romantik verweichlichte Publicum unangenehm berührte, dann allmählig fesselte und schließlich überzeigte, weil die Wahrheit am Ende doch durchdringen muß.

Wohl dem Künstler, dem es ein gütiges Geschick vergönnt, eine solche Freude zu erleben! Und Menzel hat sie erlebt, und er hat überdies die Genugthuung gehabt, die Aeußerungen seines prophetischen Geistes Zug für Zug bestätigt zu sehen. Als er die „Kronung König Wilhelms in Königsberg“ malte, überkam ihn eine Offenbarung, wie sie nur dem begnadeten Genie zu Theil wird, indem er dem Konraden, der sich selbst seine Krone

aufgesetzt hat und das Reichsschwert erhebt, in Haltung, Bewegung und Gesichtsausdruck das Bewußtsein von der Bedeutung des Augenblickes gab, indem er weit über die Schilderung einer bloßen Ceremonie hinausging und in jedem Zuge seiner schneidigen Charakteristik das Rahen einer neuen Epoche erster und thatenreicher Arbeit ahnen ließ. Selbst in jenem kleinen, scheinbar improvisirten Momentbilde, welches die Abreise König Wilhelms zur Armee, am 31. Juli 1870, die Scene begeisterungsvollen Scheidegrüßes unter den Linden darstellt, kam die geschichtliche Bedeutung des Vorganges zum vollen Ausdruck.

Wenn Menzel den Ereignissen auf dem Kriegsschauplatz auch nur aus der Ferne folgte, so hebt doch auch für ihn mit dem Jahre 1870 eine neue Periode seines künstlerischen Schaffens an. In einem Lebensalter, in welchem sich die Kraft der meisten Künstler bereits von ihrem Gipfel herabzuneigen beginnt, entfaltet Menzel erst das volle Maß seines unversessenen Könnens. Es hat den Anschein, als ob das frohe Bewußtsein, in einer zweifelhaften Zeit nicht umsonst für ein vermeintlich utopisches Ideal gearbeitet zu haben, Menzel's Genie zu einer in solchem Alter einzig dastehenden Productions- und Entwickelungskraft begehrt hätte. Nachdem er das höchste Ziel seines patriotischen Strebens verwirklicht gesehen, vertieft und erweiterte sich sein künstlerisches Ideal, indem er die ganze Lebensfülle des menschlichen Daseins, wie die Schönheit und Größe der Natur zu umfassen suchte. Rubens und Rembrandt, die beiden Giganten, welche gleichsam als Thoreswächter an der Schwelle der neuen Kunst-Periode stehen, die in der Darstellung des wirklichen Lebens und in der künstlerischen Läuterung desselben zum Ideal ihre höchste Aufgabe sieht, Rubens und Rembrandt haben uns gelehrt, daß ein großer Künstler auch ein Alles umfassender Meister sein muß.

Menschen, Thiere und Landschaften, die Erzeugnisse roher Handfertigkeit, einheitsvollen Gewerbefleißes und edelsten Kunstgeistes gehören als Material in die Domäne eines unversessenen Künstlers. Sie sind die Factoren, mit denen er zu rechnen hat; sie sind gewissermaßen die Stifte, aus denen er sein Mosaik-Gemälde des Weltalls zusammensetzen muß. Aber mit einer so untergeordneten Arbeit allein wäre nichts erreicht; der Maler würde sich nicht vom Augenblicks-Photographen unterscheiden, wenn er nur das Gesehene mit objectiver Wahrheit wiedergeben würde. Wenn er wirklich ein Künstler ist, muß er das Gesehene auch mit seinem Geiste, mit seiner individuellen Persönlichkeit durchdringen können, und in dieser echt schöpferischen Kraft, jedem von außen aufgenommenen Gegenstande auch das Gepräge des eigenen Wesens aufzudrücken, liegt die



Das Arbeitszimmer Friedrichs des Großen im Königlichen Schlosse zu Potsdam.  
Aus Kugler's „Geschichte Friedrichs des Großen“. (1839–42.)  
Geschnitten von Rietzsch von Hartenbach, W. Georgy, in Leipzig.

Bedeutung des großen Realisten, des unerschrockenen Wahrheitsfreundes, den wir mit den ersten Meistern der Kunstgeschichte vergleichen dürfen.

Adolph Menzel ist nicht bloß eine originelle Individualität, sondern an seinen Namen knüpft sich auch ein neues Ideal. Damit kommen wir zu derjenigen Fähigkeit seines Geistes, welche den Patrioten zum Weltbürger, zu einem Künstler von internationaler Geltung gemacht hat. Man kann dieses neue Ideal kurzweg als das Ideal der Wahrheit bezeichnen, denn es wird überall verstanden, wo man die Sprache der Wahrheit versteht. Diese Erkenntnis ist ein Trost für den Philosophen, der von einem allgemeinen Weltbürgerthum träumt. Menzel ist neben Knaus der einzige Künstler, welcher über das nationale Vorurtheil der Franzosen geiegt hat. Franzosen durften es sogar wagen, im Frühjahr 1885 eine Ausstellung seiner Werke im Herzen von Paris zu veranstalten. Man vergaß in der französischen Hauptstadt den Maler Friedrichs des Großen über dem Maler der Wahrheit.

Es ist eine alte Erfahrung, daß man nicht ohne schwere persönliche Opfer zur Erkenntnis der Wahrheit gelangt, und daß Derjenige, der sie offen und unumwunden bekennet, seinen Freimuth auch büßen muß. Die Begleiterin der Wahrheit ist die Rücksichtslosigkeit, die sich sogar bis zur Grobheit steigert. In seinem künstlerischen Streben nach Wahrheit ist Menzel auch, — wir meinen hier nur in künstlerischem Sinne, — bis zu dieser Grenze gelangt, und dabei ist es natürlich, daß man ihm diese Rücksichtslosigkeit am meisten verübelt, wenn sie sich gegen die Frauen kehrt. Menzel sieht nicht, wie jeder andere, minder fein organisirte Mensch, in erster Linie die Schönheit und Anmuth eines weiblichen Wesens, wo



Der große Saal in der Bilder-Gallerie von Sanssouci.  
Aus Kugler's „Geschichte Friedrichs des Großen“. (1839–42.)  
Geschnitten von Vennworth in Leipzig.



solche vorhanden sind, sondern er prüft zunächst den darunter verborgenen Charakter und schildert die äußeren Reize nur dann, wenn er erkannt hat, daß der Charakter ihrer würdig ist. Daß er nur selten zu einer solchen Ueberzeugung gelangt ist, ist die Folge seiner ganzen künstlerischen Richtung. Es ist deshalb eine schwierige Aufgabe, Menzel mit seinen knorrigen Eigenarten dem Damen-Publicum angenehm zu machen. Gleichwohl finden wir unter seinen Werken, soweit dieselben in die Oeffentlichkeit gelangt sind, einige, auf welchen er weiblicher Schönheit und Grazie seinen vollen Tribut zollt. Die aus Anlaß seines siebzehnten Geburtstages veranstaltete Ausstellung seiner hervorragendsten Schöpfungen in der Berliner Kunst-Akademie enthielt u. A. ein Pastellbild der Prinzessin Anale, der Schwester Friedrichs des Großen (im Besitze der deutschen Kronprinzessin), welches in der Anmuth der Charakteristik hinter keinem der galanten Maler der Rococo-Zeit zurückbleibt. Ein Gleiches gilt von der pikanten Darstellung der Tänzerin Barberina, welcher Friedrich einen Besuch abstattete, auf einem Oelgemälde aus dem Jahre 1852. Das aquarellirte Bildniß der Frau Professor Menckheim, geborenen Drake (1847), und namentlich die köstliche holländische Spinnettspielerin (1881, im Besitze der Prinzessin Wilhelm von Preußen) können ebenfalls als Beispiele dafür citirt werden, daß Menzel den Vorzügen des schöneren Geschlechts in vollem Maße gerecht werden kann, soweit es in seinem Plane liegt.

Die Damen müssen unsern Menzel so hinhinnehmen, wie er ist, so ehrfurchtsvoll, wie man dem kleinen Mann mit dem bedeutenden Kopfe und den ausdrucksvollen Augen überall begegnet, wo er sich öffentlich zeigt. Wenn er im königlichen Schlosse zu Berlin auf den Hofbällen des Kaisers und des Kronprinzen erscheint, macht man ihm bereitwilligst Platz. Man öffnet ihm eine Gasse, wenn er auf Subscriptions-Bällen im Opernhause den Versuch macht, den unentwirrbaren Menschenknäuel zu durchdringen. Seine Junge ist ebenso gefürchtet, wie sein Zeichnistift. Er malt die Wahrheit nicht bloß, sondern er sagt sie auch, und nicht nur im Geheimen, im intimen Circle der Freunde, sondern vor Jedermann. Einem Manne, dem man solches nachsagen kann, mögen die Damen verzeihen, daß er das „ewig Weibliche“ nicht so zur Darstellung gebracht hat, wie es dem lebenswürdigen Egoismus unserer Herrinnen angenehm ist.

Menzel bleibt trotzdem ein großer Mann, unser nationaler Stolz. Wir sagen es auf die Gefahr hin, selbst in den Verdacht des Mangels an Galanterie zu kommen. Menzel ist ein Siebziger und hat damit das volle Anrecht darauf erworben, daß man ihm seine Schwächen vergiebt. Es sind überdies nur die Schwächen des Temperaments, nicht die des künstlerischen Genies, dessen wunderbare Frische sich bis heute erhalten hat. Menzel läßt eben nichts aus seinem Atelier herauskommen, was nicht voll und ganz die Maue des Löwen zeigt. Es giebt daher nichts in den Gallerien und illustrierten Büchern, auf dem Kunstmarkt, was, wenn es den Namen Menzel trägt, dieses Namens unwürdig wäre. Seine ganze künstlerische Laufbahn trägt, ungeachtet seines beständigen Fortschreitens, doch ein einheitliches Gepräge. Im Gegenfah aber zu allen unklaren Stürmern und Drängern hat sich Menzel, obwohl er auf künstlerischem Gebiete selbst ein Revolutionär war, doch stets eine solche Klarheit des Geistes, ein so entschiedenes Bewußtsein von der ihm obliegenden Aufgabe bewahrt, daß er niemals in ziellose Phantasien verfallen ist. Er steht vor uns in seiner ganzen Herbeheit, wie aus Erz gegossen, eine Künstler-Gestalt von monumentalem Gepräge, wenn er auch niemals auf Wände gemalt hat. Nach unserer Erfahrung würden solche Thaten viel vergänglicher sein, als die kleinen, zierlichen Zeichnungen und Holzschnitte, durch welche der Künstler seinen Helden und sich selber ewigen Ruhm begründet hat.

Raddruck verboten.

### Adolph Menzel's Werke.

Von J. E. Wessely.

Mit fünfundsanzig Abbildungen nach den Originalen Adolph Menzel's.

**A**n ihren Werken werdet ihr die Menschen erkennen, — dieses biblische Wort gilt in künstlerischer Beziehung voll von Adolph Menzel. Seine äußeren Lebensverhältnisse haben sich so einfach abgewidelt, daß sie ein Biograph mit wenigen Zeilen erledigen kann. Dagegen sind seine siebzig Lebensjahre so reich mit Werken ausgefüllt, die sein nie rastender Geist erfunden, seine kunstgebäute Hand vollendet hat, daß man sie in dem gedrängten Artikel eines Zeitungsblattes kaum alle einzeln nennen und auch die Hauptwerke nur oberflächlich charakterisiren kann.

In Bezug auf die Form des künstlerischen Ausdrucks tritt uns Menzel in seinen Werken als Zeichner und als Maler entgegen, in beiderlei Hinsicht als vollendeter Künstler. In Bezug auf den durch seine Kunst bearbeiteten Stoff offenbart sich uns der Meister als Beherrscher des ganzen Gebietes der darstellenden Kunst; er belebt in seinen Compositionen längst entschwundene Begebenheiten der Geschichte, wie des historischen Genres; im vornehmen, wie im bürgerlichen Sittenbilde ist er so gut zu Hause, wie in der Auffassung des Thieres, der Landschaft und des Stillebens. Seine zeichnende Thätig-

des Lebens Erbsaue auch in späterer Zeit so trenn erscheinen ließ, als ob der Künstler seine Feder oder seinen Stift im Anbilde der Wirklichkeit geführt hätte. Ihm war darum der langsame Gang des akademischen Unterrichtes zu lästig; nur ein halbes Jahr hielt er in der Schule aus (1833); das rasch pulsirende Leben der Hauptstadt war ihm mehr, als die weiseste Lehre. Wie fleißig er aber die Wirklichkeit studirte, wie unangeseht er zeichnete, bewies er gleich mit seiner ersten Publication, mit der er zu Weihnachten 1833, als achtzehnjähriger Jüngling, in die Oeffentlichkeit trat. Sie führt den Titel: „Künstlers Erdenwallen“ und erzählt uns in elf auf Stein gezeichneten Darstellungen (auf sechs Blättern) eben so einfach als naiv eine Künstler-Novelle, in welcher er Wahrheit und Dichtung auf geniale Art vereinte, ohne auch den Schall zu verbergen. Wig und Satire spielen in Menzel's künstlerischer Thätigkeit immer eine Rolle, wo nur Umstände denselben eine Freiheit lassen.

Das Erstlingswerk ist ein zu einem Ganzen verbundener Cyclus. Es ist eine besondere Eigenthümlichkeit im künstlerischen Schaffen Menzel's, einen reichhaltigen Gedanken zu einer Folge von Darstellungen zu entfalten, um so denselben von verschiedenen Seiten zu beleuchten, Ursache und Wirkung, Anfang und Ende in ihren Wechselbeziehungen klar zu legen. Schon während der Zeit, da das erwähnte erste Werk erschien, arbeitete er an einem anderen und schenkte vor dem Veruche nicht zurück, echte, wahre Historienbilder zu componiren, die er dann selbst auf Stein übertrug: die Folge historischer „Begebenheiten aus der brandenburgisch-preussischen Geschichte“, zwölf Blatt in Großfolio, die 1836 erlitten. Es sind reiche, lebendige Compositionen, ohne Falschen nach Effect, der sich übrigens durch die hier bereits angebahnte naturalistische Auffassung von selbst ergibt.

Durch diese Werke hatte Menzel seine vorzügliche Begabung für die Illustration offenbart. Sie sollte auch recht nützlich ausgebeutet werden. In den Jahren 1839 bis 1842 entstanden vierhundert Zeichnungen, als Illustrationen zu Kugler's „Geschichte Friedrichs des Großen“. Wie ernst es der Künstler mit dieser Arbeit nahm, ersehen wir daraus, daß er die Zeit des großen Königs in ihrer Architectur, in ihrer Zimmer-Einrichtung, in ihren Uniformen und Kleidern bis in's Kleinste studirte, dabei auch nicht vergaß, das Auftreten, die Bewegung, die Gewohnheiten der Menschen jener Zeit in allen Schichten der Gesellschaft gründlich kennen zu lernen. Er lebte sich in diese Zeit so ein, daß er, wie sonst Keiner, dieselbe in vollster Wahrheit mit dem Stift wie mit der Farbe neu erwecken kann.

Diese Illustrationen sollten durch französische Lithographen geschnitten werden, die aber nicht genügten. Indem Menzel nun einheimische Künstler, wie Unzelmann, die beiden Vogel, Archibach und Andere herbeizog, übte er zugleich den heilsamen Einfluß auf Belebung und Entwicklung der deutschen Holzschneidekunst.

Das genannte Werk war nicht das einzige, das den Ruhm Friedrichs des Großen verherrlichte. Auf Befehl Friedrichs Wilhelms IV. sollten „Die Werke Friedrichs des Großen“ in einer Pracht-Ausgabe erscheinen. Menzel erhielt den Auftrag, die Schluß-Biquetten zu den einzelnen Kapiteln zu zeichnen, zweihundert Illustrationen, deren Entstehung in die Jahre 1843 bis 1849 fällt. Obwohl sich Menzel sagen mußte, daß bei der Kostbarkeit und kleinen Auflage des Werkes, das vom Könige nur an bevorzugte höchste Persönlichkeiten versandt wurde, der Ruhm des Künstlers nicht allgemein gewürdigt werden könne, hatte er doch seine künstlerische Natur frei walten lassen und seine meisterhaften Compositionen geistreich, selbst pikant zu gestalten gewagt. Um diese dem größeren Publicum näher zu bringen, ist ein Separat-Abdruck der Holzstöcke in neuester Zeit veranstaltet worden.

Noch zwei cyclische Werke befaßten sich mit der Zeit des großen Friedrich. Die umfassenden Studien von Uniformen und Armaturen sollten verwertet werden, und so entstanden das colorirte dreibändige Prachtwerk: „Die Armee Friedrichs des Großen“, — das nur in dreißig Exemplaren abgezogen werden konnte, weil die Arbeits- und Beaufsichtigungslast eine zu große gewesen wäre, — sowie zweihundredrigig Zeichnungen und zwölf größere Blätter (Bildnisse der Kriegshelden Friedrichs) zu den Werken von Lange, „Die Soldaten Friedrichs des Großen“, und Dunder, „Aus König Friedrichs Zeit“, darunter Bieten, Seydlitz, Schwerin, der Dessauer u. A. Auch in dem Werke „Die Hohenzollern und das deutsche Vaterland“ von dem Grafen Stillefried-Alcantara und Kugler, wie in der „Germania“ von Johannes Scherr findet sich eine Anzahl Illustrationen von Menzel. Dazwischen entstanden einzelne Zeichnungen, die gleichfalls als lithographirte Zeichnungen oder als Holzschnitte erschienen, so Gellenbriefe, Feilskarten, Beilagen für Kunst-Feilschriften und dergleichen. Wir nennen namentlich Bildnisse Shakespears,



Kadetten und Offiziere auf dem Parade-Platz im Lustgarten zu Potsdam. Aus Kugler's „Geschichte Friedrichs des Großen“. (1839-42.) Geschnitten von O. Vogel in Berlin.



Dignette zur „Ode an meinen Bruder Heinrich. Im Quartier zu Eckartsberg. 6. October 1757.“ (1848.) Illustration zu den Werken Friedrichs des Großen. Geschnitten von O. Vogel in Berlin.

teit tritt insbesondere in seiner früheren Lebens-Periode zu Tage; die malerische gehört der späteren Zeit an, der Epoche seines höchsten Ruhmes. Wir wollen darum Menzel zuerst als Zeichner würdigen und dann dem Maler unsere Aufmerksamkeit widmen.

Menzel ist der Trieb angeboren, Alles, was er sieht, mit künstlerischem Auge zu betrachten, es auf seine Form und Farbe zu prüfen. Die ihm frühzeitig thätigen Triebe gesehte sich ein unverwundliches Gedächtniß bei, das alles in der Bewegung

Friedrichs Zeit“, darunter Bieten, Seydlitz, Schwerin, der Dessauer u. A. Auch in dem Werke „Die Hohenzollern und das deutsche Vaterland“ von dem Grafen Stillefried-Alcantara und Kugler, wie in der „Germania“ von Johannes Scherr findet sich eine Anzahl Illustrationen von Menzel. Dazwischen entstanden einzelne Zeichnungen, die gleichfalls als lithographirte Zeichnungen oder als Holzschnitte erschienen, so Gellenbriefe, Feilskarten, Beilagen für Kunst-Feilschriften und dergleichen. Wir nennen namentlich Bildnisse Shakespears,



Friedrichs des Großen (beide von Unzelmann geschnitten), die Titel-Bignette zu Berg's Rhodus, Kampf mit dem Drachen.

Im Jahre 1851 gab der Künstler sechs Lithographien heraus: „Veruche auf Stein mit Pinsel und Schabeseife“; leider hat er diese „Veruche“ nicht fortgesetzt. Der Genius des Meisters scheint hier zur Erholung für größere Aufgaben gespielt zu haben, aber wie genial gespielt! Solche Compositionen, wo dem „ewig Weiblichen“ zu seinem Rechte verholfen wird, kommen äußerst selten vor; sie dienen aber doch zum Beweis, daß dem Künstler auch der Sinn für weibliche Nannth nicht fehlt.

In neuerer Zeit (1877) hat Menzel noch einmal der Illustration seine Kunst geliehen. Die Aufgabe, Heinrich von Kleist's „Zerbrochener Krug“ zu illustriren, war für ihn wie geschaffen, obwohl er sich anfänglich dagegen sträubte; einmal konnte er, wie kaum ein Anderer, die Periode der Popszeit drastisch und naturwahr schildern, dann aber dabei seinen urwüchsigsten Humor frei walten lassen und die Geißel des Wises nach Belieben schwingen.

Es wird uns nicht überraschen, wenn wir Menzel, den unermüdblichen, trefflichen Zeichner, auch als Maler zu bewundern gezwungen werden. Eben weil er so fest in der Zeichnung ist, konnte er freier dem Geheimnißvollen der Farbe nachspüren. Bereits 1835 nahm er als Autodidakt die Palette zum ersten Mal in die Hand. „Die Schachspieler“, „Der Familienrath“, „Die Toilette“, „Der Gerichtstag“, so originell sie erfunden sind, lassen als Malerei, wie natürlich, noch zu wünschen übrig. „Eine Consultation beim Advocaten“ im siebzehnten Jahrhundert (1837) wird aber bereits wegen der geistreichen Fingersührung gerühmt. Für die Kunstgesellschaft in Kassel zeichnete er 1847—48 einen lebensgroßen Carton in Kohle und Kreide: „Eintritt der Herzogin Sophie in Marienburg 1247“. Die Arbeiten für Kugler's Geschichte ließen die Palette ruhen; dann aber begann die lange, ununterbrochene Reihe von Oelgemälden, deren jedes einen Markstein auf seinem Ruhmeswege bildet. Zuerst 1850 die berühmte „Tafel-

Behandlung eines biblischen Stoffes von einer Seite beurtheilt wurde, desto energischer betonte die entgegengesetzte Partei die lebenswahre Auffassung der Köpfe. Rembrandt hat sich auch die Freiheit genommen, auf gleiche Weise mit biblischen Stoffen umzuspringen. Ein Andachtsbild ist es übrigens nicht; ein solches zu malen, lag auch nicht in Menzel's Absicht.

Nun brachte jedes Jahr ein bemerkenswertes historisches Bild aus dem Leben des großen Friedrich; 1854: „Friedrich auf der Reise“, 1855: „Bei der Huldiung zu Breslau“, 1856: „Schlacht bei Hochkirch“, 1857: „Begegnung mit Kaiser Joseph II. in Reife“.

Wie in der reproducirenden Kunst, hatte sich Menzel auch in der Malerei eine ihm zukunftsreiche Malweise, die Gouache-Malerei (mit Deckfarben) zurechtgelegt, und er hat in ihr bis heute Stimmenswerthes geleistet. Zu dieser Art sind vier Bilder ausgeführt (1890), die sich auf den Aufenthalt Friedrichs, als

Vom Jahre 1865 bis 1870 entstanden dann mehrere Staffelei-Bilder, wie „Berliner Straßenleben in der Weihnachtzeit“, „Sonntag im Tuilerien-Garten“, „Das Innere der Armen-Synagoge in Prag“, „Tiroler Bauern beim Passionsspiele“, „Wochentag in einer Straße von Paris“ u. A. m. So recht in seinem Element bewegte sich Menzel bei der Herstellung der Beglückwünschungs-Adresse der Stadt Berlin, bei der Rückkehr des Königs Wilhelm aus Böhmen. Unerlöschliche Phantasie verbindet sich mit urwüchsigem



Courier. (1845.) Vignette zu den Werken Friedrichs des Großen, 1. Kapitel des siebenjährigen Krieges. Geschnitten von O. Vogel in Berlin.



Husaren-Trompeter. Aus „Die Armee Friedrichs des Großen“. (1842—57.) Zinf-Nehung von Angerer und Göschl in Wien nach einem lithographischen Druck. Zwei Drittel der Original-Größe.

runde Friedrichs des Großen in Sanssouci“; dann 1852 das „Höfen-Concert“. Zu bewundern ist, wie wahr Menzel den Charakter des Hoflebens unter dem großen Friedrich zu schildern verstand.

Zwischen beide genannte Bilder fällt (1851) das Transparent-Bild für die Berliner akademischen Vorstellungen vor Weihnachten: „Der zwölfjährige Knabe Christus im Tempel“, das der Künstler später auch in Schabmanier ausführte. Es erregte einen förmlichen Sturm; je entschiedener eine solche naturalistische

herbe Kritik bemerkte, hier das Gesichtsbild hinter dem Ceremoniellen zurücktritt und das Ganze, weil ohne Abwägung von Licht und Schatten, matt erscheint, so darf man nicht vergessen, daß dem Künstler ausdrücklich der Auftrag gegeben wurde, die Wirklichkeit ohne Zugabe oder Wegnahme genau zu schildern. Die Ordnung war doch eine Ceremonie, und in allen Einzelheiten zeigt Menzel den Meister in der Auffassung; wenn das Ganze ein Kunstauge nicht befriedigte, so hatte der Maler nicht die Schuld.

Kronprinzen, in Rheinsberg beziehen. Dazwischen entstanden noch 1855 zwei Wandbilder im Remter des Schlosses zu Marienburg: die Hochmeister Siegfried von Neuchwangen und Herzog Ludwig von Braunschweig. Noch vor diesen Fresco-Bildern hatte der Meister im königlichen Auftrage ein Werk vollendet (1853, 1854), das leider nur den Wenigsten bekannt wurde: „Das Fest der weißen Rose“, zehn Blätter in Gouache. Im Jahre 1829 nämlich wurde zu Ehren der Anwesenheit der jungen Kaiserin von Rußland, Charlotte, einer Tochter Friedrich Wilhelms III., von den königlichen Prinzen ein Turnier veranstaltet, das Fest der weißen Rose genannt. Fünf- und zwanzig Jahre später wollte Friedrich Wilhelm IV. seiner Schwester eine Erinnerung an dieses Fest bieten, und Menzel erhielt den Auftrag zu diesem Werke. Obwohl der Realist dem romantischen Element des Mittelalters fremd gegenüberstand, schuf er dennoch ein höchst merkwürdiges Werk. Legten ihm die Hauptbilder ungewohnte Fesseln an, so entschädigte er sich in den Einfassungen, die er in gewohnter Laune mit den köstlichsten Aendergruppen belebte. Das Prachtwerk, im Schlosse Jarosloje Selo aufbewahrt, war nachträglich 1882 in Berlin kurze Zeit ausgestellt.

Ebenfalls in hohem Auftrage wohnte Menzel 1861 der Krönung König Wilhelms in Königsberg bei, um diese in einem Bilde zu verewigen. Bis December 1865 malte er an dem kostbaren Gemälde. Wenn, wie

Humor; es ist ein unerreichtes Meisterstück.

Der große Krieg mit Frankreich berührte auch Menzel's Künstlerseele. Die Abreise des Königs zur Armee (am 31. Juli 1870) stellte er in einem wunderbar belebten, die Begeisterung des Volkes herrlich zum Ausdruck bringenden Bilde dar.

Nachdem der Künstler noch 1872 im Auftrage des Berliner Magistrates zwei Ehrenbürger-Diplome für Bismarck und Roltke in Gouache vollendet hatte, holte er zu einem Meisterwerke aus, das zu seinen höchsten Leistungen gehört und unübertroffen in Auffassung und Ausführung dasteht. Wir meinen „Das Eisenwalzwerk“ (auch die modernen Cyclopen genannt). Die Charakteristik der Arbeiter, die genaue Wiedergabe der Werkstätte mit den Rädern, Riemen und Maschinen, die Beleuchtung durch natürliches Licht und durch Feuer, Alles ist mit größter Virtuosität geschildert. Man sieht im ersten Augenblicke ganz verblüfft vor dem Werke und muß sich am Einzelnen erst sammeln, um schließlich das Ganze zu fassen und zu bewundern.

Verschiedene Reisen blieben nicht ohne Früchte; wir nennen: „Die Hochaltäre der Pfarrkirche in Innsbruck und der Peterskirche in Salzburg“ in Gouache. „In der Landknieede in Gastein“, „Die Kanzel in der Kirche zu Innsbruck“, „Der Hochaltar in der Damenstifts-Kirche in München“, „Inneres der Kirche von Kloster Eifel“, desgleichen der Franziskaner-Kirche zu Salzburg und des Domes zu Triest. Aber auch selbst das Fenster seiner Stube gewährte dem Meister einen „Lug in's Land“, und auch da findet er Objecte, die er mit seiner Kunst verklärt. So sind entstanden: „Die Maurer am Bau“ (Studie), „Blick aus dem Schlafzimmer“, Blick in den Garten des Prinzen Albrecht. Immer originell, nichts nach einer verbrauchten Schablone! Als einen feinen und wahrheitsgetreuen Beobachter selbst im Gedränge offenbart sich Menzel im „Ball-Souper“, 1878 nach der Erinnerung gemalt, und im „Cercle“, das den Kaiser Wilhelm, sich mit einer Dame unterhaltend, darstellt (1879). In beiden Bildern ist die vornehme Gesellschaft trefflich und zugleich mit Humor geschildert. Aber wie die Noblesse der hohen Kreise, so versteht der Künstler eben so gut das Volk, das arbeitende wie das verzehrende, prächtig zu charakterisiren; so in der „Rückkehr der Profession in eine Kirche zu Gastein“ (1881), bei der die häßlichen Gaffer ihren reichen Antheil von des Meisters Laune und Satire heimtragen.

Wenn wir schließlich noch sein Gemälde „Marktplatz in Verona“ erwähnen, in dem er den Beweis liefert, daß er italienisches Leben mit gleicher Trefflichkeit wie das deutsche zu schildern versteht, so glauben wir bei der Aufzählung seiner zahlreichen Werke kein wichtiges übersehen zu haben. Wir müssen jedoch hinzufügen, daß die Mappen des Künstlers einen fabelhaft großen Reichtum von Zeichnungen bergen, die er auf seinen Spaziergängen und Reisen entworfen hat, und die zum Theil ihm als Studien zu seinen Werken dienen. Der siebzigjährige Greis, der in seiner Kunst in ungetrübter Jugendkraft vor uns steht, kann befriedigt auf seine Thätigkeit zurücksehen. Er braucht nicht, wie der Künstler im „Erdenwallen“, erst zu sterben, um berühmt zu werden. Der Ruhm umgibt ihn, und mehr als dieser, es ist die Anerkennung aller Kunstverständigen, die Achtung und Liebe seines Volkes, das ihn versteht und in ihm einen der edelsten Söhne des Vaterlandes verehrt.





Infanterie-Unteroffizier. Aus „Die Armee Friedrichs des Großen“. (1842–57.)  
Zink-Abzug von Angerer und Göschl in Wien nach einem lithographischen Druck.  
Zwei Drittel der Original-Größe.

Kocherut verboten.

## Das wächserne Herz.

Novellette von Paul von Szezepanski.

**Z**u beiden Seiten des schmiedeeisernen Gitterthores vor dem Hotel Janicki in den elysäischen Feldern stammten riesige Pechfadeln; in dem Treppenhause bildeten Diener in der gräflichen Hauslivrée Spalier, und der valet de chambre empfing in tadellos sitzendem Frack, Kniehosen und schwarzseidenen Strümpfen die anlangenden Gäste am Eingange des kleinen Palastes. Eine zahlreiche gaffende Menge hatte sich auf dem Trottoir vor dem, den schmalen Vorgarten nach der Straße zu abschließenden Gitter zusammengedrängt, und mehr als gewöhnliche Neugier hielt einzelne Gruppen noch immer fest, als längst schon der letzte der Wagen seine feierlich geschmückten Insassen abgesetzt hatte. Dort oben in den erleuchteten Räumen wurde der Heiraths-Contract zwischen der Gräfin Angela, der einzigen Tochter des Grafen Janicki, und Herrn Jan-Jozif von Borowski auf Boronice im Beisein einer glänzenden Gesellschaft, in welcher kein einziger der aristokratischen Namen aus der polnischen Colonie in Paris fehlte, unterschrieben. Hier unten standen die polnischen Emigrirten, die keine Berechtigung hatten, in einer so vornehmen Gesellschaft Zutritt zu finden, und die doch den Vorgang fast als einen Familien-Akt ansahen.

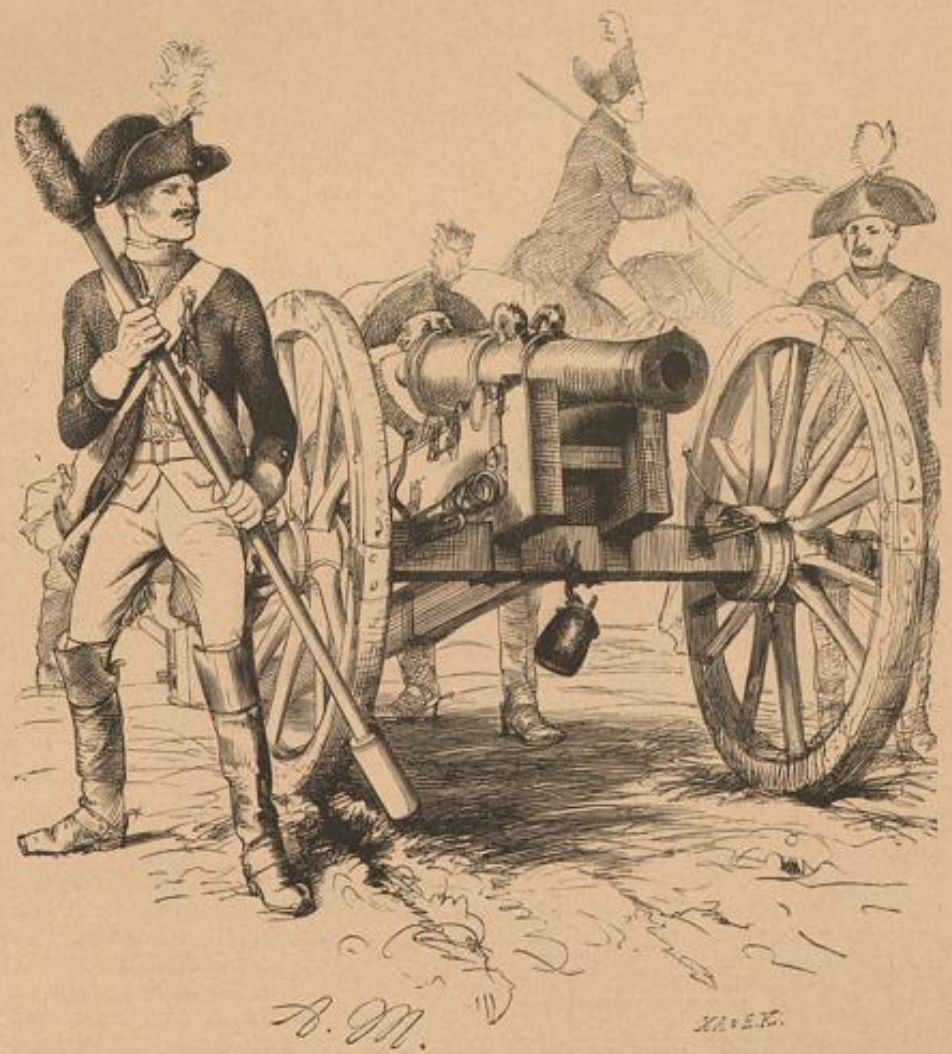
Aus den lebhaften Lauten der in polnischer Sprache geführten Unterhaltung klang wenig Wohlwollen für den glücklichen Bräutigam heraus, dem morgen in der Madeleine-Kirche die Hand der reichsten Erbin und des schönsten Mädchens der ganzen Colonie für immer angetraut werden sollte. Jan-Jozif von Borowski gehörte nicht zu den Emigrirten, die da meinten, daß es patriotisch sei, den Bettelmantel des zerrissenen Polenreiches in den Straßen der französischen Hauptstadt zur Schau zu tragen. Er gehörte nicht einmal zu denen, die im Stillen von einer Wiederherstellung des Vaterlandes träumten, und unter den Gassen auf der Straße waren nicht wenige, welche behaupteten, trotz seines polnischen Namens sei er überhaupt kein Pole mehr. Hatte er doch Jahre lang als Garde-Cavallerie-Offizier in Berlin gestanden, und als er den Dienst quittirt und nach dem Tode seines Vaters die Herrschaft Boronice im preussischen Polen übernommen, war er nicht eingetreten in die heimliche Agitation und hatte sich allen ihm sich nähernden heißblütigen Vaterlandsfreunden gegenüber kühl und ablehnend verhalten. Er machte kein Hehl daraus, daß er es für richtiger halte, die bestehenden Verhältnisse zu achten, im Lande zu bleiben und für das Wohlergehen der Gutsangehörigen zu sorgen, als die ererbten Reichthümer den Pariser Beutelschneidern in den Hals zu werfen oder seine nackte Armuth bei der Großmuth der französischen Nation betteln gehen zu lassen. Und an diesen Mann hatte die Tochter des Grafen Janicki, des größten Patrioten der ganzen polnischen Colonie, — die



dort unten auf der Straße so sprachen, schätzten den Patriotismus der reichen Landsleute nach dem Maßstabe, in welchem sie selbst von deren Ueberfluß Unterstützung empfingen, — ihr Herz gehangen!

Aber auch Mancher aus der glänzenden Gesellschaft, welche in den Sälen des Hotel Janicki versammelt war, mißgönnte Herrn Jan-Jozif von Borowski sein Glück. Da waren vor allen Dingen diejenigen, denen es selbst nicht unmöglich gedünkt hatte, die Hand der Gräfin Angela zu erringen, und mit ihnen Verwandte und Freunde. Und verwandt und befreundet war hier fast Alles, — nur Herr von Borowski war ein Fremder. Ihm war das Glück in den Schoß gefallen; seine Reider meinten, es habe damit einen neuen Beweis seiner Blindheit gegeben. Bei einem nur für wenige Wochen berechneten Aufenthalt in Paris war er in dem Hause des Grafen Janicki eingeführt worden, und der Hausherr hatte ihn keineswegs mit überaus großer Wärme willkommen geheißen, denn auch dieser hatte fast so etwas wie einen Vaterlandsverrätther in ihm gesehen. Aber Gräfin Angela mußte ihn von Anfang an mit anderen Augen betrachtet haben. Seine stattliche Erscheinung, sein männlich-schöner Kopf hatten in ihr gar nicht die Frage aufkommen lassen, wie es mit seinem polnischen Patriotismus stehe, und ihr Entgegenkommen hatte ihm den Muth gegeben, um sie zu werben. Den Widerstand des Vaters hatte das junge Mädchen zu brechen gewußt, und so kam es, daß Comtesse Angela Janicka und Herr Jan-Jozif von Borowski den Heiraths-Contract unter dem Kopfschütteln der ganzen hier versammelten vornehmen Gesellschaft unterzeichneten.

Vielleicht wußten sie Beide, daß man sich mehr über sie verwunderte, als ihnen von Herzen Glück wünschte, aber das kümmerte sie nicht. Sie liebten sich, und morgen zogen sie fort, und Gräfin Angela träumte von einem stillseligen Leben in dem alten, einsamen Schlosse Boronice, mit dem sie das rauschende Treiben der üppigen Seine-Stadt gern vertauschte. Sie schaute zu dem Erwählten auf mit glücklichen, vertrauenden Augen, und dieser Blick haftete noch in ihm und erfüllte ihn mit Seligkeit, als sich das Thor des Palais Janicki schon hinter ihm geschlossen und er, in eine Wagenede gelehnt, dem Hotel zuzufuhr, in dem er Wohnung genommen. Morgen würde sie sein Weib sein, er würde für wenige Wochen mit ihr in die Welt hinausfliegen und sie dann einführen in das Haus seiner Väter, wo nichts zwischen ihnen stehen, sich nichts mehr zwischen sie drängen konnte. Sie würden sehr glücklich sein, meinte Jan-Jozif von Borowski, und wenn er an Boronice dachte, mit seinem düsteren Schloß und seinem prächtigen Park, dann sah er nur Angela's anmuthige Erscheinung, die diesem alten Familienbesitz Leben und



Reitende Artillerie. Aus Lange's „Die Soldaten Friedrichs des Großen“. (1844–50.)  
Geschnitten von E. Kerschmar in Leipzig.



Werth verlieh. Auch noch im Traume lächelte Herr Jan-Sozif von Borowski unter seinem prächtigen, schwarzen Schnurrbart, weil ihn das Bild der Gräfin Angela nicht verließ; und als es schien, daß zwei schwarze, brennende Frauenaugen dieses liebliche Bild für einen Augenblick verischen wollten, ritzelte er böse die

freuten sich auf diesen Tag, denn sie hatten Zurüstungen zu einem großen Feste getroffen, das ihnen der Herr an seinem Ehrentage geben wollte, und sie freuten sich auch, weil Herr von Borowski ihnen immer ein guter Herr gewesen war, dem sie vertrauen konnten, und dem sie das Beste wünschten. Der Mond, der über den ent-

schlummerten längst mit zufriedenen Gesichtern dem kommenden Tage entgegen. Nur in dem letzten Häuschen des Dorfes schimmerte noch aus einem der Fenster der Schein einer Kerze. In einer kleinen, reinlichen Kammer saß auf dem Bette, dessen Pfosten nach Landesfite mit rothen und blauen Seidenbändern zierlich



Zieten. (1850.)

Aus „Aus König Friedrichs Zeit“. Geschnitten von E. Kretschmar in Leipzig.

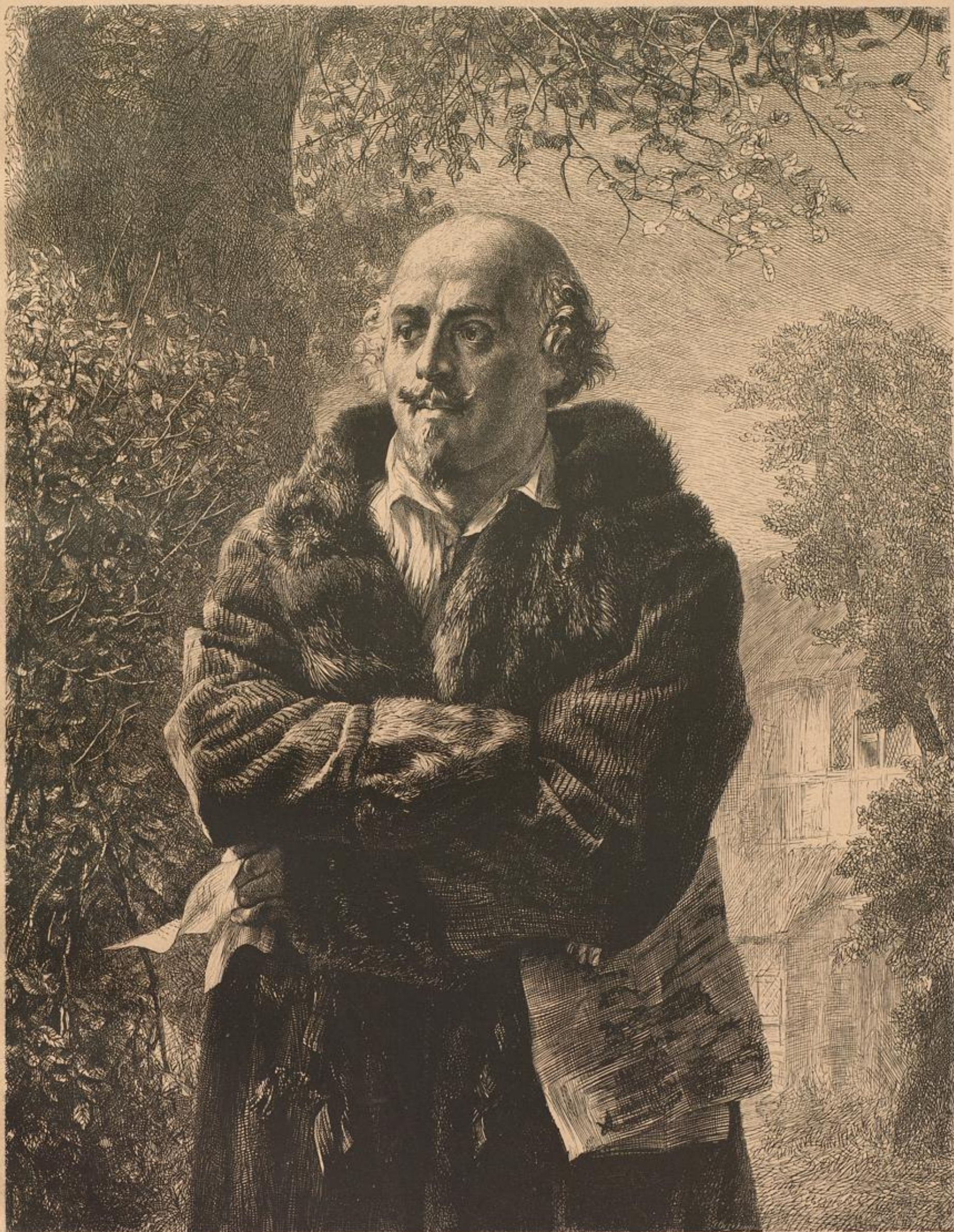
Stirn, — ganz wie es sich für einen Mann geziemt, der anderen Tages mit der Geliebten seines Herzens vor den Altar treten will.

Auch in Boronyce wußte man, daß morgen Herr von Borowski, — „der Herr“, wie die Leute von Boronyce kurzweg sagten, — mit Gräfin Angela Janida die Ringe wechseln würde. Die Leute von Boronyce

laubten Buchen des Parks aufstieg, war sein bleiches Licht auf das alte Schloß, auf die neuen, massiv aufgeführten Stallgebäude und Scheunen, welche den weiten Hof umkränzten, und auf die kleinen, sauberen Tagelöhnerhäuser mit ihren rothen Ziegeldächern. Wo sein Licht die Fenster traf, blinkten sie auf, fast wie die hohen Spiegelscheiben des Palais Janidi, hinter denen man jetzt den Ehe-Contract unterzeichnete. Doch in Boronyce waren schon alle Lichter gelöscht, und die Menschen

umwunden waren, ein junges Mädchen. Marysia Loczel, die schönste und die stolzeste der Jungfrauen von Boronyce, fand keine Ruhe in dieser Nacht. Sie hatte das rothe Kopftuch von sich geworfen, die schwarzen Flechten ringelten sich wie zwei schwarze Schlangen über das knapp anliegende Nieder, und aus dem bleichen Gesicht starrten zwei düstere Augen in ihren Schoß. Ihre Blicke hafteten unverwandt auf den beiden Gegenständen, die ihren Händen entsunken waren. Der Schein





William Shakespeare. (1850.)

Geschnitten von F. E. Anselmann in Berlin.



der Kerze beleuchtete ein kleines, wächsernes Herz, wie es wohl Verliebte der Jungfrau Maria opfern, und eine einfache goldene Nadel; und beide Dinge mußten eine magische Anziehungskraft auf das junge Mädchen ausüben.

Ein Hund schlug auf der Straße an. Marysia schaute auf und warf einen Blick nach der altväterischen Wanduhr. Der Zeiger wies auf zwölf; zwischen zwölf und ein Uhr mußte geschehen, wovor sie zurückbelebte, und wozu es sie mächtig antrieb, wenn der Zauber Wirkung haben sollte. Sie holte tief Athem, und ihren Körper durchbebt ein kurzer Schauer, mit dem sie alle Unentschlossenheit, alle Jaghaftigkeit von sich abschüttelte. Um den Mund legte sich ein energischer Zug, und die dunklen Augenbrauen traten noch näher zu einander; mit festem Griffe faßte sie die goldene Nadel und das wächserne Herz, dann stand sie auf und schlich auf den Fußspitzen zur Thür. Draußen lauschte sie einen Augenblick; in der Hütte blieb Alles still; der Hund, der vorher angeschlagen, froh schweißbedelnd zu ihr heran. Marysia achtete nicht auf ihn; hastigen Schrittes schlug sie einen Feldweg ein, der nach einer Seitenpforte des Parkes führte. Einen Augenblick stutzte sie, — der Schatten einer verkrüppelten Weide, welche sich neben der Parkthür erhob, hatte sie erschreckt. Das Thor knarrte in den verrosteten Angeln; in der Stille der Nacht klang der Ton lauter, als ihr lieb war. Aber sie eilte weiter durch die verschlungenen Wege des Parkes, feste Entschlossenheit in den bleichen Jügen, die eine Hand gegen das klopfende Herz gepreßt.

In der Parklichtung, wo der Mond sich in der Pluth des Teiches spiegelte, hielt sie inne. Eine alte Linde stand dort am Rande des Wassers, um deren starken Stamm man aus jungen Birkenhölzern eine Bank gezimmert. Im Sommer war es ein verstecktes Plätzchen, tief in der Mitte des Parkes gelegen, wohin nicht leicht ein Auserwählter sich verirrt. Und schön war es dort im Sommer, wenn die weißen Wasserrosen sich auf dem Teiche wiegten und die Lindenblüthen einen betäubenden Duft von sich hauchten. Jetzt knarrten die entblätterten Aeste im lauen Winde des ersten Frühlings, jetzt war es kein Ort, der zu längerem Verweilen einlud. Und doch ging Marysia nicht an der Bank vorüber, ob es ihr auch heimlich graute. Sie setzte sich nieder und barg das Gesicht in den Händen; sie stöhnte auf und dachte an laue Sommerabende, an denen sie hier nicht allein gesessen, an denen der Wind mit den blühenden Lindenweigen gesoff und eine weiche Männerstimme ihr Liebesworte in das Ohr geüßert hatte. Und dann dachte sie daran, daß Herr Jan-Jozif von Borowski wiederkehren würde mit einem jungen Weibe an seiner Seite, das so schön sein sollte,



40. und 48. Infanterie-Regiment. (Füsilier.)  
Aus Lange's „Die Soldaten Friedrichs des Großen“. (1844—50.)  
Geschnitten von E. Kerschmar in Leipzig.



Die Marienburg. (1855.) Aus Stillfried und Kugler's „Hohenzollern“.  
Geschnitten von N. Bong in Berlin.

wie der Maientag, und das ihn glücklich machen würde; — sie haßte sie nicht, die Gräfin Angela, sie kannte sie ja nicht, und wenn sie ihr Schmerz zugesügt, so war es doch unwissentlich geschehen. Aber sie haßte ihn! Und Marysia nahm das wächserne Herz und die goldene Nadel und bohrte die Nadel dreimal in das Herz und sagte dazu mit leiser, aber fester Stimme dreimal: „Jesus, Maria und Josef, nehmt ihn zu Euch, den Herrn Jan-Jozif von Borowski.“ Bei dem dritten Male stieß sie die goldene Nadel so tief in das wächserne Herz, daß sie fest darin sitzen blieb. So barg sie es an ihrer Brust, und dann athmete sie, wie erleichtert auf und machte sich auf den Heimweg. Sie wußte, daß der Zauber wirken würde; er war erprobt, schon manches verlassen Mädchen hatte sich so an dem Ungetreuen gerächt. Sie wußte, nicht lange würde sich Herr Jan-Jozif von Borowski seines neuen Glückes freuen. Wie das Wachs an der Wärme ihres Busens allmähig schmelzen und vergehen würde, so mußte der, dessen Namen sie unter Anrufung von Jesus, Maria und Josef dreimal genannt, langsam dahinwelken, und an dem Tage, an dem die Spitze der Nadel sich von dem Wachs befreit fühlte und zum ersten Mal ihre Brust rißte, mußte er sterben, — kein Gegenzauber konnte ihn retten.

So wußte es Marysia, wie die polnischen Mädchen alle, und erhobenen Hauptes schritt sie durch die Nacht. Sie schreckte nicht mehr vor dem Knarren der Parkthür und dem lächerlichen Schatten der verkrüppelten Weide zusammen; sie war nicht mehr furchtsam, seitdem sie sein Geschick besiegelt glaubte und die Zweifel ihres eigenen Herzens überwunden hatte, seitdem es von dem gefaßten Entschluß kein Zurück mehr für sie gab.

Marysia schrak nicht einmal zusammen, als sich jetzt aus dem Schatten eines der Bäume an der Seite des Feldweges wirklich eine menschliche Gestalt löste. Sie hatte sie bald in dem hellen Mondlicht erkannt, — es war Bartosz, der Pferdeträger, der für einen der stattlichsten und gewaltthätigsten Burischen von Boronyce galt. Sie wußte, daß er ein Auge auf sie geworfen hatte, und sie sah, daß er auf sie wartete. Aber sie zögerte keinen Augenblick, an ihm vorüberzugehen, und wie sie ihn mit den dunklen Augen streifte, die aus dem bleichen Gesicht und unter den zusammengezogenen Brauen hervor sich gleichgültig auf ihn richteten, schien es wirklich, als schene er sich, sie anzusprechen. Aber er blieb an ihrer Seite, und die Schritte der Beiden klangen unheimlich auf dem schlüpfrigen Wege.

„So spät noch außer dem Hause, Marysia?“ fragte der Burische endlich.  
„Was geht's Dich an?“ erwiderte sie schroff.  
„Wenn Du mir



nachgeschlichen bist, kennst Du ja meinen Weg und brauchst nicht zu fragen."

"Ich bin nicht nachgeschlichen," sagte er, sich entschuldigend, "ich habe an der Parkthür auf Dich gewartet."

"Wo zu?" fragte sie kurz.

"Ich wollte Dir sagen, daß ich ein seidenes Tuch und eine Korallenschür in meiner Truhe liegen habe, und daß ich Dir Beides bringen werde, wenn Du morgen die Mazurka mit mir tanzen willst."

"Ich brauche keinen Schmud, und ich tanze morgen nicht, weder mit Dir, noch mit einem Andern," entgegnete sie herbe.

"Wenn Du am Ehrentage des Herrn nicht tanzt, werden die Mädchen meinen —"

"Laß sie meinen, was sie wollen!" unterbrach sie ihn heftig. "Ich tanze nicht, das ist mein letztes Wort. Und nun laß mich gehen, Bartosz!"

Er wagte es wirklich nicht, sie weiter zu begleiten. Er blieb stehen und schaute ihr nach, bis sie in der Thür des Hauses verschwand.



Der Kampf mit dem Drachen. (1859.) Titelblatt zu Berg's „Rhodus“. Geschnitten von A. Vogel in Berlin.

Leinwandhosen und kurzen, blauen Röden, und von den Achseln und den breitrandigen Hüten flatterten rothe und blaue Seidenbänder in der Frühlingsluft. Und kein Einziger hatte noch ein Glas zu viel getrunken; terzengerade saßen sie auf den kleinen, heißblütigen Adersperden, von denen manches nur mit einem aus handfesten Striden gefertigten Jügel gelenkt wurde. Als Herr von Borowski sein junges Gemahl in den offenen Wagen gehoben, — er war ein Hochzeitsgeschenk des Grafen Janicki, mit vier hochbeinigen, edlen Pferden bespannt und bis in's Kleinste von einem Chic, wie man ihn nur im Bois de Boulogne bewundern konnte, — lästete er seinen Hut gegen die Burschen von Boronyce, und die junge Frau lachte sie an und winkte ihnen mit der Hand zu. Da brachen sie von

Neuem in Hurrahrufe aus und rangirten sich dann zu Zweien an der Spitze des Zuges. Sie knallten mit den langen Peitschen, daß es wie Pistolenschüsse klang, und ihre kleinen Pferdchen sausten auf der Landstraße nach Boronyce dahin, daß die hochbeinigen Engländer Mühe hatten, ihnen zu folgen. Eine Staubwolke hüllte den Wagen ein, und Herr von Borowski wollte dem Kutscher einen Wink geben, ein wenig zurückzubleiben. Aber Frau von Borowski wehrte ihm: "Die Leute in Boronyce könnten sonst denken, wir hätten keine Eile gehabt, in die Heimath zu kommen. Es ist herrlich; wir werden eingeholt wie die Fürsten."

Durch die Staubwolke hindurch zeigte er ihr den am Horizont auftauchenden Park von Boronyce. Da legte sie ihre Hand in seine, und fortan sprach sie nicht mehr, und ihr Gesicht, das sie ihm zugewandt, sah ernst, beinahe andächtig aus. Aus ihren Augen aber leuchtete Liebe und Vertrauen.

So fuhren sie in Boronyce ein, durch eine Ehrenpforte von grünem Tannenreisig, und das ganze Pflaster der Dorfstraße war mit grünen Zweigen und bunten Blumen bestreut. Sie konnten nicht an der Schloßrampe vorfahren, denn von dieser bis an die Straße hatten die Mädchen von Boronyce Spalier gebildet. Sie trugen rothe Kopftücher, rothe Mieder, blüthenweiße, bauschige Hemdärmel und die langen Zöpfe mit rothen und blauen Seidenbändern durchwunden; und als Herr von Borowski, mit seiner jungen Frau am Arme, durch die Reihen auf das Schloßportal zuschritt,

zückendsten landschaftlichen Schönheiten der Erde gewohnte junge Frau werde die Reizlosigkeit der neuen Heimath mit Enttäuschung empfinden. Da legte er wohl, wenn der Bahnzug an langen Sandstreden, mit verkrüppelten Fichten und magerem Haidkraut bewachsen, vorüberbrauste, zärtlich seinen Arm um sie und sagte: "Fürchte Dich nicht, Geliebte, so trostlos sieht es nicht aus bei uns. Du weißt, der Buchenwald, von dem ich Dir erzählte, und grüne Wiesen und kristallklare Bäche . . ." Aber sie sah ihn mit lachenden Augen an: "Findest Du es nicht schön hier, Jan-Jozif? Der schneeweiße Sand, die rothen Haidkrautblüthen, die dunkelernsten Fichten und diese Ruhe und diese Stille! Ich glaube, man hört hier nur das Summen der Bienen, wenn unser Bahnzug vorüber ist, und ich wünschte, unser Schloß stünde hier in dieser Einsamkeit." Darauf lästete er sie und sagte: "Es ist wahr, Geliebte, es ist schön hier, wenn man mit Deinen Märchenaugen in die Welt schaut."

Herr Jan-Jozif von Borowski war glücklich, und als der Zug endlich an der letzten Station hielt, da hob er seine junge Frau mit starkem Arm und leuchtenden Augen wie eine Feder aus dem Wagen, daß die Burschen von Boronyce in ein jubelndes Hurrah ausbrachen. Sie waren Alle zur Stelle; sie wußten wohl, wie es sich geziemte, den Herrn und sein junges Weib nach alter Sitte einzuholen. Dem Stationsgebäude gegenüber hielten sie in langer Reihe, Alle wohlberitten, wohl fünfzig an der Zahl, in hohen Stiefeln, weißen



Studie zur Abbildung im 7. Auftritt aus Kleist's „Der zerbrochene Krug“. (1876.) Original. Geschnitten von Heuer und Kirmse in Berlin.

Herr von Borowski hatte mit seiner jungen Gattin Italien und die Schweiz durchflogen. Es schien, als ob sich der Lenz zum Begleiter ihrer Reise verdungen habe. In Nizza war es fast heiß geworden, als sie die Stadt verließen, in Genf erschlossen sich bei ihrer Ankunft die ersten Rosen, und als sie die norddeutsche Ebene ohne Aufenthalt durchheilten, sahen sie überall Nlieder, Goldregen und Schneeball in duftiger Blüthe. Goldener Sonnenschein küßte rings die Erde, und immer heller lachte das Glück aus den Augen der jungen Frau, je mehr sie sich der neuen Heimath näherte. Sie war des Reisens müde geworden, und sie glaubte, erst recht und ganz Jan-Jozif's Weib zu sein, wenn sie in seinem Hause an seiner Seite schaltete und waltete. Herr von Borowski hatte beinahe gefürchtet, seine an die Großartigkeit der Pariser Welt und an die ent-



Aus Kleist's „Der zerbrochene Krug“. Schluß des 12. Auftritts. (1876.) Geschnitten von A. Vogel in Berlin.





Aus Kleist's „Der zerbrochene Krug“. Beginn des 1. Auftritts. (1876.)  
Geschnitten von A. Kütke in Berlin.

streteten sie ihnen Blumen vor die Füße und sangen dazu: „Gegrüßt seist Du, o Herrin.“ und die Burischen schwenkten wieder die bebänderten Hüte, riefen Hurrah und knallten mit den langen Heppetschen. Man konnte den freudigen Stolz auf Herrn von Borowski's Angesicht lesen, als er seine junge Gattin so empfangen sah. Sie lehnte sich auf seinen Arm und lächelte, und mit diesem Lächeln gewann sie im Augenblicke die Herzen aller derer, die es sahen, derart, daß sie für die Herrin durch das Feuer gegangen wären.

Die Letzte in der Reihe der Mädchen, zunächst am Schloßportal, stand Marysia Loczyl mit einem großen Blumenstrauß in den Händen, den sie der Herrin an der Schwelle überreichen sollte. Der Verwalter hatte es so bestimmt, weil sie die Schönste war, und ihr Strahlen hatte ihr nichts geholfen. Sie war ein wenig hinter die Reihe der Uebrigen zurückgetreten, als der Wagen an der StraÙe hielt, und von hier aus hatten ihre brennenden Blicke das Bild der jungen Frau in sich gezogen. Ihr eigenes Herz pochte gegen das wächserne, das sie auf ihrer Brust trug, als wollte es zerpringen. Aber sie war bleich, als sie jetzt vortrat und der jungen Frau die Blumen überreichte. Aufrecht stand sie vor ihr, stolz wie eine Königin, und nun richtete sie ihre Augen fest auf Herrn von Borowski. Auch der war einen Augenblick bleich geworden, als er so plötzlich die Marysia vortreten sah, und dann wurde er wieder blutroth und nagte mit den Zähnen an der Unterlippe. Die Augen der Marysia thaten ihm weh, und sie wußte das wohl, aber sie wandte sie nicht von ihm.

Frau von Borowska merkte von alledem nichts. Sie hatte ihr liebliches Gesicht tief auf die duftenden Blumen geneigt, und als sie wieder aufschaute, sprappte sie nur das Äußere des Mädchens, das von dem der übrigen so ganz verschieden war. „Welch interessantes Gesicht,“ sagte sie in französischer Sprache zu ihrem Gatten, und dann wandte sie sich wieder zu dem Mädchen: „Wie heißt Du?“

Das Lächeln der jungen Frau war wie Sonnenschein, und ihre Stimme klang der Marysia, als ob sie die Gloden von Boronyce zur Kirche läuten höre. Da wurde es weich in ihrem Herzen, ihr stolzer Nacken beugte sich, und sie küßte der jungen Frau nach Landesfitt die Aermel. „Marysia Loczyl, Herrin,“ sagte sie leise.

Frau von Borowska legte die Hand auf den Arm des Mädchens und sagte freundlich: „Laß Dich morgen bei mir sehen, Marysia; Du sollst Dir meinen Dank für Deine Blumen holen.“

Herr Jan-Jozif von Borowski aber schien es eilig zu haben; er war schon zwei Schritte vorangegangen, und er sah sich nicht mehr um. Und als seine junge Frau wieder zu ihm trat und zu ihm sagte: „Welch ein schönes Mädchen, diese Marysia, findest Du nicht, Geliebter?“ — da antwortete er etwas Unverständliches, und es war gut für ihn, daß die Aufmerksamkeit seines Weibes von all dem Neuen, das noch

zu schauen war, abgelenkt wurde.

Am nächsten Tage stellte sich Marysia auf dem Schlosse ein, wie die Herrin ihr geheißen. Frau von Borowska war gütig zu ihr, fragte nach ihren Verhältnissen und steckte dabei von Zeit zu Zeit ihr feines Näschen in den vor ihr stehenden Blumenstrauß, mit einem Gesicht, als habe sie es nicht für möglich gehalten, daß es so köstlich duftenden Glieder auf der Welt geben könne. Auch Herr Jan-Jozif von Borowski war bei dem Empfange anwesend. Aber er stand am Fenster und schaute hinaus, als ob es dort etwas ungemein Interessantes zu sehen gebe. Zum Abschiede nahm Frau von Borowska ein einfaches goldenes Kreuz, das sie an einer feinen goldenen Kette um ihren Hals trug, und hing es Marysia um. Das sollte ihr ein Andenken sein, sagte die Herrin, und sie müsse es immer tragen, denn es sei von Priesterhand geweiht und schütze vor allem Bösen. Marysia küßte der Herrin erst den Spitzenärmel ihres weißen Morgen-Gewandes und dann die schneeige Hand, die sie ihr reichte, und verließ gefenkt Hauptes das Schloß. Es war ihr eigen um's Herz; sie meinte, es könne auf der Welt keine gütigere und keine lieblichere Frau geben, als die Herrin. Sie wäre für sie in die Hölle gegangen. Ihr kam auch der Gedanke, daß es ein großer Schmerz für Frau von Borowska sein müsse, wenn ihr Zauber seine

Wirkung übe. Aber da hob sie trotzig den Kopf und preßte die Lippen aufeinander, — ihm konnte sie nicht verzeihen.

Herr Jan-Jozif von Borowski aber küßte seiner jungen Frau zärtlich die Hand, als diese ihm scherzend darüber Borwürfe machte, daß er nicht ein einziges freundliches Wort für das Mädchen gehabt hatte. Er meinte lächelnd, man dürfe den Leuten nicht zu viel thun, und seine kleine Frau habe der Marysia so viel Güte gezeigt, daß es an dem vollauf genug gewesen sei.

Aber es war ihm nicht wohl zu Muth, trotz seines Lächelns, und Frau von Borowska fand an diesem Tage zum ersten Male an ihrem Jan-Jozif, daß er etwas Zerstreutes habe, daß nicht alle seine Gedanken sich auf sie concentrirten. Er hatte es sich so schön gedacht, mit seinem jungen Weibe in Boronyce, eines nur in dem anderen zu leben, und nun stand ein Schatten zwischen ihnen. Ein Schatten, den freilich nur Er sah; aber er war nicht leichtfertig genug, er konnte nicht ohne Weiteres darüber hinweg. Er hätte das vorher arrangiren müssen mit der Marysia, sagte er sich, daß er sie nicht mehr vorfand, als er mit seiner Gattin nach Boronyce kam. Aber war es ihm zu verargen, daß er des Bauernmädchens mit den schwarzen Augen nicht mehr gedacht, als ihm in dem Lächeln der Comtesse Angela Zanica die wahre und einzige Sonne seines Lebens aufgegangen? Er brauchte auch jetzt die Sache noch nicht tragisch zu nehmen, meinte er. Und war denn Schlimmes geschehen? Er hatte sie schön gefunden und hatte ihr das gesagt, und er war zärtlich zu ihr gewesen. Ein anderes Mädchen ihres Standes hätte sich geschmeichelt gefühlt, wenn es das Wohlgefallen des „Herrn“ geweckt, und das Herz wäre wohl nicht darüber gebrochen. Und wer sagte ihm denn, daß die Marysia anders war, als alle übrigen? Herr von Borowski wurde roth, als er sich über dem Verjuche ertappte, sich selbst etwas vorzulügen. Gewiß war sie anders, als alle übrigen, das sah er an der Veränderung ihrer Züge, an den starren Augen, die sie auf ihn geheftet, sobald er diesen Blick noch immer in seinem Inneren brennen zu fühlen meinte. Er mußte diesen Schatten, diese Erinnerung an ein Unrecht, die sich zwischen ihn und sein Weib zu drängen drohte, verjuchen. Er wollte einen Mann für die Marysia suchen, der sie auf andere Gedanken brachte, und er wollte ihr eine Aussteuer geben, die sein Unrecht sühnte. So sollte es geschehen! Er blieb



Am Wärmekessel zu Kissingen. (1884.) Nach einer Gouache-Malerei. Original.  
Geschnitten von Heuer und Kirnse in Berlin.



bei diesem Plane, wenn ihm auch der Gedanke kam, daß die Marysia stolz genug sein könne, um Alles zurückzuweisen, was er ihr bieten würde. Er fand nichts Besseres, denn er wollte kein neues Unrecht auf sich laden; er wollte sie mit ihrer alten Mutter nicht hinausstoßen in die Fremde, er wollte sie nicht aus dem Dorfe schicken, wie manch Anderer an seiner Stelle wohl gethan hätte.

Herr von Borowski fragte so bei Gelegenheit den Verwalter, wer von den Burjchen im Dorfe wohl der Marysia nachgehe. Er that, als ob seine Frau sich so für das Mädchen interessire, daß sie ihm die Aussteuer erleichtern möchte. Der Mann, der im Dienste auf Boronyce ergraut war, lachte eigenthümlich: „Die Burjchen liefern ihr wohl alle nach, Herr.“ antwortete er, „wenn sie nicht so stolz wäre. So aber hat nur der Bartosz, der Pferdelnecht, die Courage.“

Herr von Borowski kannte ihn und hielt nicht viel auf ihn. Er war tüchtig in der Arbeit, aber ein Händelsucher und der erste in der Branntweinschänke. Aber er konnte sich ändern, wenn die Marysia ihn unter die Finger nahm, und er war der Stattlichsten einer, dem es wohl noch am leichtesten gelingen mochte, sich die Marysia geneigt zu machen. Deshalb behielt Herr von Borowski ihn im Auge.

Aber er kam lange nicht dazu, mit dem Mädchen selbst darüber zu sprechen. Er scheute sich davor, Marysia aufzusuchen, und diese selbst hielt sich fern von ihm. Der Sommer war in's Land gekommen; die goldenen Aehren neigten sich unter dem scharfen Schnitte der Sensen, und hinter den Mähern schritten die Garbenbinderinnen in langer Reihe. Herr von Borowski ritt auf einem prächtigen Braunen die Schnittfläche herunter und überschaute mit freudigem Stolze seinen Ernteseegen. Wo er vorüberkam, führten die Männer grüßend die breitrandigen Sonnenhüte von der Stirn zum Knie, die Frauen knigten mit breitem Lachen, und sie Alle dachten: „Welch einen stattlichen Herrn



2. Juni  
78.  
am Tage des zweiten  
Attentats auf J. Kaiser.  
Bei Verwundung dieses Kaisers  
Majoro Rosenberg mit der Schwerts  
ins Zimmer gestürzt.



Studie zum „Wärmekessel zu Kissingen“. (1884.) Original. Geschnitten von Heuer und Kirmse in Berlin.

wir doch haben!“ Hier und da trat auch wohl einer von den Leuten mit einem Anliegen heran, und er gewährte mit freundlichem Ernst, wo es in seiner Macht stand. Die letzte in der Reihe war wieder die Marysia, und sie allein gab sich den Anschein, als ob sie sein Kommen nicht bemerkt habe. Und doch hätte sie wohl einen Augenblick ruhen können, denn wie immer, war sie allen Anderen mit ihrer Arbeit um ein gutes Stück voraus.

Herr von Borowski hielt zehn Schritte von ihr sein Pferd an und rief ihren Namen. Er mußte zweimal rufen, ehe sie sich langsam von der Garbe, auf welche sie eben, die Halme fest zusammendrückend, ein Knie stützte, aufrichtete und auf ihn zuschritt. Sie blieb vor ihm stehen, und trotzdem er hoch zu Roß saß, war es ihm doch, als ob sie stolz auf ihn herabblidete, und er wurde roth. Er mußte sich räuspern, um einen Druck in der Kehle zu überwinden. „Marysia,“ sagte er endlich, „mir ist zu Ohren gekommen, daß der Bartosz Dich zur Frau begehrt. Und wenn Du nur darum Dich weigerst, weil Dir noch Leinwand fehlt zum Brautschap, so will ich mit meiner Frau darüber reden. Ihr sollt Euer eigen Haus haben mit einem Gärtchen daran, und Deine Mutter kann bei Dir bleiben, wenn Du nicht von ihr lassen willst.“

Sie sah ihn starr an, und es zuckte um ihre Lippen. Sie wußte wohl, warum er den Brautwerber machte, und warum seine Stimme so weich klang, und es that ihr grausam wohl, ihn so vor sich zu sehen.



Studie zur „Piazza d'Erbe“. (1882.) Original. Geschnitten von Heuer und Kirmse in Berlin.

Studie „Marokkaner“. (1878.) Original. Geschnitten von Heuer und Kirmse in Berlin.

„Der Bartosz hat schon selbst bei mir Nachfrage gehalten, Herr,“ erwiderte sie langsam und ruhig, sein Auge von ihm verwendend, „und ich habe ihm gesagt, daß ich ihn nicht zum Manne mag.“

„So ist's ein Anderer, Marysia?“ fragte Herr von Borowski und klopfte seinem Pferde den Hals und that, als ob er es beruhigen müsse, trotzdem es keine Muskel regte.

„Kein Anderer, Herr,“ gab sie zurück.

„Aber es ist Gottes Wille, Marysia,“ sagte er da ermahnend, „daß das Weib sich an den Mann binde für das Leben. Du bist nicht immer jung, und es kommt einst die Zeit —“

Herr Jan-Jozif von Borowski hatte ernst und salbungsvoll begonnen, und er hatte gemeint, daß es ein guter Anfang war, sie zur Vernunft zu bringen. Aber die Marysia sah ihn unverwandt mit ihren düsteren Augen an, und darüber wurde er von Neuem roth und begann zu stottern und schwieg endlich ganz. Sie weidete sich einen Augenblick an seiner Verlegenheit und schwieg auch, als ob sie



ihn zu Ende hören wolle. Aber er klopfte immer heftiger den Hals seines Pferdes und klappte den Brauen ein wenig mit den Sporen, daß er wirklich unruhig zu werden begann.

„Es ist Gottes Wille, Herr,“ sagte sie dann finster, „daß das Weib dem Manne, an den es sich für das Leben bindet, sein Herz zu eigen giebt. Meine Arbeit wartet, Herr.“

Sie wandte sich und schritt auf die aus einander gefallene Garbe zu, mit festen Händen die Halme zusammenraffend. Herr von Borowski aber ließ sein Pferd die Peitsche fühlen und sein Blut auf einem langen und scharfen Ritt über die Felder erst wieder zur Ruhe kommen, ehe er in das Schloß von Voronyce und zu seiner jungen Frau zurückkehrte.

Die Marysia arbeitete fort bis zum Abend. Sie schien so ruhig äußerlich, daß die Leute von Voronyce endlich wirklich glaubten, der Herr habe sich nur nach ihrer alten Mutter erkundigt, die seit Jahren gelähmt war und ihren Lehnstuhl nicht mehr verlassen konnte. So hatte sie ihnen gesagt, um ihre Neugierde zur Ruhe zu bringen. Aber das Blut hämmerte in ihren Schläfen, und sie meinte, der Herr habe ihr von Neuem eine tödtliche Beleidigung angethan. Sie haßte ihn doppelt; sie hätte gewünscht, der Zauber möchte auf der Stelle wirken, und doch hatte sie in seinem Gesicht noch keine Spur gefunden, daß seine Kräfte zu schwinden begannen. Das Hämmern in ihren Schläfen schien ihr wie eine Melodie, und sie fand Worte dazu, die sie in ihrem Innern endlos wiederholte. „Wie er stattlich aussah, der Herr, wie er stattlich aussah, der Herr,“ das dachte sie wieder und immer wieder, aber nicht mit dem freudigen Stolze, mit dem die Leute von Voronyce auf ihn geschaut, sondern mit ohnmächtigem Jorn und mit glühendem Haß.

Der Abend kam und die Nacht, und wieder saß die Marysia mit bleichen Wangen auf dem Bette in ihrer Kammer. Die neue Schmach, die er ihr angethan, haßte in ihrer Seele. Und hastig öffnete sie das Nieder und holte das wächserne Herz hervor, um mit ihren brennenden Augen nachzuschauen, wie weit es schon geschmolzen sei. Sie hatte bisher niemals gewagt, danach zu sehen, — nun fand sie es unverfehrt, in der gleichen Form, wie sie es an ihrer Brust geborgen hatte. Sollte der Zauber nicht wirken? Marysia streifte das goldene Kreuz, dessen Kette Frau von Borowska um ihren Hals geschlungen, und das sie der Weisung der Herrin gemäß seit jenem Tage nicht von sich gelassen hatte. Nun wußte sie, warum das wächserne Herz nicht schmelzen wollte, warum der Herr noch immer so stattlich aussah wie einst; — es mußte ein Gegenzauber in dem geweihten Kreuze verborgen sein. Die Marysia faßte das Kreuz und zerrte daran, so zornig, daß die

feine goldene Kette zersprang. Sie wollte es weit von sich schleudern, — da sah sie plötzlich das Gesicht der Herrin vor sich, mit demselben lieblichen Lächeln und mit den gleichen gütigen Augen, mit denen sie sie angesehen, als sie den Schmud um ihren Hals gelegt. Die Marysia hielt ein und ließ das goldene Kreuz in die Tasche ihres Rockes gleiten. Fast hätte sie der Herrin, die immer nur gut zu ihr gewesen, einen Schimpf angethan. Wenn sie so den Schmud bei sich trug, erfüllte sie ihren Wunsch, ohne daß der Gegenzauber wirken konnte. Die Marysia barg das wächserne Herz wieder an ihrer Brust, und erst als der Morgen graute, schlossen sich ihre Augen. Aber den grausamen Zug konnte selbst der Schlaf nicht aus dem schönen, bleichen Angesicht verschwehen.

während Frau von Borowska sich in ihr Toilettenzimmer zurückgezogen hatte. Da hörte er ihren Schritt hinter sich, — er hätte ihn unter tausenden erkannt, — und er wandte sich mit dem Lächeln freudiger Ueberraschung zu ihr, denn er hatte sie jetzt nicht erwartet, und er liebte sie noch wie in den ersten Tagen seines jungen Glückes. Er sah auch gleich, daß sie verstimmt war, trotzdem sie vorher noch in heiterster Laune gewesen, und darum eilte er ihr entgegen und legte seinen Arm um sie.

„Sag, was hast Du, Geliebte?“ fragte er zärtlich. „Da lächelte sie schon wieder, als ob sie sich ihrer Verstimmung schäme. „Du wirst mich auslachen, Jan-Jozif, daß ich mich darüber ärgere,“ sagte sie und wurde roth dabei, was ihrem Gesicht einen doppelten Reiz verlieh. „Aber denke Dir, Margot hat mir eben wieder den Dienst gekündigt. Ich glaube, es ist zum fünften Male in dem halben Jahre, das wir in Voronyce sind.“

Margot war die französische Kammerfrau, welche Frau von Borowska mit aus Paris gebracht. Sie war sehr gut empfohlen gewesen, und was ihre Verwendbarkeit anbetraf, machte sie diesen Empfehlungen Ehre. Aber sie dankte sich unerföhlich in dem weltabgelegenen Voronyce, und deshalb glaubte sie, allen Launen freien Lauf lassen zu dürfen und mit der Drohung, gehen zu wollen, ihre Forderungen in's Ungemeßene steigern zu können.

Herr von Borowski lachte, als er hörte, daß es sich nur um die Kammerfrau handele. „Aber so lassen wir Margot gehen,“ sagte er, seiner jungen Frau die Wangen streichelnd. „Sie kann noch heute reisen, damit sie Dir aus den Augen kommt. Du behilfst Dich ein paar Tage ohne Kammerfrau, und wir bestellen telegraphisch eine andere aus Paris.“

„Du hast Recht, Jan-Jozif,“ erwiderte Frau von Borowska, und die Wolke des Aergeres verschwand vollständig von ihrem Antlitz. „Sie soll noch heute fort von hier,“ und plötzlich bligte ein Gedanke durch das Köpfchen der jungen Frau, „aber wir wollen keine Andere kommen lassen. In vierzehn Tagen würde sie gerade so launenhaft sein, wie ihre Vorgängerin, denn diese Pariser Kammerfrauen sind gewöhnt, in's Theater zu gehen und Unterhaltung zu haben, und sie finden sich in der Stille von Voronyce nicht zurecht. Wozu brauche ich auch eine Kammerfrau? Ich will Dir etwas sagen, Geliebter: Ich nehme die Marysia in's Haus, Du weißt, das Mädchen, das mir bei unserer Ankunft den Blumenstrauß überreichte. Sie hat ein Gesicht, das ich leiden kann, und sicher auch eine geschickte Hand. Ich wette mit Dir, in acht Tagen habe ich sie angelehrt, daß ich Margot nicht mehr vermissen.“

Herr von Borowski war einen Augenblick sprachlos, als er das hörte. „Die Marysia in's Haus?“ sagte er



A. Closs 78. STUTTGART.

Der alte Fritz. (1878.) Aus Scherr's „Germania“. Geschnitten von A. Closs in Stuttgart.

Seit jenem Tage versuchte Herr von Borowski, der Marysia nicht zu gedenken. Er hatte es gut mit ihr gemeint; wenn sie das nicht einseh, mochte sie ihren Weg gehen. Es schien auch fast, als ob es ihm glücken sollte, den Schatten zu bannen, der sich zwischen ihn und sein junges Gemahl gestellt. Nur wenn er über Feld ritt und die Marysia von Weitem erblickte, schlug er eine andere Richtung ein.

Der Herbststurm hatte schon die Blätter von den Bäumen gefegt, und ein loderndes Kaminfeuer machte es behaglich in Herrn von Borowski's Arbeitszimmer. Er hatte eben das zweite Frühstück mit seiner jungen Frau genommen, und jetzt saß er über den Gutsrechnungen,



dann, eifriger fast, als es seiner jungen Frau nothwendig schien. „Aber Geliebte, was soll sie Dir nützen? Ein einfaches Bauernmädchen, denke doch nur! Und es wird auch hier im Winter Bälle geben, und wir werden nach Posen müssen, uns dort auf dem Adelsballe zu zeigen. Glaube mir, Geliebte, das geht nicht; Du mußt eine Kammerfrau haben.“

Aber Frau von Borowski hatte sich nun einmal auf die Marysia capricirt. „Wirst Du mich nicht mehr lieben, Jan-Jozif,“ lachte sie, „wenn ich nicht mehr ganz modern frisiert bin?“ Und dann lächelte sie so eigentümlich und wurde roth und legte ihr Köpfchen dicht an ihres Mannes Schulter: „Ich glaube nicht, Geliebter, daß ich in diesem Winter tanzen werde, und auf den Adelsball nach Posen wirst Du wohl allein müssen. Und gerade deshalb möchte ich die Marysia, die es mir nun einmal angethan hat mit ihren großen, ernsten Augen, bei mir wissen.“

Herr von Borowski hatte trotzdem noch dies und das einzuwenden, bis seine Frau ihn endlich fragte: „Du hast doch nichts gerade gegen die Marysia, Jan-Jozif?“

Da fürchtete er, sie könne bei fortgesetzter Weigerung Verdacht schöpfen, und er sagte scheinbar gleichgültig: „Wie sollte ich, Geliebte? Wenn Du es denn durchaus versuchen willst . . .“

Und die Marysia zog in's Schloß. Auch sie hatte sich anfangs geweigert, als die Herrin sie kommen ließ und ihr sagte, daß sie von nun an ihre Kammerfrau sein solle. Sie hatte gemeint, daß sie nur an grobe Arbeit gewöhnt sei, aber Frau von Borowski hatte freundlich erwidert, sie werde schon lernen, was sie zu thun habe. Dann hatte sie vorgeschützt, daß sie ihre alte Mutter nicht allein zu Hause lassen könne. Aber die Herrin fragte, wie es denn möglich sei, daß sie zur Erntezeit und wohl auch bei anderer Gelegenheit von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang vom Hause fern bleibe, und sagte ihr zu, daß sie hinüber gehen könne, wenn ihre Mutter ihrer bedürfe, und daß die alte Frau aus der Herrschaftsküche verpflegt werden solle. Die Marysia merkte wohl, daß es ein Wunsch der Herrin sei, sie um sich zu haben, und sie fand sich darein und dachte, sie könne wohl in etwas

damit den Schmerz sühnen, den sie ihr doch einmal an-thun mußte.

Frau von Borowski hatte nicht zu viel Hoffnungen auf das Mädchen gesetzt. Die Marysia zeigte den besten Willen, sie war anständig, und sie begegnete der Herrin mit einer demüthigen Hingebung. Auch Herr Jan-Jozif fand sich leichter darein, sie im Schlosse zu wissen, als er selbst geglaubt. Begegnete er ihr doch nicht viel häufiger, als früher, denn sie vermied, ihn zu sehen, und

nur fest, daß sie an ihm vorübertritt, oder daß Frau von Borowski sie im Zimmer festhielt, wenn der Herr zugegen war. —

Die junge Frau hatte Recht gehabt, — sie tanzte in diesem Winter nicht, und Herr von Borowski hätte wirklich allein auf den Adelsball nach Posen fahren müssen, wenn es ihm nicht lieber gewesen wäre, ganz darauf zu verzichten und bei seiner Frau zu bleiben. Und als es wieder Frühling wurde, wiegte Herr Jan-Jozif einen Sohn in seinen Armen, und die Leute von Borowice tranken sich übervoll auf einem Feste, das er ihnen zu Ehren des neugeborenen Stammhalters gab.

Die Marysia aber zeigte erst jetzt ganz und voll, was sie werth war. Sie wich nicht von dem Bette der Herrin. Kein Schlaf kam in ihre Augen; ihre Stimme klang der Kranken so beruhigend, ihre Hände waren so sanft, als habe sie niemals grobe Feldarbeit verrichtet. Auch eine Tyrannin war sie, wie jede gute Pfliegerin es sein muß.

Sie brauchte Frau von Borowski nur anzusehen, dann wußte diese, daß sie sich noch schonen müsse, und sie küßte ihren Jan-Jozif und schickte ihn

hinaus mit dem lächelnden Bemerken, daß Marysia ihn nun nicht mehr im Krankenzimmer dulden wolle. Herr Jan-Jozif mußte sich fügen, ob er auch manchmal dem Mädchen zürnte, daß es ihm die Stunden so kurz zumah, in denen er bei dem geliebten Weibe, bei seinem Knaben, seinem Stolz, seinem Abgott, weilen durfte. Aber er erkannte es auch wieder an, daß die Marysia seiner Frau ein Schatz geworden war, und es war ihm oft weich zu Muth, daß er ihr gern etwas Freundliches gesagt hätte. Wenn er an dem Bette seiner Gattin saß, fand sich dazu keine Gelegenheit, denn sie hielt sich dann

fern und machte sich im äußersten Winkel des Zimmers zu thun, oder sie verließ dasselbe wohl ganz. Und wenn er sie sonst sah, — hin und wieder schickte sie wohl Frau von Borowski mit einer directen Bestellung an ihn, die nicht erst durch den Kammerdiener gehen sollte, — dann stand sie ihm so stolz gegenüber, daß ihm das Wort im Munde erstarb, und er las in ihren Augen, daß er keinen Antheil an der Hingabe hatte, die sie der Herrin bezeugte, daß sie ihn haßte.



Friedrich der Große am Sarge des Großen Kurfürsten. (1878.) Nach einer Del-Griffaille. Aus Stillsfried und Kugler's „Hohenzollern“. Geschnitten von Kaeseberg und Oertel in Leipzig.

*Handwritten signature: Joseph Meusel*





In der Eisenhütte bei Gafeln. (1881.) Nach einem Ölgemälde. — Original. Gezeichnet von Feuer und Kinnel in Berlin.





Scene von einem italienischen Marke. (1886.)  
Nach einer Tuschezeichnung. — Original. Geschnitten von Heuer und Kirnse in Berlin.



Ihr Haß gegen ihn war vielleicht noch leidenschaftlicher geworden, seitdem sie ihn so ganz auf dem Gipfel des Glückes sah, und es war ein immerwährender Kampf, in dem sie ihren Haß und ihre Rache gegen die hübsche Treue verteidigte, mit welcher sie der Herrin diente.

Ein sonniger Frühlingstag ludte Frau von Borowska zu dem ersten Gange in's Freie, als Herr Jan-Jozif gerade eine nothwendige Fahrt nach der nächsten Kreisstadt hatte machen müssen. Sie stützte sich auf Marysia's Arm, und wo die Sonne warm auf die Veranda des Schlosses schien, ließ sie sich einen Stuhl bringen, und Marysia wickelte sie sorgsam in eine Pelzdecke. Da strich die Herrin dem vor ihr knieenden Mädchen leise mit der abgekehrten Hand über das schwarze Haar und sagte innig: „Ich danke Dir, Marysia.“ Frau von Borowska war noch blaß, und aus ihrem lieben Gesichte schauten die Augen mit unendlicher Güte. „Sie sieht aus wie die Madonna,“ dachte die Marysia, als sie aufblickte, und es kam plötzlich über sie, daß sie selbst eine große Sünderin sei. Da schluchzte sie auf und drückte das Gewand der Herrin mit einer Inbrunst an ihre Lippen, die Frau von Borowska erschreckte. Sie glaubte nicht anders, als daß die vielen Nachtwachen dem Mädchen zu viel gethan hätten, und daß der Weintramp die Folge einer plötzlichen Schwäche sei. Sie redete ihr gut zu, und die Marysia beruhigte sich endlich. Auch mit ihrem Jan-Jozif sprach Frau von Borowska über den Fall, und der war merkwürdig einsilbig dazu, meinte aber schließlich auch, die Schuld werde wohl an einer Nerven-Überreizung liegen.

Aber auch ihren Triumph hatte die Marysia in dem Gefühle, wie viel sie der Herrin geworden war, so viel, daß nicht selten Herr Jan-Jozif von Borowski selbst hinter ihr zurückstehen mußte. Und das blieb so, auch als die Herrin wieder kräftiger geworden, als sie nicht mehr so ganz auf Marysia's Stütze angewiesen war. Denn da war der Knabe, der noch hilfloser war, als Frau von Borowska selbst in ihren schwächsten Tagen, und dem wurde die Marysia Alles. Sah sie zu der Herrin empor mit einer Verehrung, wie sie sie sonst nur der Madonna weihete, so liebte sie den Knaben mit der selbstlosen, aufopfernden Leidenschaft, deren nur ein Frauenherz fähig ist. Er war ja das Ebenbild seines Vaters, aber ohne das Unrecht, das sie dem nicht vergeben konnte! Sie war wieder eitel geworden, die Marysia, eitel, um diesem Kinde zu gefallen, und als sie es zum ersten Male an die Luft trug, stolzte sie mit roten und blauen Seidenbändern in den langen, schwarzen Zöpfen und eine dicke Bernsteinkette sechsfach um den Hals geschlungen. Und wie es aufblühte in ihren ernsten Augen, wenn sie sich über ihn neigte, und wie sie lachte, als er ihr zum ersten Male entgegenlächelte, so voll und tief und so weich und zärtlich, daß der Knabe mit den kleinen Händchen ihr entgegengriff. Frau von Borowska wußte, was sie an dem Mädchen hatte, und vergalt es ihr, nicht mit Gold oder Geschenken, — was wäre das der Marysia gewesen? — sondern Liebe mit Liebe. Und wenn die drei beisammen waren, die Herrin, Marysia und der kleine Jan-Jozif, der noch im langen Tragkleidchen steckte, dann stand der große Herr von Borowski nicht selten daneben und fühlte sich wie ein Fremder, weil er sich vor dem Schatten fürchtete, der aus der Vergangenheit in die Gegenwart hinüberspielte, weil er die Scheu nicht überwinden konnte vor den schwarzen Augen des Bauernmädchens.

Er mußte zu einem Ende kommen mit dem Mädchen, und sollte es auch um den Preis sein, daß er ihr sagte, daß er ihr Unrecht gethan, und daß er sie um Vergebung bat. So dachte er, während die Marysia mit dem Knaben auf der Schloß-Terrasse auf und ab stolzierte und er sich in der Entfernung hielt, denn der kleine Jan-Jozif pflegte seine Lungen in Bewegung zu setzen, sobald er den schwarzen Schnurrbart seines Vaters erblickte. So weit hatte es die Marysia gebracht! Die Rosen sandten einen betäubenden Duft von dem Parterre herauf nach der Terrasse, Insectensummen klang leise durch die Luft, und die Marysia sang: „Ich bin ein lustiger Bauer“ und „Wenn das Morgenroth aufgeht“ mit leiser Stimme und nach einer schwermüthigen Melodie. Darüber schlief der kleine Jan-Jozif ein. Marysia wollte ihn in sein Bettchen tragen und mußte an Herrn von Borowski vorüber. Da legte er seine Hand auf ihren Arm und sagte: „Du bist gut zu dem Kinde, Marysia.“

Und wieder konnte er nicht weiter sprechen, wie damals, als er sie beim Garbenbinden angetroffen, und wieder wurde er roth und begann zu stottern.

Die Marysia hatte ganz leise, gar nicht wie im Zorn, ihren Arm sinken lassen und ihn mit Augen angesehen, die stolz und kalt waren. „Rühren Sie mich nicht an, Herr!“ Und damit ging sie an ihm vorüber.

(Schluß in nächster Nummer.)

Abdruck verboten.

## Berliner Theater.

Von Ernst Schubert.

in gerüttelt und geschüttelt Maß von Novitäten hat sich noch in der zweiten Hälfte der Saison über Berlin ergossen; — wir wollen uns auf die Erwähnung derjenigen beschränken, die überhaupt zum ersten Male vor der Öffentlichkeit erschienen und in sich oder in ihren Autoren ein literarisches Interesse bieten. Eine merkwürdige Ueberraschung bereitete Richard Voss, der geistvolle Novellen-Dichter und Dramatiker, dem Publicum durch sein vieractiges Schauspiel „Treu dem Herrn“, dessen Grund-Idee er einer Erzählung von Friederike Lohmann, einer heute vergessenen Dichterin, entlehnt hat. Er, der sonst mit düsteren, ja schauerlichen Jügen auf Leser und Zuschauer seine mächtigen Wirkungen ausübt, erschöpfte hier den Sieg durch den Humor, und zwar nicht durch den sprühenden, blendende Funken austretenden, sondern durch eine Art jenes alfränkischen, still vergnügten Humors, wie er die Pfälzischen Stücke charakterisirt. In der That, muthen uns dieser Kath Ellinger, der sich einem brutalen Schurken gegenüber zum Slaven seines Wortes macht, diese bald jänklich polternde, bald rührlig zerfließende Jungfer Justine, dieser Allerwelts-Gewaltiger Neumann, dessen Lieblichkeit uns die Begebenheiten hinter den Coullissen übermitteln, — muthen sie uns nicht an wie Pfälzische Figuren? Nun, von Zeit zu Zeit sieht man im Schauspielhause den Alten gern, seine Weise ist dem Stamm-Publicum der königlichen Bühne vertraut, und deshalb mag ein moderner Poet, der sich in den gleichen Bahnen bewegt, hier ein freundlicheres Entgegenkommen finden, als es ihm vielleicht anderswo zu Theil wird.

Das Stück spielt im Anfange des siebenjährigen Krieges, und zwar beginnt es gerade zu der Zeit, da Dresden in die Gewalt der preussischen Truppen gerathen ist. Den kurfürstlichen Kath Ellinger, einen „Hauptnehmer öffentlicher Gelder“, überraschen die Ereignisse auf seinem Landgute bei Dresden. Ein treuer Diener seines Herrn, des nach Polen entflohenen Kurfürsten Friedrich August II., will er die in seiner Obhut befindlichen Kassen nicht, wie es ihm von dem neuen Gewalthaber befohlen worden, dem preussischen Kommandeur überliefern, sondern für den Landesfürsten reiten. Hierzu bedarf er der Hilfe eines seiner Beamten, des Calculators Börne, den er bisher nur als einen ihm blind ergebenen Menschen gekannt hat, der indessen jetzt seine wahre Natur enthüllt. Ein heuchlerischer Kriecher und Streber, der seine brutalen Empfindungen unter der Maske unterwürfiger Demuth verborgen hat, macht Börne seine Unterstützung davon abhängig, daß Ellinger ihm seine Tochter Marianne zur Gattin giebt, obwohl er, Börne, doch weiß, daß diese mit einem Anderen versprochen ist und ihn selbst verabscheut. Bei Ellinger gewinnt der Patriot über den Vater den Sieg, er acceptirt den Schurken als Eidam und verpfichtet sich außerdem noch durch Ehrenwort, seiner Tochter nicht zu verathen, durch welches Mittel Börne seine Einwilligung erzwingen hat. Die Verzweiflung des jungen Mädchens ist grenzenlos, aber von dem qualvollen Verdachte erfährt, daß ihr Vater sich an den ihm anvertrauten Geldern vergreifen habe und sich ganz in Börne's Gewalt befinde, erklärt sie sich bereit zum Opfer. Unter dem Jammer Mariannes leidet Ellinger unendlich, und er ist schon halb entschlossen, sich eine Kugel durch den Kopf zu jagen und so wenigstens sein Kind vor dem Peiniger zu retten. Seine Qual wird noch vermehrt durch die Vorwürfe der Jungfer Justine, einer treuen Hausgenossin, welche die Kinder Ellinger's mit mütterlicher Sorgfalt groß gezogen hat und nun vor Schmerz vergehen will in dem Gedanken, welchem Elend ihr Liebling Marianne überantwortet werden soll. Im Augenblicke der höchsten Bedrängniß kommt über die wadere Alte eine Erleuchtung; sie erkennt die Fessel, welche Ellinger an Börne fetter, und mit ihrem Plane der Befreiung verbindet sie schnelle Ausführung. Justine ist keine Sächsin von Geburt, sondern ein märkisches Kind, Preusin durch und durch und voll stolzer Verehrung für ihren ruhmreichen König Friedrich. Hat sie doch einen seiner tapfersten Heerführer, den kühnen Keiler-General Hans Joachim von Zieten, auf ihren Armen getragen, und spielt doch in ihren Erinnerungen an die preussische Heimath ihr „Junter Joachim“ die bedeutendste Rolle. In den Augen des Kathes Ellinger, der jede Uebersetzung achtet, hat ihr dies aufrichtige Preussenthum nie geschadet, — jetzt aber soll doch seine und der Seinigen gute Meinung über die alte Justine sehr in's Wanken gerathen.

Vertrauend auf die Großmuth des Königs Friedrich, der die Treue auch bei den Segnern zu schätzen weiß, zugleich bauend auf die Mithilfe „ihres“ Junters Joachim, dessen Ankunft in Dresden ja erwartet wird, verräth Justine dem preussischen Kommandanten, auf welche Weise die sächsischen Staatsgelder bei Seite geschafft worden sind. Das scheint zunächst verhängnißvoll werden zu sollen. Um den Börne, der sich in der Verzweiflung mit derselben Pistole erschießt, die Ellinger auf sich hatte richten wollen, ist es freilich nicht schade; aber der Kath ist Gefangener, und bei dem Groß, den König Friedrich gegen Sachsen hegt, steht zu befürchten, daß jener seine That mit der Angel aus preussischem Gewehrlande zu hüßen hat. Nun aber bringt der Plan der alten Justine seine Früchte. Ein wenig deus ex machina, erscheint Joachim von Zieten auf der Bildfläche, welcher dem wadernen Manne, der so viel aus Treue für den Herrn“ gewagt hat, seine Sympathie nicht versagen kann. Es bedürfte kaum noch des Schreibens des Kurfürsten, in welchem dieser das Opfer seines Dieners ablehnt und demselben befiehlt, die Kassen dem Eroberer anzuliefern; aber mit diesem Schreiben in der Hand, wird es dem „Junter“ Joachim erst recht ein Leichtes sein, dem Könige jeden Gedanken an Bestrafung des vielgeprüften Mannes zu beseitigen. Und der Choral, mit dessen Worten sich Justine tröstete, als sie, von Allen verachtet, als „Verrätherin“ gelten mußte, — aus der Kirche, in welche eben König Friedrich seinen Eintritt gehalten, erbraut er jetzt in vollem Register: „Ein feste Burg ist unser Gott“.

Die tragischen Momente des Schauspielers treten in dieser Szene mehr in den Vordergrund, als auf der Bühne. Durch die Figur der Justine und einige Nebenpersonen, die für die eigentliche Handlung entbehrlich wären, hat der Dichter für zahlreiche humoristische Unterbrechungen georgt, die größtentheils auch ihre Wirkung nicht verfehlen, aber nicht immer im Einklange sind mit den düsteren Tönen des Dramas. Wie eigenthümlich nimmt sich beispielsweise inmitten einiger schwank-

artiger Episoden jene Scene aus, da Börne, nicht mehr Herr seiner Sinne, vor Mariannen seine wilde, bisher mühsam zurückgehaltene Begehrlichkeit offenbart! Das ist ganz der Richard Voss, wie wir ihn kennen aus mancher seiner schwülen „Römischen Vorgeschichten“. In Einem aber haben wir den Dichter, der sonst starke Effecte mit so padender Gewalt zu erzielen weiß, nicht wieder erkannt: in dem Uebergang vom dritten zum vierten Acte. Wohl niedergeschmettert durch die Entdeckung ihrer That, aber doch gesund und munter stehen Ellinger und Börne am Schlusse des dritten Aufzuges vor uns, und nachdem sich der Vorhang wieder gehoben, wird uns beiläufig erzählt, daß der erstere bei der Verhaftung ohnmächtig zusammengebrochen sei und schwer krank darniederliege, — bald darauf erscheint er übrigens recht gut conservirt auf den Brettern, — und der andere sich eine Kugel durch den Kopf gejagt habe. Das Zusammenbrechen Ellinger's wie der Selbstmord Börne's gehören zweifellos auf die Bühne, und wir irren wohl auch nicht, wenn wir meinen, daß es nicht der Dichter, sondern der Regisseur war, welcher aus Rücksicht für Nerven schwache jene Ereignisse in den Zwischenact versteckte.

Empfindlich bemerkbar ist ferner der Mangel an Handlung in den ersten beiden Aufzügen. Sie sind fast ganz angefüllt mit den peinlichen Unterhandlungen zwischen Börne und Ellinger; welsch letzterer in so unbegreiflicher Verblendung den „trauen Diener“ über den Vater stellt. So war es denn gerade das humoristische Element, in welchem Richard Voss, auf der Bühne wenigstens, als Reuling erscheint, was diesen beiden ersten Acten Leben verlieh. Im Weiteren verbindet sich der Humor auch mit wirklicher Handlung, und wenn zum Schlusse vor einem Berliner Publicum noch der populärste aller Helden des alten Fritz lebhaftig in's Gefecht geführt wird, da kann der Erfolg gar nicht zweifelhaft sein.

Einen großen Schritt abwärts haben wir von der königlichen Bühne nach dem Ballner-Theater zu thun, in welchem die Direction Dasemann einen wenig erfreulichen Anfang nahm. „Sammet und Seide“, ein „Lustspiel“ von Oscar Blumenthal, dem bekannten Theater-Kritiker und Dichter, erfährt bei der ersten Aufführung einen herben Widerspruch, und wenn auch späterhin die Aufnahme eine durchaus günstige war, so muß doch das erstere Urtheil als das richtige gelten. Das Stück ist in den drei ersten Acten eine derbe Posse, reich an witzigen Einfällen, — gleichviel, ob originell oder entlehnt, — deren Wirkung allerdings durch einige geschmacklose Episoden beeinträchtigt wird. Der letzte Act aber ist eine sentimentale Banalität, die obendrein ihren Effect auf einer Scene aufbaut, die ähnlich erst jüngst in einem vielgepielten Stücke eines anderen Theaters sich erfolgreich bewiesen hat. Es unterliegt keinem Zweifel, daß an dem trüben Ausgange der ersten Aufführung die zahlreiche, nicht durchweg von lauterer Motiven geleitete Gegnerschaft Blumenthal's ihren reichlichen Antheil hatte; aber seine Beurtheilung trägt das Stück in sich selbst. So lange der Autor Bussucht und Vörsenpiel, gegen die er zu Felde zieht, in possenhafter Weise geißelt, versteht man ihm die Unmöglichkeiten, vorausgesetzt nur, daß er amüsiert; aber sobald er bei seiner dürftigen Moral in den salbungsvollen Ton verfällt, er, welcher vorher sich der gemäßigtesten Anzüglichkeiten enthalten hatte, da verkehrt er das Gefühl. Näher auf die Mängel einzugehen, die Fribolität einzelner Scenen darzulegen oder gar den vielen Anleihen nachzuspüren, die der Verfasser bei Autoren älterer wie neuerer Jahrgänge gemacht hat, verlohnt nicht der Mühe, denn voraussichtlich sind zu der Zeit, da diese Zeilen vor das Auge der Leserinnen kommen, „Sammet und Seide“ bereits abgetragen.

Den Autor traf sein Schicksal nicht unverdient. Als Kritiker eines weit verbreiteten Berliner Blattes, — er hält diese Stellung noch immer für vereinbar mit seiner Eigenschaft als fruchtbarster der Berliner Theaterdichter, — hat er manches Wert von höherem Werthe als seine jüngste Arbeit grausam zerstückelt; so erst kürzlich ein heiter freundliches Stücklein eines jungen, talentvollen Concurrenten, das ebenfalls im Ballner-Theater zur Aufführung gelangte. Die Erinnerung hieran mag manchen Zuschauer zu besonders strenger Kritik gestimmt haben, und wenn Oscar Blumenthal so beselen in der älteren Roman-Literatur wäre, wie er es in der älteren dramatischen Literatur ist, so würde ihm vielleicht jene merkwürdig padende Novelle der Amette von Droste-Hülshoff, „Die Judenbuche“, in den Sinn gekommen sein, in welcher der Vollführer einer bösen That seinen Lohn an derselben Stelle erhält, an welcher er selbst gefrevelt hat, — genau nach den Worten, die in den Baum, den Zeugen der Unthat, eingehauen worden:

„Wenn du dich diesem Orte nahest, so wird es dir ergehen, wie du mir gethan hast.“

## Aus der Frauenwelt.

Berlin. — Ueber die in Bild und Bild hoch gefeierte Jungfrau Ferdinande von Schmettau, welche im Jahre 1813 in Breslau ihr langes Haar dem Vaterlande zum Opfer brachte, theilt ihr Bruder, der als Major a. D. in Bad Köfen lebt, im „Deutschen Adelsblatt“ Näheres mit. Ferdinande von Schmettau wurde am 26. April 1798 zu Vartenstein in Preußen, wo ihr Vater als Major beim Regiment Courbière stand, geboren. Bis zum Jahre 1806 blieb dieses Regiment in verschiedenen kleinen Garnisonen; der Vater Ferdinandes, der inzwischen zum Kommandeur desselben ernannt war, wurde im Frühjahr 1809 mit dem Regiment nach Breslau versetzt. In dieser Stellung blieb er bis zum Jahre 1811, wo er wegen Invalidität infolge schwerer Verwundung auschied und in Rücksicht auf seine große Familie, — er hatte elf Kinder, — durch die Gnade Friedrich Wilhelm's III. an Stelle seiner Pension das Dominium Bergel bei Ohlau in Erbpacht erhielt. Dorthin überfiedelte die Familie im Frühjahr 1811, und dort verlebte Ferdinande ihre Jugendzeit. Der Ausruf des Königs „An mein Volk“, im Frühjahr 1813, drang auch in diese ländliche Einsamkeit und fand freudigen Widerhall in Aller Herzen. Um zu den für die Ausrüstung der Heere erforderlichen Geldmitteln nach besten Kräften beizutragen, wurde Alles, was die Familie Schmettau an entbehrlichem Silberzeug oder sonstigen Werthsachen besaß, gesammelt; so auch die Schnackfaden der Mutter und der erwachsenen Schwestern. Da Ferdinande noch nichts an Werthsachen besaß, sah sie sich außer Stande, etwas beizusteuern, und so kam ihr der Gedanke, ihr schönes, langes Haar abzuschneiden und den Erlös dafür den Gaben der Anderen beizufügen. Ohne von diesem Vorhaben etwas zu verathen, bat sie den Vater, ihn nach Breslau begleiten zu dürfen, wohin er behufs Ablieferung der Liebesgaben reisen mußte.



Dort ließ sie sich das Haar abschneiden und erhielt von dem Friseur dafür fünf Thaler, die sie dem Vater einhändigte. Wie diese That bekannt geworden, ist nicht aufzuzählen. Zunächst hatte der damals in Breslau lebende Hofrath Heun, als Schriftsteller unter dem Namen „Clauren“ bekannt, davon gehört und die Sache vom practischen Gesichtspunkte aufgefaßt. Das Haar wurde zurückgelassen, Ringe, Ketten u. s. w. davon gemacht, und durch den Verkauf derselben wurde soviel Geld gewonnen, daß vier freiwillige Jäger davon ausgerüstet werden konnten. Ferdinands Vater starb schon 1817; die Verwaltung des Gutes fiel der Witwe anheim. Der Familienkreis verkleinerte sich; eine Schwester und ein Bruder wurden durch den Tod abgerufen, die anderen Schwestern, außer „Kanna“, verheiratheten sich, und die Brüder traten in das Heer, so daß Ferdinand als einzige Stütze der Mutter verblieb. Treulich hat sie all ihre Pflichten erfüllt und in kindlicher Pietät die Mutter bis zu deren 1851 erfolgten Tode gepflegt. Später kam sie nach Wien, wo sich fast alle noch lebenden Geschwister von Schmettau wieder zusammengefunden hatten. Als im Jahre 1863 die Feiertage des fünfzigjährigen Bestehens des Eisernen Kreuzes angeordnet worden war, erhielt Ferdinand durch den Feldmarschall Grafen von Wrangel im Auftrage des Königs Wilhelm die Aufforderung, zu dieser Feier in Berlin zu erscheinen. Dort wurde sie von den allerhöchsten Herrschaften huldreich empfangen und nahm an dem großen Festessen im Weißen Saale Theil; der König hatte sie zur Ehrenstiftsdame des Stiftes Jechenid ernannt und die Königin Augusta ihr eigenhändig eine goldene Tachnadel mit ihrem und ihres Gemahls Bildniß überreicht. Trenn gepflegt von ihren Angehörigen, starb Ferdinand von Schmettau nach langen Leiden am 24. Mai 1875.

Durch die Verlobung des Fräuleins Antonie von Dömming, bisher Victoria-Schwester im königlichen chirurgischen Klinikum zu Berlin, mit Herrn Koch, Hofprediger des Fürsten Alexander von Bulgarien, ist ein eigenartiger Herzensroman zum Abschluß gelangt. Fräulein von Dömming, eine Dame im Anfang der zwanziger Jahre, widmete sich frühzeitig der Krankenpflege und trat als Köchin in das hiesige Victoria-Haus zur Ausbildung von Krankenpflegerinnen ein. Als „Schwester Antonie“ kam sie vor einigen Monaten in das königliche Klinikum und erwarb sich bald durch ihre aufopfernde Thätigkeit am Krankenbette die Liebe der ihrer Obhut anvertrauten Patienten, wie die Achtung und Zufriedenheit der Anstaltsärzte. Als nach Ausbruch des serbisch-bulgarischen Krieges das hiesige Central-Comité vom Rothen Kreuze Aerzte und Pflegerinnen nach dem Kriegsschauplatz entsendete, war Schwester Antonie eine der ersten, welche mit noch zwei anderen Schwestern sich freiwillig meldete und dorthin abging. Sie reiste zunächst nach Darmstadt und von dort nach Sofia, wo sie alsbald in einem Lazareth reiche Gelegenheiten zur Betätigung ihres Berufes erhielt. In diesem schwierigen Wirkungskreise lernte sie der Hofprediger des Fürsten von Bulgarien, Prediger Koch, kennen, hochschätzen und lieben. Der Herzensband war bald geschlossen. Vor einigen Wochen kehrte Schwester Antonie nach Berlin zurück, aber es hieß bald, daß sie nicht mehr an die bisherige Stelle ihrer Wirksamkeit zurückkehren werde. Die Verlobungs-Angelegenheiten geben nun den Grund dafür an.

Unter dem Vorhänge der Kronprinzessin Victoria hat sich hier ein Comité zur Errichtung eines Heims für deutsche Erziehertinnen und eines Asyls für deutsche Lehrerinnen in Paris gebildet. Zu dem genannten Zwecke ist bereits ein Haus in Paris angekauft worden, doch bedarf man zur Durchführung des Unternehmens noch fünfzigtausend Francs, welche durch Sammlungen aufgebracht werden sollen. Kaiser Wilhelm hat für das Institut die Summe von zehntausend Mark gespendet.

Hamburg. — Im Alter von sechsundachtzig Jahren verschied hier Frau Caroline Lebrun, die Witwe des 1842 verstorbenen berühmten Schauspielers und Bühnendirectors Karl August Lebrun, der von 1827 bis 1837 Mitdirector des Hamburger Stadttheaters gewesen war. Auch Frau Lebrun war einstmals eine gefeierte Künstlerin, und zwar eine der besten heroischen Liebhaberinnen, welche die deutsche Bühne gesehen. Seit vielen Jahren hatte sie, vergessen von den Zeitgenossen, ein Leben stiller Zurückgezogenheit geführt. — Es sei hierbei gleich der Tod einer einstmalig berühmten englischen Schauspielerin, Anne Girton, erwähnt, die, jetzt im Alter von achtundfünfzig Jahren zu London verstorben, seit Decennien von milden Gaben gelebt und in einem elenden Manfarden-Stübchen gehaust hatte. Nachdem sie bereits auf dem Armen-Friedhofe beerdigt worden war, machte man die überraschende Entdeckung, daß in ihrem armseligen Bette ein Päckchen Banknoten im Werthe von zweitausend Pfund Sterling verborgen war.

Dresden. — Der Albert-Verein, welcher im Königreich Sachsen eine ähnliche Thätigkeit entwickelt, wie der Vaterländische Frauenverein in Preußen und anderen Theilen Deutschlands, zählte im vergangenen Jahre siebenunddreißig über ganz Sachsen zerstreute, thätig wirkende Zweigvereine. Eine der segensreichsten Einrichtungen des Vereins ist das Pflegerinnen-Institut der „Albertinerinnen“ zu Dresden, welchem zur Zeit, mit Ausschluß der zweiundzwanzig Pflegerinnen des unter selbständiger Leitung stehenden Zweigvereins Leipzig, einundachtzig Schwestern angehören. Der Geschäftsbereich verlagert, daß auch im vergangenen Jahre viele Erfolge um Ueberlassung von Pflegerinnen nicht erfüllt werden konnten, da die Anzahl derselben bei Weitem nicht der Nachfrage entspreche. Es wird daher vom Albert-Verein erneut der Wunsch ausgesprochen, daß sich dem edlen Berufe der Krankenpflege, welche in ihrem segensreichen Wirken so viel genuthuende Erhebung bereitet, mehr, als es jetzt der Fall ist, Frauen und Jungfrauen zuwenden möchten.

Brüssel. — Das Vorgehen des Brüsseler Communal-Rathes, für eine practische Ausbildung der Mädchen zu sorgen, findet immer weitere Nachbeachtung. Der Minister des Innern hat an die Leiterinnen aller Lehrerinnen-Seminare ein Circular erlassen, in dem er Bericht erfordert, ob und welche Maßnahmen für die practische Ausbildung der Schülerinnen getroffen sind, um sie mit der Bereitung der gewöhnlichen Mahlzeiten, mit den häuslichen Verrichtungen, den hygienischen Anforderungen an Wohn- und Schlafzimmern-Einrichtungen bekannt zu machen. Der Minister erwartet gleichzeitig bestimmte Vorschläge über etwa erforderliche neue Einrichtungen und betont dabei, daß die Schülerinnen als künftige Lehrerinnen der Elementar-Mädchenschulen, in diesen für eine Hausfrau wichtigsten Fächern practisch herangebildet werden müßten.

Budapest. — Baroness Mariska Götvös, die jüngste Tochter des 1871 verstorbenen berühmten ungarischen Dichters und Staatsmannes Barons Joseph Götvös, hat sich mit dem bekannten österreichischen Reichsraths-Abgeordneten Doctor Ernst von Plener verlobt. Die Vermählung soll noch im Laufe des März stattfinden.

Im ungarischen National-Theater erzielt Frau Helene von Rajza-Beniczky, die durch zahlreiche Romane und Ro-

wellen bekannte Dichterin, mit einem vieractigen Schauspiel, „Gräfin Rhea“ (Rhea groß), einen freundlichen Erfolg. Das Stück ist ein durch elegante Sprache ausgezeichnetes Conversations-Drama aus der vornehmen ungarischen Welt.

London. — Ueber die socialen Verhältnisse in dem von England annexirten Königreiche Birma wurden in der Londoner „Gesellschaft der Künste“ von dem Reisenden George Scott interessante Mittheilungen gemacht. Es geht daraus hervor, daß die Frauen in Birma sich einer so unabhängigen Stellung erfreuen, wie in keinem anderen asiatischen Lande. Aller Besitz, den die Mädchen in die Ehe mitbringen, wird sorgfältig getrennt bewahrt für sie und ihre Nachkommen. Bei einer Ehescheidung nimmt die Frau ihren gesamten Besitz mit. Die Vermögensstrennung geht sogar so weit, daß sie während der Ehe selbständig Geschäfte führen und Eigentum erwerben kann. Die Ehescheidungen werden meist aus Reizung geschlossen, und die Frauen können, wenn sie die Vereinigung zu ihrem Gatten verloren haben, aus eigener Initiative eine Scheidung bewirken. Auch an der Wirtschaftsführung nehmen sie selbständig Theil. Sie sind thätig in die Häuser im Hause. Die Verkäufe der Kaiserin an die englischen Händler werden fast durchweg durch die Frauen der birmanischen Landwirthe mit vielem Geschick abgeschlossen.

Petersburg. — In dem Institut für höhere Frauen-Curse, dessen neues Gebäude, unweit der Universität für männliche Studenten gelegen, vor einigen Monaten fertig gestellt wurde, sind fast alle Zweige der Wissenschaft vertreten, selbst die höheren Disciplinen der Mathematik, und das Hauptgewicht ist auf die mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächer gelegt. Für jedes Fach ist eine besondere Abtheilung mit Hörsaal und Laboratorium eingerichtet, und die Leitung ruht in den Händen von bewährten Dozenten. Diese Frauen-Universität zählt achthundert Studentinnen, die sich ziemlich gleichmäßig in die einzelnen Abtheilungen einteilen. Ein jeder Curus kostet pro Semester fünfundsiebzig Rubel, und nur die Uebungen in den Laboratorien und Seminarien sind extra zu bezahlen. Jede Dame, welche das achtzehnte Lebensjahr erreicht und das Mädchen-Gymnasium absolviert hat, findet Aufnahme. Obgleich die weiblichen Studenten vorzugsweise im Alter von achtzehn bis fünfundsiebzig Jahren stehen, so sieht man doch auch ältere Frauen an den Curien teilnehmen; ja, es kommt vor, daß in einer und derselben Abtheilung sowohl Mütter als Töchter unterrichtet werden. Das Gebäude der Universität ist aus privaten Mitteln errichtet, und das ganze Institut wird auch durch Privat-Fonds mit Zuhilfenahme der eingehenden Studiengebühren verwaltet. Die Räume sind einfach, aber zweckentsprechend und in hygienischer Beziehung geradezu musterhaft eingerichtet. Die Frauen-Universität unterhält für ihre Schülerinnen eigene Küche und Restauration, wo für einen billigen Preis gutes Essen gerichtet wird. Wie ist aber eigentlich das Aeußere dieser weiblichen Studenten? so wird gewiß mancher Leser fragen. Mit einfachem schwarzen Kleide, kurz geschneittenen Haaren und erster Wiener gehen die russischen Studentinnen einher, als wollten sie schon im Aeußeren zu erkennen geben, daß sie mehr auf Verstand, als auf Gefühl und Form geben. Aber glücklicherweise kommen viele Ausnahmen von dieser Regel vor, und nicht selten wird man durch ein frisches Gesicht und eine anmuthige Gestalt in eleganter und sorgfältiger Kleidung überrascht.



Nachdruck aus im Einzelnen verboten.

Speisezettel für eine Woche, der einfachen Küche angepaßt.

Sonntag.		
Fleischsuppe mit Eierkloßchen	Recept	1157.
Kalbsbraten mit Schwarzwurzel-Salat	Recept	1158.
Reispeise	Recept	1159.
Montag.		
Erbsensuppe	Recept	1160.
Sauerkohl mit gepökeltem Schweinefleisch und Kartoffel-Püree.		
Dienstag.		
Biersuppe mit Schneekloßchen	Recept	1161.
Schüssel-Ragout von Kalbsbraten-Rest mit Kartoffelkloßchen	Recept	1162.
Mittwoch.		
Suppe von den Knochen des Kalbsbratens.	Recept	1163.
Falscher Hase, dazu Sprutensohl und Bratartoffeln.		
Arme Ritter, dazu Compote von eingemachten Kirichen.		
Donnerstag.		
Kindfleischsuppe mit Reis.		
Spinat mit Spiegeleiern, dazu Bouletten von Kindfleisch	Recept	1164.
Freitag.		
Linsensuppe.		
Karpfen und Kal in Bier, dazu Salzartoffeln	Recept	1165.
Gefüllte Eierkuchen-Omelettes.		
Sonnabend.		
Brodsuppe.		
Weiße Bohnen mit Specksauc, dazu Bratwurst.		

1157. Fleischsuppe. In Küchen, wo man für das gekochte Suppenfleisch, welches oft recht trocken und faserig erscheint, nicht vortheilhafte Verwendung hat, thut man gut, sich zur Herstellung einer schmackhaften Fleischbrühe der condensirten Bouillon von Kemmerich und Comp. zu bedienen. Dem schon länger bekannten flüssigen Bouillon-Extract „Cibis“ ähnlich, wird der von Kemmerich doch von Vielen vorgezogen, schon weil er nicht so viel Salz enthält, und weil für gleichen Preis und bei gleicher Güte quantitativ mehr geboten ist.

Man macht ohne jeden Zusatz von Fleisch eine Wasserbrühe, worin man Suppenwurzel mit wenig Salz gar kocht, gießt diese Brühe durch einen Durchschlag, läßt sie wieder auskochen und thut nun zu jedem Teller Brühe einen kleinen Eßlöffel der condensirten Bouillon. So erhält man eine wohlschmeckende, klare Fleischbrühe von schöner Farbe, die man in der Suppenterrine über abgekochten Eierkloßchen anrichtet. Ganz vorzüglich werden die aus Bratenknochen, Braten-Jus und sonstigen Resten gekochten

Suppen, wenn man ihnen im letzten Augenblicke einen Eßlöffel condensirte Bouillon zusetzt.

1158. Schwarzwurzel-Salat. Die Schwarzwurzeln werden mit einem Messer von oben nach unten abgeschrappt, bis alles Schwarze entfernt ist; jede Wurzel wird sogleich in frisches, mit etwas Mehl und Essig gemischtes Wasser gelegt, wodurch die Wurzeln eine schöne, weiße Farbe erhalten. Dann werden sie tüchtig in oft erneuertem Wasser gespült, in 2-3 Cent. lange Stücke geschnitten, wobei die stärkeren Wurzeln auch der Länge nach ein- bis zweimal gespalten werden, und hiernach in gesalzenem, siedendem Wasser, dem man etwas Citronensäure oder auch ein wenig Essig beigefügt hatte, gar und weich gekocht. Auf einem Haarsiebe läßt man sie erkalten und abtropfen. Inzwischen rührt man ein rohes und ein hartgekochtes Ei botter recht flodrig, gießt sodann zuerst das nöthige Salat-Öl und hiernach ebenso den Essig unter fortgekehrtem Rühren dazu, bis man eine etwas gebundene, schmackhafte Sauce erhält, die noch mit Salz und ein wenig Pfeffer gewürzt wird. Die nun abgetropften Wurzeln mengt man in der Sauce, welche nur so viel sein darf, um den Salat saftig erscheinen zu lassen, vorsichtig, damit sie nicht zerbrechen, an.

1159. Reispeise. 150 Gr. Reis brüht man gut ab, läßt ihn dann mit  $\frac{1}{2}$  Liter bester Milch, etwas dünn abgeseilter Citronenschale und 100 Gr. Zucker an nicht zu heißer Stelle weich und dick kochen, wobei die Körner aber ganz bleiben müssen. Ist dies geschehen, so rührt man gleich 60 Gr. frische Butter, 5 Ei botter und zuletzt den feig geschlagenen Schnee von 3 Eiweiß darunter, schüttet die ganze Masse in eine mit kalter Milch umhüllte Form und läßt sie auf Eis oder an sonst recht kühlem Orte erkalten. Kurz vor dem Gebrauche stürzt man die Speise auf eine Schüssel und servirt sie mit einer Himbeer- oder sonstigen rothen Obstsauc.

1160. Erbsensuppe. Hierzu ist die Verwendung des Anorr'schen gekochten Erbsenmehles als sehr vortheilhaft und zeitersparend zu empfehlen. Man läßt etwas Brühe, die man vom kochenden Pöfelsfleisch abgeschöpft, mit wenig Suppen-Wurzelwert durchkochen, verrührt inzwischen zu jedem erforderlichen Teller Suppe einen Eßlöffel Erbsenmehl mit frischem Wasser, bis ein dickflüssiger Brei entsteht, welcher darnach in die kochende Brühe gerührt wird und 15 Minuten in derselben kochen muß. Die nun gebundene und hüßig gelb aussehende Suppe wird mit Salz abgeschmeckt und hiernach durch einen Durchschlag, über in Butter gebratene Semmelwürfel, in die Terrine gegossen.

1161. Biersuppe. Gutes, nicht bitteres Braubier mischt man mit  $\frac{1}{2}$  soviel frischem Wasser und läßt die Hälfte des Ganzen mit einem Stückchen gebleichten, trockenen Ingwer, 80 Gr. Zucker und etwas Salz auskochen, um dies nun mit einem gehäuften Eßlöffel Reismehl oder Tapioca, welches man mit Wasser klar gequillt hatte, zu verrühren und auskochen zu lassen. Wenn das Reismehl gar ist, gießt man die andere Hälfte des Bieres dazu, läßt das Ganze bis dicht an's Kochen kommen und rührt es dann mit 2 Ei bottern ab. Der von 2 Eiweiß geschlagene feste Schnee wird mit einem Eßlöffelchen zu Klößen abgekochten, auf die schon angerichtete, aber noch sehr heiße Suppe gelegt, alsdann mit groß gekochtem Zucker bestreut und hierauf zum Steifwerden einige Minuten in einem erwärmten Ofen gestellt.

1162. Schüssel-Ragout von Kalbsbraten-Rest. Man thut bei allen Braten, deren Reste man verwenden will, gut, gleich von vorn herein für reichlich Bratensouc zu sorgen, damit auch hiervon ein nicht zu kleiner Rest bleibt, welchen man zum erhöhteren Wohlgeschmack des Fleisches gebrauchen kann. Auch vermesse man nicht, wenn der frische, fertige Braten nebst der Sauce aus der Bratpfanne entfernt sind, daß man das in der Pfanne anhängende Braumit  $\frac{1}{2}$  Obertasse Wasser los- und durchkochen läßt, wobei man mit einer eigens dazu bestimmten, schmalen Stielbürste durch Abbürsten der Seitenwände behilflich ist. Hierdurch erhält man Sparbrühe, die später zu Saucen und Suppen gute Verwendung findet.

Zu dem Kalbsbraten-Rest, welchen man in große, strohhalm-dicke, möglichst ansehnliche Stücke schneidet, thut man 6-8 ausgemärrerte, entgrütete Sardellen, 2 Zwiebeln,  $\frac{1}{2}$  Eßlöffel Kapern, 8 kleine Pfefferkörner und etwas von den Abfällen des Kalbsbratens ganz fein und mischt es durcheinander, macht dann eine zweite Mischung von geriebenem Parmesankäse und fein gekochtem Zwiebel und reibt darnach 4 hartgekochte Eier auf einem Reibeisen. Nun bestreut man den Boden einer feig vertragenen Schüssel bis zum völligen Verbedecken mit dem Zwiebel und Käse, streut hierüber die Hälfte der gekochten, gemischten Ingredienzien und legt auf diese eine mit den feingeriebenen Eiern durchstreute, dicke Schicht von Fleischschnitten, um auf diese die andere Hälfte der gekochten Mischung zu streuen. Sollten noch Fleischstücke vorhanden sein, so müssen sie wieder in einer mit gekochten Eiern durchstreuten Schicht placirt werden, um dann mit der feig gemachten Bratensouc, — zu dieser hatte man die Sparbrühe, ein Glas Wein und einen kleinen Guß Weinessig gethan und dies zusammen mit ganz wenig Kartoffelmehl leicht gebunden, — übergossen und mit Zwiebel und Käse reichlich bestreut zu werden. So vorbereitet, setzt man das Ragout mit der Schüssel auf einen Dreifuß in den gut geheizten Ofen und läßt es in einer halben Stunde heiß werden, aber ja nicht kochen. — Wenn man statt der letzten Ueberstreuerung einen an den Rändern gut angedrückten Deckel von einfachem Wasserreis über das Ragout legt und die Schüssel, wie vorher angegeben ist, beendet, so kann sie als warme Pastete gelten. Man legt in diesem Falle kleine, schon fertig bereitete, noch heiße Kartoffelkloßchen oben auf das Ragout und darüber den Teigedel, während man im anderen Falle die Kloßchen apart zum Ragout servirt.

1163. Suppe von den Knochen des Kalbsbratens. Die Knochen werden in Stücke zerhauen. Dann schmeißt man in der Suppen-Casserole feingehacktes Wurzelwerk, ein halbes Schnittchen Schwarzbrod, 3 geschälte, in Stücken geschnittene rote Kartoffeln, eine Zwiebel, eine Mohrrübe, eine kleine Handvoll geschabten weißen Kohl und wenig Salz mit einem wallnushohen Stückchen Butter einige Minuten durch, thut hierauf die Knochen dazu, rührt Alles mit dem Löffel um, läßt es nochmals durchschweigen und gießt nun so viel kochendes Wasser, als man Suppe haben will, dazu. Hiernach deckt man die Casserole zu, zieht sie zur Seite des Feuers und läßt die Suppe eine Stunde lang langsam kochen, um sie dann durch ein Sieb zu gihren und das Zurückbleibende so lange durchzureiben, bis die Suppe genügend gebunden erscheint. Natürlich kann, wenn man viel Suppe braucht, derselben mit einem Eßlöffel flüssigen Bouillon-Extracts nachgeholfen werden.

1164. Bouletten. Für einfache Verhältnisse reichen bei einer Familie von 6 Personen  $\frac{1}{2}$  Kilo Rindfleisch, ohne jeden Zusatz, zur Zubereitung einer guten Fleischsuppe aus; das Fleisch kann, zu Bouletten verworther, eine schmackhafte Zugabe zum Gemüße bilden. Das Fleisch wird zur gebotenen Zeit aus der Suppe genommen, von Knochen und Sehnen befreit und so fein als



möglich gehakt. Abdam reibt man 75 Gr. Butter, welche man in der Anrührschüssel zergeren ließ, wieder bis zum Erstarren, giebt dann nach und nach, unter fortgesetztem Verreiben, die in Wasser eingeweichte und wieder ausgebrühte Krume von 2 Milchbröckchen, 1 Eigelb, 1 ganzes Ei, wenig gestoßenen weißen Pfeffer, etwas Salz und 75 Gr. möglichst kleinwürflig geschnittenen guten Speck dazu und vereinigt dies Alles zu einer gleichmäßig erscheinenden Masse. Von derselben formt man länglich viereckige oder runde Bouletten, brät diese in gestoßenem Zwieback um und brät sie in Butter auf beiden Seiten schön braun. Der Speck hält die Bouletten locker und saftig.

**1165. Karpfen und Kal in Bier.** Ein Karpfen, ungefähr 1 1/2 Kilo schwer, wird geschlachtet, wobei man das Blut aufhängt und mit ein wenig Essig verrührt. Dann wird der Fisch geschuppt und brühtam, damit die Galle nicht zerreißt, ausgepalten, hierauf abgelutet und schließlich der Länge nach gespalten und der Quere nach in passende Stücke geschnitten. Nun zieht man von einem 1 Kilo schweren Kal die Haut ab, nimmt ihn aus, spült ihn von innen und außen gut ab und schneidet ihn der Quere nach in Stücke von der Breite zweier oder drei Finger. Abdam belegt man den Boden einer flachen Casserole mit einer Handvoll zerkrümeltem Honigtuchen, 2 in Scheiben geschnittenen Zwiebeln, 2-3 Scheiben von einer saftigen Citrone, deren gelbe Schale vorher entfernt war, einigen weißen Pfefferkörnern, einigen Gewürzkräutern, 3 Vorbeerblättern und 60 Gr. in Stücken zerhackter, frischer Butter. Auf dieser Unterlage ordnet man die Stücke beider Fischarten, krümelt wieder Honigtuchen, so viel wie zu Anfang, darüber, legt noch einige Butterstücke, sodas im Ganzen 100 Gramm verbraucht sind, darauf und streut hiernach das nötige Salz oben auf. Nun thut man noch etwas Zucker oder einen Eßlöffel guten Syrup dazu, gießt so viel Braun- und Weißbier zu gleichen Theilen dazu, das die Flüssigkeit den Fisch nur eben bedeckt, schließt darauf die Casserole mit ihrem Dedel und läßt den Fisch in mäßiger Hitze gar kochen. In den letzten 10 Minuten der Kochzeit rührt man das Karpfenblut an die Sauce und legt die Milch oder den Kogen des Karpfens zum Garwerden mit in die Casserole, wobei man auch etwas Essig zugießen kann. Ist Alles fertig gekocht, dann muß die Sauce eine schöne, braune Farbe haben, durch den Honigtuchen hübsch gebunden sein und sehr angenehm schmecken. Beim Anrichten hebt man die Fischstücke, wie auch Kogen oder Milch, sehr vorsichtig, damit sie nicht zerbrechen, am besten mit Hilfe einer kleinen Schaumkelle, auf eine erwärmte Schüssel und gießt die Sauce durch ein Sieb zur Hälfte darüber, um die andere Hälfte in einer Sauciere extra zu reichen. Hat man nicht einen 1 Kilo schweren Kal, und ist man gezwungen, kleinere Käl zu nehmen, so thut man gut, sie nicht abzuhäuten, weil sie dann leicht zerbrechen könnten. Mit der Zugabe von Zucker oder Syrup und ebenso des Essigs muß man vorsichtig sein, da der Honigtuchen schon süß und die Citronenscheiben sauren. D. L. B.

**Im Kosen von Kaupen und Ungeziefer zu reinigen (48).** empfiehlt es sich, die Kosen mit in Alkohol aufgelöstem Rosmarin-Öl mittelst Besenstäubers zu besprühen.

Malvine Sch. in Wien.

**Erdbeer-Syrup (48).** Auf 2 1/2 Quart (knapp 3 Liter) gießt man 1 1/2 Quart (1 1/2 Liter) kaltes Brunnwasser, schüttet 5 Loth Weinstein säure hinzu und läßt es 24 Stunden stehen. Dann gießt man den Saft durch ein Tuch, ohne die Erdbeeren zu drücken, gießt auf 1/2 Pfund Saft 1 1/2 Pfund Zucker und läßt denselben sich in dem Saft auflösen. Hierauf füllt man leeren in Flaschen, bindet dieselben mit einem doppelten Leinwandläppchen zu und bewahrt sie im Keller auf. — Himbeer-Saft bereitet man ebenso, und auch hier sind Farbe und Aroma ausgezeichnet. Man braucht nur eine geringe Quantität Frucht und erhält schon reichlich Saft. Julie in A.

**Erdbeer-Syrup (48).** Mein erster Versuch, Frucht-Syrup auf kaltem Wege zu bereiten, ist im vorigen Jahre zu meiner vollen Zufriedenheit ausgefallen, da mein Vorrath solchen Frucht-Saftes jetzt noch ausgezehrt ist. Im Nachstehenden das Recept. Man löst 40 Gr. gereinigte Weinstein säure in 2 Liter frischem Wasser auf, gießt dasselbe, ohne zu rühren oder zu drücken, über 3 Liter gereinigte Frucht (Himbeeren, Johannisbeeren, Erdbeeren, auch Kirichen, letztere jedoch ausgeleert) und läßt es 24 Stunden ruhig stehen. Abdam gießt man diese Masse auf ein ausgepanntes leinewes Tuch zum Durchtropfen, doch wiederum ohne zu drücken oder zu rühren. Ist der Saft abgelaufen, so gießt man auf 1 Pfund feinsten geriebenen Zucker 1/2 Liter von dem Saft und Zucker sich verbunden haben und die Flüssigkeit klar ist. Ungekocht wird diese Mischung auf Flaschen gefüllt, nicht gekocht, nur mit Weinwand zugedebnet. Die zurückgebliebene Frucht habe ich, theils mit Zucker eingekocht zu Gelee, theils zu Fruchtessig verwendet. G. B. in G.-L.

**Salzgurken (31).** Das Schimmeln der Salzgurken verhindert man am besten dadurch, das man in den ersten sechs Wochen nach dem Einmachen den Topf oder das Faß täglich einmal tüchtig schüttelt. Das Weichwerden der Gurken verhindert man, indem man eine Messerspitze Alaun hinein schüttelt. Dieses Mittel ist sehr empfehlenswerth auch bei Senzgurken; dieselben halten sich dadurch länger hart. A. L. in M.-f.

**Gelbwerden der Wäsche (31).** — Neue Wäsche wird nicht gelb vom längeren Liegen. Schon gewaschene wohl immer, pflegt jedoch nach gründlichem Waschen wieder klar zu werden. Sollte die Wäsche einen gelblichen Schein behalten, so empfiehlt es sich, in das letzte Spülwasser oder Blauwasser zu 3 Theilen reinen Spiritus 1 Theil rectificirten Terpentin (hierzu 1 Eßlöffel voll auf 1 Eimer Wasser) zu nehmen. Die Wäsche kann danach gleich aufgehängt werden. Abonnentin an der Ostsee.

**Gelbwerden der Wäsche (31).** — Dem Uebel ist leicht abzuhelfen, wenn man die Wäsche mit Wasser, dem Chlorkalk beigemischt worden, wäscht und sie dann gut ausspült.

**Rothwein- und Obstklee (31)** kann man leicht entfernen, wenn man dem zweiten Waschwasser eine Lösung von Chlorkalk beimischt. Abdam muß man gut nachspülen und, wenn möglich, die Wäsche an der Sonne trocknen. Hausfrau in Ungarn.

**Englische Orangen- oder Dundee-Marmelade (48).** — Von 1-2 Dgd. schöner, saftreicher Messina-Äpfelinen löst man die in Ächtel geschnittenen Schalen, wirft diese in kochendes Wasser und blanchirt sie bis zum völligen Weichwerden. Nachdem sie abgeseiht und in einem Siebe abgetropft sind, entfernt man mittelst eines silbernen Löffels die weißen, pelzigen, inneren Hauttheile und schneidet die gelben Schalen auf einem sauberen Brett mit sehr scharfem Messer in möglichst feine Stüchchen. Ebenso entfernt man von den gleichfalls in Ächtel zerlegten Früchten die saftigen Häutchen und schneidet sie in derselben Weise, die Kerne sorgsam ausschneidend, vermischt sie mit den Schalen und wiegt auf 1 Pfd. Frucht 1 Pfd. Zucker ab. Der Zucker, 1/2 Kilo mit 1/2 Liter Wasser aufgelöst, wird in messingnem oder gut verzinnem Kupferkessel aufgesetzt, geschäumt und muß so lange kochen, bis er vollständig klar, breit von dem Schaumlöffel fällt. Nun gießt man die Früchte hinein, setzt unter fortwährendem Rühren, das die Masse sich nicht ansetze und brenne, und läßt sich dieselbe zu einer sämigen Marmelade verbinden, die, erkaltet, in Gläser gefüllt, mit einer Blase oder Pergament-Papier verbunden wird. Die Marmelade behält durch Jahre den gleichen Geschmack. G. K.

**Frühstückswürstchen (48).** — Diese Würstchen bezieht man vom Fleischer, wo man sie besser und billiger erhält, als sie sich bei Selbstbereitung herstellen lassen. Es sind die in Norddeutschland unter dem Namen „Wiener“ in jedem feinen Fleischwaaren-Geschäft, das Paar zu 20 Pfg., käuflichen Würstchen, die man für den betreffenden Zweck kleiner, etwa halb so groß, anfertigen läßt. Diese Würstchen übergiebt man dem Väter, der sie in einen feinen Weißbrodtweig zu wickeln und in Form der beliebten „Knüppel“ zu backen hat. Frisch aus dem Ofen kommend, schmecken sie am besten, noch warm und croquant verbeißt. G. K.

**Frühstückswürstchen (48).** — Schweinwürstchen werden in Butter halb fertig gebraten, sodas man die Haut wegziehen kann. Dann rollt man Butterteig ganz dünn aus und hält die Würstchen in den Teig ein. Auf ein nasses Blech gelegt, mit Ei bestrichen und mit Salz und Kümmel bestreut, werden sie sehr heiß gebacken. Th. S. in M.

**Harmonium (31).** — Das Harmonium, welches in England, Frankreich, Rußland, Oesterreich und America zu den beliebtesten Haus-Instrumenten gehört, hat in Deutschland den ihm gebührenden Rang noch nicht erreicht; doch ist seit Jahren auch hier viel dafür gethan. Die Musikalien-Handlung von Carl Simon zu Berlin (Friedrichstr. 58 und Markgrafenstr. 68) hat durch ihre Fach-Kataloge die Harmonium-Literatur des In- und Auslandes erschlossen und vor den Augen des diese stille Hausmusik liebenden Publicums ganze Schätze der klassischen und modernen Musik ausgebreitet. In neuerer Zeit hat auch die bekannte Harmonium- und Pianoforte-Fabrik von Schiedmayer in Stuttgart bei der genannten Berliner Firma eine Niederlage eröffnet. Man findet dort Harmoniums im Preise von 200 bis 1200 Mk. zur Prüfung und Besichtigung aufgestellt. Freund der Hausmusik.

**Glasfenster mit getrockneten Blumen (64).** — Die zwischen Watte und Filzpapier getrockneten Blumen werden vorsichtig mit dickflüssigem Gummi arabicum oder Fischleim auf einer Glasplatte befestigt. Eine zweite, gleich große Scheibe ist darüber zu legen, und beide Scheiben sind durch eine schmale Messingleiste ringsum zu verbinden. Die Ausführung dieser interessanten Arbeit lehrten wir zuletzt gelegentlich der Darstellung eines Fenster-Vorsetzers, Abb. 13, in der Nummer vom 16. August 1883. D. Red.

**Bachpflaumen (48).** — Im Pflaumen im Winter lange frisch und wohl schmeckend zu erhalten, ist es notwendig, das dieselben zur Zeit, wenn sie reif, aber nicht weich sind, an einem sonnigen Tage, nachdem es seit mindestens 48 Stunden nicht geregnet hat, sehr sorgfältig, damit sie an keiner Stelle Schaden nehmen, einzeln abgepflückt werden. Dann breitet man die Pflaumen in einer trocknen, der frischen Luft zugänglichen Kammer aus und läßt sie so 24 bis 36 Stunden ausdünsten, um sie hierauf in neue Steintöpfe, in welchen sich noch niemals Wasser befunden, und welche mit trocknen Tüchern sauber ausgeputzt worden, derart mit feiner Kleie oder Mehl einzuschichten, das jede Pflaume, mit der Stielseite nach unten gelegt, vollständig mit Kleie umgeben ist, sodas keine Pflaume eine andere berühren kann. Wenn der Topf ganz gefüllt ist, wird er luftdicht, erst mit Pergament-Papier und dann mit Flaschenpach verschlossen und hierauf an einem trocknen, kühlen, aber gänzlich frostfreien Orte hingestellt. So lassen sich die Pflaumen bis über den Winter hinaus aufbewahren. Will man sie gebrauchen, so nimmt man sie aus dem Topfe, wäscht die Kleie ab, legt die Pflaumen in ein Haarsieb und hält dieses einige Augenblicke, — etwas seitwärts, damit der Dampf die Früchte nicht gar zu stark trifft. — über den Dampf von kochendem reinen Wasser. Durch diese Manipulation erhalten die Pflaumen wieder eine so frische Farbe, das man glauben könnte, sie kämen direct vom Baume. Ein angebrochener Topf hält sich nicht lange mehr; deshalb ist es anzurathen, nur kleine Töpfe zu füllen. Eine zweite Art, die Pflaumen frisch zu erhalten, unterscheidet sich von ersterer nur dadurch, das die Früchte gleich nach dem Pflücken, — wobei man, wie auch beim Einschichten, saubere Handschuhe angelegt haben muß, — mit Mehl in gleicher Weise, wie oben angegeben, in die Töpfe eingelegt werden. Das hermetische Verschließen der Töpfe erfolgt genau in derselben Art. Auf diese beiden Arten eingemachte Pflaumen, „Bachpflaumen“ genannt, halten sich bei richtiger, vorsichtiger Behandlung wohl bis Pfingsten gut. W.

**Weibliche Xenien (14).** Die weiblichen Xenien, auch Blumen-Distichen genannt, die jetzt als „Frühling“ in Goethe's „Jahreszeiten“ stehen, sind besonders durch Schiller's Gattin erläutert worden, und ihren liebevoll gepflegten Erinnerungen an die beiden Dichter ist der Hauptfache nach das folgende zuzuschreiben. Mit der Rosenknope, die der Dichter dem „blühenden Mädchen“ widmet, ist die Gräfin Lina von Vest gemeint, die 1797 zum dauernden Aufenthalte nach Weimar kam, die Goethe aber schon früher in Rosenfrische kennen gelernt hatte. Ihr allzeitiges Auftreten in Weimar konnte nur die dortige Toleranz entschuldigen. Die muntere, geistreiche Dame heirathete später einen Herrn von Schardt. — Die Weibchen als Sträußchen, das „häusliche Mädchen“, sind Goethe's Gattin Christiane, geb. Vulpius, die, vielfach angefochten, doch bescheiden und dankbar dem verehrten großen Manne das Hauswesen „häuslich“ führte. Weibchen waren überhaupt Goethe's Lieblingsblumen. — Die schlankste Vllie, „deren Stolz Unschuld“, ist nach einer Auslegung das liebevolle, sittsame Verchen De-Anna aus Meiningen, die später Goethe's Schwager Vulpius, der Verfasser des einst weit und breit bekannten „Rinaldo Rinaldini“, heirathete. Nach Anderen ist es die Herzogin Luise von Hessen-Darmstadt, die die spätere Gemahlin des Großherzogs Karl August von Sachsen-Weimar. Mit ihrem schlanken, hohen Wuche, „wie die Vllie schlank“, erschien sie dem Dichter höchst anziehend. — Die Vllie sollte Henriette von Wolfsoel bedeuten, Hofrathlein der Herzogin Amalie. Das gewählte Blumenbild paßt ganz vortreflich zu ihrem Wesen, denn sie war sehr hoch und schlank gewachsen; auch trug sie, wie die jetzt nur altmodischen Gärten eigene Blume, das Köpfchen ein wenig geneigt, wie aus Schalkheit. — Hyacinthen, Kellen, Tulpen, Kammelein und auch Keieba sind zu allgemein gehalten; daher war es nicht möglich, ihre Beziehungen zu erschöpfen. — Die Nachviole mit „stüchlichem Geist“ ist höchst wahrscheinlich die hochbegabte Tochter des Professors Leiz in Jena gewesen. — Die Tuberoze, die „vom Haupt, vom Herzen“ fern bleiben soll, wie der starke Duft der Tuberoze selbst, symbolisirt die Doctorin Böhmer in Jena, die, trotz ihres glänzenden Wißes und ihrer großen Talente, für Schiller wie für Goethe ein Gegenstand der Abneigung war. Sie heirathete später A. W. von Schlegel, und nach der Scheidung von diesem den berühmten Philosophen Schelling. Diese Xenie, wie auch die strengeren Sinngebilde Hyazinthen und Kammelein, werden aus innerer Evidenz Schiller, nicht Goethe, zugeschrieben. — Die Matichrose oder der rothe Feldmohn ist die verwachsene Hofdame der Herzogin Amalie, Luise von Göchhausen, gewöhnlich Thuidelba genannt. Toll, voller Unfinn, Klatsch und Spionage, verdient sie die Schärfe des Epigramms, das sie die Rose nur in der Entfernung log. Sie besaß jedoch Geist und großen Scharfblick. Jeder haßte sie in Weimar, aber schonte sie, weil er sie fürchtete, selbst Goethe. — Das Geranium-Blatt verinnbildlicht Charlotte von Seebach, spätere Frau von Ahlesfeld, die sich als Dichterin und Roman-Schriftstellerin („Liebe und Trennung“, 1796) versucht hat. Schen und Schwärmern von außen, entfalte sie im Innern eine tiefe Gemüthswelt, wie es so schon in der Xenie in Vergleiche mit Kammelein, Tulpen und Aftern heißt. — Die Kornblume, deren Sinn hier ist, das sie durch ihre persönliche Erscheinung der besten Gesellschaft eine Zierde gewesen wäre, wenn sie es hätte verleugnen können, das ihre Erziehung und Bildung ganz der Natur überlassen geblieben, ist Ernestine Vulpius, Goethe's Schwägerin, ebenso heiter und lebhaft, wie hübsch. Sie lebte in Goethe's Hause und stand mit der Wirtschast vor. — Das Vergißmeinnicht endlich bedeutet in „lieblicher Kleinheit“ und mit „holdem Auge“ ohne Zweifel die Gräfin Constanze von Freilich, eine eisenartige, liebevolle, harmonische Erscheinung mit blauen Vergißmeinnicht-Augen. Sie wurde später Hofdame und dann Oberhofmeisterin der Großherzogin Maria Paulowna, und Goethe hat ihr manches Erinnerungs-Gedicht zugeeignet. Dies sind die weiblichen Xenien, die Schiller's rathes, munteres Sinngebilde so schön einleitet:

„Reich ist an Blumen die Flur, doch einige sind nur dem Auge, Andre dem Herzen nur schön; wähl' Dir, Leier, nun selbst!“

Goethe-Vercher.

**Wien als Sturmwarner (31).** — Zu allen Zeiten haben die Vienen als Wetterpropheten gegolten. Aber ohne Prüfung ist man heutzutage nicht geneigt, etwas zu glauben; man hat deshalb viele Beobachtungen angestellt. In der Zeitschrift „Natur“ wurden im vorigen Jahre eine Menge von Thatfachen mitgetheilt, welche jene Behauptung bestätigen, und dann heißt es dort weiter: „Beweisen diese Fälle nicht, das bei einem Gewitter, das sich über eine Gegend erstreckt, die Vienen sehr verlässliche Gewitter-Anzeigerinnen sind, das man aber dann, wenn auch schon ein Gewitter am Himmel steht, die Vienen dagegen sich ruhig verhalten, getroffen über Feld gehen kann, ohne befürchten zu müssen, vom Regen tüchtig durchtränkt zu werden? Will aber ein Junfer (Wienenzüchter) gar schon am Vormittag einem Vienenstock Honig



Raddruck auch im Einzelnen verdeten.

**Briefmappe**

**Fragen.**

**Dienstboten-Schule.** — Existirt in Norddeutschland eine gute Dienstboten-Schule, worin ein sechzehnjähriges Mädchen gründliche Unterweisung in allen häuslichen, Hand- und Nähen-Arbeiten empfangen und in Sitten und Betragen für herrschaftlichen Dienst vorbereitet würde? Wie viel Zeit und Geld würde eine solche Ausbildung erfordern? A. v. S. in Berlin.

**Wifamsköpfe.** — Im Juni vorigen Jahres enthielt die „Allstr. Frauen-Ztg.“ einen interessanten Aufsatz über Taschenrechner, wobei über Peter Henlein aus Nürnberg das Wort Reudörffer's citirt war: „das er fast der ersten einer war, so die kleinen Uhrlein in die Wifamsköpfe zu machen erfunden“. Der Verfasser fügt dann hinzu: „Was diese Wifamsköpfe waren, ist unbekannt“. Als ich das jüngst wieder las, erinnerte ich mich, das ich vor langen Jahren eine alte Frau gekannt hatte, welche in ihrer Jugend in einem Schloße diente. Aus jener Zeit besah sie ein kleines, eiförmiges Messingbüchchen, etwa von Aufgröße, das mit etwas Wohlriechendem gefüllt war und Wifamsbüchchen von ihr genannt wurde. Sollte hier des Räthfels Lösung liegen? J. S. in G.

**Stammbuch-Vers.** — In dem Nachlaß einer in hohen Jahren verstorbenen Verwandten fand ich ein Stammbuch und in diesem neben vielem Werthlosen folgendes Gedicht, dem Anscheine nach von einem älteren Manne der Besizerin des Stammbuches gewidmet:

Du blüht, — ich sterbe ab;  
Die Knospe Du, — ich ein verwelktes Blatt;  
Und wenn auch Dich der Sturm entblättert hat,  
Deckt Dich, wie mich das Grab.  
Auf Deinem Hügel frische Kosen stehen,  
Auf meinem Stürme durch den Dornbusch wehen!

Unterzeichnet sind diese anmuthigen Verse nur mit dem Vornamen „Gwold“. Sind sie die Schöpfung eines feinsinnigen Gelegenheitsdichters, oder geben sie nur ein Citat wieder, bei dem der Name des wirklichen Autors fortgelassen ist? Erna.

**Antworten.**

**Rothwein- und Obstklee in Weinen (31)** beseitigt man am einfachsten mit folgendem Nektarwasser. Für 10 Pfennige Glaubersalz, für 10 Pfennige Chlorkalk und etwas Soda von der Größe einer Wallnuß thut man in einen Behälter und schüttet zwei Liter kochendes Wasser darüber. Das Ganze läßt man, fest zugebekt, eine Nacht stehen, gießt es den andern Tag langsam ab und füllt es in Flaschen. Den Bodensatz schüttet man fort, doch an eine Stelle, wo er Hausthieren nicht zugänglich ist. Nachdem die Wäsche rein gewaschen und ausgerungen ist, nimmt man etwa auf einen Eimer lauwarmes Wasser ein Wasserglas voll Nektarwasser (bei sehr großen Flecken auch etwas mehr), rührt dieses Nektarwasser tüchtig mit dem Wasser um, reibt die Wäsche nach und nach hinein und läßt sie so lange darin liegen, bis die Flecke verschwunden sind. (Sind die Flecke sehr hartnäckig, so kann die Wäsche eine Nacht darin stehen bleiben, ohne das das Zeug dadurch leidet.) Dann wird die Wäsche gut ausgepült und, wenn möglich, noch einen Tag der Rafenbleiche ausgesetzt. A. L. in M.-f.

**Blindgewordenes Glas (14)** ist am verlässlichsten mit Kalilauge zu reinigen.



entnehmen und die Bienen zeigen sich böse oder gar stechflüchtig, dann ist sicherlich ein Gewitter für jene Gegend in Aussicht."

Alpenbutter-Geschmack (31). — In Ergänzung des in Nr. 3 veröffentlichten Bescheidens theile ich noch das Folgende mit: Gewöhnlicher Butter den Geschmack würziger Alpenbutter zu geben, füllt man einen kleinen Saß aus dichter, neuer Leinwand mit den Kräutern an, die zumeist auf den Almwiesen wachsen, also: Steinbrech, Baldmeißer, Ruchgras, Schafgarbe, spitzer Wegerich, Quendel. Den mit solchen frischen Kräutern gefüllten Saß hängt man in das Butterfaß und schließt das Gefäß sorgfältig. Man kann beim Buttern auch kleinere, bis auf den Boden reichende, ähnlich gefüllte Säße verwenden. Nach einigen Stunden, wenn die Butter bereits fest geworden, wird man finden, daß der Geschmack ein überaus lieblicher und angenehmer ist. Marie G.-K. in Dresden.

Reonore W. — Die Buchstaben heißen so nach ihrem „Luth“ (Luthel, Heder), der in der Mitte befindlichen Erhöhung. In der Kinderhüte ist das sonst nicht mehr gebräuchliche Wort noch wohl bekannt. Das „Buchstaben“ hat seinen Namen von der Beule, die man sich durch Anrennen mit dem Kopf zwischen kann. Auch dürften Ihnen die reichenden Taubertischen Kinderlieder nicht fremd sein, deren eines (mit Text aus des Knaben Wunderhorn) vom „Tubenmann“, d. h. von einem Wädeln mit Heder, handelt.

Abonnentin auf dem Lande. — Die Photographie Eusef's durch Dielefeld's Hof-Buchhandlung in Karlsruhe, diejenige von Titillie Bildermatth durch Julius Belle's Buchhandlung in Stuttgart.

Errene Veterinären in N. — Francessa da Rimini ist keine Jagensattler, sondern eine historische Persönlichkeit, über welche jedes Conversations-Lexikon das Nähere mittheilt.

Minarett's „Waldschmücken“. — Am besten wenden Sie sich an einen Antiquar, der auf eine Annonce im Buchhändler-Vorblatt, wenn das Buch überhaupt noch in Baden ist, sicherlich ein Angebot erhält. Wir vermögen uns auf die Vermittelung von Buchläden nicht einzulassen.

W. S. G. del G. — Von einer Persönlichkeit Namens Albrecht, die zur Zeit der ersten Revolution am französischen Hofe angestellt war, ist uns nichts bekannt.

S. P. — Der Name des ungarischen Dichters ist so anzuschreiben, wie er deutsch geschrieben wird; nur muß die erste Silbe, auf welcher der Ton ruht, etwas gehoben und die letzte Silbe kurz gesprochen werden. Also: Johal. — Seitenanfänge wählt man mit Besinn.

Arminia in P. — Gewiß wird der Unterricht im Kochen auch für die deutschen Lehrerschulen nützlich sein, obgleich ja im Allgemeinen die deut-

lichen Hausfrauen dafür sorgen, daß ihre Töchter nicht ohne eine gewisse Küchen-Erfahrung in die Ehe treten. Die Einführung eines solchen neuen Unterrichts-faches kann indessen nur auf Anordnung oder doch mit Zustimmung der Behörden geschehen; an diese wäre also eine entsprechende Petition zu richten. Wachen Sie doch den Versuch, für eine solche Petition an die zuständige Behörde Ihrer Stadt Unterthorsten zu sammeln; Sie erwähnen sich damit das Verdienst, werth in Deutschland diese Frage angeregt zu haben.

Grema. — Die Verfasserin ist uns unbekannt. — Den Autoren einzeln, aus dem Zusammenhang greifender Gedicht-Strichen, wie einzelner Verse nachzukupfen, mangelt und leidet die Zeit.

Kath in P., — M. G. in Stendal, — Medlenburgerin, — Josephine Sch., — Ida G. — Verbindlichen Dank; doch bedarf sich Ihre Erbverleib-Receite im Besonderen mit den bereits veröffentlichten.

Fächter der Rotben Erde. — Die Dichterin des bei dem Kaiser Wilhelm-Feste in Arnberg vorgetragenen schmerzvollen Gedichtes ist Fräulein Johanna Halb. Patriotische Beiträge dieser Dame sind schon an vielen Orten mit glänzenden Erfolge zur Aufführung gelangt.

S. K. in Leipzig. — Abonnieren Sie auf Ernst Schaller's „Großen Lieder-Katalog“ (Berlin, Schaller, die Verlegung M. 1). Derselbe führt, nach Titeln und Anfängen alphabetisch geordnet, alle deutschen in Kunst gefachten Lieder, sowie die hervorragenden Feder-Compositionen des Auslands mit auf. Das Werk wird sich freilich etwas theuer stellen, da es einige tausend Titel umfassen wird; dafür aber weiß es 75,000 Lieder mit Anfängen, Stellen, Refrains u. auf.

Junge Mutter. — Das Obit des Leandere ist wissenschaftlich festgesetzt, ein Zweifel darüber nicht zulässig. Tadeln Sie also durchaus nicht, daß der Kleiner obgedachte Wälder und Wälder zum Rande führt.

S. v. M. — Die Justizische Anstalt für Gemüthliche in Charlottenburg bei Berlin, Alt-Gartenstr. 24, und Leipzig, Toden u. 1, werden dort in besonderer Weise gerichtet. Die Kammerherrin Annerose von Gerdinen übernimmt die Aufsicht ebenfalls.

M. H. in Konik. — Der Grundriss einer alten Abonnentin" verdanken wir dem Hinweis auf eine äußerst einfache Art der Kleiderherstellung, die gewiß Ihren Wünschen entspricht. Ein jedes, am Ende mit einem kräftigen Haken in veredelter Leinwand ist in der hinteren Mitte des Rückens zwischen Oberstoff und Rock zu befestigen. Das Band muß ein einziges Stück sein, als der Name zwischen Rockband und dem obersten, im Rock eingetauchten Journieren-Rücken betragt; letzteren verzieht man mit einer Metall-Decke. Durch den weichen ein wenig leitendes angebrachten Beschäftigt ist also ein mit Leichtigkeit zum Schützen des Rockes die Verbindung zwischen Hals und Seiten bewerkstelligt.

Frau v. S. in Baden. — Von dem Preisvertrieb mit goldig oder silbernen schillernden Monogrammen berichten wir in der Rubrik „Neue Moden" bereits in der zweiten August-Kummer 1885. J. Schaal, W. Unter den Linden 27, fertigt die eleganten Monogramme auf jedem beliebigen Papier in allen Farben an; die Herstellung ist übrigens allerdings eine so bedeutend einfachere, daß sich auch der Preis entsprechend verringert hat.

Kunstgewerbliches.

S. K., Chemnitz. — Ein schönes, langes Zimmer mit drei Thüren und einem Erker, „am wohlhabenden“ für ein Damenzimmer einzurichten, ist nicht ganz leicht, namentlich dann nicht, wenn die größeren Säulen, welche die beiden sich gegenüberliegenden Thüren der Langseiten abtheilen, nicht nach dem Pfeiler liegen. Wir schlagen Ihnen folgenden Arrangement vor: Der weitere Theil des Zimmers, d. h. der nach dem Erker in gelegene, wird durch ein zwei Stufen hohes Podium erhöht, letzteres reicht bis dicht an die beiden Seitenthüren heran; die Treppe muß dann in das Podium einfließen, und zwar an der Seite (nicht in der Mitte). Ein Geländer mit Blatte, welches zur Aufstellung von Blumenkästen, Krüben und Aehnlichem dienlich dient, umgibt die Erhöhung und wird auch an dem Stufen entlang geführt. Der Erker am Austritt der Treppe erhält oben einen einfachen Korb; dagegen werden die beiden Erkerseiten des Geländers an der Wand und an der Ecke, an welcher das Geländer umbiegt, bis zur Decke hinaufgeführt. Zwischen beiden ist eine Stange zum Aufhängen einer Verticere anzubringen. Das Podium, mit welchem so oft arges Mißbrauch getrieben wird, ist hier wirklich einmal an seinem Platze. Sie erhalten dadurch gewissermaßen zwei Räume, welche noch durch verschiedene Ausstattung deutlicher geschieden werden können: Belegen der Boden mit verschiedenfarbigen Teppichen; verschiedene Behandlung des Wandputzes, Paneele im vorderen Raum u. Dieser vordere Raum, welcher sich sehr behaglich gestalten läßt, würde nur mit Stuhlmodellen, — wozüglich sehr eingebaute Büsten an den Wänden entlang, — resp. kleinen Büsten zu möblieren, überhaupt als Boudoir zu behandeln sein. In dem hinteren Theile des Zimmers, gewissermaßen dem Vorraum, könnten kleine Schränke, Cabinetts u. Plaf finden. Dies nur die Grundzüge des Arrangements; im Einzelnen bleibt Ihrer Phantasie und Ihrem Geschmack noch viel Spielraum.

Zu dieser Nummer gehört für die Abonnenten der großen Ausgabe ein Modenbild und ein Kinderbild.

Von der Illustrirten Frauen-Zeitung erscheinen jährlich 24 Unterhaltungs-Rummern zu je 2 bis 2 1/2 Doppelbogen, 24 Moden-Kummern, 12 Schnittmuster-Beilagen und 12 farbige Modenbilder; vierteljährlicher Abonnements-Preis 2 M. 50 Pf. (1 Gulb. 50 Kr., mit Postzusendung 1 Gulb. 80 Kr.) Die Heft-Ausgabe bringt ferner jährlich 12 Kunstblätter „Bildermappe"; das Heft (24 jährlich) kostet 50 Pf. (30 Kr.) Die Ausgabe mit allen Kupfern (jährlich 36 farbige Modenbilder, 12 Kostümbilder und 12 farbige Kinderbilder) kostet vierteljährlich 4 Mark 25 Pf. (2 Gulb. 55 Kr., mit Postzusendung 2 Gulb. 85 Kr.) — Alle Buchhandlungen nehmen jederzeit Bestellungen an, mit Ausnahme für die Heft-Ausgabe auch alle Postanstalten.

Anzeigen.

falls solche nicht als für die „Illustrirte Frauen-Zeitung“ ungeeignet von uns angesehen werden sollten, finden in dem Preise von 1 Mark für die einbändige Konvolute-Zeile oder deren Raum Aufnahme, soweit der dafür bestimmte Platz reicht. Ausnahme der Anzeigen in allen Annoncen-

Bureau, sowie in den Expeditionen der Illustrirten Frauen-Zeitung zu Berlin W., Potsdamer Straße 38, und in Wien I., Döbnerstraße 3. Anzeigen erhalten das Blatt kostenfrei mit der Post zugesandt, so lange der Intensions-Nachtrag dauert.

Interessantes Kunstblatt! Prächtige Zimmerzierde! ADOLPH MENZEL'S SHAKESPEARE, Holzschnitt von F. L. Unzelmann. Auf chinesischem Papier. Blattgröße mit Rand 56 1/2 zu 77 1/2 Cent. Preis Mark 6. Vorstehendes Kunstblatt, ein Meisterwerk der beteiligten Künstler, prachtvoll gedruckt, eignet sich sowohl zu einem echt künstlerischen Wandschmuck, wie es als ein Schatz für die Mappe jedes Sammlers von Kunstdrucken, Stichen u. dergl. gilt. Jede Buch- und Kunsthandlung übernimmt die Besorgung. Die Verlagshandlung Franz Lipperheide in Berlin.

Pracht-Einbanddecken zur Illustrirten Frauen-Zeitung in Calico mit reichem Gold- und Schwarzdruck nach nebenstehender Original-Zeichnung. Preis M. 2.25 grün, M. 2.50 roth. Die große Ausgabe wird in zwei Bänden gebunden und zwar das Modenblatt und das Unterhaltungsblatt in je einem Bande. Beim Modenblatt ist von dem beigegebenen Streifen Calico an der Innenseite des Hinterdeckels eine Tasche mit Frosch zu fertigen, in welche sämtliche Schnittmuster hineingesteckt werden. Das Unterhaltungsblatt sollte stets eingebunden werden, es wird dadurch ein feiner Salon-Band von bleibendem Werthe. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen entgegen, sowie das Einbanddecken-Geschäft von Th. Knauer, Leipzig.

Filet-Guipure-Album. Eine Sammlung stilvoller praktisch angeführter Original-Muster. Nebst illustrirter Anleitung von Erna von Manteuffel. Preis in eleg. Mappe M. 15. Verlag und Eigenthum von Gustav Elkan in Harburg a. d. E.

Für Kunstfreunde. Der neue Katalog der Photographischen Gesellschaft, Berlin (enthaltend moderne u. classische Bilder, Pracht- und Galerienwerke, Photographiren etc.), mit 5 Photographien nach Amberg, Arden, Raphael, Verreton ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direct von der Photographischen Gesellschaft gegen Einzahlung von 50 Pfg. in Postmarken zu beziehen.

Bei C. A. Hager in Chemnitz erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen: Handbuch d. Dichtkunst oder Reimlexikon. 75 Pfg. Monogramme-Büchlein von Erna von Manteuffel. Preis 40 Pf. Jedes Heft für eine Familie ausreichend, enthält 25 Monogramme für Placat. Bei Bestellungen genügt Angabe des gewöhnlichen Buchhändlers. Harburg a. E. Gustav Elkan.

DENK'S Kreuzstich-Monogramme 12 Hefte (à 4 Blatt) von AA-ZZ. 3 B. 6. W. — M. 5. Einzelne Hefte (23 Monogramme u. 1 Krone) 30 Kr. — 50 Pfg. zu haben bei Haus Denk, Wien I. Goldschmidgasse 7, sowie in allen Buchhandlungen. (Verlag: Anton Schroll & Co., Wien).

Die Meerscham-, Bernstein- und Elfenbeinwaaren-Fabrik von Justus Breul, Berlin C. Gertrauden-Str. 22. empf. nur echte Meerschamspitzen und Pfeifen, Damenschmuck von Bernstein, Elfenbein u. engl. Jet. Ball-, Theater- u. Federfächer, Puff- u. Dominospiele, Schachfiguren etc. Neuestes illustr. gross. Musterbuch mit ca. 600 Abbildungen, meist in natürlichen Größen, geg. 1 M. Marken franco, welche bei Aufträgen v. 10 M. in Abrechnung kommen. Briefmarken kauf, tauscht und verkauft G. Zechmeyer, Nürnberg.

Reinwoll. Damen-Kleider-Stoffe Nouveautés, Trikotstoffe etc. versendet zu Fabrikpreisen in beliebigem Mass an Private. Wiederverkäufer gesucht. Muster frei. A. Höhmke, Greß i. V.

Lehrbücher der Modenwelt. Zweiter Band. Die Anfertigung der Kinder-Garderobe. Von Hedwig Lechner und Gunda Beeg. Das Werk wird die Garderobe für Mädchen und Knaben von ein bis zwölf Jahren in fünf verschiedenen Altersstufen behandeln und der bewährten Methode folgen, welche dem ersten Bande der „Lehrbücher“, der „Anfertigung der Damen-Garderobe“, zu Grunde liegt. Es ist vorzüglich die auf der neueren Gesundheitslehre beruhende Einfachheit der heutigen Kindertracht, welche deren Anfertigung im Hause durch Mütter und Schwestern in hohem Grade begünstigt, und wir hoffen, den liebevoll schaffenden Händen mit unserem Werkchen eine fördernde und erleichternde Anleitung zu übergeben. Umfassen wird das Werk etwa 8 bis 10 Lieferungen von je 16 reich illustrirten Seiten, welche in Zwischenräumen von vier bis fünf Wochen erscheinen. Preis der Lieferung 60 Pfennig oder 35 Kreuzer. Lieferung 1, welche einen ausführlichen Prospect enthält, kann als Probe zum Preise von 70 Pfennig oder 40 Kreuzer frei unter Kreuzband bezogen werden. Zur Abnahme einer bestimmten Anzahl von Lieferungen ist Niemand verpflichtet. — Bestellungen werden angenommen von allen Buchhandlungen.

Unverfälschte Seidenstoffe. Der Unterzeichnete, Nachfolger von Jacob Zürzer, Zürich, empfiehlt sein reichhaltiges Lager in: Cachemires, Failles, Satin merveilleux, Radames, Ottoman, Faille française, Damassé, Surah, Taffetas etc. Die grösstmögliche Auswahl in Schwarz, feinste Lyonerfärbung. Specialitäten: Fahnenstoffe 120 cm. breit garantirt solid. Rohseidene Bastkleider, waschicht. Die Stoffe sind direct aus der Fabrik bezogen und zu den billigsten Stoffpreisen calculirt. Bestellungen werden franco Stadt und Zoll ausgeliefert. — Muster gratis und franco in Diensten. Hochachtung J. Spinner, Nachfolger von Jacob Zürzer, Zürich (Schweiz). Briefporto nach der Schweiz 20 Pf.



# F. V. Grünfeld, Landeshut in Schlesien

Kaiserl. Königl. und Grossherzogl. Hoflieferant

**Prämiirt auf den Ausstellungen:**  
 Liegnitz: Kgl. Preuss. Staatsmedaille.  
 Görlitz: Goldene Medaille.  
 Frankfurt a.M.: Silberne Medaille.  
 Landeshut: Silberne Medaille.  
 Oels i.Schl.: Silberne Medaille.



## Leinen- und Gebild-Weberei.



**Prämiirt auf den Ausstellungen:**  
 Teplitz: Silberne Medaille.  
 Breslau: Bronzene Medaille.  
 Neumarkt: Bronzene Medaille.  
 Ratibor: Ehrendiplom.  
 Landeshut: Ehrendiplom.

Preis-Listen und Muster

sowie Aufträge von 30 Mark an innerhalb des deutschen Postgebietes und Oesterreichs portofrei.

Bei Ertheilung von Aufträgen beliebe man mitzutheilen, ob der betreffende Geldbetrag dafür gleich mitfolgt, oder ob derselbe durch Nachnahme erhoben werden soll. Im letzteren Falle fällt die Postnachnahme-Gebühr (2 Pf. pr. Mark) zu Lasten der Empfänger.

### Preiswerthe weissleinene Damast-Gedecke.

Muster No. 1261.

Gegen Nachbildung gesetzlich geschützt.



Grösse der Tischtücher in Cm.		Preis für ein Tischtuch	Preis für das Gedeck mit 75 Cm. grossen Servietten.	Mund-Servietten 75 Cm. gross Preis per Dutz. Mark 16.—
Breite	Länge	fl.	fl.	
160	170	6.65	mit 6 Servietten 14.65	
160	225	9.—	mit 8 Servietten 19.65	
160	340	13.35	mit 12 Servietten 29.35	
160	510	20.—	mit 18 Servietten 44.—	
200	200	10.65	mit 6 Servietten 18.65	
200	225	13.35	mit 8 Servietten 24.—	
200	340	18.40	mit 12 Servietten 34.40	
200	510	27.60	mit 18 Servietten 51.60	
200	680	36.80	mit 24 Servietten 68.80	

Grössere Musterbücher von Tischwäsche, sowie Muster aller Waaren-Gattungen auf Verlangen portofrei.

### Weissleinene Damast-Thee-Gedecke

In geschmackvollen Blumen- u. Arabesken-Mustern.

Preis für das Gedeck mit 6 Servietten Mk. 5.25, 7.65, 10.30, 16.—, 19.25.  
Preis für das Gedeck mit 12 Servietten Mk. 13.—, 16.00, 19.20, 32.50, 40.50.

### Weissleinene Damast-Thee-Gedecke

mit farbigen Borden und Franzen.

Preis für das Gedeck mit 6 Servietten Mk. 5.25, 8.70, 14.25, 16.25, 18.50, 27.—.  
Preis für das Gedeck mit 12 Servietten Mk. 14.50, 23.50, 26.—, 34.—, 48.—, 66.—

### Zum Ausverkauf!

Bedeutend herabgesetzt!  
Hochfeine weisse Damast-Kaffee-Tücher mit blaubrochirter Borde und Franzen.  
140 Cm. gross statt Mk. 12 nur 7.50.  
170 Cm. gross statt Mk. 15 nur 10.50.  
Mit reich geknüpften Franzen 2 Mark mehr.

### Hochfeinste Damast-Thee- resp. Kaffee-Gedecke,

rein Leinen, in künstlerisch vollendetester Ausführung. Weiss mit geschmackvoller blau brochirter Borde im Renaissance-Styl und reich geknüpften Franzen.  
Tischdecke 140 Cm. □ f. 6 Personen statt Mk. 12,50 nur 8.50.  
Tischdecke 180 Cm. □ f. 12 Personen statt Mk. 22 nur 16.  
Servietten 36 Cm. □ Dtz. statt Mk. 12 nur 9.

### Neu! Weisse leinene Damast-Gedecke. Neu!

Qual. 275 A. Muster No. 338.

Gegen Nachbildung gesetzlich geschützt.



Das in der Ecke befindliche Medaillon ist zum Einstecken eines Monogramms bestimmt. Auch ist dieses Muster zum Einweben von Schrift in Ecke und Mitte eingerichtet.

Grösse der Tischtücher in Cm.		Preis für ein Tischtuch	Preis für das Gedeck mit 72 Cm. grossen Servietten.	Mund-Servietten 72 Cm. gross Preis per Dutz. Mark 22.—
Breite	Länge	fl.	fl.	
160	170	10.50	mit 6 Servietten 21.50	
160	225	14.—	mit 8 Servietten 28.00	
160	340	21.—	mit 12 Servietten 43.—	
200	200	16.20	mit 6 Servietten 27.—	
200	225	18.20	mit 8 Servietten 32.85	
200	340	27.60	mit 12 Servietten 49.60	

Das Säumen und Sticken von Wäsche, sowie die Anfertigung ganzer Ausstattungen wird unter Berechnung der Baarzulagen übernommen.

## Jacquard- und Damast-Tafel-Gedecke — nur reines Leinen.

Eine hervorragende Specialität des Etablissements, zeichnet sich durch Gediegenheit der Qualitäten und vorzügliche Haltbarkeit aus, weil nur die edelsten Gespinnte hierzu Verwendung finden. Die stylvollen, von Künstlerhand entworfenen Zeichnungen, welche in reicher Musterwahl stets dem modernen Geschmack Rechnung tragen, sind gegen Nachbildung gesetzlich geschützt und bereits vielfach prämiirt.

Das Einweben von Wappen, Monogramms, Hotel-Firmen und Namenszügen für Verwaltungen, Militär-Casinos, Logen etc. in Tischwäsche und Handtücher wird in kürzester Zeit ausgeführt und dafür an Musterspesen nur die baaren Selbstauslagen in Anrechnung gebracht.

Nachstehend nur einige Gattungen aus der enorm grossen Auswahl:

Bezeichnung der Gattungen und Muster.	Preis für das Gedeck mit				Bezeichnung der Gattungen und Muster.	Preis für das Gedeck mit			
	f. 1 Dtz. Serv.	6 Serv.	8 Serv.	12 Serv.		f. 1 Dtz. Serv.	6 Serv.	8 Serv.	12 Serv.
<b>Qual. 190 A. Jacquard-Gedecke</b> in Stern, Schachbrett-, Punkt- u. Strohblumen-Mustern, m. 65 Cm. grossen Servietten	8.50	7.20	10.55	15.20	<b>Muster No. 498. Damast-Tisch-Gedecke.</b> Höchst effectvolles Palmenblatt-Muster mit Schwanenborde.				
<b>Qual. 190 P. Jacquard-Gedecke</b> , Hausmacher-Qualität, praktisch für den täglichen Gebrauch, Speise-Anstalten etc., mit Strohblumen-Muster und stylvoller Karte, mit 68 Cm. grossen Servietten	10.20	8.30	12.50	17.40	Mit 180 Cm. breiten Tafeltüchern und 72 Cm. grossen Servietten	23.20	22.85	31.10	44.45
<b>Qual. 200 A. Jacquard-Gedecke</b> in abgesetzten Stern-, Würfel-, Schachbrett-, Weinblatt- und Strohblumen-Mustern, mit 65 Cm. grossen Servietten	10.20	8.40	12.80	15.50	<b>Qual. 305 A*. Damast-Tisch-Gedecke.</b> hochfeine Atlasgewebe mit stylvoller Borde in Greif- und Sphinx-Mustern, im Mittelstück ein Medaillon zur Aufnahme des Monogramms; m. 160 Cm. breiten Tafeltüchern u. 72 Cm. grossen Servietten	26.—	25.50	34.30	51.20
<b>Qual. 250 P. Jacquard-Gedecke</b> , stylvolle Stern-Muster in geschlungenen Formen mit eleg. Karte, mit 72 Cm. grossen Servietten	16.—	15.50	20.85	31.—	Dieselben mit 200 Cm. breiten Tafeltüchern und 72 Cm. grossen Servietten	26.—	32.—	38.50	55.—
Dieses Gedeck eignet sich seiner gedungenen, kräftigen Qualität wegen hauptsächlich für den täglichen Gebrauch und ist seit Jahren ganz besonders von <b>Officier-Casinos</b> sowie <b>Speise-Anstalten</b> etc. gewählt worden.					<b>Dazu passende Dessert-Servietten mit Franzen 8.50 Mark, ohne Franzen 9.25 Mark per Dutzend.</b>				
<b>Qual. 265*. Damast-Tisch-Gedecke</b> , Fond: Strohblumen und Aehren mit gefälliger Weinblatt-Borde	19.50	18.—	24.25	36.50	<b>Qual. 340 A*. Damast-Tisch-Gedecke</b> , hochfeine Qualität, Muster: „Seerosen und Lilien auf Meereswellen mit fliegenden Libellen“, die Mitte bildet ein Seerosen-Bouquet. Die Ausführung wird von Fachleuten als ein Kunstwerk bezeichnet. Die zu dem Gedeck gehörenden Servietten haben eine langliche Form, sind 72 Cm. breit und 92 Cm. lang; mit 200 Cm. breiten Tafeltüchern	39.—	42.—	52.20	79.—
<b>Qual. 275 A*. Damast-Tisch-Gedecke</b> , a) Muster: „Maidblüthen“ in reizender Ausführung. Die Mitte bildet einen Kranz, der zum Einstecken eines Monogramms geeignet ist.	22.—	21.50	28.00	43.—					

Gedecke mit 18 und 24 Servietten im Preise den Grössen entsprechend. — Die in einer Rubrik angegebenen verschiedenen Preise für Gedecke bedingen kleinere resp. grössere Tischtücher.

Die mit \* bezeichneten Muster sind auch für Schrift- und Wappen-Weberei eingerichtet.

### Ergebene Bitte!

Bei Bestellungen bitte Namen und Wohnort (Strasse) recht deutlich zu schreiben und auch anzugeben, ob an „Fräulein“, „Frau“ oder „Herrn“ zu adressiren ist.



Illustrirte  
**Frauen-Zeitung.**

Nr. 6, 1. Blatt.

Monatlich zwei Nummern.  
Vierteljährlich 2 1/2 M. = 1 1/2 Guld.

Berlin, 16. März 1886.

(Ausgabe mit allen  
Kupfern: 4 1/4 M. = 2 Guld. 55 Kr.)

XIII. Jahrg.



*Charlotte*



## Das wächserne Herz.

Novellette von Paul von Szejepanski.

(Schluß.)

Frau von Borowska stand vor dem hohen Spiegel in ihrem Ankleidezimmer, ganz in weißer Seide, und Diamanten flimmerten an ihrem Halse und in ihrem blonden Haar. Wie eine Lichtgestalt war sie anzuschauen. Die Marysia kniete neben ihr und steckte ein Bouquet von dunkelrothen Rosen ein wenig tiefer, wie es geschickter die beste Kammerfrau nicht vermocht hätte. Dann ging Frau von Borowska in das Zimmer des kleinen Jan-Jozif, setzte sich neben der Wiege nieder und wartete auf das Vorfahren des Schlittens. Auch Herr von Borowski kam im Frack, sagte seiner Frau etwas Liebes, beugte sich mit glücklichem Gesicht über die Wiege seines Knaben und ging dann im Zimmer auf und nieder, von Zeit zu Zeit ungeduldig nach der Uhr schauend. Die Kzwerskis auf Szankowo hatten zu einem großen Valle eingeladen, und es war Zeit, zu fahren, wenn man sich auf dem fast zwei Meilen weiten Wege nicht verspäten wollte. Aber der Schlitten kam nicht. Herr von Borowski klingelte endlich und gab einem Diener Auftrag, nachzuschauen, was an der Verzögerung Schuld sei. Der kam wieder mit verlegenem Gesicht und meldete, daß einem der vier Engländer etwas zugestoßen sei. Da eilte Herr von Borowski selbst nach dem Stalle, denn er war stolz auf den Biererzug, und er war ein practischer Mann, der auch selbst nachschaute, wo etwas nicht in Ordnung war. Herr Jan-Jozif ahnte schon Böses, als er eintrat und mehr Leute um den Stand des rechten Vorderpferdes versammelt sah, als dort hingehörten. Es mußte etwas Besonderes geschehen sein; das sah er auch an den scheuen Gesichtern, mit denen sie bei Seite traten, als sie des Herrn ansichtig wurden. Der Braune aber lag auf dem Rücken und schlug mit den Füßen und leuchte, daß man Mitleid haben mußte.

Herr von Borowski fragte, was geschehen sei, und Keiner wollte ihm recht Auskunft geben. Aber er brachte es endlich doch heraus, und sein Gesicht wurde roth vor Zorn, und die Ader auf seiner Stirn schwellte immer mehr. Bartosz, der Pferdeknecht, hatte bei dem Anschirren der Pferde helfen sollen, und der Braune war unruhig gewesen. Und statt ihm gut zuzureden, denn ein englisches Vollblut hat Nerven wie der subtilste Mensch, war auch Bartosz ungeduldig geworden, der Zähzorn hatte ihn gepackt, und er hatte eine Wagenrinne genommen und mit dem schweren Holz dem Thier in die Weichen geschlagen. Er mußte unglücklich getroffen und edle Theile verletzt haben, — Herr von Borowski sah, daß es mit dem Thiere zu Ende ging. Es war nicht der verlorene Geldeswerth, der ihn schmerzte; er war zornig, weil er auch seine Thiere nicht brutal mißhandelt wissen wollte. Als er auf Bartosz, der sich mit seinem bösen Gewissen hinter die Anderen versteckt hatte, zuschritt, da wurde es todtenstill unter den Leuten. Sie sahen an dem Gesichte des Herrn, wie der Zorn in ihm arbeitete. Aber Herr von Borowski bezwang sich; er trat nur dicht vor den Burschen und wies mit der Hand nach der Thür: „Hinaus! Du bist von heute an nicht mehr in meinen Diensten. Ich kann keinen Pferdehinder gebrauchen.“

Es wäre gut gewesen, wenn der Bartosz gegangen wäre. Aber trotzdem er wohl wußte, daß ihm Recht geschah, kitzelte es ihn doch, sich so vor den Anderen hinausgewiesen zu sehen, und er lachte dem Herrn frech in das Gesicht. „Es wird ja wohl an einem anderen Dienst nicht fehlen,“ sagte er höhnisch.

Da übermannte den Herrn der Zorn; er packte den Burschen an der Brust und drückte ihn gegen die Wand des Stalles, daß die Leute meinten, er werde ihm den Brustkasten eindrücken. Sie wußten, daß Herr von Borowski Kiefenkrast in seinen Armen hatte, und Bartosz wurde weiß wie die Wand neben ihm, die Augen traten aus ihren Höhlen, und seine Kniee knickten unter ihm zusammen. Das brachte den Herrn wieder zu sich, und er ließ ab von ihm.

„Gebt ihm Wasser,“ sagte er kurz, denn der lange Mensch war an der Wand zusammengefallen, als er seine Hand von ihm gelassen, wie ein Rohr, über das der Sturm gefahren ist. „Spannt die beiden Hinterpferde vor den Schlitten,“ befahl Herr von Borowski dann und kehrte in's Schloß zurück. Er hatte den bösen Blick nicht gesehen, den ihm der Pferdeknecht nachsandte, als er wieder zu sich gekommen war.

Als Herr Jan-Jozif in das Kinderzimmer zurückkehrte, hatte er sich schon wieder so weit beruhigt, daß er seiner Frau sagen konnte, das Pferd werde morgen wieder auf den Weiden sein. Er wollte ihr die Freude an dem Ballfest nicht verderben. Wenige Minuten später hielt der Schlitten vor der Thür. Frau von Borowska küßte den kleinen Jan-Jozif, und als er un-

ruhig zu werden begann, sagte sie beschwichtigend: „Sei still, mein Liebling, die Marysia ist ja bei Dir.“ Das schien er wirklich zu verstehen, er legte das Köpfchen wieder auf die Seite und schlief weiter. Die Marysia gab der Herrin den Pelz um, und sie ließ es sich nicht nehmen, sie an den Schlitten zu begleiten und nachzuschauen, daß ihr die Kälte nicht schaden könne. Herr Jan-Jozif ergriff die Zügel, und sie fuhr davon. Dem Diener war es kalt auf der Freitreppe, und er eilte sich, wieder in das warme Zimmer zu kommen. Die Marysia blieb stehen und schaute dem Schlitten nach, so lange sie ihn noch auf dem gleitenden Schnee erkennen konnte.

Als sie sich nach der Schloßthür wandte, stand Bartosz, der Pferdeknecht, neben ihr. Er war aus dem dunklen Schatten der Treppe getreten. Dort hatte er gewartet, mit bösen Gedanken gegen den Herrn, aber der Muth hatte ihm gefehlt, sie zur That werden zu lassen. Ob er es wußte, daß auch die Marysia den Herrn haßte? Er blieb fast vertraulich neben ihr stehen, trotzdem sie ihn doch abgewiesen hatte.

„Er hat mich angerührt,“ sagte er bissig, mit dem Finger über die Schulter deutend. „Ich werde es ihm einträuken.“

Die Marysia sah in seine bösen Augen. Sie las darin, daß er Ernst machen würde, und sie wußte nicht, war es ihr lieber, daß ihr Zauber nun nicht mehr zu wirken brauchte, oder daß ihre Rache einen schnelleren Arm gefunden hatte.

„Was geht es mich an, was Du dem Herrn thust,“ sagte sie und trat in das Schloß zurück.

Es war sehr lustig auf dem Valle bei den Kzwerskis in Szankowo, trotzdem das alte Herrenhaus eigentlich gar keine Räume hatte, in denen man einen Ball geben konnte. Es war ein großes Zimmer darin mit vier Fenstern Front, mit schlechten Dielen und weißgetünchten Wänden. Das nannten sie den Saal und tanzten darin. In einer Ecke stand eine Kredenz mit Champagner-Flaschen darauf, die an Zahl immer wuchsen, denn die leeren blieben stehen, und die vollen kamen endlos. Wer Durst hatte, ging dorthin und trank und wartete nicht erst, bis ihm ein Diener ein Glas servirt hätte. Er fragte auch nicht danach, ob es nicht vielleicht das letzte Glas Champagner sein würde, das man ihm bei den Kzwerskis in Szankowo bot. Herr von Kzwerski fragte ja auch nicht darnach und seine Frau nicht und seine vier Töchter auch nicht, von denen eine immer schöner und immer lustiger war, als die andere. Die Lustigsten aber waren die alten Kzwerskis selbst. Sie waren noch von dem alten Schlage und kümmernten sich nicht um das Ende der Herrlichkeit, trotzdem das Ende sehr nahe war.

Frau von Borowska hatte sich anfangs ein wenig unbehaglich gefühlt. Aber es war zu viel echte Herzlichkeit in dem lustigen Leichtsinne der Kzwerskis und zu viel Grazie in ihrer Thorheit, als daß man ihnen dauernd hätte widerstehen können. Frau von Borowska hatte den alten Herrn von Kzwerski ganz bezauert, und Herr Jan-Jozif machte den vier Töchtern, Jadwiga, Jofia, Katarzyna und Malgorzata, abwechselnd den Hof, in allen Ehren natürlich, und ohne daß sich seine Frau etwas dabei denken konnte, denn die von Borownce und von Szankowo hatten seit mehr als zweihundert Jahren gute Nachbarschaft gehalten, und ihre Kinder waren zusammen aufgewachsen.

Da ging plötzlich ein Flüstern durch die Gesellschaft und ein Köpfe-Zusammenstecken, und das verstimmte Klavier und die kreischende Violine brachen mitten in einer Mazurka ab. Von der Hausthür aus sei am Horizont ein großer Feuerschein sichtbar, hieß es, und so viel auch Herr von Kzwerski seine Gäste bat, sich nicht stören zu lassen, da ja nicht das Dach über ihrem Kopfe brenne, so stürzten doch Alle, Herren und Damen, nach der Thür. Dort standen sie und stritten, wo das Feuer sein könne; die Einen sagten hier, die Andern dort. Herr von Borowski war keinen Augenblick zweifelhaft gewesen, daß es in Borownce brenne. Er wollte nur seine Frau langsam darauf vorbereiten, aber er hatte schon nach seinem Schlitten geschickt. Er redete ihr zu, sie möge in Szankowo bleiben, aber sie wollte nicht. Eine seltsame Unruhe hatte sich ihrer bemächtigt. Sie hüllte sich in ihren Pelz, und es schien ihr eine Ewigkeit zu dauern, bis der Schlitten endlich vor der Thür hielt.

Herr von Borowski ließ die Pferde ausgreifen, was sie laufen konnten. Er fühlte, wie sich seine Gattin fest an ihn lehnte, wie ein nervöses Zittern ihren Körper durchbebt, und wie sie von Zeit zu Zeit unter ihrem Pelz-Capuchon aufschluchzte. Er suchte sie zu trösten; es werde ein Stall, eine Scheune in Flammen stehen. Das sei ein Schade, aber kein Unglück. Es gelang ihm nicht, sie zu beruhigen.

Da war es, als ob ihr plötzlich von oben ein Trost käme. Sie seufzte erleichtert auf, und dann sagte sie zu-

versichtlich: „Gott sei Dank, die Marysia ist ja bei ihm!“

Herrn von Borowski durchfuhr es, aber nicht wie Beruhigung, sondern wie ein plötzlicher Schrecken. Er hatte bisher gar nicht daran gedacht, daß seinem Knaben eine Gefahr drohen könne. Aber die Marysia! Wußte er nicht, daß sie ihn haßte, und hatte sie nicht vielleicht all die Zeit nur auf die rechte Stunde gewartet, ihn tödtlich zu treffen? Er peitschte auf die Pferde, und es flog siedend heiß durch seinen Körper, und wie auch die Pferde ihren letzten Athem gaben, es ging ihm doch nicht schnell genug. Seine junge Frau aber saß neben ihm und hatte die Hände unter dem Pelzmantel gefaltet; sie war ruhig und gottergeben geworden, seitdem sie sich erinnerte, daß die Marysia bei ihrem Kinde wachte. —

Die Marysia hatte an dem Bette des Kindes gesessen, bis der Kleine erwachte. Sie hatte seinen Hunger gestillt, ihn umhergetragen und ihm Vieder gesungen, bis er müde wurde und sie ihn wieder zur Ruhe legte. Sie setzte sich neben ihn und dachte, wie stattlich er einst werden würde und wie gut, besser als sein Vater. Sie dachte an die Herrin, ließ den Rosenkranz durch ihre Finger gleiten und sprach ein Gebet für sie. Auch an Bartosz dachte sie, und daß er Ernst machen würde. Eines von den Mädchen des Hauses hatte ihr erzählt, was der Herr mit dem Bartosz vorgehabt. Sie mußte sagen, es war ihm kein Unrecht geschehen, und er hatte eigentlich kein Recht, gegen den Herrn etwas zu planen. Das beunruhigte sie. Sie hatte ihn noch bestärkt darin, sie hatte ihm nicht abgeredet, und wenn etwas Schlimmes geschah, trug sie die Schuld mit. Nicht daß es ihr leid gewesen wäre um den Herrn; dagegen wehrte sie sich; aber daß Jemand etwas gegen ihn plante, der kein Recht dazu hatte, kein Recht, wie sie selbst! So meinte sie und verwirrte Recht und Unrecht, und in ihrem Innern wurde es immer finsterner und unruhiger; die Einsamkeit bedrückte sie, und sie fürchtete sich vor Gespenstern, trotzdem Gespenster keine Macht haben in Räumen, wo unschuldige Kinder schlafen. Es kam ihr fast wie eine Erlösung, daß dasselbe Hausmädchen, welches ihr die Geschichte von Bartosz erzählt, wieder in die Thür trat. Sie solle mit in die Badstube kommen; dort spiele Wojciach auf der Geige, und sie alle aus dem Schlosse tanzen dazu. Eine halbe Stunde nur, und sie könne ja zuschauen, wenn sie nicht tanzen wolle, und der kleine Jan-Jozif schlafe ja, und er habe schon oft allein geschlafen, auch wenn die Herrin zu Hause gewesen sei.

Die Marysia ging. Sie wollte nur auf andere Gedanken kommen. Es war wenige Schritte über den Hof nach dem Badhause. Die Marysia setzte sich auf den Tisch und schaute zu. Sie tanzte nicht. Aber auf andere Gedanken kam sie doch nicht, trotzdem es lustig genug herging in der heißen, niedrigen Stube, in welcher der Staub von den tanzenden Paaren aufgewirbelt wurde. Die Marysia sah wie im Traume.

Und plötzlich scholl es von draußen: „Feuer! Feuer!“ Die Paare stürzten nach der Thür. Die Marysia blieb auf dem Tische sitzen; sie nickte nur mit dem Kopfe: „Das hat der Bartosz angelegt!“ Es war ihr wie eine Erlösung, daß er dem Herrn nicht an das Leben wollte, und zugleich zuckte es verächtlich um ihre Lippen: „Nur ein Feuerbrand! Solch ein Prahler!“ Sie rächte sich anders, — aber freilich, sie hatte auch ein Recht dazu. Langsam folgte sie den Uebrigen.

Die standen vor dem Schlosse und schrien und rannten durcheinander. Die Flammen schlugen hell aus dem Dache, leckten schon aus den Fenstern der oberen Etage. Das Feuer mußte schon vor Stunden angelegt worden sein. Die Marysia schritt ruhig auf die Schloßthür zu. „Um Jesu, Marysia, wo willst Du hin? Du kommst nicht lebend heraus!“ schrie das Mädchen, das sie zum Tanze geholt, und faßte sie fest am Aermel.

Da schaute die Marysia auf, als ob sie jählings aus dem Schlafe erwache. Ihr Gesicht wurde starr, die Augen groß. „Jesus, Maria und Jozeph,“ kreischte sie auf und riß sich los. „Jan-Jozif, das Kind!“

Wie eine Rasende stürzte sie in das Schloß. Der Rauch quoll ihr entgegen; die Corridore waren finstern, aber sie kannte den Weg, die Treppen. Sie eilte vorwärts, sie fand die Thür, sie riß den Kleinen aus dem Bette und hüllte ihn warm und vorsorglich in Decken. Da erst wurde das Kind wach. Es begann zu weinen, als es sich so plötzlich im Schlafe gestört sah.

„Sei ruhig, mein Liebling, die Marysia ist ja bei Dir!“ sagte sie; es klang ihr in den Ohren, wie die Herrin gesagt hatte, ehe sie nach Szankowo fuhr. „Sei ruhig, mein Liebling, die Marysia ist ja bei Dir!“ wiederholte sie, als sie mit dem Kinde im Arme über die Corridore eilte. „Sei ruhig, mein Liebling, die Marysia ist ja bei Dir!“ sagte sie auf der großen Treppe, die vorher noch dunkel gewesen war, und die jetzt das Feuer schon grell beleuchtete, auf die schon Trümmer der Decke herniederprasselten. Sie war ohne Furcht in ihrem Herzen, sie neigte den Kopf über ihn, daß ihn



lein glimmender Funke treffen könne, und der kleine Jan-Jozif jauchzte, als er in das rothe Feuermeer schaute.

„Sie kommt nicht wieder,“ sagten die Leute, die vor dem Schlosse standen, „sie kommt nicht wieder, und der Herr findet keinen Sohn mehr, wenn er heimkehrt; sie kommt nicht wieder, — das Dach wird gleich zusammenstürzen!“

Da stand sie auf der Freitreppe, und die Leute von Boronyce jubelten auf. Und dem Jubelruf folgte ein Schreckensschrei! Wie eine feurige Schlange stürzte ein brennender Balken vom Dachfirst, gerade dort, wo die Marysia stand. Sie taumelte, sie fiel, der kleine Jan-Jozif, in seine Betten gepackt, rollte aus ihren Armen die Treppe hinunter.

Beherzte Frauen nahmen das Kind auf, beherzte Männer trugen die Marysia aus dem Bereiche der Gefahr. Es war zu spät. Der brennende Balken hatte sie am Hinterkopfe getroffen, ein nachgestürztes glühendes Scheit mußten sie von ihrer Brust nehmen.

Sie athmete nicht mehr. Der Schein des Feuers täuschte die Farbe des Lebens auf ihre blassen Züge. So lag sie im Schnee; die Weiber knieten um sie und beteten.

In rasender Carrière sauste der Schlitten des Herrn von Borowski auf den Hof. „Wo ist mein Kind?“ schrie der Herr und schaute mit wilden Augen um sich.

Man brachte das Kind der Herrin; es war unverletzt. Frau von Borowska legte es unter ihren Pelz und lachte und weinte.

„Die Marysia, Herr,“ sagte der Verwalter, der sich mit der primitiven Feuerspritze abgemüht hatte. „Die Marysia —“

„Was ist's mit ihr?“ fragte Herr von Borowski scharf, denn er glaubte, etwas zu hören, das mit seinen Gedanken, die ihn auf dem Wege gepeiniget, im Einklang stand.

„Die Marysia ist zu Tode gekommen, als sie den jungen Herrn Jan-Jozif aus dem Feuer trug.“

Die Frauen traten bei Seite, und Herr von Borowski sah sie liegen, als ob sie lebte. Er kniete neben ihr in den Schnee und süßte nach dem Schlage ihres Herzens. Er suchte vergebens, aber es stach ihn etwas in die Hand, und er zog die goldene Nadel hervor, dort, wo das glühende Scheit ihr Nieder versengt hatte, und daran lebte ein Klümpchen Wachs. Das war das wächserne Herz, das an der Bluth des Scheites geschmolzen war.

Herr Jan-Jozif von Borowski kannte den Aberglauben der polnischen Frauen wohl. Ihn hatte sie tödten wollen, und sein Kind hatte sie mit dem eigenen Leben gerettet! Er beugte sein bleiches Gesicht tief auf das weiße Antlitz der Todten, seine Hand machte das Zeichen des Kreuzes über ihrer Stirn, und mit bebenden Lippen flüsterte er: „Ruhe in Frieden, Marysia!“

*Radstreck verboten.*

## Ein Maler-Abenteuer in Spanien.

Novellette von Carl von Vincenti.

**M**aler Petrus B. schlenderte auf gut Glück durch Spanien. Da kam er nach Burgos, der Stadt des Eid und Aimenens. Aus dem Parador ging er geradewegs in die Kathedrale, auf welche die Spanier so stolz sind, weil ein Deutscher, Johann von Köln, sie gebaut hat. Er stolperte durch die Gassen der Verglehe, an welcher der Dom angebaut ist, stieg viele Stufen zum Hauptportale hinauf und dann im Innern ungezählte Stufen wieder hinab.

Hier stieß er auf den Sakristan, der ihm eine Prise Tabak anbot. Beide machten hierauf die vierzehn Kapellen durch. Zuletzt betrat Petrus die Kapelle der „Condestable“ oder vielmehr die Sakristei, um sich die „berühmte Magdalena“ anzuschauen, welche von diesen jener Madonna Rafael's in Madrid vorgezogen wird, die Philipp IV., ein guter Kenner, die Perle seines Bilderbesitzes genannt hat.

Die „Magdalena“ wird dem Leonardo, dem Quini und dem Pedrino zugeschrieben. Der Sakristan jedoch war anderer Meinung.

Er nahm eine ausgiebige Prise und sprach:

„Der Meister ist unbekannt.“

Da gellte ein Lachen auf, das von allen Wänden wiederhallte.

Petrus fuhr erschrocken empor.

An der Sakristei-Thür stand ein braunes Männlein; nur die Haarbüschel, die von seinen Schläfen hingen, waren grau. Seine Augen funkelten durch die stille Dämmerung der Bilderscheiben.

„Ein armer Narr!“ bemerkte der Sakristan und nieste. „Ein toller Knauf von einem Maler, der sich einbildet, er habe die ‚Magdalena‘ gemalt.“

Sie verließen die Sakristei.

Das bronzerfarbene Männlein folgte, den Blick auf Petrus gerichtet, der in die Tasche griff.

„Bei Leibe nicht,“ wehrte der Sakristan, der die Absicht errieth; „Sie würden ihn reizen. Er braucht kein Geld und ist ganz harmlos.“

Petrus stieg die Stufen zum Nordportal wieder hinauf. Der tolle Maler blieb auf seinen Fersen, und auf der Straße hielt er sich an seiner Seite.

Der Braune schien denselben Weg zu haben. Sie kamen durch holprichte, dunkle, enggewundene Gassen zu einem reizenden Thorbau, nach der Alameda hinaus. Petrus richtete einige Fragen an den Alten, ohne jedoch eine Antwort zu erhalten.

Plötzlich hielt jener inne.

Ein alter Feigenbaum hielt eine baufällige Mauer mit seinem ausgreifenden Geäst, wie mit Klammern zusammen. Ein Pfortlein war durchgebrochen.

Der Braune öffnete die angelehnte Thür und wartete. Die Neugier schlug bei Petrus alle Bedenken aus dem Felde; der Alte ging voran, er folgte.

Sie durchschritten den weiten, heißen Gemüsegarten voll Lauch, Eierpflanzen und Kürbisranken. An gespannten Seilen hing bunte Wäsche, die grelle Farbenflecke auf den sonnigen Plan warf. Jetzt zog der Alte einen Schlüssel hervor und öffnete eine zweite Thür in einer hohen Mauer.

Das war eine andere Welt.

Sie standen in einem großen Klosterhofe mit Säulengängen und einem Wasserbecken in der Mitte. Auch hier um das Becken hatte man an starken Pfosten Wäscheleine gespannt und allerlei Laten aufgeklammert.

Es war mittagstill; nur die Mücken säuselten, und die Grillen fiedelten.

Jetzt gerieth eins der Wäscheleine in's Schwanken, einige Fäden wurden herabgeschüttelt, und der bräunlich-schlanke, etwas mangelhaft belleidete Körper eines Mädchens ward sichtbar, welches, mit beiden Händen am Seile hängend, sich zwischen den Linnen hin und her schwang.

Es war freilich etwas sehr schwül und die Mauer so hoch!

Plötzlich klatschte das Wasser dumpf auf . . . Die Kleine war hineingesprungen, und ein nigenhaftes Klüppeln flog zu Petrus herüber, dem es recht schwül geworden war.

Mittlerweile hatten die Beiden das Ende des Kreuzganges erreicht. Der Alte schien die Episode mit der Brunnens-Kajade gar nicht bemerkt zu haben, als bereits eine zweite weibliche Begegnung stattfand. Die war allerdings minder naudenhaft; ein altes Weib, spanisch alt, mit rauchfarbigem Gesicht, fettigen Wangen und fettigen Haarsträhnen. Sie hatte die Füße in Strohschläppeln stecken und fuhr mit einem Binsenwedel voll frischer Kalkmilch über die Grabsteine hin, die aufrecht in die Mauer eingelassen waren.

Petrus stolperte über den Kalkmilchfäbel und wäre dem Weibe um ein Haar in die Arme gefallen. Er schauderte.

Jene starrte den Fremden schweigend und mit blöder Miene an; dann wischte sie sich mit dem dünnen, kalkgesprenkten Arme den Schweiß vom Gesicht und strich weiter.

Unter den Säulen-Capitellen zwitscherten Schwalben. Der Säulengang mündete in eine Vorhalle mit alten Fresken aus, wo sich ein Wandbrunnen im verwegentesten „Plateresco“-Stil bis zur Wölbung emporstreckte. Schwarzmarmorne Schildkröten spieen Wasser auf lebendige Schildkröten, die unbeholfen aus dem Beckenrande herumkletterten. Auf einem Steinschnörkel hockte ein ruppiger Affe, der eines der gevezerten Thiere zärtlich an die Brust drückte.

„Loro! Loro!“ gellte es hinaus.

Petrus erblickte einen grauen Kaladu, der am Fenstergitter festgekrallt hing.

Die Wandgemälde waren theilweise mit Moder und Schlinggewächsen überzogen. Zwischen den geborstenen Fliesen roch es feucht und dumpfig heraus, und der Fuß glitt auf dem grünen Bodenschimmel aus.

Das Männlein war stehen geblieben. Ein Sonnenstrahl, der durch das Fenstergitter siderte, warf einen matten Glanz auf das seltsame Menschenkind. Die Züge waren stark verwittert, und ein grauer Bartschopf lagerte um Kinn und Lippen.

Der scheinbar erloschene Blick flackerte plötzlich auf, und die Lippe zuckte. Der Alte schien zu horchen. Ein heller Ton durchdrang die Stille, und dicht nebenan begann ein Flötenspiel.

Als bald knarrte und ächzte es dazwischen, und eine hohe Flügelthüre ging langsam und schlotternd in ihren knirschenden Angeln auf.

Die Flötensänge quollen voller heraus, und eine hagere, hohe, greisenhafte Frauengestalt glitt langsam, automatisch, gespenstisch-geräuschlos hervor. Eine stirnhohe, graue Puderfrisur überthürmte das lange, edige, wachsiges Gesicht, und die verblichene, mausgraue Schlepprobe mit schlotternden Hängeärmeln klebte auf dem hageren Leibe.

Das Gespenst neigte den Kopf wie zum Willkomm und trat dem braunen Männlein zur Seite, das ihm als bald mit unheimlicher Galanterie den Arm bot.

Ehe das Paar eintrat, schlüpfte der Affe unserem verblüfften Künstler zwischen den Beinen durch und hielt, auf der Schleppe der Dame herumtrippelnd, gleichfalls seinen Einzug. Petrus folgte unwillkürlich und stand in einem großen Maler-Atelier.

Der Raum mochte früher die Klosterkirche gewesen sein, denn an der Längswand links schwebte noch auf goldigen Wollenschnörkeln eine Kanzel. Das Licht fiel durch eine kleine Kuppel und hohe, staubblinde Bogenfenster ein, welche theilweise durch wuchernden Pflanzenwuchs von außen verdunkelt waren. Die Wände bedeckten Fresken, die man unten abgetraht und durch phantastische Sudeleien ersetzt hatte.

Da gab's eine heillose Verwirrung in den Borwürfen. Menschen wuchsen auf den Bäumen und flogen durch die Lüfte; Sphinge und Urtiere, von Unholden bedient, tafelten in Prunkgemächern, und allerhand Fabelgewürm kroch und wimmelte durch in verwegentesten Tönen gehaltene Landschaften. Feuersbrünste wechselten mit Sintfluthen; durch die Lüfte streichende gothische Thürme stolperten über phantastische Himmelskörper, welche sich an Minaret-Zinken gespielt hatten, die wie Marterpfähle aufragten. Eine ganze Stadt schwamm auf dem Meere, von wüsten Seeweibern getragen, die, mit kralligen Flossen rudierend, Feuer aus den Brüsten sprudelten. Neben einzelnen Szenen von verwegentester Phantastik bemerkte man ziemlich correcte Actstudien, die mit Kohlenstrichen hingeworfen waren.

Im Dämmer der Kuppel aber hing ein großer Gitterkäfig, auf dessen Metallknäuf gerade ein schräger Sonnenstrahl spielte. Myriaden von Fliegen tanzten in dem goldstaubigen Strahle.

Hatte sich das Auge an die farbige Dämmerung oben gewöhnt, dann gewahrte es ganz deutlich verschlafene Tropenvögel auf den Simschnörkeln des Kuppelhalbes hocken. Solche Gäste beherbergte wohl auch der Käfig, von dem ein Seil bis zum Boden herabhäng. Eben jetzt kletterte der Affe daran empor und schwang sich hin und her, jodaß die Vogel-Colonie in starke Bewegung gerieth und gedämpftes Flügelkrauschen hörbar wurde.

Mit einem Sprunge war dann der Affe auf einem Beichtstuhl rückwärts, aus welchem immer sehnsüchtigere Flötentöne herausquollen. Da saß in der Mittelnische, wo vormals dem Beichtiger die Sündenbekenntnisse durch die Seitengitter zugelüftet worden, ein todbleicher, junger Mann und blies die Flöte zum Herzrühren schön, während der Affe Grimassen dazu schnitt. Rothes Haar fiel in straffen Strähnen auf die schwarze Kutte, welche den mageren Leib des Flötenbläfers belleidete. Und wie er so mit den bleichen Händen an den Klappen herumfingerte, begriff man kaum, wo er die Kraft zum Blasen hernahm.

Petrus war wie betäubt von Allem, was ihn umgab. Wahrhaftig, da fand sich der übliche Atelierkram und fast Alles beisammen, was überhaupt für irgend eine Hantirung des bildenden Künstlers vonnöthen ist. Hier standen Staffeleien, dort Posirtische; in der Ecke lehnte eine Gliederpuppe mit einer Mandoline im Arme; an den Wänden hingen Vasreliefs und anatomische Studienobjecte in Gyps. Es roch nach Farben und Oelen, nach geschlemmtem Thon und Schmirgel.

Allmähig schüttelte Petrus seine Betäubung ab und fand sich zurecht. Hinter jener Staffelei ragte der Knauf eines Malerstockes hervor, der in Bewegung war. Dort stand auf einem Posirtische eine Thonskizze in nassen Bindeln; ein Graubart, mit einer Papiermütze auf dem Kopfe, knetete an einem frischen Thonblock herum, und ein stinkes, feistes Männlein setzte gerade mit dem Hornspatel seine Palette auf!

Plötzlich zischte Petrus ein feiner Wasserstrahl in's Gesicht, und der letzte Rest seiner traumhaften Befangenheit wich.

Der Graubart hatte den Strahl seiner Lehmstizze zugebracht, sich jedoch in der Richtung getäuscht. Nun widmete er, seine Spritze ehrerbietig niederwerfend, unserem Künstler eine tiefe Verbeugung.

Ein junger Mann mit dunklem Lodenhaar trat mit ausgesuchter Höflichkeit an Petrus heran und nahm ihn sacht bei der Hand. Im selben Augenblicke legte sich von rückwärts eine schwere Hand auf seine Schulter. Er drehte sich um und erblickte einen Mann in den besten Jahren, mit stattlicher Leiblichkeit; ein Vollbart stieß ihm fast bis zur Gürtelschärpe hinab, deren Schließe mit Steinen besetzt war.

Der Stattliche wies mit seinem Malerstock nach einer Staffelei hin. Ein zierlicher Mann mit langem, schwarzem Bart und blühenden Augen stand vor einer riesigen Leinwand und malte mit so fieberhafter Emsigkeit, daß man seinen Pinsel knistern hörte; er gab förmliche Pinselhiebe auf die Malfläche.

Petrus wollte gerade einen Blick auf das weitläufige Bild werfen, als sich plötzlich eine sichtlich Aufregung





Nach der Gargnuff. Nach einer Zeichnung von Heinrich Schmitt. — Siehe Seite 102.



des ganzen Ateliers bemächtigte. Die Flöte schwieg, und eine klare, jugendliche Frauenstimme trillerte eine „Seguidilla“, die wie Verheerung in den Raum hereinschmetterte.

Ran kam ein braunes, schlankes Mädchen in einem kurz geschürzten, schillernden Seidenröschchen hereingehüpft. Die trug den hohen Kamm schief auf ihre schimmernden schwarzen Flechten gesteckt, große Goldringe in den Ohren und einen gewaltigen, buntgemalten Fächer, hinter dem ihre zierliche Gestalt, wie hinter einem Schilde, zur Hälfte verschwand.

„Die Rajade!“ dachte Petrus, welchem die Kleine eben schelmisch zulächelte.

Die Künstler drängten sich begierig heran, um ihre schmalen, braunen Hände zu küssen, woran die Kleine eine kindliche Freude zu haben schien.

Sie mochte sechzehn Jahre alt sein. Ihre niedlichen Füße stakten in rothen Seidenschuhen, und sie zierte und wendete sich so anmuthig, grüßte und lächelte und fächelte, wie eine verzauberte Puppe.

Bisher war die ganze Gesellschaft wie stumm gewesen; doch mit dem Erscheinen des Mädchens schien dieser Zauber gelöst. Alle zischelten und flüsterten mit belebten Mienen, und hie und da wurden einzelne Ausrufe von Bewunderung laut. Die Kleine aber tänzelte zwitschernd und trillernd von Staffelei zu Staffelei, von Positivisch zu Positivisch, tippte mit ihrem Fächer auf Bilder und Skizzen und lachte so hellmelodisch dazu, daß Petrus keinen Augenblick daran zweifelte, sie müsse die Fee in diesem wunderlichen Reiche sein.

Und in Wahrheit, Saphira war die Fee!

Als sie am Beichtstuhl vorbeihuschte, neigte sich der blasse Flötenspieler so tief zu ihr nieder, daß er ihre Pantöffelchen küßte. Dies rief allgemeinen Unwillen hervor. Im Nu geriethen die Malerstücke in Aufruhr und wurden die Spritzen der Thonmeter nach dem Verwegenen gerichtet. Bornige Rufe fuhren auf, ein junger Mensch mit erhobenem Stod sprang auf den Blasen los, der mit der Flöte parirte, die Anderen drängten heran und schrien durcheinander, der Affe schlug kreischend zwei Schallbecken gegeneinander, die Vögel oben flatterten erschrocken auf, und es entstand ein wilder Lärm, bis plötzlich eine eiserne Stimme aus der Höhe erscholl: „Ruhe!“

Mit einem Schlage war's still. Alle senkten die Köpfe, und die Meisten verkrochen sich, sichtlich zerküßt, hinter die Staffeleien.

Auf der Kanzel hoch oben stand ein Mann, der durchaus nichts von einem Verkünder des ewigen Wortes hatte. Er sah vielmehr fast wie ein Thierbändiger aus, mittelgroß, gedrungen, mit dunkelrothem, knapprasirtem Gesichte, kurzgeschneittenem, grauem Haar und mächtigem Nacken. Sein Auge funkelte wie blanker Stahl, und wie er den Arm erhob, war's, als wolle er rebellische Bestien mit der Eisenstange niederschlagen.

Jetzt winkte der Gewaltige der kleinen Saphira, die darauf Petrus bei der Hand faßte und ihm auf der Kanzeltreppe vorantrippelte.

Wenig Augenblicke später saß Petrus in einem reich ausgestatteten Arbeitszimmer, das ehemals das Refectorium des Klosters gewesen sein mochte. An den Wänden hingen alte Bildergewebe und Gemälde; Musik-Instrumente und Malergehörath lagen umher.

Der Hausherr bot Petrus einen geschuittenen Sessel und verabschiedete darauf Saphira mit den Worten: „Kleiner Zieraffe, ich werde Dich in's Kloster stecken, wenn Du das Volk da unten noch toller machst! Geh!“

Die Kleine huschte schmollend hinaus, worauf der Mann sich an seinen Gast wendete: „Der Teufel auch, Caballero, wie kommen Sie hierher?“

Petrus suchte nach einer passenden Antwort, als der Andere fortfuhr: „Ah, ich vergaß. Ich bin der Doctor Don Pablo Lucientes, genannt Racoa . . . Ein Papelito, ich bitte?“

Petrus verbeugte sich vor dem Manne, dessen Namen er unter den ersten Kunstgenossen nennen gehört. Dann nahm er die Cigarette und nannte seinen Namen.

„Ah,“ rief der Doctor, „bin hoch erfreut; ich schwärme für Ihre Bilder, Caballero . . .“

Nachdem hierauf der Künstler sein Abenteuer mit dem Braunen in der Kathedrale und über die Umstände, wie er den Alten begleitet hatte, berichtet, rief Racoa: „So hat sich der verteuflte Don Felipe schon wieder den Schlüssel zur Hinterthür verschafft, gewiß durch diese Heze, diese Saphira . . .“

„Darf ich fragen, Caballero,“ warf Petrus dazwischen, „wo ich denn eigentlich bin?“

„Wie, das wissen Sie nicht? — In einer Heilanstalt für irrthümliche Künstler, die ich seit zwanzig Jahren zu leiten die Ehre habe . . .“

Und Don Pablo verbeugte sich mit einem stolzen Lächeln.

Als sie bei einer Flasche Val-de-Peñas saßen und den leichten Schillerwein schlürften, der in den braunen Bergen über der Mancha drüben wächst, da ward Racoa wunderbar mittheilhaft.

„Die Kunst,“ rief er begeistert, „die Kunst, Caballero, die ist mein Lebenselement. Habe selber mit Pinsel und Spatel herumgeklopert. Als ich in Madrid practicirte, da schrieb ich auch Jahrelang in einem ersten Blatte über Kunst. Eines Tages hatte ich Geld genug, nahm meine liebsten Bilder mit und zog mich hierher nach meiner Vaterstadt Burgos zurück. Längst schon trug ich mich mit dem Plane, eine Heilanstalt für irrthümliche Künstler zu gründen, um der Kunst zu retten, was noch zu retten wäre. Caballero, kuren habe ich gemacht, wunderbare! Man muß eben nur das Künstlervolk kennen, mit seinen großen und kleinen Schwächen, dann kommt man hinter die Behandlung. Größenwahn, getäuschte Hoffnungen, Neid, Claqueurwesen, Verfolgungswahn, Ateliersünden, Modellwirthschaft, — was weiß ich Alles! — zerstören oft die begnadetsten Talente. Auch die Kritik macht Manchen toll, kein Wunder! Sie treibt's oft toll genug! Auf die Künstler, Caballero!“

Und sie stießen an, daß es hellen Ton gab.

„Ich kenne sie, die Künstler,“ fuhr der Doctor fort, dessen Augen funkelten. „Sie sind Kinder, wunderbegabte Kinder, und wie Kinder muß man sie behandeln. Ich behandle meine zwei Duzend Jungen drüben wie meine Kinder, streng, aber doch mit Güte. Sie sind mir Alle an's Herz gewachsen, die armen Teufel, nicht weniger als meine Saphira, mein Alterskind, das alle Welt beehrt. Haben Sie gesehen, wie sie ihr hübsiges Das liegt so im Künstler. Wenn's in gewöhnlichen Köpfen todt ist, in so einem Künstlerkopfe wird's nie ganz dunkel, so lange noch die Maschine geht. Freilich kann ich mich nicht mit Allen befassen; es darf kein Tollhäusler sein, der in die Jacke gehört; sonst aber stehe ich meist für den Erfolg.“

Und Racoa erhob von Neuem sein Glas.

„Haben Sie den prächtigen Keel mit der Gürtelschärpe bemerkt?“ begann er dann wieder mit hochgeröthetem Gesichte. „Er war ein großer Bildnißmaler, ein — ich möchte sagen — gewaltiges Talent! Er ist die eingelebte Systematik und ist vor lauter System verrückt geworden. Sein Vorbild ist Rubens, dessen Technik er ganz wunderbar studirt hat. Primamalen ist sein Geseh. Der Kleine, Zierliche mit dem langen, schwarzen Barte ist mein erster Colorist. Auf der Akademie zuckten sie die Achseln über ihn und thaten geringschäßig; später wuchs er Allen über den Kopf! Die Farben-Sirene hatte es ihm angethan, und seine Palette war eine Magie. Und der rothe Flötenspieler! Er ist ein Schüler der spanischen Akademie in Rom. Sie kennen sie doch? Sie liegt auf der Höhe von S. Pietro di Montorio, — Prachtblick auf Stadt, Campagna und Meer! Später hat er bei Pradilla gearbeitet, wunderbare Studentköpfe in Wasserfarben. Doch Alles werden Sie ja selber sehen, wenn Sie von Staffelei zu Staffelei gehen. Bildhauer sind nur wenige da, die harmlosesten Leute. Der Graubart mit der Papiermühle ist über einem „Gid“-Denkmal ein Narr geworden. Meine Leute haben Alle, was sie brauchen. Sie werden sie sehen, Caballero; sie spielen freilich nur, die armen Jungen, aber es gefällt ihnen bei mir. Sie kosten mich viel Geld, denn nur Wenige können die Pension zahlen. Doch, was liegt daran? Ich bin reich, die Kunst ist mein Leben, und um der Kunst ein einziges großes Talent zu retten, gebe ich gern Alles hin. Sie kommen doch morgen, Caballero?“ . . .

Petrus verbrachte eine schlaflose Nacht.

Er konnte es in dem schwülen Allogen seines Hotelzimmers nicht aushalten, stand auf und schloß die mit verblühten Goldschmuckeln verzierte Glashür, welche den Allogen vom Zimmer trennte. All das wunderbar Erlebte wirbelte ihm im Kopfe herum. Eine Zeit lang saß er am offenen Fenster, das in einen engen, feuchten, mit Gerümpel angefüllten Hofraum hinausging. Das buntgestrichene Fachwerk eines hohen Hauses schaute in den Hof herein, und dicht dahinter ragten die dunklen Thürme der Kathedrale hochauf in den Sternenschein.

Es war still, nur Fledermäuse strichen durch die Luft. Petrus fühlte einen leisen Schauer. Es war ihm, als müsse jeden Augenblick die Allogenthür sich öffnen und das braune Männlein mit seiner geipenstigen Genosin heraustreten.

War das nicht der dunkle Kopf Saphira's mit dem funkelnden Kamm, der dort zwischen den weißen Vorhängen der Glashür sich durchschob? Dieselben stahlgrauen, magnetischen Augen, die Racoa hatte, wahre Thierbändiger-Augen . . .

Das Zwieltlicht fiel in den Hof, und Petrus athmete auf.

Verchlafene Gestalten schwankten unten gähmend hin und her. Der „Mojo“ begegnete der „Machacha“, und Beide lächelten sich zu; er stolperte zum Maulthierstall, sie zur Brunnenrinne und hielt die nackten Füße unter. Petrus schaute zu, wie sie darauf ein Maulthier schoren. Dann kam die Tasse Chocolate und fast zugleich Don Pablo, der seinen Gast selber holte.

Als sie eine halbe Stunde später in's „Atelier“ traten, fanden sie die „Künstler“ fast vollzählig bei der

Arbeit. Einige begrüßten den Doctor mit tiefen Verbeugungen, Andere schienen seine Anwesenheit gar nicht zu bemerken, wieder Andere zogen sich schon hinter ihre Staffelei zurück.

Das Erste, was Petrus in's Auge fiel, war Saphira, die vor dem blaffen Flötenspieler Modell saß.

Wahrhaftig, der arme Narr war nicht übel daran. Sie trug die Mantille auf dem Kopfe, mit einer Granatblüthe besteckt, ein schwarzes, knappes Leibchen und den unvermeidlichen, umfangreichen Fächer, mit dem sie nach ihrer Weise manövrirte.

In Petrus erwachte plötzlich der Maler mit aller Macht; das Modell war zu pikant. Saphira's Mutter mußte Andalusierin gewesen sein, denn nur die Augen hatte die Kleine vom castilischen Vater; alle anderen Züge deuteten auf das andalusische Frauen-Paradies.

Wie sie so sichtlich bemüht war, Modell zu sitzen, war das etwas gedrückte, maurische Oval ihres hellbraunen, morbiden Kopfes felsam anmuthig umschimmert. Die zartklugen Unebenheiten der feinen Stirn gaben ein höchst wirkungsvolles Licht- und Schattenspiel; die malerisch angewurzelten, tief schwarzen Haare und die dunklen Vertiefungen der Schläfe ließen die Stirn lichtvoller erscheinen. Der harte Glanz der geglätteten Haare war durch das Spizentuch gemildert. Der Mund des Mädchens, noch um einen Ton lebhafter als die Granatblüthe im Haar, war nicht fein, ja fast etwas banal, aber er entsprach in malerischer Hinsicht dem leichtgestauchten Kinn. Die Nase war ziemlich verfehlt, aber voll guter Laune. Die Kleine hatte die Fußknöchel gekreuzt, die fein und schlank genug für eine afrikanische Sclave waren.

Das Modell mit all seinen Vorzügen und Mängeln war die reizendste Versuchung für einen Maler. Petrus machte denn auch kein Hehl aus seiner Bewunderung und hätte gar gern dem blaffen Pinsel und Palette aus der Hand genommen.

Einem Beobachter würden die misstrauischen Blicke, womit der Flötenspieler den unbetenenen Gast betrachtete, nicht entgangen sein.

Auf der Leinwand stand der Kopf zum Uebermalen fertig. „Achten Sie darauf,“ flüsterte Racoa, „wie Don Eugenio die Farben regelrecht aufseht.“

Dieser schickte sich eben an, seine Palette mit dem dünn zugeschliffenen Hornspatel zu präpariren. Mittlerweile fand das Modell Zeit, Petrus ein Lächeln zu widmen. Der Bleiche aber strich auf: Venezianisch-Weiß, Lichtoder, Dunkeloder, gebrannte Siena, Eisenroth, Karmislad, Ultramarin, Eisenbeinschwarz . . . die Bildnißfarben.

Dann kramte er unter den Pinseln und griff zum Malerstock. Beide, Racoa und Petrus, schauten aufmerksam zu, was den Irren Anfangs nicht zu belästigen schien.

Don Eugenio begann die Formen mit markigen Pinselstrichen in kantigen Flächen fest zu charakterisiren, ohne weitere Vermalung, dann brachte er nacheinander Schattentöne, lichte Localtöne und Halbschatten an . . .

Petrus war perplex. So malte ein Irrenniger? Ein alter Akademiker wäre nicht methodischer vorgegangen.

Jetzt ging er an das Vermalen und Modelliren durch die Mittelöne. Seine Hand zitterte mercklich, und die beobachtenden Blicke schienen ihm peinlich zu werden. Seine Augen funkelten, seine Lippen zuckten . . . Plötzlich faßte er den Malerstock, stieß das Bild durch und ließ davon nach dem Beichtstuhle, wo alsbald seine Flöte erklang.

Saphira sprang auf und schob ihren Arm unter den Arm Racoa's, indem sie Petrus einen langen Blick zuwarf.

Dann gingen sie weiter von Staffelei zu Staffelei. Sie sahen wunderliche Proben von kranker Einbildungskraft: hier rothe Spinnen, welche ihre Blutfäden über eine asphalttschwarze Landschaft hinzogen, dort Todtenschädel, aus deren Augenhöhlen goldene Raupen krochen, dort wieder bunte Schmetterlinge im Hagelstürme.

Jetzt standen sie vor dem Bilde des stattlichen Künstlers mit der Gürtelschärpe, der alsbald unter lebhaften Geberden sein „System“ zu erläutern begann.

Nach wenigen Sätzen erkannte Petrus, daß der Mann am „Rubens-Wahn“ litt.

„Seien Sie auf Ihrer Huth,“ flüsterte Racoa seinem Begleiter zu; „Widerspruch verträgt er nicht.“

Das mächtig große Bild zeigte „Simson und Dalila“ in jenem Augenblicke, wo die schlaue, blonde Schöne an ihrem arglosen Lagergenossen die bekannte Lücke vollführt. Die robuste Malweise mochte an die Rubensschule erinnern, aber es fehlten die Mittelöne, wodurch die Wirkung erschreckend brutal wurde.

Vor einer weitläufigen Leinwand standen mehrere Irre, flüsternd, mit erregten Geberden und Mienen. Vor dem Bilde hielt der zierliche, kleine Mann mit dem mächtigen, dunkelbärtigen, bleichen Kopfe die Palette im Daumen. Es war der „große Colorist,“ der Liebling Racoa's.



Ueberlebensgroße Gestalten waren in eine blühende Frühlingslandschaft hineingestellt. Zwischen blaugoldenen Wolken taumelten Kinderköpfe, nicht größer als rothbackige Aepfel, übereinander, und ein Goldschauer von Sonnenstrahlen schoß herab. Einzelne Partien waren mit Umbra in Umrisse angedeutet, andere bereits untermaht, eine verwogene Gruppe, die aus dem tiefschleudenden Orange-Grunde eines Liebeszettes märchenhaft hell, innig umschlungen hervortrat, beinahe vollendet.

„Wunderbar, Don Juan,“ rief der Doctor entzückt, den Künstler auf die Schulter klopfend.

Don Juan schien von diesem Lobe gänzlich unberührt.

Es lag ein gewisser bestrickender Reiz in diesem Getümmel von glanzvollen Tönen, in der Behandlung des brocatifirenden Zeltstoffes, der bräunlichen Carnation der Leiber, des Contrastes der warmen und kalten Töne; aber die Form versank in der Farbe.

Saphira begleitete alle Bemerkungen der beiden Männer mit ihrem magnetisch verwirrenden Augen- und Fächerspiel.

Das braune Männlein, das Petrus an diesen Ort geführt, fanden sie mit seiner mausgrauen Gesponsin in einem bescheidenen Winkel. Der Alte skizzierte ein Heiligenbild.

„Ein wunderliches Paar,“ bemerkte Nacoa. „Es zählt zu meinen ältesten Pensionären. Sie ist vollkommen gesund und brachte vor Jahren selber ihren Gatten hierher. Seitdem weicht sie ihm nicht von der Seite, ein rührendes Beispiel von Gattenliebe! Doch Sie müssen meine Bilder sehen. Saphira, führe den Caballero.“

Petrus stieg, von Saphira gefolgt, die Kanzeltreppe hinauf. Oben stand das Mädchen einen Augenblick still und warf einen Blick hinab.

Der todtschleiche Don Eugenio in seinem Beichtstuhl schien wie von einem Fluidum berührt, und die Flöte schluchzte in langen Seufzern. Saphira aber lächelte ihrem Begleiter zu; wie von ungefähr fiel die Granatblüte aus ihrem Haar zu Boden.

Petrus bückte sich nieder, während die Kleine ihm zuflüsterte: „Wenn Sie fortgehen, Caballero, auf ein Wort in der Vorhalle.“

Petrus führte die Granatblüte an seine Lippen. Mittlerweile kam auch Nacoa die Treppe herauf.

Die beiden Männer saßen im Bilderzimmer. Saphira brachte Wein und füllte die langstieligen Gläser, wobei ihr Blick unverwandt auf Petrus ruhte. Dann nippte sie und bot das Glas dem Gaste, dessen Hand leise zitterte, als er es zum Munde führte.

Dann hüchelte die Kleine hinaus, ihre Augen aber blieben da. Petrus konnte ihren Blick nicht los werden, und Don Pablo's Augen mit dem seltsamen Stahlglanz verstärkten noch diese hartnäckige Vision.

Don Pablo war ein großer Bilderkenner. Wäre auch sein Ruf als solcher Petrus unbekannt gewesen, ein Blick auf die Gemälde an der Wand hätte jeden Zweifel ausgeschloffen. Es waren zumeist alte Bilder, besonders aus der sevillanischen Schule, einige Jung-Andalusier aus der Murillo-Schule, Familien-Bildnisse von Goya, mit welchem Don Pablo mütterlicherseits verwandt war. Nacoa schwärmte für die „Dunkelmaler“, von Pacheco, Herrera und Zurbaran bis zum genial-verwogenen Goya, der, wie Voltaire meinte, den Teufel im Leibe hatte.

„Sie malten Lebendiges, diese Prachtwerke aus dem Süden!“ rief Don Pablo begeistert. „Hatte der Herrera nicht eine diabolische Verwegenheit, und sollte man nicht meinen, Zurbaran habe mit von der Asele zerriebenen Fleisch gemalt. Und dieser Goya! Der war ein Primamaler! Schauen Sie sich dies Bildnis an. Es ist eine Großtante des Meisters als Braut. Sind das Augen! Und wie das gemalt ist! Dieses Hellbunzel, diese durchsichtige Farbe, diese hinreißende Lebenswahrheit! Ein echt spanischer Maler!“

Nacoa schwärmte noch, als der Wein schon längst ausgetrunken war.

Als die Siesta-Stunde kam, nahm Petrus für diesen Tag Abschied. In der kühlen Halle, unten beim Schildkrötenbrunnen, wartete Saphira. Sie hielt einen Blumenstengel, womit sie die plumpen Panzertiere am Halbe kipelte, daß sie die wunderbarlichsten Bewegungen machten. Dazu lachte sie wie ein Kind.

„Señor,“ sprach sie, als Petrus herantrat, mit plötzlicher Ernsthaftigkeit, „ich finde das Leben in diesem Narrenheim sehr trübselig. Meinen Sie nicht auch?“

„Seit wann finden Sie dies, Señorita?“

„Seit gestern, Señor,“ erwiderte die Kleine ohne Wimpernzucken.

Petrus wurde verlegen. Das kam ihm unerwartet, wenn er's deuten durfte, wie er gern mochte.

„Ich habe Ihnen auch etwas zu sagen,“ fuhr das Mädchen fort, während sie ihren Blumenstengel mit den spitzen Fingern aus dem Wasserbecken herausfischte. „Don Eugenio ist kein Narr. Er stellt sich nur so, um in meiner Nähe zu sein. Seit gestern weiß ich's. Und nun, gute Siesta, Señor, und auf Wiedersehen!“

Sie kitzte und war die Treppe hinauf.

Petrus stand wie betäubt.

Als er durch die schattenlose Alameda und durch die stillen, leeren Gassen hinschritt, fragte er sich: Was ist das für ein Kobold? Beim allmächtigen Cupido, bin ich verhezt?

Seit „gestern“ also war die Kleine so hellfichtig geworden! Dieser Don Eugenio spielte den Narren aus Liebe! Ein gefährlich Spiel!

Der Gedanke an den blassen Schwärmer mit seiner greinenden Flöte ward unserem Künstler unerträglich. War's Instinct, war's Absicht, — Saphira hatte mit diesem Worte den Funken angeblasen.

Ein Monat verging, und Petrus war noch in Burgos. Keine Stadt Spaniens hatte ihn so lange interessiert. Er entdeckte täglich neue Reize an ihr und fand jedesmal Anlaß, sich darüber bei Don Pablo auszusprechen, der sich seinerseits in der Gesellschaft des jungen Künstlers sehr zu gefallen schien.

Saphira, so dachte Petrus, hat gewiß Recht. Dieser Don Eugenio war kein Narr, sondern ein Romanheld, zwei Typen, die sich allerdings nicht selten auf ein Haar ähnlich sehen. Wie hatte Petrus das nicht sofort bemerkt?

Don Eugenio hatte allerdings seinerseits in Petrus sofort den Nebenbuhler herausgewittert. Je klarer ihm mit jedem Tage ward, daß Saphira den Fremden gern hatte, desto größere Mühe hatte er, seine Maske zu bewahren. Die Eifersucht machte ihn unvorsichtig, und so schien er bisweilen so vernünftig, daß Don Pablo, der nur sein Heilerperiment vor Augen hatte, entzückt über die Kur war. Der Doctor constatirte wohl eine bedeutende Reizbarkeit bei Don Eugenio, aber diese haben ja alle Künstler, gesunde wie kranke. Petrus hüthete sich wohl, den Doctor anzuklären. Saphira hatte es ihm streng verboten; die Enttäuschung, meinte sie, wäre zu schmerzhaft für ihren Vater, wenn er sich sagen müßte, einen „Gesunden“ geheilt zu haben.

Don Eugenio konnte einzig und allein durch Saphira geheilt werden; doch seit Petrus gekommen, hatte die Kleine alle Lust zu einer solchen Kur verloren. Sie zog es vor, die Kur an Petrus, dem Manne mit dem feinen Kopfe und der weltmännischen Art, zu erproben.

Die Behandlungsweise, welche das braune Mädchen angewendete, hatte allerdings vorläufig zur Folge, daß Petrus mit jedem Tage heilbedürftiger wurde, bis er endlich mit einer gewissen Feierlichkeit vor Don Pablo hintrat und sprach: „Señor, wenn Sie mich los sein wollen, geben Sie mir Saphira zur Frau.“

Nacoa fiel aus den Wolken. An das hatte er niemals gedacht.

„Aber, Don Pedro, ich will Sie gar nicht los sein.“

„So giebt es,“ versetzte unser Künstler, „kein besseres Mittel, mich zurückzuhalten, als wenn Ihre Tochter meine Frau wird. Ich bleibe in Burgos.“

Der Doctor schüttelte den Kopf.

„Ich kann die Kleine nicht entbehren. Sie ist ein Theil meiner Methode, Don Pedro; es wird nicht angehen. Sprechen wir nicht mehr davon.“

Eine ganze Woche sprachen sie nicht mehr davon. Da war große Bewegung im Atelier. Ein Skizzenbuch, das zufällig dort gefunden worden, ging von Hand zu Hand. Es gehörte Petrus. Don Eugenio bekam das Heft, als er es durchblätterte. Fast auf jedem Blatte schaute ihm der Kopf Saphira's entgegen. Die Eifersucht übermannte ihn. Blatt für Blatt flog zerissen heraus, bis Saphira ihm das Buch aus den Händen nahm.

Petrus saß zu dieser Stunde im Bilderzimmer oben.

Plötzlich erscholl von unten dumpfer Lärm, und zwei Wärter erschienen mit verstörter Miene an der Thür.

„Was giebt's?“ grollte Don Pablo.

„Herr,“ flatterte der Eine, „die Señorita.“

Petrus hörte nicht weiter. Mit einem Sprunge war er an der Thür und einen Augenblick später die Treppe hinab.

Im Atelier drängten sich die Irren mit erregten Mienen und Geberden um die Staffelei Eugenio's, als Petrus erschien, dem Nacoa kaum zu folgen vermochte.

Hier lag Saphira wie leblos. Aus einer Wunde beim Herzen träufelte Blut. Der todtschleiche Flötenspieler stand daneben starr und stumm, mit verzerrten Zügen, ein blutiges Farneisen in der Hand.

Man brachte das Mädchen hinauf, welches alsbald wieder die Augen aufschlug.

Der Doctor untersuchte die Wunde.

„Wird nicht viel bedeuten,“ erklärte er, sichtlich beruhigt, „die dünne Klinge hat sich umgebogen.“

Petrus ergriff tiefbewegt seine Hand: „Zum Glück, Don Pablo, zum Glück!“

Nach einer Woche war Saphira so gut wie hergestellt. Nacoa schien seit dem Vorfalle seltsam nachdenklich und vernachlässigte seine „Künstler“ und Bilder.

Man hatte Don Eugenio mit Gewalt hinwegbringen müssen, denn nun war er wirklich ein Wahnsinniger geworden, und zwar ein so gefährlicher, daß er in das System Don Pablo's nicht mehr paßte. Der Dämon, den er freventlich herausgefordert, hatte sich gerächt.

Eines Morgens trat Petrus in das Bilderzimmer, wo Nacoa ihn ungeduldig zu erwarten schien. Der Doctor erhob sich und schloß den jungen Künstler in seine Arme: „Nehmen Sie Saphira mit, meine Methode würde sie tödten.“

Und beide Männer hielten sich lange umarmt.

Kurz darauf kam Petrus B. zum nicht geringen Erstaunen seiner Freunde als junger Ehemann nach Paris zurück. Und von dort schrieb er vor wenigen Wochen an einen Wiener Freund:

„Don Pablo Lucientes, genannt Nacoa, ist dieser Tage arm und verlassen gestorben. Seine Künstler haben sein Hab und Gut aufgezehrt. Einige Bilder sind sein ganzer Nachlaß. Er hat der Kunst Alles geopfert und ihr kein Talent zu retten vermocht. Ich aber habe mir das Köstlichste gerettet, was der edle Schwärmer befeß: Saphira, meine Frau!“

## Prinzessin Charlotte zu Schaumburg-Lippe.

Hierzu das Portrait von A. Schubert, Seite 93.

Prinzessin Charlotte zu Schaumburg-Lippe, die zukünftige Gemahlin des württembergischen Thronfolgers, erblickte am 10. October 1864 auf Schloß Ratiboritz in Böhmen das Licht der Welt. Sie ist die älteste Tochter des Prinzen Wilhelm zu Schaumburg-Lippe, einzigen Bruders des regierenden Fürsten, und seiner Gemahlin Mathildis, einer Tochter des verstorbenen Prinzen Friedrich von Anhalt. Ihre Kinderjahre verlebte die junge Prinzessin zumeist auf der Ständesherrschaft Rastow in Böhmen, wozu auch ihre Geburtsstätte gehört; die genannte Ständesherrschaft ist Besitzthum ihres Vaters, der in der österreichischen Armee den Rang eines Generalmajors der Reserve einnimmt und erbliches Mitglied des österreichischen Reichsrathes ist. Prinzessin Charlotte ist in allen Wissenschaften und Künsten, wie sie von der weiblichen Erziehung verlangt werden, wohl unterrichtet und in ihrer Heimath als Wohlthäterin und Trösterin der Armen und Bedrängten hoch verehrt.

Prinz Wilhelm von Württemberg, geboren am 25. Februar 1848, war in erster Ehe mit der Prinzessin Marie zu Waldeck und Pyrmont vermählt, die ihm am 23. April 1882 durch den Tod entzogen wurde. Aus dieser Ehe stammt als einziges überlebendes Kind die Prinzessin Pauline, geboren am 19. December 1877. Der einzige Sohn des 1870 verstorbenen Prinzen Friedrich von Württemberg, ist Prinz Wilhelm durch seine Mutter, die Prinzessin Katharina, Tochter des 1864 verstorbenen Königs Wilhelm von Württemberg, ein Neffe des regierenden Königs Karl und so, da die Ehe des letzteren mit der Großfürstin Olga von Rußland ohne Kinder geblieben ist, der präsumtive Thronfolger. Im Königreiche Württemberg hat die Nachricht, daß Prinz Wilhelm einen neuen Ehebund schließen werde, bereits zahlreiche freudige Kundgebungen veranlaßt, und so darf denn die junge Prinzessin, welche ihm demnächst in das schöne württembergische Land folgen wird, der herzlichsten Begrüßung gewiß sein. Die Vermählung des hohen Paares soll bald nach Ostern im fürstlichen Schlosse zu Waldeck stattfinden. B. A.

Rußland verboten.

## Primogenita und Secunda.

Eine altrömische Novelle von Theodor Simons.

Cecilia Primogenita, die Erstgeborene eines Zwillingspaars, das dem Staats-Richter Fabius Livius, dem reichsten Manne in Rom, vor sechzehn Jahren geboren worden war, konnte allerdings in Anmuth und Schönheit nicht mit ihrer Zwillingsschwester Secunda wetteifern, welcher die ganze römische Männerwelt zu Füßen lag. Secunda war sich der Triumphe, die ihr Liebreiz hervorrief, wohl bewußt; sagte man es ihr doch hundertmal in's Gesicht, daß sie zu schön sei, um nur Einem Manne anzugehören, daß eine einseitige Wahl ganz Rom in Aufruhr und Verzweiflung versetzen würde. Secunda lachte und fuhr fort, sich zu zieren, ihr Haar mit feinem, wohlriechendem Reismehl einzustäuben, kleine Schönheitspflasterchen auf Kinn und Wangen zu kleben und die Tageslöwen närrisch zu machen.

Ihre Schwester Primogenita hätte für sich allein gewiß viele Männerherzen erobert, aber neben Secunda, die, sobald sie sich öffentlich zeigte, Alles im Sturme eroberte und mit Blitzesschnelle unheilbare Wunden schlug, konnte sie nicht aufkommen. Sie war geistreich, witzig, zungenfertig und lebhaft, gefiel jedoch erst nach längerem Umgange, wenn Secunda nicht zugegen war, die ohne Mühe ihre ganze Umgebung fesselte und veräufte.

An Ausschmückung und Pracht des Auftretens fehlte es bei keiner der Schwestern. Livius war fabelhaft reich und ehrgeizig. Die beiden Töchter, seine einzigen Kinder, gingen ihm über Alles; sie geboten über sein Herz und sein Vermögen. Seine Töchter besaßen alle Tugenden und Fertigkeiten, die man von vornehmen römischen Damen verlangte. Sie lenkten ihre feurigen Hösse gleich den besten Circus-Rutschern, kannten die Feinheiten und die Sprache der Lebewelt, in der sie den Ton angaben, bezogen ihre kosmetischen Oele, Salben und Schönheitsmittelchen aus Aegypten, Indien und Gallien; ihre Gewänder von den großen Händlern in den Bögen der Sexta Julia, ihr Geschmeide aus Pompeji; sie führten die Mode am Gängelband weiblicher Laune und beherrschten die Appische Straße, diesen Corso der feinen Welt.

Die Stallungen des Vaters hatten die edelsten Kenner aufzuweisen: Vollblut-Araber, Hengste aus den Gestüthen Siciliens, gallische Hösse aus Arelas, dacische Traber von der unteren Donau, leichtfüßige Särmaten standen den jungen



Damen abwechselnd zur Verfügung. Der Wagenpark war nicht minder gut versehen; er glänzte in Menge und Mannigfaltigkeit. Da gab es Wagen mit vier Rädern, leichtes Fuhrwerk zum Bespannen mit Maulthieren, zierliche Promenaden-Einspanner zum Selbstlenken, mit einem Beiß für den Koffe-führer, Gesellschaftswagen für das Land. Diese Behälter erschienen elegant und strotzend, mit Eisenblech, Schildpatt und Erzplatten eingelegt. Prachtvolle Decken und Tapeten, Purpurpolster bedeckten, nach den Seiten überhängend, die Sitze. Die Pferde trugen reich verzierte Platten und Ketten, die funkeln, rhythmisch kimperten und an einander schlugen.

Unter dem warmen südlichen Himmel lebte Rom's Bevölkerung fast nur auf der Straße und auf den öffentlichen Plätzen. Geschäfte, Vergnügen und Vorfälle jeder Art spielten sich auf dem Pflaster ab; das römische Familienhaus diente mehr zur Ruhe und Erholung, deren das stets aufgeregte Geschlecht dringend benötigte. Das Leben glich nur einem Jagden nach Lust und Zerstreuung, nach Gold und Abenteuer.

Heute, am Namensfeste des Kaisers, füllten die Straßen sich wieder bis zum Erdrüden. Alles rannte, kam und ging. Auf dem Forum summt es wie von einem Bienenkorbe. Männer und Frauen hatten sich gepuht, gedüht, gesalbt; die Luft war mit Wohlgerüchen durchzogen, die aus glühenden Dreifüßen und Gluthpfannen emporkwirlten. Noch nie hatte der Himmel schöner geblaut, nie war Phöbus mit mehr Glanz aufgetreten, als heute.

Auf den ehernen Dächern der Tempel und des Capitols, die mit Nacht die Gluth der Sonnenstrahlen einjagten, lagerte ein Lichtschein, den die blauen Platten, Spiegel gleich, in die Weite reflectirten. Jupiters Adler schien zu glühen, das Pantheon in Flammen zu baden; das Marsfeld war vergolbet; der Aventin sprühte Funken und Lichtgärten; des Tibers Wasser glänzte flüchtigem Erz.

Mittag mochte es sein. Am Fuße des Esquilins, im Sommerpalast des Staatspächters Divinus, herrschte wohlthuender Schatten und erquickende Ruhe. Schwere Vorhänge und Teppiche hielten Sonne und Wärme fern vom Inneren der Frauen-Abtheilung. Der kleine Springbrunnen, mit dem Schwan aus weißem Marmor, kühlte die Luft merklich ab und unterbrach mit seinem Geriesel die Grabesstille des Hauses. Schwalben und Tauben hatten ihre Köpfe unter die Flügel gesteckt. Sklaven und Diener lagen in irgend einer finsternen Ecke in den Armen des Trauergottes. Es schlief der Haushund, der Hahn auf seinem Kiehl, der schillernde Pfau, das brütende Huhn auf seinen Eiern, es schliefen Köche und Küchenjungen.

Secunda, die schönste der Schönen, hatte sich vom Frühstück vor einer halben Stunde in ihr Gemach zurückgezogen und ruhte auf prächtigem Lager, um für den Abend Kräfte zu sammeln. Ihr Vort war dem galanten Scipio, Sohn des Senators Lucejus, dem berühmten Lebemann, verpfändet; mit ihrem Gespann sollte sie auf der Appischen Straße seine Seite halten und seine Huldigungen annehmen. Ihr Bufenband hatte sie ihm als Pfand überlassen und damit den Stüper für heute zu ihrem Ritter erhoben.

So schlief denn Alles im Hause; nur die Eifersucht nicht. Sie wachte in der Brust der Cäcilia Primogenita und ver-scheuchte deren Ruhe.

Cäcilia war eben einem erquickenden Bade entzogen und, nur mit einem leichten Leberwurf bekleidet, in ihr reizendes Zimmer zurückgekehrt; ein Armstüffel hatte ihre anmuthige Gestalt aufgenommen. Boetisches Halbdunkel und tiefe Ruhe lagerten in dem kleinen Gemach, dessen Reiz die hundert netten Juagen erhöhten, welche weibliche Eitelkeit und unschuldige Gefallsucht zum Bedürfnis erhoben hatten. Blinkende Handspiegel jeder Größe aus feinstem Silber, mit reich getriebenen Griffen und Handhaben, Marmor-Phiolen und Löpfchen für Oele und Schminken, mit goldenen Stöpseln und Deckeln, Bürsten, Kämme aus feinstem Eisenblech, Kästchen mit Geschmeide, Ringen, Arm- und Fußbändern, goldenen Schlangen mit Rubinäugen, Perlschnüre und Ketten, sowie Ohrgehänge lagen auf dem kleinen Tischchen in lieblichster Unordnung neben und durch einander.

Auf dem feingetafelten Gestell zur Seite ihres Sessels stand ein ganzes Magazin von wohlriechenden Salben, Oelen, Wässern in kleinen Schalen und geschwäbelten Gefäßen, deren Mannigfaltigkeit in Form, Größe und Materie den Geschmackssinn der Künstler befandete. Daneben Reismehl-Staub, Wärmorgel, Goldpulver, wohlriechende Lippenpomade, duftendes Zahnpulver aus Kränze, Farbentöpfchen mit Roth und Schwarz nebst feinen Pinseln zum Streichen der Augenbrauen und Wimpern sowie der Fingerringel, ferner ein ganzes Arsenal von Säheren, kleinen Jaugen, Heilen, Messern und Vöfelfchen aus Gold und Eisenblech. Den Boden bedeckte eine Pantherhaut mit eingeseigten Glasaugen, die dem Thiere Leben zu verleihen schienen. Auf einer Polsterbank mit goldenen Löwenfüßen, belegt mit seidnenem Purpurtuffen, lagen nachlässig die frischen Gewänder ausgebreitet, deren Wahl wohl die einzige Mühe und Arbeit bildete, welche der schönen Herrin des Gemaches zugemuthet werden konnte.

In diesem äppigen Raume, in dieser Atmosphäre balsamischen Duftes saß Cäcilia Primogenita, die Erstgeborene, und dachte an ihre Schwester Secunda, die heute auf dem Corso der Appischen Straße neue Triumphe feiern sollte. In den Augen der Schönen perlten Thränen. — Thränen der Eifersucht, fast der Wuth. Ihr Bufen wogte in kurzem, schnellem Athem; die schlanken Finger zwipften, der inneren Erregung folgend, bunte Fäden aus dem Gewebe ihres Armstühles, — sie war schön in ihrem Jorne, wie nie.

Wie aus tiefem Traum erwachend und von einer plötzlichen Idee überrascht, warf Cäcilia eine kleine Silberkugel in eine Schüssel. Der Klang dieser Art Klode war kaum verklungen, als ein niedliches Kammermädchen geräuschlos in's Gemach eintrat und schüchtern sich der Gebieterin näherte, deren starrer Blick sie nichts Angenehmes erwarten ließ.

„Silvia“ sprach die Herrin schnell und entschlossen, „trage diese Gewänder sofort in meine Garderobe zurück! Ich will heute nicht ausfahren; mir schmerzt der Kopf.“

„Aber Herrin! Du freustest Dich schon seit Wochen auf die heutige große Ausfahrt mit den neuangekauften edlen Rossen aus Hispania. Deine Ungeduld ließ Dich nicht mehr schlafen und kaum den heutigen Tag erwarten, — und nun, einige Stunden vor dem heißersehnten Corso auf der großen Appischen Straße vermachst Du Unwohlsein! Man wird Dich, o Gebieterin, sehr vermissen und Deine Abwesenheit mißdeuten; die ganze Huldigung der Männer Rom's wird nun Deiner Schwester zustießen.“

„Schweig, Silvia! Ich, wie ich Dir befehl. Mein Entschluß ist unwiderrücklich. Der schöne Scipio mag mit seiner

schönen Secunda den Löwen des Tages spielen. Was kümmert's mich! Ich habe es satt, beim Corso die Zweite zu sein und mit dem Vorlieb zu nehmen, was sie zu viel erhält und verschmäht hat. Nun, Silvia, was zögerst Du? Soll ich etwa selbst meine Befehle vollführen?“

„Ich gehe schon, Herrin!“

„Halt, Silvia, noch eins: rufe mit Cassius, meinen Wagenlenker! Ich muß ihn sofort sprechen!“

Nach einer Weile erschien Cassius, der Wagenmeister, im Gemache seiner Gebieterin. Ohne sich nach dem alten, treuen Diener umzusehen, sprach Cäcilia, während sie mittelst der Puderquaste ihre rothgemeinten Augen aufstrich: „Cassius, heute bist Du dienstfrei, — ich bleibe zu Hause!“

„Wie, — was?“ stammelte der Wagenlenker, der seinen Ohren nicht traute.

„Ich fahre heute nicht zur Appischen Straße,“ betonte Cäcilia.

„Und die neuen Rösse aus Hispania? Sollte ich sie umsonst geziert und angekirt haben? Herrin, wie verstehe ich Deine Laune?“

„Frage nicht weiter, es bleibt dabei,“ erwiderte das schöne, aufgeregte Mädchen und malte sich mit geübter Hand die Brauen schwärzer. „Tritt näher, Alter! Du bist, wie mich dünkt, mit dem Stall- und Wagenmeister des Scipio Lucejus befreundet und verwandt?“

„Ja, Gebieterin, er ist meines Bruders Sohn.“

„Gut, mein Cassius! Ich versprach Dir leghin das kleine Häuschen in meinem Beimgarten und die vier Bienenkörbe für Dein Weib. Sie sind von heute ab Dein Eigenthum.“

„Zu viel, o Herrin...“

„Schweig und siehe auf! Ich fordere hierfür keinen Dank, sondern nur einen kleinen, ganz unbedeutenden Dienst.“

„Alles, Herrin, Alles!“

„So höre denn, mein guter Cassius! Scipio, der Adonis der Römerinnen, ist mein schlimmster Feind. Ich wünsche ihm nichts Gutes. Heute fährt er an seinem neuen Rovenneiser Wagen mit zum Troge die berühmten gallischen Scheden, — ein wahrhaft olympisches Gespann. Den Spaß möchte ich ihm gründlich verderben und zugleich meine liebe Schwester Secunda etwas ärgern... Tritt näher, Cassius! Nimm diese scharfe Felle zu Dir. Ein paar Striche mit denselben werden den Reihnagel seines linken Rades zur Hälfte durchhagen und den schönen Scipio mit seinem Wagen auf der Appischen Straße bald zu Falle bringen. Du verstehst mich doch, mein lieber Cassius? Hatte ich Dir nicht unlängst auch den alten Schimmel versprochen, um damit zu Marcie zu fahren? Sieh, mein Guter, Du wirst alt, und das Gehen muß Dir sauer sein. Nimm den Gaul! Er möge Dir und Deinem braven Weibe die Härde des Alters erleichtern! Noch eins: was wiegen wohl die Bronzeplatten, mit denen man die Traubenpressen zu beschweren pflegt, um den Saft der Rebe schneller fließen zu machen, hm? So viel, als ein junges Geschöpf, wie ich, meint Du? Gut, nimm deren drei und verbirg sie unter den Sitz des Wagens, den meine Schwester heute auf der Appischen Straße lenken wird. Ich hege nämlich die Beforgnis, daß die feurigen Rösse das allzu leichte Fuhrwerk zertrümmern und zerfleischen könnten. Meine liebe Schwester ist tollkühn und unbedonnen; es könnte ihr leicht ein Unglück zustößen. Und nun, Cassius, nimm diese Geldbörsen als Entschädigung dafür, daß Du heute umsonst die spanischen Rösse Deiner Herrin ankirtest. Leb wohl!“

Cassius wagte seiner Herrin nicht zu widersprechen. Er ging topfschüttelnd von dannen, vollführte jedoch die Befehle seiner Gebieterin auf das Genaueste. Scipio, der eitle Lebemann, und Secunda, seine schöne Dame, sollten heute dem allgemeinen Gelächter der Römer preisgegeben werden, — das war der Racheplan der in ihrer Eitelkeit so tief verletzten Schwester.

Phöbus, der Sonnengott, lenkte seinen feurigen Wagen wieder dem Abend entgegen und dampfte die Gluth seiner Strahlen, mit denen er Menschen und Thiere so verschwenderisch bedacht hatte. Die Volksbewegung hatte seit Mittag von der Stadt aus sich fächerartig nach einem Punkte hin verengt und verdichtet. Diesen Centralpunkt bildete das Capenische Thor am Anfange der Appischen Straße. Von allen Himmels-gegenenden kamen Menschen dem Südoft der Stadt zugelaufen und nahmen ihre Aufstellung links und rechts der berühmten Gräberstraße, die vom Drusus-Bogen aus sich bis nach Pompeji hingog.

Auf den unzähligen Grab-Monumenten saß Jung und Alt. Die Straße selbst, erst kürzlich durch die Mumificenz des Kaisers neu gepflastert und mit Cypressen gesäumt, war mit Blüthen und Gräsern bestreut; überall dufteten die blühenden Stauden und Büume, die Rosen- und Jasmin-Pflanzen. Der Drusus-Bogen und das Appische Thor waren mit blühenden Tropfäben geschmückt. Die Wagenbahn war von Fußgängern frei gelassen. In jungfräulichem Schilde schien sie die Behälter zu erwarten, die anfangs nur vereinzelt, bald jedoch in Massen ihr zuweilten. Jedes dieser Fuhrwerke begrüßten die Aufwendenden mit Jubelgeschrei. Man kannte die Insassen, man rief sie mit Namen, zeichnete dieselben, je nach Rang und Stand, mit Schmeichelnworten aus. Bald gab es diesen oder jenen Senator, bald einen Redil oder einen beliebten Bürger, bald einen jungen Ritter, bald eine ehrwürdige Matrone, bald eine berühmte Schönheit zu bewillkommen.

Mit rasender Schnelligkeit jagten die Wagen hinter und neben einander her. Die Lenker überboten sich an Geschwindigkeit beim Abbiegen, Ausweichen und Vorfahren. Nicht minder äppig und prächtig war der Anblick der neben der Wagenbahn sich hinziehenden Prozession von Tragbahnen und Säufen, die theils Sklaven, theils Maulthiere fortbewegten. Läufer und Hunde hatten die Aufgabe, den Weg für ihre Herrinnen frei zu machen. In weiche Kissen eingesunken, den Kopf auf die linke Hand gestützt, von ihren Lakaien und Josen angefächelt und mit großen Palmblättern beschattet, erregten diese vornehmen Damen die Aufmerksamkeit der Menge. Liburnische Sklaven sorgten für die Leitung jedes einzelnen Juges, dem Diener und Dienerinnen vorangingen und folgten. Die Magistral-Perfönen mit ihrem Vortritt von Victoren und ihrem glänzenden Gefolge, umgeben von Bürgern, trugen nicht wenig dazu bei, den Glanz des Schauspiel zu erhöhen.

Die Wagenbahn bot bald ein mächtiges Gewühl dar. Das Geschrei der Lenker, das Geheul der numidischen Reiter, die ihren Gebieter die Bahn frei machen mußten, das Stampfen der Hufe, das Knarren der rollenden Räder, der

aufwirbelnde gelbe Staub waren geeignet, den Zuschauer eine Aufregung zu bereiten, die fast in Raserei überging. Sie stieg auf ihren Gipfel, als von Mund zu Mund der Name „Scipio“ einem wundervollen Gespanne herrlicher, roth und weiß getupfter gallischer Rösse voranging, die eine federleichte, zweirädrige Rheda, mehr im Fluge, als rollend, in rasender Eile vorbei fährten.

Scipio, der Löwe des Festtages, war erschienen. Wie ein junger Gott stand er auf seinem vergoldeten Wagen und streckte die Fäuste den Pferden zu, welche die stramm gezogenen Zügel mit schäumendem Geiß fast zu zerreissen drohten. Ohne Peitsche, wie sie gewöhnlich ungeübtere Lenker anwendeten, und nur durch Zurufe seine Rösse anspornend und lenkend, machte dieser bildschöne Jüngling den Eindruck eines dahinfahrenden Apollo. Alle Frauen, alle Mädchen verfolgten ihn mit den Blicken, alle Arme streckten sich beim Vorüberjagen dem Jüngling entgegen.

Scipio hatte bereits eine glänzende Eintrittsfahrt, vom Capenischen Thore bis zum Drusus-Bogen und wieder zurück, gemacht, als seine suchenden Blicke die Rheda seiner Dame, der schönen Secunda, erforscht hatten, die auf ihrem niedlichen Einspanner, mehr knieend als sitzend, eben in die Bahn einlenkte. Neben einander und von der Menge mit einem Geschrei des Willkommens empfangen, um das sie ein Kaiserpaar hätte beneiden können, fuhren sie in die Bahn ein. Secunda hatte zum Feste eine himmelblaue Balla mit Silber-Stille-reien gewählt, die prächtig zu dem rothgeputzten Haare paßte. Sie war schön, wie eine junge Göttin. Ihre tausend Anbeter waren fast sprachlos beim Anblicke des reizenden Geschöpfes, das mit ihrem Ritter, vorerst im Schritt, die Bahn durchfuhr.

Secunda's Pferd, sonst ein guter Kenner, hatte heute, zu ihrem großen Verdruße, keinen rechten Trieb und schien faul oder matt zu sein. Des Thieres Bewegungen verriethen Anstrengung ohne greifbare Ursache. Der kleine Wagen stieß und stampfte, kurz, das ganze Fuhrwerk und Gespann bot keine Sicherheit, keine Klüchtigkeit, wie sonst. Die schöne Lenkerin überkam eine große Bangigkeit, die auch nicht weichen wollte, als sie neben dem stolzen Scipio die Bahn durchfuhr. Ihr Kenner leuchtete und schob ungewöhnlich heftig, — kein Zweifel, das Thier war krank!

Auch Scipio's Fuhrwerk wollte nicht recht variiren. Das linke Rad lief etwas krumm auf seiner Spindel. Doch schien er nicht so ängstlich, als die Schöne zu sein, welche er gleichsam triumphirend der jubelnden Menge zur Schau führte. Alle Wagen und Reiter wichen dem Paare aus und ließen ihm freie Bahn bis zum Drusus-Bogen. Hier erst wollte Scipio den Pferden die Zügel schießen lassen und seine Göttin, die schöne Secunda, auf ihrem Gespanne mit sich reißen.

Anfangs gelang es auch der schönen Lenkerin, dem jungen Rame zur Seite zu bleiben und die Zuschauer durch ihre Leistung zu entzücken. Allmählig jedoch erlahmte ihres Thieres Kraft, welche der großen Last der Bronze-Platten nicht gewachsen war. Vergebens ließ Secunda ihren Kenner die Knotenpeitsche fähen, — ihr Wagen verlor gegen das dahinfahrende Gefährt Scipio's immer mehr Distanz.

Secunda's Blut kochte vor Wuth und Aufregung. Sie suchte ihres Rosses Feuer und Kraft bald mit Schmeichelnworten, bild mit der Peitsche aufzutreiben, doch umsonst. Der Kenner leuchtete unter seiner Last, als wollte er seine Lunge zerprengen. Scipio war ihr bald aus dem Auge geschwunden. Die Zuschauer verfolgten die sunderbare Scene zuerst mit Befremden, dann mit Spott und Lachen, das dem Mädchen bis in's innerste Mark einschmiß. Das kleine, prächtige Fuhrwerk wurde bald von allen anderen überholt und schließlich nicht mehr beachtet. Der Lenkerin Scham verwandelte sich in Jorn und Wuth, die sie vergebens an dem armen, überbürdeten Rösse anließ. Sie sah sich nach ihrem schönen Scipio um; doch nichts als gelber Staub, von den sinkenden Sonnenstrahlen in's Glähen gebracht, war in der Ferne zu erblicken. Secunda war hüßlos auf ihrem Wagen, den das arme, leuchtende Pferd nur noch im Schritt zu schleppen vermochte.

Scipio's Gespann rannte unterdessen, vom Lenker kaum gebändigt, wie ein Pfeil durch die Bahn, schwankte jedoch bedeutend nach der linken Seite hin. Der durchsägige Reihnagel hatte sich abgelenkt und hielt nur noch an einer Faser, als plötzlich bei einer Weiche das Gestell sich merklich abwärts neigte und, ehe noch Scipio die Rösse bändigen konnte, der Karren sich überschlug. Scipio, als geübter Lenker, war glücklich abgesprungen, eben, als das linke Rad von der Spindel sich ablöste, das nun, eine Zeit lang dem Impulse folgend, allein seinen Weg fortsetzte.

Die Zuschauer dieser Scene hatten Mühe, die Rösse aufzuhalten und dem Lenker zu Hülfe zu eilen. Scipio war mit dem bloßen Schreck davongelommen. Der Karren war zwar in Stücken, doch er selbst und seine Scheden ohne Beschädigung. Aber jämmerlich war des jungen Mannes Aussehen. Sein Purpur-Gewand hing ihm in Fetzen am Leibe. Das feingestriegelte Haar war in Unordnung gerathen, der duftende Kranz von Rosen lag weitab im Staube. Sein zertrümpertes Gesicht blutete, und die Sandale des linken Fußes war beim Abprung vom Wagen zerfressen und verloren gegangen. In einer herbeigeholten Sänfte mußte der der Verzweiflung nahe junge Mann den Heimweg antreten, während herbeieilende Sklaven seine vor Schreck zitternden Pferde zum Stalle zurückbrachten. Die ganze Stadt nahm Antheil an dem Mißgeschick des schönen Mannes; doch blieb ihm der Spott seiner Reider und Nebenbuhler nicht erspart.

Secunda's Mißerfolg entzog sich ganz der Beachtung und Bepredung. Was aber das Mädchen am meisten kränkte, war der Triumph ihrer Schwester Primogenita, die nun keine Nebenbuhlerin mehr zu fürchten hatte.

Cassius schwieg und bezog sein geschenktes Häuschen auf dem Landgute seiner freigebigen Herrin.

Secunda reiste einige Tage nach dem Ereignisse nach dem Seebade Ostia, um ihre Wunden zu beruhigen, und blieb dort einsam den Sommer über. Der superbe Scipio Lucejus aber mied fortan die Rennbahn in der Appischen Straße wie ein Kind, das sich die Finger verbrannt, das lodernde Feuer.





Der alte Markt in Straßburg mit dem Rathhause und der Nicolaikirche. Nach einer Zeichnung von Jans Barckels. — Siehe Seite 102.





**Kunstgewerbliches**

Nachdruck verboten, ebenso jegliche Nachbildung der abgebildeten Gegenstände, welche gesetzlich geschützt sind.

**O**hrgehänge. — Die Athener nannten einen Mann, der Schmuck im Ohre trug, einen Eydier, ihn damit verächtlich als einen weichlichen Asiaten bezeichnend. Das durchbohrte Ohr mit seinen Ringen und Gehängen hat bei Culturvölkern und in verfeinerten Zeiten immer mehr oder weniger Anstoß erregt, und nun gar bei Männern. Als Zierde der Männer ist der Ohrschmuck ein Zeichen entweder der Barbarei, wie bei den Negern, oder einer Verweichlichung, wie bei verschiedenen alten Völkern Asiens, bei Babyloniern, Assyriern, Eydieren und anderen. Sehen wir heute einen Mann mit einem Schmuck im Ohre, wie das ja wohl vorkommt, so hört man zur Entschuldigung gewöhnlich die wenig glaubliche Mähe, es geschehe aus Gesundheitsrücksichten, um der Augen willen.

Es läßt sich auch wohl nicht leugnen, daß die Durchbohrung der Ohren etwas Barbarisches an sich hat, wenn wir sie auch nicht gerade mit der durchbohrten Nase auf eine Stufe stellen wollen.

Die feine Empfindung echter Cultur hat immer Anstoß daran genommen. Soviel goldene Ohringe und Ohrgehänge von griechischer Arbeit uns auch erhalten sind, so sind sie doch auf den Darstellungen

griechischer Frauen nicht häufig. In den oftmals als barbarisch verschrieenen Zeiten des Mittelalters ist der Ohrschmuck eine seltene Erscheinung; die Damen der Blüthezeit des Ritterthums im zwölften und dreizehnten Jahrhundert verschmähten ihn durchaus als eine unfeine Sitte. Selbst als im fünfzehnten Jahrhundert, mit wachsender Geschicklichkeit in der Kunstarbeit, der Luxus in Schmuck-Gegenständen wieder begann und sich mit der Entdeckung der neuen Welt und der Herbeiführung ihrer Schätze in außerordentlicher Weise steigerte, ist doch gerade der Schmuck der Ohren im Vergleiche mit der Menge der Ketten, Ringe, Medaillons und Brustgehänge äußerst selten. Erst in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts, als Schmuck von Gold, Perlen und Edelsteinen die Kleider der vornehmen Herren und Damen überzieht, wird auch der Ohrschmuck eine häufigere Erscheinung.

Die Portraits dieser Epoche zeigen noch viele vornehme Damen, deren gesammte Kleidung ganz mit Schmuck überladen ist, deren Ohren aber des Schmuckes entbehren. Die Sitte scheint sich zu steigern in der Zeit des Rubens und van Dyck's, um so im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert anzuhalten. Aber trotz dieser Steigerung ist es auffallend, wie einfach der Schmuck an sich bleibt; fast durchgängig bildet eine einzige Perle, von Gold gefaßt, den tropfenartig von einem Ringe, der durch das Ohr geht, herabhängenden Schmuck. Selten, daß mehrere Perlen, zwei oder drei, vereinigt sind. Und soll es einmal sein, so ist das gewiß



Einband zu einem Gesangbuch

in schwarzem Sammet. Entworfen und ausgeführt von J. Schade in Berlin. Mit silberoxydirtem und theilweise vergoldetem Kreuz und ebenholznen Edelsteinen, Schließen und Rückenstück. Mit Goldschnitt. 14 Cent. hoch, 9 1/2 Cent. breit.



Stuhl

in polirtem Mahagoni mit Seidenplüsch-Bezug. Ausgeführt von A. Bembé in Mainz. Maße wie üblich.



Stuhl

in altem Eichenholz. Ausgeführt von A. Bembé in Mainz. Maße wie üblich.



Schreibtisch

in schwarzem, matt polirtem Holz. Nach eigenem Entwurf ausgeführt von E. Seeger, Möbel- und Spiegelfabrik, in Mannheim. Mit echten, farbigen Relief-Einlagen. Maße wie üblich.

die edelste und natürlichste Form des Ohrschmuckes, kostbar genug in seinem materiellen Werthe für den größten Reichtum, und ästhetisch von angemessener, richtiger Bildung.

Dem wenn wir die Frage nach dieser Seite richten, von allem Wandel des Geschmacks oder allen Sonderbarkeiten ethnographisch-nationaler Art abgesehen, wenn wir fragen, welche Form denn der Ohrschmuck haben soll, um richtig zu wirken, zu schmücken und zu zieren, so sind wir nach der Form des Ohres und der aufrechten Haltung des Kopfes durchaus auf einen längeren, und zwar hängenden Schmuck hingewiesen. Frei herabhängend, giebt er bei der zurückweichenden Linie des Halses dem Gesichte zu beiden Seiten gewissermaßen schön verzierte Grenzen. Er zwingt den Kopf zu einer stolzeren, getragenen, mehr ruhigen Haltung, hindert ihn am unruhigen Umherwerfen, wie es edler Frauen Sitte nicht ist. Aus diesem Grunde ist auch nichts verkehrter, als die

moderne Sitte, eine Perle oder einen Stein fest an das Ohrfläppchen anzuschrauben, als ob sie ein parasitisches Gewächs daran wären; sie sind unnatürlich in dieser Art und verfehlen ihren Zweck.

Ebenso wenig entspricht ein kleiner Ring allein dem ästhetischen Verlangen, selbst wenn er auf der Vorderseite noch mit einem Stein oder einer Perle oder sonstwie zierlich geschmückt sein sollte. Der nationale Geschmack ist hier oft besser geleitet; er nimmt wenigstens einen großen, mehrere Centimeter im Durchmesser haltenden Ring; und so auffallend es erscheinen mag, dieser oft sehr mächtige goldene Ring übt eine bei weitem vortheilhaftere Wirkung aus, wie man sich beim Anblick italienischer Frauen durch den Augenschein überzeugen kann. Dieser Ohrring nimmt im italienischen Volkschmuck oft eine seltsame, bizarre Bildung an; oben zierlich und schmal, unten breit und massiv, oft mit filigran überzogen und mit kleinen Anhängseln versehen, — barocke Gebilde von erstaunlicher Größe, Gebilde, die wir gerade nicht unseren Damen empfehlen möchten; aber trotzdem stehen sie den hochgewachsenen, geraden Gestalten ihrer Trägerinnen vortreflich.

Die ästhetisch berechnete, wenn auch nicht gerade allein richtige Form des Ohrschmuckes ist aber nicht der Ring allein, sondern der Ring in Verbindung mit einem Gehänge, ein zarter Ring, der durch das Ohrfläppchen läuft und einen



hängenden Schmuck trägt. Das ist die gewöhnlichste Form schon im Alterthum, und sie ist es heute noch im Volkschmuck, besonders im italienischen, der, trotz seiner Wandlung im Ornament, noch in Technik und Form die Grundzüge des antiken, des etruskisch-griechischen Schmuckes bewahrt hat.

Dieser goldene Schmuck, wie ihn die etruskischen Grabstätten an das Licht gebracht oder die Fundstätten von Kerisch, der alten Griechen-Colonie Panticapaeum, dem Museum in Petersburg geliefert haben, bekannt durch die wunderbare Feinheit der Arbeit in Korn und Filigran, ist auch von mannigfacher Bildung in Bezug auf die Form. Gewöhnlich besteht er aus zwei Theilen, eben dem Ringe und dem Gehänge. Der Ring selber ist schon ein Schmuck; er bildet oft ein Kollhorn oder ist zuweilen an den offenen Enden mit einem Löwenkopf verziert; zuweilen auch ist er durch eine ziemlich statliche, mit Filigran verzierte Scheibe gedeckt, welche das Oberlappchen hinter sich birgt. Von da hängt dann ein weiteres Gebilde herab, Figürchen wie Genien, Götterbüsten, kleine Vögel, emailirte Trauben oder Phantastie-Bildungen, z. B. umgekehrte Pyramiden, von deren Ecken goldene Ketten herabhängen, — das Ganze von sehr bedeutender Länge und Breite und wohl geeignet, einer statlichen Figur und einem schöngeformten Gesicht als wirkliche Fierde zu dienen. Der Ring ist auch wohl durch einen schlanken, krumm gebogenen Draht ersetzt, der durch das durchbohrte Ohr läuft und den Eindruck des Hängens nicht aufhebt.

Diesen Charakter hat auch der heutige italienische Volkschmuck von seinem antiken Vorgänger tren bewahrt. Wie wir schon gesehen haben, sind die Ohringe oft von erstaunlicher Größe; auch sie deckt oftmals ein verziertes Rundschildchen, und das Gehänge daran ist in der Regel die Hauptsache. Es ist reich an mannigfachen Phantastie-Motiven, unter denen ein goldenes, mit goldenen Blumen gefülltes Körbchen besonders häufig und beliebt erscheint.

Auch dieses Motiv wollen wir, weil es unserem Auge zu ungewohnt ist, nicht gerade zur Nachahmung empfehlen, obwohl es sicher dem Antitz besser und schöner stände, als unsere heutige Kleinliche und mesquine, nichts sagende und formlose Art.

Aber der Volkschmuck, und nicht bloß der italienische, enthält andere und so zahlreiche schöne Motive, daß wir unsere Goldschmiedekunst und auch unsere, noch den Ohrschmuck tragenden Damen nicht dringend genug auf diese Quelle und Fundstätte eines guten und unbedorbenen Geschmacks aufmerksam machen können. Wie aus dieser Quelle nationaler Ornamentik heute unsere ganze verzierende Stickerie umgeschaffen worden, so könnte auch im Schmuck des Ohrs mit ihrer Hilfe ein sehr häßlicher Fleck des modernen Geschmacks beseitigt werden.

Jakob von Falke.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

**Nach der Tanzmusik.** Von Heinrich Schlitt. Siehe die Abbildung, Seite 96. — Die große Paute wird doch immer verkannt, das ist ihr Schicksal von Alters her! So ein Fiedler oder Blechpfeifer thut sich wonders was zu Gute auf seine Kunst, und doch nicht für sie, welche im Orchester die großen Effecte erzielt, sondern das thut die Paute, die mit ihrem Donner das ganze lärmige Gedulde überläßt. Wenn sie so recht aus dem Vollen schmettert, ringt sich kräftiger der Zuschrei aus den Reihen der Burischen, und das Mirren der Becken dazu ist das Zeichen, die Dirnen herbei zu packen und sie zu schwingen, daß die fliegenden Voden die Decke des Tanzbodens streifen. Die Becken, — richtig, ist der Paulenschläger nicht ein Künstler auf zwei, ja eigentlich drei Instrumenten? Denn auch der Triangel, der bald tanzt schwingende, bald feurig rasselnde, ist seiner Obhut anvertraut. Wer aber für mindestens zwei Musikanten „arbeitet“, sollte doch auch mindestens doppelten Lohn erhalten, und erscheint es deshalb unbillig, wenn die große Paute, sobald es an die Theilung des klingenden Segens geht, ein gerades Entgelt ihrer vielseitigen Leistungen verlangt? Freilich, da kommt sie schon an! Es ist gar schände Münze, mit welcher die Herren Kollegen honoriren, und für den mitfühlenden Zuschauer giebt es nur den einen Trost, daß der verkannte Künstler, wie aus seiner ganzen Haltung hervorgeht, einen anderen Ausweg gar nicht erwartet hatte. Und noch ein Glück ist dabei: so viel Schläge er auch Jahr aus, Jahr ein ausstößt, er ist friebfertiger Natur und wird die Kraft seines Armes nicht gegen die falschen Freunde wenden. Doch bei der nächsten Tanzmusik, da geht wohl Acht; da wird die Paute dickerer Tollen und fürchterlicher donnern, denn jemals: das ist der Grimm des getnehteten Genies, das zornig mit der Sklaventette rassel.

Fr. G.

**Der Marktplat zu Stralsund.** Von Hans Bartels. Siehe das Bild, Seite 100. — Stralsund, früher Stralow, dann „tom Sande“, d. h. Stadt am Strelafunde, wurde von dem rügenischen Fürsten Jaromar I. 1209 gegründet; es gehört also zu den ältesten Städten Pommerns und hat die wechselnden Schicksale dieser Provinz in, wenn möglich, noch erhöhtem Maße erfahren. Eine der einflussreichsten Städte der Hanse, behauptete Stralsund gegenüber seinen Landesherren, erst den Fürsten von Rügen, dann den Herzögen von Pommern, stets eine große Selbständigkeit, von der getragen, es den demwürdigen Kampf mit Wallenstein aufnahm. Durch den westfälischen Frieden kam es mit dem westlichen Pommern an Schweden, im nordischen Kriege auf einige Jahre an Dänemark, 1807 durch Kapitulation an die Franzosen, denen Schill 1809 die Stadt abnahm, um sie an die vereinigten Dänen und Holländer zugleich mit seinem Leben zu verlieren. Eine Steinplatte mit einfachem goldenen Kreuz zeigt die Stelle, wo der Kühne Feld seinen Tod fand, und sein Grab auf dem Knieperkirchhofe wird getreulich gepflegt. Seit 1815 gehört Stralsund zu Preußen.

Auf Schritt und Tritt stößt man in der Stadt auf Erinnerungen an eine glänzende, leider verschwundene Zeit. Die ganze Bauart gemahnt an die sturmbelegte Vergangenheit; die engen Straßen, die dicken Mauern der Häuser und die schmalen Kellerlöcher. Schöne Gebäude, darunter die wundervolle Nikolaiwie die Marienkirche und das Rathhaus, erinnern durch die Opulenz ihrer äußeren und inneren Ausstattung an die Zeit, da Stralsund einen hervorragenden Platz unter den Hansestädten einnahm und dem Rath der großen Handelsstadt daran lag, deren mercantile Bedeutung auch durch Prachtbauten kundzutun. Besonders das Rathhaus ist ein Prachtbau im wahrsten Sinne des Wortes, der sich getrost den berühmten Rathhäusern von Bremen und

Lübeck zur Seite stellen kann. Der Bau reicht bis in das dreizehnte Jahrhundert zurück, in welchem er in seinen ersten Bauarbeiten als Rathhaus zum Auslegen und Heilbieten von Waaren errichtet wurde. Anfangs aus zwei parallel von Säulen nach Norden laufenden, einstufigen Häusern bestehend, wurde er später um zwei Stodwerke erhöht, und es wurden die beiden Langhäuser durch zwei Querflügel verbunden, von denen der nördliche Flügel nach dem Markte zu durch eine prächtige Fassade abgeschlossen wird, welche unsere Abbildung zeigt. Die Wiederherstellung dieser Fassade, deren Schönheit Jahrhunderte lang unter Lünche begraben lag, in ihrem ursprünglichen Backsteinbau in rothen und schwarzen Ziegeln, ist erst in den lektverlorenen Jahren durch den Stadtbaumeister von Habelberg in glücklichster Weise ausgeführt worden. In seinem Inneren birgt das Rathhaus ein Museum, reich an Alterthümern, die zum Theil der grauen Vorzeit entstammen, Waffen, Spangen und Gefäße. In den werthvollsten Stücken des Museums gehört ein köstlicher Goldschmuck, der auf Hildesee, einer kleinen, zu Rügen gehörenden Insel, gefunden worden, und dessen edler Einfachheit gegenüber sich die veränderten Schmuckfaden von heute wie Alenberger Tand ausnehmen.

Die im Osten des Rathhauses sich erhebende, in edler Gothik erbaute Nicolaitirche, die Haupt-Pfarrkirche der Stadt, zu Ende des dreizehnten Jahrhunderts begonnen, wird im Westen von zwei vieredigen, reich mit Kaskwerkblenden geschmückten Thürmen flankirt, welchen beiden im Jahre 1662 ein Gewitter ihre Spithen raubte; nur eine dieser Spithen wurde in zopfiger Form wieder ersetzt. Ein belebtes Ansehen gewinnt das Aeußere des Kirchengebäudes durch die Strebebogen, welche, die Dächer der Seitenschiffe durchgehend, sich an das Mittelschiff anlehnen. Das Innere der Kirche, dessen vorreformatorischer Bilderschmuck zum großen Theile noch erhalten ist, birgt als werthvolle Kunstwerke eine in Messing geschnittene Grabplatte aus dem vierzehnten Jahrhundert und den restaurirten, reichgeschmückten Hochaltar.

**„Das lachende Berlin.“** — Walhalla-Theater heißt in Berlin diejenige Bühne, mit welcher die strengen nordischen Gottheiten am allerwenigsten zu thun haben. Die Benennung rührt aus einer Zeit her, da der Berliner Philister mit dem Namen „Walhalla“ den Begriff eines Ortes unheiliger Vergnügtheit verband, — ein sehr nebelhafter Begriff, der aber in gewissem Einflang stand mit den Wollen des Tabakqualmes und den reichlichen Vibrationen von Weichbier, das die Nachgeborenen an die Stelle des urgermanischen Meths gesetzt hatten. Vor einigen Jahren in ein schmuckes Haus umgewandelt, diente das Theater seitdem der leichtgeschürzten Muse, der Operette, und etliche der populärsten Schöpfungen dieser Art haben von hier aus den Flug durch die Welt genommen. Weshalb man von diesem Boden wieder einen Schritt in das alte, vergangene Berlinertum zurückgehen, was möchte es ergründen? Genug, die Idee, nach Art der Pariser „Revue“, welche von Zeit zu Zeit parodirende Uebersichten der hervorragenden Bühnen-Erscheinungen geben, einen Ueberblick über die Berliner Localposse von ihren Anfängen bis auf die Gegenwart zu bieten, erschien trefflich genug. Muß doch die Berliner Posse, nachdem sie schon seit Langem dahingeseht, nachdem die letzte geniale Soubrette, Ernestine Wegener, in die Gruft gesunken und die letzten bedeutenden Vocal-Komiker theils der Bühne ganz entzogen, theils sich einen höheren Wirkungskreis gesucht haben, — muß doch die Berliner Posse seitdem für todt gelten, und sie nicht ohne Sang und Klang zu begraben, sondern dem einst so heiteren, lebenprühenden Geschöpfe eine würdige Nachfeier zu bereiten, war ein löbliches Beginnen. Freilich mußte es bedenklich erscheinen, daß gerade zwei Autoren, die sich bisher vergeblich bemüht haben, der tranken Berliner Posse wieder frisches Leben zu verleihen, die Veranstaltung dieser Feier übernommen hatten, — gleich als wollte der Arzt, dem der Patient unter den Händen gestorben ist, dem Todten die Leichenpredigt halten!

Im Anfang ihrer Revue, der sie den Titel „Das lachende Berlin“ verliehen, haben sich die Compileroren indessen, von ihrer eigenen faden Einleitung abgesehen, glücklich aus der Affaire gezogen. Zwar erwies sich der „Eckensteher Raute“, über dessen geschraubte Wize sich einst (1833) ganz Berlin, vom Königshofe bis zur Werkstatt, vor Lachen ausgeschüttet, heute nicht mehr genießbar; aber die Vocalstücke von Julius von Vos, dem hochbegabten, im Glend verkommenen Dichter († 1832), und von Karl Blum († 1844), dessen aus dem Französischen übersehte Stücke theilweise noch heute auf dem Repertoire der deutschen Bühnen stehen, boten doch mit ihren trefflichen, zeitgetreuen Kostümen eine kulturhistorisch interessante Reminiscenz. Was aber wirkliches Volksthum vermag, wie wenig edler Humor veraltet, das zeigte sich in Angely's „Fest der Handwerker“. Dieser nachkommene französischer Refugios hat das Berliner Volksthum seiner Zeit so löblich wiedergegeben, wie nach ihm nicht einmal David Kalisch, und nicht dieser, sondern jener muß als Begründer der Berliner Localposse gelten. Schade, daß die Compileroren dem ewig jungen, von frischem Humor erfüllten Stücklein eine der Holzer'schen Sentimentalitäten aufgepfropft hatten, die in diesen Rahmen paßte, wie die Faust auf's Auge. Trotzdem entschied Louis Angely, — im vorigen November gedachten die Berliner Wälder seines fünfzigjährigen Lobestages, — den Erfolg des Abends. Im Weiteren bietet das „lachende Berlin“ ein bunt zusammengestoppeltes Allerlei aus Werken von Kalisch und etlichen seiner Nachfolger, leider nicht eben charakteristisch ausgewählt und von den Bearbeitern mit eigenen Zuthaten versehen, die das höchste Maß der Trivialität erreichen. Diefelbe Trivialität macht sich geltend in dem Schlußbilde, das den Voden der Posse verlassend, einzelne Züge aus beliebigen Operetten vorführt. Hätten doch die Autoren sich begnügt, diese Schlagnummern, die in so glänzender Pracht vorgeführt wurden, für sich reden zu lassen! Aber immer wieder drängen sie sich vorlaut dazwischen, sobald eben nur eine so strahlende Farbenpracht, eine so quellende Fülle pridelnder Melodien den Unmuth des Zuschauers zu besänftigen vermag. So muß denn das Gesamturtheil lauten: Der selbige, seit fünfzig Jahren in der Erde ruhende Angely und die Schar der berühmten Wiener und Pariser Operetten-Componisten haben es zu Wege gebracht, daß dem „lachenden Berlin“ kein zischendes sich gegenüberstellt.

Ist es mit der Berliner Posse wirklich zu Ende, und soll sie sich begnügen mit dem wunderlichen Keckraus, zu dem ihr zwei mittelmäßige Musikanten aufgespielt haben? Es wäre Schade darum, denn das getreue Spiegelbild des Volksthum's, — und das Volksthum Berlin's ist keineswegs so abstoßend, wie es „brauchen im Reich“ noch vielfach geglaubt wird, — übt doch einen eigenartigen Reiz aus, dem auch derjenige, der das Leben ernst erfährt, sich gern hingiebt. Die Berliner Localdichter pflegen sich zu entschuldigen: „Es giebt für unsere Rufe keine Künstler mehr!“ und die Darsteller: „Für uns giebt es keine Dichter mehr.“ Der lehteren Behauptung ist einstweilen beizupflichten, aber die erstere hat das Walhalla-Theater mit einigen seiner Mitglieder glänzend widerlegt.

Unter das Stichwort „Das lachende Berlin“ paßt auch die

Kavität, mit welcher das Wallner-Theater die jüngst erlittene Schlappe wieder gut gemacht hat, denn der Schwanz „Alfred's Briefe“ von A. Oskar Klausmann und Fritz Brentano hatte sich eines überaus heiteren Empfanges zu erfreuen. Die beiden jungen Autoren, von denen der eine den wohlverdienten Ruf eines gefällig plaudernden Vocal-Feuilletonisten genießt, der andere schon früher einen günstigen Bühnen-Erfolg davongetragen hat, haben keineswegs ein Meisterwerk des Humors, aber doch eine an komischen Wirkungen reiche und dabei durchaus decente, aller Feivolität entbehrende Arbeit geliefert. „Alfred's Briefe“ sind das Schredgepenst zweier würdiger Matronen, die in ihrem Backfisch-Alter die Schwärmerie für ihren „genialen“, inzwischen verstorbenen Klavierlehrer schriftlich bekannt haben und sich nun plöglich von der Gefahr bedroht sehen, daß diese Documente jugendlicher Thorheit dem Gespötte der Welt überantwortet werden. Neben dieser launig durchgeführten Idee giebt das Stück Lustig wider die Russen-imperei zu Felde, erzielt seinen Haupterfolg aber durch die Vorführung eines ergötlichen Jüngers des „Wollregimes“, — das erste Mal, daß Herr Professor Gustav Jäger den Schmerz erlebt, die malerische Erscheinung seines allein gesundmachenden Kostüms auf der Bühne profanirt zu sehen. Diese Figur wirkt so unwiderstehlich komisch, daß man sich fest darauf verlassen kann, in den heiteren Stunden der nächsten Zeit das Wollregime durch die verschiedensten Personifikationen ausgebeutet zu sehen. Und so wäre denn der berühmte Afrika-Reisende mit dem von den Gluthen der Tropen verbrannten Antitz und dem von den Flammen der Liebe entzündelten Herzen endlich durch eine andere „zeitgemäße“ Figur abgelöst, — wofür die Verfasser des heiteren, anspruchslosen Stückleins noch besonders bedankt sein mögen.

G. S. G.

**Literarisches.** — Josef Straub, der Kronwirth von Hall, eine Episode aus dem Tiroler Freiheitskampfe, dramatisch erzählt von Karl Domaniß (Aussbrud, Wagner). Die letzten Augenblicke der Tiroler Kriege von 1809 werden bald in den Bären verarmelt sein, aber die Erinnerung an ihre Thaten lebt im Lande getreulich fort. Die Innsbrucker Universitäts-Buchhandlung hat eben ein Schauspiel verlegt, welches wieder eine Episode jenes bewegten Jahres vorführt. Es handelt sich um den Schützenhauptmann des biedereren Städtchens Hall, Marshall Felschler, der mit überlegener Macht eingerückt, hat die Schredensberechtigung von der Seine an den Inn verflucht und heist den Rebellenführer am 10. August um vier Uhr Nachmittags sich stellen, wofür nicht der Bürgermeister und dann Tag für Tag je ein Bürger von Hall für ihn baumeln sollte. Straub stellt sich und soll gehängt werden. Inzwischen rückt jedoch Heier als Sieger vom Brenner vor, die Franzosen müssen ebenfalls fort; Straub befehlt, während er den Wagen bereiten soll, einen günstigen Augenblick, um zu entfliehen. Er läuft sich in den Inn, bringt die Nacht im Wälder zu und kehrt am nächsten Morgen gerettet zu den jubelnden Zeinen zurück. So geschieden am 14. August 1809.

Der Verfasser, Karl Domaniß, ist ein junger, talentvoller Wirthschafter und bereits als Germanist mit Parival-Studien ausgestattet, welche fortgesetzt zu werden verdienen. Vor Jahren schon hat er in einem vielgelobten Tiroler Volkslieder die Original-Briefe veröffentlicht, welche die bewiesene Selbstüberlieferung und Thut des Hauptmanns schildern. In realen Anknüpfung an diese Quelle und die Localität hat er jetzt die Vorgehen „dramatisch erzählt“. Der Ausdruck zeigt, daß er sich der Schwierigkeit wohl bewußt war. Der Stoff ist in sich, die Katastrophe recht sich um einen Zufall: kaum hat sich Straub dem Feinde überliefert, so kommt das unglücklich veränderte Signal von Hofer's Anmarsch. Dem Felschler fehlt es an einem Bräutigam, daher an einem tragischen Conflict. Die Personen zerfallen in Engel und Schütte. Die Kampfszenen hängen mit der Haupthandlung etwas lose zusammen. Der Schluß mit dem Sieges-Umzuge Heier's, wobei das gesammte Volk „Vater des Vaterlandes“ ruft und in ein Toben ausbricht, ist mehr eine schwunghafte patriotische Aposrophe, als die Lösung einer statlichen Verwickelung. Da sie will aber was Wert aus nur die poetische und Bühnengerechte Behandlung eines interessanten Ereignisses sein, etwa in der Art von Zschernak's Heinrich V. Auch hat sich der Dichter löblich bemüht, um über viele künstlerischen Mängel der Geschichte hinwegzutäuschen. So gleich im Anfang, wo er Straub einführt: der Mann darf seinen Augenblick weichen, daß er Hab und Gut, Leben und Familie für das Vaterland opfern muß; obwohl seine Pflichten sich widerstreben, kennt doch kein Wille seine Wahl. Aber daß er beim reifen Nachdenken vor Allem sich vor Bedacht des Malles rennen muß, giebt ihm vergeblich Wehgedrückt, seine Schritte und Gegenstände dialogisch zu entwickeln, jedoch der Reiz den Grund eines allmählig herauswachsenden Mauthenstümmels gemüht. Von Detail-Schönheiten erwähnen wir eine Reihe gelungener Sentenzen, welche auf einen schmeichlichen Ereignismaterial deuten: die hat gebrellte Straubia I. A. sagt: „Das Recht ist streng, doch grausam ist das Unrecht!“ und Straub selbst monologisiert vor seinem gelieblichen Abenteuer: „Wahr als gehoben, mein' ich, ist noch keiner für seinen Arm“. Das ganze Werk ist knapp und kräftig und von einem wohlthunenden Hauch der Heimatliebe durchweht.

Das Barock und Rococo-Ornament Deutsches Land, herausgegeben von Cornelius Gurlitt. (Berlin, Wilmanns, 5 Liefer. von je 30 Tafeln Lichtdruck in gr. Folio a. M. 20.) — Ein Werk, welches in kunstgärtiger Weise die ornamentalen Formen des sogenannten Barock und Rococo zur Anschauung bringt, befaßt heute, wie der Herausgeber hervorhebt, allerdings keiner Entschuldigungs mehr, denn die Zeiten sind vorüber, in denen man diese Kunst des achtzehnten Jahrhunderts für „Barock“ erklärte. Man sollte überhaupt mit dem Worte „Barock“ sehr vorsichtig umgehen; es kommt hier darauf an, auf welchem Standpunkte die Würdigung eines historischen Stiles man steht. Wegen die Welt, deren constructive Formen aus dem Bewußtsein heraus erwachsen, deren Sämmel-Normen aus der Natur entspringen waren, mußte die Renaissance, — vom Standpunkte eines Vorbildes betrachtet, — mit ihren für den Verlebter eben so fremden, als für seinen Bedarf wenig gerechneten Zielformen als ein Rückschritt erscheinen. Wegen die Renaissance würde dann wiederum das Barock, gegen letzteres das Rococo einen weiteren Schritt bedeuten. Wie hätten also in der Kunst einen andauernden „Barock“ inconstanter, während doch, sonst in der Geschichte, wie überhaupt in der Welt, ein eine fortwährende Entwicklung nachweisen läßt. Und in Wirklichkeit wehrt es sich auch umgekehrt; denn wenn wir genauer zu, so läßt sich deutlich verfolgen, wie die Formen der Renaissance in immer weiterer Ausdehnung nach der malerischen Seite immer mehr geschickteren Händen entlich als letzte, und lagen wir gleich, als höchste Stufe im Rococo im Lage traten. Hier erst findet die große Bewegung, die im funfzehnten Jahrhundert in Italien begann, ihr Ende, und als man hier nicht mehr weiter konnte, da mußte man einen Rückschritt thun und ähnte die niedrigeren, heißen Formen klassischer Kunst, wenn auch immer noch in geschwöcherter Weise, nach.

Das hier Auffassung, — welche ebenfalls die Regel bildender Entwicklung für sich hat und an den schönen Vorträgen des Gurlitt'schen Werkes auf ihre Richtigkeit von Jedermann geprüft werden kann, — von Renaissance-Puritanern und besessenen Klassikern nicht getheilt wird, soll und weber wundern noch irre machen. Wer sich einmal wirklich die Mühe nimmt, die Formen des Barock und Rococo zu studiren, läßt über sie in Schimpfen, der wird sehr bald ruhiger kommen, daß auch hier Verstand und Ordnung statt vermeintlicher Häßlichkeit und Willkür herrschen. Daß die Meister ihrer Formen, vor Allem des Rococo, Künstler von Gottes Gnade, hochbegabte, phantastische und wunderbar geschickte Männer waren, daß nur Künstler allerersten Ranges ihren Ideen in diesen Formen Ausdruck verleihen konnten, das lehren die Wälder des vorliegenden Werkes, und Material zum Studiren des Barock und Rococo herbeizutragen und so das Verhältniß zwischen zu erleichtern, ist dessen ausgeprägtester Zweck. Die Aufgabe auf demselben Boden ist so reich wie nirgends; kein Land der Welt kann so mit Deutschland hinsichtlich des Reichthums seiner Werke im Barock- und Rococo-Stile messen. Aus dieser Fülle hebt der Herausgeber nicht Verarmt-Ausichten von Innenräumen, sondern ornamentale Details hervor. Das erste Heft schon, welches Plafonds, Bouten, Thür-Bekrönungen und Kuppelungen, Wälder, Sockel, Fenster-Umrahmungen u. a. von den Schöpfen in Würzburg, Karlsruhe, Bruchsal, Romboldenburg, Berlin, Salschheim und anderen Gebänden bringt, enthält bereits einen Schatz ornamentaler Motive, in erster Linie zum Studium für Architekten, Bildhauer, Decorateure, aber auch wohl geeignet, künstlerisch geschulten Damen Anregung zu bieten, für den Schmuck der Wohnung beim Bemalen von Schirmen, Wänden, Thüröffnungen und kleineren Gegenständen, z. B. Hächern. Freilich ist es nicht leicht, sich diese Formen zu eigen zu machen, und die Zeit, wo unser Rundwandert mit denselben etwas Entree anfangen kann, dürfte wohl doch noch fernere sein, als man gemeinlich annimmt.

A. B.

Ein Buch von beachtender Farbenpracht in Bild und Wort! Eine treffliche Künstlerin, Hermine von Freuden, die sich mit einer hervorragenden Feuilletonistin, Dora Dunder, verbindet, um die „Stillen Winkel“ (Berlin, Hofmann u. Comp. N. 20) einer ausserordentlichen Schar von Heroen der Kunst und Literatur zu beleuchten, jene satiren, meist vittorellen Wälder, die dem Genies eines Hofer, Landau, Kist, Wenzel, Wagner u. A. feimen und reifen haben, mehr noch die stillen Winkel ihrer Seelen, die Eltern ihres Weins und ihrer Wirkungen. Jedes dieser Stimmungsbilder ist eine Lebensschönung, wie die originale Idee des Buches selbst eine zeitvolle Lebensschönung genannt werden kann. Hier ein Stück Revue-Kunst, — und sie ist der typisch malerische Ausdruck von Dunder's Stern; dort ein phantastisches Stillleben, aus dem und die Wälder Paul Goble's abgenommen entgegenräumt. Die Meisterhand der Künstlerin in der Composition solcher gemalten Signetten ist bekannt; hier steht ihr die



Schriftstellerin ebenfalls zur Seite, die mit jedem ihrer in mannigfaltigen geistlichen Formen wechselläufige Texte ein feingedrucktes, geistreichem Cabinetstück zu liefern wolle.

Eine amnuthige Künstlergeschichte in Berlin erzählt Ludwig Sobauy in „Kensate“ (Feipzig, Rabe, M. 2,50). Aus dem Gedichte geht nicht nur der fische Hand der Reclamand entzogen, und Wängel der Form, die hier und da in Tage treten, vermag man über den Himmelsbogen Anhalt. Mit diesem Wiesel läßt uns der Dichter die Heldin erleben, durch als einfaches Kind im Winterhause, dann als ein aufstrebender Stern am Ausstrahlend, als geübte Sängerin, die dem Augenblicke, dessen Hand sie einst verläßt, nun als Weib in sein Heim folgt, der Bühne für immer entsagend. C. R.

„Das Lob des jugendlichen Weibes“ verhandelt in herrlichen Gemüthsformen Ludwig von Kramer (München, Stroeter, geb. M. 1,50). Die Schwäne Salomonis, welche im letzten Kapitel in so köstlichen Worten den Segen des jugendlichen Weibes preisen, erläutert der Künstler in dreißig Bildern, von denen acht in vorzüglichem Ländrath wiederzugeben werden. Seine Figuren streift er in die Tracht des sechzehnten Jahrhunderts, indem er uns in die Blüthezeit der freien deutschen Heldensage versetzt und das Schöne und Bunte der edlen Götterlehre in ihrem reich angelegten Bause vertheilt. Das Werk ist in zwei Ausgaben zu haben, für Evangelische mit Luther'scher Übersetzung der Bibeltexte und einem Vorwort von Karl Gezel, für Katholiken mit Klopstock'scher Uebersetzung und einer Einleitung von H. W. Weber, dem Dichter von „Dreieichblinden“.

Der gleiche Verlag verleiht den jungen Mädchen unter dem Titel „Wismarstraße“ (geb. M. 4) eine von Amelie Hadia aus der deutschen wie der fremden Literatur häufig ausgewählte Sammlung Gedichte über die Bismarck, deren einzelne Vertreter in herrlichen Holzschnitten die Dichtungen umranken. — Dem jüngeren Geschlecht ist „Ein Jahr in Märchen“ gewidmet (geb. M. 4,50), in welchem Emma Ladden die zwölf Monate, von Februar und März der Beherrscherin des Jahres personifiziert, von ihren Erfahrungen unter dem Menschen amnuthig erzählen läßt. Jede Erzählung wird mit einem hübschen Fortdruck von Heinrich Braun eingeleitet.

„Die weißen Schwäne“ und „Erläuterung der Märchen Andersen's“ (geb. M. 6,50) begleitet Alice Havers mit einer großen Anzahl Abbildungen, welche eine Fortsetzung von letzterer Kraft, Frische und Harmonie zeigen. — Wohl entbehrt das Mädchen „Wer wickelt wie ich dich“ von A. Haas (geb. M. 2,50) des Schmuckes der Farbe, aber die veränderliche Fülle der Abbildungen, welche diese Sammlung herrlicher Fiktionen, Fabeln und Märchen erläutert, wird gewiß nicht minder das junge Volk ergötzen. — Den Bildern selber das farbige Kleid zu geben, sollen die Kleinen sich in dem Malbuche „Willekommen“ bemühen (geb. M. 2,50), welches in manchen Erzählungen und Versen von Helene Binder über hundert herrliche Abbildungen, zum Coloriren mit dem Pinsel oder dem Eumelstift, darbietet. — Die „Abtheilung für die Kleinen“ (M. 2,25) endlich umschließt in elegantem Futteral vier reizende Miniatur-Alben in bunten Bildern und launigen Versen.

- Geistl.** — Gedichte von Martin Geisil. 4. Auflage. Stuttgart, Cotta'sche Buchhandlung, M. 4.
- Taubert.** — Externa magica. Märchen und Geschichten von Emil Taubert. Berlin, Hofmann, M. 2,40.
- Sinüder.** — Fabeln und Romane von August Sinüder. Feipzig, Cläffen, M. 1,50.
- Bothe.** — Sommerträume. Novellen und Skizzen von Anna Bothe. Feipzig, Husch, M. 2,40.
- Von.** — Graf und Gräfin von Ortenega. Roman in zwei Theilen von Arthur von Von, Wiesbaden, Hechtold & Comp. M. 5.
- Rehm.** — Der Letzte Derer von Derselben, Familien-Roman von C. von Wald-Rehm, Potsdam, Feipzig, M. 3,50.
- Jägerlud und Schützenfreund.** Originalzeichnungen von Adam, Defregger, Griesner, Kautsch, Otto und Max, Zeitl, Alex. und Feit. Wagner, Feipzig u. l. m. Feipzig, Husch, Geb. M. 7,50.
- Adelma-Gisli.** „Arabata“. Gebete von Adolma-Gisli. Zum Behen armer Kinder. Wien, Fechner, M. 3,50.
- Vindenberg.** — Schluß und Schluß. Eine Novelle aus untern Tagen von Paul Vindenberg. 2. Aufl. Berlin, Fechner, M. 1,50.
- Von.** — Kampf um Liebe. Drei Erzählungen von A. Fechner von Von. Inhalt: Hängengitter. Die Archaisten. Prellan, Schellander. M. 5.
- Schwäger-Verdacht.** — Von Ocean in Ocean. Eine Schilderung des Weltmeeres und seines Lebens von A. von Schwäger-Verdacht. Mit 300 Illustrationen. 12 farbigen Bildern, 15 colorirten Karten und 30 Plänen im Text. Wien, Fechner, Feit Fechner, M. 3.
- Steiger.** — Glas Retter. Eine frühe Dichtung in Fiktion und Erzählen von G. Steiger. Zweite Auflage. Feit, Fechner, M. 3.
- Säufelmann.** — Das Schicksal. Geschichte von Ungeheuer und Aufrührer in Braunschweig 1792-1814. Nach dem Niederdeutschen des Volksschreibers Hermann Weiden und anderen Uebersetzungen bearbeitet von Ludwig Säufelmann. Braunschweig, Geisil und U. Büttel, M. 4,50.
- Wolf.** — Auser's Heilande Ueberwunden in Karykoden und Fiktionen. Eine Feilage an die deutsche Familie von Emil Wolf. Weimar, Mitteldeutsche Verlagsanstalt, Geb. M. 8.
- Galm.** — Die Stitten der guten Gesellschaft. Ein Rathgeber für das Leben in und außer dem Hause. Von Marie Galm. Mit Illustrationen von C. Langhammer. Stuttgart, Engelhorn, Geb. M. 5,50.
- Prosch.** — Treu allem! Gedichte von Johannes Prosch. Frankfurt a. M., Sauerländer, Geb. M. 2,50.
- Keller-Jordan.** — Hacienda Felicidad. Von Keller-Jordan. Stuttgart, Kollhammer, M. 1,60.
- Gischtrath.** — Raß und Maus. Von Nataly von Gischtrath. Berlin, Partel, M. 3.
- Seeburg.** — Aus alten Zeiten. Lebensbilder aus Russland. Von F. Seeburg. Stuttgart, Steinkopf, M. 2,50.
- Fragelein.** — Die Berufswahl unserer Töchter. Ein Rathgeber für die Wahl des weiblichen Lebensberufs. Für Eltern, Vermittler, Lehrer und Freunde gemeinsamer Bestrebungen. Herausgegeben von A. von Fragelein. Wittenberg, Fechner, M. 2,50.

Blätter für Kostümkunde. Neue Folge, 199. Blatt. — (Zur Ausgabe mit allen Kupfern.) — Juden aus Jerusalem. — Die jüdische Bevölkerung Jerusalems ist seit einigen Jahren in rascher Zunahme begriffen. Während im Jahre 1855 ihre Zahl noch auf 3580 angegeben wurde, lauten die neuesten Angaben auf 15.500. Die meisten Jerusalemer Juden werden durch die Ghalaga, d. i. durch die unter den außerpalästinensischen Glaubensgenossen gesammelten Armen erhalten. Das Judenviertel innerhalb der Stadt, zwischen dem Haram sich Scherif (d. i. dem heiligen Tempelbezirk, den kein Jude betreten darf) und dem Berge Zion, macht einen höchst unersprechlichen Eindruck. Die Straßen sind eng, trumm, winzig und harren von Schmutz, die Häuser sind meist halbverfallene Baracken, deren Aussehen vermuthen läßt, daß sich in ihnen viel Noth und Elend hinter den eng vergitterten Fenstern verbirgt. Der bekannteste Theil des Judenquartiers, der von allen Reisenden besucht wird, ist der Klageplatz der Juden. Er liegt da, wo das Judenviertel an die uralte, aus salomonischer Zeit stammende Umfassungsmauer des Tempelbezirks grenzt. Dort versammeln sich jeden Freitag nach vier Uhr, also vor Anbruch des Sabbaths, die Juden in großer Zahl, Männer, Frauen und Kinder, und erheben ihre Klagelieder über die Zerstörung Jerusalems und des Tempels.

Die Kleidung der meisten Juden in Jerusalem ist, abgesehen von den Serfardin, die sich orientalische Kleider, die auch bei uns bekannte Tracht der polnischen Juden, deren Hauptbestandtheile der lange, um die Hüften festgebundene, im Winter mit Pelz gefütterte Kalkan aus schwarzem Seiden- oder Wollstoff, die hohen Stiefeln und die pelzverbrämte Mütze oder der dreieckige, schlappe, schwarze Filzhut sind. Die vor das Ohr gekämmte Haarlocke gehört nothwendig zum Kostüm. Auf unserem Bilde sind drei Typen der Rasse von Ernst Rietschel's Meisterhand dargestellt. M. 3.



Berlin. — Auf dem jüngsten Hofball im königlichen Schlosse erregte die Nachricht von der Verlobung der Gräfin Marie Karoline Sigmowsky, Tochter des Fürsten Karl Sigmowsky und seiner Gemahlin Marie, geborenen Prinzessin von Groß-Dälmen, mit dem Grafen Wilhelm Reben freudige Aufregung. Das Brautpaar und dessen Eltern, welche dem Feste beiwohnten, wurden durch die persönlichen Glückwünsche des Kaiserpaars und der sonst anwesenden Mitglieder des Kaiserhauses erfreut.

München. — Eine originelle Spezialität des Münchener Carnevals ist der Damenball des Künstlerinnen-Vereins. Eine Reihe hervorragender Malerinnen steht an der Spitze dieses Festlichkeitsfestes, an dem sich Damen aus der höchsten und besten Gesellschaft betheiligen, verkleidet in alle nur denkbaren Trachten. Auch Herren-Toilette ist gestattet, da man sich, unbeobachtet von kritischen Männeraugen, diese Vicenz leicht erlauben darf. Wirklich sieht man da manche schlanke Mädchensfigur, welcher der Frack, der Waffentrock oder der Maletittel aus Sammet so elegant kleidet, daß sie mit jedem „Herrn der Schöpfung“ concurriren könnte. Eine der prächtigsten Figuren auf dem diesjährigen Feste der Künstlerinnen war die Gattin eines Münchener Professors, die als „King Bell“ den Einzug der Romeriner leitete, welcher dem Tange voranging. Auf Elephanten reitend, wilde Thiere mit sich führend, geleitete die schwarze Schär in ihren originellen Kostümen den König zu einem phantastischen Throne, der ebenso wie ein an den Ballsaal grenzender Salon, — ein glänzend decorirter Harem, — seinen reichen Schmuck den verschiedenen Künstlerateliers verbannte. Landsknecht und Watteau-Schäferin, Spanier und Kelperin, Jucrobable und Griechin im klassischen Kostüm, — Alles scherte und plauderte möglichst im Tone der Rolle, die man für diesen Abend übernommen hatte. Ein glänzender Cotillon beschloß das reizende Fest, mit welchem die Münchener Künstlerinnen mit ebensoviel Geschmack als Humor neuerdings bewiesen haben, daß man auch „ohne Herren“ sich trefflich unterhalten kann.

Stuttgart. — Frau Emma Ladden, die geschätzte Dichterin, welche schon seit mehreren Jahren in München mit bestem Erfolge Literatur-Vorträge gehalten, eröffnete im hiesigen Bürger-Ruseum einen Cyclus von Vorträgen über die klassischen Werke der neuhochdeutschen Dichtung. Der klare, lichtvolle Vortrag, welcher das Leben und Schaffen der Dichter-Helden in markanten Zügen vorführte, wußte auch hier die zahlreichen Zuhörer ungenüßlich zu fesseln.

Wien. — Am 28. Februar sollte durch den Fürst-Erzbischof Cardinal Ganglbauer die Trauung der Erzherzogin Maria Theresia, Tochter des Erzherzogs Karl Salvator, mit dem Erzherzog Karl Stephan vollzogen werden. Das reichste Hochzeitsgeschehen, welches dem erlauchten Paare durch die hohen Verwandten dargebracht wird, ist angehängt dasjenige des Erzherzogs Albrecht, des Oheims des Bräutigams. Es soll in zwei Gütern bestehen, welche Erzherzog Albrecht am Vorabende der Trauung auf den Namen seines Neffen wollte eintragen lassen. Das Kronprinzen-Paar schenkt dem Bräutigam, welcher in der Marine dient, einen reich mit Diamanten besetzten Anker, der Braut ein in Blumenform ausgeführtes Brillanten-Diadem und einen Halschmuck aus Diamanten und Smaragden.

Die unter dem Protectorate der Erzherzogin Gisela stehende Gisela-Stiftung, welche sich die Auskattung armer Bräute zur Aufgabe gemacht hat, wird auf Wunsch der hohen Protectorin jetzt auch auf Ungarn ausgedehnt. In der letzten Sitzung des Vereins wurde Maurus Josai zum Ehren-Präsidenten für Ungarn erwählt, und der berühmte Dichter hat sich auch zur Annahme des Amtes bereit erklärt.

Im Alter von sechsundsechzig Jahren verchied hier die Baronin Marie Augustin, als Schriftstellerin unter ihrem Mädchennamen „Marie von Thurnberg“ bekannt. Am 23. Dezember 1807 zu Wertheß in Ungarn als Tochter des Oberstlieutenants Kegelsberg von Thurnberg geboren, zeigte sie schon in ihrer frühen Jugend eine hervorragende Begabung für die Dichtkunst. Aus allen ihren Schöpfungen leuchtet ein warm fühlendes, edles Frauengemüth hervor. Auch in ihrem Privatleben zeichnete sie sich aus; sie stand als liebevolle Gattin ihrem Manne, dem FML. Baron Ferdinand Augustin, treu bis zu dessen Lebensende zur Seite und bewährte sich stets als aufopfernde Freundin und ehelich sinnige Wohlthäterin. Obgleich im Greisenalter stehend, ergriff sie doch mit Freuden den Gedanken der Gründung eines Hülfvereins für Schriftstellerinnen und Künstlerinnen und stand diesem Vereine mit hingebendem Eifer als Präsidentin vor.

Paris. — Die offizielle Verlobung der Prinzessin Marie Amelie von Orleans, Tochter des Grafen von Paris, mit dem Kronprinzen Dom Carlos von Portugal, Herzog von Braganza, hat am 6. Februar stattgefunden. Das geschah in der Weise, daß Dom Andrade Corvo, der portugiesische Gesandtsführer bei der französischen Republik, sich in das Palais des Grafen von Paris, Rue de Barennes, begab und den Eltern der Braut die eigenthändigen Schreiben des Königs und der Königin von Portugal überreichte, in welchen die letzteren für ihren Sohn um die Hand der Prinzessin Amelie anhielten. Nachdem der Graf und die Gräfin von Paris ihr Jamort gegeben, machte der Gesandte Herrn von Freycinet, dem französischen Minister-Präsidenten, seine Aufwartung, um denselben im Namen des Königs und der Regierung von Portugal von dem Ereigniß zu unterrichten. Herr von Freycinet brachte natürlich, der diplomatischen Etikette gemäß, seinen Glückwunsch dar, aber er mag das mit sehr gemäßigten Gefühlen gethan haben, denn zu derselben Zeit, da die Verlobung offiziell bekannt wurde, ward in der französischen Kammer der Antrag auf Ausweisung der Prinzen, welche den früheren Regenten-Familien Frankreichs angehören, gestellt. — ein Antrag, der dann allerdings später abgelehnt wurde. Im Palais des Grafen von Paris wurde die Verlobung am 7. Februar durch ein großes Diner gefeiert, an welchem alle in Paris anwesenden Prinzen des Hauses Orleans, der König Franz von Sicilien und andere vornehme Gäste theilnahmen. Ursprünglich soll der Graf von Paris die Absicht gehabt haben, auch den Prinzen Jérôme Napoleon, den Oheim der Braut, einzuladen, doch aus Rücksicht auf die Abneigung des Herzogs Amalke gegen den Prinzen hiervon Abstand genommen haben. Ein eigenthümliches Zusammentreffen ist es, daß Braut und Bräutigam an demselben Tage ihren Geburtstag haben; beide sind am 28. September geboren, ersterer 1864, letztere 1865. Die Vermählung soll Anfang Mai in Lissabon stattfinden. — Wir schließen hieran einige Mittheilungen über andere Verbindungen in distinguirten Pariser Kreisen. Mademoiselle Fröderique Quesnoy, Tochter des früheren General-Arzt's der französischen Armee, vermählte sich mit dem Infanterie-Lieutenant Henri Malibran, einem Enkel der berühmten Sängerin, und Mademoiselle Tamburini, eine Entlin des einstmal's gefeierten Lenors Tamburini, wurde die Gattin des Doctor Armand Trouffeu, eines bedeutenden Chirurgen. Demnächst soll auch die Vermählung der Tochter des Herzogs von Decazes, ehemaligen Ministers des Auswärtigen, mit dem Grafen Delille-Sardovic, einem jungen Offizier, der erst im vorigen Jahre die Kriegsschule von Saint-Gyr verlassen hat, und der Miß Norma Christmas, einer reichen Amerikanerin, mit dem Marquis Suarez d'Alcan, ehemaligem Stallmeister Napoleons III., stattfinden. — Endlich erwähnen wir aus der hohen französischen Aristokratie noch einen Trauerfall. Auf Schloß Dyhernfurth in Schlesien verstarb die Marquise d'Abzac, Gemahlin des Generals Marquis d'Abzac, welcher während der Präsidentschaft des Marichalls Mac Mahon dessen persönlicher Adjutant war. Die

Verblühene war eine Tochter des russischen Generals Lazareff und seiner Gemahlin Antoinette, geborenen Prinzessin Biron von Kurland. Von dieser hatte die Marquise das Fideicommiss Dyhernfurth in Schlesien ererbt, das nach dem Tode ihres Gemahls in den Besitz ihrer ältesten, noch unverheiratheten Tochter gelangt wird.

Im Alter von vierundneunzig Jahren verchied auf ihrem Besitztum in Burgund die Gräfin Roemie de Masseroin. Von 1810 bis 1820 war sie als Mademoiselle Duraval der „Stern“ verschiedener Boulevard-Theater gewesen, bis sie sich mit dem Grafen Masseroin, der sich sterblich in die schöne, aber charakterlose Frau verliebt hatte, verheirathete. Der Arme hatte seinen Irthum grausam zu büßen, und schon wenige Monate nach der Hochzeit jagte er sich eine Kugel durch den Kopf. Für die französische Bühne war die schöne Roemie damals unmöglich geworden, — heute würde eine Schauspielerin mit solcher Vergangenheit in Paris vielleicht erst recht Anziehungskraft ausüben.

Die diesjährige Ausstellung des Vereins der Malerinnen und Bildhauerinnen (Union des femmes peintres et sculpteurs) weist dreihundertsechszwanzig Delgemälde, Aquarelle und Zeichnungen und dreißigundzwanzig Werke der plastischen Kunst, Statuen und Büsten, auf. Auch in dieser Ausstellung sehen, wie jüngst in der vom Verein Berliner Künstlerinnen veranstalteten, die Stillleben und Blumenstücke im Vordergrund, und zwar verdienen hier besonders Lob die Werke von Amelie Biteau und Madame Martin. Nicht mindere Anerkennung gebührt den Marinen von Madame Glodie La Palette, den Landschaften von Marie Probbel und Annie Myrton, den Thierstücken von Madame Romer und den Pastellen von Clémence Roth und Estelle Bergerat. Unter den Sculpturen befinden sich ebenfalls einige hervorragende Leistungen; so ein „Junges Mädchen mit Schmetterling“ von Madame Von Verlaux, eine „Ophele“ von Madame Rollet-Fouffin und eine Kinderbüste von Madame Glodie Hugues, der Gattin des bekannten radicalen Abgeordneten, welche im vorigen Jahre einen Mann, der sie verleumdet hatte, kalten Blutes niederschloß, von den Geschworenen aber freigesprochen wurde. Für den nächsten „Salon“ arbeitet Madame Glodie Hugues an einer Büste ihres Vertheidigers, des Herrn Gatinneau.

Sarah Bernhardt gedenkt am 15. April Frankreich zu verlassen und eine Gasspielreise anzutreten, die sie durch die Vereinigten Staaten, Kanada, Brasilien und verschiedene südamerikanische Republiken führen soll. Für jede Vorstellung soll ihr ein festes Honorar von einigen tausend Francs und außerdem eine Lantime zugesichert sein, sodas ihr jedes Auftreten eine Einnahme von vier- bis fünftausend Francs bringt. Den Gewinn der ganzen Reise berechnet man auf eine Million Francs.

Der erste Band der „Memoiren“, welche Louise Michel während ihrer Haft im Gefängnisse St. Lazare geschrieben, ist erschienen. Die Aufzeichnungen der „großen Patriotin“ sind von recht ungleichem Werthe. Die Kapitel folgen einander ohne Ordnung und Zusammenhang; teitenweise herrscht ein natürlicher, feiterer, amnuthiger Ton, dann kommen wieder weitaufliche Declamationen über die gesellschaftliche Frage, die vor Schwulst und Gedankenleere nicht zu lesen sind. Am hübschesten sind die Abschnitte, welche von Louise's Kindheit und ihrer Jugend handeln. Louise Michel erzählt, sie sei im Schlosse Arcourt, Departement der Haute Marne, geboren, das ihrem Großvater gehört habe. Das alte Schloß war mehr Ruine, als menschliche Wohnung. Vier hohe Thürme umgaben den mittelalterlichen Bau, den man früher „die Feste“ nannte, und den der Volkssmund später als die „Gruf“ bezeichnete. Im Sommer bauten Schwabden ihr Nest in den oben Sälen, Spahen flohen durch die unverschlossenen Fenster aus und ein, und Kerzen klopften auf dem Fußboden herum, und sangen kräftig mit, wenn die menschlichen Bewohner des Schloßes auf dem verstimmteten Flügel ihren Gesang begleiteten. Außer diesen zeitweiligen gefiederten Gästen tummelten sich im Schlosse als regelmäßige Bewohner noch zahme Rebhühner, eine Schildkröte, ein Reh, mehrere Eber, ein Wolf, Kanäken, Fledermäuse und ein Dutzend verwaister Häslein, die mit dem Köffel angepöppelt wurden, kurz, eine ganze Menagerie, ohne noch die zahlreichen Hunde und Katzen, Kühe und Rälber und eine alte Stute zu rechnen, welche „Biche“ hieß und die Gewohnheit hatte, der kleinen Louise die aus Feldblumen gebundenen Sträuße aus der Hand zu fressen. Louise stammt nach ihrer eigenen Darstellung aus einer ungewöhnlichen Familie, in der Sonderlinge häufig waren. Großvater und Großmutter waren menschenföhen, hielten sich am liebsten an den Umgang mit Thieren und vertrieben sich die Zeit mit Dichten. Eine Tante war Nonne und scheint bis zum religiösen Wahnsinn exaltirt gewesen zu sein. Der Großvater dagegen war ein fanatischer Republikaner; an den Winterabenden erzählte er der kleinen Entlin von den blutigen Ereignissen des Jahres 1793. Louise selbst war früh phantastisch und beschäftigte sich ernstlich mit Teufels-Anrufungen. Sie trug die Knochen im Walde begrabener oder auf dem Felde gefundener todtter Hunde und Pferde zusammen, ordnete sie um einen Dreifuß, stellte alte Ketorten und Schmuckstücke aus der Kuppelkammer des Schloßes daneben und beschwor in mondhellten Sommernächten den Teufel herauf. Er kam aber zu ihrem großen Berger nicht, trotzdem sie die bewährtesten Formeln aus den Zauberbüchern der großväterlichen Bibliothek unzählige Male wiederholte. Wie andere Kinder mit Puppen spielen, so spielte sie mit einer gleichalterigen Cousine — Revolution. Im Schloßhofe baute sie eine richtige Guillotine, und die beiden Kinder bestiegen abwechselnd das Blutgerüst, wobei sie Freiheitslieder sangen und „Vive la République!“ riefen. Der Großvater stand dabei und hatte an dem Schauspiel sein Ergötzen. Unter dem Einfluß der oben erwähnten Tante und der bekannten „Paroles d'un croyant“ von Lamennais hatte sie eine kurze Periode des religiösen Mysticismus, aus dem sie sich jedoch, wie sie sagt, bald herausrang. Darin irtet aber die „große Bürgerin“. Sie hat heute noch genau denselben Mysticismus; nur nennt sie die verschommenen Traumgestalten, die vor ihren verzückten Blicken auf- und niederstiegen, nicht mehr Gott, Engel und Heilige, sondern Menschheit, Volk und Weltrevolution durch die Revolution. Als ihr Großvater starb, wurde Louise Volksschullehrerin und erhielt eine Anstellung im Dorfe Audoucourt. Sie erzog ihre Klasse in der „heiligen Religion der Revolution“. Vor Beginn und nach Schluß der Schulsstunden sangen die Kinder, statt das übliche Gebet zu sprechen, die Marseillaise. — Aus der Commune-Zeit enthält dieser erste Band der „Memoiren“ nichts Besonderes; doch hat sich Louise das Interessante vielleicht für später aufgespart, denn allem Anscheine nach ist das Werk auf einen sehr großen Umfang berechnet. Das ganze Buch läßt den Seelenzustand der Verfasserin klar erkennen; sie befindet sich auf jener schmalen Grenze, wo die gesunde Vernunft aufhört und der Irthum seinen Anfang nimmt.

London. — Durch die Zeitungen lief jüngst die Nachricht, Jenny Lind, die einst hochgefeierte Sängerin, beachtliche, wieder auf der Bühne sich hören zu lassen, und an diese Meldung wurden allerlei spöttliche Bemerkungen geknüpft. Natürlich aber denkt die sechsundsechzigjährige Matrone gar nicht daran, sich



der Väterlichkeit auszuweichen, ja sie wird sich in Zukunft ganz und gar der Oeffentlichkeit entziehen. Die Professur an der königlichen Musikschule, die sie vor etwa drei Jahren auf besonderen Wunsch des Prinzen von Wales, des Protector des Instituts, übernommen, hat sie jetzt niedergelegt und sich durch kein Zureden in ihrem Entschlusse wandeln lassen.

Welche hervorragende Stellung in literarischer Beziehung die Frauen in England einnehmen, davon liegen wieder zwei Beispiele vor: Zu den Vice-Präsidenten der neu begründeten englischen Goethe-Gesellschaft wurde auch eine Dame erwählt, Miss Anna Swanwick, und der Cobden-Club ernannte Frau Crawford, die Witwe des jüngst verstorbenen Pariser Correspondenten der „Daily News“, zu seinem Ehren-Mitgliede. Es ist das erste Mal, daß eine Frau zu den Mitgliedern des freihändlerischen Clubs gehört. Bei der Gelegenheit sei erwähnt, daß Frau Crawford seit dem Tode ihres Gatten die Pariser Correspondenz der „Daily News“ befragt und sich dieser Aufgabe völlig gewachsen zeigt.

Madrid. — Zu Ehren der Frau Kupfer-Berger, der geachteten Sängerin, welche noch bis vor Kurzem Mitglied der Wiener Hofoper war und in der spanischen Hauptstadt mit außerordentlichem Erfolge gastirte, veranstaltete der deutsche Gesandte, Graf Solms, ein Bankett, welchem das ganze diplomatische Corps von Madrid beizuwohnt. Frau Kupfer-Berger sang die Romanze aus „Alba“ und sodann, zusammen mit der Gemahlin des französischen Gesandten, das Duett „Sammeln und der Gräfin aus „Figaro's Hochzeit“. Noch an demselben Abend wurde der Künstlerin ein von den Damen der höchsten Aristokratie gestifteter, reich mit Brillanten verzierter Fächer überreicht.

Schleifen und abermals Schleifen ist die Lösung, gleichviel ob es sich um die Garnitur eines Hutes oder eines Kleides handelt. Schleifen im Haar, Schleifen am Gürtel, Schleifen auf der Schulter! Es giebt in der That kaum etwas Einfacheres und zugleich Kleiderameres, als solch ein totettes Schleifchen, das der schlichtesten Haarfrisur einen festlichen Ansehen, dem Hute oder Kleide einen zierlichen, so leicht selbst zu fertigenden Schmuck verleiht. Bald ist es die bekannte Gips-Schleife aus breitem Bande, bald sind es kleine, pyramidenförmig aufsteigende Schleifen aus schmalen, auch aus verschiedenfarbigem Bande oder eine volle Kofette aus Schlingen und zart geschnittenen Band-Enden, welche im Haar ihren Platz finden, während als Schulter-Garnitur große, aus weichem Bande gebundene Schleifen mit langen, nach vorn und hinten fallenden Enden bevorzugt werden. Besonders reizvoll erscheinen zierliche kleine Schleifen ohne Enden, welche stufenförmig, à l'échelle, wie man unter Ludwig XV. sagte, den Längthteil der Taille, sowie die halblangen Ärmel garniren; letztere müssen aber



stets aus leichtem Stoffe sein, wie Gaze, Tüll oder Spitzen, wenn sie nicht ihren aparten Charakter verlieren sollen.

Daß zu vollen Schleifen beliebig eine Art Band in einer oder mehreren harmonisch zusammenstimmenden Farben, sowie Bänder verschiedener Farben und Gewebe-Arten vereinigt werden, bemerken wir bereits an anderer Stelle. (Verlagsquelle für Bänder: J. Miquel, W. Reisinger Straße 31.)



Strümpfe, wie die hier dargestellten, zur Anwendung. Der einfachste, aus pfauenblauer Seide, zeigt auf dem Fußblatt Kressenfrünche in natürlichen Farben, mit Blattstich gestickt; von dem schwefelgelben Seidengewebe des zweiten Strumpfes heben sich auf dem durchbrochenen und mit farbigen Blümchen bestickten Fußblatt schmale Spitzen-Einsätze ab. Ein kleines Kunstwerk ist der dritte Strumpf: auf dem weißseidenen Grunde, der so fein wie Spinnengewebe ist, markiren sich bunte Vögel zwischen farbigen Blumenranken in einer Feinheit der Ausführung, welche mit den japanischen Kunststickereien wetteifern könnte. Wie für Feenfüßen geschaffen, erscheinen zur Braut-Toilette bestimmte, ganz aus Spitzen hergestellte Strümpfe, welche natürlich nur den einen Tag dienen und später, mit Kranz und Schleier zusammen, als Andenken aufbewahrt werden.

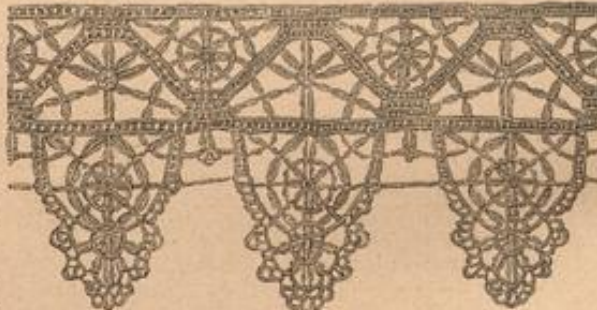
\* \* \*

Im Palaß Caffarelli zu Rom fand ein diplomatisches Ballfest statt, auf welchem die Toiletten der Damen von blendendem Reichtume waren. Die Königin Margherita trug eine Robe aus elfenbeinfarbenem Atlas, Taille und Tablier mit Halbmonden in Gold bestickt, die Schleppe aus goldgelben Blüsch- und Ottomastreifen zusammengekehrt. Das Haar, im Nacken hoch heraufgelämmt, wurde von einem schwarzen Sammetbunde, auf welchem Diamantsterne funkelten, zusammengehalten. Von der Höhe des Kopfes nickten elfenbeinfarbene Federn herab; ein Collier aus prachtvollen Diamanten und mehrreihige Perlenkette umschlangen den Hals. Frau von Keudell, die Gemahlin des deutschen Botschafters, erschien in weißer Atlasrobe mit langer Schleppe und einer das ganze Decolleté bedeckenden Perlenstickerei in Krabesthen-Muster; ein schwarzes, mit Diamanten besetztes Sammetband und Perlenkette schmückten den Hals. Das Haar war mittelst Diamanten-Nadeln aufgesteckt und von einem kleinen Federbüsch gekrönt.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Bereits in der Nummer vom 1. October 1883 machten wir unsere Leserinnen auf die Spitzen-Industrie im Riesengebiete aufmerksam. Von Friedrich Wilhelm III. eingeführt, welcher Arbeiterinnen aus Belgien kommen ließ, haben diese Spitzenmacherinnen, deren Sitz verschiedene Dörfer des Hirschberger Kreises sind, unter der vorzüglichen Leitung der Frau Marie Hoppe gegenwärtig Leistungen aufzuweisen, welche diese points à l'aiguille den Brüsseler und Brabanter Spitzen ebenbürtig an die Seite stellen. Dies ist seiner Zeit auch durch die Liegnitzer und Breslauer Gewerbe- und Industrie-Ausstellungen rühmlichst anerkannt worden. Einen weiteren Beweis dafür bietet die hier abgebildete Kettella-Spitze,



zu welcher das Muster, wie zu vielen anderen Spitzen, von dem Director der Breslauer Kunstschule, Professor Kühn, entworfen ist. Trotz der Vorzüglichkeit und Schönheit dieser Arbeiten ist es indessen der schlesischen Spitzen-Industrie noch nicht gelungen, sich einen solchen Absatz zu verschaffen, daß die vielen armen, fleißigen Frauen, welche sich mit ihr beschäftigen, vor der Noth geschützt wären. Unsere reichen und eleganten Damen hegen leider noch immer das Vorurtheil, als ob die ausländischen Points den schlesischen überlegen seien, was durchaus nicht der Fall ist. Die schlesischen Spitzen stehen weder an Qualität noch an Geschmack den Brüsseler nach und stellen sich außerdem im Preise bedeutend niedriger. Es liegt daher kein Grund vor, das auswärtige Fabrikat zu bevorzugen, und es wäre ebenso human wie patriotisch, mit diesem vaterländischen Industrie-Zweige, welcher sich der Protection der deutschen Kronprinzessin zu erfreuen hat, zugleich zahllose arme Familien des Riesengebirges zu unterstützen. Verkaufsstellen dieser Spitzen sind in Berlin: Verein des Roten Kreuzes, Oberwallstr. 16, und J. A. Gese, Leipzigerstraße 87. Schließlich noch die Mittheilung, daß in der schlesischen Spitzenschule (Frau Marie Hoppe, Schmiedeberg i. Schl.) alle Arten von Points gewaschen und reparirt und die Muster auf neuen Tüll in jeder beliebigen modernen Form applicirt werden.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

**Fragen.**

Vorlesen. — Giebt es ein Mittel gegen Heiserwerden beim Vorlesen? Oder wie wäre dem vorzubeugen?  
Eifrige Vorleserin.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

**Mode vom März 1886.**



Nach einem Stiche „Habillemens de Leipzig“ aus dem „Königl. Großbrit. Genealogischen Kalender auf das 1786. Jahr“.

Eine seit geraumer Zeit sich langsam vorbereitende, von allen echten Blumenfreunden lebhaft begrüßte Reform hat sich glücklich vollzogen. Auf allen eleganten Bällen und Soirées erscheinen jetzt die Damen mit reizenden Hand-Bouquets, deren Blumen an ihren natürlichen Stielen leicht und lose zusammengebunden sind. So hat dem endlich die Natur über den Angeschmack der riesigen Draht-Bouquets den Sieg davongetragen. Die holden Blumen, welche bei allen festlichen Gelegenheiten die unzertrennlichen Begleiterinnen schöner Frauen sind, werden nicht mehr, büschelweise zusammengedrängt, der bloßen Massenwirkung dienen, — sie dürfen, frei am Stiele schaukelnd, ihre volle Schönheit entfalten. Die modernen Hand-Bouquets, mögen sie bunt oder nur in einer, der Toilette entsprechenden Farbe gehalten sein, tragen keinerlei Manschette, sondern werden durchweg mit seidenen, den Roben genau angepaßten Bandschleifen gebunden, deren Enden gracios herniederflattern. Auch als Haarschmuck wird neuerdings mehr denn je der natürlichen Blume vor der künstlichen der Preis zuerkannt. Vollständig verpönt aber ist die letztere bei Braut-Toiletten. Eine elegante Braut darf sich nur allein mit der frischen Myrte oder Orangenblüthe schmücken. Das eine so wichtige Rolle spielende Braut-Bouquet unterscheidet sich in der Anordnung von allen übrigen. Zwar ist es auch gracios und locker gebunden, doch zeigt es außer der sehr kostbaren, weißen Seiden- oder Sammetchleife noch eine kunstvoll geordnete, wolkenähnliche Umhüllung, die mit dem langen Schleier der Braut harmonirt.



Keine practischere Tracht, als die Heberschleppe, durch welche ein fußfreies Kleid sich so leicht zur großen Toilette umwandeln läßt. Man fertigt die Schleppe, mit der Taille übereinstimmend, aus glatter oder gemustert Seide, Brocat, Sammet, Blüsch u. s. w. an. Hochmodern ist Faille frisée. Der Rock, welcher ganz aus Spitzen, farbiger Stickerei oder aus glatter Seide bestehen kann, bedarf nur weniger, aus dem Stoffe der Schleppe gefertigter Garnitur-Theile. An die Stelle der Valais-euse tritt das ab-

stehende Blüsch- oder Seidenfutter, auf dessen harmonischen Zusammenklang mit dem Oberstoffe große Sorgfalt verwendet wird. Die Vorderansicht der hier veranschaulichten Gesellschafts-Toilette bietet das colorirte Kupfer der ersten März-Nummer, in welcher wegen Mangel an Raum „Die Mode“ fortfallen mußte.

Zu den kurzen Ballroben, welche die Füße beim Tanze völlig sichtbar werden lassen, sind besonders zierliche Schuhe erforderlich, deren Farbe stets mit derjenigen des Kleides harmoniren soll. Unser Modell, dessen originelle pantoffelähnliche Form den Fuß sehr klein und schmal erscheinen läßt, besteht aus rosa Handschuhleder und gleichfarbigem Atlas, den eine leichte Goldstickerei und Wachsperlen schmücken.



Weit hinter uns liegt zwar die Zeit, wo der einfache weiße Strumpf den Inbegriff der Eleganz bildete, aber nur Wenige machen sich eine Vorstellung davon, bis zu welchem Grade der Kurus auf diesem Gebiete gestiegen ist. Farbige seidene Strümpfe mit zierlichen Durchbruchmustern oder gestickten Zwickeln dienen längst zum täglichen Gebrauche der eleganten Dame; bei außerordentlichen Gelegenheiten jedoch, bei Hochzeiten, Bällen u., kommen



Nach einem Stiche nach Watteau d. J. vom Jahre 1786.



**Garten-Erdbeeren ohne Büchsen-Verlötung einzufochen.** — Würde eine erfahrene Hausfrau wohl so liebenswürdig sein, mir eine einfache, sichere Weise anzugeben, um Garten-Erdbeeren ohne Büchsen-Verlötung zu einzufochen, daß dieselben möglichst Geschmack und Farbe behalten? Junge Hausfrau in G-f.

**Verblühtene Schrift.** — Wer kennt ein Mittel, verblühtene Schrift wieder gut lesbar zu machen? B. v. R.

**Rostflecken in Stahl.** — Wie lassen sich diese Flecken am besten beseitigen? D. R.

**Leberthran-Flecke in Wäsche.** — Wie sind solche Flecke, zu deren Beseitigung ich alle die bekannten Mittel vergeblich angewendet, zu entfernen? Th. Bg.

**Gerufarbene Tischwäsche mit blauer Kante.** — Wie wäscht man am besten derartige Tischwäsche? Trotz Eibotter und Gallseife, die ich beim Waschen angewendet, haben die Farben gelitten. J. B. v. R.

**Coccosajer-Teppiche.** — Wie reinigt man fleckig gewordene Coccosajer-Teppiche? D. S.

Antworten.

**Sortenfe (64).** — Sollte Sortenfe ihren Namenstag nicht nach dem heiligen Bischof Sortensius haben? Das Fest desselben wird am 11. Januar gefeiert. Eine, die gern dient.

**Englische Orangen-Marmelade (48).** — 1 Pfund Orangen (ungefähr 6 Stück) werden 24 Stunden lang in frisches Wasser gelegt, dann sorgfältig abgetrocknet und mit der Schale in Wasser weich gelocht, sodann mit einem Strohhalm durchsieben kann. Nun trocknet man die Orangen wieder und läßt sie abkühlen. Sind sie erkaltet, so wird die Schale vorsichtig abgelöst, durch Abschaben mit einem silbernen Küffel von allen weissen Häuten befreit und in feine Streifen geschnitten. Diese dürfen nicht über 2 1/2 Centimeter lang und 3 Millimeter breit sein. Fleisch und Saft der Orangen werden in einen besonderen, tiefen Napf gefasst. Nun löst man 1 Pfund Zucker mit wenig Wasser und kocht hierin die zerhackten Schalen 10 Minuten lang. Dann giebt man das Fleisch und den Saft dazu und kocht das Ganze unter beständigem Rühren zu einer steifen Marmelade. Diefelbe hält sich viele Jahre. D. S.

**Englische Orangen-Marmelade (48).** — Man nimmt gleiches Gewicht von Orangen und Zucker und zu jedem Pfund Zucker 1/2 Liter Wasser. Man schält die Orangen, kocht die Schalen in einem Musfelfisch in Wasser, bis sie weich sind, und schneidet sie dann ungefähr zolllang möglichst dünn. Sodann öffnet man die Orangen und entleert die Theilchen derselben. Die zurückbleibenden Bestandtheile, der Saft und die Schnittchen, welche vorher noch zwei Stunden in Wasser gelocht haben müssen, werden mit dem Syrup vermischt, und das Ganze wird sodann zwanzig bis dreißig Minuten gelocht, wobei der Schaum immer sorgfältig abgeschöpft werden muß. Nachdem diese Masse abgeseiht, wird sie in Gläser gegossen und luftdicht mit Pergamentpapier verschlossen. Mary S. in Bradford.

**Dienstboten-Schule (86).** — Eine Dienstboten-Schule im höheren Sinne ist durch den Vetto-Verein zu Berlin in's Leben gerufen und am 14. Februar eröffnet worden. In dem Institut (Kampfadstraße 1) werden junge Mädchen in allen Arbeiten des Haushaltes unterwiesen. Die Schülerinnen erhalten entweder im Hause selbst Pension, zum Preise von dreihundert Mark pro Jahr, oder treten als Tageshülferinnen, die von acht Uhr früh bis acht Uhr Abends dort zubringen haben, ein. Außer den eigentlichen Haushaltungs-Arbeiten wird auch Raschirmnähen, Schneidern und Zuschneiden gelehrt, und für diese gewerbliche Abtheilung werden auch besondere Schülerinnen angenommen. Mit dem Hause sind endlich noch eine Waschanstalt und eine Speiseanstalt für Frauen und Mädchen verbunden. Die Schule erfreut sich bereits regen Zuspruchs. K. S.

**Ungeziefer an Rosen (48).** — Zur dauernden Vertilgung der Raupen und des Ungeziefers an Rosenstöcken ist es vor allen Dingen erforderlich, daß die Pflanzen häufig abgespritzt und feucht erhalten werden, da die Trockenheit es ist, welche die Parasiten hervorbringt. Bei Topfrosen tauche man Stamm und Krone in einen Kibel mit Wasser, nasse sie vollständig und bedecke sie mit der Hand oder mittelst einer kleinen Spritze die mit Tabackstaub, den man in jedem Tabackgeschäft kaufen kann. Handelt es sich um größere, in Gewächshäusern stehende Pflanzen, so entbehren sich, neben täglichen Bespritzungen, Räucherungen mit Taback und Insectenpulver. Sind es Rosenstöcke, welche im Garten wurzeln, so bereite man von Cigarren-Abfällen oder billigen Rauchtaback durch Aufguss von kochendem Wasser eine starkriechende, dunkelbraune Flüssigkeit, fülle diese, sobald sie erkaltet ist, in eine Handspritze und spritze Blätter und Zweige tüchtig damit, wiederhole auch das Experiment an den folgenden Tagen und begieße ebenso die Wurzel. Ich habe nach Anwendung des letztangeführten Mittels die erfreulichsten Erfolge, namentlich auch an Obstbäumen, erzielt; scheinbar verlorene Blätter und Blüten erschlossen sich von Neuem. Trotz alledem aber wird Aufmerksamkeit stets die Hauptbedingung zum Gedeihen der Pflanzen bleiben, namentlich ein rechtzeitiges Abwischen der sich entwickelnden jungen Raupen, die mit gefrägiger Gier nur zu bald die zartesten Triebe und Knospen zerstören und später schwer zu vertilgen sind. G. R.

**Salzgurken (31),** die anfangen schimmelig und weich zu werden, lassen sich vielleicht noch retten, wenn sie aus der Brühe, in der sie liegen, heraus genommen, gewaschen und in frische Brühe, aus Wein oder Obstessig, gelochtem Wasser und Salz, nebst den gebräuchlichen Gewürzen, gebracht werden. Festes Zubereiten ist notwendig. Ich mache jährlich viele Fässer voll Gurken ein, die sich stets gut halten und wohlschmeckend sind. Die Gurken werden gewaschen und durchgesiebt. — schadhafte Stellen sind zu entfernen, — sodann in ein großes Gefäß gebracht und mit Salz bestreut. Man wendet sie öfter um und streut dann frisches Salz darüber. Nach 24 bis 48 Stunden bringt man die Gurken in's Einmachgefäß; sie sind dann geschmeidiger geworden, lassen sich fester zusammenlegen und schwinden nicht mehr so ein, als frische Gurken. Nachdem die Gurken mit Weichsel- und Weinblättern, Dill, Estragon, welchem Pfeffer und Senfkörnern in das Gefäß eingelegt sind, wird dasselbe mit einer kräftigen Brühe von gutem Essig und gelochtem Salzwasser gefüllt und geschlossen. Desteres Nachsehen und Nachfüllen als Ersatz für die eingetrocknete Flüssigkeit ist notwendig. J. S. in G.

**Flecken von eingetrockneter Milch oder Cacao in Tischluchern (31)** sind mit einer Mischung von Terpentin-Öl und Salmiak zu vertreiben. Man bestreift die Flecken erst damit und weicht dann die Wäsche in einer heißen, starken Seifenbrühe und der Mischung ein, etwa 4 bis 6 Stunden. — Terpentin und Salmiak sind auch in kleinen Haushaltungen als Waschmittel zu

empfehlen. Man nimmt auf 80 bis 90 Liter Waschwasser 1 1/2 Pfund gute Seife, geschüttelt und aufgelöst und, je nachdem es die Wäsche erfordert, von Salmiak und Terpentin-Öl je 1/10 bis 1/8 Pfund. Wenn das Wasser kocht, rührt man die Seife hinzu und dann, aber ja nicht in zu großer Nähe von brennendem Lichte, das Öl und den Salmiak. Damit wird die Wäsche eingeweicht und nach etwa 6 Stunden gleich rein gewaschen; Seife ist meistens nicht mehr nötig. Hierauf wird die Wäsche gebrüht und nochmals durchgesehen. Bunte, seidene und wollene Sachen werden auch damit gewaschen, natürlich nicht heiß. J. S. in G.

**Rothwein- und Obflecke (31)** entfernt man durch Chlor; auch kann man sich dazu des beim Droguisten käuflichen Eau de Javelle, welches nichts als in Wasser aufgelöstes Chlor ist, bedienen. Für 25 Pf. Eau de Javelle thut man in einen Eimer kaltes Regenwasser, stellt die fleckigen Sachen hinein und läßt sie eine halbe Stunde darin stehen. Darauf spült man die Wäsche in reinem Wasser aus, und die Flecke sind verschwunden. Deutsche Hausfrau in Antwerpen.

**Reinigung von altem Pergament (14).** — Falls es sich um Zeitflecke handelt, — selbst veraltete, — so sind diese mit Benzol-Magnesia, welches auf den Flecken behutsam mit dem Finger verrieben wird, zu entfernen. Bei recht alten Flecken muß das Verfahren wiederholt werden. Das Pergament leidet dadurch keinen Schaden, während allerdings nach öfterer Einreibung die Buchstaben blasser werden. K. Grf. Schl.

**Flecke auf Marmorplatten (64)** entfernt man mit Citronensaft oder Salzsäure; doch darf der Marmor vorher nicht mit Seife abgewaschen worden sein. In diesem Falle werden sich die Flecke nicht ganz entfernen lassen. Man kann die Marmorplatten tadellos erhalten, wenn man streng darauf sieht, daß keine Flüssigkeiten darauf eintrocknen, und sich zur Reinigung nur heißen Wassers (ohne Seife) bedient. Ernestine.

**Weinflecke auf Marmorplatten (64)** werden mit Salmiakgeist oder mit Aether entfernt. B. R. aus G.

**Bechpflanzen (48).** — Mein Großvater pflegte die sogenannten „Bechpflanzen“ in folgender Weise einzulegen: Schöne, fehlerfreie, nicht allzu reife Pflanzen wurden in ein innen mit gut verpacktes Fäßchen reihen- und schichtenweise über und neben einander gelegt, das Fäßchen mit einem gut verschließenden Deckel zugedehnt und dieser luftdicht verpackt. Darauf wurde das Fäßchen derart in einem Brunnen aufgehängt, daß es mit dem Wasser nicht in Berührung kam. So blieb es bis zu Weichwerden und länger hängen, und die so conservirten Pflanzen waren dann stets noch so frisch, als ob sie eben erst gepflückt worden wären. G. H.

**Stiefelsohlen vor zu schneller Abnutzung zu bewahren (64).** — Nach einer Notiz in Nr. 4 zu schließen, hat eine spariame Hausfrau nach dem im obigen Stichworte bezeichneten Mittel gefragt. Im Nachfolgenden ist noch ein solches Mittel gegeben: Wenn die Stiefel noch neu oder neu besohlt sind, tränke man die Sohlen mit Leinöl (gekochtem Leinöl), und zwar so oft, als das Leder noch einfaugt, was fünf- bis sechsmal, ja bei sehr porösem Leder acht- bis zehnmal geschieht. Darauf läßt man die Stiefel einen oder zwei Tage stehen, wodurch der Firnis gut eintrocknet. Der Erfolg ist ein ganz bedeutender, denn die Tragezeit der Sohlen wird um die Hälfte verlängert; nachtheilig ist nur, daß dieselben leicht sehr glatt werden. Das Leder darunter man nicht beschreiben, da selbiges dadurch brüchig werden würde. Karl H. in Chemnitz.

**Verarbeitung von Hirsch- und Rehgehörnen (64).** — Aus besserer Erfahrung kann ich die Fabrik von G. H. Keitel, Wien, VII. Bezirk, Dalgasse 26, empfehlen. D. v. W.

In der „Deutsch-Jäger-Zeitung“ empfiehlt sich die Firma J. B. Schnerbrandt, Berlin NW, Roonstraße 1, zur Verarbeitung von Geweihen zu Luxus- und Gebrauchs-Gegenständen.

**Abonnent in Frankfurt.** Die geschmackvolle Verarbeitung von Hirsch- und Rehgehörnen zu allerlei Gegenständen, wie Schreibtisch-Garnituren, Möbeln, Kronleuchtern u. s. w. wird von mir seit Jahren ausgeführt. Zeichnungen stehen zu Diensten. J. Goettel in Koburg.

Auf der vorjährigen Gewerbe-Ausstellung zu Görlitz sah ich eine vollständige Zimmer-Einrichtung aus Geweihen, welche von der Schnitzerei von Louis Gutte zu Görlitz, Berliner Str. 67, ausgestellt war. A. R.

**J. S. in Leipzig.** — Hedwig J. in M.-D., — Abonnentin in Pflanzstadt, — E. v. in der Schweiz, — Frau Rosa S. in F., — G. v. in Berlin, — v. v. P. — Wir werden Ihren Wünschen zu entsprechen suchen.

**Konfekte in Newyork.** — Verbindlichen Dank; indessen, wie Sie inzwischen gesehen haben werden, entsprechend behandelt.

**Verbreiten.** — Welchen Verlust die Gaskampelstele Nicotinn's von Gharlow aus genommen, vermögen wir nicht zu sagen; auch kennen wir nicht den Vornamen Ihres Vaters, noch wissen wir, ob der große Teuer (Schweizer) hat. Rücksicht behalten wir über diese wichtigen Dinge von einer unferre freundlichen Bescheidenheit.

**J. v. B. in G.** — Verbindlichen Dank, doch durch die Antwort in vorher Nummer bereits erledigt.

**G. R. in Nordhausen.** — Kostliche Nachschläge erhalten wir nicht, für das wirtschaftliche Rezept danken Dank.

**Eine Sonettin.** — Nach außer der Rühelheit kann man über den Geist eines hübsch gearbeiteten Tischläufer kreiren, und der Ubrige aus gelber Lute (oder meinen Sie nicht Java-Stoff?) erscheint hierfür besonders geeignet. Vist man doch schon seit längerer Zeit Tischläufer oder „Sonnet“, von den einfausten bis zu sehr kunstvoll gearbeiteten, über Wälsch, Servit-Tischen, „Kammern Dienern“ u. s. w. während des ganzen Tages liegen. — „Decorations-Blätter“ braucht man natürlich zur Decoration, auf Wälsch, Bordbreitern, Kammtischen, Paneeeln u. s. w. — Rebloderne Hausdache sind mit Benzin zu reinigen.

**Helene v. Hofen.** — Ein Engel-Kostüm, so wie Sie seiner für Ihren speziellen Zweck bedürfen, ist schwer anzugeben. Vielleicht dient Ihnen der bekannte kindliche Engel als entsprechende Vorlage. — Die Ihre gute Meinung den höchsten Dank!

**Marie H. in P.** — Das „Herzchen“ ist eine neue Art Salen-Fierstaben. Auf Grundung bei Stadtmannern ist und das Fabrikat von Biermann und Söhne (Niederlage bei G. Martienssen, Berlin W, Friedrichstr. 194) empfohlen worden. Der Preis beträgt inklusive sehr Notentafeln M. 37,50, bei eleganterer Ausstattung M. 40. Jede weitere Notentafel kostet eine Mark.

**Angendliche Berlin und Amberg.** — Fragen der Kosmetik (Schönheitspflege) sind, wie wir schon häufig hervorgehoben haben, von der Behandlung in unserer Primärmappe ausgeschlossen.

**M. v. Ed.** — Am besten senden Sie Ihr Stück einer Theater-Direction ein. Haben Sie aber auch vom Autor die Erlaubnis zur Bearbeitung dieses Romanes eingeholt? Die Ausföhrung dramatischer „Bearbeitungen“ ohne diese Erlaubnis ist unter Umständen strafbar.

**Frau Frei, D. in Berlin.** — Als Besorgungelle für geklützte Frauen empfehlen wir die Kunsthandarbeit-Schule des Vetto-Vereins, Königgeßner Str. 90, in deren Atelier jeder Auftrag zur Aufarbeitung aller Arten Handarbeiten entgegengenommen und aus das Geschickteste ausgeführt wird. Auch ist eine kleine Anzahl schöner, hübscher Arbeiten zur Ansicht vorhanden, und jede gewünschte Zeichnung wird in kürzester Zeit entworfen.

**Jean L. G. in Worms.** — Allein im Jahre 1885 wählten wir der Smyrna-Arbeit in der zweiten Februar-, der zweiten November- und der zweiten December-Nummer hervorragenden Raum; Sie finden darunter zwei in der Größe zum verblühenden Teviche, welche gewiß Ihrem Zweck entsprechen. Daneben lassen sich alle derzeitigen Muster in der vorerwähnten Art variiren und verwenden. So kann man aus den länglichen Biederer der Sobba-Bedeilung (Abd. 19-21 der zweiten November-Nummer 1885), durch Anänderungen derselben und spätere Begrenzung dieses Plans mit der Bedürfe, sehr leicht einen hübschen Tevich gestalten, ebenso aus den Biederern zum Aufstehen in der ersten November-Nummer 1884 u. s. w. Gleich machen wir Sie darauf aufmerksam, daß derartige Vorlagen im Landdruck in reicher Auswahl in dem der Smyrna-Arbeit gewidmeten Verbands (Berlin, Livverheide) enthalten sind. In demselben wird auch jede Art der Ausföhrung eingeordnet.

Preis-Concurrenz der Illustrirten Frauen-Zeitung für die besten Zeichnungen.

Stimmen der Presse.

[Uebersetzung aus dem Italienischen.] Der moderne Holzschmitt. — Wenn wir uns in Gedanken zu den ersten Ktographen, welche Guttenberg's große Erfindung um sich scharte, zurückverlegen und zugleich die modernen illustrirten Zeitschriften betrachten, so müssen wir rückhaltlos die große Umwälzung zu Gunsten der Kunst anerkennen. Aber einen nicht minder bewundernswürdigen Fortschritt, welcher der typographischen Industrie als künstlerischen Production zur Ehre gereicht, nehmen wir heute wahr. Wie wir von den steifen Linien des funfzehnten Jahrhunderts zu den Drucken mit Licht- und Schattenwirkungen der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts gelangten, so haben wir es jetzt von jenen zu förmlichen Gemälden gebracht, die auch mit allen Reizen solcher wirken. Erinnern wir uns nur des ersten Magasin pittoresque, das um 1830 aus Frankreich zu uns herüberkam, und vergleichen wir es beispielsweise mit einem Heft von Harper's Weekly. Da ist nicht mehr die steife, frostige Künstelei der französischen Holzschneider, wie sie noch bei uns in der illustrirten Ausgabe der „Promessi sposi“ von 1840 zum Ausdruck kam, sondern eine Arbeit voll Leben, Geist und Feuer; weniger in sich künstlerisch vollendet, aber von scharfer Auffassung, nicht bestrebt, sich selbst in's Licht zu stellen, sondern ganz aufgegangen in der getreuen und charakteristischen Interpretation der künstlerischen Hand, welche ihre Schöpfung auf die Platte stizirte, deren Schnitt der Holzschneider mit dem eigenen Geiste durchschaut.

Es bedarf, glaube ich, keiner genaueren Erläuterung, um die glänzenden neueren Resultate zu erklären und die noch größeren, welche angestrebt werden durch das Zusammenwirken beider Factoren, der künstlerischen Production und der immer mehr vervollkommenen technischen Hilfsmittel. An welchem Punkte wir angekommen sind, was erreicht wurde auch in Betreff des Holzschmittes, das zeigen der „Graphic“ in London, die „Illustracion Española y Americana“ in Madrid, wie die „Illustrirte Frauen-Zeitung“ in Berlin zur Genüge. Und doch erscheinen die in Rede stehenden Publicationen, welche heute in Deutschland zahlreicher sind als anderwärts, oft genug arg vernachlässigt. Die wirklich guten Holzschmitt sind meist nur vereinzelt, überwacht von der Menge der geringeren.

Es war daher ein sehr glücklicher Gedanke des Verlagsbuchhändlers Franz Vipperheide in Berlin, diese Musterammlung herauszugeben, welche in sorgfältiger Auswahl Alles vereint, was an Eigenartigkeit und Hervorragendem an beiden Ufern des atlantischen Oceans an's Licht gefördert wird. Ohne dabei irgend der buchhändlerischen Speculation zu gedenken, welche hier so leicht gemein wäre, hat sich Vipperheide vielmehr mit den ersten und größten Künstlern Deutschlands, Professor Defregger in München, Menzel, Regerheim, Starbina und Werner in Berlin, vereinigt, um rein künstlerische Gesichtspunkte inne zu halten.

Die Parole „Muster“, welche das Unternehmen an der Stirn trägt, wurde augenscheinlich streng befolgt, denn es ist wirklich in diesen Productionen, abgesehen von der Technik des Holzschneiders, für die schöpfernden Künstler selbst ein instructives Lehrmaterial geboten; das Werk zeigt ihnen, oder vielmehr den Künstlern der Zukunft, wie man zum Ziele gelangen kann, wenn man sich streng an das Realistische hält, allerdings von einem hohen Gesichtspunkte aus.

Einer der vielen Vorzüge dieser Holzschmitt, welche am meisten in die Augen fallen, auch wenn man von der in einigen Fällen wahrhaft bewundernswürdigen Composition des Bildes absieht, ist unstreitig die Wirkung der Farbe in der einfachen, einfarbigen Zeichnung. Man kann das als einen erheblichen Fortschritt der modernen Kunst bezeichnen. Die Töne sind kräftig, klar, bestimmt und dabei von einer Zusammenwirkung, einer Durchsichtigkeit von Lust und Licht, wie sie manches Gemälde von Künstlerhand zu wünschen übrig läßt.

Anerkennen müssen wir, daß, so groß auch oft der künstlerische Gedanke in diesen Bildern, die „Mache“, worauf hauptsächlich hier Bedacht genommen, noch größer ist. Die Aufgabe dessen, der den Stichel führt, um die Zeichnung getreu wie im Spiegel wiederzugeben, ist keines, eingehendes Verständnis, welches die Absicht des Zeichners nicht schädigt; deshalb bedarf es eines Künstlers von nicht geringer Bedeutung oder wenigstens einer durch lange Erfahrung erworbenen Uebung. Das gilt für das rein künstlerische; betrefft des Technischen sind Präcision und selbstlose Hingabe erforderlich. Dieses Zusammenwirken ist aber die Lebensfrage dieser Art der Production, die Entscheidung für Sein oder Nichtsein.

Wollen wir uns in diesen Bestrebungen, welche ohne Zweifel binnen Kurzem der entsprechenden Industrie eine ganz neue Wendung geben werden, nicht überflügeln lassen, so müssen wir uns sehr eingehend mit diesen Dingen beschäftigen, damit auch wir das Unsere thun. Das Werk Vipperheide's macht die hier dargelegten Bestrebungen vollständig klar; es ist jetzt bis über die Hälfte vorgeschritten, und der Gesamtprogreß für das Heft erreicht nicht einmal vier unserer italienischen Lire. Auch das ist kein kleines Zeichen, wie das Jahrhundert nach Vervollkommenung strebt, Kunst und Wissenschaft, auch die höchste und erlebteste, zum Gemeingut zu machen.

Giuseppe Rongeri, Professor an der Königl. Akademie der Künste zu Mailand, in der Perserverana.

Zur Beachtung.

Mit dieser Nummer schließt das Quartal. — Die Post-Abonnenten in Deutschland ersuchen wir, das Abonnement stets zeitig vor Ablauf des Quartals zu erneuern, da die Post nach Quartals-Anfang die bereits erschienenen Nummern nur auf ausdrücklichen Wunsch und gegen Entrichtung von 10 Pfennigen extra nachliefert. Die Expedition.

Zu dieser Nummer gehört ein Modenbild, für die Abonnenten der großen Ausgabe zwei Modenbilder und ein Kostümbild.

Von der „Illustrirten Frauen-Zeitung“ erscheinen jährlich 24 Unterhaltungs-Nummern zu je 2 bis 2 1/2 Doppelbogen, 24 Moden-Nummern, 12 Schnittmuster-Beilagen und 12 farbige Modenbilder; vierteljährlicher Abonnements-Preis 2 M. 50 Pf. (1 Gulb. 50 Kr., mit Postzulassung 1 Gulb. 80 Kr.)

Die Heft-Ausgabe bringt ferner jährlich 12 Kunstblätter „Bildermappe“; das Heft (24 jährlich) kostet 50 Pf. (30 Kr.).

Die Ausgabe mit allen Kupfern jährlich 36 farbige Modenbilder, 12 Kostümbilder und 12 farbige Bilderblätter kostet vierteljährlich 4 Mark 25 Pf. (2 Gulb. 55 Kr., mit Postzulassung 2 Gulb. 85 Kr.). — Alle Buchhandlungen nehmen jederzeit Bestellungen an, mit Ausnahme für die Heft-Ausgabe auch alle Postanstalten.



Roben- und stückweise direct an Private — ohne Vermittelung von Agenten oder Zwischenhändlern:

Weisse & schwarze ganz seidene Satins merveillenx Alk. 1.90 p. M.

Bis Mk. 14.05 in je ca. 10 verschiedenen Qualitäten.

Weisse & schwarze ganz seidene Damaste Alk. 2.45 p. Meter

Bis Mk. 14.50 in je ca. 12 verschiedenen Qualitäten.

Weisse & schwarze seidene Atlasse Alk. 1.25 p. Meter

Bis Mk. 18.50 in je ca. 18 verschiedenen Qualitäten.

Weisse & schwarze Ottoman, Surahs, Ripse, Cassete Alk. 1.80 p. M.

Bis Mk. 14.20 in je ca. 60 verschiedenen Qualitäten.

vor- und rückfrei ins Haus. — Muster bereitwillig. — Briefporto nach der Schweiz 20 Pfennig.

Zürich (Schweiz).

G. Henneberg's Seidenstoff-Fabrik-Dépôt,

Königl. und Kaiserl. Hoflieferant.

Muster von farbigen Seidenstoffen jeden Genres umgehend.

Anzeigen

falls solche nicht als für die „Illustrirte Frauen-Zeitung“ ungeeignet von uns angelesen werden sollten, finden zu dem Preise von 1 Mark für die einbaltige Doppelseite oder deren Raum Aufnahme, soweit der dafür bestimmte Platz reicht. Annahme der Anzeigen in allen Annoncen-

Bureaus, sowie in den Expeditionen der Illustrirten Frauen-Zeitung in Berlin W., Reichsamer Strasse 38, und in Wien I., Drossgasse 3. Anzeigen erhalten das Blatt kostenfrei mit der Post angeliefert, so lange der Insertions-Auftrag dauert.

Kunstgewerbliches. Siehe Seite 101:

f. Schade, Juwelier, Berlin C, Roßstr. 27. Preis M. 75.

Wer einer Dame ein immer gern gefehrtes Geschenk machen will, bestelle mit dem Namen versehen den

Sammelkasten für Briefe aus Eisenblech mit Cuivre-poli-Beschlag und verriegelbarem Schloß, hochlegant nebst 50 Briefen-Karten, fein lithographirt, 50 Bogen u. 50 Coups mit Monogramm 25 Billes de correspondance nebst Coups. Alles zusammen für 10 Mark von W. Schillberger, Berlin W, Schillerstr. 3. Ueber 500 Collectionen bereits verkauft.

Monogramm-Büchlein von Erna von Manteuffel.

Preis à Hef 40, mit Porto 50 Pf. Jedes Hef für eine Familie ausreichend, enthält 25 Monogramme für Plättchen. Bei Bestellungen genügt Angabe des gewünschten Buchstaben. Harburg a. E. Gustav Elkan.

Briefmarken. Briefmarken von einzelnen Ländern u. in ganzen Sammlungen u. Albums werden gekauft. Gest. Offerten unter D. R. 200 an die Exped. d. Illustrirten Frauen-Zeitung in Berlin erbeten.

Filet-Guipure-Album.

Eine Sammlung stilvoller praktisch ausgeführter Original-Muster. Nebst illustrirter Anleitung von

Erna von Manteuffel. Preis in eleg. Mappe M. 15. Verlag und Eigenthum von

Gustav Elkan in Harburg a. d. E.

Die Mehrung der Musterbücher für weibliche Handarbeiten ist eine der erfreulichsten Erscheinungen unserer Zeit. Wie im 16. Jahrh., der grossen Zeit des feinen Geschmackes, gerade die Frauen sich auch mit ihren Arbeiten in den Vordergrund stellten, so haben wir eine ähnliche Thatsache auch in unserer Zeit zu verzeichnen und dass man dabei vor Allem auf praktische Muster Werth legt, beweist, dass diese Bewegung selbst eine feste Grundlage gewonnen hat. Zu dem besonders werthvollen Arbeiten auf diesem Gebiete gehört das vorliegende Buch, das allen, welche auf weibliche Handarbeiten etwas halten, im höchsten Grade erwünscht sein muss und dies um so mehr, weil die praktischen Anleitungen und Fingerzeige hier mit klarem Verständnis und feingebildetem Geschmacke verbunden sind. Red. Kunst u. Gewerbe. Nürnberg 1885, Nr. 4.

Jede Dame ist im Stande, nicht ohne gepunzte Federarbeiten als nützliche Geburtstags- und Gelegenheitsgeschenke herzustellen. Werkzeuge, fäden mit Anleitung und Vorlagen hierzu. Preis M. 10. — und M. 14. —, verlegt Gustav Weidlich, Königl. Hoflieferant, Leipziger-Weidvertriebsstelle franco und gratis.

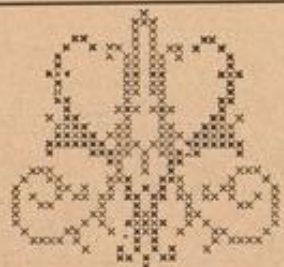
Eine staatlich geprüfte Handarbeits-Lehrerin für Elementar- und höhere Schulen, welche bereits ein Jahr in allen Fächern, nach den neuesten Methoden, selbständig unterrichtet, sucht Anstellung. Eintritt kann zu Ostern erfolgen. Gefällige Anfragen unter X. Z. 10 an die Expedition d. Z. erbeten.

Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der Photographischen Gesellschaft, Berlin (enthaltend moderne u. classische Bilder, Pracht- und Galerienwerke, Photographiren u. c.), mit 5 Photographien nach Kauters, Köhner, Rafael, Koretto ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direct von der Photographischen Gesellschaft gegen Einzahlung von 50 Pfg. in Postmarken zu beziehen.

Seeben erschienen:

Wiel, med. Dr. Diät. Kochbuch für Gesunde und Kranke. VI. verb. Aufl. Preis brosch. M. 4.80, geb. M. 5.50. Anerkannt bestes Kochbuch. Zugleich Ergänzungsbuch zu allen bestehenden. Lehrt uns auch, was und wie wir in den Tagen der Noth unseren Kranken kochen müssen. Fr. Wagner, echo Univ.-Buchhandlung in Freiburg i. B.



DENK'S

Kreuzstich-Monogramme 12 Hefte (à 4 Blätt) von A. A. — Z. 5 H. 6. W. — M. 5. Einzelne Hefte (23 Monogramme u. 1 Krone) 30 kr. — 50 Pfg. zu haben bei Haus Denk, Wien I. Goldschmidtsgasse 7, sowie in allen Buchhandlungen. (Verlag: Anton Schroll & Co., Wien).

Erziehungs-Anstalt Marienthal

bei Bad Liebenstein im Thüringer Walde.

Bereit, für Gymnasial- und Realschule I. Ord. vorzüglich gesunde und schöne Pagen, Herrliche Wald- und Gebirgsluft. Besondere Beförderung, Nähere Details, Preisliste durch die Direction der Anstalt.



Verlag von Franz Lipperheide in Berlin. Musterbücher für weibliche Handarbeit. Neue Folge. Erster Band.

Die Webe-Arbeit mit Hand-Apparat.

Von Frieda Lipperheide und Anna Dorn.

Mit 208 Illustrationen. Großes Quart-format. In elegantem Einbande 11 Mark.

Trotz der Kürze der Zeit — das Weben mit dem Hand-Apparat wurde zuerst im Herbst 1885 durch die „Modenwelt“ eingeführt — hat sich diese neuere Handarbeit doch schon zahlreiche Freundinnen zu erwerben gewußt. Sie verdankt diese schnell errungene Gunst sowohl ihrer überaus einfachen Technik, als auch der ihr eigenen praktischen Verwendbarkeit für eine große Zahl von Gegenständen des häuslichen Gebrauchs, besonders auch für solche, die selber in einer die Augen anstrengenderen Weise durch Häkeln und Stricken hergestellt wurden. Alle diese Vorzüge der zugleich schnell fördernden und bequemen Handarbeit sichern ihr eine fortwährend wachsende Verbreitung.

Außer einer eingehenden Anleitung zur Erlernung der Handweberei enthält das vorliegende Werk eine reiche Sammlung von Vorlagen nebst Angabe ihrer Herstellung, sowie Hinweise auf geeignete Verwendung zu den verschiedensten Gegenständen.

Verlag von Franz Lipperheide in Berlin.

Lehrbücher der Modenwelt. Zweiter Band.

Die Anfertigung der Kinder-Garderobe.

Von Hedwig Lechner und Gunda Beeg.

Bearbeitet nach derselben bewährten Methode, welche dem ersten Bande der „Lehrbücher“, der „Anfertigung der Damen-Garderobe“, zu Grunde liegt, wird dieser zweite Band die Garderobe für Mädchen und Knaben von ein bis zwölf Jahren in fünf verschiedenen Altersstufen behandeln.

Es ist vorzüglich die auf der neueren Gesundheitslehre beruhende Einfachheit der heutigen Kindertracht, welche deren Anfertigung im Hause durch Mütter und Schwestern in hohem Grade begünstigt, und wir hoffen, den liebevoll schaffenden Händen mit unserem Werkchen eine fördernde und erleichternde Anleitung zu übergeben.

Der Umfang des Werkes ist auf etwa 8 bis 10 Lieferungen von je 16 reich illustrierten Seiten berechnet, welche in Zwischenräumen von vier bis fünf Wochen erscheinen. Preis der Lieferung 60 Pfennig oder 35 Kreuzer.

Lieferung 1, welche einen ausführlichen Prospect enthält, kann als Probe zum Preise von 70 Pfennig oder 40 Kreuzer frei unter Kreuzband bezogen werden. Zur Abnahme einer bestimmten Anzahl von Lieferungen ist Niemand verpflichtet. — Bestellungen werden angenommen von allen Buchhandlungen.



Pianos billig, haar od. Raten. Kostenfreie Probesspiel. Prospekt gratis. Fabrik Weidenslaufer, Berlin NW. Briefmarken kauft, tauscht und verkauft G. Zechmeyer, Nürnberg.

Sammet und Seidenstoffe jeder Art, gr. Ausw. v. schwarzen, weissen u. farbigen Seidenstoffen zu Brautkleidern empf. zu billigsten Preisen die Seiden- und Sammet-Manufaktur von M. M. Catz in Crefeld. Muster franco.



Illustrirte  
**Frauen-Zeitung.**

Nr. 7, 1. Blatt.

Monatlich zwei Nummern.  
Vierteljährlich 2½ M. — 1½ Guld.

Berlin, 1. April 1886.

(Ausgabe mit allen  
Kupfern: 4½ M. — 2 Guld. 55 Kr.)

XIII. Jahrg.



PRINZESSIN AMÉLIE VON ORLEANS.



Nachdruck verboten.

## Im Trosse der Kunst.

Von Helene Böhlau.



ieben Insassen eines rheinischen Städtchens, darunter vier Damen, wendeten eines schönen Nachmittags ihrem ständigen Unterschlupf den Rücken, um über Land zu gehen. Wir erlauben uns, sie gleich der Reihe nach vorzustellen.

Da war zuerst ein würdiger Herr, der Intendant des Theaters; dann ein wohlbeleibter Mäcen und Beschützer aller Künste, der im bösen Verdachte stand, daß er auf des Intendanten Abgang, durch Ortsveränderung, Tod oder Beförderung, im stolzen Bewußtsein seiner eigenen Befähigung, geduldig warte, was aber Beide, den Intendanten und ihn, nicht verhinderte, gut Freund mit einander zu sein. Ferner ein ausgezeichnete Mann, der augenblicklich das Amt eines Dramaturgen versah, aber im steten Wechsel, bald als dies, bald als jenes, im Städtchen auftauchte, eine Proteus-Natur. Er war Schriftsteller, Dichter, der Gefeierte des Städtchens.

Seine Hauptverdienste mögen im Folgenden genannt sein: Es verlautete, daß er einen unergleichlichen Shakespeare herausgab. Und zwar waren seine Ziele, die er bei dieser Herausgabe verfolgt hatte, bei Weitem höher gesteckt, als die irgend eines seiner Vorgänger. Er begnügte sich nicht mit Ausschcheidung jedes, in guter Gesellschaft ungewöhnlichen Ausdrucks; er hatte auch den glücklichen Versuch gemacht, die Motive zu verftittlichen, was ihm in einigen Fällen meisterhaft gelungen war.

Aus der Feder des Doctor Delwein floß außerdem ein abgerundeter Familien-Horaz und Ovid, und der zweite Theil des Faust, für die Bühne gerecht bearbeitet. Er hatte sich durch die verschiedenartigsten Faust-Commentare und Bearbeitungen nicht verblüffen und abschrecken lassen, selbst nicht durch die unübertreffliche Bearbeitung Devrient's, — nein, er hatte etwas Großes, nie Dagewesenes der Welt hinterlassen wollen und war durch diese That der Schöpfer eines unerhört Geist und Poesie sprühenden Ballets geworden.

Zur Zeit, als Doctor Delwein sich am 11. Juli auf dem Gange über Land befand, beschäftigte er sich gerade mit der Idee, den Familientisch durch den Boccaccio zu bereichern. So ruhte auf den Schultern des Colen der verklärte Ruhm verschiedenster Dichter.

Die begeistertsten weiblichen Gemüther des Städtchens, die Beschützerinnen edler Bestrebungen, sprachen in den Tagen, in denen Goethe die Genugthuung erhielt, seinen zweiten Theil des Faust von oben herab als Kassenstück zu sehen, mit Nüchternheit von dem Faust des Doctor Delwein und von den „göttlichen Strichen“, mit denen dieser den Faust gerettet habe.

Wir sehen, daß mit der Gesellschaft, die dem Städtchen den Rücken kehrte, eine gewisse geistige Potenz sich aus demselben entfernte, und werden den Eindruck davon noch kräftiger haben, wenn wir erfahren, daß auch die theilnehmenden Damen sich den verschiedensten Kunstbestrebungen geweiht hatten.

Unter den rüstigen Fußgängern befand sich die erste Heldin und Liebhaberin des Theaters; ferner zwei im canonischen Alter stehende, aber unverwundlich unternehmende Damen, ein sonderbares Schwesternpaar in etwas grotesker Toilette. Die eine der Schwestern war Malerin, die andere Musikerin, beide Freundinnen aller auffindbaren Größen im Reiche der ausübenden Maler und Componisten.

Als Letzte unserer guten Leute ist eine junge Klavierspielerin zu erwähnen, „Componistin eigenartiger Lieder.“ So war ihr voller Titel, mit dem sie auf das Liebenswürdigste, wo es sich irgend thun ließ, vorgestellt wurde, denn sie hatte das Glück, von aller Welt protegirt zu werden. Jeder warf sich ihr gegenüber als Beschützer auf; Alle suchten an ihr Erziehungskünste zu erproben, ihr guten Rath zu ertheilen. Sie war die arme, kleine, talentvolle Person, der man aufhelfen mußte, die aus sich ohne fremde Hilfe nichts Rechtes zu machen wußte. Sie stand allein und war auf die Erträgnisse ihrer Kunst angewiesen.

Dies sind die Personen, denen wir auf einer zweitägigen Fußpartie folgen wollen. Wir müssen ein wenig auf ihre Unterhaltung achten, denn ich kann nicht versprechen, daß ihnen auf dem Wege von der Stadt bis zum nächsten Dorfe, von da bis zu dem kleinen Waldorte, den sie besuchen wollen, etwas Besonderes zustößen wird. Der Leser weiß aus eigener Erfahrung, daß er ein gut Stück gehen muß, ehe ihm ein Abenteuer, auch noch so geringer Art, begegnet. Ja, Manche haben das Unglück, daß sie nie etwas dergleichen zu erzählen wissen, wenn sie von einem Gange oder einer Reise heimkehren. Diese wurden unter dem Einflusse eines, für Ereignisse, Begegnisse und Zwischenfälle ungünstigen Sternes geboren, oder irgend etwas mag bei ihnen sonst nicht in Ordnung sein.

Vorderhand lasse ich die Leute sogar unbeachtet ihres Weges gehen, und wir wenden uns nach dem Städtchen zurück, aus dem eben die sieben Kunstlerfüllen ausgezogen sind. Da sie nicht in Bedrängniß flohen, sondern behaglich nisten, ist anzunehmen, daß noch Manche derselben Gattung hier existieren.

In der That, — sie können getrost zurückkehren.

Die Schauspielerin wird Anbeter und Verehrer finden. Der Intendant hat sogar Gelegenheit, einheimische Producte in seinen Papierkorb verschwinden zu lassen, ein Zeichen, daß der Kulturzustand des Städtchens ein unbedingt hoher ist. Er kann überhaupt mit seiner Intendantur-Stellung in jeder Hinsicht zufrieden sein. Der augenblickliche Dramaturg hatte Gelegenheit, Secretär an dem Polytechnicum des Städtchens zu sein, Redacteur an drei, vier verschiedenen Zeitungen, Kritiker bei einer Gewerbe-Ausstellung, Vortragender der Kunstgeschichte in einem Künstlerverein. Er hatte auch eine Zeitlang anregende Abend-Unterhaltungen für strebsame Damen in dem dortigen Museum gehalten und konnte zunächst bei seiner Rückkehr Beschäftigung über und über finden; er hatte Verehrerinnen, die nichts höher zu schätzen wußten, als seine Gegenwart an ihrem Theatisch, er steckte in Leise-Abenden mit vertheilten Rollen. Natürlich wählte man seine Familien-Ausgaben, die zu diesem Behufe wie geschaffen waren, denn ohne alles Erörtern, Stoden, Ueber schlagen konnte die Sache vor sich gehen. Es war eine Freude.

Die beiden ältlichen Schwestern fanden im Städtchen auch vollkommen ihre Befriedigung. Sie waren fast immer, Dank durchreisender Fremder von Distinction, in Anspruch genommen. Denn sie hatten tausend Verbindungen mit aller Welt. Wie das kam, war auf den ersten Blick nicht recht zu ermitteln. Sie waren nicht reich, und ob sie schön gewesen, dürfen wir nach ihrer jetzigen Erscheinung nicht mit Sicherheit zu beurtheilen wagen. Ihre Talente waren jedenfalls hervorragend. Ihre Toiletten hingegen streiften an das Fabelhafte, — nicht etwa, daß sie der Mode besonders gehuldigt hätten, — Gott bewahre! Sie trugen sich nach eigenem Geschmack: unveränderlich bauschige, weite faltige Kleider, die sie wahrhaft umflatterten und umwogten, die schwanken und flogen, wie nie Kleider zuvor. Im Sommer schmückten sie sich hell und stürzten auf den Straßen daher, weiß, durchsichtig, bläulich, wie zwei Wellen.

Was berichtet ist, mag beweisen, daß es sich im Städtchen gut leben ließ, daß Jeder dort seine Rechnung fand, daß Jeder, wer es auch sein mochte, Dichter, Maler, Musiker, Kunstmäcen, Enthusiast, in einem Meere von Verständniß, Entgegenkommen, Begeisterung und Rücksicht schwimmen konnte, — und dies Alles in einer kleinen Stadt! Welcher Kulturzustand! Welche Kunstblüthe! Welche Köpfe! Welche Auffassung von Kunst und Künstlern mochte in diesen Mauern leben!

Unbegreiflich fast, wie man so leichten Herzens, wie unsere Gesellschaft es gethan, sich daraus entfernen konnte. Sie gingen indeß, wie schon gesagt, nicht auf lange, sondern nur auf ein paar Tage.

Und nun folgen wir ihnen!

Sie sind schon in der besten Stimmung. Die Nachmittagssonne dieses kühlen, frischen Tages hat sie auf das Angenehmste durchwärmt und belebt. Der Wind bauscht die leichten Gewänder der beiden Schwestern, breitet sie aus einander, und die Gesellschaft geht gewissermaßen unter Segel.

Die beiden Schwestern geben dem Zuge der Wandernden etwas Festliches, als führte man zwei flatternde Fahnen mit sich. Sie sprechen beide im Tact, zur selben Zeit gegen einander an. Nie gönnt Eine der Anderen das Wort, und sie haben eine wahre Geschicklichkeit, im Chorus dasselbe zu sagen, präcis Wort auf Wort. Ihre Stimmen sind scharf, fahren auf jede andere Stimme, die sich erheben will, wenn sie gerade am Sprechen sind, und haken sie todt. Es sind aber durchaus nicht böartige Mädchen, gar nicht, nur eifrig, und ihre Stimmen sind vor lauter Freundschaftsbezeugungen, lauter Lobeserhebungen, lauter schmeichelhaften Reden, die sie mit Festigkeit ihr Vebelang gehalten, angestrengt und haben einen Tonfall angenommen, der etwas Trompetenartiges hat, den selbst ihre intimsten Freunde als „rauh“ bezeichnen müssen. Derselbe Grund, der ihre Stimmen angegriffen, hat ihnen auch offenbar ihre vielen Verbindungen mit berühmten und unberühmten Künstlern eingetragen. Denn wer verträgt es nicht, sich überschwänglich loben zu hören?

Jeder unserer Reisenden trug ein Ränzchen auf dem Rücken, aus grauem Segeltuch. Diese Ränzchen waren nach genauer Angabe des Herrn von Maus, des Mäcens, gefertigt und ausgezeichnet durch ein unübertreffliches elastisches Gestell, was sie verhinderte, auf dem Rücken anzuliegen, zu reiben und zu erhitzen. Sie waren überraschend leicht zu tragen. Ja, es schien, als wären Jedem, der ein solches Ränzchen trug, Flügel angeknallt; Muth und Thatenlust durchströmten ihn. Es ist immer ein belebendes Gefühl, wenn eine Last, die zu tragen uns bestimmt ist, leichter

scheint, als man vermuthet, und es war eine Freude, die beiden Schwestern Stenzel, — sie hießen Stenzel, — in ihren breiten, wehenden Kleidern zu sehen, die kleinen grauen Ränzchen wie Schwalbennester auf dem Rücken.

An ihnen bewährte sich die begeisterte Wirkung des zierlichen Gepäcks, das ihnen die Schultern zurückhielt, sodaß Herz und Lunge freier sich bethätigen konnten. Wie edle Hoffe, vor Lebensluft, bliesen die Schwestern die Nasenflügel auf und trabten unaufhaltsam, sodaß die Gesellschaft, wenn diese das überschlante lange Paar nicht in der Ferne verschwinden sehen wollte, ihnen mit großen Schritten folgen mußte.

Man hatte Herrn von Maus schon lange den guten Rath gegeben, seine ausgezeichnete Erfindung der Arme vorzulegen. „Werde mich hüten!“ hatte der wohlbeleibte Herr jedesmal zur Erwiderung gegeben. „In meiner Lebensstellung bin ich mir es erstens schuldig, mich solcher Schererei zu entziehen; zweitens haben wir es, Gott sei Dank, nicht nöthig. Und mein Spaß bleibt mir, wenn die Kerls mit ihren Tornistern vorüberbuckeln, zu denken: „Wißtet Ihr, was ich weiß, wie unnöthig Ihr schleppt, auf was für ein Häkchen, welche Biegung es ankommt, um Euch die Sache halb so leicht zu machen!“ Verriethe ich mein Geheimniß, so würde ich keine Ruhe haben vor Fragen, Aneerbietungen und tausend Plakereien.“

Scherzend wurde ihm oft seine miserable Gefinnung vorgeworfen. Er blieb unentwegt bei dem Vorsatze, seine Erfindung für sich zu behalten, klopfte sich auf die runden Kniee und sagte schmunzelnd: „In meiner Hand liegt es, den nächsten Feldzug zum Erstaunen zu erleichtern.“

Mit inniger Freude aber beobachtete er unangeseht, wie leicht sich seine Gesellschaft bewegte und wie unbedrückt, woran freilich die Ränzchen nicht allein Schuld trugen, denn, wie gesagt, es erging Allen gut, und sie konnten zufrieden sein; aber die Ränzchen thaten doch das Ihre!

„Was haben Sie darin, beste Mercedes?“ fragte er die erste Liebhaberin.

Herr von Maus, der sich mit jeder Schauspielerin seine kleinen Scherze erlaubte, hatte seiner Reisesegenoffin diesen Namen, aus einem jedenfalls geistreichen Grunde, beigelegt. Sie war eine stattliche, volle Gestalt, ihre Augen ungemein lebhaft, ihre Bewegungen energisch, ihre Züge dauerhaft, ihre Künstlerische bewährt und anerkannt.

„Also, Mercedes?“ fragte Herr von Maus, „was haben Sie Alles in Ihrem Ränzchen?“

„Mein Gott!“ sagte die Angeredete, „ich werde mich hüten, Ihnen das zu sagen, denn Sie sind im Stande, es mir auf offener Straße auszupacken und die Hälfte hier auszusetzen.“

„Gewiß bin ich das im Stande, Verehrteste,“ war die Erwiderung. „Ich habe schon die Puderdose in ihrem ganzen Umfange wahrgenommen, zusammen der hübschen großen Miezelage, die ich Sie neulich kaufen sah.“

„Miezelage?“ fragte Mercedes.

„Da fühl' ich's ja!“ Der Freiherr tastete auf dem Ränzchen umher. „Weshalb können sich die Damen nicht dazu verstehen, etwas Puder in eine kleine Dütte zu thun und ein Miezeläpchen zu nehmen, so groß wie eine Ballmuff?“

Der Freiherr hatte die Puderquaste „Miezelage“ getauft und war stolz auf diese Erfindung.

„Seien Sie nicht so pedantisch!“ sagte Mercedes.

„Es ist zu Ihrem Besten, Theuerste.“

Nun erkundigte er sich nach Diesem und Jenem, was die Damen mit eingeschmuggelt hatten, und war ungehalten, daß sie buchstäblich jeden seiner Vorschläge, das Gepäc auf das Geringste zu beschränken, mißachteten hatten. Die Ränzchen wiesen die geheimnißvollsten Ecken und Kniffe auf, über die der Freiherr keine nähere Erklärung erhalten konnte. Schließlich aber wandelte sich sein Aergerniß in Befriedigung, denn er sah durch diesen Umstand, daß seine Erfindung wirklich unübertrefflich sein mußte, da die Damen, scheinbar ohne etwas zu spüren, einen ansehnlichen Theil ihrer Habe auf dem Rücken trugen.

Zwei Abende vor dem Ausbruche unserer Freunde war „Tasso“ im Städtchen gegeben worden. Es war nicht zu umgehen, hin und wieder das Repertoire mit einem klassischen Stücke zu vervollständigen. Man war allgemein unzufrieden über die Besetzung der Leonore von Este; diese Rolle wäre unbedingt Mercedes zugekommen, die an diesem Abend die Sanvitale gegeben hatte.

„Ja, meine Herrschaften,“ sagte der Intendant im vertraulichsten Tone, „das ist ja die oft besprochene Sache; wir können die Este unserer verehrten Mercedes nicht geben, da die Tradition bei uns sie der zweiten Liebhaberin zulegt.“

Jetzt wurde über die Darstellerin der Leonore von Este gesprochen, und man erfuhr zur Genüge Ungünstiges über diese Person, wenn auch in den verstecktesten Ausdrücken, denn man war vorsichtig. „Ja, hätte sie



einigermaßen meine Auffassung von der Leonore gehabt," sagte der Intendant und blies ein paar blaue Wölkchen aus seiner Cigarre, "so würde sie von selbst zurückgetreten sein und sich für sie immerhin unausfüllbaren Zumuthungen nicht ausgesetzt haben. Ich halte die edle Leonore, unter uns gesagt, einfach für ein verliebtes Frauenzimmerchen, und es ist nichts gemacht, wenn man sie mit aller Magerkeit, Sentimentalität und allem Edlen sonst ausstattet, daß kein natürliches Gefühl mehr durch kann."

Die beiden Schwestern Stenzel hatten kaum die neue Anschauung von der Leonore vernommen, so waren sie auch schon an des Intendanten Seite.

"Ja, bestes Intendantchen, was Sie da sagen!" fuhr es doppelstimmig dem Ueberraschten um die Ohren. "Das muß man ihm lassen, immer neu, immer Erstaunliches! Die Eite — ein verliebtes . . . . .! Um Gottes willen, Sie Reperchen! Sie sollten eine Abhandlung über die Eite schreiben! Neu, durchaus neu!" So schwirrte es, rasselte es, frohlockte es an den beiden Seiten des Intendanten.

"Ja, ja, ja," sagte dieser eingehend, "so ist es und nicht anders. Man muß das Kind beim rechten Namen nennen, und man ist neu."

"Bravo!" rief Herr von Maus, der das Wesen, die Begabung des Intendanten durch folgenden Ausdruck, natürlich hinter dem Rücken desselben, bezeichnete, nämlich daß der Intendant „lichte Augenblicke“ habe. Diese Bemerkung des Herrn von Maus war nicht übel. Ob er damit sagen wollte, daß er selber keine habe und zur harmonischen Leitung eines Theaters, seinem Dafürhalten nach, daher tauglicher sei, ich weiß es nicht. Jedenfalls nehme ich an, daß er es in sogenannter besser Absicht that und auch kaum mit der Erkenntnis von dem, was er sagte; denn hätte er gewußt, daß die meisten Menschen nur bei und nach dem Niesen lichte Augenblicke und helle Köpfe haben, und daß sie ohne Schnupfen ununterbrochen dumpf dahingleben, er hätte dem Intendanten schwerlich die seltene Gabe beigelegt.

Jetzt kamen sie auf ein neues Thema. Einige von ihnen hatten diesen Sommer der Parifal-Aufführung in Vaireuth mit beigewohnt. Die beiden Stenzels natürlich und der Dramaturg, der damals ausnahmsweise, weil sich gerade nichts anderes bot, Stellung in einer großen Obstniederlage angenommen und erst inzwischen wieder umgestaltet hatte; auch Mercedes, die sich die junge Klavierpielerin Veronika als Begleiterin gewählt.

Diese Veronika befand sich viel in Mercedes' Gesellschaft, war liebenswürdig und aufmerksam gegen die ältere Freundin und Gönnerin. Man sah sie überall gern, trotzdem Niemand, wenn er sich die Mühe nahm, über das Mädchen nachzudenken, sich ein bestimmtes Urtheil über sie bilden konnte. Man fand, daß sie zurückhaltend sei; aber was heißt das? Es ist ein unbestimmter Begriff, der das äußerliche Wesen bezeichnet, den man nur mit Werth bei Personen anwenden kann, von denen wir wissen, daß sie wahrhaft der Welt gegenüber ihr eigenes Empfinden zurückhalten, — und man wußte wenig über das Wesen der jungen Veronika. Sie war freundlich und anmüthig, ließ sich nie darauf ein, eine Meinungsverschiedenheit im Gespräch beizulegen. Es hatte beinahe etwas Indolentes, wenn ihr Jemand sein Urtheil über ihre oder irgend eine andere Leistung mittheilte, und ihre Erwiderung war: „Gewiß ist es so für Sie, so wie Sie denken. Ich finde, daß Sie Recht haben.“

Sie konnte den verschiedensten Meinungen mit Gelassenheit zustimmen, und wunderlicher Weise hatte man trotzdem in der Gesellschaft von ihr nicht den Eindruck der Doppelzüngigkeit, mochte diese Duldsamkeit ihren Grund darin haben, daß man Veronika's Aussprüche wenig Werth beimaß, oder darin, daß Veronika merkwürdige Augen hatte, die gewissermaßen allein genügten, um das Mädchen fesselnd zu finden.

Das Zustimmung und sich Unterordnen gab ihr den Anschein einer reizvollen Hüftlosigkeit, die anziehend ist, natürlich nur in Verbindung mit Jugend und einem angenehmen Aeußern. Veronika war hübsch. Sie verhielt sich mit größter Gelassenheit in der etwas leichtfertigen Gesellschaft, in die sie durch Ausübung ihrer Kunst gerathen war. Eine Zudringlichkeit, eine Freiheit, die man sich gegen sie erlaubte, wehrte sie mit der zartesten, kühlsten Lieblichkeitswürdigkeit und fast unmerklich ab, sodas diejenigen, die an ganz Anderes gewöhnt waren, in Verwirrung geriethen. Bei einer Gelegenheit, der zu Liebe die Meisten Jornaubrücke der Entrüstung und Verachtung für nothwendig hielten, hatte sie ein Lächeln und entwaffnete somit, ohne zu beleidigen. Wo sie sich auch aufhielt, gewöhnte man sich an Veronika, wie an sanfte Luft.

Von ihrem Spiele ist zu bemerken, daß es etwas eigenthümlich Unmittelbares an sich trug. Aehnlich ist der Ausdruck eines berufenen Kritikers von Profession über ihre Leistungen, und er mag nicht unrichtig sein. Nur möchten wir noch hinzufügen, daß sie mit einer wunderschönen Hingabe sich den Tönen, die sie interpre-

tirte, anschmiegte, sich selbst darin auflöste, nichts Fremdes dem Gegebenen beifügte. Die Geistesart des Künstlers, dessen Schöpfung sie vortrug, drang unverfälscht zu den Ohren des Hörers. Veronika verstand, zu ergreifen und nicht wenig durch ihre Erscheinung am Klavier anzuziehen.

Man hatte schon manches Mal erlebt, wenn sie im Kreise ihrer Bekannten spielte, daß sie, nachdem sie geendet, noch gedankenvoll, bleich, mit thränenden Augen am Klavier sitzen blieb, ohne die anwesenden Personen zu beachten. Doch war dies Benehmen fern von jeder Affectation und fast das Sichgeben eines reichempfindenden Kindes.

Herr von Maus fühlte sich jedesmal tief gerührt, wenn er die Kleine, die Hände an das Gesicht gedrückt, nach dem Spiele vor dem Klavier sah; er hielt ihre Versunkenheit für Abmattung und verordnete ihr ein Eisenbad, eine Milchkur oder wenigstens englischen Porridge am Morgen.

Man würde an Veronika unendlich viel aussetzen gehabt, würde kein Ende mit guten Lehren gefunden haben, wäre sie ohne Erfolge geblieben. Die Deutschen hätten das Mädchen mit ihren Erziehungskünsten in diesem Falle unbedingt unglücklich gemacht. So aber, da sie auffallende Anerkennungen erfuhr, ließ man ihr übermüthiges, gleichgültig erscheinendes Wesen allenfalls gelten. Sie hatte mit Mercedes, wie gesagt, Vaireuth besucht; aber weder von ihren Eindrücken, noch von ihrem Urtheile etwas Bestimmtes verlauten lassen.

Mercedes versicherte auf diesem Spaziergange, daß es ihr eigenthümlich ergangen sei; von dem ersten Tone des Parifal an wären ihr die Thränen nur so aus den Augen gestürzt, und bei einigen Leitmotiven hätte sie das Empfinden gehabt, als zöge es sie immer höher und höher.

„Beste Mercedes," sagte der Intendant, „überstreifen Sie nicht; es wird einem himmelangst dabei. Ich weiß ja, wie es um Ihr musikalisches Empfinden steht. Weshalb strengen Sie sich uns gegenüber so an?"

„Sie sind abscheulich!" rief Mercedes und stampfte mit dem niedlichen Füßchen auf.

„Es zog Sie also höher und höher?" fragte der Intendant.

„Bitte, weiter." Die Schwestern Stenzel wußten nicht, in welcher Art sie ihre Stimmen loslassen sollten, denn der Intendant war in seiner spöttischen Laune. Und sie wollten ihm doch jedenfalls zu Gefallen reden, deshalb schwiegen sie noch vor der Hand. Mercedes aber sagte: „Das ist wahr, jedes bessere Gefühl wird einem hier verleidet!"

„Nicht doch, theuerste Mercedes, bitte, geben Sie sich jedem Gefühle ausnahmslos hin, — mir sehr angenehm; nur lassen Sie den Parifal aus dem Spiele. Man kennt sich ja."

„Jamoses Zeug's darin," sagte Herr von Maus trocken, wie das seine Art zu sprechen war. Er sagte es, um zu beweisen, daß er mit dem Intendanten nicht übereinstimmte. Sie stimmten nie überein.

Der Intendant überhörte es, und der Dramaturg hatte eine längere Abhandlung auf den Lippen. Er schrieb in dieser Zeit etwas Antiwagnerianisches über besagtes Werk, enthielt sich aber auch jetzt jeder Aeußerung, denn der Intendant hatte es vollkommen vermieden, etwas über die Oper zu äußern, — und man muß vorsichtig sein.

„Greifenhaftes Nachwerk," flüsterte Doctor Delwein, der nicht länger an sich halten konnte, im Vertrauen den beiden flatternden Stenzels zu.

„Sie Ungeheuer! Sie Ungeheuer!" kreischten Beide. „Wie? Was?" fragte der Intendant, der, wenn er bei Laune war, sich keine Scene mit den beiden Stenzels entgehen ließ.

„Ach, er ist ein Atheist," schmetterten sie und hatten den Intendanten in ihre Mitte genommen.

„Teufel auch!" meinte dieser. „Wenn er das von sich sagt, ist er total geschmacklos! Wer spricht in unserem Zeitalter von religiösen Ansichten?"

„Das nicht, das nicht; wenn es das nur wäre! Viel schlimmer!" schrien Beide mit einem humoristischen Anhauch, so weit ein humoristischer Anhauch an solchen Stimmen haften bleibt.

„Dann hat er Ihnen eine Liebeserklärung gemacht; weiter bleibt nichts."

„Aber Intendantchen! Sie Schelm!"

„Er wird doch nicht vom Parifal gesprochen haben?" sagte mit ingenieusm Instinct der Intendant und that einen kräftigen Zug aus seiner Cigarre. „Ich habe mich den ganzen Sommer davor zu hüten gewußt, bin dem Schwindel ausgewichen. Alles, nur nicht das!"

„Immer originell!" rief die Eine, „Immer außergewöhnlich!" die Andere. „Grandios! Grandios!" schmetterten sie mit einander.

Inzwischen hatte der wohlbeleibte Intendantur-Anwärter einen schwankenden Dauerlauf angetreten. Die Straße ging angenehm abwärts, und er war Ge-

sundheits-Fanatiker. Er mußte sich selbst gestehen, daß seine Constitution etwas ungünstig war, etwas schwammig, — große Neigung zur Fettbildung, kurzhafig; der Intendant hingegen: muskulös, stramm, volle Stimme, brillanter Haarwuchs. Wenn er nicht verfestet wurde, auf seinen Abgang durch Tod war voraussichtlich so bald nicht zu rechnen; er konnte ewig leben und, trotzdem er mindestens zehn Jahre älter als Herr von Maus war, diesen überdauern.

Die Gesellschaft hielt Herrn von Maus' Trab für verlockend, und Alle setzten sich in Bewegung. Davon wurden die Gemüther unbeschreiblich erfrischt. Es fehlte nicht viel, so wären die Stenzels dem Intendanten und dem Doctor Delwein, der sich sehr still verhalten hatte, vor Lebenslust um den Hals gefallen und Herr von Maus Mercedes zu Füßen. Das heißt, Herr von Maus führte sein Vorhaben wirklich aus, sei es als Turnübung oder als Herzensneigung, — das war nicht festzustellen.

„Dieser und Jener," rief der Intendant außer Athem, „soll mich holen, wenn ich heute ein einziges Wort, das nur im Entferntesten in Verbindung mit Kunst und Kunstgenossen steht, anhöre. Auf Doctor Delwein sah ich schon längst mit Sorge, daß es nächstens einmal losgehen werde. . . . Ra, Doctor, wie steht's mit Ihrem Voccaccio? Bester Freund, Sie sind unübertrefflich!"

Hier hielt sich der Intendant vor Lachen und infolge des Dauerlaufes die Seiten. Er stand immer auf Kriegsfuß mit Doctor Delwein, der allein schon durch seine Anwesenheit auf seine Lachmuskeln wirken konnte.

Doctor Delwein benahm sich stets auffallend unterwürdig gegen den Intendanten und überhörte dessen spitzige Bemerkungen in der süßen Hoffnung, alljährlich für die tiefinnige Bearbeitung des „Faust" aus des Gönners Händen sein Honorar in Empfang zu nehmen. Und der Intendant benutzte die Dienstbeflissenheit des guten Doctors und kühlte sein Mäthchen an ihm, wann es ihm beliebte.

So zog unsere Gesellschaft in ausgelassener Stimmung, bei Abendsonnenschein, klarer, kristallheller Luft, zwischen Nebengeländen, über frische Wiesen, dem Walde zu, — Lerchengesang, schneeweiße, ziehende Wolken. Das nächste Ziel war ein Forsthaus, das mitten in einem schönen Buchenwalde lag und zur Aufnahme von Gästen bereit war. Dort wollten sie übernachten.

Die Mitglieder hatten sich ohne besondere Neigung zusammengefunden; keines der Pärchen war durch zarte Gefühle an einander gefesselt. So gab es keine Gelegenheit zu Eifersüchteleien und Mißhelligkeiten irgend welcher Art, und allgemeiner Friede, gute Verträglichkeit lag über der Gesellschaft.

Um die Herzen Aller stand es beruhigend. Mercedes hatte, wie aller Welt kund war, das ihre nach auswärts, an einen Theater-Enthusiasten, verloren. Die beiden Schwestern Stenzel schwammen in den verschiedenartigsten Freundschaften mit Correspondenzen und waren zum Ueberfließen erfüllt davon.

Wie es um Veronika's Herz stand, wußte man nicht; aber weshalb sollte es um ihr Herz schlecht stehen, wenn auch ihr stilles, in sich gekehrtes Wesen Manches vermuthen und ahnen ließ?

Herr von Maus und der Intendant waren glücklich verheirathet, augenblicklich Strohwitwer; Doctor Delwein ein Junggeelle in unbestimmtem Alter, ungefährlich, da er zu lange den „Gefährlichen" gespielt hatte.

Sie kamen gerade zur passenden Abendessenszeit im Forsthaus an, welches günstige Zusammenreffen Herr von Maus wie ein gutes Omen für sein künftiges Leben anzusehen geneigt schien. Er zeigte sich wenigstens sehr zufriedengestellt.

Bei dem geschäftigen Auspacken der Ränzchen kam etwas zu Tage, was das Herz des Freiherrn auf das Tiefste rührte und sein Gewissen bewegte; denn Mercedes' angebliche Puderbüchse wandelte sich bei näherer Besichtigung zu einer Rebhuhn-Pastete, und noch verschiedene derartige Herrlichkeiten entstrichen den Ränzchen der vorjorglichen Damen.

Herr von Maus war ganz erfreut. Er hatte die Menschen doch nicht für so gut gehalten und war wieder einmal grundlos, wie so Viele, dem Pessimismus verfallen gewesen.

Die Stimmung stieg an diesem Abend zu einer abnorm freudigen. Es wurde kein vernünftiges Wort gesprochen, was immer das Zeichen ist, daß man sich auf einer gewissen Höhe des Lebens befindet.

„Eine excellente Stimmung," erzählte Herr von Maus später von diesem Abend. Sie begann damit, daß die Fräulein Stenzel sich der Cigarrentaschen des Intendanten und des Herrn von Maus bemächtigten und die beiden Freunde präcis, wenn sie ausgeraucht hatten, mit neuen Cigarren versorgten, die sie selbst anzündeten und den theuren Schelmen in den Mund steckten. Das Abendessen war vorzüglich; Herr von Maus hätte es nicht besser wünschen können.

Sie sahen unter vier mächtigen Linden, die vor dem



Forsithause standen. Bei einem guten Glase Wein begann Herr von Maus sofort zu singen, was bei ihm, so lange man ihn kannte, noch nie geschehen war und Alle höchlichst in Erstaunen setzte. Und er sang folgendermaßen:

Vilebullero!  
Mühvoll mit dem Leben d'ran  
Ist der ehrenwerthe Mann.  
Ist der Ruf erst ruiniert,  
Lebt sich's erst recht ungeniert.  
Vilebullero!

Er behauptete, daß dies ein Canon sei, den er selbst verfaßt und componirt, und den er die Absicht habe, an Lindau zu verkaufen.

„Bester Baron, was soll Lindau damit?“ unterbrach Doctor Delwein ihn pikirt.

„Doctor,“ erwiderte Herr von Maus, „das verstehen Sie nicht. Nehmen Sie an, Lindau wäre in Verlegenheit wegen eines Canons und dieser böte sich ihm. — Ich kann Sie versichern, daß er zugreifen würde. Wollen die Herrschaften die Güte haben, meinen Canon jetzt zu singen, und Sie werden Sich überzeugen, welche Wucht darin steckt.“

Herr von Maus erhob sich, drückte sich mit dem wohlgenährten Rücken an einen Lindenstamm, blies sich auf, präladirte und intonirte mit unendlichem Ernste den Canon. Und man sang und sang ihn von Neuem und wieder von Neuem; — er schien in Wahrheit so vortrefflich, wie es Herrn von Maus' Nänzchen auch waren. Wer jetzt in der Seele des Freiherrn hätte lesen können, der würde Gelegenheit gehabt haben, zu sehen, wie befriedigt sich derselbe fühlte, wie näher gerückt dem großen Ziele. Das volle Gesicht strahlte von Glückseligkeit.

„Nebrigens,“ warf Doctor Delwein dazwischen, als eine Pause eintrat, „das Ding kommt mir nicht unbekannt vor.“

„So?“ fragte der Intendant spöttisch. „Das wäre! Wahrscheinlich haben Sie es irgendwo, Gott weiß aus was, gestrichen? Sie Weltverbesserer!“

„Bitte, bitte, eigene Composition!“ protestirte Herr von Maus.

„Beronika, sind Sie müde?“ fragte Mercedes ihre stille Gefährtin.

Diese lächelte und schüttelte den Kopf.

„Ah, Fräulein Beronika!“ rief Herr von Maus im vollen Bewußtsein, mit dem Canon etwas Ansehnliches geleistet zu haben. „Jedem das Seine! Jetzt kommen Sie daran. Im Saale drinnen steht ein Flügel. Es ist an Ihnen.“

„Ich weiß nicht, ob die Herrschaften jetzt Aufmerksamkeit haben,“ sagte Beronika; „wenn das ist, gern.“

„Beronika!“ ermahnte sie Mercedes, welche die Unart in Beronika's Ausdrucksweise herausgespürt hatte.

Der Intendant bot Beronika, ohne ein Wort zu sagen, den Arm und führte sie in den Saal. Die Gesellschaft saß unmittelbar unter den weitgeöffneten Fenstern desselben. Beronika schickte den Intendanten zurück mit der Weisung, man möchte ruhig vor dem Saale sitzen bleiben und würde genug zu hören bekommen. Alle waren mit diesem Vorschlage einverstanden, und Beronika spielte in dem stillen Raume, durch dessen hohe Fenster der Mond schien.

Die weiche Lust drang ein und verband sich auf das Sanfteste mit den Tönen, die das Mädchen dem Flügel entlockte. Weiche Klänge, Mondlicht, Waldesdunst umwogten die Gesellschaft draußen, die im Scheine einer Lampe unter den Linden saß.

„Ah,“ stöhnte Herr von Maus, als Beronika schon eine Weile begonnen hatte, ohne daß er es bemerkt haben mochte, weil er eben mit Mercedes plauderte. „Ah, die Kleine,“ sagte er schon etwas gefasster. Statt nun aber zu schweigen, fuhr er fort: „Eine sublimen Stimmung! Ein allerliebste Mädchen! Mercedes, es

ist Ihnen übrigens noch nicht gelungen, die Kleine theilnehmender zu machen. Ich sage es, ihre auffallende Kühle wird ihr noch einmal zu schaffen machen. So etwas läßt man sich einen Winter lang gefallen, vielleicht die zweite Saison noch; dann aber werden die Herren Kritiker mehr Feuer, mehr Schneidigkeit von unserer Kleinen verlangen, und ich fürchte, ich fürchte. . . . Man will Temperament sehen und hören bei einem Mädch.“

„Bei einer Künstlerin, wie unsere Beronika,“ warf der Intendant ein, „dürfte man zur Noth davon absehen, und wir können uns bedanken, wenn man uns bisweilen, statt dem Temperament eines hübschen Mädchels, das eines Beethoven, Haydn vorführt, und gar nicht übel.“

„Ist excellent!“ jauchzte das eine Fräulein Stenzel, „Sublim!“ das andere. „Intendantchen, Intendantchen, wie kann man nur so einen guten Tag haben!“

von Maus war sogar bei dem Kunstgenuß, dem er lauschte, im glücklichen Vergessen aller Umstände, sein Canon wieder über die Lippen gekommen. „Sagen Sie einmal,“ sagte er, zu den beiden Stenzels gewendet, um sein Vergehen, als er dessen inne geworden war, etwas wieder zu sühnen, „was singen Sie vorhin über Beronika zu erzählen an? Wir unterbrechen Sie, wenn ich nicht irre.“

„Daß wir nicht wüßten,“ war die oft wiederholte Doppel-Erwidernng.

Schließlich stellte es sich aber heraus, daß sie es gar wohl wußten. Sie bestreben sich auf das Liebevollste, ihre mütterlichen Gefühle für Beronika auszusprechen, um dann mit einer geschickten Wendung auf den Kern der Sache zu kommen. „Beronika,“ sagte die Eine, „Beronika“ die Andere, „Beronika kommt leider uns und ihren guten Freunden mit wenig Vertrauen entgegen. Wir haben durch Verbindungen über sie Verschiedenes erfahren, was uns in Erstaunen setzen mußte, da das Mädchen weder uns, noch irgend Jemandem sonst Andeutungen gemacht hat.“

„Was hat denn die kleine Person verbrochen?“ fragte Herr von Maus.

„Das nicht, das nicht,“ erwiderte das Schwesterpaar. „Wir wollen durchaus nichts Nachtheiliges berichten. Wir hörten nur aus zuverlässiger Quelle, daß unsere Beronika mit dem jüngeren Cahusen in Hannover, — Sie entsinnen sich seiner? Der, der den Viola da Gamba-Schwindel wieder aufbrachte! — verlobt war. Er ist ihr Lehrer gewesen, eine ausgezeichnete Kraft.“

„Sieh, sieh!“ sagte Herr von Maus und nickte behaglich. „Nebrigens,“ setzte er hinzu, „der muß schon seit zwei, drei Jahren gestorben sein, wenn mir recht ist.“

„Allerdings. — Ja, das ist's ja!“ war die lebhafteste Antwort der Schwestern. „Beronika ist ihm, als er sich den letzten Winter in Montreux aufhielt, nachgereist, unter dem Vorwande, Stunden bei ihm zu nehmen, und dort ist er, wie man sagt, in ihren Armen gestorben.“

„Die Sache hat damals wenig Aufsehen gemacht,“ fuhr jetzt die eine Schwester, welche die andere ausnahmsweise, wahrscheinlich, weil sie gerade in dieser neuesten Erzählung noch nicht mit eingeübt war, hatte allein reden lassen, wie erlöst dazwischen.

„Das Mädchen soll sich bei der Gelegenheit äußerst tactvoll benommen haben; kein Nervenfieber, keine Trauerkleider, — was sehr anerkennenswerth ist von einer so jungen Person.“

„Ja, — ja!“ sagte Herr von Maus.

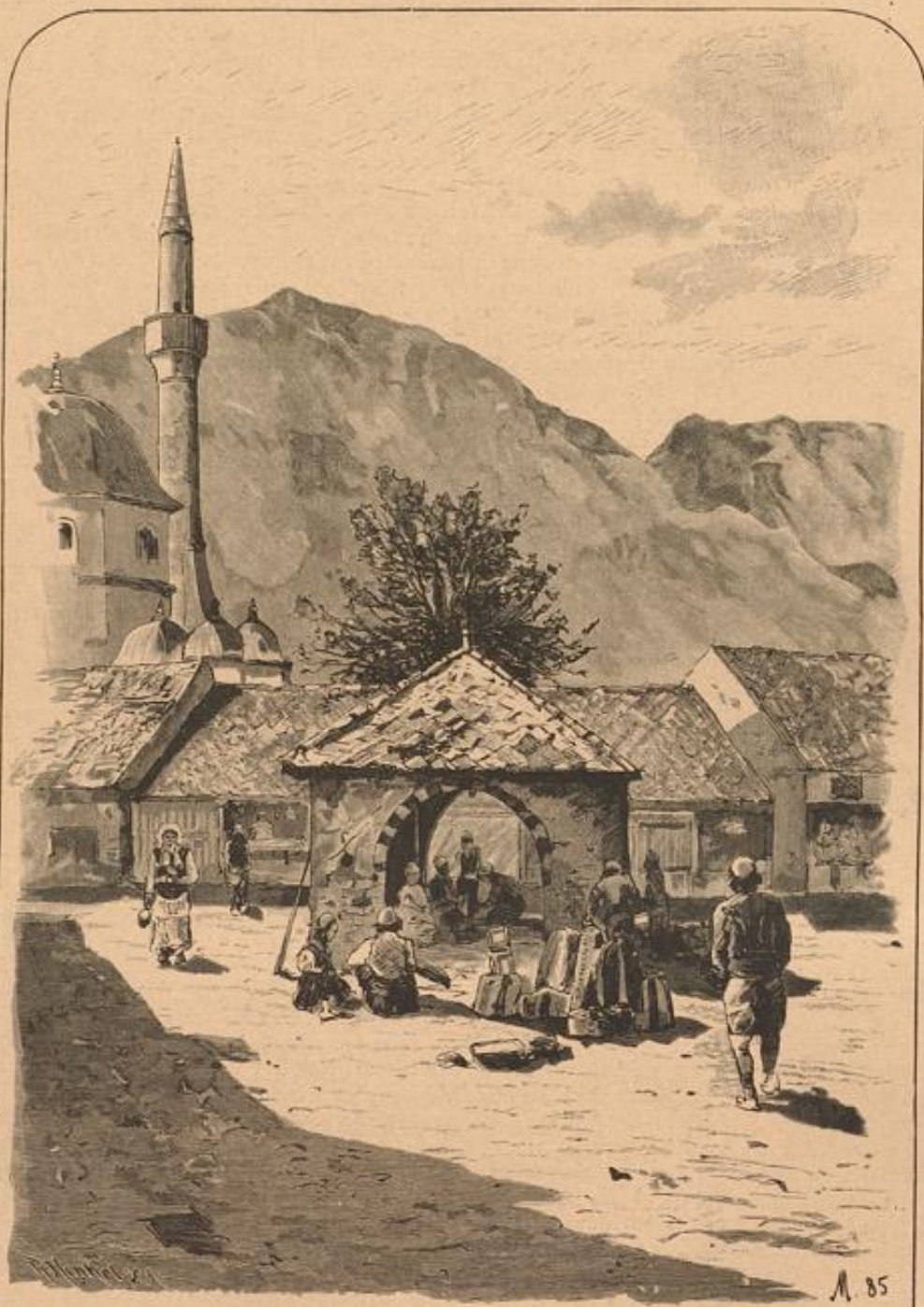
„Was uns aber nicht gefällt an der Geschichte, wir sind darin einer Meinung,“ — die Schwestern schraubten die Stimmen einige Register höher, — „das ist die Heimlichthuerei, mit der Beronika sie behandelt. Wenn Alles in Ordnung war, weshalb schweigt das Mädchen darüber? Weshalb müssen wir erst aus vierter, fünfter Hand davon erfahren? Das verstehen wir Beide nicht, und wir fürchten, daß die Sache nicht ganz so harmlos ist, wie sie aussieht.“

Hier war der Chorus zum Flüstern herabgesunken, — und die reinen Klänge von Beronika's weicher, träumerischer Stimme drangen aus dem dämmerigen Saale lauter hinaus und wurden in diesem Augenblicke von Allen in der Gesellschaft mit Bewußtsein vernommen.

„Sie singt!“ sagten beide Schwestern.

„Schade, sie sollte ihre Stimme ausbilden lassen,“ bemerkte Mercedes. „Ich habe ihr gesagt, daß sie Glück damit machen würde; aber sie will nicht. Sie ist das eigensinnigste Geschöpf, das sich denken läßt, will durchaus bei einer Sache nur bleiben und fast ihr Spiel mit übertriebenem Ernste auf, — das muß man sagen.“

So plauderte man und ahnte nicht, welche Verklärung eines jungen Herzens sich in den unbeachteten Tönen offenbarte.



Türkisches Kaffee in Mostar. Nach einer Tuschezeichnung von Paul R. K. Müller.  
Siehe Seite 119.

Nebrigens, wovon war die Rede?“ fragten Beide angelegentlich.

„Darauf kommt es gar nicht an,“ sagte der Intendant etwas malitios und schüttelte beiden Schwestern auf das Herzlichste die Hände.

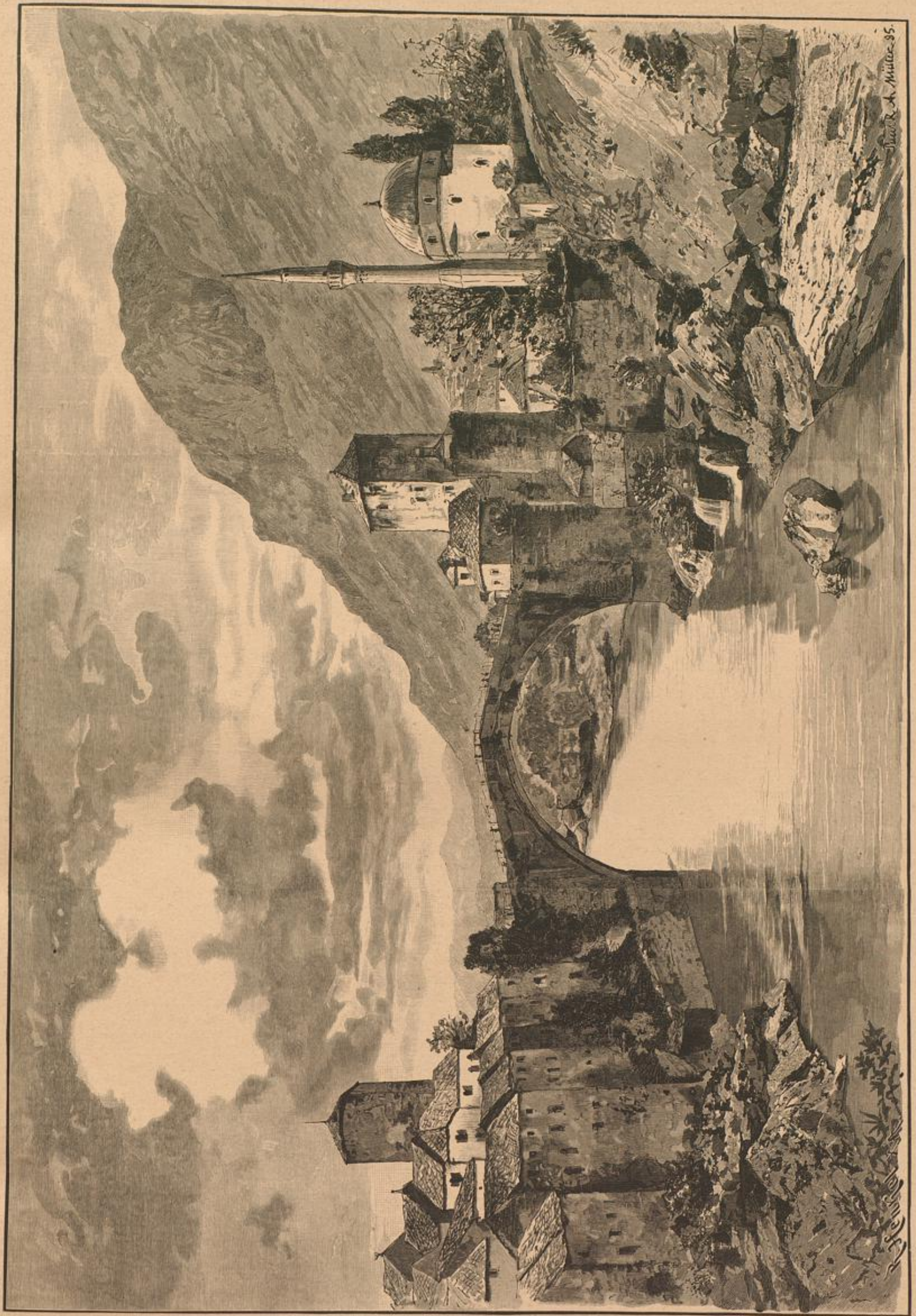
„Sprachen Sie nicht von Beronika?“ fragte die Eine.

„Ja, ja, ganz richtig,“ erwiderte der Intendant und deutete nach den Fenstern, aus denen die wunderbarsten Klänge drangen und über die leichtsinnige, plaudernde Gesellschaft hinweg, hinaus in die stille, heilige Dunkelheit, weiter und weiter bis zu ihrem Verklingen.

Das einsame Mädchen in dem dämmerigen Saale spielte mit Thränen in den Augen. Ihre Lippen waren leicht geöffnet, als sollte mit ihren Athemzügen ihre Seele ausströmen. Jene Mondesdämmerung, jene Töne, Beronika's junge Jahre, ihr beseligendes Können, und was sie an Erinnerung in sich trug, all dies schuf dem guten Kinde eine wunderbare Stunde.

Während dessen plauderten sie draußen weiter. Herrn





Paul R. A. Müller 85.

Mostar, die Hauptstadt der Herzegowina, mit der Kömerbrücke. Nach einer Zeichnung von Paul R. A. Müller. — Siehe Seite 119.



Man kam wieder mit Interesse auf Veronika's Geschichte zurück, und die beiden Schwestern überboten sich in den lobenswertheften Lebensansichten. Veronika's Spiel aber, wenn es auch nicht besonders beachtet worden war, hatte doch die Stimmung der Gesellschaft etwas gefänstigt und herabgedrückt, und erst als die Klänge verstummten, loberten die Lebensgeister wieder in ihrer Fülle.

Man vergnügte sich bis tief in die Nacht hinein.

Als am anderen Morgen Herr von Maus merkwürdigerweise als der Erste aus den Federn gekrochen war und im Morgenjonnenschein vor der Thür auf der Treppe stand und seinen Canon piffte, hielt ein hübscher Korbwagen vor dem Forsthaus; ein junger Bauer stieg ab und machte sich mit seinem Pferde zu thun. Augenblicklich stieg in Herrn von Maus ein großer Gedanke auf.

Er ging auf den Bauer zu. „Sie sind wohl aus Winterfeld?“ fragte er.

„Ja,“ bekam er zur Antwort, „ich bin der Wirth dort.“

Herr von Maus, der gottgesandten Hilfe froh, — denn Winterfeld war das Ziel seiner Gesellschaft, — ließ sich liebenswürdig in ein Gespräch mit dem Wirth ein, während dieser sein Pferd abschirrte. Von der gestrigen Strapaze doch angegriffen, fragte er den Bauer, ob er in seinem Korbwagen einige Personen bis Winterfeld mitnehmen wolle. Der junge Wirth erklärte sich bereit, und Herr von Maus verkündete beim Frühstück die frohe Botschaft, daß diejenigen, die sich ermüdet fühlten, in einem allerliebsten Wägelchen fahren könnten.

So kam es, daß Herr von Maus selbst diesen Vorzug für sich in Anspruch nahm. Veronika und Doctor Delwein schlossen sich an; die Anderen zogen unternehmend zu Fuße voraus.

Es war ein hübscher, sauberer Wagen, in dem es sich gut fahren ließ. Die Gegend wunderschön, eine Wucht von Wald und Frische, helle Bächlein, gute Wege und erfrischendes Auf und Nieder, schönster Wechsel zwischen Berg und Thal.

Alle gaben sich einem friedlichen Beschauen hin. Der junge Wirth piffte ungenirt und, wie Herr von Maus bemerkte, gar nicht übel, ein Liedchen, sprang jedesmal wenn es bergauf ging, vom Wagen und ging neben dem Pferde her.

Die Beiden schienen im angenehmsten Verhältniß zu leben. Der hübsche, stramme Braune schaute sich zum Desteren nach seinem Herrn um, und dieser nickte ihm zu und sagte, zu den Insassen seines Gefährtes gewendet: „Er denkt, sowie ich nicht neben ihm gehe, ich wollte ihn verlassen. So hat er immer sein Mißtrauen.“

„Das Pferd?“ fragte Doctor Delwein.

„Natürlich,“ erwiderte der Wirth.

Sie holten während der Fahrt drei Wagen ein, die einen tüchtigen Staub verursachten, den Herr von Maus widerwillig schluckte. Der Weg war aber zu schmal, um den drei Wagen voraus zu kommen.

„Na, kann Er's denn nicht machen,“ rief Doctor Delwein ungeduldig dem Kutscher zu, „daß wir doch voran kommen?“

Er erhielt aber keine Antwort. Als jedoch der Weg im Bogen über ein Stück Waldwiese hinlief, carriolte der Wagen lustig über den weichen, elastischen Rasengrund, schnitt den Bogen ab und war so, als er wieder auf der Fahrstraße anlangte, der Erste geworden.

„Das habt Ihr klug gemacht!“ rief Doctor Delwein.

„Ich nicht,“ lächelte der Wirth vielsagend und wendete sich zu der Gesellschaft; „das war seine Idee; er hat immer so was im Kopfe.“ Hier streiften seine Blicke stolz über das Pferd hin.

„Na, da laßt Euch nun aber auch nicht wieder einholen,“ erwiderte Doctor Delwein.

„Nicht einholen?“ lachte der Wirth. „Was denken Sie denn, was ich für einen alten Ziegenbock vor dem Wagen habe? Eingeholt werden wir nicht. Die dort,“ — er wies mit der Hand auf die Zurückgebliebenen, — „kennen meinen Hektor, denken nicht an Einholen. Hü, Alter!“

„Es ist das beste Pferd auf zwei Meilen im Umkreis — und auch danach gehalten,“ setzte er selbstgefällig hinzu, während Hektor den aufwärts führenden Weg im leichten Trab hinauf fuhr, gleichsam um die schmeichelhaften Worte seines Herrn zu bekräftigen.

„Ja,“ wendete sich der Wirth wieder zu den Insassen, „ob man ein Pferd gut hält oder schlecht, darauf kommt's an. Ein Pferd kann vom Menschen total verhunzt werden. Wenn man es anschnauzt und schindet, wird es schlecht, accurat wie auch ein Mensch dann schlecht wird. Alle bösen Pferde haben die Menschen böse gemacht; von Natur sind sie gut. Meinem Hektor sollte ich zum Beispiel mit der Peitsche kommen! Nicht einen Schlag hat er das ganze Jahr, das ich ihn habe, gefühlt; der würde nicht wieder ruhig, wenn ich mir etwas gegen ihn herausnehmen wollte. Ja, sie haben von Natur einen

schauderhaften Stolz und Ehre im Leibe, diese Pferde! Hektor sieht, wenn er abgeschirrt ist, wie eine Mauer im Hofe, und ich kann ab und zu gehen; er hat noch nie gethan, als wollte er sich fortmachen. Da darf ich's auch nicht wagen und ihn beim Striegeln draußen anlegen; das würde ihn schwer kränken. Hü, Hektor!“

„Da sehen Sie, wie er sich umschaut. Er versteht jedes Wort. Gott steh' uns bei,“ sagte der Wirth vorsichtig flüsternd, „wenn so ein Pferd wüßte, was es für eine Kraft in sich hat, was würde aus der Welt? Der denkt sich doch,“ — er wies achtungsvoll auf Hektor, —

„ich wäre zehnmal stärker als er, und woher kommt das? Die Pferde haben ein Vergrößerungsglas im Auge, denn wenn ich meinem Hektor drohen will, brauche ich einen Strohhalm zu nehmen und ihm vor dem Gesichte ein wenig hin und her zu fuchteln, da denkt er, ich habe ein Scheit in der Hand und wird ganz demüthig, der arme Narr. Hü, Hektor!“

„Das ist ja ein närrischer Kerl mit seiner Pferdeweisheit,“ sagte Doctor Delwein. „Hier in den Bergen sind die Leute doch noch von einer unglaublichen Naivität. Du lieber Gott, wenn man sich auf den Standpunkt unseres Guten hier zurückschraubt, schwindelt es doch unsereinem.“

Sie kamen nach einer wahrhaft erfrischenden Fahrt in Winterfeld an. Im Dorfe begegneten sie den übrigen Gliedern der Gesellschaft, die sich ein paar Stunden früher auf den Weg gemacht, und so lange, bis der Wirth mit seinem Hektor in Sicht war, sich im Grünen vor dem Dorfe gelagert hatten.

Man trat zu gleicher Zeit im Wirthshaus ein.

„Frau! rief der Wirth, „Frau!“

Da trat die hübsche, frische Wirthin mit einem Kinde, das sich ihr am Rockzipfel hielt, und einem ganz kleinen auf dem Arme, zur Hofthür herein und sagte:

„Ich dachte schon, Du kämst mir gar nicht wieder; wo hast Du denn Aufenthalt gehabt?“

„Da, die Herrschaften habe ich mitgebracht.“

„Mache mir keine Flaufen, doch nicht Alle auf einmal?“ lachte die junge Frau.

„Ihrer Drei,“ gab der Wirth zur Antwort, während die Frau schon die Thür zur Gaststube öffnete und die Gäste einzutreten bat.

„Gute Frau, kann Sie uns etwas zu Mittag vorsehen?“ fragte Herr von Maus würdig und jovial.

„Wie immer, Bachforellen,“ war die Antwort; „die gehen bei uns nicht aus.“

„Vortrefflich,“ rief Herr von Maus, „aber Gott Gnade Ihnen, wenn Sie sich an dem Vorbeer zu stark vergreifen.“

„Da sei der Herr ohne Sorgen,“ lachte die junge Frau und zeigte zwei Reihen der weißesten Zähne; „meine Forellen sind allerwärts berühmt.“

„Ja, ja, das kennen wir,“ murmelte Herr von Maus zweifelhaft. „Und Kartoffeln mit etwas Petersilie-Zusatz, leicht in Butter geschwenkt,“ fügte er eifrig hinzu.

„Ih, der Herr versteht sich darauf! Ueber die vornehmen Leute! Kennen denn Eure Frauenpersonen gar nichts davon, daß Sie Sich einmischen müssen?“

Allgemeines Gelächter erscholl; die Wirthin aber ging gelassen zur Thür hinaus.

Man machte sich's im Zimmer so bequem wie möglich. Es war ein kleiner, verquälter Raum, die Decke gebräunt, wie es sich nicht anders erwarten ließ. Zwei Tische standen da, eine Bank um den Ofen, einige derbe Stühle. Aller Aufmerksamkeit aber wurde gefesselt durch ein mit einem tadellos frischen, rothgewürfelten Bett-Tuch überdecktes Möbel, das ein Pianino zu sein schien.

„Wie sie den alten Klappertasten eingewickelt haben!“ sagte Herr von Maus.

Die beiden Stenzels erhoben sich. Sie waren über die Massen neugierig, und eine verdeckte Schüssel oder irgend ein verhüllter Gegenstand in ihrer Nähe ließ ihnen keine Ruhe. Sie küsteten einmüthig die gewürfelte Decke, und ein Klavier in strahlender Neue, glänzend, spiegelnd, aus schön polirtem Polirfunder, funkelte ihnen entgegen.

„Alle Wetter!“ rief Herr von Maus, und Jedermanns Blicke richteten sich auf das enthüllte Wunder.

„Wie aus dem Ei gekrochen!“ schmetterten die Stenzels, „und hier, in dieser Umgebung.“

Auch diesen kühnen Vergleich gab der Geist dem Schwesternpaare zu gleicher Zeit ein. Jede hielt das vollends herabgeglittene Tuch an einem Zipfel, und sie standen im höchsten Erstaunen. Da trat die Wirthin ein.

„Na, wer spielt denn hier bei Euch?“ fragte Herr von Maus.

„Der Wirth,“ sagte die junge Frau ruhig, als handele es sich um etwas vollkommen Selbstverständliches.

„Ihr seid ja kolossal üppig!“ war Herrn von Maus' Antwort.

„Ja,“ lachte die Wirthin, „in dem Klavier stecken aber auch unsere zwei Säu.“

„Was?“ rief Herr von Maus, „was steckt darin?“

„Die Säu,“ wiederholte die Frau. „Mutter!“ rief

sie in das Nebenzimmer hinein. „Kommen Sie einmal vor; da sind Herrschaften, die schauen sich unser Klavier an.“

„Der Mutter ihr ganzer Staat steckt darin, das Achatgehäng und die Granatkette, und so mancher harte Thaler,“ fuhr die junge Frau fort.

„Nette Gesellschaft beieinander, die Säue, Diamanten und Perlen!“ überzählte Herr von Maus.

„So ist's,“ nickte die Wirthin. „Es ist ein theures Stüd.“

„Nun, darauf wird wohl zum Tanz aufgespielt?“ meinte der Intendant.

„Das fiel uns ein! Das ist für den Wirth allein, für Niemand sonst.“

Jetzt trat eine alte Frau ein, die sich im Nebenzimmer aufgehalten hatte. Die Wirthin zeigte auf sie und sagte: „Des Mannes Mutter.“

„Ja, ja,“ nickte die Alte, „das hier ist unser Klavier.“

„Euer Sohn spielt darauf?“ fragte Mercedes.

„Das thut er, ja, das thut er.“

„Und Ihr habt es ihm angeschafft?“ forschte Mercedes weiter.

„Das thaten wir Alle mit einander.“

„Na, macht er's denn gut?“ warf Doctor Delwein dazwischen.

„Gut?“ fragte die Alte bedeutungsvoll. „Der Herrgott gab's ihm; da wird er es wohl gut machen.“

Der Intendant wendete sich zu Veronika und sagte: „Hier haben wir es mit Kunststernern zu thun!“

Die Alte fuhr fort: „Es ist um so eine Gabe eine große Sache. Wie der liebe Frühling, kommt sie aus Gottes Hand, und man muß sie hinnehmen. Im Frühjahr, da bestellen wir das Feld, damit er Segen stiften kann, und ist eine Gabe eingezogen, da muß man auch das Feld bestellen, damit sie nicht ungenützt vergeht.“

„Sapperlot!“ sagte Herr von Maus.

„Hab's immer gewußt,“ fuhr die Alte feierlich fort, „daß der Sohn zu etwas Besonderlichem bestimmt sein wird. Man hat so seinen Glauben.“ Sie wiegte mit dem Kopfe hin und her und hielt die Hände über der Schürze gefaltet. „Aber daß es so kam, das hält' ich nimmer vorgesehen.“

Die Alte sprach mit jener Weihe, jenem tiefen mütterlichen Stolz, mit dem vielleicht eine verständnisvolle, beglückte Mutter von dem berühmten und gefeierten Sohne, der weit über jedes Erwarten, jeden frommen Glauben hinausgewachsen ist, sprechen mag.

„Ja,“ ergänzte die Wirthin die bedächtige Rede, „sie versteht Alles und Jedes, was der Mann spielt, als wären's Worte.“

„Mag auch so sein,“ sagte die Mutter. „Es ist die Sprach' für alte Leute, die dem lieben Jenwärts nahe sind und auf Erden nichts mehr zu suchen haben. Das junge Volk,“ — sie blickte auf die Schwiigertochter, —

„das hat noch kein Ohr dafür, — kommt mit der Zeit auch. So lang die kleinen Kinder da sind, hat eine junge Frau Anderes zu thun, und man muß froh sein, wenn sie ihren Katechismus und ein paar Lieder im Kopf hat. Später wird's dann besser, wenn das Alter Feiertage giebt. Gott möge ihr ein gutes Alter schenken,“ sagte die Mutter und legte der Wirthin die Hand auf die Schulter.

„Wird er uns etwas vorspielen?“ fragte Mercedes.

„Wenn es die Herrschaften wünschen, gewiß,“ war die Antwort.

Die alte Mutter ging jetzt hinaus, und es währte nicht lange, so trat der Wirth ein, machte sich im Zimmer etwas zu schaffen, setzte in einem Wandchränken Gläser zurecht, und es war an seinem etwas befangenen Wesen zu bemerken, daß die Frau Mutter ihn schon von dem Verlangen der Gäste unterrichtet hatte.

(Schluß in nächster Nummer.)

## Prinzessin Amélie von Orleans.

Hierzu das Portrait von A. Schubert, Seite 113.

Prinzessin Amélie von Orleans, — mit ihrem vollen Namen Marie Amélie Louise Helene, — die Verlobte des Kronprinzen Dom Carlos von Portugal, ist die älteste Tochter des Grafen Philipp von Paris und seiner Gemahlin Isabella, ältesten Tochter des Herzogs Anton von Montpensier. In den Adern der jungen Prinzessin fließt also mütterlicher wie väterlicherseits das Blut des jüngeren Zweiges des legitimen Herrscherhauses von Frankreich, des Hauses Orleans. Die Prinzessin erblickte das Licht der Welt am 28. September 1865 zu Twickenham in England, dem bekannten Verbannungsorte der Orleans. Ueber den eigenthümlichen Zufall, daß gerade am Tage der Verlobung in der französischen Kammer der Antrag auf abermalige Verbannung der Prinzen von Orleans eingebracht wurde, ist bereits in diesem Blatte an anderer Stelle (Nr. 6, „Aus der Frauenwelt“) berichtet worden; ebendasselbst wurde auch erwähnt, daß die Vermählung des jungen Paares im Mai zu Lissabon stattfinden werde. In Ergänzung dieser Mittheilungen ist noch nachzutragen, daß die Prinzessin Amélie durch ihre Verbindung mit dem portugiesischen Thronfolger in Verwandt-



schaft mit den Herrscherhäusern von Oesterreich, Italien, Brasilien und England, — und somit auch, wenn auch in entfernterem Grade, mit dem deutschen Kaiserthum, — treten wird. Da die Mutter des Bräutigams, Königin Maria Pia von Portugal, eine Tochter des verstorbenen Königs Victor Emanuel von Italien ist, so wird ihre Schwiegertochter eine Nichte des Königs Humbert, zugleich aber auch Nichte des Prinzen Jérôme Napoleon Bonaparte, dessen Gemahlin, Prinzessin Clotilde, die Schwester des Königs Humbert ist. So geräth also die Tochter des Hauptes der königlichen Familie von Frankreich in nahe Verwandtschaft mit dem napoleonischen Thron-Prätendenten.

B. K.

Rachdruck verboten.

### Mostar.

Von Hanns von Spielberg.

Siehe die Abbildungen von Paul K. K. Müller, Seite 116 und 117.

Die Postfahrt von dem kleinen Metcovic an der Nerenta-Mündung, der Einbruchsstelle in die Herzegovina, nach Mostar ist nicht gerade interessant; sie führt zum Theil über eine feine, hier und dort mit kaum mannhohem Nistengebüsch bedeckte Hochebene, in der die in gewissen Abständen längs des Weges wieder und wieder auftauchenden Eisternen am meisten verrathen, was dem Lande fehlt: das erquickende, belebende Raß. Möglich aber, fast ganz unvermittelt, ändert sich das Bild: Der nördliche Rand des Plateaus ist erreicht, — tief unten breitet sich die weite, fruchtbare Ebene der Nerenta und ihres Zuflusses, der wasserreichen Buna; der öde Karst tritt zurück; frisches Grün, Weingärten, Feigenwäldchen und ausgedehnte Tabakpflanzungen ziehen sich aus der üppigen Niederung bis zur halben Höhe der Berghänge. Schon schimmern auch die Minarets und das buntfarbige Häusermeer von Mostar aus der Ebene heraus, — die Hauptstadt der Herzegovina ist nahe.

Ich kenne wenige Städte, die eine — „schönere“ darf ich freilich nicht sagen, — pittoreskere Lage haben, als Mostar. Auf der einen Seite, nach Süden zu, dehnt sich das breite Flußthal der Nerenta und Buna; auf der anderen, gen Norden, bauen sich schroff die zackigen Massen der karstigen Brenj planina auf; von Osten und Westen aber treten die mächtigen Hänge, hier des Hum, dort des Podvelez, so scharf bis an die in tollen Strudeln sich überstürzende Nerenta heran, daß die Stadt selbst sich nur in den schmalen Raum zwischen Strom und Fels hineinzwängen konnte. Hart an dem westlichen Ufer des Flusses entlang zieht sich die eine Hauptstraße des Ortes hin; aber wo der Fels hängen und drüben nur etwas zurücktritt, haben sich gleich Quergassen und -Gäßchen gebildet, die in buntem Durcheinander, von grünen Gärten begleitet, bis an den Felsenhang emporflimmern. Regellos erheben sich aus der bunt gegliederten Häusermasse mehr als ein Duzend schlanker, weißschimmernder Minarets und scheinen einladend hinüberzuwinken bis zu der Höhe, von der wir bewundernd den ersten Eindruck Mostar's in uns aufnehmen.

Leider hält die Stadt im Innern nur zum geringsten Theile, was sie von außen gesehen, versprochen hat. Sie ist, ehrlich gesagt, ein recht erbärmliches Nest, dieses stolze Hauptstadt der Herzegovina, und die Thatsache, daß sie über zwanzigtausend Einwohner hat und augenscheinlich wirklich im Aufblühen begriffen ist, ändert daran herzlich wenig. Außer den seit der österreichischen Occupation neu aufgeführten Gebäuden, gleichen die Häuser fast alle großen feineren Buden, denen die Dinstufigkeit oft in einem Grade auf das Schiefhängende Dach geschrieben ist, daß eine deutsche Bau-Polizeibehörde bei dem bloßen Anblick höchlichst erschrecken würde. Die Baukunst war thatsächlich bisher in der Herzegovina und eigentlich auch in dem sonst viel mehr von der Cultur belebten Bosnien eine unbekannte Größe; für Privat-Baukünstler wenigstens behalt sich ein Felder, mit Ausnahme vielleicht einiger sehr reicher Begs, ohne Architekten; höchstens wurde der vielberühmte „Dunder“, der in keinem Orte fehlende Allermweltskulptur, zu Rathe gezogen. Indessen sind die städtischen Wohnungen der wohlhabenderen Mittelklasse im Innern keineswegs so wenig comfortable, als es von außen den Anschein hat; der verschwenderische Gebrauch von Vorhängen, Teppichen und Polstern gleicht manchen Mangel aus, und in neuerer Zeit halten westeuropäische Möbel ihren Einzug selbst in die Häuser der strengen Muhamedaner.

So armüthig und schmucklos die Häuserreihen, so bunt ist das Leben in den Straßen, das die ganze, fast unerträglich scheinende Mannigfaltigkeit des farbenreichen Orients zeigt. Hier der griechisch-katholische Serbe, mit der leinenen Kosulja über der braunen, kräftigen Brust und dem rothen Fez auf dem Haupte; dort der ernste, turbangeschmückte Muhamedaner, der seinen Fojas, den Lederbürtel, immer noch mit dem baarscharfen Messer in bunter Scheide schmückt; neben der wachselnden, tief verschleierte Türkin das anmuthige, kokette Serbenmädchen, das seine glänzenden, dunklen Augen besser zu gebrauchen versteht, als manche westeuropäische Schöne; zwischen den Landesbewohnern die geschmackvollen Uniformen der österreichischen Garnison, die schmucken Jäger-Offiziere mit ihren Damen und, damit auch der letzte europäische Firmiß dem morgenländischen Grundton nicht fehle, die schwarzen Röcke der Civilbeamten und der zahlreichen Kaufleute und Industriellen, die besonders seit dem Bau der Bahnlinie Sarajevo-Mostar die Hauptstadt der Herzegovina mit ihrer Gegenwart beglücken. Am kräftigsten pulst das Leben in den engen, staubigen Bazarstraßen. Der Bazar von Mostar ist freilich nicht so groß, als die berühmte Carfia von Sarajevo, aber er scheint, vielleicht gerade weil er enger, auf kleineren Raum zusammengedrängt ist, fast noch lebhafter und origineller. Es ist das Eigentümliche aller dieser orientalischen „Markthallen“, daß in ihnen nicht nur gehandelt, sondern auch gearbeitet wird. In der einen Holzbohle sitzt Meister Pechdrach mit seinen Lehrlingen beim Pantoffelmachen, in der nächsten kam ein galanter Cheinmann den ganzen Toiletten-Tisch seiner Gattin ausstatten, von den Ohrgehängen und Nisigran-Nadeln bis zu den verchiedenen Schminken für Gesicht, Hände und Nägel und dem echten Rosenöl aus Kasanlik. Ein paar Schritte weiter ist ein „Grünkraut-Keller“ über der Erde etabliert, und daneben klappert unermüdet die Nähmaschine. Dann folgt der Kupferschmied, der unvermeidliche Barbier, der Bäcker und der Fischhändler, kurz, es fehlt kein Gewerbe in den engen Straßen, in denen ein unaufhörliches Kommen und Gehen, Stoßen und Drängen

ist, jedoch die Kapitels, die Polizisten, oft Mühe genug haben, die Ordnung aufrecht zu erhalten. Mitten in diesem Bazar liegt denn auch die erste Kavana Mostar's, das beliebte Kaffeehaus „In den vier Weltgegenden“, wie es die Oesterreicher getauft haben.

Man muß längere Zeit in der Türkei gewohnt haben, um die Bedeutung der Kaffeehäuser für das gesammte öffentliche Leben kennen zu lernen. Selbst in dem kleinsten Dorfe darf eine „Kahvehane“ nicht fehlen, und selbst an offener Landstraße stößt man von Zeit zu Zeit auf eine kleine Hütte, in der an offenem, rauchigem Herde eine ringelige Alte und eine, meist recht trinkbare Schale Koffa bereitet. Thatsächlich hält sich die gesammte männliche muhamedanische Bevölkerung im Occupations-Gebiete mindestens ein Drittel des Tages im Kaffeehaus auf. Mit kurzem „Kako ste vi?“ (Wie geht's?) tritt der Türke ein, — oft schon früh am Morgen, — legt die Pantoffeln ab, schlägt die Beine unter und trinkt seine acht bis zwölf Täßchen, ohne daß ihm dabei die Cigarette ausgehen darf. Das kleine Kaffeehaus „In den vier Weltgegenden“, von dem unser Künstler eine so charakteristische Skizze entworfen hat, nimmt in Mostar eine gar bedeutende Stellung ein. Hier treffen sich nicht nur die Bazarhändler und ihre Abnehmer, sondern selbst die österreichischen Offiziere und Beamten verschmähen es nicht, in der offenen Halle einen ausgezeichneten „Schwarzen“ zu nehmen, und oft genug habe ich hier einen Stabsoffizier oder einen höheren Verwaltungsbeamten unmittelbar neben den ferbischen Bauern sitzen sehen, die mit Mais und Gartenfrüchten zur Stadt gekommen waren. Eigentümlich ist es, daß die „Stammgäste“ fast alle nur auf Credit trinken; die Wände und oft ein angelehntes Brett sind bedeckt mit Kreidestrichen; es sind die Blätter im großen Contobuche des Herrn Cafetiers, der mit der gleichen schweißigen Würde, wie seine Gäste, am Feuer sitzt.

An diesem Kaffeehause vorüber fährt die feiler werdende Straße nach der Nerenta hinab, zu dem berühmtesten Bauwerke Mostar's, der sogenannten Römerbrücke. Den stolzen Namen trägt sie freilich mit Unrecht, obwohl nachgewiesenermaßen in der Nähe Mostar's sich einst ein römisches Standlager befunden hat. Aber eine sehenswerthe, achtbare Leistung ist der fähne Bogen, der den Fluß in einer Spannung von mehr als siebenundzwanzig Metern überbrückt, immerhin, und wenn ich ehrlich sein soll, gefällt mir der alte Steinbau zehnmal besser, als die nuchterne Eisenbrücke, die seit 1882 weiter oberhalb beide Nerenta-Ufer verbindet. Wahrscheinlich ist die „Römerbrücke“, wie der ehemalige deutsche Consul Blau nachgewiesen hat, türkischen Ursprungs und gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, vielleicht nach den Angaben eines venezianischen Architekten, erbaut worden. Die Thatsache, daß die Osmanen 1483 die Herzegovina eroberten und bei ihrem natürlichen Bestreben, sich nach der Adria auszudehnen, Interesse an einigen festen, von der Witterung unabhängigen Uebergängen über die Nerenta haben mußten, scheint jene Annahme zu bestätigen. Landschaftlich bildet die unmittelbare Umgebung der Brücke jedenfalls eine der reizvollsten Partien von Mostar. Die wild zerrissenen, felsigen Gelände, in denen der karstartige Charakter des ganzen Landes sich im Kleinen abspiegelt, der hohe, massige Hum zur Rechten, die originellen Häuser-Façaden auf beiden Ufern und vor Allem die wild über Stock und Stein, als ein edles Gebirgskind, dahinstreifende Nerenta sind die Einzelfactoren eines Bildes, das man sich unter der grellen, Licht und Schatten scharf trennenden Sonne der Herzegovina denken muß, um es recht zu verstehen.

Grelles Licht und viel, viel Schatten, das sind überhaupt die kennzeichnenden Elemente, wie in der Landschaft der Herzegovina, so im Volkscharakter, in der ganzen Lebensführung. Der Reichthum der alten Beg-Familien, der großen Grundbesitzer, steht unvermittelt neben der tiefen Armut der unteren Klassen, der Raja's, die in Jahrhunderte langer Unterdrückung fast verlernt haben, sich als selbständige Männer zu fühlen. Unvermittelt stehen neben offenem Wiederhalm und weitherziger Gastfreundschaft Raubgier und ungezähmte Wildheit; derselbe Bauersohn, der heute seinen Han als Nachtquartier willig mit einem Fremden theilt, geht vielleicht morgen schon als Räuber in die Berge und streckt einen harmlosen Wandersmann heimtückisch aus dem Hinterhalt zu Boden. Nirgendwo kann man kräftigere, elastischere Mannesgestalten sehen, als unter der Landbevölkerung, die zum Warte nach Mostar hineinwallfahrt; aber selten bin ich auch so vielen gebrechlichen, elenden Vettlern begegnet, als dort. Die österreichischen Offiziere schildern den Nekruten aus der Herzegovina als gleichstehend mit dem besten Erjaz aus dem ganzen Kaiserreich; die Verwaltungsbeamten klagen, es sei nichts auszurichten bei dem halbtägigen Sinn der Bevölkerung. Der Mann sitzt faulenzend im Kaffeehause, auf der Frau lastet die Sorge für den Haushalt; sie allein besorgt in den unteren Stunden fast die ganze Feldarbeit, gleichviel ob Muhamedarin, ob Christin. Die Jahrhunderte der Knechtschaft haben viel geschädigt in diesem Lande, an dieser Bevölkerung; sie haben den einen Theil derselben übermäßig gemacht, dem andern Fesseln geschmiedet, die nicht nur materieller, sondern, was schlimmer ist, geistiger Natur waren; sie haben Verachtung, Haß, Rachsucht und Bitterkeit gefäet. Nur langsam kann die Gegenwart die Gegensätze ausgleichen und bessere Zeiten anbahnen.

Rachdruck verboten.

### Der Ring des Saturn.

Von Alexander von Roberts.

Als „Besitzer eines astronomischen Institutes“ stand er auf der Bewohner-Tafel im Thorwege verzeichnet. Man dachte an einen Privatgelehrten, der sich mit astronomischen Studien beschäftigte, vielleicht an einen dilettantischen Sonderling, der sich dort droben im „Hinterhaus rechts, 4 Treppen v.“ seine Sternwarte eingerichtet und die Nächte in verzückten Verfahrungen durch das sternwimmelnde Firmament verbrachte.

Es war eine sehr hübsch klingende Umschreibung; eines Tages, an einem glühend heißen Nachmittage im Juli, sollte ich das „Institut“ kennen lernen. Ich kreuzte den Gensdarmenmarkt; die letzten Gemüthswagen vom Wochenmarkte stapelten eben ihre Reste auf, und am französischen Dom, — die Leser erleben aus diesen Ortsangaben, daß mein Geschickten in Berlin spielt, — rasselte bereits eine Reinigungswalze in einer braunen Staubwolke; es roch scharf nach allerlei Weltem und Verdorbenem. Das Pflaster glänzte wie feucht im Sonnenschein, und von den Steinkolossen des Schauspielhauses und der

beiden Dome schien eine ofenmäßige Hitze auszustrahlen. Der grellweiße Marmor der Schiller-Statue war durch einen langgestreckten Tubus, der davor aufgeschlängelt war, in zwei Hälften geschnitten; die Mündung des Fernrohrs war in steilem Winkel gegen die milchige Bläue des Himmels gerichtet, und das Gleichen des Messings überbot all das Uebermaß an Glanz und Blendung, das die Sonne so unbarbarisch über den Platz goß.

Eine Schar von Droßkulentüchern umstand laut schäkend den breiten, vor Lachen erschütterten Rücken eines Collegen, der vergeblich durch den Tubus etwas zu entdecken versuchte. Auf einem niederen Schemel hockte ein Männlein in abgetragener, aber sauberer schwarzer Kleidung, die Arme fest über den Leib verschränkt, den Hut tief über das gesenkte, leicht nickende Gesicht gedrückt. Der Hut schimmerte gleich grünlicher Bronze, die Stiefel waren mehrfach geflickt.

„Se, Sie da, Professorken!“ rief einer der Kutscher bei meinem Herannahen, auf den nickenden Hut des Schlafenden tippend.

Der Hut hob sich, und eine dünne Stimme lallte schlaftrunken, mit mechanischem Ausdrucksweise: „Sonnenfleck, — zehn Pfennige nur die Sonnenfleck.“

Die Caricatur eines Professoren-Gesichtes, spitzig, zusammengebrüht, gänzlich rasiert, von grauer Färbung, mit großen ruhigen, leidenschaftslosen Falten, sah mit verschwommenen, rothumrandeten Augen zu mir empor. „Mein Herr, — die Sonnenfleck, — sehr interessant, — für zehn Pfennige nur!“ Er war nun völlig erwacht, die mattgrauen Augen weiteten sich und nahmen einen gewissen stehenden Glanz an.

Mehr aus Mitleid, als aus Neugierde trat ich dicht an den Tubus heran und beehrte hindurchzusehen. Das Männlein sprang auf und richtete das Instrument. Da ich nichts Bemerkenswerthes zu sehen vermochte, so schüttelte ich ungläubig den Kopf; die Kutscher stießen sich an und lüchelten. „Nun, haben Sie es noch nicht? Die winzig kleinen, schwarzen Punkte, mein Herr! Etwas rechts am Rand der Scheibe . . . Immer noch nicht?“

Abermals stellte er die Richtung ein; die Sonne stach wie mit Lanzen hernieder; ich zog es vor, das himmlische Studium zu dieser Stunde aufzugeben, und handigte dem Straßen-Astronomen das „Entree“ ein.

„Ja, wie dachten Sie sich denn die Flecke?“ stotterte dieser mit einem leisen Anflug von Beleidigung.

„Spind — leer!“ rief ein Kutscher mit Anspielung auf die bekannte chemische Reinigungs-Anstalt. Einige Straßenjungen höhnnten mit plärrender Stimme: „Zehn Pfennige die Flecke! Scheene neue Flecke vor zehn Pfennige!“

Das Männlein war der Besitzer unseres „astronomischen Institutes“. Ein paar Tage darauf durchschritt ich den Thorweg, als das Institut eben mobil gemacht wurde. Das Angeheuer von einem Tubus wurde von dem „Professorden“ mit Hilfe eines Jungen, dessen Taugenichts-Gesicht unter einer abgetragenen, viel zu großen Vidree-Röhre fast verschwand, herausgeschleppt und auf ein zierliches, zu diesem Zwecke construirtes Wägelchen geladen. „Papa, hier!“ rief es vom Hofe her, — eine jener Stimmen mit solch eigenartigem dunklen Timbre, die sofort gefangen nehmen. Eine schlankte Mädchengestalt kam mit etwas sofortigen Auswärtschritten herzugetrüppelt. Sie handigte dem Vater das Vergessene aus, einen Stoß Broschüren, wie es schien, und einen eingewickelten Zumbil. „Neben, Papa!“ Es waren zwei gewaltig große Augen von naivem Kindeausdruck; keine Schönheit, aber das überaus freundliche Lächeln, das mit dem resoluten Profil in Widerspruch zu stehen schien, wirkte wie Sonnenschein. Sie war in knappen, glänzenden Kattun gekleidet, der ihr wie Seide stand. Der etwas kleine Kopf war von einer aufgerollten Last maitbraunen Haarses bekrönt.

„Sie nennen ihn Professor,“ hörte ich von der Wirtin; „er glaubt's am Ende selbst. Na, so ein Professor! Das schöne Fräulein, als wie die Tochter, giebt Stunden; sie hat auf Lehrerin studirt. Es soll was heißen!“ Sie suchte schnippisch die edigen Schultern. Und eine Andeutung über das messingene Röhrending, „mit dem sie sich so haben,“ — bald wäre es da, dann wieder monatlang verschwunden, — „wahrscheinlich ausgeliehen!“ Sie meinte das Leihhaus damit.

Zweimal noch sollte ich den Besitzer des Institutes treffen. An einem Abend, gegen die zehnte Stunde, überschritt ich wieder den Gensdarmenmarkt. Ein Gewitter hatte den Himmel rein gefegt, der mit einer Ueberfülle von Sternen bedeckt war. Fast weißlich schimmerte er an einzelnen Stellen; in gigantischer Dunkelheit thürmten sich die drei Steinkolosse gegen die Helle.

Gute Geschäfte für das Institut bei solchem Sternenglanz! dachte ich. Das Männlein aber, bei dem ich stehen blieb, wollte nichts von guten Geschäften wissen. „Nix von jute Geschäfte hier auf der Gensdarmenmarkt!“ brumnte er, indem er den Tubus zurechtstellte. Seine Aussprache war stark rheinländisch, aus der Gegend von Köln. „Was darf ich Ihnen zeigen, mein Herr?“ hab er dann mit Ausdrucksart an, „der Jupiter mit seine vier Monden, — höchst interessant, — schnadsgrad' in einer Linie! Kann Ihnen auch der Saturn zeigen das lönnische scharfe I statt S) der Saturn mit der Ring, — höchst interessant.“

Er richtete und schraubte noch, dabei ging der Geschäftston in ein Brummen über: „Hier auf der Gensdarmenmarkt laufen die Vent' wie verrückt. Auf der Donhofplatz, da jing es noch, — und erst auf der Potsdamer! Aber die Polizei, — wunder schön der Jupiter heut Abend! . . . Der Berliner, was ein Berliner is, hat überhaupt kein Capé (Verständniß) für Astronomie!“

Er richtete sich mit einem entrüsteten Rud empor, und eine theatralisch-schwenkende Handbewegung, die er wohl einem affectirten Professor auf dem Katheder abgequack haben mochte, lud mich zum Sehen ein. Während ich durch das Glas schaute und mich jenes fast unheimliche Gefühl der Weltverlassenheit, das uns beim Anblick der zu plastischer Größe genäherten Gestirne überfällt, wie gebannt hielt, hörte ich wie aus der Ferne ein accentuirtes Rheinländisch: „Die Polizei, — was schert sich die Polizei um die Wissenschaft! Famos, wie? Nix schöner, als der Jupiter mit seine Monden! . . . Wann sie einen nur ausjahren können! . . . Der Saturn, wie? Der Saturn gefällig? Sofort! Werd' Ihnen sofort der Saturn präsentiren!“

Mit hurtigen Bewegungen handlierte er an dem Instrument. „Hier, mein Herr! — Höchst interessant, wie? Sie können in ganz Berlin nix Schöneres zu sehen kriegen, als der Saturn mit seinem Ring, — eigentlich fünf Ringe, — ich weiß wirklich nich, warum die Vent' zu der Costan laufen, um die dicken Wachslopp' zu seh'n! Darf' Ihnen vielleicht eine Broschüre über der Ring des Saturn offeriren? Von mir selbst verfaßt. Höchst interessant!“

(Fortsetzung auf Seite 122.)





Holländische Creffschuit. Nach einer Skizze-Geißung von M. Siebermann. — Siehe Seite 122.



# Kunstgewerbliches

Nachdruck verboten, ebenso jegliche Nachbildungen der abgebildeten Gegenstände, welche gesetzlich geschützt sind.

LIT. W. PROK. C. GRAY.

**N**unsere Papier-Capete. — Unter den modernen, erst in diesem Jahrhundert ausgebildeten Industrien nimmt die Fabrikation der Papier-Capete einen hervorragenden Rang ein.

Der Name Capete stammt zwar von dem griechischen Worte „tapes“ ab, wovon auch unser Wort Teppich herkommt, aber mit den Griechen hat die Capete nichts zu thun, sie ist vielmehr orientalischer, beziehungsweise chinesischer Abstammung; sie entstammt dem Lande, in dem Papier seit Jahrhunderten ein Surrogat für Alles ist. In den chinesischen Häusern dienen die langen, bemalten Papierrollen als Wand-Decoration schon seit undenklicher Zeit, und wer die Museen besucht, kennt auch die bizarren und seltsamen Darstellungen, welche mit bekannter Virtuosität auf diesen Capeten mit Pinsel, Farbe oder Tusche gemalt sind.

Zu Anfang des vergangenen Jahrhunderts kamen die ersten chinesischen Erzeugnisse dieser Art in größerer Menge nach England und fanden daselbst Liebhaber und Käufer. Der Erfolg, den diese fremdländischen Papiere hatten, setzte bei einigen Industriellen den Gedanken fest, im eigenen Lande solche Papier-Capeten anzufertigen. Die Ausführung dieses Gedankens stieß aber auf mächtige Schwierigkeiten, wie jede neue In-



**Tischchen**  
mit Plüschbezug. Ausgeführt von A. Dembó in Mainz.



**Spanische Wand**  
mit Plüschbezug. Ausgeführt von A. Dembó in Mainz. Nach Wunsch in verschiedenen Größen.



**Broche**  
in oxydirtem Silber mit theilweiser Vergoldung und zwei indischen Granaten. Nach eigenem Entwurf ausgeführt von J. Schade in Berlin. Natürliche Größe.

gerichtet. Dieses Verfahren erhielt sich mit mehrfachen Verbesserungen bis in unser Jahrhundert.

England nützte die Erfindung der Papier-Capete sehr aus: eine große Steuer suchte die fremdländischen Capeten vom heimischen Markte fern zu halten, namentlich die französischen Capeten, welche seit 1780 in Paris hergestellt wurden. Eine der ersten Capeten-Fabriken in Paris, die von Reveillon, ist dadurch auch historisch merkwürdig, weil deren Arbeiter diejenigen waren, welche die französische Revolution 1789 einleiteten.

Eine Folge des englischen Sperr-Systems war die zunehmende Verschlechterung der englischen Capeten, und schließlich war der hohe Zoll kein Hinderniß mehr, um den viel besseren und fortgeschritteneren französischen Fabrikaten eine günstige Aufnahme zu sichern.

In Deutschland fand die Capeten-Industrie erst zu Anfang dieses Jahrhunderts Eingang; eine der ersten Firmen war die von Spörlin und Zimmermann in Wien. Immer aber wurden die Capeten noch aus einzelnen Papierbogen hergestellt, die dann erst mühsam beschnitten und zusammengeleimt werden mußten. Eine Aenderung hierin trat erst ein, als die Papiermaschine erfunden ward, welche Rollen sogenannten endlosen

Papiers herzustellen im Stande war. Mit der allgemeinen Anwendung dieser Papiermaschine, — etwa um das Jahr 1825, —



**Stuhl**  
in altem Eichenholz. Ausgeführt von A. Dembó in Mainz. Maße wie üblich.

Die Schwierigkeiten lagen hier zunächst auf technischem Gebiete. Das Papier wurde damals noch bogenweise hergestellt; man mußte also Bogen für Bogen bemalen und drucken. Zu Anfang schablonirte man die einzelnen Bogen, d. h. man legte auf dieselben ein ausgeschnittenes Muster auf, füllte mit Pinsel und Farbe die Ausschnitte aus, die auf dem untergelegten Bogen nun als Musterung erschienen. Man verband es sogar schon, mit Gold und Tuchstaub eine Art Brocat und Sammet künstlich herzustellen. Veranlassung hierzu mögen die schablonirten Wandbehänge des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts gewesen sein, welche in deutschen Städten noch vielfach angetroffen werden. Mit dieser Malerei aber ging es sehr langsam von Statten, und man suchte deshalb ein Mittel, das rascher zum Ziele führte: man ätzte das Muster in große Kupferplatten und bedruckte damit das Papier. Dieser Vordruck wurde dann mit der Hand, mit Pinsel und Farbe nachgegangen und colorirt. Ein ähnliches Verfahren wird heute noch geübt, aber nur für mehr künstlerische Zwecke: die farbigen Münchener Bilderbogen und die Werke von Hefner-Alteneck's über Schmiedeeisen-Arbeiten sind in dieser Weise hergestellt. Für industrielle Zwecke aber erschien auch dieses Verfahren zu langwierig, und man kam nun auf den viel besseren Gedanken, die Papierbogen wie Kattun zu behandeln und mit Modeln (erhabenen Druckformen) zu bedrucken, ganz so, wie man die Kattune druckte. Die Modeln wurden in Lindenholz geschnitten und für jede Farbe besonders ein-



**Wäscheschrank.**  
In Eichen- und Eichenholz ausgeführt von Otto Fröhlich, Atelier für Kunstgewerbe in München.

beginnt für die Capeten-Industrie eine neue Zeit.

Die decorative Ausstattung der Capeten früherer Zeit, nachdem man von den chinesischen Mustern sich befreit hatte, bewegte sich in der Nachbildung von Blumen oder Pflanzen in England, in Darstellungen von Landschaften und gärtnerischen Anlagen in Frankreich, in einem bunten Durcheinander in Deutschland. Erst von der Mitte dieses Jahrhunderts an suchte man das „flach-Ornament“, das allerdings mitunter entsetzlich flach war, in die Capeten-Industrie einzuführen. Mit richtigem Verständniß studirte man die alten Webereien und versuchte deren Musterung auf den Capeten möglichst getreu wiederzugeben. Diesen Versuchen haben wir die meisten und dauerndsten Erfolge zu danken. In Frankreich ging man sogar so weit, die Papier-Capeten mit einem ganz leichten Seidengewebe zu überdecken und dieses in die noch feuchte Papier-Unterlage einzupressen, wodurch eine täuschende Damast-Wirkung entstand. Leider waren die damit verbundenen hohen Preise einer allgemeinen Einführung dieses, an die Herstellung der Papierwäsche erinnernden Verfahrens nicht günstig. Eben so wenig fanden die französischen Gobelin-Imitationen allgemeine Aufnahme.

Die Papier-Capete als Surrogat für Besseres (Stoff, Leder u. s. w.) muß vor Allen dem Charakter des Originals entsprechen, dabei aber stets



billig sein; wenn der Preis eine gewisse Höhe übersteigt, hört das Surrogat auf, eine Berechtigung zu haben.

Die Anwendung der Papier-Tapete war zur Zeit ihrer Einführung ungemein einfach. Die ganze Kunst des Tapetierers bestand darin, daß er ein Zimmer von oben bis unten wie eine Cigarrenkiste ausklebte und die Abfächse mit einer Vorleiste bedeckte. Allmählig wurde in das Zimmer ein gewisser Rhythmus gebracht; man unterschied tragende und fallende Theile, man benutzte Pilaster und Lesenen (senkrechte Wandstreifen ohne Basis und Capitell), um die Wand vertical zu gliedern, und theilte diese horizontal in Fuß, Füllung und Fries. Für die Füllungen erwies sich unsere Tapete so vortrefflich, daß sie selbst in den besten Häusern hierfür in Anwendung blieb. Auch für Fries- und Sockel-Decorationen, nicht minder für Pilaster hat die Tapeten-Industrie musterghaltige Vorlagen geschaffen; dazu kommt sogar noch der Klafond, den sie in ihr Reich zog. Dem verständnißvollen Tapetierer giebt heutzutage die Tapeten-Industrie alle Mittel in die Hand, mit dem Surrogate der Papier-Tapete einen Raum ebenso wohnlich wie schön herzurichten. Für größere Aufgaben werden freilich der Stuccateur und der Maler nicht zu umgehen sein, aber auch diese finden in unserer modernen Tapete das entsprechende Material für Flächenfüllungen, und in absehbarer Zeit wird stets, und mit Grund, die Tapete ihr Recht in unseren Wohnungen geltend machen.

J. Stadbauer.

(Fortsetzung von Seite 119.)

Ich nahm eins der kleinen Heftchen, die er mir darbot. Es war eine aus rauhem Papier gedruckte Abhandlung, nicht zu schwülzig betitelt: „Der Ring des Saturnus, seine Theorie und Beschreibung, wissenschaftlich erklärt und dargestellt von Crescentius Schmitz, Astronom“. Beim Durchblättern zu Hause fand ich ein von Zahlenangaben durchspicktes Durcheinander über das Planeten-System und einen sehr drastischen Extract aus der Weltentwicklungs-Theorie von Laplace, an dem Ring des Saturnus „in flagranti“ erläutert, ein Ausdruck, den der Autor irgendwo aufgeknappert haben mußte, und den er für ein wissenschaftliches Kernwort zu halten schien, mit dem er öfter kokettirte.

„Natürlich, die Herrn Professoren, was so der Klängel is (Clique, Coterie), der will nix wissen davon. Den Klängel ärgert es, daß die Wissenschaft populär dhut. Aber ich weiß so jut Bescheid da oben, wie Einer vom Klängel.“ Er vollführte eine schnelle Kreisbewegung mit erhobenem Finger über den Sternenhimmel; es sah fast aus wie ein Dieb; die Blicke aus seinen winzigen Pupillen hatten fast etwas feindselig Stiehendes.

Es hielt nicht schwer, Einiges über den Lebensgang des Mannes zu erfahren. „Hier, mein Herr, der Saturn und sein Ring war Schuld daran“, — und er erzählte, wie er als Knabe auf der Sternwarte zu Bonn, mit deren Bedell sein Vater befreundet war, zuerst die Bekanntschaft mit dem verhängnißvollen Ringe gemacht. Ja, sein Verhängniß, das ihn ohne Erbarmen der Astronomie verfallen ließ! Ohne Erbarmen! Sein Vater war ein ehrlicher Gelbgießer gewesen; natürlich sollte nichts daraus werden, daß sein Crescenz unter die Düngeleider von Gelehrten ginge; es liefen deren genug herum. Aber die himmlische Leidenschaft ließ ihn nicht los. Später, als er nach dem Tode des Vaters das kleine Geschäft selbst übernahm, war sie Schuld daran, daß dieses nach und nach verfallerte und die Kundschafft von dem Sternengucker, den der Kreislauf der Planeten mehr zu interessieren schien, als die Sorge um Weib und Kind, nichts mehr wissen wollte. Er mag dann wohl Jahrelang von den Wogen des Lebens hin und her getrieben worden sein, heimathlos, von bitterer Noth verfolgt. Aber von seinen Sternen ließ er nicht, so grausam sie ihn im Stiche ließen! Es waren natürlich nur einzelne wehmüthige Andeutungen, die er machte.

„Nun geht es Ihnen aber doch gut? Sie haben da eine sehr hübsche — Beschäftigung...“ Ich fand nicht gleich das Wort.

Er wiegte mit einem blaffen Lächeln das schmale Gesicht.

„Sie haben Kinder, eine Tochter, wie ich zufällig bemerkt.“

Da war es wie ein Sonnenchein, der über die verhärmten Rüge strahlte. Seine Tochter, sein Liebling, sein Kleinod, ja der Sonnenchein seiner alten Tage, — o, die Sterne hatten es dennoch gut gemacht zuletzt! Sein Weib und vier Kinder, die begraben lagen, jedes auf einem anderen Kirchhof in der weiten Welt! Aber der liebe Gott hat ein Erbarmen gehabt und ihm diesen Augen- und Herzenstrost gelassen. Ein Prachtmüdel, sein Uerichel (Ursula), allzeit heiter, — und es giebt doch immer noch schlimme Tage genug! Wie brav es ist! Wie tüchtig! „Und geschiet, mein Herr! Verzeihen Sie...“

Er schämte sich fast seines väterlichen Enthusiasmus. Es that ihm aber so wohl, sein Herz auszuschütten. „Ja, geschiet, geschiet“, — er kniff die Augen zu und ließ mit gespitzten Lippen einen feinen Pfiff hören, — „es weiß sich fast besser aus da oben, wie sein Vater. Nun, es ist auch Alles geschieden, was die Bildung anbelangt, mein Herr...“

Plötzlich schien ihm ein Gedanke wie ein Schreck zu überfallen. Er stockte; der Sonnenchein war von seinem Antlitz verschwunden, wie von einem dunklen Wolkenschatten verjagt. Mechanisch griff er nach einem Lederlappen und begann an dem Glase des Teleskops zu wischen, als könnte er damit auch jenen Wolkenschatten hinwegwischen. „Herr“, sagte er dumpf, „was hilft's, die Bildung und Alles! Es ist der Lauf der Welt, und man muß sich ducken. Es wird Einer kommen und sich in das Uerichel einfach verlieben und es einfach vom Hec'weg heirathen.“ — das Wort verschluckte er in einem Seufzer, — „ich kann's ihm nicht verdenken...“

Es klang fast, als lähe er den zukünftigen Schwiegersohn, der kommen sollte, um ihm sein Kleinod zu tauben, schon leidhaftig vor sich sehen.

„Ein Komet! Heda, Männelken, ein Komet! Wir müssen einen Ko... lo... met sehen!“ rief eine fallende Stimme. Es war eine Schar angetrunkenen Studenten.

„Komet? Leider is keiner parat, meine Herren!“ stotterte der Astronom.

„Ach, machen Sie keine Fagen, — her mit dem Kometen!“ Eine schwere Hand schlug dem Alten auf die Schulter, daß seine Kniee unter dieser robusten Gemüthlichkeit ein wenig einludten.

„Kann Ihnen aber der Jupiter und der Saturn...“

„Was kostet denn Ihr Hys-atum?“

„Zehn Pfennig, meine Herren; wenn Sie warten wollen, so kann Ihnen der Mond zeigen, der Sonnenaufgang auf der Mond, — höchst interessant!“

Er wies mit der geschwungenen Kathederbewegung nach der Helle hin, die hinter der Kuppel des französischen Domes ge-

heimlichvoll heraufdämmerte. Ich schlich mich davon; es that weh, ihn seine Sterne, an die er den Frieden seines Lebens verkauft, stückweise für zehn Pfennige an ein Publicum von Angetrunkenen ausbieten zu sehen.

Als ich nach einigen Monaten von einer längeren Reise heimkehrte, fand ich den „Besizer des astronomischen Institutes“ nicht mehr auf der Tafel im Thorweg verzeichnet. „Na, so ein Glüd! So ein unerhörter Duse!“ erläuterte die Wirthin spitzig. „Natürlich hat sie ihren Millionär weg, einen Fabrikanten, lasterhaft reich, — vor sechs Wochen war die Hochzeit. Solche Aparten haben immer Glüd...“

„Wo hat sie ihn denn kennen gelernt?“

„Wozu hat er denn sein Pasterrohr?! Natürlich hat er sich die Millionärspflanze mang die Sterne herabgeholt!“

An einem stürmischen October-Abend kam ich über die Leipziger Straße. Vor mir her segelte im Winde ein Männlein, das ich bald als meinen Astronomen erkannte: die viel zu kurzen, schlöttrigen Höschen, in denen der Wind unbarmherzig die dünnen Beinchen marfirte, der im Nacken hängende, grünlich schimmernde Hut, die eigenartige nervöse Rundbewegung seines winzigen Kopfes, als wollte er diesen aus den Halswirbeln herausdrehen. Er bewegte sich in großen, segelnden Curven; zuweilen drohte ihn der Wind, der doch nicht so übermäßig heftig war, vom Trottoir herabzustößen. Von Zeit zu Zeit blieb er stehen, in der grellen Blendung eines Schaufensters, doch ohne sich die schönen Dinge dort anzusehen, denn er segelte gleich wieder weiter, darauf am Rande des Trottoirs unschlüssig und wie rathlos in das raselnde Drängen der Wagen hineinstarrend.

„Guten Abend, Herr Schmitz! Ich weiß nicht, ob Sie Sich meiner erinnern? Ich hatte öfter auf dem Gensdarmenmarkt das Vergnügen, von Ihnen unterrichtet zu werden; ich habe auch Ihre famose Broschüre eifrig durchstudirt. Wollte mir erlauben, Ihnen zu gratuliren; ich höre, Sie sind Schwiegerpapa geworden...“

„Danke, danke“, stammelte er mit verwunderter Stimme. „Wie geht es Ihnen denn? Ich höre, Ihre Tochter hat eine glänzende Partie gemacht?“

„Sehr jut! sehr jut! Zu essen und zu trinken und zu wohnen. Er hat es ja. Ich bin glücklich. Sie hat ein juder Mann. Sie is glücklich. Ich danke, danke.“ Ein sehr mühsames Lächeln flog über seine erschreckend verhärmten Rüge. Rinn und Wangen waren mit unordentlichen Stoppeln besetzt; das gab ihm gegen die frühere, sauber rasirte Glätte ein heruntergekommenes Aussehen.

„Was treiben Sie denn?“

„Nix!“ — Ich hätte nicht danach fragen sollen! Das „Nix“ kam so verzweifelt rathlos heraus. Daß man ihm sein Kleinod nahm, das war der Lauf der Dinge, und er war ja darauf vorbereitet gewesen; daß man ihn aber zudem noch zwang, seinen Sternen untreu zu werden...“

In abgehackten Bruchstücken kam es heraus. „Der Saturn, immer der Saturn, mein Herr! Kommt da eines Abends so ein langer, breiter Vala, der ganz jek (narrisch) is auf der Saturn. Ach, das Uerichel war es! In der Sommerzäson that ich es öfterich bei mir halten, zur Gesellschaft und für die Wissenschaft. Und das Uerichel sehn und lieben und heirathen wollen, das jing fize wie ein Sternschnuppen, mein Herr. Es jieb Wunder genug da oben; warum soll nicht eins auf dieser armseeliger Planet passiren? Ein schöner Mann, kein Jüngelchen mehr, aber ein Bild von einem Mann und schnacks verließ in das Uerichel! Zwei, drei Mal hintereinander war er da. Wegen der Saturn, meint er, und ich mein' auch, es war' die Wissenschaft. Stell ihm das Ding ein auf der Saturn.“

„Sehr schön heut Abend, der Saturn“, sagt er, „prächtig!“ — Fünf Minuten lang blinzelt er durch das Spectiv, auf einmal sagt er, ganz freudroth im Gesicht: „Ich lieben Ihre Tochter“, sagt er, „ich möchte Ihre Tochter heirathen, wenn sie mich haben will. Mein Name is Peter Blasgen, Fabrikant aus Hadesdorf.“ — Mein Herr, ich mein', der ganze Sternen-Firmament pulstet 'erunter. Aber richtig, Alles richtig! Fünf Wochen darauf war die Hochzeit. Ich bin ihm nicht böse, mein Herr, ich kann es begreifen; er meint, ich müß' das Geschäft aufgeben. Anders nich! Er wollt' für Alles sorgen, zu essen, zu trinken, zu wohnen, wie ein Rentier; aber die Sternensiekerie hier auf der Straße, das pah' nich für der Schwieger-vadder von Peter Joseph Blasgen aus Hadesdorf. Er is es seiner Familie schuldig, sagt er. Er dhät mir extra eine Sternwarte bauen, ganz für mich allein. Ich hab' nachdem noch ein paar Mal durch das Spectiv geguck', mein Herr, — ich weiß nich', das wadelt und wadelt Alles, die Sterne und der Mond, Alles wadelt ejo... Es sind die Augen, mein Herr, die Augen werden schließ, und ich hab' dem Herr Peter Joseph Blasgen das Geld für die Sternwarte gespart. — Es is ja jut. Ich bin glücklich... Sie is glücklich... Wenn nur die Augen noch mitbähäten! Aber ein Wadeln, ein Wadeln, ein Wadeln, mein Herr...“

Er wandte sich plötzlich ab. „Adjäs, Herr!“ — Ich hatte noch gesehen, wie zwei große Thränen in die Stoppeln seines Bartes herabstürzten; ich wußte nun, was Schuld daran war, daß ihm die Sterne so vor den Augen wadelten...“

Er schob über den Fahrdramm, kam in's Gedränge der kreuzenden Wagen, lavirte im Rickard hin und her und verschwand dann in der Dämmerung der matt erleuchteten Wilhelmstraße. Er war wie ein welkes, verlorenes, überflüssiges Blatt, das der Wind dahinwirbelte, um es spurlos zu verwachen.



Rathlos auch im Einzelnen verboten.

**Holländische Treckschuit.** Von M. Diebermann. Siehe Seite 120. — Die Treckschuiten (Ziehflöße) spielten einstmal in Holland eine viel größere Rolle, als heute, denn auf den großen, verkehrreichen Kanälen sind diese Fahrzeuge jetzt durch Dampfer ersetzt. Immerhin aber sind auf den kleineren Kanälen die breiten, langen, tiefbauchigen Schiffe, welche meist dazu dienen, den Märkten der Städte die Zufuhr zu übermitteln, noch zahlreich anzutreffen. Ist die Fracht eine besonders schwere, so nimmt der Schiffs-eigner Verpann, d. h. er läßt die Schuite von einem Pferde ziehen. Bei leichterer Fracht oder übernimmt der Schiffer selbst die Last des Ziehens, und sein junger, rüstiger Knecht hat die schwerere Arbeit, mit der langen, bis auf den Boden des Kanals reichenden Pikenstange den Kahn fortzuschieben. Nicht selten sieht man auf den Treckschuiten Passagiere, die dann im hinteren Raume des Fahrzeuges Platz nehmen. Natürlich ist die Fahrt eine

langsame und die Landschaft, durch welche sie führt, sehr ein-förmig; aber das satte, frohrende Grün, welches sich in unabsehbarer Weite dehnt, thut dem Auge wohl, und das ebenmäßige Dahingleiten auf dem ruhigen Wasser stimmt zu behaglicher Träumerei.

R. M.

„Die armen Reichen“, Lustspiel in vier Aufzügen von Hugo Lubliner. — Es gab eine Zeit, wo Hugo Lubliner oder, wie er sich damals noch nannte, Hugo Bürger zu den erfolgreichsten Dramatikern gehörte. Möglich, daß die Sterilität, die vor sechs, sieben Jahren auf dramatischem Gebiete herrschte, daran ihren Theil hatte, sodah in der oben Beere selbst ein matted Licht einen breiten Schein zu werfen vermochte, — jedenfalls aber konnte man dem Autor früher, wenn auch keine wahrhafte, echte Poetik, so doch eine frische Empfindung und technisches Geschick nachrühmen. Hat doch auch jeder Mensch, selbst der wenig phantastische, einen gewissen Fond origineller Ideen, aus dem er eine Weile munter schöpfen kann; — nun, bei Hugo Lubliner scheint dieser Brunnen einfließen verstopft zu sein. Was wollen uns seine „Armen Reichen“, die das „Deutsche Theater“ dem Berliner Publicum vorführte, sagen? Bedauernswerthe Menschen sind diejenigen Reichen, die inmitten der sie umringenden Leppigkeit in geistiger Dede starren; nicht minder übel bestellt ist es um Jene, die überall vom Verdachte gepeinigt werden, daß sie nicht um ihretwillen, sondern lediglich ihres schänden Rammons halber geehrt und geliebt seien; noch kläglicher steht es um Die-jenigen, welche die ererbten Glücksgüter in blöder Thorheit ver-genden; — der wahre Reichtum aber, d. h. die Befriedigung des Herzens und des Gemüthes, ist erst in der Arbeit zu finden... Wohlfeile Gemeinplätze, deren unzweifelhafte Wahrheit ergeben, die Personen sich in langathmigen Reden ergeben, was um so fataler wirkt, als im Gegensatz zu jenen trefflichen, unerhörlichen Wahrheiten ein Theil dieser Personen selbst sehr wenig glaubwürdig erscheint. Wie soll es uns einleuchten, daß ein junger Baron, der Tag und Nacht am Spieltische ver-bringt, der Jahre lang wie eine Drohne in der Gesellschaft da-hinlebt, im Grunde ein edles, treues Herz, einen durch und durch vornehmen Charakter hat! Die Beispieler, mit denen das be-wiesen werden soll, sind eben auch nicht glaubhaft. Und die reiche Erbin, die schon anderthalb Tausend Aödre ausge-theilt hat, weil die Freier weniger nach ihr, als nach ihren Hundert-tausenden schmachteten, vom Autor ist sie keineswegs mit einem solchen Maß von Klugheit und Einsicht ausgestattet worden, daß man sich nicht wundern müßte, wie dieser Goldfisch nicht längst einem schlauen Fischer in's Garn gegangen ist. Doch solche inneren Unwahrscheinlichkeiten der Fabel und der Charaktere, — die Vorbilder der letzteren ließen sich insoweit in der älteren dramatischen Literatur nachweisen, — wären Nebensache, wenn der Autor nur verstanden hätte, zu unterhalten. Aber das ist ihm nur in geringem Maße gelungen. Wohl finden sich einige hübsche Wendungen und launige Episoden, aber in der lang gestreckten Wüste des Dialogs sind diese Oasen gar dünn geläet. Das Stück ähnelt den Auffäßen mittelmaßig begabter Schüler: Aus jeder Zeile liest man den Fleiß heraus, der redlich bemüht war, sein Bestes an die Arbeit zu setzen, aber leider bleibt das Können weit hinter dem Willen zurück. Der mild denkende Lehrer giebt solchen mühseligen Elaboraten eine bessere Genur, als ihnen von Rechts wegen zuläme, — und so handelte auch das Publicum des Deutschen Theaters, indem es die „Armen Reichen“ ohne sichtlichcs Mißfallen über sich ergehen ließ. Freilich ist hierbei noch ein Factor in Betracht zu ziehen: das vor-zügliche Spiel, welches vielfach die Schwächen des Stückes ver-deckte. Wie abgebraucht ist, um nur ein Beispiel anzuführen, die Figur des schüchternen, unflüchtigen Gelehrten, der alle mög-lichen todtten und lebenden Sprachen versteht, aber für die Sprache der Liebe vergeblich nach Worten ringt, — und was wußte Siegwart Friedmann aus dieser Rolle zu machen! Kurzum, wo dem neuesten Werke Lubliner's eine gleich treffliche, ab-gerundete Interpretation verlagst sein sollte, da wird das Stück unrettbar verloren sein.

E. Sch.



**Berlin.** — Reichsgräfin Wanda von Wyllich und Dottum, die jüngste Tochter des Fürsten Wilhelm zu Putbus, Oberst-Truchseß des Kaisers Wilhelm, wird sich mit dem Erbprinzen Ernst von Löwenstein-Wertheim-Freudenberg, Premier-Lieutenant im Regiment der Garde du Corps, vermählen. Die Braut ist am 2. December 1867, der Bräutigam am 25. September 1854 geboren. — Auf dem Schlosse zu Schlobitten in Ostpreußen erfolgte am 27. Februar die Vermählung der Gräfin Mathilde Ursula zu Dohna-Schlobitten, der fünfunds-zwanzigjährigen Tochter des Grafen Emanuel Aloisius zu Dohna-Schlobitten, mit dem Fürsten Heinrich von Pleß, Oberst-Jäger-meister des Kaisers Wilhelm. In erster Ehe war der Fürst von Pleß (geb. 10. September 1833) mit der im Januar 1883 verstorbenen Gräfin Marie von Kleist vermählt.

Der Verein „Frauenheim“, welcher den Zweck verfolgt, achtbaren, alleinstehenden Frauen eine dauernde, ihrer gesellschaftlichen Stellung entsprechende Wohnstätte mit allen zur Wahrung der Sittlichkeit und des häuslichen Wohagens wünschenswerthen Einrichtungen miethsweise zu gewähren, hatte im vergangenen Jahre eine Einnahme von 8181 und eine Ausgabe von 5865 Mark. Das Vereinsvermögen beläuft sich auf 50,777 Mark. Das Vereins-haus, welches das ganze Jahr hindurch besetzt gewesen ist, befindet sich in Groß-Vichtersfelde bei Berlin. Das Terrain gestattet den Bau von noch zwei Häusern, und es wäre sehr wünschenswerth, wenn der Verein durch großherzige Spenden in die Lage versetzt würde, diese Erweiterung herbeizuführen.

**Wien.** — Eine interessante Damen-Versammlung fand jüngst im Saale des Wiener Musikvereins statt. Auf Einladung der Fürstin Pauline Metternich hatten sich etwa sechzig Damen, der besten Wiener Gesellschaft angehörig, eingefunden, um über die Mittel und Wege zur Errichtung eines Spitals für die Poliklinik zu berathen. Die Fürstin Metternich eröffnete die Versammlung mit einem warmen Appell an die oft bewährte Mithätigkeit der Wiener Frauen, der allseitige Zustimmung fand, und das Resul-tat der Verhandlungen war die Bildung eines aus zwanzig Damen bestehenden Comités, welches die Förderung der Angelegenheit weiter betreiben wird. Nachdem dann Fürstin Metternich noch mitgetheilt hatte, daß die Erzhersogin Maria Rainer sich bereit erklärt habe, das Protectorat des Comités zu übernehmen, nahm sie noch für eine andere Sache den Wohlthätigkeitsfinn der An-wesenden in Anspruch. Es sei den Damen bekannt, sagte die Fürstin, daß Pasteur in Paris ein Mittel gegen die Hundswuth, eine



Zurückführung zur Unschädlichmachung des Bisses, erfunden habe. Wenn ein Reicher jetzt das Unglück habe, von einem tollen Hunde gebissen zu werden, so sei für ihn die Heilung nur eine Kostenfrage; wenn aber ein armer Teufel in Wien von der Krankheit befallen werde, so sei er verloren, weil er das Geld zur Reise nach Paris nicht aufbringen könne, und weil in Wien keine ärztliche Vorpflege für solche Fälle getroffen sei. Man müßte einen Arzt nach Paris entsenden, der die Frage bei Professor Pasteur studire, und dazu seien sechshundert Gulden notwendig. Die Verammlung würde ihre Thätigkeit nicht schöner abschließen, als durch die Eröffnung einer Subscription. Die Damen eröffneten sofort die Sammlung, und der größte Theil der Summe war bald vorhanden; den Rest versprach Fürstin Metternich beizusteuern.

Auf dem Schlosse Leopoldsdorf bei Salzburg verschied am 20. Februar Frau Hedwig Schindler, die Witwe des im vorigen Frühjahr verstorbenen Dichters Alexander Schindler (Julius von der Traun). Zu ihren Erben hat die Verbliebene die Armen der Stadt Graz in der Steiermark eingesetzt.

**Triest.** — Professor Heinrich Groß, dessen Werk „Deutsche Dichtertinnen in Wort und Bild“ vor einiger Zeit die Kronprinzessin Stephanie von Oesterreich huldvoll entgegen genommen, hat eine neue Auszeichnung durch die Kaiserin Augusta von Deutschland erfahren. Durch ihren Kabinetts-Sekretär ließ die hohe Frau dem Verfasser in warmen Worten „die allerhöchste Anerkennung für das verdienstvolle Werk aussprechen, welches der literarischen Thätigkeit deutscher Frauen ein ehrenvolles Denkmal setzt.“ Ihrem Wohlwollen verlieh die Kaiserin noch dadurch einen besonderen Ausdruck, daß sie dem Schreiben eine kostbare Nadel beifügte, den preussischen Adler in Gold, mit Brillanten und Saphiren geschmückt, darstellend.

**Brüssel.** — Fräulein Isola van Dieft ist die erste Dame, welche in Belgien die Erlaubnis zur Ausübung der ärztlichen Praxis erhalten hat. Sie hatte ihre Studien in England gemacht und mußte sich, bevor ihr jene Erlaubnis erteilt wurde, vor der belgischen Medicinal-Behörde einer Prüfung unterziehen, die sie mit bestem Erfolge bestand.

**Paris.** — Das deutsche Erziehinnen- und Mädchenheim ist am 21. Februar durch den deutschen Botschafter, Grafen Münster, feierlich eröffnet worden. Die Gründung dieser Anstalt war von Männern, die durch Beruf oder Wohlthätigkeit das Schicksal des in Paris weilenden deutschen Lehrerinnen und Dienstmädchen oft von betrübender Seite kennen lernten, längst geplant worden. Der Hauptvertreter der Pariser deutschen Geisteswelt, Pastor Frisius, der den Gedanken dazu gegeben hatte, verfolgte den Plan mit einem Feuereifer und einer Ausdauer, die im Laufe der Jahre mit schönem Erfolge belohnt wurden. Aus winzigen Anfängen wuchsen die Spenden für das Unternehmen im vorletzten Jahre auf fünfzigtausend Francs; ein ungenannter Wohlthäter gab die Hälfte der zur Ausführung noch erforderlichen Summe, vierunddreißigtausend Francs, unter der Bedingung, daß die andere Hälfte im Laufe eines Jahres beschafft würde. Der Anruf der Wohlthätigkeit in Deutschland führte rasch zum Ziele: Kaiser Wilhelm spendete zehntausend Francs, die Kronprinzessin Victoria übernahm das Protectorat der Anstalt, einflußreiche Persönlichkeiten bildeten Hilfs-Comités in den deutschen Hauptstädten. Schon im vorigen Frühjahr konnte ein Haus in der Nähe der Squares von Batignolles, Rue Brochant, Nr. 21, gekauft und zum neuen Zwecke umgebaut werden. Der größte Theil des Mobiliars, wie der anderen notwendigen Gegenstände kam durch Schenkung zusammen. Ein Damen-Comité unter dem Vorsitz der Tochter des deutschen Botschafters, Gräfin Marie Münster, förderte das Unternehmen derart, daß zu Anfang Februar die Leiterin der Anstalt, Fräulein Johanna Meyer aus Verden, die allerdings noch immer harte Aufgabe der Einrichtung übernehmen und ihr Amt antreten konnte. So fand denn am genannten Tage, in Anwesenheit hervorragender Vertreter der deutschen Colonie, die feierliche Eröffnung statt. Nach der schwingvollen Einweihungsrede des Pastors Frisius ergriff Graf Münster das Wort. Er sprach seine Freude darüber aus, daß er als einer der ersten Handlungen auf seinem neuen Posten die Einweihung dieser Anstalt vollziehen dürfe, und legte in längerer Rede die Nothwendigkeit dar, weshalb besonders die Deutschen solcher Anstalten in Paris bedürften, verschwiegen aber andererseits auch nicht die Gefahren, die dadurch erwachsen könnten, daß sich etwa Viele bereiten ließen, die ohnehin schon übergroße Zahl der deutschen Mädchen, besonders der Erziehinnen, in Paris zu vergrößern. Eindringlich warnte er vor leichtsinniger Uebersiedelung namentlich diejenigen, die nicht für mindestens einige Monate Erlaubnis besitzen, da es immer schwerer werde, in der französischen Hauptstadt Stellung zu finden. — Das Heim enthält in seinem unteren Stockwerke Raum für vierzehn Erziehinnen und kann im oberen Stockwerke dreißig Bonnen Unterkunft gewähren. Der Pensionspreis beträgt für Erziehinnen zwanzig bis fünfzig Francs wöchentlich, für Bonnen zehn bis vierzehn Francs wöchentlich.

Mademoiselle Jeanne Gounod, die Tochter des berühmten Componisten, hat sich mit einem Baron de Lassus verlobt. Die Freitag-Entfänge, welche Charles Gounod regelmäßig veranstaltet, wurden lechthin unterbrochen, weil die Gräfin von Paris ihren Besuch, wie denjenigen der Prinzessin Amelie und ihres zukünftigen Gemahls, des Kronprinzen von Portugal, angefangt hatte. Bei dieser Gelegenheit wurde den hohen Herrschaften auch das Brautpaar vorgestellt. Von der ihm widerfahrenen Ehre soll Gounod so entzückt gewesen sein, daß er sich, nachdem der vornehme Besuch ihn verlassen, flugs an's Componiren machte und einen schwungvollen Hymnus zu Papier brachte.

Mademoiselle Augusta Holmes, eine Dame von englischer Abkunft, deren Compositionen in den Aufführungen des Pariser Conservatoriums stets großen Beifall gefunden haben, — so erst jüngst wieder eine Symphonie „Irland“, — hat jetzt eine Oper vollendet, deren Libretto eine irische Legende zu Grunde liegt. Den Text hat die talentvolle Dame selbst geschrieben, und zwar auf Grund sorgfältiger Studien, die sie in den alten irischen Manuscripten des British Museums zu London gemacht.

**London.** — Die Frauen Englands beabsichtigen, der Königin Victoria zu ihrem fünfzigjährigen Regierungsjubiläum (20. Juni 1837) ein gemeinschaftliches Geschenk darzubringen. Dasselbe wird voraussichtlich in einer Geldspende bestehen, die der hohen Frau mit der Bitte, die Gabe zu einem nationalen Zwecke zu verwenden, überreicht werden soll. Angesichts der Arbeitslosigkeit, unter welcher die unteren Bevölkerungsschichten Englands zu leiden haben, plaidiren einige Blätter dafür, die eingehenden Summen für eine Stiftung zu Gunsten der arbeitenden Klassen zu verwenden.

Carl Cairns, der Sohn des vor einigen Monaten verbliebenen früheren Lord-Kanzlers, wird sich mit Miss Adele Grant vermählen. Bis zum Tode seines Vaters Viscount Carmoyle genannt, machte der Carl vor etwa zwei Jahren dadurch von sich reden, daß er wider den Willen seiner Eltern Miss Fortescue, die bekannte schöne Schauspielerin, heirathen wollte. Schließlich gelang es seinen

Angehörigen, ihn von diesem Entschlusse abzubringen, aber der alte Carl Cairns hatte dafür an die Schauspielerin, welcher gegenüber sich sein Sohn durch ein Eheverprechen gebunden hatte, eine Entschädigung von zehntausend Pfund Sterling zu zahlen.

Unter denjenigen englischen Damen, welche in der medicinischen Wissenschaft Thätigkeit geübt, nimmt die verstorbene Miss Helen Pridcaur einen hervorragenden Platz ein. Nachdem sie schon im Jahre 1881 an der Londoner Frauen-Universität für eine Arbeit eine goldene Medaille und ein Stipendium erhalten, bestand sie 1884 alle Examina glänzend und erhielt sofort eine Anstellung als Aertzin am Kinder-Hospital zu Paddington; unter neunzehn Bewerbern um die gut dotirte Stelle wurde sie auserwählt. Doch nur kurze Zeit bekleidete sie dieses Amt; sie erlag einer ansteckenden Krankheit, die sie sich in Ausübung ihres Berufes zugezogen hatte. Zu Ehren dieser Dame, deren Vorbild so glänzend das alte Vorurtheil von der Unfähigkeit der Frauen zur ärztlichen Praxis widerlegt hat, soll eine Helen Pridcaur-Stiftung begründet werden, aus deren Ertrag alle zwei Jahre einer Dame die vollständigen Mittel zur Abolvierung des Studiums der Medicin bewilligt werden sollen. Eine Verammlung, welche kürzlich zu diesem Zwecke in den Räumen der Medicinischen Gesellschaft tagte, hatte besonderes Interesse dadurch, daß der Vorsitz von Sir William Gull geführt wurde, der früher einer der eifrigsten Gegner des ärztlichen Frauen-Studiums gewesen war und nun in seiner Einleitungsrede betonte, daß er durch das Beispiel von Miss Pridcaur und ihrer strebsamen Colleginnen von seinem Irrthum bekehrt worden sei. — Ein Verdienst der Lady Dufferin, Gemahlin des Vicereönigs von Indien, ist es bekanntlich, daß die eingeborenen indischen Frauen für das Studium der Medicin interessiert wurden. Gegenwärtig zählen die vier indischen Universitäten, zu Calcutta, Bombay, Madras und Lahore, schon eine stattliche Anzahl weiblicher Studentinnen. Um den Fleiß derselben noch mehr anzuapornen, hat die Königin Victoria auf Vorschlag der Lady Dufferin eine goldene Medaille, — „Queen-Empress Medal“, — gestiftet, die alljährlich an indische Studentinnen für hervorragende Leistungen verliehen werden soll.

Eine jüngst verstorbene alte Dame, Miss Gamble, vermachte der Frauen-Universität Girtton ihren gesamten Nachlaß. Ein Theil desselben kam jüngst zur Versteigerung. Er bestand aus werthvollen Antiquitäten, Schmuckstücken, Miniaturen, Uhren, Fächern, namentlich aber kostbaren alten Spigen. Eine der letzteren, venezianische Spitze aus dem sechzehnten Jahrhundert, soll von der Königin Marie Antoinette an ihrem Hochzeitstage getragen worden sein.

**Barcelona.** — Das erste Gastspiel der Adalina Patti in „Traviata“ war von sehr stürmischen Ausritten begleitet. Von vornherein hatte sich über die enormen Eintrittspreise eine gewisse Missstimmung gezeigt, — ein Platz im ersten Parterre kostete nach deutschem Gelde achtundzwanzig Mark, — und in der Presse hatte es nicht an Stimmen gefehlt, welche meinten, man solle sein Geld lieber den nothleidenden Arbeitern zuwenden. Ja, es war das Gerücht verbreitet, die brotlosen Arbeiter würden am Abend der Vorstellung vor dem Eingange des Theaters eine Deputation zur Einsammlung von Gaben postiren. Das geschah indessen nicht, dafür aber ging es im Theater heiß genug her. Der Sängerein selbst wurden zwar alle Ehren zu Theil, aber die von ihrem Impresario geworbene Truppe und das Orchester erwiesen sich so jämmerlich, daß häufig die Vorstellung durch Pfeifen und Hohnschreie unterbrochen wurde. Auch Nicolini, der gar nicht bei Stimme war, wurde ausgezischt. Adalina zeigte sich anfänglich über solche ihr ungewohnte Begrüßung sehr bestürzt, aber sie faßte sich schnell, und ihrem tapferen Aussehen war es zu danken, daß die Oper zu Ende gespielt werden konnte.

## Die Mode.

Nachdem auch im Einzelnen verboten.

Mode vom April 1786.



Nach einem Stich nach Pugin aus dem „Cabinet des Modes vom April 1786“.

Viele unserer Leserinnen werden es gewiß mit Freude vernehmen, daß ein Theil der Frühjahrshüte ein wenig von der Höhe ihrer wintertlichen Vorgänger herabgestiegen ist. Als Material, auch für den kommenden Sommer, präsentirt sich wieder das alte, bekannte Reistroh, — zunächst in Schwarz, doch mußte es sich für diese Uebergangs-Periode noch allerlei Wand-



Sammet abgefüttert. Natürlich bedarf so reich wirkendes Material nur ganz geringer Garnitur, die am besten in Schleifen aus den schönsten, in immer reizvolleren Farben und gediegeneren Geweben im Handel erscheinenden Bändern besteht. Ein mehr dem halbrunden Genre angehörender, in Anordnung und Ausstattung besonders aparter Reistrohhat öffnet seine doppelte Krempe in der hinteren Mitte über einem Sammetbügel. Auf diesem und dem hinteren Kopfrande ruht eine ganze Colonie von Schmetterlings-Flügeln, die, aus Perlenstippen geformt, mit Jet-Puder überstäubt sind. Den Kopf umschlingt ein breites, seitwärts von einer Schnalle gehaltenes Sammetband, und Jet-Perlen begrenzen die Seitenränder der oberen Krempe. (Bezugsquelle: A. Gessner, S.W., Krausenstr. 21.)

lungen und Decorationen gefallen lassen, um nicht gar zu leicht und luftig zu erscheinen. So haben wir eine dicht mit Schlingen bedeckte Form; ein anderer, jugendlich runder Hut wiederum zeigte den Kopf von einer reich mit Metallfäden oder Jet-Perlen auf Tüll oder Crêpe de Chine ausgeführten Stickerei bedeckt und dazu die aufgeschlagene Krempe mit



Niemals findet der kleine, capriciöse Gott mit dem gefährlichen Köcher reichere Geute, als in der Carnevals-Zeit, wo Tanz, Musik und buntes Maskenspiel all das Reigen von Herzen zu Herzen so wirksam unterflügen. Den glücklichen Bräuten unter

unteren Leserinnen gelten deshalb auch wiederum zwei unserer Abbildungen. Die eine, eine sehr schlichte, aber jugendlich graziose Toilette aus Virginie oder Crêpe de Chine zeigt den Kopf, mit mächtiger Schleppe, durch eine untergelegte Frisur ergänzt. Ueber Vorder- und Seitenbahnen fällt in leichten Falten ein Volant, von einer Blüten-Guirlande, — Myrten oder Drangen, — gehalten. Dem unteren Rande der vorn und hinten blusenartig mit krausem Stoff bekleideten kurzen, runden Schößtaile liegt eine seitwärts zum Knoten geschlungene seidene Stoffschärpe auf. Sehr reizvoll erscheint die Anordnung des Blumenkranzes an der Taille und den halblangen, bauschigen Aermeln. Reicheren Verhältnissen und gesteigertem Luxus entspricht die zweite Braut-Toilette aus Halle mit süßfreiem, ganz von Mençon-Spigen-Tüll verfülltem und mit zwei gleichen Spigen-Volants umrandetem Rock. Denselben garniren vorn ein mit Spigen-Volants und eine bauschige Puffe aus Spigenstoff. Die Vordertheile der zierlich geschweiften Schößtaile und die halblangen, geschliffenen Aermel öffnen sich über Chemisefund Unterärmeln aus Krepp. Myrtenkränzchen an Taille und Aermeln; Myrten-Diamant mit Spigen-schleier. (Bezugsquelle: J. Pombauer, S.W., Unter den Linden 67.)



Die kleine nachstehende Abbildung giebt die Rückansicht eines hinter sehr kur-



zen, vorn mit langen Shawl-Enden ausgestatteten Mantellets, dessen Vorderansicht das der heutigen Nummer beigelegte colorirte Modenbild bietet. (Bezugsquelle: S. Reichenhal, W., Jägerstr. 38.)

Das Modell für den allerneuesten Glanz-Bringer sucht man nicht mehr in alten Pyramiden-Gräbern, noch auf anderen Ausgrabungsfeldern, sondern, angesichts des ersten





Frühlingswehens auf heimischer Flur, in der Gestalt des vierblättrigen Kleeblattes, dieses bekannten Glücks-Symbols. Dasselbe wird als Brosche, Grabsteine und Haarnadel oder Armreife-Verzierungen in Gold hergestellt. Gleiche Bestimmung hat ein anderer, sehr origineller Phantasie-Schmuck, die Kaffebohne, d. h. die volle, aus zwei Bohnen bestehende Frucht des Kaffeebaumes, welche, als grün oder gebrannt, kunstvoll aus entsprechenden Steinen geschnitten und in Gold gefaßt ist.

Unter den leichten Frühjahrsstoffen, denen ihrer praktischen Vorzüge halber auch für die warmen Sommertage dauernde Herrschaft prophezeit wird, stehen die Gammes in größerer oder geringerer Dichtigkeit obenan. Zu ihnen gesellen sich zwei neue Stoffe: Wollen-Grenadine und Wollen-Krepp, sowie auffallend breit gerippte, sehr wirkungsvolle Diagonale und die alte widerstandsfähige Beige. Die Farben werden wieder reiner und kräftiger,



selbst da, wo es sich um den Grundton für bunte Musterungen handelt. Zur Modefarbe scheinen neben Schwarz-weiß das Blau in allen seinen Abstufungen, sowie Roth, Violett und Strohgelb ausserlesen zu sein; daneben behält die Braun bis in's Graugelbe ihre bisherige Geltung. Unter den gemusterten Stoffen, die im Vereine mit glatten erst die rechte Wirkung ausüben, herrscht der

Langgestreifte Gewebe werden entweder zum Ueberkleide mit glatten Rock oder in umgekehrter Anordnung verwendet. Die große Reinheit der Farben aber bilden die Vorterröcke. Für diese sind die quer zu nehmenden, doppelt breiten Gewebe ganz oder zur Hälfte mit abgestuften Vorten durchwirkt, welche bald aus farbig durchgezogenen Durchbruchstreifen, bald aus schmalen, zu Gruppen vereinten oder in verschiedenen Breiten wechselnden Sammelstreifen bestehen; hier bunte Seidenstreifen, dort hoch aufliegende Schlingen (noppé) zeigend. Besonders originell wirkt die oben dargestellte Grenadine durch eine von zartlaunigen Härtchen (Affen- oder Hundehaare) gebildete



Bordüre. Den Freundinnen eines sehr soliden Geschmacks empfehlen wir mittelstarke Diagonale, auf welche etwas dunkler getönte Blumenborten im Schlingenschnitt mit der Maschine gestickt sind. Diese Stoffe findet man auch nur mit einer Randborte für Rock und Draperie. (Bezugsquelle: J. A. Heise, W. Leipziger Str. 87.)

Bei der in Wien vollzogenen Trauung des Erzherzogs Karl Stephan mit der Erzherzogin Maria Theresia erschien die Kaiserin Elisabeth von Oesterreich in lichtem Grau. Das Tablier aus schwerem grauen Satin Duquesne verzierten Silberspigen; der Manteau de cour zeigte reiche Relief-Stickereien in Silber und wurde von einer Kutsche aus Silberspigen umsäumt. Am den Hals und im Haare funkelte Brillantschmuck. Die Braut trug eine Toilette aus schwerem weissen Atlas, deren Tablier prachtvolle Silberstickereien en relief zeigte; ähnliche Stickereien umsäumten die Schleppe und wurden von einer Guirlande aus Orangebüchsen begrenzt. Die Cour-Schleppe war gleichfalls von Silberstickerei en relief umrahmt. Der lange, silbergestickte, über die Schleppe niederwallende Brautschleier wurde durch eine Krone von Orangebüchsen, weissen Rosen und Myrten festgehalten. Die Kronprinzessin Stephanie trug eine Toilette aus schwerem hellblauen Satin Duquesne, Devants und Taille von einem leichten Goldgewebe und mit zartfarbiger Stickerei, nach ägyptischen Mustern, dicht bedeckt. Der Manteau de cour bestand aus Atlas, mit Goldblumen durchwirkt. Ringsum lief eine Bordüre aus Goldspigen und blauen Straußfedern. Das Tablier der Toilette der Erzherzogin Valerie bestand aus lichtblauem Lüll, besät mit Stickereien von mattglänzenden blauen Perlen. Die Schleppe, wie den Manteau de cour aus blauem Atlas umgab eine sehr breite Guirlande von Rosenknospen. Erzherzogin Elisabeth, die Mutter des Bräutigams, hatte eine lichtgraue schwere Kasse-Robe, geschmückt mit Silberspigen und Straußfedern, angelegt. Der Manteau de cour aus grauem Sammet zeigte Silberstickerei. Erzherzogin Maria Immacolata, die Mutter der Braut, trug eine Toilette aus cremefarbenem Sammet, mit Silber gestickt und mit Silberspigen; und Tasse von Straußfedern verziert. Der Manteau de cour aus dunkelrothem Sammet war mit Silberstickerei geschmückt.

# Wirthschaftliches.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

## Mittagessen für die feine und einfache Küche.

- |   |              |
|---|--------------|
| Prinzessin-Suppe  | Recept 1166. |
| Maccaroni in Muscheln   | Recept 1167. |
| Lachs mit Rothwein  | Recept 1168. |
| Schöpfbrüden à la Conté   | Recept 1169. |
| Blumenholz mit gestobten Tauben   | Recept 1170. |
| Schnepfenbraten mit Salat   |              |
| Mandel-Kuflauf  | Recept 1171. |
| Magdalenen-Torte, dazu eingemachtes Compote.  |              |
| Butter, Brod und Käse.  |              |
| II.   |              |
| Suppe mit Eierchen  | Recept 1172. |
| Geröstete Brotschnitzchen, dazu Anchovisbutter, Sardellenbutter und frische Butter. |              |
| Kalbshrust mit Kapernsauce  | Recept 1173. |
| Kuflauf mit Dillzunge (Ruffisches Origin.-Recept)                                   | Recept 1174. |
| Gebratene Tauben mit Salat.   |              |
| Omelette von Spargel  | Recept 1175. |
| Sandtorte, dazu eingemachte Früchte.  |              |
| Nachtsich.  |              |
| III.  |              |
| Hühnersuppe mit Klößchen.   |              |
| Frische Heringe in Gelée  | Recept 1176. |
| Das Huhn aus der Suppe mit Graupen und Morcheln.                                    |              |
| Lebendbraten, dazu Sauerampfer.   |              |
| Reis mit Äpfeln und Apfelsinen.   |              |
| IV.   |              |
| Suppe von weissen Bohnen mit Schweinsfüßchen.                                       |              |
| Kleine Backfische mit durchgeschnittenen Zitronen.                                  |              |
| Kalbshrusten, dazu Hopfenprossen und Brattartoffeln.                                |              |

### Recepte.

**1166. Prinzessin-Suppe.** 4-5 Kalbsmilche werden 2 Stunden lang in oft erneuertem Wasser ausgewässert, dann von ihren Häuten befreit und einige Minuten in Fleischbrühe gekocht. Hierauf legt man sie nochmals in kaltes Wasser, hebt sie sorgfältig wieder heraus, trocknet sie mit einer Serviette ab und schneidet sie nun recht grobwürflig. Eine der Kalbsmilche legt man bei Seite, während man die anderen in einem irdenen, breiten Topfe mit ungefähr 30 Gr. heißer Butter, unbedeckt, so lange heiß durchziehen läßt, bis die Butter klar hervortritt, um sie dann mit 5 Dottern von hartgekochten Eiern in einem Reibnapfe so lange zu verreiben, bis das Ganze wie eine egale Masse erscheint. Inzwischen hatte man 100 Gr. von der Rinde befreite Milchbrodtrumen, in Schmitte getheilt, im Ofen leicht angetrocknet, sie danach in 3 Liter gute Bouillon gethan und darin ganz und gar verlocken lassen. Wenn dies geschehen ist, giebt man die mit den Eidottern verriebene Kalbsmilch-Masse dazu, läßt die Suppe noch 1/2 Stunde kochen und seihet sie hiernach durch ein Haarsieb, um sie dann zum Ausruhen ganz auf die Erde der Herdplatte zu stellen, wo sie recht heiß bleibt. Jetzt legt man die zurückgestellte, noch einige Male durchgebackte Kalbsmilch in die Suppen-Terrine, giebt 3 in Scheiben geschnittene, hartgekochte Eidotter dazu, läßt dann, kurz vor dem Serviren, die Suppe, während man sie umrührt, auflösen und richtet sie gleich über der Kalbsmilch und den Eidottern in der Terrine an. Die angegebenen Mengen sind auf 3 bis 3 1/2 Liter Suppe berechnet.

**1167. Maccaroni in Muscheln.** Von 100 Gr. Sardellenbutter und 1 Eßlöffel Mehl macht man eine weiße Mehlichwige, verrührt diese mit guter Fleischbrühe zu einer richtig gebundenen Sauce, giebt dann nach und nach, ohne das Röhren einzustellen, 3 Eidotter und 4-5 Eßlöffel Parmesantäse dazu und vermischt diese, nun dicke Sauce mit 400 Gr. in kleine Stücken gebrochenen, vorher in Salzwasser gar gekochten Maccaroni. Wenn die Mischung vollendet ist, füllt man die Masse in Muscheln, streut Parmesantäse dick darüber, betrüffelt diesen mit wenig heißer Butter, läßt die Masse im Ofen, ohne daß sie an der Oberfläche trocknet, leicht backen und servirt sie darnach recht heiß.

**1168. Lachs in Rothwein.** Der Lachs wird nach dem Schuppen in Scheiben geschnitten, in einen Fischkessel mit Eisener gelegt und mit wenig Salz bestreut; ferner werden fein geschnittenes Wurzelwerk, Zwiebeln, Pfeffer und Gewürzlöcher nebst Petersilie, ein kleiner Zweig Estragon und ganz wenig Thymian daran gethan und mit soviel Rothwein begossen, daß die gut einrangirten Fischstücke damit bedeckt sind, um nun 1/2 Stunde lang darin gar zu kochen. Hiernach macht man mit einem gehäuften Eßlöffel Mehl in 120 Gr. Butter eine gelbbraunliche Mehlichwige, verrührt diese mit der Rothweinbrühe des Lachses zu einer bündigen Sauce, schmeckt letztere mit wenig Zucker mild ab und gießt sie durch ein Sieb. Die Fischstücke werden auf einer passenden Schüssel, nachdem alles etwa Daranhängende abgenommen ist, hübsch angerichtet und mit einigen Vöfeln Sauce übergossen, heiß servirt, während man Salztartoffeln und außerdem die übrige Sauce in einer Sauciere extra dazu reicht. Man kann auch nach dem Rothwein etwas Fleischbrühe zusetzen, um den Lachs darin zu kochen; das Ganze wird dadurch milder. Doch muß man, wenn die Fleischbrühe schon gesalzen ist, sehr sparsam Salz an den Fisch geben, weil dieser sonst leicht versalzen wird.

**1169. Schöpfbrüden à la Conté.** Ein junger, aber altgeschlachter Schöpfbrüden oder auch nur ein Theil davon, an welchem die Lende noch gelassen ist, wird erst geklopft, dann gehäutet und hiernach abwechselnd mit feinen Speckstreifen und ebenso geschnittenen Anchovis-Streifen, welche beide man vorher in einer Mischung von 2 fein gewogenen Schalotten, etwas weißem Pfeffer, fein gehackter Petersilie und 1/4 fein gehacktem Lorbeerblatt ungewürzt, recht dicht gepackt. Man schneidet man 125 Gr. durchwachsenen Speck in seine Schnitte, dreht auch diese in der oben beschriebenen Kräutermischung um und breitet sie auf dem Boden einer Casserole aus, um hiernach das Schöpfbrüden mit der gespickten Seite nach oben, darauf zu legen, 1 Glas Weißwein und ebenso viel Fleischbrühe dazu zu gießen und darin das Fleisch, fest zugedeckt, über rauchem Feuer kochen werden zu lassen. Sobald es aufgekocht ist, zieht man es zur Seite des Feuers und läßt es hier nur ganz langsam, unter fleißigem Wiegen, so kurz einlocken, daß es schließlich gedünnt und wie gelacirt erscheint. Jetzt hebt man das Fleisch auf eine Schüssel, gießt den Fond desselben durch ein Sieb in eine andere Casserole, schmeißt hierin einen Eßlöffel voll Mehl, verrührt solches mit Fleischbrühe zu einer leicht gebundenen Sauce, fettet diese

dann ab, gießt sie zur Hälfte über das angerichtete Fleisch und servirt die andere Hälfte extra dazu. Man garnirt diese Fleischschüssel gern mit eingemachten sauren, in passende Stücke oder Scheiben geschnittenen Gurken.

(Schluß in nächster Nummer.)

# Briefmappe

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

## Fragen.

**Porzellan-Service.** — In meinem Besitze befindet sich ein Porzellan-Service im Koroco-Stil. Münte mir Jemand erklären, welche Fabrik nebenstehendes Zeichen, welches einige Stücke des Services tragen, führte? (Leonore in Budweis.)

**Cold-cream.** — Wer theilt mir ein gutes Recept zur Anfertigung von Cold-cream mit? (M. S. in Würzburg.)

**Trübe Spiegel.** — Können Spiegelgläser, die trübe (nicht ganz blind) geworden sind, wieder klar gemacht werden, und auf welche Weise? (D. K. in München.)

**Conservirung von Gemüsen.** — Wie conservirt man Spargel, grüne Bohnen und Schoten, wie auch ausgelöste, grüne Zuckerschoten am einfachsten und schmackhaftesten für den Winter? (F. W. in Wien.)

**Flecke in amerikanischem Kuchbaum.** — Wie entfernt man Ausschmüßungs-Flecke aus Möbeln von amerikanischem Kuchbaumholz? Die Flecke sind trotz regelmäßigen, fleißigen Abreibens zum Vorschein gekommen und bisher nicht zu entfernen gewesen. (L. B.)

## Antworten.

**Ueber den Berliner Frühshoppen.** von dem eine Abonnentin „schon so viel gehört“, geben wir die Auskunft, da sie einen größeren Raum beansprucht, an dieser Stelle.

Vielfältig, wie die Gesichter seiner Teilnehmer, ist das Menu des „echten Berliner Frühshoppens“. Einem alten Brauch der Studenten, sich nach einem großen Commers am nächsten Morgen zu neuem Trunk zu vereinen, verdankt der „Berliner Frühshoppen“ seine Einführung, seine eigentliche Verdünntheit aber dem Fürsten Bismarck. Es war vor drei Jahren, als der Kanzler, — da die Kerze ihm seiner leidenden Gesundheit wegen spätes Ausbleiben, wie spätes Essen und Trinken verboten hatten, — ein erstes Mal die Minister, Mitglieder des Bundesrathes und des Parlamentes zur Mittagsstunde zu sich lud, wie die Karte besagte, „zu einer vertraulichen Besprechung“, und bei dieser Gelegenheit bot der Fürst seinen Gästen ein Frühstück, dem er den Namen „Frühshoppen“ verlieh. Wie großen Beifall dieser bei den Teilnehmern fand, bewiesen die enthusiastischen Lobeserhebungen, und seitdem wird der Frühshoppen jährlich mit gleicher Freude wieder begrüßt. Ein reiches Buffet prangt dann in dem gastlichen Hause, und wenn Gaviar, Hummern und Gänseleber-Paketen schnell den gewaltigen Angriffen gewichen sind, wird den Mayonnaisen, Apices und italienischen Salaten ihr Recht. Selten fehlt der Wildschweinskopf, flankirt von kalten Braten, Rehriden, Filet, gefülltem Schinken, farcirtem Puter und Hasen; auch die süßen Seifen, bavarisches, Gelees von Champagner, Rheinwein, mit und ohne Früchte, Charlotte russe u. sind vertreten, und zuletzt spricht man, abgesehen von der reichen Auswahl seiner Käse, den Radieschen, den Seleris, auch noch den petits fours und Confecten zu. Nicht vergessen aber bleibt der Schoppen selbst, bestehe er nun aus französischem Bordeaux, duftendem Rheinwein, Madeira, Ungar, oder, Alles überbietend an quantitativen Verbrauch und vorzüglicher Qualität, aus dem braunen bairischen Gerstensaft, der unmittelbar vom Faß verzapft und von den Dienern in herrlichen silbernen Thalerkrügen kredenzt wird.

Dies ist das Menu des fürstlichen Frühshoppens, der in die Gesellschaft des bürgerlichen Hauses weniger eindrang, sich aber im öffentlichen Leben der Stadt einen großen Platz errang. Um die Mittagszeit füllen sich die Wein- und Bierhäuser; sind es dort höhere Beamte, Offiziere, Rentiers, Künstler, die beim Weine, bei Gaviar, Lachsbröckchen, Kaviar, Cotelette und Beefsteak politische und Tagesneuigkeiten besprechen, so ist in den sich täglich neu erschießenden „Bräu“ nach bairischem Muster der Kaufmanns- und Handelsstand hauptsächlich vertreten. Neben reich bestreuten Buffets, auf denen Frankfurter, Bräunle, Knoblauch-, Wiener und Bockwürste ihren Platz behaupten und Anchovis, Sardinen, der saure Hering, — Kollmops genannt, — selten fehlen, giebt es kalte und warme Remus, die zu nächstem Preise verabreicht werden und wohl manchem Gast das Mittagessen ersetzen. J. B. — warm: Bouillon, Schellfisch, Kalbsbraten, — kalt: Fischsalat, Roastbeef mit Remoulade, Butter, Käse. Immerhin aber spielt das Essen, dem Trinken gegenüber, eine unbedeutende Rolle. In dem nie rastenden Getriebe der Weltstadt empfindet Jeder mit Behagen ein kurzes Ausruhen, eine geistige und körperliche Erfrischung, um dann mit neuer Kraft an die Tagesarbeit zu gehen. (E. K.)

**Diensthofen-Schule (86).** — Ein solches Institut existirt, allerdings in sehr kleinem Maßstabe, seit drei Jahren zu Erdmannsdorf in Schlefien unter der Aufsicht des Vaterländischen Frauenvereins. Die Schule erfreut sich eines gedeihlichen Fortganges, sowohl bezüglich der Anmeldungen von Mädchen, als auch der Nachfragen nach ausgebildeten Mädchen. Nähere Auskunft ertheilt auf directe Anfragen gern Frau von Münchhausen, geb. von Scharnhorst, zu Erdmannsdorf, Vorstand des Vaterländischen Frauenvereins, Section Erdmannsdorf.

**Himbeer-Syrup mit Weinsteinäure.** — Folgendes Recept habe ich Jahre lang selbst erprobt: Auf 2 1/2 Quart Himbeeren giebt man 1 1/2 Quart Wasser, schüttet 4 Loth Weinsteinäure hinzu und läßt es 24 Stunden stehen. Dann gießt man den Saft durch einen Spitzbeutel, ohne zu drücken, und giebt auf 1/2 Pfund Saft 1 Pfund gewöhnlichen Streuzucker hinzu. Ist der letztere nach öfterem Umrühren geschmolzen, so füllt man den Saft in ausgeschwefelte Flaschen und überbindet diese mit alter Leinwand, die man hin und wieder mit einer Nadel durchsticht. Die Flaschen müssen an einem trockenen und luftigen Orte aufbewahrt werden. Da man, ohne den Beutel zu drücken, nur wenig Saft erhält, so habe ich vorsichtig etwas nachgeholfen und dann von 2 1/2 Quart Himbeeren ungefähr 5-6 Pfund Saft erhalten. Johannisbeeren habe ich auch in dieser Weise eingemacht, und der Saft hatte ebenfalls eine wunderschöne rothe Farbe; die Johannisbeeren müssen jedoch vorher etwas gequetscht werden. (B. in M.)



**Bismarköpfe (86).** — Die Bismarköpfe und Bismark-Eier waren aus Metall gefertigte Parfüm-Büchsen, erstere in Gestalt von Thier- oder Menschenköpfen, letztere in Form von Eiern. Ich besitze selbst ein solches silbernes Eierbüchsen in der Größe eines kleinen Taubeneies. Es ist ein sehr zierlich gearbeitetes Ding, mit einem äußeren Schraubdeckel und darunter mit einem zweiten durchlöcherigen Deckel versehen. Das Innere birgt ein Schwämmchen zum Besprühen mit Parfüm; doch wurden solche Büchsen auch mit Bismark gefüllt. Das Büchsen stammt aus dem Schlosse Ankenstein in Untersteier, dessen einstige Besitzerin die Gräfin Leslie war. Früher besah ich auch einen Bismarkopf aus weißem Metall, einen Hundekopf darstellend und mit einem Klappdeckel versehen; in diesem hätte wohl eine kleine Uhr Platz gehabt. Woher dieser Bismarkopf stammt, ist mir unbekannt; ich erhielt ihn als Geschenk und gab ihn als solches weiter; ihrer Seltenheit wegen kam die Antiquität dann in ein Museum. Die vornehmen Damen früherer Zeit bewahrten in solchen Metallbüchsen kostbares Parfüm auf.

**Englische Orangen-Marmelade (48).** — Im folgenden theile ich noch ein englisches Original-Rezept mit. Man nimmt eine beliebige Anzahl Orangen (noch seiner schmecken Pomeranzen) und brüht, nachdem man sie in Hälften geschnitten hat, den Saft völlig heraus. Dann schält man die Rinde ganz fein ab, schneidet sie in feine Streifen, wie nur möglich, und vermischt sie mit dem Saft. In einem Pfund Saft kommen immer 2 Oberlassen Wasser. Nun läßt man die Schalen, den Saft und das Wasser einige Zeit ziehen, nachdem man vorher noch den Saft und die Schale einer Citrone hinzugefügt hatte. Auf je 12 Früchte rechnet man 1 Citrone. Das Ganze läßt man wenigstens eine Stunde kochen. Ist hiernach die Masse völlig abgekühlt, so giebt man den Zucker hinzu, auf 1 Pfund Saft 1 Pfund Zucker, und nun muß die Marmelade abermals wenigstens eine Stunde kochen, bis eine syrupähnliche, goldfarbene Masse erzielt ist, der die Rindenschnitzchen einen pikanten Geschmack geben. Doch nimmt man nur die Schale von ungefähr der Hälfte der Früchte, da die Marmelade sonst leicht zu bitter würde. **Oberschlesierin.**

**Stammbuch-Vers (86).** — Derselbe Vers findet sich in dem Stammbuch meiner vereinigten Mutter, und zwar ist dort als Name des Autors ein Dichter „von Pannasch“ angegeben. Auf Befragen bei einem Literaturkundigen erfährt ich, daß dieser Poet als Oberst in österreichischen Diensten in den vierziger Jahren gestorben sei.

**Abonnentin in Pilsstadt.** — Pommes soufflées bereitet man von weichen, nicht möhigen Kartoffeln, und zwar sind die sogenannten „Mentzartoffeln“ dazu am geeignetsten. Man schält und schneidet sie in Kugeln, etwa 1/2 Cent. Durchmesser, wäscht sie leicht und trocknet sie mit einem reinen Tuche ab. Bei wässriger Oberfläche müssen diese die Kartoffeln in einem Sieb mit kaltem kochendem Wasser waschen, sobald sie schwimmen, mit dem Schaumlöser behandeln und auf weißes Papiertuch gewaschen, so man sie fast vollständig trocken läßt. Hiernach wird das Mehl (hart sitzend gemacht), so heiß, daß es, in einen hierin getauchten Becherglase, weiter geht. Ist dieser Hitze erreicht, so rührt man die Eier hinein, insofern, — und das ist zum Weichen ein Haupterforderniß, — nur so viel, als neben

einander Platz haben. Sobald unter behändlichem Rühren die heißen Stücke sich in kleinen Bällchen aufblähen und bräunen, nimmt man sie aus dem Fett, bedeckt sie mit ganz feinem Salz und giebt sie zur Tafel.

**Franziska S. in A.** — Im folgenden das gewünschte Rezept „Saves Maronnales“. Nachdem 6-8 Schallotten fein zerhackt und mit einigen Löffeln Essig eine halbe Stunde auf dem Feuer durchgeschüttelt sind, feigt man sie durch ein Sieb. Dann rührt man, bei mäßiger Hitze, in einer Gasserole 6 Eiweiß mit 150 Gr. feiner Butter, etwas Salz, Pfeffer und Kuchensalz gut durch einander, zieht zwei Löffeln Stärkebrühe hinzu und wührt sie mit der Schallotten-Masse und ein wenig Citronensaft. Die Sauce darf indessen nicht kochen, weil sie leicht gerinnt; darum bereitet man sie am sichersten an bain-marie.

**Feuertürme.** — In welcher Zeitschrift 1888 eine Biographie der Mariti erschienen ist, wissen wir nicht. Vielleicht erhalten wir durch eine nächstjährige Zeitschrift Auskunft.

**Wiener.** — Wir vermögen die gewünschte Auskunft leider nicht zu geben; die von Ihnen gemachte Beobachtung scheint in der That zur Befriedigung zu führen. **Frau M. B. in Stuttgart, G. v. A.,** — **H. B. und Frau Ida A. in München,** — **Medienbürgerin, A. P. in Badpyß,** — **A. W. in B.,** — **Honorentin in S.-w.,** — **Karoline in Karlsruhe,** — **H. v. B.,** — **Frau G. M. in Nordhausen,** — **Kud. K.,** — **Antonin in Hamburg,** — **A. v. B. in G.,** — **G. L. in London,** — **Frau v. B. in G.,** — **Ulrichen derlischen Dant;** doch ist die Sache durch die bereits veröffentlichten Antworten wohl zur Genüge erledigt.

**Frau Ederer V. in Graz.** — Persönlichsten Dank! Wie Sie sehen, ist die Auskunft des Herrn Gemahl mit Bezaugungen benützt. **N. A. in Ggr.** — In Betreff des Donthälz's Nachfolger, Berlin W, Friedrichstr. 173, wofin Sie sich freundlichst direkt wenden mögen. **S. v. M. in A.** — Lieber die Domina-Nähmaschine sind und nur allzu häufige Uebel in Ihren gekommen. Lassen Sie sich doch von der Fabrik (Clement Müller, Nähmaschinen-Fabrik, Dresden-N.) die illustrierte Preisliste überlassen.

**Grenn.** — Baroness Malvina von Meisenburg (Verfasserin der „Memoiren einer Idealistin“, der „Stimmungsbilder aus dem Verhältniß einer alten Frau“ und des Romans „Päpstin“) lebt in Rom.

**Unerfahrene Hausfrau.** — „Garten“ sind in der Küchenprobe dünne Zweiglein, mit denen man das Fleisch umwickelt, damit es beim Braten schön bleibt und nur wenig gebräunt wird. — Wilden entziehen in keinem Geis in Folge von Feuchtigkeit. Man muß deshalb das Geis nicht feig verpacken, sondern den Behälter, in welchem er sich befindet, oftmals öffnen und den Inhalt umrühren. Dasselbe gilt von der Aufbeahrung des Reifes.

**Kreuz-Verbreiter in Süddeutschland.** — Der „Schaubild-Plattentischer Vertrieb“ hat bereits die Errichtung eines Preis-Vertrags in Schmetz in Meisenburg in's Auge gefaßt. Beiträge sind zu senden an das Verlagsamt, Mittelstr. 17, Gustav Meisen, Meisenburg, Große Wollstr. 2.

**Junge Hausfrau.** — Zum Wäschen von Perlestein empfiehlt die „Hausfrau“ (Stuttgart, Engelhorn): In einer halben Pottschüssel (schneidet man 2 Pottschüsseln) wäscht man die Perlestein in einem warmen Wasser aus Seifenwasser und kochendem Wasser (Glanz Wasser), je 1/2 Pfund in Wein-Geist, je 1/2 Pfund Wasser zu. Diese Wäsche wird mit einem großen Pinsel über einer weichen Bürste auf dem perlesteinen Fußboden aufgetragen. Nach erfolgtem Trocknen wird mit einer Bürste gewischt und mit einem Wellenfalten nacharbeiten, wodurch das Ganze einen schönen, haltbaren Glanz erhält.

**Vertha.** — Vertheilung des Schilppatt läßt sich wieder zusammenfügen, durch Bemalen und Kleben, eine Arbeit, die man dem Verfasser oder einem geschickten Drechsler überweisen muß.

**Preis-Concurrenz**

der Illustrirten Frauen-Zeitung für die besten Zeichnungen.

VII.

Der 16. Februar war der Schluß-Termin für die Einsendung

der Arbeiten zur Preis-Concurrenz, und der Anzahl nach beläuft sich das Resultat auf 342 Zeichnungen.

Davon kommen

79 auf Berlin,
37 „ München,
25 „ Wien,
23 „ Dresden,
12 „ Düsseldorf.

Die weiteren vertheilen sich auf ganz Deutschland, Oesterreich und die Schweiz; auch in fremden Ländern wohnende Deutsche theilnahmen; so trafen Sendungen ein aus Amsterdam, dem Haag, aus Gent, St. Petersburg, Pisa, Rom u. s. w.

Die Entscheidung der sechs Preisrichter über die Vertheilung der Preise von im Ganzen 6000 Mark wird programmgemäß am 1. Mai veröffentlicht werden. Heute dürfen wir aber bereits sagen, daß eine große Anzahl vorzüglicher Blätter eingegangen ist und daß den Lesern der Illustrirten Frauen-Zeitung ein großer künstlerischer Genuß bevorsteht. Wir gedenken in unserem Blatte gegen vierzig Kunstblätter als Ergebnis der Preis-Concurrenz zu veröffentlichen und unsere Leser so in den Besitz zu setzen von hervorragenden Leistungen der besten Künstler.

**Zur geneigten Beachtung.**

Die nächste Nummer wird in drei Wochen ausgegeben. — Da unsere Zeitung vierteljährlich bekanntlich sechs Mal in vierzehntägigen Zwischenräumen erscheint, das Vierteljahr aber dreizehn Wochen zählt, so fällt in jedes Vierteljahr einmal ein Zwischenraum von drei Wochen bis zum Erscheinen der folgenden Nummer. Auf das hierdurch herbeigeführte spätere Erscheinen der letzteren machen wir hiernit besonders aufmerksam.

Zu dieser Nummer gehört für die Abonnenten der großen Ausgabe ein Modenbild und ein Kinderbild.

Von der „Illustrirten Frauen-Zeitung“ erscheinen jährlich 24 Unterhaltungs-Rummern zu je 2 bis 2 1/2 Doppelbogen, 24 Roman-Rummern, 12 Schnitmuster-Beilagen und 12 farbige Modenbilder; vierteljährlicher Abonnements-Preis 2 M. 50 Pf. (1 Guld. 50 Kr., mit Postzusendung 1 Guld. 80 Kr.)

Die Fest-Ausgabe bringt ferner jährlich 12 Kunstblätter „Wildermappe“; das Heft (24 jährlich) kostet 50 Pf. (30 Kr.)

Die Ausgabe mit allen Kupfern jährlich 36 farbige Modenbilder, 12 Kostümbilder und 12 farbige Kinderbilder; kostet vierteljährlich 4 Mark 25 Pf. (2 Guld. 55 Kr., mit Postzusendung 2 Guld. 85 Kr.). — Alle Buchhandlungen nehmen jederzeit Bestellungen an, mit Ausnahme für die Fest-Ausgabe auch alle Postanstalten.

**Anzeigen,**

frühe solche nicht als für die „Illustrirte Frauen-Zeitung“ ungenügend von uns angesehen werden sollten, finden zu dem Vers von 1 Mark für die einpaltige Nonpareil-Beile oder deren Raum Aufnahme, soweit der dafür bestimmte Platz reicht. Annahme der Anzeigen in allen Annoncen-Vertrau, sowie in den Expeditionen der Illustrirten Frauen-Zeitung zu Berlin W, Potsdamer Straße 38, und in Wien I, Drosselgasse 5.

**Kunstgewerbliches.**

Siehe Seite 121:

**f. Schade, Juwelier, Berlin C, Roßstr. 27.**

Preis M. 12.

**Filet-Guipure-Album.**

Eine Sammlung stilvoller praktisch ausgeführter Original-Muster. Nebst illustrirter Anleitung von **Erna von Manteuffel.** Preis in eleg. Mappe M. 15. Verlag und Eigentum von **Gustav Elkan in Harburg a. d. E.**

Die Mehrzahl der Musterbücher für weibliche Handarbeiten ist eine der erfreulichsten Erscheinungen unserer Zeit. Wie im 16. Jahrh., der goldenen Zeit des feinen Geschmacks, gerade die Frauen sich auch mit ihren Arbeiten in den Vordergrund stellten, so haben wir eine ähnliche Thatsache auch in unserer Zeit zu verzeichnen und dass man dabei vor Allem auf praktische Muster Werth legt, beweist, dass diese Bewegung selbst eine feste Grundlage gewonnen hat. Zu den besonders wertvollen Arbeiten auf diesem Gebiete gehört das vorliegende Buch, das alles, welche auf weibliche Handarbeiten etwas halten, im höchsten Grade erwünscht sein muss und diese um so mehr, weil die praktischen Anleitungen und Fingerzeige hier mit klarem Verständnis und feingebildetem Geschmack verbunden sind. Red. Kunst u. Gewerbe. Nürnberg 1885, Nr. 4.

**Für Kunstfreunde.**

Der neue Katalog der Photographischen Gesellschaft, Berlin (enthaltend moderne u. classische Bilder, Pracht- und Galleriewerke, Photographien etc.), mit 5 Photographien nach Nürnberg, Bröner, Knaack, Woretto ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direct von der Photographischen Gesellschaft gegen Einzahlung von 50 Pfg. in Postmarken zu beziehen.

**Chemische Wasch-Anstalt**

Reinigung jeder Art

**Judlin**

Herrn- u. Damen-Garderobe, Hülschäfte, Seiden, Carbons, Spitzen, Toppiche, Pelzwerke.

Fabrik

Austräge u. Ausarbeiten

in der Fabrik Charlottenburg-Litten-Landstrasse

**Wer einer Dame**

ein immer gern gegebenes Geschenk machen will, bestelle mit dem Namen derselben den

**Sammelfasten für Briefe**

aus Lichenholz mit Cuivre-poli-Beize und verbleibbarem Schloß, hochlegant nebst 100 Briefen-Karten, fein lithographirt, 50 Bogen u. 50 Coups. mit Monogramm, 25 billets de correspondance nebst Coups. Alles zusammen für 10 Mark von **M. Schilberger, Berlin W, Schillerstr. 3.** Ueber 500 Collectionen bereits verkauft.

**Briefmarken.**

Briefmarken von einzelnen Ländern u. in ganzen Sammlungen u. Albums werden gekauft. Gest. Offerten unter D. R. 200 an die Exped. d. Illustrirten Frauen-Zeitung in Berlin erbeten.

**Illustr. Briefmarken-Journal.** Verbreitete u. einzeln Briefm.-Zg. 3. u. 4. u. 5. u. 6. u. 7. u. 8. u. 9. u. 10. u. 11. u. 12. u. 13. u. 14. u. 15. u. 16. u. 17. u. 18. u. 19. u. 20. u. 21. u. 22. u. 23. u. 24. u. 25. u. 26. u. 27. u. 28. u. 29. u. 30. u. 31. u. 32. u. 33. u. 34. u. 35. u. 36. u. 37. u. 38. u. 39. u. 40. u. 41. u. 42. u. 43. u. 44. u. 45. u. 46. u. 47. u. 48. u. 49. u. 50. u. 51. u. 52. u. 53. u. 54. u. 55. u. 56. u. 57. u. 58. u. 59. u. 60. u. 61. u. 62. u. 63. u. 64. u. 65. u. 66. u. 67. u. 68. u. 69. u. 70. u. 71. u. 72. u. 73. u. 74. u. 75. u. 76. u. 77. u. 78. u. 79. u. 80. u. 81. u. 82. u. 83. u. 84. u. 85. u. 86. u. 87. u. 88. u. 89. u. 90. u. 91. u. 92. u. 93. u. 94. u. 95. u. 96. u. 97. u. 98. u. 99. u. 100. u. 101. u. 102. u. 103. u. 104. u. 105. u. 106. u. 107. u. 108. u. 109. u. 110. u. 111. u. 112. u. 113. u. 114. u. 115. u. 116. u. 117. u. 118. u. 119. u. 120. u. 121. u. 122. u. 123. u. 124. u. 125. u. 126. u. 127. u. 128. u. 129. u. 130. u. 131. u. 132. u. 133. u. 134. u. 135. u. 136. u. 137. u. 138. u. 139. u. 140. u. 141. u. 142. u. 143. u. 144. u. 145. u. 146. u. 147. u. 148. u. 149. u. 150. u. 151. u. 152. u. 153. u. 154. u. 155. u. 156. u. 157. u. 158. u. 159. u. 160. u. 161. u. 162. u. 163. u. 164. u. 165. u. 166. u. 167. u. 168. u. 169. u. 170. u. 171. u. 172. u. 173. u. 174. u. 175. u. 176. u. 177. u. 178. u. 179. u. 180. u. 181. u. 182. u. 183. u. 184. u. 185. u. 186. u. 187. u. 188. u. 189. u. 190. u. 191. u. 192. u. 193. u. 194. u. 195. u. 196. u. 197. u. 198. u. 199. u. 200. u. 201. u. 202. u. 203. u. 204. u. 205. u. 206. u. 207. u. 208. u. 209. u. 210. u. 211. u. 212. u. 213. u. 214. u. 215. u. 216. u. 217. u. 218. u. 219. u. 220. u. 221. u. 222. u. 223. u. 224. u. 225. u. 226. u. 227. u. 228. u. 229. u. 230. u. 231. u. 232. u. 233. u. 234. u. 235. u. 236. u. 237. u. 238. u. 239. u. 240. u. 241. u. 242. u. 243. u. 244. u. 245. u. 246. u. 247. u. 248. u. 249. u. 250. u. 251. u. 252. u. 253. u. 254. u. 255. u. 256. u. 257. u. 258. u. 259. u. 260. u. 261. u. 262. u. 263. u. 264. u. 265. u. 266. u. 267. u. 268. u. 269. u. 270. u. 271. u. 272. u. 273. u. 274. u. 275. u. 276. u. 277. u. 278. u. 279. u. 280. u. 281. u. 282. u. 283. u. 284. u. 285. u. 286. u. 287. u. 288. u. 289. u. 290. u. 291. u. 292. u. 293. u. 294. u. 295. u. 296. u. 297. u. 298. u. 299. u. 300. u. 301. u. 302. u. 303. u. 304. u. 305. u. 306. u. 307. u. 308. u. 309. u. 310. u. 311. u. 312. u. 313. u. 314. u. 315. u. 316. u. 317. u. 318. u. 319. u. 320. u. 321. u. 322. u. 323. u. 324. u. 325. u. 326. u. 327. u. 328. u. 329. u. 330. u. 331. u. 332. u. 333. u. 334. u. 335. u. 336. u. 337. u. 338. u. 339. u. 340. u. 341. u. 342. u. 343. u. 344. u. 345. u. 346. u. 347. u. 348. u. 349. u. 350. u. 351. u. 352. u. 353. u. 354. u. 355. u. 356. u. 357. u. 358. u. 359. u. 360. u. 361. u. 362. u. 363. u. 364. u. 365. u. 366. u. 367. u. 368. u. 369. u. 370. u. 371. u. 372. u. 373. u. 374. u. 375. u. 376. u. 377. u. 378. u. 379. u. 380. u. 381. u. 382. u. 383. u. 384. u. 385. u. 386. u. 387. u. 388. u. 389. u. 390. u. 391. u. 392. u. 393. u. 394. u. 395. u. 396. u. 397. u. 398. u. 399. u. 400. u. 401. u. 402. u. 403. u. 404. u. 405. u. 406. u. 407. u. 408. u. 409. u. 410. u. 411. u. 412. u. 413. u. 414. u. 415. u. 416. u. 417. u. 418. u. 419. u. 420. u. 421. u. 422. u. 423. u. 424. u. 425. u. 426. u. 427. u. 428. u. 429. u. 430. u. 431. u. 432. u. 433. u. 434. u. 435. u. 436. u. 437. u. 438. u. 439. u. 440. u. 441. u. 442. u. 443. u. 444. u. 445. u. 446. u. 447. u. 448. u. 449. u. 450. u. 451. u. 452. u. 453. u. 454. u. 455. u. 456. u. 457. u. 458. u. 459. u. 460. u. 461. u. 462. u. 463. u. 464. u. 465. u. 466. u. 467. u. 468. u. 469. u. 470. u. 471. u. 472. u. 473. u. 474. u. 475. u. 476. u. 477. u. 478. u. 479. u. 480. u. 481. u. 482. u. 483. u. 484. u. 485. u. 486. u. 487. u. 488. u. 489. u. 490. u. 491. u. 492. u. 493. u. 494. u. 495. u. 496. u. 497. u. 498. u. 499. u. 500. u. 501. u. 502. u. 503. u. 504. u. 505. u. 506. u. 507. u. 508. u. 509. u. 510. u. 511. u. 512. u. 513. u. 514. u. 515. u. 516. u. 517. u. 518. u. 519. u. 520. u. 521. u. 522. u. 523. u. 524. u. 525. u. 526. u. 527. u. 528. u. 529. u. 530. u. 531. u. 532. u. 533. u. 534. u. 535. u. 536. u. 537. u. 538. u. 539. u. 540. u. 541. u. 542. u. 543. u. 544. u. 545. u. 546. u. 547. u. 548. u. 549. u. 550. u. 551. u. 552. u. 553. u. 554. u. 555. u. 556. u. 557. u. 558. u. 559. u. 560. u. 561. u. 562. u. 563. u. 564. u. 565. u. 566. u. 567. u. 568. u. 569. u. 570. u. 571. u. 572. u. 573. u. 574. u. 575. u. 576. u. 577. u. 578. u. 579. u. 580. u. 581. u. 582. u. 583. u. 584. u. 585. u. 586. u. 587. u. 588. u. 589. u. 590. u. 591. u. 592. u. 593. u. 594. u. 595. u. 596. u. 597. u. 598. u. 599. u. 600. u. 601. u. 602. u. 603. u. 604. u. 605. u. 606. u. 607. u. 608. u. 609. u. 610. u. 611. u. 612. u. 613. u. 614. u. 615. u. 616. u. 617. u. 618. u. 619. u. 620. u. 621. u. 622. u. 623. u. 624. u. 625. u. 626. u. 627. u. 628. u. 629. u. 630. u. 631. u. 632. u. 633. u. 634. u. 635. u. 636. u. 637. u. 638. u. 639. u. 640. u. 641. u. 642. u. 643. u. 644. u. 645. u. 646. u. 647. u. 648. u. 649. u. 650. u. 651. u. 652. u. 653. u. 654. u. 655. u. 656. u. 657. u. 658. u. 659. u. 660. u. 661. u. 662. u. 663. u. 664. u. 665. u. 666. u. 667. u. 668. u. 669. u. 670. u. 671. u. 672. u. 673. u. 674. u. 675. u. 676. u. 677. u. 678. u. 679. u. 680. u. 681. u. 682. u. 683. u. 684. u. 685. u. 686. u. 687. u. 688. u. 689. u. 690. u. 691. u. 692. u. 693. u. 694. u. 695. u. 696. u. 697. u. 698. u. 699. u. 700. u. 701. u. 702. u. 703. u. 704. u. 705. u. 706. u. 707. u. 708. u. 709. u. 710. u. 711. u. 712. u. 713. u. 714. u. 715. u. 716. u. 717. u. 718. u. 719. u. 720. u. 721. u. 722. u. 723. u. 724. u. 725. u. 726. u. 727. u. 728. u. 729. u. 730. u. 731. u. 732. u. 733. u. 734. u. 735. u. 736. u. 737. u. 738. u. 739. u. 740. u. 741. u. 742. u. 743. u. 744. u. 745. u. 746. u. 747. u. 748. u. 749. u. 750. u. 751. u. 752. u. 753. u. 754. u. 755. u. 756. u. 757. u. 758. u. 759. u. 760. u. 761. u. 762. u. 763. u. 764. u. 765. u. 766. u. 767. u. 768. u. 769. u. 770. u. 771. u. 772. u. 773. u. 774. u. 775. u. 776. u. 777. u. 778. u. 779. u. 780. u. 781. u. 782. u. 783. u. 784. u. 785. u. 786. u. 787. u. 788. u. 789. u. 790. u. 791. u. 792. u. 793. u. 794. u. 795. u. 796. u. 797. u. 798. u. 799. u. 800. u. 801. u. 802. u. 803. u. 804. u. 805. u. 806. u. 807. u. 808. u. 809. u. 810. u. 811. u. 812. u. 813. u. 814. u. 815. u. 816. u. 817. u. 818. u. 819. u. 820. u. 821. u. 822. u. 823. u. 824. u. 825. u. 826. u. 827. u. 828. u. 829. u. 830. u. 831. u. 832. u. 833. u. 834. u. 835. u. 836. u. 837. u. 838. u. 839. u. 840. u. 841. u. 842. u. 843. u. 844. u. 845. u. 846. u. 847. u. 848. u. 849. u. 850. u. 851. u. 852. u. 853. u. 854. u. 855. u. 856. u. 857. u. 858. u. 859. u. 860. u. 861. u. 862. u. 863. u. 864. u. 865. u. 866. u. 867. u. 868. u. 869. u. 870. u. 871. u. 872. u. 873. u. 874. u. 875. u. 876. u. 877. u. 878. u. 879. u. 880. u. 881. u. 882. u. 883. u. 884. u. 885. u. 886. u. 887. u. 888. u. 889. u. 890. u. 891. u. 892. u. 893. u. 894. u. 895. u. 896. u. 897. u. 898. u. 899. u. 900. u. 901. u. 902. u. 903. u. 904. u. 905. u. 906. u. 907. u. 908. u. 909. u. 910. u. 911. u. 912. u. 913. u. 914. u. 915. u. 916. u. 917. u. 918. u. 919. u. 920. u. 921. u. 922. u. 923. u. 924. u. 925. u. 926. u. 927. u. 928. u. 929. u. 930. u. 931. u. 932. u. 933. u. 934. u. 935. u. 936. u. 937. u. 938. u. 939. u. 940. u. 941. u. 942. u. 943. u. 944. u. 945. u. 946. u. 947. u. 948. u. 949. u. 950. u. 951. u. 952. u. 953. u. 954. u. 955. u. 956. u. 957. u. 958. u. 959. u. 960. u. 961. u. 962. u. 963. u. 964. u. 965. u. 966. u. 967. u. 968. u. 969. u. 970. u. 971. u. 972. u. 973. u. 974. u. 975. u. 976. u. 977. u. 978. u. 979. u. 980. u. 981. u. 982. u. 983. u. 984. u. 985. u. 986. u. 987. u. 988. u. 989. u. 990. u. 991. u. 992. u. 993. u. 994. u. 995. u. 996. u. 997. u. 998. u. 999. u. 1000.

**DENK'S**

**Kreuzstich-Monogramme**

12 Hefte (4 1/2 Blatt) von AA-ZZ. 3 1/2 S. W. — M. 5. Einzelne Hefte (23 Monogramme u. 1 Kreuz) 30 Kr. — 50 Pfg. zu haben bei **Hans Denk, Wien I. Goldschmidgasse 7.** sowie in allen Buchhandlungen. (Verlag: Anton Schroll & Co., Wien.)

**J. Rint, Spitzen-Manufactur**

**Berlin, Jägerstraße 23.**

Gedrehter Vagel sammtl. Spitzen u. Spitzenartikel. Neut u. Imitation. Spitzenconfection. Spitzenwäsche. Knöpfconfection. Application.



# J. A. Heese

**Königlicher Hoflieferant**  
Seidenwaaren-Fabrik, Mode- und Manufacturwaaren etc.  
Berlin. Leipziger Strasse 87. SW. Berlin.

Mein  
**reich illustriertes Preisbuch**  
enthaltend das  
**Verzeichniss**  
aller **Neuheiten** der  
**Frühjahr- und Sommer-Saison**

in seidenen, halbseidenen, wollenen, halb- und baumwollenen Kleiderstoffen für Haus und Promenade, wie für Gesellschafts- und Ballzwecke; Flanellen, Futterstoffen; Plüsch, Sammeten, Velvets, Kostümen, Paletots, Mänteln, Regenmänteln, Morgenröcken, Jupons, Schürzen, Tüchern, Plaids; Spitzen, Spitzenstoffen jeder Art, Rüschen, Schleifen, Hauben; Taschentücher, Cravatten, Cachenez, Fächern und Schirmen für Damen und Herren, Reise-, Schlaf- und Bettdecken; Möbel-Cretonnes, Gardinen, Tischdecken, Teppichen, Läuferstoffen etc.

**ist erschienen**  
und wird auf Wunsch gratis und franco zugesandt.

Proben, Modenbilder und feste Aufträge von 20 Mark an postfrei.

## Die Anfertigung der Kinder-Garderobe

Verlag von Franz Eipperheide in Berlin.

Lehrbücher der Modenwelt.  
Zweiter Band.

# Die Anfertigung der Kinder-Garderobe.

Von  
Hedwig Lechner und Gunda Beeg.

Bearbeitet nach derselben bewährten Methode, welche dem ersten Bande der „Lehrbücher“, der „Anfertigung der Damen-Garderobe“, zu Grunde liegt, wird dieser zweite Band die Garderobe für Mädchen und Knaben von ein bis zwölf Jahren in fünf verschiedenen Altersstufen behandeln.

Es ist vorzüglich die auf der neueren Gesundheitslehre beruhende Einfachheit der heutigen Kindertracht, welche deren Anfertigung im Hause durch Mütter und Schwestern in hohem Grade begünstigt, und wir hoffen, den liebevoll schaffenden Händen mit unserem Werkchen eine fördernde und erleichternde Anleitung zu übergeben.

Der Umfang des Werkes ist auf etwa 8 bis 10 Lieferungen von je 16 reich illustrierten Seiten berechnet, welche in Zwischenräumen von vier bis fünf Wochen erscheinen. Preis der Lieferung 60 Pfennig.

Lieferung 1, welche einen ausführlichen Prospect enthält, kann als Probe zum Preise von 70 Pfennig frei unter Kreuzband bezogen werden. Zur Abnahme einer bestimmten Anzahl von Lieferungen ist Niemand verpflichtet. — Bestellungen werden angenommen von allen Buchhandlungen.

**Monogramme-Büchlein**  
von Erna von Mantuffel.  
Preis à Heft 40, mit Porto 50 Pf. Jedes Heft für eine Familie ausreichend, enthält 25 Monogramme für Plättchen. Bei Bestellungen genügt Angabe des gewünschten Buchstaben.  
Hamburg a. E. Gustav Eifan.

### LEONHARDI'S TINTEN

Kühnlichst bekannt  
Mit ersten Preisen  
ausgezeichnet!

Zu haben in den  
meisten Papier- u.  
Schreibm.-Hdlg.  
des In- & Aus-  
landes.

AUG. LEONHARDI, DRESDEN.  
Erfinder der berühmten patent  
ALIZARINTINTEN (echte Eisenfärbung) und  
anderer bester SCHREIB-  
& COPIR-TINTEN sowie veränderter  
SPECIALTÄTEN

# Die Gartenlaube

(Ausf. 270,000 Expl.) das billigste u. verbreitetste deutsche Familienblatt,  
ein Besitz von dauerndem Werthe für jedes Haus.

bringt in ihrem eben begonnenen Jahrgang vollständig:  
einen dreibändigen neuen Roman von Fr. Spielhagen,  
einen einbändigen neuen Roman von W. Heimburg,  
einen einbändigen neuen Roman von St. Keffler,  
einen zweibändigen neuen Roman von G. Werner,  
ferner einen Theil der populären Vorträge des berühmten Naturforschers **Brehm**, **Dr. Finsch's** Entdeckungsfahrten in der Südsee u. s. w. u. s. w.

Der Preis der Gartenlaube ist gegenüber dem Gebotenen ein verschwindend kleiner.

Zu beziehen in **Wochennummern** (1 Mark 60 Pfennig vierteljähr.)  
durch alle Buchhandlungen u. Postämter — in **Heften** à 50 Pfennig  
und **Halbheften** à 30 Pfennig nur durch die Buchhandlungen.

**Pianos** billig, bar od. Raten. Kostenfreie Probefahrt, Prosp. gratis.  
Fabrik Weidenlaufer, Berlin NW.

Verlag von Th. Knaur in Leipzig:

## Zu Herzensfreude und Seelenfrieden.

Klänge deutscher Dichter  
aus neuerer und neuester Zeit.

Herausgegeben von  
**Karl Jul. Lösckke.**  
Dritte Auflage.

Reich mit Illustrationen ausgestattet in feinstem Prachtband mit Goldschnitt.  
Preis 6 Mark.

**Wer Herzensfreude sucht und Seelenfrieden pflegt und begehrt, dem bietet dieses Buch zum Freunde sich dar.**

### Deutsche Lyriker

seit 1850.  
Mit einer literar-historischen Einleitung und biographisch-kritischen Notizen.  
Herausgegeben von  
**Dr. Emil Kneschke.**  
5. Auflage.  
In Prachtband mit Goldschnitt M. 4.  
Mit Emanuel Geibel's Portrait in Stahlstich, gestochen von A. Weger.  
Diese neue preiswerthe Gedichtsammlung, 816 Seiten klein Octav umfassend, ist in der gegebenen Anordnung zugleich ein Führer durch die neuere Lyrik und birgt in seiner Reichhaltigkeit die kostlichsten Perlen derselben.

### Christliches Geburtstags-Album.

Mit Textstellen aus der heiligen Schrift und Versen auf alle Tage des Jahres  
von  
**Pastor G. Jung.**  
Mit Titelbild in Lichtdruck.  
130 Seiten mit blau liniirtem Schreibpapier durchschossen. Eleg. geb. mit Goldschnitt M. 4.  
Mit dem „Christlichen Geburtstags-Album“ wird ein mehrfacher Zweck zu erreichen gewünscht. Die ausgewählten biblischen Texte werden dem Leser oder der Leserin gewiss eine täglich freundliche Erinnerung an das ewige Wort der Wahrheit sein. In den hinzugefügten Versen wird er eine zu seinem Herzen sprechende Deutung und Mahnung finden. Die liniirten Blätter werden ihm Gelegenheit geben, sich auf denselben die Geburtstage seiner Verwandten, Freunde und Freundinnen zu vermerken, oder an den betr. Tagen selbst von ihnen vermerken zu lassen, wodurch ihm zugleich eine reiche und unmittelbare Sammlung ihrer Handschriften zugeht.

**Original-Corset PLASTIK**  
mit patentirter Einrichtung, D. R.-P. 21,610, bedingt eleganten Sitz jed. Kleides, **nur echt von mir der Erfinderin** und alleinigen **Patent-Inhaberin** zu beziehen.

mit der **goldenen Medaille** prämi. **Corsets** zur Caschirung hoher Schulter und Hüfte. **Verschönerung der Büste** ohne Polsterung.

**Special-Praxis seit 1858.**  
Vor werthlosen Nachahmungen wird gewarnt.

Zur Vermeidung von Verwechslungen bitte genau obige Firma zu beachten.

## Frau Therese Franz,

Berlin, Charlottenstr. 76.  
Corset-Specialistin.  
Deutsche Reichspatente 1945, 10,644, 21,610.  
Alleinige Erfinderin  
des in London 1855

mit der **goldenen Medaille** prämi. **Corsets** zur Caschirung hoher Schulter und Hüfte. **Verschönerung der Büste** ohne Polsterung.

**Special-Praxis seit 1858.**  
Vor werthlosen Nachahmungen wird gewarnt.

Zur Vermeidung von Verwechslungen bitte genau obige Firma zu beachten.

**Spitzen.**  
Schwarzseidene Couture- und Chantilly- Spitzen, weiße Spitzen, Tüll- Spitzen, leinene gefloppelte Spitzen und Einfäde, Schweizer Spitzen („Festons“ und „Einfäde“) in Weiß und Grün, Spitzen- und Spitzen-Belants, Spitzenstoffe, Sammet- und Seidenband, Rüschen etc. empfiehlt in reicher Auswahl zu den billigsten Preisen  
Gardinen-Fabrikant  
**Johs. Tobler jr., aus Wolfshalden, Schweiz.**  
Berlin W., Leipziger Straße 103, Gehaus Friedrichstraße.  
Proben franco.

**Alwin** **Tielze**  
Neuheiten in Kaschmirs  
Beiges, Krepps, Loden, Cheviots  
Lamas, Konfektionsstoffe  
Damenstiche Fantasie-  
stoffe  
Woll-Fabrik  
Greiz

**Unverantwortlich**  
ist es, wenn Damen Outnadeln ohne **S. F. Reuß'sche (Nachen) Patent-Sicherheitsnähmaschine** tragen.  
Zu haben in jeder Kurzwaarenhandlung.

## Sammet und Seidenstoffe

jed. Art, gr. Ausw. v. schwarzen, weissen u. farbigen Seidenstoffen zu Brautkleidern empf. zu billigsten Preisen die Seiden- und Sammet-Manufaktur von  
Muster franco. **M. M. Catz in Crefeld.**

„Was erhält die Gesundheit?“ „Ein tägliches Bad!“ „Weshalb badet man namentlich im Winter so selten?“ „Weil bisher kein wahrhaft practischer Bades-Apparat existirte!“ „Der sich einen solchen neuverwendeten Wohlthun beizubehalten beliebt, kann sich ohne Mühe und Kosten täglich warm baden. Zu einem Bade gehören 5 Kubel Wasser und 1 Kilo Kohlen. Ein jeder, der dies liebt, verlange per Postkarte den ausführlichen illustrierten Preis-Courant gratis und franco.“  
**L. Weyl, Berlin SW., Friedrichstr. 22.**  
Filiale in Wien, Wallfischgasse 8.  
Badewannen mit und ohne Heizvorrichtung. Auch gegen Rheumabklingen.

Genehmigt durch Allerhöchsten Erlass Sr. Majestät des Kaisers und unter hohem Protectorate  
Seiner K. K. Hoheit des Kronprinzen des Deutschen Reiches und von Preussen.

# I. Marienburger Geld-Lotterie.

Ausschliesslich baare Geldgewinne, zahlbar ohne jeden Abzug.  
**3372 Gewinne = 375 000 Mark.**

## Haupt-Gewinne: 90 000, 30 000,

15000, 2 à 6000, 5 à 3000, 12 à 1500 Mark etc.

Ziehung vom 19. bis 22. April 1886.

Anträge auf Loose à M. 3.50 erbitte mir durch Postanweisung.  
**Leo Gahl, Berlin C, Schlossfreiheit Nr. 9.**  
Für jede frankirte Loose-Sendung und Liste sind 30 Pf. (unter Einschluss 50 Pf.) beizufügen.



Illustrirte  
**Frauen-Zeitung.**

Nr. 8, 1. Blatt.

Monatlich zwei Nummern.  
Vierteljährlich 2½ M. — 1½ Guld.

Berlin, 16. April 1886.

(Ausgabe mit allen  
Kupfern: 4½ M. — 2 Guld. 55 Kr.)

XIII. Jahrg.



*Helene Bielow.*



## Im Trosse der Kunst.

Von Helene Böhlau.

(Schluß.)

**D**um, werden wir etwas zu hören bekommen?" fragte Mercedes.

Der Wirth zuckte links die Achseln und räunte und nickte weiter mit seinen Gläsern. „Wenn's die Herrschaften wünschen," sagte er nach einer Weile, „thät' ich's schon."

„Dann los!" ermunterte Herr von Maus. „Seht Euch nur gleich."

„Es ist eine schlimme Zeit dafür," erwiderte der Wirth. „Wir haben das Heuen hinter uns, da sieht es um die Finger böß aus."

Er blickte auf seine Hände, und man sah, daß sie dert und schwielig genug waren, um in seinen kunstgerechten Anschlag einige Zweifel zu setzen.

„Das macht nichts," sagte Herr von Maus, „nur zu."

„Jeder giebt's, so gut er's kann," murmelte der Wirth gelassen, nahm aus seiner Tasche den Schlüssel zum Instrument und schloß es zögernd auf.

Darauf griff er einige Accorde. Die alte Mutter hatte sich wieder eingefunden und saß auf der Ofenbank. „Na, was meinst Du," fragte der Wirth, zu ihr gewendet, „was ich daran nehmen soll?"

„Da spiel' für's Erste den herzbeweglichen Grabgang und die Bertröstung unseres Herrn und Heilands."

„Kann geschehen," sagte der Wirth, schaute eine gute Weile lang nachdenklich auf die Tasten, und mächtig, etwas übermäßig schwerfällig und schleppend erklang zum größten Erstaunen der Anwesenden der Chopin'sche Trauermarsch in der Dorfschenke. Man würde weniger erstaunt gewesen sein, wenn man gewußt hätte, daß dieses Musikstück tief in das Volk eingedrungen ist. Unter seinen ersten Klängen wird in vielen Gegenden Deutschlands ein wohlhabender und verdienter Bürger, dessen Mittel es erlauben, sich mit Pomp zu Grabe tragen zu lassen, auf seinem letzten Wege geleitet.

Die Alte hatte die Hände auf den Knien gefaltet und nickte bedächtig und einverstanden bei manchen Stellen, über die sie sich wohl ihre besonderen Gedanken machte, mit dem Kopfe.

Als die erlösenden Klänge, mit allzureichlichem Pedalgebrauch stark markirt, sich aus der großen Düstertät erhoben, sagte die Alte, bewundernd auf den Wirth blickend: „Gott segne Dich, mein Sohn!"

Als er geendet, überraschte ihn augenscheinlich eine heftige Applaus-Attake der beiden Schwestern Stenzel, die von Mercedes, dem Intendanten, Doctor Delwein und Herrn von Maus verstärkt wurde.

Die Alte blickte mit offenem Munde, die Arme auf die Kniee gestemmt, auf die handklatzende Gesellschaft, und in ihren Zügen malte sich deutlich die Befürchtung, daß sie die Gäste für verrückt hielt. „Ei Jeeses!" murmelte sie.

„Bravo, bravo!" rief Herr von Maus.

Der Wirth schaute sich schlau lächelnd um und sagte: „Beruhig' Sie sich, Mutter! Das thun sie in der Stadt, wenn eine Sache zu Ende ist. Das macht nix."

„Ei, ei, ei," murmelte die Alte kopfschüttelnd, „johlen und klatschen sie auch beim heiligen Abendmahl? Man soll's fast meinen."

Das Zwiegespräch zwischen Mutter und Sohn hatte man nicht beachtet. Nur Veronika schien es nicht entgangen zu sein; über ihre Züge ging ein Lächeln.

„Mein Gott, wie kommen Sie zu Chopin's Trauermarsch?" fragte Mercedes den Wirth.

„Das macht sich so," war die Erwiderung; „wenn die Winterfeld'schen Butterweiber in die Stadt gehen, dann bringen sie dem Herrn Cantor und mir neue Munition mit. Sie wissen drüben schon unser Gusto."

„Gar nicht übel," meinte Herr von Maus, „die Cultur wächst zusehends."

„Wenn es Euch dennoch soll gefallen haben," sagte die Alte, „trotzdem Ihr einen so ungebührlichen Lärm macht, so mag er noch ein Stück, aus sich selbst heraus, für die jungen Leute spielen. Geh, gib ihnen ‚Hektor's Freudenfahrt', dem Schulzen sein Leibstück, zum Besten und darauf die ‚Luftige und zänkliche Hanne-Lies'."

„Schon recht," sagte der Wirth und begann mit Hektor's Freudenfahrt.

„Alle Wetter!" rief Herr von Maus zwischen das Spiel hinein, „das ist ja ein verfluchtes Ding, sapperlot!"

Und der Wirth spielte ein munteres Stücklein, was nicht gerade nothwendigerweise Hektor's Freudenfahrt zu sein brauchte, aber unbedingt etwas Heiteres, Kräftiges, Vollstimmliches an sich trug.

„Sie hören, hier galoppirt er," erklärte der Wirth bei einer bestimmten Stelle. „Es ist ganz sein Tritt, wenn man ihn kennt, wie ich ihn kenne."

„Ja, das ist er," bekräftigte die alte Mutter.

Die „Luftige und die zänkliche Hanne-Lies" verursachte

das munterste Lachen unter der Gesellschaft, denn der Wirth unterließ nicht zu erklären, daß das Stücklein seiner Frau gelte, und gab für jeden Abschnitt seine Erläuterungen.

Darauf spielte er noch ein wehmüthig einfaches Liedchen; seine derten Finger waren einer eigenthümlichen, etwas unsicheren Zartheit fähig.

„Das ist der Tod unseres ersten Kindes. Das starb uns weg im ersten halben Jahr. Ich darf der Frau damit gar nicht kommen; der geht's allemal zu Herzen."

„S'ist auch gut," sagte die Mutter, „daß er sie's nicht hören läßt. Junges Volk soll sich Trübsal vom Halse halten."

Als der Wirth geendet, stand er auf, schloß den Deckel des Instrumentes vorsichtig und umständlich, ohne während seiner Beschäftigung auf den Ansturm der Gesellschaft, der jetzt auf ihn erfolgte, zu achten.

„Mein Gott! Mein Gott," riefen und jubelten die beiden Stenzels ein Mal über's andere. Sie hatten ungefähr dieselben Stimmregister gezogen, die sie angewendet, um einst Wagner bei einer Soirée in Bai-reuth von ihrem wüthenden Beifall zu überzeugen.

Sie sollen damals zu den überraschendsten Mitteln, deren man bis dahin die menschliche Kehle kaum für fähig gehalten hat, gegriffen haben. Ein solcher Paroxysmus wiederholte sich hier. Sie nahmen den Wirth in ihre Mitte, zogen ihn auf ihre Brust nieder und zeternten ihm ihr Erstaunen und ihre Bewunderung in die Ohren, daß dem Guten vor Ueber-raschung und einem eigenthümlichen Grauen die Augen aus dem Kopfe traten.

„Sie sind ja ein unerhörter Mensch," jauchzten und frohlockten sie. „Sie sind ein Genie, wir versichern Sie, durch und durch Genie, — und wir verstehen das, — wir kennen das! — Angeborenes Talent! — Sie können ja ungeheures Glück machen. — Kennen Sie den einarmigen Fich?" schmetterten die Schwestern, im dunklen Drange, den braven Wirth auf alle Fälle von seinem Werthe zu überzeugen. „Er hat nur einen Arm, und was leistet er! Und Sie, sehen Sie sich an, was Sie für Arme haben! Du, mein lieber Gott, das ist ja unerhört! Nein, sagen Sie, Intendanten, man soll's nicht glauben!"

So wurde der Intendant zwischen das scharfe Gesicht gezogen. „Ja, er hat seine Sache gut gemacht," erwiderte er.

„Nun, haben Sie nicht Lust, unter die Musiker zu gehen?"

Der Wirth zog den Mund zum Lachen: „Das fehlte. Da steht unsereins doch anders da," sagte er verblüfft.

„Welche Raibetät!" frohlockten die Schwestern.

„In allem Ernst, es muß etwas für ihn gethan werden!" drang Mercedes' Stimme klar durch das Lobgewirr der Schwestern. Sie fuhr fort, als sie bemerkte, daß man auf sie achtete. „Ich finde allerdings, daß er ein hervorragendes Talent besitzt."

„Natürlich ist er ein Talent, daran ist kein Zweifel," bekräftigte der Intendant, „möglicher Weise ein hervorragendes. Wer hat Sie unterrichtet, lieber Freund?"

„Unterrichtet?" antwortete der Wirth. „Ich habe als Schulbub mit dem Sohne des Cantors so hin und wider meine Versuche auf dessen Klavier gemacht; da sieht man so allerlei ab."

„Also gar nicht unterrichtet, — nie unterrichtet?" fragte Herr von Maus, höchlichst erstaunt.

„Bester, bester Herr von Maus," stellten die beiden Schwestern einmüthig, „es muß etwas geschehen."

„Fräulein Veronika," sagte der Intendant, „jetzt sehen Sie sich, und spielen Sie dem Wirth und der Frau Mutter etwas vor."

Veronika aber schüttelte den Kopf und sagte lächelnd, daß sie das nicht wolle.

„Da haben wir's!" rief Herr von Maus. „Jetzt fängt auch Veronika mit Lämmen an. Nun, ich gratulire! Das ist immer ein Zeichen, daß der Künstler auf einer gewissen Höhe angekommen ist."

„Kann sein," erwiderte Veronika gelassen.

„Veronika, Sie sind ein rechtes kleines Gräuel! Was soll das nun wieder heißen, daß Sie nicht spielen wollen?" fragte Mercedes unwillig.

„Zu welchem Zwecke soll ich hier spielen?" erwiderte Veronika.

„Um zu zeigen, daß man es noch ganz anders, als unser guter Wirth, zu Stande bringen kann, und daß er sich, trotz unseres Lobes, nicht zu viel einbilden soll."

Das sagte Mercedes lehrhaft, zu dem Wirth gewendet, der rathlos unter der Gesellschaft saß und den Augenblick zu suchen schien, der zum Entweichen günstig sein möchte.

„Sehen Sie," fuhr Mercedes zu sprechen fort, „dies Fräulein ist eine berühmte Klavierpielerin. Die sollten Sie einmal hören!"

„Glaub's wohl," murmelte der Wirth zerstreut, blickte nach der Uhr, die in der Wirthsstube hing,

machte sich auf, zu gehen, und fragte: „Wollen Sie hier oder draußen im Obstdenken essen?"

„Natürlich draußen!" rief man einstimmig.

„Dachte es schon," rief der Wirth und ging zur Thür hinaus.

Jetzt ließ die Gesellschaft ganz ihrer Freude und ihrem Erstaunen freien Lauf, ein ausgesprochenes Naturgenie aufgespiert zu haben. Es wurden Pläne gemacht, wie man dem Armen helfen könne, wie er aus der Lage unabweislicher Verklammerung zu retten sei. Natürlich ward es sofort zur Bestimmtheit, daß er eine gute musikalische Ausbildung erhalten sollte. Man hatte in seinen Compositionen unbedingte Anklänge an Haydn'sche sonnige Heiterkeit und an Bach'sche Würde entdeckt. Ja, man konnte sicher darauf rechnen, einem Stern erster künftiger Größe begegnet zu sein.

Die Schwestern Stenzel waren von der Raibetät des Wirthes und seiner Unbehülllichkeit hingerissen und begeistert. Veronika verhielt sich bei der ganzen Angelegenheit wenig theilnehmend. Doch fiel dies den Anderen nicht besonders auf, denn man war bei ihr weder Enthusiasmus, noch ein Zurschaufragen ihrer Begeisterung gewöhnt.

„Nun, was sagen Sie, Fräulein Veronika, was sagen Sie von unserem Wirth?" fragte der Intendant.

„Ich halte dafür, daß er ein sehr gutes Talent ist, vielleicht ein größeres, als irgend Jemand von uns ahnt," war ihre ruhige Antwort.

„Der Tausend, solches Lob aus Ihrem Munde!" rief der Intendant lachend. „Da steigt er noch in meiner Achtung."

„Ich wüßte Manchen, der sich beglückwünschen würde, wenn ihm die drei Compositionen von unserem Wirth gelungen wären," fuhr sie gleichmüthig fort.

„Nun, und was werden Sie zur Ausbildung unseres Freundes beisteuern? Wir setzen große Hoffnung auf Sie."

„Dazu," sagte Veronika lächelnd, „keinen Heller."

„Weshalb nicht, — seit wann sind Sie geizig, kleine Veronika?"

Veronika lächelte.

Stenzels, die, während sie sprach, die Ohren gespißt hatten, stürzten jetzt auf sie ein und riefen: „Aber Veronika, was denken Sie? Wenn wir das Glück haben, ein werthvolles Talent aufzufinden, so ist gewissermaßen gar kein Risiko dabei, wenn wir ihm die Mittel zur Ausbildung geben. Es wird mit ihm ein Abkommen getroffen, daß bestimmte Procente seines künftigen Verdienstes den Wohlthätern zufallen. Man kann die denkbar günstigsten Bedingungen vor-

schreiben, und wenn das Glück gut ist, macht man einen gehörigen Schlag. Der Betreffende ist verpflichtet, die Bedingungen einzuhalten. Wir haben schon mit verschiedenen unserer Schüler solch ein Abkommen getroffen. Sie sind auch immer richtig in die Falle gegangen. Was denken Sie, ein Talent wie unseren Wirth findet man nicht alle Tage. Nur frisch darauf los," jubelten Beide, „Sie können's getroßt wagen."

Hiermit waren die Stenzels gewissermaßen dabei, ein Talent auf Actien zu gründen.

„Ja, das sind unsere braven, practischen Stenzels, die jedes Ding am rechten Zipfel anfassen," sagte der Intendant und zog ein Gesicht, welches Stenzels augenscheinlich verblüffte. Es war ihnen wohlbekannt; sie hatten diesen Ausdruck ihres Intendantchens „den insamen" benannt, konnten sich aber nicht erklären, was der gute, kleine Intendant jetzt damit sagen wollte.

Die Wirthin erschien und meldete, das Essen wäre aufgetragen. Auch über sie ergoß sich der Strom der Bewunderung, des Erstaunens und der Begeisterung.

„Sie müssen uns Ihren Mann mitgeben, gute Frau!" Mit diesem Vorschlage fielen die beiden uner-müdblichen Schwestern über die junge Wirthin her.

„Was soll ich?" fragte diese.

„Ihren Mann sollen Sie uns in die Stadt mitgeben. Der kommt dann als großer Herr zurück und spielt noch tausendmal schöner, als er es jetzt kann."

„Meinetwegen, nehmen Sie ihn und machen's damit, was Sie wollen!" lachte die Wirthin. „Mir soll's recht sein, wenn er mitgeht."

„Bravo," rief Herr von Maus. „Die ist ihrer Sache sicher! Da werden Sie noch einen schweren Stand haben, meine Fräuleins!"

„Leider," erwiderte Mercedes. „Diese unglückseligen Künstlerchen! Welches Elend! Welche Beschränkung! Welche Hemmung!"

Die Wirthin hatte aufmerksam zugehört, trotzdem man ihre Gegenwart bei diesem Gespräche nicht mehr beachtete. „Was soll denn das?" fragte sie und blinzelte sonderbar mit den Augen.

„Nun, wir hoffen, daß Ihr eine vernünftige Frau seid," sagten im Chorus die beiden Stenzels.

„Das bin ich schon; in keiner Lebensstunde hab' ich mir etwas vorzuwerfen gehabt," war die Antwort.

„Ja, wir glaubens," sagte Herr von Maus. „Beruhigt Euch, gute Frau."



„Ich bin nicht unruhig, ich nicht; die Forellen werden aber kalt.“ Sie lachte wieder hell auf und schaute sich die Gesellschaft wie ein närrisches Schauspiel an.

Draußen bei Tische wurde das Gespräch, das über das Schicksal des jungen Wirthes entscheiden sollte, fortgesetzt. Man zeigte sich außerordentlich splendid, denn zum Sport der meisten Intendanten, Kunst-Enthusiasten und Kenner gehört das Entdecken und Aufspüren neuer Größen. Die Nacht, die ein Sport auf die menschliche Natur auszuüben vermag, ist überraschend. Unter seinem Einflusse wird der Karge verschwenderisch, der Engherzige freundlich, der Begeisterungsunfähige begeistert. Unser guter Wirth ahnte nicht, welche Schicksalsgötter bei ihm eingekehrt waren. Er beobachtete kopfschüttelnd, daß sie ihm den Rasen in seinem Obstgarten, wie er sich ausdrückte, „zerdämmelten“, denn sie hatten sich nach ihrem Forellen-Mahl in das hohe Gras gelagert und waren allen Ernstes dabei, die Sache mit dem Wirthe äußerst wichtig zu nehmen, und berieten, ob sie ihr Genie auf ein Conservatorium stecken sollten, und auf welches, oder ob sie es Viszt oder Kubinstein anvertrauen sollten. Dem Intendanten blieb es vorbehalten, im Laufe des Nachmittags mit dem Beglückten zu sprechen.

Veronika hatte sich bei den wohlthätigen Bestrebungen der Gesellschaft ununterbrochen kühl verhalten, ja sie hatte ganz behaglich unter einem Apfelbaume während der Mittagsglut, von den Anderen unbeachtet, ein Schläschen gehalten. Jetzt aber sah man sie mit dem Wirth vor dem Hause eifrig unterhandeln.

„Was hat sie denn da?“ fragte Mercedes.

Man erfuhr von ihr, daß sie beabsichtigte, nach den Heidelöchern zu gehen, — das sind Höhlen in einer Felsenwand in der Nähe von Winterfeld, — und sie habe sich den Wirth als Führer gemietet.

„Veronika, sind Sie unsinnig, da hinauf zu wollen?“ zürnte Mercedes.

„Es ist gar so schlimm nicht,“ antwortete Veronika.

„Ich habe es mir gleich vorgenommen, als wir ausmachten, nach Winterfeld zu gehen; der Wirth ist bereit dazu.“

„Fräulein Veronika, was ist denn in Sie gefahren? So unternehmend! Ja, ja, aus Kindern werden Leute,“ nickte Herr von Maus. „Sie werden eine ganz verflucht kleine Person mit der Zeit. Ich bin überzeugt, das erste Abenteuer unseres Jüglings wird sein, sich in Sie zu verlieben. Uebrigens wäre ihm und uns damit gedient.“

„Wollte es Gott!“ riefen die beiden Stenzels einmüthig. „Er wäre gerettet!“

Veronika nickte ihnen schelmisch zu, verabschiedete sich und ging mit ihrem Wirth den Heidelöchern zu.

Es war ein prächtiger Weg, und der Wirth wurde neben seiner schönen Begleiterin ganz geprädigt. Hektor und dessen brillante Eigenschaften drangen bei Allem, was er sprach, wieder siegreich durch. „Wir haben einen Spruch,“ sagte er: „Stirbt das Weib, kann's gut sein, kann auch übel sein. Stirbt das Kind, kann's nütze sein. Stirbt das Pferd, ist's ein Unglück.“

„So ein abscheulicher Spruch!“ erwiderte Veronika.

„Das glaube das Fräulein nicht,“ sagte der Wirth.

„Abscheulich ist er nicht. Schauen Sie sich um in der Welt, und es ist so: Stirbt das Weib, und sie war brav, so ist es übel, für Einen mehr, für den Andern weniger. Stirbt das Kind, so ist's dem Kinde nütze, bei Unsereins gar oft den Eltern. Stirbt das Pferd, so ist es Niemand nütze, mag es ein gutes oder schlimmes Vieh gewesen sein; wie man's auch betrachtet, es ist ein Unglück. So ein Spruch hat im Grunde immer sein gutes Recht.“

So sprach der Wirth. Veronika fragte ihn nach seiner Musik, nach seinen Liedern und wollte sich mit ihm in eine Unterhaltung darüber einlassen. Es gelang aber nicht. Sie fragte ihn nach seinem Urtheil über Dies und Jenes, was er spielte, doch wußte er nichts zu erwidern. Schließlich sagte er: „Ueber dergleichen ist menschliches Dafür und Dawider nicht gemacht. Das Eine ist gut, und das Andere ist gut, wie es der liebe Herrgott in uns erweckt hat. Es ist gut, wie Alles gut ist, was er erschuf, der Sommer und Winter, jedes nach seiner Art, wenn auch dem Einen dies gefällt und dem Andern jenes. An einer Gabe aber ist nicht zu rütteln, die ist, wie sie ist.“

„Nun, haltet Ihr Euch für begabt?“ fragte Veronika.

„Gewiß,“ erwiderte der junge Wirth ernst.

Wie schön und würdig erschien Veronika die Art von Mutter und Sohn, über den großen Vorzug, der sie betraf, zu sprechen, ganz wie von einem gottgeschenkten Glück. So weit ab waren sie von Eitelkeit und Unbescheidenheit.

„Die Leute, mit denen ich gekommen bin,“ sagte Veronika nach einer Weile, „treiben mit aller Welt

und allen Dingen ihren Scherz, — laßt Euch von ihnen nichts in den Kopf setzen! Ich meine es gut. Wenn sie Euch allerlei Vorschläge machen, denkt, daß sie ihren Spaß daran haben.“

„Will mich schon vorsehen, Fräulein,“ gab der Wirth zur Antwort.

„Thut das,“ sagte Veronika.

Während diese beiden Künstlerseelen nach den Heidelöchern gingen, vergnügten sich die Uebrigen im Grasgarten, neckten und zerrten die Wirthin. Mercedes hielt ihr eine Rede über Opferfreudigkeit, über Würdigung der Kunst. Die beiden Schwestern Stenzel priesen sie als Beschützerin, als den Genius ihres Mannes.

„Jesses,“ war die Erwiderung der Wirthin, „was es für gepasige Leute giebt!“ Doch blieb sie bei dem eifrigen Treiben der Gesellschaft ruhig und gelassen. Ein einziges Mal sagte sie, indem sie mit der Hand die Augen beschattete und den Weg hinabblinnte: „Der Wirth bleibt lange aus.“

„In so schöner Gesellschaft,“ sicherten die Schwestern, „vergeht die Zeit.“

Die Wirthin schaute lächelnd auf sie hin und sagte: „Ich lasse mir nicht bange machen. Bemühen's Sich nicht.“

Als Veronika und der Wirth mit einander zurückkehrten, war das Abendessen im Obstgarten schon aufgetragen. Man war verstimmt, daß Veronika, die von dem guten Werke der Gesellschaft doch vollkommen unterrichtet war, ihnen ihr Object so lange entzogen hatte. Nun wollte man erst essen; darauf sollten die Unterhandlungen mit dem Wirth beginnen, dem man gleich, um Eindruck auf sein Gemüth zu machen, runde hundert Thaler anzubieten gedachte, als erste Beisteuer zu seiner musikalischen Ausbildung.

Während des Essens zog der Mond hinter einer Bergwand am Himmel auf. Die Wirthin hatte zwei Windlichter auf den Tisch unter den Apfelbäumen gestellt. Die Heimchen zirpten im Grase. Aus dem Walde drang die Luft frisch und gewürzig. Im Stalle erklangen mitunter dumpf melodisch die Glocken der Kühe, wenn die Thiere, die von der Weide eingetrieben waren, sich schläfrig regten.

Unsere Gesellschaft war wieder auf einer gewissen Höhe ihrer Stimmung angelangt. Das Eingreifen in das Schicksal eines Menschen hat immer etwas Erregendes und Belebendes. Sie waren ihrer Sache gewiß, daß der Wirth sich bewegen lassen würde, und stießen mit biederem Landwein auf das nun von ihnen aus dem Verkommen gehobene Genie an.

Der Intendant war ganz bewegt, als er sich die Ahnungslosigkeit des Wirthes vorstellte. Aus dem offenen Fenster drangen Töne, die von schwieligen, steifen Fingern aus dem Klavier gelockt wurden.

„Er spielt,“ sagte Herr von Maus, ungefähr mit dem Ausdruck, als stände er in Rom bei Bollmond unter Viszt's Fenster, und unerwartet träfen gefeierte Klänge sein Ohr.

Wie anders lauschten unsere Guten heute dem Wirth, als gestern dem süßen, vollendeten Spiele Veronika's. Das macht, wenn man sein Interesse bei etwas hat, eigene Pläne, eigene Hoffnungen damit verbindet, und wenn dieser unser Antheil scheinbar ganz uneigennützig ist. Veronika flüsternte Mercedes eine Bemerkung zu. „Pst! Pst!“ machte Herr von Maus, in seinem Kunstgenuß gekränkt; schwerlich hatte er noch eine Erinnerung an den verflorenen Abend, an dem ihm während Veronika's Spiel im besten Behagen sein Canon „Lilebullero“ harmlos über die Lippen gekommen war.

Mitten im Lauschen auf die Klänge des Klaviers erhob sich der Intendant und sagte: „Jetzt ist der rechte Zeitpunkt; ich will die Leute bei der That überraschen, während sie noch gestimmt sind.“

Er wollte gehen.

„Bleiben Sie, bitte,“ sagte Veronika erregt. „Bleiben Sie. Im Ernst, Sie wollen doch nicht . . .“

„Nun?“ fragte der Intendant.

„Sie dürfen nicht gehen.“

„Aber beste Veronika!“ rief Mercedes. „Was soll das heißen?“

„Es soll heißen, daß ich es nicht leide, daß irgend Jemand die Leute leichtsinnig in ihrem Behagen stört. Ich sage, es ist gewissenlos, wenn es geschieht. Wer sieht dafür, daß der Vorschlag im Kopfe des Wirthes nicht dennoch mit der Zeit Feuer fängt?“

„Das wäre der Zweck, beste Veronika,“ bemerkte Mercedes.

„Und dann?“ fragte Veronika.

„Veronika, fehlt Ihnen denn jeder künstlerische Aufschwung? Ich habe dergleichen schon öfter an Ihnen zu bemerken Gelegenheit gehabt,“ sagte Mercedes pikirt.

„Das weiß ich nicht,“ war die Antwort. „Aber das weiß ich: ehe ich Jemanden verlockte, sich der Kunst hinzugeben, würde ich mich sehr bedenken. Man kann anders besser leben.“

Sie schwieg erregt und fuhr darauf fort:

„Wenn ich denke, welche Qualen, welche Unruhe, welche schwerlastende Stunden ich ertragen habe, ehe ich nur so weit gelangte, wie ich jetzt bin, welche Schreden! Wie oft sank der Boden unter den Füßen, welche Zweifel stiegen immer und immer wieder auf! Man sieht Großes, man strebt darnach, man bleibt zurück. Das Wollen ist größer, als jedes Können, und immer steht Sorge, immer Enttäuschung vor der Thür. Es giebt wohl Stunden für den Künstler, die jede Qual, jedes Elend aufwiegen; aber sie hängen eng mit unserm Können, unserer Kraft zusammen, und wer steht dafür, daß ein Mensch auch die Kraft hat, einmal seines Könnens froh zu werden? Sie Alle sind Künstler, Sie müssen mich verstehen,“ sagte Veronika erregt. Ihre Augen leuchteten. Die Hände hatte sie fest zusammengelegt. Die ganze Gestalt schien von einem Empfinden, das sie erbeben ließ, durchdrungen zu sein.

Man konnte dem guten Kinde nicht böse werden. Wenn man sie so sitzen sah, seufzte sie Aller Augen. Das war ja ein ganz eigenartig schönes Geschöpf, diese Veronika.

Herr von Maus blickte sie stumm, kopfschüttelnd an.

„Es giebt Stunden, in denen ich Gott danke,“ fuhr sie fort, „daß er mir zu meiner Begabung den nöthigen Fleiß, sie zu bilden, gegeben hat. In der Kunst übernimmt der Fleiß die Rolle des Schicksals. Es giebt aber Stunden, in denen ich weit ab vom Danke bin, denn diese furchtbare Musik zerreißt das Herz!“

Veronika war bleich geworden, Thränen drangen ihr in die Augen. „Die Musik kam einen Schmerz,“ sprach sie weiter, „der von der Zeit gemildert worden wäre, ewig neu erhalten. Sie verleitet uns, unsere Qual und Sehnsucht in Tönen zu bekennen, zu klagen und wieder zu klagen, mitten im hellen Saale, mitten unter lustigen Menschen zu vertrauen, was man nie in Worte fassen würde, was keine Menschenseele versteht. Welche Einsamkeit! Welche Verwirrung! Welche Disharmonie! Gott bewahre den, der es ertragen soll.“

„Und ich weiß es, was Schmerz ist!“ sagte sie hart.

„Ich bin arm geworden durch den Tod. Vielleicht wissen Sie, was mir geschah . . . Manchmal kommt mir ein Gedanke, daß ich noch jung bin, daß ich leben möchte. Der Schmerz aber, der in der Kunst lebt, ist schön und ewig. Er wird nicht zu etwas, dem man entfliehen möchte, sondern er lockt uns an, verheißt uns Großes und Gutes, wenn wir stark sind, sonst aber verzeht er uns; aber wer ist stark, wer kommt den Anforderungen, die er an uns stellt, nach? Er duldet nicht, daß wir ihn leichtsinnig verringern wollen. Jedes Gefühl in der Kunst will ganz und voll ausklingen. Nur die Anschauung macht den Künstler. Und zu solch einem Leben, in dem auf Schritt und Tritt Unzulänglichkeiten uns quält, uns die Freude am Dasein nimmt, in solches Leben einen Menschen gedankenlos hineinstürzen, ist frevelhaft.“

Die Gesellschaft hatte Veronika erstaunt sprechen hören. Mercedes sagte: „Veronika, bestes Kind, erregen Sie sich nicht! Solch übertriebene Ansichten sind nichts für ein junges Mädchen. Sie fassen die Kunst viel zu schwer auf; Sie vergessen, daß sie heiter ist.“

„Ja, heiter,“ erwiderte Veronika, „wenn zwischen dem Können und Wollen eine Harmonie besteht, — aber ehe das geschehen ist! Und bei Tausenden geschieht es nie. Und wieder Tausende ziehen ihr Wollen zu ihrem Können herab; die leben freilich nicht in Qual, aber es ist armelig, — und die sind es, die jede Kunst gering genug machen, um sich zu verbreiten.“

„Ja, Fräulein Veronika, Sie vergessen, daß die Kunst nach Brot geht,“ sagte Doctor Delwein, „daß sie ein Erwerbsmittel ist, — und daß sie in vielen tausend Fällen ihren Zweck social dadurch vollkommen erfüllt.“

„Leider,“ erwiderte Veronika. „Aber nun sehe ich nicht ein, wie Sie von dieser Ansicht aus den Wirth, der sein gutes Auskommen hat, etwas Anderes ergreifen lassen wollen, immerhin etwas, was erst erworben werden muß, wo er doch schon besitzt. Weshalb ruhen wir, die wir viel Gutes ungeschehen lassen, nicht, bis wir einer Begabung, der wir begegnen, aufhelfen und sie zum Erwerb dienstbar gemacht haben? Wir können es in unserer nach Erwerb drängenden Zeit nicht ertragen, daß ein Mensch mit seiner Gabe sich vergnügt, sie als göttliches Spielzeug betrachtet, ohne Rechenschaft darüber zu geben. Wir lieben es nicht, weil er sie harmlos für sich behält, sie unserm Urtheil und unserer Geringschätzung entzieht!“

Herr von Maus hatte längere Zeit mit offenem Munde dageessen; er litt leicht an Athemnoth, und außerdem war bei ihm der offene Mund immer das Zeichen ernstesten Nachdenkens. Jetzt schien der Geist des Verständnisses über ihn gekommen zu sein.

„Sie hat bei Gott nicht ganz unrecht!“ sagte er. „Ich möchte wissen, was uns der Wirth mit seinem Gebudel angeht?“

„Ja, ja, das sind die verflucht humanistischen Bestrebungen unserer Zeit,“ meinte der Intendant bedachtam,





**Vorposten.**

Nach einer Kohle-Zeichnung von Werner Schuch.

Siehe Seite 141.



„denen“ man sich nicht entziehen wird. Hoch Veronika! kleine vernünftige Seele!“ rief er und schwang sein Glas. Man stieß in bester Laune mit ihr an. Die Schwestern Stenzel jubelten. Auch Mercedes stieß gnädig lächelnd mit der „kleinen vernünftigen“ Person an, die tief erschüttert zu sein schien. Sie hatte ihr innerstes Fühlen und Denken der Gesellschaft offenbart. Sie, die kleine Verschwiegene, war nicht gewöhnt, ihr Empfinden auszusprechen, und für solche Charaktere ist das Reden im gegebenen Augenblick eine That der Selbstentäußerung.

Unsere Reisenden fanden bald die herzerquickende Stimmung des vorigen Abends wieder. Die Begeisterung, dem Wirth zu helfen, war wie ein Traum verflogen. Ein müßiger Gedanke ist, wenn man sich die Mühe nimmt, ihn zu verschneiden, schnell verschneit, besonders wenn zu diesem Gedanken ein ungewohnter Aufschwung der menschlichen Natur erforderlich war.

Der Mond schien silbern. Das blühende Korn duftete. Aus dem Walde zog es in würzigen Strömen.

Der Wirth spielte weiter; durch ein geöffnetes Fenster drang es lieblich in die Nacht hinaus. Vor dem Hause waren Bursche und Mädel, barfüßige Dorfjungen versammelt und lauschten andächtig. Unsere Gäste aber überhörten in allem Behagen das Spiel des braven Wirthes, das aus einem stillvergügten und gelassenen Herzen drang. Nur Veronika lauschte traumverloren.

So war der Wirth unbehelligt geblieben von der Laune unserer Gesellschaft.

Man begnügte sich später, von dem Bauer, der auf seinem blüthelosen Klavier mit schwierigen Händen ihnen Chopin vorgetragen, zu erzählen, — und es that im Grund dieselbe Wirkung, als hätten sie ihn mit Unkosten zu seiner weiteren Ausbildung mitgebracht. —

In bester Stimmung brach man auf.

Die ruhmvoll erhebende Behandlung, die man dem Wirth als Genius hatte zu Theil werden lassen, legte sich vollkommen, als Niemand aus der Gesellschaft ihn mehr mit sich und seinen Absichten in Verbindung brachte.

Die Schwestern Stenzel, welche die Kaffe der Gesellschaft führten, handelten um fünf Silbergroschen mit demselben gottbegnadeten Manne, für dessen Ausbildung sie keine Mühe und Kosten scheuen wollten. Und sie hatten beim Abschiede kein freundliches, anerkennendes Wort für den mehr, den sie noch ein paar Stunden vorher mit Lob und Anerkennung überwältigt und überwimmert hatten.

So zogen unsere Leute bei Mondenschein die Landstraße entlang, der Bahnstation zu, von der sie zurück nach Hause fahren wollten.

„Die kleine Veronika ist eine aparte Künstlerinnen-Species,“ sagte auf dem Wege Herr von Maus zum Intendanten, während Veronika am Arme von Mercedes schweigend einherschritt.

„Gewiß,“ erwiderte der Intendant, nachdem er eine Weile nachdenklich hatte vergehen lassen.

„Schade, daß das Mädchen überspannt ist,“ fuhr Herr von Maus fort.

„Sehen Sie, werther Freund,“ erwiderte der Intendant, „das ist eine eigenthümliche Geschichte. Im Grunde ist jeder Antheil, den wir an Kunst, an Schönheit nehmen, Berrücktheit. Einem ganz normalen Menschen muß Begeisterung für dergleichen verrückt erscheinen. Weshalb? Deshalb, weil weder Kunst noch Derartiges zu den nothwendigsten Lebensbedingungen gehört. Das sehen Sie doch ein? Und es ist immer ein Zeichen von Lebensentfugung, wenn wir uns auf dergleichen einlassen oder gar von dergleichen hinarbeiten lassen. Gar ein so kleines Persönchen wie Veronika, die der Schönheit um der Schönheit willen dienen möchte, das ist eine bedauerliche Erscheinung für vernünftige Leute. Gott behüte Veronika, daß sie oft zum Sprechen kommt, denn ich wüßte Manchen, der dann nicht recht klar mit sich selbst sein würde, welche Art Verbrechen dem Mädchen anhaftet, ob ein Budel, der mächtig zur Lebensentfugung seiner Besitzerin drängt, oder sonst ein anderes Uebel.“

„Fräulein Stenzel,“ unterbrach Herr von Maus laut den Intendanten, „er schwärmt für Veronika.“

Auf diesen Ruf stürzten die beiden Schwestern auf den guten Intendanten zu, nahmen ihn zwischen sich und stürzten ihn so in einem Augenblick, der ihm eben allerlei tieferes Empfinden gebracht und ihn beinahe zu einer längeren Rede veranlaßt hätte. Sie bearbeiteten ihn mit Fragen und Ausrufen, und der gute Intendant wandelte zwischen dem Schwesternpaare in dem Empfinden, als wäre er aus einem hellsehenden Traum erwacht.

Die Gesellschaft erschien ihm jetzt fremdartig, als hätte er sie jahrelang nicht gesehen. Ihr behagliches Schwärzen wollte ihm unsinnig und geschmacklos vorkommen. Seine beiden Freundinnen, die Schwestern, hatten auf einmal unerträglich freischende Stimmen. Wie er sich gewöhnt hatte an all diese Fragen! Wie man es in solcher Gesellschaft so lange aushalten konnte! Wie mußte es selbst um einen stehen?

Was war dem Intendanten begegnet, daß er auf

derart närrische Gedanken kam? Und was war es, das ihn wunderbar hier anzog, das ihn Alles in solch neuem Licht erscheinen ließ? War es Veronika? Hatte er einen verständnißvollen Blick während ihrer heftigen Rede in des Mädchens Herz gethan?

Wohl möglich.

Er war ganz unbedingt gerührt, — er kannte das; er neigte leicht dazu. Jetzt, wie er auf Veronika blickte, die stumm im Mondschein neben Mercedes ging, wurde es ihm klar: es war ihm weich um's Herz geworden. Er bedachte ihre Worte, — achtete nicht mehr auf den Redeschwall der Schwestern, der sich übrigens seit geraumer Weile auf Herrn von Maus gelenkt hatte; er bedachte Veronika's Schicksal, ihr Schweigen und Reden, ihr Spiel, ihre rührende Bitte, den Wirth zu behüten, — und ein Gefühl, als gäbe es Gutes, Schönes auf dieser argen Welt, durchdrang ihn.

Dem Intendanten lehrte unvermuthet sein lichter Augenblick, den ihm die Stenzels verschneit hatten, zurück.

„Weiß Gott,“ dachte er, „es ist mit der Kunst eine präkäre Geschichte, und um der Welt ein würdigeres und besseres Ansehen zu geben, thut man wohl, die Leute daran zu verhindern, Künstler zu werden. Veronika hat vollkommen Recht: die menschliche Natur verträgt solch eine weisevolle Beschäftigung nicht auf die Länge.“

Der Intendant führt hier zwar eine Bemerkung an, die allerdings seiner eigenen Weisheit entflohen war, aber was thut's! Jeder giebt das Seine. Darüber kommen wir doch einmal nicht hinaus. Also lassen wir den Intendanten in seiner Betrachtung fortfahren:

„Solch eine weisevolle Beschäftigung verträgt die menschliche Natur nicht auf die Länge, und sie rächt sich für die angestrengt geistigen Stunden, denen sie hat dienen müssen, mit desto kräftigeren banalen Stunden. Man sieht es ja, was bei so einem Spaziergange unter lauter angesehenen Künstlern in Amt und Würden heraustritt. Versucht wenig! Ausgequetschtes Volk das! Es ist nichts nachgeblieben für die unbezahlten Stunden. Hier meine Gesellschaft leistet so weit ganz Leidliches, wenn man die Ansprüche nicht allzu hoch schraubt; auch Delwein ist ein ganz practischer Kopf und hat den zweiten Theil des Faust nicht übel bewirtschaftet; aber sie rächen sich Alle gräulich in ihren Erholungsstunden für die, die sie im Dienste der Kunst verbringen mußten.“

Der Intendant räusperte sich heftig.

„Doch nicht Halschmerzen?“ fragten die Stenzels einmüthig.

„Das nicht,“ erwiderte er kurz und fuhr in seinen Betrachtungen fort:

„Die Kunst ist für Genies, und damit basta, — oder für die, die sich mit ihr in ihren vier Wänden vergnügen. Ein Glend, daß sie nach Brot geht. . . . Kleine, gute, kluge Veronika! Was sich so ein armes Geschöpfchen plagen muß! Und doch ist es,“ simulirte er weiter, „unbedingt ein Stück Genie, ein tapferes Herz, — und welche Plage! Gut, daß man es der lieben Frage nicht ansieht.“

Er blickte wieder gerührt auf Veronika.

„Man weiß nicht, ob es vielleicht nicht besser gewesen wäre, der ganze Kunstschwindel hätte hier unten bei uns Sterblichen noch nicht begonnen. Jedenfalls schädete es nicht, wenn Doctor Delwein statt seiner jetzigen Beschäftigung die Strafen lehrte, Mercedes Köchin geworden wäre, die Stenzels. . . .“ Hier stockte der Intendant; er wußte sie nicht unterzubringen. „Die Stenzels hat die Kunst vollkommen auf dem Gewissen; wären sie nicht Künstlerinnen, sie wären vielleicht ein paar ganz vernünftige Mädel oder brave Hausfrauen, — Gott sei ihnen gnädig! Herr von Maus, der verfluchte Kerl, würde sich ganz ungenirt von allen Kunstbestrebungen seinen gastronomischen Genüssen hingeben, und würde nicht auf meinen Abgang lauern.“

Hier kam der Intendant auf sich selbst zu sprechen, hielt bei dieser Gelegenheit aber in seiner Betrachtung inne, kam im Kreislauf wieder auf Veronika und fand, daß durch eine derartige Erscheinung und durch eine Auffassung, wie sie das gute Geschöpfchen von der Kunst hegte, dieselbe einige Berechtigung habe, hier auf Erden schon in den Köpfen zu spuken.

Der Wirth kam ihm in den Sinn, und er fühlte eine gewisse weisevolle Befriedigung, daß sie den armen Burschen in Frieden gelassen hatten. „So war's gut, so lob' ich mir's,“ dachte der Intendant, „und Veronika hat bei Gott Recht: es ist frevlerisch, ein Nest, in dem die Kunst ganz unschuldig, ganz heiter und versteckt sitzt, zu zerstören.“

Nach einer Stunde befanden sich unsere Spaziergänger wieder in ihrem Städtchen, in dem sie ihre achtbare und anerkennenswerthe Rolle, unbekümmert um die Ansichten und Begriffe von Kunst, die der kleinen Veronika das Herz schwer machten, weiterpielten. Sie waren Alle, Gottlob, gegen solche übertriebenen und wunderlichen Gefühle gefeit, standen lächelnd darüber und wußten

ein anderes Loblied, als die arme Gefährtin, auf ihre Kunstbestrebungen zu singen; denn, wie gesagt, es ging ihnen Allen ganz vortreflich, und sie konnten mit handgreiflichen Vorteilen, die ihnen ihre Kunst einbrachte, beweisen, daß es sich in deren Dienste gut leben ließ.

Unsere Veronika habe ich den Winter, der auf diesen bemerkenswerthen Spaziergang folgte, in einem reichen, gastlichen Hause in Berlin getroffen, in einer großen und glänzenden Gesellschaft. Veronika spielte und gewann außerordentlichen Beifall. In einem weißen Kleide, in dem sie lieblich, wie ein gutes Kind, aussah, saß sie vor dem Instrumente, so in sich versunken, mit solcher Hingebung, daß es den Anschein hatte, als wähe sie sich in ungeörter Einsamkeit und nicht inmitten geschmückter, durch Geselligkeit erregter Menschen, von denen zu erwarten stand, daß sie bei den lezten Tönen die Künstlerin mit Anerkennung, soviel wie möglich geistreichen Bemerkungen, von Liebenswürdigkeit umponnener Kritik und Gott weiß welchem Ausdruck ihrer augenblicklichen Eingebungen überschütten würden. Es war auch anzunehmen, daß der Zusammenklang all dieser Bemerkungen, Ausrufe und Verwunderungen eine große Unruhe verursachen würde, die mit den eben gehörten Harmonien im scharfen Gegensatz stehen mochte. Während ihres Spieles und während der eben vorausgesehenen Beifalls-Überströmung verhielt sich Veronika ganz gelassen, und man hatte den Eindruck, als stelle sie auf dieser wunderlichen Welt ein Stückchen süßen Friedens dar.

Mit einem reizenden frohen Lächeln nahm sie von der Frau des Hauses einen wundervollen Strauß der schönsten, herrlichsten La France-Rosen entgegen; sie waren vollkommen in Farbe und Form, trotzdem wir Januar hatten.

„Sie sind gar zu schön, gar zu selten,“ sagte Veronika und reichte der Geberin erregt die Hand. Diese strich ihr lächelnd über die Wange. Sie war eine prächtige Frau; eine Fülle grauen Haares schmückte ihren wohlgebildeten Kopf.

„Diese Rosen sind so selten im Januar, wie Sie, liebes Kind, hier unter uns,“ sagte sie, angenehm lächelnd.

Veronika erröthete, lächelte auch und schien sich in einer sehr guten Stimmung zu befinden.

Spät in der Nacht gingen wir mit einander unter weiß bereiften Bäumen die stille Straße entlang; wir hatten fast denselben Weg, wohnten neben einander. Veronika trug vorsichtig ihre schönen Rosen. Sie war bis dahin schweigend gegangen. Mitten auf der Potsdamer Brücke wendete sie sich gegen mich, öffnete die Arme und fiel mir um den Hals.

„Ich bin zu glücklich!“ rief sie. Dann schwenkte sie den Rosenstrauß in der Luft, hüpfte auf einem Beine, wie ein Kobold, und rief abermals: „Ich bin so glücklich! Ich spiele morgen bei Bismarck! . . . Soll ich mir eine Gnade ausbitten? Ich will mir eine große Gnade ausbitten, eine ganz große! Herr Gott, wenn ich nur wüßte, was? Ich weiß gar nichts, was ich mir ausbitten soll.“

Darauf nahm sie lebhaft von mir Abschied und winkte noch aus der Ferne mit dem Rosenstrauß.

Viel Glück, Veronika!

Kochdruck verboten.

Helene Böhlau.

Hierzu das Portrait von A. Schubert, Seite 133.

**D**as alte Weimar war einst von einer festen Mauer mit Thürmen und Thoren umschlossen. Heute stehen im Norden des Städtchens nur noch wenige Ueberreste, und mitten zwischen diese hinein ist ein stattliches Wohnhaus gebaut: die Geburtsstätte und das Heim von Helene Böhlau. Hier verträumte sie unter treuer Obhut die erste Jugend, glücklich, doch nicht ohne Leid. Vornehmlich erfielen dem reich begabten und früh entwickelten Kinde Alles, was von fern an trodene, geistlose Arbeit erinnerte, eigens nur zu ihrer Qual erschaffen. So waren eines Tages, als Helene die ersten Schönheitsberührungen „mit Tinte“ gemacht hatte, diese gar übel ausgefallen. Die Erzieherin, der Lehrer, die Mama, der Papa, Alle hatten gescholten, und das war für die Kleine zu viel. Mit starrem Auge war sie herauf zur Großmama gekommen, hatte ihr thränenlos, mit tiefem Ernst im Anlitz, gesagt, daß Papa böse sei, und daß sie sterben wolle, — dann war sie fort. Das Haus wurde von oben bis unten nach ihr durchsucht, der Hof, der Garten, zu allen Verwandten im ganzen Städtchen wurde herumgeschickt, — vergeblich. Da führte ein guter Geist die Suchenden in ein Wäldchen im Osten von Weimar, das Weidicht, an eine Stelle, wo sich das Buchwerk bis an die Wollen der Fim hinzieht. Richtig, dort sah die Deserteerin, unter dichtem Laubwerk verborgen, finsternen Trost im Auge, und würdigte Niemanden eines Blickes. Als sie aber hörte, daß oben auf dem Berge die großblühende Anemone stehe, und daß es dort ganze Massen davon gebe, da warf sich der Trosttopf schluchzend in's Gras und schrie: „Ich kann nicht mit Tinte schreiben, ich will sterben!“

Nun, später hat sie es doch noch gelernt; denn als sie ein paar Jahre darnach schöne Tage in Warnemünde erlebte, wagte sie sich, trotz aller Verbote, tagtäglich in einem kleinen Kabine mütterleckenallein in die breiten, schäumenden Kanäle, die das Land und den nahen Wald weithin durchziehen, schmückte sich und das Bot nach Herzenslust mit Seerosen,



lag dann stundenlang seelenvergnügt und weltvergessen im Schiß, ein mächtiges Tintenfaß in der Linken, ein winziges Büchlein im Schoß, und — schrieb eifrig.

In der Thüringer Heimath wurde es nicht besser. Wo es irgend anging, stahl sie sich in die Einsamkeit, las und schrieb, schrieb und las. Zuerst verworren und bunt durch einander, allmählig besonnen und gewählt. Zur Zeit, als sie sich in die griechischen Klassiker versenkte und selbst vor Plato und Aristoteles nicht zurückschreckte, klagte ihr langjähriger Lehrer über Theilnahmlosigkeit am Unterrichte. Vielleicht nicht mit Unrecht, aber er veräumte auch keine Gelegenheit, sich über die auffallend geringe Begabung seiner Schülerin in wohlgeleiteten Worten auszusprechen.

Die Eltern, hochgebildet und von feiner Auffassung weit entfernt, hatten sich dennoch der schweren Sorge nicht verschließen können, ihre Tochter einen immerhin ungewöhnlichen Weg gehen zu lassen. Sie hielten es für Pflicht, ihr Kind vor den Illusionen einer Laufbahn, der sie scheinbar widerstandslos zustrebte, zu warnen und sie nach Kräften von dem einmal eingeschlagenen, verderblichen Wege abzuhalten.

Der Vater hatte mit seinem vermögenden Liebbling gesprochen. Er hatte ihr vorgehalten, wie wenig Aussicht vorhanden sei, daß sie in ihrer Schreiberei Glück und Befriedigung finde, wie solche nur wenigen Berufenen vergönnt sei; und daß nur ein großes Talent sich aufwerfen dürfe, dem eigenen Vorbild und Lehrer werden zu wollen. Obgleich selbst tief ergriffen von der rührenden Ergebung seiner Tochter, hatte er ihr dennoch angekündigt, daß sie sich, zu ihrem eigenen Heile, von jetzt ab alles Schreibens zu enthalten habe.

Wenige Minuten darnach betrat ich zufällig das Haus. Ich durchschritt die Kälten, vornehm eingerichteten Räume und stieg die wenigen Stufen von der Veranda hinab in den Garten. Es war ein heißer Julitag, und die Sonne brannte unerträglich. Am Ende des Gartens, der auf der alten Stadtmauer sich hinzieht, stehen, im Halbkreise geordnet, Säulen von Sandstein, von wildem Wein dicht überwuchert. Da sah nun unsere abgedankte Schriftstellerin und weinte; Thränen auf Thränen rann ihr über die Wangen. Vor ihr auf dem steinernen Tisch lag ein wirrer Haufe Geschreibsel. Ineb ihre Linke das zottige Fell ihres guten Freundes Marco streichelte, fuhr die Rechte unaufhörlich über das Papier hin und — kripelte emsig.

Man muß die Freude am Schaffen, die ruhige Würde und den Kunstsin des Vaters, das Gemüth der Mutter, endlich die Frische und Liebendwürdigkeit der Großmutter, der Frau Kath Thon (im Erzählungs-Cyclus „Die Kathemädel“ von der Entfesselung mit herzerquickendem Humor geschildert), kennen gelernt haben, um zu verstehen, aus welcher Quelle die Begabung von Helene Böhlau fließt.

Als nun trotz Allem dem inneren Schaffensdrange rückhaltlos nachgegeben wurde, brachte die erste Veröffentlichung freudige Erregung. Alle Kundgebungen in Besprechungen, in Briefen und mündlichen Aeußerungen sicherten die Ueberzeugung, daß die Novellen weithin lebhaften Widerhall geweckt hatten. Als die Erfolge sich allmählig steigerten und unsere vornehmsten Zeitschriften sich um Arbeiten bewarben; als Männer von ausgezeichnetem Namen sich dem Lobe voll angeschlossen; als Marie von Ebner-Eschenbach und Paul Henke unverhohlen ihrer Freude und Bewunderung Ausdruck gaben; als sogar Fürst Bismarck nicht verschmähte, an einem Gespräche über den „Schönen Valentin“ lebhaft theilzunehmen und ein liebenswürdiges Urtheil auszusprechen, — da endlich war auch zu Hause das Eis gebrochen und jeder Widerstand verstummt, und ein neues Gebilde Helensens wird, wie von der Leseerwelt draußen, auch im eigenen Hause mit Ungeduld erwartet und mit einer steigenden Theilnahme aufgenommen.

Ueber den dichterischen Werth der Arbeiten will ich an dieser Stelle nur wenig Worte sagen. Der Leser mag selbst prüfen, und die großen Rängel werden ihm so wenig, wie die großen Vorzüge entgehen. Er wird wohl öfter die bestimmte Disposition oder die letzte sorgsame Ausarbeitung vermissen, wird den Betrachtungen nicht immer beistimmen, vielleicht wird ihm auch einmal die Tendenz nicht zusagen. Aber wenn man erst einige Seiten gelesen, so wird man auch schon von den Charakteren und Schicksalen ergriffen und forgerissen. Helene Böhlau rührt, ohne sentimental, ergreift, ohne pathetisch zu sein; sie verschmäht abgebrauchte Kunstgriffe und breitgetretene Wege, schafft aus dem innersten Herzen und aus mächtiger Eigenart, und das ist auch das Geheimniß ihres Erfolges. Jeder Zug, — man fühlt es, — ist durchlebt, vielleicht ihrer begahlt. Ein leicht hingeworfenes, scheinbar bedeutungsloses Wort sagt unendlich mehr, als sonst wohl eine Reihe schöngebannter Sätze.

Wer Gestalten schafft, wie Hordina in „Salin Kaliste“, Apollonia und Yulu Ambrosius in „Schönen Valentin“, Dorothea Schöngart und den liebenswürdig-genialen Onkel Fritz der gräßlichen Künstlerfamilie, — wem Szenen gelingen, wie die der Eva am Bette des sterbenden Malers, der Tod des Josti in der Mittagsglut auf der polnischen Steppe, oder das Liebesgeständniß der Käthe Reichlin im „Herzenswahn“, das Zwiegespräch des Narren mit dem Darfensmädchen oder der Cheleste im Apfelfaß auf dem Berliner Hafenplatz in den beiden jüngsten Novellen: „Gott hat es nicht gewollt“ und „Der Herr läßt die Sonne aufgehen über Gerechte und Ungerechte“, — wer, wie gesagt, Gestalten von solcher poetischen Wahrheit und Lebensfülle, Szenen von so jedem Humor und andererseits von so tief ergreifender Wirkung schaffen konnte, der darf mit Recht Dichter von Gottes Gnaden genannt werden.

Wenn ich, um noch einmal auf den äußeren Lebenslauf zurückzuführen, hinzufüge, daß Helene Böhlau ein paar Mal Deutschland von Norden nach Süden durchmessend; daß sie, noch sehr jung, Italien besuchte und dort, in Venedig, einer schweren Erkrankung beinahe erlegen wäre; daß sie eine Zeitlang in der Familie des liebenswürdigen und vortrefflichen Malers Professor von Suchbaldski in Dresden verlebte, um ein paar schwache Versuche in dessen Kunst zu wagen; daß sie neuerdings in Berlin mit mehr als gewöhnlicher Auszeichnung aufgenommen wurde, — so ist das Alles, was ich zu berichten wüßte.

Wem übrigens das übliche Porträt einer deutschen Schriftstellerin vorliegt, wird sich in Helene Böhlau gründlich enttäuscht finden. Er wird sehr erstaunt sein, einem durch und durch lebenslustigen Weibe zu begegnen, dem Niemand anmerkt, was ihm in der Tiefe der Seele vorgeht, und das, — es sei hier gestanden, — leidenschaftlich gern lacht, so genial lacht, wie schreibt. A. K.

\*) Novellen von H. B. Berlin, W. Herz, 1882.

\*) Novelle von H. B. Berlin, Gebrüder Paetel, 1886.

Kochdruck verboten.

Kochdruck verboten.

### Der Tod des großen Pan.

Von Adolf Pichler.



Ionisius Kreopagita erzählt, daß zur Stunde von Christi Tod Schiffer auf dem Meere eine laute Stimme hörten: „Der große Pan ist todt! Erzählt es überall!“ Von allen Seiten habe die Klage unsichtbarer Geister geantwortet. Manche Kirchenväter bezogen dieses auf Christus, andere auf den antiken Gott als den Gott der Natur im weiteren Sinne. Letzteres ist jedenfalls viel tiefer, und ich bin dieser Auffassung gefolgt. Mit Christus starb auch Pan; der Tod Christi war der Tod des Heidenthums; denn an die Stelle der Religion der Sinne trat die des Geistes. Darum blieb Pan im Grabe, Christus schwang sich aus dem Grabe, welches nur sein irdisches Theil, nachdem es dem Befehle der Natur unterlegen, geborgen hatte.

Unermesslich ausgegossen  
Brennt die helle Sonnengluth,  
Daß das Meer in seinen Ufern  
Wie geschmolznes Eisen ruht.

Regungslos mit schlafem Segel  
Schläft das Schiff im Ocean,  
Da erschallt's gleich Donnerrollen:  
„Todt ist er, — der große Pan!“

Wolken stürmen durch den Himmel,  
Wie ein schwarzes Geisterheer;  
Aus den Tiefen angerüttelt,  
Grollt zu Schaum gepeitscht das Meer.

„An die Ruder!“ — schreit der Botsmann,  
Durch die Töne pfeift der Föhn,  
Wirft das Schiff ans tiefsten Tiefen  
Zu der Wogen höchsten Höhn.

„Warum faltet ihr die Hände?  
Todt ist ja der große Pan!  
An das Ufer speit das Meer euch, —  
Sagt es allen Völkern an.“

Zitternd stehn sie zum Gestade,  
Wo, verflammt im Gebet,  
Schon die Schar der Frauen, Kinder  
Ihre Rettung bang erseht.

Vor dem Altar ruft der Führer  
Seine große Botschaft aus;  
Wie ein Echo, wild und furchtbar,  
Haltt zurück des Sturmes Braus.

Alles wankt, zum Abgrund klüftet  
Tief erschrocken Berg und Land,  
Und des Jenseis erhabner Tempel  
Stürzt geborsten auf den Strand.

Schaurig düster senkt vom Himmel  
Sich die stumme Nacht herab;  
Schatten schweben, bleich und blutig,  
Aus dem längst vergessnen Grab.

Ohne Sonne graut der Morgen,  
Keine Kerche waagt den Flug;  
Heiser krächzend, bentegierig  
Eilt von Raben her ein Zug.

Eine Trauer unaussprechlich  
Drückt auf alle Völker schwer;  
Trostlos starrten sie in's Weite, —  
Niemand waagt zu hoffen mehr.

Und vom Himmel senkt sich wieder  
Düster, stumm die Nacht herab;  
Schatten schweben, bleich und blutig,  
Aus dem längst vergessnen Grab.

Horch! da tönt aus Osten leise:  
Allein! durch die Nacht,  
Allein! — steigt die Sonne  
Auf in ihrer vollen Pracht.

Engelscharen singen jubelnd  
Von dem auferstand'nen Gott,  
Um die Lippe nur des Führers  
Zuckt es wie von bitterm Spott:

„Nun, wie lang wird dieser danern,  
Seit der Pan verfiel der Zeit?“  
Von den Engeln schallt die Antwort:  
„Ewig in die Ewigkeit!“

### Marburg an der Lahn.

Von Georg Winter.

Siehe das Bild von Fritz Stoltenberg, Seite 140.



Nicht bloß aus dicken Folianten und vergilbten Pergamenten vermag sich der Geschichtsforscher ein Bild der Vergangenheit zu verschaffen. Das geschichtliche Leben der Völker hat uns auch lebende Bilder seines geheimnißvollen Wirkens hinterlassen, Bilder, die oft mit bereicherter Sprache von längst verschwundenen Tagen zu berichten wissen, als die ausführlichsten Aufzeichnungen der Zeitgenossen. Sind doch alle Museen, auf welche der geschichtliche Sinn unserer Zeit mit Recht so große Aufmerksamkeit verwendet, im Grunde nichts Anderes, als Versuche, diese noch vorhandenen Reste der Vergangenheit in übersichtlicher Gruppierung uns vor Augen zu führen und dadurch das Verständniß des Lebens und Strebens unserer Vorfahren uns zu erschließen. Und welche mächtige Anregung zu historischer Betrachtung, welches klar empfundene Bewußtsein des Zusammenhanges zwischen den verschiedenen Jahrhunderten menschlicher Gesittung vermag nicht ein großartiges Bauwerk der Vorzeit in uns zu erwecken!

Aber nicht solche einzelne Schöpfungen vergangener Zeiten allein sind es, welche uns das Verständniß des historischen Lebens zu erschließen vermögen; noch ragen, oft auf engem Raume, ganze große Bilder aus der Vergangenheit zu uns Nachlebenden herüber: jene mittelalterlichen Städte, welche mit treuer Pietät zu erhalten und zu bewahren streben, was in ihnen der granen Vorzeit entsammt. Ein Gang um die alten Stadtmauern Nürnbergs mit ihren zierlich-steinen Thürmen und Binnen, eine Wanderung durch die altherwürdigen Ruinen des Heidelberger Schlosses vermag dem denkenden Beschauer nicht selten eine klarere und anschaulichere Erkenntniß vergangener Zeiten zu vermitteln, als das angelegentlichste Studiren in dicken, gelehrten Werken.

Ein solches lebendiges und anschauliches historisches Bild bietet auch die altherwürdige und doch ewig junge Stadt Marburg, welche des Künstlers Stift uns vor Augen führt. Wie wunderbar und eigenthümlich nimmt sie sich doch aus, die heftige Ruhestadt mit ihren steil ansteigenden Straßen, mit den bunten und freundlichen Häuserreihen, welche terrassenförmig von der Thalsohle emporsteigen bis zum Gipfel des Berges, welcher durch den mächtigen Bau des alten Landgrafen-Schlosses gekrönt wird! Wenn man von fern her der Stadt sich nähert, dann erinnert das eigenartige Bild wohl an eigene Schöpfungen aus der Kinderzeit: man meint den Inhalt einer Spielzeugschachtel vor sich zu sehen, den eine übermüthige Kinderschar in anmüthigem Durcheinander auf- und übereinander gehäuft hat. Zauberhaft schön ist dieser Anblick namentlich des Abends, wenn in allen Häusern, bis oben hinauf zur Vergesstapfe, die Lichter angezündet sind, oben auf dem Gipfel aber die Laternen des Schlosshofes erglänzen. Wie ein mächtiger, strahlender Weihnachtsbaum mit hellem Kerzenglanze erscheint dann die ganze Stadt. Von jeder Seite bietet sie einen anderen, immer schönen und immer interessanten, weil durchaus eigenartigen Anblick, am schönsten, wenn man von einer der benachbarten waldigen Höhen herabschaut und dann unmittelbar von dem Grün des Waldes sich das bunte Bild der Bergstadt abhebt.

Es gehört nicht eben ein sehr geübtes historisches Denken dazu, um zu der ver wunderungs vollen Frage zu gelangen: wie kommt es wohl, daß die Stadt sich in so eigenthümlicher Weise an dem Abhange des Berges entwickelt hat, während zu dessen Füßen die breite, fruchtbare Lahn-Ebene zu bequemerer und scheinbar naturgemäßerer Ansiedelung auf-fordert?

Die ganze Anlage der Stadt, welche jedem Verkehr innerhalb derselben die größten Schwierigkeiten bereitet, — Wagen können in den meisten Straßen überhaupt nicht fahren, — wäre in der That vollkommen unverständlich, wenn wir nicht wüßten, daß sich dieselbe von Anfang an in innigstem Zusammenhange mit der Burg dort droben auf dem Vergesstapfe entwickelt hat. Sie ist, wenn wir so sagen dürfen, nicht vom Thale aus allmählig zur Höhe, sondern, umgekehrt, von der Höhe allmählig zum Thale hinabgestiegen. Die ersten Anfänge der Burg, von denen allerdings nur noch wenige Reste vorhanden sind, sind älter, als die Stadt, welche sich erst allmählig in engem Zusammenhange mit der Burg und deren Verkehrs-Bedürfnissen entwickelte hat. Die ältesten Theile des Schlosses entstanden schon in der Zeit des romanischen Baustils. Als die Stadt sich bis zur Ebene hin ausgebreitet hatte, und als dann hier der herrliche Bau des Elisabethen-Domes entstand, war bereits die Zeit der Gothik angebrochen. Der Grundstein der Kirche ist ungefähr zu derselben Zeit gelegt worden, wie der zum Kölner Dom, in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts; die Kirche selbst, deren sechshundertjähriges Jubiläum vor einigen Jahren gefeiert wurde, ist eine der schönsten Perlen deutscher Gothik. Man erkennt leicht auf der rechten Seite unseres Bildes die beiden kühn emporstrebenden Thürme des majestätischen Baues, der mit seinen gothischen Spitzbögen und seinen schlanken und doch wuchtigen Formen das Auge des Beschauers unwillkürlich höher und immer höher zieht, bis es an dem Kauf des Thurmes angelangt ist, der in den Wolken zu thronen scheint. Wie erscheint doch die ganze Innigkeit und Sinnigkeit des deutschen Mittelalters, jener vom Diesseits zum Jenenseits strebende kirchlich-religiöse Sinn in diesen gothischen Bauwerken so klar und plastisch ausgesprochen! Hier zeigt sich in ursprünglicher Reinheit jener transcendente Idealismus, welcher trotz aller Barbarei, die man dem deutschen Mittelalter vorgeworfen hat, doch eine der charakteristischsten Eigenthümlichkeiten jener Epoche ist.

Doch machen wir einen Rundgang durch die winkligen, engen und doch so eigenartig schönen Gäßchen der Stadt, welche fast ausnahmslos steil an dem Abhange des Berges emporsteigen und schließlich zum großen Theil auf dem Schloßberg-Gipfel einmünden. Gar wunderbar und traumlich schauen dabei die alten Giebelhäuser mit ihren vor-pringenden, mit Holzschnitzereien geschmückten Erkeren auf uns herab. Man fühlt sich aber bald in ihnen heimlich: erzählen sie uns doch in stummer Sprache von längst verschwundenen Tagen, da diese Straßen, in denen sich heute vor Allem die frische akademische Jugend tummelt, wiederhallten von den wuchtigen Schritten der horenkirtrenden Ritter, welche einstmals auf hohem Vergessste im Gefolge der heftigen Landgrafen ihr Heim aufgeschlagen hatten. Kühne und geschickte Reiter müssen es gewesen sein, die an diesen steilen Abhängen hinauf in schwerer Rüstung zu dem Burgstiege emporzureiten vermochten. Dabei sind die steilen Straßen oft so eng, daß ein hochbelade-



ner Wagen an beiden Seiten die Häuser berührt. Doch steh, da lichtet sich die enge Hauptstraße, auf der wir dahingewandelt sind, plötzlich und erweitert sich zu einem stattlichen Blase. Auch hier überwiegen die alten, edigen Häuschen mit ihren niedrigen Fensterchen; aber hier und da zeigt sich doch auch ein stattliches neueres Wohnhaus, das sich dann freilich merkwürdig genug ausnimmt unter seinen altersgrauen Genossen. Was dem „Marktplatze“ aber vor Allem sein charakteristisches Gepräge giebt, das ist das altehrwürdige Rathhaus mit seinem großen, mächtigen Giebelbuche und den sonderbaren Figuren, die als Symbole bürgerlicher Verwaltung und Rechtsprechung an dem Dachstuhl angebracht sind. Eben ist auf dem Blase eine bunte Studentenschar versammelt, die Präsidien in vollem „Wichs“, die wallende Fahne enthüllt; sie kehren von einem festlichen Aufzuge zurück und singen hier nach alter Burtschenfite mit gezogenen Schlägern das Gaudamus igitur. Es ist, als wollten sie dem ankommenden Fremdling gleich deutlich zeigen, daß er in einer Univeritätsstadt weilt, in einem jener alten idyllischen Wäldchen, in denen der Student die erste Rolle spielt; denn mit Recht sagt ein altes Marburger Wort: Marburg hat nicht eine Univerität, sondern es ist eine Univerität. Seit den Tagen, da der energische Freund Martin Luther's, Landgraf Philipp von Hessen, hier die Hochschule begründet hat, ist es so gewesen und wird wohl auch fürderhin so bleiben. Marburg ist, wie seine ganze Anlage zeigt, niemals eine Vertheidigung gewesen; seine Bedeutung hat es immer, auch schon in der ältesten Zeit, geistigen Interessen verdankt.

Auf steilem, beschwerlichem Wege geht es hinauf zur Höhe, auf der sich in stolzer Majestät als weithin sichtbare Warte das alte Landgrafen-Schloß erhebt. Ernst und würdig schauen die mächtigen Mauern auf uns herab, als stünne Mahner an längst entschwundene Größe. Jetzt sind in den weiten, hohen Räumen des Schloßes die historischen Schätze der Vergangenheit, das heilige oder vielmehr preussische Staatsarchiv untergebracht, und in den prächtigen Hallen des alten Ritteraales sind eine Anzahl der kostbarsten und merkwürdigsten dieser Schätze in zierlichen Säralen zu Jedermanns An- und Einsicht zu einer permanenten „Archiv-Ausstellung“ vereinigt, die den Reiz, welchen der mächtige gothische Bau an sich schon auf den Beschauer ausübt, noch steigert. Denn der Ritteraal dieses Schloßes ist nächst der Marienburg der größte gothische Profanbau Deutschlands; seine kühnen Bogen und Gewölbe erfüllen den Beschauer mit höchster Bewunderung. Kurz erwähnen wollen wir doch auch noch die kleine, aber in herrlich-edlen und reinen gothischen Formen gehaltene Schloßkapelle, in der einst Luther und Zwingli gepredigt haben, und die den Eindruck des tiefen, schönen Friedens, welcher jetzt über dem alten Bauwerk ruht, erhöht und verschönert.

Denselben weihewollen Frieden athmet auch die äußere Umgebung des Schloßes mit ihren schönen und zierlichen Gartenanlagen, ihren fremdlichen Blumen und dem heimlichen Kauchien der Bäume. Vor unserm Blicke dehnt sich in wunderbarer Lieblichkeit ein Landschaftsbild aus, welches das Erhabene mit dem Friedlich-Idyllischen in schönster Weise vereinigt. Dort im Süden winken in blauer Ferne die mächtigen Berge des Taunus zu uns herüber und wecken in uns die Erinnerung an den mächtigen deutschen Strom, dessen Fluthen an ihm vorüberrollen, und unmittelbar unter uns schimmern, von der Sonne hellem Strahl beschienen, die silbernen Wellen der Bahn herauf, deren fruchtbares, freundliches Thal von waldigen, grünen Hügeln anmuthig umsäumt wird. Es ist eines jener Landschaftsbilder, an denen das Auge sich nicht satt zu sehen vermag, und das unaussprechlich in der Erinnerung haftet.

Nachdruck verboten.

### Rocco, der Blödsinnige.

Calabresische Erzählung von Nicola Misasi.

**R**icht weit von dem Flußthale des Saruto, auf eines Hügels Höhe, glänzte aus grünen Kastanien heraus ein schönes Häuschen, in welchem ich jedes Jahr den September zu verbringen pflegte.

Des Nachts kam ich dort an, nach einer anstrengenden Reise, die ich theils zu Fuß über Bergpfade und steile Abstürze, theils zu Pferde gemacht. Empfangen ward ich von den Bauern, deren einige mir schon ein Stück Weges mit Kleinfadeln entgegengekommen waren, mit feiner aufrichtiger und dienstfertiger Herzlichkeit, wie sie den Leuten dieser Gegend eigen. Dann begleiteten mich Alle, Frauen und Kinder, Junge und Alte, in mein Zimmer, wo ich ein wohlbedecktes Bett, überzogen mit Leinen, die nach frischer Wäsche und Lavendel dufteten, und die wenigen Möbel abgestäubt und wohlgeordnet fand. Aus der Küche drangen die Dämpfe meines Nachteffens, das eine alte, reinliche Haushälterin bereite, und das Kreischen des in der Pfanne brodelnden Oeles herein. Während des Umkleidens plauderte ich mit den an der Zimmerthür versammelten Bauern und fragte einen Jeden etwas über seine Angelegenheiten: über den Reffen in America, über den Sohn, der Soldat geworden, über die Ernte, die Streitigkeiten mit den Nachbarn; streichelte die Kinder, die mit großen, lebhaften Augen, den Kopf durch die Beine ihrer Väter steckend, nach mir schauten.

Dann setzte ich mich zum Nachessen, das auf dem küchenschiff angerichtet war, und lud die Aeltesten ein, sich zu mir zu setzen, indem ich ihnen, ihre Junge zu Wesen, ein Glas Wein anbot, worauf sie mir Geschichten und Märchen erzählten in ihrer bilderreichen, lebhaften Sprache, in jenem rauhen, harten Dialekt. Nach dem Essen ging ich in mein Zimmer zurück, hörte noch eine Zeitlang das Klappern der Teller, welche die Alte wieder auf das Schüsselbrett ordnete, dann rief man mir noch durch die Thür „Gute Nacht“ zu, und ich war allein. Tiefes Schweigen herrschte.

Aus den unteren Räumen vernahm ich das leise Brummen der Ochsen im Stalle, das Schnaufen des Pferdes, das an die Krippe gebunden, seinen Hafer fraß. Ich trat an's Fenster und sah unten am Hange des Hügels die Bäume unbeweglich und schweigend in die Nacht hineinstarren, sah den Kiesgrund des Flusses sich hinbreiten, hie und da von blühenden Wasseradern durchzogen, und weit, weit hinten erhob sich die schwarze, undeutliche Masse der Berge. Hundegedüll, ein Seufzer des Windes, das kurze Quaken eines Frochdes unterbrachen auf kurze Zeit das Schweigen der Nacht; dann ward wieder Alles still. Die Sterne blinzelten am Himmel, und ein dünner rother Schleier breitete sich über das Thal, unter welchem die Wasser lautlos dahinfließen. — In der ersten Morgenfrühe schon klopfte man an die Thür meiner Kammer; es war die alte Wirthschafterin, die mir den

Kaffee brachte. Auf der Tenne erwartete mich der Hausvater Pietro, ein alter erfahrener Jäger; er saß auf dem Troge und schnitt zwei großen Braden das Brot vor. Die Thiere standen auf den Hinterfüßen und hatten die Vorderpfoten auf die Kniee des Herrn gelegt; wüthend und schmeichelnd erwarteten und empfangen sie, einer um den andern, ihren Biß, den sie hastig hinabwürgten. Das sah ich von meinem Fenster aus, durch das mit der frischen Morgenluft die ersten bläulichen Lichter des Tages drangen, streitend mit dem Flämmchen der Lampe, bei deren Schein ich meine Jagdkleider anlegte. Der Kaffee rauchte auf dem Tische neben der Pulverflasche, dem Schrotbeutel, der Jagdflasche; von Zeit zu Zeit nahm ich einen Schluck, während die alte Bäuerin die Stiefel unter dem Bette hervorzog und sie mit Talg schmerte. Die Hunde auf der Tenne wurden ungeduldig und umsprangen, laut bellend, den alten Jäger, dessen Gestalt sich schwarz gegen die bläuliche Helle des andredenden Tages abhob. In der Ferne, auf den Hügeln und Berghängen, konnte man kaum erst das Weiß der Dächer und Landhäuser unterscheiden, während der Fluß drunten im Silberglanz aufleuchtete und der Morgenwind die thaufeuchten Wipfel der Bäume leise berührte.

Endlich stieg ich hinauf und schritt mit dem Alten in's Land hinein, die Hunde voraus in lustigen Sprüngen und rasendem Lauf, nur hier und da stehen bleibend, um sich umzuschauen und den Tag mit festlichem Gebell zu grüßen. Erschreckt flogen die Hühner von den Höfen und in den Gräben vor ihnen auf. Inzwischen war die Sonne herauf gekommen und vergoldete die Gipfel der Berge; ein Schauer von Licht und Leben lief durch das Land.

Und nun strichen wir durch die Thäler, an Abhängen hin, längs des schlammigen Flußufers, zwischen Binsengebüschen und Fichtenwäldchen, mit Nähe vorwärts dringend, den Finger am Gewehrbüchse, mit den Augen den Hunden folgend, die in dem hohen Gras spähten, jetzt still standen mit gekelter Kafe und hocherbobener Nahe, jetzt eilig weiterdrängten. Und wenn die Wildente, von ihrem Besied in den Binsen aufgeschreckt, aufstog oder die Beccaffine mit großem Flügel-schlag aus dem Gebüsch oder das Rebhuhn aus den Felsen in schwerfälligem Fluge entflo, dann hallte der Schuß durch das Thal wider und das fröhliche Gebell der Hunde; — dann auf's Neue Schweigen, jenes feierliche Schweigen der Wälder, das einen nachdenklich und ernst stimmt.

Und am Abend kehrte man müde nach Hause zurück, oft durchnäht und mit leerer Jagdtasche; oft aber auch vergalt eine reiche Beute die ausgestandenen Mähen, die zerfetzten Kleider, die an Dornen und Geirüpp wund geritzten Gesichter und Hände. Dann fand man das Essen bereit, und auf dem Herde brannte ein mächtiges Feuer, neben das sich die Hunde streckten, die Schnauze zwischen den Vorderpfoten, die Augen halb geschlossen, während die Alte geschäftig vom Herde zum Tische, vom Tische zum Herde lief. Die Bauern, auf der Bank-Bade neben dem Feuer sitzend, erzählten mir Räuber-geschichten oder alte Sagen, und der alte Jäger theilte mir hundert Erfahrungen in guten Rathschlägen mit. An den ver-räucherten Wänden der Küche malte die fröhlich kistrende Flamme helle Lichtblitze und ließ die Schatten zittern und tanzen, jetzt groß und schwarz, jetzt kleiner und blässer; und das Vampfen am Kaminmüß erblisch, von der auflösenden Gluth befestigt. Bald blieb es allein übrig, die alten geschwärtzten Wände zu erleuchten, — wie die ruhigen und sanften Gesichte, wenn sie auch auf kurze Zeit von heftig aufladernden Leidenschaftlichen befestigt werden, sobald diese erlöschen, allein übrig bleiben, um unsere Seele mit schwachem, aber dauerndem Lichte zu erhellen. —

Gewöhnlich schlugen wir bei diesen täglichen Jagdpartien einen kleinen Pfad ein, der sich einen Hügel hinauf und an einem Stück Feld, das als Garten bebaut war, und in dessen Mitte sich ein Häuschen mit grünen Läden erhob, vorüber-wand. Verschiedene Male hatte ich hinter den Scheiben die zierliche Gestalt eines jungen, schönen Weibes erlaucht, und ich erinnerte mich, sie zu anderen Zeiten und an anderen Orten gesehen zu haben. Ich begegnete ihr oft gegen Abend auf dem Blase, wenn ich hinaufstieg und sie herabkam, begleitet von einer Bäuerin und einem bewaffneten Landmanne, und sie erwiderte meinen Gruß mit einem leichten, aber artigen Kopfschütteln. Gekleidet war sie in ein dunkles Gewand, das ihre zierlichen Formen deutlich abzeichnete. Sie war groß und schlank, in ihrem Gesichte fielen besonders die großen, von langen Augenwimpern überhaarten Augen auf. Sie war über die erste Jugend schon hinaus, einige leichte Falten furchten ihre Stirn, und um die Mundwinkel zuckten jene Schlanglein, wie sie bei dem zu sehen sind, der viel gelitten und oft geweint hat. Die reiche Fülle der kastanienbraunen Haare fiel, in zwei breite Flechten getheilt, auf die Schultern herab. Nur langsam schritt sie dahin, von Zeit zu Zeit stehen bleibend, um sich auf die kleine Mauer, die den Weg einbeigte, zu stützen und die Augen über die ferne Campagna schweifen zu lassen. Sie ging nicht weiter, als bis zu der Kapelle, die am Fuße des Hügels beim Anfang des Biades steht, und hier stand sie und murmelte ein Gebet vor dem Madonnenbilde, während die Bäuerin das Vampfen mit neuem Oele versah. Dann stieg sie wieder hinauf, schweigend, in sich gelehrt, hinter ihr die Bäuerin mit der Wache, die zusammen kläfterten.

Jeden Abend begegnete ich ihr, und jene unbestimmbare, sanfte Melancholie, die auf ihrem Gesichte ausgeprägt war, die Ermüdung, die sich in ihrer Haltung ausdrückte, verfehlten nicht, Eindruck auf mich zu machen, und ich wurde neugierig, etwas Näheres über sie zu erfahren.

Der alte Pietro, mein Jagdgefährte, zog, wenn er ihr begegnete, seinen Hut mit einem „Guten Abend, Fräulein!“ und sie antwortete mit sanfterer Stimme „Guten Abend“ und ging weiter. Wenn Pietro gerade mit mir sprach, unterbrach er sich, um ihr mit den Augen zu folgen, und dann nahm er die Unterhaltung mit einem Seufzer auf, der vielleicht das Ende eines gedachten, aber nicht ausgesprochenen Satzes war.

Eines Abends, — es war nach einem anstrengenden Jagd-tage, — setzte ich mich, ehe ich den Hang hinaufstieg, auf die Mauer neben der Kapelle am Fuße des Hügels. Ich war wohl müde, doch hatte ich auch den Muth, die junge Dame dort zu erwarten, von der ich jetzt wenigstens den Namen erfahren hatte: Giulia Scervoani. Ich wußte auch, daß sie einer reichen Adelsfamilie angehörte, und daß sie, nachdem sie lange in der Stadt gelebt, sich auf diesen Besitz zurückgezogen hatte, mit ihren Brüdern, zwei gar sehr gefürchteten und geachteten jungen Männern, welche, ganz dem Land-bau hingegeben, frühzeitig auszogen und erst am Abend spät zurückkamen.

Auch der alte Pietro hatte sich auf das Mauerchen gesetzt

und rauchte, die Flinte auf den Knien, seine kurze Thon-pfeife. Die Hunde lagerten uns zu Füßen und schauten uns an, wie um zu fragen, was dieser ungewohnte Aufenthalt be-deute. Es war die süße, melancholische Stunde des Sonnenunter-ganges, wo Tag und Nacht um die Herrschaft streiten. Auf einer Weide am Flußufer zwitscherte ein Schwarm Wald-späßen; von fern herüber klang das Ave-Maria-Läuten; der alte Pietro nahm den Hut ab, die Pfeife aus dem Munde, bekreuzte sich und murmelte ein Gebet. Auf dem Hügel über uns klingelten die Glöckchen der Herden, die nach den Ställen zurückkehrten.

Kurz darauf erschien auch die junge Dame auf der Höhe des Pfades, und bald war sie uns nahe. Als sie mich erblickte, blieb sie verwirrt stehen, grüßte mit einem leichten Reigen des Hauptes und setzte sich dann auf das Mauerchen, die Augen auf das Madonnenbild gerichtet, ohne ein Wort zu sprechen, ohne die Lippen zu bewegen. Vielleicht betete sie. Die Bäuerin, ihre Begleiterin, goß aus einem Fläschchen ein wenig Del auf das Vampfen, zündete den Docht an, der mit einem rothen Flämmchen aufleuchtete, das nicht hell genug war, das Halbdunkel zu besiegen; dann küßte sie das Bild und näherte sich der jungen Dame, welche sich erhob, ein Gruß-zeichen machte und mit langsamen Schritten in jener müden Bewegung, die ich schon immer an ihr wahrgenommen, den Berg hinaufstieg.

Ich blieb allein mit dem alten Pietro, der seine Thon-pfeife ruhig weiter geraucht hatte. „Ist denn jene Dame immer so traurig gewesen?“ fragte ich ihn.

„O nein, im Gegentheil, vor einigen Jahren war es noch das lustigste Fräulein der ganzen Gegend, und unsere Bäue-rinnen waren glücklich, wenn sie wußten, daß sie da war. Aus der Stadt kamen noch eine Menge anderer Damen, und da wurden Jagdpartien gemacht und im Flusse gefischt. Für den Abend waren alle Gaitarrenspieler auf das Casino einge-laden, und die Dorfmadchen tanzten bis Tagesanbruch, um die Herrschaften zu unterhalten. Diese schenkten Geld, Wein und was Recht's zu essen: es war eine wahre Vorsehung für Alle.“

„Und jetzt?“

„Jetzt ist das vorbei; jetzt ist das Unglück in jenes Haus eingezogen, mein lieber Herr.“

„Das Unglück? Welches Unglück? Du, Pietro, weißt gewiß mehr, als Du mir da erzählst. Ich bin neugierig, zu er-fahren, welches Geheimniß in der Seele jener Dame brühet; denn ein Geheimniß ist's, nicht wahr?“

„Ja, es ist ein Geheimniß,“ antwortete Pietro nach einigem Zögern.

„Und natürlich auch eine Geschichte dabei?“

„Ja, auch eine Geschichte ist dabei.“

„Aun, so erzähle mir diese Geschichte.“

„Hör“, sagte der Alte, aufstehend, mit bestimmtem Tone,

„ich mag mich nicht in Anderer Angelegenheiten mischen, —

entschuldig, lieber Herr, — besonders, wenn der Richter seine

Raise hineinstecken konnte.“

„Der Richter? Also handelt sich's um ein Verbrechen?“

rief ich.

„Nein, das meine ich nicht,“ antwortete er, fast erschrocken.

„Ihr wißt, daß wir Bauern uns nicht gut ausdrücken können,

und darum machen sie uns am Tribunal oft sagen, was wir

nicht sagen wollen. Ich weiß von jener Dame weiter nichts,

als das: Vor zwei Jahren war sie Verlobte eines reichen

und jungen Herrn aus dem Hause der Marzi, und dieser

kam fast alle Tage auf Besuch zu ihr. Ich traf sie auf dem

Berge Arm in Arm, und wenn ich auf dem Anstand war, so

verjagte mir ihr helles Lachen oft den Haufen oder lenkte das

Rebhuhn von seinem Fluge ab, weshalb ich sie oft so recht

von Herzen zu allen Teufeln wünschte. Er aber hatte mich

gern, ja eines Tages schenkte er mir eine Sorte Schießpulver,

— eine wahre Pracht! — wie holte mir das den Vogel aus

der Luft herunter! Ach, was für ein Pulver!“

„Nicht abschweifen. Kommt zu den Verlobten zurück.“

„Der Vertrag war schon festgesetzt, im September sollte

die Hochzeit sein. Die Kleider und die Schmuckstücken, die der

Bräutigam schenkte, waren schon angekommen. Wie liebte er

seine Braut! Wie fröhlich waren Beide, und sie verdiente auch

eine glückliche Zukunft. Wenn ich ihnen in den Fluren be-

gegnete, lachte mir das Herz im Leibe. Jeden Abend, wenn

sie vom Spaziergange zurückkamen, setzten sie sich auf einen

großen, aus der Seite des Hügelhanges hervorragenden Block,

dort, etwa hundert Schritte von hier. Eines Tages, während

der Jüngling, der wie gewöhnlich zuerst herabgestiegen war,

dem Mädchen die Hand reichte, um ihr herabzuhelfen, löste

sich der Block aus seinem Bette und stürzte auf den Jüngling,

der dann todt zwischen den Steinen des Flusses gefunden wurde.

„O, der Aermste! Und sie?“

„Sie wurde gerettet.“

„Gerettet und von wem?“

„Von einem Hirten, der in der Nähe war um die Ge-

wandtheit hatte, sie bei den Haaren zu erfassen.“

Er sagte das halbblau, mit gesenkten Augen und eifrig be-

schäftigt, seine Pfeife auf's Neue zu stopfen.

„Armes Wesen!“ sagte ich. „Aber was hat das Alles mit

dem Richter zu thun?“

„Wer hat denn von Richtern gesprochen?“ rief Pietro,

indem er den Kopf erhob und mir finster in die Augen sah.

„Ihr Herren da laßt uns arme Tröpseln Dinge sagen, die

wir nicht einmal geräunt haben.“

Dann fuhr er fort, indem er aufstand: „Laßt uns gehen,

Herr, es ist spät.“

„Und weiter weißt Du nichts?“

„Wahnte mich Jesus Christus, nichts! Ich weiß nur, daß

das Fräulein sechs Monate schwer krank darniederlag. Sie

genas dann, aber gelacht hat sie nicht mehr.“

„Und jener Hirt, dem sie das Leben dankte, wurde von

den Verwandten natürlich gut belohnt? Ist er noch in ihrem

Dienst?“

„Nein, er verließ ihn nach einem Monat. . . Aber vor-

wärts, Herr, denn es ist spät.“

Er prüf den Hund, warf das Gewehr über die Schulter

und stieg voran. Ich folgte ihm gedankenvoll; der alte Pietro

mußte sicher mehr wissen, als was er da erzählt hatte; er war

aber ein Hartkopf, mißtrauisch wie jeder Bauer, und nicht

mit tausend Fragen hätte ich ihm das Geheimniß aus dem

Munde gelockt, das er mir sicherlich verbergen wollte. —

Wenn ich auch wünschte, den Helden, von welchem der

arme Jüngling hinabgestürzt war, in der Nähe zu sehen, so

kam ich doch drei Tage lang nicht dazu wegen eines feinen,

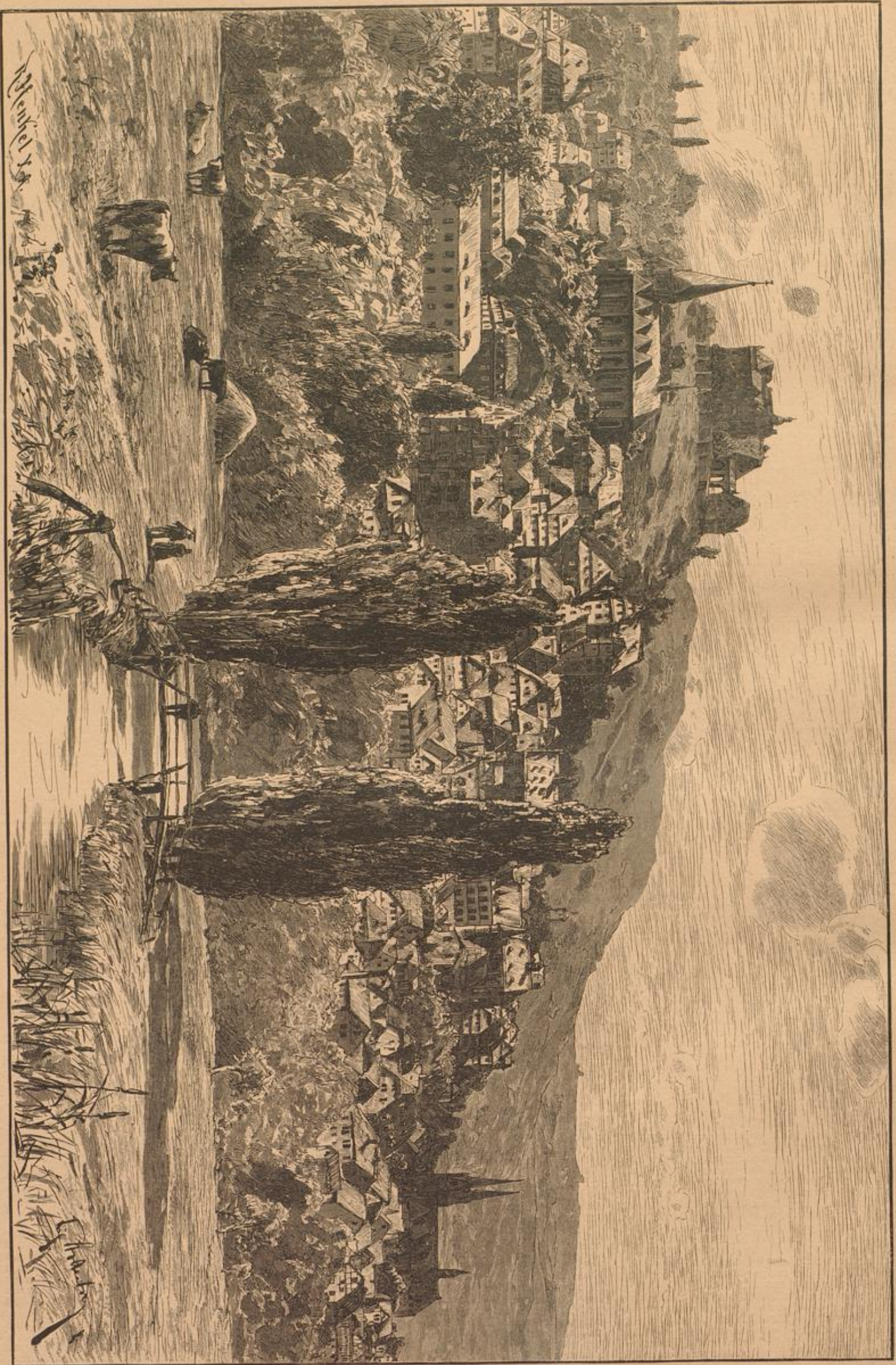
anhaltenden Regens; ich trat nicht aus dem Hause und sah

in meiner Kammer, wo ich vergebens die Langeweile dieser

träben Stunden durch Lesen zu bannen suchte. Der alte

Pietro war nach Rogliano gegangen, und die Bauern in





Marburg. Nach einer genauen Zeichnung von Fritz Stollberg. — Siehe Seite 188.



ihren Hüften waren beschäftigt, Neusen zu flechten oder Pfähle für den Weinberg zu spizen.

Am Morgen des dritten Tages kam die alte Dienerin, mir zu sagen, daß Rocco, der Ziegenhirt, gewöhnlich der Blödsinnige genannt, draußen sei und mich sprechen wolle.

„Wer ist dieser Rocco?“ fragte ich sie. „Ein Ziegenhirt aus Figliano. Vielleicht hat er erfahren, daß Ihr einen Ziegenhirten braucht, und kommt, um sich anzubieten. Soll er hereinkommen?“

„Ja.“ Ich war auf dem Bette ausgestreckt und las. Ich legte das Buch bei Seite und richtete die Augen gegen die Thür. Kurz darauf erschien auf der Schwelle ein Bauer, ganz eingewickelt in eine aus Lumpen zusammengestoppelte, schmutzige und regennasse Decke, von der es wie aus einer Dachrinne auf den Boden troff.

„Ungehobelter Kerl, Du!“ schrie die Bäuerin und riß ihm die Decke ab, „was für einen See machst Du da! Konntest Du das nicht draußen ablegen?“

Sie warf den Lumpenhaufen hinaus, über das Treppengeländer. Der Bauer antwortete nicht; er nahm seinen unsauberen und durchlöchernten Strohhut ab und blieb unbeweglich stehen. Er mochte gegen dreißig Jahre alt sein; eine Masse verwitterter rüthlicher Haare bedeckte den Kopf und die schmale, niedrige Stirn. Er hatte keinen Bart, aber an Arm und Wangen wenige rauhe und dürrige rothe Borsten; durch die geschlossenen Augenlider blickte nur eine grau-grünliche Pupille, halb erloschen, dumpf. Er trug eine schmutzige schwarze Tuchjacke, ein paar Kniehosen aus abgeschabtem Blaus, die mit einem breiten Lebergürt befestigt waren, in welchem eine Art Stiefel steckte. „Was willst Du?“ fragte ich ihn, nachdem ich ihn eine Weile mit einem instinctiven Gefühle von Abscheu betrachtet hatte.

„Man hat mir gesagt, daß Ihr einen Ziegenhirten braucht,“ sagte er mit rauher Stimme, ohne die Augen zu erheben. „Ja, ich brauchte schon einen, aber Du, wer bist Du?“

„Ich heiße Rocco.“

„Ja, Rocco der Blödsinnige,“ sagte die Hausdienerin Carolina, die neben dem Fenster stand. Zwischen den geschlossenen Augenlidern schweiften die Pupillen des Ziegenhirten hinüber nach der Frau; dann senkten sie sich wieder auf den Boden. „Und woher bist Du?“

„Aus Figliano. Jetzt bin ich noch bei einem Herrn von Mogliano, der Ende dieses Jahres die Ziegen verkaufen will.“

„Dast Du sonst noch gedient?“

Er zögerte, ließ den Hut aus einer Hand in die andere gehen, dann hob er den Kopf und warf mir einen flüchtigen Blick zu. „Ja, Herr,“ antwortete er, „fünf Jahre bei der Familie Scerponi.“

„Ach,“ rief ich aufspringend und auf ihn losgehend, „so bist Du also der, welcher Fräulein Giulia retzte?“

Er fuhr wie erschrocken zusammen, dann antwortete er stammelnd: „Ja, Herr!“

„Und warum schickten sie Dich denn fort?“

Wieder derselbe kurze, scharfe Blick, und wieder schaute er zu Boden. „Ich weiß nicht,“ antwortete er.

„Was, Du weißt es nicht?“

„Ich weiß es nicht.“

„Es ist aber notwendig für mich, zu wissen, warum Du den Dienst jener Familie verließest; sonst kann ich Dich nicht in den meinen nehmen.“

„So hört,“ antwortete er, immer mit niedergeschlagenen Augen und mit einem gewissen Zwange in der Stimme, als ob er die Worte verschlänke: „Sie konnten mich nicht mehr sehen.“

„Warum?“

„Ich weiß nicht.“

„Und Du hattest doch Fräulein Giulia von einem gewissen Tode errettet?“

„Ja.“

„Nun also, warum konnte man Dich nicht mehr sehen?“

„Ich weiß nicht.“

„Aber wer war's, der Dich nicht mehr sehen konnte? Die Herrschaft oder das Gefinde?“

„Das Gefinde.“

„Ach, ich verstehe, sie waren eifersüchtig auf die Vortheile, die Dir wurden, weil Du das Fräulein gerettet.“

„Ich weiß nicht.“

Ich betrachtete ihn aufmerksam. Er stand unbeweglich; nur von Zeit zu Zeit warf er mir einen schenen, flüchtigen Blick zu. „Es ist gut,“ sprach ich, „es ist gut; komm nach drei, vier Tagen wieder, da will ich Dir die Antwort geben.“ Er kehrte sich um, ohne mich zu grüßen. Beim Treppengeländer angekommen, nahm er seine Decke, wickelte Kopf und Brust hinein und stieg die Treppe hinunter, sich an die Mauer lehrend und an ihr hinabgleitend.

„Warum nennt man ihn Rocco den Blödsinnigen?“ fragte ich die Alte.

„Der? Der, o lieber Herr, spielt den Blödsinnigen! Aber... Genuß, ich weiß, was ich weiß... Uebrigens weiß ich nichts. Honig in meinen Mund, Honig, lieber Herr!“

(Schluß in nächster Nummer.)

Kinderfinder von den furchtbaren Knechten, welche die Vorfahren aufzuziehen hatten, und waren es auch „gut Kaiserliche“, welche hier den Gräuel vollführten, auf sie paßt auch das traurige Sprichlein, welches in wenigen Worten so ergreifend das Elend des Deutschen Krieges kennzeichnet:

Der Schwed ist kommen,  
Hat Alles weggenommen,  
Hat Alles weggetragen,  
Hat Fenster zerbrochen,  
Hat's Blei rausgeraben,  
Hat Äugeln drauß gossen,  
Hat Alles verschossen.

Fr. G.

**Vitarisches.** — Vor Jahresfrist etwa konnten wir an dieser Stelle auf ein japanisches Holzschnittwerk eingehend hinweisen, dessen Abbildungen sich fast in allen Zweigen häuslicher Kunstpflege leicht und dessen verwenden lassen. Der Erfolg des Werkes ist auch nicht angeblieben, und dadurch aufgemunter, hat der Verleger den eingeschlagenen Weg fortgesetzt in einer Publication, die den Titel führt: „Japanische Kunstzeichnungen des Meisters Hideo (Berlin, Seite 2, Seite 2 20 H., 12 H.).“ Es sind in Färbdruck direct nach den Originalen beigelegte Copien von Zeichnungen eines japanischen Künstlers, in noch ausgebreiteter Weise als oben genannte Verlage brauchbar, als das erst erwähnte Buch. Dilemm Zweiende entsprechen sind die Hefte auseinander; die Vorbrücke sind auf ganz dünnem Papier abgedruckt, — welches dem feinen Papiere der japanischen Originale bis zu einem gewissen Grade nahekommt, — um dadurch ein bequemeres Liebertragen der Zeichnung auf irgend einen Gegenstand, auch mit nicht ebenen Flächen, zu gestatten. Eine leichte Durchsicht der ganzen Folge wird trotzdem dadurch ermöglicht, daß man die feinen, durchscheinenden Blätter auf die Rückseite des auf Carton gezeichneten Hefes anlegt. Die Zeichnungen sind mit dem Pinsel in feinerer Linie sorgfältig ausgeführt, keine Strichen, und insofern diesen sofort verwendbar. Jede der Zeichnungen stellt eine in sich geschlossene Composition dar: Thiere, meist Insekten und Vögel auf der weichen Blumenprairie, in Blütenkränzen, auf Blumen u. s. w., meist in humoristischer Gruppierung. Die Thierwelt hat in Japan bekanntlich eine reiche Ausbildung erfahren; dieser Theil der japanischen Literatur, ist in englischer und deutscher Bearbeitung zum Theil zugänglich, gehört zu den liebenswürdigsten Ausprägungen japanischer Kunst. Das Entzünden in die Weltanschauungen der belebten und unbelebten Natur, von Thier und Pflanze ist eine hervorragende Eigenschaft des japanischen Volksthumers. Und es hat auch unter Künstler nicht etwa Japantouristen zur Thierwelt gelehrt, sondern momentane Einfälle kriechen weg auf Papier gemalene. Das immer ist es der Kampf um's Dasein, der uns in den Bildern entgegentritt, aber stets in heiterer, fröhlicher Auffassung. So sehr denn die Künstler, welche die Figuren einzeln bezeichnen werden können, allen Umständen japanischer Kunst, inebendheit allen mattenen, bildenden, lebendigen Damen warm empfohlen.

**F. Kammann: Grundriss der Technik des Klavierbaus** (Leipzig, Breitkopf und Härtel). Dieses Werk, in welchem die rühmlichst bekannte Klavierbauin und Musik-Pädagogin die Ergebnisse langjähriger Erfahrung niedersetzt, ist eine reformatorische That hohen Ranges. Sein Ziel lautet: „Entwöhnung der Kraft und Zeit“ durch streng wissenschaftliche Concentration in Ton und Reithode. Dieses Ziel wird erreicht durch überaus leicht gefasste Concentration der Fingerführung in geistliche, die Grundelemente der gesamten Fingerführung-Technik vereinigte Combinationen. — Durch dieses methodische Abstreifen des Stoffes nach seinen verschiedenen Formen, indem ein gewisses Centrum des Könnens in einen bestimmten Zeitabschnitt verlegt und damit zum ersten Male eine Norm geschaffen wird, welche gegen die im heutigen Klavierunterricht herrschende Willkür Front macht. Die Verfasserin verlangt mit Recht ein Einrücken des Klavierunterrichts in die Ordnung weiterer allgemeiner Bildungsmittel und Ziele, d. h. derselben als Lehrfach zu behandeln und den Lehrgang normirt in Zeit und Stoff nach allgemein gültigen Regeln. Das Werk macht zugleich den ersten bedeutungsvollen Schritt zu diesem Ziele und giebt die praktisch erprobten Mittel zu dieser Regelung in weitere Kreise. Die Aufnahme und praktische Verwerthung der angeführten Tonleiter (barmüthige Melodien mit übermäßiger Quarte), welche in den Tonwerten der Neuzeit eine so hervorragende Rolle spielt, ist ebenso verdienstvoll als neu und ist als Basis systematischer Übung zur Erlangung der modernen Technik von hohem Werthe. Es ist für alle Kreise der Klavierwelt, für Lehrende wie Lernende von Vortheil, ein Werk zu besitzen, welches, der gegenwärtigen hohen Ausbildung der Klavierkunst entsprechend, die gesammelten technischen Formen von ihrem Keimen bis zu den Enden der Virtuosität umschließt und die vielen anderen Belirter beim Studium überflüssig macht. Ein bezeichnender Empfehlungsbrief des Klavierlehrers wird dem Werke die Wege ebenen; für Urtheilsfähige aber bedarf es keiner weiteren Empfehlung.

**Semmig.** — Fern von Paris. Erzählungen und Novellen aus der Schweiz und dem Innern Frankreichs. Hingelicht von Professor Hermann Semmig. 2. Auflage. Leipzig, Peterson. M. 3.

**Sapfir.** — Declamations-Soiree für Ernst und Scherz. Geist und Herz. Von M. O. Sapfir. 3. Aufl. Wien, Hartleben. M. 3.

**Schwäger-Verheirathung.** — Im Kreislauf der Zeit. Beiträge zur Geschichte der Jahreszeiten von Raman Freidrich von Schwäger-Verheirathung. Mit einem Titelbild und 60 Text-Illustrationen. Wien, Hartleben. Geb. M. 6.

**Schenf.** — Feste Blätter aus Brasilien. Von Luise Schenf. Hamburg, Schulzener. M. 3.

**Werner.** — Einmal Blumen. Eine Erzählung für heranwachsende Mädchen von Julie Werner. Stuttgart, Krabbe. Geb. M. 3.

**Ctto Spamer's Illustrirte Conversations-Verfion für das Volk.** 2. Auflage. Zugleich ein Orbis pictus für die Jugend. Abth. I-IV. Leipzig, Spamer. Jede Abth. M. 2.

**Wenger.** — Gestalt Vorleser. Roman von Rudolf Wenger. Berlin, Behrend. M. 2.

**Reichenau.** — Gedichte und Uebersetzungen von Auguste von Reichenau. Frankfurt a. M., Nabhan & Waldmann. Geb. M. 3.

**Senfack.** — Unter Halbmond und Kreuz. Roman aus unferen Tagen von Christian Senfack. Braunschweig, Schwesbke & Sohn. M. 3.

**Wagner.** — In die Natur! Naturstudien aus dem Naturleben für die Jugend und ihre Freunde von Hermann Wagner. Neu bearbeitet von H. Hart. 6. Aufl. Bielefeld, Velhagen. Cart. M. 1,50.

**Teutmann.** — Dell und düntel. Poesien aus allen Stimmungen von Franz Teutmann. Mit dem Bildnisse des Verfassers. Augsburg, Puttler. M. 3.

**Chrenfels.** — Philosophie de la femme chretienne dediee a sa fille par la baronne Chloéville d'Harouville. 2. Edition revue et corrigee. Strassburg, Pöster. M. 1.

**Werner.** — Die Blume des Glüdes. Erzählung von E. Werner. Leipzig, Reil's Koch. M. 1,50.

**Reu.** — Frantz Reu. Roman von F. Reu. Leipzig, Reil's Koch. M. 1,50.

**Schaeppi.** — Der Laute Sebille Silberberg mit Beren von F. J. gezeichnet von Sebille Schaeppi. Winterthur, Kistler. Geb. M. 1,00.

**Aufopf.** — Ein dramatisches Gedicht von Ernst Aufopf. Deutsch von Julie Aufopf. 2. Auflage. Kerten, Fischer. M. 4.

**Boisf.** — Dichtungen von Alfred de Musset. Uebersetzt von Otto Boisf. 2. Auflage. Kerten, Fischer. M. 4.

**Wolff-Kassel.** — Antik. Etblisches Schauspiel in einem Act von Ludwig Wolff-Kassel. Berlin, Kruse. M. 1.

**Wolff-Kassel.** — Nachgeleitet oder der Dämon unserer Zeit. Originaldrama in 3 Acten von Ludwig Wolff-Kassel. Berlin, Kruse. M. 1.

**Blätter für Kostümkunde.** Neue Folge, 200. Blatt. — (Zur Ausgabe mit allen Kupfern.) — Jüdinnen aus der Türkei. — Wie in den meisten orientalischen Küstenstädten, so sind auch in Konstantinopel die Juden der überwiegenden Mehrzahl nach Wäscherinnen der vor vierhundert Jahren aus Spanien vertriebenen Israeliten. Ihren Unterhalt gewinnen sie vorzugsweise durch den Handel und durch Wäscherarbeiten. Viele treiben auch ein Handwerk. Die Reinsten sind Handwerker, Hamals (Packträger) und Lustratichs (Schuhmacher). Besonders geschäft und gefucht sind die israelitischen Häufler und Fenstermacher.

Bei den Männern ist der lange, einfache, meist olivgrüne Kaftan, der über dem noch längeren bunten Unterkleide getragen wird, sehr allgemein. Der Kopf ist entweder dunkelrot oder ganz schwarz. Bei den Frauen findet sich eine größere Verschiedenheit der Tracht. Höchst originell ist das Straßentüchlein der vornehmen Jüdinnen, wie es auf unserem Bilde dargestellt ist. Ueber der häuslichen Bekleidung tragen sie einen mantelartigen Leberwurf von dunkler, meist brauner Farbe, der dem Fereische der Türkinen ähnelt. Ueber den Rücken hängt ein teppichartiges, vieredriges Tuch, das über den Schultern zusammengehalten wird. Den Kopf umhüllt ein weißer Schleier, der aber das Gesicht ganz frei läßt. Unter diesem Schleier befindet sich ein ganz merkwürdig gefürmter, voluminöser Kopf-Kuffag, der das Gesicht halbmondförmig umschließt. Die Füße stecken in ziemlich plumpen Stiefeln mit langen Schäften.

W. J.

# Aus der Frauenwelt.

**Berlin.** — Fräulein Villi Lehmann, das bisherige beliebte Mitglied der königlichen Oper, ist gegen dieselbe contractbrüchig geworden. Nachdem der von der General-Intendantin zu einer Gastspiel-Reise in den Vereinigten Staaten ihr ertheilte Urlaub bereits einmal verlängert worden, ist die Sängerin nach Ablauf des Termins nicht nach Berlin zurückgekehrt, sondern setzt, verlost durch den bedeutenden finanziellen Erfolg, ihre amerikanische Tournee fort. Wie es heißt, hat sie sich dem Impresario, der sie zum Contractbruch zu überreden gewohnt, auf drei Jahre verpflichtet, und zwar soll sie während dieser Zeit ausschließlich in Nord- und Südamerika auftreten. Von den Berliner Kunstfreunden wird der Verlust schmerzlich empfunden, doch nicht sich in dies Gefühl auch sehr berechtigter Muth über den Landauf einer Künstlerin, welche von Publicum und Kritik stets hoch geachtet wurde und von der Verwallung der königlichen Oper sich mancher außergewöhnlichen Bevorzugung zu erfreuen hatte.

**Wien.** — Großes Aufsehen erregte in der österreichischen Hauptstadt die Eröffnung des Concurfes über das Vermögen der Fürstin Helene Ypsilanti, geborenen Freiin von Sina, Witwe des kürzlich verstorbenen griechischen Gesandten am Wiener Hofe, Fürsten Gregor Ypsilanti. Fürstin Helene ist eine Tochter des Barons Sina, der seinen Kindern ein nach Millionen zählendes Vermögen hinterlassen hat (die Fürstin Ypsilanti erhielt sieben Millionen), und als vor wenig Jahren Baronin Sina starb, erbt abermals jedes ihrer Kinder vier Millionen Gulden. Soweit das Vermögen nicht den Enkeln bestimmt und sichergestellt war, was allerdings betrefe der Hälfte der Fall sein soll, ist Alles verbraucht und sogar der Nachlaß hoch überschuldet. Die Passiva des Concurfes sollen, soweit bis jetzt übersehbar, sich auf fast ein dreiviertel Millionen Gulden belaufen. Das Fürst Ypsilanti mit seinem Vermögen nicht haushalten mußte, das war allerdings für Niemanden ein Geheimniß. Das Geld hatte für ihn nur insofern Werth, als er es mit vollen Händen ausgeben konnte, und als es ihm zu mangeln begann, da verschaffte er es für sich und für seine Freunde durch Begehung von Wechselfeln, die auf immense Summen lauteten. So hat er namentlich mit dem jetzt im Gefängniß befindlichen Bucherer Heinrich Kuffler in Geldbeziehungen gestanden. Als Gesandter einer auswärtigen Macht genoß Fürst Ypsilanti bei Besuchen Exterritorialität, so daß eine Klage gegen ihn bei den Gerichten nicht durchgeführt werden konnte. Die Fürstin hatte viele Wechsel ihres Gemahls mit unterzeichnet. Ihr Einkommen reducirt sich auf den Ertrag jener Güter, welche der Baron und die Baronin Sina ihren Kindern vermachte haben. Doch bildet dieser immerhin noch eine Rente von mehr als hunderttausend Gulden jährlich, welche zur Bezahlung der Schulden herangezogen werden. Die Fürstin Ypsilanti hat vier Kinder, von denen eine Tochter, die Prinzessin Charikle, mit dem Erbprinzen Ernst zu Hohenlohe, Sohn des Statthalters von Elsaß-Lothringen, verheirathet ist.

Von der schweren Krankheit, welche Monate lang ihr Leben ernstlich bedroht hatte, vollkommen genesen, betrat Pauline Lucca am 20. März wieder die Bühne, und zwar als „Carnen“ in Bizet's gleichnamiger Oper. Wie nicht anders zu erwarten stand, war die Künstlerin, deren Stimme übrigens nicht im mindesten gelitten hat, der Gegenstand großartiger Ovationen. Die Bühne war in einen wahren Blumengarten umgewandelt, und das Publicum beehrte der Sängerin fortgesetzt durch jubelnde Zurufe seine herzlichste Sympathie. Der Vorstellung wohnte auch der gesammte Hof bei. Das Pauline Lucca definitiv in Wien ihren Aufenthalt zu nehmen gedenkt, hat sie durch Ankauf eines Hauses dargethan. Sie erstand das geschmackvolle kleine Palais des Grafen Hopyos in der Kalmouksh-Gasse.

An dem Bankett, welches im „Grand Hotel“ von deutschen Reichsangehörigen am Geburtstage des Kaisers Wilhelm veranstaltet wurde, nahm auch Emil Nittershaus, der rheinische Dichter, Theil. Nachdem er selbst in einem Trinkspruch gefeiert worden war, sprach er einen Toast auf die deutschen Frauen. „Nicht dem Manne allein,“ sagte er, „gehöhrt das Lob, die deutsche Einheit geschaffen zu haben, sondern man muß dabei auch der deutschen Frau gedenken. Wer es nicht vergessen, wie das deutsche Weib helfend und tröstend an den Lagerstätten der Verwundeten stand, wie jarte Hände nicht müde geworden sind, die Sorgen von der blutigen Stirn so mancher Bedrückten hinwegzutreiben, der wird es auch fühlen, was ein deutsches Weib werth ist. Das ist mehr als Tand und Fittler, mehr als Schönheit, als Reiz des Daseins, — das deutsche Weib trägt in sich die deutsche Zukunft. Darum lassen Sie uns in dieser Stunde der deutschen Frau gedenken, die unsere Söhne und Töchter erziehen soll in dem edlen, wahrhaft deutschen Geiste, der uns allein Bürgerrecht bietet für den Bestand des Deutschthums in glorreicher Herrlichkeit.“

**Paris.** — Die Vermählung des Fräulein Jeanne Gounod, Tochter des gefeierten Componisten, mit dem Baron de Kossus hat am 24. März stattgefunden.

Wie schon früher erwähnt, hatte die Witwe Rossini's in ihrem Testamente ein Kapital von zweieinhalb Millionen Francs für die Gründung eines Hospizes für alterschwache und erwerbslose italienische und französische Sänger gestiftet. Die Arbeiten zur Errichtung dieses Hospizes sollen nun demnächtig beginnen. Der Bau wird im Parte von Saint Perin bei Autentil errichtet und soll aus drei Pavillons bestehen, deren jeder fünfzig Pflanzlinge aufnehmen kann. Der Bau und die innere Einrichtung werden ungefähr sechshunderttausend Francs kosten, und die Ausgaben für jeden einzelnen Pflanzling sind auf tausend Francs jährlich berechnet. Von der Gründung würden auf diese Weise vierzigtausend Francs jährliche Zinsen übrig bleiben, welche, wieder verzinst, nach je zehn Jahren das Kapital zu dem Bau eines neuen Pavillons unter Aufnahme weiterer zwanzig Pflanzlinge ergeben würden.

**London.** — Wie es heißt, soll die Verlobung der Prinzessin Louise von Wales, ältesten Tochter des englischen Thronfolger-Paares, mit dem Prinzen Oscar von Schweden bevorstehen. Die Braut ist am 20. Februar 1867, der Bräutigam, zweiter Sohn des schwedischen Königspaares, am 15. November 1859 geboren. Die unter Leitung der Miß Bennett stehende Kunstschule für Damen unterscheidet sich in zwei wesentlichen Punkten von anderen Instituten gleicher Art. Zunächst erhalten hier die Schülerinnen außer dem Unterricht auch Wohnung und Beköstigung, so daß sie aller Unbequemlichkeiten, unter denen sonst junge Damen in dieser Beziehung zu leiden haben, überhoben sind; und sodann giebt das Institut ihnen auch Gelegenheit, ihre Arbeiten vorthellhaft zu verwerthen. Die Kunstschule erfreut sich andauernder guter Kundschast für Arbeiten in Glas-, Majolika-

## Verchiedenes.

Rachdruck auch im Einzelnen verboten.

**Borposten.** Von Werner Schuch. Siehe das Bild, Seite 130. — Wie leidhaftig heraufbeschworen aus der Zeit des furchtbaren „Deutschen“ Krieges steht er vor uns, der grumme Reitermann. Scharfen Ausguck hält er, in dessen die Kameraden das Plünderungswerk, das sie mit Mord und Brand begonnen haben, mit Ausladen der Beute beenden. Allzu nahe scheint freilich der weitergebräunte Gefell den Feind nicht zu vermuthen, denn sonst hielt er wohl, statt des Schwertes, das Pistol in der Hand und hätte „frisch Jünderkraut aufgerührt“, damit ein Schuß am besten die Genossen warnen könnte. Rein, für jetzt ist die Luft noch rein, und bald wird die Schar, schnell wie sie die „glückliche“ Streife ausgeführt, verschwunden sein. War es etlichen Bewohnern des unglückseligen Weilers gelungen, in den Wald zu entkommen, so finden sie bei der Wiederkehr nur noch Leichen und qualmende Trümmer vor, und trostloser Jammer, zornige Rufe nach Rache erschallen da, wo vor Kurzem die wilden Flüche, die wüthen Spähe der Krieger laut geworden. Welche dem versperrten Landtsknecht oder Reiter, der je den ergriminten Bauern in den Weg kommen sollte! Mit schauerndem Entsetzen vernehmen noch Kinder und



und anderer decorativer Malerei, wie namentlich für Kunststickerien. Besonders zahlreich sind die Bestellungen für kirchliche Stickerien, die meistens nach alten flandrischen Mustern ausgeführt werden. Eine eifrige Gönnerin des Instituts ist die Prinzessin Friederike von Hannover (Gemahlin des Freiherren Alfons von Pawel-Rammingen), auf deren Anregung kürzlich eine Subscription zur Beschaffung von Stipendien in dieser Kunstschule in Umlauf gesetzt wurde.

Eine originelle Ausstellung zu einem wohlthätigen Zwecke eröffnete jüngst die Herzogin von Led (Prinzessin Marie von Cambridge). Die Ausstellung umfaßt einundfünfzig Gruppen von Wachsfiguren, welche hervorragende Begebenheiten aus der englischen Geschichte vergegenwärtigen. Es sind zwar nur Miniaturfiguren, von sieben bis acht Zoll Größe, aber die historisch getreuen Kostüme und die echt künstlerische Ausführung, — die Stoffe für die einzelnen Gruppen ist von der Hand bedeutender Künstler, — verleihen dem Ganzen doch culturgeschichtliches Interesse. Bei mehreren Gruppen aus der neueren Zeit, z. B. dem Drawing-room der Königin Victoria und dem Brautzug der Prinzessin Beatrice, zeigen die Wachspüppchen sogar überraschende Portrait-Ähnlichkeit. Da die Ausstellung außerdem noch lebende Bilder bietet, zum Theil von Damen aus der vornehmen Gesellschaft gestellt, übt sie natürlich eine große Anziehungskraft aus.

Madrid. — Adalina Patti wird andauernd von Mißgeschick verfolgt. Nachdem sie, oder vielmehr die sie begleitende ungenügende Truppe, jüngst in Barcelona eine so beschämende Niederlage erlitten, ist die Sängerin jetzt in Valencia auch persönlich ausgepöbelt worden. Das unglückliche Debut fand wieder in „Traviata“ statt. Zwar wurde Adalina in den ersten beiden Acten warm applaudirt, aber im dritten Acte rißte sich die Luft der Sängerin, an den Proben nicht theilzunehmen, grausam. Die Duos mit dem Tenor wollten absolut nicht „klappen“, sodaß das Publicum in stürmischer Weise seinem Unwillen Ausdruck verlieh. Die Diva war über diese Behandlung so consternirt, daß sie Hals über Kopf das Theater verließ und nicht daran dachte, ihre kostbaren Toiletten und Geschnide mitzunehmen, über welche in der Garderobe Herr Ricolini die traurige Wache hielt. Hoffentlich lernt Adalina Patti durch diese Vorgänge, dem Hochmuth des Virtuositenthums, der sich über die Rücksichten des echten Künstlerthums hinwegsetzt, Walet zu sagen.

Havana. — Auch auf den Antillen fehlt es nicht an Bestrebungen zur Erweckung der Erwerbsthätigkeit des weiblichen Geschlechtes. Drei junge Damen, die in England Chemie und Pharmacie studirt, haben in der Hauptstadt von Cuba gemeinschaftlich eine Apotheke eröffnet und erfreuen sich bereits einer Kundschafft, die den Reiz der männlichen Kollegen erweckt.

Kairo. — Dem Berichte eines englischen Reisenden zufolge, ist die Gemahlin Kubar Pascha's, des ägyptischen Premier-Ministers, eine Dame von so umfassender Bildung, wie sie gewiß keine zweite orientalische Dame aufweisen kann. Sie spricht eine große Anzahl Sprachen, und wenn Besuch bei ihr angemeldet wird, so erkundigt sie sich vorher nach der Nationalität der Fremden, um dieselben dann mit geläufiger Rede in deren eigener Sprache zu überraschen. In ihrer Gegenwart giebt es kein Stöcken der Unterhaltung. Geistreich und witzig, ein wenig zur Satire geneigt, weiß sie über alle Dinge, welche europäische Damen interessieren, mitzuspochen. In der modernen französischen, englischen und italienischen Literatur ist sie wohl bewandert und zeichnet sich auf diesem Gebiete durch ein gesundes Urtheil aus. Merkwürdigerweise aber hat sie eine ausgesprochene Abneigung gegen Berse und steht damit in striktem Gegenlatze zu ihrem Gemahl, der ein großer Verehrer der Poesie ist. Dies ist aber auch die einzige Disharmonie zwischen Kubar Pascha und seiner Gemahlin; im Uebrigen sind sie ein Herz und eine Seele. Auch in politischen Angelegenheiten ist die merkwürdige Frau die Beratherin ihres Gatten, und wenn Kubar Pascha gegenüber den vielen Demüthigungen, die heute die ägyptischen Staatsmänner seitens der fremden Gewaltthäter erdulden müssen, nicht den Rath verliert, so soll dies das Verdienst seiner Gemahlin sein, die dem Premier-Minister des Aethiops unaufröchlich zuredet, daß es patriotische Pflicht sei, auf seinem Posten auszuhalten.

Die neueste Form der so bequemen, über jedem Kleide zu tragenden Jäckchen ist im Rücken sehr kurz und anschließend. Drei Falten bilden den kleinen hinteren Schoß. Die längeren Vordertheile fallen lose herab und öffnen sich entweder über der Taille oder einem Chemiset aus grobem Strepp. Diese Chemisets sind etwas durchaus Neues, sowohl der Form als dem Gewebe nach. Für letzteres werden die moos- und amethystfarbenen Niancen bevorzugt. Die Jäckchen selbst stellt man hauptsächlich aus gestrickten Wollstoffen oder solchen mit kleinen eingewebten seidenen Schlingen her.



Für die kühlen Frühlingstage, welche es den Damen nicht rathsam erscheinen lassen, ohne eine leichte Umhüllung auszugehen, hat man in Paris eine allerliebste kleine Ueberzieh-Taille erdonnen, die ihre Aufgabe, zu wärmen, ohne die Schlantheit und Anmuth des Wuchses zu beeinträchtigen, in vollkommenstem Maße erfüllt. Unser Modell ist in schwarzer Seide oder klarem, sehr weichen Grenadine und das darauf hingeworfene Rankenmuster in Blättchen auszuführen. Durch den Oberstoff schimmert ein graues oder rosa Taffetfutter, welches enger als jener ist, damit der Taille von ihrer Feinheit nichts geraubt werde. Die Paffe, der sich Border- und Rücken-theile eingereicht anschließend, besteht, wie der Gürtel, aus gepreßtem Sammet. Der Kermel hat die Form des gewöhnlichen Kleiderärmels und ist bis zum Ellbogen offen, sodaß er die Bewegungen in feiner Weise hemmt. Zwei Agraffen schließen das hübsche Kleidungsstück.

Für elegante Sommer-Toiletten ist der Foulard besonders beliebt. Neben seiner Leichtigkeit sind die harmonischen Farben-Zusammenstellungen hervorzuheben, welche durch abgepaßte Borten noch besonders reizvoll werden. Der nebenstehende zierliche Anzug mit Panier-Draperie und Falten-Taille giebt die Vorderansicht zu der Toilette auf dem, der heutigen Nummer beigelegten colorirten Blatte. (Bezugsquelle: K. Kofenthal, W. Jägerstr. 38.)



Kaum sendet die Sonne ihre ersten wärmeren Strahlen hernieder, so suchen wir auch Schutz gegen dieselben; zuerst durch den selbst im Winter nicht ganz beiseite gelegten Fächer, später durch den Schirm. Unter den diesjährigen, ziemlich großen Frühjahrschirmen zeichnen sich die dargestellten durch originelle Formen und Vielfarbigkeit aus. Die in Altgold

und Dunkelblau wechselnden Atlasfelder des geöffneten, hoch gewölbten Schirmes sind mit goldgelber Seide gefüttert, welche die innen trichterförmig zugespitzte Form des Gestelles markirt. Eine sehr lange goldene Spitze mit dickem Knopfe, ein heller Naturfod und zweifarbige, an Atlasband hängende Pompons vollenden die Ausstattung des distinguirten Schirmes, der durch seinen originellen Ergleiter kaum in Schatten gestellt wird. Dieser zeigt lackfarbnes Futter zu rothbrauner Atlasbelegung mit breiter, dunkelblau und orange gestreifter Bordüre. Die Form ist leicht gewölbt und bildet am Rande eine Ausbuchtung, welche an dem geschlossenen Schirm noch markanter hervortritt. Eine Plüschspange dient als Griff, reiche Schleifen zieren den Wurzelstock. Neu sind an dem dritten, oben und unten mit glattem Metallbeschlag geschmückten Wagen- oder Reiseschirm das zweifarbige, den Farben des Schirmes entsprechende Futteral und die beiden Taschen, je an einem Schirmende befestigten Röllchen, die mittelst Haken zu einer langen Kette vereinigt werden können. (Bezugsquelle: F. Schröder, C. Crenzlemerer Str. 29.)



Unter den in Wien angefertigten und daselbst ausgestellten Toiletten der Prinzessin Charlotte zu Schaumburg-Lippe, Braut des präsumtiven Thronfolgers von Württemberg,

zeigte sich als überaus reizend die Einzugs-Toilette aus blaßrosa Veloutine und Kröbe de Chine mit langer runder Schleppe, deren Mitte ein breiter Streifen von Gaze-Stiderei schmückte. Das Dekant zierten Volants aus Gaze-Stiderei, die von Schleifen emporgehalten wurden. Ein prächtiger Mantel aus rosa Veloutine, reich mit rosa Perlen gestickt, sowie ein allerliebste Capote-Mädchen, das, aus faconirtem Kröbe de Chine und Gaze-Stiderei gebildet, als Schmut eine Aigrette mit rosa Straußfedern trug, und ein zum Ganzen passender rosa Sonnenschirm, mit Volants in Gaze-Stiderei und graciösen Sammetstreifen garnirt, vervollständigten das schöne Ensemble. Höchst originell zusammengestellt war eine Diner-Toilette aus weißer Faile (Genre espagnole), reich und in höchst pitanter Art mit schwarzen Chantilly-Volants drapirt; zwischen diesen markirten sich, bald frei und sichtbar, bald verhüllt, Schleifen aus zartrosa Moirébändern.

Ostergeschenke.

Während unsere kleinen Raschmäuler sehnsuchtsvolle Blicke auf die süßen Gaben des Osterhäschens werfen, welche in den verlockendsten Gestalten die Schaufenster decoriren, entzückt die Erwachsenen mehr eine duftige, poesivolle Blumengabe. Dem späten Osterfeste entsprechend, werden Blumen denn auch mehr als je zur Verherrlichung desselben beitragen. Erwähnen wir früher



schon ganz aus Blumen arrangirter Eier, mit Blumen und Eiern gefüllter Holzschuhe, so erzählen wir heute von Körben aus Binsengeflecht in Form eines feiner Länge nach durchgeschnittenen Eies, welche verschwenderisch mit Blumen gefüllt und mit farbigen Bandschleifen reich decorirt werden. Diese Körbe sind auch reizend für Arrangements künstlicher Blumen, unter denen die schon mehrfach erwähnten Blumen aus Wachs einen hervorragenden Platz einnehmen. Wir erinnern an die schönen, mit Stoff-Einlage hergestellten

Wachsbüden der Frau Luise Dennewaldstr. 16), deren vorzügliche Leistungen durch ein Diplom auf der Berliner Blumen-Ausstellung ausgezeichnet wurden, und die wir auch wiederholt als Lehrerin dieser Technik empfahlen. — Andere allerliebste Ostergeschenke bestehen aus Gruppen zierlicher Porzellan-Figuren, zu dem traditionellen Ei in irgend eine Beziehung gebracht. Bald sehen wir winzige Kindergestalten sich vergebens bemühen, über ein gewaltiges Ei hinweg zu guden, bald ein mit Blumen geschmücktes Ei, welches ein herziger Bube, — mehr einem sehr frühen Osterfeste entsprechend, — auf einem Schlitten fährt. Wieder andere Gruppen zeigen Kinder, welche Körbe mit winzig kleinen Eiern tragen, sich dabei an größere Eier lehnen oder zu Zweien ein großes Ei auf einer von Baumzweigen improvisirten Bahre tragen. Alle diese Eier sind zur Aufnahme frischer Blumen bestimmt und die aufs Feinste ausgeführten Schälchen überaus preiswürdig. (Bezugsquelle für Blumen-Arrangements: G. Schmidt, W. Friedrichstr. 177; für Porzellan-Figuren: Julius Lange, W. Jägerstr. 26.)



Die Mode.

Mode vom April 1786.



Nach einem Stiche nach Pugin aus dem „Cabinet des Modes vom April 1786“.

Wirthschaftliches.

Mittagessen für die feine und einfache Küche.

(Schluß.)

1170. Blumenkohl mit gestovten Tauben. Der Blumenkohl wird verlesen, in nicht zu große Stücke getheilt und in gesalzenem Wasser gar, aber nicht zu weich gekocht. Dann nimmt man für 8 Personen 5 junge Tauben, bereitet sie, wie zum Braten, vor und wäscht sie besonders gut aus. Nun macht man von 125 Gr. Butter und 1 Eßlöffel Mehl eine weiße Mehlschwitze, verrührt diese mit Fleischbrühe oder auch nur mit Wasser, in welchem man vorher ein Löffelchen Cibils zerlegt hatte, zu einer bländigen, klaren Sauce, giebt gehackte Zwiebeln, etwas Muscatblüthe, 1 Lorbeerblatt und das nöthige Salz dazu, läßt Alles zusammen aufkochen, legt dann die Tauben hinein und läßt sie gar und kurz eindämpfen. Von dem gekochten und danach gut abgetropften Blumenkohl legt man nun eine Lage in eine vertiefte Schüssel, giebt die in Hälften geschnittenen Tauben darauf, bedeckt sie mit dem übrigen Blumenkohl, giebt dem Ganzen eine hübsche, runde Form und übergießt es durch ein Sieb mit der Taubensauce. Abdann rührt man 125 Gr. Butter zu Sahne, vermischt diese recht glatt mit dem fleiß geschlagenen Schnee von 6 Eiweiß, — welchen man nur nach und



nach, und zwar in kleinen Quantitäten, zur Butter geben und verrühren darf, weil man sonst keine glatte Masse erzielt. — und überzieht mit dieser Masse den Blumenkohl ganz und gar, um ihn hierauf sogleich in einen gut geheizten Ofen zu stellen und hellgelbe Farbe annehmen zu lassen.

1171. Mandel-Auflauf. Man brüht zunächst 180 Gr. süße, mit einigen bitteren vermischte Mandeln ab, röstet sie, mit etwas kaltem Wasser, damit sie nicht blig werden, recht fein, reibt dann auch von 200 Gr. feinsten Semmel die Rinde ab und weicht die Krume in 1/2 Liter süßer Sahne ein. Darauf rührt man 250 Gr. Butter zu Sahne, giebt die gestoßenen Mandeln dazu, schlägt Beides recht weiß und thut darauf 9 Eidotter und 180 Gr. gestiebten Zucker, an welchem man vorher eine Citrone abgerieben hatte, abwechselnd dazu, indem man jedesmal erst 1 Dotter und einen Löffel Zucker darunter schlägt, ehe man ein anderes daran giebt, und schlägt dies zusammen zu einer gleichmäßig aufschäumenden Masse. Wenn Alles gut vereinigt ist, rührt man die eingeweichte Semmelkrume und hiernach den steif geschlagenen Schnee der 9 Eiweiß darunter, bis die Masse wieder glatt und egal erscheint. Dann füllt man sie in eine mit Butter ausgestrichene und mit Zucker ausgestreute Auflauf-Form und läßt sie im gut geheizten Ofen 3/4 Stunden backen.

1172. Eierchen zur Suppe. Man rührt die Dotter von 4 hartgekochten Eiern mit einem rohen Dotter und einem ganzen rohen Ei nebst dem nöthigen Salz und einer Prise fein gestoßener Muskatblüthe zu einer recht glatten, gleichmäßig aufschäumenden Masse, in welcher auch nicht das kleinste Stückchen vom gekochten Dotter aufzufinden sein darf. Aus dieser Masse formt man mit mehlfestbestäubten Händen kleine Eier, die man dann unbedeckt in der Suppe 3—4 Minuten kochen läßt und auch mit der Suppe, sobald sie gar sind, gleich servirt.

1173. Kalbsbrust mit Kapernsauc. Die gut zugefugte und sauber abgeputzte Brust von einem fetten Kalbsstabe wird mit einigen Schnittchen rohen, geräucherter Schinken, — es können Abfallstücke sein, — und etwas sauber abgewaschenen Speckschwarten, einer Hand voll Pilze, 5—6 Mousserons und dem nöthigen Salz in eine zur Größe des Fleisches passende Pfanne gelegt. Darauf wird das Fleisch mit 200 Gr. gebräunter, recht heißer Butter übergeben und so im Ofen, unter fleißigem Begießen, 1 1/2—2 Stunden langsam gedünstet, während welcher Zeit die Pfanne mit einem gut schließenden Deckel bedeckt sein muß. Inzwischen macht man mit 100 Gr. Butter und 2 Eßlöffeln Mehl eine weiße Mehlschwitze, verrührt diese mit etwas weißem Wein zu einem schlanen Brei, giebt die abgeriebene Schale einer Citrone und den Saft derselben, sowie auch ein Löffelchen gestoßenen Zucker dazu und verrührt dies Alles gut. Sobald die Kalbsbrust gar ist, wird sie auf eine erwärmte Schüssel gehoben, der zurückgebliebene Fond aber durch ein Sieb gestrichen, wobei man die Wände und den Boden der Pfanne mit sehr wenig heißem Wasser abspült und dieses mit dem Fond durchsiebt. Diese Flüssigkeit wird jetzt mit obigem schlanen Brei zu einer bündigen Sauce verrührt und aufgekocht, dann nochmals durch ein Sieb gestrichen und hiernach mit einer Oberflasse voll Kapern gewürzt. Einige Löffel der Sauce gießt man über die angerichtete Kalbsbrust und reicht die übrige in einer Sauce. Man garnirt die angerichtete Kalbsbrust mit länglichen Kartoffel-Croquets und Häufchen von Bouillon-Reis.

1174. Auflauf mit Ochsengunge (Russisches Original-Receipt). Man kocht eine frische Ochsengunge in gesalzenem Wasser gar und weich, rührt inzwischen 125 Gr. Mehl mit etwas weißem Wein klar, giebt nach und nach 10 Eidotter, 75 Gr. Zucker, ein wenig Zimmt, abgeriebene Citronenschale und zuletzt noch 1/2 Liter mit etwas Rum gemischten Wein dazu, rührt dies zusammen als Crème über dem Feuer ab und läßt es erkalten. Die weich gekochte Ochsengunge hebt man jetzt aus ihrer Brühe, zieht die dicke Haut davon ab, läßt sie ein wenig erkalten und schneidet sie dann feinstwürflich, um sie hierauf gleich mit 1/2 Kilo ebenfalls in feine Würfel geschnittenem Ochsennark, welches man vorher in frischem Wasser ausziehen ließ, zu vereinigen. Nunmehr reibt man von 125 Gr. Semmel ringsum die Rinde ab, schneidet die Krume feinstwürflich, brät sie in Butter hellgelb und läßt sie erkalten. Während dieser Zeit rührt man noch 10 Eier zu der obigen Crème und thut nach und nach alle die würflich geschnittenen Sachen nebst 125 Gr. feiner Sultan-Rosinen, Zucker, Zimmt und Salz dazu. Ist dies Alles gut vereinigt, so füllt man die Masse in eine mit Butter und gestoßenem Zwieback vorbereitete Auflauf-Form von Porzellan und bäckt sie in 1 1/2 Stunde im Ofen gar. Man servirt den Auflauf, der für 14—15 Personen ausreicht, in der Form und reicht eine durch Rum getränkter Weinschaum-Sauce dazu.

1175. Omelette von Spargel. Guten Stangen-spargel, ungefähr 1/2 Kilo, schält man, bindet ihn in Bündchen, kocht ihn in gewohnter Weise gar und hebt ihn zum Abtrocknen auf ein Sieb, welches man mit einer Serviette bedeckt hatte. Bei dieser Gelegenheit entfernt man die Häuten von dem Spargel und schlägt, damit er obenau nicht gelb wird, die herabhängenden Zipfel der Serviette darüber. Nun rührt man von 1 1/2 Liter guter Milch, etwas Salz, Zucker, 2 Eßlöffeln zerlassener Butter, 12 Eiern und 2 Eßlöffeln Mehl einen feinen Omelette-Teig an, giebt hiervon reichlich den vierten Theil in eine große, mit Butter stark befettete Eierkuchen-Pfanne und stellt diese so lange in einen gut geheizten Ofen, bis der eingegossene Teig beinahe ganz fest geworden ist. Wenn dies geschehen ist, breitet man den Spargel über den Teig in der Form recht gleichmäßig aus, legt kleine Stückchen Butter dazwischen und darauf, giebt hiernach die übrige Omelette-Masse darüber, stellt die Pfanne wieder in den Ofen und läßt so die Omelette zu schöner brauner Farbe backen.

1176. Frische Heringe in Gelle. Frische, ungefaltene Heringe werden, nachdem sie geschuppt, innen gut gereinigt und hübsch zugefugt sind, mehrere Mal abgewaschen, dann mit Salz bestreut und so 1/2 Stunde lang hingestellt. Inzwischen kocht man eine Mischung von Wasser und kräftigem Essig zu gleichen Theilen, giebt vor dem Kochen aber erst reichlich viele in Scheiben geschnittene Zwiebeln, wenig Salz, Pfeffer, Gewürz-förner und 2—3 Lorbeerblätter daran und thut, wenn dies einige Minuten gekocht hat, die schnell noch einmal abgospülten Heringe, am besten auf einem Einseher liegend, hinein und läßt sie in 2—3 Minuten gar, aber nicht zum Zerfallen weich kochen. Derauf hebt man die Heringe auf eine längliche, vertiefte Schüssel, läßt die Brühe gebotenem Falles, da es nicht mehr sein darf, als zum Bedecken der Heringe erforderlich ist, noch etwas einkochen, mischt während dieser Zeit zu einem Liter Brühe 1/2 Liter Kalbsfußsahne oder 3—4 Tafeln aufgelöste Gelatine und gießt die Flüssigkeit durch ein Sieb über die Heringe.

D. V. W.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Fragen.

Stärke-Recept. — Kann mir Jemand ein erprobtes Stärke-Recept für Kragen, Manschetten u. s. w. mittheilen, nach welchem am sichersten die schöne glänzende Appretur erreicht wird, wie man sie bei neu gekauften Sachen findet? M. D. in Tirol.

Mouffirender Johannisbeer-Wein. — Wer theilt mir ein Recept zur Bereitung dieses Getränkes mit? S. B. in V.-G.

Kalte Orangen-Sauce. — Um ein gutes Recept zur Bereitung dieser Sauce, die man in Deutschland zu wildem und wildgemachtem Schweinefleisch so gern isst, bitte!

Langjährige Abonnentin in San Francisco.

Mainzer Handläschen. — Die überflüssige Milch auf meiner Farm möchte ich zur Bereitung von Mainzer Handläschen, — nicht für den Handel, sondern für den Hausbedarf, — verwerthen. Wer giebt mir das Recept?

Lateinische Farmerin in Wisconsin.

Condylion-Handlungen. — Wer kann mir die Adresse solcher Handlungen, die Preis-Courante führen, angeben?

Abonnentin in Ungarn.

Antworten.

Amulett der Königin von Italien (14). — Die Inschrift des Amuletts ist keltisch, und das Ganze läßt meiner Ansicht nach auf eine Mystification hinaus. Ich lese und löse die Inschrift so:

TOIR COIK  
toir coich

deutsch: „Untersuche das Geheimniß!“ Keltische Wörter, welche der Inschrift zu Grunde liegen, sind:

irish: toir = suche nach, forsche, untersuche;  
irish: coic = Mysterium, Geheimniß, Räthsel.

Der Ring (O) vor dem T deutet an, wo mit dem Lesen der Inschrift zu beginnen ist.

U. Rabe.

Vorlesen (104). — Segen Heiserkeit beim Vorlesen, das bei sonstiger gesunder Halsbildung durch Trocknenwerden des Kehlkopfes entsteht, empfiehlt es sich, dann und wann einen Schluck Wasser zu nehmen, in das man ein wenig Essig gethan.

Im Lebertran-Flecke aus Wäsche zu entfernen (105). reibe man dieselben Abends auf beiden Seiten fett mit Butter ein, bestreiche sie am nächsten Morgen mit schwarzem Fahseife und lasse das betreffende Stück einige Stunden ruhig liegen. Dann wirft man es in recht heißes Wasser, reibt es tüchtig in den Händen und behandelt es nun wie jede andere Wäsche. Sollte noch ein gelblicher Schein zurückbleiben, so ist derselbe leicht durch Fleckwasser zu beseitigen.

Im Rostflecke aus Stahl zu entfernen (105). reibe man die betreffenden Stellen zunächst mit Del ein, lasse sie ein wenig liegen wische sie ab und polire sie mit einem in Petroleum angefeuchteten Luche. Doch helfen diese Mittel nur, wenn der Rost den Stahl nicht zu tief zerfressen hat; sonst bleibt nur ein Abziehen und Neupoliren übrig.

Cocosfaser-Teppiche (105) zu reinigen, ist schwer thunlich, da jedes nasse Verfahren die Faser leicht stoken macht. Vielleicht ist eine chemische Reinigung möglich, doch dürfte auch diese nicht lange anhalten und wahrscheinlich zu theuer werden. E. R.

Verblühene Schrift (105). — Die Auffrischung alter, verblühener Schriftzüge gelingt leicht, wenn sie noch aus jener Periode stammen, wo man allgemein mit Eisentinte schrieb, also vor etwa zwanzig, dreißig Jahren. Es genügt dann, die etwas angefeuchtete Schrift vorsichtig mit einer einprocentigen Lösung von Tannin oder gelbem Blutlaugensalz zu betupfen. Bei erstem Verfahren erscheinen die Buchstaben in schwärzlicher, bei letzterem in bläulicher Farbe. Natürlich muß man nach dem Sichtbarwerden der Schrift die betupfte Stelle erst mit feuchtem, zum Schluß mit trockenem Filzpapier von den Resten der benutzten Lösung säubern. Bei den neueren Tinten, welche fast ausnahmslos, unter Vermeidung von Galläpfeln und Eisen, aus Farbstoffen und anderen Surrogaten hergestellt werden, verlangt meist jedes Mittel.

Cerufarbene Tischwäsche mit blauer Kante (105). — Man nehme zum Waschen solcher Gegenstände, deren Aussehen man befürchtet, nur laues Wasser und reibe eine rohe Kartoffel hinein. Dann wäscht man die Wäsche wie gewöhnlich und spült sie recht tüchtig aus, damit nichts von dem in der Kartoffel enthaltenen Stärkemehl zurückbleibt. Dies höchst einfache Mittel ist von mir schon oft erprobt worden. Junge Hausfrau in der Schweiz.

Eingemachene von Garten-Erdbeeren (105). — Wir pflanzen sehr viel große Erdbeeren in unserem Gemüsegarten und haben solche bisher immer in Verbindung mit Himbeeren oder Johannisbeeren als Marmelade eingemacht. Auf diese Weise halten sie sich sehr gut, und der feine Geschmack dieses Eingemachten wurde von unseren Besuchern schon wiederholt gepriesen. Auch als russische Rum-Compote eingemacht, verlieren sie nicht zuviel an Geschmack und Farbe. Empfehlungswerth ist es aber, die Erdbeeren, sorgfältig gereinigt, in feinen Essig zu legen und mit feinstem Zucker nach Geschmack zu vernisphen. Auf diese Art sind sie im Geschmack fast wie frische Früchte. Gekocht werden sie selbstverständlich nicht. S. v. S.

Garten-Erdbeeren ohne Büchsen-Verlötung einzuladen (105). — Auf ein halbes Kilogramm Garten-Erdbeeren nimmt man ein Kilogramm Zucker. Der Zucker wird mit so viel Wasser, als zum Auflösen nöthig ist, auf's Feuer gesetzt, aufgelocht und dabei fleißig ausgeschäumt. Matellose Garten-Erdbeeren werden vom Stengel geputzt, auf ein Sieb gelegt und mit Wasser übergeben. Wenn dieses gut abgetropft ist, giebt man die Erdbeeren auf einen Teller und betropft sie reichlich mit Citronensaft. Dann thut man die Erdbeeren in den gekochten Zucker und läßt sie unter fortwährendem Schütteln (nicht Umrühren) und fleißigem Abschäumen auf schnellstem Feuer so lange kochen, bis ein Tropfen des Saftes, auf ein Brett geträufelt, nicht mehr gerinnt. Abgekühlt, werden die Erdbeeren in Einsiedelgefäß gefüllt und mit Pfafen, die man vor dem Gebrauch in lauem Wasser tüchtig gewaschen und dann mit einem Tuche sorgfältig abgetrocknet hat, fest überbunden. Auf diese Art kann man auch Weißkirschen, Wald-Erdbeeren, Himbeeren und geschälte, halbirte Aprikosen eintochen. Weißkirschen werden nach dem Waschen mit einer Stecknadel vorsichtig entkernt. Baronin M. R.

Fruchtsaft mit Weinstein säure (48). — Mit folgendem sehr einfachen und wenig kostspieligen Recept habe ich stets vorzügliche Resultate erzielt: 3 Liter reife Frucht, gut gemessen, 2 Liter frisches Brunnenwasser und 2 1/2 Loth = 40 Gramm Weinstein säure werden gut durcheinander gerührt, 24 Stunden an kühlem Orte stehen gelassen und dann durch ein sauberes Tuch gedrückt. Der so gewonnene Saft wird per 1/2 Kilo mit 1/2 Kilo feinem Zucker 2—3 Stunden gerührt, dann in gut gespülte, geschwefelte oder mit Rum ausgeschwenkte Flaschen gefüllt, mit einem Mull-lappchen überbunden (ohne Kork) und im Keller stehend aufbewahrt. Ich brauche heute auf solche Art bereiteten Himbeer-saft, der seit anderthalb Jahren im Keller steht und noch genau so frisch und aromatisch schmeckt, wie am ersten Tage. Der Weinstein-Zusatz vor dem Auspressen der Frucht hilft eben letztere extrahiren, sodas der zurückbleibende Rest nach dem Ausdrücken farblos und ohne Spur von Saft erscheint.

Frau Rittergutsbesitzer G. S. in P., Ost-Preußen.

Cold-cream (124). — Im folgenden theile ich ein ausgezeichnetes, längst bewährtes Recept mit. 2 Unzen Spermacet und 2 Unzen weißes Wachs werden in einem neuen Tiegel zerlassen, dann vom Feuer weggenommen und gerührt. Ist die Masse etwas abgekühlt, so werden 4 Unzen Mandelöl nach und nach daran gerührt, und dann wird das Ganze weiter eine Stunde lang gerührt. Zuletzt werden 2 Unzen Rosenwasser darangegossen und mit der Masse vermischt, doch ohne weiter zu rühren. S. S. in München.

Ursprung der Schlafmütze (31). — Wenn ich auch nicht gerade den Ursprung der Schlafmütze nachweisen kann, so vermag ich doch eine dreihundert Jahre alte Nachricht über diese ehrwürdige Beschüzerin des Hauptes zu geben. In dem Gedebuche des Hermann Weinsberg (findet sich folgende Notiz: „Anno 1587, den 23. October, habe ich gesehen, das manche Leute ihre Schlafmützen wegen des Windes und der Kälte anfangen auf die Häupter zu setzen, und ich habe gedacht, wie dieses Habit vor vierzig Jahren noch nicht in Gebrauch gewesen. Denn ungefähr um diese Zeit ist die Schlafmütze erst aufgefunden. Darum mag ich hier anzeigen, wie sie gestaltet gewesen, wenn sie vielleicht wieder abgeschafft werden sollte. Sie ist klein und schließt dicht um das Haupt, mit Zappchen oder Lappchen über den Ohren, und ist von Flanel, Sammet, Taffet oder Warsten gemacht, je nachdem die Leute reich oder arm sind. Man legt die Bonnette oder den Hut darauf. Wenn man jemand Ehre will erzeigen oder in der Kirche ist, nimmt man die obere Bonnet, Mühe oder Hut ab und läßt die Schlafmütze auf dem Haupte der Kälte wegen sitzen; daher sie den Namen „Bleisüß“ bekam; sie ist für die Alten und Kahlköpfe eine sehr nützliche Tracht!“

Auch ein Munterer.

\*) Leider hat der freundliche Einseher unterlassen, Näheres über diesen Hermann Weinsberg, wie über den Ort seiner Beobachtungen anzugeben. Deffentlich holt er das Verläumde nach, selbst wir wenigstens erfahren, welche Stadt sich der ersten hieserlich beglaubigten Schlafmützen rühmen kann. E. Neb.

Lateinische Farmerin in Wisconsin. — Wir haben nie etwas davon gehört, das Hühnerfedern, zu Aufstößen verwendet, Uhlstößen verwendet werden sollen. Werden doch auch Hühnerfedern zu den besten gerinere Dertira viel-fach verwendet. — Ihre Frage ist an anderer Stelle veröffentlicht; hoffentlich hat sie den gewünschten Erfolg. Wenn uns jemals der Weg über den Ocean und in die Gegend von W. führen sollte, werden wir nicht veräumen, in Ihrer freundlichen Farm vorzusprechen und im grünen Baumsohatten und am köstlichen Milwaukee-Bier, Ihrem selbst gekochten Brot, der süßen Rahm-butter und den auf heimische Art bereiteten Köchen zu erwidern. Einmischen für die schmackhafte Einladung, wie auch für die Recepte, die benutzt werden sollen, den verbindlichsten Dank!

Olga in V. — Doy's illustrierte Wandbild in nur einem Bande würde ein gar unbedeutendes Buch ergeben; alle seine Bände sind auch nicht haltbar für den Gebrauch. Warum aber sollten Sie nicht zwei Bände mit Ihrer Dankarbeit veröffentlichen? Der Werth des Werkes würde dadurch ja nur erhöht.

Dr. W. in Holland. — Diesen Dank, doch ist die Sache zur Genüge durch die Antworten in Nr. 3 und 4 erledigt.

Mimosa. — Die „Deutsche Schriftsteller-Zeitung“ enthält keine Erwähnung, ist überhaupt nicht für das große Publicum, sondern lediglich für die Interessen der Berufs-Schriftsteller bestimmt. — Die erste Gemalin des Fürsten Günther von Schwarzburg-Sonderhausen (geb. Prinzessin Maria von Schwarzburg-Rudolstadt) starb am 29. März 1833. Die Ehe mit seiner zweiten Gemalin Katharine, geb. Prinzessin in Hessenlohe-Behringen, war am 5. Mai 1832 getrennt. Die Fürstin (geb. 3. Juli 1814) lebt unter dem Namen in Salzburg. Fürst Günther verstarb am 17. Juli 1880 in Gmunden seines Sohnes, des jetzt regierenden Fürsten Carl, auf die Regierung. — Eugenie Martell (vord. John) ist als junges Mädchen in Ost und West als Sängerin aufgetreten, entsetzte aber bald wegen Schmeicheleien der Fürstin. — Der Wortars-Fall anbelangend, verleihe reichliche Streifenfragen anregen, was wir grandtlichst vermeiden.

Polsterin in Starnberg. — Zur Bleichung gefärbter oder verbleichte Stoffe empfiehlt die „Hausfrau“: „Man lauge Wäsche in einer Flüssigkeit von gleichen Theilen Spiritus und Wasser und reibe damit das Gebleichte ab. Obgleich das nicht, so verleihe man eine Abreibung mit einer Lösung von 1 Theil feinem Chlorcalcium in 4 Theilen Wasser.“ Nach diesem Verfahren mögen Sie auch das Bleichen der gelb gewordenen Kavierarbeiten versuchen.

Abonnentin in Götting. — Fragen der Schönheitspflege behandeln unsere Briefmappe nicht. Auf die Dauer wirksame und nützlich für die Gesundheit unschätzbare Mittel giebt es für Ihren Zweck nicht, wie Ihnen jeder Arzt be-fähigen wird.

Abonnentin in Kiel. — Das Aufkochen von Privat-Adressen können wir nicht übernehmen.

W. v. S. — Schabhaft gewordene Strümpfe in Woll-, Seide-, Baumwolle und Amira werden sauber und geschäft angefrischt in der Strumpf-Knwebe-Fabrik von W. G. Kroschka und Sohn, Berlin W., Leipziger Str. 22. Solche Strümpfe sind sogar oft haltbarer als neue, da bei Anwendung des besten Materials Fäden und Seiden doppelt gewebt werden.

Frau Hedwig in Rührich-Ohrten. — Zintenfische aus farbigen Seer-vellen zu entfernen, wird sehr ein schwieriges Unternehmen bleiben, um so mehr, wenn dieselben nicht mehr frisch sind. Folgendes einfache Hausmittel hat sich oft bewährt. Man weiche die betreffende Stelle in frischer, unab-gelochter Milch ein, reibe den Fleck, der weiß erbleicht, nach Verlauf von einigen Stunden tüchtig zwischen den Fingern und stelle ihn in lauwarmem Wasser nach. Als ein sehr unschätzbare Mittel ist zunächst dieser Versuch zu empfehlen. Weiter aber hat die Kunst, unter dem Namen „Zintenfisch-Entferner“ einen Stift gebracht, der nach Gebrauch-Anweisung 30 Pf. in jedem größeren Porzellan- oder Ziegeln-Gesäß kochend, und vorausgesetzt, daß die Farbe überhaupt wahrhaft, von vorzüglicher Wirkung ist. — Noch schlimmer steht es um das Befleigen eines Kirchhofes in gelblichem Tuche, da bei unseren heutigen Anstrichen eine chemische Zerlegung fast un-erreichbar ist und der Schaden leicht größer werden kann. Versuchen Sie es mit einer vorrätigen Schwefeläurelösung, die, wenn die Farbe echt ist, den Fleck fortwäscht. Man entzündet einen Schwefelstein auf einem Stein oder eisernen Blech, beschütet den Fleck mit Wasser, sodas das Tuch vollkommen durchweicht, hält es ausgebreitet über den Fleck und läßt die aufsteigenden Dämpfe das Gewebe durchdringen. Ist der Fleck erloscht, so reibt man ihn in lauwarmem Wasser vollends aus. — Zu einem kalten Wein von köstl. Verleihen würde sich etwa folgende Zusammensetzung eignen: Rahmsahne von Hammer oder Hild; Rehroute mit Aylie; Kalbscotelette à la Bel-seuse; Koller Reis mit Aprikosen; Butter, Röhre, Rindfleisch, Oehl.

Zu dieser Nummer gehört ein Modenbild, für die Abonnenten der großen Ausgabe zwei Modenbilder und ein Kosümbild.

Von der „Illustrirten Frauen-Zeitung“ erscheinen jähr-lich 24 Unterhaltungs-Kummern zu je 2 bis 2 1/2, Doppelbogen, 24 Moden-Kummern, 12 Schnittmuster-Beilagen und 12 farbige Modenbilder; vierteljährlicher Abonnements-Preis 2 R. 50 Pf. (1 Guld. 50 Kr., mit Postzusendung 1 Guld. 80 Kr.)

Die Fest-Ausgabe bringt ferner jährlich 12 Kunstblätter „Waldmappe“; das Heft (24 jährlich) kostet 50 Pf. (30 Kr.)

Die Ausgabe mit allen Kupfern (jährlich 36 farbige Modenbilder, 12 Kosümbilder und 12 farbige Kinderbilder) kostet vierteljährlich 4 Mark 25 Pf. (2 Guld. 55 Kr., mit Postzusendung 2 Guld. 85 Kr.). — Alle Buchhandlungen nehmen jederzeit Bestel-lungen an, mit Ausnahme für die Fest-Ausgabe auch alle Postanstalten.

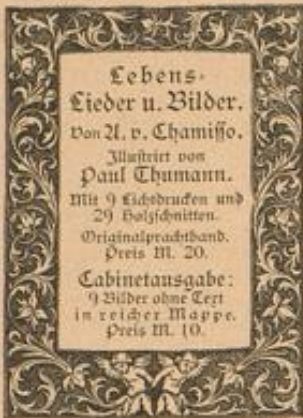


### Anzeigen

falls solche nicht als für die „Illustrirte Frauen-Zeitung“ ungeeignet von uns angesehen werden sollten, haben zu dem Preise von 1 Mark für die einseitige Nonpareille-Zeile oder deren Raum Aufnahme, soweit der dafür bestimmte Platz reicht, Annahme der Anzeigen in allen Annoncen-

Bureaux, sowie in den Expeditionen der Illustrirten Frauen-Zeitung in Berlin W., Potsdamer Straße 38, und in Wien I., Dvergasse 3.  
Interenten erhalten das Blatt kostenfrei mit der Post zugesandt, so lange der Insertions-Auftrag dauert.

Schönstes Festgeschenk!  
Prachtwerk ersten Ranges!



Schönstes Festgeschenk!  
Prachtwerk ersten Ranges!



Verlag von Adolf Titz in Leipzig.

Als elegantes Konfirmations- und Festgeschenk empfohlen:

# DER GUTE TON

IN ALLEN LEBENSSTADIEN. Ein Handbuch für den Verkehr in der Familie, in der Gesellschaft und im öffentlichen Leben von Franz Eberhard. Zehnte verb. Aufl. Prachtwerk in Lex-8°. Gedruckt in 2 Farben auf Velinpapier, mit vielen Vignetten. 51 Bog. eleg. geb. mit Goldschnitt. 10 Mk. — II. Teil. Unserer Frauen Leben. 24 Bog. eleg. geb. 6 Mk. Prosp. gratis u. franco. Zu beziehen durch alle Buchh. oder direkt portofrei vom Verleger JULIUS KLINGHARDT in LEIPZIG und BERLIN W., 35.

**Sprachheilanstalt Eisenach in Thür.**  
(früher Sprachheilanstalt).  
Für Stotterer, Stammer etc. — Heilberf. mehr od. theilw. ausgerichtet.  
**Rudolf Denhardt,** 1. St. Eisenach i. Thür.  
Honorar nach Heilung. — Prospect gratis.

**Hoflieferant. Eine Probekiste, Ritter h. O.**

enthaltend: 12 halbe Liter-Flaschen (je eine meiner 12 versch. Sort.) für Mark 18.—. Alles inbegriffen u. franco jeder Bahnstat. i. D.

enthaltend: 6 halbe Liter-Flaschen (je eine meiner billigen Sorten) für Mark 8.—. Alles inbegriffen u. franco jeder Bahnstat. i. D.

Seiner Gesundheit und Börse wegen sollte Jedermann ausschließlich nur die seit 1876 mittelst 22 Centralgeschäfte (Hauptgeschäfte Berlin) und 600 Filialen in Deutschland eingeführten

# OSWALD NIERS

garantirt reinen ungegypsten französischen (rothe und weisse) Natur-Weine (eigener Weinbauanstalt) trinken!

AUX CAVES DE FRANCE  
LEFFRANCK (NAME DES ORTES)  
OSWALD NIERS  
RITTER H. O.

Jede Flasche muss mit dieser Garantiemarke verlackt sein.

Prämirt Brüg 1885. Ehrenplon Neumarkt 1885.

**Sammet und Seidenstoffe**  
jed. Art, gr. Answ. v. schwarzen, weissen u. farbigen Seidenstoffen zu Brautkleidern empf. zu billigsten Preisen die Seiden- und Sammet-Manufaktur von **M. M. Catz in Crefeld.** Muster franco.

PRÄMIERT 1882 NÜRNBERG  
M. 12 M. 12  
Eigene Fabrikat  
Nürnberg  
Gustav Speckhart  
NÜRNBERG

Verkauf gegen Nachnahme  
Prämirt 1882  
Nürnberg  
M. 12 M. 12  
Eigene Fabrikat  
Nürnberg  
Gustav Speckhart  
NÜRNBERG

**Was soll ich declamiren?**  
Kleide der besten Alteren und neuesten Declamationsstücke erlesen und beizeren Inhalts. Unter Mitwirkung der ersten deutschen Bühnengrößen. Von **Elise Hente.** Der deutschen Frauenwelt gewidmet. Preis. M. 3.—. Eleg. geb. m. Goldschnitt M. 4.50. Verlag **Levy & Müller, Stuttgart.**

**Kleider-Stoffe**  
Nouveautés, Tricotstoffe etc. versendet zu Fabrikpreisen in beliebiger Masse an Private. Wiederverkäufer gesucht. Muster frei. A. Böhmig, Greif i. V.

### Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der Photographischen Gesellschaft, Berlin (enthaltend moderne u. klassische Bilder, Pracht- und Galleriewerke, Photographien etc.), mit 5 Photographien nach Amberg, Strüder, Kofael, Roretto ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direct von der Photographischen Gesellschaft gegen Einzahlung von 50 Pfg. in Bechmarken zu beziehen.



## DENK'S

**Kreuzstich-Monogramme**  
12 Hefen (3-4 Blatt) von AA-ZZ. 38. 6. W. — M. 5. — Einzelne Hefen (23 Monogramme u. 1 Kreuz) 30 kr. = 50 Pfg. zu haben bei **Hans Denk,** Wien I. Goldschmidtgasse 7, sowie in allen Buchhandlungen.  
(Verlag: Anton Schroll & Co., Wien).

**Illustr. Briefmarken-Journal.**  
Verbreiteste u. einzige Briefm.-Ztg. d. Welt, d. farbige Illustrationen u. Gratisabgaben gibt u. monatlich 3 mal erscheint. Probe-Nr. gratis von **Gebh. v. Senf, Leipzig.**

**Italienisch.** Zu Unterrichts- und Fortbildungszwecken wird allen Freunden der schönen Sprache empfohlen die **La Settimana.** Italienische Zeitung für Deutsche. In unterhaltender Form polit. Wochenberichte, Novellen, Erzählungen, Theaterstücke, Gespräche in der Umgangssprache, Anekdoten. Abonnementpreis, vierteljährig 13 Nummern, M. 1.75, mit dir. Postsendung M. 2.15. Abonnement bei der Post und den Buchhandlungen. Probe-nummern grat. u. froo. v. d. **M. Rieger'schen Buchhandl., München.**

Schönstes Festgeschenk für Oestern!

**Frauen-Bilder**  
aus der Blüthezeit der deutschen Literatur. Von **August Sauer.**  
Mit 15 edlen Bildnissen in Lichtdruck. Kl. Quartformat. Reiches Prachtband. Preis 10 Mark.

Inhalt: Meta Wopff. Eva Krüger. Hergogin Amalia. Hergogin Kath. Frau von Stein. Corona Schröder. Frau von Kall. Eotte Schiller. Caroline von Wolzogen. Caroline Schelling. Bernette Herz. Rahel Darshagen. Bettina von Arnim.

Verlag von A. Titz in Leipzig.

**Glasen-Nachtlichte,** unübertroffen seit 1868. (mal prämiert, darunter silberne Medaille Paris 1867, Nürnberg 1872, Amsterdam 1883. Vor Nachbild, wird gewarnt.)  
V. Elfenbein Gal. Art., Rosenbrochen, Fächer, Nippes etc. vers. fro. illus. Preis. geg. Einsendg. von 70 Pfg. wobei 1 gemalt. Elfenbein-Buchzeichen grts.

**Stickerei**  
in Gold und Silber, Leinen-Plattstich und Applicationsarbeit.  
Das Atelier von Frau Sophie Esen, Berlin W., Köpenickerstr. 82, III, liefert neue Stickerei-Zeichnungen und übernimmt das Anfertigen (en. Vergrößern) der in der Illustrirten Frauen-Zeitung erscheinenden Stickmuster, das Vorgehen auf alle Stoffe und das Anfertigen jeder Stickerei.

**Chemische Wasch-Anstalt**  
Reinigung jeder Art waschbarer Herren- u. Damen-Garderobe, Mikroskop, etc.  
**Judlin**  
Aufträge — Jacarab  
Wohnung: Hauptstr. 101, 1. St. Berlin. Geschäft: in der Fabrik Charlottenburg-Lohm-Klosterstr.

**Briefmarken.**  
Briefmarken von einzelnen Ländern u. in ganzen Sammlungen u. Albums werden gekauft. Gest. Offerten unter D. R. 200 an die Exped. d. Illustrirten Frauen-Zeitung in Berlin erbeten.

**Das Beste und Gedeigste**  
Geburts- oder Namens-tagesgeschenk ist unweifelhaft ein Original- oder Ergänzungsgeschenk.  
**Steinbaukasten.**  
Wohlt interessant für jung und alt! Wer den Artikel noch nicht kennt, verlange per Postkarte eine Muster. (farbige) Briefkarte. **H. Ad. Richter & Cie., Burellstadt.**

Verlag von Th. Knauer in Leipzig:

## Zu Herzensfreude und Seelenfrieden.

Klänge deutscher Dichter aus neuerer und neuester Zeit.  
Herausgegeben von **Karl Jul. Löschke.**  
Dritte Auflage.  
Reich mit Illustrationen ausgestattet in feinstem Prachtband mit Goldschnitt.  
Preis 6 Mark.

Wer Herzensfreude sucht und Seelenfrieden pflegt und begehrt, dem bietet dieses Buch zum Freunde sich dar.

**Deutsche Lyriker** seit 1850.  
Mit einer literar-historischen Einleitung und biographisch-kritischen Notizen.  
Herausgegeben von **Dr. Emil Kneschke.**  
5. Auflage.  
In Prachtband mit Goldschnitt M. 4.  
Mit Emanuel Geibel's Portrait in Stahlstich, gestochen von A. Weger.  
Diese neue preiswerthe Gedichtsammlung, 816 Seiten klein Octav umfassend, ist in der gegebenen Anordnung zugleich ein Führer durch die neuere Lyrik und birgt in seiner Reichhaltigkeit die kostlichsten Perlen derselben.

**Christliches Geburtstags-Album.**  
Mit Textstellen aus der heiligen Schrift und Versen auf alle Tage des Jahres von **Pastor G. Jung.**  
Mit Titelbild in Lichtdruck.  
130 Seiten mit blau liniertem Schreibpapier durchschossen. Eleg. geb. mit Goldschnitt M. 4.  
Mit dem „Christlichen Geburtstags-Album“ wird ein mehrfacher Zweck zu erreichen gewünscht. Die ausgewählten biblischen Texte werden dem Leser oder der Leserin gewiss eine täglich freundliche Erinnerung an das ewige Wort der Wahrheit sein. In den hinangefügten Versen wird er eine zu seinem Herzen sprechende Deutung und Mahnung finden. Die linierten Blätter werden ihm Gelegenheit geben, sich auf denselben die Geburtstage seiner Verwandten, Freunde und Freundinnen zu vermerken, oder an den betr. Tagen selbst von ihnen vermerken zu lassen, wodurch ihm zugleich eine reiche und unmittelbare Sammlung ihrer Handschriften zugeht.

In unterzeichnetem Verlage ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

## Dichten und Denken.

Gedichte von **Auguste Meyer.**  
8°. Preis elegant gehftet M. 3.—; fein gebunden mit Goldschnitt und reicher Gold- und Schwarzdruck-Verzierung M. 4.50.

Weich gestimmte Empfindungsklänge einer Seele, die sich in all dem nüchtern verstandesgemässen Drängen und Treiben einer materiell gesinnten Zeit den Glauben an die idealen Güter der Menschheit bewahrt hat und ihm voll Innigkeit in formgewandtem Ausdruck huldigt.  
Das elegant ausgestattete Büchlein eignet sich vortreflich zu Geschenken, besonders jetzt auf Oestern.

Stuttgart. **Deutsche Verlags-Anstalt**  
vormals Eduard Hallberger.

**Jede Dame ist**  
im Stande altdeutsche gepunzte Federarbeiten als schöne Geburtstags- und Gelegenheitsgeschenke herzustellen. **Werkzeugkasten** mit Anleitung und Verlangen hierzu, Preis M. 6. M. 10 u. M. 15, sowie **Gold- und Federbrandapparate**, Preis M. 20 u. M. 25 verfertigt **Gustav Fröhlich**, 36mal. Vorkauf, Leipzig.  
— Muster, Prospekte und Preislisten franco und gratis.

Soeben erschienen:  
**Wiel, mod. Dr., Diät. Kochbuch**  
für Gesunde und Kranke. VI. verb. Aufl. Preis brosch. M. 4.80, geb. M. 5.50. Anerkannt bestes Kochbuch. Zugleich Ergänzungsband zu allen bestehenden. Lebt uns auch, was und wie wir in den Tagen der Noth unserer Kranken kochen müssen.  
**Fr. Wagner'sche Univ.-Buchhandlung in Freiburg i. B.**

Die **Gartenlaube**  
(Ausz. 270,000 Expl.) das billigste u. verbreitetste deutsche Familienblatt, ein Besitz von dauerndem Werthe für jedes Haus.  
bringt in ihrem eben begonnenen Jahrgang vollständig:  
einen dreibändigen neuen Roman von **Fr. Spielhagen**,  
einen einbändigen neuen Roman von **W. Heimbürg**,  
einen einbändigen neuen Roman von **St. Kenyer**,  
einen zweibändigen neuen Roman von **E. Werner**,  
ferner einen Theil der populären Vorträge des berühmten Naturforschers **Brehm**, **Dr. Finckh's Entdeckungsfahrten in der Südsee** u. s. w. u. s. w.  
Der Preis der Gartenlaube ist gegenüber dem Gebotenen ein verschwindend kleiner.  
Zu beziehen in **Wochennummern** (1 Mark 60 Pfennig vierteljährlich) durch alle Buchhandlungen u. Postämter — in **Hefen** à 50 Pfennig und **Halbheften** à 30 Pfennig nur durch die Buchhandlungen.



Illustrirte  
**Frauen-Zeitung.**

Nr. 9, 1. Blatt.

Monatlich zwei Nummern.  
Vierteljährlich 2½ M. = 1½ Guld.

← Berlin, 1. Mai 1886. →

(Ausgabe mit allen  
Kupfern: 4½ M. = 2 Guld. 55 Kr.)

XIII. Jahrg.



*A. Grasse*



Nachdruck verboten.

## Sturm.

Novelle von L. Westersfeldt.

1.

**D**urch den weiten Kaminmantel fuhr der Windstoß mit mächtigem Brausen, und hoch-aufflackernd schlug die Flamme des prasselnden Feuers wie gepeitscht zur Seite.

„All ihr Heiligen,“ sagte der alte Freiherr und zog erschrocken die in grasgrünen Lederstiefeln steckenden Füße vom Herdgestüt hinweg, „das wird eine böse Nacht geben! Ein Glück nur, mein alter Freund Hubert,“ — und damit wandte sich sein braves, wettergebräuntes Gesicht voll Wohlwollen nach mir, dem eben angekommenen Gaste hin, — „ein Glück nur, daß wir Dich erst einmal hier haben. Du würdest Dir diesen Sturm, der jetzt als Dein Gefolge erscheint, doch wohl schwerlich als Courier zu Deiner Anmeldung ausgesucht haben. Ihr Stadtleute seid ja immer so fest überzeugt davon, daß, wenn erst einmal die Equinoctial-Winde über das Land gezogen sind, die menschenwürdige Existenz da draußen ein Ende hat. Wie sagt doch Venau in seinem schönen Herbstgedichte? ‚Sterbesüßzer durchschauern die Natur, und . . .‘“

Es war eine Eigenthümlichkeit des waderen alten Herrn, stets im Unklaren über den Schluß von Citaten zu sein, deren Anfang er nicht ganz genau behalten hatte. Im Laufe der Zeit war seiner Umgebung dieses häufige Suchen nach dem „erlösenden Wort“ schon so vertraut geworden, daß sie meist, anstatt ihm hilfreiche Unterstützung dabei zu gewähren, die ungewollten Pausen seiner Rede dazu benutzte, voll Hingabe den jeweiligen eigenen Gedanken nachzuhängen. Und diese lagen wohl häufig sehr weit ab von den poetischen Irrgängen des Familien-Oberhauptes.

So ruhte auch jetzt tiefes Schweigen auf dem kleinen, um mich versammelten Kreise, dessen Mitglied ich heute Abend zum ersten Male seit Jahresfrist wiederum geworden war. Mein Gegenüber in der Kamin-Ecke, die Frau des Hauses, überlegte, während sie ihre stets ein wenig schläfrigen Blicke über ihre Strickarbeit hinweg auf die im Feuerscheine glitzernden Glasaugen des Fuchsfelles zu ihren Füßen heftete, wohl kaum etwas Anderes, als was sie morgen Mittag dem unangemeldeten erschienenen Gaste vorsetzen sollte. — den Sauerbraten, der, nach einer Familien-Tradition ihrer Mutter, zu den Repräsentations-Erfordernissen eines adeligen Hauses gehörte, oder den großen Hasen, den ihr Sohn Hans am letzten Tage seines Urlaubes endlich erlegt hatte.

Neben der Mutter, die hohe Gestalt in einen Sessel zurückgelehnt, saß Adriane, die älteste Tochter meiner Freunde. Sie war soeben erst zu des „Onkel Hubert“ Begrüßung unter den Anderen erschienen, und wie jetzt mein Blick weiter wanderte zu ihr, wollte es mir scheinen, als ob die vertrauten Züge heute Abend einen anderen Ausdruck trügen, als jenen, der mir immer so unbeschreiblich anziehend gewesen war, — den der unbewußten Klarheit einer völligen Weltfremdheit. Lagerte es nicht um den festgeschlossenen kleinen Mund wie qualende Unruhe? Und als jetzt die schweren Lider über den Augen sich hoben und diese den Glanz der Flamme schimmernd widerstrahlten, sprach es da nicht aus ihnen heraus wie unterdrücktes Verlangen? Diese Augen waren die große Schönheit Adrianens, nicht nur um ihres edlen Schnittes und ihrer nachtdunklen Farbe willen. Ich sah auf meinen Reisen in Italien manche Frau aus dem Volke die Lider genau so eigenartig vornehm über den schwarzen Sternen darunter in die Höhe schlagen, wie Adriane es that. Aber nie wieder habe ich einen ähnlichen Schimmer in einem Augenpaare gesehen; es leuchtete wie aus einer anderen Welt heraus.

Der Sturm, der sich bisher nur in einzelnen Stößen angekündigt hatte, umbrauste jetzt den einsamen Edelhof wie mit einer tausendstimmigen Riesengorgel. Dazwischen rüttelte es an den vermorsten Fensterladen und warf ganze Ladungen knisternden Gezweiges gegen die Scheiben. Als jetzt die aus einander getriebene Flamme des Kaminfeuers ihre Funken weit in's Zimmer hineinprühlte, schrie die blonde Eva, die trotz ihrer sechzehn Jahre noch keineswegs die Kinderschuhe ausgetreten hatte, erschrocken auf. Und nun, da von draußen auch noch für einige Augenblicke das klirrende Geräusch fallender Schieferplatten bis zu uns her drang, flüchtete sie mit ihrem Stuhle entsetzt dicht an die Seite ihres Vaters. Wir Uebrigen lachten ihrer Angst, nur Adrianens Gesicht blieb ernst und dunkel, wie vorher. Sie hielt den Kopf leicht zur Seite geneigt, als lauschte sie und wollte sich keinen Ton der unheimlichen Musik entgehen lassen; und wie nun alle Stimmen der Natur mit erneuter Kraft mächtig einsetzten, sodaß es wie ein Schlachtgefang ertönte, der den Kampf zwischen den dunklen Mächten dieser Erde begleitete, da äußerte sich

das Verlangen von vorher nicht mehr unterdrückt, nein, leidenschaftlich und laut sprach es aus den beredeten Augen. Wonach verlangten sie?

„Bewahrt das Feuer und das Licht,“ nahm der Freiherr den Faden des Gesprächs bedächtig wieder auf, ohne Groll wegen der Isolirung, in der man ihn seinem Citate gegenüber gelassen hatte. „In meiner Jugend mußte in solchen Sturm Nächten der Dorfwächter diesen Ruf vor jedem einzelnen Hause wiederholen. Man war dazumal mit so Manchem um Vieles vorsorglicher, als jetzt. Was meinst Du, Ernesta,“ — dabei sah er besorgt in das nächterne Antlitz seiner Gattin, — „thäten wir nicht auch besser daran, unser Feuer erlöschen zu lassen?“

Ein bittendes „Ach nein!“ ertönte um ihn her. Frau Ernesta schloß sich dem an, freilich aus Gründen, die wohl außerhalb des gegangenen Westfalenslandes Niemand mehr gelten lassen würde.

„Bei solchem Wetter geht allerlei um, Berckhoven,“ entgegnete sie mit der langsamen Betonung jeder einzelnen Silbe, die mich oft auf die Nerven meines Freundes als auf die widerstandsfähigsten der Welt hatte schwören lassen; „bühende Seelen und irrende Geister schreien es aus ihren Winkeln auf. Vor hellbrennendem Feuer aber scheut sich alles Unheimliche.“

Ich hätte lächeln mögen über ihren Aberglauben, und doch konnte ich es nicht; er rührte mich festsam mit seinem Vertrauen auf die Heiligkeit der Flamme. Mich, der ich einst in fernen Ländern voll Weihegefühl dem Feuertempel der Parsen beigewohnt hatte, muthete diese schlichte Variation der uralten Lehre von der Macht des Lichtes beinahe ergreifend an. Spricht sie nicht lauter und biederer, als alle wissenschaftlichen Resultate gelehrter Racenforscher, das Verdammungsurtheil aus über so manchen Fanatismus des Stammesgefühls, der nationalen Abgeschlossenheit, diese Gemeinlichkeit der Anschauungen von Gut und Böse, die sich von den sonnenverbrannten Ländern des Parienreiches bis hinein in die Moore und Heiden westfälischer Lande hinziehen konnte? . . .

Es war die klare Stimme Eva's, welche die Fortsetzung meiner religionsphilosophischen Grübeleien abschchnitt.

„Mama,“ — das sonst so vorwitzige Ding sagte es schein und bellommen, — „ich bitte Dich, sprich nur gerade heute Abend nicht von Spuk und Geistern! Ich fürchte mich ohnehin schon genug vor dem Sturm. Ach, wenn nur dieser schlimme Abend erst vorüber wäre!“

„Diesen Wunsch theile ich nun ganz und gar nicht, kleine Eva,“ neckte ich die Jaghafte; „ich möchte, daß der heutige Abend sich nach meinem Gefallen in's Unendliche verlängern ließe! Freilich, was weiß Ihr blonder Kindsstoppf davon!“ Und da die junge Dame als energischen Protest gegen diese Bezeichnung die lichten Loden in den Nacken zurückschüttelte, fuhr ich, zum Haupte des Hauses gewendet, fort: „Wie sich an solchen Abenden dem Vielgereizten die Empfindung doppelt angenehm fühlbar macht, am unfriedeten Herdfeuer lieber Freunde weilen zu dürfen!“

„Mein alter, in der Irre gefahrener Odysseus,“ sagte behaglich lächelnd der Baron, „sprächst Du doch einmal zu uns das Wort: ‚O fände ich, müde aller Länder und . . .‘“ Hier stockte er nach gewohnter Weise und versank eine Weile in tiefes Nachdenken, während dessen er aus seiner langen Pfeife mächtige blaue Wolken emporsteigen ließ. Sie hätten als ein der unzuverlässigsten Göttin des Gedächtnisses dargebrachtes Rauchopfer gelten können.

„Ja, ja, in der Irre gefahrener Odysseus!“ so ermunterte er sich wieder nach einer Weile. „Ich nannte Dich so, obwohl weder am Ausgangs- noch am Endpunkt Deines Wanderlebens eine Penelope stand.“ Dabei warf er einen, ein wenig ironischen Blick nach seiner Gattin hin, die ihn indes nicht erwidern konnte, weil ein soeben entdecktes Problem ihres Strickstrumpfes ihre ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm.

„O Melchior, Du weckst der alten Wunde unheimbar schmerzliches Gefühl,“ citirte ich nun meinerseits. „In Wahrheit, liebster Freund, all den Reichtum meiner Erfahrungen und Erlebnisse gäbe ich jetzt mit Freuden hin für solch eine friedliche, dem leidigen Drängen und Stoßen da draußen abgewandte Familien-Existenz wie die Cure hier! Jedem von Euch wird es so gut, sich ungestört seiner Persönlichkeit nach auszu- leben; in Euer Festhalten an unabhängiger, wahrhaft vornehmer Gesinnung hinein weht keine Kunde von all jenen modernen Strebereien, deren schier unbegrenzte Herrschaft unsere heutige Gesellschaft demoralisirt, unsere Männer kaum mehr einen anderen Beruf ergreifen läßt, als den, der eines Mannes am allerwürdigsten ist, das Glücksjägerthum! Ob nun das Ziel ihres hastigen Eifers die Gestalt eines politischen Postens, eines Journalisten-Ruhmes oder einer reichen Frau bildet, ändert die Sache selbst ja nicht!“

Der greise Freiherr hatte mir mit großer Be-

friedigung zugehört. Er liebte es, den Seinen die Vorzüge ihres harmlosen, weltverlorenen Daseins auseinanderzusetzen zu sehen. Das erweckte ihm stets ein wohlthuendes Gefühl von Absolution dem Umstande gegenüber, daß er einst durch eine große Thorheit zum unfreiwilligen Schöpfer der Heide-Idyllenverhältnisse seiner Familie geworden war. Er hatte sich nämlich kurz nach seiner Verheirathung verleiten lassen, den größten Theil seines Vermögens einem unsinnigen Schwindelunternehmen anzuvertrauen. Die Agenten einer „Amerikanisch-Deutschen hippologischen Vereinigung“ hatten ihm das Einfangen und die Dressur amerikanischer Prairiepferde als die große Aufgabe unseres Jahrhunderts darzustellen gewußt. Ein prachtvoll lithographirtes Programm, auf dem phantastisch ausgestaffirte Reiter den Lasso unmittelbar unter dem mächtig wallenden Sternbanner der Republik nach unsichtbaren, wohl von dem Banner verdeckten Pferden in wilder Hast schwangen, war das Einzige, was dem guten Baron als Gegenleistung für seine Einlagen zu Theil geworden war. Die Reiter mit dem Lasso hatten eben seinen schönen Jugendtraum, dereinst als größter Hippologe aller Zeiten genannt zu werden, schonungslos in Grund und Boden geritten. Nach dem ein wenig tragischen Erwachen aus diesem Traume war ihm nichts Anderes übrig geblieben, als das stillbeschauliche Leben eines an seine Scholle gebundenen Landjunkers.

„Du hast Recht,“ sagte er also jetzt, eifrig bestimmend, während seine ehrlichen Augen mich dankbar ansahen. „Auch ich meine, daß mir unsere Art des Daseins um keine andere feil sei. Wenn ich hier Abends inmitten der Meinigen, die mir ein gütiger Gott beschert hat, weile und lasse die Blicke von ihnen fort zu den alten, ehrbaren Familienbildern da hinauf schweifen, überkommt es mich oft, als müßte ich die da oben fragen: Nicht wahr, Ihr seid zufrieden mit dem Entel, der hier unter Euren Augen, auf der Stätte, auf der auch Ihr einst wandeltet, sein Leben in derselben Weise gestaltet, wie es Euren Anschauungen von dem eines adeligen, freigeborenen Mannes entspricht? Was würdet Ihr zu dem Schranzenthum so manches unserer Standesgenossen da oben in der Hauptstadt sagen!“

Der Alte hatte die letzten Worte ein wenig erregter, als es sonst seine Art war, gesprochen. Die kleine Eva sah erstaunt nach ihm hin. Offenbar begriff sie nicht recht, wie man noch erst über eine Sache reden möchte, die doch ganz selbstverständlich war: daß es nirgendwo besser sein könne, als in dem lieben, alten Berckhoven, mit seinen schönen, großen Thürmen aus Herzog Wittkind's Zeit und der weiten, braunschimmernden Heide ringsum!

Ob wohl auch Adriane über ihre heimatliche Väterburg so dachte, wie ihre kindliche Schwester? Immer wieder suchte mein Blick die Flügel des ersten Mädchens auf, als müßte ich endlich aus ihnen herauslesen, welches der Grund ihrer Verdunkelung sei. Kaum ahnte ich, daß die soeben beginnende schläfrige Rede meiner alten Freundin den Zündstoff bergen sollte, der all die angeammelte Electricität in Adrianens anmuthvollem Kopfe zur Entladung bringen würde.

„Mir scheint, Berckhoven,“ sagte nämlich die Frau, während der Sturm, wie um die träge Eintönigkeit ihrer matten Stimme zu verhöhnen, zischend, pfeifend und klappernd die Begleitung dazu übernahm, „mir scheint, Du machst Dir ein wenig zu viel Verbienste aus dem, was doch nur die Fügung der Umstände ist.“ Und als dies eheliche Memento einen leichten Schatten auf dem Antlitz ihres Gatten hervorrief, fügte sie begütigend hinzu: „Nun freilich, Du hast ganz Recht, Deine Gesinnung eines adeligen Mannes würdig zu nennen, und Du weißt auch, wie sehr die Deinen das ruhige Glück, das Du ihnen gabst, zu schätzen wissen . . .“

Die Stimme Frau Ernesta's verstummte vor dem fremdklingenden Laut, in dem Adriane ihr nachsprach: „Ruhiges Glück!“ Und dann sagte sie es noch einmal, und Schmerz und Bitterkeit klangen jetzt deutlich heraus: „Ruhiges Glück! Es giebt kein solches, Mama! Sprich von dem Frieden der Behaglichkeit, von dem Genügen am täglichen Einerlei, — aber nicht von Glück! Glück und Leben sind eins! Und wir hier leben doch nicht? Wir vegetiren nur! Leben ist ja Bewegung und Kraft und Entfaltung, wie die des wunderbaren Sturmes da draußen. . . Wie er, sich ganz einsetzen zu können, einmal zum vollen Bewußtsein der eigenen Kraft zu kommen, das muß herrlich sein! Gleich ihm zu ringen, — zu ringen um einen Preis, um eine Lebensaufgabe! Heiße Sonne und kühlen Schatten über die Seele hinwegziehen lassen — und Sturm! Auch ihn, um sich ihm nicht zu beugen, um sich ihm gewachsen, ihm gleich an Stärke zu zeigen. Wo man so häufig die Kraft in sich zu spüren geglaubt hat, wo die ganze Seele danach verlangt, sich einmal erproben, bewähren zu können, da erträgt es sich nicht, das als Glück preisen zu hören, was die Seele verschmachten läßt, — unseren wachen Halb-



schlummer hier! Einsam leben wir nur nach den Gesetzen unserer eigenen Bequemlichkeit, von all den Uebrigen, die Gott uns gleich erschuf, Niemandem zu Liebe und Niemandem zu Leide! Losgelöst haben wir uns aus dem großen Ringe, der in sich so fest verbunden ist durch gemeinsame Arbeit! Ach, die ganze Hälfte meines Lebens, wie gern gäb' ich sie hin, dürfte ich die andere Hälfte nach meinem Sinne gestalten, sie ausfüllen mit Arbeit, mit einer Aufgabe, mit einem Kampfe um sie! Und dies Verlangen in mir nach Ringen, nach Sonne, nach Sturm, das mich beinahe vergehen läßt, Andere haben es gleich mir gekannt. . . . Mama, weißt Du, was ich gestern in Papa's Lesung las? Besser vom Sturm in den ersten besten Hafen getrieben werden, als bei Meeresstille auf offener See zu verschmachten!"

Adriane, die offenbar in völliger Selbstvergessenheit, unter einem mächtigen inneren Zwange, dies Alles erregt hervorgeprudelt hatte, hielt plötzlich betroffen in ihrem leidenschaftlichen Erguß inne, da ihr Blick dem fest auf ihr haftenden, seltsam kühlen Auge ihrer Mutter begegnete. Das ihre, das soeben erstrahlt war, wie das einer Sibylle, nahm einen scheuen, verschleierte Ausdruck an. Eine dunkle Gluth überzog langsam ihre Züge.

Frau von Berchoven war eine viel zu tactvolle Dame, um nicht in meiner Gegenwart ihren mütterlichen Unwillen zu beherrschen. Aber sie konnte nicht unterlassen, vor der Hand einige Vorböten des Kommenden auszusenden. Daß diese sich zuerst gegen ihren geduldigen Gatten wenden mußten, war, wenn auch nicht streng logisch, immerhin weiblich.

"Da siehst Du es nun selbst, Berchoven," — ihre Stimme brachte das mit einer an ihr ganz ungewohnten Schärfe und Raschheit hervor, — "was dabei herauskommt, wenn man jungen Mädchen ohne Weiteres den Lessing in die Hände giebt."

Mein guter, alter Freund antwortete nicht; er war ganz stumm geworden. Sein Gesicht hatte einen unbeschreiblich bestürzten Ausdruck angenommen. Nach einer Weile sagte er dann zu Adriane, die ihn jetzt, wie um Verzeihung bittend, mit noch immer glühenden Wangen ansah: "Aber Kind, Adriane! Das sind ja tolle Geschichten, von denen Du uns da sprichst. Was ist nur über Dich gekommen? Ich glaubte stets, unser gutes Kind fühle sich froh und zufrieden in seinem elterlichen Neste! Was sollen wir denn jetzt nur thun, mein Herzensmädchen?"

Mein braver Berchoven! Wie liebevoll blickte er nach seinem Kinde hin, wie bekümmert in dem Gefühle, es so ganz und gar nicht zu verstehen! Aber seine Empfindungen waren durchaus nicht die Frau Ernesta's, und sie glaubte es ihrer Würde schuldig zu sein, den soeben geäußerten, viel zu nachsichtsvollen Worten ihres Gatten einen Commentar hinzuzufügen:

"Erlaube, lieber Mann, die Art, in der Du Adriane's sonderbare Reden aufnimmst, ist denn doch gar zu nachsichtig!" Und dann wandte sie sich ihrer ältesten Tochter zu: "Was ich Dir zu entgegnen habe, ver spare ich mir für später. Nur das Eine magst Du jetzt schon hören, daß es für Eltern nichts Betrüübenderes geben kann, als den Undank ihrer Kinder."

Hatte die Freistrau vorhin wirklich Recht gehabt mit ihrer Ansicht, daß das tolle Sturmwetter die sonst in ihren Verstecken schlummernden unruhigen Geister erwecke? Gewiß war es, daß über Adriane, die den gütigen Worten ihres Vaters stumm gelauscht hatte, nun beim Anhören von Frau Ernesta's Aeußerung die vorige trotzige Leidenschaftlichkeit von Neuem zu kommen schien.

"Du schiltst mich also undankbar, Mama!" sagte sie, und durch ihre Stimme klang es, wie erstickte Thränen des Jornes. Aber es kam kein Wort der Vertheidigung über die Lippen, die doch leise zuckten.

Ihre Mutter war noch immer empört. Was fiel Adriane nur ein? Wie kam sie dazu, zu ihren Eltern heute Abend zum ersten Male in einer solch überspannten, unsinnigen Sprache zu reden, noch dazu in Gegenwart eines Gastes und der vorwichtigen, auf Alles achtenden Eva?

Die Behaglichkeit, die ich soeben erst so warm gepriesen hatte, war geschwunden. Das Feuer prasselte und knisterte noch genau so hell und warm, wie vorher, sein Widerschein leuchtete eben so geheimnißvoll in Eva's blonden Locken und in Adrianens dunklen Augen auf, der Sturm ließ auf seinen Fittichen dieselben wilden Töne erbrausen, die eine ganze Welt von abenteuerlichen, spukhaften Gestalten in der Vorstellung erweckten, und die uns vorher die Geschütztheit unserer friedlichen Familiengruppe doppelt angenehm hatten empfinden lassen; — dennoch war es, als sei uns Allen das Gefühl der Fräulichkeit geschwunden. Ich machte einige vergebliche Versuche, die alte Unbefangenheit wieder herzustellen, indem ich mein letztes Reise-Abenteuer zum Besten gab. Aber die humoristische Pointe meiner Erzählung fand nirgend dankbares Verständniß, als bei der kleinen, lustigen Eva.

So gingen wir denn noch vor Mitternacht aus einander, um zu ruhen. Berchoven geleitete mich durch den langen oberen Corridor zu dem mit alten, ein wenig wackelig gewordenen Rococo-Möbeln eingerichteten Thurmgehoß, das mir von je als Gastzimmer eigen gewesen war. Als guter Hausvater sah er noch vorsorglich nach dem Verschlusse der Thüren und Fenster und mühte sich eine Weile lang, einen der beiden Laden, die vor unvorstelllichen Zeiten ein tödtlicher Zufall um ihre Krampen gebracht hatte, zur gutwilligen Anlehnung an das Fenster zu bewegen, — wie immer jedoch, ohne Erfolg. Resignirt gab er sein Vorhaben endlich auf, wünschte mir, wohl zu ruhen, und ließ mich allein.

Alein mit dem Heulen und Brausen des Sturmes ringsum, mit dem Rechzen und Kreischen der alten, verrosteten Wetterfahne auf dem Thurme! Ueber mir wurden bald schlürpfende Schritte laut; es waren wohl die der alten Köchin, Drüke Hauweldop. Sie pflegte von ihrem, den Junctionen der Küche und Milchammer geweihten irdischen Dasein in dem höchstgelegenen Dachzimmer des Hauses auszurufen. Der Beweggrund zu so hohem, für ihr Alter beschwerlichem Steigen war ein ihr innewohnendes unüberwindliches Mißtrauen gegen die Fußböden und Plafonds der Gesindestimmer im Hause Berchoven, — was ihre Zuverlässigkeit anbetraf. Im Thurme, meinte sie, drohe wenigstens von oben her keine Gefahr, und die von unten erscheinende als die relativ geringste des ganzen Edelhofes.

Mein Blick wanderte hinauf zu der mit Stuck verzierten Decke über mir. In Wahrheit, sie zeigte nur eine ganz leichte Senkung nach der Mitte hin; das Vertrauen von Drüke Hauweldop hatte einen sicheren Boden. Hin und her wanderten die Schritte über mir; auch die Alte ließ wohl, gleich mir, der Sturm zu keinem Schlafe kommen. Während ich schlaflos lag, tauchte Bild um Bild aus vergangenen Zeiten vor mir auf. In Reih' und Glied zogen sie an mir vorüber, all die Tage, die ich schon hier unter dem Freundesdache verlebt hatte, und aus jedem sah ich mich dasselbe Paar dunkler, fragender Augen an. Zuerst aus dem rothigen Gesichtchen eines lachenden Kindes, eine ganze Weile später aus dem ernstern Antlitz eines nachdenklichen Badfisches mit langen, schwarzen Zöpfen und zuletzt aus den Zügen einer edlen, eigenartigen Mädchenerscheinung. Und dann zählte ich langsam Jahr für Jahr nach in meinem Gedächtnisse und fand, daß seit dem Tage, an dem ich zum ersten Male im jungen Haushalte meines Freundes erschienen war, um bei der Taufe des Töchterleins als Pathe zu fungiren, wohl an dreiundzwanzig Jahre vergangen sein mochten. Ich hatte Adriane stets für jünger gehalten, wohl durch den Umstand verleitet, daß sie erst vor vier Jahren aus der Obhut der belgischen Nonnen, die ihre Erziehung geleitet, zurückgekehrt war. Sie hatte damals in ihren Briefen, von der Pension aus, bei ihren Eltern immer wieder um Verlängerung ihres Aufenthaltes nachgesucht, wie sie schrieb, um möglichst lange und möglichst viel lernen zu können. Als Adriane endlich in die väterliche, einsame Heideburg zurückkehrte, war sie eine vollständig entwickelte junge Dame geworden, hinter deren schmaler Stirn sich nicht nur ein großer Reichtum eifrig gesammelten Wissens barg, sondern nebenher auch noch eine Fülle von eigenen, kühnen und ganz und gar nicht conventionellen Ideen. Wie hatte ich mich damals zuerst an dem anziehenden Wesen des jungen Mädchens erfreut, wie erfrischend hatte mir ihr originelles, warmherziges Geplauder gelungen nach dem altklugen Geschnatter unserer Gännschen in der Hauptstadt. Mit der Zeit freilich war Adriane stiller geworden, schweigsamer, zurückhaltender, ohne daß ich dessen sonderlich Acht gehabt hätte. Der heutige Abend war es nun gewesen, der all das vorhergegangene heimliche Arbeiten und Sähen zur Eruption gebracht, — zum Schrei nach Erlösung! Erlösung aus dem dumpfen Einerlei einer zum Theil mit unbedeutenden häuslichen Beschäftigungen, zum Theil mit Träumereien über allerlei Büchern angefüllten Existenz. Eine solche Existenz mußte freilich einer leidenschaftlich nach der Erkenntniß des Zusammenhanges von Welt und Leben forschenden Natur zuletzt unerträglich scheinen. Wie sehr ihr eintöniges Dasein für sie aller Freude entkleidet war, das bewies ihr excentrisches Verlangen nach „Sturm“. Und bei dem Gedanken daran stieg jetzt aus der Tiefe meiner alten Juneigung zu ihr eine flehende Bitte an jene drei ernstern, alten Frauen am uralten Webstuhl empor, diesen thöricht ersetzten Faden nimmer zum Einschlage in Adrianens Lebensgewebe zu machen. . . .

Als ich bei diesem Gliede meiner Betrachtungen angelangt war, knarrte mir auf einmal die alte Wetterfahne so laut kreischend in die Ohren hinein, daß ich erschrocken in die Höhe fuhr. Verdross sie, die aus der Zeit des Mittelalters und der Priesterherrschaft stammte, das Auslaufen meines Gedankenganges in das verhasste Heidenthum hinein? Vielleicht, — vielleicht aber auch hatte sie nur einen allgemeinen, besonders ausdrucksvollen Klageruf ausgestoßen über ihr eigenes uraltes

Trauer-Geschid, — das Schicksal, daß sie trotz all ihrer Besessenheit, sich stets nach dem Winde zu drehen, doch in dieser wunderlichen Welt nie vom Fleck kommen konnte. Allen feudalen Thurmzierden voll Jorn den Untergang wünschend, legte ich mich von Neuem nieder, um dann wieder willenlos der Ideenreihe von vorher zur Deute zu werden. Sie hatte Recht, Adriane, wenn auch nicht in ihrer Sehnsucht nach Sturm, so doch in allem Andern. Ein so reichbegabtes junges Wesen mußte zu verschmachten glauben der Unmöglichkeit gegenüber, sich ihren Fähigkeiten entsprechend auszuleben, mußte zu verschmachten glauben in der vollständigen Weltabgeschiedenheit ihres Daseins.

Aber wie ihr helfen? Es wäre mir ein Leichtes gewesen, Adriane in einem der durch geistig angeregte Atmosphäre ausgezeichneten Häuser unserer Hauptstadt ein Unterkommen zu verschaffen, aber unter welcher Form? Zu der eines Gesellschaftsfräuleins würden sich ihre Eltern nie und nimmer verstanden haben, und andererseits wußte ich nur zu genau, daß mein guter, alter Freund es nicht möglich machen könne, neben seinem Sohne Hans, dem flotten Kürassier-Leutnant, noch ein zweites Kind standesgemäß da draußen zu unterhalten. Es war eben die alte Geschichte auch in der Familie Berchoven: die Töchter waren in ihren Bedürfnissen und Ansprüchen von Jugend auf durch den Umstand verkürzt worden, daß die des Bruders keinen Raum dafür ließen.

Wieder knarrte die Wetterfahne jorrig in mein Nachdenken hinein. Während ich noch lag und unwillig den mislautenden Tönen lauschte, kam mir auf einmal und mit einer seltsamen Deutlichkeit die Erinnerung an eine menschliche Stimme in's Gedächtniß. Diese Stimme barg ja auch zu Zeiten einen Ton in sich, der so etwas merkwürdig Verrostetes hatte, daß er mich stets an das Knarren einer alten Wetterfahne mahnte. Aber bei Gott, diese Erinnerung kam zur guten Stunde! Leithaftig stand sie vor mir, die alte Fürstin Waal mit den klugen, tiefliegenden Augen und der wunderbar großen Nase. Wie hatte ich nur nicht schon vorher an sie gedacht, an sie, die doch die geeignetste Persönlichkeit war, um meinen Wünschen in Bezug auf Adriane zur Erfüllung zu verhelfen? Es war so leicht, der alten Dame ein lebhaftes Interesse für irgend eine Persönlichkeit einzufloßen; man brauchte ihr nur davon zu sprechen, wie ihr Patronat einen bestimmenden Einfluß auf die Lebensbahn eines Menschen haben würde, so war sie ganz bereit, solch ein Patronat, das sie ein wenig Vorsehung spielen lassen konnte, zu übernehmen. Es würde mir sofort gelingen, meine alte Freundin für eine schöne, einsame Blume zu interessieren, die im Schatten zu vergehen drohte und der aufgehenden Sonne ihrer Huld ein neu erwachtes Leben zu danken haben werde.

Jetzt wußte ich, wie Adriane zu helfen sei, und da ich mich währenddessen mit meiner Wetterfahne ganz ausgeföhnt hatte, um der segensreichen Reminiscenz willen, die mir die Klangfarbe ihrer Monologe gebracht, wandelten sich unmerklich ihre Töne in die eines Wiegenliedes. Nach einer Weile barg der alte, sturmumbrauste Thurm aus Herzog Wittekind's Zeit einen fest und friedlich schlummernden. —

In aller Frühe erwachte ich. Ein fahles, mattes Tageslicht fiel durch die umhüllte Hälfte des Fensters mir gerade in die Augen hinein. Daran hatte ich freilich gestern nicht gedacht, als ich vor dem Schlafengehen so theilnahmlos den wiederholten Versuchen meines alten Freundes, die Emancipations-Gelüste des eigensinnigen Ladens zu unterdrücken, zusah, — daran, daß mich ihr Zehlschlagen um meinen besten Morgenschlummer bringen werde. Langsam stand ich auf und kleidete mich an. Der Sturm der vergangenen Nacht hatte nachgelassen, aber, wie es schien, nur um sich für kurze Zeit auszuruhen, indeß er schwere, drohende Wolken für sich am Himmel Wacht stehen ließ. Im Hause war noch Alles still. Leise öffnete ich meine Thür und ging dann behutsam den Corridor hinunter, der alten, ausgetretenen Wendeltreppe zu, die zur Hausthür führte. Draußen auf dem Hofe traten soeben die Gänse und Enten in geschlossener Schar ihren Morgenspaziergang zu dem nahen Teiche an. An der Pumpe stand der Großknecht und setzte von Zeit zu Zeit den Schlägel in Bewegung, um sich dann unter vielem Geräusch mit der geringen Quantität Wasser, die seine hohle Hand auffing, das Gesicht zu waschen. Darüber öffnete sich die Thür des Nebenhauses. Die Stallmagd kam heraus; sie trug ihre Eimer nach der Pumpe hin, um sie zu spülen, und die Beiden begannen dort ein halbblaues Gespräch mit einander. Ich schritt an ihnen, die mich mit dem, den dortigen Eingeborenen anhaftenden, verwundert mißtrauischen Blicke streifte, vorüber durch das dem Zahne der Zeit schon lange bedingungslos übergebene Hofthor in's Freie hinaus.

Wenige Minuten von Haus Berchoven entfernt lag ein Fichtengehölz. An seinem Saume angelangt, machte ich Halt und wandte meine Blicke rückwärts. Da lag sie vor mir, die alte Heideburg mit ihren verwitterten



Mauern, mit den zwei großen Thürmen, deren einer, der schon längst um seine Dachbehauptung gekommen, nun malerisch verfallen da stand, — mit den vereinzelt, trüblichenden Fensterlöchern, von denen hier und da einige nur noch durch Läden geschlossen waren. Gewiß, sie bot ein sehr pittoreskes Stück Architektur dar, diese alte, einsame Burg aus längst vergangenen Zeiten; es lag „Stimmung“ darin, „Stimmung“ auch über der Landschaft, die sie unmittelbar umgab, welligem, dunkelem Heideboden, dem nur ab und zu mühsam eine Fichtengruppe entwuchs oder eine kleine Ackerfläche abgewonnen war. Und die jetzt finster über ihr hängenden Wolken schienen wie eigens von einem Künstler in das Ganze hineincomponirt zu sein, mit ihren düstern Tönen. Aber es war die Stimmung einer ausgesprochenen Melancholie, einer öden Freudlosigkeit. Man mußte sehr jung, sehr froh oder auch sehr alt und sehr resignirt sein, um von diesem Himmel, diesen Linien, diesen Farben, von der unendlichen Verlassenheit, die sich in dem Ganzen so beredt aussprach, nicht erdrückt zu werden. Und über dieser Empfindung fielen mir wieder Adrianens Worte, fiel mir die Scene des gestrigen Abends von Neuem ein. Jetzt erst, an diesem Morgen, ging mir das ganze Verständnis ihrer Sehnsucht nach einer anderen Welt auf, und fest gelobte ich mir, ihr beizustehen in Allem. Das Bild der Fürstin lehrte mich zurück. Ich konnte diese ja erst einmal bitten, Adriane zu einem längeren Besuche zu sich einzuladen, der sich dann nach beiderseitigem Wunsche weiter ausdehnen mochte. Freilich, es würde sehr, sehr schwer halten, die Zustimmung des stolzen alten Freiherren für meinen Plan zu gewinnen. Indessen, ich traute mir genug Einfluß auf ihn zu, um sie endlich zu erhalten. Und ebenso hoffte ich zuversichtlich, daß, wenn Adriane sich nur erst einmal in eine andere Umgebung versetzt sähe, in das heitere Leben jener schönen Stadt am Rhein, bei der die Fürstin ihren Wittwensitz aufgeschlagen hatte, in einem steten anregenden Verkehr mit einer so geistvollen, hochgebildeten Frau, wie es meine alte Freundin war, die Sterne in ihrer Brust wieder zu leuchten beginnen würden. Anstatt des „Sturmes“ sollte ihr klarer, durchsichtiger Sonnenschein zu Theil werden, so meinte ich.

## 2.

Es war ein halbes Jahr später, an einem sonnigen Apriltage, daß ich, auf der Rückreise von meinem gewohnten Winter-Aufenthalt im Süden begriffen, einer Einladung der Fürstin Waal folgte und in dem anmuthigen W. Station machte. In dem in seiner unmittelbaren Nähe gelegenen, reizenden Rococo-Schlosse an den Ufern des Rheines, das die Fürstin bewohnte, verlebte ich eine Reihe angenehmer Tage inmitten in besremdeter Menschen. Und dabei gereichte es mir zu nicht geringer Genugthuung, Adriane Verdhoven mir freundlich heiter entgegenzutreten zu sehen. Ihre Züge hatten sich unter dem Einflusse innerer Befriedigung anmuthig gefärbt und gerundet, und nur noch selten, und dann wie sich selbst dessen nicht bewußt, tauchte aus der Tiefe der dunklen Augen eine der alten ungelösten Fragen hervor.

Es hatte manche Schwierigkeiten zu überwinden gegeben, ehe Adriane meiner Anregung folgen und ihre nebelumhüllte Heideburg mit der kleinen Residenz vertauschen durfte. Der alte Freiherr hatte sich all meinen Ueberredungskünsten gegenüber steifer gehalten, als ich anfänglich erwartet hatte. „Mein braves, ehrliches Kind zu den Hoffstrangen geben, noch zu denen eines Miniatur-Hofes, — nimmermehr!“ hatte er mir dann einmal energisch erklärt. „Nichts für ungar, alter Freund, aber ich begreife nicht, was für ein Sparren sich Dir in den Kopf festgesetzt haben mag, daß Du mir mit all dem modernen Zeug vom Darben eines reichen Geistes, vom berechtigten Verlangen, über den engen Kreis eines Landaufenthaltes hinauszuschauen, und Aehnlichem reden magst. Ich gebe ja zu, daß das Kind sich hier so allein, nur mit uns Alten und mit der kindischen Eva, zuweilen langweilen muß; mein Gott, langweilen wir, Ernesta und ich, uns nicht auch zuweilen? . . . Uebrigens ist es mir bei alledem gar nicht einmal so unlieb, daß sich in dem Mädchen der Wunsch nach Veränderung regt. Sie soll den jungen Bredenol heirathen, der noch neulich, nur um sie zu sehen, vom Wandersfeld herüberkam und dabei seinen schönsten Gaul zu Schanden ritt. Inmitten der lustigen Bredenolschen Sippe würde sie sich nicht über Mangel an Unterhaltung zu beklagen haben. Bredenol ist gar so unbedeutend“, hieß es bisher immer bei ihr. Diese unmotivirte Ablehnung der besten Partie auf zehn Meilen im Umkreise hätte mich schon längst wild machen können, wenn ich nicht das Kind trotz alledem so lieb hätte!“

Und so war es; er liebte sein Kind wirklich. Ich hätte nicht einmal Diplomat gewesen zu sein brauchen, um auf diesen schwachen Punkt in der Vertheidigung meines Freundes meine gesammte Angriffsmacht zu concentriren. Da ich außerdem Frau Ernesta auf

meiner Seite hatte, blieb der endliche Sieg nicht aus. Adrianens gemessen empfindende Mutter konnte es durchaus nicht über sich gewinnen, der Tochter den leidenschaftlichen Ausbruch jenes Abends und rückhaltlos zu verzeihen. So glaubte sie diese am meisten zu strafen, indem sie sich in ostensiver Weise mit ihrer zeitweiligen Entfernung aus dem Elternhause einverstanden erklärte.

Als ich nach einer Woche Haus Verdhoven verließ, war Adrianens Ueberredung eine beschlossene Sache. Die Fürstin hatte sich auf einen langen, ausführlichen Brief von mir hin sofort bereit erklärt, das junge Mädchen bei sich aufzunehmen, und eine formelle Einladung an sie ergehen lassen, durch die indessen eine große Herzlichkeit hindurchklang. Beim Anbrechen des neuen Jahres war Adriane bei ihr eingetroffen. Ich erhielt bald darauf nach Rom einen Brief meiner alten Freundin nachgesandt, der in der halb deutschen, halb französischen Ausdrucksweise der alten Dame, — sie war von Geburt eine Russin, — einer begeisterten Zuneigung zu meinem Schützling Lust machte. Sie war entzückt von Adrianens eigenartigem Wesen, von dem leidenschaftlichen Ernste ihrer Auffassung des Lebens und der Welt, von ihrer leuchtenden Wahrhaftigkeit. Es war eine unbeschreibliche Erleichterung, die mich während des Lebens dieser Zeilen überkam. Ich war ja doch ein wenig besorgt gewesen; nun aber, da die Fürstin ihre volle Gnadenzone über dem ihr anvertrauten Mädchen leuchten ließ, konnte diesem der nahe Verkehr mit der geistig bedeutenden, originellen alten Dame nur einen großen Schatz von Anregung und Förderung bringen.

Die Fürstin Waal-Battingen, aus einem Seitenzweige des russischen Herrscherhauses stammend, hatte die Blüthe der Jugend schon längst abgestreift, als sie sich mit ihrem späteren Gemahl verlobte. Als der stattliche, allbeliebte Fürst an der Seite dieser seiner zweiten Gattin unter Glockengeläute seinen feierlichen Einzug in die mit Ehrenporten und feistlich gepuhten Menschen geschmückte Residenzstadt des kleinen, mediatisirten Landes hielt, hasteten Aller Blicke erstaunt auf der fremden Fürstin. Wie hatte es nur diesen unschönen, dunklen Zügen mit den tief liegenden Augen und der starken Nase gelingen mögen, den männlich-schönen, durch Frauengunst verwöhnten Fürsten an sich zu fesseln? Es verging einige Zeit, ehe sich die Auflösung dieses Räthsel ganz von selbst ergab. Fürstin Natalie hatte sich bei einer flüchtigen Begegnung in Petersburg, wohin den Fürsten eine diplomatische Vertrauenssendung seines Souveräns geführt, leidenschaftlich in ihn verliebt. Und da sie von da an kein anderes Ziel mehr kannte, als dem Manne, der ihr das einzige starke Gefühl ihres Lebens einzusößen verstanden hatte, eine Gefährtin zu werden, war es bei ihrer angeborenen Energie nur natürlich gewesen, daß sie besagtes Ziel auch erreichte. Aber weniger hätte man es erwarten können, daß dieses Bündniß, bei dem derjenige Theil, dem sonst allein die Initiative zuzufallen pflegt, nur eine passive Rolle gespielt hatte, sich zu einem durchaus befriedigenden gestalten würde. Die Fürstin hing dem Erwählten ihres sonst so herrschsüchtigen Herzens mit beinahe slavischer Unterwürfigkeit an und gewann es sogar über sich, bei vereinzelt Untreuen seinerseits nachsichtig die Augen zuzudrücken. Nach zehnjähriger, beinahe glücklich zu nennender Ehe starb der Fürst plötzlich an einem Typhus. Seine Witwe, deren Verzweiflung anfänglich alle und jede Fassung verloren hatte, fand sich nur nach und nach in die Thatfache des Verlustes. Sie lebte die erste Zeit danach ausschließlich ihren Pflichten als Vormünderin und Erzieherin ihrer drei blühenden Söhne, von denen der älteste, da die erste Ehe des Fürsten kinderlos geblieben, der designirte Nachfolger in der Standesherrschaft war, der jedoch nach dem Testament des Vaters erst mit vierundzwanzig Jahren sie übernehmen und so lange unter der Vormundschaft seiner Mutter bleiben sollte. Auf ihn, als das Ebenbild seines stattlichen, blonden Vaters, übertrug sie nun all ihre leidenschaftliche Zärtlichkeit. Aber die Söhne wuchsen schnell heran, und ihre Studien entrückten sie bald den mütterlichen Augen. So kam es, daß Fürstin Natalie, um ihrer beginnenden Vereinsamung zu entgegen, sich all jenen halb dilettirenden, halb ernsthaften Beschäftigungen ihres früheren Petersburger Lebens wieder zuwandte. Hatte man sie damals schon häufig als „femme savante“ verspottet, so gab sie sich jetzt allen Anschein, eine wirkliche Gelehrte werden zu wollen. Sie stürzte sich in klassische Studien und begann Quellenchriften zu durchstöbern, um eine Uebersicht der Entwicklung der russisch-griechischen Kirche zu verfassen. Mit einem Worte, sie bildete sich zu einer Species der gewissen Gattung aus, deren Ablegern man heutzutage in der Welt der upper ten thousand nicht selten begegnet, — jenen Frauen, die eine Art brennender Weltneugier rastlos an allen Gebieten des menschlichen Wissens entlang streifen und nach einem Propheten auspähen läßt, nach einem Piloten in den unsicheren Wogen

ihres Halbwissens. Solche Frauen sind dann meist die prädestinirten Adepten eines jeden Charlatans der Wissenschaft.

Zum Glück war unserer Fürstin noch kein solcher in den Weg gelaufen, und so vertiefte sie sich einstweilen in die verschiedenen Systeme der Metaphysik, in die Kirchengeschichte und nicht zuletzt in die Lehren des Buddhismus. Da sich darüber aber die Lebhaftigkeit ihres Geistes nur steigerte und eine von allem Anfang an originelle Phantasie ihr treu blieb, wuchs sie sich mehr und mehr zu einer äußerst geistreichen und unterhaltenden Dame aus. Außerdem besaß sie jene Art von Gutmüthigkeit, wie man sie häufig bei eiteln, egoistischen Menschen antrifft, eine Gutmüthigkeit, mit der sie sich alle Herzen zu eigen machen möchten. Die Fürstin liebte es, vor den Augen der Welt als guter Geist das Geschick irgend einer ihr momentan sympathischen Persönlichkeit zu verbessern. So war sie nie ohne einen Schützling, dem sie gerade mit rücksichtsloser Energie die Pfade ebnete, gleichviel ob es ein kurzhaariges, junges Mädchen war, dem sie verhalf, sich dem Studium der Physiologie zu widmen, oder ein bleicher, bartloser Zukunftsmusiker mit langwallender Mähne. Jetzt war freilich für den Augenblick Alles in den Hintergrund getreten vor Adrianens Erscheinen. Die Fürstin weichte ihre Pflegebefohlene in den Buddhismus ein, dessen Satzungen dieser, obwohl sie von der durchlauchtigen Lehrerin ein wenig confus vorgetragen wurden, eine staunende Ehrfurcht abgewannen. Andererseits wieder leistete sie dem wirklich großen Maltalente Adrianens den eifrigsten Vorschub. Der berühmte Professor, in dessen Atelier sie das junge Mädchen durchaus untergebracht sehen wollte, gab schließlich in heller Verzweiflung, nur um vor der Fürstin anhaltender Belagerung Ruhe zu haben, seine Zustimmung.

Wie gesagt, es waren schöne, sonnige Frühlingstage, die ich damals bei meiner alten Freundin und Gönnerin verlebte. Ich habe später oft an diese Tage zurückgedacht und mich dabei gefragt, ob während ihrer der Himmel wirklich ein ganz ungetrübtter, klarer gewesen sei, oder ob nur unser Aller kurzfristige Augen die aufsteigende Wolke an seinem Rande nicht sahen.

Am ersten Tage meines Aufenthaltes, — wir saßen gerade mit dem gesammten kleinen Hofstaate bei Tische, — erhielt der Secretär der Fürstin eine Depesche, deren Inhalt, nachdem er seiner Herrin Mittheilung davon gemacht hatte, diese in die freudigste Erregung versetzte. „Imaginez-vous, mon cher,“ wandte sie sich zu mir, während die sonst so unschönen Augen verklärt aufleuchteten und die häßliche Stimme einen weichen Ton annahm, „mein Sohn Ulrich wird heute Abend eintreffen! Man hat ihn zum Generalstabe in W. kommandirt. Wie glücklich mich sein Kommen macht! Wie wird er uns Leben und Frohsinn zuführen! Was meinst Du dazu, liebe Christine?“

Eine große Freude mildert auch die schärfste Antipathie. Dafür wurde mir wieder ein Beweis in der gütigen Weise, mit der soeben die Fürstin Prinzess Christine angeredet hatte. Diese Nichte ihres Mannes, die einzige hinterlassene Tochter eines nachgeborenen Prinzen Waal-Battingen, der, eine durchaus abenteuerliche Natur, schließlich in der Türkei untergegangen war, erfreute sich im Allgemeinen nicht der besonderen Zuneigung ihrer russischen Tante. Die arme Prinzess Christine begegnete deren überhaupt nicht allzu häufig auf ihrem Lebenswege, den sie nun schon durch beinahe sechsundzwanzig Herbst gewandelt war. Denn sie hatte nie, wie andere harmlose Menschenkinder, einen wirklichen Frühling erlebt. Mit siebzehn Jahren hatten ihre Züge, die, wenn ihr Schnitt auch kein unschöner zu nennen war, doch unschön wirkten um ihrer grauen Färbung und der matten Augen willen, genau denselben verblühten Eindruck gemacht, wie sie es jetzt thaten. Als sie, eine Fünfzehnjährige, zuerst in das Haus ihrer Tante kam, wurde sie von der polyglotten Dame schon nie anders als „the spinster“ genannt. Vielleicht war es dieser Beiname, der Prinzess Christine den ersten Grund dazu gab, sich über ihre Umgebung zu beklagen. Von da ab war sie nie ohne einen solchen Grund gewesen, aus dem sie sich mit immer steigender Geschicklichkeit ein Gewebe düsterer Verdrießlichkeit zu gestalten gewußt hatte, das sie nun umhüllte, wie einen Asketen sein häßliches Büßergewand. Waren es in ihren Badjisch-jahren die drei übermüthigen prinzlichen Vettern gewesen, deren harmlose Streiche ihr das Leben verbitterten, so gab es in späteren Zeiten tausend andere Sachen, die sie in beständige Fehde mit Gott und der Welt brachten. Die kühle Behandlung von Seiten ihrer Tante, die Zurücksetzung, die ihr deren Umgebung bezugte, die spärliche Rente, die ihr das Testament ihres Onkels zu Theil werden ließ, — und so manches Andere.

„Nehmen Sie meine gehorsamsten Glückwünsche hin, gnädige Tante,“ entgegnete sie jetzt; „auch ich freue mich der Ankunft meines Veters Ulrich. Er besitzt solch eine liebenswürdige Gleichmäßigkeit im Vertheilen seiner sonnigen Freundlichkeit . . .“





Ruinen der Römischen Häuser.  
Der Marktplatz mit St. Gangolf und dem Rothen Hause.

Ruinen des Amphitheatres.  
Pavia Ripra.

Die Jacobskirche  
mit dem Thurm und der Kieffrauen-Kirche.  
Jgel bei Trier.

Ruinen von Trier und Umgebung. Nach einer Zeichnung von Fr. Kallmorgen.

— Siehe Seite 154.



Fürstin Natalie, der ich zur Seite saß, ließ unwillkürlich schuldbehaftet einen Augenblick lang ihre Blicke nach dem Antlitze ihres jetzigen Schüßlings hinschweifen. Die späte Antwort hatte aber dennoch ihre gute Laune nicht zu trüben vermocht. „Meine Nichte hat Recht,“ sagte sie zu mir, „Ulrich ist gut gegen alle Welt; er ist der Stolz und der Lieblich des ganzen Regiments, und ich werde Ihnen nachher den Brief zu lesen geben, den mir sein oberster Kriegsherr über ihn schrieb. . . . Heute Abend also wird er bestimmt kommen, sagten Sie, lieber Doctor?“ Damit wandte sie sich dann wieder an den jungen Secretär, der sich beeilte, zu bejahen.

Für heute Mittag drehte sich das Gespräch nur um den Erbprinzen. Als meine Blicke dabei einmal denen Adrianens begegneten, fiel mir der zerstreute Ausdruck ihrer Züge auf. Offenbar interessirte sie die bevorstehende Ankunft eines jungen, durchlauchtigen Husaren-Offiziers nur wenig.

Zur festgesetzten Stunde traf Prinz Ulrich ein. Nachdem er die erste Begrüßung mit seiner strahlend glücklichen Mutter hinter sich hatte, kam er, mich aufzusuchen. Er brachte mir eine ganze Atmosphäre von Frische, von Daseinsfreude mit sich. Seine jugendlich schöne, lichte Erscheinung, seine lebenswürdige Offenheit und Anspruchslosigkeit waren in der That ungewöhnlich einnehmend. Die Art und Weise, in der er mit mir verkehrte, trug noch denselben Stempel von harmloser Zutraulichkeit, wie in seinen Knabenjahren. Nachdem er von diesem und jenem geplaudert und nicht zuletzt mir von seiner neuesten Pferde-Acquisition gesprochen hatte, unterbrach er sich darin, um scherzend zu fragen: „Apropos, was ist es denn mit Mama's neuestem Schüßling, Fräulein von Berchtholden? Ist es wieder solch ein blaßes, brillenbewaffnetes weibliches Pianino, wie ihre Vorgängerin, oder geht sie unschuldigeren Zielen nach, als Attentaten auf die Trommelfelle ihrer Mitlebenden?“

„Adrianens Organ hat einen melodischen Klang,“ entgegnete ich lächelnd; „das ist aber auch das einzige Musikalische an ihr.“

„Allen guten Göttern sei Dank! Uebrigens bin ich herzlich froh, daß ich unserer Hauptstadt für eine Weile den Rücken gewandt habe! Die Frauen dort verstehen es, einem die Gesellschaften unympathisch zu machen! Nach diesen künstlichen Gewächsen wird mir Fräulein von Berchtholden hoffentlich als holdste Feldblume entgegnet!“ Damit nahm er Abschied.

Es war am folgenden Tage, und wir Alle hatten uns soeben in dem weitläufigen, mit der luxuriösen Phantastie einer längst vergangenen Zeit decorirten Speisesaale versammelt und harreten nur noch unserer fürstlichen Wirthin. Die Tafel war heute mit ganz besonderer Sorgfalt arrangirt und mit einer Fülle von Blumen geschmückt, wie denn auch seit der Ankunft des jungen Erbprinzen das ganze Hauswesen mehr den Anstrich des Feierlichen angenommen hatte. Die Fürstin, die es sonst liebte, sich in Allem gehen zu lassen, brachte ihrem Sohne durch diese Wiederaufnahme des Ceremoniels ein Opfer, das er oft genug für ein überflüssiges erklärt hatte; aber sie wollte es nun einmal nicht anders, ihrem Liebbling zu Ehren.

Der Bediente öffnete die mächtigen, reich mit Vergoldung gezierten Flügelthüren, und Fürstin Natalie trippelte, auf den Arm ihres Sohnes gestützt, herein. Er mußte dabei die hohe Gestalt etwas zur Seite beugen und that es mit einer gewinnenden Anmuth. Ich beobachtete Adriane, während die Fürstin die beiden jungen Leute mit einander bekannt machte. Es war etwas Abweisendes, Schroffes, was gerade jetzt aus des jungen Mädchens Zügen sprach, und es schien mir, als ob der Prinz, wie betroffen darüber, seiner lebenswürdigen Ansprache an sie schnell ein Ende machte.

Die Tafel verlief ungemein angeregt. Auch Adriane konnte sich dem Eindruck jugendlicher Frische, die so wohlthuend von dem Prinzen ausströmte, offenbar nicht ganz entziehen; nur wenn er, wie es zuweilen geschah, die Rede direct an sie richtete, nahm sie wieder die frühere abweisende Haltung an. Auch Prinzess Christine kam heute um wenige Zoll aus ihrem Schattwinkel heraus; einige Male sogar sah ich, wie ihre hellen Augen mit einem mir bei ihr ganz unerklärlichen Ausdrucke lange auf ihrem Vetter ruhten.

„Cousine Crissy,“ sagte soeben Prinz Ulrich, — er, mit seiner großen Herzengüte, war der Einzige auf der Welt, der für sie einen Liebesnamen hatte, — „weißt Du auch, daß Du nicht so wohl aussiehst, wie im vergangenen Jahre? Bist Du vielleicht wieder in Deine alte Antipathie gegen das Spazierengehen verfallen?“

Da bei Fürstin Natalie noch immer die wohlwollende Stimmung von gestern domirte, antwortete sie jetzt anstatt ihrer Nichte eifrig: „Ja, ja, Du hast ganz Recht, Christine sollte mehr ausgehen, mehr die frische Luft aufsuchen. Sie hocht den ganzen Tag in ihren Zimmern; das taugt nicht für die Gesundheit.“

Prinzess Christine war vor Genugthuung über die

Beachtung von Seiten ihres Veters erröthet. Aber sie konnte sich um dieser Genugthuung willen nicht die kostbare Gelegenheit entgehen lassen, ihrer Verbitterung gegen ihre Tante Lust zu machen. „Ma tante,“ sagte sie, „hat bisher noch nicht den Wunsch ausgesprochen, mich außerhalb dieser Zimmer zu sehen; um so gütiger ist es von Ihnen, daß Sie ihn gerade jetzt äußern, — wengleich ich ihm zu folgen nicht versprechen kann. Meine Zimmer sind mir unterdeß lieb geworden.“

Die Fürstin sah mich ausdrucksvoll an und murmelte dann im tiefsten Tone ein „Semper eodem!“ vor sich hin, indeß Prinz Ulrich wie unbeeirrt fortfuhr: „Daß Du's nur weißt, Cousine, Du wehrst Dich ganz vergeblich gegen uns! Du sollst nun einmal spazieren gehen. Heute Abend um Sechs werde ich als schüchternen Cavalier an die Thür jenes für Deine Wangen so unheilvollen Zimmers pochen, um Dich zu einem Gesundheitsgange durch den Park abzuholen. Nicht wahr, Du wirst brav sein und mir folgen?“

Die ganze sonnige Lebenswürdigkeit des Prinzen lag in der erwartungsvollen Miene, mit der er nun seine ihm gegenüberstehende Cousine Schattenblume ansah. Was Wunder, daß ein warmer Hauch über die Schattenblume hinflieg!

„Von Herzen gern,“ sagte sie dankbar und schnell. „Aber Du wirst Dich schlecht unterhalten mit mir allein. Wollen wir nicht Baron Lynden bitten, uns das Vergnügen seiner Gesellschaft dabei zu gönnen?“ Und dabei wandte sie sich mit Ostentation und unverkennbarer Absicht über Adriane weg zu mir hin.

„Ich muß bitten, mich zu entschuldigen,“ entgegnete ich deshalb kurz, mit einer formellen Verbeugung.

Sie wußte sogleich, was es war, das mich verlezt hatte. „Oh, wenn es nur das ist!“ sagte sie impertinent; „wir können ja auch Alle zusammen gehen. Nicht wahr, Fräulein von Berchtholden, Sie schließen sich uns gewiß gern an?“

Adriane, die auf der Stirn ihrer Beschützerin eine drohende Wolke aufsteigen sah, beeilte sich zu erwidern: „Ich bedaure, verhindert zu sein, Prinzess Christine!“

„Also nicht,“ sagte das farblose Wesen achselzuckend; „da scheint ja force majeure über Dir zu sein, Ulrich. Du sollst Dich langweilen. Nun denn, trage es wie ein Mann!“

(Fortsetzung in nächster Nummer.)

Kadbrud verboten.

### Anna Großer.

Hierzu das Portrait von A. Schubert, Seite 149.

Bei keiner Art musikalischer Reproduction ist es leichter, etwas Ordentliches und zugleich schwerer, etwas Außerordentliches zu leisten, als bei der durch das Klavier vermittelten. Dasselbe loht vermöge seines, jeder einigermaßen gelenkten Hand dienustfertigen Mechanismus die Talentlosigkeit geradezu herbei. Denn das Erste und Letzte in unserer Kunst, den schönen, reinen Ton, den die Sänger, Violinisten, Cellisten sich mühsam erarbeiten müssen, ihn beziehen die Klavierpieler für und fertig aus den Werkstätten des Instrumenten-Bauers. Und wie dieser heutigen Tages zur Höhe des schwungvollsten Fabrikbetriebes gediehen ist, eben so das Juchten und Drillen von Pianisten und Pianistinnen.

Wahrhaftigkeit geht über Galanterie; jene ist echtes, diese nur Klittergold. Röge es darum die geneigte Leserin nicht für ungut nehmen, wenn ihr ein im Dienst ergrauter Berichterstatter, — an dem alle musikalischen Leiden und Freuden von mehr als einem drittelhundert Berliner Wintern vorübergegangen, — eine durch seine Erfahrungen tausendfältig beglaubigte Thatsache nicht vorenthält. Vor jeder anderen Kunst ist die in Tönen redende Herzensfünderin, d. h. unmittelbarer Ausdruck des Gefühles. Das schöne Geschlecht pflegt nun dem starken Willig den schärferen Verstand zuzugestehen, hingegen die größere Wärme und leichtere Erregbarkeit des Gemüthes für sich in Anspruch zu nehmen. Demnach schiene die Musik recht eigentlich seine Domäne. Allein in der Wirklichkeit liegen die Dinge anders. Während die Welt eine Reihe hervorragender Malerinnen und Dichterinnen kennt, giebt es keine einzige namhafte Componistin. Ja, auch mit den für die bloße Wiedergabe geist- und phantastischer Tongebilde erforderlichen Fähigkeiten sehen wir im Allgemeinen die Männer reichlicher bedacht, als die Frauen. Die Letzteren dürfen nur auf einem einzigen Gebiete, Dank dem kostbaren Instrument, das ihnen der Himmel in die Rechte gelegt, die Palme beanspruchen. Weil die männliche Stimme an Umfang und Wohlklang mit der weiblichen sich nicht messen kann, diese gerade die für die Führung der Melodie begünstigtesten Tonlagen umfaßt, sind zu jeder Zeit die großen Sänger viel seltener gewesen, als die großen Sängerinnen. In allen übrigen Gattungen musikalischer Darstellung geben dagegen die Männer den Ton an.

Unter den zahllosen Pianistinnen, auf die meine Erinnerung zurückfällt, wählte ich kaum ein halbes Duzend zu nennen, die wirklich den Ruf der Muse empfangen haben. Clara Schumann, die allverehrte Großmeisterin des Klavierspiels, und die lebenswürdige Wilhelmine Klaus sind die beiden ältesten in dieser erlauchten Schar; der jüngsten gelten die folgenden Zeilen.

Anna Großer ist, wie Wilhelmine Klaus, eine Deutsch-Böhmin. Am 29. April 1855 zu Melnik geboren, erhielt sie in Teplitz den ersten musikalischen Unterricht und wurde dann Zögling des Leipziger Conservatoriums, wo u. A. Oscar Paul und Karl Reinecke ihre Lehrer waren. Bereits um die Mitte der siebziger Jahre ist sie, damals noch als Fräulein Rilke, in einem Berliner Concertsaale mir begegnet. Trotz der einstimmigen Anerkennung, die ihr bei jenem Anlaß zu

Theil geworden, hielt sie doch eine zweite Lehrzeit für nothwendig. Eine je höhere Meinung sie von der Kunst hegte, um so größere Ansprüche mußte sie an sich stellen. Bis zu dieser Stunde ist sie selber ihr unmaßstächtiger Kritiker. Sie besitzt im vollsten Maße jene echt künstlerische Demuth und Bescheidenheit, die aus dem Gefühle des Abstandes zwischen dem Gewollten und Erreichten, zwischen dem angestrebten Ideal und der dem Einzelwesen verliehenen Kraft entspringt.

Unter Liszt's Leitung vollendete sich die Erziehung unserer Pianistin. In Weimar machte sie die Bekanntschaft des hochbegabten Malers Treuenfels; bald fanden sich die beiden Herzen, und der von ihnen geschlossene Bund wurde durch die Ehe besiegelt. Das junge Glück sollte nicht von langer Dauer sein. Am Lebensfaden des Erwählten nagte, ihm zuerst unbewußt, ein Brustleiden. Als es heftiger aufzutreten begann, siedelte das Paar nach Rom über, wo Treuenfels, mit aufopferndster Liebe und Sorgfalt von der Gattin gepflegt, nach zwei Jahren der tüchtigen Krankheit erlag. Bei der Kunst, die schon in so viele wundte Seelen lindern Balsam gegossen, suchte und fand die jugendliche Witwe Zuflucht und Trost. Sie hat in der italienischen Hauptstadt des aneifernden Verkehrs mit ihrem Lehrer Liszt sich erfreut, auch in den Soliréen der Königin Margherita, wie des deutschen Votschafters von Kerdell mit außerordentlichem Beifall gespielt. Nach Deutschland zurückgekehrt, wählte sie Berlin zur Heimath. Sie vermählte sich hier Ende 1882 mit dem Schriftsteller Julius Großer, Vertreter des „New York Herald“, und ihr Name gehört seitdem zu den Helden der Berliner Concert-Programme. In den Sinfonie-Soliréen der königlichen Kapelle, den Auführungen der Philharmonischen Gesellschaft, wie in eigenen Concerten ist sie vielfach vor dem Berliner Publicum erschienen und hat auch anwärts reichliche Lorbeeren gepflückt. Ihre letzte größere Kunstreise, im Winter 1884—85, trug ihr die Ernennung zur königlich belgischen Sopranistin ein.

Worin bestehen nun die Eigenschaften, denen Anna Großer einen Platz in der ersten Reihe des concertirenden Virtuosen-thumes verdankt? Sie gehört zu den Auserlesenen, die auf den Tasten nicht bloß Handarbeit verrichten, sondern mit ihrem gesammten Denken und Empfinden in die darzustellenden Compositionen sich verleben, sie recht eigentlich an's Herz nehmen. Ihr Vortrag ist, was das Technische anlangt, auf's Sauberste ausgearbeitet, kunstverständig in der Auffassung und Gestaltung, vor Allem aber sinnig, gemüthvoll. Das Ewig-Weibliche, das in der hellen, weiten Offenlichkeit so leicht zu Schaden kommt, hier bietet es sich uns unangefastet dar. Die Künstlerin verbindet mit einem wohlgepflegten, nie die goldenen Schranken des Maßes und der Schönheit durchbrechenden Tone gediegene, den schwierigsten Aufgaben gewachsene Fertigkeit und namentlich wohlthuende Gesundheit und Natürlichkeit des Ausdruckes. Nie rasseln und Kirren bei ihrem Fortie die gemarterten Saiten; auch ihr Piano und Pianissimo hat noch immer einen kernigen, das Ohr sättigenden Klang. Wenn Chopin gemeint, die Rechte dürfe wohl gelegentlich, um die Innigkeit der Melodie, die Geschmeidigkeit des Laufwerkes zu steigern, sich etwas gegen den Tact herausnehmen, die Linke müsse jedoch allezeit straff und sicher bleiben wie ein Kapellmeister, so befolgt unsere Klavierpielerin unverbrüchlich diese Regel. Sie besitzt die „ruhige und feste Hand“, die Mozart von jedem tüchtigen Pianisten fordert; sie würde ihm keinen Grund zu dem, der gefeierten Wiener Virtuosa Josephine Auernhammer gemachten Vorwurf gegeben haben, von der er nach Salzburg berichtete: „Nur geht ihr der wahre, feine, singende Geschmak im Cantabile ab, sie verzipst Alles.“ Es giebt glänzendere Gestirne an unserem Concert-Himmel, allein keines, das in reinerem Lichte strahlt. Brennt Sophie Menter noch ungleich blendendere Feuerwerke der Bravour ab, schürt Annette Gspoff, die Bacchantin des Klaviers, noch heißere Muthen der Leidenschaft, so ist Anna Großer eine jener harmonischen Naturen, die man um so lieber gewinnt, um so höher schätzt, je häufiger man ihren aus wärmer, bewegter, aber vor allem unschönen, unweiblichen Regungen behüteter Innerlichkeit emporquellenden Tönen lauscht.

Otto Gumprecht.

Kadbrud verboten.

### Trier.

Von F. Müller.

Siehe die Abbildungen von Fr. Kallmorgen, Seite 153.

Ein Blick von den Bergen des linken Moselufer auf das im Thale gelegene Trier gewährt eines der anmuthigsten und historisch anregendsten Stadtbilder. Die Stadt zieht sich lang am rechten Ufer des Flusses hin, sich anschmiegend an einen mit Neben bespizten Höhenzug. Aus der Mitte der blinkenden Schieferdächer und der weiten, aus klosterlicher Zeit bewahrten Gärten steigt thurmhoch die Gruppe des Domes und der Liebfrauenkirche auf; daneben ragt die Pyramide des Gangolfsturmes mit ihren spitzen Giebeln empor, während dahinter der rothfarbige Koloss der römischen Basilica und der einstige kurfürstliche Palaß sich hinziehen. Im Süden bezeichnen an den Hügel angebaute schmucke Villen die Lage des Amphitheaters. Zwischen den Ufern der Gerbereien, welche den Wohlstand der heutigen Stadt begründeten, dehnen sich die malerischen Ruinen des römischen Kaiserpalastes und das weite Trümmerfeld der Thermen aus. Fern in der Vorstadt St. Matthias liegt die legendenreiche Wallfahrtskirche gleichen Namens, ein romanischer Bau, welchem Restaurationen aus der Popszeit einen wunderbaren, anmuthenden Charakter geben. Läßt man das Auge über die Stadt zurückschweifen, so erblickt man im Norden den schwarzen Cuadertbau der Porta nigra, der sich in erster Majestät über die umstehenden Häuser erhebt; die schmucke Pauluskirche, erbaut auf durch Märtyrer-Legenden geweihter Stätte, und am Fuße des Petersberges die weiten Gebände des ehemaligen Klosters Maximin, der im frühen Mittelalter begründeten, um die Wissenschaft hoch verdienten Abtei.

Welche Fülle von Ereignissen spielte sich auf diesem Schauplatze ab!

Eine lange Entwicklung hatten die Trierer (Treveri) schon hinter sich, als sie, ein mächtiger und tapferer Stamm, im vergeblichen Kampfe gegen Cäsar zuerst in der Geschichte genannt werden. Im neu eroberten Gebiete legten die Römer die Colonia Augusta an, die hier römische Cultur und Bildung zu einer Zeit verbreitete, als das rechtsrheinische Gebiet noch mit finsternen Wäldern und Sümpfen bedeckt war. Mannigfache Zeugnisse sprechen für das Wachsen und Gedeihen der



Colonie in der Friedenszeit des ersten und zweiten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung. Aber die Zeit höchsten Glanzes kommt für Trier erst mit dem Sinken der römischen Welt Herrschaft. Als im linksrheinischen Gebiete ein Einfall germanischer Vorden dem andern folgte, wurde das stete Verweilen eines Kaisers oder kaiserlichen Prinzen in der Nähe der gefährdeten Gegenden erforderlich. Trier, welches vor dem ersten Ansturm der Barbaren Schutz gewährte und die Möglichkeit bot, schnell an die bedrohtesten Punkte, Mainz, Straßburg, Köln, zu gelangen, wurde deshalb im Jahre 286 zur Residenz der Herrscher für den Westen erkoren. Des Diocletian Mitregent Maximian, ferner Constantin und seine Söhne, Valentinian und Gratian, sowie der zweite Valentinian haben hier dauernd oder zeitweise Hof gehalten. Genau hundert Jahre war Trier Kaiserort, und während dieser Zeit erhoben sich hier Prachtbauten, welche selbst als Ruinen noch unsere Bewunderung erregen.

Das Christenthum fand in keiner Stadt Deutschlands so früh Verbreitung, wie in Trier. Dies beweist die große Anzahl christlicher Inschriften, welche, aus dem dritten und vierten Jahrhundert stammend, auf den Friedhöfen von Matthias und Baulin gefunden werden. Nach der kirchlichen Tradition soll schon im Jahre 54 das Christenthum von Eucharis in Trier gelehrt worden sein.

Furchtbare Einfälle der Franken, im Beginne des fünften Jahrhunderts, zwangen das römische Regiment, seinen Sitz weiter zurück nach dem südlichen Gallien zu verlegen; Trier muß seine Stellung an Arles abgeben, und um die Mitte des Jahrhunderts fällt es dauernd an das neue Reich der merovingischen Franken. Zuerst Austrasien, dann Lothringen, schließlich Deutschland zugetheilt, hatte die Stadt im Laufe des Mittelalters unter ihren Kurfürsten häufig Fehden mit den Grafen der Umgegend zu bestehen, bis das siebzehnte und achtzehnte Jahrhundert vielfache Belagerungen und Zerstörungen durch die Franzosen brachte. 1794 hielt die französische Republik hier ihren Einzug, zu welcher Trier, als Hauptstadt des Saar-Departements, bis zur preussischen Besitzergreifung, 1814, gehörte.

Unser Bild bietet einige der interessantesten Ansichten Trier's; im Anschluß daran wollen wir die Geschichte der Bauten Trier's kurz überblicken.

Die älteste Ruine ist das Amphitheater, welches etwa in der Mitte des zweiten Jahrhunderts erbaut sein wird. Es kann sich an Pracht mit den großartigen Bauten von Verona, Arles und Nîmes nicht messen; denn es erhebt sich nicht, wie jene, als freistehender Quaderbau; die eine Hälfte des Ovalen ist aus dem Abhang eines Felsen herausgearbeitet, während die andere mittelst einer Erdaufschüttung gebildet ist. Nur die Brüstungen, Gänge, Thore und die Abflusshauern waren in Mauerwerk aufgeführt. Von diesen stehen heute nur noch wenige Reste, dagegen ist die über sieben Meter lange Arena mit den Behältern für die Thiere gut erhalten. Ueberwuchert mit Hecken und Ranken, gewährt der abgeschlossene, einsame Platz mit seinem Ausblick auf freundliche Gelände einen friedlichen Anblick. Und doch ist der Boden blutgetränkt; nicht nur Gladiatoren ebneten hier im selbstgewählten Kampfe, sondern Tausende von Franken und Bructerern wurden hier auf Geheiß von Constantin dem Traße gieriger Bestien preisgegeben.

Die übrigen Römerbauten verdanken erst den hier residierenden Kaisern ihre Entstehung. Zunächst wird der Kaiserpalast, welchen man wohl mit Recht in der im Südosten gelegenen Ruine wiedererkennt, aufgeführt worden sein. Der Eindruck, welchen das Innere derselben gewährt, ist überwältigend. Denn da das hochgelegene Außenterrain einen Theil des Mauerwerkes verdeckt, staunt man, in's Innere eingetreten, über die gewaltigen Massen, welche noch über sechs Fuß emporragen. Den Kern der Mauern bildet ein felsenfester Guß von Bruchsteinen und Wörten, welcher mit sorgfältig zugehauenen Kalksteinen verkleidet und mit parallelen Ziegelschichten durchschossen ist. Am besten erhalten ist ein Prachtstück von gewaltigen Verhältnissen; er hat die Grundform eines Rechteckes mit drei Absiden. Zwei Reihen Fenster geben das Licht; sie sind von solcher Höhe, daß selbst bei der geringen Durchsichtigkeit der damals gebräuchlichen Glasscheiben Licht in reichlicher Fülle eingestromt sein muß. Eine Reihe Heizkanäle zeigt, daß der Saal unter dem Fußboden erwärmt war. Von den übrigen Räumen sind die Mauern nicht in gleicher Höhe erhalten, aber von einigen wenigstens die Formen erkennbar. Leider stehen örtliche Verhältnisse der Freilegung der ganzen großartigen Anlage entgegen.

Unmittelbar neben dem Kaiserpalast, unter dem Exerzierplatz, vermuthen die Gelehrten das Forum der constantinischen Zeit. An dessen Nordseite erheben sich die gewaltigen Massen der von Constantin dem Großen ganz aus Ziegeln ausgeführten Gerichts-Basilica, die heute als Kirche dient; sie bildet ein Rechteck mit Apsis. Das Aeußere des Baues ist eintönig; um so großartiger wirkt der hundertachtzig Fuß lange, hundert Fuß hohe, ungetheilte Innenraum.

Ungefähr in dieselbe Zeit gehören auch der Kern des Domes und die Thermen. Der Dom ist kunstgeschichtlich eines der merkwürdigsten Denkmäler der Welt. Alle Stile sind in ihm vertreten. Den ältesten Theil bildet ein Römerbau von quadratischer Form, der vermuthlich von Anfang an als Kirche, nicht, wie Andere meinen, zuerst als Basilica errichtet worden ist. Er wurde bei der fränkischen Eroberung in Brand gesteckt; es stürzten die in der Mitte stehenden Granitssäulen sammt den Gewölben. So lag der Bau in Trümmern bis zum sechsten Jahrhundert, wo ihn Bischof Nicetus in alter Weise herstellen ließ. Erhebliche Veränderungen begannen erst mit dem elften Jahrhundert. Bis dahin waren die Umfassungsmauern des Römerbaues unverändert geblieben; jetzt ließ Poppo die Westfassade niederreißen und die Ausdehnung des Baues nach Westen verdoppeln, Udo die von Poppo gewählte geradlinige Fassade mit Apsis und Thürmen versehen. Im zwölften Jahrhundert fiel auch der größere Theil der Ostseite des Römerbaues, indem Bischof Willin auch hier einen Bau erbaute. Das dreizehnte Jahrhundert brachte in genialer Lösung eine neue Ueberwölbung und Gliederung des Ganzen in Haupt-, Quer- und zwei Seitenchiffe; das achtzehnte ließ das Querschiff auch im Außenbau zur Geltung kommen und gab sämtlichen Fenstern eine langgestreckte Form; das neunzehnte Jahrhundert erbaute in der Westapsis einen Orgel-Unterbau in Form eines griechischen Tempels.

Die Geschichte dieser Kirche läßt sich am besten aus den Langseiten studiren. Man trete deshalb in den Kreuzgang ein. Unter frühgothischen Gewölben umwandelt man einen Rasen, in dessen Mitte Trümmer der gewaltigen Granitssäulen aus dem ältesten Bau, von Epheu umrankt, emporragen; darum liegen die Gräber der Domherren. Feierliche Stille

und Abgeschlossenheit. Schaut man hinauf zum Dom, so bietet sich dem Auge eines der anmuthigsten Architekturbilder. Leicht kenntlich erheben sich der Römerbau aus Ziegel- und Sandstein, Poppo's schwarzgestrichter Kalksteinbau und die Bauten der späteren Perioden in rothem Sandstein. Damit dem Bilde die Wärme nicht fehle, rankt sich wilder Wein bis zum Dache der Kirche und hoch am Thurme empor.

Eine werthvolle Bereicherung seiner Reste aus römischer Vergangenheit hat Trier in den letzten Jahren durch Freilegung der Thermen erfahren. Der Badepalast hatte eine Länge von hundertfieben, eine Tiefe von hundertfiebzig Metern. Einschließlich der Palastra und des Hofes beträgt die größte Ausdehnung des eingenommenen Terrains zweihundertvierzig Meter. Der Bau kommt also den großen Thermen Rom's an Umfang nahe, und ausgestattet mit dem ausgefuchtesten Luxus, kann er nur als ein kaiserliches Geschenk an das Trierer Volk angesehen werden. Leider ist vom aufgehenden Mauerwerk wenig erhalten; nur gewaltige Substructionen und Fußböden bieten sich dem Auge dar, sodaß es einiges Studium bedarf, das Frigidarium mit seinen kalten Bassins zu erkennen und in dem kleinen Kreuzsaale das Tepidarium, in dem dahinterliegenden Saale von gleicher Form, aber größerer Ausdehnung, das Caldarium wiederzufinden. Nur ein Schwimmbassin von zweiundzwanzig Metern Länge läßt über seine ehemalige Bedeutung keinen Zweifel. Um so unmittelbar kann man in diesen Ruinen die noch an vielen Stellen gut erhaltenen Heizvorrichtungen, die Bassins und viele technische Einzelheiten kennen lernen.

Auch die Porta nigra ist wahrscheinlich im vierten Jahrhundert erbaut worden. Die entgegengesetzte Ansicht mancher Gelehrten, nach denen der Bau im ersten Jahrhundert bei Begründung der Colonie errichtet sein soll, trägt weder geschichtlichen Erwägungen, noch technischen Gründen, noch der Thatfache Rechnung, daß der Bau unvollendet geblieben ist. Die obere Etage des einen Thurmes war vielleicht vorhanden und mag im Mittelalter wieder abgebrochen sein; aber jede Säule, jedes Gesims, jeder Sockel zeigen, daß die Steine nur roh auf einander gefügt, die einzelnen Bauglieder durch den Meißel noch nicht die bestimmte Form erhalten haben. Die Porta war ein Thor, welches sammt der anschließenden Mauer die Befestigung der Stadt bildete. Im Innern derselben lag ein Hof, der dem Feinde gefährlichste Theil der Befestigung. Denn war es dem Feinde, trotz der feillichen Bestreichung von den Thürmen aus, gelungen, die zwei vorderen, durch Fallgatter verschlossenen Thore zu stürzen, so war er in jenem Hofe, dessen hintere Thore fest verammelt waren, einer Unzahl Geschosse ausgelegt. Hundertzweiunddreißig Fuß hoch und vierundneunzig Fuß breit erhebt sich die Mauer der durch die Zeit geschwärtzten Sandsteinblöcke, gegliedert durch die vorpringenden Thürme, durch die mächtigen Gesimse und die Halbsäulen. Die Großartigkeit der Formen und die Harmonie der Verhältnisse machen auf den Beschauer einen gewaltigen Eindruck.

Das Thor mag manchem Sturm fränkischer Belagerer Trotz geboten haben; auf die Dauer konnte es aber die Colonia Augusta nicht vor dem Anbrange der jugendfrischen germanischen Scharen beschützen. Trier's Weltstellung war zu Ende. Unter den mittelalterlichen Bauten muß außer den Umbauten am Dome vor Allem der Liebfrauenkirche gedacht werden, dieses Juwels frühgothischer Baukunst, welches in wunderbarer Harmonie den Central- mit dem Kreuzbau verbindet. Auch ist der Marktplatz mit anmuthigen Bauten versehen. An der Westseite erhebt sich das rothe Haus, das ehemalige Birthslocal der trierischen Rathsherrn, mit seinem spitzen Dache; im Süden ragt der elegante Thurm des Gangolf über die vorliegende Häuserreihe hoch in die Lüfte, und auf der Mitte des Platzes erinnert ein seltsames Kreuz an Kreuzzeichen, die im Jahre 988 vom Himmel herabgefallen sein sollen.

Aus dem sechzehnten Jahrhundert hat die Sculptur einige herrliche Werke hinterlassen. Die Grabdenkmäler der Kurfürsten Richard von Greifenklau und Johann von Neuenhausen im Dome und des Cantors Johannes Segens in der Liebfrauenkirche gehören zu den hervorragenden Leistungen dieser gottbegnadeten Zeit. Prachtiger, schon dem Barock zuneigend, sind die Darstellungen an der Domkanzel von Hans Rupprecht Hoffmann aus dem Jahre 1571; ausgelassen in der Erfindung die Compositionen des Marktbrunnens, an welchem neben den Figuren der Tugenden in burlesken Situationen Till Eulenspiegel zur Darstellung gebracht ist.

Das siebzehnte Jahrhundert hat trotz der steten Kriegsgefahr eifrig gebaut; die Kurfürsten erweiterten in großartigstem Maßstabe ihren Palast; die Jesuiten errichteten aus römischen Steinen ihr Collegium. Im achtzehnten Jahrhundert ist es der Kurfürst Johann Philipp, welcher dem Palast eine imponirende Fassade giebt und einen phantastischen Brunnen auf dem Kornmarkt schafft.

Wenige Städte Deutschlands bieten dem kunstsinigen Besucher eine solche Fülle von Anregung und Gemüth; sicherlich vermag keine, wie Trier, eine lebensvolle Anschauung römischer Baukunst und römischen Lebens zu geben. Auch die Umgegend ist reich an Denkmälern. Besonders zwei Punkte sollte kein Besucher Trier's unbeachtet lassen. Das ist die römische Villa in Remig, mit dem Gladiatoren-Mosaik von ungewöhnlicher Größe, und das Grabmonument der Familie der Secundiner im Dorfe Zigel. Wie durch ein Wunder erhalten, zeigt der vierundfiebzig Fuß hohe, allseitig sculptirte Obelisk in gut gearbeiteten Reliefbildern Scenen aus dem täglichen Leben und Herstellung, Verkauf und Transport von Tuchwaaren.

Rocco, der Blödsinnige.

Calabresische Erzählung von Nicola Misasi.

(Schluß.)



Im nächsten Morgen hatte der Himmel sich aufgehellt. Als ich das Fenster öffnete, schien die Sonne schon goldwarm über die Campagna, die breiten Hügel in schimmernde Spiegel verwandelt, in leuchtende Edelsteine die Tropfen am Laube. Die Natur war wieder grün geworden. Unten im Thale schäumte der breite, trübe Fluß und brach sich geräuschvoll an den Felsenmassen in seinem Bett.

„Ist Vater Pietro zurückgekommen?“ fragte ich einen Bauer, der die Schweine auf dem Hofe fütterte.

„Hier bin ich, Herr,“ antwortete der alte Pietro, und gleich darauf sah ich ihn aus dem an das Haus anstoßenden Thurm treten, zur Jagd gerüstet, inmitten der beiden Hunde, die ihn schmeichelnd umsprangen.

„Nun, gehen wir?“

„Ich bin zu Eurem Befehl. Ganz gewiß kehren wir nicht mit leerer Tasche zurück.“

Ich war bald fertig. Ich stieg die Treppe hinab und gesehlt mich zu dem Alten. Vereint nahmen wir den Weg in's Land hinein. Wir warteten im Schlamme; von den Blättern der Bäume, die der frische Wind bewegte, fielen die blühenden Tropfen auf uns herab. Wir wanderten auf den schmalen Pfaden durch die Felder und lehten unsere Schritte gegen einen den Fluß überragenden Hügel. Von dort wollten wir in's Thal hinabsteigen, wo wir heute manche Wildente zu finden hofften. Die Hunde liefen uns voraus, die Nase tief, die Ruthe gegen den Wind, pudelnah von dem verregneten Gras und Gebüsch.

Mein Gefährte, der sich nur hundert Schritte von mir entfernt hatte, war am Rande eines Abhanges stehen geblieben und erwartete mich. Bald hatte ich ihn eingeholt.

„Das hier ist der Ort,“ sagte er.

„Welcher Ort?“

„Hier, gerade hier stürzte der Bräutigam von Fräulein Giulia hinab. Seht Ihr da unten, da bei der Weide, das Kreuz? Das giebt ganz genau den Ort an, wo sie ihn todt fanden.“

Ich blickte mit bangem Herzen hinab. Auf eine kurze Strecke neigte sich der Hügel sanft abwärts; hier war er leicht zu begehren; dann aber bog er sich, ein, zwei Meter etwa, nach innen, und von da ab ging es gegen dreißig Meter steil und glatt, wie abgesehnt, hinab. Unten, etwa drei Meter vom Fuße der Felswand, bei einer Weide, stand ein Kreuz.

„Seht Ihr die Döhlung hier?“ fuhr Pietro fort. „Das war das Bett jenes Felsblodes, der dann hinabstolzte mitten in den Fluß.“

Wirklich lag mitten im Flusse eine große Masse von Kalkstein, von den Wellen und dem Regen glatt und glänzend gewaschen.

„Auf diesen Block, der wie ein Sitz hinaustragte, setzten sich die Brautleute, wenn sie vom Spaziergange zurückkamen. Er lag in einem Buche, sie hatte den Arm um seinen Hals geschlungen und neigte sich mit über das Buch, seinem Vorlesen lauschend. Von Zeit zu Zeit unterbrachen sie sich, um sich in die Augen zu schauen. Ich war gewöhnt, sie jeden Abend zu sehen, und fühlte eine große Liebe für Beide. Ihr wißt, wie das so kommt; ohne es zu wollen, wächst uns eine Sache in's Herz hinein, und wird sie uns genommen, so fühlen wir einen großen Schmerz, und wir müssen uns dann wundern, daß wir so viel wegen fremder Schmerzen leiden. Der Arme, — jetzt liegt er in der Kirche der Marzi begraben, und sie hat seit jenem Tage nicht mehr gelacht!“

Der alte Jäger trodnete sich mit dem Rücken der Hand eine Thräne von der Wange. Ich betrachtete, in Gedanken versunken, jenen Felsen. Dem Hügel gegenüber, auf dem wir standen, einen Steinwurf weit, fasten andere Hügel den Flußgrund ein. Auf einem von ihnen, uns gerade gegenüber, weideten ruhig einige Ziegen, am Hange und an den Vorsprüngen hinstimmend.

„Daß ich gerade darauf komme,“ sagte ich nach kurzem Schweigen zu Pietro, „weißt Du, wer vorgestern kam, um sich mir als Ziegenhirte anzubieten?“

„Nun?“

„Rocco, der Blödsinnige, jener Ziegenhirt, der das Fräulein gerettet.“

„Er?“ rief Pietro zusammenfahrend. „Er? Jener Rocco?“

Er fuhr nicht fort. Dann heuchelte er Gleichgültigkeit und sprach: „Und was habt Ihr ihm geantwortet?“

„Daß ich ihn von Neujahr ab in meinen Dienst nehme.“ Der Bauer erlebte. „Ihr werdet keine Schlange in Euer Haus nehmen!“ rief er dann. „Nein, wenn die Jugend nur noch einigermaßen die weißen Haare, und wären es die eines Bauern, respectirt und auf den Rath eines Alten noch etwas giebt.“

„Aber warum willst Du es nicht haben? Sprich deutlich! Du mußt etwas wissen.“

„Ich weiß nichts! Aber Der gefällt mir nicht, — das ist's, er gefällt mir nicht.“

Wenn das eine Laune ist oder eine unbegründete Abneigung, so kann ich jener nicht nachgeben und diese nicht theilen,“ sagte ich, um ihn zu reizen. „Hören wir, was Du gegen den Ziegenhirten vorzubringen hast.“

Er kämpfte noch mit sich selbst, endlich antwortete er:

„Ich wiederhole: ich weiß nichts. Ich wünsche nicht, daß ich morgen vor den Richter gerufen werde, um etwas zu sagen, was ich nicht weiß, wie es uns Bauern oft ergeht. Ich weiß nur, daß das Fräulein Giulia eine unbeflegbare Furcht vor jenem Ziegenhirten hatte; ich weiß, daß er sie fortwährend verfolgte; ich weiß, daß er sie mit düsterner Beharrlichkeit anschaute; ich weiß, wenn er sie sah, seine grünen Augen in einem unheimlichen Lichte ausleuchteten, und endlich weiß ich, daß der Bräutigam von Fräulein Giulia ihn eines Tages abräugete, weil er ihn erwirbt hatte, wie er in unanständiger Stellung das Mädchen betrachtete. Ich hab' ihn gesehen auf jenem Hügel, uns gegenüber im Gebüsch lauend und mit einem wilden Lächeln, das ihm den Mund verzerrte, auf das umschlungene Paar, das auf dem Bloke saß, herübersehend. Und gingen sie weg, so sprang er aus seinem Versteck empor mit entstellten Zügen und hieb mit seiner Art in die Bäume, in das Gebüsch und lachte und suchte und murmelte, ich weiß nicht was, zwischen den Zähnen. . . . An jenem Anglückstage hatte er die Herde nicht nach dem ihm oft bezeichneten Weideorte geführt, sondern war hierher gekommen, auf die Gefahr hin, die Ziegen vom Herrn dieses Grundes abgepfändert zu sehen. Die Nacht vorher, wo ich vom Anstand aus den Wolf zurückkehrte, hatte ich ihn hier herumschwefeln sehen. Er entloh erschreckt, da er mich gewahr wurde.“

„Als gegen Abend jenes traurigen Tages die Brautleute hier angekommen waren, stieg der Jüngling wie gewöhnlich zuerst hinab auf den Stein; als er dann die Hand dem Mädchen reichte, um ihr beim Herabsteigen zu helfen, gab die Masse unter dem Gewichte des Körpers nach und sank. Er packte eine dicke Wurzel, die aus dem Erdbreiche hervorgezogen war, und rief um Hülfe. Auch das Fräulein rief um Hülfe. Sie knietete über ihm und suchte vergebens, ihn am Kragen des Rockes empor zu ziehen. Ich kam gerade von der Jagd zurück und vernahm das verzweifelte Geschrei und lief hinzu. Hundert Schritte noch entfernt, vernahm ich einen großen Lärm, als ob ein Felsblock stürze und beim Stürzen an andere Blöcke anschlage, Steine und Erde in Massen mit sich hinabriffe, — dann einen Schmerzensschrei, — dann nichts mehr. Als ich athemlos hier ankam, fand ich das Mädchen

(Fortsetzung auf Seite 158.)





Holländisches Interieur. Nach einer Skizze von G. Kühl. — Siehe Seite 159.



# Kunstgewerbliches

Nachdruck verboten, ebenso jegliche Nachbildung der abgebildeten Gegenstände, welche gesetzlich geschützt sind.

ENTW. F. G. G. M. V. R.



Schale in Bronze.

Ausgeführt von E. C. Busch, Bronzemaaren-Fabrik in Berlin. In halber natürlicher Größe. Auch in brauner Patina unter Verwendung von Gold und Silber ausgeführt.

**N**ine Geschmacksverirrung in der Illustration. — Wir werden vielleicht dem Japonismus, der jüngsten Kunst- und Stil-Liebhaberei unserer Tage, mancherlei Gutes zu verdanken haben. Wenn wir uns auch unsere solide Wohnung nicht durch lackirtes Lattenwerk und bemalte Leinwand, das Eichen- und Kirschholz unserer Möbel nicht durch Bambusstäbe werden verdrängen lassen; wenn es auch thöricht wäre, die gute und billige Lackarbeit der Japaner durch nachgeahmte theure und schlechte deutsche ersetzen zu wollen, so können doch z. B. unsere feineren Metallarbeiten von denen jenes kunstgeübten Volkes mancherlei in der Technik lernen. Leider sind wir im Begriff, von den Japanern auch ihre Unarten anzunehmen, ihre Bizarrerien und Willkürlichkeiten, in denen man das Wesen ihrer Kunst sucht, und allerdings gehört es eben so sehr zu ihrer Eigenart, wie es der unsrigen, der europäischen Kunst, total widerstrebt.

Eine dieser Unarten, dieser „Japonaiseries“, besteht in dem Auseinanderlegen verschiedener Bilder, sodas eines das andere überschneidet und zum Theil verdeckt, was zweifach, dreifach und vielfach geschieht, sodas nur eines vollständig gesehen werden kann und alle anderen Fragmente darbieten. Die Gruppe wirkt sich vor dem Auge in einander; keines der Bilder kann in seiner eigenen Schönheit und Vollständigkeit genossen werden. Von dieser bizarren Illustrations- und Decorations-Methode macht



Majolika-Vase

mit getriebenem Metall-Voussuet, als Kandelaber dienend. Ausgeführt von E. C. Busch, Bronzemaaren-Fabrik in Berlin. Höhe 1 Meter 20 Cent.

der Japaner Gebrauch, sowohl in der Verzierung seiner Lackmalereien, wie ganz besonders in der Illustration seiner Bücher. Von diesen haben wir sie leider herübergenommen.

Wenn wir diese Methode nur als eine Eigenthümlichkeit der Japaner betrachten und als solche lassen, — nun gut, wir würden sie als ethnographische Sonderbarkeit uns gefallen lassen und würden an solcher Irregularität des Geistes und der künstlerischen Composition vielleicht gar noch ein Interesse, wenn auch nur ein humoristisches, finden. Wir würden uns wundern über den seltsamen Einfall, der sein eigenes Werk zerstört, der Viertel- und halbe und Dreiviertel-Bilder oder sonst in wunderliche Gestalt verschnittene Zeichnungen schöner findet, als ganze und vollständige. Etwas Anderes ist es aber, wenn diese Methode japanischer Querköpfe uns als etwas Sublimes aufgetischt wird, wenn sie unsere illustrierten Wochen- und Monatschriften, unsere illustrierten Bücher anfüllt und entstellt, — dann können wir endlich doch nicht umhin, im Gefühle der Empörung über solchen schlechten Geschmack entschiedenen Protest zu erheben.

Es giebt moderne Zeitschriften, — und leider die besten sind darunter, — die von dieser Methode fast systematischen Gebrauch machen und sie bereits völlig in Mode gebracht haben. Drei, vier Bildchen und mehr schieben sich in einander oder legen sich auf einander in den seltsamsten Zerschneidungen und Ueberlappungen und nicht einmal gerade, in rechten Winkeln, sondern schief und krumm, in schrägen oder in Bogenlinien, — je bizarrer, desto besser. Und was die Bilderdarstellungen haben, ob sie gegenständlich zusammenpassen, darauf kommt es gar nicht an. In eine Landschaft schneidet ein Architekturbild hinein, und in dieses wieder ein Figurenbild, welches seinerseits wieder von einem beliebigen Gegenstande zerschnitten wird. Die düstige, zarteste, mit aller Kunst und Feinheit im Holzschlitt



Kredenz im englischen Stil.

Nach dem Entwurf des Architekten W. D. Divilz zu Reichenberg i. B. in dunkelgebeiztem Birnbauholz mit gemalten Füllungen ausgeführt von H. Augst und Sohn in Langenbrack bei Reichenberg i. B. Ganze Höhe 2 Meter 20 Cent., Höhe bis zur Platte 1 Meter 16 Cent., Breite 1 Meter 63 Cent., Tiefe in der Platte 58 Cent., des Aufsatzes 32 Cent.

ausgeführte Landschaft wird so in ihrer Wirkung gründlich ruiniert. Wozu sich dann überhaupt die Mühe geben? Zuweilen muß man das Buch oder Journal schief halten, um die Illustration gerade sehen zu können; zuweilen auch sieht man oben ein Stück Bild, dann schiebt sich ein zweites Bild darüber, und unten kommt ein Stück vom ersten Bilde wieder zum Vorschein; die Mitte fehlt.

Vor mir liegt ein französisches Prachtwerk allerneuesten Datums und allerersten Ranges in der Intention, L'Angleterre, L'Ecosse et L'Irlande par P. Villars, der berühmten Firma von A. Quantin entstammend. Dieses Buch nun scheint mir an Bizarrerie in dieser Art Alles zu überbieten. Daß sich Bild über Bild legt, eines in das andere einschneidet, ist das Wenigste; zuweilen erfüllen vier oder sechs so die ganze Seite, daß man nur mit Mühe und Geduld unterscheiden lernt, wo das eine anfängt und das andere aufhört. Viele der Bilder zeigen das Bestreben, ihnen durch eine Linien-Einfassung oder durch eine breite Umrahmung eine bestimmte Form zu geben. Manche sind kreisrund, andere eiförmig, andere rechteckig. Diesem Bestreben geht wieder ein anderes zur Seite, die Form so bizarr wie möglich zu machen. So scheinen die umrahmenden Linien es ganz vorzugsweise auf den Schwung des Fragezeichens abgesehen zu haben, — gewiß eine passende Figur für die Gestalt eines Bildes! Und auch diese seltsamen Figuren sind wieder gebrochen und nicht bloß dadurch, daß ein anderes Bild hineintritt, sondern auch dadurch, daß ein Theil der Umrahmung hinweggelassen wird, unten oder oben, rechts oder links, je nachdem es dem Zeichner gefällt. Wo der Rahmen hinweggelassen, zeigt sich die Zeichnung nach



Belieben fort und tritt auch wohl in den Text hinein. Wozu dann die Begrenzung durch Rahmen und Linien? So wachsen die Bäume aus dem Wilde über den Rahmen hinaus, oder das Wasser fließt unten über ihn hinweg; die Wolken klammern sich erst recht nicht um ihn. Bei einem Bilde, welches Hochhäuser darstellt, schlagen die Flammen mächtig darüber, bei anderen, und das kommt sehr häufig vor, ragen die Thürme von Kirchen, welche ganz im Hintergrunde stehen, vorn über die Umrahmung hoch hinweg. Es kommt auch vor, daß ein Bild mit seinem Gegenstande in das andere hineinragt. So ist mitten in eine große Landschaft ein zweites Bild, ein Flußbild, hineingestellt, und dieses letztere zeigt ganz im Vordergrunde einen Kahn, welcher zur Hälfte wieder dem ersten Bilde angehört, in welches er hineingezeichnet ist. Man sieht, wohin wir mit dem heute vielgepriesenen Japonismus kommen, wenn wir ihn in das Europäische, in unsere Kunst übertragen wollen.

Was hier geschieht, ist doppelt fehlerhaft. Einmal für sich, denn es ist widersinnig, es verwirrt, verdirbt jeglichen Genuß und macht alle Mühe und Arbeit verloren. Zum Anderen hat es noch einen weitergehenden ästhetischen Nachtheil. Es verdirbt und zerstört die typographische Schönheit, den ästhetischen Anblick der ganzen Seite, die auch ein Kunstwerk in ihrer Art ist oder sein soll.

Wir haben es nun endlich nach vielen Versuchen, Bemühungen und auch Irrwegen, — zu welchen letzteren ich die „Schwabacher“ Schrift zähle, — dahin gebracht, sowohl lateinisch (Antiqua) wie deutsch, gute Lettern zu haben, reinen Druck herzustellen, gutes Papier mit gefälliger Tinte zu schaffen, selbst wieder das rauchige und feste Wattenpapier, für welches ich übrigens nicht absoluter Schwärmer bin. Wir haben gelernt, das Format zu beachten, die Entfernung der Zeilen, das Verhältnis der Höhe zur Breite, des Weißes zum Schwarzen u. s. w. Und so haben wir es denn zu Stande gebracht, ein Buch zu schaffen, das auch aus dem ästhetischen Gesichtspunkte sich sehen lassen kann und den strengsten Anforderungen entspricht. Dann ist die Text-Illustration gekommen, der Holzschnitt mit seiner Kraft und seinem Saft, und wir haben das Illustrationsbild harmonisch in den Text einfügen müssen, so daß die ganze Seite sich als ein Ganzes angenehm dem Auge darstelle. Es war das Natürliche und Geziemliche, daß, so wie der Text der rechtswinkligen Gestalt folgt, dieses auch bei dem einzulegenden Bilde der Fall ist. Und so war es auch in der großen Illustrations-Periode im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert. Wir sind aber darüber hinausgegangen, zunächst wohl veranlaßt durch die Illustration wissenschaftlicher Werke, und haben vielfach die Form der Illustration von der Form des darzustellenden Gegenstandes abhängig gemacht, und weiter dann, zumal bei landschaftlichen und figurlichen Bildern, überhaupt die feste Form aufgegeben, — nach meiner Ansicht durchaus kein Fortschritt.

Um so schwieriger aber ist nur dadurch die künstlerische Aufgabe des Metteur an pagos geworden. Er muß trotz der Unregelmäßigkeit des Bildes seine Zeilen regelrecht legen und das Bild selber so einstellen, daß die ganze Seite noch durch ihre Symmetrie einen angenehmen Eindruck hervorruft; er muß auch beachten, daß die Zeilen, nicht allzu kurz gebrochen, sich noch gut lesen. Diese Aufgabe schon erfordert Mühe, Geschmack und Kopfzerbrechen.

Nun aber kommt diese japanische Mode und macht die Lösung seiner Aufgabe als einer ästhetischen geradezu zur Unmöglichkeit. Man braucht nur ein wenig in dem in Rede stehenden französischen Buche zu blättern, um sich sofort davon zu überzeugen. Welche Unterbrechung des Textes! Welcher aller Symmetrie spottende Wechsel der langen und kurzen Zeilen, die sich bald von rechts, bald von links verlaufen, tufenweise anwachsen und abnehmen! Nicht selten wachsen sogar die Bilder über den Rand des Textes in das Weiß, in das „spatium“ hinaus. Wenn das typographische Schönheit, typographischer Geschmack ist, — nun, wir danken dafür. Unsere einfache, symmetrische, so zu sagen architektonische Art ist uns lieber, und wir denken, wer nicht dem Mode-Geschmack und der Sucht nach bizarren Neuheiten huldigt, wird wohl derselben Ansicht sein.

Jacob von Falke.

(Fortsetzung von Seite 155.)

ohnmächtig im Grafe liegen und Rocco bei ihr, der sie betrachtete, auf seinen Stab gelehnt. Er war ganz blaß und zitterte. Die scharfe, leuchtende Art lag am Boden neben dem Abgrunde. Als er mich erblickte, schrie er zusammen.

„Was giebt's?“ rief ich ihn an. Mit erstarrter, stöhnender Stimme antwortete er, ohne aufzublicken: „Ich hab' das Fräulein bei den Haaren genommen, sonst wäre sie mit dem Andern in den Fluß hinabgerollt.“

„Ich lief zur Stelle, hierher, wo wir jetzt stehen. Ich sah das Lager des Felsblodes; noch immer rieselte der Sand nach; ich sah den Fluß dort, mitten im Fluß, wo er noch liegt, und bei jener Weide, wo sie dann das Kreuz hinpflanzten, lag in seinem Hute der unglückliche Jüngling.“

Der alte Mann stand eine Zeit lang mit geklemmtem Kopfe, tief in schmerzlicher Erinnerung verloren, dann fuhr er fort:

„Das arme Mädchen wurde von den herzugelaufenen Bauern nach Hause getragen. Die Kunde von dem Unglück durchlief in kurzer Zeit die ganze Gegend. Die Brüder des Fräuleins, Leute, welche das Herz auf dem rechten Flecke haben und der Welt Lauf verstehen, schickten nach dem Ziegenhirten, und als der kam, wußte er nicht zu erklären, wie und warum er sich in diesem unglücklichen Augenblicke gerade da, in der Nähe jenes Felsens, befunden. Dennoch wurde er befohlen und reichlich beschenkt. Am nächsten Tage kam der Richter, untersuchte den Ort und schrieb das Unglück einem Bergschlupf zu, verursacht durch den starken Regen der vorhergehenden Tage. Die Neugier und das Verlangen, mich über einen Verdacht aufzuklären, trieb mich am nächsten Tage frühzeitig, als noch Niemand draußen war, hinaus, den Ort in Augenschein zu nehmen, hauptsächlich das Bett des Blodes, und ich glaube, am unteren Rande die Einschnitte einer Hode wahrzunehmen, die es erweitert hatten, so daß der große Block zum Theil frei schwebte und stürzen mußte, sobald er belastet wurde. Ich beobachtete die Wurzel, an die sich der arme Jüngling hängend angelammert hatte, und ich sah sie glatt abgechnitten, wie durch einen Axthieb. Ich wußte genug und machte mich auf den Weg. Wenige Schritte von dem Orte, hinter einem Baume stehend, entdeckte ich den jüngsten Bruder von Fräulein Giulio. Als er mich erblickte, stand er auf.“

„Pietro,“ sagte er, „hast Du gesehen?“

„Ja, ich habe gesehen,“ antwortete ich.  
„Nun wohl, behalte Deinen Verdacht und Deine Beobachtungen für Dich. Hast Du verstanden?“

„Hab' verstanden.“  
Wir schauten uns in die Augen; dann ging ein Jeder seine Straße, und seit jenem Tage haben wir nie mehr über die Sache gesprochen. Das ist's, was ich weiß, lieber Herr, wenig genug, wie Ihr seht. Jetzt möchte ich nur keine Schwierigkeiten mit der Justiz haben, und wenn ich meine Zunge nicht im Zaume halten konnte, so werdet Ihr mich's nicht bereuen lassen, nicht wahr?“

„Gewiß nicht,“ antwortete ich. „Du glaubst aber nach Allem an ein Verbrechen?“  
„An ein Verbrechen? Nein, das sag' ich nicht. . . Ich glaube an gar nichts; ich glaube an das, was ich gesehen.“

„Aber die Brüder des Fräulein Giulio müssen denselben Verdacht gehabt haben. Warum haben sie den Ziegenhirten nicht der Gerechtigkeit ausgeliefert?“

Der Alte lächelte:  
„Die da werden früher oder später selbst Gerechtigkeit üben; aber sie wollten kein Gellaisch und Geschwäh hervorrufen und wollten nicht, daß der Name der Schwester von Nichtern und Advocaten in den Mund genommen und Gegenstand der Unterhaltungen in den Cafés und Apotheken werde. Aber den einen oder anderen Tag . . .“

Und er unterbrach sich, um einen drohenden Blick nach dem Hügel uns gegenüber zu werfen, dann murmelte er: „Ja, ja, Du bist da, um zu spionieren, Du abscheuliche Bestie! Hast verstanden, daß wir von Dir sprechen. Aber einen Tag oder den andern, es kann Dir nicht fehlen, wirst Du Deine Kugel in den Magen kriegen, Du Mörder!“

Auch ich blicke hinüber und sah Rocco den Wüsthmann aufrecht auf der Spitze des Berges stehen. Er war eingewickelt in seine schmutzige Lumpendecke, stützte sich auf seinen langen Hirtenstab, und schwarz hob sich seine Figur von der klaren Bläue des Himmels ab. Eindringlich und sanft läuteten die Glocken der Ziegen, welche die Kräuter um ihn her benagten. —

Das nächste Jahr kam ich wieder in jene Berge, wiederum wurden die Jagdsüge in Begleitung des alten Pietro aufgenommen.

Eines Tages, während die Hunde nach einem angeschossenen Hasen in dem Gebüsch und zwischen den Farnkräutern suchten, fragte ich ganz plötzlich meinen Gefährten:

„Und von Rocco dem Wüsthmann sagst Du mir nichts?“

„Der ist todt.“

„Todt?“ rief ich.

„Ja. Vor drei oder vier Monaten fand man ihn im Grunde einer Schlucht, eine Kugel durch die Stirn.“

„Und wer hat ihn erschossen?“

„Wer kann das wissen? Vielleicht die Briganten . . .“

„Rühm, Herr,“ rief er dann, die Flinte erhebend, „Medoro hat den Hasen gefunden. . . Drauf, Medoro, drauf . . .“

Nachdruck verboten.

### Die Handarbeits-Ausstellung im Oesterreichischen Museum zu Wien.

Von Regine Ullmann.

Unvergleichbar große Verdienste um die Frauenarbeit hat sich das Oesterreichische Museum für Kunst und Industrie durch seine Publicationen und durch seine regelmäßig wiederkehrenden Weihnachts-Ausstellungen erworben, bei denen es Schulen wie Industrielle zu reger Theilnahme veranlaßt. Ein Schritt weiter, und zwar ein bedeutender Schritt auf dieser Bahn, ist die Spezial-Ausstellung weiblicher Handarbeiten, welche das Museum im März d. J. eröffnete, und an der sich alle Länder der österreichisch-ungarischen Monarchie betheiligt haben, — eine Ausstellung, die, fast nur von Frauen besichtigt, den Frauen allein gilt! Ihr Zweck ist, den Fortschritt zu kennzeichnen, den dieses Gebiet der Kunstarbeit seit der letzten ähnlichen Ausstellung im Jahre 1873, — bei der Welt-Ausstellung war der Handarbeit der „Pavillon der Frau“ eingeräumt, — erfahren hat; sie soll aber auch „durch Vorführung schöner und mustergiltiger Arbeiten fördernd und bessernd auf den allgemeinen Geschmack einwirken.“

In der That sind es zum großen Theile mustergiltige Arbeiten, die sich in den schönen, weiten Sälen des Museums in gefälliger Arrangirung dem Auge darbieten. Ihrem Programm entsprechend, gliedert sich die Handarbeits-Ausstellung in vier Abtheilungen: sie zeigt, was die Schulen der Monarchie auf dem Felde der Kunststickerei und der Spitzenarbeit leisten, sie bringt die Producte der in einzelnen Kronländern so reich entwickelten Haus-Industrie, sie läßt aber auch der Berufsarbeiterin, wie der Frau, die sich nur als Dilettantin in der Kunstarbeit versucht, freien Raum zur Schaustellung ihrer Thätigkeit.

Die Schulen sind es, deren Arbeiten uns beim Eintritte zunächst in's Auge fallen. Eine ganze Längenseite des ersten Saales (VII) ist den Spitzen-Schulen des Kaiserstaates eingeräumt. Die Knöppel-Schulen zu Proveis und Luserna in Südtirol, zu Zabria und Isola, zu Zolopane in Galizien, die Spitzen-Schule zu Gossgrün in Tirol, die Scuola di disegno e professionale in Triest haben ihre Erzeugnisse hier ausgestellt; von der einfachsten Knöppel-, der Wirtschaftsspitze, bis zur herrlichen Duchesse sind alle Gattungen vertreten. Hier bringt auch die Firma Dollarth die Spitzen zur Ansicht, welche nach einem Entwurfe Stork's für die Kronprinzessin Stephanie von Oesterreich gearbeitet wurden. Bewundernd stehen wir vor einer Garnitur in point de Venise en relief, von Heibelberger in Schönfeld, und geben gern zu, daß der Preis von hundertfünfzig Gulden gegenüber dieser unjagbar mühevollen Nadelarbeit nicht zu hoch gegriffen ist. Fast noch schöner sind die gleichartigen Garnituren, die der von Professor Stork geleitete Central-Curs für Spitzenarbeiten zur Schau gebracht hat. Wie sehr unser Auge aber auch von den zarten, duftigen Geweben gefesselt wird, das eigentliche Interesse wendet sich doch jenen Arbeiten zu, die mehr oder weniger in allgemeinem Gebrauche stehen. In den hohen Glaschränken finden wir Proben jeder Fertigkeit, die die Frauenhand übt. Der gleichzeitige Kreuzstich und die so beliebte Viniensstickerei, — in Wien Holbein-Technik genannt, weil die Gräfinin und Directrice der höheren Fachschule für Kunststickerei, Frau Emilie Bach, die sie dort eingeführt, die ersten Muster auf Gemälden Holbein's fand, — Applications- und Smyrna-Arbeiten, arabische und Janina-, Weiß- und Flachstickerei, Goldstickerei und Filigran-

Arbeit, Filet-Quipure und punto tirato; aber auch Häfeleien und Strickereien, oft in so feinem Materiale, daß sie fast den Spitzen gleichen, liegen uns vor. Vielfach vertreten sind Knäpfarbeiten, macramé, in denen namentlich der Lehrkurs für Stickerei des Wiener Frauen-Erwerb-Bereines excellirt. Allen voran aber, fast bis zum Ueberdruße für das Auge, beherrscht die spanische Technik das Terrain. Die broderie d'Espagne, mit Flachstickerei verbunden, wie sie früher gefertigt wurde, ist fast gänzlich verschwunden; aber nahezu bei jeder Ausstellerin begegnen wir der kräftigen Spitze, die über grobe Gold- oder auch häufig Stahlschnur, und mit entsprechendem Cantille ausgeführt wird. Vielen Effect macht eine solche Tischdecke in Gold und gelber Seide von Ludwig Nowomy in Wien, welche völlig der Hand-Picots entbehrt, mit denen die Arbeit allerdings auch ihren spitzenähnlichen Charakter einbüßt.

Zumeist sind es Decken, an denen sich die kunstfertige Hand zeigt; Decken in allen Formen, allen Größen, zu allen Zwecken. Da giebt es Tisch- und Bett-, Buffet- und Tafeldecken, Sesselbehänge und Kissen-Überzüge, Tischläufer und Schoner. Weniger wird die Stickerei der Toilette dienlich gemacht; für die reich vergänglichem Gewebe unserer Zeit steht die mühsame Handarbeit zu hoch im Werthe. Unter den Mustern für Viniensstickerei fallen uns liebe alte Bekannte auf; Siebmacher und Vessing, die Musterbücher der Rodenwelt, herausgegeben von Frau Frieda Lipperheide, haben die meisten Vorlagen geliefert; in den anderen Techniken sehen wir vielfach Stork'sche Zeichnungen zur Verwendung gebracht. Namentlich gilt dies von der staatlichen höheren Fachschule für Kunststickerei, deren reichhaltige Exposition (Saal VI) für alle Arbeitszweige die schönsten Vorbilder bietet. Dieselbe hat, gleich den meisten anderen Schulen, ihren Lehrgang ausgestellt, der, in der ersten Klasse mit gleichzeitiger Stickerei beginnend, in der fünften Klasse mit chinesischer Goldstickerei und Nadelmalerei endigt, den Unterrichtszweigen, welche Frau Bach selbst leitet. Zwei Köpfe in Nadelmalerei sind geradezu als Kunstwerke zu bezeichnen. Wir müssen auf die Beschreibung der Details verzichten und wollen nur noch der mühseligen Lehrbücher in Weißstickerei, wie der mannigfaltig variirten, schönen Rothstickereien erwähnen, welche letztere unter Leitung der L. L. Kammer-Kunststickerin, Fräulein Theresie Mirani, ausgeführt werden.

Ringsumher sind die Arbeiten der absolvirten Fachschülerinnen gruppirt, deren viele bereits als Lehrerinnen an ähnlichen Anstalten fungiren. In demselben Saale stellt der Wiener Frauen-Erwerb-Berein eine große Collection schöner Lehrbücher und Arbeitsproben aus. Ein Tischgedeck in gleichzeitigem Kreuzstich führt manche der Beschauerinnen in Versuchung; es trägt aber auch den Respect einflößenden Preis von zweihundertzwanzig Gulden. Die Durchbruch-Arbeiten, die geknüpften Franzen zeichnen sich durch exacte Ausführung, wie Schönheit der Muster aus; ein Sesselbehäng in gleichzeitigem italienischen Flechtstich erregt die Aufmerksamkeit der Sachverständigen durch die mühevollste Technik, welche die Nadel bei jedem Stiche zwölfmal an dieselbe Stelle führt. Nicht unerwähnt endlich dürfen wir zwei Klavierdecken lassen, in Application und Flachstickerei mit geschmackvoller Franze, welche, als pièces de résistance der Ausstellung, Aufsehen erregen.

Würdig reihen sich die gewerblichen Schulen der Kronländer an, allen voran die zu Agram. Mit Recht bewundert werden die Kirchengewänder aus weissem Atlas, ganz mit Goldsiligran-Arbeit überziet, welche von der Arbeitsschule des Klosters der „Barmherzigen Schwestern“ zu Agram eingeleistet wurden; ihnen machen die schönen, stilvollen Arbeiten der städtischen Gewerbeschule daselbst den Rang streitig. Auch die Frauen-Arbeitsschulen anderer Provinzial-Hauptstädte, mehrere Fortbildungsschulen zu Wien, der Industrie-Curs des Mädchen-Unterrichtsbereines, welcher unter anderen Arbeiten eine von einer partiell gelähmten Schülerin mit der linken Hand in mühsamer Holbein-Technik correct ausgeführte Decke bringt, der Frauen-Berein für Arbeitsschulen ebendasselbst, bieten achtungswerthe Leistungen.

Hervorragend in ihrer Art sind zwei Musterbänder in feinsten Strickerei, jedes viele Meter lang, welche die Leiterin des Handarbeits-Unterrichts an der Lehrerinnen-Bildungsanstalt zu Wien, Fräulein Gabriele Hillardt, ausgestellt hat. Die letztgenannten Gegenstände befinden sich im ersten Stocke im Sitzungssaale, in welchem die Wiener Volks- und Bürger-schulen ihren Lehrplan in correct ausgeführten, zweckentsprechenden Arbeiten veranschaulichen. Die Arbeiten der ungarischen Reichshälfte sind anlässlich der Landes-Ausstellung zu Budapest in den technischen Nummern dieses Blattes so eingehend besprochen worden, daß wir hier von ihnen absehen und uns der Haus-Industrie Cisleithaniens zuwenden können.

In dem an Rationalitäten reichen Oesterreich ist auch in der Haus-Industrie eine große Mannigfaltigkeit zu gewahren. Kostbare Stücke hat das mährische Gewerbe-Museum zu Brünn geliefert: alte Decken in verblähten Farben mit den steifsten Siebmacher-Figuren. Neben den Thierfiguren und dem gekrönten Doppelaar begegnen wir in den slavischen Mustern immer wieder der Kelle, der Eichel und der Beere; in Lichtdruckbildern bringt das Museum derartige Vorlagen, die hundertfünfzig bis zweihundert Jahre im Besitze einer Familie existiren. Aus Umäuß stammen Frauenhemden, die mit reicher, mühsamer Durchbruch-Arbeit und schwarzrother Viniensstickerei verziert sind. Neu-Oesterreich sendet Gold- und Seidenstickereien und ein goldverzietes Männerkostüm. Die Perlenarbeiten ruthenischer Bauern und ihre landsüblichen Stickereien bringt das Museum selbst zur Ausstellung. Mit Handarbeit reich verzierte Frauentrachten, gewebte Bänder und Teppiche sind in großer Zahl vorhanden. Einer neuen Art von Haus-Industrie sei noch gedacht, der niedlichen Kröbchen in macramé, die in der böhmischen Stadt Reunhaus bei der armen Arbeiterbevölkerung, die ihren bisherigen Erwerb durch den Stillstand der dortigen Fabriken verloren hat, in jüngster Zeit in Aufnahme gekommen ist. Die zierlichen Schälchen finden reichen Absatz.

Schauensmüde verlassen wir die Säle, um noch einen Blick auf die historische Ausstellung der Frau Pauline Kabilka (unter den Krabden) zu werfen. Es war ein glücklicher Gedanke, den Besuchern den Fortschritt darzustellen, den die Handarbeit in den letzten fünfundsiebenzig Jahren gemacht hat. Beim Anblicke der längst der Vergessenheit anheimgefallenen Arbeiten erinnern wir uns all der Jugendsünden, die unsere Hände einst begangen, und für welche wir damals so viel Lob geerntet, und wir freuen uns des bisher glücklich Ertrungenen. Mit diesem frohen Selbstgefühl schließen wir unseren Besuch in der Ausstellung, nicht ohne ein warmes Wort des Dankes für den Director des Museums, Hofrath von Falke, dessen eifrige Bemühungen um die Förderung des Kunstsinnes einen hervorragenden Antheil an dem Aufschwunge haben, den die Frauenarbeit in Oesterreich genommen.



# Verchiedenes.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

**Holländisches Interieur.** — Von G. Kühl. Siehe das Bild, Seite 156. — Die Holländer gelten Fremden gegenüber als kalt und zurückhaltend, und diese Ansicht ist im Allgemeinen auch richtig. Hat man aber Zutritt in eine holländische Familie gefunden, so fühlt man sich schnell behaglich. Nicht wenig trägt zu dieser Empfindung der Comfort des holländischen Hauses bei. Man findet denselben nicht bloß bei den Reichen, sondern auch in solchen Familien, die man in Deutschland zu den „kleinen Leuten“ rechnen würde. Das Mietstasernen-System ist bei den Niederländern, abgesehen von den großen Handelsstädten, unbekannt; jede Familie bewohnt ihr Haus oder ihr Häuschen für sich, und daß sich unter solcher Bedingung der eigene Herd viel behaglicher gestaltet, daß die Räume, in denen man für das Leben sesshaft ist, größere Bequemlichkeit entfalten und sich viel reicher schmücken, als eine Mietwohnung, in der man, von hundert Zufällen abhängig, nur für kurze Dauer gleichsam zu Gaste weilt, ist selbstverständlich. So trägt denn in Holland auch das Heim des kleinen Mannes, der mit seiner Hände Arbeit sich und die Seinen ernährt, einen reizvollen Schimmer der Behaglichkeit, ja selbst des Luxus. Das zeigt deutlich auch unser Bild, das uns einen ehrsamten Handwerksmeister in seiner Arbeitspause vorführt, wie er dem vorlesenden Lächelchen, — oder ist es gar ein junges, schmuckes Weib, das dem rüstigen Manne die Tage des heran nahenden Alters verschönt! — aufmerksam zuhört. Ein starkes Selbstbewußtsein spricht sich in seinen Zügen aus, und dies Gefühl ist wohl berechtigt. Sein ist dies freundliche, laufische Heim, das ihm neben der Arbeitsstätte ein so trauliches Plätzchen der Erholung bietet, sein der Grund und Boden, auf dem das schmucke Häuschen sich erhebt, — und welcher schaffensfrohe Mann sollte in solchem Besitze sich nicht stolz und glücklich fühlen?

R. M.

**Literarisches.** — Als ein verlässliches Handbuch zur Orientierung über das Nil-Land stellt sich der „Sicrone durch das alte und neue Aegypten“ von Georg Ebers dar (Stuttgart, Teubner-Verlagsanstalt, geb. M. 12). Dem Buche liegt der Text des großen Prosawerkes „Aegypten in Bild und Wort“ zu Grunde, doch hat selbstverständlich der Verfasser auch den jüngsten Ereignissen und Entdeckungen auf ägyptischem Boden Rechnung getragen. Ueber alle Verhältnisse des Landes, die Denkmäler, die Geschichte alter und neuer Zeit nicht das Wert die zuverlässigsten Aufschlüsse. Koberger'sche Verlagsanstalt, die nach näherer Bekanntmachung des Textes; auch fehlt es nicht an einigen detaillierten, sorgfältig ausgeführten Karten.

M. von Beskewall's, des berühmten russischen Forschers, „Reisen in Tibet“ liegen in trefflicher Uebersetzung von Stein-Kordheim vor (Leipzig, G. Neumann, N. 8). Die Expedition, die der Reisende in den Jahren 1876 und 1880 zur Erforschung von Tibet und der Landstriche im oberen Laufe des gelben Flusses unternahm, war zwar insofern nicht von Erfolg begleitet, als das eigentliche Ziel, die Erforschung der Quellen des Schwanhi, nicht erreicht wurde; doch brachte sie eine Reihe anderer wichtiger Aufschlüsse über jene entlegenen, von den östlichen Behörden in so strenger Abgeschlossenheit von der übrigen Welt gehaltenen Länder. Welche Schwierigkeiten der Reisende zu überwinden hatte, welche Gefahren ihn und seine Karawane bedrohten, davon erhalten wir ein ebenso anschauliches, wie interessantes Bild. Zahlreiche, gut angelegte Illustrationen und eine Karte in Farbendruck sind dem Buche beigegeben. — Ein Reisebericht ganz anderer Art stellt sich in der „Humoristischen Reise durch Texas“ von Alexander Sweet und A. Knorr dar (Leipzig, N. 10). Die Autoren sind offenbar bei ihrem Landmann Mark Twain in die Schule gegangen. Wie dieser, vermischen sie zur Erzielung komischer Wirkungen selbst sehr verdächtige Mittel, und wer sich in die Details ihrer wackeligen Abenteuer vertiefen will, darf nicht villose Fein. Aber unter dem drohenden Gewande ist auch Ernst verborgen; es steht ein gut Theil Belohnung in den heiteren Schilderungen. Die zahlreichen Illustrationen atmen sehr amerikanischen Humor.

„Frauenbilder aus der Blüthezeit der deutschen Literatur“ führt August Sauer in einem geschmackvoll ausgestatteten Bande vor (Leipzig, Weid., geb. M. 10). Das Werk enthält in getreuer Gesele die historisch begründeten Bildnisse von fünfzehn Frauen, die auf unsere großen Dichter einen bedeutenden Einfluss ausgeübt oder sich selbst als Schriftstellerinnen hervorgethan haben. Das Leben und Wirken dieser Frauen wird durch frisch geschriebene Essays erläutert.

Den Freunden der Kostümkunde bietet sich ein hochinteressantes Werk in Anton Keller's „Taschiger Frauen-Trachtenbuch“ aus dem Jahre 1901, in getreuer Facsimile-Reproduction neu herausgegeben nach dem Original-Bestandsstück, mit begleitendem Text von A. Vertling, Archibologen an der Ober-Postdirektion in St. Marien und Archivar der Stadt Danzig (Danzig, Vertling, geb. M. 8). Die Bedeutung des Werkes liegt nicht gerade nach den Seiten der Kunst, denn die Original-Droh „alte Kleider hinter den gleichartigen Zeugnissen ihrer Zeit verliert; aber sie haben doch ein hervorragendes Interesse, da sie aus der Wildheit der alten französischen Bauart die Tugenden in unverfälschter Gestalt verleiht. Es ist für den Kostümkundigen eine ansehnliche Beschäftigung, zu sehen, wie in diesen Taschiger Trachten heimliche und italienische Mode mit einander um den Vorrang ringen, und damit die einfachen Formen des volkstümlichen Kostüms in Verleis zu ziehen. In einem Nachwort verweist der Herausgeber eingehend über das Werk, durch dessen Erneuerung er sich verdient gemacht, wie über den Künstler und seine sonstigen Schöpfungen. Auch von den Zuständen der Stadt Danzig im Anfang des sechzehnten Jahrhunderts giebt er in kurzen Zügen ein treffendes Bild.

In Otto Spamer's Verlag in Leipzig erschien in fünfter, vermehrter Auflage „Ostentien“ von Willmaria (geb. M. 5,50). Das Buch enthält aus dem germanischen Sagenhabe zwanzig Erzählungen, die das Wesen der Elfen, Nixen und Kobolde, der Wiesen und Zwergen rechtlich schildern und von Künstlerhand überaus reich illustriert sind. Gleich verführerischen Bilderwerke ist „Die Schwanen-Jungfrau“ (geb. M. 4,50), worin Nina Gantber der reifen weiblichen Jugend eine gemüthvolle Erzählung bietet. An das kleinere Volk wendet sich Lomb Schumacher mit „Vettchen und Gertrud“ (M. 2,50), einer gereimten Erzählung, die aus dem Lande der Puppenwelt, welche die Dichterin in der Christnacht belauscht hat, Bergsteige zwischen der „alten alten Zeit“ und der Gegenwart anheilt. Die Verfasserin hat ihr Werk mit vier Quatrainen und vierzig Text-Illustrationen geschmückt.

- Dietz.** — Das deutsche Zimmer der Gothik und Renaissance, des Barock, Rococo- und Biederweils. Arrangements in künstlerischer Ausführung von Georg Dietz. Dritte, stark vermehrte Auflage. Circa 450 Seiten mit ca. 400 Illustrationen. München, Dietz, geb. M. 1.
- Dietz.** — Der Armenhaushalt. Eine Cucke der Belehrung und Anregung für Künstler und Gewerbetreibende, wie für alle Freunde silblicher Schönheit, aus den Werken der besten Meister aller Zeiten und Völker. Herausgegeben von Georg Dietz. Leipzig, Dietz, das Best. M. 1,25.
- Drumler.** — Ullin von der Rede. Von Ludwig Drumler. 3. Ausgabe. Roder, Fischer, M. 4.
- Dreger.** — Das Wälderhaus von Suligali und andere Karpathen-Geschichten. Von Rudolf Dreger. München, Franz, M. 3.
- Dreger.** — Ungarische Galstaltbilder. In der Marmor. Von Rudolf Dreger. Mit einer Karte. München, Franz, M. 4,50.
- Deutsche Buchhändler.** Ein neues Universal-Lexikon für alle Gebiete des Wissens. 500 Bogen in 8 Bänden, vollständig in 100 Lieferungen zum Preise von je 60 Pf. Monatlich 2 Lieferungen. Leipzig, Grunow.
- Dange.** — Meer und An. Erzählung von Thomas Dange. Aus dem Dänischen von Dr. August W. Peters. Zwei Theile in einem Bande. 2. Auflage. Roder, Fischer, M. 5.
- Dahn.** — Die Geheimnisse des Waldschloßes. Roman in 2 Bänden aus der Zeit des Wiener Congresses von N. Edmund Dahn. Dresden, Bieder, M. 6.
- Dahn.** — Ziele des Lebens. Roman von Wilhelm Berger. Berlin, Bachtel, M. 4.
- Dorn.** — John Kien. Ein Fest auf Haderstedt. Zwei Romane von Theodor Dorn. Berlin, Bachtel, M. 6.
- Dorf.** — Deutsche Dichtersinnen und Schriftstellerinnen in Wort und Bild. Herausgegeben von Heinrich Dorf. 2 Bde. Mit 71 Portraits und 76 Autogrammen-Facsimiles. Berlin, Hibel, M. 20.

- Sirundo.** — Die Wickinger. Eine Erzählung aus dem sechzehnten Jahrhundert von G. Sirundo. Leipzig, Breitkopf & Härtel, M. 4.
- Sirundo.** — Irmengard. Eine Erzählung aus dem Elbischen, aus dem fünfzehnten Jahrhundert, von G. Sirundo. Leipzig, Breitkopf & Härtel, M. 3.
- Waldmüller.** — Um eine Fede. Roman von Robert Waldmüller (Ed. Inbaci). 2 Bände. Leipzig, Grunow, M. 6.
- Renatus.** — Lebensfragen aus ruhigen und heiteren Tagen. erzählt und geschildert von Johannes Renatus. 2 Bände. Dresden, Zahn & Goebel, M. 6.
- Samel.** — Aus Nacht zum Licht. Gedichte von Richard Samel. Götting, Dünnschmidt, geb. M. 2,50.
- Kusel.** — Für die Kinderwelt. Gedichte und dramatische Märchen für Mädchen jeden Alters, zum Declamiren und Aufführen in Schule und Haus, von Anna Kusel. Götting, Dünnschmidt, geb. M. 3.
- Urwäter-Duoroath** in Spruch und Lehre. Von dem Herausgeber der „Deutschen Volkschriften an Haus und Herd.“ Berlin, Herb., M. 3.
- Kodenberg.** — Bilder aus dem Berliner Leben. Von Julius Kodenberg. Berlin, Fackel, M. 5.

# Aus der Frauenwelt.

**Berlin.** — Herzog Ludwig und Herzogin Pauline von Sagan feierten am 4. April in Berlin das Fest ihrer Silbernen Hochzeit. Der Herzog, welcher vor Kurzem das fünfundsiebzigste Lebensjahr überschritten hat, war in erster Ehe mit einer Tochter des Herzogs von Montmorency verheiratet, die ihm am 13. September 1858 durch den Tod entzogen wurde. Am 4. April 1861 vermählte er sich zum zweiten Male, mit der Witwe des 1859 verstorbenen Grafen Maximilian von Hafffeld, Gräfin Pauline, Tochter des Grafen de Castellane, Marschalls von Frankreich. Von nah und fern waren zu der Feier die Verwandten des hohen Paars eingetroffen, und überaus zahlreich waren die ihm dargebrachten Spenden. Von diesen feien besonders erwähnenswert die Bildnisse des Kaisers Wilhelm und der Kaiserin Augusta, mit eigenhändigen Namens-Unterschriften und in prachtvoller Umrahmung von Gold und rothem Sammet. Die kronprinzlichen Herrschaften hatten einen Kistenkorb mit den schönsten Blumen übersendet. Von den Kindern des Jubelpaares wurde gemeinsam ein von rothem Sammet eingefasster Glasstirn dargereicht, dessen untere Felder Amorettin in kunstvoller Malerei enthalten. Die fürstliche Familie Radziwill hatte einen Christus aus oxydirtem Silber, die fürstliche Familie Fürstenberg ein Kännchen aus demselben Metall gesendet. Von den Grafen Schwestern war ein Myrtenbaum eingegangen, dessen Blüthen aus Silber hergestellt sind. Große Freude wurde dem Jubelpaare dadurch zu Theil, daß im Laufe des Nachmittags der Kaiser und der Kronprinz ihre Glückwünsche persönlich abstatteten.

**Darmstadt.** — Ein in mannigfacher Beziehung interessantes Werk ist jüngst in den bibliographischen Kreisen unserer Residenz bekannt geworden: „Meine Reise nach Bulgarien von R. G. 3. G.-S.“ Diese Initialen beuten den Namen der Gräfin Marie zu Erbach-Schönberg an, Gemahlin des Fürsten Gustav zu Erbach-Schönberg und Schwester des Fürsten Alexander von Bulgarien. In diesem Werke, das nur an die fürstlichen Verwandten der hohen Verfasserin, sowie an einen kleinen Kreis von intimeren Bekannten vertheilt wurde, schildert die Autorin in anmuthiger Weise die Eindrücke und Eindrücke der Reise, welche sie im Herbst 1884 mit ihrem Gemahl nach Bulgarien unternommen, sowie die Besuche an den Höfen von Bukarest und Belgrad. Nicht minder interessant ist die auf der letzten Seite des Werkes angegebene Thatsache, daß das Buch von dem Bruder der Verfasserin, dem Prinzen Ludwig von Battenberg, sowie dessen Gemahlin Victoria, der ältesten Tochter des Großherzogs von Hessen, gefeiert und gedruckt worden. Prinz Ludwig von Battenberg hat, wie bekanntlich auch die Prinzen des preussischen Königshauses ein Handwerk oder eine Kunst erlernt, sich in der Kunst Gutenberg's ausgebildet, jedoch er es hierin mit jedem Schriftsetzer und Buchdrucker aufnehmen kann. In dem Palais seines Vaters, des Prinzen Alexander von Hessen, besitzt der Prinz eine vollständig eingerichtete kleine Druckerei, und er hat seine Gemahlin ebenfalls in die Kunst eingeweiht, jedoch das fürstliche Paar gemeinsam das von der Schwester, respective Schwägerin verfaßte Werk in prächtiger typographischer Ausstattung setzen und drucken konnte.

**Wien.** — Durch den am 25. März erfolgten Tod der Gräfin von Chambord, welcher nach den testamentarischen Bestimmungen ihres 1883 verstorbenen Gemahls für die Dauer ihres Lebens der unbeschränkte Nießbrauch des gesamten Nachlasses des Grafen zuerkannt wurde, treten nun die Universal-Erben desselben in ihre unbeschränkten Rechte. Das Vermögen des Grafen von Chambord bestand in den Herrschaften Chambord (Frankreich), St. Hubert (Banat) und in einer Herrschaft in Galizien, ferner dem Jagdschloß Brunsee in Steiermark und in Obligationen im Werthe von ungefähr acht Millionen Gulden. Dieses Vermögen geht nun nach den letztwilligen Verfügungen des Grafen von Chambord an seine beiden Keffen über, den Herzog von Parma und den Grafen von Bardi, und zwar in der Weise, daß dem ersteren zwei Dritttheile, dem letzteren ein Dritttheil der Hinterlassenschaft zufällt. Die Gräfin von Chambord verließ sich selbständig nur über die Herrschaft Frohsdorf und ein allerdings nicht unbedeutendes Baarvermögen. In ihrem Testamente hat die Gräfin den Prinzen Don Alfonso von Spanien und den ältesten Sohn des Don Carlos, Prinzen Jayme, zu Universal-Erben eingesetzt.

**Paris.** — An Pasteur's Erfindung, den Bis tollwüthiger Thiere für Menschen unschädlich zu machen, nimmt die Frauenwelt lebhaften Antheil. Daß ein Wiener Arzt sich mit dem Heilverfahren vertraut machen konnte, ist, wie vor Kurzem mitgetheilt, das Verdienst der Fürstin Pauline Metternich. Eine reiche Gabe, sechzigtausend Francs, spendete Madame Furtado-Deine für die Begründung des Pasteur-Instituts, und Königin Maria Pia von Portugal verleiht drei arme Landestheile mit den Mitteln für die Kur und den Pariser Aufenthalt. Das größte Opfer bringt indessen, wenn die Zeitungen recht berichten, die Gemahlin des Herzogs Karl Theodor in Baiern. Der Secretär des Herzogs fragte im Namen seines Gebieters schriftlich bei Pasteur an, wann für den Herzog und seinen „Assistenten“ der gelegentliche Zeitpunkt wäre, um den Experimenten Pasteur's beizuwohnen zu können. Die in den verbindlichsten Worten abgefaßte Antwort stellte es dem Prinzen frei, den Termin selbst zu bestimmen; zum Schluß des Briefes aber wurde die laie Mahnung ausgesprochen, man habe es unterlassen, den Namen des Assistenten zu nennen. Die Antwort des Herzogs lautete: „Ich komme, sobald die Behandlung meiner Kranken mir das gestattet. Mein Assistent ist meine Frau, die meinen Patienten ihre ganze Sorgfalt widmet, und die stets mein eifriger Mitarbeiter gewesen ist.“ — Marie Heilbronn, eine der bedeutendsten Sängerinnen der französischen Oper, ist in Nizza einem Brustleiden, von dem sie schon längere Zeit heimgesucht worden, erlegen. Im Jahre 1850 zu Lyon von holländischen Eltern geboren, betrat sie 1869 im Pariser Varietés-Theater zum ersten Male die Bühne und machte

schnell Karriere. Im Laufe der Jahre war sie der „Etern“ verschiedener Pariser Theater, eine Zeitlang auch Mitglied der Großen Oper. Ende der siebziger Jahre verheiratete sie sich mit dem Comte de la Panouze; doch trennte sie sich wieder von ihrem Gatten, nachdem derselbe im Börsenspiel fast das ganze Vermögen der Künstlerin verloren hatte. Marie Heilbronn lehrte darauf zur Bühne zurück, und wenn nun auch ihr Ruhm etwas verblasst erschien, so zählte sie doch noch immer zu den gern gehörten Sängerinnen, und ihrer Sparsamkeit soll es gelungen sein, wieder ein ansehnliches Vermögen zu sammeln. Zuletzt war sie Mitglied der Komischen Oper. — Auch die literarische Welt von Paris beklagt den Tod zweier bekannter Frauen: der Madame Lee Gilde, die sich als Reiseschriftstellerin einen Namen gemacht, — in der „Revue des Deux Mondes“ erschienen von ihr „Ein Winter inairo“ und „Erinnerungen an Tunis“, — und der Madame Torcade, Witwe von Eugène Torcade, der unter dem Kaiserreich als Verfasser der Leitartikel in der obengenannten Revue großes Ansehen genoss. Als Mademoiselle d'Harville hatte die Verblüthe dem Theater angehört und in der Porte St. Martin 1847 die weibliche Hauptrolle in Felix Pyat's noch heute gegebenem Sensationsstück „Die Lumpensammler von Paris“ geschaffen.

Wie es eine junge Kunstnovize angefangen habe, die Aufmerksamkeit eines Theater-Directors auf sich zu lenken, ohne der kostspieligen Hilfe eines Agenten zu bedürfen, darüber erzählen Pariser Blätter folgendes: Vor Kurzem erhielt der stellvertretende Director der Großen Oper ein Schreiben, in welchem man ihm mittheilte, daß eine Sänglerin in Bougival, welche man täglich zu einer bestimmten Stunde auf einem genau beschriebenen Plage finden könne, sich einer gluckentreuen Stimme und eines wunderbaren Talentes erfreue. Auf's Höchste gespannt, begab sich der Director mit dem Kapellmeister am nächsten Morgen an Ort und Stelle und sah da wirklich ein junges Mädchen, das, ohne anscheinend die Herren zu bemerken, mehrere Lieder trällerte. Der Director trat auf die Sänglerin zu, sagte ihr, er sei bereit, sie als Opernschülerin mit einem Gehalte von zweitausend Francs und freiem Unterrichte zu engagiren, und bestellte sie für den nächsten Vormittag in die Kasse. Zur bestimmten Stunde trat ein hübsches, prächtiges Fräulein in das Zimmer des Directors und gestand ihm erröthend, sie sei die Tochter eines Beamten, habe seit Jahr und Tag vergebens die Erlaubniß nachgesucht, Probe zu singen, und nun durch die kleine Komödie ihr Ziel erreicht.

**London.** — Mistress Frances Collins, Witwe des Dichters Mortimer Collins und selbst eine Schriftstellerin von Ruf, ist auf einem Landgute bei Gamberley in der Grafschaft Surrey gestorben. Im Jahre 1868 hatte sie sich mit Collins verheiratet und wurde ihm nicht nur eine liebevolle Gefährtin für das Leben, sondern auch eine eifrige Mitarbeiterin an seinen literarischen Werken. Mit ihm zusammen schrieb sie mehrere Romane und gab nach seinem Tode (1876) in zwei Bänden heraus: „Mortimer Collins, his Letters and Friendships.“ An vielen Zeitschriften war die Verblüthe eine geschätzte Mitarbeiterin.

Unter dem Namen Fingerring-Liga (Thimble-League) hat sich eine Damen-Vereinigung zu dem Zwecke gebildet, den armen Frauen und Mädchen des östlichen London Arbeit und Gewerbe zu schaffen. Die Mitglieder der Gesellschaft haben persönlich die bedürftigen weiblichen Wesen aufgesucht und ihnen bereits zugeschnittene Stoffe übergeben, für deren Fertigstellung eine angemessene Zahlung seitens des Vereins geleistet wird. In der ersten Begeisterung sowie unter dem Eindruck der tumultuarischen Vorgänge jüngster Zeit, die ein so namenloses Uebel aufgedeckt, ist die Theilnahme an dieser Fingerring-Liga außerordentlich rege.

**Belgrad.** — König Milan von Serbien stiftete unter dem Namen „Königin Natalie Erinnerungs-Medaillen“ eine Medaille für Frauen, welche sich während des letzten serbisch-bulgarischen Krieges in der Pflege der Verwundeten auszeichnet haben. Die Medaille, die in Gold und in Silber verliehen wird, hat die Form eines ovalen Ringes mit der Aufschrift: „Für die Unterföhlung der verwundeten und kranken Soldaten im Kriege.“ An dem unteren Theile des Ringes ist eine Schleife mit dem serbischen Wappen angebracht; oberhalb des Ringes befindet sich die serbische Königskrone und um den Ring ein Bortbeerkranz. In dem Ringe selbst ist das Monogramm der Königin angebracht. Die Medaille wird an einem lichtblauen seidenen Bande auf der linken Brustseite getragen.

**Bombay.** — Daß die öffentliche Aufmerksamkeit in England auf die traurige Lage der indischen Frauen hingelenkt wurde, ist das Verdienst einer Hindu-Dame, Kurnibai mit Namen, die in ihren, in der „Times of India“ erschienenen und „Eine Hindu-Lady“ unterzeichneten Berichten die Mißstände offen darlegte. Kurnibai schöpfte hierbei aus eigener Erfahrung. Als Kind von elf Jahren wurde sie mit einem einige Jahre älteren Knaben verheiratet, blieb indessen, bis sie zur Jungfrau herangewachsen, im elterlichen Hause und erhielt eine bessere Erziehung, als sie sonst Hindu-Mädchen zu Theil zu werden pflegt. Ungewöhnlich begabt, erwarb sie sich auch Kenntnisse, die das Wissen ihrer Stammesgenossinnen weit übertrug, jedoch sie, zum heirathsfähigen Alter gelangt, auch nach europäischen Begriffen für eine gebildete junge Dame gelten konnte. Man mag sich nun ihren Schrecken vorstellen, als Kurnibai in dem Manne, dem sie als Gattin folgen sollte, einen ganz unwissenden und rohen Menschen erkannte, der an Bildung und Erziehung wenig über dem Niveau eines gewöhnlichen Arbeiters stand. Sie verweigerte die Anerkennung der ohne ihre Zustimmung geschlossenen Ehe, und der englische Gerichtshof, an den sich der verschmähte Gatte wendete, gab ihr Recht. Der Zurückgewiesene begnügte sich indessen nicht mit diesem Urtheil, sondern appellirte an den obersten Gerichtshof in Bombay, welchem die Sache jetzt zur Entscheidung vorliegt. Nach Lage der indischen Verfassung ist es leider wahrscheinlich, daß das Urtheil, so sehr auch die englischen Richter mit der armen, für die freie Selbstbestimmung des Weibes kämpfenden Dame sympathisiren mögen, zu Gunsten des Mägers ausfallen wird. Indessen sprechen alle Anzeichen dafür, daß dieser Fall den Anlaß zu einer gründlichen Umgestaltung des indischen Eherechts geben wird.

**Newyork.** — Die amerikanische Frauen-Räthigkeits-Vereinigung, — mit ihrem ganzen, etwas weitschweifigen Titel National Woman's Christian Temperance Union, — zählt nicht weniger denn zweihunderttausend Mitglieder, die sich auf etwa neunhundert Ortsgruppen vertheilen. In jedem Staate und jedem Territorium ist die Gesellschaft durch Zweigvereine vertreten. In dem „Union Signal“ befiht sie ein publicistisches Organ, und die Präsidenschaft führt Miss Frances C. Willard.

— Miss Carrie Bragg, eine Mulattin, ist die Herausgeberin der „Virginia Lancer“, eines zu Petersburg im Staate Virginia erscheinenden Blattes. In den gesammten Vereinigten Staaten ist das genannte Journal das einzige, das von einer farbigen Frau geleitet wird.



# Die Mode.

Nachdruck aus im Einzelnen verboten.

## Mode vom Mai 1786.



Nach einem Stiche nach Pugin im „Cabinet des Modes vom Mai 1786“.

Unter den von den pariser Damen bevorzugten Kleider-Verzierungen stehen einzelne Figuren in Stickerei oder Perlen in der ersten Reihe. Das einfachste Kleid kann durch Vögel oder Schmetterlinge, welche auf dem Rocke, den Armen und am Halsanschnitt geschickt angebracht sind, das Gepräge wahrhafter Eleganz erhalten. Man setzt diese von jungen Mädchen leicht selbst herzustellenden Verzierungen gewöhnlich auf Revers von etwas hellerer Farbe, als der Grund des Stoffes.



Die bis Mitte Juni fort-dauernden kleinen Gesellschaften bieten den eleganten Pariser Damen Gelegenheit zu allerhand reizenden Neuerungen, welche in den Toiletten der Badesaison zur allgemeinen Geltung kommen werden. Mit besonderer Vorliebe wendet man sich dem Stile Louis XIII., seinen geblühten Stoffen und prunkenden Stickereien zu.



Die bis Mitte Juni fort-dauernden kleinen Gesellschaften bieten den eleganten Pariser Damen Gelegenheit zu allerhand reizenden Neuerungen, welche in den Toiletten der Badesaison zur allgemeinen Geltung kommen werden. Mit besonderer Vorliebe wendet man sich dem Stile Louis XIII., seinen geblühten Stoffen und prunkenden Stickereien zu. Eine sehr hübsche Toilette besteht danach aus einem blauschwarzen Rocke, über den ein Doppeltablier aus gelblichem, rosa gefärbtem indischen Musselin kunstlerisch drapirt ist. Ein Ueberwurf aus wassergelbem geblühten Vampas fällt hinten und an einer Seite herab, während er auf der anderen Seite durch eine Schärpe bis zu der vorn langschößigen, aus grünem Sammet hergestellten Taille heraufgenommen ist. Aragen und Aermel bestehen aus gesticktem indischen Musselin. Diese Toilette kann auch in leichten Stoffen, wie Percal, Bastide, Grenadine u. s. w., ausgeführt werden.

Bemerkenswerth an den dies-jährigen Frühlingststoffen ist ihre Verwendbarkeit zu den verschiedensten Zwecken. Man stellt

daraus sowohl ganze Roben, als nur Ueberkleider her. Ein neues Genre eines eleganten Ueberkleides, welches außerordentlich bequem ist, weil es keine weitere Vervollständigung für die Promenade erfordert, besteht aus tabakfarbenern Wollen-Grosgrain, den kleine, braune Schwalben mustern. Der hinten offene Rock wird unter dem Schoße befestigt. Braune Sammet-Agraffen schmücken Devant und Taille des Ueberkleides, zu welchem ein Rock und ein plüschtes Chemiset aus gleichfarbigem voilo oder ganz hellem Beigestoff getragen werden.

Die Haarfrisur à la Récamier, welche augenblicklich modern ist, hat eine andere sehr kleidsame Tracht,



die der geraden, aus einem Stück gearbeiteten Schild-pattkämme, zur Folge gehabt. Der helle Schildpatt dient einem spitzenartigen Kehrwerk aus Ni-Silber zur Unterlage. Ein in eisernem Silber und Gold ausgeführtes Schild nimmt die Mitte des Kammes ein. Die Mode verlangt, daß man an jeder Seite eine dem Kamme ganz ähnliche Nadel in die Frisur steckt. — Eine der hübschesten unter den gegenwärtig so viel getragenen Phantasie-Nadeln ist die gebogene, in Gold gearbeitete und mit kleinen Rubinen besetzte Nadel; die andere, aus matten Silber, stellt ein Ornament des alten pariser Stadthauses dar.



# Neue Handarbeiten.

Nachdruck aus im Einzelnen verboten.

In Wiesbaden fand jüngst eine Ausstellung der Arbeiten statt, welche aus der Industrie- und Kunstgewerbe-Schule der Hof-Kunststickerin Frau Elise Vender hervorgegangen sind. Diese Schule, welche am 15. April 1885 eröffnet wurde, zählt gegenwärtig bereits achtundsechzig Schülerinnen, deren Leistungen sich die größte Anerkennung erworben. Besonders Interesse erregten auf der Ausstellung die zahlreichen, äußerst exact ausgeführten Lederstich-Arbeiten, eine Technik, welche sich immer weiter auszubilden verspricht, und der auch unser Blatt eine beständige Pflege angedeihen läßt.

Unter den Kunststickereien der Schülerinnen verdienen vor Allem die Arbeiten in deutscher Renaissance hervorgehoben zu werden, von welchen wir mit der hier abgebildeten Fahnen-Schärpe eine Probe geben. Auf dunkelgrünem Sammet ist die Schrift, — eine Jubiläums-Widmung, — mit Gold- und Silberfäden, nebst Purpurseide für die Schattenpartien, gestickt. An den beiden Gestalten in Renaissance-Tracht, welche die Mitte der Wandausz einnehmen, bildet prächtig schattirtes Chenille-Stickerei die Gewänder, während Köpfe und Hände gemalt sind und der um das Paar und den Blausammetnen, mit goldenen Eichenblättern geschmückten Schild sich rantende Wein im Plattstich mit Seide ausgeführt ist. Die um 6 Cent. breiteren Endverzierungen zeigen Thier- und Menschenköpfe in roth und grünlich abgetinteter Relief-Stickerei; dazu sind die übrigen Ornamente mit glatten und krausen Goldfäden über Carton-Auflage ausgeführt. Den Abschluß bilden 7 Cent. breite Franzen aus Silber-Gantille, während die der oberen Schleifen-Enden aus Gold-Gantille bestehen. Sehr originell ist die Befestigungsart der Quasten, welche an Silber- und Goldfäden hängend, aus Holzperlen und Eideeln, jene roth, diese goldig überponnen, zusammengeheftet sind. Das Ganze ist mit rothem Atlas gefüttert und wird von einer aus Gold-



Silberfäden und rother Seide gedrehten Schnur begrenzt. — Daß das Fach der praktischen Arbeiten in der Schule nicht minder gepflegt und auch darin ebenso Vorzügliches geleistet worden, Musterbücher mit den geschmackvollsten Dessins und Stoffsücher, welche das Stopfen und Plücken des größten Bauerntuches, wie des feinsten Damast zeigten.

# Wirthschaftliches.

Nachdruck aus im Einzelnen verboten.

## Speisezettell für die feine Küche, nebst Recepten.

- |   |              |
|---|--------------|
| I.  |              |
| Suppe mit Kalbsfüßen . . . . .                                | Recept 1177. |
| Krebse à la bordelaise . . . . .                              | Recept 1178. |
| Roastbeef auf englische Art . . . . .                         |              |
| Lauben in Rothwein . . . . .                                  | Recept 1179. |
| Rehrbraten mit Spargelsalat . . . . .                         | Recept 1180. |
| Blumentohl mit Schweizerkäse . . . . .                        | Recept 1181. |
| Auflauf von saurer Sahne . . . . .                            | Recept 1182. |
| Nachtsich.  |              |
| II.   |              |
| Hühneruppe mit jungen Erbsen . . . . .                        | Recept 1183. |
| Frische, ungefaltene Feringe . . . . .                        | Recept 1184. |
| Suppenhuhn mit Reis und Spargel . . . . .                     | Recept 1185. |
| Einfache Schinkenpastete . . . . .                            | Recept 1186. |
| Gebratene, wie Wild präparirte Hammelkeule mit sauren Gurken. |              |
| Nachtsich.  |              |
| III.  |              |
| Kalbsfleischsuppe mit Hirnpflanzlein . . . . .                | Recept 1187. |
| Röhreier mit Morcheln . . . . .                               |              |
| Schotengemüse mit gebratenem Kal.                             |              |
| Taubenbraten mit Salat.                                       |              |
| Nachtsich.  |              |

### Recepte.

1177. Suppe mit Kalbsfüßen. 8 sauber abgefeigte, möglichst weiße Kalbsfüße werden der Länge nach in zwei Theile gespalten, in frischem Wasser gehörig gespült und auf das Sorgfältigste blanchirt. Hierauf legt man sie in eine passende Casserole, gießt, bis sie bedeckt sind, Fleischbrühe darüber und läßt sie, fest zugedeckt und zur Seite des Feuers gerückt, 2 Stunden unausgeseht, aber ganz langsam kochen. Sodann gießt man das Ganze auf ein Haarfieb und stellt die Kalbsfüße, nachdem sie abgetropft sind, auf einer Schüssel nebeneinander gelegt, zum Erkalten hin, während man die durchgelaufene Brühe gut abfettet. Wenn dies geschehen ist, vermischt man die Brühe mit 2 Gläsern weißen Weines, einem Glase Marjale und  $\frac{1}{2}$  Liter rein entfetteter Kraftbouillon, giebt dann ein Bouquet von feinen Kräutern und eine Messerspitze Cayenne-Pfeffer dazu und stellt darauf das Ganze wieder zur Seite des Feuers, um es noch  $\frac{1}{2}$  Stunde lang, fest zugedeckt, mehr siedend heiß durchziehen, als wirklich kochen zu lassen. Inzwischen entfernt man aus den Kalbsfüßen alle Knochen, Knorpel und Sehnen. Schneidet das an der Haut Hängende in kleine, längliche, möglichst gleichmäßige Stücken, thut sie, nachdem man das Kräuterbouquet aus der Suppe entfernt hatte, in diese hinein, läßt Alles nochmals heiß werden und richtet dann die Suppe über feinen, mit Krebsbutter bereiteten Fleischklößchen an.

1178. Krebse à la bordelaise. Man hat 4 große Zwiebeln, 4 Carotten, eine Fehle Knoblauch und mehrere Schalotten sehr fein, giebt dies mit 100 Gr. frischer Butter in eine nicht zu große Casserole und läßt es zugedeckt, bei schwacher Kochhitze und öfterem Umrühren, 10—12 Minuten, ohne daß es brät oder Farbe annimmt, durchdünsten. Dann gießt man 1 Glas weißen Wein, 1 Glas Madeira und 1 Glas Cognac dazu, vermischt Alles mit einem Holzlöffel und zündet es mit einem hell und klar brennenden Fibiüs an. Wenn die Flamme, welche nur einige Sekunden lang zu brennen braucht, erloschen oder auch durch Jubeden gelöscht ist, thut man 4 ganz fein gehackte, hartgekochte Eidotter, Petersilie und Thymian dazu, würzt das Ganze noch recht scharf, besonders mit Cayenne-Pfeffer, und rührt die nun fertige Sauce, welche hübsch blüblig sein muß, nochmals über dem Feuer, bis sie ganz heiß ist. Inzwischen hatte man Krebse recht roth gekocht und das Fleisch, nachdem man es aus den Schalen gebrochen, auf einer erwärmten Schüssel hügelartig angerichtet. Möglichst heiß, werden nun die Krebse mit der ebenfalls heißen Sauce maskirt und sofort servirt.

1179. Lauben in Rothwein. Junge Tauben werden in gewohnter Art zum Braten hergerichtet, drossirt und am Spieß oder im Bratofen, in beiden Fällen mit gebräunter Butter und unter fleißigem Begießen mit derselben, zu hellbrauner Farbe, aber nur halb gar gebraten. Hierauf hebt man sie auf ein sauberes Küchensbrett und schneidet sie der Länge nach, durch Brust und Rücken, in zwei gleiche Theile, streicht alsdann eine Dige vertragende Schüssel, am besten eine Pastetenschüssel, in welcher die Tauben auch servirt werden müssen, mit Butter aus, legt die Taubenhälften dicht neben- und aufeinander hinein, streut in Butter gedämpfte Morcheln, kleine Semmel- und Eierklößchen dazwischen, tröpfelt den Fond, worin die Tauben gebraten sind, darüber und gießt so viel Rothwein dazu, daß er mit dem Eingeschichteten gleich hoch steht. Nun deckt man ein mit Butter befeitetes Papier darüber und läßt die Tauben im Ofen eine knappe halbe Stunde dämpfen. Beim Anrichten wird das Papier von der Schüssel entfernt, der Rand derselben gereinigt und dann sogleich das Gericht servirt.

1180. Spargelsalat mit Butter. (Ohne Oel). Der Spargel wird äußerst exact, damit kein Häferchen daran bleibt, geschält, in Bündchen gebunden und in weichem, schwach gesalzenem Wasser rasch gar gekocht. Sodann hebt man ihn aus dem Wasser auf eine in einem Siebe ausgebreitete Serviette, läßt hier die ungebundenen Häfchen ab und schneidet den Spargel in ungefähr 3 Cent. lange Stücke, welche man, bis zum völligen Erkalten, mit den überhängenden Zipfeln der Serviette bedeckt. Nun schwingt man reichlich Butter mit einem kleinen Eßlöffel Weizenmehl 4—5 Minuten lang, wobei das Mehl aber ganz weiß bleiben muß, verrührt es dann mit soviel Spargelwasser, bis es wie ein dickflüssiger Brei erscheint, aus welchem die Butter nicht mehr hervortritt, und stellt diesen Brei, während man ihn, damit er nicht bicker und steifer wird, unangeseht rührt, zum Kaltwerden hin. Nach dieser Zeit verrührt man die Buttermehlschwitze mit 1—2 Eidotter recht glatt, giebt dann tropfenweise, unter fortwährendem Rühren, den nothwendigen Essig, etwas Salz und, sollte die Sauce noch zu dick erscheinen, Spargelwasser dazu. Die inzwischen erkaltenen Spargelstücken schüttet man jetzt lageweise, jede Lage erst mit einigen Löffeln voll Sauce begießend, in eine Salatschüssel und stellt, wenn die letzte Lage mit Sauce bedeckt ist, den Salat  $\frac{1}{2}$  Stunde vor dem Serviren zum Durchziehen hin. Diese Sauce, welche gut gebunden, aber nicht so dick wie Mayonnaise-Sauce sein soll, eignet sich auch vorzüglich zu Blumenkohl- und Schwarzwurzel-Salat.

1181. Blumentohl mit Schweizerkäse. Ein tabelloser, fester und recht weißer Blumentohl-Kopf wird richtig gepulst, hiernach in möglichst große Rollen, an welchen man jedesmal einen Theil



des bereits abgeseigten Hauptstieles fügen läßt, geliebt und dann, damit die, oft ganz im Innern der Kohlstände befindlichen Rauben herausziehen, 10-15 Minuten in kaltes Salzwasser gelegt. Dierauf spült man den Kohl in frischem Wasser ab, thut ihn in siedendes Wasser, läßt ihn darin halb gar kochen und legt ihn zum Abtrocknen auf eine dicke Serviette, deren Zipfel man auch von oben darüber deckt. Nun kocht man mit Hilfe einer weißen Goulis, Bouillon, Blumenkohl-Brühe, Salz und wenig Nussblättchen eine dicke, kräftige, weiße Butterauce und vermischt sie, unter tüchtigem Rühren, mit 125 Gr. geriebenem Schweizertase. In diese Sauce taucht man nun die einzelnen Zweige des Blumenkohls und legt sie dann in eine vertiefte, fett mit Butter ausgefischene Schüssel, hübsch geordnet, hinein. Aldann bestreut man die Oberfläche mit geriebenem Käse und etwas Semmelkrumen, legt kleine Butterstüchlein darauf und läßt so die Speise 20 Minuten im mäßig heißen Ofen baden. Der Kohl wird in der Schüssel, worin er gebacken ist, servirt.

**1182. Anlauf von saurer Sahne.** Zu einem Liter dicker, saurer Sahne, die man recht schäumig geschlagen hatte, giebt man nach und nach 125 Gr. gestohenen Zuder, an welchem vorher das Gelbe einer Citrone abgerieben worden, 8 Eidotter, 2 Eßlöffel fein durchgeseigte Kartoffelstärke und ebensoviele Weizenmehl hinzu und schlägt dies Alles zu einem cremeartig leichten Teig, den man dann noch mit dem steifgeschlagenen Schnee von 8 Eiweiß reich durchsiebt und dann sogleich in eine mit Butter ausgefischene Anlaufform füllt. Die Form wird nun schlenig in ein siedendes Wasserbad gestellt und so der Anlauf in einem mäßig heißen Ofen, ohne daß das Bad ferner wirklich kochen darf, in 40-45 Minuten fertig gebacken.

**1183. Hühneruppe mit jungen Erbsen.** Von einem recht guten, fetten Suppenhuhn legt man eine kräftige Fleischbrühe, wozu man gebotenen Falls noch etwas Rindfleisch mit verwenden kann. Aldann packt man ein Sträußchen Petersilienblätter, ebensoviele Kerbel und einen kleinen Salatkopf ganz fein, verrührt dies mit 2 hartgekochten Eidottern und stellt es vorläufig bei Seite. Wenn das Suppenhuhn saftig gar gekocht ist, hebt man es in eine kleine Casserole, gießt ein wenig von der Brühe dazu, deckt es zu und stellt es warm. Die übrige Hühnerbrühe gießt man durch ein Sieb, setzt sie rein ab, thut sie darauf nebst den gebackten und bei Seite gestellten Ingredienzien in eine Casserole und läßt Alles zusammen noch ein Viertelstündchen kochen. Gleichzeitg kocht man 1/2 Liter ganz junge Erbsen mit wenig Butter in gesalzenem Wasser gar, schüttelt sie in die Suppenterrine und richtet die heiße Hühnerbrühe, während man sie durch ein Sieb streicht, darüber an.

**1184. Frische, ungelagerte Heringe.** Die Heringe werden, nachdem sie gereinigt und gespült sind, in eine sehr kräftig gewürzte Marinade gelegt, nach Verlauf einer Stunde in derselben nur eben aufgekocht und dann zum Erkalten hingestellt. Beim Anrichten hebt man sie vorsichtig, damit sie nicht zerbrechen, auf eine längliche Schüssel, garnirt sie mit hartgekochten Eiern und kleinen Pfeffergurken, gießt dann etwas von der Marinade darüber und servirt die Heringe.

**1185. Suppenhuhn mit Reis und Spargel.** Zu dem warmgestellten Suppenhuhn (S. Recept 1183) macht man in einem Theile des abgeseigten Bouillonfettes mit einem Eßlöffel Mehl eine weiße Rehschwitze, verrührt diese mit der Brühe, in welcher bis jetzt das Huhn lag, zu einer bländigen Sauce und würzt sie mit Citronensäure, Nussblättchen und Salz. Inzwischen kocht man auch 200 Gr. besten Reis mit 1/2 Kilo geschältem und in Stücke geschnittenem Spargel in Wasser und dem übrigen abgeseigten Bouillonfette gar und did und schneit auch das Huhn in passende kleine Theile. Letztere richtet man jetzt buschartig auf der Mitte einer runden Schüssel an, legt ringsum einen Rand von dem Spargelreis und maskirt das Ganze mit der bländigen Sauce. Darüber gestreute ausgebrochene Krebschwänze verfeinert das Gericht sehr.

**1186. Schinkenpastete.** Von 170 Gr. erweichter, in Stückchen zerhackter, frischer Butter, 3 ganzen Eiern, 1/2 Overtasse guter Milch und 375 Gr. feinstem Weizenmehl knetet man möglichst reich mit leichter Hand einen glatten Pasteten-Mürbeteig und legt ihn 1/2 Stunde zum Ausruhen an einen kalten Ort. In dieser Zeit hadt man 1 1/2-2 Kilo gekochten Schinken und 1/2 Kilo gekochten Schinkenspeck recht fein, verquirlt dies gehörig mit 6-7 ganzen Eiern und 1/2 Liter dicker Sahne, bis die Masse cremeartig erscheint. Dann rollt man den Mürbeteig bleibederdick aus, schneidet hiervon eine Platte zum Belegen einer Rehspeisen-Form und von dem übrigen ausgerollten Teig einzelne Deckel in Größe der Form aus. Letztere wird nun mit zerlassener Butter ausgefischtem, hiernach mit der Teigplatte recht glatt ausgelegt und dann mit der Schinkenmasse und den Teigdeckeln lagenweise gefüllt, d. h. jede eingefüllte Schinkenlage mit einem Teigdeckel überdeckt, bis ein solcher den Beschluß macht. Das Ganze wird in einen stark geheizten Ofen gestellt, wo die Pastete eine Stunde lang baden muß. Die Pastete wird, auf eine Schüssel gefüllt, meistens ohne Sauce servirt; doch kann auch eine Tomaten-, Senf- oder Burgunder-Sauce dazu gereicht werden.

**1187. Rühreier mit Mordeln.** 10-12 ganze Eier verquirlt man mit 5 Eßlöffeln Milch, giebt das nöthige Salz dazu und macht davon in 80 Gr. Butter, welche man, bevor die Eier hineinkommen, recht heiß werden läßt, ein recht großlödiges, weiches Rührer, welches man im letzten Augenblicke des Anrichtens durch Hinzufügung von 6-8 Eßlöffeln grob zerhackter, in Butter geschwichteter Mordeln verfeinert. Das Rührer muß dann sofort angerichtet und servirt werden. D. v. W.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

**Fragen.**

**Trocknen von Blumen.** — Wie trocknet oder präparirt man Blumen, insbesondere Weilschen, derart, daß sie ihren Duft behalten? Junge Norddeutsche.

**Glasbilder mit Hilfe der Photographie.** — Vor einiger Zeit sah ich ein sehr hübsches, auf Glas gemaltes Bild, welches angeblich mit Aufnahme einer Photographie hergestellt wurde. Wer giebt mir Auskunft über die Art und Weise der Aufertigung solcher Bilder? Klona B. in B., Ungarn.

**Corn bread.** — Wie wird dies Brod bereitet? In Hotels in America und auf den Ocean-Dampfern wird dasselbe beim Frühstück servirt. Das mir von meinem chinesischen Koch in China gegebene Recept hat mich im Stiche gelassen. Pokee Mississ.

**Wißt Du getrost durch's Leben gehen.** — In einem Stammbuche las ich folgende Verse:  
 Wißt du getrost durch's Leben gehen,  
 Blick' über dich;  
 Wißt du dich selbst in deinem Werthe sehen,  
 Blick' in dich;  
 Wißt du nicht fremd im Leben stehen,  
 Blick' um dich.

Wer weiß den Namen des Dichters zu nennen?  
 Junge Norddeutsche.

**Nervenleiden.** — Wer kann mir ein Buch, das die Heilung von Nervenleiden behandelt, empfehlen? Anna W. in Breslau.

**Antworten.**

**Verblüthene Schrift** (105) auf Documenten und dergl. kann vollkommen leselich gemacht werden, wenn man sie, mittelst eines Haarpinsel, mit einer Auflösung von blausaurem Kali in Regenwasser überstreicht. Natürlich darf das Papier nicht zerstört sein. St. G. in N.

**Verblüthene Schrift** (105) kann wieder gut lesbar gemacht werden, wenn die beschriebene Seite einige Secunden über Chlor-Ammonium (Salmiatgeist) gehalten wird. — vorausgesetzt, daß die Tinte aus Gerbstoffen, wie Galläpfel, Blauholz u. d. G. besteht. War aber die Tinte aus den jetzt so häufig verwendeten Anilin-Farbstoffen, wie Methylviolett u. A. bereitet, — man erkennt dies leicht an der blauen Farbe der Schrift, — so hilft kein Auffrischungsmittel mehr. Malwine S. in Wien.

**Diensthofen-Schule** (86). — Zu den in Nr. 6 veröfentlichten Mittheilungen über die vom Vette-Verein in Berlin errichtete Diensthofen-Schule ist noch nachzutragen, daß die Ausbildung der Mädchen auf ein Jahr berechnet ist, und daß sie auch in der Anstalt (Kraupachstr. 1) wohnen können. Der Lehrplan umfaßt folgende Gegenstände: 1) Waschen, Plätten, Kochen, Zimmerreinigen und Bedienen. 2) Handnähen, Ausbessern, Stopfen, Flicken, Raschmännchen, Wäscheputzen und Schneidern. 3) Raschhülle im Lesen, Schreiben, Rechnen, Deutsch, sowie Lebung im Gesang. — Diejenigen, welche an allen Unterrichts-Curien Theil nehmen und außerdem volle Verpflegung nebst Wäsche und sonstigen Bedürfnissen erhalten, zahlen für das Jahr dreihundert, diejenigen, die in der Anstalt unterweisen und bestreut werden (Frühstück und Abendbrot ausgeschlossen), dort aber nicht wohnen, zweihundert Mark. Für Schülerinnen, die nur einzelne Unterrichtszweige zu benutzen wünschen, sind entsprechende Gebührensätze festgesetzt worden. D. R.

**Rothweinflecke in Tischwäsche** (31) beseitigt man mit kochender Milch, indem man die befestigten Stellen hineintaucht und einige Secunden darin hält. Man reibt dann ein wenig und wiederholt das Verfahren, falls die Flecke hartnäckig sein sollten. Wenn sie auch scheinbar nicht gleich gänzlich entfernt sind, so vermindern sie doch in der Wäsche. Eine Dresdnerin.

**Rothflecke in Stahl** (105) sind zu beseitigen, indem etwas Schmirgelpulver, mit Spiritus angefeuchtet, mit einem Kork auf die rostige Stelle aufgetragen und damit abgeputzt wird. Dieses Schmirgelpulver, mit etwas Del gemischt, giebt dem Stahl einen schönen, neuen Glanz. A. J. J.

**Flecke auf Marmorplatten** (64). — Es ist nicht gerathen, irgend welche Säuren anzuwenden. Ein Tropfen Eau de Javelle auf jeden Fleck, nöthigenfalls abwechselnd mit Salmiatgeist, beseitigt die Flecke. Nachher muß gut mit Wasser nachgewaschen werden. W. R.

**Grünarbene Tischwäsche mit blauer Kante** (105). — Bei dem Conserviren von grünarbenen Tischzeug mit blauen Rändern kommt es oft viel weniger auf die empfohlenen Sideremittel, wie Gallseife u. d. G., als auf eine vorsichtige Behandlung des Gewebes selbst an. Man bereitet von guter Oberhalbseife, die man in kleine Stücke schneidet, eine gewöhnliche Schälseife, in der sich bei tüchtigem Kochen die einzelnen Seifenstückchen vollkommen auflösen, und gießt davon soviel unter eine entsprechende Quantität von weichem, warmem Wasser, daß dieselbe, tüchtig geschlagen, recht schäumig wird und reichlich damit getränkt ist. Man legt man das zu waschende Stück glatt auf den Boden des Fasses, übergießt es mit dem lauwarmen Wasser und reibt es strichweise mit einem weichen Tuche so lange, bis es sauber genug erscheint. Das Glatliegen des Stückes, das Reiben mit einem anderen Tuche ist eine große Hauptsache, da die Farben, in den Händen gerieben, leicht ineinander laufen und erblasen. Ebenso achtet man auf das Trocknen. Am besten wird man thun, die nur lauwarm gewaschenen Gegenstände sofort in kaltem Wasser, — das man mit ein wenig Essig versetzen kann, — klar zu spülen, dieselben zwischen trockenen Tüchern anzujuringen, und mit mäßig heißen Bolzen feucht zu plätten. Keinesfalls lasse man die gespülten Wäschestücke ausgetrocknet aufeinander geworfen liegen, sondern schlage sie gleich in den Händen aus, hänge sie glatt, weder an hellem noch sonnigem Plage der Luft ausgelegt, auf und überdecke sie zur Vorsicht mit einem weichen Tuche, da namentlich blaue Farbe in feuchtem Zustande leicht von warmer Luft ausgeflogen wird. G. R.

**Stärke-Recept zur Herstellung der Wäsche „au Neu“** (143). Zu diesem etwas complicirten, aber vortreflichen Recept sind erforderlich: 1/2 Pfund beste Reisstärke, 2 Blatt weiße Gelatine, für 5 Pfennig weißes Wachs, ein gehäufte Eßlöffel Borax. Nachdem man die Stärke in 1/2 Liter kaltem Wasser aufgelöst und tüchtig gerührt hat, thut man die Gelatine in eine saubere kleine Casserole, übergießt sie mit 1/2 Liter Wasser, rührt sie auf dem Feuer, bis das Wasser zu kochen beginnt, wirkt dann das Wachs hinein, zieht die Casserole zurück, giebt einen Eßlöffel der klar gerührten Stärke hinzu und läßt die Masse unter beständigem Rühren noch einmal aufkochen. Inzwischen gießt man zu der kalten Stärke 1/2 Liter heißes Wasser, rührt sie tüchtig durch und vermischt sie mit der Gelatine. Der in einer zweiten Casserole mit 1/2 Liter Wasser aufgelöschte Borax wird zuletzt in die nun fertige Stärke gegossen, die selbst also gar nicht auf's Feuer kommt. Diese Stärke verleiht der Wäsche einen sehr guten Glanz. A. G.

**Johannisbeer-Wein** (143). — Zur Herstellung von Johannisbeer-Wein verwendet man rothe, weiße und schwarze Trauben. Dieselben werden von den Stielen befreit, in einenbeutel von reiner, starker Leinwand gethan, und mittelst Beschwerung gut ausgepreßt. Zu dem ausgepreßten Saftes setzt man ein gleiches Quantum weiches Wasser, — kein Brunnenwasser, — hinzu, sodas die Flüssigkeit halb aus Saft, halb aus Wasser besteht, und giebt pro Liter 1/4-1 Pfund feinen Zuder daran. Nach vollständiger Auflösung des Zuders läßt man die Masse in ein reines Faß laufen. Ist dasselbe gefüllt, so bringt man es in den Keller auf ein festes Lager; es muß vor jeder Bewegung bewahrt bleiben. Der Spund wird nicht fest eingeseht. Nach wenigen Tagen beginnt die Gährung, und sobald dieselbe beendet ist,

fällt man das Faß wieder voll, und zwar muß man, um dies bewerkstelligen zu können, einen Theil der Flüssigkeit zurück behalten. Nun wird der Spund abermals eingeseht, doch nur locker, damit das sich entwickelnde kohlensaure Gas einen Ausweg finde; wenn das Rauschen im Faße aufhört, darf man den Spund fest einschlagen. Der Wein muß bis zum nächsten Frühjahr unberührt liegen bleiben; dann kann er auf Flaschen gefüllt werden. Beim Abziehen darf das Faß nicht zu nahe der unteren Seite, auf der es liegt, angebohrt werden, weil sonst leicht ein trüber Bodensatz in die Flaschen kommt. Man thut darum gut, die erste Oeffnung ungefähr in die Mitte des Bodens zu stoßen, um bei dem allmählichen Leerwerden des Fasses mit der Anbohrung tiefer herunter zu gehen, soweit, bis der Wein trübe zu werden beginnt. Beobachtet man diese Vorsicht, so wird man einen vollkommen hellen, klaren Flaschenwein gewinnen, der, um dauerhafter zu werden, pro Flasche mit einem Theelöffel echten Cognacs versetzt werden kann. Zu bemerken ist ferner, daß die Flaschen nicht ganz fest verschlossen werden dürfen, da das, wenn auch in geringer Menge sich entwickelnde kohlensaure Gas sie leicht sprengt. Erst nach einigen Tagen, wenn man im Weine keine Bewegung mehr verspürt, müssen die Flaschen fest verkorkt werden. — Wünscht man jungen Johannisbeer-Wein moussirend zu machen, so wartet man, bis er gut abgeseigt, hell und klar ist, füllt ihn in starke Champagnerflaschen, setzt einer jeden Flasche einen Theelöffel feinen Candiszucker bei, verkorkt, verpicht und verbindet die Flaschen — zum Verkorken bedient man sich guter Champagner-Pfropfen, — und läßt den Wein einige Wochen in milderer Temperatur, 10 bis 15° R., still liegen. — Solcher Oest-Schaumwein kann auch auf andere Art, mit Entwicklung der kohlensauren aus Salzen, erzielt werden. Man füllt in die Flasche achtundzwanzig Theile Johannisbeer- oder anderen Obstwein, einen Theil Zuder, ein achtel Theil Weinsteinäure in Krystallen, ein achtel Theil doppeltkohlensaures Natron, schließt, verbindet, verpicht die Flasche gut, stellt sie an einen kühlen Ort, schüttelt sie öfters, bis die Krystalle sich vollständig gelöst haben, und hat, sobald dies geschehen, einen fertigen Wein. — b —

**Garten-Erdbeeren ohne Büchsen-Verlöschung einzufachen** (105). — Beim Einmachen der Erdbeeren verfähre ich seit Jahren, wie folgt, und habe stets vorzügliche Resultate erzielt. Auf 1 Kilo Erdbeeren nehme ich 1/2 Kilo Raffinade, wosche die Früchte schnell, überstreue sie mit der Hälfte des gestohenen Zuders, lasse sie 2 Stunden stehen und lasche dann die andere Hälfte des Zuders mit dem erhaltenen Saft der Früchte. Ist der ganze Zuder gut klar gekocht und geschäumt, so thue ich die Beeren einen Moment in den kochenden Saft, lasse sie einmal aufkochen, gieße sie dann schnell in eine bereit stehende Porzellanpfale und überstreue sie, auf 1 Kilo Frucht gerechnet, mit 10 Gr. pat. Conservesalz von Jannasch in Vornburg. Nach einigen Stunden, — es kann auch erst am folgenden Morgen geschehen, — gieße ich den Saft, der sich nun reichlich aus den Beeren gezogen hat, sorgfältig ab, lasse ihn gut eintochen, werfe die Erdbeeren nochmals in den Saft, lasse sie aufkochen, thue sie zuerst in die Gläser und gieße dann den Saft darüber. Reine Einmachegläser habe ich stets mit eingedrehten Glastöpfeln, schwefele sie gut aus und binde noch Pergament-Papier über die Stöpfel. Das Patent-Conservesalz hat wenig Salzgehalt und beläßt den Früchten durchaus das Aroma und die Farbe. A. R.

**Garten-Erdbeeren einzumachen** (105). — Man thue die Früchte in die zum Einmachen bestimmten Gläser oder Büchsen, lasche den hierzu erforderlichen Zuder klar und lasse ihn erkalten. Dann gießt man ihn über die Erdbeeren, welche man also ungekocht vorher in den Gläsern bereit stehen hat. Auf diese Weise behalten die Erdbeeren nicht allein ihre Größe und Form, sondern auch ihr Aroma und halten sich, mit Pergament-Papier gut verbunden, sehr lange. — Eine andere einfache Art des Einmachens von Erdbeeren ist folgende: Zu 1 1/2 Kilo Früchte nimmt man 1/2 Kilo Zuder, welchen man mit einer Tasse Wasser kocht; dann legt man einen Theil Erdbeeren hinein und läßt sie kurz aufkochen. Hierauf nimmt man sie heraus und legt wieder einen Theil hinein, und fährt so fort, bis alle Früchte gekocht sind. Nun läßt man den Saft noch etwas eintochen, thut die Erdbeeren in Gläser und gießt den Saft darüber, legt auch in der Größe des Glases ein Papier, in Salicyl-Lösung getaucht, darauf und bindet es fest zu. Sparfame Hausfrau.

A. R. — Dektor ist griechisch und darmit mit „f“. Victor lateinisch und deshalb mit „c“ zu schreiben.  
 Passionsblume. — Die Erzählung ist und nicht bekannt.  
 Clotilde J. in Wöhrden. — Solche Antiquitäten haben Liebhaber-Verth; ein Preis läßt sich nicht bestimmen. — Die Breite der im „Kunstgewerblichen“ abgebildeten Gegenstände hängen Sie hängt im Inkraten-Theile angegeben; so denjenigen der Brosche auf Seite 125 (N. 12).  
 A. v. L. — „Sentab“ giebt in umgekehrter Ordnung der Buchstaben den eigentlichen Namen der Klavierarten wieder: Fortsch.  
 Wädgelerige aus Toronto. — Ein Buch, welches Anleitung zum Magnetisiren enthält, kennen wir nicht; auch ist und von einem Geistesheil mit Ausbildung vieler „Stund“ nichts bekannt. Vielleicht erhalten wir von besser unterrichteten Auskunft.  
 Junge Hausfrau. — Rostige Gläser reinigt man durch Waschen mit warmem Wasser und zerstoßenen Eierschalen. — Messer sind, nachdem sie abgewaschen und sorgfältig abgetrocknet sind, mit Schmirgelpulver zu reinigen und alddann mit einem Tuche trocken abzuwischen.  
 A. R. — Die Goldstücke müssen stets das gleiche Wasser erhalten; im Winter genügt die Feuererung an jedem zweiten oder dritten Tage. Auch muß man die Hände während der kalten Jahreszeit nur selten wässern.  
 Adonietin in Feibitz. — Die wachen Sie auf das dreifache Garn Nr. 30 her, „Rech. Zwirnerei Döllbroun, vorm. Adernann und Co.“, Seidbeim bei Döllbroun, antwortlich. Dieses Garn ist besonders für Knäufelarbeiten geeignet und in allen Farben vorräthig; das Kilo kostet M. 6.50 bis M. 7. Zu einzelnen Radials, 3 50 Gramm, stellt sich der Preis auf 40 bis 50 Pf.  
 „Potola“. — Soeben ist eine „Anleitung zum Porzellanmalen und Einbrennen der Malereien“ von Hermann Bouffier bei Chr. Eimard in Wiesbaden erschienen. Das Büchlein dürfte Ihren Anspürchen genügen.  
 F. H. J. — Selbstverständlich werden die Beiträge honorirt. Für Gedächtnisse haben wir indessen keine Verwendung, und an Revellen stellen wir höchste literarische Ansprüche.  
 Seidenen. — Ja, esch nicht auf Schloß Miramar, sondern auf Schloß Mirabell bei Salzburg, dessen reinesse Voranklagen unter Nr. 13 v. J. im Wäbe verfähre, lebt die Färbung; sie ist die Mutter des jetzt regierenden Fürsten. Unter dem Pseudonym „R. Dornheim“ schrieb sie „Jadwiga, Königin von Polen“, „Lose Blätter“, Gedichte. Im Verträgen vergleichen Sie die Antwort unter „Rimola“ in voriger Nummer.

Zu dieser Nummer gehört für die Abonnenten der großen Ausgabe ein Modenbild und ein Kinderbild.

Von der „Illustrierten Frauen-Zeitung“ erscheinen jährlich 24 Unterhaltungs-Nummern zu je 2 bis 2 1/2 Doppelbogen, 24 Moden-Nummern, 12 Schnittmuster-Beilagen und 12 farbige Modenbilder; vierteljährlicher Abonnements-Preis 2 M. 50 Pf. (1 Guld. 50 Kr., mit Postzusendung 1 Guld. 80 Kr.) Die Heft-Ausgabe bringt ferner jährlich 12 Kunstblätter „Bildermappe“; das Heft (24 jährlich) kostet 50 Pf. (30 Kr.) Die Ausgabe mit allen Kupfern (jährlich 36 farbige Modenbilder, 12 Kostümbilder und 12 farbige Kinderbilder) kostet vierteljährlich 4 Mark 25 Pf. (2 Guld. 55 Kr., mit Postzusendung 2 Guld. 85 Kr.) — Alle Buchhandlungen nehmen jederzeit Bestellungen an, mit Ausnahme für die Heft-Ausgabe auch alle Postanstalten.



### Anzeigen,

Sollte nicht als für die „Illustrirte Frauen-Zeitung“ ungeeignet von uns angesehen werden sollten, finden zu dem Preise von 1 Mark für die einseitige Nonpareille-Zeile oder deren Raum Aufnahme, soweit der dafür bestimmte Platz reicht. Annahme der Anzeigen in allen Annoncen-

Bureaux, sowie in den Expeditionen der Illustrirten Frauen-Zeitung in Berlin W., Potsdamer Straße 38, und in Wien I., Dieringstraße 3.  
Interessenten erhalten das Blatt kostenfrei mit der Post zugelandet, so lange der Insertions-Auftrag dauert.

Verlag von Franz Kipperheide in Berlin.

Lehrbücher der Modenwelt.  
Erster Band.

## Die Anfertigung der Damen-Garderobe.

Von Hedwig Lechner und Gunda Beeg.

Mit 658 Illustrationen. — Kleines Quarto-Format.  
In elegantem Einbände 11 Mark 40 Pf.

Von den zehn Abtheilungen, in welche der reichhaltige Inhalt des Werkes zerfällt, lehrt die erste das Maßnehmen, die folgende die zweckmäßigste Benutzung von Schnittmustern, sowie kleinen Schnitt-Übersichten, die dritte giebt Anweisung zur selbständigen Aufzeichnung von Schnittmustern. Dem Zuschneiden und Fertigstellen nach diesen, den Nähen, Befestigungen und Schluß-Einrichtungen sind besondere Abtheilungen gewidmet. Ebenso wird das große Gebiet der Besätze und Garnituren selbständig mit anschaulichen Darstellungen behandelt. Den Schluß bildet die Behandlung und Darstellung einer Reihe von fertigen Gegenständen.

Einen besonderen Vorzug des Werkes bilden die sehr zahlreichen, den Text erläuternden Illustrationen.

So wird dieses Lehrbuch nicht nur Neulingen ein sicherer Leitfaden, sondern auch schon Erfahreneren vermöge seiner Vollständigkeit und Ausführlichkeit ein sehr willkommener Rathgeber sein.



### Für Kunstfreunde.

Der neue Katalog der Photographischen Gesellschaft, Berlin (enthaltend moderne u. klassische Bilder, Proben und Galerienwerke, Photographiren etc.), mit 5 Photographien nach Kuhn, Kröner, Nafel, Boretto ist erschienen und durch jede Buchhandlung oder direct von der Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung von 50 Pfg. in Bechmarken zu beziehen.

### Vornehmstes Ostergeschenk!

**H. Heine's Buch der Lieder.**  
Illustrirt von Paul Thumann.  
Quartformat.  
Schöner Prachtband.  
Preis 25 Mark.  
Cabinetausgabe:  
9 Bilder ohne Text  
in reicher Mappe.  
Preis 10 Mark.

### Schönstes Festgeschenk!

**Lebens-Lieder u. Bilder.**  
Von A. v. Chamisso.  
Illustrirt von Paul Thumann.  
Mit 9 Lichtdrucken und 29 Holzschnitten.  
Originalprachtband.  
Preis M. 20.  
Cabinetausgabe:  
9 Bilder ohne Text  
in reicher Mappe.  
Preis M. 10.

Verlag von Adolf Cize in Leipzig.

## BADEN-BADEN.

Längst bekannte alkalische Kochsalzthermen von 44-60° C. Chlorlithium-Quelle von hervorragendem Gehalte.  
**Neue Grossherzogliche Badeanstalt „Friedrichsbad“**  
während des ganzen Jahres geöffnet.  
Musteranstalt, einzig in ihrer Art in Vollkommenheit und Eleganz.  
Mineral- und medicin. Bäder jeder Art. — Anstalt für mechanische Heilgymnastik. Privat-Bellastalten mit Thermalbädern. — Trinkhalle für Mineralwasser aller bedeutenden Heilquellen, Pneumatische Anstalt mit 2 Kammern à 4 Personen. — Terrain-Curort zur Behandlung von allgemeiner Fettsucht, Krankheiten des Herzens etc. — Molkereianstalt, Molkerei. Versand des an Lithium reichsten Wassers der Hauptquellen durch die Trinkhalle-Verwaltung.  
Conversationshaus mit prächtigen Concert-, Ball-, Les-, Restaurations- und Gesellschafts-Sälen während des ganzen Jahres geöffnet. — Ausgezeichnetes Cur-Orchester. — Zahlreiche Kunstgenüsse jeder Art. — Jagd und Fischerei. — Grasse Pferderennen. — Höhere Lehr- und Erziehungs-Anstalten, Mädchen-Pensionate. — Reizende Spaziergänge und Ausflüge. — Vorzügliches Klima. — Herrliche Lage. — Billige Pensionen. — Mittlere Jahrestemperatur: 8,97° C. — Näheres siehe „Baden-Baden und seine Kurmittel“.

## Smyrna-Knüpff-Arbeiten.

(Kissen, Polster, Teppiche etc. auf Canovas) der Wurzenr Teppich- und Velour-Fabrikation Act.-Ges. (Preisgekröntes Fabrikat.)  
In Cartons, enthaltend das gesammte reichhaltige Material, Werkzeug und color. Muster mit oder auch ohne Aufsatz. 37 gefärbt. gefüllte Muster mehr Preisocour, und Aufsatze franco auf Verlangen. In größeren Arbeiten liefern Originalzeichnungen und sämtl. Material.  
**Wurzener Smyrna-Wolle** (45 Farben vorräthig), vorzögl. Qualität, auch separat, flüssig, Wiederverkäufers hoher Rabatt.  
Alleinvertrieb: **F. A. Schütz, Königl. Hofl., Berlin W., Friedrichstr. 79<sup>a</sup>.** (Teppiche und Möbelstoffe.)

**Patent-Kinderwagen, Krankenfahrstühle, Nebbettstellen, Kinder-Velocipedes**  
eigener Fabrik, höchst solides Fabrikat, in einfachen wie eleganten Ausführungen liefert unter Garantie zu sehr mäßigen Preisen die  
**Kranken- u. Kinderwagen-Fabrik G. E. Höfgen, Dresden-II.**  
Reichhaltig illustrierte Kataloge (mit vielen Anmerkungen) auf Wunsch gratis. Niederlage Wien I. Postg. 22.

**Obstbäume** in den best. Sort. Rosen 400 d. edelst. Sort. Weiden in 20 u. in allen Form. Höchst a. Busch. Grosses Sortiment in Delikatess- u. Speisekartoffeln empfiehlt  
**Baumschule Rittergut Köstritz** (Bad). Kataloge gratis u. franco.

**Tricot-Stoffe**  
vom besten Kammgarn, modernster und bewährtester Stoff in Tüll, Mädchen- und Damen-Modellen empfehle in allen möglichen Farben, und verende solche in beliebiger Meterzahl.  
— Muster frei u. gratis. — Stb. Dreif. Chemnitz 1/2.

**GRIECHISCHE WEINE.**  
1 Probekiste mit 12 ganzen Flaschen, 12 ausgewählte Sorten, Flaschen und Kiste frei. Ab hier zu  
**19 Mk. 50 Pf.**  
1 Postprobekiste mit 2 ganzen Flaschen, herb u. süß. Franco nach allen deutschen und österreich-ungarisch. Poststationen gegen Einsendung von  
**4 Mk.**  
**J. F. MENZER, Neckargemünd.**

**Bettfedern- und Daunen-Handlung.**  
en gros, gegründet 1836, en détail.  
**C. H. Schaker, Bettfedern, Berlin C., Spandauer Brücke 2.** Lager europ. u. überreichl. Bettfed. u. Daunen. China, Mandarinen-Daunen von ununterbar. Qualität (3 Pfd. eine dicke Decke). China, u. japan. Halb, u. Daunen u. 1,25-3,4. Probirn. Preis, vert. nach ander. gratis. B. Kaffakal, gewöhrl. auch a. Theilzahl. Kurtennungsfäh. ist, geht, u. gute Ver. von f. f. d. n. c. lieg. u. all. Gegen. Deutschlands in mein. Geschäftl. j. gef. Einfach aus.

**Fabrik-Depôt**  
von **V. Keller Wwe., Rudolstadt,** in schwarz u. couleur  
**Cachmir**  
110 Ctm. reinwollene reelle Kammgarnstoffe, Str. Nr. 1,25.

**LEONHARDI'S TINTEN**  
Rühmlichst bekannt. Mit ersten Preisen ausgezeichnet!  
Zu haben in den meisten Papier- u. Schreibholz- des In- u. Auslandes.  
**ADG. LEONHARDI, DRESDEN.** Erfinder der berühmten patent. ALAZARINTINE (echte Eisenblau-tinte) u. anderer beliebiger SCHREIB- u. COPIR-TINTEN, sowie verwandter SPECIALITÄTEN.

**Bad Nauheim.** Haus Stöfgen, in schöner freier Lage, vis-à-vis dem Kurgarten, und in nächster Nähe des Kurhauses und Badehäuser. Zimmer von M. 10.— an wöchentlich. Familienwohnungen sämtlich mit Balkon. Auf Wunsch Pension.

Soeben erschienene neue Bücher:  
**Silberstein, Aug.,** Landläufige Geschichten aus Dorf, Stadt und Alm. 2 Bde., à 3 M. 60 Pf.  
**Kohn, S. (Verf. v. „Gabriel“),** Neue Ghetto-Bilder. 3 M. —  
**Dors, Des Stadtschreibers Gast.** — Gerettete Ehre. 2 Erzählgn. 3 M.  
**Buchholzmann in Paris.** 13. Abt. 3 M.  
**Burdo, Am Niger und Benue.** 6 Monate i. Hinterlande v. Kamerun. 1,30 M.  
**Zola, Moralische Novellen.** 3 M. —  
**Paradoxe über die Ehe.** 4 M. —  
Gebund. je 1 M. — mehr. Zu haben durch alle Buchhandlgn. u. direct vom Verlag: **Alb. Unflad in Leipzig.**

**Illustr. Briefmarken-Journal.** Verbreiteste u. einzige Briefm.-Ztg. d. Welt, 2 farbige Illustrationen u. Gratzbeilagen gratis u. monatl. 2 mal erscheint. Probe-Nr. gratis von **Gebrüder Seuf, Leipzig.**

**Wer einer Dame** ein immer gern gefundenes Geschenk machen will, bestelle mit dem Namen derselben den

**Zammelfasten für Briefe**  
aus Eisenblech mit Cuivre-poli-Belag und verlässlichem Schloß, bedecleant nebst 100 Bisten-Karten, fein lithographirt, 50 Bogen u. 50 Couv. mit Monogramm, 25 billets de correspondance nebst Couv. Alles zusammen für 10 Mark von **R. Schildberger, Berlin W., Schillerstr. 3.** Ueber 500 Collectionen bereits verkauft.

**Unverantwortlich**  
ist es, wenn Damen Hutnadeln oder Stiefeln ohne **H. R. Reuß'scher (Haden) Patent-Sicherheits-Hülse** tragen. Zu haben in jeder Kurzwaaren-Handlung.

**Englische Tüll-Gardinen**  
direct ab Fabrik an Private, Hôtels etc. ohne Zwischenhändler  
Prachtvolle Muster-Collection auf Verlangen franco.  
Falls speziell feinste Genres erwünscht, erbittet man diesbezüglich. Notiz.  
**Pilz & Kohl, Auerbach i. S.**  
Hauptstz Deutschlands in der Fabrikation englischer Gardinen.

**Seidenstoffe.**  
Unterzeichneter empfiehlt für bevorstehende Frühjahrs- und Sommerzeiten seine anerkannt soliden Qualitäten in Schwarz und Farbig von den einfachsten bis zu den elegantesten Erzeugnissen der Seiden-Industrie, als:  
**Marceline, Surah, Merveilleux, Radamés, Taffetas, Damassé, Faille française, Tricotine, Cachemire** etc. etc.  
Ferner als Spezialitäten:  
**Fahnenstoffe, 120 cm. breit, gegen Licht und Wasser garantirt solid gefärbt.**  
**Waschächte, rohseidene Bastkleider.**  
Versendung einzelner Rollen sowie ganzer Stücke franco u. selbstredend ins Haus. Muster gratis u. franco zu Diensten. **Preise billig.**  
**J. Spinner, Jacob Zürer's Nachfolger Zürich (Schweiz).**

**DENK'S Kreuzstich-Monogramme**  
12 Hefen (à 4 Blatt) von AA-ZZ. 3 fl. 4. W. — M. 5. Einzelne Hefen (23 Monogramme u. 1 Krenn) 30 kr. — 50 Pfg. zu haben bei **Hans Denk, Wien I. Goldschmidgasse 7,** sowie in allen Buchhandlungen. (Verlag: Anton Schroll & Co., Wien).

**Einladung zum Abonnement auf die Allgem. Hausfrauenzeitung.**  
Diese und größte Wochenchrift für die Gesamt-Interessen der Hausfrau, Handwerker, Erziehungs, Unterhaltung etc. Preis pro Quartal M. 1,20 bei jeder Postanbahn und Buchhandlung. Probennummer gratis und franco! Leipzig. **Red. Rudolf Meindorf.**

**Damen-Jaquet**  
Stoffe für Frühjahr in den neuesten Modern und Farben in jedem beliebigen Quantum zu Fabrikpreisen.  
Reichhaltige Musterwahl franco.  
**R. Nawekhn, Sommerfeld i. S.**

**Alwin Tielze**  
Neuheiten in Kaschmirs  
Beiges, Krepps, Loden, Cheviots  
Lamas, Konfektionsstoffe  
Damentuche Fantasie-stoffe  
**Greiz Woll-Fabrik**

**J. Pinf, Spigen-Manufactur**  
Berlin, Jägerstraße 23.  
Größtes Lager sämtl. Spigen u. Spigenartifel. Necht und Imitation. Spigenconfectioen. Spigenwäsch. Ausbesserung. Application.

**MACK'S**  
Doppel-Stärke Schutz-Marko.  
Gibt die schönste Wäsche.  
**H. MACK, ULM a/b.**

**Bank, laufend Bank!**  
für Ihren verlässlichen **Steinbaukasten** mein Junge beschaffte ich auch halbjährlich damit, alles andere Spielzeug ist längst nicht mehr! Solche Dankesäußerungen laufen täglich ein, jeder empfiehlt die Steinbaukasten weiter. Wer sie noch nicht kennt, verlange fr. Postkarte eine illust. (farbig!) Preis: **R. Hd. Richter & Cie., Kasselstadt.**

**F. Müller, Berlin, Koch Str. 37.**  
V. Eisenblech Gal. Art., Rosenbröchen, Fächer, Nippes etc. vers. frei. Illus. Preisl. geg. Einsendg. von 70 Pfg., wobei 1 gemalt. Eisenblech-Buchstaben gratis.

Perfekte in den neuesten Dessins.  
**Perlbesätze in allen Farben.**  
Holz- und Glasperlen, Schuppen und Grelots, Wollspitzen und Borten, schwarz und farbig.  
**Knöpfe und Doppelgraffen.**  
Sämtliche Artikel zur Damenschneiderei. Beste Schweissblätter. Möbel-Posamenten. Häkelstücken- u. Muster. Nähmaschinenrichtungen.  
**Gebrüder Schüler** Nachfolger.  
Berlin W, 61 Markgrafenstrasse 61.

**Echtes Linoleum**  
(Kork-Teppich).  
Billigste Bezugsquelle im Fabric-Depôt von **Julius Henel vorm. C. Fuchs,** k. k. u. k. Hoflieferant, Breslau, Qualitäts-Probirn und Muster franco.

**Glasen-Nachlichte,** nachbetrossen seit 1898, samal prämiirt, darunter silberne Medaillen Paris 1887, Nürnberg 1882, Amsterdam 1882. Vor Nachbild. wird gewarnt.



Illustrirte  
**Frauen-Zeitung.**

Nr. 10, 1. Blatt.

Monatlich zwei Nummern.  
Vierteljährlich 2¼ M. = 1½ Guld.

— Berlin, 16. Mai 1886. —

(Ausgabe mit allen  
Kupfern: 4¼ M. = 2 Guld. 55 Kr.)

XIII. Jahrg.



*Maximilian Schmitt*



## Sturm.

Novelle von L. Westersfeldt.

(Fortsetzung.)

Nach Aufhebung der Tafel kam der Prinz zu mir. Harmlos plaudernd, steckte er sich just eine Cigarre an, als er auf einmal in den Ausruf ausbrach: „Aber alle Wetter, diese Adriane Verkhoven ist ja ein wunderbares Mädchen! Und so süß und hochmüthig! Wenn man's genau nimmt, ist sie nicht einmal schön zu nennen! Die Züge sind zu dunkel und nicht ganz regelmäßig; aber diese Augen wiegen allein ein Duzend sogenannter ‚Schönheiten‘ auf! Sagen Sie, lieber Baron Lynden, wie alt mag sie wohl sein? Nicht über die Zwanzig, wie?“

„Mein Schützling.“ — ich betonte das Wort unwillkürlich ein wenig. — „hat das vierundzwanzigste Jahr erreicht. Sie ist also um zwei Jahre älter als Sie, Prinz Ulrich.“

„Ah, das hätte ich in der That nicht gedacht,“ meinte der Prinz. „Sie sieht viel jünger aus. Jedenfalls finde ich sie, so wie sie ist, unbeschreiblich anziehend. Wissen Sie, ich mußte immer daran denken, wie sie sich mit dem Blicke wohl zu Pferde ausnehmen würde. Wie kommt es nur, daß sie sich nicht schon längst verheirathet hat?“

„Sie hat eben auf ihrer einsamen väterlichen Haideburg nur wenig junge Männer kennen gelernt. Und diese wenigen haben ihr, scheint es, nicht gefallen. Unter ihnen war ein junger Graf Bredenol der aller-eifrigste Bewerber um ihre Hand. Es heißt, daß er sich jetzt große Mühe giebt, hierher verjezt zu werden!“

„Bredenol? Warten Sie... Ah so, bei den Dragonern? Ja? Dann kenne ich ihn, ein langweiliger Bursche!“

Sollte der Eindruck, den Adriane auf den Prinzen gemacht hatte, wirklich so stark gewesen sein, um ihn jetzt schon Eifersucht empfinden zu lassen? Unmöglich, diese Annahme wäre lächerlich gewesen. Aber keinesfalls konnte es schaden, meinem jungen Freunde gegenüber eine kleine Warnungstafel auszuhängen. „Er soll ein untadelhafter Cavalier sein,“ sagte ich daher, „und es wäre uns Allen, die wir Adriane lieben, eine rechte Beruhigung, ihr Los für immer in der Obhut eines braven Mannes zu wissen.“

„Freilich, freilich,“ brachte Prinz Ulrich, wie um alle weiteren Erörterungen abzuschneiden, hervor, „sie sollte ein Ende damit machen und ihn endlich nehmen!“

Wie konnten diese wenigen Worte aus einem Jünglingsmunde mich alten Thoren so irre führen, daß ich für die nächste Zeit ohne Beunruhigung mit ansah, wie der Prinz alle ihm verliehene bestechende Macht der Persönlichkeit einsetzte, um sich Adriane, wo er konnte, zu nähern. Er that das freilich mit großer Harmlosigkeit, unter den Augen seiner Mutter und der ganzen Umgebung. Auch lag dabei in seinen Bemühungen um die Freundschaft des jungen Mädchens eine solche, beinahe kindliche Offenheit, daß die stete Beimischung von schroffer Abwehr, die Adrianens Art gegen ihn noch immer begleitete, schier ungerechtfertigt erschien. Er hatte ihr unter Anderem auch einmal von seinem Wunsche, sie zu Pferde zu sehen, gesprochen, und sie, die vordem eine gelehrige Schülerin ihres Bruders Hans gewesen war, ging, wohl um des eigenen leidenschaftlichen Vergnügens an der Sache selbst willen, nach längerem Widerstreben darauf ein. So ließ er denn eins seiner Pferde für sie zureiten, und schon einige Tage später unternahm die Beiden eine erste Excursion zu Pferde. Sie waren ein schönes, vornehmeres Paar, und wie ich diese zwei jungen Menschen durch den von Sonnenstrahlen durchstimmerten Baumgang des Parks langsam davonreiten sah, so nahe neben einander, so ganz wie zusammengehörig, — sie, die doch durch Stand, Etiquette, Alter von einander getrennt waren, da zog mir ein seltsam unbehagliches Gefühl über das Herz.

Am Nachmittage desselben Tages hatte ich mich von den Einwohnern des Schlosses zu verabschieden. Meine Zeit war abgelaufen, eine Verabredung rief mich nach der Hauptstadt. Als ich mich bei der Fürstin melden ließ, kam mir die bewegliche alte Dame schon an der Thür ihres Zimmers entgegen.

„Verzeihen Sie, mon cher ami,“ sagte sie, „wenn ich Sie noch ein wenig hier halte. Sie haben wohl schon die Reife-Unruhe in den Gliedern; aber nicht wahr, Sie werden immerhin einen Moment Platz nehmen bei mir? Ich möchte ja so gern mit Ihnen noch einige Worte über unseren gemeinschaftlichen Schützling, über Adriane, sprechen. Ist es nicht so, — Sie verlassen sie ganz beruhigt über ihr Ergehen? Und nicht wahr, Sie werden Ihren Freunden sagen, daß sie mir ihr Kind noch lange lassen müssen? Sie werden das thun, Sie werden in dem Sinne ihnen schreiben, lieber, alter Freund? Mir zu Liebe, ich bitte Sie darum!“

„Sie sind gar so gütig, Fürstin,“ entgegnete ich; „gewiß werde ich es meinem alten Freunde gegenüber nicht an Vorstellungen fehlen lassen, daß es ein gar zu großer Egoismus von ihm sein würde, wenn er seine Tochter jetzt schon wieder nach Verkhoven zurück rief. Um so mehr, da ihr bedeutendes künstlerisches Talent dort verkümmern müßte, während es sich hier so sehr erfreulich entwickelt.“

„Ja, ja, in dem Mädchen steckt eine ganze Künstler-natur,“ äußerte die Fürstin nachdenklich. „Sagen Sie mir Eins, hat das Kind nie geliebt?“

„Nein, Fürstin,“ entgegnete ich, indem ich selbst über meine Bestimmtheit bei Beantwortung einer so schwierigen Frage lächelte; „die jungen Leute, die ihr nahe gekommen sind, haben sich der Reife nach um ihre Hand beworben, und sie hat sie abgewiesen. Aber gerade, weil ihr Herz noch so unberührt ist, wäre es viel zu gut zum Spielzeug, — auch für den lebenswüthigsten Prinzen der Welt.“

„Ah,“ unterbrach mich die Fürstin, indem sie ein wenig die Farbe wechselte, „natürlich meinen Sie Ulrich. Mon Dieu, lieber Freund, wie pathetisch Sie von seiner harmlosen Courmacherei sprechen. Sie können sie doch nicht ernst nehmen, diese kleinen Aufmerksamkeiten gegen ein junges Mädchen, das unter dem Schutze seiner Mutter steht! Adriane ist ja um zwei Jahre älter als er! Und sie ist viel zu ernst, um an der Unterhaltung eines so jugendlich gesinnten Menschen, wie Ulrich, Gefallen zu finden. Sie haben doch auch sehen müssen, wie wir Alle, daß sie es nicht thut; sie macht überdies gar kein Hehl daraus; man merkt es ja ihrem ganzen Wesen an, daß sie nur aus Höflichkeit gegen den Sohn des Hauses mit ihm verkehrt. Und gerade das wird meinen verwöhnten Ulrich reizen, — für den Moment, heißt das. Denn ich bin überzeugt, daß er sich bald nach einem anderen Amusement umsehen wird. Er und Adriane sind ja doch gar zu verschiedene Naturen; es ist einfach nicht möglich, daß sie sich je leidenschaftlich anziehen könnten!“

Als ich eine Stunde später von Adriane Abschied nahm, war es mir, als ob sie ungewöhnlich bewegt sei. Ihre Augen blickten mich beinahe stehend an, indem sie sagte: „Nicht wahr, Onkel Hubert, Du wirst wiederkommen, bald nach mir zu sehen und meine Fortschritte im Malen zu prüfen? Versprich es mir, Onkel Hubert!“

„Gewiß, gewiß, Kind,“ sagte ich hastig; „gleichwohl will es mir scheinen, als ob Du hier Deinen alten Freund nicht allzusehr entbehren müßtest. Du bist ja der erstklarte Liebling der Fürstin, an ihrem Firmamente der erste Planet!“

„Der erste Wandelstern, freilich,“ erwiderte sie ohne Bitterkeit. „So sehr ich die Fürstin verehere und ihr voll Dankbarkeit ergeben bin, weiß ich doch, wie wenig ihre Zärtlichkeiten Äußerungen eines wirklichen Herzensbedürfnisses sind. Indessen wären sie es auch, so würde ich ja doch nie mich von ihnen abhängig machen wollen... Du sollst sehen, Onkel Hubert, aus mir wird noch einmal eine ganz außerordentliche Künstlerin.“

„So ehrgeizig bist Du also unterdeß geworden?“ sagte ich neckend. Darüber kam mir das unbehagliche Gefühl vom Vormittag wieder in den Sinn, und unter seinem Einfluß fügte ich ernstlich hinzu: „Ob nun eine Künstlerin aus Dir wird oder nicht, Adriane, immer aber wirst Du das stolze Mädchen bleiben, das Du von je warst, das ich voll Zuversicht hier zurücklassen kann, — ist es nicht so? Allem, was an Dich herantreten mag, gegenüber dieselbe?“

Sie verstand mich sofort. Eine dunkle Röthe überfluthete ihr Antlitz und Nacken. „Allem!“ wiederholte sie beinahe hart. „Muß ich Dir das erst versichern, Onkel Hubert?“

Bald darauf sah ich behaglich in meinem Coups, so behaglich, wie es eben nur einem Weltspaziergänger meines Schlages in dem Raume werden kann, der für ihn fast das Anheimelnde einer zweiten Heimath bekommen hat. Aus dem Fenster heraus warf ich noch einen letzten Blick nach dem anmuthigen Rococo-Schlosse, das so heiter aus den bläulichen Baumkronen der alten Akazien zu mir herübersah. Voll und groß lag der Abendsonnenschein auf der mit steinernen Statuen geschmückten Balustrade und ließ die schimmernden Göttergestalten in rosigem Lichte erglänzen. Unter dem Schutze der guten Götter, so glaubte ich damals, standen ja auch seine Bewohner. War es das glänzende Licht, das mich blendete, oder waren meine Augen schon zu alt, daß ich nicht mehr gewahren konnte, wie inmitten der Bildsäulen auch Erös stand, mit dem schwermüthigen Blicke?

3.

Während des folgenden Sommers unterhielt ich einen lebhaften Briefwechsel mit Adriane und der Fürstin. So kam es, daß ich, trotz meiner Abwesenheit, von allen Vorgängen im Schlosse zu B. genaue Kunde erhielt,

die ich später durch mündliche Berichte und durch Einsicht von Adrianens Tagebuch noch in solchem Umfange vervollständigen konnte, daß mir heute ist, als hätte ich damals Alles mit erlebt.

Fürstin Natalie hatte sich zwar noch immer nicht an das Glück gewöhnt, ihren Lieblingssohn nun stets in der Nähe zu haben, aber auch sie trug dieses Glück doch jetzt ruhiger. Sie begann auch ihre Buddhistischen Studien nach und nach wieder aufzunehmen, freilich ohne die Genugthuung, Adriane ihnen mit demselben Eifer folgen zu sehen, den diese bei der ersten Einführung in die Tempel Indra's und Wischnu's gezeigt hatte. Adriane gab sich jetzt eifriger denn je ihren Malstudien hin; sie zeichnete und entwarf perspectivische und coloristische Arbeiten, — Alles das mit einer solchen athemlosen Hingabe, als beabsichtigte sie, sich damit in nächster Zeit ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Der Prinz sah dem unwillig zu. Es geschah jetzt nur noch während der Tafel und der immer seltener werdenden Ausritte, daß er in ihre Nähe kam.

Endlich einmal hatte Adriane dem Prinzen einen solchen wieder zugezagt. Nach der ersten Begrüßung auf dem Schloßhofe, wo die Pferde bereit gestanden hatten, war der Prinz in ein ihm sonst ungewohntes Schweigen verfallen, und Adriane, dadurch seltsam bedrückt, hatte nicht gewußt, wie sie eine harmlose Conversation einleiten solle. Nun aber, da sie beim Herauskommen aus dem Parke plötzlich die sonnenbeglänzten Rheinufer weit und düstig vor sich liegen sah, entfuhr ihr unwillkürlich der Ausruf: „Welch ein Morgen!“

Neben ihr wiederholte die Stimme des Prinzen: „Ja, Welch ein Morgen!“ aber es lag eine unaussprechliche Bitterkeit darin.

Sie wagte nicht, ihn anzusehen, und wußte dennoch, daß sein sonst so leuchtender Blick finster auf ihr ruhte. Sie wurde darunter blaß bis in die feinen Lippen hinein. Er sah es und sagte mit derselben Bitterkeit: „Die Nacht, Sie zu erschrecken, habe ich nun doch noch! Ich hätte mir schon längst keine Nacht mehr zugetraut, weder Anderen, noch mir gegenüber. Man muß nur erst einmal in so strenge Schute gegangen sein, wie die Ihre, gnädiges Fräulein, um sein bescheiden zu werden... Doch verzeihen Sie, Sie sprachen vom Wetter, nicht wahr?“

Es lag noch immer derselbe Ton von Gereiztheit in seinen Worten, der ihr alle Unbefangenheit nahm. Und doch mußte sie ihm jetzt antworten. Sie sagte halblaut: „Ich meinte nur, Prinz Ulrich, wie schön die von der Sonne beschienene Welt vor uns ist.“

Er unterbrach sie: „Wie schön die Welt sein könnte, — das gebe ich zu. Könnte, wenn unter den Menschen, die dazu da sind, sie zu beleben, sie zu schmücken, nicht an die Stelle einfachen Empfindens, harmlosen Sichgehenslassens die Convention getreten wäre, der Hochmuth, die vorsätzliche Abschließung der Persönlichkeit...“

„Und davon reden Sie mir, Prinz Ulrich?“ fragte Adriane voll offener Ironie.

„Ja, ich, mein gnädiges Fräulein,“ sagte er, dadurch noch mehr erbittert. „Ich thue es, weil Ihnen einmal gesagt werden muß, wie schwer Sie sich durch Ihre hochmüthige Abwehr an einem warmen, ehrlichen Gefühl veründigen. Ich sage absichtlich: hochmüthig, — zum Stolz erkenne ich ja Ihnen tausendfache Berechtigung zu, Adriane!“

Es war das erste Mal, daß er sie bei ihrem Namen nannte, und leidenschaftlich entrang er sich seinen Lippen. Sie erzitterte unter dem Klange. Aber gleich darauf entgegnete sie schon mit Fassung: „Es mag Ihren Erfahrungen freilich neu sein, Prinz Ulrich, daß eine Dame Ihre Aufmerksamkeit nicht mit der Dankbarkeit hin-nimmt, die diesen sonst noch stets entgegenkam!... Mir scheint, Sie können angeichts solch ‚sündigen Hochmuths‘ nichts Anderes thun, als sich nun Ihrerseits von Ihrem berechtigten prinziplichen Stolze leiten zu lassen.“

Er wollte heftig etwas erwidern. Aber er bezwang sich und sagte: „Sie mißhandeln mich!“

„Ein rechter Mann, und nun gar ein rechter Prinz, läßt sich nicht mißhandeln,“ entgegnete sie.

Der Prinz biß sich auf die Lippen und zernagte zornig seinen Schnurrbart. Adriane, um der Unterhaltung ein Ende zu machen, wollte ihr Pferd eine raschere Gangart einschlagen lassen. Aber ihr Begleiter beugte sich zu ihr herüber, um ihr mit starker Hand in die Zügel zu greifen.

„Verzeihen Sie,“ sagte er dabei, „aber Sie müssen sich noch einen Moment gedulden! Freilich, ich habe kaum den Muth mehr, an Sie eine Bitte zu richten. Es scheint ja nun einmal mein Schicksal zu sein, Ihre absolute Ungnade auf mir lasten zu wissen. Ich habe mich schon oft gefragt, wie es nur sein könne, daß ich, trotz all der Härte und Schroffheit, die Sie mir von Anfang an gezeigt haben, dennoch den Glauben an einen unerlöschlichen Schatz lauterer Güte in Ihnen nicht aufgeben kann, — ein Schatz, zu dem nur mir allein auf der weiten Welt das Sesam-Wort fehlt! Sie sollen aber nun durch keinerlei Verjuche mehr von mir, es zu finden, belästigt werden, ich verspreche es Ihnen. Meinem



Worte können Sie immerhin noch vertrauen, wenn Sie mir auch vorwerfen, kein rechter Mann zu sein . . ."

Adriane, die ihm bisher mit gesenktem Blicke zugehört hatte, schaute ihm jetzt, wie um zu protestiren, in's Antlitz. Ihre Lippen wollten etwas entgegen; las er aber den Protest nicht zur Genüge in ihren Augen? Er fuhr rasch fort: „Die Bitte, die ich meine, ist die, nicht mir zu erklären, aber mir anzudeuten, mich errathen zu lassen, was es ist, das sich so herb trennend zwischen Sie und mich stellt, das Ihnen unmöglich macht, mir, wie allen Anderen auf Ihrem Wege, ein gutes Wort zu gönnen. Denken Sie denn gar so Schlimmes von mir, Adriane?“

Er schien unbeschreiblich liebenswürdig in diesem Augenblicke, und als er jetzt beinahe demüthig hinzufügte: „Nicht einmal einem armen Beurtheilten enthält man den Grund seiner Beurtheilung vor,“ — da kam es wie ein übermächtiges Verlangen über sie, nun auch ihrerseits einmal ihren Stolz bei Seite zu werfen, einmal ihm sagen zu können: „Ich weiß ja, daß ich Dich zu sehr lieben würde, wenn ich mich nicht zwänge, Dich zu hassen, — Dich zu hassen, um der Macht willen, die Du über mich gewinnen willst, — um der Beharrlichkeit willen, mit der sich Dein Bild, trotz meiner selbst, immer wieder in mein Leben hineindrängt! . . .“ Aber sie folgte diesem Impulse nicht, so stark er sie auch anregte. Sie that es nicht, als echte Frau. Als solche sprach sie jetzt ganz andere Worte:

„Sie erweisen meinen Gedanken und Empfindungen zu viel Ehre, Prinz Ulrich, wenn Sie ihnen tiefer liegende Gründe unterlegen. Und vor Allem, wenn Sie ihnen für sich irgendwelche Bedeutung beimesen, — Sie, der Erbprinz von Baal-Battingen, denen eines schlichten Fräuleins von Berckhoven!“

Diese ausweichende Antwort, die den Kern seiner Bitte unbeachtet ließ, hätte nun den Prinzen eigentlich sehr verdrießen müssen, aber es schien ganz das Gegentheil der Fall zu sein. Prinz Ulrich mußte in ihr doch einen Ton herausgehört haben, in dem Adrianens alte Ehrlichkeit sich unbewußt concentrirte. Er sah sie ganz strahlend an, nachdem sie geendet hatte: „Also das ist es! Mein Erbprinzenhum!“ Und wieder ließ er seinen leuchtenden Blick auf ihr ruhen; aber mehr sagte er nicht.

Sie ließ ihren Achilles das vorher gehemmte, raschere Tempo einschlagen, und wortlos ritten die Beiden eine lange Weile in scharfem Trabe nebeneinander her. Auch als sie dann ihren Pferden wieder ein Ausruhen in langsamem Schritt gönneten, kam eine zusammenhängende Unterhaltung nicht mehr zu Stande. Adriane war zu befangen dafür und der Prinz zu froh. Was war es nur, so grübelte Adriane vor sich hin, das ihn so umgestimmt hatte? War es vielleicht nichts Anderes, als das angenehme Bewußtsein, sein bisher so ungleichartiges Verhältnis zu ihr nun endlich klar und deutlich festgesetzt zu sehen, wenn diese Klarheit auch die des Abschlusses war?

Sie dachte noch darüber nach, auch jetzt, während sie, schon mit ihrem Begleiter auf der Heimkehr begriffen, langsamen Schrittes die wundervolle alte Baumallee auf das Schloß zuritten. Auf der Terrasse stand Prinzess Christine. Schien es Adriane nur so, oder hatten in Wirklichkeit die matten Augen einen feindlichen Ausdruck, wie sie nun das sich nähernde Paar mit einer altmodischen Handbewegung grüßte. Als die Beiden die Terrasse erreicht hatten, sagte sie, flüchtig zu ihrem Better aufsehend: „Du solltest Dir aber etwas mehr Ruhe gönnen, Ulrich. Du wartst ja schon von heute früh um Fünf an dienstlich im Sattel. Armer Ulrich, Du siehst ganz erschöpft aus!“

„Ich wünschte nur, alle Welt läme sich so wenig bedauernswerth vor, wie ich, chère cousine,“ entgegnete er heiter. „Uebrigens kannst Du da doch nicht ernsthaft von einer Anstrengung reden.“ Damit stand er schon auf der Terrasse und wollte nun Adrianen vom Pferde helfen. Aber sie hatte sich schon aus dem Sattel geschwungen und wurde nun noch einmal ceremoniös herablassend von Prinzess Christine begrüßt. Ulrichs Blicke hafteten einen Moment auf den beiden Frauen, die sich da so unverhohlen feil gegenüberstanden; es lag wie eine persönliche Bemüthung in dem Ausdruck, mit denen sie Adrianens hohe, stolze Gestalt neben der kleinen, dürftigen Prinzess überflogen. Und als jetzt Fürstin Natalie aus der geöffneten Fenstertür ihres Studierzimmers zu der Gruppe hinaustrat und ihn fragte: „Hattet ihr einen schönen Ritt, mon fils?“ sagte er mit eigenthümlichem Uebermuth: „O ja, einen sehr schönen, wemgleich Fräulein von Berckhoven mir da draußen in aller Form den Krieg erklärt hat!“ —

Prinz Ulrich hielt redlich sein Wort Adriane gegenüber. Er suchte keinerlei Gelegenheit mehr, sich ihr zu nähern, und nur selten noch richtete er seine Rede ausschließlich an sie. Desemungachtet hatte er jede der Aufmerksamkeiten eines echten Cavaliers für sie, und zuweilen kam ihr bei alledem das Gefühl, als seien seine Worte, trotzdem er sie vorherrschend an seine Mutter und an Prinzess Christine richtete, doch einzig und allein für sie bestimmt. Wenn dann ihr Blick dem seinen be-

gegnete, lag in den klaren, blauen Sternen eine ruhige, befriedigte Sicherheit. Adriane suchte vergebens zu ergründen, was ihm diese auf einmal ihr gegenüber verliehen? Hatte sie vielleicht wirklich an jenem Morgen sein Standesbewußtsein von Neuem geweckt? Warum nur überkam sie jedes Mal ein so schmerzliches Gefühl, wenn sie diese Annahme zu bejahen versuchte? Wie dem aber auch war, Prinz Ulrich benahm sich außerordentlich ritterlich und tactvoll gegen sie, — so sagte sie sich oft in jener Zeit, um dann stets bitter hinzuzufügen: Freilich, wofür wäre er auch sonst ein Prinz! —

An einem strahlend schönen Julimorgen, als Adriane eben sich anschickte, in ihre gewohnte Malstunde zu gehen, wurde ihr vom Diener eine Karte überreicht, die unter einer zierlich eingravirten Grafenkrone den Namen Otto Bredenol zeigte. In ihre Wangen stieg eine leichte Röthe, während sie gleich darauf schon einem stattlichen Offizier entgegen ging, der dem Diener auf dem Fuße gefolgt war.

Der Eintretende, eine hünenhafte Erscheinung mit einem überaus gutmüthigen, allzurunden Gesichte, verbeugte sich tief und ehrfurchtsvoll vor dem jungen Mädchen. „Gnädiges Fräulein,“ sagte er dann wie entschuldigend, „müssen mir diesen Ueberfall schon verzeihen. Ich war so ungeduldig, Ihnen die Grüße auszurichten, die mir das ganze Haus Berckhoven für Sie mitgegeben hat, daß ich es mir zur ersten Pflicht machte, sie Ihnen zu überbringen.“

„Ah,“ sagte Adriane erfreut, „Sie waren jetzt in Berckhoven! Wie geht es dort Allen? Was macht mein Vater, wie fanden Sie sein Aussehen?“

„Vortrefflich, ganz vortrefflich,“ antwortete eifrig der gute Bredenol. Er würde es ebenso gesagt haben, wenn er den alten Freiherrn als einen Schwerleidenden verlassen hätte; er dachte im Augenblick an nichts Anderes, als daran, daß er einmal wieder dem Mädchen gegenüberstehen durfte, außer dem er kein anderes begehrenswerth fand.

„Gnädiges Fräulein werden erstaunt sein, zu hören,“ fuhr er fort, indem er, Adrianens Aufforderung folgend, auf einem der zierlichen Rococo-Stühle ihres Zimmers seine große Gestalt vorsichtig niederließ, „daß es mir endlich so gut wurde, nach W. versetzt zu werden. Diese Combination, zu deren Herbeiführung ich freilich, um offen zu sein, Himmel und Hölle in Bewegung gesetzt habe, macht mich sehr glücklich, da . . .“ Hier stockte der gute Graf verwundert vor dem abweisenden Blick Adrianens. Darüber verlor er, wie es ihm leicht begegnete, den Faden seiner Rede; so wiederholte er nur noch einmal selbstgefällig: „Himmel und Hölle in Bewegung gesetzt habe.“ Diese Redensart, die ihm sehr vielfach er schien, hatte er sich schon lange ausgedacht gehabt und wollte sie nun um keinen Preis von Adriane überhört wissen.

„Ich glaube es Ihnen ja schon, Graf Bredenol,“ sagte nun Adriane, unwillkürlich belustigt; „W. ist ja auch als eine der angenehmsten Garnisonstädte bekannt; da begreift es sich schon!“ Und als er gegen diese Deutung seines Strebens protestiren wollte, fügte sie hastig hinzu: „Und nun, bitte, erzählen Sie mir ein wenig von daheim; denken Sie daran, wie lange ich jetzt schon in der Ferne bin.“

Er kam denn auch willig ihrer Aufforderung nach und berichtete ihr mit jener Ausführlichkeit, die Jedem, der nie auf dem Lande lebte, nicht anders als rührend oder insipide erscheinen muß, von dem Thun und Treiben des gesammten Edelhofes, von des alten Barons neuester Waldschonung und von den Ereignissen des Geselligehofes, über dem die Freifrau waltete, — von Odgens allerletzte Puppe, einem winzigen Zigeunerkinde, das am Hofe ausgefetzt worden war, und von der zu Aller Erstaunen stattgefundenen Heirath des beharnten Großknechtes mit einer zierlichen Näherin. Kurzum, der gute Graf hatte offenbar vor seinem Besuche bei Adriane eine General-Repetition dessen gehalten, was, wie er meinte, sie am meisten interessiren würde. Er wurde jetzt reichlich dafür belohnt durch den gespannten Ausdruck, mit dem ihre Augen an seinen Zügen hingen. Der arme Bredenol, — es war das erste Mal, daß Adriane ihm mit solchem Antheil zuhörte!

Als er dann bald aufstand, um sich zu empfehlen, reichte sie ihm dankbar die Hand und sagte dabei: „Sie haben mir durch Ihr Kommen eine große Freude gemacht; ich hatte so lange nichts Ausführliches von daheim gehört. Leben Sie wohl, Graf Bredenol.“

Bredenol kämpfte sichtlich mit Verlegenheit. Er wollte offenbar noch von etwas sprechen und wußte nicht die richtige Form dafür zu finden. Nun kam es langsam und wie stotternd heraus: „Da ich, wie gnädiges Fräulein Sie denken können, öfters des Vorzugs theilhaftig werden möchte, Sie zu sehen, — würden Sie wohl so gnädig sein, die Fürstin gelegentlich zu bitten, mich bei sich zu empfangen? Wie gesagt . . .“

Adriane, die ganz erleichtert war, daß seine Bitte keinen andern Charakter trug, sagte ihm eifrig deren Gewährung zu. So ging er voll Zuversicht von ihr.

Einige Tage später schon machte der große Offizier der Fürstin seinen Gala-Besuch. Sie empfing ihn äußerst freundlich, und da er einem Vortrage von ihr über moderne Musik anscheinend höchst interessirt lauschte, erklärte sie ihn für einen liebenswürdigen Cavalier und bedachte ihn schon nach einigen Tagen mit einer Einladung zur Tafel. Prinz Ulrich begrüßte den Gast seiner Mutter mit förmlicher Höflichkeit, aber es lag dabei etwas Feindseliges in seinem Wesen, so unmerklich zwar, daß es Allen außer Adriane und — Prinzess Christine entging.

Graf Bredenol kam von nun an häufig in das Schloß. Die Fürstin begünstigte auf alle Weise seine bald offenkundige Werbung um Adriane. Freilich, diese Werbung bedurfte auch einer Begünstigung, denn Adriane nahm sie nicht anders als kühl und abweisend auf. Und dabei wurde das Mädchen schen und still. War es, weil der Prinz seit Bredenol's Erscheinen wieder ein ungleichartiges, heftiges Wesen ihr gegenüber anzunehmen begann? Es war sichtlich, daß seine heitere Ruhe dahin war, daß er innerlich mit irgend etwas rang und kämpfte. Fürstin Natalie wäre keine echte, liebende Mutter gewesen, wenn ihr diese Beobachtung nicht schon bald gekommen wäre. Sie äußerte Niemandem gegenüber ein Wort davon, auch nicht dem Prinzen selbst. Aber sie machte sich seit dem Tage zur beinahe enthusiastischen Fürsprecherin Bredenol's bei Adriane.

Sie that es auch soeben wieder einmal, und mit dem ganzen Aufgebote ihrer Beredsamkeit. Sie saß behaglich in ihren Fauteuil zurückgelehnt; aber während ihre Lippen so warme Worte des Lobes und der Anerkennung laut werden ließen, ruhten ihre Augen kalt und forschend auf dem jungen Mädchen, das ihr gegenüber in der weitgeöffneten Terrassen-Thür Platz genommen hatte und ihr mit einer beinahe schmerzlichen Müdigkeit in den Zügen zuhörte. Jenseits des Parles ging in voller Pracht die Julisonne unter. Die Fürstin, die ihren bizarren Launen rücksichtslos nachzugehen gewohnt war, hatte einst durch die berühmten Baumpartien hindurch einen Ausblick nach jener Richtung hin frei schlagen lassen. Das einzige Schauspiel, das ihr Vergnügen machte, — sie besuchte nie ein Theater, — wollte sie auch allabendlich ohne Mühe genießen, so hatte sie damals erklärt.

Die Abendgluth tauchte das ganze, phantastisch mit allerhand russisch-asiatischen Seltenheiten geschmückte Gemach in rothen Schimmer. Sie unwoh jetzt auch mit verklärendem Lichte die schmale Gestalt von Prinzess Christine, deren matter Blick wiederum, wie stets in der letzten Zeit, einen gespannten Ausdruck annahm, wenn er Adriane streifte.

„Savez-vous, chère enfant,“ damit schloß soeben Fürstin Natalie ihre Rede, „alle diese schönen Sachen von der freien Selbständigkeit der Frau, von der Amoralität einer jeden Ehe, die nicht aus beiderseitigem leidenschaftlichen, inneren Zwange geschlossen wurde, sind immer nur schön, laute de mieux! Und das Bessere ist hier, wenn ein junges Mädchen vertrauensvoll ihr Leben den Händen eines makellosen Ehrenmannes übergeben kann. Alle Freiheiten und Vorzüge eines weiblichen Künstlerdaseins wiegen ein glückliches Familienleben bei Weitem nicht auf . . .“

„Ein glückliches Familienleben,“ sprach Adriane ihr träumerisch nach. „Sie haben Recht, Durchlaucht. Und dennoch habe ich keinen sehnlicheren Wunsch, als erst in dem Alter zu sein, wo Niemand mehr daran denken mag, mich . . .“

„Nicht zu quälen,“ vollendete hier plötzlich die erregte Stimme Prinz Ulrichs. Sein Nahen war auf den weichen Teppichen der anstößenden Gemächer unbemerkt geblieben, und er stand nun auf der Schwelle, vom rothen Lichte übergoßen, das seine Erscheinung sich seltsam von der dunklen Portiere hinter ihm abheben ließ.

„Ulrich!“ entfuhr es halblaut, wie warnend, den Lippen seiner Cousine. Aber er achtete nicht darauf. Mit schnellen Schritten näherte er sich der Gruppe in der Terrassentür. „Pardon, Mama,“ sagte er, „indem er sich, seiner Mutter gegenüber, hinter Adrianens Stuhl stellte und dabei leicht die Hand auf die Lehne desselben legte, gleichsam wie zum Schutze des jungen Mädchens. „Aber ich erkenne Dich nicht wieder. Du, die geistvollste Frau, die mir je begegnet ist, Du, die Du Dich oft rühmtest, vorurtheilslos zu sein, wie ein Mann, Du, chère maman, jetzt als beredter Anwalt dessen, was nur je als concentrirtester Ausdruck conventionellen Philistertums unter ihm seine Vertheidiger fand, — einer Bernumfste!“ Er beugte sich zu Adriane nieder, und seine Stimme klang weich dabei: „Fräulein Adriane, wollen wir einen Schuh- und Truphund schließen gegen alles Conventuelle? Sie können keinen eifrigeren Genossen finden, als mich!“

Wieder erklang ein warnendes „Ulrich!“ Aber es kam diesmal nicht halblaut zwischen den schmalen Lippen von Prinzess Christine hervor, sondern Fürstin Natalie sprach es laut und vorwurfsvoll aus. Aber war





Père Jean Baptiste. Nach einer Gouache von Franz Starbina. — Siehe Seite 178.



die Erregung des Prinzen eine zu große, oder war es eben dieser Ton, der ihn noch mehr reizte, er that, als hätte er die mütterliche Mahnung nicht gehört. Er stand noch immer an derselben Stelle und starrte stumm über Adrianens dunkles Haupt hinweg, wie geistesabwesend, in die Abendgluth da draußen hinaus.

Adriane hatte ihm nichts zu antworten gewagt. Die Fürstin schwieg aus mütterlichem Groll und Prinzeß Christine aus Jaghaftigkeit. So herrschte eine bedrückende Stille. Adriane hatte nie geglaubt, daß ihr einmal ein Wort Christines zu einem der Erlösung werden könne, und doch schien es ihr jetzt wie eine solche, als jene sagte: „Möchten Sie nicht noch mit mir einen kleinen Gang in den Park machen, Fräulein Verdhoven? Es wird jetzt wohl ein wenig frischer draußen geworden sein.“

Adriane erhob sich wortlos, und die Beiden verließen gemeinschaftlich das schwüle Gemach. Mutter und Sohn blieben allein.

Eine Stunde später saß Adriane einsam auf ihrem Zimmer. Dem Diener, der kam, das Licht zu bringen, hatte sie geboten, es wieder zu entfernen. Sie wollte im Dunkel bleiben; sie fürchtete sich vor dem hellen Schein, der ihr in dem großen Trumeau dort ein blaßes Gesicht mit leuchtenden, glückerfüllten Augen zeigen würde.

Nach einer Weile pochte der Kammerdiener der Fürstin mit einer Botschaft von dieser an Adrianens Thür. Fräulein von Verdhoven möge sich zu Ihrer Durchlaucht herüber bemühen; Durchlaucht erwarte das gnädige Fräulein in ihrem Studirzimmer. Sie war kaum überrascht von dieser ungewöhnlichen Aufforderung zu so später Stunde. War nicht heute Abend Alles ungewöhnlich, Alles anders wie vordem? Sie folgte dem Diener auf dem Fuße. Als sie bei der Fürstin eintrat, fiel ihr auf, daß diese ihre Begrüßung mit einer offenbar nur erzwungenen Fassung erwiderte. Der Anrede harrend, blieb sie stumm inmitten des Zimmers stehen, während die alte Dame ihr unruhiges Auf- und Abwandern, das sie vordem nur einen Moment unterbrochen hatte, fortsetzte. Die Fensterthüren standen noch weit geöffnet, und die ganze Schwüle einer Sommernacht strömte von draußen bedrückend herein. Aber Fürstin Natalie schien nichts davon zu empfinden; sie war offenbar in größter Erregung. Nun machte sie vor dem jungen Mädchen Halt und sah zu ihr auf.

„Adriane,“ begann sie, beinahe innig, „ich befinde mich Ihnen gegenüber in einer seltsamen Lage. Mein Sohn Ulrich hat mir soeben erklärt, daß er jetzt entschlossen sei, Sie um Ihre Hand zu bitten.“ Und als Adriane, das Gesicht in beide Hände bergend, auf einen Stuhl niedersank, fügte sie noch milder hinzu: „Ihre Ueberraschung, mon enfant, zeigt mir, daß ich Ihnen mit meinem Mißtrauen von vorhin Unrecht that. Sie wußten nicht von meines Sohnes Absichten. Verzeihen Sie mir! Und jetzt,“ fügte sie, sanft Adrianens Hand in die ihre nehmend, hinzu, „wollen Sie mir jetzt versprechen, mich ruhig anzuhören, ruhig und ohne Bitterkeit, wenn ich so zu Ihnen rede, wie ich als Ulrichs Mutter zu Ihnen reden muß?“

Adriane antwortete mechanisch: „Gewiß, Durchlaucht, ich bin bereit, Alles zu hören.“ Sie wußte es kaum selbst, was sie da sprach, vor einem schwindlich-machenden, unvernünftigen Glücksgefühl. Er liebte sie! Er liebte sie! . . .

Das Organ der Fürstin klang in seiner Erregung häßlicher denn je. Und wie sie nun mit ihrer scharfen Accentuirung zu sprechen anhub, zertheilte sich mit einem Male der Schwindel, der Adrianen umfangen hatte. Die Fürstin sagte:

„Ich bat Sie soeben um Verzeihung. Ich thue es nun von Neuem. Ich muß Ihnen ja sagen, was Ihnen weh thun wird. Ich habe nur eine Hoffnung, diese Sache nicht unglücklich enden zu sehen, — die Hoffnung auf Ihr Herz! Ja, auf Ihr Herz, Adriane! Denn wenn Sie nur einen Funken echter, heiliger Frauenliebe, jener Liebe, welcher der Gegenstand tausendmal theurer ist, als die Befriedigung selbsttätiger Wünsche, für meinen Sohn in Sich fühlen, dann ist er gerettet. Gerettet davor, sein ganzes Leben durch diese knabenhafte Leidenschaft zerstört zu sehen. Denn nie werden Sie dann sein Opfer annehmen, — weil Sie ihn lieben! Und das ist die seltsame Lage, von der ich sprach; daß ich eine Lösung dieses unseligen Conflictes einzig und allein von dem möglichen Vorhandensein eines Gefühls abhängig weiß, das in Ihnen viel, viel besser nie erwacht wäre, mein armes Kind!“

„Durchlaucht, weshalb glauben Sie, daß . . .“ stammelte Adriane fassungslos. Die Fürstin ließ sie nicht weiter kommen. Milde sagte sie: „Ich glaube nichts, ich hoffe nur!“ Es klang beinahe fliehend aus ihrem Munde. Man sah es ihr an, wie sie eine namenlose innere Erregung gewalttham niederzwang, um ruhig zu scheinen.

„Sie hoffen, Durchlaucht, daß ich den Prinzen liebe? Ihn liebe und ihn abweise?“ fragte Adriane bitter.

„So sagte ich,“ bestätigte die Fürstin. „Sie wissen ja wohl kaum, ma mignonne, um was Alles es sich hier handelt. Mein Sohn sagt also, er wolle Sie heirathen. Nach den Hausgesetzen kann er, sobald er eine nicht standesgemäße Ehe eingeht, keinerlei Ansprüche mehr auf sein Erstgeburtsrecht machen. Er würde alle seine Prerogative an seinen Bruder abtreten und sich mit dessen bescheidener Apanage begnügen müssen, er, der an Luxus gewöhnte, designirte Erbe eines fürstlichen Vermögens. Das ist die eine, die äußere Seite. Sehen wir aber auch die andere! Er sagt, er liebe Sie; er hat vorher noch nie geliebt. Aber er ist noch sehr jung, noch nicht einmal mündig. Und Sie sind um zwei Jahre älter als er. An und für sich ist ein solcher Alters-Unterschied immer ein Urding, eine Anormität. Freilich, die Liebe, die über Abgründe hinweg Brücken baut, vermag Alles auszugleichen, — aber können Sie dieser Liebe bei Ulrich sicher sein? Sie sind sehr anziehend, sehr geistvoll, Adriane, aber . . .“ Hier wußte die Fürstin doch nicht, wie das harte Wort in die gute deutsche Sprache einleiden, — „aber vous n'êtes pas belle, à peine jolie! Was dann, wenn eines Tages Ulrich den Augenblick mit tausend Schmerzen bereut, da ein flüchtiger Impuls ihn an die Seite einer älteren, schon verblühten, nicht mehr geliebten Gattin fesselte, — was dann?“ . . .

Voll lauernder Erwartung sah die Fürstin zu dem jungen Mädchen auf. Wo war sie hin, die volle, duftige Liebesrose, aus deren Kelch noch soeben ein berauschesendes Glück Adriane entgegen geduftet hatte? Blatt für Blatt hatte die Fürstin sie zerpfückt, — versflogen war der Duft, — ihr blieb nur das Vergeßen, daß sie je ihn einzuathmen geglaubt. Und noch Eins blieb ihr: ihr Stolz! Nie und nimmer konnte sie, durfte sie ihr gegenüber, die ihr so harte, schonungslose Worte gesagt, zugestehen: Ich arme Thörin, ich liebe ja Deinen Sohn, trotz Allem, trotz alledem! . . . Und es ist, wie Du sagst: weil ich ihn liebe, werde ich nie die Seine werden! Weil ich ihn liebe, echt und wahr!

„Verzeihung, Durchlaucht,“ sagte sie mühsam, „ich fürchte, ich habe Sie viel zu lange mit der Marklegung von Verhältnissen bemüht, die ich doch meinerseits von Anfang an in keinem anderen Sinne auffassen konnte, als in dem von Ew. Durchlaucht. Nur in Einem bin ich ganz anderer Meinung. Mir scheint, daß es für Ew. Durchlaucht von gar keinem Belange sein kann, ob ich den Prinzen liebe oder nicht. Nicht mein Herz ist es, das mir eine abweisende Antwort an ihn dictirt. Ich liebe ihn ja nicht, — auch nicht in Ihrem Sinne, Durchlaucht. Mein Stolz aber . . .“ Sie stockte, ihre Lippen zitterten und vermochten kein Wort mehr hervorzubringen. Unwillkürlich gerührt, sah die Fürstin zu ihr auf. Aber diese Anwendung versflog so schnell, wie sie gekommen war. Es galt ja in dieser Stunde, sich nicht von falscher Sentimentalität überkommen zu lassen!

„Sie sprechen von Ihrem Stolz, mein Kind,“ sagte sie. „Ich weiß, daß er verletzt worden ist durch meine Worte. Ich bat Sie deshalb im Voraus um Verzeihung. Ich kann mich ja so gut in diesen verletzten Stolz hineindenken; jedes hochherzige Mädchen würde ihn an Ihrer Statt ebenso empfinden. Aber es ist mir eine unbeschreibliche Erleichterung, daß Sie von ihm sprechen und nicht von Ihrer Liebe, daß sie die Gefühle meines Sohnes nicht theilen!“ Und da Adriane unbewußt schmerzlich aufathmete, fuhr sie mit scharfer Betonung fort: „Sie erklärten ja noch soeben, Ihr Herz habe keinerlei Antheil an Ihrer Entscheidung. Alle Wirren finden ja durch dies eine Wort ihre Lösung. Sie sagten doch so?“

Was konnten die blaffen Lippen anders antworten, als „ja.“ Aber die berebten Augen wagten dabei nicht, die Fürstin anzusehen; sie hasteten fest auf dem Teppich zu ihren Füßen. Die Fürstin, die ihren Zweck voll erreichen wollte, fuhr mit kluger Berechnung fort: „Freilich, diese Lösung wird nur dann erfolgen, wenn Sie auch meinem Sohne gegenüber Sich als dieselbe stolze Adriane äußern. Er wird ja nicht von seinem Plane abstecken, solange Sie ihn annehmen lassen, daß Sie ihm nur aus Liebe entsagen!“

Eine dunkle Gluth übergoss Adrianens eben noch so blaßes Antlitz. Ihre Augen blickten die Fürstin beinahe drohend an. Mit einer Stimme, welche die innere, zornige Erregung seltsam laut und klar ertönen machte, antwortete sie: „Damit Durchlaucht jeder Besorgniß über diesen Punkt enthoben seien, möchte ich Sie um die Gnade bitten, an meiner Statt dem Prinzen Ulrich meine Antwort auf seine Werbung mitzutheilen, eine Antwort, die in warmer Dankbarkeit für des Prinzen Edelmut gegeben wird! Durchlaucht sind ja dann ganz gesichert dagegen, daß ich den Prinzen noch fernerhin ermuntern könnte.“

Fürstin Natalie war viel zu sehr erfreut, ihr Ziel so mühelos erreicht zu haben, um nicht Adriane den gereizten Ton ihrer Erwiderung zu vergeben.

„Bon Dieu,“ sagte sie hastig, „wie Sie stets Alles gleich von der schlimmen Seite nehmen, Adriane! Ich

meinte ja nur ganz harmlos, daß vielleicht . . . nun . . . Indes, sei es, wie Sie es wünschen, ich will Ihre Botschaft auf mich nehmen! Es giebt deren freilich angenehmere . . . Mein armer Ulrich!“ fügte sie mit einer unbegreiflichen Stimmungsbeweglichkeit hinzu. Sie wollte noch etwas Tröstliches für Adriane sagen, aber der Ausdruck, der noch immer aus deren dunklen Augen drohte, hieß sie sich unterbrechen. Adriane war merkwürdig schön gerade jetzt, so geheimnißvoll schön, daß die Fürstin sich innerlich Glück dazu wünschte, so klug vorgegangen zu sein. Sie sagte sich dabei: Wenn dieses Mädchen demjenigen, der sie leidenschaftlich liebt, sich so zeigte, mit den leuchtend blaffen Zügen und den seltsam flammenden Augen, und sie flüsterte ihm zu: Ich liebe Dich, ich bin die Deine! — er müßte jede Tollheit um sie begehen!

Laut aber sprach sie: „Doch nun, da Alles entschieden ist, machen wir ein Ende! Lassen Sie mich Ihnen nur sagen, daß ich Sie in dieser Stunde, wenn möglich, noch lieber gewonnen habe um Ihres braven, stolzen Sinnes willen. Bis morgen, mein Kind!“

Als sich die Thür hinter dem jungen Mädchen geschlossen hatte, athmete die Fürstin mehrmals nacheinander tief auf.

Regungslos aber saß Adriane in ihrem Zimmer, in dem noch das Dunkel von vorhin herrschte. Ein dumpfer Schmerz lag wie lähmend auf ihr. Dann kam ihr mit einer seltsam schmerzenden Deutlichkeit das Bewußtsein, daß durch die offene Fenstertür eine schwüle Sommernachtsluft sie umfange, daß die ersten Mondesstrahlen leise und scheu zu ihr sich hereinküßelten. Aber was ging es sie an, daß da draußen die Rosen dufteten, daß das silberne Mondlicht lieblosend über sie hinwegglitt? Für sie war ja Alles vorüber, was Licht und Duft und Schönheit hieß! Vorüber! Und mit einem Male bäumte sich die ganze Leidenschaftlichkeit ihrer Natur auf gegen dies Vorüber! Hatte sie nicht auch, wie alle Andern, das Recht an das Glück, an volles, überströmendes Glück? Es war ja auch für sie da, es grüßte sie, es winkte ihr aus zwei geliebten, leuchtenden Augen!

Sie preßte ihr fieberglühes Gesicht gegen die Kissen des Divans, die sie umklammerte mit beiden Armen; sie mußte sich ja halten, um diesen Augen nicht zu folgen, — einerlei, wohin! Ihr Kopf brannte, ihr Hirn schmerzte von all den wirbelnden Vorstellungen, die in ihm hin- und herjagten. Aber nicht lange, so gaben die überreizten Nerven nach, und eine wohlthuende Betäubung kam über sie. Leise schwand ihr das Gefühl ihrer Umgebung, das Bild des mondbeleuchteten kleinen Gemaches um sie her versank allmählig. Jetzt schlug ein Nauschen an ihr Ohr, — was war es, was konnte es sein? War es der Sturm? . . . Und nun saß sie inmitten der Thren um ein hochauflackerndes Kaminfeuer, und durch das Sturmesrauschen hindurch sagte ihre eigene Stimme: „Wie der Sturm sich so ganz einsehen zu können, das muß herrlich sein. Gleich ihm zu ringen um einen Preis, um eine Lebensaufgabe! Heiße Sonne über die Seele ziehen zu lassen und Sturm! Sturm, um sich ihm nicht zu beugen, um sich ihm gewachsen, ihm gleich an Stärke zu zeigen!“ . . . Und wie sie es jetzt wiederum sagte, klar und deutlich verschwand das Bild, Alles war wieder wie vordem, und von fernher rauschte der Rhein. Mechanisch stand sie auf und schloß die Läden, den schwülen Rosenduft und den Mondschein zu bannen. Dann entfachte sie eine Kerze, und nun begann ein rastloses Wandern auf und nieder. Was sie damals gesagt in trotzigem Verlangen, sie wollte es nicht widerrufen, sie wollte es erfüllen. Sie war bereit, zu ringen, — zu ringen mit sich, mit dem Sturme ihrer Leidenschaft. Es galt einen Preis: das Heil dessen, den sie liebte.

4.

„Adriane!“ . . .

Der am andern Morgen diesen Namen mit lauter Stimme aussprach, war Prinz Ulrich. Hochaufgerichtet stand er inmitten des kleinen, jetzt von blendend hellem Tageslichte erfüllten Gemaches und sah sie zürnenden Auges an, sie, die tödtlich erschrocken nach ihm sich umwandte.

„Prinz Ulrich! Sie!“ stammelte sie, eines weiteren Wortes unfähig.

„Ja ich, Adriane! . . . Ich bin bis zu Ihnen gedrungen; zürnen Sie mir nicht, ich mußte Sie sprechen, — Sie selbst! Glauben Sie denn, daß ich wie ein Schulbube mich mit einem Bescheide der Mama nach Hause schicken lassen, daß ich damit l'affaire, wie Mama sich auszudrücken beliebt, als geendet ansehen werde?“

Sie machte einen Schritt nach ihm hin: „Nicht diesen Ton, Prinz Ulrich, nicht so!“

Er sah ihre Augen stehend auf sich gerichtet und kam sofort zu sich. „Verzeihen Sie,“ murmelte er, „verzeihen Sie mir! Wenn Sie wüßten, wie meine Mutter mich rein toll zu machen verstand mit ihren Worten . . .“



Sie wagte nicht, ihn anzusehen, während sie jetzt sanft sagte: „Die doch wohl nicht anders lauten konnten, mein Prinz! Warum nur mußten Sie kommen, warum nur mich zwingen, sie Ihnen zu ...“

Er ließ sie nicht weitersprechen. „Zu wiederholen ... nicht wahr, das meinten Sie?“ sagte er hart. „Aber Sie sollen es ja auch nicht, ich will diese Worte nicht hören von Ihren Lippen! Ich weiß ja, wer sie aus Ihnen spricht ... meine Mutter! Es war grenzenlos ungeschickt von mir, ihr nicht das Versprechen abzunehmen, Ihnen gegenüber noch zu schweigen. Weiß Gott, womit Alles meine Mutter Sie gestern Abend bedrängt haben mag, meine arme Adriane! Aber seien Sie gut, bedenken Sie, daß ich an all dem, womit sie Sie verlegt haben, Ihrem Stolze zu nahe getreten sein mag, unschuldig bin! Ich, der Ihnen gegenüber die lautere Ehrfurcht und Demuth empfindet. Ja, voll Demuth, Adriane, siehe ich Sie an, mir mit Ihrer Hand das Glück meines Lebens zu schenken!“

Warum nur machte er es ihr so übermenschlich schwer, recht zu handeln! „Prinz Ulrich,“ — ohne es zu wissen, sprachen die blassen Lippen den Namen fast zärtlich aus, — „ich hatte seit gestern Abend keinen andern Wunsch, als Ihnen und mir diese Unterredung zu ersparen.“ Er wollte aufstehen, aber ein bitterer Blick von ihr ließ ihn schweigen. „Das, was Ihnen die Fürstin sagte, war wirklich meine eigenste Antwort, gestern, heute und für alle Zeit. Bitte, glauben Sie mir das! Und nun, Prinz Ulrich, möge mir Ihre hochherzige Gefinnung Eins gewähren, für das ich Ihnen immer dankbar sein werde ...“

Sie zögerte doch, es auszusprechen, angefüllt des bitteren Ausdruckes, den seine Züge während ihrer letzten Worte angenommen hatten.

„Lassen Sie hören,“ sagte er; „vielleicht schlagen Sie mir vor, Ihnen ein guter Freund zu werden, Ihnen als guter Kamerad zur Seite zu stehen ... Es ist das ja wohl so harmlose Frauenart! Ist es das, was Sie von mir verlangen?“

„Nein,“ entgegnete sie beinahe schen, „diesen anspruchsvollen Hochmuth besitze ich nicht. Ich meine ein Anderes. Ich bin entschlossen, in den nächsten Tagen in meine Heimath zurückzukehren. Meine Bitte geht dahin, daß Sie die Ausführung dieses Entschlusses nicht bekämpfen, daß Sie diese Unterredung unsere letzte sein lassen!“

Ihre Stimme zitterte von unterdrückten Thränen. Der Prinz antwortete nicht. Mit heftigen Schritten durchmaß er den kleinen, teppichbelegten Raum. Nun blieb er vor ihr stehen. Sie mußte die Augen niederschlagen vor den leidenschaftlich forschenden Blicken der feinen, während er jetzt sagte: „Diese Unterredung unsere letzte? Und weshalb? Weshalb von dannen gehen? Um mich nicht mehr zu sehen? Aber Sie haben ja meine Mutter bevollmächtigt, mir zu sagen, daß Sie mein Gefühl nicht erwidern! Warum mir also aus dem Wege gehen?“

Sie wußte ihm keinerlei Antwort zu geben. Ihr Blick haftete noch immer am Boden.

„Adriane,“ begann er von Neuem, „haben Sie noch ein wenig Geduld mit mir! Ich kann mir nun einmal den Glauben nicht nehmen lassen, auch von Ihnen nicht, der allein mich davor bewahrt, über diesem unseligen Wirrsal, das meine Mutter heraufbeschworen hat, den Verstand zu verlieren! Ich weiß, daß ich Ihnen nicht ganz gleichgültig bin, weiß es von jenem letzten Spazierritte her! Und an dem Tage gelobte ich mir, Ihnen durch entsagende Zurückhaltung von jedem stürmischen Wort den tiefen Ernst eines Gefühls zu beweisen, das mir zum Wendepunkt meines Lebens geworden war ... Wäre Bredeno! nicht gestern gekommen und mir über seiner anmaßenden Haltung nicht alles Blut zu Kopf gestiegen, so hätten Sie noch eine ganze Reihe für Sie friedlicher Tage erlebt, ehe ich Sie vor die Entscheidung gestellt hätte. Nun muß ich sie heute schon verlangen, muß Sie rücksichtslos darum drängen, — um Ihrer Stellung meiner Mutter gegenüber willen! Sagen Sie das Wort, Adriane, das Sie für immer unter meinen Schutz stellt, meiner Mutter, der ganzen Welt gegenüber ... Sagen Sie Ja!“

In völliger Hülfslosigkeit konnte sie nicht anders, als stumm das Haupt schütteln. „Bei Gott,“ fuhr er fort, „ich hätte noch vor einem Vierteljahre nicht geglaubt, daß ich, Ulrich Baal, einst um die Hand des Mädchens, dem ich mein ganzes Sein zu eigen gab, betteln würde!“ Er brach mit einem leidenschaftlichen Aufathmen ab. Dann harrete er ihrer Antwort. Aber sie kam noch nicht. Es blieb eine ganze Weile still zwischen diesen beiden Menschen; ein Jedes vernahm nur das stürmische Hämmern und Pochen des eigenen Herzschlages; ein Jedes glaubte, dies stürmische Rauschen müsse hinüberdringen bis zu dem Andern.

(Fortsetzung in nächster Nummer.)

Nachdruck verboten.

### Ein Besuch bei Mathias Schmid.

Von Helene Pichler.

Hierzu das Portrait von A. Schubert, Seite 169.

**D**or einigen Monaten durchlief eine Nachricht die Zeitungen: ein neuer Mathias Schmid ist in Sicht. Wie das in den künstlerischen und kunstfreundlichen Kreisen wirkte! Springt doch aus solch kleiner Zeitungsnotiz, sobald sie einen „berühmten“ Namen enthält, immer etwas wie ein elektrischer Funke, der sich sofort in Conner setzt mit dem Herzen des Lesers. Hier durfte man aber in der That erwartungsvolle Spannung hegen. Die letzten großen Gemälde des Meisters, „Abgestürzt“ und „Verlassen“, hatten zwei Momente so nachhaltig erschütternder Wirkung gegeben, daß man mit einer gewissen Ungebuld auf das nächste Werk des Meisters wartete. Die Zeitungen wollten wissen, das neue Bild stelle eine Scene aus den Tiroler Freiheitskämpfen dar: ein Mädchen, beim Kugelhammeln verwundet, wird aus dem Kampfe getragen.

Vor Jahren, als ich selbst noch jung war und leicht über ein Kunstwerk in sprühende Begeisterung gerathen konnte, hegte ich den frommen Glauben, Künstler und Mensch seien identisch; so wie der Künstler in seinen Werken sich zeige, müsse er als Mensch sein. Hatte er doch in seinem Werke sein Bestes, seine Seele, sein „Selbst“ gegeben. Später habe ich oft genug erfahren müssen, daß in der Künstlerbrust, wie in der Poetenbrust zwei Seelen wohnen können, daß ein großer Dichter, ein großer Künstler sein, nicht immer gleichbedeutend ist mit „ein großer, edler Mensch sein“. Es gab der herben Täuschungen dieser Art zu viele, als daß nicht die Begeisterung für eine Dichtung, für ein Bild, ein Kunststück lediglich eine Dämpfung erheilt bei der Frage: „Auch Einer?“ — nämlich Einer, der die Künstlerschaft an- und auszieht wie ein Gewand. Nur bei Einem blieb diese Frage aus, bei Mathias Schmid. So oft ich Gelegenheit hatte, ein Gemälde von ihm in meine Seele aufzunehmen, immer hatte ich die Ueberzeugung: Künstler und Mensch sind hier Eins, müssen Eins sein.

Nun wanderte ich die Nymphenburger Straße in Baierns Hauptstadt entlang mit jenem erwartungsvollen Herz klopfen, welches die Kinder am Christabend empfinden. Ich war auf dem Wege zu Mathias Schmid.

Die Klinke der Gartenpforte brannte in meiner Hand. Jen-seits der Pforte, unter hohen, im Winterhalmde schlafenden Bäumen, lag das Haus, mit Zinnen und Thürmchen geschmückt, wie eine verzauberte Burg. Da ging auch schon die Thür auf, und die Baumriesen schüttelten sich leise im Schlafe, daß ein silberner Demantregen auf mich herniederrieselte. Kein teppichbelegtes Vestibül, keine vornehm fühlte Stille empfing mich. Eine frische Mädchenstimme trällerte ein Volkslied, das aus den Tiroler Bergen stammen mochte, und statt eines selbstbenutzten Dieners in Vivree nahm die Sängerin selbst, das blonde Töchterlein des Hauses, mich auf der Treppe in Empfang. Zuerst galt es, der Dame des Hauses meine Aufwartung zu machen, denn „in des Verlangens wonnevoller Ungebuld“ war ich um ein halbes Stündchen zu früh gekommen, wie ich nun mit Schreden gewahrte. Aber das liebliche Töchterlein versicherte: „Dös macht nix!“

Ja, bin ich denn in ein Märchen versetzt, in Dornröschens Zeitalter gerathen? Das „altdeutsche Zimmer“ mit seinen tausend malerischen Gegenständen und seiner dämmerigen Behaglichkeit ist ja bei einem Künstler im letzten Viertel des neunzehnten Jahrhunderts etwas Selbstverständliches; aber jenes zierliche, schwirrende Geräch im Erker dort muthet an, wie ein Traumbild vergangener Tage. Ein Spinnrad, und wahrlich, nicht ein stilvolles Spielzeug, sondern ein richtiges, praktisches Spinnrad, auf dessen schwirrender Spindel das feine Gespinnst sich mehrte unter den Fingern der Spinnerin. Diese selbst schob sogleich den Koden zur Seite und stand auf, mich zu bewillkommen. Ich sah eine hohe, prächtige Frauengestalt, mit Blondhaar und blauen Augen, die Gattin des Malers.

„Grüß Gott! Mein Mathias hat mir von Ihrem Besuche gesagt. Nun freut's mich, daß Sie erst bei mir vorsprechen.“

So warm, so herzlich, so heimathlich hatte ich mir den Empfang nicht gedacht. Meine Entschuldigung wegen Zutritts-kommens ward lächelnd abgewehrt: „Sehen's doch, wer wird viel Worte machen um ein Viertelstündchen? Ruhen wir die Zeit, wie sie sich bietet, und jetzt hab ich den Augen. Ich halt' Sie schon etliche Minuten fest.“ Wie gern ließ ich mich festhalten in diesem Raume, wo der Künstler nach ernster, strenger Arbeit Erholung und Erfrischung findet bei Weib und Kindern.

Wir plauderten wie alte Bekannte. Die zahlreichen Skizzen und Bilder an den Wänden erhielten durch die liebenswürdige, heitere Frau die interessantesten Commentare. Sie ward nicht müde, zu erzählen, und ich, zu fragen und zu lauschen. Und aus der Art des Seins dieser Frau leuchtete die unbegrenzte Liebe und Verehrung zu dem Manne und Künstler, den ein gütiges Geschick ihr zum Gatten gegeben. Von der Künstler-gattin auf den Künstler selbst zu schließen, mußten hier alle hohen Erwartungen in Erfüllung gehen. Die tief empfindende Seele, die schöne Menschlichkeit, die aus seinen Bildern zu dem Beschauer spricht, konnten nichts unter der Erregung künstlerischer Juspiration Angenommenes, sondern sie mußten die eigene Seele, das eigene Empfinden des Künstlers sein, ein Theil seines „Ja“.

Ich schaute nach der Uhr: noch zehn Minuten bis Drei. „Jetzt gehen wir, den Mathias überraschen. Wenn er nämlich, Palette und Pinsel in der Hand, vor einem hübschen Stück Leinwand steht, dann vergißt er Zeit und Ort und alle Menschen der Welt. Doch zuvor thun Sie noch einen Blick in unseren Garten. Alles schläft, und doch ist's auch während der Winter-ruhe unsagbar schön hier außen. Gestern Abend kamen wir aus einer Gesellschaft zurück. Ach, wie freuten wir uns, als der Schlüssel in unserem Gartenthor knarrte. Wie ein Hauber-reich von Silber und Krystall lag der Garten, und drinn' im nächstlich dunklen Haus schlummerte wohl die Kunst eines Hauber-schlaf. Schimmernde, blaue Schleier warf der Vollmond über das winterliche Idyll. „Mathias, wir sind glücklich, nein, wir sind glücklich!“ mußte ich ausrufen, und ...“ Die Frau er-döthete wie eine Achtzehnjährige.

„Und Mathias lege seinen Arm um deine Schultern, drückte einen Kuß auf deine Lippen und flüsterte: „Glücklich durch Dich, Du treues Weib.““ So ergänzte ich in Gedanken die Rede. Es war mir wohl bekannt, wie diese Frau die widrigsten Geschiede mit dem Gatten muthig getheilt hatte.

Nun stiegen wir die Treppe empor; das blonde Töchterlein begleitete uns. „Für die spinn' ich ein Leinen in meinen Rubestunden.“

Droben schob die heitere Frau mich vor und öffnete rasch die Atelier-Thür mit dem lauten Ausruf: „Mathias!“

Da stand er nun in dem vollen, ruhigen Lichte, wie es von Norden kommt, Pinsel und Palette in den Händen. Eine unter-sehste, kräftige Gestalt, in der sofort der tiroler Typus erkenn-bar. Eine graue Joppe, ähnlich der Gebirgsjoppe, umschleht den Oberkörper. Das Haupt ist leicht zur Seite geneigt; präsen-den Blickes erwägt der Meister die eben geschriebenen Pinselstriche. „Mathias!“

Das mächtige Haupt richtet sich gerade, die durch eine Brille geschäpften Augen suchen in dem Dunkel des Thüreinganges die Eintretenden zu erkennen. Sein Blick trifft auf ein jagen-des Frauenaugen-Paar, und die Palette fliegt auf einen Tisch, eine kräftige, nervige Hand streckt sich mir entgegen, zieht mich in die breite Lichtzone des Atelier-Fensters.

Nun soll ich wohl das Atelier beschreiben? Ein Maler-atelier mit seinen antiquarischen Geräthen, seinen Hellebarden, Spießen und trocknen Palmenwedeln? Mit den kostbaren Stoffen und Gypsabgüssen, mit Teppichen und alten Möbeln? O nein, ich sah zunächst den lebendigen Epheu, der zur Seite des Fensters in üppigem Grün herniederkrant, gleich einem dichten Vorhang; und dann sah ich nur Eins: das fast vollendete neue Gemälde, welches durch die Zeitungen verheißen war.

„Ehe ich mich jedoch in die neueste Schöpfung des Meisters vertiefen konnte, mußte ich noch einen lebenden Charakterkopf begrüßen. Auch ein Schmidt, aber mit dem „dt“, und kein Mathias, sondern ein Maximilian. Die beiden Männer sind Freunde. Beide sind Söhne des Hochgebirges, und Beide lieben ihre schöne Heimath, ihr Volk mit seinen guten Eigenschaften und seinen Schwächen. Beide kennen den Pulsschlag des Volkslebens und schöpfen immer wieder aus ihm, das Geschaute und Erlebte mit realistisch padender Gewalt, doch in geistiger Verklärung festzuhalten: Mathias als Meister des Pinsels, Maximilian als Meister der Feder. Aufmerksamere Leserinnen werden sich Maximilian Schmid's aus einem früheren Jahrgang dieses Blattes erinnern, welcher die reizvolle Novelle „Der Georgi-thaler“ zum Abdruck brachte.“

Doch das Bild! das Bild!

Tretet nur hinzu, die ihr die Jubiläums-Kunstausstellung in Berlin besucht. Sucht den „Gang zur Wallfahrt“ von Mathias Schmid, und ihr werdet die Empfindungen empfinden können, welche dies löbliche Bild in der andachtsvollen Stille des Ateliers, unter des Meisters persönlicher Gegenwart, hervorrufen mußte.

Ein schwerkrankes junges Mädchen wird von dem Vater über's Gebirge getragen, zu einem Wallfahrts-Kirdlein, zu der wunderthätigen Muttergottes, die gewiß heilen und retten wird, wo aller Kertze Kunst vergebens, wo frommer Glaube seine letzte Hoffnung auf sie, die schmerzensreiche Mutter, setzt. Mit ergreifender Innigkeit ist die vertrauende Glaubensfestigkeit mit trostlosem Schmerz in dem Gesichte des tiroler Bauern vereinigt. Vorsichtig schreitet er über den Felsgrat, damit die Erschütterung der Leidenden nicht neue Qual bereite. Die Kranke ist auf der „Kraze“ die der Mann auf dem Rücken trägt, festgebunden. Schlaf hängt die eine Hand herab, die andere ruht mit einigen Blumen im Schoße. Und das Köpfchen des Mädchens, — in dessen lieblichem Rund wir das Antlitz der holden Tochter des Meisters erkennen, die auf einen tragenden Blick mit mädchen-haftem Erdröthen zugestekt, sie habe zu dem Bilde gefessen, — in Todesweh und doch mit süßer Annuth ist es auf die Brust gefenkt. Die Schatten des Todes haben sich bereits über dies Antlitz ergossen. Wird der Vater sie noch lebend zu der Gottes-mutter Füßen legen können? Wird der bunte Kranz für die Himmelskönigin nicht vergebens gewunden sein? Der Kranz liegt auf der Kraze, neben ihm ragt das dürre Holz einer Krücke empor. Dem Vorgang eng verbunden ist die umgebende Natur: tief im Hintergrunde Schneepipen und sonst der nackte, braune Felsgrat, feinstwärts ein „Waldhöckl.“

Um auch ein Wort vom „Technischen“ zu sagen, das freilich bei Meister Mathias schier überflüssig scheint, so ist die Luft-Perspective eine so ausgezeichnete, daß es scheint, als müßte der Tiroler beim nächsten Schritt aus dem Rahmen heraustreten.

Lange ward im Atelier kein Wort geredet. Das Tageslicht begann zu verblasen, und noch immer hingen unsere Blicke an der herrlichen Schöpfung. So manches Schöne zu sehen uns noch vergönnt ward, immer lehrten die Augen zurück zu dem „Gang zur Wallfahrt“.

„Wie konnten nur die voreiligen Zeitungen diesem Werke einen Vorgang aus den Freiheitskriegen unterziehen?“ fragte ich end-lich den Meister. Dieser zeigte lächelnd auf den Freund Magi-milian und erwiderte: „Der da kann's erklären.“ Und nun hörte ich, daß in der That Mathias Schmid sich anfangs ge-dacht habe, das Mädchen sei beim Kugelhammeln verwundet und werde nun in Sicherheit gebracht. Er hatte dies angedeutet durch ein Gewehr, welches an Stelle der Krücke seinen Platz hatte. Aber der andere Schmidt, der mit dem „dt“, sagte: „Der spize Gewehrlauf stört mich; mach' ihn fort und gib einen Kranz dazu, den das kranke Madel der Mutter Gottes opfert.“ Mathias, auf die Idee des Freundes eingehend, folgte dem Rathe, und es entstand der „Gang zur Wallfahrt“.

Die Dämmerung hatte bereits graue Schleier gewebt; wir merkten es nicht, denn im trauten Vereine saßen wir: der Maler, der Dichter, wir Frauen und ein sechzehnjähriger Jüngling, der „Bruder seine: Schwester“, der leise sich hinzu-gesellt hatte und mit der Schwester hinter dem schwanfenden Epheu hockte. Manch gutes Wort, manch schöner Gedanke ward ausgesprochen und fand Eingang in die Herzen. Die Weihe der Kunst lag über uns und schloß ein geheimnißvolles Band um Menschen, die hier zum ersten Male sich sahen. Eine solche Stunde ist gesegnet. —

Zum Schluß noch einige Worte über den Lebensgang unseres Künstlers. Mathias Schmid wurde am 14. November 1835 in See, Paznaunthal in Tirol, geboren. Sechs Brüder gingen ihm voran, und obwohl der Vater ein für dortige Verhältnisse recht wohlhabender Bauer war, so gab's doch für den einzelnen Sohn nicht viel. Nach abgehaner Schulzeit kam der Knabe zu einem Dorfmaler und Vergolder in die Lehre, der ihm wegen seiner hervorragenden Begabung ein Jahr Lehrzeit schenkte. Der Vater, in dem Jungen etwas Tüchtiges ahnend, gab seinem Drängen nach und ließ ihn gen München, zur Akademie, ziehen. Aber obwohl im gelobten Lande, mußte sein Kunstdrang dennoch darben; das schwere Geschick eines mit äußerster Roth kämpfenden Landmannes, der sich gleichfalls der Kunst gewidmet, wirkte warnend auf Mathias. Er trat bei einem Vergolder in Dienst, und erst zwei Jahre später, 1855, hatte er durch Fleiß und äußerste Sparsamkeit so viel beisammen, daß er es wagen konnte, die Akademie zu beziehen. Hier trat sofort das neue Talent bedeutend hervor. Der Vater unterstüßte den Sohn, so viel er vermochte, doch blieben es immer knapp zugeschnittene Verhältnisse, und es gehörten die Anspruchslosigkeit, der Muth, die Ausdauer und der Fleiß von



Mathias dazu, um nicht zu verzagen. Sein erstes Bild „Ruth, wie sie nach Bethlehäm zieht“ kaufte der damalige Statthalter von Tirol, Erzherzog Karl Ludwig. Auch gab es wohl hier und da einen Auftrag, doch an einen Aufschwung seiner äußeren Verhältnisse war dabei nicht zu denken, vielmehr hieß es, tapfer weiter darben. Zudem machte er sich in Innsbruck, wohin er geeilt war, um sein Recht hinsichtlich eines Contractes über Altarbilder zu wahren, bei der Geistlichkeit mißlieblich. Und nun begann eine Kette heftiger Anfeindungen, Verkünderungen auf der einen Seite, Auflehnung, Entbehrungen, rastloses, aber vergebliches Streben auf der andern. Ein Stipendium, von den Landständen bewilligt, ward ihm als einem „Unwürdigen“ entzogen, weil er nicht ausschließlich „Heilige“ malte, sondern Scenen aus dem Tiroler Volksleben für die Illustrirte Zeitung in Leipzig und für die Gartenlaube zeichnete. Mit ihm kämpfte tapfer und treuen Muthes seine Braut, die er endlich trotz der schlechten Aussichten zum Altar führte, indem er sich in Salzburg niederließ, hoffend, für die Heiligenmalerei günstigen Boden zu finden. Als auch diese Hoffnung trog, lehrte Schmid der Heiligenmalerei den Rücken, wandte sich ganz dem Tiroler Volksleben zu, und nun war der Künstler in seinem Lebens-element. Seine ersten Bilder fanden bald Käufer; die Aufträge mehrten sich, und 1869 konnte der Künstler mit seiner Familie wieder nach München ziehen. Hier verschmähte es der reife Mann nicht, weiter zu studiren, zu lernen, an seiner Vollenbung zu arbeiten. Er trat in Piloty's epochemachende Schule ein, und nun stieg sein Stern gleich einem leuchtenden Meteor höher und höher am Kunststimmeln. Von Bild zu Bild stiegen Einnahmen, Ruhm und Ehren. Und heute: „Nennt man die besten Namen, wird auch der seine genannt.“

Bei Mathias Schmid's großen Erfolgen, die mit jedem Gemälde sich steigern, darf man mit vollem Rechte sagen: „Allein durch eigene Kraft“.

Nachdruck verboten.

### „La reine de France et de Navarre.“

Erinnerungen an Frohsdorf von F. A. Bacciocco.

**M**aria Theresia Beatrix, Prinzessin von Artois, Herzogin von Bourdeaux, Gräfin von Chambord, geborene Erzherzogin von Oesterreich-Ungarn, genannt in legitimistischen Kreisen: „Königin von Frankreich und Navarra“, verstarb an einem der letzten Märztage in Görz, nachdem ihr Gemahl ihr vor wenigen Jahren im Tode vorangegangen war.

Wenig Geräusch hat die letzte Königin von Frankreich in ihrem Leben gemacht; nur selten wurde ihr Name neben dem ihres Gemahls, so oft auch von demselben die Rede war, genannt; aber sie hat den größten Einfluß auf sein Dasein, auf sein Verhalten, auf sein ganzes Denken und Empfinden ausgeübt, sodaß man sagen kann, was Graf Chambord war und nicht war, ist auf den Einfluß seiner Gemahlin zurückzuführen. Sie war aber für Oesterreich, ihre angestammte Heimath, noch von einer besonderen Bedeutung; zunächst als das Muster einer sorgfältigen und liebevollen Hausfrau, einer Wohlthäterin sonder Gleichen und sodann als die Gründerin und Pflegerin einer kleinen französischen Kolonie in Nieder-Oesterreich.

Das alte Frohsdorfer Schloß, welches auf der Höhe bei Pöthen mit seinen Thürmen und seinem Gemäuer und dem Portal mit dem Lilien-Wappen, umgeben von einem herrlichen Park und anstoßend an dunkle Waldungen, sich erhebt, ist bekannt als die Zufluchtsstätte so mancher historischen Persönlichkeit; es war Eigenthum der Gräfin Chambord, die es vor Allem liebte. In Pöthen selbst steht ein kleineres Schloß, welches ebenfalls zu Frohsdorf gehört, und in früheren Zeiten gehörte auch der Ort Pöthen mit dem Hammerwerk zu dem Schlosse, einen stattlichen Besitz repräsentirend.

Die Gräfin zog das Schloß ihren übrigen Besitzungen vor, und hier verbrachte sie mit ihrem Gemahl die Hochsommer-Zeit und die glücklichste Zeit ihres Lebens. Von den beiden königlichen Familien, welche neben einer großen Anzahl von depositarischen Herrschern Zuflucht auf dem gaspischen Boden Oesterreichs fanden, der hannoveranischen Königsfamilie und dem gräflich Chambord'schen Paare, machte das letztere weitaus am wenigsten Aufsehen. Während man nach dem Jahre 1866 den blinden König von Hannover jeden Tag in Wien oder Hiesing bei Schönbrunn sehen konnte und die hochrothen Livreen seiner Dienerschaft von Weitem die Aufmerksamkeit auf sich zogen, kam Graf Chambord mit seiner Gemahlin höchst selten nach der Kaiserstadt. Zu den Hoffesten in der Burg erschien weder er noch seine Gemahlin; Beide schienen für den kaiserlichen Hof fast nicht vorhanden zu sein. Ab und zu vernahm man, daß Graf Chambord auf einer Reise nach dem Westen, nach der Schweiz oder Belgien, Wien berührt habe; aber von einem längeren Aufenthalte hörte man nicht. Gewiß ist er während der langen Zeit seines Exils nur selten in die kaiserliche Hofburg gekommen.

Häufiger aber nahm der Kaiser oder ein Erzherzog Theil an den Jagden des Grafen Chambord, der zu den eifrigsten Jägern in Oesterreich gehörte, bis sein Fußleiden und das zunehmende Alter seiner Passion Schranken setzten. Sein Jagdwagen war im Pittener Waldgebiete den Bauern und Holz-hauern wohl bekannt. An demselben befand sich eine Vorrichtung, welche auf einem ansteigenden Terrain das Abrutschen unmöglich machte, und wie es heißt, drang seine Gemahlin stets auf die Benutzung des sichereren Gefährtes. Später ließ Graf Chambord sich in einer Sänfte in den Wald tragen, und in seinen letzten Lebensjahren nahm manchmal in dem stillen österreichischen Forste der sterbende „König“ den Gruß eines mittelbigen Bauers als letzte Huldbildung entgegen.

Die Gräfin Chambord liebte auch zu Lebzeiten des „König“ ein möglichst anspruchsloses Auftreten. Fast mit einer ängstlichen Vorsicht suchte sie von ihrer Person und in ihrer Umgebung Alles fern zu halten und Allem auszuweichen, was geeignet gewesen wäre, nach irgend einer Seite Aufsehen zu erregen. In ihrer Toilette war sie von einer Einfachheit, die sprichwörtlich in der Pittener Gegend wurde, und die bei Gelegenheiten sich scharf abhob von den Toiletten der Wiener Damen, die in der Sommerfrische dort weilten, oder der Gewerkschafts-Besitzerinnen des Bezirkes. Die mittelgroße Gestalt, die erst in den letzten Jahren an Fülle zunahm, mit dem matronenhaften Gesichte, aus welchem weit mehr Gutherzigkeit, als ein unbeugbarer Stolz sprach, erschien nicht selten in einem abgetragenen Kleide, welchem ein kundiges Auge die mehrfachen Kenderungen, die es im Laufe der Zeit hatte durchmachen müssen, anmerken konnte.

Die Wiener Sommerfrischer, die sich im Park aufhielten

oder auf den breiten Waldpfaden sich ergingen, hatten häufig keine Ahnung, daß die unscheinbare Frauengestalt, die im offenen Wagen vorüberfuhr oder im Gespräche mit einer ebenso anspruchslosen Begleiterin dahinwandelte, in ihrem Kreise als die legitime Königin von Frankreich angesehen und verehrt wurde. Verehrt wurde, — ja, diese Verehrung beanspruchte sie, genau wie sie selbst ihren Gemahl nicht allein als zärtliche Gattin liebte, sondern zugleich als König ehrte. Und hier war der Punkt in ihrem schlichten, makellosen Leben, welcher, mit modernen Augen betrachtet, einen vielleicht überschwänglichen Anstrich gewinnen konnte; denn diese Verehrung ging, auch der Außenwelt gegenüber, in eine aufrichtige Devotion über und in eine begeisterte Hingebung, die einigermaßen seltsam zu dem im Grunde hausbackenen und gemüthlichen Verhältnisse, in welchem sie mit ihrem Gemahl dahinlebte, stimmen wollte. Oder suchte sie in der Devotion ihren eigenen legitimistischen Gefühlen gerecht zu werden? Sie war es, die mit der eifrigsten Vegetierung an großen „Cour-Tagen“, wie sie einige Male jährlich im Schlosse Frohsdorf abgehalten wurden, die Gesundheit des Königs ausbringen konnte; dann trat sie auf den Altan hinaus und gab mit ihrem Taschentuche den unten im Park bei den Blumenbeeten harrenden Hornisten ein Zeichen, damit dieselben den Tusch bliesen.

Ein Rest des altfranzösischen Ceremoniells, wie es am Hofe Ludwigs XIV. geherrscht haben mochte, feierte bei solchen Gelegenheiten eine Art Wiedergeburt. Dann wurden die alten Staatsstaroen mit dem Lilienwappen aus den Remisen hervorgezogen, um die Gäste von den Stationen Pöthen oder Wiener-Neustadt nach dem Schlosse zu bringen; die Bedienten, Piqueurs und Postillone wurden in altfranzösische Uniformen gesteckt, die durch ihre reichen Goldborten und weißen Kokarden auffielen; die kleine Schweizerwache trat ihren Dienst im unteren Schloßhofe und in der Säulenhalle an, wo sie mit schweren Helmbarden schaltete. Die Bannerherren und die Ceremonienmeister walteten ihres Amtes; die prachtvollen silbernen und goldenen altfranzösischen Brunkgeschirre und Tafelaufsätze wurden im großen Speisesaale aufgestellt; das französische Königswappen der Bourbonen mit den Lilien kam auf jedem Gegenstande und auf jedem Tafeltuche, in jeder Draperie zur Geltung.

Von der Schweizergarde sollen in der letzten Zeit nur noch wenige Leute in der Umgebung der Gräfin gelebt haben. Es waren die Nachkommen der Schweizer-Leibwache, welche die königliche Familie in den Schredenstagen (1792) zu verteidigen suchten, und meistens schon betagte Männer. Die Kutsher, Köche, Leibdiener, Gärtner waren durchweg Franzosen und ebenfalls aus den Familien, die sich durch Anhänglichkeit an das Königthum hervorgehoben hatten. Einige waren darunter, die trotz des langen Aufenthaltes auf österreichischem Boden die deutsche Sprache noch nicht erlernt hatten. Im Allgemeinen jedoch wurde im Frohsdorfer Schlosse Deutsch und Französisch in lebhaftester Abwechslung gesprochen. Graf Chambord bediente sich der französischen Sprache mit Vorliebe und mit einer besonderen, feierlichen Accentuirung; seine Gemahlin sprach das Deutsche ebenso geläufig, wie das Französische; es war im Grunde ihre Muttersprache, wenn man die Tochter Franz IV. von Modena nicht als Italienerin betrachten will.

Das von der Gräfin gestiftete Pensionat in Frohsdorf wurde von französischen Schulbrüdern und Laienschwestern geleitet, und Kinder der Bauern aus dem Dorfe und aus der Umgebung erhielten darin unentgeltlichen Unterricht. Eine Zeit lang scheint sich Graf Chambord mit dem Gedanken getragen zu haben, die französische Kolonie in Frohsdorf bedeutend zu vergrößern; er trat in Unterhandlungen mit der damaligen Eigenthümerin des Pittener Eisenwerkes, Frau Desterlein, um diese große Gewerkschaft und die dazu gehörigen Besitzungen zurückzukaufen. Die Verhandlungen sollen gescheitert sein an dem Umstande, daß Graf Chambord nur französische Beamte zu der Leitung und überhaupt Franzosen zum Betriebe des Werkes heranziehen wollte.

Zeitweilig vergrößerte sich die Zahl der Emigranten und Anhänger auf Frohsdorf bedeutend, sodaß das geräumige Schloß zu klein für dieselben zu werden schien. Dann suchten viele Legitimisten in dem Dorfe und in Pöthen Unterkunft. Die Colonie theilte sich indessen, als Graf Chambord den größeren Theil des Jahres in Görz zubrachte, wo er die Villa Böckmann bezog, welche durch ihre prachtvollen Parkanlagen und alten Baumgruppen berühmt ist. In den letzten Jahren bewohnte die Gräfin-Bitwee indessen nicht mehr diese Villa, sondern den Palazzo Lughesti, in welchem sie auch starb. Das milde Klima von Görz und auch wohl die Ruhe dieses Städtchens mochten der schwerhörig gewordenen Gräfin besonders zusagen; sie brachte sieben Monate des Jahres dort zu, während sie die andere Zeit in Frohsdorf verweilte. In Görz, auf dem Olivenbühl von Castagnavizza, wurde auch die letzte Königin von Frankreich und Navarra an der Seite ihres Gemahls beigesetzt.

In der Umgebung von Frohsdorf konnte man die Curiosität erleben, daß man an einem schönen Sommermorgen im Walde hier von hellen Kinderstimmen zierliche französische Chansons, dort naturwüchsige österreichische „Gestanzeln“ singen hörte:

„O Richard, o mon roy“

und nicht weit entfernt:

„Rei Schatz ist a Jaga, hat a Fedra am Hut.“

Das französische Pensionat in Frohsdorf sorgte in dieser Weise für die Pflege der französischen Sprache in dem Nachwuchs der ländlichen Bevölkerung. Bei festlichen Gelegenheiten, besonders an den Namenstagen des Grafen Chambord und der Gräfin, kamen die Kinder in den Schloßhof, wo sie im Garten-Parterre aufgestellt wurden und französisch, natürlich fromme oder legitimistische, Pieder sangen. Das „Dieu, sauvez la France“ war der harmlosen Frohsdorfer Jugend ganz geläufig geworden.

Graf Chambord, der zur Träumerei neigte, mochte sich in solchen Momenten an die Ufer der Voire oder der Seine, in die Rüste seiner „angestammten Untertanen“, zurückversetzt fühlen. Viele nahmen an, daß der König sich in dieser Abgeschlossenheit in Frohsdorf und in der mühsam herbeigezauerten französischen Umgebung, bei seinem stillen, tiefreligiösen Wesen, bei seiner ausgesprochenen Vorliebe für die Natur, besonders für den Hochwald, völlig glücklich und behaglich fühlte. Was eine liebevolle, hingebende Frau thun konnte, um ihm dieses stille Dasein zu verschönern, geschah seitens der Gräfin. Sie sorgte für sein körperliches Wohlbefinden und für die Ruhe seines Gemüthes mit einer Sorgfalt und einer Hingebung, welche allezeit die Bewunderung in der Kolonie und bis hinab zum einfachsten Tagelöhner des Dorfes hervorriefen. Daher kam es, daß man in der ganzen Gegend die Ehe als eine der glücklichsten pries und, wenn man von einer Muster-Ehe sprechen wollte, auf Frohsdorf hinwies. Damit stimmte

auch die Erscheinung überein, die man sonst in der Umgebung von Fürstenthümern nicht immer beobachten kann, daß man niemals etwas wie eine Nöbiance, eine große oder kleine äble Nachrede über das gräfliche Ehepaar hörte. Stets wurde in Ausdrücken der Verehrung und Hochachtung von der Frohsdorfer Herrschaft gesprochen.

War der Graf schon wohlthätig in einer Weise, die leicht von allerhand Vitzstellern ausgebeutet werden konnte, so kannte die Mildthätigkeit seiner Gemahlin keine Grenzen. Es ist wohl viel darüber gesagt worden, daß dieser Hang zum Wohlthun nicht immer die wünschenswerthe Richtung inne gehalten habe, — aber neben den zahllosen wirklichen Wohlthaten, die sie erwies, verschwinden die vermeintlichen Wohlthaten vollständig. Freilich kam ein großer, ja kolossaler Reichthum diesem königlichen Hange zu Hülfe und gestattete manche Extravaganzen.

Das Frohsdorfer Schloß ging nach dem Tode der Gräfin in den Besitz des Herzogs von Parma über, welcher dasselbe fürder bewohnen soll. Nach den leibwilligen Anordnungen der Verstorbenen müssen die Erben die Verpflichtung übernehmen, alle ihre Anstalten und Stiftungen zu erhalten. Die französische Kolonie auf österreichischem Boden dürfte demnach ihr Ende noch nicht erreicht haben, auch da die Gründerin nicht mehr unter den Lebenden weilt. Indessen fehlt für die legitimistischen Emigranten nunmehr der große Anziehungspunkt, der Hof Heinrichs des Einfiedlers, des stillen Königs, und seiner menschenfreundlichen Gemahlin.

Nachdruck verboten.

### Frauentracht-Reform in England.

Von Fr. Colberg.

Siehe die Abbildungen, Seite 180.

**W**enn man die Bestrebungen der Reformatoren lediglich nach ihren Erfolgen beurtheilt, so wird man vor den Bemühungen jener englischen Damen, welche die Umformung des modernen Frauenkostüms auf ihre Fahne geschrieben haben, keinen sonderlichen Respekt haben können. Bereits fünf Jahre sind es her, seit Viscountess Harberton und Mistress King in London ihre „Gesellschaft für vernunftgemäße Kleidung“ ins Leben riefen; an Propaganda für ihre Ideen haben die Damen und ihre Freundinnen es wahrlich nicht fehlen lassen, trotzdem aber ist die Sache der „rational dress“ heute nicht viel weiter vorgeschritten, als damals, da sie zuerst sich vor das Auge der Oeffentlichkeit wagte. Ganz so schlimm, als jüngst die Zeitungen berichteten, sieht es freilich damit nicht. Uebereinstimmend meldeten die Tagesblätter, in der letzten unter dem Vorsitz der Lady Harberton gehaltenen Versammlung der Rational Dress Society hätte es eigenthümlich berührt, daß nicht eine der anwesenden Damen in der so hoch gepriesenen „vernunftgemäßen Kleidung“ erschienen sei. Was doch dabei herauskommt, wenn Männer sich anmaßen, in Sachen der Frauen-Toilette mitreden zu wollen! Die Reporter der englischen Blätter, denen die deutschen Zeitungen in ihren Mittheilungen folgten, haben entweder ihre Berichte nur nach Hörensagen verfaßt, oder sie haben die rational dress, die auf der Versammlung zu Westminster Town Hall in verschiedenen Formen vertreten war, nicht als solche erkannt.

Indem wir nun unseren Leserinnen die daselbst getragenen Frauenkostüme veranschaulichen, müssen wir bemerken, daß es zwei Hauptsysteme der rational dress giebt: das schon von früher bekannte „getheilte Kostüm“, welches jedes Bein für sich bekleidet, und den in Vervollkommnung dieses Systems geschaffenen Modellrock „Wilson“. Der einfache, getheilte Rock, dessen Blüß-Falten an eine bis zu den Knien reichende sogenannte Grundform angelegt sind, kann ohne langen Ueberwurf nicht getragen werden; der Wilson-Rock dagegen, — seinen Namen führt er nach der Erfinderin, — fällt von den Hüften in Falten herab und braucht zur Vervollständigung des Anzuges nur eine Gürtelschärpe. Beim Gehen, Steigen u. s. w. soll dieser Rock, dessen einzelne Theile Gummibänder zusammenhalten, absolut freie Bewegung der Glieder gestatten.

Das in Figur 1 wiedergegebene Kostüm, getragen von Miss Holland, der jugendlichen Tochter des Parlaments-Mitgliedes für Brighton, bestand nun im oberen Theile aus einem Juaven-Jäckchen aus dunkelblauem Sammet, mit hochrother Verschmürung, und einer mattgoldfarbigen Weste nebst hochrother Schärpe. Den unteren Theil der Bekleidung bildete ein bis an die Knie reichender, geschlossener Rock aus dunkelblau, mattgold und hochroth gestreiftem Tupon, geschnitten nach dem Muster des serbischen Frauenkostüms. Figur 2 veranschaulicht einen getheilten Wilson-Rock aus feinem, weichem Kamelhaar-Tuch in zwei Farben Braun, mit einer vorn bis an die Knie reichenden, hinten etwas längeren Bolonaise, die an den Seiten leicht gerafft wird. Der in Fig. 3 dargestellte Anzug bestand aus moosgrünem Tuche; die Schürzen-Draperie und die hintere Garnirung verdeckten die Spalten des Rockes. Den Besatz bildete Sammet.

In Figur 4 stellt sich uns wiederum das „Kostüm Pfeiffer“ dar, wie es den Leserinnen bereits aus dem im Jahrgang X veröffentlichten Artikel (Nr. 14 vom 16. Juli 1883) bekannt ist. Diesmal bestand das an die antike griechische Tracht erinnernde Kostüm aus einem braunen Atlas-Unterkleide, mit einer Draperie aus einem Kashmir-Shawl. Ein goldener Gürtel und ein goldenes Halsband dienten als Schmuck. Figur 5 und 6 zeigen ein Lawn-Tennis-Kostüm, zusammengelegt aus einer Korhoff-Jackettaile (Bluse) und einem einfachen Wilson-Rock aus weichem, hellgrauem Wollstoff. Drei Falten bildeten vorn die Fortsetzung der Taillenfalten; sie waren derartig befestigt, daß sie die freie Bewegung der Kniee nicht hinderten. Ein terracottafarbener Shawl aus waschbarer Seide schlang sich um die Taille und fiel hinten in langen Enden herab. Kragen und Kermelausschläge bestanden aus Kashmir in gleicher Farbe, mit welcher das seidene Futter des grauen Hutes harmonisirte.

In Figur 7 haben wir das Kostüm vor uns, welches von Lady Harberton, der Präsidentin der Rational Dress Society, selbst getragen wurde. Es ist dies ein Kleid aus schwarzer Brocat-Seide, mit schwarzer Sammetweste und Jackettaile. Der Rock setzt sich zusammen aus einem getheilten Rock des ursprünglichen Modells der rational dress und einem leichten, etwas über die Kniee reichenden Ueberkleide, welches kaum ein Pfund wiegt. Figur 8 endlich vergegenwärtigt ein terracottafarbenes Kleid aus indischem Kashmir und Seide, das nur

(Fortsetzung auf Seite 178.)





In der Gladenbeck'schen Bildgießerei zu Berlin. Nach einer Gouache-Griffaille von E. Thiel. — Siehe Seite 178.



# Kunstgewerbliches

Nachdruck verboten, ebenso jegliche Nachbildung der abgebildeten Gegenstände, welche gesetzlich geschützt sind.

ENTW. PROF. C. QUAT.

**B**alcon, Altan, Loggia, Veranda und Pergola. — Die Phantasie und der praktische Sinn der Architekten haben es verstanden, Uebergänge vom Leben im Hause zum Leben im Freien möglich zu machen. Balcon, Altan und Veranda, Loggia und Pergola sind der Platz für solche Uebergänge. Man muß es der Baukunst nachrühmen, daß sie in Hinsicht auf diese zierlichen Anhängel des Hauses einen unendlichen Reichtum an Variationen geschaffen hat. Aber so viel Spielraum auch die Phantasie auf diesem Gebiete hat, sie ist doch durch gewisse Schönheits-Gesetze, wie durch praktische Regeln gebunden.

Am engsten mit dem Hause verwachsen ist der Balcon. Darunter darf man eigentlich nur einen freigelegenen Platz über dem Erdgeschoß verstehen, der ein Heraustrreten aus einem der oberen Stockwerke gestattet. Der Balcon muß sich streng in die Architektur des Hauses fügen. Weil er aber hervortritt, darf er nicht schmudlos sein; vielmehr sollte er den reichsten Schmuck von allen Ansehtheilen des Hauses tragen. So finden wir ihn an allen geschmackvollen Bauwerken, entweder mit einem Geländer aus Steinsäulchen oder mit einem ornamentirten Eisengitter versehen. Als Träger des Balcons sollten eigentlich nur solide Steinvorsprünge dienen; weder Eisen noch Holz kann sie völlig ersetzen. Der Balcon hat seine Bedeutung zumeist für das großstädtische Haus, für die lange Straßenseite, in welche er nach allen Seiten einen Ausblick gestattet. Einen gewissen Spielraum soll er den auf ihm befindlichen Leuten gewähren, damit er nicht zum „Quersch-Balcon“ wird. Absolut unschön ist ein blos mit einem dürrigen, schmudlosen Gitter aus einfachen Eisenstäben versehener Balcon, namentlich wenn er an der ganzen Front des Hauses entlang läuft. In großen Miethshäusern finden sich solche Balcons an der Hofseite der Häuser nicht selten; dort haben sie wenigstens praktische Berechtigung, weil sie den Kindern den Aufenthalt im Freien gestatten, den Mägden das Trocknen der Wäsche erleichtern und dabei keinen künstlerischen Eindruck verderben. Der Balcon an der Straßenseite dagegen macht vollen Anspruch auf künstlerische Ausgestaltung; auch die Thür, die aus dem Hause auf ihn her-



**Schmiedeeiserne Ampel.**  
Nach dem Entwurf des Architekten E. Fleischer in Dresden ausgeführt von Herrn. Dammme, Kunstschlosserei Datschb. Höhe 90 Cent., Ringweite 31 Cent.

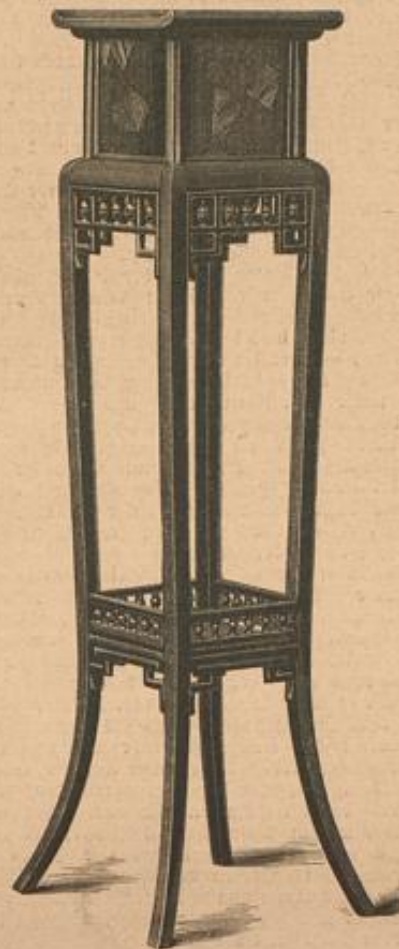
ausführt, darf nicht blos ein bis zum Boden herabreichendes Fenster sein. Hat der Architekt den Balcon zu dürrig ausgestattet, so kann die Bewohnerin des Hauses einigermassen durch Blumenschmuck nachhelfen, oder durch Schlingpflanzen, welche die unschönen Eisenstangen durchranken; auch durch eine reiche Portiere, welche in der Balcon-Thür sichtbar wird. Und nicht umsonst schmückt man bei festlichen Anlässen selbst das Balcon-Geländer mit einem Teppich.

Weiter vor aus dem Hause tritt der Altan. Er ist nicht von Trägern getragen, die aus der Wand des Hauses vorspringen, sondern von Säulen oder Säulchen, die auf dem Boden stehen. Der Altan ist also immer zugleich das Dach eines unter ihm zwischen jenen Trägern befindlichen Raumes; man kann auf ihm stehen oder sitzen; aber auch unter ihm. Das giebt ihm mehr Selbstständigkeit, als der Balcon besitzt. Er bietet nicht allein weit mehr Raum, als der Balcon, sondern auch unter sich Schutz gegen Regen und Sonnengluth, ist also weit mehr geeignet, den Uebergang zwischen dem Leben im Hause und dem Leben außer dem Hause zu vermitteln; deshalb braucht er auch nicht so streng der Architektur des Hauses untergeordnet zu werden, als der Balcon. Es giebt Balcone, welche sich dem Altan nähern; das sind jene weit vorspringenden Balcone, welche von Karthiden getragen und besonders geeignet sind, den imponirenden Eindruck der Palast-Architektur hervorzuheben. Umgekehrt nähert sich auch ein säulengetragener Altan dem Balcon, wenn er unter sich keinen Raum zum Sitzen enthält, sondern, wie das bei Palästen häufig vorkommt, blos das Hauptthor.

Der schöpferische Geist südländischer Künstler hat in der Loggia noch ein anderes Gebild geschaffen, das hier genannt werden könnte. Die Loggia ist eine gedeckte Halle, fensterlos, mit offenen Vogen, von Säulen getragen, mindestens an einer Seite mit fester Wand versehen. Marmorboden und breite, zu demselben emporführende Steintreppen sind gleichfalls charakteristische Merkmale. Als Bestandtheil eines Hauses übt die Loggia auf die Architektur desselben einen höchst bedeutsamen Einfluß; sie verändert die ganze Form des Hauses. Im deutschen Klima ist die Loggia



**Federschale**  
in Bronze. Ausgeführt von C. C. Busch in Berlin.



**Piedestal.**

Nach eigenem Entwurf ausgeführt von Martin Kimmel, Kunstgewerbliches Atelier in Breslau. In schwarz matt polirtem Eichenholz mit chinesischen Säulängen.



**Stagoren-Möbel.**

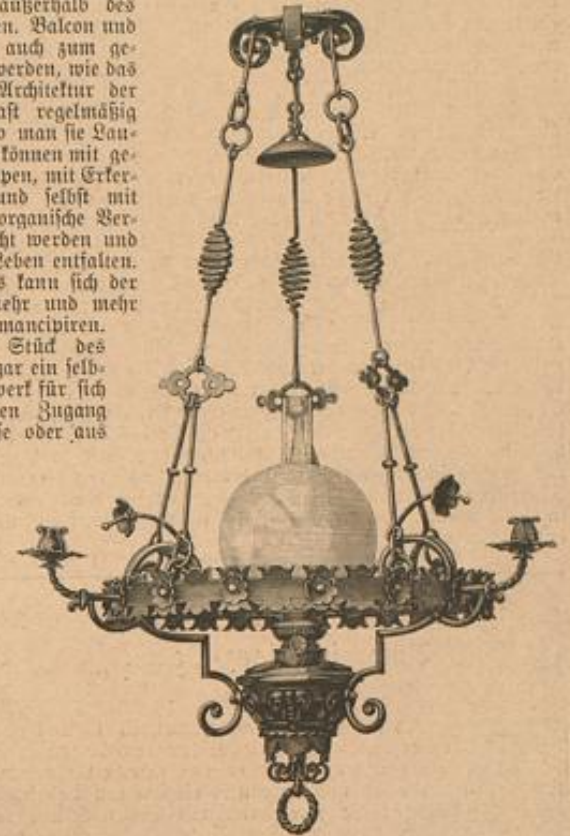
Nach eigenem Entwurf ausgeführt von Martin Kimmel, Kunstgewerbliches Atelier in Breslau. In schwarz matt polirtem Eichenholz mit chinesischen Thürfüllungen. Zu den Seiten- und Rückwandfüllungen sind chinesische Matten und Tapeten verwendet. Die Beschläge in polirtem Kupfer.

für Privatgebäude schwer anwendbar; man muß sie, wenigstens im Winter, durch Glasfenster schützen, wenn sie wohnlich sein soll; dann aber verliert sie ihren Grundcharakter als offener, säulengetragener Prachtbau, von dessen erhöhtem Boden aus man über einen Platz oder Garten hinschauen kann.

Noch andere Uebergänge sind möglich; denn der bedeckte Balcon, wie der gedeckte Altan werden zum Erker; und es giebt Holz- und Eisen-Constructions, bei deren Anblick es schwer fällt, zu entscheiden, ob man es hier mit einem Altan oder einem Erker zu thun habe. Als unterscheidendes Merkmal bleibt nur das Eine, daß der Erker einen besonderen Raum im Zimmer, der

Balcon und Altan dagegen einen solchen außerhalb des Zimmers schaffen. Balcon und Altan können auch zum gedeckten Gange werden, wie das bei der Holz-Architektur der Alpenländer fast regelmäßig der Fall ist, wo man sie Lauben nennt; sie können mit gedeckten Freitreppen, mit Erker-Vorsprüngen und selbst mit dem Dache in organische Verbindung gebracht werden und so ihr reichstes Leben entfalten.

Andererseits kann sich der Altan auch mehr und mehr vom Hause emancipiren. Er kann ein Stück des Gartens oder gar ein selbständiges Bauwerk für sich sein, das seinen Zugang aus dem Hause oder aus



**Schmiedeeiserne Hängelampe**

für Petroleum und Kerzen. Nach dem Entwurf des Architekten E. Fleischer in Dresden ausgeführt von Herrn. Dammme, Kunstschlosserei Datschb. Höhe 1 Meter 15 Cent.

dem Garten oder von beiden Seiten her hat. Den Namen Altan behält er nur so lange, als das Dach betreten werden kann; sobald dies aufgehört wird, er zur Veranda. Die Veranda kann gedeckt oder blos laubüberspannt sein; sie kann ihren Zugang blos vom Hause, von dem Hause und dem Garten, oder blos vom Garten her haben. Ihr charakteristisches Merkmal sind hölzerne oder steinerne Säulen und Laub-Umrautung; denn sie stellt ein abgeschlossenes Stückchen Garten vor, welches Schutz gegen die Sonne und in unserem deutschen Klima auch gegen den Regen gewährt. Für ihr Heimathland Spanien ist die mit blohem Laubdach überdeckte Veranda am Plage; unserem rauheren Norden entspricht ein festeres Dach und gegen die Wetterseite eine feste Wand. Ja, die Veranda kann selbst an drei Seiten von Mauern oder Holzwänden umgeben sein; eine Seite aber muß offen bleiben. In Villen und Landstößen, welche mit größerem Luxus ausgestattet sind, finden sich laubüberspannte Veranden für entschieden schönes, solid gedecktes für zweifelhaftes Wetter. Der Sinn für häusliche Behaglichkeit, wie für luxuriöse Bequemlichkeit, für landschaftliche Schönheit, wie für gemüthvolle Träumerei kann sich in der Anlage und Ausstattung der Veranda auf's Freieste entfalten. Wir würden jener Veranda, welche unmittelbar aus einem Zimmer des Hauses zu erreichen ist, den Vorzug geben vor einer solchen, die nur auf einem Umwege erreicht werden kann. Auch macht eine über dem Boden des Gartens stehende und durch eine Freitrepppe von ihm zu erreichende Veranda den Eindruck eines reicheren Comforts, als eine solche, welche mit dem Niveau des Gartens sich begnügt. Jene wird dann zur bedeckten Terrasse und findet ihre idealste Ausgestaltung, wenn ihr Fuß auf einem die Umgebung beherrschenden Hügel ruht, oder wenn sie über einem See oder Ströme sich erhebt, sodas die Wellen an ihr Gemäuer plätschern.

Am freiesten bewegt sich die künstlerische Laune in der Pergola. Die Pergola ist ein Sitzplatz im Garten, vom Hause völlig unabhängig. Sie ist ein Bauwerk ganz für sich. Ein etwas erhöhter Steinboden, von feinerem



Geländer umrahmt, zierliche Säulchen, von Lanbwerk umrant, das Ganze in quadratischer, halbrunder oder kreisrunder Form gehalten und an einem Plaze des Gartens erbaut, der landschaftlich ein gewisses Interesse bietet: das ist die Pergola. Wir denken uns zur Pergola dunkle Cypressen und den blauen Spiegel des mittelländischen Meeres als Hintergrund; wo sie diesen entbehrt, mag sie sich auch mit einem Holzgeländer und mit hölzernen Säulen und Bänken begnügen. Auch dann noch entspricht sie ihrer eigentlichen Bestimmung: ein kleiner Tempel der Einsamkeit und stillen Beschaulichkeit zu sein.

Beranda und Pergola findet man wohl am schönsten an den oberitalienischen Seen; sie sind wie kleine Paradiese, auf deren laubumrankter, luftdurchzogener und stäubumrauschter Höhe man das Leid des Erdenlebens vergessen kann. Die Sorgen des Hauses sollen nicht in diese Plätze hinaus, und eben so sollen diese geschützt sein vor dem Lärm und Staub der Straße; denn sie sind recht eigentlich die Plätze für juchzende Kinder, für das Gepolde der silbernen Mädchenstimmen, für die Raft weltmüder Männer beim funkelnden Keltglas und für das leise Geflüster liebender Menschen in flimmernder Sommernacht.

M. Haushofer.

(Fortsetzung von Seite 175.)

drei Pfund wiegen soll. Die seidene Taille ist schuuartig ausgestaltet. Den Rejhmir-Rod nach dem Modell „Wilson“ garnirt ein langes Plisso an der einen Seite und ringsherum ein kurzer, an den Knien beginnender Plisso-Volant. Der Rod wird von einem Ueberwurf bedekt, der hinten, vorn und auf einer Seite ziemlich tief herabfällt, dagegen auf der Seite des langen Plisses hoch gerafft ist.

Aus manchen Publicationen der Frauenrecht-Reformerrinnen läßt sich ersehen, mit welcher fähigen Ideen sich ihre Heißsporne tragen. Nicht blos auf England soll die rational dross beschränkt bleiben, sondern weiterobernd sich über den Erdball ausbreiten; jede Aenderung müsse sofort eine internationale werden. Damit wäre denn die „Reform“ glücklich bei der „Uniform“ angelangt! Wenn die äußersten Ziele der rational dross, — die Berechtigung der letzteren in sanitärer Beziehung soll übrigens gar nicht verkannt werden, — sich verwirklichen sollten, so gäbe es künftig nur noch eine Frauen-tracht, die zwar gewisse Abweichungen in Farbe und Schnitt zuläßt, wie ja auch die verschiedenen Waffengattungen eines Heeres verschieden gekleidet sind, aber doch die schablonenhafte Uniformierung für die gesammte civilisirte Frauenwelt festsetzt. Stellen wir uns dabei vor, daß auch jene Art Uniform, welche bereits bei der Männerwelt eine gewisse Verbreitung gefunden hat, in ähnlicher Weise an Ausdehnung gewönne, so hätten wir künftighin für die Herzen der Schöpfung den Normal-Jäger, für die Frauen den Normal-Wilson, — ein Ausbild in die Zukunft, der einen doch mit einem gelinden Schauer erfüllen kann.

Nachdruck verboten.

### Amor im Tanz-Poem.

Von Ernst Schubert.

**U**n tausend Verkleidungen wandelt Gott Amor unter uns. Nicht erkannt von dem blöden Auge seiner Opfer, schießt er aus sicherer Nähe seine Pfeile ab und verumdet bis auf den Tod selbst Solche, die ihre Brust mit Erz umschien zu haben meinten. Den Dichtern aller Zeiten und Völker ist Amor's Proteus-Natur ein dankbarer Vorwurf, und eine der beliebtesten Formen, in welche die modernen Romanschreiber den losen Gefellen kleiden, ist die glanzsumfimmerte Gestalt der reizenden Ballerina, welche sträglich die Herzen bescheidet und sträglich die Börsen erleichtert. Vermag Gott Amor in solcher Einzel-Maske so mächtige Wirkungen zu erzielen, welche Triumphe muß er erst feiern, wenn er an der Spitze eines ganzen Heeres von Ballerinen daherstürmt, umstrahlt von einer Ausrüstung, deren funkelnde Pracht das Auge blendet und so von vornherein die auserlesenen Opfer wehrlos macht!

Das mag wohl der Gedanke gewesen sein, welcher Signor Luigi Manzotti, dem Autor des seiner Zeit so hoch gefeierten „Excelsior“, die Anregung zu seinem neuen Tanz-Poem „Amor“ gab. Allerdings hat der „Dichter“ auch diesmal seiner Schöpfung ein philosophisches Mäntelchen umgehängt, nur mit dem Unterschiede, daß er die stumme Handlung des Ballets nicht, wie in „Excelsior“, mit gereimter Declamation begleitet läßt, sondern sich begnügt, dem Publicum den tiefen Sinn des bunten Spiels in einer gedruckten Broschüre zu vermitteln. Wir wollen diesen tiefen Sinn ein-weißen bei Seite lassen und nur kurz erwähnen, daß sich das Tanzgedicht auf dem ebenso schönen, wie richtigen Grundgedanken aufbaut: die Liebe ist es, welche die Welt zusammenhält; sie treibt die Menschen zur Arbeit an, sie veredelt die Sitten, schafft Glück und Freiheit, — und dann versehen wir den geneigten Leser gleich in das Berliner Victoria-Theater, vor dessen Publicum am Abend vor dem Osterfeste diese Allgewalt der Liebe sich offenbarte.

Also so sah das Chaos der Alten aus, die formlose Materie, aus der die Welt entstand: ein Gemisch von grün, gelb, roth, blau beleuchteten Wasserdämpfen, durch welche nur ein mit dem Operngucker bewaffnetes Auge den dunklen Vorhang wahrnimmt, der noch die „Schöpfung“ bedeckt. Aber bald hebt sich der Flor, und wir sehen mit bewunderndem Staunen ein grandioses Stück Erde, wie sich der Decorateur dieselbe etwa am „fünftigen Tage“ gedacht hat. Und nun schreitet aus der Coullisse der erste Mensch in die Schöpfung hinein, — armer Stammvater Adam, wohl nie hast du gedacht, daß dereinst pietätlose Nachkommen deiner lachen könnten! Doch Gott Amor, — er ist personificirt in Signora Adalina Sojo, einer Ballerina von anmuthiger Erscheinung, mit feiner charakterisirendem Mienen- und Gebendenspiel, — Gott Amor hat für den Verhönten einen Trost: er fährt ihm die holde Eva zu, und in liebevollem Umsaugen vergessen die Weiden der schändlichen Rachwelt. Aber welche ein pompöses, den Blick verwirrendes Bild entfaltete sich jetzt vor dem Beschauer! Das Wort der Schrift hat sich erfüllt, der „Strom der Menschheit“ verbreitet sich über die Erde. Wer diesen Anblick beschreiben könnte! Schier endlos dehnt sich die Scene aus, — das Victoria-Theater besitzt den größten, eigentlich zwei Bühnen umfassenden Raum in ganz Deutschland, vielleicht in der Welt, — bis in die Wolken scheinen die Feststuppen zu ragen,

von denen der Strom der Menschen sich in die Ebene ergießt; von allen Seiten drängen immer neue Scharen hinzu, Völkerstämme aller Art; zu undurchdringlichen Anäueln scheinen sie sich zu verwirren, um doch gleich wieder zu harmonischen Gruppen sich zu ordnen. Das wogt und wallt durch einander, ein Meer von Leibern, das hier hoch auf zusammenbrundet, dort von dem Anprall sich zu sanft dahingleitenden Fluthen löst. Wer je einen Blick hinter die Coullissen gethan, wer da weiß, wie schwer es ist, auch nur eine kleine Anzahl von Choristen oder Figuranten zu der vorgeschriebenen Aufgabe abzurichten, der muß erstaunen über die Kunst, welcher es gelang, ein ganzes Regiment von Tänzern und Tänzerinnen, von Figuranten und Figurantinnen derart einzulüben, daß sie wie aus einem Gedanken heraus sich zu bewegen scheinen. Siebenhundertfünfzig Personen nennt der Zettel als Mitwirkende des Ballets, aber die Kunst des Tanz-Poeten, — er zeigt sich in Wahrheit als einen Poeten, — erweckt uns die Täuschung, als sähen wir wirklich einen unversieglischen Menschenstrom vor uns vorüber ziehen.

Sprunghaft läßt uns der zweite Act in der Cultur vorschreiten. Nachdem wir kaum uns vom Staunen erholt, wie leicht der Mensch vom geflügelten Liebesgott das Arbeiten gelernt, werden wir schon auf den Parnas verlegt und sehen, wie auf dem Lieblingsstige des Apoll und der Mufen der Unterwelt in den Künsten und schönen Wissenschaften eingerichtet war. Daß wir Menschen es in diesen Dingen so herrlich weit gebracht, kann uns jetzt nicht mehr Wunder nehmen. Unser Geschlecht wäre ja überhaupt des Erschaffenswerdens gar nicht werth gewesen, wenn es unter so reizenden Lehrmeisterinnen, welche Meißel, Pinsel und Griffel mit solcher Grazie handhaben, nicht fleißig studirt hätte. Und wenn noch heute ein Künstler oder Dichter meinen sollte, daß seinen Werken etwas mehr Schwung nicht schaden könne, nun kennt er den Weg zur Quelle der Begeisterung. Und dieser Weg führt ihn am Ende auch dorthin, wohin uns der Zauberer Amor verlegt, in das Parthenon auf der Akropolis von Athen, wo in herrlicher Gruppierung die Sänger und Künstler von Alt-Hellas sich der Huldigung der Völker darbieten.

Von Hellas nach Roma ist in der Culturgeschichte nicht weit, und so richten wir uns im dritten Acte in der „ewigen Stadt“ zu Julius Cäsar's Zeiten häuslich ein. Die Pracht der Decoration und der historisch recht getreuen Kostüme in allen Ehren, — aber die Vorgänge stimmen nicht mit der römischen Geschichte, wie sie in deutschen Schulen von Quarta an gelehrt wird. Wir sehen Brutus und seine Mitverschworenen in böser Absicht sich Cäsar nahen, schon blüht in des Marcus Junius Faust der scharf geschliffene, ein viertel Meter lange Dolch, und wir machen uns bereits auf ein getanztes „Et tu, Bruto“ gefaßt, — da springt der allgegenwärtige Amor dazwischen und „besänftigt Brutus“. Dies ist natürlich der geeignete Moment, einen großartigen Triumphzug Julius Cäsar's zu veranstalten, der denn auch mit einem Gepränge statifindet, wie es in Wirklichkeit kaum so glanzvoll der siegekrönte Feldherr dargeboten haben mag. Scheinbar unübersehbar Scharen von römischen Kriegern, Hülfsstruppen, gefesselten Gelangenen, Priestern und Priesterinnen ziehen vorüber, und wenn Eingeweihte auch wissen, daß jener Priester, der dort links hinter der Coullisse verschwindet, nach Ablegen des Varras und des lang herabwallenden Gewandes bald unter dem Triumphbogen rechts als hispanischer Soldling oder barbarischer Kriegsgefangener abermals erscheint, und daß in gleicher Weise die züchtige Bestialin von vornhin sich in eine lustig hüpfende Bajadere verwandelt, so macht das Ganze doch einen imposanten Eindruck. Erscheinen doch auch neben dem weißen Opferfaut aus Papp, der im Zuge daher getragen wird, ein Duzend lebendige Pferde auf der Bühne, — nein, die im Parkett brauchen nicht ängstlich emporzublicken, es sind lammfromme Thiere, die trotz der Ströme elektrischen Lichtes und der schmetternden Fanfaren ihre Rolle mit würdevoller Ruhe zu Ende spielen.

Und was könnte nach dieser Farbenpracht ohne Gleichen uns noch geboten werden? O, weilen wir nicht unter Amor's Stern, des vielgestaltigen? Zu lange schon hatte er seiner Frau Mutter vergessen, die im Jorne ihm manchmal arg die Flügel zucken soll, und so beilich er sich denn, sie mit einem „Fest im Venus-Tempel“ wieder günstig zu stimmen. Eine Reihe Tänze, einer flimmernder, schimmernder als der andere, wechseln mit einander ab, am wirksamsten das „Trintopfer an die Götter“. Doch horch, welche ernste Klänge mischen sich in das Kirren der an einander prallenden Becher? Die Töne einer Orgel schallen in das Nachanal hinein, und auf den Wink des Kaisers schleppt man die Störenfriede, — Christen sind es, — herbei. Sie sollen den falschen Gott abschwören und den wahren Göttern opfern; aber mit Gruen weiß die Jungfrau, die man zunächst zum Opfer-Altar führt, den Götterdienst von sich. Ob der Märtyrertod, welcher ihr und ihren Freunden bevorsteht, auch auf der Bühne vorgeführt werden soll? Nein, das wird glücklicherweise hinter die Scene verlegt. Aber das Strafgericht über das sündige Rom erfüllt sich auf den Brettern. Amor, der sich vergebens bemüht hat, die Unglücklichen zu retten, erscheint mit Trauerand, d. h. mit schwarzem Flor umgärtet, und kaum ist seine zornige Tanz-Philippica beendet, so schlagen auch schon, von den hereinbrechenden „Barbaren“ angefaßt, die Flammen empor, welche dem sündigen, in den Lastern des Heidenthums versunkenen Rom ein Ende bereiten.

Vom Untergang des Heidenthums bis zum Uebergang Barbarossa's über die Alpen ist ein gewaltiger Schritt, aber wir machen ihn in einer halben Minute. Aus den Rauchwolken Rom's steigen die Bergespitzen auf, und über die unwegsamen Pfade bahnen sich die deutschen Krieger in ihren glänzenden Rüstungen den Weg. Fanfaren begleiten das Heranziehen der einzelnen Scharen, und endlich erscheint auch, hoch zu Rosse, Kaiser Rothbart, triumphirend auf das ihm zu Füßen liegende Italien herabblidend. Was Barbarossa mit dem göttlichen Amor zu thun hat, begreifen wir nicht; oder wollte etwa Signor Manzotti darauf anspielen, daß gerade vor siebenhundert Jahren Kaiser Friedrich seinen Sohn Heinrich mit Constanze, Tochter des Königs Roger von Sicilien, vermählte? Eine etwas weit hergeholtte Säkular-Erinnerung.

Doch wozu das Grübeln über solche Dinge, da wir doch nur sehen sollen und hundert Augen haben möchten, alle diese leuchtenden Bilder voll Glanz und Poesie ganz aufzunehmen! Wir könnten diese Verstärkung der Sehkraft wohl brauchen für die Schluß-Tableaux, obwohl nun zunächst Einiges geboten wird, was nicht nach unserem Sinne ist. Das Hereinziehen des Patriotismus in Ausstattungstücke ist freis eine Speculation auf den banalen Geschmack, und die Decoration der „Hohenollern-Huldigung“, — Darstellungen aus dem Leben König Friedrich Wilhelms III. und des Kaisers Wilhelm,

übertragt von der Gestalt der Königin Luise, nach Gustav Richter's berühmtem Gemälde, — gehört auch zu den am wenigsten gelungenen Theilen der Ausstattung. Schnell jedoch verflüchtigt sich die leichte Mißstimmung vor dem reizvollen letzten Bilde: Amor's Triumphzug. Die Bühne erscheint als schräg aufsteigende Ebene, von deren Höhe das lustige Gefolge Amors in mannigfacher Gestalt, als Genien, Sphyniden, Amoretten, hernieder flattert. Unten angelangt, vereinigen sie sich zu anmuthigen Gruppen, um gleich darauf wieder aus einander zu fliehen und neuen Lustgestalten Platz zu machen. Einen gewissen Ruhepunkt in diesem Wallen und Wogen, diesem Flimmern und Schimmern bietet nur der geflügelte Liebesgott, der in graziosem Tanze sicher seine Bahn durch das ihn umschwirrende Getümmel findet.

Alles in Allem genommen, ist „Amor“ wohl das großartigste Werk, welches je die Muse der Kunststiftung geschaffen hat, und nachdem man diese Wunder gesehen, mag man sich billig fragen, was wohl noch Schöneres der gleichen Art erdormen werden könnte. Freilich darf man sich das berückende Schauspiel nicht durch grübelndes Nachdenken verderben, nicht versuchen, dem guten Maestro Manzotti, der die Idee seines Kunstwerkes sogar auf Dante zurückleitet, ernsthaft in dem wunderlichen Gange seiner Liebes-Philosophie zu folgen. Nein, nur wenn wir mit naiver Schaulust dem Zuge Amors, des unsägbaren, unbegreiflichen, uns anschließenden, wird der Duft der Wunderblumen, die er auf seinem Schmetterlingsfluge umgaukelt, uns wirklich entzücken.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

**Père Jean Baptiste.** Von Franz Starbina. Siehe das Bild, Seite 172. — Aus den Früchten seines Aufenthaltes in der Seine-Stadt bietet uns Franz Starbina hier ein interessantes, getreue die Wirklichkeit wiedergebendes Bild. Der deutsche Künstler, welcher seiner Studien und Arbeiten halber Paris aufsucht, wird, falls er mit den Verhältnissen nicht vertraut ist, eine ihn nichts weniger als angenehm überraschende Entdeckung machen. Während das Angebot der weiblichen Modelle, der Italienerinnen, Spannerinnen u. s. w., weit die Nachfrage übersteigt, hält es sehr schwer, männliche Modelle zu bekommen, d. h. solche, die diesen Beruf gewerbmäßig ausüben und somit jederzeit zur Verfügung des Künstlers stehen. Auf dem Boulevard de Cligny, einem der äußeren Boulevards, wo sich hauptsächlich die Maler, Vertreter aller Nationen, angesiedelt haben, — fast in jedem Hause befindet sich ein Atelier, — herrscht ein Ueberfluß von weiblichen Modellen jeder Art; männliche Modelle dagegen sind wahre Karitäten. Père Jean Baptiste, den uns Starbina in seinem Bilde vorführt, darf denn auch nicht als ein gewöhnliches Modell gelten, das lediglich um des schönen Mammons halber dem Künstler gestanden hat. Ist das Männlein auch ein alter, „abgewirtschafteter“ Arbeiter, der nichts Rechtes mehr verdienen kann, so hat er doch in den Zeiten der Noth einen Spargroschen zurückgelegt und auch die Freude erlebt, daß seine Kinder zu tüchtigen Menschen heranwachsen. Ihnen geht es gut, und wenn es mit ihm selbst gar nicht mehr gehen will, dann weiß er, an wen er sich zu wenden hat, die letzten Tage in stillen Frieden zu verbringen. Fürwahr, man sieht's dem Alten nicht an, was für ein Schwerenöthiger er in seinen jungen Jahren gewesen, ja eigentlich noch ist. Guckten sich nicht die hübschen Mädchen im ganzen Quartier nach ihm die Augen aus? Hatte nicht der „schöne“ Jean Baptiste die Wahl unter den besten Partien! Und nun sollte er mit seinem runzeligen Gesicht, den durch die Last der Jahre und der Arbeit verstrümmten Gliedern sich zur Schau stellen? „Pas du tout, du tout, du tout, du tout!“ Aber der Vorschlag schmeichelte ihm doch. Und hatte seine brave Alte, — sie ruht schon seit Jahren unter dem grünen Rasen, — nicht oft genug, wenn er vor dem Spiegel sich zum Sonntags-Ausgang rüstete, ihn mit den „beaux restos“ des schönen Jean Baptiste gedenkt? Richtig, diese beaux restos sind ihm noch bis auf den heutigen Tag verblieben, und in Wahrheit liegt doch kein Grund vor, sie der Rachwelt vorzuhalten. Da, da habt ihr Väterchen Jean Baptiste, wie er lebt und lebt und täglich auf dem Boulevard de Cligny zu sehen ist! Ja, wenn ihr ihn gesehen hättet vor vierzig, fünfzig Jahren, ihr würdet noch ganz andere Augen gemacht haben. L. K.

**In der Gladenbeck'schen Kunstgalerie zu Berlin.** Siehe das Bild von E. Thiel, Seite 176. — Der politische Aufschwung Deutschlands während der letzten beiden Jahrzehnte hat der eigentlichen Monumental-Kunst, der Bildhauerei, eine Reihe der lohnendsten Aufgaben gestellt. Ueberall ist ein Wettstreit zur Verherrlichung der Männer entbrannt, denen Deutschland seine Größe verdankt, und fast überall, wenigstens in Norddeutschland, wo man es versucht hat, ihre Füße in Erz der Rachwelt zu überliefern, hängt sich an die Namen der Künstler der Name der Berliner Firma Gladenbeck und Sohn. 1851 begründet, hat sich die Gladenbeck'sche Gießerei stets auf der Höhe der Fortschritte in der Technik des Erzgusses zu halten gewußt, und aus ihrer Werkstatt ist eine große Anzahl jüngst errichteter Denkmäler von Staatsmännern, Feldherren und Gelehrten hervorgegangen. So das Kaiserdenkmal für Jherlohn von Geier, des selben Künstlers „Luther“ für Eisleben, Schaper's „Lefing“ für Hamburg u. s. w. Besonders an der Ausschmückung der Berliner Ruhmeshalle ist die Firma hervorragend betheiligt; der Große Kurfürst von Gnte, Friedrich I. von Brunow, Friedrich Wilhelm I. von Hülgers, Friedrich II. von Gnte und eine lange Reihe von Feldherrnbüsten figuriren auf ihrer Liste.

Wer die Gladenbeck'schen Werkstätten in der Münzstraße besucht, dem thut sich ein Stück Alt-Berlin auf. Schiefe, schlecht verputzte Mauern, vieltheilige, in allen Regenbogenfarben schimmernde Fenster, in der Mitte des Hauses tief eingesunkene Dächer umfassen malerisch mehrere Höfe. Es ist merkwürdig still in dieser Stätte angepflanzter Werthätigkeit, nur aus der Ferne schallt der metallische Klang der Hämmer herüber. Auf dem ersten Hofe rechts befindet sich ein dürftig ausgestattetes Comtoir, hinter dessen altersschwachen Tische hervor wir und den Führer durch die verschiedenen Arbeitsräume holen. Schräg gegenüber liegt die Gießerei-Werkstatt, ein Schuppen von gewaltiger Höhenabmessung. Hier werden die mächtigen, soeben ihres Mantels entkleideten Formstücke zusammengelüftet, genietet und der ersten Bearbeitung mit dem Meißel unterzogen. Es erscheint schier ungläublich, wie sich die schrägen, von unregelmäßigen Gussnähten durchzogenen Massen zu jenen glänzenden Metallaltären entwickeln, aus denen sich beispielsweise der Mantel der Reiterstatue Washington's, von Siemering für Philadelphia mobilirt, zusammensetzt. Unsere Illustration giebt ein getreues Abbild



dieses Raumes, in dem man soeben das Postament für das Leipziger Kriegerdenkmal zusammensetzt. Soldaten-Figuren verschiedenen Stammes, die, Standarten und Fahnen in den Händen, sich um die Ecken desselben gruppieren, stehen bereits an Ort und Stelle, während man ein neues Formstück vermittelt eines Flaschenjuges herbeischafft.

Wir verlassen diesen Saal, um durch einen verfallenen Thorweg einen größeren Hofraum zu betreten. Auf gewaltigem Koffe reitet uns hier, von Sonnenlicht und Metall-Reflexen umschimmert, die imposante Figur Friedrich Wilhelms IV. entgegen, welche die Freitreppe der Berliner National-Gallerie zu krönen bestimmt ist. Ihr gegenüber hat man eine probeweise Aufstellung des schon erwähnten Leipziger Kriegerdenkmals arrangirt. Die Hauptfigur, eine auf das Schwert gestülzte Germania, hebt sich, auf ein Brett gemalt, nur in der Silhouette von dem wolkenlosen Frühlingshimmel ab, während aus der Vorderseite des Postaments die Helmschale des Kaisers Wilhelm hervortritt.

Durch einen zweiten Thorweg nähern wir uns der Formerei, zu der eine Reihe von Steinstufen emporführt. Hier werden jene subtilen Arbeiten vorgenommen, die nach dem neueren Verfahren über dem plumpen Kern einen Mantel herstellen, dessen Innenseite die feinsten Details des Modells wiedergibt, während die Außenseite nichts als eine formlose, mit Eisen vermischte und von Guß- und Luftlöchern durchbohrte Masse darstellt. In demselben Raume vollzieht sich der Guß selbst, nachdem man die Form in den Boden gesenkt und mit Erde umschleibt hat.

Man verläßt die wenigen, soeben geschilderten Arbeitsräume mit dem Eindruck, daß hier an schmuckloser Stätte eine scheinbar handwerksmäßige Thätigkeit herrscht, die unmaßgebend den höchsten Zwecken der Kunst dient und der vergänglichsten Arbeit des Bildners Dauer verleiht.

Georg Kallawitz.

„Die Viedes-Votshast“, Lustspiel in vier Aufzügen, von Albin Rheinisch. — Ein harmlos-heiteres Stück, das leider den Fehler besitzt, seine besten Einfälle in den ersten beiden Acten auszugeben, sodas für die anderen zwei nicht mehr viel übrig bleibt. Welch glückliche Uebersetzung von vornehmer in Titel! Es handelt sich bei diesem, im Deutschen Theater zu Berlin vorgeführten Stücke nicht etwa um eine Sendung der bekannten Art, um ein dutzendes Briefchen oder sonst ein Zeichen zarten Einverständnisses, sondern um eine von Natur gar ernste, gewichtige Ambassade, eine deutsche Votshast in St. Petersburg, der man den fatalen Spitznamen gegeben hat. Mit gutem Grunde, denn nicht bloß die Herrn Secretäre und Attachés sind recht verliebter Natur, sondern auch der Chef selbst verheiratet ist, die Gelegenheit zu kleinen Abenteuer auszubenten. Bei einer solchen Gelegenheit kommen sie alleamt einander in's Gehege, eine deutsche Sängerin, hat, unbekannt mit den Petersburger Verhältnissen, einen Contract mit dem Director eines „Specialitäten-Theaters“ abgeschlossen, und in der russischen Hauptstadt angelangt, erfährt sie zu ihrer grenzenlosen Verwunderung, daß sie zugleich mit einem Schlangennemmen, mit dressirten Thieren und anderen solchen „Künstlern“ auftreten soll. Den abschließlichen Contract zu lösen, ruft sie die Hülf ihrer heimathlichen Votshast an, und alle Herren sind auch flugs bereit, ihr beizustehen, d. h. nicht jeder in unegennütziger Gefinnung. Wirklich helfen kann ihr nur der Votshast selbst, indem er dem hartherzigen Director, der auf seinem Scheine besteht, den sehnlichst ersuchten Orden verschafft, — aber Seine Excellenz sind eben nicht unegennützig. Vom Gipfel der Freude, dem verachteten Zwange entkommen zu sein, sieht sich die arme Sängerin jäh wieder himabgestürzt und befände sich änger daran denn je, wenn nicht die Rettung käme durch einen der Attachés, den Kessen des Votshasters, der sie wahrhaft liebt, und dessen Neigung sie auch erwidert. Zwar sucht der Votshast, der in der Künstlerin nur eine schlaue Koflette vernimmt, die Verbindung zu hintertreiben, aber an der Festigkeit des Kessen scheitert sein Widerstand, und als sich oben drein herausstellt, daß die verfolgte Unschuld eine „Geborene“ ist, macht der alte Herr gute Miene zum bösen Spiel: der Specialitäten-Director führt seinen Orden und der Attaché mit den besten Absichten die Braut heim. — Wie man sieht, eine nicht eben reiche Handlung, und der Dichter ist denn auch reich bemüht gewesen, sie durch allerlei episodisches Beiwerk auszustaffiren. Leider hat er hierbei nicht durchweg eine glückliche Hand bewiesen und zumal in einer sensationsbedürftigen Pianistin eine allzu sehr caricirte, fast peinlich wirkende Figur geschaffen. Indessen stehen ihr andere, besser durchgeführte Charaktere gegenüber, so namentlich der sehr fein gezeichnete Votshast, der drollige zweite Attaché, welcher das Dasein vom Standpunkte des Gourmands betrachtet, und der grotesk-komische Director“. Zu dem bietet das Stück in seinen beiden ersten Aufzügen, mögen auch manche der Efecte schon früher angewendet worden sein, so viel des Lustigen und über dem Ganzen liegt ein so angenehmer Hauch liebenswürdiger Schalkheit, daß dem Werke der Vorzug, ein Repertoire-Stück des Deutschen Theaters geworden zu sein, wohl zu gönnen ist.

Blätter für Kostümkunde. Neue Folge, 201. Blatt. — (Zur Ausgabe mit allen Kupfern.) — Frau aus Leipzig. 1892. — Den Oberleib unserer Figur umschließt ein hohes, knappes Mieder. Die Kermel von violettem Quergestreiften Jenge treten weit und faltig aus den Schulterpuffen hervor. Der Hals steck in einer mächtigen Kröde, und der wenig faltige Rock spannt sich trichterförmig über den Keisrod. Während das Mieder hochroth ist, scheidet der Rock in hellerem Roth von diesem ab; den sehr einfachen Besatz des Rockes bilden Goldbänder. Auf dem Kopfe trägt die Figur einen goldenen Schapel, mit Rosen besetzt; besonders reich ist sie mit Schmuck versehen.

## Aus der Frauenwelt.

Berlin. — Gräfin Maria von Schleinig, die Witwe des am 19. Februar 1885 verstorbenen Grafen Alexander von Schleinig, Ministers des königlichen Hauses, wird sich mit dem österreichisch-ungarischen Votshaster in Petersburg, Grafen Anton von Wolkenstein-Troftburg, vermählen. Die Berliner Kunstfreunde werden das Scheiden der Gräfin, — die Hochzeit soll im Herbst stattfinden, — sehr bedauern. Namentlich der Musik erwies sich die Gräfin als eine eifrige Freundin; die Sache der Wagner-Bereine und der Bairreuther Festspiele fand bei ihr stets die lebhafteste Unterstützung.

Breslau. — Im Vobe-Theater errang im dreiaktigen Lustspiel, „Theorie und Praxis“, von Hans Arnold einen durchschlagenden Erfolg. Unter dem angeführten Namen, der unferen Lesern wohl bekannt ist, — wir veröffentlichen mehrfach Novellen von „Hans Arnold“, zuletzt im ersten Jahrgange „Das goldene

Bekehrungen“, — verbirgt sich eine Dame, Frau Babette von Bälow, Gemahlin eines hochgestellten Beamten.

München. — Die Nachricht Pariser Blätter, daß die Herzogin Karl Theodor von Baiern und ihr Gemahl sich bei Pasteur in Paris angemeldet hätten, um dort das Jmpt-Verfahren wider die Tollwuth zu studiren, erweist sich als falsch. Der Name des deutschen Fürstenpaares ist von falschem französischen „Patriotismus“, der es nicht verwinden kann, daß die deutschen medicinischen Autoritäten der Erfindung Pasteur's noch kühl brochtend gegenüber stehen, gemißbraucht worden.

Wien. — Wien's adelige Damen, Fürstin Pauline Metternich an ihrer Spitze, waren seit Wochen in den Dienst der Fre Wohlthätigkeit getreten. Es galt, zu Gunsten der Poliklinik und des Weihen Kreuzes Geld, viel Geld zu schaffen, und obgleich die Sammlungen gut rentirten, beschloßen die Damen, ihr bestes Wissen und Können einzusetzen, um durch theatralische Vorstellungen den Ertrag zu erhöhen. Nicht als ein künstlerisches, sondern als ein sociales Ereignis wurden diese im Palais Schwarzenberg veranstalteten Vorstellungen aufgefaßt; man wollte, wenn man die nöthige finanzielle Begabung besaß, fünfzig Gulden für ein Entrée zu zahlen, das Curiosum sehen, daß eine Fürstin ein Weib aus dem Volke, eine andere ein Kinder mädchen darstellte, daß hochgeborene Gräfinnen als Weichen-Verkäuferinnen und „Sodalisten“ (Verkäuferinnen von Soda-Wasser), ein Fürst als Portier, Grafen als Bettler und Polizisten erschienen. Ein anderer nicht zu leugnender Reiz dieses ganz eigenartigen Theaters bestand darin, Diejenigen, die man bisher nur in den Logen als Zuschauer gesehen, auch auf den die Welt bedeutenden Brettern kritischen zu können. Sie hatten keine Kritik zu scheuen; Alles ging glatt, präcise; man spielte mit einer Berve, als ob man nicht blaues, sondern Theater-Blut in den Adern hätte. Die Fürstin Metternich in erster Reihe als die Juno des „herabgekommenen Olymp“ mit hochrother Perücke und in durchlöcherter Purpur zu sehen, war ein Genuß; selbst der eingestrichelteste Hypochonder wurde zum Lachen gezwungen, — das war eine Leistung voll Genialität und Humor, durchgehtigt von echter Herzensfrische und sprudelnder Laune.

Das vom Fürsten Metternich verfaßte Stück „Die Götterdämmerung in Wien“ zeigte zuerst den herabgekommenen Olymp, in dem die hohen Himmlichen sich göttlich langweilen. Jupiter entschließt sich, um die mit Vertales entlassene Hebe wieder nach dem Olymp zurückzuführen, die Reife nach Wien anzureiten, da Mercur ihm gemeldet, daß der Flüchtling dort weile. Dame Juno, als jätlich besorgte Gattin für ihren Herzliebsten fürchtend, bestimmt die Götter, mit ihr dem hohen Olympier zu folgen; so gelangen die Himmlichen nach Wien. Im zweiten Bilde treffen wir sie vor dem Grand Hotel, Juno als Göttin Mode, im feinen englischen Kostüm, Diana (Baronin Bourgoing) als Parforce-Reiterin, Hebe (Gräfin Wilczek) als Sodaliste, Ceres (Frau von Lindheim) als ungarische Bäuerin, Minerva (Fürstin Montemosa) als Kinder mädchen zc. Der Präsident des „Vereins der Urwiener“ (Baron Bourgoing) bietet sich dem „Herrn Tonans, Eblen von Zeus“ als Cicerone an, macht diesen mit einigen Wiener Typen bekannt und geleitet ihn (im dritten Bilde) in den Salon der Wafen, wo Terpsichore (Gräfin Rensdorf), Catepe (Gräfin Dunyady) und Thalia (Gräfin Schönborn) dem theuren Papa ihre Künste vorführen. Der zur Darstellung gelangende „Wiener Walzer“, in dem Fürst Schwarzenberg den Brautvater, Gräfin Dunyady die Brautmutter giebt, ist von zweckfeller Schütternder Wirkung. Auch der unvermeidliche Trompeter tritt auf und heißt der angebeteten Maria (Gräfin Czernin) sein tiefempfundenes: „Es wär' zu schön gewesen“ vor; noch eine Scene aus dem Hüttenbesitzer, dann ein Ständchen Zigeuner-Baron, in dem Graf Rinsky als „Gypan“ sich beklagt, daß ein gewisser Girardi ihn copire, schließlich eine Quadrille aus Excelsior, in der zwölf der schönsten Damen der Wiener Aristokratie in reich ausgestatteten Uniformen als österreichisch-ungarische Garde auftreten. Dann aber, als Frau Juno im Kostüm einer „harben“ Wiener Wäscherin eintritt und die Mittheilung macht, daß sie Hebe als Kellnerin im „Wurstelbrater“ gefunden, allgemeine Rüldekehr in den Olymp, wo die vergnügten Götter in vollem Glanz, — eins der herrlichsten Tableaux, das wir je gesehen, — vor Altvater Zeus Neue passiren. Man schätzt den Werth der von den „Göttinnen“ getragenen Brillanten auf nahezu vier Millionen Gulden.

Die Seele der Vorstellungen war, wie gesagt, Fürstin Pauline Metternich. Die Energie, das Temperament, die Laune der Fürstin erregten in gleicher Weise, wie ihr fein pointirtes Spiel, Bewunderung. Erstaunlich ist es, in welchem Maße die Fürstin auch das technische Rüstzeug der Bühne beherzigt; überraschend sind ihre charakteristischen Bewegungen, ihr andrucksvolles Mienenpiel, ihre Schätzung der Stimme zum Couplet-Gesang, in dem sie eine interessante Allianz mit der Pariser Manier mit der Art, wie einst die Gallmeyer gelungen, darstellt. Von den Trägern der anderen Hauptrollen seien noch Baron Bourgoing genannt, der seinen zum Wiener gewordenen Franzosen mit echter Bonhomie gab, dann Fürstin Hagfeld als „Wilhelmine Buchholz“, Graf Pothobdy als Kestulap und, last not least, die zwölf der Wiener Schönheits-Gallerie Ehre machenden Damen, die mit Kalpat, Fidelehaube, gezogenen Säbel und Helmbarden die Marsch-Evolutionen mit so vollendeter Exactheit ausführten, als hätten sie seit Jahren die hohe Schule des Ballets besucht. Der Gesamt-Ertrag aller Vorstellungen in dem einhundertsechszehntzig Sätze fassenden Salon Schwarzenberg stellt sich auf etwa vierunddreißigttausend Gulden; Kaiser Franz Joseph hatte für seinen Logen-Platz fünfzig Gulden überbetet. Im Ganzen fanden sechs Vorstellungen statt; die erste Kostüm-Probe für einen geladenen Kreis gegen einen Eintrittspreis von fünf Gulden, die General-Probe gegen zehn Gulden, dann drei Vorstellungen gegen fünfzig Gulden, endlich noch eine Vorstellung von fünfundsanzig Gulden für den Platz.

Petersburg. — Die medicinischen Veburse für Frauen, die vor einigen Jahren aus politischen Gründen geschlossen wurden, sind unter dem Namen „Institut für weibliche Aerzte“ wieder eröffnet worden. Die Stadt Petersburg zahlt für das Institut, das unter dem Ressort des Unterrichts-Ministers steht, eine Subvention; auch haben die angehenden Ärztinnen zur besseren Förderung ihres Studiums Zutritt zu den städtischen Krankenhäusern.

## Neue Handarbeiten.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Die diesjährige Ausstellung des Vette-Vereins von Arbeiten seiner Schülerinnen wies abermals eine Fülle erfreulicher Leistungen auf. Unter den Kunststickereien befanden sich auch solche aus dem Atelier des Vereins, welcher Arbeiten dieser Art auf Bestellung übernimmt. Von diesen verdient hervorgehoben zu

werden ein im Amdtchenstil auf gelbem Atlas gearbeiteter Blumenzweig, dessen Schattirungen der Natur selbst abgelauscht schienen. Ferner zeichnete sich eine kleine Tischdecke in Kaufmännischer Arbeit aus, zu welcher das Muster von einer Schülerin des Vereins nach



einem Entwurf des nunmehrigen Directors der Zeichenklasse, Herrn Hoffacker, ausgeführt worden. Ganz eigenartig aber wirkte das von uns zur Darstellung auserwählte Deckchen aus gelblichem Nanke, auf welchem die Umrisse des Musters mit einem glatten



weißen Schnürchen unsichtbar umnäht sind. Den Grund wie einzelne Flächen des Musters füllt in einander greifender, mit hellilla Filofelle-Seide gearbeiteter Plattstich, der, an einzelnen Mustertheilen mit paarweise erstehenden Langnetzen aus weißem Zwirn überspartet, ein regelmäßiges Garceau-Muster bildet, durch welches die betreffenden Partien licht und lebhaft hervortreten.

Scheiben-Gardinen in alldentischem Geschmack aus canvas de congres mit Filet-Guipure oder genähten Einfügen, mit farbiger Flachstickerei, oder was sonst die Arbeits-Rummern unserer Zeitung für verlockende Vorlagen gebracht, sind wohl ein stiller Wunsch mancher Hausfrau; doch oft mögen die Mittel nicht zur Anschaffung reichen, oder es fehlt die Zeit zur Selbstanfertigung. Deshalb erinnern wir daran, daß die beliebte Häfelarbeit auch hier die kostbareren und mühsameren Techniken erzieht und selbst farbige ausgeführt, geradezu überraschend wirkt. Viele der von uns veröffentlichten Häfel-



Einfüge, besonders auch die feinen, ausgeführt, direct verwendbar. An einer uns vorliegenden, berartig ausgestatteten Gardine waren die breiten, mit einfachem Hochsaume versehenen Canvas-Streifen durch Einfüge der Quere nach verbunden. Nach der mit weißer Medaillon-Rignardise von W. Hebebrand in Elberfeld ausgeführten Vorlage, Abb. 36 der ersten October-Nummer 1885, ist auch die Spitze ausgeführt. Der durch Sterne verbundenen Rignardise schließen sich als Bogen-Abschluß mehrere Touren in Luftmaschen-Vogel an. Zu ganz in der Farbe des getübten canvas de congres ausgeführten Spitzen und Einfügen liefert Robert Jahn (Leipzig, Ritterstr. 8) einen empfehlenswerthen Ganzwoll, der sich angenehm verarbeitet und durch seinen seidigen Glanz sehr hübsch wirkt.

Unter der Bezeichnung „Schlesischer Weinen-Plüsch“ ist neuerdings ein Plüsch-Gewebe im Handel eingeführt worden, welches wegen seiner verschiedenen Vorzüge allgemein bekannt zu werden verdient. Der aus Flachgarn gefertigte, daher mollen-Weichheit auch sehr gut zu Kleidungsstücken, z. B. zu Handröcken für Herren, zu verwenden. In den zur Zeit beliebten Farben, Dunkelgrün, Oliv, Bordeauxroth, Bronze und Dunkelblau vorhanden und vermöge seines Materials vor dem Verblasen geschützt, bietet der Weinen-Plüsch einen gediegenen Grundstoff für Stickereien zu Rissen u. dergl. Der Preis (R. 8,50) ist bei der Güte des Gewebes und der Breite (120—130 Cent.) ein angemessener. (Wegpunkt: F. V. Grünfeld, Landeshut, Schlesien.)



sichere, glänzende Plüsch dient zunächst zu Decorationszwecken, Möbelbezügen, Portieren, Tischdecken u. s. w.; doch ist er bei seiner Weichheit auch sehr gut zu Kleidungsstücken, z. B. zu Handröcken für Herren, zu verwenden. In den zur Zeit beliebten Farben, Dunkelgrün, Oliv, Bordeauxroth, Bronze und Dunkelblau vorhanden und vermöge seines Materials vor dem Verblasen geschützt, bietet der Weinen-Plüsch einen gediegenen Grundstoff für Stickereien zu Rissen u. dergl. Der Preis (R. 8,50) ist bei der Güte des Gewebes und der Breite (120—130 Cent.) ein angemessener. (Wegpunkt: F. V. Grünfeld, Landeshut, Schlesien.)





Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Fragen.

- Gau de Javelle. — Wie stellt man sich dieses Flechwasser am besten selbst her?
Waschseife. — Wer theilt mir die Recepte zur Bereitung von guter weißer Waschseife (Talgseife) und brauner Parzseife mit?
Motten. — Giebt es ein sicheres Mittel, die Motten aus Kleiderkammern fern zu halten?
Leder-Politur. — Durch welches Verfahren erhalten die gepulzten Lederarbeiten aus Naturleder ihre schöne hellbraune Farbe und darnach den matten Glanz?
Heffin in Leipzig.

Antworten.

Stärke-Recept (143). — Mit folgender Mischung habe ich stets sehr schöne weiße Wäsche erzielt: 12 Deka feinste Stärke, ein Theelöffel Glimmpulver und ebensoviele Borax werden mit 1 Liter lauwarmem Wasser (mehr warm, als kalt) übergossen und mit der Hand gerührt, bis Alles ganz aufgelöst ist.

Abonnetin in Süd-Steiermark.

Ursprung der Schlafmütze (31). — Die „Hamburger Nachrichten“ brachten vor ungefähr einem Jahre eine interessante Beipredung einer damals in Hamburg veranstalteten Ausstellung von Werken des im Jahre 1747 gestorbenen, in genauester Nachahmung der Natur unübertroffenen Malers Baltasar Denner. Bezüglich eines ausgestellten Portraits, einen mit einer Pelzmütze beiseideten Männerkopf (wenn ich nicht irre, Selbstportrait) darstellend, wurde die Bemerkung gemacht, daß es zu Denner's Zeiten Sitte gewesen sei, im Hause derartige Mützen zu tragen, allerdings nur von reichen oder wohlhabenden Leuten. Um nämlich die Kopfhaut, die in Folge des Tragens der warmen Perrücken sehr verweicht und gegen Zugluft äußerst empfindlich geworden war, vor Erkältung zu schützen, setzte man, da im Hause die Perrücken in der Regel abgenommen wurden, entweder mit Rücksicht auf die Bequemlichkeit des Trägers oder die Erhaltung des künstlichen Lockbaues, derartige Pelzmützen auf. Reiche Leute, bei denen der Kostpunkt keine Rolle spielte, schmückten deshalb ihr Haupt mit einem mehr oder weniger kostbaren Pelze, während Andere, die sich in weniger glücklichen Verhältnissen befanden, mit einem billigen Pelzwerk sich nahmen. Einfache Leute dagegen schlangen, wenn sie ebenfalls Perrücken trugen, zu Hause ein leinenes Tuch, in der bekannten Form der Schlafmütze, um den von der Perrücke entblößten Kopf, und hieraus soll sich im Laufe der Zeit, nachdem überhaupt keine Perrücken mehr getragen wurden, die Pispel- oder Schlafmütze entwickelt haben, — das Symbol des deutschen Pispelbürgerthums. Auf den bekannten Ghebowied'schen Stichen findet man häufig Personen in häuslicher Umgebung entweder mit dem um den Kopf geschlungenen Tuche oder mit der Pispelmütze dargestellt. E. G. Strahe, Hamburg.

Mainzer Handlädgen (143). — Die frische, unabgeschabte Milch wird in Satten gegossen, nach zwölfstündigem Stehen leicht abgeseiht, und zwar so, daß sich nach abermals zwölf Stunden ein zweiter Sahnen-Ansatz gebildet hat. Ist die Milch dann die geworden, was je nach der Temperatur in der Zeitdauer etwas differirt, so werden die Satten auf eine warme Kochmaschine oder auf den warmen Ofen gestellt; ist die Quantität eine größere, so gießt man sie in einen Kessel und entzündet unter demselben ein schwaches Feuer. In beiden Fällen hat man darauf zu achten, daß die Käsetheilen, die sich bald an den Rändern festsetzen, sorgfältig abgetrennt werden, und daß die ganze Masse, die nur einen lauen Wärmegrad erreichen darf, stets gleichmäßig durchgerührt wird, da sie, zu sehr erhitzt, leicht verbrennt. Sobald sich die Molken vollkommen geschieden haben, füllt man das Ganze in einen Saß von grober Gaze oder Leinwand, dreht denbeutel möglichst fest zu und beschwert ihn so lange mit einem Brett oder Stein, bis die Masse ganz trocken geworden ist. Jetzt muß der gewonnene weiche Käse sorgsam in kleinen Portionen zerrieben werden. In größeren Wirtschaften bezieht man dazu die sogenannten Käserinnen, in denen man mit der inneren Handfläche die Kneten

Theilchen glatt reibt. In Ermangelung einer solchen Rinne bedient man sich eines Napfes und einer Reibeule; jedenfalls aber muß die Masse so lange durchgearbeitet werden, bis sie, wie frische Butter, glatt und geschmeidig ist. Nachdem man sie mit dem erforderlichen Salz abgemessen hat, formt man in den Händen runde, kleine Käse, im Durchmesser von ungefähr 8 Cent., in der Dicke von 1—2 Cent., und legt sie zum Trocknen zunächst auf ein Brett. Bilden sich Risse, d. h. platzen die Käse, so müssen sie ein zweites Mal durchgearbeitet werden; bleiben sie aber fest und glatt, so legt man sie zu weiterem Trocknen auf die Käsehorben oder, in Ermangelung solcher, auf eigens für diesen Zweck geschnittenes Gerstentroh, immer aber so, daß die Luft von allen Seiten Zugang findet. Jeden Tag gewendet, werden die Käse, sobald sie die gehörige Reife haben, nicht zu weich und nicht zu fest sind, — gelübte Personen fühlen dies sofort am Griff, — möglichst jedes einzeln in ein Korbblatt oder Papier geschlagen, in große Steinbüchsen verpackt. Man läßt sie bei mittlerer Temperatur so lange im Keller stehen, bis sie durch und durch weich geworden sind und ein schönes gelbes Aussehen haben. R. G.

Entweichen des Dampfes zu verhüten, und füllt die bereit gehaltenen trockenen Früchte schnell hinein. Den abgelassenen Saft gießt man noch einmal zu dem in der Casterole gebliebenen Zucker und läßt ihn etwas dicklich zu schöner, klarer Farbe eintochen, ihn mit dem Schaumlöffel beständig aufziehend, um ein Anbrennen zu verhüten; auch kann man, sollte der Saft zu wässrig sein, nach Gutdünken einige Stücke Zucker hinzufügen. Da die Früchte zunächst sehr zusammenfallen, füllt man die Gläser etwa nur halb, gießt den Saft warm hinzu, den Hals in drei Finger Breite freilassend, nimmt in die eine Hand einen brennenden Schwefelfaden, den man in die Flasche hineinhält, und bedeckt mit einem alten feuchten Tuche mit der anderen Hand die Oeffnung. Hat sich der obere Raum des Glases abermals ganz mit Dampf gefüllt, zieht man rasch Tuch und Schwefelfaden fort und schließt die Bläsche mit Dedel oder Blase. Die oben liegenden Früchte werden allerdings zunächst die Farbe verlieren und weißlich werden; auch tropft leicht ein Stückchen des brennenden Fadens ab, doch braucht man deswegen nicht besorgt zu sein. Der Dampf bewirkt nur vollständiges Entweichen der Luft aus dem Glase, in dem das Eingemachte sich dann Jahre lang hält und den Geschmack und das Ansehen frisch gekosteten Obstes bewahrt. Beim Gebrauche entfernt man die etwa hineingefallenen Schwefeltropfen. Einige Tage nach dem Einlegen wird man indessen am besten thun, die Flaschen langsam waagrecht hin und her zu schütteln; es fällen sich dann die zusammengefallenen Früchte mit dem Saft und nehmen wieder ihre ursprüngliche runde Form an. E. R.

Gurken auf beste Weise einmachen. — Die Gurken werden, bevor sich Kerne gebildet haben, gesammelt, einige Stunden in starkem Salzwasser gelegt, dann mit einem reinen, trockenen Tuche abgerieben und von jeder Spur von Boden-erde befreit. Nun giebt man genügend Essig, die Gurken zu überdecken, in eine Messingpfanne, mit allerlei ungekochtem Gewürz, und erhitzt den Essig mit den Gurken bis zum Siedegrad, was möglichst rasch geschehen muß. Hierauf nimmt man die Gurken sogleich vom Feuer und giebt sie noch heiß in erwärmte Steinbüchsen, welche man mit einem Teller bedeckt, damit der Dampf nicht entweichen kann. Wenn der Essig völlig erkaltet ist, bindet man die Töpfe mit Pergament-Papier fest zu, läßt sie acht Tage an einem kühlen Orte stehen und wiederholt dann das Verfahren noch zweimal, wobei man zu beachten hat, daß die Gurken ganz von Essig überdeckt sind. Auf diese Weise halten sich die Gurken, selbst im offenen Gefäße, viele Wochen, und es ist keine Gefahr, daß sie unanständig werden oder gar sich Pilze bilden.

Latvische Farmerin. Silver Spring, Wisconsin.

Lebertiran-Flecke in Wäsche (105) werden vollständig beseitigt durch andauerndes Bleichen in der Sonne. Die Flecke müssen jedesmal vor dem Ausschängen in die Sonne tüchtig mit Seife eingerieben werden. B. A. in Finnland.

Warren A. in N. — Bitten Sie getrocknete Blumen zur Decoration der kleinen Heilandenbilder, Kreuzelein S. Schindelmayer, Hirschberg in Schlesien, welche aus den getrockneten Blumen, — nicht gedrehten, — reibende verästelte Verzweigungen in Gestalt von Kränzen und Zweigen arrangirt, liefert das kunstvoll zubereitete, in ihren natürlichen Farben erhaltene Material (Blumen, Kräuter, Moose u. s. w.) in Quantitäten von 5 Gramm an; das Gramm kostet 10 bis 20 Pf. Wir können Ihnen nur raten, sich von dort das Gewünschte kommen zu lassen.

Die Schwestern in N. — Den Text zu Hand's „Jahreszeiten“ überreichte Baron von Swieten nach James Thomson's (geb. 1790, gest. 1748) „Seasons“. Das englische Gedicht „Rise Britannia“ rühmt von demselben Dichter her. Die „Seasons“ sind übrigens kein Epos, sondern ein didaktisches Gedicht. — Spanische Zeitungsverleger erhalten Sie bei Biscarra, Korb, Großlich in Böhmen; Reich Lewin, Berlin C. Handpoststraße 1; A. Bab, Berlin W. Leipziger Str. 81.

Junge Hausfrau. — Ungarische Hausfrau. — Ihren Wünschen wird demnächst entsprochen werden.

R. G. — Die Zeitschrift ist bereits wieder eingegangen und überhauet nur ein Vierteljahr erschienen.

Heffin in Leipzig. — An die Redaction; doch gelangen auch unter anderer Adresse die Einwendungen ungeschmälert in unsere Hände.

V. in W. — An Glanz verlieren edle Brillanten niemals; es ist indeß immer rathsam, Brillant-Ringe beim Waschen abzuwischen, da sich die Seifenschaumreste leicht in die Fassung legen und auf diese Weise den Glanz trüben. — Die langen, um den Hals geschlungenen Hülfeiten sind nicht mehr modern; man trägt die überstetn jetzt ganz kurz.

Zu dieser Nummer gehört ein Modenbild, für die Abonnenten der großen Ausgabe zwei Modenbilder und ein Kostümbild. Von der „Illustrirten Frauen-Zeitung“ erscheinen jährlich 24 Unterhaltungs-Nummern zu je 2 bis 2 1/2 Doppelbogen, 24 Moden-Nummern, 12 Schnittmuster-Beilagen und 12 farbige Modenbilder; vierteljährlicher Abonnements-Preis 2 M. 50 Pf. (1 Guld. 50 Kr., mit Postzusendung 1 Guld. 80 Kr.)

Die Fest-Ausgabe bringt ferner jährlich 12 Kunstblätter „Silbermappe“; das Fest (24 jährlich) kostet 50 Pf. (30 Kr.)

Die Ausgabe mit allen Kupfern (jährlich 36 farbige Modenbilder, 12 Kostümbilder und 12 farbige Kinderbilder) kostet vierteljährlich 4 Mark 25 Pf. (2 Guld. 55 Kr., mit Postzusendung 2 Guld. 85 Kr.) — Alle Buchhandlungen nehmen jederzeit Bestellungen an, mit Ausnahme für die Fest-Ausgabe auch alle Postanstalten.



Frauentracht-Reform in England. — Siehe Seite 175.

Garten-Erdbereen ohne Büchsen-Verlötung einzufachen (105). — Eine einfache, sehr zu empfehlende Art des Einmachens von Garten-Erdbereen und jedem anderen Obst ist das in geschwefelten Gläsern, und zwar bedient man sich dazu der sogenannten „Portionsgläser“, Flaschen aus weißem Glase mit langem Hals und mindestens haltergroßer Oeffnung, die entweder mit luftdichtem Verschluss verkauft werden, oder die man selbst mit gut gereinigter Blase oder Pergamentpapier verbindet. Man nehme einen Messingfessel, oder einen flachen, gut emaillirten Schmortopf, löse, je nach der betreffenden Quantität des Obstes, 1—2 Pf. guten Stückenputzers in 1/2—1 Liter Wasser auf, schäume ihn tüchtig aus und lasse ihn klar stehen. Nun nimmt man von den Erdbeeren so viele, als nebeneinander in dem Topfe Platz haben, thut sie in den kochenden Zucker, läßt sie einmal aufkochen, zieht den Topf vom Feuer, nimmt sie heraus und legt sie zum Abkühlen am besten in ein Porzellanfieb, dies wiederholend, bis alle Früchte aufgeschot sind. Inzwischen hat man auf einem Blech oder Stein etwa handlange Schwefelfäden zusammengewickelt, sie an zwei oder drei Stellen gesondert hingelagert und angezündet. Sobald dieselben hell brennen, stülpt man die Gläser darüber, sobald sie sich vollständig mit blauem Dampf füllen, wendet, wenn dies erreicht ist, das erste Glas um, die Oeffnung noch möglichst mit der Hand schließend, um ein zu frühzeitiges



Illustrirte  
**Frauen-Zeitung.**

Nr. 11, 1. Blatt.

Monatlich zwei Nummern.  
Vierteljährlich 2½ M. = 1½ Guld.

Berlin, 1. Juni 1886.

(Ausgabe mit allen  
Kupfern: 4½ M. = 2 Guld. 55 Kr.)

XIII. Jahrg.



*Carl Berner*



## Sturm.

Novelle von L. Westersfeldt.

(Fortsetzung.)

Endlich kam Adrianens Antwort. „Prinz Ulrich,“ sagte sie, und ihre Stimme hatte etwas Erstobenes, „Sie haben Recht, Sie dürfen um Ihrer eigenen Würde willen nicht weiter in mich dringen. Und außerdem bliebe Alles ebenso, auch wenn Sie es thäten. Verzeihen Sie mir, aber ich kann nicht anders, als heute und in alle Ewigkeit Nein sagen. Verzeihen Sie mir, mein Prinz; Sie sehen, wie es mich schmerzt, Ihnen eine Enttäuschung zu bereiten. Aber ich dürfte Ihren opferwilligen Edelmut nicht annehmen. Der Einsatz, den Sie machen würden, wäre zu hoch. Allein der Umstand, daß ich älter bin, als Sie, steht ja schon für immer trennend zwischen Ihnen und mir. Und dann Ihre Stellung, Ihr Erstgeburtsrecht, Ihr Reichthum, Ihre ganze äußere Existenz! Das Alles wollten Sie hinwegwerfen um eines großherzigen, edelmüthigen Impulses willen? Sie dürfen es ja nicht, — nicht um Ihrer selbst willen!“

Sie wandte sich seitwärts und blickte so starr durch die Fensterthür in den von Sonnenlicht überglänzten Park hinaus, daß ihre Augen sie schmerzten und sich mit Thränen füllten. In dieser Stellung verharrend, fügte sie noch leise, beinahe unhörbar hinzu: „Und dann, Prinz Ulrich, — mein Herz spricht nicht für Sie...“

Sie schwieg. Der Prinz trat mit einer raschen Bewegung auf die Stelle, ihr gegenüber, in der offenen Thür zu. Mit einer Stimme, durch die mühsam unterdrückter Zorn hindurchgrollte, erwiderte er: „Ich habe Sie ausreden lassen, bis zum Letzten, so schwer es mir wurde, auch diese letzten Worte anzuhören... Mein Gott, begreifen Sie es denn nicht, daß es mich tödtlich verletzen muß, mir wie ein Schüler von Ihnen sagen zu lassen, daß ich das, wonach mein Herz so stürmisch verlangt, wie ein thörichter Knabe überschätze, — daß ich wie ein solcher einen allzu hohen Einsatz zu machen im Begriff stehe, daß ich das thue um einer augenblicklichen Laune willen?! Was giebt Ihnen das Recht, mich so zu behandeln, Adriane? Glauben Sie, um des zufälligen Umstandes Ihres Alters willen mich bevormunden, meine Vorsehung spielen zu müssen? Glauben Sie das wirklich?“ wiederholte er noch einmal zornig.

Sie wagte nicht, ihm etwas zu entgegnen; sie fühlte, daß ihre Stimme versagte. Aber ein unaussprechlich demüthiger Blick von ihr suchte schon an ihm empor. Er fuhr unwillkürlich sanfter fort: „Freilich, Sie sagen, eben dieser Umstand allein stehe schon für immer trennend zwischen uns. Seit wann sind Sie so kleinlich geworden, Adriane? Ich will Ihnen ja zugeben, daß solcher Altersunterschied gegen das gewohnte, gegen das conventionelle Denken verstößt, — aber gegen nichts Anderes! Und eine rein conventionelle Rücksicht sollte Ihnen schwerer wiegen, als mir? Dann meinen Sie, ich habe momentan keinen Begriff von dem absoluten Werthe meines Erbprinzenthums! Aber glauben Sie mir, daß ich es heute mehr denn je meiner Mutter danke, bei meiner Erziehung nicht den einfachen Menschen in mir unterdrückt zu haben, — heute, wo ich mit dem, was Ihnen so werthvoll erscheint, mir die Krone des Lebens einzutauschen verlange.“

Er schaute ihr wiederum in die Augen, voll athemloser Erwartung. Aber ihr Blick begegnete dem seinen nicht, er schweifte an ihm vorüber. Auch ihre Lippen gaben ihm keine Antwort.

„Aber so sprechen Sie doch,“ sagte er fast herrisch, von Ungeduld verzehrt; „dies Schweigen bringt mich um! Sie sehen ja, ich ertrage es nicht!“

„Was soll ich antworten, Prinz Ulrich,“ entgegnete sie stammelnd, „als daß ich keinen andern Entschluß zu fassen vermag, daß ich keinen andern fassen darf, als den, von dem ich soeben sprach!“

Er trat nahe an sie heran. „Wissen Sie,“ sagte er hart und voll Erbitterung, „was der Grund Ihrer Worte ist? Was der Grund Ihres ganzen Thuns? Hochmuth, nichts, als Ihr alter, sündiger Hochmuth! Es könnte ja sein, daß Jemand sagte, Adriane Berchhoven habe das unbedachte Opfer eines Erbprinzenthums von Seiten eines jungen, thörichten Menschen angenommen. Es könnte ja immer sein, daß der Eine oder der Andere so spräche. Und da ist es von keinem Belang, daß diese Aeußerungen von Leuten herrühren würden, denen Adriane Berchhoven außerdem nicht die geringste Berechtigung zugestände, über ihr Leben zu urtheilen! Es darf eben keine Möglichkeit geben, daß solches von ihr gesagt werden könnte. Und weiter ist es nichts Anderes, als wiederum Hochmuth, daß Sie mir die Regung verheimlichen möchten, die in Ihnen lebt, wie ich weiß, wie ich fühle, trotz Allem, was Sie mir vom Gegentheil sagen, die Regung, die mein Gefühl für Sie erwidert!“

Er wandte sich zum Gehen. Dann aber zögerte er

wieder. „Adriane,“ — seine Stimme klang jetzt weich, — „ich kann nicht so von Ihnen gehen. Es kann nicht für immer aus sein zwischen Ihnen und mir. Lassen Sie mich nur ein einziges Mal das Wort hören, das allein mir die Kraft verleihen wird, Alles zu überwinden, — nicht zuletzt Ihren eigenen thörichten Widerstand. Wenn Sie mir seinen Klang mitgeben auf den Weg, jetzt beim Scheiden, so will ich ja werben und dienen um Sie, wie Jakob um Rahel! Gewinnen Sie es über Sich, mir zu Liebe, — sagen Sie, daß Sie mir ein wenig gut sind!“

Adriane hatte nie geglaubt, so unbeschreiblich leiden zu können, wie in diesem Augenblicke. Sie legte den schmerzenden Kopf gegen die Thüreinfassung und schloß die Augen. „Ich kann nicht,“ murmelte sie, „ich darf nicht! Um der Barmherzigkeit willen, verlassen Sie mich!“

Er trat zurück. „So verzeihe Ihnen Gott,“ sagte er mit starker Stimme, „was Sie an mir thun. Ich kann es nicht. Ueber Ihr Haupt komme es, wozu Ihr hochmüthiger, seelenloser Stolz mich treiben wird! Ich weiß nicht, was nun werden mag! Ich übernehme keine Verantwortung dafür,“ fügte er voll bitteren Spottes hinzu. „Leben Sie wohl!“

Und dann war sie allein. Allein mit sich, mit einem Schmerze, der sich in einem leidenschaftlichen, herzbrechenden Schluchzen Luft machte. Im Zorn war er ja von ihr gegangen, von ihr gegangen für immer! Das Sonnenlicht schien ihr so grell in die schmerzenden Augen; sie mußte sie davor schließen. Und dann wiederholte sie es: „Für immer, für immer!“

Als gegen Mittag der Diener der Fürstin kam, um sie zu dieser zu bescheiden, fand er ihre Thür verschlossen. Erst gegen Abend öffnete sich diese einem langanhaltenden Kochen. Man brachte ihr ein Billet des Erbprinzen; es enthielt in flüchtigen Zügen die Worte:

„Ich habe soeben einen sechswöchentlichen Urlaub genommen und reise in einer Stunde ab nach C. Meine Mutter, welcher meine heftigen Worte von soeben ihr altes Uebel wiederbrachten, liegt krank darnieder. Wenn Sie es über Sich gewinnen könnten, sie jetzt nicht zu verlassen, die Zeit meiner Abwesenheit bei ihr auszuhalten, so würde dieses das Einzige sein, wofür Ihnen Dank schuldet  
Ulrich Waal.“

Sie starrte lange nieder auf den schmalen Streifen Papier in ihrer Hand. Eine Weile später ging sie hinüber zur Fürstin. Ihre Durchlaucht liege an nervösen Krämpfen krank zu Bett, so sagte man ihr schon im Vorzimmer; der Arzt sei bei der Fürstin und wolle Niemanden vorgelassen sehen.

Als Adriane am andern Morgen in das dämmerige Krankengemach trat und sich dem Lager der Fürstin näherte, richtete sich diese erschrocken in die Höhe. Ihr scharfer Blick slog schon über die erloschenen Züge des jungen Mädchens; aber sie äußerte kein Wort über die Veränderung, die in deren Wesen vorgegangen.

5.

Das Leiden der Fürstin dauerte länger, als sein acuter Charakter zuerst hatte vermuthen lassen. Auch die Gemüthsberuhigung, die schon einige Tage nach des Prinzen Abreise über sie zu kommen schien, vermochte nicht, sie einer rascheren Genesung zuzuführen. Sie brachte noch immer den größten Theil des Tages im Bette zu und stand erst gegen Abend auf. So hatte sie vollaus Muße, sich das Vorhergegangene nach allen Seiten hin zurechtzulegen. Der erste Affect über die unerhörte Heftigkeit ihres Lieblingssohnes war darüber von ihr gewichen; sie hatte ihm diese schon ganz und gar verziehen. Diese Heftigkeit war ja auch am Ende so begreiflich gewesen, ebenso, daß sie sich in zornigen, harten Worten hatte Luft machen müssen. Bei einem jungen, bisher vom Schicksal überall verwöhnten Menschen, der zum ersten Male seine Wünsche durchkreuzt sah, konnte es ja nicht anders sein. Aber am Ende würde sich die ganze Angelegenheit als eine seinem Schicksale sehr günstige erweisen, — man konnte das ja, Prinz Ulrich würde es machen, wie alle jungen Leute in ähnlichen Fällen es machten, — um sich zu zerstreuen, um zu vergessen, sobald als möglich eine standesgemäße, passende Partie eingehen!

An Adriane dachte die Fürstin nicht anders, als um sich wiederholt zu sagen, daß ein so reichbegabtes, stolzes Geschöpf unmöglich an einer unglücklichen Liebe zu Grunde gehen könne. Ihr zeigte sich schon allein darin Adrianens stolzer Charakter, daß diese einer Pflicht der Dankbarkeit gegen sie, die Kranke, zuliebe, ausstehen konnte an der Stelle und in der Luft, die ihr doch tausend Gedanken, tausend Worte der Erinnerung zuführen mußten. Daß Adriane unter all diesen beredten Klängen und Tönen unsäglich litt, daß sie sie nur zu ertragen vermochte um der Bitte des Prinzen willen, davon ahnte die Fürstin nichts. Sie irrte auch darin, wenn sie annahm, daß des blaffen und schweigsamen Mädchens Stütze der Stolz sei. Adriane wurde in

dieser Zeit einzig und allein von dem Gefühle aufrecht erhalten, recht gehandelt, für den Geliebten die höchste Pflicht, die der Selbstlosigkeit, erfüllt zu haben. Wochten die bitteren Worte und Anklagen des Prinzen gegen sie in der letzten Stunde noch so schmerzlich in ihr nachhallen; sie vertraute darauf, daß er einst dahin kommen würde, ihr Silber für Silber abzubitten, daß sie dann die Frau heißen würde, die ihn am meisten geliebt.

Was aus ihr werden sollte nach ihrer Rückkehr in die einsame, väterliche Heideburg, in deren Verlassenheit, in deren Stille wehrlos allen Erinnerungen der lektorgangenen Zeit preisgegeben, daran vermochte sie nicht zu denken. Sie schloß die Augen davor, vor der Dede, vor der Verlassenheit dort und nicht zuletzt vor dem gewissen Untergange ihres Talentes, dessen Vethätigung und Ausbildung doch von nun an allein ihrem Leben einen schwachen Inhalt geben konnte. Der Professor sah sie jetzt auch in den Nachmittagsstunden in seinem Atelier und sah erstaunt zu, wie sich unter all dem fieberhaften Eifer des jungen Mädchens ihre Kunst gleich einer tropischen Blume über Nacht entfaltete.

Prinz Ulrich hatte aus dem großen, in der Nähe gelegenen Bade-Orte, wohin er sich begeben, den Seinigen noch keinerlei Kunde zugesandt. Seine Mutter hatte ihm bald nach seiner Abreise dorthin geschrieben, ihm voll mütterlicher Innigkeit versichert, daß sie ihm seine heftigen, unbedachten Worte vergeben habe, daß sie anfangs, sich von ihrem nervösen Anfall zu erholen, und daß sie auf Nachricht von ihm harre. Es kam keine Antwort. Sie sagte sich die erste Zeit hindurch, daß das ganz natürlich sei. Mein Gott, was sollte er auch schreiben, le pauvre garçon? Nach und nach begann sie aber doch sich zu beunruhigen über die Hartnäckigkeit seines Schweigens. Mit Prinzess Christine sprach sie zuerst davon. Als diese ihr dann vorschlug, sie selbst zu einer vorgeblichen „Kur“ nach dem Bade zu senden, damit der arme Ulrich in diesen ersten bösen Wochen nicht so ganz allein, so von jeder verwandtschaftlichen Zuneigung und Theilnahme entfernt sei, gab sie diesem Plane gern ihre Zustimmung. Schon am andern Mittag reiste Prinzess Christine, begleitet von ihrer Jungfer, ab. Die Fürstin sah dem davonrollenden Wagen zufrieden nach; jetzt würde sie ja bald im Besitze ausführlicher Nachrichten über das Ergehen ihres Lieblings sein.

Am selben Mittage ließ sich Graf Bredenol bei ihr melden. Der große Dragoner-Offizier sah ungewöhnlich blaß aus, und seine ehrlichen Augen hatten einen Ausdruck von Trauer, der sie wie die eines betrübten Kindes, dem man soeben seinen Herzenswunsch verweigert hat, blicken ließ. Dem armen Bredenol ging es auch momentan nicht viel besser, als einem solchen.

„Ich komme, um mich von Durchlaucht für einige Zeit zu verabschieden,“ sagte er, indem er sich tief vor der alten Dame verneigte.

„Aber mein Gott,“ rief Fürstin Natalie, „auch Sie wollen verreisen? Alles um mich her ist plötzlich von einem wilden Drange erfasst worden, sich den Lauf der Welt aus Eisenbahn-Fenstern anzuschauen, — als ob er da ein wesentlich anderer oder gar besserer wäre! Mein Sohn Ulrich hat mich vor zwei Wochen verlassen, Prinzess Christine fährt soeben ab, von meinen beiden jüngsten Söhnen erhielt ich Briefe, daß sie mit ihrem Gouverneur eine Rundreise durch Norwegen zu machen im Begriffe stehen, — wohin wollen denn Sie jetzt, lieber Graf Bredenol? Ich hatte gehofft, Sie würden mir mit Fräulein von Berchhoven zusammen treu bleiben und uns zuweilen besuchen.“

„Verzeihung, Durchlaucht,“ entgegnete er, dem bei den letzten Worten der Fürstin ein tiefes Eröthnen aufgestiegen war, „ich drückte mich soeben ungeschickt aus. Ich verlasse W. nicht; ich bin hier dienstlich gebunden. Aber ich möchte um die Gnade bitten, von Ew. Durchlaucht für wenige Wochen beurlaubt zu werden, — bis, — nun ja, — bis ich Fräulein von Berchhoven wieder mit größerer Unbefangenheit begrüßen kann.“

„Ah,“ machte die Fürstin. Und dann setzte sie gutmüthig erregt hinzu: „Wie ich das bedaure! Indes, lieber Bredenol, ein Mädchen wie Adriane erringt man nicht so leicht. Haben Sie Geduld mit ihr; sie ist eben ein apartes Geschöpf, das auch apart behandelt werden will.“

Bredenol sah sie melancholisch an. „Diese aparte Behandlung versuche ich nun schon seit zwei Jahren. Durchlaucht,“ sagte er, „um mir heute ein trotz aller Güte des Ausdrucks, trotz aller Reden von Achtung und Freundschaft u. s. w. so unzweifelhaftes Resultat zu holen. Eine Rüge meines Chefs könnte ja nicht deutlicher sein.“

Die guten Augen starteten finster zu Boden. Die Fürstin war zu tactvoll, um durch weiteres Bedauern seiner Empfindung zu nahe zu treten. Sie lenkte das Gespräch auf Anderes. Als er dann nach einer Weile sich erhob, um zu gehen, sagte sie: „Auf Wiedersehen, lieber Bredenol! Vergessen Sie mich nicht ganz. Und,“ fügte sie mit Beziehung hinzu, „lassen Sie Sich ein



Wort mit auf den Weg geben, das Lieblingswort einer alten Frau, die den Zendavesta studirt hat: *Le chagrin est un péché. Es wird noch Alles gut!* —

Acht Tage nachher saß sie, wie immer gegen Abend, in ihrem Studierzimmer auf ihrem alten Platte in der Fenstertür. Es war bis heute noch keine Nachricht von Prinzessin Christine eingelaufen, außer der flüchtigen ersten Meldung ihres Eintreffens in E. Die Fürstin hatte soeben ihre Besorgnis darüber bei einem englischen Essay über die Mission des Buddhismus ganz und gar vergessen und sah nachdenklich in die letzte rothe Gluth der scheidenden Sonne hinaus. War es nicht auch der verklärte Nachglanz eines untergegangenen Weltgestirnes, der so sinn- und herzbefriedend aus dieser Lehre herausstrahlte? Und war es denn nicht Thorheit, den letzten Schimmer einer Abendröthe für den Vorboten eines aufgehenden Morgens auszugeben, wie es diese begeisterten Missionäre thaten? Und waren es nur die Apostel des Buddhismus, die sich solcher Täuschung hingaben? In dieser literarischen, wissenschaftlichen, künstlerischen Welt, in deren Luft sie lebte, wurde da nicht auch Manches als Ausgang verkündet, was in Wahrheit Niedergang war?

Fürstin Natalie sollte heute nicht allzulange bei solchen philosophischen Gedanken verweilen. Ihr Kammerdiener brachte ihr einen mit der Abendpost eingelaufenen Brief, dessen Umschlag die Schriftzüge ihres ältesten Sohnes trug. Hastig erbrach sie das Siegel und überflog mit raschem Blicke den Inhalt, — um blaß und athemlos in ihren Sessel zu sinken.

„Aber um Gottes willen,“ rief sie aus, während ihre Hand den Brief nervös zitternd zusammenballte, „sind wir denn im Carneval?! Denn was ist dies anders, als ein tolles Possenspiel! Einfach nicht möglich!“ Und dann sah sie wieder auf den Brief in ihrer Hand und glättete seine Falten. Da standen sie, die großen Jüge, die, wie ihr zum Hohne, so deutlich etwas besagten, an das sie nicht glauben wollte und konnte. Auf's Aeußerste erregt, erhob sie sich und schritt im Zimmer auf und nieder. „Mais c'est absurde, c'est impossible, ce n'est rien qu'une...“ Und während sie die Worte heftig hervorstieß, sahen sie die geliebten, wahrhaftigen Augen ihres Sohnes an... Konnte es sein, daß er mit diesen hellen Augen eine Hand leitete, die ihre kühnen, vornehmen Schriftzüge zu einer Farce mißbrauchte? Zu einer Lüge?... Nein und tausendmal nein! Aber wo in aller Welt war dann die Erklärung? Was bedeutete der Brief? Die Fürstin rief es beinahe verzweifelt aus.

Nach einer Weile wurde sie ruhiger. Wie hatte sie sich auch nur so erregen lassen können von einer Sache, die sich unmöglich so verhielt, wie ihre Aufregung es sie zuerst hatte glauben machen wollen. Irgend ein Irrthum lag dem Ganzen zu Grunde. Gewiß, so mußte es sein. Der Gedanke, den sie in der ersten Ueber-raschung gefaßt hatte, auf der Stelle selbst nach E. aufzubrechen, war auch ein thörichter gewesen; sie gab dem Prinzen damit nur Gelegenheit, die Vorwürfe wegen ihrer Einmischung in seine Leidenschaft für Adriane zu erneuern. Einem so heftigen, zu starken Impulsen geneigten Charakter, wie dem seinen gegenüber, war Ruhe und Gelassenheit erste Bedingung.

So schrieb sie ihm nach einigen Stunden schon einen ersten, gehaltenen Brief, in dem sie des feinen nur als eines drolligen Einfalls obenhin Erwähnung that. Ihre Ruhe war aber doch nur eine künstliche. Sie schloß in dieser Nacht kein Auge; und als am anderen Abend, um dieselbe Stunde des Sonnenunterganges, ihr Meldung gemacht wurde, der Kammerdiener des Erbprinzen sei soeben von E. eingetroffen, und Ihrer Durchlaucht persönlich eine ihm anvertraute Botschaft zu überbringen, kam ihr eine böse Ahnung, die ihr den Athem schwer machte.

Der Brief des Prinzen, den der Kammerdiener jetzt überreichte, war noch lakonischer als sein Vorgänger. Nachdem sie ihn geöffnet, wußte sie auch in derselben Minute um seinen Inhalt. Und dieser Inhalt ließ sie sich mit beiden Händen an die Stirn fahren. Es war ja auch ein fieberhafter Traum, der über sie gekommen war. Der Schleier, der sich vor ihre Augen legte, hüllte ihre Umgebung ein, sodaß sie kaum noch die Züge des Lieblingsdieners ihres Sohnes zu erkennen vermochte. Er stand aber auch so weit von ihr, respectvoll an der Thür harrend, deren Umrisse vor ihren Blicken verschwammen.

Nach einer Weile klang es gepreßt aus ihrem Munde: „Melden Sie dem Erbprinzen, daß ich morgen in E. eintreffen und bei Prinzessin Christine absteigen werde.“

Was Alles in dieser Stunde den Geist der Fürstin durchzog, wer wußte es zu sagen? Aber als sie vor dem Schlafengehen nach Adriane sandte, um diese zu bitten, zu ihr zu kommen, hatte sich schon wieder ein Theil ihres alten Optimismus siegreich emporgerungen. Warum sollte sie sich auf den Tod durch etwas erschrecken, beängstigen lassen, das noch gar keine feste Gestalt gewonnen, sie, deren Energie bisher stets Alles nach ihrem Sinne zu lenken gewußt hatte?

„Mein liebes Kind,“ sagte sie zu dem eintretenden jungen Mädchen, „ich bin gezwungen, morgen in der Frühe für einige Tage nach E. zu reisen.“

„Durchlaucht wollen reisen... trotz Ihrer Krankheit? Und nach E.“ stammelte Adriane erschreckt.

„Sie wissen selbst, ma mignonne,“ entgegnete Fürstin Natalie, „was ein nervöser Zustand bei uns Frauen bedeutet. Sobald wir uns nicht mehr um ihn kümmern können, kümmert er sich nicht mehr um uns. Und ich muß morgen nach E. reisen. Ein Brief meines Sohnes ruft mich dorthin.“

„Ist dem Prinzen ein Unfall zugestoßen?“ fragte Adriane, indem sie die Farbe wechselte.

„Nicht gerade das,“ antwortete die Fürstin ausweichend. „Er scheint mir nur noch immer etwas hors de contenance zu sein, — nach einem Anfall von Galgenhumor zu schließen, der ihn überkommen hat! Indessen nicht davon wollte ich mit Ihnen sprechen. Nicht wahr, ich kann ganz beruhigt darüber sein, daß ich Sie bei meiner Rückkehr noch vorfinde? Sie sprechen jetzt so häufig von Ihrer Abreise, daß ich ganz bedenklich geworden bin, wie Sie sehen. Aber Sie haben mir versprochen, mich nicht zu verlassen, ehe ich wieder hergestellt bin, und ehe...“

„Ehe der Urlaub von Prinz Ulrich abgelassen ist,“ vollendete Adriane für sie, anscheinend ruhig. „Ich werde so lange bleiben, bis der Prinz seine Rückkehr ansagt. Dann freilich möchte ich um gnädige Entlassung bitten, Durchlaucht!“

„Es sei, wie Sie wünschen.“ Freilich, der Gedanke fällt mir schwer auf's Herz, Sie schon so bald entbehren zu sollen, Adriane! Aber es wird nicht für lange sein! Sie werden mir eines Tages wiederkehren, und dann hoffentlich, um nie wieder zu gehen.“

Adrianens Antwort war ein wehmüthiges Kopfschütteln. Die Fürstin sah es und sagte rasch: „Qui vivra, verra. Ich hoffe es fest. Gute Nacht, mein Kind, auf Wiedersehen in wenig Tagen!“

Es waren in der That nicht mehr als vier Tage, welche die Fürstin abwesend von ihrem kleinen Schlosse zubrachte. Aber Adriane schien es ebenso viele Wochen zu sein, so endlos langsam schlichen sie ihr dahin. Sie wußte ja, es war um des Prinzen willen, daß die Fürstin nach E. gereist war; die Fürstin, die alle Reisen nur als unbequem empfand, der der Arzt gerade jetzt die größte Ruhe und Schonung anempfohlen hatte! Was war es mit dem Prinzen? so fragte sich Adriane unablässig.

Am vierten Tage, um die Dämmerungszeit, langte eine Depesche der Fürstin an, die ihre unmittelbar bevorstehende Zurückkunft meldete. Gleich darauf fuhr Adriane in dem kleinen, geschlossenen Coupé nach dem Bahnhofe, um sie zu empfangen. Es war noch einige Minuten vor Ankunft des Zuges, als sie dort ankam. Sie ging auf den Perron hinaus, um dort zu warten; ein Diener folgte ihr. Während sie nun dem Zuge entgegen sah, der da draußen in der hereinbrechenden Dunkelheit heranbraute, überkam sie mit einem Male ein Vorgefühl davon, daß diese lange, schwarze Wagenreihe mit dem rothglühenden Lichte ihr ein großes Unheil bringe. Sie glaubte aufschreien zu müssen: „Haltet ein! Noch ertrage ich es nicht!“

Da riß der Schaffner mit besonderem Diensteifer schon die Thür eines Coupés erster Klasse auf, die Kammerfrau der Fürstin sprang gewandt heraus, um ihrer Herrin behülflich zu sein. Adriane schritt auf die Gruppe zu. Das Pochen ihres Herzens überdauerte die ersten Begrüßungsworte, welche die alte Dame an sie richtete. Sie wurden auch nicht in der lauten, lebhaften Weise geäußert, wie sie sonst der Fürstin eigen war. Es lag etwas Scheues, Gedrücktes in dem Blicke, mit dem sie jetzt dem angstvoll forschenden Augenpaare Adrianens begegnete. Nachdem sie sich von dem jungen Mädchen zum Wagen hatte geleiten lassen, nahm sie wortlos darin Platz. Adriane, die neben ihr saß, wagte nicht, das Schweigen zu brechen, das bei der Fürstin eine viel zu seltene Erscheinung war, um nicht auf etwas ganz Besonderes schließen zu lassen. Die kurze Fahrt bis zum Schlosse hin gestaltete sich ihr zu einer bangen Ewigkeit.

Das Souper, das gleich nach der Ankunft der Fürstin von ihr und dem kleinen Hofstaate eingenommen wurde, verlief still und seltsam freudlos. Die offenbar in irgend eine traurige Vorstellung versunkene Fürstin hatte ihre Stimmung, wie sich das in den Miniatur-Hofhaltungen eigentlich von selbst versteht, sofort dem Kreise um sie her mitgetheilt; und da Fürstin Natalie nur einige einsilbige Bemerkungen über das Wetter, über die Zahl der Kurgäste in E. über die neuen Anlagen dort fallen ließ, an die sich keine Anknüpfungen ergaben, stockte das Gespräch bald ganz. Dabei wollte es Adriane fast scheinen, als ob die Fürstin ihrem Blicke auszuweichen suche, — so unruhig flackerten die kleinen, dunklen Augen der alten Dame stets über sie hinweg. Kaum noch hoffte sie, heute Abend schon die Nachrichten von ihr zu erhalten, nach denen trotz aller Vorahnung ihr ganzes Weien fieberhaft verlangte.

Aber jetzt, nachdem sie die Tafel aufgehoben, wandte sich die Fürstin plötzlich zu ihr hin. „Liebe Adriane,“ sagte sie ein wenig gezwungen, „möchten Sie mich wohl noch für einen Moment zu mir hinüber begleiten?“

Das junge Mädchen verneigte sich schweigend und folgte ihr dann durch den langen Corridor. Müden und schleppenden Schrittes ging die Fürstin vor ihr her. Sobald sich die Thür ihres Salons hinter den Beiden geschlossen, ließ sie sich erschöpft in einen Sessel niedergleiten.

„Es scheint nun einmal in den Sternen geschrieben zu stehen, daß ich gerade Ihnen, Adriane, zu später Stunde abenteuerliche Nachrichten mittheilen muß. Heute thue ich es in dem Gefühle, daß es immer das Beste ist, das, was uns schwer fällt, gleich auszuführen. Und schwer fällt es mir, namenlos schwer, von etwas zu sprechen, was meine liebsten Wünsche für immer zerstört.“

Fest umfaßte Adrianens Hand den Rand des Tisches, neben dem sie stand, während sie jetzt mit tonloser Stimme sagte: „Was ist es mit dem Prinzen, Durchlaucht? Lassen Sie es mich wissen!“ Voll angstvollen Ziehens hingen ihre Blicke an den Zügen der Fürstin.

Diese hatte kaum Acht dieser Erregung, und müde antwortete sie: „Was mit Ulrich ist? Nun, nichts Anderes, als daß er sich mit meiner Nichte Christine verlobt hat und sie heirathen will!“

„Mit Prinzessin Christine?“ schrie Adriane auf. „Aber das ist ja nicht möglich, das kann ja nicht sein, Durchlaucht!“ Die leichte Platte unter ihrer Hand erzitterte, ihre Augen vergrößerten sich unter der Einwirkung einer unbeschreiblichen Furcht, der Furcht vor einer nun kommenden bestätigenden Entgegnung. Und jetzt kam sie, diese Bestätigung.

„Ich sagte auch so, als er mir zuerst davon schrieb! Was kann man beim ersten Anhören dieser Neuigkeit,“ — sie sprach das Wort voll Bitterkeit aus, — „anders empfinden, als das Gefühl heftigsten Widerstandes gegen ihre Glaubwürdigkeit? Aber was hilft dieser Widerstand? Was hat er mir geholfen in diesen Tagen? Nichts, gar nichts, Adriane!“

„Und dennoch ist es nicht möglich!“ wiederholte Adriane und sagte es dann von Neuem in jener Wort-armuth, die lähmender Schreck über uns bringt.

Die Fürstin hörte kaum darauf. Wie mechanisch, in einem Tone, als ob sie etwas Auswendiggelerntes herfage, fuhr sie fort: „Heute vor einer Woche war es, daß er sich mit ihr verlobte. Am anderen Tage machte er mir Anzeige davon. Ich dachte, es liege ein Scherz vor, ein Mißverständnis meinerseits vielleicht, ein Ausbruch von Galgenhumor von ihm, was weiß ich! Und dann kam am folgenden Abend ein zornsprühender zweiter Brief, erfüllt von heftigster Erbitterung gegen mich, gegen meinen Unglauben seinen Entschlüssen gegenüber. Seine Verlobung mit Christine sei eine vollendete Thatsache, zu der ich, da sie durchaus standesgemäß sei, meine Zustimmung nicht versagen könne... Die Versuche, die ich machte, seinen unseligen Entschluß zu bekämpfen, hatten keine andere Wirkung, als ihn namenlos zu erregen. Ob ich glaube, daß er heute sein Wort gäbe, um es morgen zurückzunehmen? Das Wort, mit dem er sich Christinen verlobt, habe für ihn dieselbe Gültigkeit, wie ein vor dem Altar gegebenes. Und als ich zu dem letzten Mittel griff, ihm sagte, daß sein Wort noch das eines Unmündigen sei, daß er sich nicht verloben, geschweige denn verheirathen könne, ohne meine Einwilligung, — was entgegnete er mir da? Er gäbe mir sein heiliges Ehrenwort darauf, daß, wenn ich mich weigerte, Ja zu sagen, er überhaupt nicht heirathen würde! Sein ganzes Wesen war in starrsinnigem, verbittertem Troze wie versteinert; meine laute Verzweiflung schien ihm in seiner Härte förmlich wohlzuthun.“ Die Stimme der Fürstin begann zu zittern vor zornigem Schmerz. Ihr unbegrenzter Egoismus ließ sie aber nur für sich empfinden; sie dachte offenbar gar nicht daran, wie ihre Mittheilung auf Adriane wirken mußte.

„Und Prinzessin Christine?“ stammelte diese.

„Christine?“ wiederholte die Fürstin bitter. „Nun, sie hat ja von je eine schwärmerische Zuneigung für Ulrich gehegt! Sie war noch ganz wie im Traum über das ihr widerfahrene Glück, obwohl Ulrich wahrlich keinen zärtlichen Bräutigam spielte!... In der nächsten Woche will sie sich in die Hauptstadt begeben, um die Aussteuer auszuwählen. Ulrich hat den Plan, während dieser Zeit eine Fußreise in die Schweiz zu machen. Mitte October soll auf Battingen Hochzeit gehalten werden.“ Sie stieß dies Alles kurz und abgebrochen heraus.

„Auf Battingen Hochzeit gehalten werden...“ wiederholte Adriane, ohne es zu wissen.

Der Ton, in dem sie es sagte, schreckte die Fürstin aus ihrem mütterlichen Egoismus auf. Für einen Moment kam es ihr voll zum Bewußtsein, was Alles diese Nachricht für Adriane bedeute, und mit dem feinen Tact, der diese Frau selten verließ, empfand sie, daß es eine Grausamkeit sei, dem jungen Mädchen die Wohlthat des Alleinseins in diesem Augenblicke vorzuenthalten.



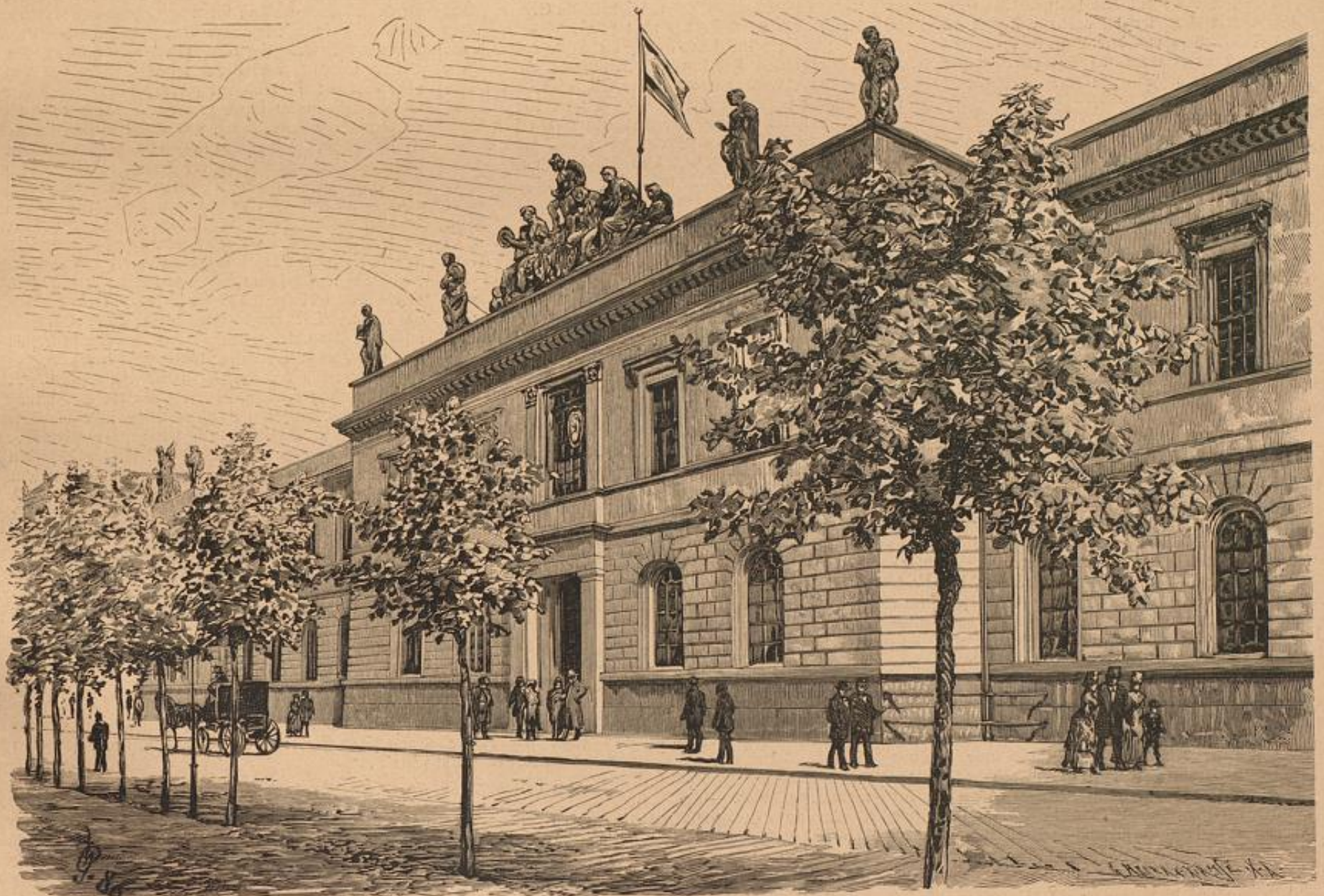


Wiener Dolfsänger. Nach einer Skizze von W. Grell. — Gleiche Seite 194.





*Prospekt des vor einigen Jahren abgebrannten, und nunmehr gantz neu aufgeführten Fordergebüudes des großen König-Stalls auf der Dorotheen-Stadt zu Berlin. Welches überaus ansehnliche Gebäude für die Königl. Academie der Wissenschaften und freien Künste, und für die Academie der Künste und mechanischen Wissenschaften bestimmt ist.*  
Schleusen etc. Berlin.  
 Marstall-Gebäude, 1690 von Johann Arnold Nehring erbaut und 1699 für die Akademie eingerichtet. 1743 durch Brand zerstört und 1749 durch Johannes Boumann neu erbaut und um ein Stockwerk erhöht. Nach einem Stiche von J. D. Schlenen. Ort der Kunst-Ausstellungen von 1786 bis 1820. — Siehe Seite 191.



Die Königliche Akademie der Wissenschaften und Künste zu Berlin, Unter den Linden. Nach dem Ausbau durch Martin Friedrich Rabe, 1810—1820. Nach einer Zeichnung von W. Geißler. Ort der Kunst-Ausstellungen von 1821 bis 1875. — Siehe Seite 191.



Sie erhob sich und schritt auf die schlanke Gestalt zu, die da so unbeweglich mit trampfhaft in einander geschlungenen Händen stand. Adriane mußte den dunklen Kopf tief hinunterbeugen, damit die kleine, alte Dame ihn umfassen und küssen konnte.

„Gott schütze Sie, Adriane!“ murmelte sie bewegt. „Sie waren bisher ein tapferes, stolzes Mädchen, — Sie werden es auch fernherhin sein!“

Adriane lächelte schmerzlich vor sich hin, während sie ihrem Zimmer zuschritt. Tapfer und stolz, — wie ohne jeden inneren Sinn erschienen ihr diese Worte jetzt! Es summt ihr in den Ohren ununterbrochen, unaufhörlich: Ulrich und Christine! Konnte es denn sein? Und wenn es war, — wozu dann ihr Opfer? Ihr Opfer, von dem nur sie wußte, was es ihr kostete! Eine plötzliche Angst überkam sie, vor etwas Unbestimmtem, Schrecklichem, das der Klang dieser beiden Namen Ulrich und Christine in sich trug. Sie fuhr zusammen, wie sie ihn sich wiederholte, sie erschrak vor sich selber, vor dem Hasse, der sie erfüllte, plötzlich, übermächtig, gegen die Trägerin dieses Namens, gegen Prinzessin Christine! In demselben Augenblicke schon schwand ihr diese Regung, aber nicht, wie sie sich selbst voll Bitterkeit sagte, weil sie schlecht und unwürdig war, — nein, weil sie die innere Gewißheit überkam, daß trotz aller zukünftigen, äußeren Zusammengehörigkeit Ulrichs Herz sich nie seiner Cousine zu eigen geben würde. Aber dann, — warum hatte er sich ihr verlobt, er, der die lautere Wahrhaftigkeit war? Warum? . . . Um sie selbst zu strafen, um ihr, der er die Anklage sündhaften, seelenlosen Hochmuthes entgegengeschleudert, zu beweisen, daß er das Wort der Liebe, das sie ihm versagt, nun von andern Lippen zu hören begehrt? Aber hätte er dann die Prinzessin Christine sich dazu erwählt? Nein und tausendmal nein! . . . Es war etwas Anderes, das ihn dazu getrieben, etwas Anderes! Und doch stand auch dies im Zusammenhange mit ihr, mit ihrer Abweisung, — sie fühlte es. Und wenn es das that, — war es ihre Schuld, daß er, den sie liebte, von wahnfinnigem Trotzgefühl erfaßt, nun eine Verbindung einzugehen im Begriffe stand, die ihm zum Unheil werden mußte? Hatte sie sich damals wirklich, wie er es ihr vorgeworfen, schwer an ihm veründigt?

Wo gab es noch Land für sie, die hilflos auf dem Meere der schmerzenden Zweifel umhergeschleudert wurde? An was konnte sie sich klammern? Der feste Halt, den sie bisher in dem Glauben gefunden, recht gehandelt zu haben, war ihr mit dem heutigen Abend genommen. Und wieder kam ihr die qualende Frage: wozu nun dein Opfer, wozu nun dein Entschluß, einsam für dich im Dunkel zu wandeln, da Sonnenlicht und Sternenglanz über dir aufgehen wollten?

## 6.

Der Monat September war in's Land gekommen mit all der durchsichtigen Klarheit und lichten Helle, die ihn im deutschen Norden so häufig zum freundlichsten Gaste machen. Unmerklich färbte er die Baumgruppen des Parks mit anderen, wärmeren Tinten; leise stahl er sich durch die geöffneten Fenstertüren in die reichen Gemächer des Schlosses und erfüllte sie mit sonniger Wärme. Aber seine Lichtreflexe, die all den tiefen, gesättigten Farbenercheinungen darin so mannigfach wechselndes Leben verliehen, sie vermochten nicht, den krankhaft blassen Zügen der Fürstin Natalie einen wärmeren Ton zu verleihen, den erloschenen Ausdruck von Adrianens Augensternen zu erhellen.

Die beiden Frauen lebten ein seltsam schwüles, traumhaft schweres Dasein gerade in diesen heiteren Septembertagen. Die Fürstin kränkelte, wenn auch nicht geradezu besorgnißerregend, so doch immerhin in einer Weise, die ihrer Umgebung die größte Schonung und Pflege gebot. Sie gehörte aber nicht zu den herrschsüchtigen Naturen, auf die ein großes Leid mildernd und jänsigend einzuwirken vermag. Alles, was an selbstsüchtigen, rücksichtslosen Instincten in ihr schlummerte, war durch das Fehlschlagen ihrer liebsten Lebenshoffnung geweckt worden. Denn zu einer solchen hatte sich in den letzten Jahren ihr Wunsch für eine glücksgewisse, glänzende Heirath ihres Sohnes gestaltet. Und nun mußte sie sehen, sich mit dem vollständigen Gegenheil dessen, was sie so lange erhofft und begehrt, abzufinden. Darüber wurde sie krank und launenhafter, denn je. Adriane litt sehr unter ihrem Wesen, und dennoch hielt sie Stand. Es war ja die einzige Bitte, die sie dem Prinzen ganz und ohne Rückhalt erfüllen konnte: die Zeit seiner Abwesenheit auszuhalten. Und wenn sie unter dieser Erfüllung litt, litt sie um ihn! Fürstin Natalie hatte wohl kaum eine Ahnung von dem Verlangen ihres Sohnes, Adriane wenigstens hierin seinem Willen dienstbar zu machen, aber sie empfand in Bezug auf des jungen Mädchens Verweilen genau so tyrannisch, wie er. Jeder Hinweis Adrianens auf ihr Fortgehen noch vor des Prinzen Rückkehr brachte sie außer sich. Sie stellte dann in den

erregtesten Ausdrücken ihr vor, wie thöricht dies unvermittelte Abbrechen ihrer künstlerischen Studien sei, wie unverantwortlich gegen ihr Talent. Und dann vergaß sie nie, durchblicken zu lassen, daß sie es nicht nur als thöricht, sondern auch als selbstsüchtig von Adriane ansehe, wenn diese sie in ihrem jetzigen Zustande so bald verlassen wolle. Die Wahrheit war, daß sie es mit alledem Egoismus einer seelisch und körperlich Leidenden wohlthätig empfand, ein Wesen um sich zu haben, das, wie sie wohl wußte, von demselben Schlage getroffen war, wie sie.

Prinzessin Christine befand sich noch immer unter dem Schutze einer entfernten älteren Verwandten in der Hauptstadt, um dort die Einkäufe für ihre Aussteuer zu besorgen. Es schien beinahe, daß sie diesen Aufenthalt absichtlich mehr als nöthig verlängerte. Vielleicht geschah es aus Scheu davor, sich der Fürstin als Schwiegertochter vor dem Augenblicke zu nähern, in dem Prinz Ulrich ihr Gatte wurde. Von diesem hatte Fürstin Natalie nur selten, und dann nicht anders als flüchtige Botschaft erhalten. Seine Schweizer Reise nahte sich ihrem Ende. Er gedachte, in wenigen Tagen nach Battingen aufzubrechen, um dort persönlich alles Nöthige zu seiner Vermählung anzuordnen. Erst am Vorabend der Feier wollte seine Braut von der Hauptstadt her dort eintreffen, zu gleicher Zeit mit seiner Mutter und deren beiden jüngsten Söhnen.

Wie im Traume hörte Adriane von allen diesen Anordnungen reden, wie im Traume vernahm sie die gereizten, bitteren Commentare der Fürstin zu jeglicher von ihnen. Sie hatte nach langem Widerstreben endlich versprochen, die wenigen Tage, während welcher die Fürstin von W. abwesend sein würde, noch im Schlosse zu verbringen, da die alte Dame durchaus nicht darauf eingehen wollte, jezt schon von ihr Abschied zu nehmen. Nach ihrer Rückkehr wolle sie Adrianens Scheiden keinerlei Hinderniß mehr in den Weg legen, sagte sie; diese müsse ihr aber dafür die tröstliche Gewißheit mitgeben, sie, wenn auch nur noch für einen Tag, wiederzusehen. — Ich habe später oft darüber nachgedacht, was es war, das Fürstin Natalie so hartnäckig auf diesem Verlangen bestehen ließ. Vielleicht war es die Caprice, sich durchaus bei ihrer Ankunft noch einmal von Adriane, die sie, soweit es ihre Selbstsucht zuließ, trotz Allem liebte, bewillkommen zu lassen, — vielleicht auch der Wunsch, ihr beim Abschiede noch einmal ein Wohlwollen und eine Zuneigung offen kund zu geben, deren rücksichtslosen Ausdruck ihre jetzige unbeschreibliche Erregung über die Heirath ihres Sohnes nicht zuließ.

Zwei Wochen später, um die Mitte des October, wurde Hochzeit gehalten auf Battingen. Es war ein seltsames Paar, das dort in der Schloßkapelle vor dem Altare stand. Der Erbprinz sah mit den blassen Wangen und den seltsam ernsten Augen zum ersten Male älter aus, als seine Braut, die ein Schimmer von innerer Genugthuung und Befriedigung beinahe jugendlich anmuthig erscheinen ließ. Die Fürstin wohnte der Ceremonie in sichtlich Erregung bei. Die Feier verlief, nach des Prinzen ausgesprochenem Wunsche, möglichst still in kleinem Kreise. Vielleicht, daß es dieser Umstand war, der ihr ein so wenig frohes Ansehen gab. Nur die beiden jüngeren Brüder des Bräutigams, die Prinzen Otto und Werner, schienen in ihrer harmlosen, jugendlichen Heiterkeit diesem Eindrucke nicht zugänglich zu sein und brachten damit einen erfrischenden Hauch in die befangene Tafelrunde.

Es war beschlossen worden, daß das junge Paar die ersten Tage nach der Hochzeit auf Battingen verbringen solle, um dann seinen dauernden Aufenthalt in dem Schlosse W. zu nehmen. Des Prinzen Wunsch hatte dahin gelautet, und Prinzessin Christine war mit Allem, was er anordnete, einverstanden gewesen. Sie hatte ja noch immer gefürchtet, das Glück, das sie aus einer armen, altjüngferlichen, von Allen vernachlässigten Prinzessin zu der jungen, umhuldigten Gattin ihres glänzenden, ritterlichen Veters machen wollte, könne sich in eitel Dunst verflüchtigen. Nun aber, da sie wirklich den Tag erlebt hatte, der Allem, an das sie bisher nicht zu glauben vermochte, das Siegel aufgedrückt, es zu einer unauslöschlichen Thatsache gemacht hatte, kannte sie kein anderes Verlangen mehr, als diese Thatsache aller Welt vor die Augen zu rücken und zu allererst ihrer so ungnädig gestimmten Schwiegermutter. So hat sie denn täglich ihren Gemahl, den einsamen Aufenthalt in Battingen abzukürzen und die Uebersiedlung nach W. zu beschleunigen. Der Prinz aber zeigte sich diesem Wunsche abgeneigter, als sie vermuthet hatte; er gab nur zögernd und sich eine bestimmte Entscheidung noch vorbehaltend, nach. —

An jenem Hochzeitsmorgen traf Adriane ihre ersten Vorbereitungen zur Rückkehr in die Heimath. Ihr alter, wohlwollender Lehrer nahm die Ankündigung davon mit großem Bedauern auf. „Schade, schade,“ sagte er kopfschüttelnd, während sie traurigen Herzens sorgfältig ihre Malgeräthschaften zusammenlegte. „Wären Sie nur noch ein halbes Jahr bei mir geblieben, mein

liebes gnädiges Fräulein, ich hätte etwas ganz Besonderes aus Ihnen gemacht. Es ist wirklich schade, daß Sie jetzt schon gehen! Ihr Talent ist zu reich, zu phantastisch angelegt, um sich zahm mit der dürftigen Nahrung, die Sie demselben bei Sich zu Hause zu Theil werden lassen können, zufrieden zu geben. Ich fürchte, es wird verkümmern. Wie gesagt, es thut mir sehr, sehr leid darum.“

Die Fürstin war wieder angelangt; sie war schon am Tage nach der Hochzeit von Battingen abgefahren. Sie begrüßte Adriane mit einer bisher noch nie von ihr geäußerten, sanft melancholischen Weichheit in Blick und Wort; sie suchte sie an, die Abreise noch um einen Tag zu verschieben, ihr „es dernier rayon de soleil“ noch zu gönnen. Da sie während ihrer Bitten geschickt hatte einfließen lassen, daß vor der Neuvermählten Ankunft noch eine Woche verstreichen würde, gab Adriane endlich nach. Aber sogleich, nachdem sie ihr Versprechen gegeben, bereute sie es bitter. Es war zu spät.

Der nächste Morgen stieg klar und schön über dem Schlosse herauf. Schon seit vielen Wochen nahte den müden Augen Adrianens der Schlummer nicht anders, als spät und abgebrochen; in dieser Nacht aber hatte sie keinen Augenblick geschlafen. Matt erhob sie sich und blickte dann eine Weile gedankenverloren in die von der Octobersonne so klar beglänzte herbstliche Parkwelt jenseits der Terrasse hinaus. Und über diesem unbewußten Hinausstarren kam ihr seit langer Zeit zum ersten Male ein außerhalb ihres schmerzlichen Vorstellungskreises liegender persönlicher Wunsch. Sie wollte noch einen letzten Ritt machen, sie wollte von des Prinzen „Achilles“ Abschied nehmen. Eine halbe Stunde später saß sie im Sattel und flog, gefolgt von dem Reitknechte, dahin, das Rheinufer entlang. Der scharfe Windhauch, die frische Morgenluft, die starke Bewegung thaten ihr wohl.

Es war schon beinahe um die Mittagszeit, als sie sich wieder dem Schlosse näherte. Sie hatte diesmal den Heimweg nicht durch den Park genommen, sondern war, über eine nahegelegene Heide zurück, von der anderen Seite her gleich auf den Hof geritten. Als sie sich ihm näherte, sah sie einen eleganten, leichten Jagdwagen dort stehen. Ohne dessen sonderlich Acht zu haben, schritt sie, nachdem sie vor der Einfahrtshalle vom Pferde gestiegen war, auf den etwas erhöht liegenden Corridor zu, der die diesseits der großen Garten-Terrasse gelegenen Gemächer abgrenzte. Und da, gerade während ihr Fuß die erste Treppenstufe berührte, stand mit einem Male der Kammerdiener des Erbprinzen vor ihr. Er trat, respectvoll grüßend, zur Seite, um sie vorbei zu lassen. Aber sie ging nicht vorüber; sie blieb wie gebannt stehen und starrte ihn an, ohne seinen Gruß zu beachten. Und dann mit einem Male wandte sie sich und schritt so flüchtig, als es das lange, schwere Reitkleid nur zugeben wollte, durch die Einfahrtshalle an der Terrassen-Ecke her nach dem Parke zu. So ging sie immer weiter, mechanisch, ohne es zu wissen. Nur das Eine war ihr klar, daß sie nicht mehr in das Schloß zurückkehren dürfe! . . . Er war ja dort, sie wußte es nun.

Aber plötzlich kam ihr auch ein Anderes zum Bewußtsein. Sie konnte ja nicht so weitergehen, in den Park, in die Welt hinein. Schon ihr Reitkleid allein hinderte sie daran. Sie mußte einen Plan, einen Entschluß fassen, — aber welchen? Was thun? . . . Sie sagte sich, daß sie es nicht vermeiden könne, zurückzukehren, sich umzulleiden, von der Fürstin Abschied zu nehmen. . . . Und dennoch vermochte sie nicht, an die Ausführung zu denken. Wenn sie auf ihrem Wege über die Terrasse, über den Corridor dem Prinzen begegnete. . . . Und dann fühlte sie auf einmal, daß ihr die Füße den Dienst versagten, daß ihr schwindelte. Mühsam erreichte sie eine nahe Bank, auf der sie sich zitternd niederließ. Der Schwindel wurde stärker, sie mußte die Augen schließen, halb ohnmächtig lehnte sie den Kopf an den Stamm der großen Platane hinter ihr.

Nach einer Weile strömte ihr alles Blut zum Herzen, — ganz in ihrer Nähe hörte sie einen Männertritt. Hastig sprang sie auf, um zu entfliehen. Aber es war zu spät, — Prinz Ulrich stand vor ihr.

„Natürlich bedeutete dies eine Flucht,“ sagte er, „eine Flucht vor mir!“ Dabei sah er sie mit einem Blicke an, aus dem keinerlei Leidenschaftlichkeit mehr sprach, nur ein trauriger Ernst.

Sie stammelte: „Gewiß nicht, Prinz Ulrich. Es war längst beschlossen, daß ich, — daß ich heute fortgehen sollte . . .“

„O ja,“ entgegnete er bitter, „ich kenne ja das Uebereinkommen, das Sie mit meiner Mutter so vorsorglich trafen. Sie sprach soeben davon. Sie dürfen mir auch glauben, daß ich hier heute nicht eintraf, weil ich es stören wollte. Ich gebe Ihnen mein Wort darauf. Meine Mutter hatte mir in Battingen gesagt, Sie würden am Tage nach ihrer Rückkehr hierher abreisen. Und da,“ — er stotte einen Augenblick, dann sagte er: — „da meine Frau Battingen zu verlassen



wünschte, und weil ich meinerseits allen Empfangs-Feierlichkeiten aus dem Wege gehen wollte, fuhren wir heute Morgen in aller Stille her. Sie werden mir also zugestehen, daß ich unschuldig bin an dieser Ihnen so unangenehmen Begegnung. Und nur um Ihnen das zu sagen, ging ich Ihnen hierher nach."

Domit trat er grüßend zurück. Ihr Weg war jetzt frei. Er ließ sie gehen, — wohin sie wollte! Und als letzten Scheidegruß gab er ihr Worte, die wie die eines Fremden klangen, mit! Als Scheidegruß für alle Ewigkeit!...

Ihre Kraft war dahin. Sie schwankte und glitt auf die Bank zurück. Mit der körperlichen zugleich war ihr auch alle seelische, stolze Selbstbeherrschung mit einem Male geschwunden. Sie wußte es, daß sie dem Prinzen in diesem Augenblicke nicht antworten durfte, mit keinem Hauche! Sie würde ihm ja von nichts Anderem haben sagen können, als von Unterwürfigkeit, von Liebe! Sie preßte die Lippen fest auf einander, ihre Gestalt erbebt.

Er stand da, wie vorher, und blickte nach ihr hin. Sie fühlte seine Augen auf sich ruhen und wußte auch, daß sie ihnen nicht begegnen durfte. Sie mußte fliehen, fliehen um jeden Preis! Sie suchte sich zu erheben, aber die matten Glieder versagten ihr den Dienst. In einem Zustande völliger Hilflosigkeit legte sie den schwindelnden Kopf gegen den Stamm eines Baumes und brach in Thränen aus. Und da kniete er auch schon vor ihr nieder und umfaßte mit beiden starken Armen die erzitternde Gestalt und legte ihr schmerzenden Haupt an seine Brust. „Adriane," murmelte er mit ersticker Stimme, „meine Göttin, meine Heilige, verzeihen Sie mir! Was ich soeben sagte, ich weiß es nicht, ich war ja sinnlos vor Schmerz! Und ich kann Sie nicht weinen sehen, Adriane!"

Sie lag noch immer in seinen Armen, leblos und bleich, wie eine Todte. Nur das heftige Zittern, das ihren Körper durchlief, und die schweren Athemzüge ihrer Brust bezeugten, daß noch Leben in ihr sei. Er vermeinte, unter seinem Arm das stürmische Pochen ihres Herzens zu vernehmen, — nun löste sich langsam eine Flechte ihres schwarzen Haupthaars los und legte sich weich und duftend ihm um den Hals. Und da kam es über ihn, allmächtig und unwiderstehlich, — er beugte sich nieder über die blasse Wange und küßte Thräne um Thräne von den geschlossenen Wimpern fort. Er küßte ihre Stirn, ihr Haar, ihre Augen; aber nicht voll Leidenschaft und Gluth, nein, sanft und ehrfurchtsvoll nahen seine Lippen dem geliebten Antlitze; den blaffen, halbgeöffneten Mund wagten sie nicht zu berühren. Und dazwischen stammelte er Worte überströmender Zärtlichkeit.

Und Adriane? Sie war nicht bewußtlos, sie fühlte des Prinzen Hauch, sie vernahm seine Liebesworte, sie empfand, daß sie in seinen Armen ruhte. Und sie empfand es mit einem namenlosen Glücksgefühl, das sie auf seinen Wogen hoch und siegreich emportrug, alles Andere überflutend. Vergessen waren Leid und Schmerz, Trauer und Verzweiflung; sie dachte in diesem traumseligen Augenblicke nicht daran, daß sie ihr je genabt.

Endlich schlug sie die Augen auf; ihr schwerer Blick begegnete dem leidenschaftlich auf ihr hastenden des Prinzen. Zusammensahrend machte sie sich aus seinen Armen los. Die Wellen, auf denen sie sich noch soeben glücklich gewiegt, sie waren verrauscht, sie hatten sie an's Land geworfen, — an den Uferbaum einer grauen, steinigen Wüste.

(Schluß in nächster Nummer.)

Nachdruck verboten.

### Hundert Jahre Berliner Kunst-Ausstellungen.

Von Georg Malkowsky.

Siehe das Portrait, Seite 185, und die Abbildungen, Seite 189, 192 und 193.

Die innere Geschichte der Berliner Kunst-Ausstellungen wäre zugleich eine Entwicklungs-Geschichte der preussischen Kunstbestrebungen von ihren ersten Anfängen bis zu ihrer glänzenden Bethätigung im letzten Jahrzehnt. Wer die Kataloge mit Aufmerksamkeit durchgeht, stößt auf jeder Seite auf die Spuren äußerer und innerer Geschehnisse und Zustände, die in der Kunst-Production ihren Nachklang finden, ja zeitweise den Grundton derselben bestimmen. All diese Einwirkungen zu verfolgen, kann natürlich nicht die Aufgabe der nachstehenden Zeilen sein; sie sind vielmehr bestimmt, sich an die äußere Erscheinung zu halten und dem Leser ein ungefähres Bild jener langen Reihe von Ausstellungen zu geben, deren Jubelfeier soeben in glänzender Weise inaugurirt wird.

Die Berliner Kunst-Akademie, vom Kurfürsten Friedrich III. begründet, hatte beinahe ein Jahrhundert hindurch ein bescheidenes, zurückgezogenes Dasein gefristet. In den oberen Räumen des Markthal-Gebäudes auf der Dorotheenstadt war Jahr aus, Jahr ein eine Anzahl junger Leute in verschiedenen Zweigen der Kunst-Theorie und Technik unterrichtet worden. Da konnte man ein wenig zeichnen lernen, von Geometrie, Perspective, bürgerlicher und Festungs-Baukunst profitieren und sich schließlich sogar mit dem Bau des menschlichen Körpers und dem Faltenwurf abfinden lernen. Rectoren und Professoren, — es waren ihrer nicht allzuwiele, — vertrugen sich, bis auf gelegent-

liche kleine Händelein, ganz gut; von hervorragenden, in der Anstalt vorgebildeten Schülern hörte man nichts. Weder der 1743 im Markthal-Gebäude ausgebrochene Brand, der das ganze Archiv vernichtete, noch die 1745 erfolgte Wiederherstellung der Lehrsäle der Akademie, — fünf an der Zahl, — wirkte besonders aufregend auf die sonst emotionslustige Bevölkerung der Residenz. Auch die Berufung der Franzosen Lesueur und Pesne durch Friedrich den Großen vermochte zunächst an der Bedeutungslosigkeit der Berliner Kunstanstalt wenig zu ändern. Die Historienmaler Christoph Frisch und Bernhard Rode, letzterer 1782 zum Director der Akademie ernannt, füllten Kirchen und Schlösser mit correcten Altarbildern und frostigen Allegorien. Nur dem genialen Daniel Chodowicki gelang es, unabhängig von allem Schulzwang, durch seine meisterhaften Sitten- und Charakter-Schilderungen Einfluß auf die breite Masse des Publicums zu gewinnen.

Erst mit der Ernennung des Staatsministers Freiherrn Friedrich Anton von Heintz zum Curator der Akademie, im Januar 1786, begann sich neues Leben in dem senilen Lehrkörper zu regen. Am 1. Februar richtete Heintz an den König Friedrich II. ein Denkschreiben, in dem er auf den Mangel an Fonds und geeigneten Lehrkräften hinwies und zugleich das Bestreben anderer Akademien hervorhob, „bei welchen jedes Jahr eine Ausstellung von Kunstfachen angeordnet wäre, wo das Publicum oft die Arbeiten der Künstler am besten beurtheilte und auch Gelegenheit erhielt, gute Meister in ihrem Fache kennen zu lernen." Schon am 11. Februar war Heintz in der Lage, den Mitgliedern und Lehrern der Akademie ein Statut zu unterbreiten, das die Bestimmung des alten Reglements von 1699, nach der jeder Akademiker jährlich ein Werk seiner Kunst der Anstalt als Eigenthum zu überweisen hatte, aufhob und dafür eine öffentliche, regelmäßig wiederkehrende Ausstellung von Kunstfachen anordnete. Am 20. Mai 1786 wurde die erste dieser Ausstellungen in einer feierlichen Sitzung der Akademie eröffnet und damit die Schranke niedergedrückt, die den bildenden Künstler von seinem Volke trennte.

Der Unterricht hatte in dieser Ausstellung willen unterbrochen werden müssen. In den so frei gewordenen Räumen hatte man 347 Nummern zusammengedrückt, die ein 46 Octaven umfassender Katalog aufzählte und ziemlich ausführlich beschrieb. Dieses Verzeichniß, bei dem Kaffier „für 4 Groschen" käuflich, diente zugleich als Eintritts-Legitimation und wurde durch einen Rothfuchs-Strich als schon benutzt kenntlich gemacht. Da man jedoch bald bemerkte, daß der Strich sich mit Leichtfertigkeit entfernen ließ, führte man besondere Billets ein, die ebenfalls für vier Groschen verkauft und am Eingang abgenommen wurden. Im ersten Zimmer hatte man auf der einen Seite die Fleißproben der Schüler, auf der andern die Arbeiten kunstübender Dilettanten untergebracht. An der Spitze der letzteren figurirte Prinz Friedrich Wilhelm von Preußen (nachmals Friedrich Wilhelm III.) mit einer Bleistift-Zeichnung der Minerva, nach Bouchardon; seine drei Brüder hatten Landschaften, seine Schwester Luise eine Arabeske geliefert. Der junge Alexander von Humboldt hatte in schwarzer Kreide ein Bild der Angelika Kaufmann copirt; die Freundschaft weint an der Leiche eines Verstorbenen. Unter den zwanzig ausstellenden Dilettanten waren elf Damen.

Das zweite Zimmer enthielt die Werke auswärtiger und fremder Künstler, die ehemals in Berlin gelebt. Hier bewunderte man das Portrait des Großen Kurfürsten von Honthorst, ein Medaillon der Dichterin Anna Luise Karich, in Pastell gemalt von Nathaniel Diemar, und ein Brustbild Lessing's, nach Brief von Taubert. Als erster und einziger ausstellender Architekt figurirte J. C. Ritter mit der Fassade eines Bomanzen-Hauses. Die fremden Künstler waren eben nicht weit her; unter den acht „Ausländern" waren fünf in der Nachbarstadt Potsdam heimathsberechtigt.

Von den ausstellenden Akademikern im dritten Zimmer ist nicht viel zu sagen. Der Director Rode hatte sich mit seinen Schülereien allerdings tief in die deutsche und brandenburgisch-preussische Geschichte hineingewagt. Der „entführte Kaiser Heinrich IV." muß sehr nervenaufregend gewesen sein, denn der Katalog commentirt beruhigend: „Die Geschichte lehrt hinzu, daß der Graf (Edert von Braunschweig) sogleich mit Gefahr seines Lebens nachgepörrungen sei und ihn gerettet habe." Die Hauptstärke des Malers aber muß in der Energie des Mienenspiels gelegen haben. Auf einem andern Bilde, der Krönung Joachims I., „scheint der Bischof, der ihm den Szepter überreicht, zu denken: Kinder sollen über uns herrschen." Und auf dem Gesichte der Rätthe Joachim Friedrichs sieht man bei Gelegenheit ihrer ersten Sitzung „tiefes Nachdenken, Zweifel und Widerlegung der Zweifel." Der Historienmaler Frisch hat seinen Bimbel in den Dienst der Literatur gestellt; er bringt Portraits von Gleim und Moses Mendelssohn und eine Illustration zu Lessing's Nathan, Scene 5, Act II. Auch Daniel Chodowicki illustriert die Scene zwischen Recha und dem Tempelherrn und stellt außerdem seine Stiche zu Pestalozzi's „Erichard und Gertrud" aus.

Das vierte Zimmer, der auf unserer Abbildung wieder-gegebene Rundsaal (Siehe Seite 193), sonst als Atrium benutz, enthielt die Gipsammlung, das fünfte Zimmer den Besitzstand der Akademie an Bildern älterer Meister.

Die Ausstellungen bis zum Ende des achtzehnten Jahrhunderts brachten nur wenige bemerkenswerthe Aenderungen in der Ausstellung und dem Bestand der eingesandten Kunstwerke. Der Tod Friedrichs des Großen begeisterte den Braunschweiger Professor Weisk zu einer seltsamen allegorischen Darstellung, die dadurch interessant wird, daß ihr im Katalog (1787) die kritische Besprechung eines Herrn B. v. B. ... angefügt ist. „Professor Weisk begrub Friedrich in dem Eichenhain, den sonst die Barden bewohnten, brachte als Maler und Schöpfer seines Bildes mit vieler Ueberlegung auf das Monument seines Helden die stärkste Beleuchtung, und dieser Achenkrug wird für Deutschland nach Jahrhunderten noch Beleuchtung sein!" Am Schluß sagt der Kunstkritikus: „Dieses ist im Großen das Große des Bildes. Von Nebensachen mag ich nichts sagen, weil ich nicht gern von Stednadeln spreche, wenn ich von der Schönheit eines bezaubernden Mädchens gesprochen habe. Aber Dank — Dank sei es der ewigen Vorsicht, die mir Gefühl zum Geschenk gab, dieses herrliche allegorische Bild mit Vollstolz zu schlürfen!" In derselben Kunst-Ausstellung begegnen wir zum ersten Male dem Namen Johann Gottfried Schadow, in der darauf folgenden dem „Maler aus Lübeck, Herrn Karstens", und 1789 dem „Fleisur und Fondeur Ravana", der vier Wandluchter in Bronze ausstellte. Das letztere Ausstellungsjahr ist auch deshalb bemerkenswerth, weil der Katalog die Aufsehung von Belohnungen ankündigt, und zwar fünf Preise von fünfzig bis hundert Thalern für die Maler, zwei von je hundert Thalern für die Zeichner, ebenso für die Bildhauer, und Doppelpreise von fünfzig bis zwei-

hundert Thalern für die Kupferstecher und fünfzig Thalern für die Formschneider. Langhans stellt sein Modell zum Neubau des Brandenburger Thores aus, und der Katalog bemerkt dazu: „Die auf der Mitte des Thores stehende Quadriga stellt den Triumph des Friedens dar."

Im Jahre 1791 hatte der Gebante, Friedrich dem Großen ein prachtvolles Denkmal zu setzen, Gestalt gewonnen, und die von hervorragenden Künstlern eingeleiteten Entwürfe wurden dem Urtheile des Publicums unterbreitet. An der Spitze der Aussteller begegnen wir wieder dem Director Rode. Mit Ausnahme der unumgänglichen Reiterstatue des Königs Alles Allegorie! Krieg gegen sechs Könige: die Kriegsgöttin fängt mit dem Schild sechs Pfeile auf. Die Vereinigung von Westpreußen und Ostpreußen: eine Göttin verbindet zwei Schilde mit einem Delzweig. Der deutsche Fürstentum: eine Göttin trägt ein Bund Pfeile mit Delzweigen u. i. w. Auf dem mit neun darstellenden Vasenreliefs geschmückten Piedestal dürfte für die unbedingt nöthigen Commentare kaum Platz geblieben sein. Rector Frisch hat sich den König in dem zweifelhaften alldutschen Kostüm aus Armin's Zeit gedacht. Er giebt ihm eine Löwenhaut um die Schultern, setzt ihm ein Diadem auf und läßt ihn im Uebrigen unbewaffnet. Auch Carstens und Schadow haben sich an der Concurrenz betheilig, und Chodowicki zeichnete die Figur des Königs ohne Piedestal.

Das Jahr 1794 bringt eine neue Klassificirung der Ausstellungs-Objecte unter folgenden Rubriken: Mitglieder des Senats, Mitglieder der Akademie, akademische Lehrer, einheimische und auswärtige Künstler, Dilettanten (unter dreizehn befinden sich zehn Damen), angehende Künstler, Lehrlinge, Bildhauer-Arbeiten, Bildhauer-Schüler, Architectonische Arbeiten, Provinzial-Kunstschüler, Fabrik- und Gewerke-Arbeiten. Besonders in der letzteren Abtheilung finden sich in den nächsten Jahren die heterogensten Gegenstände zusammen: Dosen, Lustpumpen, Uhren, Sidererien, Charakter-Masken, Tische, Musik-Instrumente, Steigbügel.

Die kriegerischen Ereignisse unterbrachen die Ausstellung des Jahres 1806, und während der Occupation, 1808, erschien der Katalog französisch und deutsch. Ueberhaupt spiegeln die Ausstellungen bis zum Jahre 1816 die Geschicke des Tages, Erniedrigung, Aufschwung und Siegesfreude, deutlich wieder. So bringt Schinkel im Jahre 1810 den Entwurf einer Begräbniskapelle der verewigten Königin Luise; Gottfried Schadow liefert 1812 ein Relief mit der Apotheose der Königin, und „Herr Rauch in Rom" debütiert mit einer Büste Friedrich Wilhelms III. Im Jahre 1814 fand, Unter den Linden 37, eine Ausstellung in Privatbesitz befindlicher Gemälde zum Besten der verwundeten Krieger statt, und 1815 hatte man die Freude, den siegestrunkenen Berlinern die aus Paris zurückgeholten Kunstschätze vorzuführen zu können. Die Franzosen waren recht gründlich zu Werke gegangen und hatten nicht ohne Verständniß gewählt. Der Katalog zählt 28 Delgemälde, 22 Statuen, 59 kleinere Bronzen, 29 Terracotten, 16 Vasenreliefs, 46 Gemmen und Münzen auf und erwähnt außerdem 39 nicht aus-gestellte Kunstwerke.

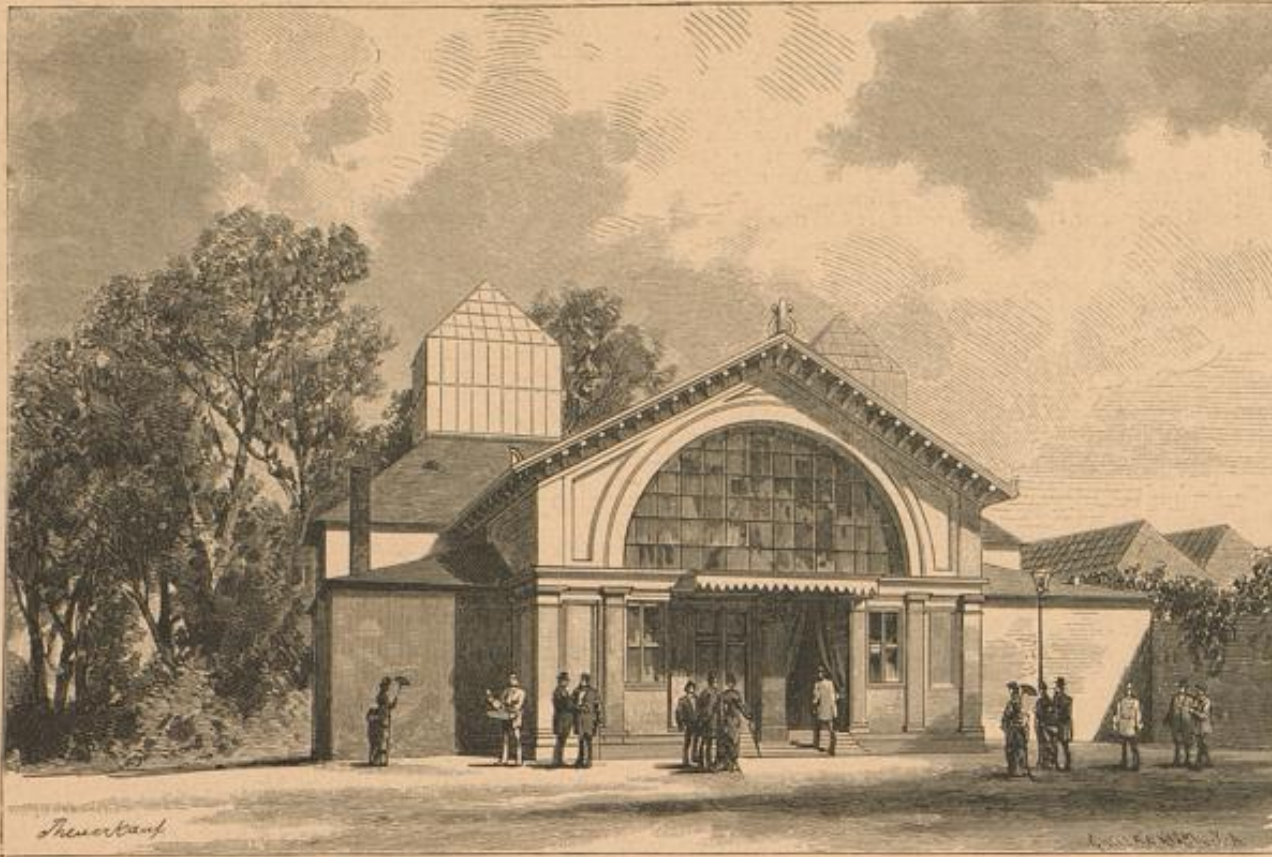
Die Entwicklung der nächsten zehn Jahre gehört der Bildhauerkunst. In den Ausstellungen während dieses Zeitraumes geben sich die glänzendsten Namen kund: Gottfried Schadow, Canova, Thorwaldsen, Rauch und Tieck. Auf dem Gebiete der Malerei begannen sich die Schüler Wach's und W. Schadow's nach verschiedenen Richtungen hin zu regen. Wach lehrte die Grundzüge des monumentalen Stils, wie er sie von den Quattrocentisten gelernt und durch französisches Colorit mundgerecht gemacht; Schadow führte die Romantik zur Natur zurück. So tauchen als im Katalog in dem Katalog von 1828 die Düsseldorf auf: Eduard Bendemann, Theodor Hildebrandt, Carl Sohn, Carl Friedrich Lessing, Julius Häbner, Wäde und Rudolf Jordan.

Der Umfang der Ausstellungen war inzwischen weit über den zu Gebote stehenden Raum hinausgewachsen. Mit 347 Nummern hatte man begonnen, und 1830 handelte es sich darum, 1200 Kunst-Objecte unterzubringen, wodurch natürlich eine immer größere Erweiterung der Ausstellungs-Räume bedingt war. Eine Neu-Eintheilung des Kataloges nach den verschiedenen Kunstzweigen erleichterte die Uebersicht, und so begegnen wir den seitdem mit geringen Aenderungen beibehaltenen Rubriken: Malerei, Bildnerei, Architektur, Kupferstich, Kunst-Industrie. 1832 debütierte Andreas Achenbach mit einer Kirche im Schnee, E. Bendemann erregte mit seinen gefangenen Juden in Babylon Aufmerksamkeit, und Carl Friedrich Lessing brachte einen ersten Entwurf seiner Hüssiten-Predigt. Hatten die Franzosen bisher nur indirect durch den Einfluß einzelner, nach Paris verpörrter deutscher Künstler eingewirkt, so traten sie in der bedeutungsvollen Ausstellung von 1836 in glänzender, geschlossener Bilanz selbst in die Schranken. Jules Andre, Bertin, Biard, Boulanger, Coignet, Harry Debon, Decaisne, Dedreux, Dubois, Jules Dupré, C. Faure, Frenquelin, H. Giroux, L. Grosclaude, Guhin, Guo, P. Huet, Lepaulle, E. La Poiterrie, Mojin, F. Perrot, Provost, Roqueplan, A. Scheffer und Watet besaßten die Ausstellung. Aber auch die Deutschen zeigten, daß der Boden für die coloristischen Anregungen der Franzosen vorbereitet war. Andreas Achenbach hatte seine Domäne gefunden; er brachte sechs Seestücke der holländischen und schwedischen Küste von suspendirter Naturwahrheit. Theodor Hildebrandt mit seinen „Söhnen Eduards" und C. Fr. Lessing mit der Hüssiten-Predigt und den heimkehrenden Kreuzrittern demonstrieren, daß man die Historie nicht nach Gliederpuppen male. Peter Hafenclever griff mit seinen „Politikern" led in das Kleinleben der Gegenwart hinein, und Adolph Menzel enthielt sich als selbstgemachtes Kraftgenie mit seiner Schachpartie und einer die fünf Sinne verförpernden Federzeichnung. Zu wie verschiedenen Resultaten ein dauernder Aufenthalt in Rom führen könne, zeigten Dverbed mit seinen verblähten Illustrationen biblischer Legenden und Leopold Robert mit seinem letzten Bilde: Heimkehrende Schnitter.

1839 gestellten sich zu den Vertretern einer realistischen Richtung als scharfe Beobachter des Reiterlebens der Düsseldorf W. Camphausen (Retirade österreichischer Kürassiere im siebenjährigen Kriege) und Karl Steffel, während Adolph Menzel mit seinem Gerichtstag (der Gatte an der Leiche seiner ermordeten Frau) sich als berufenen Darsteller des Dramatischen, dramatisch Zugespitzten legitimirte. 1840 begegnen wir zum ersten Male Eduard Hildebrandt, dem Orientaler par excellence, und dem jetzigen Präsidenten der Akademie, C. Becker, der mit einer Auffindung des Giotto durch Cimabue debütierte.

1842 erschienen die Belgier E. de Vosse und Gallait mit dem Compromiß des niederländischen Adels und der Abdankung Karls V. auf dem Kampfplatz und paralysirten durch ihre glänzende Technik ein für alle Mal die ästhetische Darstellungsweise von Peter Cornelius, dessen Christus in der Vorhölle sie





Das provisorische Ausstellungs-Gebäude am Cantian-Platz zu Berlin. 1876 bis 1881 und 1884.  
Nach einer Tuschezeichnung von G. Theuerkauf.

total in den Schatten stellten. An diesem Fiasco der Nazarener und Gedankenmalers vermochte die eifrige Unterstützung von Seiten des romantischen Königs Friedrich Wilhelm IV. nichts zu ändern. Es ist staunenerregend, wie selten Bilder dieser Richtung auf den Berliner Ausstellungen auftauchen. Freilich fällt der Löwenanteil der Jahre 1846 bis 1852 wieder den Bildhauern zu, denen man, nach Abgabe der Gipsabgüsse an das Museum, die Säle des Erdgeschosses eingeräumt hatte. Da brachte Rauch die Gipsmodelle zu den

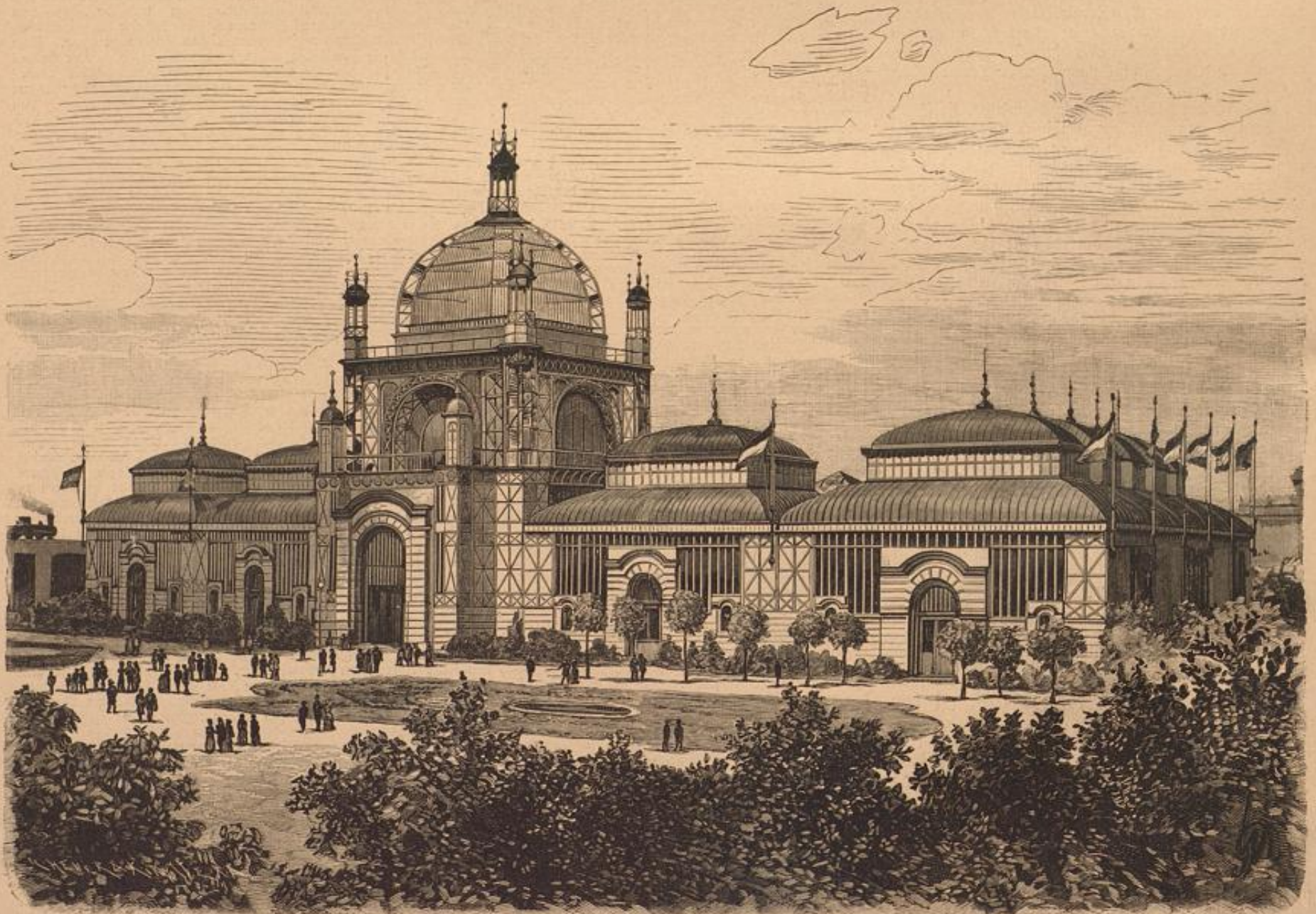
Denkmälern Friedrichs des Großen, Gneisenau's und York's, Drake die Statue Friedrich Wilhelms III. für den Tiergarten, Riß seinen Kampf mit dem Drachen für den Hof des königlichen Schlosses. Daneben aber macht sich eine ganze Reihe junger Kräfte bemerkbar, die, in Düsseldorf und Paris vorgebildet, gegen alle farbenfeindlichen Einflüsse gewappnet waren. Peter Hasenclever's Rheinweinprobe (1844) machte den Künstler mit einem Schlage populär, Rudolf Jordan fuhr mit steigendem Erfolge fort, realistische Bilder aus dem Fischerleben

an der Nordsee zu geben, und mit Gustav Richter, der 1846 mit einer Bestattung des Polynies debütierte, zeigten sich schon die ersten Sproßlinge einer neuen Künstler-Generation.

Die Stürme des Jahres 1848 gingen natürlich nicht spurlos an dem regen Kunstleben der preussischen Hauptstadt vorüber. Die damals stattfindende Ausstellung ist die erste und bisher einzige, deren Ertrag infolge des spärlichen Besuches nicht die Kosten deckte. 1850 finden wir zuerst in der Einleitung des Kataloges die Namen der durch die goldene Medaille der Akademie ausgezeichneten Künstler, ein Verzeichnis, das von nun an regelmäßig wiederkehrt. Die great attraction der Ausstellung 1852 war das „Höfen-Concert“ Adolph Menzel's; daneben aber erregten wieder zwei Debütanten Aufsehen, Georg Meißner mit seinem Kieler Studenten- und Turnercorps bei Flensburg und Ludwig Knauts mit seinem Leichenbegängniß.

Das Jahr 1856 brachte eine der glänzendsten in der langen Reihe der Berliner Kunst-Ausstellungen. Adolph Menzel errang sich durch zwei große Bilder, „Die Krönung der schlesischen Stände vor Friedrich II.“ und „König Friedrich bei Hochkirch“ die große goldene Medaille. Gustav Richter erhielt für sein farbenprächtiges, edel gehaltenes Bild „Jairi Töchterlein“ die kleine Medaille, und Julius Schröder zeigte sich mit seiner ein wenig französisch-theatralischen Esther vor Masverus und mit dem unter dem Einfluß von Dyd's stehenden Abschied Karls I. auf der Höhe seines Schaffens. Daß man übrigens von den Franzosen noch etwas mehr lernen könne, als das historische Pathos, bewies Rudolf Henneberg mit seiner „Wilden Jagd“, nach Bürger, die ihm schon auf der Pariser Ausstellung zur goldenen Medaille verholfen hatte. Ueberhaupt gehören die nächsten Ausstellungsjahre, 1858—1866, ausschließlich den jüngeren Talenten, die sich, keinem Schulzwang unterworfen, mit kräftiger Geltendmachung ihrer Individualität Bahn brechen. Anselm Feuerbach brachte es, nach einem nicht eben glücklichen Debüt mit dem Spaziergang Dante's (1858) und einer Madonna (1860), durch seine kolossale Iphigenie auf Tauris (1862) zur kleinen goldenen Medaille, während sich Carl Becker und Camphausen die goldene Medaille erwarben. Von

Neulingen tauchen 1860 A. Voeckel (sic!) aus Basel mit seinem „Panischen Schrecken“, einer romantischen Landschaft, die bereits alle Eigentümlichkeiten dieses eigenartigen Künstlers aufweist, und Franz Lenbach auf, der mit einer neapolitanischen Bauernscene debütierte. Dem jetzigen Director der Akademie, Anton von Werner, begegnen wir zum ersten Male auf der Ausstellung von 1862 mit einer Wirthschaftscene: Jechende Studenten. Das viel bewunderte Hauptbild des Jahres 1864 war „Huf auf dem Scheiterhaufen“ von Carl Fr. Lessing, während sich



Der Ausstellungs-Palast am Lehrter Bahnhofe zu Berlin. Jubiläums-Ausstellung 1886. Erbaut für die Hygiene-Ausstellung 1883, seitdem mehrfach erweitert.  
Nach einer Tuschezeichnung von W. Weißler.



### Verzeichniß

derjenigen  
**Kunstwerke,**  
welche

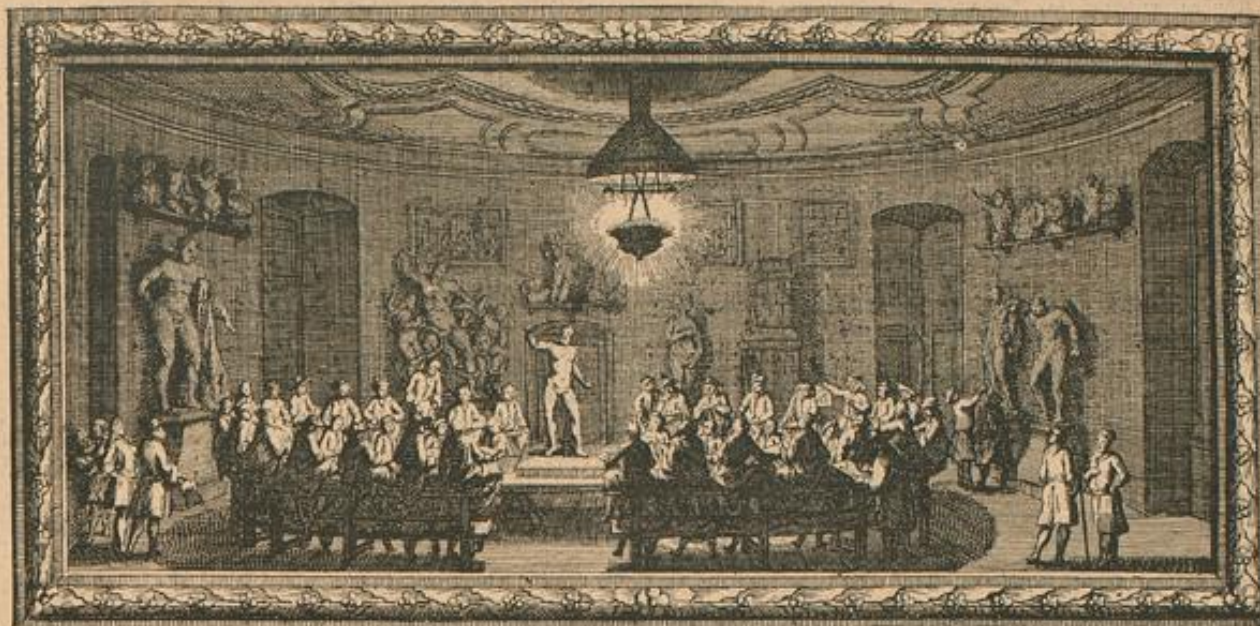
den 20. May 1786. und folgende Tage  
Dienstag von 10 bis 1 Uhr  
und Donnerstag von 3 bis 4 Uhr  
in den Sälen

der Königl. Preuss. Academie der Künste  
und mechanischen Wissenschaften,

über  
dem Königl. Marsall, auf der Veranlassung, zur  
öffentlichen Besichtigung ausgestellt sind.



Berlin,  
gedruckt bey George Jacob Decker,  
Königlichem Hofbuchdrucker.



Actsaal. Nach einem Stiche aus dem Thesaurus brandenburgicus, 1701.

### Verzeichniß

derjenigen  
**Kunstwerke,**  
welche

von der Königl. Akademie der  
bildenden Künste und mechanischen  
Wissenschaften

in  
den Sälen der Akademie

vom 29. Mai 1808

täglich von 11 Uhr Vormittags bis  
6 Uhr Abends

öffentlich ausgestellt sind.

Preis der Einlaß-Karte 4 Groschen courant,  
Preis des Verzeichnisses ebenfalls 4 Groschen  
courant in  $\frac{1}{2}$  oder 1 Grate.

Berlin, 1808.

Gedruckt bei Johann Friedrich Unger.

### Catalogue

des  
Tableaux, Dessins, Estam-  
pes, Sculptures et autres  
productions de l'Art et de  
l'Industrie nationale

exposées

dans les Salles de l'Académie  
des beaux Arts

dont l'Ouverture aura lieu

le 29. May 1808

depuis 11 heures du matin jusqu'à  
6 heures du soir.

Preis du billet d'entrée 4 gr. en argent courant.  
Preis du catalogue 4 gr. en argent courant en  
pièces  $\frac{1}{2}$ , 1, ou 2. — On vend les billets  
d'entrée et les catalogues à la porte de la pre-  
mière Salle.

Berlin 1808.

Imprimé chez Jean Frédéric Unger.



Friedrich Anton Freiherr von Heinitz, Curator der Akademie der Künste.  
Nach einem Stiche von Halle, 1788.

### Verzeichniß

von  
**Kunst- und Literatur- Werken**

welche

zum Besten Verwundeter

öffentlich ausgestellt und dargelegt, zum Theil auch  
geschenkt und käuflich sind

Das locale ist unter den Linden Nr. 37.

Berlin, 1814.

gedruckt bei M. Hagen

(Preis des Catalogs) 4 Gr. Cour.

### Verzeichniß

von  
**Gemälden und Kunstwerken,**  
welche

durch die Tapferkeit der vaterländischen  
Truppen wieder erobert worden  
und auf Verfügung eines Hohen Mi-  
nisterii des Innern in den Sälen der  
Königl. Akademie der Künste

zu Gunsten der verwundeten Krie-  
ger des Vaterlandes

vom 4<sup>ten</sup> October an, täglich von 10 und des  
Sonntags von 11 Uhr Vormittags bis  
4<sup>Uhr</sup> Nachmittags

öffentlich ausgestellt sind.

Eingangsgeld 4 Gr. Cour. und Verzeichniß  
4 Gr. Cour. sind an der Kasse zu haben.

Berlin, 1815

Gedruckt bei Louis Quier.

Titel-Reproductionen der Ausstellungs-Kataloge von 1786, 1808, 1814 und 1815.

1866 das Interesse zwischen dem Krönungsbilde Adolph Menzel's und Carl Becker's „Karl V. bei Jünger“ theilte, einer der glänzendsten coloristischen Leistungen dieses Farbenkünstlers. Zu einer wahren Elite-Ausstellung gestaltete sich die des Jahres 1868. Der schleswig-holsteinische und der österreichisch-preussische Krieg fanden ihren Nachhall in Bleibtreu's „Uebergang nach Alsen“ und C. Hünig's „Recognoscirungs-Ritt“. Rudolf Henneberg wühlte in seiner „Jagd nach dem Glück“ das Dämonische ohne den gewöhnlichen romantischen Apparat klar auszugestalten, und Ludwig Anas traf zum ersten Male mit seiner „Hohheit auf Reisen“ jenen andeulenden Ton harmlosen Humors, der zum behaglichen Lachen zwingt.

Bleibtreu und Camphausen etabliren sich von nun an immer sicherer als die berufensten Illustratoren preussischen Waffenrummes. Der Erstere brachte in der folgenden Ausstellung die Schlacht bei Königgrätz und eine furiose Kavallerie-Attacke, der Letztere verherrlichte den Moment des Zusammentreffens des

Kronprinzen mit dem Prinzen Friedrich Carl bei Chlum. Neben dem feinen Humor, wie ihn Ludwig Anas in seinen Bildern: Wie die Alten lungen, so zwischern die Jungen (1870), Das widerspenstige Modell (1877), Salomonische Weisheit (1879) zu verköpern wußte, machte sich die derbere Komik eines Eduard Gräpner bemerkbar, die sich hauptsächlich mit dem Kloster- und Jägerleben beschäftigte: Klosterbräu-Stube (1872), Jägerlatein (1874) u. s. w. Auch eine neue Richtung der religiösen Malerei tauchte auf. C. von Gebhardt, der ewig wiederholten Ideal-Typen müde, suchte der christlichen Legende durch energischen Realismus neues Leben einzulösen. Sein Abendmahl mit dem ästhetisch hochwichtigen Christus und dem rothköpfigen Lieblings-Jünger Johannes war der vielbesprochene Mittelpunkt der Aus-

stellung 1872; das Bild wurde von der National-Gallerie angekauft und brachte dem Künstler die kleine goldene Medaille ein. Die Reorganisation der Kunst-Academie, auf die wir hier nicht näher einzugehen brauchen, brachte auch für die Ausstellungen wesentliche Wandlungen mit sich. Die Räume des Akademie-Gebäudes unter den Linden wurden für Meister-Ateliers und ähnliche Zwecke in Anspruch genommen, und man errichtete bis zur in Aussicht genommenen Erbauung eines würdigen Ausstellungs-Palastes einen Nothbau auf der Museums-Insel, in dem man von nun an alljährlich das von den bildenden



Künsten, mit Einschluß der Architektur, Geleitet vorzuführen wollte. Als das provisorische Ausstellungs-Gebäude am Cantian-Platz, — „Kunststall“ taufte es der Volkswitz, — im September 1876 eröffnet wurde, da mußte der reiche Inhalt für das mehr als schlichte Aeußere entschädigen. Selbst das für das unangenehmste, zu nahe und zu grell einfallende Licht vermochte Bilder, wie Tadema's „Audienz bei Agrippa“, Boedlin's „Meeres-Idylle“, Bockelmann's „Im Leihhause“ und Gustav Spangenberg's „Zug des Todes“ nicht ihres ganzen Reizes zu berauben. Dem grellfarbigen Realismus Gussow's (Das Kästchen und der Blumenfreund) schadete es sogar so wenig, daß er schon in der folgenden Ausstellung (1877) Nachahmer fand, die freilich zum Theil den „Realismus“ arg übertrieben. Wie wenig Gussow selbst für diese Ausschreitungen verantwortlich zu machen ist, das zeigte er durch jene edel gehaltenen Portraits auf den nächstfolgenden Ausstellungen, die im Uebrigen bewiesen, daß die Schaffenskraft unserer norddeutschen Maler, — abgesehen von einzelnen Glanzleistungen, — für eine alljährliche Concurrenz doch nicht ausreichte. Bilder, wie Gustav Richter's Königin Luise und Siemiradzki's „Fadeln des Nero“ (1879), Runtsch's „Im Atelier“ und Projz's „Die Gesandten Ladislaus' am Hofe Karl VII.“ (1880), Alma Tadema's „Sappho“ (1881) zeigten, daß eine immer beschränktere Anzahl von Hauptbildern neben dem vielen Mittelgut der einzelnen Ausstellung ihren Charakter verlor, und daß der Löwenantheil nicht selten auswärtigen Künstlern zufiel.

Eine Verlegung der Ausstellung nach dem Polytechnikum in Charlottenburg (1882) hatte eine starke Verminderung des Besuchs zur Folge, und so kehrte man wieder nach dem provisorischen Ausstellungs-Gebäude am Cantian-Platz zurück, mit gleichzeitiger Aufgabe des jährlichen Turnus. Die vielbewunderten Hauptbilder des Jahres 1884 waren der gefesselte Prometheus Böcklin's, die Anbetung der drei Weisen von J. Schröder, der sich mit erstannlicher Frische in die moderne Technik hineingearbeitet hatte, und Ulbr's „Lasset die Kindlein zu mir kommen“, ein hochinteressanter Versuch, das Evangelium mitten in die Gegenwart hineinzuerzählen.

Der Tod des Bauarbeiters Hübner, 1882, führte den Professor Carl Becker als Präsidenten an die Spitze der Akademie, den würdigen Repräsentanten einer langen und ruhmvollen Entwicklung unseres Kunst-Ausstellungswesens, der, wie wir erwähnen, schon im Jahre 1839 mit einem Erstlingswerke debütierte. Unter seinem Vorzuge wird die Jubiläums-Ausstellung dieses Jahres eröffnet, ein Jubelfest der norddeutschen Malerschulen, an dem sich das geehrte Deutschland und die Mehrzahl der übrigen Nationen freudig betheiligen. Möge es ein Symbol sein für die Erweiterung der Bedeutung der Berliner Kunst-Ausstellungen weit über die Grenzen unseres engeren Vaterlandes hinaus!

Nachdruck verboten.

### Wiener Volksfänger.

Von Balduin Grollier.

Siehe das Bild von A. Greil, Seite 188.

**W**ien ist eine Theaterstadt, — das ist eine alte Geschichte, das weiß jedes Kind. Es giebt gewisse Dinge, über welche die Acten geschlossen sind für alle Welt. London hat seinen Rebel, der Engländer seinen Speen; der Franzose ist frivol und Paris das moderne Babel; der Spanier ist stolz, der Magyar ritterlich, der Deutsche gründlich und der Berliner speziell kritisch. Man kann sich nicht auskennen dagegen; alle Welt sagt es, und es wird auf Treu und Glauben hingenommen. So wird auch Wien in Vausch und Bogen charakterisirt: Wien liegt an der schönen blauen Donau, Wien ist die Stadt der Bäume, Wien ist eine Theaterstadt, — Punctum, abgemacht.

Sehen wir uns einmal Wien flüchtig darauf an, ob es wirklich eine Theaterstadt ist. Wien hat gegenwärtig fünf Theater. Man wird zugeben, daß dies nicht allzu viel ist für eine Stadt, die hinsichtlich ihrer Bevölkerungszahl erst etwa seit einem Decennium von Berlin überflügelt wird. Es ist nicht allzu viel, aber es wäre doch schon etwas, wenn nur diese fünf Theater wirklich florirten und eine ernsthafte Rolle spielen für das Bedürfnis des Volkes nach einer edlen, künstlerischen Unterhaltung. Aber sehen wir nur zu, wie die Dinge liegen. Zunächst das Burgtheater, — den Hut herunter! Wir brauchen den Ruhm des Burgtheaters nicht zu singen; — aber es ist ein Theater für die oberen Zehntausend, nicht für das Volk, nicht für die Million. Das Haus ist klein, die Plätze sind theuer, und man muß schon von guten Eltern sein, um einmal da zu einem Sitze zu kommen. Das ist das einzige Theater in Wien, bei dem von einer wirklichen Blüthe gesprochen werden kann. Dann kommt die Hof-Oper; ein glänzendes Haus, das aber schon Legionen von Unternehmern zu Grunde gerichtet hätte, wenn es als Privat-Unternehmen aus eigener Kraft sich hätte erhalten müssen. Das alljährliche Deficit ist ein kolossales; die Eintrittspreise sind außerordentlich hoch. Ferner das Carl-Theater. Es kann nicht leben und nicht sterben und ruinirt einen Director nach dem andern. Ebenio steht es mit dem Theater in der Josefstadt. Das Theater an der Wien hat nach manchen Wechselfällen jetzt eine gute Zeit; der „Zigeuner-Baron“ von Johann Strauß hat für die ganze vergangene Winter-Saison vorgehalten.

Nun siehe man das Facit unserer Rechnung. Abgesehen von den beiden Hofbühnen, hat nur ein einziges Theater, und auch dieses nur durch ein einziges Stück, das Wiener Publicum nachhaltig angezogen; dabei wird aber noch immer als Tradition verklärt und geglaubt: Wien ist eine Theaterstadt!

Wenn also auch keine Theaterstadt mehr, so ist Wien doch immer noch eine Großstadt, und ein großstädtisches Publicum braucht seine Zerstreuungen und Unterhaltungen; daher bilden denn die Productionen der zahlreichen Volksfänger-Gesellschaften willkommene Ergänzungen zu den spärlich zugemessenen theatralischen Genüssen, leider oft genug auch den fast völligen und ausschließlichen Ersatz für dieselben. Die Theater sind zu theuer, die Menge wendet sich daher den Volksfängern zu. Da geht es nun oft gerade, wie in der Literatur. Die Menge läßt sich von der ordinären Colportage-Literatur gewinnen weil sie die Billigkeit der einzelnen Lieferungen beifügt. Sie merkt nicht, daß diese Billigkeit nur eine scheinbare ist, und daß sie für das Sündengeld, das sie da ratenweise für ein erbärmliches Geschreibsel hinauswirft, auch die beste Lectüre erwerben könnte. Das Eintrittsgeld, das die Volksfänger ver-

langen, ist ein geringes, wenigstens nach Wiener Begriffen; es beläuft sich auf dreißig bis vierzig Kreuzer, immerhin ein Betrag, für den man in Berlin, Dresden und vielen anderen deutschen Städten sich den Besuch von sehr guten Symphonie-Concerten ermöglichen kann. Mit dem Eintrittsgelde ist es aber auch noch lange nicht abgethan. Wenn man da von acht bis zwölf oder ein Uhr Nachts beisammen sitzt, will man sich doch auch nicht gerade fauchen; man ist und trinkt und raucht, und wenn dann die Rechnung gemacht wird, so stellt sich gewöhnlich heraus, daß das Theater, von allem Anderen abgesehen, eigentlich auch das billigere Vergnügen ist.

Das Volksfängertum ist für Wien keine neue Erfindung. Es ist bekannt, daß vor mehr denn zweihundert Jahren, namentlich auch während der zweiten Türken-Belagerung, der Volksfänger Augustin die Wiener mit feinen Liedern unterhielt. Augustin's Andenken wird lebendig erhalten erstlich durch das bekannte Lied: „O, Du lieber Augustin“ und sodann durch ein geflügeltes Wort, zu dessen Entstehung er die Veranlassung gegeben: „Das könnte Jeder sagen!“ Die Geschichte verhält sich folgendermaßen: Während der Belagerung hielt der Tod reiche Ernte in Wien. Allnächtlich durchstreiften die Knechte des Todtengräbers die Stadt und suchten die Leichen derer zusammen, die den feindlichen Geschossen oder der Seuche zum Opfer gefallen waren. Bei einer solchen Razzia wurde auch der schwer betrunkene Augustin von der StraÙe aufgefunden und mit einigen Leichen auf den Todtenwagen geworfen. Das Rumpeln des Wagens brachte ihn zu sich, er überblickte auch sofort die Situation, protestirte dagegen, daß er nach dem Friedhofe geschafft werde, und bat, ihn doch wieder vom Wagen herunter zu lassen, da er noch gar nicht gestorben sei. „Das könnte Jeder sagen!“ lautete die categorische Antwort der Knechte.

In neuester Zeit war es vornehmlich Antonie Mannsfeld, die das Volksfängertum wieder in Schwung gebracht hat. Sie hat sich mehrere Hinzuhörer erkungen und ist dann im Irrenhause gestorben. Es kann leider nicht gelehnet werden, daß sie geradezu epochemachend wirkte auf ihrem Gebiete. Leider, — denn sie war der verkörperte Cynismus, und sie hat Schule gemacht; aber es ruhte kein Segen auf dieser Schule. Als eine ihrer erfolgreichsten Nachfolgerinnen plötzlich starb, fand sich in ihrem Nachlasse nicht einmal die zu einem anständigen Begräbniß erforderliche Leibwäsche vor. Und sie starb in der Zeit ihrer Triumphe, da sie in kostbaren Toiletten und mit werthvollem Schmuck bedeckt auf dem Podium erschien! Die Reaction blieb nun Glück nicht lange aus, und heute darf das Wiener Volksfängertum wohl so ziemlich als purificirt betrachtet werden. Die meisten Gesellschaften haben es sich jetzt zum Grundsatze gemacht, alles Anstößige und fittlich Bedenkliche von ihrem Repertoire fernzuhalten; viele verfolgen eine löbliche patriotische Tendenz, und alle bemühen sich, den harmlosen Humor zu pflegen. Daß manche Geschmacklosigkeit mit unterläuft, ist nicht zum Verwundern, wenn man bedenkt, daß es nicht die ersten Poeten sind, die ihnen ihre Programm-Nummern dichten; aber im Ganzen wäre es doch Unrecht, die entschiedene Wendung zum Bessern nicht anerkennen zu wollen.

Die bekanntesten Volksfänger-Firmen sind gegenwärtig: Hirsch, Seidl und Wiesberg, Laura und Amalie Neumann, Kriebbaum und Kowal, Schmutz und Kück, Kriskle und Maner, Louise Montag und Guschelbauer, Dreher und Kampf, endlich die Ritzl. Die Gesellschaften nomadistren; sie singen täglich in einem anderen Wirthshause, — an Publicum fehlt es nie.

Meister Greil schildert auf seinem Bilde mit ehrlicher Naturtreue, wie es bei Wiener Volksfängern zugeht. Die ganze Versammlung scheint förmlich dem Leben abgelautet, und all die einzelnen Figuren verlieren nichts von ihrer scharfen, überzeugenden Charakteristik, wenn wir auch bemerken, daß auf ihnen auch die Lichter des besondern Greil'schen Humors spielen. Daß auf dem Bilde auch Kindergestalten nicht fehlen, ist leider nur zu sehr begründet; denn die Unsitte, Kinder zu solchen nächtlichen Productionen mitzunehmen, wird in Wien vielfach geübt. Eine Unsitte bleibt das, auch wenn nun endlich die Unsitte des „Vrell“ verbannt ist. Der alte Volksfänger, den uns Greil vorführt, ist der populäre alte Kampf, ein wirkliches Talent und eine Zierde seiner Gilde.

Nachdruck verboten.

### Die Ausstellung weiblicher Handarbeiten im Oesterreichischen Museum.

II.

Von Alois Riegl.

**A**ber Zusammensetzung und Inhalt der Ausstellung ist bereits ein beschreibender Bericht in diesen Blättern erschienen; um so mehr dürfte es an der Zeit sein, auf Grundlage des durch die Ausstellung gebotenen Materials sich die Frage vorzulegen: wie weit die moderne Reform der weiblichen Handarbeiten in Oesterreich gediehen ist, und welche Stellung dieselbe innerhalb der kunstgewerblichen Bewegung gegenwärtig einnimmt.

Die Wiedererhebung der Nadelarbeit zur Kunst ist in Oesterreich wesentlich das Werk einer Schule, die, im Jahre 1874 gegründet, während der abgelauteten dreizehn Jahre ihrer Wirksamkeit vornehmlich am inneren Ausbau ihrer Organisation thätig war und aus schwierigen Anfängen und tastenden Versuchen heraus sich zu jener Zweckmäßigkeit der Methodik und umfassenden Fülle des Lehrstoffes durchgearbeitet hat, von der die gegenwärtige Exposition Zeugniß giebt; die daselbst vorgeführten Leistungen bekunden einen künstlerischen Aufschwung, der schwerlich noch einer Steigerung fähig ist. Es giebt kaum eine auf künstlerische Art Anspruch erhebende Technik, die nicht in einer der fünf Klassen der Schule gelehrt würde: die Schülerinnen üben die Stichtarten der Renaissance, wie diejenigen des Orients, und zwar jede in der ihrer Eigenart zukommenden Verwendung. Daneben vermehrt man auch nicht die anderen Elemente, die zur technischen Ausführung hinzutreten müssen, um die Leistung zu einer vollkommenen zu machen. In Zeichnung und Farbe hatte sich die Decadence der vorangegangenen Zeit am deutlichsten geäußert; um Fehltritte in dieser Richtung zu vermeiden, hielt sich die Schule zunächst möglichst eng an gute alte Muster; trat aber in einzelnen Fällen die Nothwendigkeit heran, die Vorlagen selbständig zu erfinden, dann wandte man sich um die Entwürfe an berufene

und bewährte Künstler. Daß diesem allseitigen Erfassen der verschiedenen Bedingungen eines vollen Erfolges kann die k. k. Fachschule für Kunst-Stickerei heute auf das Zeugniß Anspruch erheben, daß sie innerhalb ihrer Gemeinde die ihr bei der Gründung gestellte Aufgabe in der That gelöst hat.

Treten wir aus diesem engen Bezirke heraus, so behält das günstige Urtheil seine Gültigkeit im Wesentlichen nur noch für die absolvirten Elevationen der Fachschule, die meist als Lehrerinnen an Stickerei-Schulen oder als Stickerinnen von Beruf thätig sind. Die Damenwelt im Allgemeinen, auf deren Gewinnung für die Reform die Thätigkeit der Schule in letzter Linie gerichtet ist, scheint sich bisher in überraschend geringem Maße in die neue Richtung hineingefunden zu haben: die wenigen Virinen, in denen die sogenannten Damen-Arbeiten untergebracht sind, sprechen weniger durch das, was sie zeigen, als durch ihren geringen numerischen Inhalt; denn die größere Hälfte dessen, was die Dilettantinnen zur Ausstellung gebracht haben, mußte von der Jury zurückgewiesen werden.

Ist somit der Eindruck, den man in dieser Abtheilung empfängt, im Ganzen wenig befriedigend, so fehlt es glücklicherweise nicht an ermutigenden und verheißungsvollen Symptomen. Absolut Verwerfliches ist eigentlich wenig gekommen, und dies zumeist aus den Kronländern. Die Mängel betrafen hauptsächlich Zeichnung oder Farbe, seltener die Ausführung. Hielt das Ding auch nur nach einer Richtung nicht völlig Stich, so wurde es zurückgewiesen, weil namentlich von Seite der Stickerei-Schulen so viele vorzügliche Einwendungen vorlagen, daß man die vorhandenen Räume mit einer wahren Mutter-Ausstellung füllen konnte.

Ein entschieden günstiges Symptom liegt in dem Anwachsen der Zahl der Spezialschulen für Stickerei, deren es im Jahre 1873 eigentlich noch gar keine gegeben hat. Man ist wohl berechtigt, aus dieser Thatsache zu schließen, daß unsere Damenwelt in steigendem Maße das Bedürfnis nach tüchtigerem Können in den Handarbeiten empfindet. Den Stickerei-Schulen ist es auch vorbehalten, der weiblichen Jugend in Zukunft die Elemente und die Durchschnitts-Leistungen der Stickkunst beizubringen, während die Wiener Fachschule infolge der von ihr angestrebten künstlerischen Ziele immer mehr den Charakter einer hohen Schule gewinnt. Man betrachte sich in der Ausstellung dasjenige, was die erste Klasse der Fachschule producirt hat: sämtliche Stickereien nach gezählten Fäden, Plattstich-Stickerei und etwas Weißstickerei, durchweg tadellos und vollendet. Soviel sollte in Zukunft jede Frau in der Hausstickerei leisten können; damit wäre ungefähr das Lehrziel der Stickerei-Schulen festgestellt, das natürlicher Weise auch im Lehrplane der Volks- und Bürger Schule zum entsprechenden Ausdruck kommen müßte. Die Lehrerinnen freilich müssen auch die höheren Techniken beherrschen; sie müssen den ganzen Cursus durchlaufen haben und selbst höheren Anforderungen gerecht zu werden wissen. Die Fachschule ist somit berufen, eine Akademie für die Lehrerinnen der Stickkunst zu werden, und wenn die günstige Bewegung in unserer Damenwelt, wie wir ja hoffen wollen, in ihrer progressiven Steigerung verharret, dann wird die Fachschule vollaus zu thun haben, um dieser Aufgabe gerecht zu werden. Welche Dame aber Reizung und Begabung hat, Höheres zu leisten, als das Durchschnitts-Maß, ohne sich jult dem Lehrfache widmen zu wollen, der soll es auch in Zukunft unbenommen bleiben, die höheren Klassen der Fachschule zu besuchen. Aber den jungen Damen ohne Unterschied den Zutritt zu den höheren Cursen zu gestatten, dünkt uns geradezu gefahrvoll. Wir sehen die Stickerei in mehrfachen Arbeiten der vierten und fünften Klasse mit der Malerei wetteifern; man muß einräumen, daß der angestrebte Erfolg in diesen Stücken auch völlig erreicht ist. Man denke sich aber diese Techniken der Nadelmalerei ausgeführt von minder geschickten Händen, ohne Ueberwachung durch verständnißvolle und künstlerisch veranlagte Lehrerinnen! Die höchsten Aufgaben vermag nicht Jeder zu lösen, und die Kenntniß der Technik reicht allein nicht hin, um Kunstwerke zu schaffen. Innerhalb der Schule könnten solche minder berufene Kunst-Stickerinnen natürlich wenig Unheil anrichten; sind sie aber erst der Schule entwachsen und der besonnenen Führung beraubt, dann möchten sie sich durch die Kenntniß der Technik leicht verleiten lassen zu Excessen, wie die „Kagen“ und „Klatsch-rosen“ der sechziger Jahre in der historischen Ausstellung der Frau Sabilla.

Ein weiteres erfreuliches Symptom mag man in dem Umstande erblicken, daß wir in der Ausstellung mehrfach den Namen von Zeichnern und Entwerfern begegnen, die ausschließlich für die Stickkunst thätig sind. Wenn solche überhaupt existiren, so muß auch das Bedürfnis nach ihrer Verwendung vorhanden sein. Früher mußte man zu diesem Zwecke Männer heranziehen, deren Beruf ein ganz anderer war, namentlich Architekten. Da man aber bei steigender Nachfrage nicht immer Männer haben kann, die, wie Professor Stork oder E. Herbst, das Eigenenthümliche der Textil-Decoration vollkommen beherrschen und in ihren Entwürfen streng festzuhalten wissen, so ist es erfreulich, zu sehen, daß an der Fachschule, beim Frauen-Erwerbsverein, beim Central-Spizzen-Curs u. dergleichen, Entwerfer und Entwerferinnen für Stickerei-Vorlagen dauernde Beschäftigung finden.

Fanden wir die Theilnahme der Damen an der Reform der Stickkunst gering, aber in langsamem Wachsen begriffen, so ist ungefähr dasselbe von der Industrie zu sagen. Die Stickerei-Geschäfte verfügen über den mächtigsten Hebel, der neuen Art zum Durchbruch zu verhelfen; die Frage nach ihrer Betheiligung am Reformwerke ist somit von größter Bedeutung. Sie haben sich aber spät und widerstrebend angeschlossen, und ihrer Sämigkeit und Anlust ist die Verzögerung des Regenerations-Prozesses hauptsächlich zuzuschreiben. Auffallend gering ist diesmal die kirchliche Kunst vertreten, die auch während des gänzlichen Verfalles der Profan-Stickerei ihrer großen Vergangenheit nicht ganz unwürdig geworden war. Für die volle Entfaltung der reichen technischen Mittel, über welche die Schule heute verfügt, böte sich gerade in der kirchlichen Stickerei das weiteste Feld, wie die Collection der Barmherzigen Schwestern von Agram beweist, in der sich äußere Pracht und künstlerischer Effect die Wage halten. Immerhin ist das, was von Stickerei-Geschäften zur Ausstellung gebracht wurde, höchst respectabel, und es beweist namentlich, daß kein Gebiet der Nadelarbeit dem industriellen Betriebe unzugänglich ist. Die Wiener Stickerei-Geschäfte werden vom Einflusse der Fachschule beherrscht, sowie die Erzeugnisse der Spizzen-Industrie bezieht durch den Central-Spizzen-Curs. Die Spizzen-Gilde von Gossengrün, das aus Berseben im vorigen Berichte nach Tirol verlegt worden war, bringt Proben erzegebiger Spizzen-Näherei, die deutlich die Vermittelung zwischen dem Central-Spizzen-Curs in Wien und den von der Firma Bollarth



ausgestellten erzgebirgischen Nadelspitzen herstellen. Der Anschluß an die moderne Bewegung hat auch einzelne Etablissements veranlaßt, Sammlungen alter Stidereien anzulegen, die den Erzeugnissen dieser Firmen sehr zu gute kommen. Andere, deren Bestrebungen mehr auf die Befriedigung des modernen Schaffens-Bedürfnisses gerichtet sind, haben sich der Mitarbeiterschaft tüchtiger Vorlagen-Zeichner verschrieben. Die Zahl der Aussteller dieser Kategorie ist aber eine geringe, und wenn auch manche weggeblieben sind, die sich den vertretenen würdig anreihen ließen, so darf man immerhin constatiren, daß die Theilnahme der Industrie noch keineswegs eine befriedigende Ausdehnung gewonnen hat.

Diese spröde Haltung der Industrie hat es, wie schon erwähnt, großentheils verhindert, daß die Stiderei sich so spät an die kunstgewerbliche Bewegung angeschlossen hat. Der Vorgang war analog demjenigen, den man auf anderen Gebieten beobachtet hatte. Suchte und fand man dort das Heil in alten oder modernen, aber außereuropäischen Vorbildern, so empfahl sich derselbe Weg, als es galt, die Nadelarbeit wieder zur Würde einer Kunstübung zu erheben. Quattrocento und Cinquecento genossen längst die höchste Werthschätzung der Kunstfreunde, bis man anfing, auch ihren textilen Ueberresten Beachtung zu schenken. Das Studium der Renaissance-Stidereien lenkte die Aufmerksamkeit mittelbar auf die Erzeugnisse der ländlichen Haus-Industrie, deren verborgene Quellen sich bis in jene Zeiten zurückverfolgen lassen; soviel auch von nationaler Eigenart durch leitende Kanäle zugeflossen ist, soviel auch namentlich im Osten Europa's der Orient beigetragen hat, der Einfluß der Renaissance schlägt doch vielfach durch bis auf die letzten halbmodernen Spätlinge dieser im Erlöschen begriffenen Kunstübung. Einer der wichtigsten Faktoren am Werke der Geschmacks-Reform wurde eben genannt: der Orient. In theoretischer Weise machte er seinen Einfluß fast auf allen Gebieten des Kunstgewerbes geltend, auch praktisch überall dort, wo gleiches Material und gleicher Zweck eine directe Herübernahme orientalischer Vorbilder gestatteten. Wo träte dies aber mehr zu, als in der Textilkunst? Das ganze Mittelalter war in der Textilkunst vom Orient abhängig, und als es sich in den letzten zwei Jahrhunderten seines Bestandes von der Industrie der Orientalen durch Errichtung eigener Fabrikations-Stätten zu emancipiren suchte, da ließ sich die angestrebte Selbständigkeit nur erlangen durch mehr oder minder freie Adoption der orientalischen Muster. Der Orient lieferte der Renaissance die Vorbilder für textile Flächen-Decoration in Zeichnung und Farbe; und als in den fünfziger Jahren englische Geschmacks-Reformer, wie Owen Jones und Redgrave, die ersten Versuche machten, das Verständnis für stilisierte Flächen-Decoration wieder zu erwecken, da griffen auch sie unmittelbar nach indischen und arabischen Elementen, denn in der Textilkunst ist der Orient stützgerichtet geblieben bis auf den heutigen Tag, wofür sich nicht der europäische Einfluß in corruptirender Weise geltend gemacht hat. Aber nicht nur in Zeichnung und Farbe, sondern auch in der Technik hatte der Orient dem Westen Nachahmenswerthes zu bieten. In den Bedingungen des Webens, welche den Begriff des Stiles aufbauen, gehört ja auch die technische Ausführung; es ist daher sehr natürlich, wenn wir in mancher Renaissance-Technik eine uralte orientalische Technik erkennen.

An Vorbildern aller Art war somit kein Mangel, und der längst erwachte Eifer, die alten Reste zu sammeln und zu conserviren, stand den Bahnbrechern und Förderern der Reform in werthvoller Weise zur Seite. Wie erfolgreich und umfassend man sich das von der Vergangenheit und vom Orient Gebotene zu Nutze machte, zeigt die Wiener Ausstellung in glänzender Weise; sie zeigt aber noch mehr. Man vernimmt in neuester Zeit vielfach die Klage, daß die kunstgewerbliche Bewegung in ihrer Anlehnung an die Schöpfungen verfloßener Kunst-Perioden in rascher Aufeinanderfolge alle Stile von der Gothik bis zum Rococo und „Louis XVI.“ durchlaufen habe, und daß wir gegenwärtig in voller Rathlosigkeit am Ende dieser Bahn stünden, ohne einen selbständigen modernen Stil geschaffen zu haben. Es ist hier nicht der Ort, auf die Frage nach der Berechtigung dieser Klagen und auf Vorschläge zur Abhilfe einzugehen; wenn man auch die Sache nicht so trostlos auffaßt, wird man zugeben müssen, daß sich die kunstgewerbliche Bewegung in ihrem Verlaufe immer zu sehr an einen bestimmten Stil angeklammert hat, und zwar gilt dies für Deutschland in noch höherem Maße, als für Oesterreich. Diesen Fehler scheint man, wie die Ausstellung lehrt, auf dem Gebiete der Stickkunst vermieden zu haben, und deshalb ist es auch mit der Sache der Nadelarbeit für die nächste Zukunft besser bestellt. Anstatt mit der Neu-Gothik zu beginnen, hierauf die Renaissance des Quattrocento folgen zu lassen, um sich schließlich auf Gnade und Ungnade der deutschen Renaissance zu ergeben, von deren Heigewicht man sich nur durch die Flucht in's lustige Rococo befreien konnte, fanden in der Stiderei die verschiedenen Stile ihre Pflege mehr gleichzeitig und nebeneinander; nur die altdeutsche Leinen-Stiderei schien eine Zeit lang, — offenbar im Zusammenhange mit der siegreichen Invasiön der deutschen Renaissance, — das Feld beherrschen zu wollen. Man hatte davon den Erfolg, daß man sich keiner slavischen Nachahmung einer bestimmten Stilart hingab und, infolge der gleichzeitigen Uebung verschiedener Stilarten, aus der Menge der individuellen Eigenthümlichkeiten das Essentielle des Stiderei-Stils leichter herauszuschälen vermochte. Dadurch erreichte man eben, was durch die Hinweissung des Kunsthandwerkes auf ältere Stil-Perioden beabsichtigt war: die alten Stile sollten nicht Selbstzweck sein, sondern nur Mittel, um gegebene kunstgewerbliche Aufgaben aus sich selbst heraus richtig lösen zu können. Hatte man durch vergleichende Beobachtung die Kenntniß des Flach-Ornaments und seiner richtigen Anwendung erworben, so konnte man rasch zur freien Benutzung der Vorbilder und zur stilgerechten, selbständigen Erfindung vorschreiten.

Daß es aber die Stickkunst verstanden, sich unabhängiger von den Lehrmütern zu stellen, als andere kunstgewerbliche Gebiete, die eine tiefe Kluft von dem Schaffen früherer Kunst-Perioden trennt, so kommt es der Nadelarbeit außerdem zu statten, daß sie wenigstens mit einem Faden unmittelbar mit der Vergangenheit zusammenhängt. Es wurde schon früher der nationalen Haus-Industrie und ihrer vielfachen Beziehungen zu den historischen Stilen gedacht. Es ruht in dieser nationalen Haus-Stiderei ein unermesslicher Schatz von fruchtbaren Motiven, die in ihrer historischen Entwicklung und ihrem Zusammenhange mit anderen Elementen bisher nur in sehr geringem Maße erkannt worden sind; dafür hat man jedoch, wie abermals die Ausstellung lehrt, ihre Bedeutung für die Stiderei der Zukunft erkannt, — jetzt in der zwölften Stunde, denn das heutige Geschlecht hat schon verlernt, was

noch die Großeltern als Jahrhunderte lange Tradition übernommen und geübt haben.

Daß die Verwertung dieser nationalen Haus-Industrie bei den ersten Versuchen nicht immer in der gelungensten Weise geschehen ist, daß mit der einfachen Herübernahme der groben Garnstiderei auf noch gröberes Leinen, wie es in Ungarn geschieht, für die Bedürfnisse unseres modernen bürgerlichen Hauses wenig anzufangen ist, daß diese neuen ungarischen Produkte gegen ihre Originale in Zeichnung und Farbe merklich zurückstehen, — das darf uns nicht entmuthigen. Wir brauchen nur dieselben Motive in verfeinerter Ausführung auf verfeinertem Grunde in der Exposition der Firma Kunz und Köhmer zu betrachten, um uns zu überzeugen, in welcher gefälliger und fruchtbarer Weise sich dieses Material verwerten läßt. Wir dürfen aber auch eine gewisse Beruhigung daraus schöpfen, daß die Stickkunst es nicht nöthig haben wird, trotz der herrschenden Liebhaberei für chinesische Nachstiderei und Andischen-Technik, ihre Inspirationen aus Nanking und Yokohama zu holen.

Mit diesem erfreulichen Bild in die nächste Zukunft wollen wir unsere allgemeinen Betrachtungen schließen. Sie gelten natürlich zunächst für Oesterreich, und freilich walten dort, namentlich mit Rücksicht auf das nahe Zusammenleben mit anderen Nationalitäten, vielfach ganz besondere Verhältnisse ob. Dennoch haben wir den Ergebnissen der diesjährigen Ausstellung weiblicher Handarbeiten im Oesterreichischen Museum eine ausführlichere Besprechung gewidmet, weil wir voraussetzen, daß auch die Leserinnen in Deutschland diesen Dingen ein lebhaftes Interesse entgegenbringen. Ist ja doch die Trägerin der Bewegung haben wie drüben dieselbe: die deutsche Frau.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Das Münchener Volksschauspiel ist auch diesmal im Wallner-Theater zu Berlin freudig begrüßt worden, und die herliche Aufnahme fällt zu Gunsten der trefflichen Künstler um so mehr in's Gewicht, als sie in einem Stücke vor das Publicum traten, das wohl das schwächste ihres ganzen Repertoires ist. Hans Reuert, dieses ausgezeichnete Mitglied der „Münchener“, hat in der Bearbeitung von Hermann Schmid's „Almenrausch und Edelweiß“ eine höchst unglückliche Hand bewiesen. Der schlichten, gemüthvollen Dorfgeschichte, an der sich vor zwanzig Jahren die Fester der „Gartenlaube“ erfreuten, hat er den Hauch naiver Poesie gründlich abgestreift, nur eitle grobe Effekte übrig gelassen und diesen einerseits ein reichliches Quantum Sentimentalität, andererseits eine qualitativ nicht eben bedeutende Dosis Humor beigelegt. So bietet denn diese Bearbeitung der Schmid'schen Erzählung nichts als das schablonenhafte dörfliche Drama mit Vaterstich und Muttersegen, gelbstolzen Bauerntrog und himmelhoher Tugend der Armut, hinterlistigen Jägern, Wildschützen aus Reizung und Bosheit, — ein Gemisch von weinerlicher Nührung und derber Komik, bei welchem Juchzer, Stanzeln und Schußplattler das Beste thun müssen. Dabei hat Hans Reuert den Fehler begangen, sich selbst und die unübertreffliche Amelie Schöndens, — die Hauptfiguren der Truppe, — mit ganz kleinen Rollen zu bedenken. Hier hätte er, der doch sonst dem seligen Schmid gegenüber sich nicht genirt hat, den Dichter ruhig vergewaltigen und den beiden „Alten“ der Münchener, wie sie so vorzüglich kaum ein zweites Ensemble aufzuweisen hat, ein paar tüchtige Rollen auf den Leib schreiben können. Freilich waren die übrigen Mitwirkenden in ausgezeichneter Weise bemüht, die Lücke nicht empfinden zu lassen: in erster Reihe Max Hofpauer, in einer neuen Variation seiner so überaus drolligen läppischen Verschämtheit, und noch mehr Hans Albert, dieser vollendete Typus des kraftvollen, bis zur Tollkühnheit verwegenen, doch weich- und edelherzigen bauerlichen Helden. Und diese Figur, auf der sich das Hauptinteresse der Zuschauer concentriert, läßt Reuert, hier der Original-Dichtung gehorchend, anderthalb Acte hinter den Coulissen im Gefängniß schmachten! Immer wieder wird während der iden Scenen der Rührseligkeit und hausbackenen Moral im Zuschauer der Gedanke rege: Nun, bricht es nicht endlich aus und bringt Leben in's Stück, das unschuldige Opfer der Justiz und der ungeschickten Bearbeitung? Wenn trotz dieser Mängel „Almenrausch und Edelweiß“ einen ungetrübten Erfolg erzielt, so ist dieser zu erklären mit dem ersten Respect, den das Berliner Publicum vor dem ehrlichen, tüchtigen Künstlerthum der Münchener empfindet. Es ist eine hohe Freude, sie spielen zu sehen. Jeder Einzelne, von den Trägern der ersten Rollen bis zu denen der kleineren, legt seine volle Kraft zum Gelingen des Ganzen ein, und es erscheint ein Ensemble vor dem Zuschauer, wie es abgrundtief nicht gedacht werden kann. Dazu beweist das echt Volksthümliche seine bezwingende Kraft. Es ist, als spürten wir unter den Lauten dieser Sprache, unter den Eingebildeten der ungeschicktesten Empfindung die reine, unverbörbene Gebirgsluft, und als athmeten wir den frischen Erdduft, den der Großstädter, den engenden Mauern entronnen, mit glücklichem Behagen einhaucht.



München. — Jhabella Braun, die treffliche, namentlich um die junge Welt hochverdiente Schriftstellerin, ist am 3. Mai im Alter von siebzig Jahren verstorben. Zu Jettingen im bairischen Schwaben wurde sie am 12. December 1813 als Tochter eines gräflich Stauffenberg'schen Beamten geboren. Die glückliche Kindheit, welche sie in ihrem Geburtsorte, in dem vielthürmigen Schloße mit seinem herrlichen Garten, dem stillen, geheimnißvollen Weiber, verlebte, hat sie selbst in ihrem Buche „Aus meiner Kinderzeit“ reizvoll geschildert. Als sie zehn Jahre zählte, hatte sie das Unglück, den Vater durch den Tod zu verlieren, und die Familie siedelte nach Augsburg über, wo Jhabella in dem Institut der „Englischen Fräulein“ ihre weitere Erziehung erhielt und sich zur Lehrerin ausbildete. Als solche wirkte sie elf Jahre an der Volksschule zu Neuburg an der Donau. Von hier aus vermittelte Christoph von Schmid, der bekannte Jugend-Schriftsteller, den Druck ihrer ersten Manuscripte, und auf seinen Rath wendete sie sich schließlich ganz der Literatur zu. Im Jahre

1854 nach München übergesiedelt, begründete sie mit dem Beistande des Grafen Franz Porci, gleich originell als Maler wie als Dichter, die „Jugendblätter für Unterhaltung und Belehrung“, die sich schnell durch ganz Deutschland einen großen Verehrer erwarben und bis auf die letzte Zeit von der Verbliebenen geleitet wurden. Auch die Erwachsenen besenkte sie mit mancher anmuthigen Erzählung und erfreute in früheren Jahren die Leser dieses Blattes, — im Jahrgang 1880, Nr. 1, erschienen Portrait und Biographie der Dichterin, — durch stimmungsvolle, feinsinnige Novellen. König Ludwig von Bayern ehrte sie durch Verleihung einer namhaften Pension und der Ludwigs-Medaille für Kunst und Wissenschaft. Wie Jhabella Braun bei Begründung ihrer „Jugendblätter“ in der Prinzessin Alexandra von Bayern eine eifrige Förderin hatte, so erfreute sie sich bis in die neueste Zeit der Mitarbeiterschaft der Prinzessin Eberge von Bayern. Wie zahlreiche Freunde in Nähe und Ferne die edle Dichterin zählte, davon erhielt sie die glänzendsten Beweise im vorigen Jahre, bei der Feier ihres siebzigsten Geburtstages. Die letzten Jahre wurden ihr durch ein schweres Leiden getrübt, das indessen ihre Schaffenskraft nicht ganz zu hemmen vermochte; tröstlich empfand sie die Wahrheit der einst von ihr gesungenen Worte:

„Du, Kinderwelt, wirst meinem Leben  
Noch Frühlingsduft im Alter geben.“

Paris. — Im Pariser „Salon“ ist auch diesmal die Frauenwelt mit Auszeichnung vertreten. Louise Abbema findet allgemeine Anerkennung für ihre „Tragödie und Komödie“; im Genre haben die Damen Paton-Sommerre (La Chanson des Bois), Adrien Davieille (Die Schule ist aus), Aline Billel (Auf der Wiese), del Sarte (Bettler) Treffliches geleistet. Unter den Landschaften verdienen diejenigen von Madame Gollart, unter den Marinen eine solche von Madame Elodie La Billel Anerkennung. Im Portrait-Fache zeichnen sich namentlich Mademoiselle Louise Breslau und Madame Donnadieu aus. Mademoiselle Marguerite du Mesnil hat freilich mit einem Bildniß der Madame Pasca, der bekannten Schauspielerin, herbe Kritik zu erfahren. Auch unter den Sculpturen finden sich einige gute Arbeiten von Frauenhand. Besonders sind zu erwähnen eine Marmor-Statue von Madame Seymour: „Das neue Frankreich“ und eine Büste des Dichters Arsène Houffaye von Amélie Colombier.

— Prinzessin Jeanne Bonaparte, Gemahlin des Marquis de Villeneuve, schenkte einem Knaben das Leben. Eine Tochter des 1881 verstorbenen Prinzen Peter Bonaparte, bekannt durch den Prozeß, den er wegen Erschießung des Journalisten Victor Noir zu bestehen hatte, hatte sich die Prinzessin 1882 mit Christian de Villeneuve-Géclapou, Grafen und Marquis von Vence, vermählt.

— Madame Judic, die gefeierte Operetten-Diva, wird sich, wie es heißt, wieder verheirathen. Ihr „zukünftiger“ ist Albert Willaud, der wihige, oft sehr bosshafte Mäurerer des „Figaro“, dessen Feder auch manches Operetten-Libretto entstammt.

\* London. — In der Pfarrkirche zu Bagshot erfolgte am 1. Mai, in Gegenwart der Königin Victoria und anderer Mitglieder der königlichen Familie, wie mehrerer fürstlicher Gäste, die Taufe des kürzlich geborenen Tochterchens des Herzogs und der Herzogin von Connaught, Prinzessin Luise Margarete von Preußen. Taufpather waren die Königin, die Prinzessin Christian, die Erbprinzessin von Oldenburg, der deutsche Kronprinz, der durch den Vorkämpfer des deutschen Reiches, Grafen Dönhoff, vertreten wurde, der Herzog von Sachsen-Koburg-Gotha, vertreten durch Prinz Christian, und Prinz Albrecht von Preußen, vertreten durch den Erbprinz von Oldenburg. Die junge Prinzessin erhielt die Namen Victoria Patricia Helena Elisabeth.

— Mistress Butler, die Gemahlin des gegen den Mahdi im Felde stehenden Generals Butler, die ihren Gatten nach Kgypten begleitet hatte, ist von dort mit einer reichen künstlerischen Ausbeute zurückgekehrt. Die Dame, eine talentvolle Malerin, hat ihren Aufenthalt im Pharaonen-Lande zur Anfertigung zahlreicher Zeichnungen und Skizzen benutzt, die demnächst öffentlich ausgestellt werden sollen.

— Madame Rodzjewska, die berühmte polnische Tragödin, die seit einigen Jahren sich so erfolgreich der englischen Bühne zugewendet, wird in der nächsten Saison wieder in London auftreten. Mr. Julian Hawthorne ist damit beschäftigt, eigens für sie ein Stück zu schreiben.

Rom. — Die Herzogin d'Avigliano schenkte kürzlich einem Knaben das Leben. Gleich mit seiner Geburt wurde der kleine Prinz Erbe mehrerer Millionen. Sein Großvater nämlich, der verstorbene Fürst Doria, hatte testamentarisch bestimmt, daß jene Summe seinem erstgeborenen Enkel zufallen solle. Sein ältester Sohn, der jetzige Fürst Giannetto Doria, ist noch unvermählt, der zweite, Herzog Alfonso d'Avigliano, heirathete Lady Emily Pelham Clinton, Tochter des Herzogs von Newcastle, — die Mutter des jetzt geborenen Prinzen.

Lissabon. — Für die auf den 22. Mai angelegte Vermählung des Kronprinzen Dom Carlos mit der Prinzessin Amélie von Orléans wurden großartige Vorbereitungen getroffen. In der Avenida de la Libertad sollte eine Truppen-Revue über zehntausend Mann gehalten werden; dem ersten Infanterie-Regiment wurde vom Könige bereits der Name der Prinzessin verliehen. An die Truppen-Revue sollte sich auf der Rhede von Lissabon noch eine Flotten-Revue und ein Feuerwert auf dem Tajo anschließen. Für den Vorabend der Vermählung war eine Gala-Vorstellung im königlichen Theater in Aussicht genommen, an welche sich fünf außergewöhnliche Opern-Vorstellungen, für welche hervorragende italienische Sänger und Sängerinnen gewonnen worden, anschließen sollten. Außer den vom Königspaaire und dem Senat gegebenen Ballen hatte die Lissaboner Aristokratie eine ganze Reihe von Festlichkeiten vorbereitet. Das neuvermählte Paar sollte zunächst eine Hochzeitsreise durch die schönste Provinz Portugals, del Minho, antreten und dann seinen Aufenthalt in dem Palaste Belem nehmen, in welchem die entsprechenden Räume unter Leitung der Königin Maria Pia neu eingerichtet worden sind.

Petersburg. — Unter dem Namen „Erster Damen-Kunst-Gerle“ besteht hier seit 1884 unter dem Vorhite der Frau Pelageja Petrowna Kurjer eine Vereinigung, welche sich die Aufgabe gestellt hat, die Kunst zu fördern und bedürftige Künstler, wie deren Familien zu unterstützen. Zur Beschaffung der hierfür notwendigen Geldmittel arrangirt der Verein wöchentlich Versammlungen und künstlerische Abende, an denen man sich mit Malerei und Bildhauerei beschäftigt. Von Zeit zu Zeit werden Ausstellungen von Kunstgegenständen, verbunden mit Versteigerung der letzteren, veranstaltet. Bereits im ersten Jahre betrug die Einnahmen der jungen Gesellschaft 2290 Rubel, im zweiten Jahre 4495 Rubel, im dritten 5371 Rubel. Die lehtim im Palais des Großfürsten Nikoland veranstaltete Ausstellung des „Gerle“ wies zahlreiche beachtenswerthe Leistungen auf. Besonders productiv hatte sich Frau Kurjer, die Präsidentin, ge-



zeigt. Ihre neun landschaftlichen Gemälde, namentlich diejenigen mit russischem Sujet, fanden allgemeine Anerkennung. Nicht minder die Genrebilder der Baroness Bahlen, der Fürstin Amerling und der Baroness Wrangel, wie die Porzellan-Malereien der Frau Dubour und der Baroness Marie Rosen. Außerdem enthielt die Ausstellung noch eine ganze Reihe tüchtiger Werke, die sich weit über den landläufigen Dilettantismus erheben.

**Report.** — Ein Reporter-Blatt giebt interessante Einzelheiten über die Selbständigkeit, deren sich viele Frauen in den südlichen Staaten von Nordamerika erfreuen. In Louisiana verwalten mannigfaltige Frauen selbständig Farmen und Plantagen, bauen Baumwolle, Zucker und Reis und können sich behäbigen Wohlstandes rühmen. Nicht minder erfolgreich sind in der Hauptstadt viele Frauen im Betreiben verschiedenartiger Geschäfte, darunter als das seltsamste das Ausstopfen von Krokodilen genannt werden mag, für die ein guter Absatz nach Europa stattfindet. Ein besonders blühender, hauptsächlich von Frauen gepflegter Geschäftszweig ist der Handel mit Früchten und natürlichen Blumen. Die herrlichen Kinder der südlichen Flora werden nach den Nordstaaten in einer Umhüllung von bigetränktem Seidenpapier gesendet, in welcher sie ihre Schönheit und ihren Duft einige Zeit bewahren. Die vor vier Jahren begründete „Christliche Frauen-Vereinigung“ in New-Orleans, eine Vereinigung, deren Hauptzweck vornehmlich darin besteht, für die Erzeugnisse der südstaatlichen Haus-Industrie Absatz zu schaffen, hatte im vergangenen Jahre einen Umsatz von mehr als vierhunderttausend Dollars. Auch weibliche Redacteurs hat New-Orleans aufzuweisen. Eines der ältesten Blätter in Louisiana, der „New-Orleans Picayune“, ist Eigenthum einer Mistress Nicholson, die ihr Journal in Gemeinschaft mit Mistress Martha Field leitet. Auch in allen anderen großen Blättern von New-Orleans sind weibliche Redacteurs angestellt.



Nachdruck aus im Einzelnen verboten.  
Mode vom Mai 1786.



Nach einem Stiche aus dem „Journal der Moden vom Mai 1786“

Mode vom Juni 1786.



Nach einem Stiche nach Pugin aus dem „Cabinet des modes vom 1. Juni 1786“

Da die Spitzenschirme nur zu sehr eleganten Toiletten getragen werden können, hat man für den täglichen Gebrauch Schirme mit allerhand phantastischem Auspug. Die einen sind verziert, welche Blumen, Vögel, Figuren, selbst einander hochstehende Kinder darstellen, die anderen mit Jet- oder Perlugeln, die mit der Farbe des Schirmes harmoniren. Auch der rothe Sonnenschirm ist wieder aufgetaucht und zeigt eine große Mannigfaltigkeit der Griffe, meistens in Holz, welche jart colorirte Köpfe darstellen. Gazebänder mit und ohne Picots schmücken diese Art Schirme.



Wie schon im Vorjahre, führen die Confections-Geschäfte einfache Sommer-Toiletten, welche trotz ihres geringen Preises (mit Einschluß von Schirm und Hut 36 Mark) allen Ansprüchen der Mode genügen. Von den uns vorgelegten Modellen heben wir zwei als besonders geschmackvoll hervor. Der eine Anzug



aus fein buntfarbig gestreiftem Percal zeigt abgepaßte Vorten, welche die elegant geraffte Draperie begrenzen und an der, mit Revers ausgefletteten Taille einen Laqueinfalt bilden. Ebenso hübsch wirkt die Zusammenstellung von glattem und gestreiftem Stoff, — brauner und mit Gelb gemusterter Percal, — an der zweiten, durch eine Weste aus mattgelbem Piquo vervollständigten Toilette. (Bezugsquelle: S. Kieffenthal, W. Jägerstr. 38.)

Wie das glitzert und blüht auf den Hüten, als wenn eine Märchen-See dieselben mit ihrem Zauberkraut berührt hätte. Alles ist mit schimmernden Perlen übersät, der Hut selbst, der garnirende Tüll, Spitzen, Agraffen u. s. w. Sehr bequem sind die im Handel vorrätigen, abgepaßten Perlköpfe, die, nehmlich geordnet, die Strohh- oder Tüll-Grundformen durchscheinen lassen. Ebenso hat man besondere, von großen Perlen begrenzte Krempen-Auslagen, die für sich allein oder mit ersteren zusammen Verwendung finden. Zur Vervollständigung der Garnitur giebt es, außer den bekannten graziösen Aigretten, Flügel, selbst kleine Vögel aus Perlen. Das reichhaltige Material umfaßt die verschiedensten Arten, Größen und Farbenstellungen: Jet, Metall und die irreführenden Glasperlen, wie auch kleine Holz- und Rosenperlen. (Bezugsquelle: S. Beermaun, W. Friedrichstr. 59.)

Die jüngeren Kinder werden in diesem Jahre überwiegend mit ihren Kleidern übereinstimmende Hüthen tragen. In einem Ranfod-Kleide z. B. wird auch ein gefaltetes oder gezogenes und mit Stiderei garnirtes Ranfod-Hüthen erforderlich sein, welches vorn eine große Band-Rosette schmückt. Zur Vervollständigung dieser hübschen Garnitur kann man ein Aircischen- oder Blumensträußchen in die Mitte der Band-Oelen einstecken. Eine andere Art von Hüthen besteht aus Jersey-Stoff. Bunte Bänder und ein Spaten nebst Harle, die ein wenig seitwärts auf den Hut gestrickt sind, bilden die das Kindesherz entzückende Garnitur. Die Krempe ist ausgegabt und mit Sammet gefüllt. Daneben tragen die kleinen Mädchen, wie alle Jahre zur Sommerzeit, als Schutz gegen die Sonne weiße Musselin-Hüte mit farbigem Futter. Eine Schleife aus Gazeband mit Picots bildet die einzige Ausstattungs dieser Hüte.



Nachdruck aus im Einzelnen verboten.

**Speisezettel für die feine und einfache Küche.**

- I.
- Gemüsesuppe (Frühlingsuppe) . . . . . Recept 1188.
- Semmel-Pastetchen mit Ragout . . . . . Recept 1189.

- Vachforellen mit Sauce Normale. . . . . Recept 1190.
- Gedrautes Rindfleisch nach Pläcker . . . . . Recept 1191 u. 1192.
- Gebratene junge Hühnerchen, dazu Schotengemüse.
- Krebspudding . . . . . Recepte 1191 u. 1192.
- Baumtorte, dazu verschiedene Compotes.
- Gefrorenes. . . . .
- II.
- Krebssuppe. . . . . Recept 1193.
- Risolen . . . . . Recept 1194.
- Gedämpfte Kalbskeule . . . . .
- Stangenspargel mit Butter, dazu Spiegeleier, Schinken, Lachs oder Wurst.
- Kapraunbraten und Kopfsalat. . . . . Recept 1195.
- Kleine Stachelbeer-Puddings . . . . .
- Rachtisch. . . . .
- III.
- Fleischsuppe mit Eiergräupchen.
- Sardellen-Schnittchen auf Dressener Art . . . . . Recept 1196.
- Carotten-Gemüse, dazu Schnittchen à la chatonnaise.
- Gebratene, gespickte Schweinslenden. Salat. . . . . Recept 1197.
- Macronen-Crème . . . . .
- Butter, Brod, Kabischen. . . . .
- IV.
- Brodsuppe mit Wein.
- Gemüse von Schoten, Carotten und Spargel, dazu kalte Fleischbeilagen.
- Kalbsnieren-Braten. Compote von Stachelbeeren.
- Schwedische Plinzen . . . . . Recept 1198.

**Recepte.**

**1188. Gemüsesuppe.** Diese Suppe läßt sich von allen jungen Gemüsen, z. B. Spargel, Schoten, Carotten, Kohlrabi, Rairüben, Blumenkohl, jungen Bohnen, sowie auch Sellerie und Petersilienwurzeln, durch einander, bereiten; doch braucht man sie nicht alle zusammen zu nehmen, sondern kann nach Geschmack das eine oder andere fortlassen. Die Gemüse werden gepulvt, außer Schoten und Blumenkohl in Würfelstücken geschnitten und der Blumenkohl in kleine Köbchen gebrochen. Sellerie und Petersilienwurzel, die man jetzt noch nicht frisch hat, muß man recht gut conservirt nehmen, sie puzen, in gewohnter Art schneiden und mit frischen Lauchzwiebeln in etwas Butter schweigen, nachdem man wenig Salz und Pfeffer dazu gethan hatte. Dann gießt man soviel kochendes Wasser, als man Suppe bedarf, dazu, thut, wenn es wieder siedet, Carotten, Kohlrabi, Rairüben und Bohnen hinein und läßt dies zusammen kochen, bis die Gemüse beinahe gar sind, um nun Spargel und Schoten und nach einigen Minuten ferneren Kochens den Blumenkohl daran zu geben und auch dieses gar kochen zu lassen. Wenn dies geschehen ist, kräftigt man die Suppe mit einem Küffelchen Gibbils, schmeckt sie richtig ab, läßt sie mit einer weißen Butter-Mehlschwitze, indem man Weides Har verrührt, aufkochen, lirt die Suppe dann mit einigen Eidottern und rührt sie heiß über Semmel-Croûtons an.

**1189. Semmel-Pastetchen mit Ragout.** An heißen Tagen, wo sich der Blätterteig zu den Pastetchen mühsamer, als im Winter zubereiten läßt und öfters mißrät, kann man mit Vortheil diese Semmel-Pastetchen an Stelle des Blätterteiges verwenden. Man läßt sich beim Bäckern vom besten Milchbrodteig eine lange, 8 Cent. im Durchschnitt habende, glatte Rolle backen und am besten auch gleich vom Bäckern scharf, damit die Rinde ganz verschwindet, abzapeln. Dann schneidet man die Rolle in federhiebliche Scheiben, wozu man sich, um die Krume ja nicht zu drücken, eines haarharten Messers bedienen muß, legt die Scheiben in recht heiße, aber nicht gebräunte Butter und läßt sie von der unteren Seite, ohne daß sie wirklich rösten, in der Butter durchziehen und hebt sie hiernach auf Pöschpapier. Vorher schon hatte man Kalbfleisch-Farce, sowie irgend ein Ragout für zubereitet und bestreicht nun die Semmelschnittchen auf der nicht in der Butter gelegenen Seite mit Farce, legt dann ringsum einen Farce-Rand auf, füllt das Innere desselben mit Ragout ein, deckt hierüber ein blatt dünnes Farce-Deckelchen, das man durch Andrücken des Küchenrändchens mit dem aufgesetzten Rande verbindet, und backt danach, wenn alle Schnittchen so weit vorbereitet sind, die Pastetchen nur kurze Zeit, bis eben die Farce gar ist, im mächtig heißen Ofen.

**1190. Gedrautes Rindfleisch nach Pläcker.** Man läßt sich hierzu aus dem Blumenschwanzstück eines jungen Ochsen ein, je nach Bedarf, schweres Stück Fleisch recht kurz und dick anschauen, reibt es mit einer Mischung von geriebenen Zwiebeln, Salz, gestoßenem Pfeffer und einigen gestoßenen Wachholberbeeren tüchtig ein und legt es bis zum andern Tage in einen Steintopf. Nach dieser Zeit legt man um das Fleisch kleine Zweige von verschiedenen feinen Kräutern, wickelt es dann zusammen mit diesen in große, dünne Speckschnittchen ein, bindet zur Befestigung der letzteren einen dünnen Bindfaden darüber und legt nun das Fleisch in eine Casserole, in welcher man zuvor Butter und ausgebratenes Rierenfett zu gleichen Theilen gelbbraun werden ließ, um es hierin, unter fleißigem Wenden und ohne hineinzuftrecken, auf allen Seiten anbraten zu lassen. Wenn dies geschehen ist, giebt man zu dem Fleisch, — zu etwa 3 Kilo gerechnet, — einen Keller eingemachte rothe Rüben, 1 Schüssel Kapern, 1 Schüssel Petersilien, 1 Schüssel in Essig eingemachte Pilze, 4—5 in Viertel geschnittene saure Gurken, 2 Liter Rothwein und leichte Fleischbrühe zu gleichen Theilen, endlich 1 Weinglas kräftigen, guten Rum. Nun deckt man die Casserole mit ihrem fest schließenden Deckel zu, verklebt den Rand desselben mit einem dicken, aus Roggenmehl und kaltem Wasser gemachten Brei und läßt so das Fleisch im mächtig heißen Ofen 3 Stunden schmoren. Einige Minuten vor dem Serviren öffnet man die Casserole, hebt das Fleisch, alles Anhängende davon abschabend, auf eine erwärmte, über heißem Wasser stehende Schüssel, gießt die Sauce durch ein Sieb in eine andere Casserole, fettelt sie gut ab und macht sie darauf mit saurer Sahne und wenig Kartoffelmehl bindig. Schließlich nimmt man Bindfaden, Speck und Kräuter vom Fleisch ab, legt die Speckschnittchen, wie auch das aus der Sauce auf dem Siebe liegen Gebliebene nebst reichlich kleinen, gebratenen Kartoffelchen als Garnitur um das Fleisch, gießt einige Küffel Sauce darüber und servirt es noch recht warm. Die übrige Sauce wird extra dazu gereicht.

**1191. Krebspudding.** Aus einem Schock mittelgroßer, gedochter Krebse bricht man das Fleisch aus, haakt es sehr fein und macht aus den Krebschalen eine gute, recht rothe Krebsbutter. Vorher schon hatte man von 375 Gr. Semmel die Rinde abgerieben, die Krume in feine Schnittchen geschnitten und so viel kochende Milch, daß Alles reichlich damit bedeckt war, darüber gegossen. Wenn die Semmel gut durchgeweicht ist, drückt man mit einem Küffel die Milch so viel als möglich heraus und gießt sie ab. Nun rührt man 375 Gr. von der Krebsbutter recht schäumig, giebt nach und nach das gehakte Krebsfleisch, die Semmelmasse, 10 Eidotter, 125 Gr. Zucker, etwas Muscatblüthe und zuletzt den Schnee von 6 Eipreiß dazu, um dies zusammen zu einer glatten Masse zu verrühren, welche man in eine vorbereitete Puddingsform füllt und darin eine Stunde au bain marie kochen läßt. Beim An-



Illustrirte  
Frauen-Zeitung.

Nr. 12, 1. Blatt.

Monatlich zwei Nummern.  
Vierteljährlich 2½ M. — 1½ Guld.

Berlin, 16. Juni 1886.

(Ausgabe mit allen  
Kupfern: 4½ M. — 2 Guld. 55 Kr.)

XIII. Jahrg.



Elisabeth Goreway



## Sturm.

Novelle von L. Westersfeldt.

(Schluß.)

**D**er veränderte Ausdruck in Adrianens Zügen entging dem Prinzen nicht; voll Befremden sah er sie an. „Adriane!“ begann er, indem er sie wieder umfassen wollte. Aber sie wich zurück, langsam und traurig. „Was war es nur, das über mich kam?“ Ihre Stimme klang erstickt und tonlos, ihre Lippen zitterten.

„Was über Sie kam, Adriane?“ wiederholte er, während seine Augen feucht schimmerten. „Was kommen mußte, — glauben Sie es mir! Es konnte ja nicht anders sein!“ Seine Blicke hingen noch immer unverwandt an ihrem Angesicht, noch immer kniete er vor ihr. Sie mußte ihn aus seinem Traume wecken, — sie, die schon erwacht war. Es lag ja Alles wieder so schmerzhaft klar und deutlich vor ihr.

„Stehen Sie auf, Prinz Ulrich,“ sagte sie schwach; „verlassen Sie mich, — wir dürfen uns nie, nie wieder begegnen!“

„Sie verlassen, Adriane, jetzt?“ entgegnete er, noch immer zurecht. Sie sah es wohl, er hatte sich noch nicht, wie sie, wieder auf sich selbst besonnen. Aber er stand jetzt auf und ließ sich neben ihr nieder. Und nun, wie er ihrem Blicke wieder begegnete, der so unbeschreiblich traurig auf ihm ruhte, kam ihm das Erinnerung. „Adriane, Adriane!“ rief er schmerzlich, „ich kann Sie nicht mehr lassen! Sagen Sie, was mit uns werden soll! . . . Sie dürfen nicht von hinnen gehen, mich verlassen! Noch vor einer Stunde grollte ich Ihnen, ich haßte Sie beinahe um des Leidens willen, das Sie mir zugefügt hatten . . . Und jetzt, seit ich . . .“

Sie unterbrach ihn sanft: „Und dennoch müssen wir Abschied nehmen, gerade jetzt, Prinz Ulrich. Sie müssen versprechen, auf Ihr Manneswort, daß Sie nie wieder mir begegnen wollen. Wir sind es uns Beide schuldig, — nach dem, was eben geschehen.“ Es klang wie ein Hauch aus ihrem Munde.

Er sah sie düster an. „Also weil ich Sie ein einziges Mal umfangen und geküßt habe, soll ich büßen mein ganzes Leben hindurch! Ist das nicht wieder Ihr alter Hochmuth, Adriane?“

Sie schüttelte wehmüthig den Kopf. „Hochmuth!“ sagte sie, „Ihnen gegenüber, in dieser Stunde! . . . Sie wollen es nicht verstehen, so wie ich es meine. Ich darf Sie nicht wiedersehen, Prinz Ulrich. Und ich kann es auch nicht.“

Ihr sanfter Widerstand erregte den Prinzen mehr, als er verrieth. „Sie sprechen nur von Sich,“ entgegnete er, „nur von Ihrem Widerstreben, an etwas erinnert zu werden, das mich namenlos selig . . .“

Seine Stimme hatte sich leidenschaftlich gesteigert. Sie fürchtete sich vor Worten von ihm, die sie nie, nie mehr hören durfte. In ihrer Angst griff sie zu einer Wehr dagegen, die sie bisher nicht zu gebrauchen gewagt. „Und Prinzessin Christine?“ murmelte sie kaum hörbar.

Dies Wort brachte ihn ganz zu sich. „Sie sprechen von meiner Frau!“ Dann schwieg er eine ganze lange Weile hindurch. Und darauf begann er abgebrochen, hastig: „Freilich, ich hatte es beinahe vergessen, daß Sie Theil haben an meiner Heirath. Ihnen danke ich sie ja, Adriane, Ihnen danke ich, daß ich heute gefesselt bin an eine ungeliebte Frau! Widersprechen Sie nicht! Die Härte, mit der Sie mir damals das Almosen versagten, um das ich mit Verleugnung aller männlichen Würde geradezu bettelte, — der Hochmuth, mit dem Sie mich wie einen Schüler eines Vesseren belehren wollten, hatten mich rasend, hatten mich rein sinnlos gemacht. Frevelhaft hatten Sie ein Hinderniß zwischen uns aufgerichtet, das nur in Ihrer Vorstellung existirte, dort aber riesengroß, unüberwindlich! Nun gut, — ich wollte auch meinerseits etwas zwischen uns stellen, aber ein Wirkliches, Bestehendes! Ich wollte mich selbst davor bewahren, bei Ihnen noch ein zweites Mal zu betteln!“

Er athmete tief auf; es war ihm offenbar eine unbeschreibliche Erleichterung, sich so Adriane gegenüber auszusprechen. Sie hörte ihm zu mit einem steigenden Ausdruck von Furcht. Er klagte sie ja an als schuldig an seinem Unglück!

„Ich war in jener Zeit beinahe immer zusammen mit Christine,“ fuhr er ruhiger fort. „Ihr Wesen damals ließ mir keinen Zweifel mehr über das, was ich schon längst geahnt, daß sie mich liebte. Sie hatte mir von je leid gethan in ihrer Schatten-Existenz; jetzt aber verstand ich sie. Ich wußte ja seit einigen Tagen, was es bedeutet, ohne Hoffnung zu lieben! Wenn auch mein Leben fortan freudlos sein sollte, so konnte ich doch das ihre dafür leichter gestalten. Und bei alledem, Adriane, vergaß ich dessen nicht, daß sie älter war als Sie, — daß ich durch diese Heirath beweisen konnte, wie viel mir Ihr unseliger Altersunterschied, wie viel meiner Mutter Verlangen nach einer standesgemäßen Partie galt!“

So trug sie also wirklich die Schuld! Sie allein! Wortlos vergrub sie das Antlitz in beide Hände.

„Nicht so, Adriane,“ sagte er weich. „Ich wollte Ihnen nicht wehe thun . . . Und was ich damals auf mich genommen, ich muß es wie ein Mann tragen. Aber Sie dürfen nicht von mir gehen. Ich verlange ja weiter nichts, als Sie zu sehen und zu hören! Kein Wort, kein Blick soll Sie an das Vergangene mahnen. Ein ganzes langes Leben hindurch will ich mich begnügen mit der Erinnerung an diese Stunde zwischen uns!“

„Ich kann es nicht, Prinz Ulrich,“ sagte sie mühsam; „Sie wissen nicht, was Sie verlangen!“

„Und Sie nicht, Adriane, was Sie mir sind. Ohne Sie, ohne den Blick auf Ihr Antlitz, in Ihre Augen dies Leben weiter leben . . . Sie können es mir nicht zumuthen!“ Und bitter setzte er hinzu: „Es ist doch, weiß Gott, nicht zu viel der Günst, was Sie mir gewähren sollen! Ab und zu einen Blick, ein Wort in Gegenwart meiner Frau . . .“

Daß er keine Ahnung hatte von dem, was in ihr vorging! Dies eine Wort: „Meine Frau,“ — es weckte ja schon tausend Empfindungen in ihrer Brust, die es ihr unmöglich machten, ihm zu willfahren. Sie sah ihn stehend an. Aber er fuhr mit all der Rücksichtslosigkeit einer vergehenden Leidenschaft fort: „Sie dürfen nicht gehen, Adriane, jetzt nicht. Nach Allem, was diese Stunde in mir aufgewühlt, aufgestürmt hat, nicht. Nur der Sternenschein Ihrer Augen vermag diese Fluthen vor dem Ueberfließen zu bewahren. Sie lebend und von mir entfernt zu wissen, — ich ertrüge es nicht!“

„Sie ertragen es nicht, mich lebend und entfernt zu wissen, Prinz Ulrich?“ wiederholte sie. Es klang so fremd, die Art, wie sie jede Silbe betonte. Ihre Augen wandten sich ab von ihm und blickten starr in die Weite, eine ganze Weile lang. Und nun sagte sie, wie sich besinnend: „Es sei! Sie haben Recht. Es geht nicht anders mehr . . . mit uns Beiden!“

Sie hatte sich erhoben; auch er stand auf und reichte ihr in tiefer Bewegung die Hand. „Haben Sie Dank, Adriane!“ sprach er innig. Und wie sie ihre Hand in die seine legte und auffah in seine wiederum in feuchtem Glanze schimmernden Augen, legte sie leicht, wie ein Hauch, ihre beiden Arme um seine Schultern. „Lebe wohl!“ flüsterte sie mit erstickter Stimme; dann war sie ihm entschwunden. —

Nachdem Adriane unbemerkt ihr Zimmer erreicht, verließ sie es an diesem Tage nicht wieder. Der Fürstin sandte sie Botenschaft, daß sie wegen heftiger Migräne sich eingeschlossen halten müsse. Nur so konnte sie es vermeiden, Prinzessin Christine zu begrüßen. Nachdem sie das Mädchen, das kam, ihr Hülfleistungen anzubieten, fortgeschickt, blickte sie lange hinaus in die herbliche Landschaft, von welcher der klare Sonnenschein des Morgens längst verschwunden war. Dunkle Wolken stiegen jenseits des Parks auf; der Wind, der sich seit kurzem erhoben, fuhr durch die entlaubten Bäume. Sie schloß die Augen vor der Trostlosigkeit dieses Bildes. . . . Da kam es ihr wieder, das ganze namenlose Glücksgefühl von vordem, als er sie in seinen Armen gehalten, — berauschend, übermächtig wallte es in ihr auf. Und jetzt, nachdem sie einmal es empfunden, — konnte sie noch neben ihm, dem alle Fibern ihres leidenschaftlichen Herzens gehörten, in Entzagung leben und ihn täglich, stündlich als das Eigenthum einer Andern sehen? Sie schrak zusammen. Dieses Glücksgefühl, dessen Erinnern allein sie von Neuem betäubte, es war ja ein sündhaftes gewesen! Geheiligten Rechten war sie zu nahe getreten damit!

Draußen fing es an zu dämmern, die schweren Wolken am Himmelrande wuchsen zu phantastischen Riesengebilden und überzogen den ganzen Horizont. Der Wind machte sich in immer stärkeren Stößen auf; nun brauste er schon heran über die weite Terrasse, in wilder Jagd die welken Blätter vor sich her treibend. In hellem Uebermuth blies er sie gegen ihr Fenster; sie fuhr empor aus ihrem Brüten. Das war ja der Sturm da draußen, der Sturm, den sie sonst so sehr geliebt hatte, da sie sich noch Kraft vertraute und Muth. Wo waren sie ihr jetzt geblieben? Der Sturm war stärker gewesen, als sie. Hatte er sie nicht auch umhergewirbelt, wie eins der braunen Blätter da vor ihr? Vermochte er sie nicht noch weiter zu wirbeln, vielleicht noch weiter, auch in die Sünde hinein? Und wenn er es auch vermochte, sie konnte ihm dennoch sagen: Halt ein!

7.

An jenem October-Abend traf ich meine letzten Vorbereitungen, um von der Hauptstadt aus, wo ich mich seit einiger Zeit befand, die Weiterreise nach dem Süden anzutreten. Mein Weg führte mich an W. vorüber, und da die letzten Briefe Adrianens mich durch einen tief schmerzlichen Untergrund, den sie sich umsonst bemühte, durch allerlei Geplauder zu verdeden, sehr beunruhigt hatten, kam ich gern der Aufforderung der Fürstin Natalie nach, bei ihr einige Tage zu verweilen.

Ein Versäumniß meines Advocaten hatte mich gezwungen, den lange festgesetzten Termin meiner Abreise noch um einige Tage zu verschieben. Vielleicht war es die Ungeduld darüber, die mich nach der endlichen Erledigung meiner Angelegenheiten sofort den nächsten Conriertzug wählen ließ, obwohl er die Nacht hindurch fuhr. Oder war es die innere Unruhe um Adriane, die mich so hastig forttrieb? Ich weiß es heute nicht mehr. Aber das Eine hat mich lange Jahre hindurch verfolgt und gequält, daß, wenn ich um einige Tage früher gereist wäre, vielleicht Alles nicht so gekommen wäre, wie es nun kommen sollte.

Eine stürmische, unheimliche Nacht war es, die ich unterwegs verbrachte. Ich versuchte zu schlafen, aber die übermächtige Melodie des Luftstromes um mich her ließ mich keine Ruhe finden. Darüber kam mir die Erinnerung an die Sturmnacht auf Berchoven zurück. Ein ganzes Jahr war seitdem verflossen. Was hatte es Adriane gebracht? Noch vor einigen Wochen würde ich zuversichtlich geantwortet haben: Glück! Jetzt aber wollte ich in W. nichts, als meine Sorge beruhigen, daß es nicht ein ganz Anderes gewesen sei.

Um die zehnte Morgenstunde langte ich dort an. Gleich nach meiner Ankunft geleitete man mich zur Fürstin. Sie erschien mir bedeutend gealtert, freilich nicht so sehr im Aussehen, als in ihren Bewegungen, ihrer Sprechweise, die ein gutes Theil der früheren Elastizität eingebüßt hatten. Nachdem sie mich mit ihrer gewohnten Herzlichkeit willkommen geheißen, begann sie eine Unterhaltung über alle möglichen Gegenstände; nur den, der mich augenblicklich am meisten beschäftigte, wußte sie mit anscheinender Absichtslosigkeit zu vermeiden. Auch von ihres Sohnes Heirath sprach sie mit keinem Worte. Als ich sie dann zuletzt direct um Nachrichten von Adriane bat, entgegnete sie mit gesuchter Unbefangenheit:

„Ach ja, Adriane, — pardon, daß ich nicht an Ihrer Interesse für sie dachte, lieber Freund. Nun, sie wird Ihnen bald selbst Alles von sich berichten können; sie muß gleich heimkehren. Sie ist schon in aller Frühe aufgestanden und hat einen Ausritt unternommen, trotz des Sturmes. Wie überrascht wird sie sein, Sie zu begrüßen! Wir hatten ja gefürchtet, daß Ihr Kommen sich noch länger verzögern würde. Adrianens künstlerisches Talent hat sich übrigens hier wunderbar entwickelt; Sie werden erstaunt sein über ihre letzten Sachen. Apropos, sahen Sie in W. das große Bild des jungen Polen, Monsieur tel et tel? Ist es wirklich so bedeutend? Alle Zeitungen sind voll davon . . .“

„Verzeihung, Fürstin,“ unterbrach ich ihr Geplauder, „das mir doch nichts von dem Gewünschten mittheilte, was geht nur da draußen vor? . . .“

Von der Einfahrtshalle des Schlosses, von dem Corridor her, kam es wie ein lautes Stimmengewirr, wie ein hastiges Hin- und Herrennen.

Fürstin Natalie horchte einen Augenblick darauf hin. „Wohl nichts von Bedeutung,“ meinte sie dann mit ihrer alten Sorglosigkeit. „Man setzte heute für meine beiden jüngsten Söhne die Zimmer in Stand, die sie von nun an inne haben sollen. Sie wissen, Werner und Otto werden den größten Theil des Winters hier zubringen. Letzterer will im Frühjahr die Universität beziehen; Werner aber läßt sich nicht davon abbringen, schon jetzt Soldat zu werden, wie sein Bruder Ulrich.“

Ihre Erklärung hatte mich nur halb befriedigt. Das Geräusch hörte nicht auf; es mußte da noch etwas Anderes vorgehen.

„In der That,“ fügte sie nun selbst hinzu, „die Leute scheinen einen ganz überflüssigen Lärm bei ihrer Arbeit zu machen! Vielleicht aber ist es nur der Sturm; man wird bei dem Einräumen alle Fenster und Thüren aufgesperrt haben . . . Daß Adriane bei solchem Wetter reiten mochte, — das excentrische Mädchen!“

Die Stimmen draußen wurden immer lauter, das Thürzuschlagen heftiger. Dazwischen das Geheul des Sturmes, das Geknistern der Zweige gegen das Fenster, der Ausblick auf den von dunklen Wolken überjagten Himmel und dann wieder das phantastische, überwärmte Gemach der Fürstin, diese selbst mit ihrem gezwungen harmlosen Geplauder . . . Eine schwüle, beklemmende Angst schnürte mir das Herz zusammen.

Die Fürstin sah mich verwundert an, wie ich so stumm darsaß und keinerlei Erwiderung fand. „Wenn nur erst Adriane wieder zurück wäre!“ sagte sie gutmüthig. „Wahrscheinlich wird sie bei dem Winde nur ganz langsam im Schritt zurückreiten können. Aber Sie sorgen Sich um sie, ich sehe es Ihnen an! . . .“

Und nun wußte ich, wem all meine unbestimmte Angst galt.

Mit einem Male erklang zu uns her das Fortrollen eines Wagens, der, dem Tempo nach, in toller Eile davonjagte, über den Schloßhof hinweg. „Wer kann das gewesen sein?“ sagte sie befremdet. „Vielleicht Ulrich? Aber er würde nicht so rasend fahren lassen.“ Nun doch beunruhigt, schellte sie, aber keiner der Diener erschien. Im Sturme draußen und ebenso



in dem Lärm auf den Corridoren war für den Augenblick eine seltsame Stille eingetreten, die nun unheimlich abfiel gegen den Lärm von vorher. Die Fürstin schellte wiederum, während ich mich erhob, um selbst unten nachzuforschen, was es gäbe, als der Kammerdiener mit einer Miene eintrat, die er sich offenbar bemühte, unbefangen erscheinen zu lassen.

„Durchlaucht befehlen?“ sagte er mit unsicherer Stimme.

„Was giebt es da draußen, André?“ fragte die Fürstin. „Was für ein Wagen war es, der eben so toll davon fuhr? Wer saß darin?“

„Seine Durchlaucht, der Erbprinz,“ stotterte der Diener. „Durchlaucht hatten selbst die Zügel in der Hand. Der Sanitätsrath, den wir aus der Stadt herbeiholten, ist gleich von Seiner Durchlaucht mitgenommen worden, — auf die Süderheide hinaus...“

„Auf die Süderheide? In diesem Wetter? Und mit dem Sanitätsrath? ... Weshalb? Was giebt es dort?“

Sie fragte es, immer noch mehr neugierig, als wirklich besorgt. Aber ihr, wie mir, verging der Athem, als André nun zögernd hervorbrachte: „Es ist wegen Fräulein von Berchoven...“ Es soll ihr ein Unglück begegnet sein... Des Bienezüchters Sohn kam vor zehn Minuten auf dem Pferde des Reitknechts, der das gnädige Fräulein begleitet hat, mit der Postkutsch hierher.“

Die Fürstin und ich sahen uns in tödtlichem Schrecken an.

„Fräulein von Berchoven ein Unglück zugestoßen?“ rief sie angstvoll. „Und das erfahre ich erst jetzt? Um Himmels willen, ist sie gestürzt?“

„Es scheint so, Durchlaucht,“ sagte der Kammerdiener, noch immer zögernd. „Und Seine Durchlaucht hatten uns anbefohlen, das Unglück so lange wie möglich vor Ew. Durchlaucht geheim zu halten. Ihre Durchlaucht, die Frau Erbprinzessin, hatten gleich darum gewußt... Seine Durchlaucht hatten es ihr selbst zugerufen, beim Eintritt in ihre Zimmer. Die Frau Erbprinzessin waren vor Schreck ohnmächtig geworden...“

Die Fürstin hörte schon nicht mehr auf ihn. „Es scheint so!“ wiederholte sie nur.

„An welcher Stelle geschah der Sturz?“ fragte ich, nur mühsam die Worte hervorbringend. „Ist es weit von hier?“ André wandte sich zu mir. „Nur einige Hundert Schritte von der Parkmauer entfernt soll es gewesen sein, Herr Baron,“ antwortete er. „Gerade da, wo die Süderheide hinter dem alten Landwehrdamm beginnt.“

Die Fürstin winkte ihm, zu gehen. „Ich ertrage es nicht, ihn das Alles so eintönig herjagen zu hören!“ murmelte sie nach mir hin. Und dann, als sich die Thür hinter ihm geschlossen, rief sie in rathloser Angst aus: „Was kann es nur gewesen sein! ... Mein Gott, diese entsetzliche Ungewißheit! ... Es scheint so,“ sagte André. „Als ob ein Sturz nicht auch tödtlich wirken könne! ... Und wie hüßlos man hier bei alledem ist!“

Der Boden brante mir unter den Füßen. Ich mußte hinaus, mußte selbst auf die Heide. Sofort errieth die Fürstin meine Absicht.

„Um Gottes willen, gehen Sie nicht auch noch fort!“ sagte sie flehend. „Bleiben Sie bei mir, Baron, verlassen Sie mich nicht! Sie kommen da draußen ja doch zu spät, um noch zu helfen; sie werden schon fort sein, die Andern, ehe Sie die Stelle erreichen... Sie können nichts mehr thun, als hier warten... mit mir warten auf Ulrichs Rückkehr...“

Warten! Aber sie hatte Recht, es blieb nichts Anderes übrig.

Nach einer halben Stunde, die wir Beide wortlos verbrachten, Eins das Andere gespannt ansehend, ob durch das Brausen des Sturmes hindurch nicht das Rollen eines Wagens zu vernehmen sei, — nach der längsten halben Stunde meines Lebens horchten wir auf. Es tönte zu uns her, wie knirschende schwere Wagenräder auf trockenem Kiese, zwar undeutlich noch und unbestimmt, aber unseren gespannten Sinnen dennoch vernehmbar. Und jetzt näherte sich der Ton, er wurde deutlicher, — und dann kam er langsam vor unseren Augen um die Biegung des Parkweges herum, auf das Schloß zu, ein im Schritt gefahrener, geschlossener Wagen. Wir hatten keinen Blick mehr für einander übrig, unsere Augen hingen wie gebannt an dem dunklen Gefährt mit den zwei edlen Klappen, die vor Ungebuld über den ihnen aufgelegten Zwang zitterten. Ich fühlte, wie der Fürstin Arm den meinen fest umfaßte.

Nun hielt der Wagen vor den Stufen der Terrasse. André stand schon bereit, den Schlag zu öffnen.

Ich kannte den Erbprinzen, der jetzt langsam heranstieg, kaum wieder, so verändert waren seine Züge. Er blieb an der geöffneten Wagenthür stehen und breitete beide Arme aus, um die Last zu empfangen, die ihm aus dem Inneren der Arzt behutsam auflegte. Es war die dunkle, leblose Gestalt Adrianens.

Der Kammerdiener und einige Lakaien sprangen herzu, den Prinzen zu unterstützen. Aber er wies sie mit einer Kopfbewegung zurück. Und so schritt er über die Terrasse hinweg, auf Adrianens Zimmer zu. War es die Last auf seinen Armen, die seinen Schritt so

müde und schwer machte, oder war es der Anblick des blassen, unbeweglichen Hauptes, das mit geschlossenen Augen auf seiner Schulter ruhte?

Ich bot der Fürstin den Arm, und wir begaben uns über den Corridor in das kleine Gemach, das ich bei meinem Scheiden vor einem halben Jahre zuletzt betreten hatte.

Die Diener hatten die Fensterröhre weit geöffnet, und durch sie herein kam nun das traurige Geleite. Sanft und zärtlich legte der Prinz seine Bürde auf dem Divan zu Seiten der Wand nieder. Wie gelähmt standen wir und sahen ihm zu. Kein Wort wurde laut zwischen uns, auch jetzt nicht, nachdem die Lakaien auf einen Wink des Arztes das Zimmer verlassen hatten. Die Fürstin sank mit einem unterdrückten Aufschluchzen in einen Sessel nieder und bedeckte das Gesicht mit beiden Händen. Abgewandten Antlitzes stand der Prinz und starrte auf die Züge Adrianens nieder, die so seltsam fremd ausfahen in ihrer Leblosigkeit. Der alte Arzt machte sich leise bei dem Divan zu schaffen. Er holte einen Handspiegel herbei und hielt ihn an die halbgeöffneten Lippen der Daliegenden. „Nicht der Schimmer eines Hauches!“ murmelte er mit trübem Kopfschütteln. Er trat zum Prinzen hin: „Es verhält sich leider so, wie ich schon draußen constatiren mußte, Durchlaucht,“ sagte er leise. Und dennoch klang jedes seiner Worte mit entsetzlicher Deutlichkeit in unseren aufstrebenden Seelen wieder. „Der Tod muß Augenblicklich und deshalb schmerzlos eingetreten sein.“

Der Prinz gab ihm keine Antwort.

„Wenn Durchlaucht gestatten, werde ich mich jetzt zurückziehen, um das Nöthige für die Aufbahrung anzuordnen,“ fügte der Arzt hinzu.

Ein stummes Kopfnicken gab ihm die Erlaubniß dazu. Und bei dem Geräusche der sich schließenden Thür wandte sich der Prinz, plötzlich zusammenfahrend, um. Sein Antlitz war noch um einen Ton bleicher, als das der Todten. Der Blick, der mich streifte, sagte mir deutlich, daß ihm meine Gegenwart auch jetzt nicht zum Bewußtsein komme. Die Fürstin schluchzte laut, da ihre Augen dem leeren Ausdruck der seinen begegneten.

„Still, Mama,“ sagte er, „höre sie nicht, die Ruhe meiner Heiligen...“ Die Stimme brach ihm. Und jetzt beugte sich die hohe Gestalt tief herunter und kniete nieder neben dem leblosen Haupte Adrianens. Er nahm es in beide Hände und küßte das dunkle, schwere Haar mit einer langamen, ehrfurchtsvollen Innigkeit.

Der Anblick trieb mir die Thränen in die Augen; der Krampf der Erstarrung, der bei den Worten des Arztes über mich gekommen war, löste sich. Ich näherte mich der zusammengesunkenen Gestalt der Fürstin und flüsterte ihr zu: „Darf ich Sie hinüberführen, Fürstin, in Ihre Zimmer? Verweilen Sie nicht länger hier...“

Sie zog die Hände vom Gesichte und sah mich an, als ob sie sich den Sinn meiner Worte erst klar machen müsse. Dann stand sie auf und nahm wandelnd meinen Arm. So verließen wir Beide das Zimmer, ohne daß der Prinz, der, von uns abgewandt, noch immer an dem Lager kniete, dessen gewahr geworden wäre.

Als ich nach einer Stunde, aus den Räumen der Fürstin kommend, die große Einfahrtshalle durchschritt, um auf den Hof zu gelangen, — ich mußte ja mit alledem, was auf mich einstürzte, hinaus in's Freie, sollte ich nicht ersticken, — sah ich neben dem Marstalle zur Seite des Schloßes eine Gruppe von heftig gestikulirenden und laut sprechenden Menschen um einen Reitknecht stehen. Ich ging auf sie zu. Beim Näherkommen erkannte ich im Mittelpunkte Georg, den Neckenburger, dem ich selbst einst die Anstellung hier verschafft hatte. Da er mich erblickte, machte er sich los von den Uebrigen, um mich zu begrüßen. Seine Züge waren bleich und verstört.

„Ach, Herr Baron,“ sagte er, „wenn ich es nur nicht gerade hätte sein müssen, — heute Morgen mit dem gnädigen Fräulein! Aber meiner ewigen Seligkeit, ich bin unschuldig daran! Ich schwöre es Ihnen, Herr Baron!“ Der Mann zitterte vor Aufregung. „Wenn der Herr Baron bei Seiner Durchlaucht ein gutes Wort einlegen wollten! ... Ich fürchte, Seine Durchlaucht scheidet mich fort aus dem Dienst...“

„Beruhigen Sie sich nur erst, Georg,“ entgegnete ich. „Ich werde mit dem Erbprinzen sprechen... Sie waren es also, der mit dabei war auf der Heide! Aber wie konnte es denn nur kommen?“

„Sehen Sie, Herr Baron,“ begann er erregt, „die Hauptschuld daran trug der Sturm. Das war kein Wetter heute zum Reiten für eine Dame. Als Fräulein von Berchoven, die schon in aller Frühe heruntergeschickt hatte zu mir, auf den Hof kam, ganz fertig angezogen, ging ich zu ihr hin und stellte ihr vor, daß es besser sei, heute von dem Ritt abzustehen. Sie antwortete mir aber nur kurz: ‚Sie haben zu thun, Georg, was Ihnen befohlen wird!‘ Es war das erste Mal, daß das Wort ‚befehlen‘ aus ihrem Munde kam. Sie war ja sonst immer die Güte selbst. Als ob es sie gereue, meinte sie auch gleich darauf: ‚Ich habe die Nacht nicht geschlafen und möchte mich wieder frisch reiten

draußen. Thun Sie es mir zu Liebe, Georg, führen Sie mir den Achilles her! ... Was konnte ich machen, Herr Baron? Und an ein Unglück, das daraus kommen konnte, dachte meine Seele auch nicht, nur daß der Achilles sehr wild und schwer zu behandeln sein werde bei dem Sturm. So ritten wir denn fort. Fräulein von Berchoven blieb erst ganz ruhig im Schritt. Aber als wir auf die Süderheide hinausliefen, ließ sie ihn gleich in Galopp fallen. Der Wind hatte uns vorher schon beinahe den Athem genommen... Herr Baron können Sie denken, wie toll es da auf der offenen Heide herging. Und dann fiel mir sofort beim Galopp-Ansetzen auf, daß Fräulein von Berchoven, die sonst eine so ruhige, leichte Führung hatte, mit den Zügeln heute viel zu hastig und stoßweise umging. Der Achilles, der so wie so schon durch den fürchtbaren Wind in große Aufregung gerathen war, wurde ganz toll davon. Ich kam an sie heran und schrie ihr zu, sie möge aufhören mit dem Galopp. Sie hörte nicht darauf, — aber endlich, als ich immer wieder von Neuem rief, parierte sie und wandte sich zu mir. ‚Gnädiges Fräulein,‘ sagte ich, — ich fand nur schwer den Athem dazu, — ‚um Gottes willen keinen gestreckten Galopp mehr, es ist gefährlich heute! Der Achilles ist zu unruhig, und wenn Sie ihn so weite Sprünge machen lassen, kann der Sturm Sie jeden Augenblick aus dem Sattel schleudern!‘ Sie sagte aber ganz gelassen: ‚Der Sturm wird mir nichts anhaben, guter Georg, und der Achilles versteht mich schon. Also vorwärts!‘ Ich wagte nicht, noch einmal zu widersprechen, nur blieb ich trotz ihres verwundert unwilligen Blickes hart an ihrer Seite. Aber ich hatte Mühe, neben ihr zu bleiben. Darüber waren wir dem Heidedamm nahe gekommen. Und dort mit einem Male will sie über den Graben hinwegsetzen; ich strecke die Hand aus, ihr in den Zügel zu fallen... Der Achilles aber weigert sich, zu springen, bäumt sich hoch auf... Sie ruft mir zu: ‚Die Hand fort! die Hand fort!‘ reißt dabei zu stark am Zügel, — der Achilles überschlägt sich und schleudert sie weit aus dem Sattel. Ich springe vom Pferde und stürze hin, — da liegt sie schon still und weiß, mit geschlossenen Augen...“

Er verstummte und wischte sich über das gebräunte Gesicht. Ich wußte ihm nichts zu entgegnen, nickte ihm nur schweigend zu und wanderte dann hinaus in den Sturm.

Drei Tage später begruben wir sie in der alten Kapelle zu Haus Berchoven. Aber die dunkle Wahre hat keiner von uns gesehen; sie war wie überschüttet von einer ganzen Fluth von leuchtenden, duftenden Rosen. Der Erbprinz hatte sie hergeschickt; außer ihm war noch Graf Bredenol erschienen. Als die letzten Gebete gesprochen waren, der Sarg langsam hinabgelassen wurde, brach der große Offizier für einen Augenblick in fassungslöses Schluchzen aus. Meine nassen Blicke suchten den Erbprinzen. Er stand da, wie von Stein, keine Wimper zuckte in seinem Antlitz, und unheimlich starr hasteten seine Augen an dem in der Tiefe der Gruftdämmerung allmählich verschwindenden Rosenschimmer. Und dann, als der Boden erreicht war, ein dumpfer Ton heraufklang, sah ich, wie die Kugel seiner auf der Degenkuppel ruhenden unbehandschuhten Rechten sich tief in das Fleisch eingruben, daß die rothen Blutstropfen hervorkamen.

Der gute, alte Freiherr stand in hüßloser Gebrochtheit neben ihm; still und langsam rollten ihm die Thränen in den Bart.

Frau Ernesta und Evchen waren nicht zugegen, nach Landessitte. Und Hans Berchoven hatte nicht kommen können; er lag in seiner Garnison an einem Typhusfieber darnieder. So war nur ein kleiner Kreis von Männern bei dieser Trauerfeier zugegen.

Adrianens Eltern trugen, nachdem sie den ersten betäubenden Schlag überstanden, ihr Unglück mit größerer Fassung, als anfänglich hatte gehofft werden können. Ihr Alter half ihnen dazu; dazu auch die Abstumpfung der Leidensfähigkeit, die ein von der Welt abgeschlossenes, durch lange Jahre hindurch in der Einsamkeit fortgeponnenes Leben mit sich bringt. Dem indischen Evchen wurde es am schwersten, begreifen zu lernen, was Tod heißt; sie hat die Schwester nie vergessen, bis auf den heutigen Tag. Vielleicht war es dies, — ihre Trauer um die verlorene Adriane, — die nach einiger Zeit Graf Bredenol zum ersten Male veranlaßte, sie zu beachten. Zwei Jahre waren vergangen, da machte er sie zu seiner Frau.

Aus dem Erbprinzen ist ein ernster Mann geworden. Das strahlend heitere, lebensprühende Wesen seiner Jugend ist ihm nie auch nur für einen Augenblick wiedergekehrt; die herzbezwingende Liebenswürdigkeit aber ist ihm treu geblieben. Prinzessin Christine starb im ersten Jahre ihrer Ehe, nachdem sie einem kleinen, starken Sprößlinge das Dasein gegeben. Die Fürstin lebt noch immer in dem anmuthigen Rococo-Schlosse an den Ufern des Rheins. Sie treibt auch noch, wie früher, Buddhismus und Protection. Wir schreiben uns von Zeit zu Zeit, — aber besucht habe ich sie nicht wieder.



Nachdruck verboten.

## Lola.

Eine dalmatinische Geschichte von Hans von Spielberg.

Wir waren auf der Fahrt von Zara nach Sebenico. Die Adria glänzte wie ein Spiegel; die schroffen Felsen der dalmatinischen Küste zeichneten sich in scharfen, klaren Umrissen vom Horizont ab. Auf dem hatten Grün der Olivenhaine der langgestreckten Inselkette, die unser Dampfer im weiten Bogen umkreiste, lag die volle Mittagssonne. Ja, Phoebus Apollo meinte es gut heute, und wir konnten uns sattfam des linnenen Schutzdaches freuen, das die schwarzlockigen Matrosen schon am frühen Morgen, als wir uns noch fröstelnd die Hände rieben, über das Verdeck gespannt hatten. Jetzt lag es sich prächtig im Schatten auf den bequemen Schaufelstühlen; der eisgekühlte Prosecco und eine vorzügliche Habanna, die ich stark im Verdacht hatte, daß sie haarscharf an den Augen der Mauth vorbeipassirt sei, thaten ein Uebriges, — kurz, wir waren in der ausgezeichnetsten Stimmung.

Wir: ein älterer Herr, anscheinend dem Seemannsstand angehörig, den ich während meines Aufenthaltes in Zara kennen gelernt und zufällig auf dem Dampfer wiedergetroffen hatte, und meine Wenigkeit. Der alte Herr war ein echter Italiener, überaus lebendig trotz seiner grauen Haare, von sprudelndem Humor und einer seltenen Frische der Lebensanschauungen. Er nahm Antheil an Allem, hatte für Jeden ein freundliches Wort und plauderte, wie es nur ein Italiener kann, aus dem Hundertsten in's Tausendste. Ich selbst befand mich auf einer Vergnügungstour nach dem Orient und „schlenderte“ langsam die einzelnen Stationen an der Küste der Adria ab, in vollen Zügen die frohe Lebenslust des Südens einathmend.

Signor Cerdana, so hieß mein Gefährte, war mir in seiner lebhaften, anschaulichen Art ein trefflicher Cicerone; von jedem Inselchen wußte er eine kleine historische Reminiscenz, die augenscheinlich mehr dem Mythenthrone, als der Geschichte entstammte; von jedem Dörfchen konnte er ein pikantes Geschichtchen erzählen. Die Zeit flog dahin; es that mir ordentlich leid, als er endlich ausrief: „Ecco, Signor, noch eine Biegung der Küste, noch wenige Minuten, und wir haben die Hafen-Einfahrt von Sebenico vor Augen“. Dann setzte er plötzlich ernster hinzu: „Sehen Sie dort drüben am Horizont den kleinen grauen Streifen, der wie ein Nebelwölkchen auf dem Wasser liegt?“ Und als ich, schärfer hinblickend, bejahte, fuhr er fort: „Das ist ein kleiner Fels mitten im Meer, Torino nennen ihn die Fischer der Umgegend; an seinem Ufer, Herr, verlebte ich die schreckensvollste Stunde meines Lebens, und heute noch, nach fast vierzig Jahren, kann ich an dem felsigen Eiland nicht vorüberfahren, ohne daß mein Herz bebt.“

Er mochte mir ansehen, daß seine Worte meine Erwartung auf das Höchste spannten, und daß ich nur mit Mühe eine directe Frage unterdrückte. „Wenn Sie mein Erlebnis interessieren würde, — und es ist in der That eigenartig genug, — will ich es Ihnen nicht vorenthalten, Signor Dottore. Aber nicht jetzt, wir sehen uns ja heute Abend im Pelegrino. Dort sollen Sie Alles hören; jetzt brauchen wir Ihre Augen, nicht Ihre Ohren, — ich hoffe, meine Vaterstadt wird sich Ihnen im schönsten Lichte zeigen.“

Ich nickte stumm; ich fand keine Worte der Entgegnung, so gewaltig wirkte die Reihe wunderbarer Eindrücke, die sich schnell auf einander folgend abspielten, auf mich ein. Die Einfahrt in den Hafen von Sebenico gehört zu den schönsten Erinnerungen meiner Reise: Ein Labyrinth von Hunderten von Klippen und Inseln lagert längs der Küste; riesenhohe, steile Felswände umsäumen die Fahrstraße, die sich mehr und mehr verengt und bisweilen von schroff abfallenden Berglehnen gänzlich versperrt erscheint. Dann taucht aus der blauen Fluth ein mächtiges Mauerwerk von kolossalen Dimensionen auf und kehrt uns dräuend eine Reihe Schießscharten zu: das Castell San Nicolo, über dessen Thor noch heute der geflügelte Marcus-Löwe Wacht hält und daran gemahnt, daß einst das stolze Venedig dem herrlichen Dalmatien seine schwere Herrscherhand auferlegte. Wenige Minuten weiter, und ein friedlicheres Bild fesselt das Auge. Am schroffsten Gange des Ufers klebt, einem Schwalbenneste gleich, die schlichte Höhlenwohnung eines Einsiedlers, und das Bild des Gekreuzigten schaut, von den Wogen umbrandet, schirmend herab. Plötzlich öffnet sich der Kanal zu einem weiten, mächtigen Becken: auf steilem Berghang aufgebaut, liegt Sebenico selbst, am Gestade der blauen Fluth amphitheatralisch ansteigend, vor uns. Hoch von den Gipfeln der die Stadt überragenden Berge schimmern die gebrocheneren, massigen Mauern dreier alter, noch aus venezianischer Zeit stammender Forts herab, aus dem vielgiebligen Häusermeer tauchen

zahlreiche Thürme und Thürmchen hervor, weit überragt von dem herrlichen, reich ornamentirten Thurm des großartigen Domes, des Meisterwerks Giorgio di Matteo's.

Ich lehnte, noch ganz in den Anblick des unvergleichlichen Panoramas versunken, an der Kommandobrücke, als sich die Hand Cerdana's auf meine Schulter legte. Seine Augen blitzten unter den buschigen grauen Brauen, er freute sich sichtbar über den Eindruck, den seine Vaterstadt auf den Fremdling machte. „Hab' ich zuviel gesagt?“ lachte er fröhlich. „Ist's nicht ein wunderbares Nestchen, unser altes, prächtiges Sebenico? Und wissen Sie, was man ihm noch nachrühmt, von Fiume bis herab nach Ragusa? Wie es das schönste Gotteshaus besitze an der ganzen Küste, so sei auch der beste Wein sein und die schönsten Frauen! Nun, Ihr werdet's ja selbst sehen, ob die Leute Recht haben, — was aber die Frauen betrifft, so will ich Euch heute Abend ein Geschichtchen erzählen, das von der handelt, die man einst die Schönste der schönen Mädchen Sebenico's nannte. Gott befohlen, Signor! Ich sehe, ich werde erwartet; laßt's Euch gut gefallen im Pelegrino.“

Als ich am Abend unter der offenen Halle des Hotels saß und gewissenhaft erprobte, ob der Wein von Sebenico wirklich so gut sei, wie sein Ruf, fand ich Freund Cerdana denn auch pünktlich ein und ließ sich nicht lange um seine Erzählung bitten. Er schenkte sich das Glas voll, hielt den dunkelrothen Wein prüfend gegen das Licht und that einen mächtigen Trunk. Dann begann er:

„Ich sagte Ihnen schon, Signor Dottore, daß ich in Sebenico geboren bin. Ich bin ein Sohn einfacher Leute, und wenn ich's zu etwas in der Welt gebracht habe und in Ruhe meinen alten Tagen entgegensehen kann, so verdanke ich's, nächst der Gnade der Heiligen, mir selbst. In der Wiege ist's mir nicht gelungen worden, — wahrscheinlich habe ich überhaupt keine Wiege gehabt, sondern bin mehr auf Steinfliesen gebettet gewesen, als auf Eiderdunen. Nun, gleichviel, — ich wuchs trotz der schlechten Kost und der vielen Schläge, die mir mein Vater mit dem Tau-Ende zumah, heran und galt mit zwanzig Jahren schon als ein vielversprechender junger Mann. Etwa gleichalterig mit mir war ein anderer Bürgersohn, Pietro, ein schmuder Bursche und tüchtig trotz Einem. Er nannte damals bereits ein eigenes Bot sein und hatte oben an der Kirche della Virgine ein kleines Anwesen. Ich trieb einen ziemlich einträglichen Fischhandel, kaufte auch 'mal hier oder dort ein Pöstchen Olivenöl und brachte es nach Zara oder Spalato; aber das Geld zerrann mir zwischen den Fingern, denn ich war ein loderer Zeisig, der in der Schenke und auf dem Tanzboden selten Maß zu halten wußte. Pietro und ich standen uns übrigens wie Hund und Kage; es war von Kindesbeinen an eine Art von Rivalität zwischen uns, und der brave Junge ließ mich mehr als einmal die Wucht seiner Fäuste fühlen, was ich ihm dann stets durch allerhand Schabernack reichlich zu vergelten suchte.“

Cerdana lachte bei der Erinnerung: „Ich trieb's arg, Herr, ärger vielleicht, denn er. Heute fand er seine Neze zerrissen und zerfetzt, morgen bestellte ihn ein Briefchen mit dem Bote nach Zarabecchio, um Fremde abzuholen, und wenn er hinkam, war Niemand dort, der ihn erwartete; übermorgen Nacht hatte ich seine Lachshürden in der Kerla aufgenommen und geplündert, — aber ich wußte es stets so einzurichten, daß ich nie ertappt wurde. Kurz und gut also, wir standen auf stetem Kriegsfuß. Einig wurden wir nur in Einem: in der Liebe nämlich. Wie beschaffen gerade diese Einigkeit aber war, brauche ich Ihnen nicht auseinanderzusetzen; denn wenn zwei Burschen dasselbe Weib lieben, vertragen sie sich meist ungefähr so, wie Wasser und Feuer. Nun war das allerdings eine sonderbare Sache: Der alte Branconi, ein wohlhabender Maraschino-Fabrikant, hatte nämlich zwei Töchter, eine hübscher als die andere. Guiletta, die ältere, war schwarz wie die Nacht, Lola blond wie Cure deutschen Jungfrauen, — jene feurig, immer heiteren Sinnes und als echte Tochter ihrer Heimath etwas kokett, diese ernst und ruhig, vielleicht ein wenig zu gemessen für den Geschmack von uns lockeren Gefellen. Guiletta war lange von Hause fern gewesen; sie hatte in Lissa einer alten Tante, die sie beerben sollte, mehrere Jahre die Wirthschaft geführt. Lola war indessen allein im Hause des Alten und der Gipfel-punkt der Wünsche aller heirathslustigen Burschen der Stadt. Ihr begeistertster Amorojo aber war Pietro, und wenn sie's ihm auch nicht offen zugestand, daß sie seine Liebe erwidere, wir Andern merkten es doch, und er sorgte schon dafür, daß wir uns, seine älteren Rechte gleichsam anerkennend, respectvoll ein wenig zurückzogen. Es galt, so zu sagen, als eine stillschweigend anerkannte Thatsache, daß die Beiden ein Paar werden würden. Da kam die ältere Schwester in das väterliche Haus zurück, und ich sage nicht zu viel, Signor: das Mädchen machte ganz Sebenico verrückt. Ich glaube, es sind noch nie soviel Blumen oben an der Kerla gepflückt worden, als in jenem Frühjahr,

und unsere Musikanten hatten gute Tage, da Jeder von uns der Schönen ein Ständchen bringen wollte, bis der alte Branconi eines Abends die ganze Musikbande von seinem Hofe herunterwarf und sich jede Störung seiner Nachtruhe ein für alle Male verbat.

Ich war der Tollste unter den Tollern. Das war allerdings an sich nichts Wunderbares, denn ich hatte ein sehr leicht entzündliches Herz und lief, wie man mir nachsagte, jeder Schürze nach, um sie ebenso schnell zu vergessen, und an's Heirathen hatte ich noch nie gedacht. Ich sollte jedoch bald empfinden, daß es diesmal doch ernst wurde; Guiletta that es mir wirklich an, ich verliebte mich bis über die Ohren, und der wilde Paolo wurde zahm und folgsam, wie ein Pudel. Gleichzeitig aber ging mit Pietro eine seltsame Veränderung vor. Ich merkte es zuerst der armen Lola, dem guten Mädchen, an, daß zwischen ihnen nicht mehr Alles beim Alten war. Die Kleine wurde blaß und blässer, sie sah ernster und trüber als je aus und zog sich von Allem zurück. Pietro schien desto ausgelassener, und es dauerte nicht lange, so wurde es mir klar: Es war ihm ein Dorn im Auge, daß ich, gerade ich ernstlich um Guiletta warb, und mir zuerst nur zum Trost ließ er die arme Lola links liegen und fing in seiner heftigen Art an, die ältere Schwester zu hofiren. Daß sie ihm unverhohlen sagte, sie mache sich nichts aus ihm, reizte seinen Trost nur noch mehr und entfachte schließlich eine wahrhaft verblendete Leidenschaft in ihm, — eine Leidenschaft, die nicht Maß noch Ziel kannte. Freilich war Guiletta selbst nicht ohne Schuld. So rücksichtslos sie ihn heute zurückwies, bei der nächsten Gelegenheit lockte sie ihn doch wieder durch einen verheißenden Blick, oder sie hatte ein unerwartet freundliches Wort für ihn; er sah aber nicht ein, daß diese kleinen Manöver nur auf mich gemünzt waren und bei mir auch ihren Zweck vollkommen erreichten. Wenn sie ihn mit thörichteren Hoffnungen erfüllten, so stachelten sie mich zur Eifersucht an, und ich möchte das Mädchen sehen, die ihren Schatz nicht gern ein wenig eifersüchtig macht.

So kam das Fest della Virgine heran, das in Sebenico alljährlich in den ersten Septembertagen mit besonderem Glanze gefeiert wird. Es ist ein alter Brauch, daß die jungen Burschen an diesem Tage die Erwählte ihres Herzens oben an der Kapelle nach dem Schluß der Frühmesse erwarten und ihr einen Strauß frischer Blumen überreichen. Nimmt sie die Blüthen, so gilt das schon als ein Zeichen besonderer Gunst, reicht sie dem Geber aber eine derselben mit freundlichem Wort zurück, so darf er bestimmt auf ihr Jawort hoffen.

Pietro und ich hatten uns schon in der Kapelle schweigend gemessen; bemerkten wir doch gegenseitig die frischen Blumen in unseren Händen. Kaum waren die letzten Töne der Orgel verklungen, so standen wir draußen vor der Kirchthür. Wir sahen uns scharf in die Augen. „Sind Deine Blumen für Lola?“ fragte ich endlich mit verbissenem Grimm.

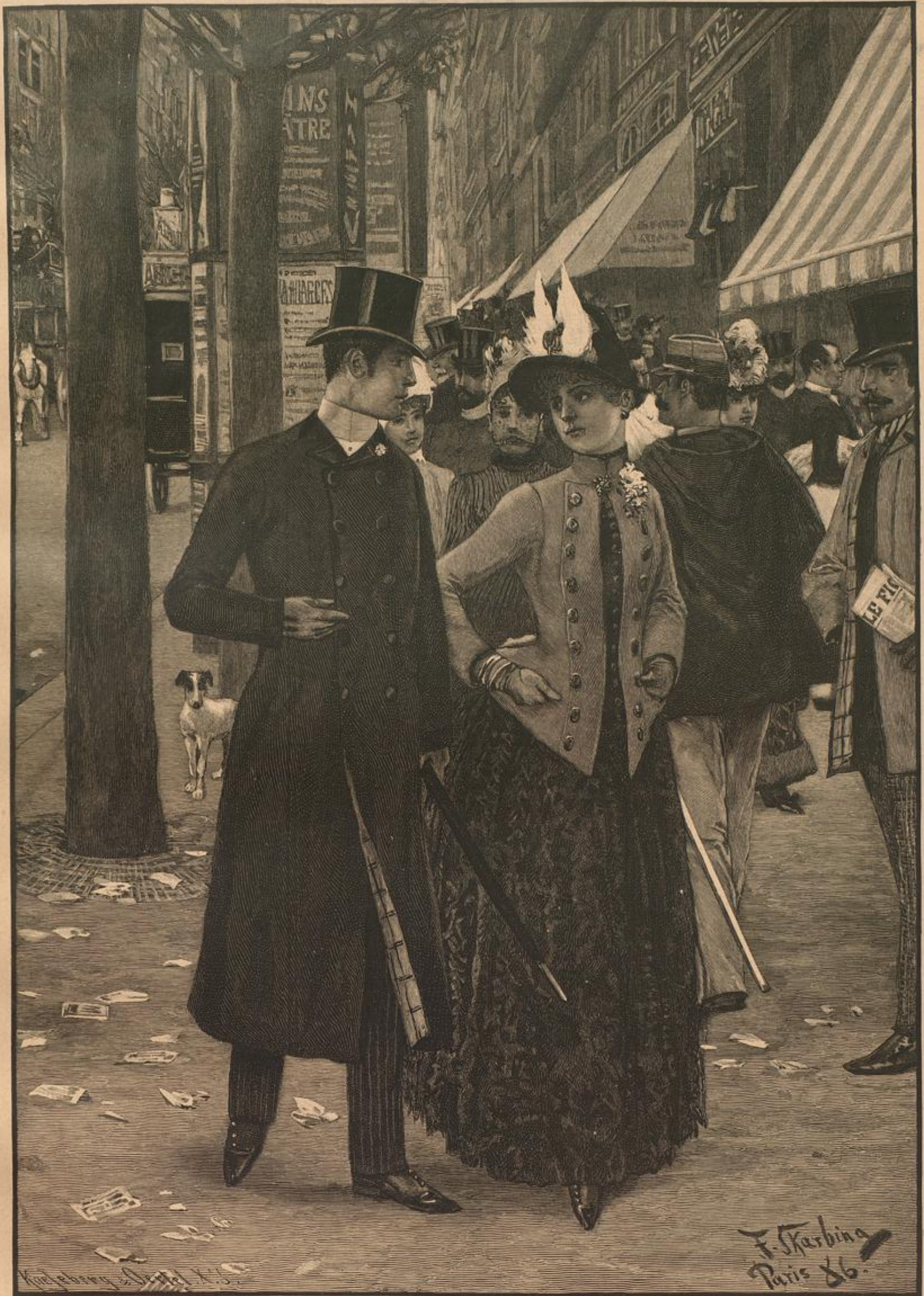
„Was geht's Dich an!“ flüsterte er heftig zurück. „Hüte Dich, mir in den Weg zu treten! Du kennst mich, Paolo . . .“

Ich lachte höhnisch. „Gerad' weil ich Dich kenne, fürchte ich Dich nicht!“ Wir konnten nicht weiter sprechen, denn schon traten die Kirchgänger aus dem Portal, unter den Ersten die beiden Schwestern, Guiletta schön wie die Sonne, mit fröhlichem Lächeln auf den Lippen und siegesgewiß blickenden Augen, Lola gesenkten Hauptes; ich meinte, schon in der Kapelle eine Thräne in ihrem Auge gesehen zu haben.

Pietro hatte es so einzurichten gewußt, daß er etwa zwei Schritte näher am Ausgange stand, als ich, und der Menschenstrom schob mich noch etwas weiter zurück. Ich konnte daher nicht hindern, daß er Guiletta seinen Strauß zuerst anbot; aber ich hörte deutlich, wie sie ihn lächelnd zurückwies. „Es scheint, Signor, Ihr irrt Euch in der Person; ich habe von Euch weder Blumen erbeten noch sie erwartet!“ sagte sie und schritt, ihren Arm fest in den der Schwester legend, an ihm vorüber. Mein Herz pochte, als sie mir freundlich zunickte. Obgleich Verlegenheit sonst nie meine Sache war, vermochte ich taum einige Worte zu sammeln und ihr die duftenden Orangenblüthen zu überreichen, — und wahrhaftig, auch ihre kleine Hand zitterte leise, als sie den Strauß nahm und an die Brust steckte. Wir waren einige Schritte neben einander die Straße entlang gegangen, als plötzlich Pietro sich von hinten brüstete zwischen uns schob: „Ei, ei, schönste Signora!“ flüsterte er höhnisch, „da habt Ihr ja doch einen Strauß, — diese Blumen hattet Ihr wohl erbeten und erwartet!“

Ich wollte ihm heftig entgegen, aber Guiletta kam mir zuvor. Ihre Wangen glühten, und in ihren dunklen Augen blitzte es zornig: „Erbeten nicht, — erwartet vielleicht, daß Ihr's nur wißt! Und damit Ihr seht, Signor Paolo, wandte sie sich an mich, wie mich die Blumen errenten, nehmt hier die schönste und tragt sie heute zu meinem Gedenken.“





Auf dem Boulevard des Italiens zu Paris. Nach einer Gouache von Franz Starbina. — Siehe Seite 210.



Sie löste eine der Blüten und wollte sie mir reichen, aber Pietro umklammerte, ehe ich es hindern konnte, ihren Arm mit eisernem Griffe, sodaß sie schmerzlich zusammenzuckte. 'Es giebt ein Unglück!' stieß er zischend hervor, und eine dunkle Röthe färbte sein hübsches Gesicht. 'Hütet Euch, Signora!'

Ich war entrüstet. 'Augenblicklich läßt Du die Signora frei!' rief ich so laut, daß einige Passanten verwundert stehen blieben. Nur das Bestreben, größeres Aufsehen auf der belebten Straße zu vermeiden, hielt mich zurück, Hand an den Unverschämten zu legen. Lola schluchzte leise, aber Guiletta hatte nicht einen Augenblick ihre Fassung verloren. Ein ironisches Lächeln spielte um ihre Lippen, und sie entgegnete mit recht absichtlicher Betonung: 'Signor Pietro weiß vermuthlich nicht, daß ich Deine Braut bin, Paolo.'

Ein Wuthschrei, — in demselben Augenblicke sah ich auch schon einen blanken Stahl in der Luft blitzen, und nur eine rasche Bewegung verhinderte, daß er mich nicht voll in die Brust, sondern nur am linken Oberarm traf. Ich griff nach dem Arme des Sinnlosen und suchte ihm das Dolchmesser zu entringen; einige Leute eilten hinzu; es gelang uns, den riesenstarken Burschen zu bewältigen, und als Alles vorbei war, kam auch unsere vortreffliche bewaffnete Macht in Gestalt eines Constablers, und Pietro wurde nach dem Arresthause abgeführt.

Als ich eine Stunde später in das Haus des Maraschino-Fabrikanten trat, um meine Werbung dem Vater Guiletta's vorzutragen, kam diese selbst mir entgegen und führte mich zu ihm. Der wackere Alte, von dem Vorgange bereits durch einen Nachbar unterrichtet, mochte wohl einsehen, daß Ja und Amen sagen das Beste sei, was er thun könne, und so kam ich denn schneller, als ich selbst gehofft, zu dem Ziel meiner Wünsche. Lola blieb unsichtbar; auch in den nächsten Tagen sah ich sie nur auf kurze Augenblicke, und ihre Augen wichen stets meinen Blicken aus. Als sie mir kurz Glück wünschte, war ihre Hand kalt wie Eis, und ihre Stimme bebte.

Pietro und unser Rencontre mit ihm hätten wir fast im Uebermaß unserer Freude und unseres Glückes vergessen, wenn wir nicht durch die gerichtliche Vorladung an ihn erinnert worden wären. Von ihm selbst hörten wir nur, daß er anfänglich wie ein Besessener getobt habe, um dann in ein stummes Hinbrüten zu verfallen. Da plötzlich, — am Morgen vor der gerichtlichen Verhandlung, — verbreitete sich wie ein Lauffeuer das Gerücht in der Stadt, daß der Vogel entwischt sei. Es war in der That so. Die Zelle war leer, die eisernen Stäbe des kleinen Fensters waren halb durchgeißelt und herausgebrochen, und in der Reihe der Fischerkähne unten am Strande fehlte Pietro's Bot. Ich muß gestehen, mir fiel es wie ein Stein vom Herzen, und auch Guiletta schien der unverhoffte Ausweg der liebste. Wir wünschten dem Flüchtling von ganzer Seele alles Gute auf den Weg, — konnten wir doch nicht ahnen, welch aufregendes Nachspiel folgen würde.

So nachlässig nämlich die Bewachung des Gefangenen gewesen war, so energisch wurden jetzt die Nachforschungen nach dem Verbleib desselben und nach seinen etwaigen Helfershelfern betrieben, und jene führten zu einem merkwürdigen Resultat. Es wurde festgestellt, daß die alte Mutter Pietro's ihm täglich Essen in das Gefängniß geschickt und ihn mehrfach selbst besucht hatte; es stellte sich ferner heraus, daß Lola, — unsere harmlose, stille Lola! — in der ganzen Zeit heimlichen Verkehr mit der Greisin unterhalten hatte. Der Untersuchungsrichter schien instinctiv Verdacht zu schöpfen; die Alte zeigte sich bei der ersten Vernehmung befangen und verwirrt, und sie gab endlich zu, daß sie ihrem Sohne Grüße und hin und wieder eine Flasche Maraschino oder irgend eine andere Aufmerksamkeit im Auftrage von Lola überbracht und ihr zweimal einen Zettel Pietro's als Dank und Antwort zurückgebracht habe. Gleichzeitig aber meldete ein Uhrmacher aus der Stadt, daß das unvorsichtige Mädchen von ihm, angeblich im Auftrage ihres Vaters, eine feine Stahlseile entlehnt habe, und damit schloß sich der Kreis der Vermuthungen zur Gewißheit.

Wie stets bei derartigen Angelegenheiten, erfuhren die Nächsththeiligsten zuletzt von der ganzen Sachlage, und wenn mir Guiletta auch wiederholt einzelne sonderbar klingende Mittheilungen über Lola's verändertes Wesen gemacht hatte, — das hatte ich, hatten wir Alle denn doch nicht vermuthen können! Wir waren wie aus den Wolken gefallen, als das arme Mädchen eines Tages, wegen Beihilfe zur Entweichung eines Gefangenen verhaftet wurde und wortlos, ohne einen Versuch, sich zu entschuldigen, ohne eine Silbe auf die heftigen Vorwürfe und Verwünschungen ihres Vaters zu erwidern, den Gerichtsdienern folgte. Unsere Stimmung, Herr, brauche ich nicht zu schildern! Der Alte raste, Guiletta war dem Verzweifeln nahe, und ich verwünschte den Urheber all des Unheils in den tiefsten Abgrund der Hölle, — ihn, der das arme, liebe Ding

behört, betrogen und verlassen hatte, für den es jetzt auch in das Gefängniß wandern mußte. Ich schwur, ihn zu vernichten, wann und wo ich ihn treffen würde!

Drei Tage nach Lola's Verhaftung mußte ich eines Geschäftes halber nach Trau segeln. Der Zufall wollte, daß mein Bursche, der mich sonst immer begleitete, erkrankte. Guiletta warnte mich, allein zu fahren; da der Himmel aber wolkenlos und klar war, verachtete ich ihre bösen Ahnungen und machte mich wohlgenuth auf den Weg. Ich hatte indeß kaum zwei Stunden das Fort San Nicolo hinter mir, als ich es schon bereute, ihre Warnungen mißachtet zu haben. Eine Vora kam herauf, so schlimm, wie ich sie nie wieder erlebt habe.

Herr, Ihr habt gewiß viel gehört und gelesen von dem Toben des unheimlichen Sturmwindes, den die Dämonen, wie der Volksglaube meint, oben in dem Karstgebirge kochen, damit er, die gehaßte Menschenbrut vernichtend, über das Meer brause, — die Wirklichkeit kennt Ihr nicht. Wie ein Raubthier lauert die Vora auf ihre Beute, um unvermittelt und unerwartet über sie herzufallen. Spiegelglatt liegt das Meer, kein Wölkchen trübt den Horizont, — plötzlich ist sie da und läßt die See in ihren Tiefen aufbrausen; wühlt in den schaumigen Wogen und peitscht sie mit Sturmstößen zugleich und wechselndem Regenschauer! Da giebt es keinen Halt und keinen Widerstand! Die Leinwand an den Masten ist im Nu zerrissen, das Bot gehorcht dem Steuer nicht mehr; ein willenloses Spiel der empörten Elemente, und dem Schiff bleibt nichts, als ein kurzes Gebet zur Madonna!

Herr, ich fürchte die Vora trotz alledem nicht, wenn ich ein gutes Bot unter mir habe und auf offener See bin. Zwischen den Inseln aber ist sie für einen Nachen, den nur zwei Arme bedienen, die unmöglich die Segel schnell genug reffen können, offenes Verderben! Ich hatte versucht, noch rechtzeitig mein Steuer festzulegen, — es brach wie Glas. Meine Leinwand war zerfetzt, ehe fünf Minuten vergangen waren, und der Orkan jagte mir einen Regen in's Gesicht, daß es mir unmöglich war, auch nur zehn Schritte weit über den Bug hinaus zu sehen. Das Bot füllte sich zehnmal schneller mit Wasser, als ich, mich an die Ruderbank anklammernd, ausschöpfen konnte; es lag bald derart auf der Seite, daß die zerrissenen Segel die Wogen streiften und ich mich in jedem Augenblicke darauf gefaßt machte, daß es kentern würde. Ich sah den sicheren Tod vor Augen, und ein schneidendes Weh krampfte mein Herz zusammen, wenn ich an die Geliebte daheim dachte.

Da tauchte plötzlich ein heller, weißer Streifen unmittelbar vor dem Bugspriet auf: die Brandung. Ich fühlte im gleichen Augenblicke das wildschwankende Bot sich mächtig heben, um dann sofort, wie vom Wirbel erfaßt, hinabzutauhen; eine gewaltige Woge riß mir die erstarrten Arme von der Ruderbank, — dann empfand ich noch einen heftigen, stechenden Schmerz im Schultergelenk; mir schien's, als rissen hundert scharflantige Steine gleichzeitig über Gesicht und Hände. . . . Meine Augen umdüsterten sich, meine Sinne entschwandten.

Als ich erwachte und mich zu regen versuchte, selbst verwundert, daß ich noch lebe, fühlte ich meine Füße und Arme gefesselt; ein starkes Tau schloß meine Glieder in fester Anspannung zusammen. Ich lag scharf an dem Rande einer steilabfallenden Klippe; unmittelbar fast unter mir brauste und tobte das Meer. Und als ich dann mühsam und immer noch wie betäubt den Kopf nach der anderen Seite wandte, da sah ich neben mir, Wange fast an Wange gelehnt, daß der Arthem brennend heiß über mein Gesicht strich, verwilberte menschliche Züge und blickte in zwei haßerfüllte, glühende Augen: Pietro war es, der neben mir lang ausgestreckt auf dem steinigen Boden lag. Ich überschaute und erkannte sofort meine Lage, und wie ich in dieselbe gekommen, und das Blut erstarrte mir in den Adern: Ich war gefesselt und er frei, — wahrlich, der Tod im Kampfe mit den Wogen wäre mir in diesem Augenblicke wie eine Erlösung erschienen.

Lange sprach er kein Wort und begnügte sich, mich mit den Augen des Raubthieres anzustieren, das seiner Beute sicher ist. Endlich stand er auf, rechte die mächtigen Glieder, als wolle er einen tiefen Schlummer abschütteln, kreuzte die Arme auf der breiten Brust und lachte laut auf. Es war ein fürchterliches Lachen, voll unendlicher Bitterkeit und finsternem Haß.

'Nun, schöner Paolo,' wandte er sich dann an mich, 'was meinst Du wohl, was jetzt Dein holdes Täubchen, die geliebte Guiletta, macht? Sie wird sich auch nicht träumen lassen, daß ich mich hier jetzt Deiner Gesellschaft erfreue und mit Dir, anstatt ihrer, ein Plauderstündchen halten will. Aber heute denkst sie noch an Dich und benennt Dich in Gedanken mit süßen Rosenamen, — morgen erinnert sie sich nur noch dunkel eines gewissen Paolo, und übermorgen, — ha, welcher

Mann weiß, was übermorgen im Herzen des Weibes geschrieben steht!'

Ich hielt es unter meiner Würde, zu antworten; er hatte es auch augenscheinlich nicht erwartet, denn er fuhr sogleich fort: 'Du wunderst Dich, mein Junge, daß ich hier bin! Ja, irgendwo muß der Mensch doch sein, selbst der Flüchtling, den Ihr ausgestoßen habt aus Eurer ehrenwerthen Gesellschaft, weil in seinen Adern heißeres Blut rollt, als Ihr es vertragen könnt. Und dann ist der Torrino wirklich ein ganz erträglicher Aufenthalt, mußt Du wissen; es giebt hier eine gute Höhle, Wald und Wasser, genug Fische und Geflügel, — oho, es läßt sich ganz gut leben hier. Nur die Einsamkeit, Paolo, ist fürchterlich, die Einsamkeit mit ihrem endlosen Grübeln, ihren körperlosen Gespenstern! Alles könnte ich auf die Dauer ertragen, nur die Einsamkeit nicht, — und die Erinnerung!'

Er hatte wie im Traume gesprochen; obwohl er sich direct an mich gewendet hatte, schien er doch vergessen zu haben, daß ich sein Gefangener sei. Augenscheinlich befand er sich in einem Zustande hochgradigster Ueberreiztheit, seine Sprache klang hohl, sein kräftiger Körper bebte von Zeit zu Zeit, als ob die Malaria ihn schüttelte. Bald lief er wie ein Rasender an dem Abhang entlang und stieß, heiser auslachend, mit dem unbekleideten Fuße mächtige Steine in die Brandung hinab, bald warf er sich neben mich auf den Boden, betastete mich Wehrlosen von oben bis unten und blickte mir minutenlang starr in die Augen. Bisweilen schien es mir wohl, als habe ich mit einem Wahnsinnigen zu thun; dann sprach er aber in seiner Art wieder ganz verständlich, nur fehlte seinen Reden der rechte Zusammenhang; sein Gedankengang gefiel sich in wilden Sprüngen.

'Bilde Dir nicht ein, daß ich sie liebe, Deine schwarze Hexe! Ich hasse Euch Beide, sie wie Dich, denn Ihr kostet mich mein Lebensglück. Vielleicht hätte ich sie Jedem gegönnt, nur Dir nicht, Paolo, der Du meine Wege gekreuzt hast, so lange ich denken kann! Sollte ich mich in der Stadt verspotten lassen, wie ein Schulbube, dem der Lehrer die Ruthe gegeben hat, — nein, lieber todt, — lieber hier! . . . Sprich doch, verteidige Dich doch!' fuhr er nach einer langen Pause mit grellem Lachen fort. 'Bläre mir doch vor, wie sehr Du sie liebst, sage mir doch, daß ich ein Schurke bin! Du brauchst Dich nicht zu geniren, ich bin geduldig, ganz geduldig, geduldig wie ein Lamm. Du kannst mir auch ein Lied singen von ihren schwarzen Augen und ihren rothen Lippen, — pah, daß Ihr Alle zur Hölle fahren möchtet mit Eurem verliebten Girren!'

Dann plötzlich, als ob ihn ein anderer Gedanke erfasse, dämpfte er seine Stimme zu leisem Flüstern: 'Bete, armer Paolo, denn nicht lange, und die Fische werden sich um Deinen Leib streiten. Daß Du's nur weißt, Du bist mein, ganz mein! Hier oben auf der Klippe sah ich und sah Dein Bot mit dem Sturme kämpfen; ich sah, wie die Welle Dich packte und in die Brandung hinabriß; ich wußte, daß Du verloren seist. Aber das wollte ich nicht. Mit diesen meinen Armen, mit Gefahr meines Lebens, habe ich Dich aus dem Strudel herausgezogen; ich wollte Dich retten, damit Dein Leben mein sei, damit ich es vernichten könne. Ich rettete Dich, — um Dich zu tödten! . . . Willst Du nicht um Dein Leben bitten? Oder zweifelst Du, daß es mir, der schon einmal den Stahl nach Deiner Brust zuckte, Ernst ist mit meinem Vorsatz? Da sieh, — ein leichter Stoß gegen Deinen willenlosen Leib, und Du kannst den Meerweibchen unten den Hof machen! Du verstehst es ja so vortrefflich, mit Weibern umzugehen!'

Und wieder lachte er bitter auf. Dann wurde er still. Der Sturm hatte aufgehört zu tosen, nur einzelne Regentropfen fielen schwer hernieder, und die Wogen stießen unten dumpf gegen das Gestein. So verrann Minute auf Minute. Mein Hirn zermartete sich in angstvoller Pein, aber über meine Lippen kam kein Wort; ich wußte, daß jede Erwiderung den Todenben nur reizen würde. Endlich sprang er auf. 'Es muß ein Ende gemacht werden,' rief er, 'bereite Dich vor, zu sterben.'

Seine Arme schlangen sich um meinen Leib, in seinem Gesicht zuckte und witterleuchtete es. Da plötzlich, — die Madonna selbst muß mir es eingegeben haben! — stieß ich in meiner Todesangst den Namen 'Lola!' hervor, und kaum war das Wort über meine Lippen, so ging mit dem Unglücklichen eine merkwürdige, gewaltthame Veränderung vor sich. Die zum Nordwerk bereiten Arme sanken schlaff herab, die verzerrten Züge erbleichten, er blickte mich starr und stumm an, — dann schlug er die Hände vor das Gesicht und schluchzte tief und schmerzlich auf.

Mir war's, als träumte ich. Lebte in dem wilden, verbitterten Gemüthe doch noch ein Funken menschlichen Gefühls, war das Herz in der rauhen, von Leidenschaft verwitterten Schale noch nicht erstorben? Ich mußte



die Saite nachklingen lassen, die ich so erfolgreich angeschlagen hatte.

Lola küßt ihre Liebe und ihre Treue im Gefängniß! rief ich. Vom Vater verstoßen, von der Welt mißachtet und verspottet, — was wird ihr Los sein, wenn sie zurückkehrt? Bis mir nur hinab in die Fluth, raube ihr die letzte Stütze, nachdem sie Ehre und Freiheit für Dich hingab! ... Warum zögerst Du, Pietro? Du hast mich ja, wie Du sagst, gerettet, um mich zu tödten, — so vollende doch Dein Werk!

Der riesenstarke Mann zitterte wie ein Knabe, und schwere Thränen rannen zwischen seinen gebräunten Fingern herab in den wilderzauften Bart. Plötzlich sprang er auf, durchschnitt wie im Taumel meine Banden und drückte mir sein Messer in die Hand: 'Tödtet mich,' stieß er schluchzend hervor, 'tödtet mich, — ich bin nicht werth, daß ich lebe!' Dann brach er ohnmächtig zusammen.

Als ihm nach Stunden die Besinnung zurückkehrte, war Pietro wie verwandelt. Aus dem von Leidenschaft erregten Manne war ein geduldiges, zahmes Kind geworden, seine bessere Natur hatte sich in der Erinnerung an das holde Geschöpf, das ihm Alles geopfert, durchgerungen. Eine schwere Krankheit schien von ihm gewichen; er athmete wie von einem fürchterlichen Drucke befreit auf, und nur die heftigste Reue über Alles, was geschehen, arbeitete gewaltig in seiner Brust. Er scheute sich, mir offen in's Auge zu blicken, als er mir sein Herz ausschüttete; es mochte seinem Charakter selbst jetzt noch unerschrocken erscheinen, daß und wie gern ich vergesse und ihm verzeihen konnte.

So unglaublich es klingen mag, so räthselhaft es mir selbst auch in diesem Augenblicke noch ist, gestand er mir im Laufe unserer langen Unterredung, so wahr ist es doch, daß ich Lola, und nur Lola, geliebt habe, daß ich sie vielleicht nie inniger liebte, als damals, da ich sie am meisten vernachlässigte und mein Leben tausendfach für einen Blick aus den Augen Deiner Guiletta hingegeben hätte. In meinem Herzen wohnten zwei Gewalten: die eine rein und keusch und zart, die andere voll verheerenden Feuers, übermächtig und rücksichtslos; jene eine Blüthe der Liebe, diese eine Frucht der Leidenschaft, einer Leidenschaft, entzündet und genährt durch Haß und Neid auf Dich, Paolo, bis in's Unermeßliche gesteigert durch den Widerstand Guilettas. Soll ich Dir sagen, was ich in jenen Tagen unter diesem Zwiespalt gefüht habe, wie der tolle, verblendete Wahnsinn dann allmählig die Liebe überwucherte und erstickte? Wie auf kurze Momente während meiner Haft wieder Lola's Gestalt in den Vordergrund trat, wie endlich hier, in der hirnerwirrenden Einsamkeit dieser Insel, dem gepeinigten Flüchtling nur ein Gedanke blieb, der Gedanke an Rache?! Nur er erhielt mich aufrecht unter den namenlosen geistigen und körperlichen Qualen und Entbehrungen der letzten Wochen, bis dann die Stunde kam ...

Er verberg das Antlitz in den Händen, und ich versuchte vergebens, ihm ein Wort des Trostes zu spenden. 'Wozu?' war seine stete Entgegnung. 'Wozu Trost? Wozu Mitleid? Wozu überhaupt Leben? Soll ich, ein Geächteter, Verachteter, meiner Wege ziehen, ohne Ruhe, ohne Glück, ohne Frieden und — ohne Liebe?'

'Ohne Liebe?' fragte ich. 'Hältst Du nach Allem Lola's Liebe für so gering, daß sie jetzt von Dir lassen würde. Wie kannst Du so klein gerade von ihr denken, und dann: bist Du so wenig Mannes, daß Du die Pflicht gegen sie vergessen willst?'

Das Wort wirkte endlich. 'Ja, Du hast Recht, Paolo,' rief er, 'tausendmal Recht. Meine Pflicht und meine Liebe rufen mich heimwärts, — auf nach Sebenico!'

Soll ich Ihnen auch noch den Rest meiner Geschichte erzählen, Signor Dottore, und Ihnen sagen, wie wir in der Vaterstadt aufgenommen wurden? Wie der erste Gang Pietro's ihn zum Untersuchungsrichter führte, um sich selbst wieder in Haft nehmen zu lassen, und wie dann kaiserliche Gnade seine und Lola's Strafe auf das geringste Maß herabsetzte? Oder soll ich Ihnen von Guiletta erzählen, — wozu? Wenn Sie auf Ihrer Rückreise durch Zara kommen, gehen Sie, so hoffe ich, nicht an meinem kleinen, bescheidenen Heimwesen vorüber; dann sollen Sie mein geliebtes Weib selbst kennen lernen. Wenn Sie aber Korfu berühren, dann wandern Sie hinaus nach dem kleinen Gütchen Agrappa's, und bringen Sie meinem Schwager und meiner guten Schwägerin Lola meine herzlichsten Grüße. Vielleicht, daß Sie erstaunt sein werden, wie vollkommen der wilde Flüchtling vom Torriuo gezähmt wurde — durch Liebe!

Und auf sie, Signor Dottore, auf die unvergängliche Liebe lassen Sie uns ein volles Glas leeren!

Nachdruck verboten.

### Elisabeth Gorewa.

Hierzu das Portrait von A. Schubert, Seite 201.



in gefeierter Liebling des russischen Volkes, seine erste, talentvollste Künstlerin, ja, wie sie wohl genannt wird, die „russische Melpomene“, hat die slavische dramatische Kunst zum ersten Male in die Hauptstadt des deutschen Reiches getragen. Berlin, das einen Rossi, einen Salvini kennt, das die Sprache der Nistori in den Stätten seiner Kunst gehört und einen Edwin Booth bewundert hat, es sollte nun auch eine Künstlerin kennen lernen, welche die Gestalten berühmter Dichtungen inmitten einer deutschen Truppe in slavischer Mundart verkörpert.

*Elizabietna Gorewa*  
*C. Teniersz*  
*18. 6. 862.*

Zu Pultawa 1859 geboren, ist Elisabeth Woronina-Gorewa in der ersten Zeit unter Verhältnissen aufgewachsen, die ihr eine künstlerische Laufbahn nicht voraussetzen ließen. Ihr Vater, ein Militär, war Polizei-Chef der Stadt und hatte gegen Alles, was mit dem Theater zusammenhängt, eine unüberwindliche Abneigung. Die brennende Leidenschaft, welche Elisabeth schon früh für die Bühne zeigte, wäre wohl im Keime erstickt worden, wenn sie nicht Nahrung, fern von dem Elternhause, in einer Erziehungs-Anstalt in Charlott, gefunden hätte. Die ältere Schwester, wie die jüngere Kunstbegabte, hatte hier eine tiefe Leidenschaft für einen dramatischen Künstler gefaßt und reichte ihm auch, freilich gegen den Willen der Eltern, die Hand. Miloslawski, — ein Name, der in den Annalen der russischen Kunst noch unvergessen ist, — ein hochbegabter, schon reifer Künstler, erhielt nun auch über die junge Schwägerin entscheidenden Einfluß. Ursprünglich ein Deutscher altbairischen Namens, — er war früher Husaren-Lieutenant und hieß eigentlich Baron von Friedeburg, — lebte Miloslawski, nachdem er die Uniform an den Nagel gehängt, ausschließlich der Kunst. Seine Gattin, die leider früh verstarb, wurde gleichfalls Künstlerin; ihre Schwester, die nach dem Tode des Vaters bei dem Schwager Aufnahme gefunden, seine Schülerin. Ihm verdankt auch Elisabeth Gorewa die ganze Entwicklung ihres großen Talentes; und früh, sehr früh schon konnte sie der Meister die weitbedeutenden Breiten betreten lassen. Kaum fünfzehn Jahre alt, ein bildschönes Mädchen mit großen, glänzenden Augen und einer wunderbaren, tiefen, zu Herzen gehenden Stimme, betrat sie im „Agolino“ in einer Knabenrolle zum ersten Male die Bühne. In Odesa war es, und ihre schöne, tief empfundene Declamation erregte sofort Aufsehen. Sie debütierte bald darauf in Cherson, wurde engagirt und spielte, für das erste Drama noch viel zu jung, naive Rollen. In vielen Stücken, mit immer wachsendem Erfolge, gastirte sie in Taganrog, Kertsch, Charlott, Symferopol. Als sie im Jahre 1880 dann einen Ruf nach Wilna erhielt, nahm ihre Zukunft eine entscheidende Wendung. Die junge Künstlerin ergriff hier das tragische Fach und begann damit ihre glänzende Laufbahn.

Wie ein einziger großer Triumphzug ist ihre Tournee durch die Städte des Reiches. Ueberall, im Weichsellande und am Fuße des Kaukasus, als „Lady Macbeth“ und „Maria Stuart“, in „Kabale und Liebe“ und als „Deborah“, in den weiten Schneefeldern des fernen Sibirien und an den rebenumrankten Ufern des Schwarzen Meeres, im seltsamen Finnland und in der „weißsteinernen“ Garenstadt an der Moskwa, als „Medea“ und „Rosalinda“, als „Maria Tudor“ und als „Jeanne d'Arc“, als „Judith“ und als „Elisabeth, Königin von England“, — überall und in allen Rollen feierte sie glänzende, unerhörte Triumphe.

Warschau verhielt seinen bitteren Bruderhaß und trägt die Künstlerin auf Händen. Das nüchterne, reservirte Pelsingfors überhäufte sie förmlich mit Blumen und weicht ihr Kränze mit den finnlandisch-schwedischen Landesfarben. Graf Deyden, der General-Gouverneur von Finnland, sucht die Künstlerin auf, um sie in seine, ihr noch jetzt befreundete Familie zu ziehen. Orenburg kennt nur ein Ereigniß: „Die Gorewa ist da.“ Ein Regen von Kränzen, ein Schneefall von eigens erkorenen Ehrendignitäts-Karten überdeckt die Bühne. Jeder Kranz, jede Karte enthält eine Widmung: „Die Frauen der Beamtenwelt“, „Die Frauen des Offizier-Corps“ u. „der unvergleichlichen Künstlerin“. In Penza umgiebt eine Menge von Tausenden ihren Wagen; sie muß ihn verlassen und wird unter Musik und Jubelrufen, ein anderes Mal mit Fackeln und Feuerwerk, in ihr Hotel geleitet. Jektussk in Sibirien ist bei ihrem Auftreten wie eine Stadt der Provence. Die Spitzen der Behörden, unter Führung des General-Gouverneurs, überreichen ihr eine in goldenen Lettern gedruckte, prächtvolle Adresse. Die Widmung ist überschwinglich; ihr folgen dann Unterschriften, Namen auf Namen, seitenlang. Auch eine Pracht-Ausgabe der Gesammternte Schiller's erhält die scheidende Künstlerin zum Gedanken an Jektussk.

Mit solchen Triumpfen überhäufte, betrat die Künstlerin die Residenz an der Kewa. Beispiellos war auch hier der Erfolg. „Ihr Debüt“, so schrieb eine Petersburger Zeitung, „war eine einzige große Sensation.“ „Das Alexander-Theater“, sagte ein anderes Blatt, „war wie ein Amphitheater zu Zeiten Domitians. Gefüllt, daß keine Stecknadel zu Boden fallen konnte, erschütterte Rufe des Entzückens und freudiger Beifall das Haus. Aus allen Logen, von allen Plätzen ein Tücherwehen, ein Hervorrufen, ein Beifall ohne Ende.“

Und welchen Eindruck machte ihr Spiel! Noch mehrere Tage nach ihrem Medea-Debüt erklärte sich ein angesehener Kritiker nicht im Stande, ihr Spiel zu analysiren. „Nachtlos legen wir“, so schrieb derselbe, „die Sonde aus der Hand. Wir wollten ihr Spiel nur *à toto reposso* recensiren, wir stehen aber noch immer unter dem unaussprechlichen Eindrucke des Spiels. Und wozu auch eine Kritik? Trug das Spiel doch den Stempel der Genialität! ... Wir wissen nicht, ob wir je eine Künstlerin gesehen, die in so wunderbarer Harmonie alle Bedingungen vereint, die ein dramatisches Spiel zur Voraussetzung machen: blühende Jugend und blendende Schönheit, eine wunderbare Mimik und eine unvergleichliche

plastik, dazu ein Organ, das auch in den stärksten Scenen nicht eine einzige schreiende Note zeigt, das vollständig und metallischen Klanges in den tiefsten Registern mit unwiderstehlichem Zauber wirkt.“

Zu allen diesen lauten Triumpfen der Oeffentlichkeit bildet die fast anachoretische Zurückgezogenheit des Privatlebens der Künstlerin einen eigenen Kontrast. Studien und Lectüre nehmen sie zumeist in Anspruch. Ihren Umgang bilden nur wenige Auserwählte, meist Schriftsteller und Künstler. Ihre Ruhe ist oft durch die Schatten einer tiefen Schwermuth getrübt. Ein Lächeln umspielt die ernstern, schweigmamen und doch auf der Bühne so berebten Lippen nur selten. Auch die lauten Huldigungen bereiten ihr nur eine getheilte Freude; sie geben ihr gleichsam, wie sie einst gestand, einen Stich in's Herz. Ihr hochsinniger, edler Charakter, ihre sympathische Herzlichkeit gewinnt ihr Alle, die mit ihr in Berührung kommen. Vor allen Fremden hegt sie eine gewisse Scheu. Der Entschluß, dem Rufe nach Berlin zu folgen, ist ihr nicht leicht geworden. Fast fürchtete sie Berlin, einen ungewissen Empfang, vielleicht feindlich gekümmte Herzen.

Bei allen Triumpfen doch eine so bescheidene Künstlerin! Möge ihr Stern ihr treu bleiben auch in der Fremde. Th. Bobiensti.

Nachdruck verboten.

### Die Insel Bornholm.

Von J. Hoffmann.

Siehe das Bild von J. Hoffmann-Fallerleben, Seite 208.

Von den vielen Inseln der Ostsee ist wohl kaum eine dem deutschen Publicum so wenig bekannt, wie Bornholm. Und doch ist gerade sie mit am ersten der Beachtung werth. Denn schwerlich findet man eine, Kügen und Moen nicht ausgenommen, auf der sich so Vieles vereinigt, wie es hier der Fall ist. Großartige Natur, wechselt ab mit archäologischen Merkwürdigkeiten, und wohl Niemand, der die Insel besucht, wird sich den hier empfangenen Eindrücken entziehen können. Leider ist eine Reise nach Bornholm noch heute umständlicher, als eine nach anderen dänischen Inseln, da man immer über Kopenhagen fahren muß. Eine regelmäßige directe Verbindung existirt nicht. Die Ueberfahrt von Kopenhagen nach Rönne, dem größten Hafen Bornholms, währt, wenn Hstadi in Schonen angelangt wird, zwölf, sonst nur zehn Stunden.

Zu Rönne angekommen, dürfte zuerst jeder Reisende enttäuscht sein. Der kleine Hafenplatz liegt in wenig reizvoller, flacher Gegend, und man erblickt nichts von den gerühmten „Fels-Panoramen“. Man thut hier am besten, sich direct nach einem Wagen umzusehen, um nach Almindingen (Unser alter Eigenthum), dem etwa eine Quadrat-Meile großen Staatswalde, zu fahren. Almindingen hat auffallende Aehnlichkeit mit Partien im Thüringer Walde. Es fehlen weder die felsigen, dicht bewachsenen Abhänge, noch die kleinen Waldseen, ja auch die Burgen finden sich, um die Täuschung vollkommen zu machen. Hier ist der höchste Punkt der Insel, der Ritternaegt, auf dem ein Aussichtsturm errichtet ist, von welchem man eine herrliche Aussicht über den größten Theil der Insel hat. Nicht weit von Almindingen, gegen Osten zu, ist einer der archäologisch interessantesten Punkte Bornholms. In einem Daine, Lusenlund genannt, stehen etwa vierzig Bautaesteine (alterthümliche Gedenksteine ohne Inschrift), die einen phantastischen, unheimlichen Eindruck machen, zumal Abends, wenn die Sonne die Buchenstämme und die hellgrauen, spizen, merkwürdig geformten Steine blutroth beleuchtet, ringsum tiefe Stille herrscht, nur unterbrochen vom Rauschen des Windes in den Blättern der alten Bäume.

An der Nordküste der Insel, kaum eine Meile von Lusenlund, ist die erste großartig wilde Felspartie, Randflövefaeret. Man staunt über die gewaltigen, durch einander gewürfelten Granit-Massen, an denen sich unten die Wogen brechen. Der Zugang zu den Felsen ist überraschend. Zuerst an einem nicht übermäßig steil abfallenden Strande hingehend, der dicht mit Heide und Farn bewachsen ist, sieht man sich ihnen plötzlich gegenüber; ein Gehölz hatte sie bis dahin verdeckt. Hier ist nun der feinesweges leicht zu passirende Eingang. Baumwurzeln und die Felswände selbst, die so eng an einander treten, daß man hindurchkriechen muß, erschweren den Zutritt ungemein. Dann aber liegt eine große Schlucht, die eigentliche „Scharte von Randflöve“, vor einem. Sie ist etwa einhundertachtzig Fuß tief, zweihundert Fuß lang und ringsum von senkrecht abfallenden Felsen umgeben, die bald wie mächtige Bastionen mit Zinnen und Thürmen, bald wie riesige Pfeiler geformt sind. Ueberall sind diese Felsen mit sonderbar gefärbten Moosen und Flechten bewachsen; Büsche und verkrüppelte Bäume unterbrechen die starren Fels-Formationen auf das Angenehmste und beleben das Bild ungemein.

An der Küste, auf einem an Abwechslung reichen Wege weiter fortschreitend, gelangt man nach Gubhjem. Das kleine Fischerstädtchen macht den Eindruck, als sei es aus den Scheeren Norwegens direct hierher verlegt. Am Hafen, der ganz in die Felsen gesprengt ist und nur ausgebaut ist, herrscht Reiz reges Leben. Hier werden die gefangenen Fische gereinigt, getrocknet und verpackt, Reize ausgebeuert und die Vorkehrungen zum erneuten Auslaufen getroffen an Schiffen und Fischer-Material. Es ist ein reizender Anblick, wenn man die ganze Flottille zum Fange aus dem Hafen auslaufen sieht, eine endlos lange Reihe kleiner Fahrzeuge, meistens mit hellen, farbigen Segeln. Ueber ein steiles Vorgebirge, auf dem weder Busch noch Baum wächst, die großartigen Felsenpartien von Helligdommen und das amuthige Waldthal Dymbalebaef berührend, gelangt man, immer der Küste nach Norden folgend, nach Allinge, dem nördlichsten kleinen Städtchen Bornholms. Auf dem Wege ist es sehr interessant, die auf der Route liegende Sanct Deskirke zu besichtigen. Es ist dies eine der für Bornholm so charakteristischen vier Rundkirchen, die sicher einst Vertheidigungszwecken gedient haben. Sie sind alle aus Granit aufgeführt, mit einem schwarzen Holzkindelbache versehen und haben blendend weiß getünchte Mauern. Ihr Aussehen ähnelt dem eines starken, zweistöckigen Thurmes, an den mehrere Anbauten gemacht sind. Die Lage der auf einer ziemlichen Höhe liegen-

\*) Während der Bade-Saison pflegen von Colbergermünde, dem amuthigen Ostsee-Bade, mit Dampfern Vergnügungs-Fahrten nach Bornholm veranstaltet zu werden.

(Fortsetzung auf Seite 210.)





Rundkliffskarant.



Kinnapf im sen Hafen von Eschlyson.



Sandsteden.



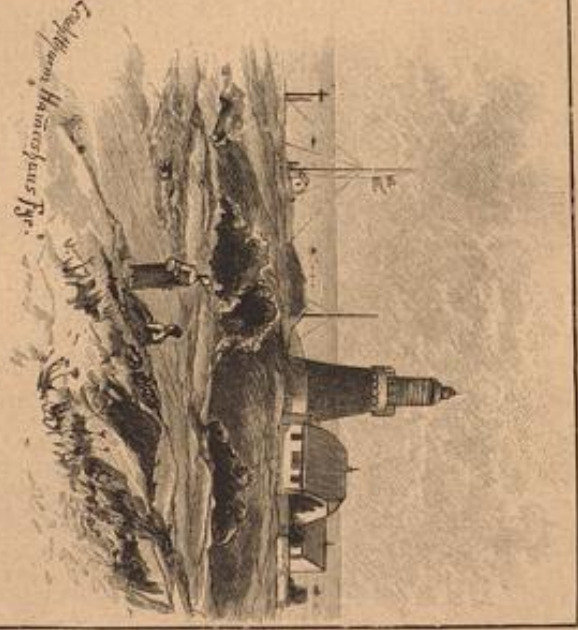
Badsteden im Harne Auisenland.



Silfset Havn og den gamle by.



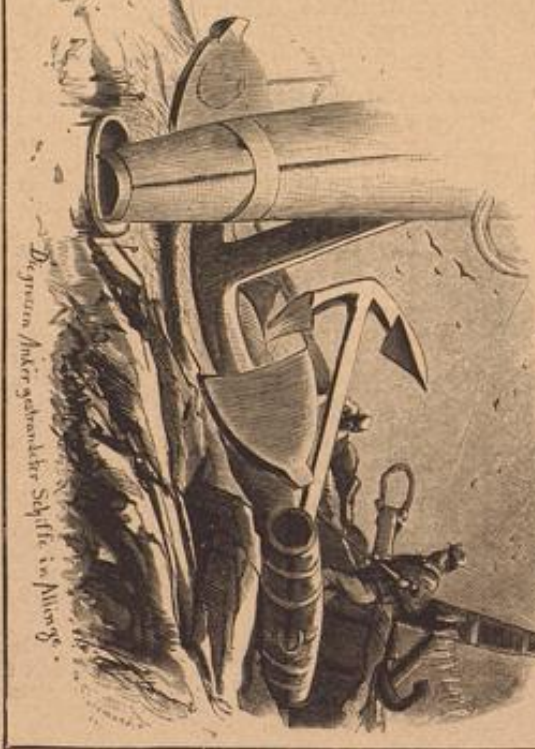
Eschlyson.



Eschlyson Havn og den gamle by.



Fischereihafen in Rønne.



Det gamle Anker gæstehuse Skutte i Allonge.

Zinlfäden von der Insel Bornholm. Nach einer Zinlfädenzeichnung von R. Goffmann-Gallertleben. — Siehe Seite 207.



# Kunstgewerbliches

Nachdruck verboten, ebenso jegliche Nachbildung der abgebildeten Gegenstände, welche gesetzlich geschützt sind. — Die Preise der letzteren siehe im Inseraten-Beilagen.

**N**unser Speisegerät. — Auf den Miniatur-Gemälden des Mittelalters sind Darstellungen von Gastmählern nicht gerade selten. Das Abendmahl des Herrn, die Mahlzeit des Herodes, bei welcher die junge Herodias als Balletkünstlerin vor dem Könige auf den Händen tanzt, die Feste und Schmausereien von König Artus' Tafelrunde und ähnliche Scenen aus den epischen Dichtungen und gereimten Ritter-Romanen begegnen uns häufig genug, von den angelsächsischen Miniaturen angefangen bis an das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts. Wenn uns bei denselben etwas auffällt, so ist es die Seltenheit des Speisegeräthes, insbesondere desjenigen, welches dem persönlichen Gebrauche der einzelnen Tischgenossen dient. Es wird vielfach von wunderbaren Tafelaufsätzen erzählt, allerlei automatische und mechanische Kunstwerke darstellend, z. B. Bäume mit singenden Vögeln; aber auf den Tischen sieht man nichts davon. Ein paar Schüsseln, welche Fisch und Fleisch tragen, vielleicht auch ein paar Teller, einige Messer, das ist Alles. — nein, doch nicht Alles: vor jedem Gaste pflegt auch ein Trinkbecher zu stehen.

Ganz offenbar wurde im Mittelalter das Trinkgerät vor dem Speisegerät bevorzugt, an Menge wie auch an künstlerischer Arbeit. Schon im Alterthume war das der Fall, denn die Zahl des erhaltenen Trinkgeschirrs und aller der Flaschen, Krüge, Kannen, Milchgefäße, welche zur Aufbewahrung, Verbeisung oder Bereitung der Getränke gebient haben, ist unvergleichlich größer, als diejenige der Schüsseln und Teller. So sind denn auch aus dem Mittelalter noch der Trinkgefäße mancherlei erhalten, mehr oder weniger kostbare und kunstreiche Arbeiten, während eine Schüssel, ein Teller, die wirklich dem Tafelgebrauche für feste Speisen gebient haben, zu den größten Seltenheiten gehören. Wir müssen davon freilich die geschlagenen Messingbeden ausnehmen, weil sie schwerlich unmittelbar dem Tischgebrauche gebient haben. Was an Zinn in Gebrauch stand, ist zu Grunde gegangen oder später umgeschmolzen. Die erhaltenen Zinngefäße an Schüsseln und Tellern beginnen erst mit dem fünfzehnten Jahrhundert. Auch das irdene Geschirr, soviel sich erhalten hat, ist nicht älter; es war zu ordinär, um auf seine Erhaltung einen Werth zu legen.

Offenbar beginnt die eigentliche Geschichte des Speisegeräthes, seine künstlerische Entwicklung erst mit dem sech-

zehnten Jahrhundert, oder wenig früher, erst seit der Zeit, als die Töpferei eine Kunst, das glasierte Thongeschirr ein Kunstwerk wurde. Und das geschah zuerst mit der italienischen Majolika, welche ihrerseits den Anstoß zu ihrer Geschichte durch die spanisch-maurischen, metallglänzenden Schüsseln erhalten hatte.

Ihre Technik hat die Majolika von der spanisch-maurischen oder sicilianiſch-sarazeniſchen Fayence überkommen, aber ihre Formen hat sie sich selbständig geschaffen, wie alsobald auch ihre figürliche und ornamentale Verzierung und die ihr eigene Palette. Der reiche Erfindungsgeist der Renaissance-Künstler kam ihr zu Hülfe, und nun war es gerade das Speisegerät, welches von der Majolika begünstigt wurde, im Gegensatz zu dem Trinkgeschirr, für welches neben dem Metall das Glas als bevorzugtes Material eintrat. Es ist eine Fülle von Formen, welche für das Speisegerät von der Majolika geschaffen wurden, Formen, welche noch heute die Grundlage für das Geschirr unserer Tafel bilden. Es sind aber durchaus in der Mehrzahl nur flache Schüsseln und Teller, wenn auch mannigfach geschweift, gebogen, am Rande eingezackt, zum Theil auch mit hohlem Relief, wie in getriebener Arbeit verziert. Die italienische Kunstlehre hat für alle diese verschiedenen Formen auch verschiedene Namen. Die hohen Gefäße aber, die ja auch in der Majolika nicht selten sind, haben andere Bestimmung, als dem Gebrauche der Tafel zu dienen; es sind Blumengefäße, Vasen zum Aufstellen, Apothekerbüchsen u. s. w.; Saucieren, Suppenschüsseln und dergleichen fehlen. Ihre Kunstform hat der Norden geliefert, und das ist begreiflich, denn es sind Gefäße für Speisen, die nicht bloß flüssig, sondern auch heiß sind. Die heißen Suppen, — das Stammwort bedeutet „schlürfen“, — und Brühen (von brennen) gehören der nordischen Kochkunst an, die also auch zu unserem Speisegerät ihren Beitrag gestellt hat.

Nimmt man diese hinzu, so waren die Formen des eigentlichen Speisgeschirrs im sechzehnten Jahrhundert so ziemlich fertig. Einzelne ovale, flache Schüsseln abgerechnet, waren sie durchweg aus dem Runden gearbeitet, wie sie aus der Drehung der Töpferscheibe hervorgegangen. Plastische Zuthaten, z. B. an den Henkeln, änderten daran nichts. Auch das siebzehnte Jahrhundert, als die weißgrundirten und blauen Fayencen der gelblichen Majolika folgten, nahm wenig Aenderungen vor. Zwar kam nun die Nachahmung des chinesischen und japanischen

Porzellans, die ja in den Delfter Fayencen zu hoher Blüthe gelangte, aber jenes ostasiatische Porzellan lieferte wohl die neuen Formen des Theegeschirrs, der Kannen und Tassen, und viel Luxusgerät, aber keine neuen und für uns brauchbaren Formen zum Dienste der Tafel.

Erst die Kunst-Epoche des Rococo brachte größere Veränderung der Formen, sowohl bei den Fayencen, die noch immer im Massengebrauch standen, wie bei dem neu erfundenen europäischen Porzellan. Die Willkür, welche sich das Rococo überall mit den Kunstformen erlaubte, erstreckte sich auch auf die Ausstattung der Tafel. Eine große Veränderung bestand in der Abweichung vom Runden; gerade diese aber war nicht reine Willkür. Für die hohe Suppenschüssel, welche den großen Schöpflöffel zu tragen hatte, war offenbar die ovale Form bequemer, als die runde, und dies war auch die erste Ursache dieser Verwandlung. Da man das Porzellan nicht bloß drehen und modelliren, sondern auch in die hohle Form gießen konnte, so fiel die mühsame Arbeit einer freien Modellirung ovaler Formen hinweg. Der Suppenschüssel folgte die flache Schüssel, und die ovale Form wurde Mode auf der Tafel. Freilich nicht bei Speise- und Suppentellern, welche letzteren schon damals, im achtzehnten Jahrhundert, ihre tiefere Form hatten. Sie blieben rund, mußten sich aber gefallen lassen, daß das Rococo ihren Rand schweifte und zackte, aus- und einbog, mit Relief-Ornament belegte und sonst allerlei Spiel damit trieb.

Das geschah aber ebenso auch bei den Schüsseln, da ja für die ganzen, oft Hunderte von Gegenständen enthaltenden Tafel-Services ornamentale Gleichförmigkeit geboten schien. Aber der Geschmack des Rococo ging weiter. Er schweifte nicht bloß die Formen der Schüsseln und Saucieren, er machte sie auch dreieckig, viereckig, fünfeckig und so weiter; er gab ihnen Muschel-, Stern-, Thiergestalt und Pflanzenform. Ein ruhendes Huhn diente als Eiergeschüssel, ein Bund Spargel als Butterdose, ein riesiger Kohlkopf als Suppenschüssel; allerlei Früchte, buntbemalt, plastisch ausgearbeitet, stellten die Handgriffe und Henkel dar. Schon spielte damals ein gewisser Naturalismus mit, der in unserem Jahrhundert sich, wenn nicht gerade zu einem Stil, so doch zu einer Mode aufschwang.

So weit die Gegenstände mehr decorativer Art waren und zum Luxusgerät gehören, standen die freien und willkürlichen Formen ihrem glatten und eleganten Material, insbesondere



Kinderstube.

Nach eigenem Entwurf in gedrehtem und bemaltem Fichtenholz ausgeführt von B. Stiller, Kunst- und Möbelschreiner in Dresden. Schrank mit Holbacen fächer 1 Meter 90 Cent. hoch, 90 Cent. breit und 40 Cent. tief. Schränkchen mit Tisch, Kasten und Aufsatz 1 Meter 28 Cent. hoch, 52 Cent. breit, 40 Cent. tief. Tisch mit Kasten 70 Cent. hoch, Platte 1 Meter lang, 75 Cent. breit. Eschlingstuhl, gepolstert und mit Ledertuch bezogen. Kleiner Tisch 62 Cent. hoch, Platte 70 Cent. lang, 50 Cent. breit.



dem Porzellan, nicht schlecht, und es ist nicht unrecht, wenn sie heute, in maßvoller Weise, vom Porzellan wieder aufgenommen werden. Dahin gehören z. B. die hohen, schalenförmigen Aufsätze für Confitüren, die Fruchtkörbe mit durchbrochenem Rande, bei denen man sich gern eine freie und phantastische Gestaltung gefallen läßt. Anders ist es mit den Geräthen, welche den eigentlichen Dienst der Speisung versehen, den Schüsseln für Suppe, Fleisch und Gemüse, den tiefen und flachen Speisetellern. Hier sind doch die glatten Formen mit ungebrochenem und ungeschweiftem Rande vorzuziehen, seien sie nun oval gehalten oder rund, je nach ihrer Bestimmung. Die ovalen Formen, obwohl gegen die Technik der Töpferscheibe, sind doch durchaus nicht zu verwerfen, da sie ja auch in Braten und Fisch längliche Gegenstände aufzunehmen haben. Alle Relief-Verzierungen dagegen ist von diesem Geräth fern zu halten, weil sie der Reinigung Schwierigkeit bietet, und weil, wenn irgendwo, am Speisetische die größte Keilichkeit erstes und höchstes Gebot ist. Der Empire-Stil hat darum mit Recht die glatten Formen des Speisegeräthes wieder zurückgebracht; er hat das Relief-Ornament verbannt und statt dessen eine malerische Verzierungen eingeführt, von welcher wir ein andermal sprechen wollen.

Jakob von Falke.

(Fortsetzung von Seite 207.)

den Dleskirche ist sehr hübsch. Der Aufstieg führt durch ein kleines Gehölz, durch welches plötzlich die schneeweißen Wände der Kirche blitzen. Leider war man zur Zeit unseres Besuches gerade damit beschäftigt, die rings um die Kirche stehenden, herrlichen alten Bäume umzuhauen, ein Zeichen, daß der Materialismus hier ebenso zu Hause ist, wie bei uns. Allinge ist nächst Kömme der bedeutendste Heden Bornholm's; auch hier wird große Fischerei betrieben. Der Ort besitzt einen ähnlich in den Felsen eingeprengten Hafen, wie Gudhem, der oft als Nothhafen angelaufen wird. Wie gefährlich hier die See ist, sieht man am besten an der Menge der mächtigen Anker, Ketten, Masten und den unzähligen Holz- und Eisentheilen gestrandeter Schiffe. Doch zeigt selbst dieses, an den furchtbaren Ernst des Seelensbildes mahnende Bild keine idyllischen, heiteren Seiten. Zwischen den Trümmern spielen fröhliche Kinder, oder sie gehen den Eltern bei der Arbeit zur Hand. Männer und Frauen haben vollauf zu thun, um auf die Stride, die auch um die Anker herumgeschlungen sind, die unzähligen Fische zum Trocknen aufzuhängen, und es sieht lustig aus, wenn die zu Ketten an einander gereihten Fische sich im Winde bewegen und in der Sonne blitzen.

Etwa eine halbe Stunde von Allinge liegt der Leuchthurm Hammershus Fyr, auf dem gegen die See zu fast überall lothrecht abfallenden Hammerberge. Der Thurm, ebenso wie das Wohn- und Maschinenhaus, welches letzteres für das Nebelhorn errichtet ist, sind sehr solid aus Granit und Eisen erbaut. Weist herrlich hier oben ein ganz außerordentlich starker Wind, der auch irgend welche Vegetation nicht aufkommen läßt. Zum Schutze dafür sind in den kleinen Gärten der Beamten die meisten der wenigen Sträucher, ja sogar die spärlichen, kleinen Kartoffelselder mit lose aufgebauten Miniatur-Steinmauern umgeben. Sonst ist der Berg, abgesehen von dem herrlich blühenden Heidekraut, ganz kahl; nur in einer sehr geschützten Lage fristen einige Kirshäuser ihre kümmerliche Dasein; weiter erblickt man nichts Grünes. Dafür muß man sich an der Aussicht zu entschädigen suchen, die wahrhaft imponant ist. Man überblickt eine gewaltige Wasserfläche und einen Theil der Insel; weit gegen Norden zieht sich ein schmaler, blauer Landstrich hin, — es ist die sieben deutsche Meilen weit entfernte schwedische Küste. An dem größten Binnenwasser, dem zwei- und vierzig Fuß tiefen Hammersee vorüber, kommt man in kurzer Zeit zu den Ruinen von Hammershus, dem Glanzpunkte der Insel.

Diese herrliche, durch ihre Größe und Anlage gleich interessante Burg ist sicher eine der schönsten, nicht allein Dänemarks, sondern es haben die Küsten der Ostsee überhaupt nichts Aehnliches aufzuweisen. Auf einer mächtigen, schwer zugänglichen Felsplatte erbaut, muß die Burg ihrer Zeit eine gewaltige, unermehlbare Feste gewesen sein; noch jetzt sieht man staunend die stellenweise gut erhaltenen Reste. Das Schloß, etwa in der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts erbaut, war eine Zwingburg der Erzbischöfe von Lund, denen die Insel als Lehen abgetreten war. Viel belagert und umkämpft, wurde es 1658 bei einem Aufstande der Bornholmer erklümt, wodurch gleichzeitig der schwedischen Herrschaft ein Ende bereitet wurde. Als Festung später aufgegeben, verfiel die Burg immer mehr. Schon 1742 standen die meisten Gebäude ohne Dach. Die Anwohner benutzten die Ruine als Steinbruch und bauten ihre Häuser von dem weggeführten Material. Erst 1822 hat ein königlicher Erlaß diesem zerstörten Einhalt, und jetzt ist eine alljährliche sorgsame Reparatur der Bauten vorgezogen.

Von der Burg niedersteigend, gelangt man in das am Fuße des Berges liegende Paradiesthal. Hier ist eine sehr üppige Vegetation, wie man sie selten im Norden zu Gesicht bekommt. Besonders zur Blüthezeit gewährt es einen märchenhaften Anblick, all diese blühenden Rosen, Weißdorn-, Brombeer- und Hollundersträucher zu sehen, durch die der Weg führt. Aus dem Thale heraus folgt man dem Pfade wieder bergauf, über die Schloßheide, immer auf der Höhe der Felsen zur Johnstapelle. Der Name dieser merkwürdigen Felsbildung rührt von der Sage her, daß hier der heilige John, der erste Missionär der Insel, gelebt und den Bornholmern das Christenthum gepredigt habe. In dem Felsen zeigt man noch die Höhle, die ihm als Wohnung, ebenso einen natürlichen Felsvorsprung, der ihm als Kanzel gedient haben soll. Nirgends auf der Insel ist bei stürmischem Wetter die Brandung so großartig, wie hier. Der Gischt der schäumenden Wellen steigt dann haushoch an den Felsen empor, und die Sonne erzeugt in dem steilen Wasserdunst fortwährend die herrlichsten Regenbogen.

Dieser Punkt mag der letzte sein, den wir auf Bornholm berühren. In Erinnerung an ihn, wie an die anderen vielen Naturschönheiten, wollen wir Jedem raten, die Insel zu besuchen. Man wird sich sicherlich nicht enttäuscht fühlen und noch oft an das schöne, meerumgürtete Felsen-Eiland zurückdenken.

Radruß verboten.

### Jeht.

Von H. Willinger.

Unter dem Thorweg eines kleinen Kaufmanns standen zwei Weiber, die eine mit einem Laib Brot und einem Bäckchen Echorie, die andere mit einer Düte Schnupftabak. Die Besitzerin des letzteren, eine Frau von großer Körpergröße, trug sich mit einer gewissen peinlichen Sorgfalt; das Haar unter der weißen Haube war so stramm angezogen, daß es ihr ordentlich die Stirnhaut in die Höhe riß. Die andere, rund, erblüht, mit schmutziger Schürze, aufgestülpten Ärmeln, offenen Haubenbändern und ausgetretenen Schläppern, seufzte ein paar Mal und sagte, ohne daß ihr gefundes Gesicht dabei sonderlich unglücklich ausgesehen hätte: „Wie soll's gehen, du lieber Himmel?! Da muß man gar nicht fragen; denn wer jeht Kinder hat, der ist gestraft auf der Welt. Du kannst lachen, Theres; hast kein einziges, — nur daß man bei dem guten Leben so mager bleiben kann, ist mir ein Räthsel. Die Leut' werden Recht haben, die sagen, daß bei Dir's Fett im Bupen aufgeht.“ Die Angeredete streckte den Finger aus: „Der Mensch muß Glüd haben, Agath! In dem Särge, das sie alleweil auf den Kirchhof tragen, liegt der Balbin ihr Dritt's; allemal wenn sie ein halbes Jahr alt sind und noch nicht viel gelostet haben, sterben sie weg. So muß es gehen, dann ist ein Fertigtwerden auf der Welt.“

„Ich weiß nicht,“ meinte die kleine Dide in ihrer oberflächlichen Weise, „ich weiß nicht, was das ist; bei mir lehrte der Sterber nicht ein, 's will keins von der Herd' fort, und die Stücke Brot werden doch alle Jahr kleiner.“

„Nun, man kann nicht wissen, so ein Kind ist gleich weg,“ meinte die Spiße, nahm eine Biße und schritt, ohne mehr auf der Nachbarin Anruf: „Das wär mir halt doch nicht recht!“ zu achten, über die Gasse in's Haus gegenüber, dessen Fenster in tadelloser Sauberkeit prangten.

Als Theres' ein paar Tage später, bis an die Knöchel im Wasser stehend, ihre gute Stube scheuerte, steckte eine Nachbarin die Nase zur Thür herein mit der Nachricht: „Du, der Agath' ist endlich eins gestorben, daß Gott erbarm!“

Frau Theres' nickte: „Ich ginn's ihr“, — scheuerte weiter und begab sich dann im Laufe des Nachmittags in das kinderreiche Haus der Jugendlameradin, um ihr zu dem unverhofften Ereigniß zu gratuliren. Sie fand die ganze Familie um den kleinen Sarg versammelt; der Vater zimmerte noch am Deckel, wobei ihm die Thränen langsam in den Bart rannen. Die Mutter lag mit den Armen über dem Tische und schluchzte zum Verzweifeln; hinter ihr auf dem Stuhl stand der Zweitjüngste und jammerte leise, das Gesicht in der Haube der Mutter bergend, mit den Händen ihren Hals umschlingend. Die andern Kinder schrien und schluchzten alle durcheinander. Zu den Fenstern schaute der blühende Flieder herein, und von dem kleinen Kind im Sarge sah man vor lauter Fliederblüthen nichts als das blasse, von feuerrothen Haaren umrahmte Gesichtchen.

„Nun,“ sagte die Theres', „jetzt kommt endlich auch einmal eins auf den Kirchhof! Was heißt denn so, um Gotteswillen?“ Die Mutter schaute auf: „Das ist grad das Jüngste ist, — 's einzig Roth', — ich weiß nicht, was ich gäb, wenn ich grad das Kind häit' behalten dürfen, — gelt, Mann?“

Er nickte. Frau Theres' ließ ihre kühlen Augen über die übrigen Kinder schweifen. „Nun,“ meinte sie und deutete auf den Kleinen, der der Mutter auf dem Rücken hing, „da wär's am End' besser gewesen, unser Herrgott häit' den Dickköpfigen da hinter Dir geholt.“

Schnell riß ihn die Mutter vor sich auf den Schoß: „Das ist mir ja der liebst', — so ein gar's Kind, wie das eins ist, gelt, Seppi? Da häit' ich ja gar keine Freud' mehr, wenn mich der Bub nimmer anlachen thät.“

„Nun,“ meinte die Theres', „aber das grüngelb Mädel da, das häit' ohne Schaden abkommen können.“

„Was,“ unterbrach die Andere, „s Agathle, das nach mir heißt?! Und wo ich nur zwei Mädel hab', und wie's schon den Besen führen kann —“

„In Gottesnamen,“ sagte sich die Theres', „aber von den großen Bublen, die so verfallen sind —“

Agath' sprang in die Höhe: „Reine Großen, — ha, das wär noch schöner! Die sind mir erst recht nicht feil, — nicht um die ganz' Welt! Geht nicht der Keist' dem Vater schon zur Hand, wie ein Alter, gelt, Mann? Und wenn ich auch dem Zweiten nicht viel Gut's nachhagen kann, denn keiner bringt so viel Löder in den Hofen heim, wie der, so ist er dafür unser Spatzvogel, unser Klauermädel, und wo kein nichtsnußiges Gesicht aufstaudt, giebt's alleweil was zu lachen. Der Dritt' aber ist still und fromm wie ein Lämmle Gottes, und der Viert' hat Augen, wie der Himmel. Und wie sollt' ich's gar ohne die kleinen Dickhäit' anshalten, die den ganzen Tag nach mir schreien?! Warum zieht man die Kinder groß, als um die Freud' zu erleben, sie geheirath' zu sehen...“

„Ja aber,“ sagte die Theres' und schaute den Fußboden an, die unsaubern Vorhänge, den ruffigen Kamin, die Betten, — „wann willst denn endlich einmal zum Saubermachen kommen? Bei so viel Kindern ist ja seiner Lebtag kein End' zu finden und zu keiner Kuh' zu kommen...“

„In Gottesnamen,“ sagte die Agath', und da der Mann eben mit dem fertigen Sargdeckel vortrat, warf sie sich mit dem Aufschrei: „O, mein Rothköpfl!“ über die kleine Leiche hin. „Lieber Herrgott, hol' mir keins mehr, — keins mehr!“ Und mit der Linken das Todte umklammernd, drückte sie mit der Rechten die sich an sie herandrängenden Kleinen fest an sich. Der Mann hielt den Sargdeckel gegen den Mund gepreßt, mit zitternder Hand über das rothe Gelock des Jüngsten streichelnd.

Frau Theres' hatte die Stube verlassen.



Radruß auch im Einzelnen verboten.

Auf dem Boulevard des Italiens. Von Franz Skarbina. Siehe das Bild, Seite 203. — Der Boulevard des Italiens, der vornehmste aller Pariser Boulevards, führt seinen Namen von dem Théâtre des Italiens, das einstmalig sich hier befand. So glänzende Verkehrtstraßen auch die anderen euro-

päischen Großstädte aufzuweisen haben, von dem Boulevard des Italiens, der sich von der Rue de Richelieu bis zur Rue de la Chaussée d'Antin erstreckt, werden sie doch alle in den Schatten gestellt. Prachtvolle Läden wechseln mit luxuriös eingerichteten Cafés und Restaurants ab, und das bunte Treiben, das sich in diesen entfaltet, drängt sich auch auf die Straße hinaus, denn weit auf das Trottoir sind hier und da die runden Tischchen aufgestellt, vor denen Platz nimmt, wer das unaufhörliche Plutchen des Verkehrs beobachten oder auch — selbst gesehen werden will. Die Engländer, die in ihrer Heimath so zurückhaltend sind, in Paris lassen sie sich gehen und stellen zu den Scharen, die sich vor dem Café Riche, dem Café Vignon, dem Café Tortoni u. s. w. lagern, ein zahlreiches Contingent. Wer freilich Paris unter dem üppigen Kaiserreich kennen gelernt hat, der wird finden, daß das Leben und Treiben, wie es heute auf dem Boulevard des Italiens herrscht, nicht entfernt mit dem sibirer bedrücklichen Gedränge zu vergleichen ist, wie es unter Napoleon III. den Boulevard erfüllte. Aber wenn der Strom der Menschen heute nicht mehr so gewaltig flutet, wie damals, so bietet er doch immer ein Bild des brausenden, glänzenden, fast sinnverwirrenden Verkehrs, wie es keine andere Stadt aufzuweisen hat. Noch heute paßt die Schilderung, die einstmalig Louis Murine in seinem Buche „Les Rues de Paris“ entwarf: „Wenn es uns gelingt, vor den Restaurants einen der Stühle zu erobern, um deren Besitz die Spaziergänger sich streiten, so sehen wir vor uns ganz Paris vorüberziehen: die Börse, den Journalismus, die Mode, die galante Welt, die Literatur, Kunst, Wissenschaft und Aristokratie, — kurzum, alle Existenzen der großen Stadt.“

R. G.

Elisabeth Gorewa, die russische Tragödin, deren Portrait und Lebensskizze die vorliegende Nummer dieses Blattes veröffentlicht, hat im Berliner Residenz-Theater nicht ganz den Erfolg erzielt, den man nach dem Rufo, dessen die Künstlerin sich in ihrer Heimath erfreut, wohl dort erwartet hatte. Die Schuld daran trug in erster Linie die Wahl des Stückes, „Adrienne Lecouvreur“, das gegenüber den modernen Ansprüchen an die dramatische Lebenswahrheit recht verblüfft erscheint. Dennoch war die Leistung der Frau Gorewa in hohem Grade interessant und im Wesentlichen des vollen Beifalles würdig. Was zunächst die Erscheinung und die natürliche Begabung der Tragödin betrifft, so ist hierüber von ihrem Landsmann nicht ein Wort zu viel gesagt worden. In Frau Gorewa glauben wir den Typus slavischer Frauenschönheit vor uns zu sehen. Aus den weichen, fast soubrettenartig anmuthenden Zügen leuchten ein paar mächtige Augen, die gar sanft und ärtlich zu blicken wissen, aus denen schelmische Raune und Anlaßt, und die doch wieder so jorngig sprühen können, aus denen die Leidenschaft mit dämonischer Gluth hervorbricht. Zu dem fesselnden Wechsel des Mienen- und Augenspiels gesellt sich ein Organ von ungewöhnlich reichem Umfange, das für die ganze Scala der Empfindungen, vom sanften, flüsternden Kosen bis zum brausenden Jorng, zum verzehrenden Schmerz, die mannigfaltigsten Klangwirkungen hat; die Stimme scheint vom hohen Discant bis tief in den Alt hinunter zu reichen. Was unverständliche Kritiker vielleicht für ein klug berechnetes Schonen für die großen Scenen der letzten beiden Acte mögen, — das sanfte, taubenhafte Gurren der Stimme im Anfange, — es entspringt zweifellos aus echt künstlerischer Ueberlegung und ist im Charakter der Adrienne durchaus begründet. Dagegen ist nicht zu verkennen, daß die Künstlerin in der berühmten Scene des vierten Actes, da Adrienne mit den Worten der „Phädra“ ihre fürstliche Lebenshaltung niederschmettert, an wichtiger Kraft mehr bieten könnte. Ein gewaltiges Stück mimischer Kunst aber zeigt der letzte Act. Wie schaurig das Blüthen des Giftes in dem zuckenden, sich aufblühenden und wieder zurücksinkendem Leibe, bis endlich die der gequälten Brust sich entringelnden Schreie verstummen und Todesstarre die Glieder streckt! Das ist die Schule der italienischen Naturalisten, der Salvini und Koffi, deren „Othello“, den Dolch noch in der durchschnittenen Kehle, ebenfalls mit so furchtbarem Todesröcheln, mit so convulsivischen Zuckungen des Körpers die Zuschauer grausen macht. Wahr, ungemein lebenswahr erscheint dieses qualvolle Sterben auf der Bühne, — es fragt sich nur, ob es noch ästhetisch schön ist.

Erfolge, wie sie Frau Gorewa in ihrer Heimath gewohnt ist, liegen sich ihr nach Lage der Verhältnisse in Berlin nicht voraussetzen. Die Künstlerin war auf das Personal eines Theaters angewiesen, das ausschließlich auf das moderne französische Sensations-Drama eingespielt ist und die Schöpfungen dieses Genres anständig wiedergiebt. Aber wenn dieses Personal nicht einmal ausreichte, Scribe und Legouvé, die älteren Landsleute der Herren Sardou und Dumas, würdig zu interpretiren, so war es selbstverständlich, daß Frau Gorewa für jezt darauf verzichten mußte, sich dem Berliner Publicum auf ihrem eigentlichen Felde, in der großen Tragödie, zu zeigen. Schade darum, denn die eine Probe ihres Talentes, welche die russische Tragödin gegeben, machte den lebhaften Wunsch rege, in höheren Aufgaben ihre ganze Kunst entfalten zu sehen.

G. Sch.

Blätter für Kostümkunde. Neue Folge, 202. Blatt. — (Zur Ausgabe mit allen Kupfern.) Deutsche Frau um 1600. — Unser Bild, dem Winckler'schen Stammbuche entnommen, stellt eine vornehme deutsche Frau in dem von Frankreich entlehnten Reifrock, der Vertugalle, dar. In Bezug auf die Bekleidung des Oberkörpers hat sich die deutsche Mode dem fremden Vorbilde nicht gefügt. Man behielt kleidsame, natürliche Formen des Nieders bei, freilich nicht mit Verzicht auf die tief herabreichende Spiße der Taille. Ebenso vereinsamte man die mattrirten Schulternwülste. Am den Hals legt sich die unvermeidliche Kröze in großen Falten; eine bemerkenswerthe Zuthat aber ist das weiße, an den Nackenragen des Nieders, unterhalb der Kröze, sich anlegende Band, welches, stark gesteift, in jierlichen Bogen sich nach der Taille zurückbiegt und mit beiden Enden fast den Boden erreicht. Den Kopf bedeckt die echte Stuart-Haube, jenes in zwei hohen Bogen von der Mitte der Stirn aufsteigende Mähdgen von Tall oder Spiße. Aus den knappen Ärmeln treten weiße Manschetten hervor; die Hände halten braunslederne oder -seidene Handschuhe umfaßt.

A. v. H.



Man hat die Absicht, in Lüdingen Ottilie Wildermuth ein schlichtes Denkmal zu setzen, — und so ergeht an alle Verehrerinnen derselben die Bitte, ihr Scherlein dazu beitragen zu wollen. Wo die zu suchen sind? Nun, ich meine, es giebt kaum ein deutsches Haus, wo Ottilie Wildermuth's anspruchslose Er-



zählungen nicht gelesen sind, keine sorgsame deutsche Mutter, die nicht deren Jugendschriften ihren Kindern auf den Weihnachtstisch gelegt hätte; unsere schnelllebige Zeit kann doch so ganz das Andenken an die Frau noch nicht verwischt haben, welche einstmal eine der beliebtesten Schriftstellerinnen gewesen ist, und an deren gesundem Humor sich so Viele ergötzt haben. Sie selber hat freilich nie verstanden, viel und laut von sich reden zu machen;

„Ich hielt mich fern von solchen stolzen Zonen  
Im stillen Thal, wo schlichte Menschen wohnen.“

hat sie selber bekannt.

Wäre es ihr nicht zu gönnen, daß in der Reformstadt ein sinnig geschmückter Platz ihr Andenken erhielt? Unsere Zeit wird die denkmalwürdige genannt; ein Jeder, der im öffentlichen Leben wirkte, wird den Nachkommen in Erz und Stein erhalten — ich meine, es darf auch einmal einer Frau ein wenig von dieser Ehre geschehen.

Ihr Frauen alle, die Ihr gelacht und geweint in Euren Mädchenjahren beim Lesen der Wildermuth'schen Werke, Ihr Mütter, die Ihr Euch gefreut über die strahlenden Gesichter, mit denen Eure Lieblinge den Erzählungen gelauscht, aus welchen manch gutes Samenörlein in viele Kinderherzen gefallen ist, helft mit an dem Aufbau des schlichtgedachten Denkmals, das einer späteren Zeit sagt, daß man verstanden, seinen Donatszoll in einer würdigen Weise zu entrichten. E. V. S.

Dresden. — Jenny Bürde-Keu, die einst hochgefeierte Opernsängerin, ist hier am 17. Mai gestorben. Am 21. December 1826 zu Graz geboren, erhielt Jenny Keu von ihrer Mutter, die selbst eine treffliche Sängerin gewesen war, den ersten musikalischen Unterricht und betrat 1845 in Olmütz zum ersten Male die Bühne. Nach einigen Jahren des Wanderlebens wurde sie 1850 Mitglied der Wiener, 1853 der Dresdener Hofoper, welcher letzteren sie bis zu ihrem Rücktritt von der Bühne, 1867, angehörte. Im Jahre 1865 hatte sie sich mit dem Hofschauvieler Emil Bürde verheiratet, der später Lehrer an der Dresdener Theaterschule war und gegenwärtig an der Schauspielschule des Wiener Conservatoriums als Professor thätig ist. Jenny Bürde-Keu erfreute sich in ihrer Blüthezeit eines auf das Beste geschulten Sopranes von seltener Schönheit und verfügte über ein sehr umfangreiches Repertoire. An den ersten Bühnen Deutschlands war sie ein stets gern gesehener Gast, und auch in London trat sie mit bedeutendem Erfolge auf. Auf den Wunsch der Verbliebenen wurde ihre Leiche nach Gotha zur Feuer-Bestattung übergeführt.

Paris. — Die Vermählung der Prinzessin Amélie von Orleans mit dem Kronprinzen von Portugal hat zu einer politischen Streitfrage Anlaß gegeben, deren Tragweite noch nicht zu übersehen ist. Bevor der Graf und die Gräfin von Paris sich nach Lissabon begaben, um dort den Hochzeits-Feierlichkeiten beizuwohnen, veranstalteten sie in dem von ihnen bewohnten Hotel Galliera einen großen Empfang, der wahrhaft königlichen Glanz zeigte. Gegen viertausend Personen machten dem gegenwärtigen Haupte des königlichen Hauses von Frankreich ihre Aufwartung, darunter die Vertreter des gesammten französischen alten Adels, die royalistischen Deputirten und Senatoren, wie auch mehrere Angehörige des diplomatischen Corps. Aus den offiziellen Kreisen der französischen Republik war Niemand erschienen. Mehrere Stunden währte das Deseilé vor dem gräflichen Paare, und die Haltung des letzteren war die von Souveränen, welche die Huldigung ihrer Unterthanen entgegen nehmen. Dieser Eindruck wurde verstärkt durch die Gruppierung der mehrere Säle füllenden, der Prinzessin Amélie dargebrachten Brautgeschenke. Dieselben waren nach Landesheilen geordnet, gleich als ob sie die Gaben Frankreichs für die Tochter des Herrschers darstellten. Diese Vorgänge, wie die spaltenlangen, im Tone deboter Huldigung gehaltenen Berichte der royalistischen Blätter erregten den heftigen Zorn der republikanischen Presse, und diese Empfindung fand ihr Echo auch in der Kammer. Wie es heißt, wird seitens der Radikalen eine Interpellation wegen der „royalistischen Anmaßungen“ und ein erneuter Antrag auf Ausweisung der Prinzen eingebracht werden. Auch die minder extreme Partei glaubt den Bestand der Republik durch den Grafen von Paris bedroht, und so ist es nicht unwahrscheinlich, daß speziell über diesen die Ausweisung verhängt wird. So könnte es geschehen, daß der Graf von Paris, nachdem er noch mit königlichen Ehren auf portugiesischem Boden begrüßt worden, bei seiner Rückkehr das Gebiet Frankreichs für sich verschlossen findet.

London. — Die Frauen in Großbritannien versuchen mehr und mehr in die Politik einzugreifen. Welche bedeutende Rolle bei den letzten Wahlen die conservative Primrose-Liga gespielt, haben wir kürzlich eingehend erzählt und ebenso auch von dem liberalen Gegenbunde englischer Damen berichtet. Neuerdings sind nun auch in Irland Frauen auf den politischen Kampfplatz getreten. Dreißigtausend Frauen in Ulster, der vorwiegend von eingewanderten Protestanten bewohnten Provinz, richteten an die Königin Victoria eine Petition, in welcher sie die hohe Frau ersuchen, der Gladstone'schen Homerule-Vorlage, falls diese im Parlament angenommen werden sollte, ihre Zustimmung zu versagen. An der Spitze dieser Petition, die mit ihren Unterschriften eine Länge von dreihundertsechzig Metern hat, steht der Name der Herzogin von Abercorn, die hier den protestantischen Adel Irlands vertritt. Dann folgt der Name der Frau Knox, Gemahlin des Bischofs von Down, Connor und Dromore, als Vertreterin der Kirche, und hieran schließt sich der Name einer Mistress Henderson aus Belfast, als Vertreterin des Volkes. Die Petition wurde der Königin ohne Verzug zugestellt; ob sie aber einen Erfolg haben wird, das hängt doch lediglich von dem Ausgange des großen parlamentarischen Ringkampfes ab, der über die politische und sociale Zukunft Irlands entscheidet. Uebrigens fehlt es auch nicht an protestantischen Damen, die für das Homerule-Gesetz Partei nehmen. Von diesen sei Lady Florence Dixie erwähnt, die bekannte Reise-Schriftstellerin, deren Werke auch in's Deutsche übersetzt worden sind. Während die in Irland reich begüterte Lady noch vor einigen Jahren die Polizei allarmirte, weil angeblich von Jeniem ein Attentat auf sie versucht worden sei, — die Schreckensgeschichte erwies sich nachher als ein Phantasiestück der etwas excentrischen Dame, — macht sie jetzt eifrig für die Sache Irlands Propaganda. Freilich hat sie dabei den Schmerz, daß ihre Bestrebungen weder von Freund noch Feind ernst genommen werden.

Madrid. — Die Spanier haben wieder einen König: die Königin Maria Christine schenkte am 18. Mai einem Knaben

das Leben, der in der Taufe, nach seinem am 25. November v. J. verstorbenen Vater, den Namen Alfons erhielt. Der Hauptstadt wurde das Ereigniß durch das Aufheben der spanischen Flagge auf der „Punta del Diamante“ genannten Spitze des königlichen Schlosses und durch das Abgeben von vierundzwanzig Kanonenschüssen verkündigt. Außer dem jüngst geborenen Prinzen stammen aus der Ehe des Königs Alfons XII. mit der Königin Maria Christine zwei Töchter, die am 11. September 1880 geborene Infantin Maria de las Mercedes, Prinzessin von Asturien, und die Infantin Maria Theresia Elisabeth, geboren am 12. November 1882. Bei der Taufe des neugeborenen Prinzen hatte Papst Leo XIII., vertreten durch den Nuntius, eine Patheustelle übernommen.

# Die Mode.

Kleidern auch im Einzelnen verboten.

Mode vom Juni 1786.



Nach einem Seide aus dem „Journal der Moden vom Juni 1786“.

Für elegante Hüte gilt als ultra neu das spigenartig gearbeitete Stroh und als Garnitur desselben die in den letzten Jahren etwas vernachlässigten Rosen, sowohl in Zweigen wie in vollen Sträußchen, mit und ohne Laub zwischen Schleifen aus dunkeltem Gazeband. Die Krone des modischen Modells erscheint mit bronzefarbenem Sammet gefüllt; harmonisirendes Gazeband und Marshall-Riel-Rosen schmücken das graziose kleine Ding.

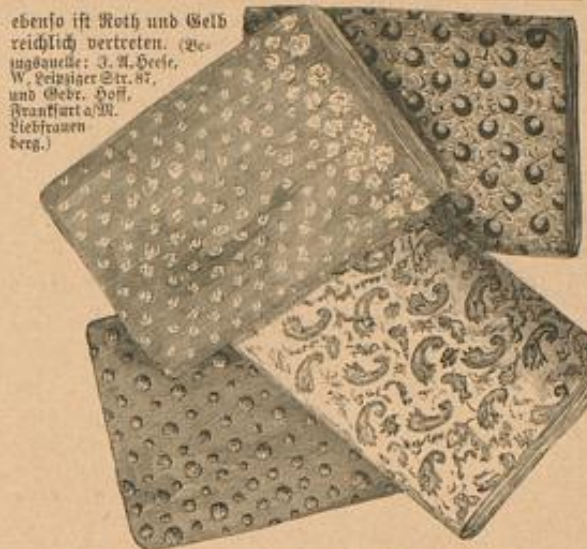
Das Briefpapier zählt zu den wichtigsten Kleinigkeiten, welche eine elegante Dame außer ihren Toiletten für den Landaufenthalt vorzubereiten hat. Dieses Papier ist ein anderes, als das in der Stadt während des Winters übliche. Für die See-

bäder und Kurorte, wo eine gewisse Excentricität erlaubt ist, wählt man buntes Briefpapier, von seinem Landstille aber schreibt man auf Papier, welches in der oberen Ecke das Bild des Besitztums trägt. Dieses wird von einer Schiffe umrahmt, an welchem ein Band mit dem Namen des Landstilles flattert.

Aus der uns vorliegenden Collection einfacher und eleganter Sommerstoffe greifen wir zunächst die Vastseide heraus. Früher nur glatt oder mit großen Blumen broschirt vorhanden, tritt dieselbe jetzt auch treppartig, klein gemustert und mit Durchbruch-Streifen verziert auf. Unendlich reich ist die Auswahl in Musselin, Satin und Cretonne, welche Stoffe theils die in Wolle



beliebten abgepaßten Vorten, theils einfarbige Muster auf buntgemustertem Grund oder, umgekehrt, zweifarbige Streifenmuster in Form von Ringeln, Monden, Blumen, Kastanien, Blättern u. s. w. auf einfarbig hellem oder dunklem Grunde zeigen. Die Farbenpalette weist alle Schattirungen von Blau, Braun, Grün, Rosa auf;



# Neue Handarbeiten.

Kleidern auch im Einzelnen verboten.

Die vorliegende Decke, welche von Frau Doctor Beeg, Vorsteherin der Nürnberger Frauenarbeits-Schule ausgeführt wurde, zeigt zu der reichen Handverzierung ein mit dieser harmonisirendes Mittelstück in Form des beliebten Tischläufers. Dolbein-Leinen dient als Grundstoff und Klossse-Seide in Orangengelb, Grün, Fahrlroth, dunkel Heliotrop und Schwarz für die über 3 Fäden



im Quadrat ausgeführte Kreuzlich-Stickerei. Die Käufer-Verzierung nimmt an der Modelldecke, — dieselbe mißt inclusive der aus den Stoff-Fäden geknüpften Franze 200 Cent. Länge zu 180 Cent. Breite, — fast ein Drittel der Breite des Fonds ein. Ein 8 Cent. breiter, mit gelber und rother Seide ausgeführter Durchbruch-Streifen markirt die Mitte; diesem schließen sich zu beiden Seiten 87 und 79 Stich hohe Bäumchen an. Mit weißer Seide ist ein 6 Cent. breiter Durchbruch zur Handverzierung hergestellt; die Bäumchen neben diesen sind 14 Stich hoch.

# Wirthschaftliches.

Speisezettel für die feine und einfache Küche.

(Schluß.)

1193. Risolen. Man rührt 75 Gr. frische Butter zu Sahne, giebt dann nach und nach 5 Eidotter, etwas Salz, 120 Gr. Parmesanfäse und schließlich den Schnee von 3 Eiweiß dazu, verührt dies Alles gut und stellt es hierauf 1 Stunde lang an einen sehr kalten Ort. Inzwischen verarbeitet man mit leichter Hand einen sammetartig erscheinenden Mürbeteig, rollt ihn in der Dicke eines starken Messerrückens aus, schneidet danach die Teigplatte oben gerade herüber glatt und legt nun, ungefähr 3 Finger breit von dem geraden Rande entfernt und immer in 2 Finger breiter Entfernung aus einander, mit einem Theelöffel kleine Häufchen von der Käse-Creme. Dierauf besencht man den gerade geschnittenen Teigrand  $\frac{1}{2}$  Cent. breit mit etwas Wasser, schlägt ihn dann glatt und gleichmäßig über die Creme-Häufchen, brückt um jedes derselben den Teig mit den Fingerringen an einander und schneidet dann die Risolen mit einem Klüppelrädchen in Form von Halbmonden aus, in deren Mitte sich jedesmal das Creme-Häufchen, ganz vom Teige eingeschlossen, befinden muß. Sind die Risolen in dieser Weise alle vorgerichtet, so werden sie, in richtig erhöhtem Badfett schwimmend, gar gebacken, heiß mit gebadener Petersilie angerichtet und gleich servirt.

1194. Gedämpfte Kalbsleule. Eine gute, recht weißfleischige Kalbsleule wird mit einem Fleischklopper tüchtig von allen Seiten gellopft, sauber abgehäutet und hiernach auf der oberen Seite recht dicht und kraus gespickt. Inzwischen hatte man eine Marinade von  $\frac{1}{4}$  Liter weißem Wein, einem Kräuter-Bouquet, 2—3 Zwiebeln, 2 Lorbeerblättern, Pfeffer- und Gewürzkrnern und etwas Salz gemischt und durchziehen lassen. In diese legt man nun die Kalbsleule, begießt sie fleißig mit der Marinade und wendet sie alle 2—3 Stunden einmal um. Gewöhnlich ist sie dann nach 36 Stunden genügend durchgezogen und wird nun aus der Marinade auf dicke, saubere Tücher gelegt und gut damit abgetrocknet. Daraus läßt man in einer Casserole reichlich würflich geschnittenen Speck und Butter, zu gleichen Theilen, gelbbraun braten, legt die Leule hinein, wendet sie fleißig



fig um, damit sie auf allen Seiten bräunlich anbrät, und giebt hierauf die inzwischen kochend gemachte Marinade darüber. Nun schließt man die Casserole sofort mit einem gut schließenden Deckel und stellt sie in einen heißen Ofen, um so die Saute, während man sie öfters begießt, gar und weich dämpfen zu lassen. Sie darf aber während der Zeit nicht brausen, sondern vielmehr immer nur trübend kochen, weil das Fleisch sonst gar zu leicht langwierig werden würde. In der letzten Viertelstunde des Kochens öffnet man die Casserole. Die Flüssigkeit wird dann ziemlich eingedampft sein, und man begießt nun mit der unter dem Fleische noch befindlichen Saute die Meule, deren gepökelte Seite oben liegen muß, unausgesetzt so lange, bis sie sich gleichmäßig gebräunt hat und wie glazirt erscheint. Das Fleisch darf dabei nicht wieder bedeckt und nicht einen Augenblick ganz aus dem Ofen hervorgezogen werden. Beim Anrichten hebt man das Fleisch auf eine Schüssel, kocht die Saute rasch mit  $\frac{1}{2}$  Liter Fleischbrühe oder auch nur mit Wasser auf, giebt sie durch ein Sieb in eine kleine Casserole, fettet sie hier gut ab, giebt noch eine halbe Oberflasse kaltes Wasser dazu, stellt sie auf's Feuer und verrührt sie dann mit saurer Sahne und wenig Kartoffelmehl zu einer bündigen Saute. Das angerichtete Fleisch wird mit Kartoffelkloßchen ringsum garnirt, mit einigen Löffeln Saute begossen und gleich servirt, während man die übrige Saute extra dazu reicht.

**1195. Kleine Stachelbeer-Puddings.** Von  $\frac{1}{2}$  Liter unreifen, grünen Stachelbeeren schneidet man Stiel und Blume fort, wäscht sie einige Male ab, stellt sie dann, mit kaltem Wasser reichlich bedeckt, auf's Feuer, läßt sie rasch einmal aufkochen, hebt sie danach mit einem Schaumlöffel in kaltes Wasser und von da zum Abtropfen auf ein Sieb. Hierauf löst man 375 Gr. in Stücke geschlagenen Zucker mit wenig Wasser klar auf, läßt ihn kochen, schüttet die abgetropften Beeren hinein und kocht sie zu einem feinen Brei, welchen man mit etwas in Wasser aufgelöstem Kartoffelmehl noch verdickt und hierauf durch einen Durchschlag reibt. Alsdann quirlt man 1 Liter süße Sahne mit 10 Eiern, 2 Eßlöffeln geschmolzener Butter und 2 Eßlöffeln gerösteter und fein gestoßener Brodrinde, giebt das Stachelbeer-Rus dazu, schlägt Alles noch tüchtig durcheinander, füllt es in kleine, mit Butter bestrichene und mit Zwieback bestreute Formen und bäckt sie im Ofen braun. Sobald sie ausgegangen sind, sind sie auch schon gar. Dann stürzt man sie, richtet sie, pyramidenförmig aufgebaut, auf einer Schüssel an und servirt sie. Eine Vanille-Sauce wird dazu gereicht.

**1196. Sardellen-Schnittchen auf Dresdener Art.** Die Dotter von 3 hartgekochten Eiern reibt man durch ein Sieb, rührt dann 120 Gr. ungeschlagene Butter zu Sahne, giebt die durchgeseihten Eier, wie auch noch 1 rohes Eiweiß nebst etwas englischem Senf und sehr fein gehackte grüne Petersilie dazu, verrührt dies Alles zu einer glatten Masse und bestreicht mit derselben große, bleifederdicke Semmelschnitte. Hierauf taucht man ein breites Messer in kräftigen Kräuter-Essig und streicht damit über die Buttermasse der bestrichenen Semmel fort, um dann noch ebenso mit einem in feines Provençeröl eingetauchten Messer zu verfahren. Ist dies geschehen, so belegt man jedes Schnittchen mit ausgebackten, ausgegärteten und in lange Streifen geschnittenen Sardellen in schrägen Vierecken, streut hierüber einige Kapern und richtet die Schnittchen auf einer Schüssel an.

**1197. Macaronen-Crème.** Eine Schote Vanille schneidet man in 4 Stücke, dazwischen in  $\frac{1}{2}$  Liter süßer Sahne oder guter Milch auf, deckt danach die Sahne zu und läßt sie langsam erkalten, um sie nach dieser Zeit durch ein feines Mullsieb zu gießen. Hierauf verrührt man 9 Eibotter mit reichlich einem Eßlöffel Weizenmehl recht glatt, gießt dann die erkalte Sahne, während man stetig weiter rührt, ganz langsam dazu und thut, wenn dies geschehen ist, die Masse in einen hohen, als breiten Blechtopf. Diesen stellt man in ein kochendes Wasserbad und schlägt den Inhalt so lange, bis die Crème durchweg heiß und dick ist, aber ja nicht kocht. Dann hebt man den Topf aus dem Wasser, schlägt die Crème noch einige Minuten weiter, gießt sie darauf in ein anderes Geschirr, stellt sie nun auf Eis und schlägt sie, immer weniger kräftig, bis sie kalt ist. Während des Schlagens auf dem Eise streut man 180 Gr. Zucker und 15 grob zerbrockelte Macaronen, worunter 2 bis 3 bittere sein können, in die Crème. Im Augenblicke des Anrichtens zieht man schnell  $\frac{1}{2}$  Liter feine Schlag-Sahne durch die Crème, richtet sie dann auf einer Schüssel an und garnirt sie reich mit Macaronen.

**1198. Schwedische Plinzen.** Von 4 ganzen Eiern, 4 Eibottern, reichlich einem Eßlöffel Mehl,  $\frac{1}{2}$  Liter Milch und einer Prise Salz wird ein glatter Plinzenteig verrührt. Hieron bäckt man in einem kleinen, mit etwas zerlassener Butter jedesmal

verfeinerten Eierkuchen-Pfännchen ganz dünne Plinzen nur auf einer Seite, läßt sie nach dem Backen auf einen Kellner gleiten, bestreut sie mit kleinen, aufgequollenen Kofinen und rollt sie auf. Sind die Plinzen so weit fertig, so richtet man die Rollen neben und über einander an, bestreut sie mit Zucker und glazirt sie mit einer darüber gehaltenen glühenden Glazir-Schaufel.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

**Fragen.**

**Junge Erbsen einzumachen.** — Die in den Kochbüchern empfohlenen Blechbüchsen sind mir zu theuer. Weiß Jemand ein Rezept anzugeben, die Erbsen in Mineralwasser-Flaschen einzumachen, sobald sie sich gut halten? Meine bisherigen Versuche, dieselben als Dunsfrüchte zu behandeln, haben kein befriedigendes Resultat gehabt. D. J. in R.

**Hagebutten.** — Ich habe schon öfter von einer Versandstelle von Hagebutten-Mark gehört, ohne die Adresse erfahren zu können. Würde Jemand so freundlich sein, mir dieselbe mitzutheilen? D. J. in R.

**Mariakeller Tropfen.** — Wo kann man diese Tropfen erhalten, oder wo wohnt der Fabrikant derselben? Die auf dem Fläschchen angeführte Firma ist in Mariavell unbekant. Langjähriger Abonnent in Baden-Baden.

**Antworten.**

**Einzumachen von Garten-Erbsen (105).** — Nicht ganz reife, große Garten-Erbsen werden hübsch mit kurzen Stengeln geschnitten und dann abgewogen. Auf 1 kg. Zucker nimmt man 1 kg. Erbsen. Nachdem der Zucker fein gestoßen worden, thut man in ein reines, emaillirtes oder irdenes Gefäß (welches man nur zu diesem Zwecke verwendet) mit breitem Boden eine Schicht Zucker und legt behutsam einen Theil der Erbsen hinein, bestreut sie mit Zucker und fährt so schichtenweise fort. Ist das Gefäß gefüllt, so stellt man es auf den Sparherd und läßt den Inhalt sich langsam lösen und aufkochen, ohne daran zu rühren; dann stellt man das Gefäß fort und läßt die Erbsen erkalten. Ist das geschehen, so nimmt man die Früchte mit einem silbernen Köffel behutsam heraus und läßt sie auf einem Sieb abtropfen. Den Erbsen-Syrup kocht man bis ein, thut die Früchte in Gläser und begießt sie mit dem Syrup, in welchen man einige Tropfen Alkohols-Gast, der Farbe wegen, gemischt hat. — Die Gläser werden mit weißem Pergament-Papier, welches vorher in lauwarmes Wasser eingetaucht worden, fest verbunden. — Ebenso kann man entkernte Kirichen, Himbeeren und Waldbeeren, auch halbrunde, feingehaltene Kirschen behandeln. J. G. in Ungarn.

**Motten (180).** — Ein erprobtes Mittel, Motten aus Kleiderschränken fern zu halten, ist Patschuli. Man gießt einige Tropfen dieses Parfüms auf ein Tuch und hängt dieses in den Schrank. Auch Patschuli-Arzt, wie man es in jeder Apotheke erhält, kann man zu gleichen Zwecken verwenden, indem man hier und da ein Sträußchen in die Kleider steckt. L. E. in Mannheim.

**Motten (180).** — Ein von mir und meinen Bekannten erprobtes Schutzmittel gegen Motten ist das „Kaphthalin-Mottenpapier“. Man erhält dasselbe in der Schwarzen Adler-Apotheke zu Elbing. Das Mottenpapier ist zum Gebrauche reinlicher und bedeutend angenehmer, als das streng riechende Kaphthalin-Pulver. Alte Abonnentin in Elbing.

**Gau de Javelle (180).** — Zur Vereitung dieses Fleckwassers nimmt man ein der herzustellenden Menge entsprechendes Quantum Bleichalk, pulverisirt diesen sehr fein und übergießt das so erhaltene Pulver mit dem doppelten Quantum Salzsäure. Diese Lösung muß gut umgerührt und in Flaschen mit eingeriebenem Stöpsel aufbewahrt werden. Will man dieses Fleckwasser zur Reinigung besonders feiner Objecte benutzen, so wird es noch mit dem vierten Theile Wasser versetzt. G. M. in Nieder-Oesterreich.

**Gau de Javelle (180).** — Man übergießt 100 Gramm Chlorfalk mit  $\frac{1}{2}$  Liter Regenwasser und läßt ihn einige Stunden stehen. Dann löst man 100 Gramm Glaubersalz in  $\frac{1}{2}$  Liter Regenwasser auf, thut die Lösung zu der Chlorfalk-Lösung hinzu,

rührt das Ganze um und läßt es sich klären. Nach einigen Stunden des Klärens gießt man die Flüssigkeit ab, und das Wasser ist zum Gebrauche fertig. Gießt man die Flüssigkeit durch Gaze, so muß man sich beeilen, da das Fleckwasser in diesem concentrirten Zustande die Feinfasern zerfrischt. Die Ingredienzien sind in jeder Drogen-Handlung zum Preise von 20 bis 30 Pf. zu haben. W. Fischer.

**Das Pressen der Blumen** (Antwort an „eifrige Botanikerin“) ist durch die hübschen Arbeiten, die man vermittelst derselben herstellt, zu einer Art Kunst geworden, die in mannigfacher Weise ausgeführt wird. Die gewöhnliche Methode, die Blumen zwischen Löschblättern zu trocknen und sie häufig unzulänglich, reicht nicht aus, sobald es sich um Conservirung der Farben handelt, da Blau, Roth, Violett leicht verblasen und gelb werden, namentlich wenn die Blumen zwischen festen Brettern, — wie bei den allgemein bekanteten Blumenpressen, — der Einwirkung der Luft entzogen werden. Weit vorzuziehen sind zwei Holzrahmen mit leichtem Verbindungsstreifen, zwischen die man Löschpapier und Pflanzen legt. Will man besonders zarte und kleine Blumen conserviren, so thut man dies am besten, indem man sie auf Planell legt, vorsichtig ausbreitet, sie ebenfalls mit Planell überdeckt und sofort mit heißem Bolzen plättet; es erfolgt auf diese Art ein rasches Trocknen, auch erhält sich die Farbe vollkommen. Wird auf die Erhaltung der Formen Rücksicht genommen, so benutze man feinen Sand, — am besten Strandand, — trockne ihn, bilde in einem Kasten eine Unterlage davon und stecke die Blume mit dem Stiel hinein, erwärme den übrigen Sand möglichst heiß und streue ihn vorsichtig über und um die Pflanze, die schließlich ganz damit überdeckt sein und rasch trocknen muß. Auch auf diese Weise bleiben die Farben unverändert. G. R.



**Schwärzwälderin.** — Fabriken für Rüststoffe in Berlin sind: Israel, C. Spontauer Str. 28; Greenhaus, W. Pripitzer Str. 47; Härtel, vorm. Müller, W. Leipziger Str. 39; Bräun u. Co., W. Leipziger Str. 115.

**Georgie Mutter.** — Rudolf Dendberl's bekannte Erbsen-Beimahl (für Sottreter) ist seit dem 1. April von Burgsteinfurt nach Gienach (Wils-Parkland) verlegt worden.

**Marie W. in W.** — Besonders hervorragende Beispiele von Oxyemilligkeit deutscher Frauen und Jungfrauen während des Krieges 1870-71 haben wir nicht in Erfahrung bringen können. Daß im Allgemeinen die deutsche Frauenwelt in jenen schweren Tagen ihren alten Ruf glänzend bewahrt hat, ist bekant.

**Hoffstele Suchende.** — Welche Zeilungen nicht obigen Damen am österreichischen Hofe oder an deutschen Höfen offen stehen, und an wem man sich bei der Erlangung einer solchen Stelle zu wenden habe, vermag wir nicht zu sagen. Ohne persönliche Verbindung und glänzende Empfehlung dürfte dergleichen kaum zu erlangen sein.

**Wimola.** — Ja; die Dame lebt an dem angegebenen Orte. — Ob das Buch interessant sei, ist doch Geschmackssache; uns ist es, aufrichtig gesagt, nicht so erschienen.

**Amalie P. in Wien.** — Eisenkette entfernt man mit Aetzkali, das freilich die Wäsche angreift.

**Eise in A.-I.** — „Home, sweet home“, das bekante englische Volkslied, ist verschiedenen Compositionen unterliegt; die bekannteste, zweifelhafte, für Klavier, welche Sie wohl meinen, stammt von Thalberg her.

**Hürjortliche Tochter.** — Sam Durchschneiden des Filzgerinnes bedient man sich am besten eines Rohmens aus Eisenblech oder Stahlblech, in welchen man das Filzgerinne spannt. Der Feinstverfeger wird aus Holz angefertigt.

**Amalie L. in R.** — Wir haben für Gedichte keine Verwendung und senden solche auch nicht zurück.

**Zur Beachtung.**

Mit dieser Nummer schließt das Quartal. — Die Post-Abonnenten in Deutschland ersuchen wir, das Abonnement stets zeitig vor Ablauf des Quartals zu erneuern, da die Post nach Quartals-Anfang die bereits erschienenen Nummern nur auf ausdrücklichen Wunsch und gegen Entrichtung von 10 Pfennigen extra nachliefert. Die Expedition.

Zu dieser Nummer gehört ein Modenbild, für die Abonnenten der großen Ausgabe zwei Modenbilder und ein Kostümbild.

Von der „Illustrirten Frauen-Zeitung“ erscheinen jährlich 24 Unterhaltungs-Nummern zu je 2 bis  $2\frac{1}{2}$  Doppelbögen, 24 Moden-Nummern, 12 Schnittmuster-Beilagen und 12 farbige Modenbilder; vierteljährlicher Abonnements-Preis 2 R. 50 Pf. (1 Guld. 50 Kr., mit Postzusendung 1 Guld. 80 Kr.)

Die Best-Ausgabe bringt ferner jährlich 12 Kunstblätter „Bildermappe“; das Heft (24 jährlich) kostet 50 Pf. (30 Kr.)

Die Ausgabe mit allen Kupfern (jährlich 36 farbige Modenbilder, 12 Kostümbilder und 12 farbige Kinderbilder) kostet vierteljährlich 4 Mark 25 Pf. (2 Guld. 55 Kr., mit Postzusendung 2 Guld. 85 Kr.) — Alle Buchhandlungen nehmen jederzeit Bestellungen an, mit Ausnahme für die Best-Ausgabe auch alle Postanstalten.

**Anzeigen.**

falls solche nicht als für die „Illustrirte Frauen-Zeitung“ angezeichnet von uns angesehen werden sollten, finden zu dem Preise von 1 Mark für die einseitige Nonpareille-Zeile oder deren Raum Aufnahme, soweit der dafür bestimmte Platz reicht. Annahme der Anzeigen in allen Annoncen-

Bureau, sowie in den Expeditionen der Illustrirten Frauen-Zeitung zu Berlin W., Potsdamer Straße 38, und zu Wien I., Sperrgasse 3. Inserenten erhalten das Blatt kostenfrei mit der Post zugelandt, so lange der Insertions-Auftrag dauert.

**Kunstgewerbliches.**

Siehe Seite 209.

**H. Fickler, Kunst- und Möbeltischler in**

Dresden. I. Einrichtung für eine Kinderstube. Großer Schrank, Preis M. 70, Schränkchen M. 52, Tisch M. 26, Erhlingsstuhl M. 29, Armlehnstuhl M. 14, Schmeißstuhl M. 9, Sessel M. 9, Heiner Tisch M. 18, Heiner Schmeißstuhl M. 8.

**Bad Nauheim**

bei Frankfurt a. M., Stat. d. M.-W.-B.

Großh. Hess. Bade-Direction Bad Nauheim.

Naturwarme kohlensäurereiche und gewöhnliche Soolbäder, salinische Trinkquellen und alkalische Säuerlinge, Inhalations-Salon, ozonhaltige Gradirruß, Ziegenmilch.

Sommer-Saison vom 1. Mai bis 30. September. Abgabe von Bädern auch vor bez. nach dieser Zeit.

Jäger.

Junge Damen, welche sich zur Ausbildung rech. Erlernung einer Branche hier aufhalten, können stets freundliche und solide Pension von 40 R. an, auch halbe Pension. Empfehlungen stehen zur Seite. Ad. Frau J. Voigt, Berlin 80, Raalerrstr. 38, 50.

**H. Vienemann's Ausplätt-Farbe.**

Die Schwärzmittel, die selbst Delfin auf den Stoff zu übertragen, sind hierdurch vertrieben! — Auch ohne alle Uebung im Zeichnen, ist es nur erforderlich mit dieser Farbe mittelst einer gewöhnl. Feder alle Conturen des Delfins auf durchsichtigem Papier nachzuzeichnen, so dann die so erhaltene Zeichnung auf den Stoff zu legen und ausplätteln. — **Geteile Vienemann, Berlin SW, Teubnerstr. 3.** liefert Blau od. Roth f. beide u. Weiß für dunkle Stoffe zul. nach Verbrauchs-Anweisung gegen Einzahlung von M. 1 u. 20 Pf. Porto.

**Bad Köstritz.**

Eröffnung der durch ausgezeichnete Erfolge bei Rheumatismus, Gicht, Neuralgie u. s. w. altherwähnten Anstalt für warme Sandbäder, Sool-, Fichtennadel- und andere Bäder am 1. Mai. Prospekte gratis.

In jeder Buchhandlung: **Buchholtzens in Paris.** Großer Erfolg. Amia. Familien-Buch. Stets neue Aufl. Verlag: A. Unold in Leipzig.



**DENK'S**

Kreuzstich-Monogramme 12 Hefte (4 4 Blätter) von AA-ZZ. 3 H. 6. W. — M. 5. Einzelne Hefte (23 Monogramme u. 1 Krone) 30 Kr. — 50 Pf. zu haben bei **Hans Denk, Wien I Goldschmidgasse 7.** sowie in allen Buchhandlungen. (Verlag: Anton Schroll & Co., Wien).

**Ostseebad Misdroy.**

Klimatischer Kurort. Saison 1. Juni bis 30. September. Eröffnung der kalten und warmen See- und Sool-ete. Bäder am 15. Juni. — Frequenz 1885: 6000 Gäste. Prospekte gratis. — Nähere Auskunft ertheilt bereitwilligst die Bade-Direction.

**Pracht-Einbanddecken**



Illustrirten Frauen-Zeitung

in Callio mit reichem Gold- und Schwarzdruck nach neuesten Original-Zeichnung. Preis M. 2,25 grün, M. 2,50 roth. Die große Ausgabe wird in zwei Bänden gebunden und zwar das Modenblatt und das Unterhaltungsblatt in je einem Bande. Beim Modenblatt ist von dem beigegebenen Strifen Callio an der Innenseite des Hinterdeckels eine Tasche mit Fresch zu fertigen, in welche sämtliche Schnittmuster hineingelegt werden. Das Unterhaltungsblatt sollte stets eingebunden werden, es wird dadurch ein feiner Salon-Band von bleibendem Werthe. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen entgegen, sowie das Einbanddecken-Geschäft von **Th. Knaur, Leipzig.**



Illustrirte  
Frauen-Zeitung.

Nr. 13, 1. Blatt.

Monatlich zwei Nummern.  
Vierteljährlich 2½ M. = 1¼ Guld.

Berlin, 1. Juli 1886.

(Ausgabe mit allen  
Kupfern: 4¼ M. = 2 Guld. 55 Kr.)

XIII. Jahrg.



*Helene v. Holzgendorff-Grabornöki.*



Nachdruck verboten.

## Ihr Roman.

Novelle von Helene von Götzendorff-Grabowski.

1.

## Die Henryots.

In der Dämmerstunde war das Kaminfeuer allemal am lustigsten. Da hatte es das Regiment im dunkelnden Wohnzimmer; da knisterte es seine wunderbarsten, heimlichsten Geschichten, und die Funken tanzten phantastische Tänze dazu. Dann lag es wie Märchenglanz über dem verschossenen Teppich, dem abgenutzten Sopha, über all dem verbliebenen, altmodischen Hausrath, welcher das Meublement besagten Wohnzimmers ausmachte. Dann träumte Loo über ihr Buch, — einen abgegriffenen Band aus der Leihbibliothek, — fort die kühnsten, glänzendsten Prinzessinnen-Träume, in glückseliger Vergessenheit des Umstandes, daß sie in einem ausgewachsenen, fadenscheinigen Wollkleidchen steckte und die größten aller groben Lederstiefel trug, — daß sie nichts weniger als eine Prinzessin, sondern einfach Louisa Georgina Henryot war, das armseligste kleine Mädchen, welches jemals jugendlich sehnlich und erwartungsvoll in ein geheimnißvoll plauderndes Kaminfeuer hineingeträumt. Louisa Georgina Henryot, genannt „Loo“, — ein atkluges, blondes Kind von fünfzehn Jahren, mit lieblichem Gesicht und warmem Herzen, mit einer gefährlichen Passion für Romane, Tafel-Chocolade und schöne Kleider, — lauter Dinge, welche in dem eingeschränkten, kleinen Haushalte der Henryots nichts zu suchen hatten, — mit viel gutem Willen und wenig Geschick zu allen nützlichen und notwendigen Dingen des Lebens endlich, — das war sie, die an diesem unfreundlichen November-Nachmittage am Kamin saß, ihr Buch auf den Knien, die Augen gedankenvoll den Flammen zugewendet, — bis in dem stillen Hause feste, elastische Tritte laut wurden, bis Jemand rasch die Thür öffnete und eine freundliche Stimme fragte:

„Bist Du hier, Loo? Sitest Du noch immer im Dunkeln?“

„Allerdings,“ lautete die ein wenig mißmuthige Entgegnung. „Wozu hätte ich Licht machen sollen, da Niemand außer mir zu Hause und die Dämmerung, wie Du weißt, meine liebste Gesellschafterin ist? Ich bin Dir gar nicht dankbar, daß Du mich weckst, Guy.“

„So schließt Du?“

„Warum nicht gar! Ich träumte. Ich hatte Alles vergessen, was bitter und trübe ist; unsere Armuth, Ethel's Blässe, den nahen Miethszahlungs-Termin; Deine nächtlichen Arbeiten, meine durchgelaufenen Schuhsohlen, — Alles!“

„Kleine Thorheit! Als ob diese Sorgen allein auf Deinen Schultern ruhten! Du hast ja noch eine Schwester, einen Bruder, welche so ernstlich gegen die bösen Geister dieses kleinen Hauses ankämpfen, wie die Ritter Deiner Märchenbücher gegen die Drachen und Ungeheuer, — und vielleicht mit nicht weniger Erfolg, wenn sie ausharren! . . . Nun die Lampe her, Prinzessin Zwieback! Wenn Ethel heimkehrt, bedarf sie einer warmen Tasse Thee; ich nahm im Vorbeilaufen eine Schinkenpastete und etwas kalten Braten aus Oxford-Street mit, für unseren Theetisch, — sowie einige Tafeln Chocolade für Dich.“

„Liebster Guy! Aber war es richtig, soviel Geld für diese Dinge auszugeben?“

„Ich hoffe, kein Unrecht damit begangen zu haben. Mr. Charter, jener reiche Schotte in Tyburnia, von welchem ich Euch erzählte, übergab mir heute in der That die Nachhilfsstunden für seinen Sohn. Ich habe wöchentlich nur dreimal, zu einer Zeit, welche durchaus nicht störend in meinen eigenen Tagesplan eingreift, mit dem Knaben zu thun, — und die Summe, welche Mr. Charter mir dafür aussetzte und heute bereits auf ein Vierteljahr vorausgezahlt hat, übersteigt meine Erwartungen bei Weitem.“

„D, Guy! Ist es möglich? Da soll Peggy geschwind die Lampe bringen! Wir wollen einen sehr einladenden Theetisch herrichten für Ethel, — und dann mit einander den guten Mr. Charter leben lassen, wenn auch nur in Pecco.“

Guy entleerte die Tassen seines Ueberziehers, und es fand sich neben den erwähnten materiellen Herrlichkeiten noch ein kleiner, zweiseitig in Seidenpapier gehüllter Beilchenstrauß darin vor, — ein Wunder von Duft und Frische, welches einen Hauch echter Frühlingsluft in das kleine Speisezimmer trug. Dasselbe nahm sich, als die Lampe ihr freundliches Licht über den zierlich arrangirten Theetisch ausgoß, recht traulich aus; obschon es eine noch größere Dürftigkeit aufwies, als der erstere Raum, so fehlten auch hier nicht blühende Blumen und jene kleinen, wohlfeilen Zierlichkeiten, durch welche feinsinnige Frauen über ihre Umgebung nicht selten einen Duft von Anmuth und Behaglichkeit zu breiten ver-

stehen, der etwaige Mängel vollkommen in den Hintergrund treten läßt.

Das blasse, ernsthafteste Gesicht des jungen Henryot, — ein Antlitz, welchem Entbehrung und Sorge ihren unverkennbaren Stempel aufgedrückt, und das darum einen Ausdruck der Männlichkeit und Reife trug, der mit der schlanken, fast noch knabenhaften Gestalt und den jugendlich weichen Zügen schlecht im Einklange stand, — röthete sich vor Vergnügen, während Loo den Theetisch durch die kleinen Festgaben vervollständigte.

„Diesen Beilchenstrauß lege auf Ethel's Teller, Loo. So ist es recht. Wie überrascht sie sein wird! Ach, welche Wonne ist es doch, Freude bereiten zu können.“

„In der That, Guy, — eine der unzähligen Wonnen der Reichen. Es ist ein thörichtes Wort, daß Geld nicht glücklich mache! Es macht glücklich, denn es verleiht seinem Besizer die Fähigkeit, zu beglücken!“

„Auch der Arme vermag Freude zu spenden, Loo. Ich bin sicher, daß Ethel meinen Beilchenstrauß so hochhalten wird, als sei er eine kostbare Imitation aus Amethysten und Smaragden.“

„Ohne Zweifel. Doch schließt diese Thatsache jene andere nicht aus, daß Du unserer Schwester mehr bieten könntest, wenn wir nicht so bitterarm wären.“

Er seufzte leise. „Zutreffend! Aber was frommt es, sich mit dergleichen Gedanken das Leben zu erschweren, wenn man augenscheinlich nicht dazu auszuweichen ist, jemals hienieden unter jene Bevorzugten zu gehören, denen Aladin's Zauberlampe zu Gebote steht?“

„War Aladin nicht auch ein armer Schneider, bevor seine Glücksstunde schlug? In jenem Märchen geschah nur, was sich in Wirklichkeit gleichfalls nicht selten zuträgt: daß Menschen urplötzlich von der Hand des unberechenbaren Schicksals aus Dunkel und Armuth zur Höhe des Glückes emporgehoben werden! Auch wir wissen nicht, was die Zukunft für uns in Bereitschaft hält!“

Die kleine Louisa hatte das mit unbewusstem Pathos gesprochen, und ihre türkisblauen Augen trugen den feierlichen, weitausschauenden Blick einer Seherin. Guy lächelte in seiner guten, leicht melancholischen Art. „Das ist die Theorie jener Bücher, aus welchen Du Deine Weisheit schöpfst,“ sagte er; „aber im Leben pflegt es für gewöhnlich anders zu gehen. Unverhoffte Glücksfälle sind da so selten, wie schwarze Diamanten, — und Du thätest gut, dessen ernsthaft eingedenk zu sein. Es hat seine Gefahr, über die Kindertage hinaus von Kronen und Feenschleiern zu träumen!“

„Ich will Dir etwas sagen, Guy. Das Ausbessern von alten Wäscheftücken ist gerade keine den Geist ausfüllende Beschäftigung, — und ich bringe die meisten der vielen einsamen Stunden, in denen Ihr abwesend seid und Peggy in Küche oder Waschküche ihre Feste hält, bei dieser Arbeit zu. Das Einsehen der Dreiecke und Vierecke, — so schwer es mir auch fällt, — giebt herzlich wenig zu denken, und ich ertrüge es nicht, ohne dazwischen einmal ein paar Seiten in einem jener köstlichen Bücher lesen zu dürfen, welche so heitere und glänzende Dinge enthalten! Da lebe ich Alles selbst durch! Ich schmücke mich zur Vorstellung bei der Königin oder zum Hofballe, — fahre vierspännig die Lady's Mile entlang, — ich reite in grünem Sammetgewande zur Fuchs Jagd, — ich empfangen Prinzen und Könige bei mir, durchreise die schönsten Gegenden der Welt und schaue all ihre Wunder —“

„Und wenn die Uhr schlägt oder eine Thür knarrt, wenn irgend ein Laut von außen her Dich in das düstere, einsame Zimmer zu den alten Leinwandstücken zurückruft, — erscheint Dir dann die Wirklichkeit nicht doppelt lichtlos und öde?“

„Keineswegs, denn die fröhlichen Geister verlassen mich nicht so bald. Sie vergolden Alles ringsumher. Ich mache dann wieder ein paar Duzend meiner schiefen Stiche, — sie wollen nicht gleichmäßig ausfallen, Guy, werden es niemals! — bis die Dämmerstunde da ist, bis ich den Arbeitskorb schließen und den Stimmen des Kaminfeuers lauschen darf.“

„Was ist es für ein Buch, welches Du soeben fortlegtest, Loo?“

„Christabel's Glück von Mortimer, Guy. Von demselben, welcher augenblicklich im ‚Monday-Magazin‘ die anziehenden Plaudereien ‚Foot-ways‘ veröffentlicht. Du liest sie ja Ethel allabendlich vor, und es scheint, als fändet Ihr Beide großes Vergnügen daran.“

„Sie sind in der That fesselnd. Nach ihnen zu urtheilen, gehört jener Mortimer zu den ‚Berufenen‘.“

Die Augen der kleinen Louisa leuchteten enthusiastisch auf. „Es muß herrlich sein, Menschen lachen und weinen machen zu können durch ein paar Federzüge!“ sagte sie, tiefaufathmend. „Herrlich! Der mächtigste Fürst vermag das nicht! Sein Scepter ist schwach gegen diese unscheinbare, kleine Feder! Und was die andere Seite der Sache angeht, Guy, für ein paar Federzüge ganze Hände voll Gold zu ernten, — erscheint Dir das nicht gleichfalls sehr beneidenswerth?“

Der junge Mann blickte halb belustigt, halb ärgerlich in das liebliche, erregte Kinderantlitz seiner Schwester. „Du hast keinen Begriff davon, wie schwer sich gerade auf diesem Wege klingender Lohn erwirbt, wie viele Bitternisse und Enttäuschungen gerade die Arbeit mit der Feder im Gefolge hat. Loo, sonst würdest Du so nicht sprechen. Hände voll Gold! Ich möchte wissen, wem das zweifelhafte Verdienst zukommt, Dir diesen Unsinn in den Kopf gesetzt zu haben!“

„Mrs. Dwyer spricht mit Vorliebe über diesen Gegenstand, Guy; sie that es auch gestern, als ich ‚Christabel's Glück‘ von ihr holte. ‚Romane schreiben, Miß Louisa, das ist heutzutage das dankbarste Geschäft!‘ sagte sie. ‚Und wenn meine Augen weniger schwach und meine Hände nicht durch allerlei andere, nothwendige Dinge in Anspruch genommen wären, so probirte ich es selbst auf meine alten Tage noch. Um wie viel mehr sollte es mich locken, wenn ich ein junges Ding wäre, gleich Ihnen, und ähnlich viel Zeit hätte, zu lesen, zu träumen! O du meine Seele! Es paßst genug in der Welt, was in ein Buch gesperrt zu werden verlohnt! An Stoff sollte es mir nicht mangeln!‘ So sagte sie, Guy.“

Louisa hatte das Alles mit einem Tone und Gesichtsausdruck gesprochen, welche verriethen, daß sie die weise Mrs. Dwyer unbewußt copirte; das leise Lächeln, welches bei dieser Wahrnehmung auf Guy's Lippen getreten war, wich jedoch bald einer ernstern, besorgten Miene. „Weißt Du, daß das Alles Nartheit ist, Loo,“ sagte er sehr eindringlich, „und daß ich Dir den Verkehr mit dem Nachbarhause unterlagern müßte, falls es Mrs. Dwyer gefiele, Dir ferner nach dieser Richtung hin Lehren zu ertheilen? Deine alte Freundin hat ein langes Leben hindurch lediglich Bücher-Lust geathmet; die Atmosphäre einer Leihbibliothek ist aber, — das wirst Du begreifen, — am allerwenigsten geeignet, gesunde Ansichten und eine richtige Weltanschauung zu erzeugen. Diese Schule wäre in der That die gefährlichste für Dich! . . . Darf ich hoffen, daß Du es einsehst und ein vernünftiges Mädchen bleiben willst, Loo?“

Sie antwortete durch ein einfaches „Ja“, welches sehr bescheiden und gehorsam klang, aber in ihren groß aufgeschlagenen, glänzenden Augen lag eine Welt von Widerspruch; gefährliche Flammen zuckten darin auf, als Guy, zufrieden mit dem Erfolge seiner kleinen Standrede, sich abwandte, da ein bekannter, leichter Schritt auf dem Kieswege des Vorgärtchens seinen Gedanken eine andere Richtung gab. „Das ist Ethel!“ sagten sie beide zugleich.

Im nächsten Augenblicke erschien Miß Ethel Henryot, die älteste der drei Geschwister, im Rahmen der Thür, und bei ihrem Eintritt dachten Guy und Louisa, was allabendlich in diesem von ihnen gleichermaßen ersehnten Moment unwiderstehlich über sie kam, sobald das blasse Antlitz unter dem runden, schwarzen Hut vor ihren Blicken auftauchte: „Wie schön unsere Schwester doch ist!“

Ja, sie war schön; das abgetragene Mäntelchen und der vorsintfluthliche Hut konnten dieser Wahrheit nichts nehmen, welche sieghaft und leuchtend wie Waisonnen-schein aus der unscheinbaren Hülle hervorbrach.

Ethel besaß eine vollendete Gestalt, auf der selbst das „Monstrum“, — wie Loo den grauen Mantel insgeheim sehr respectwidrig titulirte, — noch einen Anstrich von Eleganz annahm; auf ihrem zierlichen, ebelgeformten Haupte erhielt der schwarze Hut immer wieder eine Art Chic; er trug sehr dazu bei, Miß Ethel „wie ein Gemälde“ erscheinen zu lassen, besonders da er in seiner pittoresken Formlosigkeit prächtiges Haar von jenem warmen Goldtone, wie ihn die alten Maler liebten, bedeckte und seinen sanften Schatten über ein Antlitz warf, dessen ernste, stilvolle Schönheit gleichfalls einem altitalienischen Bilde entlehnt schien. Besondere Schönheit ist unter allen Umständen eine verhängnißvolle Mitgift für ein Weib, vornehmlich aber da, wo sie mit Armuth und Abhängigkeit gepaart ist! Diese traurige Wahrheit war Ethel Henryot in Gestalt unzähliger bitterer Erfahrungen überall entgegengetreten, wohin ihre rebellischen, ernstern Bestrebungen, sich selbständig einen Weg durch das Leben zu bahnen, sie geführt. Es schickte sich eben am allerwenigsten für eine „Tages-Governess“, schön zu sein, die Blicke der Männer auf sich zu ziehen und die Töchter des Hauses in den Schatten zu stellen; es schickte sich nicht und — bestrafte sich deshalb!

Ethel Henryot fand es, trotz der gewissenhaftesten Pflichterfüllung, überaus schwer, eine Stelle zu finden, und noch schwerer, dieselbe zu behalten. Sie verstand es, die Liebe ihrer Schülerinnen zu gewinnen, und die Unterrichts-Methode, deren sie sich bediente, erzielte glänzende Erfolge; sie wußte sich dem Haushalt anzupassen, war bestrebt, jedem Mitgliede der Familie nach Kräften zu dienen, erwies sich als Meisterin in allen Dingen, welche zur Ausbildung einer fashionablen jungen Dame gehören, und ließ sich deshalb nach jeder Richtung hin prächtig verwenden, — ja, das war Alles recht schön, aber wenn diese Miß Henryot nur nicht so „ungouvernantenhaft“ schön und aristokratisch ausgesehen,



wenn sie jenes „je ne sais quoi“ nicht besessen hätte, mittelst dessen bisweilen ein abgetragenes Wollkleid ein ganzes Regiment präventiv Staatsgewänder in Schatten stellt! Die arme Ethel! Sie zählte erst dreiundzwanzig Jahre und besaß leider nicht Selbstverleugnung genug, ihr goldenes Haar zu färben, ihre leuchtenden, schwarzen Augen unter einer respectablen blauen Brille zu verbergen und den Effect dieser weisen Maßregeln vielleicht noch durch einen kleinen imitirten Höcker zu unterstützen! Nichts dergleichen geschah, — wir sehen es mit Bedauern, — und so kam es, daß der junge Mr. Glunallan und sein Bruder die „Antilopen-Augen“ der Tages-Gouverneß zum Gegenstande ihrer dichterischen Uebungen machten und dieselben, — in Gestalt rosenrother billots-doux, — in die Lehrbücher Ethel's schoben. Wäre die Gouverneß eine anstellige junge Person gewesen, so hätte sie diesen, ihrer Schönheit gezollten Tribut schweigend und dankbar hingenommen. Sie war aber nicht „anstellig“. Sie war dumm, wie ein Stodfisch, in „Gefühlsachen“. Die süperben Poesien gelangten auf dem directesten Wege in die Hände der Mrs. Glunallan, und da sie sämmtlich die Aufschrift „An Ethel“ trugen, so betrachtete es die würdige Dame als ihre erste und eiligste Aufgabe, das gefährliche „Motiv“ aus dem Hause zu entfernen.

Und Lady Kirkpatric mußte erleben, daß ihr eigener Gatte die Gouvernante auf empörende Weise bevorzugte und sich nicht entblödete, sogar an Gesellschafts-Abenden zu seinen Gästen von der „vollendeten Anmuth“ der Miß Henryot zu sprechen! Nun, Lady Kirkpatric wünschte keine „vollendet anmuthige“ Gouvernante für ihre Kleinen. Dieselben bedurften, als ihre Kinder, keines Vorbildes nach dieser Richtung hin, und so verschwand denn eines Tages die schlanke, dunkle Gestalt der jungen Lehrerin aus den Kirkpatric-Salons.

Die Herzogin de Vere endlich, — sie besaß nur diesen einen Sohn, und es erschien ihr nicht mit Unrecht verhängnißvoll, daß er Abend für Abend das Kinderzimmer aufsuchte, um mit der kleinen Gulnare kindliche Spiele zu spielen, — seit die neue Gouvernante da war. Die neue Gouvernante, welche, schön, wie eine morgenländische Prinzessin, und stolz gleich einer solchen, in das Schloß der de Vere's getreten und das Ideal des jungen Herzogs geworden war, bevor sie noch seine Existenz wahrgenommen, — die Herzogin-Mutter liebte dieses Schönheits-Genre. Sie liebte dergleichen kühle, vornehme Erscheinungen und wünschte bisweilen heimlich, Miß Henryot möge sich als eine ihrem Algernon ebenbürtige, junge Aristokratin entpuppen. Lösungen dieser Art finden sich aber leider nur in Romanen. Alles blieb, wie es war; Algernon und die Gouvernante mußten getrennt werden. Ethel empfand wenig Schmerz dabei, — und über die Empfindungen des jungen Herzogs berichtet die Geschichte nichts.

Mrs. Paydon, — sie folgte auf die de Vere's, — dachte ein wenig anders, als ihre Vorgängerinnen. Sie engagierte und behielt Ethel Henryot, trotzdem sie jung und schön war. „Das ist alles Unsinn! Was wollt Ihr eigentlich?“ erwiderte sie auf die Gegenrede und Warnungen ihrer erwachsenen Töchter. „Ich habe keine Söhne, welche schlechte Verse über Miß Henryot's einzelne Gesichtstheile machen könnten, und wenn es der Fall wäre, so würde ich mich nicht viel darum kümmern. Ich habe ebensowenig einen Gatten, — (Mrs. Paydon war Witwe), — der die Gouvernante mehr als statthaft bewundern könnte, und an unsern Empfangs-Abenden nimmt sie nur ausnahmsweise theil, sodas Ihr auch nach anderer Richtung hin keine Befürchtungen zu hegen braucht. Es wäre also mehr denn thöricht, um nichts und wieder nichts diese treffliche Acquisition aus den Händen zu lassen. Miß Henryot bleibt. Damit basta.“

Miß Henryot blieb. Sie hatte es verhältnißmäßig gut bei den Paydons. Ihre kleinen Schülerinnen waren intelligent und hingen an ihr; die erwachsenen Töchter des Hauses vermieden und überfahen sie mit bewunderungswürdiger Konsequenz, — und die gönnerhafte, patronisirende Art von Freundlichkeit, mit welcher Mrs. Paydon der jungen Lehrerin begegnete, enthielt eine so starke Beimischung von echter Güte, daß Ethel sich nicht dadurch verleßt zu fühlen vermochte, obschon ihr Stolz bisweilen darunter litt. Die Gewohnheit that das Uebrige. Ethel befand sich vom Morgen bis zum Abend in dem eleganten Hause der Paydons und ward während dieser Zeit zu allem nur Erdentlichen verwendet; sie zeigte sich niemals unlustig zur Arbeit und führte auch dasjenige, was außerhalb ihrer Pflichten als Tages-Gouvernante lag, mit ebensoviel Bereitwilligkeit als Geschick aus. Ihre letzte Function bestand in dem Arrangement des Sechsuhr-Thee's, welcher eine Stunde vor dem Diner eingenommen wurde, und zu dem sich fast täglich einige intimere Freunde der Familie einfanden. Die „Gouverneß“ ward dabei so wenig als die Theemaschine beachtet, hinter welcher sie ihren Platz hatte. Man kam und ging, ohne ihr einen Blick, geschweige denn einen Gruß zu schenken; man nahm die Tasse ohne Dank aus ihrer Hand und

sprach über sie fort, wie wenn sie nicht mehr als ein zum Meublement des Theezimmers gehöriger Gegenstand gewesen wäre. Im Anfange bäumte sich Ethel's Stolz mächtig dagegen auf, diese unwürdige, ihrer Erziehung und Beantlagung so wenig entsprechende Rolle zu spielen. Ihr verstorbener Vater war ein Gelehrter gewesen; in seinem kleinen Hause verkehrten, — auch dann noch, als er bereits ernsthaft leidend war, — eine Anzahl interessanter, bedeutender Persönlichkeiten, und neben dieser anregenden Geselligkeit, welche natürlich einen großen Einfluß auf die empfänglichen Gemüther der Kinder ausübte, bildeten die Abende, an denen die kleine Familie sich allein befand, eine unvergängliche Quelle des Vergnügens und Genusses für alle Theile, da Mr. Henryot lebenswürdig zu lehren verstand und in seinen Kindern die dankbarsten, verständnißvollsten Schüler fand. Diese glänzende Fata Morgana unwiederbringlich verlornener Glückstage stieg vor der Seele der jungen Lehrerin auf, während sie ihren Thee einschenkte; Thränen des Schmerzes und des Jornes traten in ihre Augen, und das feine Geräth klirrete unheilverkündend unter der Berührung der unruhigen, zitternden Hände. Es erschien Ethel sehr hart, bisweilen kaum erträglich, stumm hinter ihrer Barrikade von japanischem Porzellan zu sitzen, während man um sie herum an den kleinen, runden Tischen die heitersten und buntesten Conversationen führte; Conversationen, deren Gegenstand ihr oft so vertraut war, daß sie mit lauter Stimme hätte einhelfen mögen, wo eine falsche Auffassung oder gar Ignoranz zu Tage trat, was übrigens nicht allzu selten geschah. Allgemach legten sich aber diese Aufwallungen. Ethel lernte es, mit Gleichmuth den Sechsuhr-Thee abzusitzen, mit ruhiger Hand einzuschütten und den Inhalt der Gespräche an den runden Tischen so vollständig zu ignoriren, daß das sie umgebende Stimmengeräusch nur noch wie fernes Wellengemurmel an ihr Ohr tönte, ohne ihren Geist von der Verfolgung seiner eigenen Bahnen abzuhalten. Mrs. Paydon liebte es, bisweilen einen Musiker mit langen Haaren oder einen lyrischen Dichter für ihre Donnerstage einzufangen. Zu diesen „Künstler-Abenden“ erhielt dann auch Miß Henryot gewöhnlich eine Einladung, um so mehr, als man wußte, daß sie selten und in bescheidener Weise davon Gebrauch machte. Während des ganzen mühseligen Tages sehnte sich ja die arme Ethel nach dem Tone der Diner-Glocke, welche ihre Erlösungstunde verkündete, worauf dann ein eiliger kleiner Marsch durch die erleuchteten Straßen und endlich die Landung im „Hafen“ folgte; im Hafen, wo eine hellbrennende Lampe, ein behagliches Kaminfeuer, vor Allem aber freundliche Gesichter, liebevolle Worte die Heimkehrende empfingen. Gegen den Zauber dieser Stunden vermochte, nach Ethel's Ansicht, nichts in der Welt, — am wenigsten aber ein „Künstler-Abend“ bei den Paydons, — aufzukommen. Wie Sonnenleuchten ging es auch diesen Abend über ihr schönes, ein wenig müdes Antlitz, als sie die Thür des kleinen Reiches hinter sich geschlossen und Alles abgeworfen hatte, was an die Sklaverei des Tages erinnerte.

„Es herrscht in der That eine unvergleichliche Atmosphäre der Ruhe und des Friedens in unserm kleinen Neste!“ sagte sie, tief aufathmend; „ich denke, auch Du mußt den Contrast zwischen anderen Häusern und dem unsrigen wohlthuend empfinden, Guy! — Nun, Ihr Kinder, ich habe Euch etwas Angenehmes mitzutheilen. Masters Irwin und Talbot bezahlten meine Kaminschirm-Stiderei vortrefflich. Ueber die Niethsorge sind wir, wenn ich mein Erspartes zu dieser Errungenschaft lege, für das kommende Quartal fort.“ Sie erhob ihre kleine Handtasche und schüttelte dieselbe sanft. „Hört Ihr das verheißungsvolle Klingen?“

Nun begann auch Guy seinerseits von dem Erfolge dieses Tages zu berichten, und obschon Loo's wiederholte Einmischungen der Klarheit seiner Geschichte nicht besonders förderlich waren, erfasste Ethel dennoch Alles richtig und vertieft ihrer Freude beredten Ausdruck, indem sie Guy's Kopf in ihre beiden Hände nahm und das liebe, blaße Gesicht so lange küßte, bis eine heitere Rosenfarbe auf seinen Wangen erblüht war.

Loo schaute, plötzlich ernst geworden, mit gedankenvollen Augen auf die Geschwister hin; Ethel bemerkte zuerst den veränderten Ausdruck ihres Gesichtes. „Was hat unsere Loo? Was beschäftigt Dich, Herzchen?“ fragte sie liebevoll.

„Etwas Ernstes, Ethel. Ich finde es nachgerade unerträglich, die einzige Unnütze in der Familie zu sein! Du und Guy, Ihr verdient unsern Lebensunterhalt, Peggy regt von früh bis spät die Hände für das Wohl dieses kleinen Hauses, — ich allein schaffe nichts und — könnte abkommen!“

„Gütiger Himmel, Louisa, was redest Du da! Ich bitte Dich, Guy, sage es ihr, ob sie ‚abkommen‘ könnte! Sage ihr, daß sie ein unartiges, gefühlloses kleines Ding ist!“

Guy beugte sich nieder, um Loo's gesenktes Köpfchen aufzurichten. „Sieh mich an, Loo!“ sagte er. „Hast

Du Dir diese zweite Thorheit vielleicht gleichfalls aus der Leihbibliothek geholt?“

„Wahrhaftig nicht, Guy. Ich fühle schon lange so und habe mich fest entschlossen, irgend eine ernsthafte Beschäftigung zu ergreifen, um gleichfalls unsere Einnahmen zu vergrößern.“

„Du bist ein gutes Mädchen, Loo. Wir wollen gelegentlich daran denken, Dir einen Tagesplan zu entwerfen, welcher weniger Raum für den Nähkorb läßt, als der jetzige. Aber nun laßt uns etwas Näherliegendes zur Ausführung bringen; ich habe Hunger, und der Duft vom Theetische her macht mich rabiat.“

Selbst der Hinweis auf Lederbissen, denen Loo für gewöhnlich sehr zugänglich war, vermochte den gedankenvollen Schatten nicht aus ihren Augen zu bannen, obschon nach und nach die Gegenwart ihr Recht geltend machte und die drei Geschwister eine sehr vergnügte Tischgesellschaft bildeten.

Nach eingenommener Mahlzeit nahm Ethel ihren Arbeitskorb vor und ging daran, einem in glänzenden Farben gehaltenen Paradiesvogel auf meerblauem Grunde einen Gefährten zu geben; sie war Virtuosa in dieser besonderen, auf mattem Sammet oder Leder ausgeführten Art von Seidenstickerei, einer Mode-Modicität, für welche mehrere große Geschäfte gegenwärtig gut zahlten, — und verwendete jede ihrer wenigen Freistunden dazu, sich die augenblickliche Günst des Schicksals möglichst zu Nutzen zu machen.

Am besten arbeitete es sich für Ethel, wenn Guy anwesend war und ihr mit seiner klangvollen Stimme vorlas; Mortimer's interessante Skizzen im „Monday-Magazin“ erwiesen sich als ganz besonders geeignet, Geist und Hände gleichermaßen zur Thätigkeit anzuregen. Nicht selten ruhte aber auch die Nadel in den schlanken Fingern, während die junge Stidlerin, über ihre bunten Seidenfäden fortträumend, an den Autor der „Foot-ways“ dachte und sich ein Bild von ihm zu entwerfen versuchte, welches seiner Zauberfeder entsprach.

Loo lag unterdessen, zusammengerollt wie eine kleine Kasse, auf dem Kamintepich und blinzelte in die Flamme, — anscheinend schläfrig, in Wahrheit aber nur träumerisch, gleich ihrer schönen Schwester. Auch sie malte sich ihren Poeten, wie die fünfzehn Jahre und ihre Eigenart es mit sich brachten, bis er, — einen mächtigen Lorbeerfranz auf dem Haupte tragend, — schön und heldenhaft, wie Apollo, aus dem Funkenmeer aufstieg.

Diesen Abend „malte“ Loo ganz besonders eifrig, suchte mit einem geheimnißvollen Lächeln ihr Lager auf und sagte in einem Tone, dessen Bedeutsamkeit die alte Dienerin auf das Aeußerste irritirte: „Werde mich morgen ein bißchen früh, Peggy, wenn Du so gut sein willst. Ich habe viel zu thun.“

„Nicht, daß ich wüßte, Miß Loo . . .“

„Weißt Du, daß die Wachtel ein neugieriger Vogel ist, Peggy? Wächstest Du wohl eine Wachtel sein?“

„Ich glaube, Sie träumen schon, Miß Loo! Gute Nacht.“

## 2.

## Mortimer.

Am folgenden Morgen unterzog Loo, — nachdem Guy und Ethel das Haus verlassen hatten, — ihre mehr als bescheidene Garderobe einer sorgfältigen Musterrung und wählte daraus, was ihr am passendsten für den „Geschäftsgang“ erschien, welcher diesen Vormittag unternommen werden sollte. „Ich glaube, ich werde die rothe Feder von meinem Hute nehmen müssen, um etwas würdiger zu erscheinen. Und das perlgraue Sonntagskleid ist sicher nicht zu gut für diesen Zweck,“ sagte sie zu sich selbst. „Zum Glück sind meine Handschuhe noch leidlich neu. Was die Schuhe betrifft, — nun, ich hoffe nicht, daß Jemand Gelegenheit haben wird, ihre Sohlen in Augenschein zu nehmen.“

Obschon die alte Peggy keineswegs beabsichtigte, zum zweiten Male ihre Rehnlichkeit mit einem gewissen unleidlichen Vogel zu documentiren, konnte sie dennoch nicht umhin, sehr neugierige Augen zu machen, als Loo plötzlich, zum Ausgehen gekleidet, in der Küchentür erschien. „Sie wollen fort, Miß? Und in dem guten, grauen Kleide?“ fragte sie, ihrem Erstaunen durch das Erheben der großen, nassen Hände Ausdruck verleihend.

„Allerdings, Peggy. Ich habe einen Geschäftsgang zu machen, welcher anständige Toilette erfordert. Besprize mich nicht mit Seifenwasser, wenn Du es vermeiden kannst, und sage mir, ob Du nicht meinst, daß ich in diesen soliden Farben, mit dem breitkrempigen Hute, ein bißchen ältlich und ganz respectabel aussehe?“

„Ältlich? Nein, Miß Loo. Respectabel? Ohne alle Frage! Aber es ist mir unklar, wie Sie zu einem Geschäftsgange kommen sollten, Miß, — und ob ich mich nicht fertig machen muß, um Sie zu begleiten.“

„Ganz unnöthig, Peggy. Ich gehe nur, um mir Material zu einer Arbeit zu holen, mit welcher ich Guy und Ethel später überraschen möchte. Da hast Du mein Geheimniß!“





Der Jäger. Nach einer Tuschezeichnung von Georges Subic. — Siehe Seite 226.



„So, so! Nun, ich hoffe, daß Sie mir nichts weismachen, Miß, und bald wiederkehren. Es sieht nicht hübsch aus, wenn eine junge Lady in Ihren Jahren allein auf den Straßen herumspaziert. Das werden Sie vielleicht wissen.“

„Ich hoffe, ich weiß, was sich ziemt, Peggy. Steige getrost wieder in Dein Seifenwasser. Adieu, liebe Alte.“

Eilfertig trippelte Loo durch die Straßen; sie kannte ihren Weg augenscheinlich ganz genau und wußte, daß er nahezu eine Stunde lang war. Das umfangreiche, graue Gebäude, vor welchem sie endlich Halt machte, um Athem zu schöpfen und eine augenblickliche Schwäche zu überwinden, sah sehr düster und keineswegs einladend aus. Es trug ein großes, schwarzes Schild an der Stirn, worauf zu lesen stand: „Expedition des Monday-Magazin“. Loo starrte eine lange Weile auf diese Worte hin und las sie wohl zwanzigmal hinter einander, bevor sie den Muth fand, sich in das Innere des Hauses zu wagen.

In der Expedition herrschte eine rege Geschäftigkeit; es gab viele Leute und viel Papier darin, und die Luft roch nach Staub und Druckerschwärze. Gleich neben der Thür stand ein Mann an einem hohen Pulte und schrieb. Er sah etwas „angeschwärzt“ aus und nebenher ein bißchen brummig. Trotzdem sah sich Loo ein Herz, trat dicht an das Pult und unterbrach den Schreibenden durch ein sanftes, schüchternes: „Verzeihen Sie, Sir!“ Der Mann blickte auf, und sein Gesicht erhellte sich ein wenig. Die Kleine sah so niedlich und furchsam aus; dergleichen Erscheinungen verirrten sich selten in diese Region. Ob das Mädchen schon eine Stelle suchte? Du lieber Himmel! Was für winzige Hände und was für schöne blaue Augen sie hatte! Armes Ding! . . . „Womit kann ich Ihnen dienen?“

Das klang ganz menschlich. Loo athmete auf und schenkte dem Manne ein dankbares Lächeln. „Möchten Sie mir vielleicht sagen, wo Mr. Mortimer wohnt, Sir?“

„Mr. Mortimer? Den kenne ich nicht. Wer ist er denn? Und um was handelt es sich?“

„Sie müssen ihn kennen, Sir. Das Monday-Magazin druckt ja seine Arbeiten vorzugsweise.“

Der Mann lächelte. „Ah, nun verstehen wir einander. Lassen Sie sich sagen, mein kleines Fräulein, daß Mortimer nur ein Schriftstellernamen ist; daher errieth ich nicht sogleich, wen Sie meinten. Im gewöhnlichen Leben nennt sich der betreffende Gentleman Mr. Laurel. Seine Adresse wird man Ihnen in der Redaction geben können. Dieselbe befindet sich eine Treppe hoch. Im dritten Zimmer arbeitet der Herr, welchen Sie fragen müssen.“

„Vielen Dank, Sir.“

In der Redaction war es noch unheimlicher, als unten, wo überall mächtige Zeitungsstöße umherlagen und die Leute alleammt schwarze Nasen hatten. Hier oben sah es sehr aufgeräumt aus. In beiden Zimmern, welche Loo durchschreiten mußte, um an's Ziel zu gelangen, saßen gelehrt aussehende, schreibende Herren, die neugierig aufblickten und einander zulächelten beim Anblick des hübschen, verlegenen Kindes in dem altmodischen Hute. Es war so still hier; selbst die Federn schwiegen momentan. Im letzten, kleinen Gemache befand sich nur ein einziger, ältlicher Gentleman; er blickte die Eintretende durch ein Paar großer, blickender Brillengläser an, augenscheinlich nicht willens, ihrer sichtlichen Verlegenheit in irgend einer Weise zu Hülfe zu kommen. Loo fühlte, wie ihr das Blut in die Wangen stieg; sie richtete sich, angefichts eines gewissen moquanten Zudens im Antlitz des unfreundlichen Herrn Chef-Redacteurs, zu ihrer vollen, leider nicht allzu beträchtlichen Höhe auf, nahm eine würdevolle Miene an und sagte mit möglichst ruhiger, sicherer Stimme: „Verzeihen Sie diese kleine Störung, Sir. Man sagte mir, ich würde hier die genaue Adresse Mr. Laurel's erfahren können. Ist das richtig?“

Der Herr legte seine Feder zur Seite und erhob sich. Er sah jetzt um Vieles freundlicher aus. „Nehmen Sie einen Augenblick Platz, mein Fräulein; ich werde die Adresse für Sie aufschreiben,“ sagte er, einen Stuhl zurechtziehend. „Um offen zu sein: ich glaubte, Sie brächten mir einen Band lyrischer Gedichte oder etwas Aehnliches. Dergleichen 'Prüfungen' sendet uns das Schicksal gewöhnlich in Gestalt taubenhast blickender, junger Damen, — und sie sind ganz dazu geeignet, den besten, friedfertigsten Charakter zu verderben.“

Die Märtyrer-Miene, welche seine letzten Worte illustrierte, rief ein Lächeln auf Loo's ernsthaftem Gesicht hervor. „Ich habe noch niemals einen Vers zu Stande gebracht,“ sagte sie, „und wenn es der Fall wäre —“

„So würden Sie ihn mir nicht bringen!“ ergänzte er lachend. „Der Himmel segne Ihr gutes Herz, mein Fräulein! . . . Hier ist die Adresse Mr. Laurel's.“

„Besten Dank, Sir. Und — möchten Sie mir vielleicht etwas von ihm sagen? Wie er ist, meine ich, —“

Er lächelte, gutmüthig spöttisch. „Heißt das, ich

hoffe ihn beschreiben, mein kleines Fräulein? Nun, er hat keine beträchtliche Höhe, seine fünf Fuß zehn Zoll sicher, und ein Paar schwarzer, scharfer Augen, denen man die Eigenschaft, durch ein Brett sehen zu können, nachrühmt. . . . Sonst noch —?“

„Ich danke Ihnen; das wollte ich nicht wissen. Ich werde nun gehen,“ erwiderte Loo erröthend und empfahl sich mit einer eiligen, seriösen kleinen Verbeugung, welche der Antilyrifer sehr hübsch fand.

„Ob es sich nur um ein Autograph handelt, — oder um mehr?“ fragte er sich, seinen Platz vor dem mächtigen Schreibsecretär wieder einnehmend. „Das war eine niedliche kleine Creatur, wahrhaftig!“ Und dann starb Loo im Gedanken des vielbeschäftigten Herrn Redacteurs für alle Zeit. Seine Feder sauste wieder über das Papier, sprühend vor Eifer, denn sie hatte es mit einem politischen Feuilleton zu thun.

„Das Schwierigste kommt jetzt!“ sagte sich Loo, als sie wieder auf der Straße stand, die mühselig errungene Wohnungs-Notiz studierend. „Ich glaube, ich werde den Tramway benutzen müssen, nach Eaton Place. Die Entfernung ist zu groß. Wahrscheinlich wohnt Mortimer in einem richtigen Palaste, ähnlich dem der de Vere's. Ich fürchte mich nun doch ein bißchen.“

Mortimer, — sie konnte nicht umhin, ihn in Gedanken fortgesetzt so zu nennen, — wohnte in der That sehr elegant. Sein Haus war eins der schönsten des Platzes und sah nicht nur vornehm, sondern auch freundlich aus. Zu Loo's großer Erleichterung nahm der Portier ihre Frage nach Mr. Laurel mit äußerster Gleichgültigkeit auf; statt zweideutig zu lächeln, wie sie es nach den jüngsten Erfahrungen ganz natürlich gefunden haben würde, wies er nur auf eine im Hintergrunde des Vestibüles sichtbare Treppe und sagte lakonisch: „Oben!“ Dann nahm die intelligente Beschäftigung, eine unglaublich dicke Cigarre mit einer Stricknadel zu durchbohren, seine Augen und Gedanken wieder vollständig in Anspruch.

„Oben“ gelangte Loo zunächst in ein freundliches, mit Blattpflanzen und Statuetten geschmücktes Vorzimmer, auf welches mehrere durch Portiären verkleidete Thüren mündeten. Neben einer derselben saß lebend ein alter, ehrwürdig aussehender Diener in brauner Livree.

„Mr. Laurel? Nein, er ist augenblicklich nicht anwesend,“ lautete seine Erwiderung auf Loo's mit schüchternem Stimme vorgebrachte Frage. „Wenn es eine Sache von Wichtigkeit ist, welche —“

„Ruhig, Jones! Er ist zu Hause!“ Die dunklen Portiären hinter dem alten Manne wurden durch eine kräftige weiße Männerhand rasch getheilt, und im nächsten Augenblicke schob der Besitzer derselben den guten Jones nicht eben unsanft, aber energisch zur Seite und erschien in seiner ganzen Größe zwischen den Vorhängen.

„Fünf Fuß zehn Zoll!“ Ja, das konnte stimmen. Mr. Laurel hatte eine prächtige Gestalt, und sein Antlitz, — es war dasjenige eines Mannes, welcher die Zwanziger noch nicht überschritten haben konnte, — blieb in keiner Hinsicht hinter dem Traumbilde Loo's zurück, obschon der Lorbeerkranz über der weißen Stirn fehlte und sein olympischer Typus einigermaßen durch einen kühnen, dunklen Schurrbart beeinträchtigt wurde. Der junge Gentleman war in seiner äußeren Erscheinung weit mehr ein Mars, als ein Apollo, — ein Mars, trotzdem er kein klassisches Kriegsgewand, sondern einen eleganten, modernen Hausanzug und den linken Arm in einer schwarzen Binde trug, was dem Urbilde des ritterlichen Gottes schlecht angestanden haben würde.

„Darf ich Sie zum Näheretretzen einladen, mein Fräulein?“

Während Loo dieser von einer liebenswürdigen Geste begleiteten Aufforderung Folge leistete, fielen ihre Augen zufällig auf den alten Jones, und sie bemerkte, daß derselbe, — noch genau da stehend, wohin die dichterische Rechte ihn befördert hatte, — mit einem sehr sonderbaren Blicke auf seinen Herrn schaute; mit einem Blicke, den sie noch lange im Gedächtniß behielt, obwohl seine Bedeutung ihr erst viel später klar wurde.

Nun war er da, der hundert Mal erträumte, feierlich-schöne Moment: Loo stand in dem Tuscolum ihres Poeten! Die darin herrschende, echt künstlerische Unordnung that ihm in ihren Augen nicht den mindesten Eintrag. Sie fand es sehr interessant, daß Zeitungen, Notenblätter und allerlei sonstige Dinge über sämtliche Möbel verstreut lagen, — daß sich auf einem Marmortischchen, neben Cigarren-Stui und Haarbürste, ein paar halberblühte Treibhaus-Rosen vorfanden, — daß an der geschlossenen Balconthür eine Violine lehnte, zu deren Füßen mehrere ungleiche Handschuhe, ein chinesischer Fächer und „Romeo and Juliet“ in Taschenformat die pikanteste kleine réunion bildeten. . . . Loo sah Alles! Sie trank den Zauber dieser Stunde in vollen Zügen ein, wohl wissend, daß es ihr kaum jemals wieder vergönnt sein würde, den großen Mortimer so unmittelbar „an der Quelle“ zu studiren.

Mr. Laurel rückte ungewollt ein Paar leichter

Sessel zurecht. „Sprechen Sie nun, mein Fräulein,“ sagte er; „die Aussicht, Ihnen vielleicht einen kleinen Dienst leisten zu können, erfüllt mich mit Ungeduld. Aber ich fürchte, Ihre Wünsche versteigen sich nicht über einige Zeilen aus Mortimer's Feder?“

„Sie irren, Sir. Ich würde niemals den Muth gefunden haben, Ihre kostbare Zeit um einer Spielerei willen in Anspruch zu nehmen. Was mich herführte, ist etwas viel Ernsteres, als ein Autograph.“

Es sah aus, als ob Mr. Laurel's Aufmerksamkeit weit mehr der Sprecherin selbst, als ihren Worten zugewendet wäre; seine Blicke lehrten von einer Extra-Tour aus dem Bereiche der schweren, blonden Flechten, welche üppig unter dem großen Hute hervorquollen, zurück, als er ein bißchen zerstreut entgegnete: „Ich wünsche nichts lebhafter, als Ihnen dienen zu können. Wenn es also in meiner Macht steht, —“

„O, Sir! Ich glaube, es giebt nichts in der Welt, was der Autor von Christabel's Glück nicht vermöchte!“ sagte Loo enthusiastisch, und die Geberde, mit welcher sie ihre Hände gegen den Dichter hin ausstreckte, war so unwiderstehlich reizend, daß er keine Zeit fand, sich um die Beschaffenheit der diese Hände belleidenden Handschuhe zu kümmern.

Mr. Laurel's schönes Antlitz röthete sich ein wenig, und es lag etwas von Verlegenheit in seiner frischen Stimme, als er entgegnete: „Sie sind allzu gnädig, mein Fräulein. Was kann ich thun, um Ihr Vertrauen zu rechtfertigen?“

„Es ist Ihr Rath, Ihre Unterstützung, die ich mir erbitten möchte, Sir! . . . Ich bin Louisa Georgina Henryot, die Jüngste von drei Geschwistern. Guy und Ethel arbeiten für unseren Lebensunterhalt, dem Vater hinterließ, außer einer sehr werthvollen Bibliothek, welche Guy's ganzer Stolz ist, nichts, was der Erwähnung werth wäre. Nun, sehen Sie, Sir, Guy und Ethel sind es, deren Hände uns über Wasser halten. Ich that bis zur Stunde nichts. Ich habe gar kein Geschick für Näharbeit und jene Dinge, die mit der Haushaltung zu thun haben. Es ist sehr schlimm; aber meinen Sie nicht auch, daß in jedem Menschen irgend ein Talent schlummert, daß es also nur darauf ankommt, ob er sein Pfund' zu finden weiß? Bitte, Sir, meinen Sie es nicht?“

Ihre dringliche, von einem erwartungsvollen Blicke begleitete Frage rief ein leises Lächeln auf seine Lippen. „Ohne Zweifel ist es, wie Sie sagen, Miß Henryot,“ erwiderte er, „und ich sollte denken, mit einigem guten Willen müßte ein Jeder sich endlich seiner ‚Mission‘ bewußt werden.“

„Nun wohl, Sir, — ich glaube, ich fand meinen Weg. Ich fand ihn über der Lectüre von Christabel's Glück. Was Sie auf Seite 28 von Christabel sagen, ist wie für mich geschrieben!“

Wieder ging ein plötzliches Erröthen über sein Antlitz. „Ich muß Ihnen offen bekennen, daß ich nichts mehr von den Einzelheiten jenes Buches weiß, Miß Henryot. Jemand, der soviel schreibt, — aber das thut ja hier gar nichts zur Sache. Welche Offenbarung ward Ihnen durch die Lectüre, wenn ich fragen darf?“

„Es ist . . . es ist . . . Sie werden mich vielleicht für sehr thöricht halten, Sir, aber ich glaube bestimmt, einiges Talent zur Schriftstellerei in mir entdekt zu haben. Ich glaube, ich könnte einen Roman schreiben! Und da kam ich zu Ihnen mit der Bitte, mir ein bißchen auf den Weg zu helfen. Nur für den Anfang, Sir! Mrs. Dwolet, — sie besitzt die kleine Leihbibliothek neben uns und weiß nahezu alle ihre Bücher auswendig, — sagte jüngst: ‚Die ‚Mache‘ ist es, welche erlernt werden will. Gute Einfälle und hübsche Gedanken sind am Ende nicht so rar in der Welt. Aber die Mache entscheidet!‘ Nun, Sir, — ich bin mir nicht recht klar über das Wort, aber vielleicht würden Sie sich der Mühe unterziehen, mir einige kleine Winke über die ‚Mache‘ zu ertheilen.“

Um die Lippen Mr. Laurel's zudte es verrätherisch, aber seine Stimme klang ganz ernsthaft, als er entgegnete: „Und wenn ich es vermöchte, Miß Henryot, — was dann?“

„Dann würde ich sofort an die Arbeit gehen, Sir! Würde versuchen, einen recht wunderbaren, rührenden Roman zu schreiben, der die Macht hätte, alle Menschen, selbst die Redacteurs, — ich glaube, diese Herren sind die gefühllosesten Geschöpfe der Erde! — zu fesseln und zu ergreifen. Und dann, wenn der Roman irgendwo untergebracht und gedruckt wäre, was für ein köstlicher Triumph! Guy, Ethel, seht her! Dieses hat Eure kleine Loo gethan, das ungeschickte Ding, welches zu nichts in der Welt gut schien! . . . Und nun kann Peggy ihren Lohn ausgezahlt erhalten, und Ethel's Monstrum, — das ist ein mordschäblicher, uralter Mantel, Sir! — gegen einen anständigeren Umhang vertauscht werden, und —“

Jetzt lächelte Mr. Laurel offenbar. „Ich kann Ihnen diesen Triumph nicht versprechen, Miß Hen-



ryot," sagte er, "bitte Sie aber trotzdem, wiederzukommen. Vielleicht Montag, wenn es Ihnen so paßt. Ich werde inzwischen ernsthaft über das Alles nachdenken und wiederhole die Versicherung, daß es mein lebhafter Wunsch ist, Ihnen zu nützen."

"O, dann erlerne ich die 'Mache' auch sicherlich, Sir! Tausendmal Dank für Ihre Güte!"

"Wollen Sie für den Heimweg meine Begleitung annehmen, Miß Henryot?"

"Sie sind sehr gütig, aber ich darf es nicht, Sir. Es muß durchaus ein Geheimniß bleiben, wo ich war, und was ich wagte. Außerdem würde Peggy sehr aufgebracht darüber sein, einen Gentleman an meiner Seite zu sehen."

"Dann also: Auf Wiedersehen am Montag!" sagte Mr. Laurel mit einem kleinen resignirten Seufzer und streckte die Hand aus, um Loo's zierliche Finger mit festem Drucke zu umschließen.

"Ich werde kommen. Leben Sie wohl, Sir!" — "Sie sind gar nicht lange geblieben, Miß Loo! Wahrhaftig nicht! Soeben schlägt es drei Uhr, und mein Reis-Pudding ist schwarz, wie ein Kegerschädel," brummte die alte Peggy, als Loo endlich wieder vor ihr stand, ein wenig erhitzt und außer Athem vom schnellen Gehen, aber im Uebrigen sehr vergnügt darschauend.

"Stelle Dich nicht so grimmig, liebe Alte! Ich bringe die beste Laune und den besten Appetit mit. Mein 'Geschäft' scheint zu gehen; in künftiger Woche vermag ich Dir vielleicht schon den Anfang meiner heimlichen Arbeit zu zeigen. Dir allein, Peggy! Niemand sonst darf davon erfahren."

"Nun, es soll mich freuen, wenn Ihnen einmal etwas geräth, Miß Loo," erwiderte die Alte, schnell besänftigt. "Möchten Sie jetzt vielleicht essen?"

"Natürlich, Peggy. Servire nur Deinen Kegerschädel!" Mein Hunger ist so groß, daß ich mich aller Wahrscheinlichkeit nach auch nach den übrigen Gliedmaßen des wilden Mannes umsehen werde!"

3.

Wandlungen.

Es war einen Tag nach Loo's eigenmächtiger, kleiner "Geschäftsreise", als Ethel im Hause der Paydon's etwas erlebte, was ihre Beziehungen zu demselben kurz und jäh abschneidet und ihr Lebenslot abermals aus dem kaum erreichten Hafen in die ungewisse See hinausstieß. Der Sechsuhr-Thee hatte wieder einige Gäste gebracht, und die Gouvernante entnahm aus der angeregten Stimmung und der sorgfältigen Toilette ihrer Damen, daß eine Persönlichkeit von Bedeutung darunter sein müsse.

Sie würde diese vier Gentlemen so wenig, als irgend Jemanden sonst, der zur Sechsuhr-Thee-Gesellschaft gehörte, beachtet haben, wenn nicht der zuletzt Eintretende durch sein ungewöhnliches Benehmen ihre Aufmerksamkeit auf sich gezogen hätte. Was er that? Nun, er verneigte sich sehr höflich vor der hinter ihrer Tassen-Barricade sitzenden Gouvernante, während er an ihr vorüber der Frau vom Hause entgegenschritt. So wenig ein Gruß an sich auch zu bedeuten haben mag, dieser hier, — innerhalb des Theezimmers der Familie Paydon, — ward zu einem Ereigniß; er lockte Zornesblitze aus den Augen der jungen Damen und rief eine sanfte, warme Röthe der Verwirrung in das Antlitz der armen Ethel, ein Gefühl, halb froh, halb schmerzlich, in ihre Seele. "Vielleicht wußte er nicht, welche Stellung ich hier im Hause bekleide," sagte sie zu sich selbst, "und wird, nachdem er zur Klarheit darüber gelangt, keine weitere Artigkeit an mich verschwenden. Sei es! Dieser schöne, herzliche Impuls verliert dadurch nichts von seinem Werthe. Ich werde immer mit angenehmen Empfindungen an den bronzenen Gentleman zurückdenken, aus dessen Augen mir secundenlang eine wahrhaft gute, menschenfreundliche Seele entgegenblickte."

Der "bronzene Gentleman", — sein stolzes, lustgebräuntes Antlitz erzählte von den Einflüssen einer heißen Sonne und eines hantbewegten Lebens, — überragte die Gesellschaft am Theetische sowohl an Gestalt, als an Geist um ein Bedeutendes und nahm sich inmitten der nichtsagenden Physiognomien und grellfarbigen Toiletten selbst fremdartig aus. Ethel konnte nicht umhin, ihn verstohlen zu beobachten; seine dunklen Augen erschienen ihr als die ausdrucksvollsten, welche sie jemals gesehen, und in seiner Stimme lag eine sanfte Musik, die mit dem seelenvollen Blicke verwandt schien. Dieser Fremde hatte, wie es schien, die ganze Welt umpilgert und mußte erst kürzlich von einer längeren Reise zurückgekehrt sein, denn man richtete von allen Seiten darauf bezügliche Fragen an ihn. Die kleinen, licht- und farbenreichen Genrebilder aus dem Morgenlande, in welche er seine Antworten kleidete, bewunderten die arme Ethel dergestalt, daß sie sowohl ihres Amtes, als der eiferfüchtigen Mißes Pay-

don vollkommen vergaß. Athemlos, mit vorgebeugtem Haupte und weitgeöffneten Augen, lauschte sie der sonoren Stimme des Mannes, der ihr wie ein Zauberer erschien, während Wunder um Wunder auf seinen Lippen erblühte!

"Möchten Sie die Güte haben, ein wenig achtsamer zu sein, Miß Henryot?"

Diese in scharfem Tone gesprochenen Worte riefen Ethel aus ihrem glänzenden Traume sehr unsanft in die Wirklichkeit zurück. Sie sah, daß der Diener mit einigen geleerten Tassen neben ihr stand und Miß Clelia Paydon zornig erregt zu ihr hinüber blickte. Natürlich ward die Gouvernante in Folge der empfangenen Rüge minutenlang der Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit. Während vor Erregung und Schamgefühl, versuchte sie, das Versäumte nachzuholen; allein das Bewußtsein, scharf und spöttisch beobachtet zu werden, nahm ihren ohnedies zitternden Händen jede Sicherheit, und so kam es, daß eine der schönen, kleinen Tassen im Augenblicke des Gefülltwerdens zu Boden glitt und zerbrach.

Obwohl die Damen Paydon für gewöhnlich ängstlich bestrebt waren, vor der Welt ein feines, gebildetes Benehmen zur Schau zu tragen, so vergaßen sie dennoch in Momenten besonderer Erregung bisweilen ihre Rollen und zeigten sich als das, was sie waren. Das unheilverkündende Klirren, der Anblick der am Boden liegenden Scherben raubten der ohnehin aufgebrauchten Miß Clelia vollends die Fassung. Sie verließ ihren Platz und trat mit zornsprühenden Augen vor die erschrockene Ethel hin:

"Da haben wir die Folgen Ihrer Unachtsamkeit! Wissen Sie wohl, Miß Henryot, daß diese Tassen unbezahlbar sind für uns? Echtes Zmari-Porzellan und außerdem ein theures Andenken! Das geeignetste Spielzeug, in der That, für die Hände einer — Kolette!"

Miß Clelia hatte halblaut, aber dennoch so, daß die Zunächststehenden ihre Worte zu verstehen vermochten, gesprochen; sie schien noch keineswegs am Ende ihrer Rede angelangt, als der "bronzene Gentleman", gleich einem guten Geiste, an die Seite Ethel's trat.

"Ich empfinde eine gewisse Verpflichtung, als Vertheidiger dieser jungen Dame aufzutreten, Miß Clelia," sagte er, "da ich mich an dem kleinen Anfall, — welcher keineswegs eine so schonungslose Rüge verdiente, — schuldig fühle. Die Orientbilder veranlaßten jene von Ihnen getadelte 'Unachtsamkeit'; ich bin eitel genug, das Zerbrechen der Tasse als eine meinem Erzähler-Talente unfreiwillig dargebrachte Huldbildung anzusehen, und somit haben Sie, Ihrerseits, als liebenswürdige Wirthin, die Pflicht, das kleine Impromptu nicht länger als ein bellagenswerthes anzusehen und mir meinen 'Vorbeerkranz' zu gönnen."

Miß Clelia wußte nicht recht, wie sie sich bei dieser Wendung der Sache zu benehmen hatte; es erschien ihr jedoch rathsam, wenigstens zum Schein in den Ton ihres Gastes einzustimmen. "Sei es so," erwiderte sie, sich zu einem liebenswürdig sein sollenden Lächeln zwingend. "Wir wollen den unangenehmen Vorfall vergessen. Miß Henryot aber mag die erste Lehre daraus ziehen, daß eine junge Person ihrer Stellung wohl daran thut, ihre Augen den ihrer Sorgfalt anvertrauten Gegenständen und nicht der Gesellschaft zuzuwenden!"

So rasch diese kleine Scene am Credenz-Tische sich abspielte, hatte sie dennoch genügt, Ethel ihre Fassung vollkommen wiederfinden zu lassen. Obschon das Feuer leidenschaftlicher Erregung in ihren schwarzen Augen brannte, klang dennoch die Stimme ganz ruhig, mit welcher sie jetzt sagte: "Verzeihen Sie, Miß Paydon. Ich bin in diesem Hause, um zu lehren, keineswegs, um Lehren zu empfangen, — und werde die Privilegien meines Berufes bis zum letzten Augenblicke festhalten. Das Geschäft des Theebereitens gehört so wenig zu den Obliegenheiten der Gouvernante, als das Ertheilen von Rügen zu denjenigen der jüngeren Tochter des Hauses. Wir thaten Beide, was nicht unseres Amtes war; ich corrigire meinen Fehler, indem ich gehe."

Welchen Eindruck diese Worte hervorriefen, wie Ethel aus dem Theezimmer, aus dem Hause und endlich in den heimathlichen Hafen gelangte, wußte sie niemals klar zu sagen, — vermochte es auch erst sehr allmählich, den Geschwistern ein deutliches Bild des Vorgefallenen zu geben, und brachte Tage darüber zu, sich von der erlittenen Demüthigung wenigstens in so weit zu erholen, daß es ihr möglich wurde, ihre Situation ruhig zu durchdenken.

Mrs. Paydon, welche dem Austritt im Theezimmer nicht beigewohnt hatte und das Benehmen ihrer Tochter schon aus Klugheitsrücksichten nicht billigte, erschien selbst, um Ethel zurückzugewinnen. "Sie müssen Clelia's Unart durchaus entschuldigen, Miß Henryot," sagte sie; "es befand sich unter unseren Gästen ein Gentleman, an welchem ihr, unter uns gesagt, viel liegt, und — die Mädchen sind immer eiferfüchtig, wenn sie lieben! . . . Nun, meine Beste, ich denke, Clelia soll

Ihnen selbst Abbitte thun, und danach ist wohl wieder Alles beim Alten."

Trotzdem Mrs. Paydon ihr Möglichstes im Zureden leistete und Ethel's kleine Schülerinnen mit der Macht kindlicher Thränen gegen die Festigkeit ihrer Lehrerin zu Felde zogen, — dieselbe beharrte unentwegt auf ihrem sanften Nein. Und damit hatte abermals ein Kapitel im Leben der jungen Gouvernante seinen Abschluß gefunden.

Während Guy die Lage der Dinge beklagte, war Loo ganz einverstanden damit. "Du thatest gut, mit den Paydon's kurzen Prozeß zu machen," sagte sie, eine sehr weise Miene aufsetzend. "Es findet sich leicht etwas Besseres für Dich, durch geeignete Fürsprache."

"Aber wo habe ich dergleichen?" fragte die arme Ethel, mit einem leisen Seufzer von ihrer Stiderei aufblickend. "Guy weiß Niemanden, an den ich mich wenden könnte, und die de Beres sind längst fort, wie Jedermann, den nicht besondere Rücksichten in London festhalten."

"Nun, ich meine nicht, daß unser Schicksal damit viel zu thun hat, Ethel. Ein Himmel ist es, der Regen und Sonnenschein, eine Hand, welche Schmerz und Glück spendet. Warum sollten wir nicht hoffen? Ich habe ein Gefühl, als folgten auf diesen 'Novembersturm' die schönsten Sommertage!"

(Schluß in nächster Nummer.)

Kaustriak verboten.

### Helene von Gögendorff-Grabowski.

Hierzu das Portrait von A. Schubert, Seite 217.



In gewissen Journalen wird seit einiger Zeit ein heftiger Kampf gegen das Schriftstellern der Frauen geführt, und so wenig man im Principe diesen Polemiken beistimmen mag, in der einen Behauptung muß man ihnen Recht geben: zu den zahlreichen Erzeugnissen, die ohne Schaden für die Literatur ungeschrieben bleiben könnten, stellen die Frauen ein starkes Contingent. Aber darum das weibliche Geschlecht aus der schönen Literatur überhaupt ausschließen zu wollen, — welsch eine Thorheit, welsch ein Barbarismus! Als ob nicht auch in neuerer Zeit unsere Literatur eine stattliche Anzahl Schriftstellerinnen aufzuweisen hätte, deren Begabung über jeden Zweifel erhaben ist, ja, von denen einige auf die Palme des echten, großen Künstlerthums vollen Anspruch haben.

Eines der freundlichsten, liebenswürdigsten der weiblichen Talente ist die Schriftstellerin, deren Portrait heute den Lesern vorgeführt wird. Nur etwa fünf Jahre ist es her, daß man zuerst dem Namen "Helene von Gögendorff-Grabowski" in den Zeitschriften begegnete, — die Illustrierte Frauen-Zeitung darf den Anspruch erheben, mit am ersten die berufene Feder erkannt zu haben, — und heute zählt die Autorin zu den gesuchtesten Mitarbeitern der angesehenen Journale; von ihrem ersten, zu Weihnachten erschienenen Buche wird bereits die zweite Auflage vorbereitet. Für solchen Erfolg erscheint Helene von Gögendorff eigentlich respectwidrig jung. Im Jahre 1860 auf einem Gute in der Provinz Schlesien geboren, erlebte sie den größten Theil der Kindheit im Großherzogthum Posen, wohin ihren Vater, der aus einem polnischen Adelsgeschlechte stammt, seine Stellung in königlichen Diensten gerufen hatte. Schon früh nahmen die feingebildeten Eltern die reiche Begabung der Tochter wahr und suchten sie in sorgfältigster Erziehung zu entwickeln. Zu einer Zeit, wo andere junge Mädchen noch tändelnd in's Leben hinausblickten, machte Helene bereits die ersten schriftstellerischen Versuche, flatterten von Wiesbaden aus, wohin die Familie ihren Wohnsitz verlegt hatte, die Schöpfungen ihrer Feder in die Welt hinaus: Novellen, Stimmungsbilder, Gedichte.

Helene von Gögendorff gehört zu den Sonntagkindern der Literatur. Der Weg, den Andere mit großen Mühen zurücklegen, eröffnete sich ihr wie im Spiele. Sogenannte große Aufgaben hat sie sich allerdings bisher nicht gestellt, und somit muß ihr der Vorber der höheren Dichtkunst noch vorenthalten bleiben; aber den Kranz herzlicher Anerkennung für ein frisches, fröhliches Fabulieren dürfen wir ihr schon heute reichen. Die kleinen Erzählungen und Stimmungsbilder, welche die Spezialität der Dichterin sind, tragen den Stempel echter Natürlichkeit, ungekünstelten, reinen Empfindens, und mit dem Reiz des Inhaltes verbindet sich derjenige der wohlgerundeten Form. Während manche moderne Schriftstellerin ihren Beruf für die Dichtkunst dadurch zu befehlen glaubt, daß sie sich von dem wahrhaft Weiblichen "emancipirt" und an Ungelehrtheit in der Wahl des Stoffes, wie in der Darstellung mit den Vertretern der neuen "realistischen" Schule zu weitern sucht, spricht sich in den Erzählungen Helene Gögendorff's stets ein zartes, keusches Empfinden, ein tiefer, sittlicher Ernst aus. Derselbe erscheint freilich nicht in pathetischer Gestalt, sondern liebt es, sich mit dem Gewande des Humors zu umhüllen, und gerade dieser Gegensatz erzielt seine sichereren Wirkungen.

Eine größere Anzahl ihrer, zerstreut in Zeitschriften erschienenen Novellen und Skizzen vereinigte Helene von Gögendorff in dem bereits oben erwähnten Buche, dem sie den Titel "Schmetterlinge" gab. Der Titel ist insofern glücklich gewählt, als er dem bunten Spiele der Phantasie, wie es in dem Werke sich entfaltet, gerecht wird, aber dennoch unrichtig, denn eine Schmetterling-Sammlung bleibt bei aller Pracht doch ein todt's Ding; aus dem Buche aber weht uns der Hauch frischen, munteren Lebens entgegen. Einige der Novellen sind übrigens in diesem Blatte veröffentlicht worden. Die reizende Erzählung „Vor Sonnenaufgang“, welche die Sammlung eröffnet, erschien in der Nummer 24 des Jahrganges 1884.

Diesem ersten Buche dürften bald andere folgen, denn Helene von Gögendorff ist nicht nur eine talentvolle, sondern

\*) Wiesbaden, Westold und Comp.



auch eine fleißige Schriftstellerin. Und so wenig man sich mit der Methode gewisser Feuilletonisten befreunden mag, die sorgfältig die Spähndchen und Splitter ihrer Tagesarbeit sammeln, bis sie wieder einen "Band" beisammen haben, — die wirklich poetischen Erzeugnisse verdienen, in ein Buch gesammelt zu werden, das von dem Gesamtschaffen des Dichters ein Bild giebt. Man muß nun ein ausgesprochener Misanthrop sein, um an den Schriften Helene Bögerdorffs sich nicht zu erfreuen, von der harmlos fröhlichen Laune, dem schalkhaften Humor nicht mitberührt zu werden. Und wer ihre anmuthigen Schöpfungen gelesen, dem wird auch das Bild der Dichterin in der Erinnerung haften bleiben, getrennt nach den Worten, mit denen sie einst die Uebersendung ihres Portraits begleitete:

Dazu mögen uns Bilder wohl nützen,  
Unser Erinnern freundlich zu stützen;  
Aber das beste Bild und das klarste,  
Das lebendigste Bild und das wahrste  
Von lieben Menschen und schönen Tagen:  
Das müssen wir in der Seele tragen!

Fr. Colberg.

Nachdruck verboten.

### Räthsel des Herzens.

Den Erinnerungen eines jungen Wittwers nacherzählt von P. R. Rosegger.



Der kleine Hans guckt wieder ein wenig durch die Jügel der halb angelehnten Thür. Da drinnen geht seit einigen Tagen was vor. Blumenduft, Lichterglanz, — die Leute schleichen nur so und thun geheimnißvoll. Kinder dürfen aber nicht hinein. Weihnacht ist erst vor Kurzem gewesen; sollte wieder Christbaum sein?

Jetzt sind viele Männer drinnen, und Einer klopft und macht etwas.

Ich nehme den Knaben an seinem warmen, weichen Händchen und führe ihn von der Thür hinweg.

"Sie sollen nicht so hämmern," sagte der kleine Hans, "da wird die Mutter wach." Befann sich aber und setzte bei: "Ja, sie soll wach werden."

Draußen ertönte wie gedämpfter Orgelton der Choral der Priester. Ich riß den Knaben an mich, preßte ihn an meine Brust, daß er die quellenden Thränen nicht sollte sehen können, aber er fühlte das Beben und Stöhnen der Brust. Mit Befremden blickte er mich an; er wußte ja nicht, was das war; er hatte seinen Vater noch niemals weinen gesehen.

Im Nebenzimmer derbe Männer Schritte. Sie hoben den Schrein...

"Vater, schau!" jubelte der Kleine. Er sah durch's Fenster auf der Gasse den Wagen mit den goldenen Säulen und dem goldenen Kreuz auf dem Dache. Er sah die vier Rappen und die wallenden Federbüsche auf ihren Häuptern. Eine große Menschenmenge hatte sich versammelt, sodah Stadtwächter die Gasse frei machen mußten. Jetzt trugen vier Männer etwas, das über und über mit Kränzen, Blumen und Bändern bedeckt war, zum Wagen und schoben es hinein. Der Chor sang ein Lied.

"Wie schön!" jubelte mein Hans und rieb die kleinen Hände in einander; "ach, wenn das doch auch die Mutter lähe!"

Der Wagen setzte sich langsam in Bewegung.

Malen und toben würde der Mensch in solcher Stunde, aber Gott läßt ihn betäubt sein. Wie durch einen Flor halb verhüllt, sieht er das Glüd seines Lebens untergehen.

Nach einer Weile trieb es mich, die Thür des Nebenzimmers zu öffnen. Kein Mensch war da; Schleier, Blumenblätter und Blüthen lagen herum, und die zwölf Kerzen brannten am leeren, schwarzen Tranengerüste.

Einen Monat früher hatten wir in demselben Zimmer Alle so feilig den Weihnachtsbaum umjubelt. Wie herzte sie den vierjährigen Knaben! Mit leuchtenden Augen sog sie die Freude des Kindes in ihr treues Herz. Sie war jung und schön. Sie war mein Alles. Als sie nach neuntägiger Krankheit mich und das Kind anblickte, da sagte sie die Worte: "Das Sterben ist so hart, — Euretwegen. Eines thu mir zu lieb, mein Mann; sage es dem Hans nicht, daß ich gestorben bin. In seinen Gedanken möchte ich weiterleben."

Das war fast ihr letztes Wort gewesen. Als der Priester sein Gebet unterbrochen, die blaffen, ruhig gewordenen Jügel betrachtete und zu den Umstehenden das Wort gesprochen hatte: "Sie ist im Frieden Gottes!" und als mich das kurze, wahr-sinnige Wüthen des ersten Schmerzes zu Boden geworden hatte, dachte ich an ihr Kind. Ich nahm mir vor, ihr Wort zu erfüllen.

Und so schlief die Mutter nun seit drei Tagen. Aber ewig kann sie nicht schlafen. Jetzt wieder hat mich der Kleine, die Mutter zu wecken. Ich brachte ihn in sein Spieltüßchen und kramte Pferde und Wagen, Bilderbücher und Bausteine, Pfeifen und Trommeln um ihn aus. Tröstende Freunde und gut-herzige Nachbarinnen kamen. Ich danke Allen für ihre Wohlmeinung und bat, mich allein zu lassen. Wie waren mir die Freunde und Bekannten so widerlich, da sie Veruche machten, mich nun zu trösten, sich gewissermaßen an die Stelle der Dahingeschiedenen zu setzen. Welsch fremd war mir mein Jugend-genosse, mein Bruder. Nichts wollte ich um mich, als mein, — ihr Kind. In diesem lebendigen Theil ihrer vergangenen Wesenheit sollte ich sie nun trösten darüber, daß sie gestorben war. Menschenleben, wie bist du räthselhaft!

Als ich mit Hans allein war, versuchte ich, mit ihm zu spielen; aber im Antreiben der Pferde, im Kommandiren der Bleisoldaten war ich heißer; im Aufstellen der Bausteine war ich ungeschick, weil mir die Hände zitterten. Der Knabe zeigte heute auch kein Interesse daran. So gaben wir's auf und saßen still neben einander da.

Lange hatte die Abendröthe zum Fenster hereingeleuchtet und Alles mit Rosenschein übergoßen. Jetzt war sie ver-dimmert; dunkel war es in der Stube und bis auf ein feines Knistern der ver-glähenden Ofengluth feierlich still. Zur Stunde sinkt der Schrein in den tiefen Grund. Der Knabe hatte sein lüchtes Lodenköpfchen an meine Brust gelehnt, als wolle er schlafen. Aber hier hab er leise an zu schluchzen.

"Hans!" sagte ich und mußte dabei Acht geben, daß meine Stimme nicht brach, "was ist Dir, mein Kind?"

"Die Mutter!" wimmerte er, "die Mutter soll kommen!" So ist die grabende Sehnsucht, das unsagbare Weh plötzlich laut geworden im Munde des Kindes, das doch von nichts wußte.

"Was?!" rief ich und hob das Haupt des Knaben in die Höhe, "ich glaube gar, da giebt's Wasser! Pfui! Ein junger Mann und flennen!"

Ich merkte aber bald, daß uns mit dieser Art von Tapferkeit nicht gebietet war. Der Spott, den ich auf den Knaben warf, verwundete mich selbst noch tiefer. Mir war weh zum Sterben.

"Nebri-gens," sagte ich dann, "Du hast ganz Recht, Hans, es wäre Zeit, daß sie läme. Wir wollen sie recht auszanken, daß sie uns so lange allein gelassen hat."

Der Hans schüttelte sein Köpfchen: "Auszanken nicht!"

"Wohin, der Weg ist weit."

"Und das weißt Du nicht?" rief ich. "Nun, dann mußt Du Dich freilich verwundern, daß sie nicht schon da ist. Sie wird noch eine Weile auf sich warten lassen. Sie ist auf Besuch bei der Großmutter, und Du weißt ja, wie das geht, wenn Frauen zusammenkommen."

Jetzt hatte ich den rechten Ton, der mir nicht weh that. Wie wunderbar ist doch das menschliche Herz!

"Aber Vater," wendete der kleine Hans ein, "Großmutter ist ja im Himmel!"

"Eben!" antwortete ich, "und Du erinnerst Dich ja, wie sehr der Mutter nach der Großmutter bange war. So kommt heute ein Engel, — er ist just mit dem Christbaum-Aufräumen fertig worden auf der Welt und will in den Himmel zurück. Der sieht die Mutter schlafen und sagt: Wenn sie ohnehin immer schläft, so wird sie ja Zeit haben. Ich lehre in den Himmel zurück, — wenn sie mitgehen mag? 'Sigott, ja!' sagt die Mutter, 'eine so gute Gelegenheit trägt sich nimmer zu. Auf den Hansel giebt's Acht, Alter, und locken soll Euch die Rosa.' Und pakt den Reisefack. 'Geh, wirft ihn selber schleppen!' sagt der Engel und nimmt ihr den Sack aus der Hand und lauft schon voraus. Kaum noch ein 'Behüt' Euch Gott beisammen!' und 'Der Hansel soll brav sein!' und fort ist sie. Ich schau ihr nach, der Engel führt sie bei der rechten Hand, und so steigen sie gegen den Himmel auf."

"Der ist heut voller Wolken gewesen," bemerkt der Knabe, "wie können sie denn da durch?"

"Das ist's eben," sage ich, "darum müssen sie den Umweg machen und suchen, wo die Wolken ein Loch haben. Da wird's freilich Nacht untermwegs, doch die Zwei sehen sich auf einen Stern und raufen."

"Aber auf einem Stern kann man doch nicht sitzen?" meint der Hans; "der ist ja viel zu klein."

Der Engel zündet hernach an dem Stern sein Laternlein an, erzähle ich, "und leuchtet der Mutter voraus. Vor der Himmelsthür haben sie wieder Aufenthalt, und die Mutter, wie sie den heiligen Petrus mit dem Himmelschlüssel sieht, sucht in der Tasche nach einem Jehukreuzerstück. 'Lach gut sein,' klopelt ihr aber der Engel zu, 'der nimmt nichts. Wir wollen hier seithwärts ein wenig stehen bleiben und uns die Leute betrachten, die in den Himmel gehen. Siehst Du, Alle gehen hinein, Keiner heraus'... Da hinkt der alte Michel heran, der frumme Pfriindner, — Du kennst ihn ja, hast ihm manchmal einen Groschen geschenkt. Schau, wie er lustig hineinhuscht! Der verlangt ge-wiß nicht mehr zurück auf die Welt. Ei der Tausend! Ein König kommt daher. Die goldene Krone, auf die man so viel hat gehalten, schwappt, reißt er sie vom Kopfe, schleudert sie mit einem Juchschrei in den Nebel hinab und tanzt munter, wie ein Hirtenknabe auf der Alm, durch die Himmelsthür. Nicht einmal der verlangt auf die Welt zurück. Jetzt kommt eine schöne, junge Frau, die bleibt stehen an der Himmelsthür und besimmt sich. Lange steht sie und schaut zurück, auf die Welt hinab. Liebe Menschen hat sie verlassen dort unten. Weil sie den Reuten den Weg verstreut, so knurrt sie der heilige Petrus an: 'Nu, entweder Du gehst hinein, oder Du bleibst draußen!' — Thut sie einen Seufzer, wendet sich und steigt wieder in die dunkle Welt hinab. Schaut jetzt der Engel Deine Mutter fragend an. Aber die, weil sie schon einmal so weit ist, will die Großmutter sehen. Gut, so treten sie in den Himmel ein. Jettes, da ver-schlägt's ihr schier das Aug' vor lauter Lichten! — 'Gud,' sagt der Engel, 'halt her Deine Nase!' und steckt ihr blaue Augengläser auf. So hat ver-gleichsweise auch der Mensch auf der Welt blaue Brillen auf der Nase, wenn er gegen den Himmel aufschaut."

"Und die Großmutter?" fragt der Hans.

"Ja richtig," erzähle ich weiter, "und wie die Mutter so da-steht und von der Menschenmenge hin- und hergestoßen wird, — als ich das sage, thut mir schon wieder das Herz weh, — spricht sie plötzlich ein rothwangiger Burich an: 'Gräß Gott, Frau! Die Mutter schaut hin und sagt: Die Stimme kommt mir bekannt vor, und ich weiß doch nicht...' 'Das glaub' ich,' sagt der Burich, 'die Frau hat mich immer nur in Schwarz ge-sehen; ich bin der Schornsteinfegerge-felle, der im vorigen Jahre gestorben ist.' Das ist schön!" sagt die Mutter, "aber jetzt muß ich schon fragen, hat Er hier nicht die Großmutter, die alte Frau Kiedel, irgendwo gesehen?" "Ist mir nicht unter die Augen gekommen," antwortet der Burische. Da ist die Mutter todeserschrocken: "Am Ende! Wenn sie gar nicht da wäre!" Ruft sie auf einmal Jemand bei der Rockfalte. "Da bin ich!" hört sie und sieht auch schon die Großmutter auf dem Lederfessel hocken, nah' beim warmen Ofen. 'Geh Du, komm her da geschwind,' flüstert die Großmutter, 'da neben meiner hab' ich ein gutes Pläpel für Dich aufgehoben.' Aber da sieht man ja nichts,' sagt die Mutter. 'Hingegen ist es schön warm,' sagt die Großmutter und schmiegt sich an den großen Kachel-ofen...

So habe ich geplaudert und ist mir schier mild und warm geworden dabei, und das ganze Bild, das ich dem Kleinen vor-gedichtet, ist wie ein inwendiges Gesicht vor mir gestanden, und freudig erschrocken bin ich darüber, daß der Mensch die Todten erwecken und Himmel bauen kann in seinem Gemüthe.

Der Knabe schwieg ein Weilchen, dann fragte er: "Kommt die Mutter bald?"

"Und weil sie schon einmal dort ist," fuhr ich fort, "so muß sie wohl auch einen guten Platz suchen für Dich und für mich. Wir wollen ja nicht weit vom lieben Herrgott sitzen, und daß wir die Engel musizieren hören, nicht wahr? Die Cäcilia thut Orgel spielen und der König David die Harfe dazu. Da wird sich die Mutter verweilen und nicht fort wollen."

"Für die Rosa soll sie auch einen Platz machen," sagte der Hans in fast schläferigem Tone.

Die Rosa war eine neunzehnjährige Richtige der lieben Heim-gegangenen, die im Nahe jetzt die kleine Wittwenschaft befor-gte; sie war ein wohlgenuthes Mädchen, und der Knabe hatte sie lieb.

"Freilich soll auch die Rosa ihren Platz kriegen," gab ich bei, "aber den besten wollen wir doch der lieben Mutter lassen. Daß sie rasten kann und träumen, mein Kind, von Dir..."

Weiter ging's nicht mehr, mir schnürte es die Gurgel zu-sammen. Der Knabe schwieg, und als ich mit dem Lichte nach ihm sah, war er eingeschlafen.

Ich hüllte sein Bettchen auf, so gut ich's verstand; es war ein neues Kreuzigen des Herzens, als ich die Rippen und Dedern berührte, mit inniger Mutterforge bereitet von ihr, die jetzt be-graben war. Dann legte ich das Kind sanft hinein und bin lange still an seinem Bette ge-sessen. Da knarrte im Vor-zimmer die Thür.

"Die Mutter kommt!" lallte der Knabe im Schlafe.

Rosa trat ein, stand an der Thür still und schaute traurig auf mich und das ruhende Kind.

"Was willst Du da?" herrschte ich sie an. Ich konnte keine fremde Person sehen an der Stelle, wo sie gewollt.

"Von der Bestattungs-Anstalt," hauchte Rosa und wollte mir etwas in die Hand geben.

"Was ist das?" fragte ich.

"Der Schlüssel zum Sarg," antwortete sie zögernd.

"Was geht das Dich an! Ich will nichts von Dir, geh!" Ohne ein Wort zu sagen, trat sie leise hinaus. Das kreuz-förmige Stahl-schlüsselchen war in ihrer Hand geblieben. Ich fragte mich nun, warum ich so herb gewesen. An die Thür trat ich, um sie zu rufen. Da hörte ich, wie sie draußen schluchzte.

Rosa war immer bescheiden und sanft gewesen. Auch sie hatte viel verloren, aber sich wohl vorgenommen, durch häusliche Anhänglichkeit und Fürsorge diese Zeit zu erleichtern dem, der Alles verloren. Sie wollte mir in die Hand legen das zum Kreuz geformte Symbol, den Schlüssel zum Schrein, in welchem mein ganzes Glüd ver-schlossen worden war. Sie wollte den Knaben betreuen und ihn zur Ruhe bringen, wie das echt und recht nur ein weibliches Wesen kann. Und ich hatte sie zurück-ge-schoben! Nun lehnte sie drauhen in der finsternen Kammer und weinte still vor sich hin. Mein krankes Gemüth hörte die Geliebte weinen an jenem Abend, als ich ihr in Wüthmuth über ein unversehens zer-schlagenes Glas ein rauhes Wort ge-sagt hatte. Es war das einzige Mal gewesen, aber mir brennt dieses Weinen in der Seele. Und ich glaube, die wahre Liebe zu ihr ist mir erst auferstanden in jener Stunde, als ich ihr hatte weh gethan. Sie schlief in der Erde, und ich hörte in der Vorkammer ihr bitteres Schluchzen.

Der Knabe schlummerte süß. Ich kann nicht weinen hören, ich muß ihr sagen: so schlimm wäre es nicht gemeint gewesen, das Unglück habe mich verwirrt, sie möge ein wenig Nachsicht haben...

Ich öffnete leise die Thür und trat hinaus. Wie hätte ich ahnen können, zu wem ich hinaustrat?

Der Knabe hatte Recht gehabt.

Nachdruck verboten.

### Der Mikado.



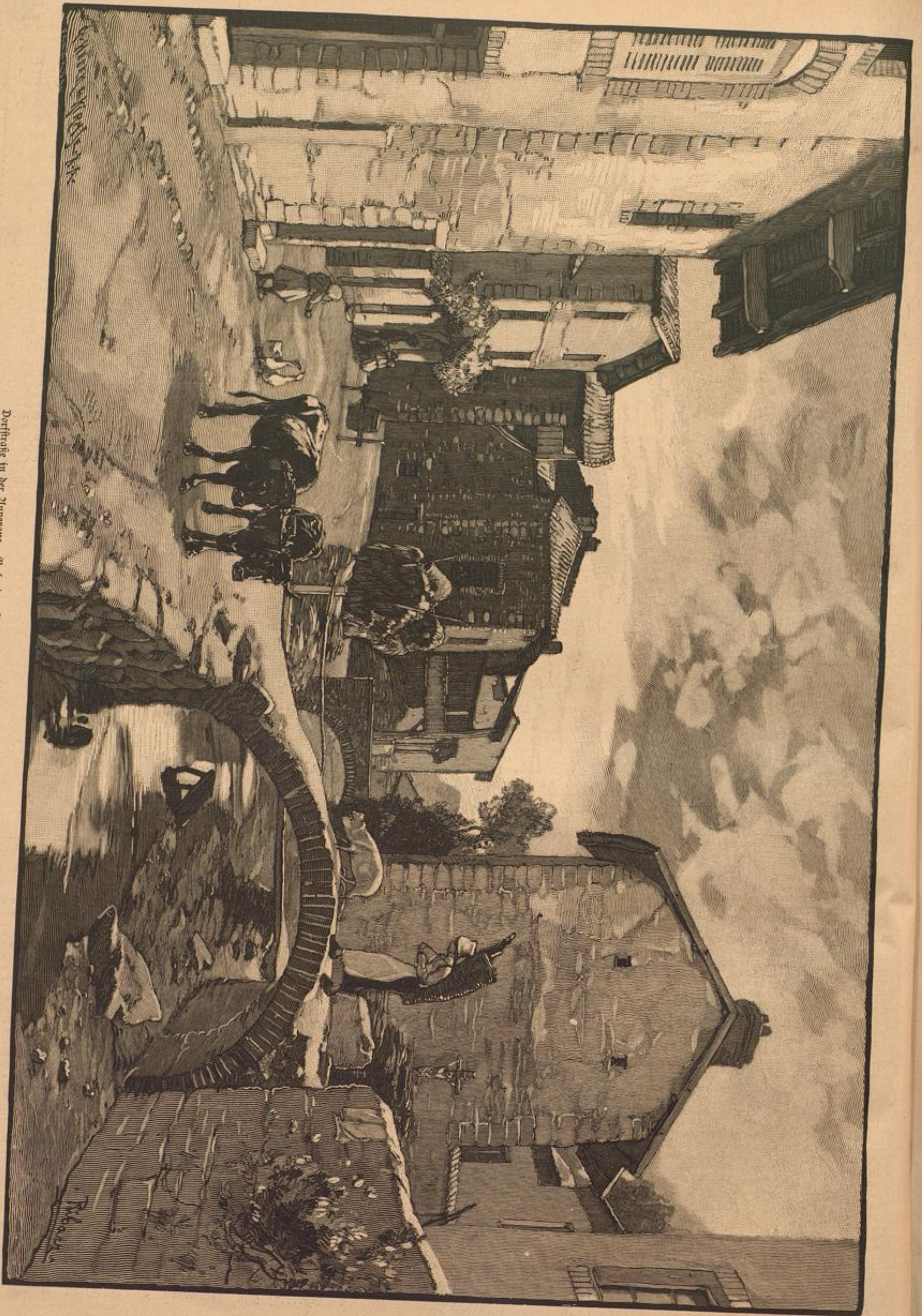
tylish, stylish, — selbst der Theaterzettel, welcher den Verlinern das Werk der Herren Gilbert und Sullivan erläutert, ist auf edstem japanischen Papier gedruckt, und bunte Figürchen, wie sie uns von den Japaner-Baaren vertraut sind, schmücken ihn. Ungemein stylish auch das Publicum. Nicht, als ob wir uns in einer Premiere des Wallner-Theaters befänden, sondern in einer Gala-Vorstellung der königlichen Oper. Die Herren, welche die Logen füllen, durchweg in Frack und weißer Halsbinde, und selbst im Parquet eine Fülle solcher feierlichen Gestalten. Woher dieser Glanz? Findet heute Abend noch irgendwo ein großes Fest statt, dessen Teilnehmer sich zu den bevorstehenden Strapazen in dieser tropischen Atmosphäre abhärten, für die drohende Langeweile sich aus der englischen Burleske einen Fond von munterer Laune sammeln wollen? Nichts von dem! Die Reclame-Trommel, welche Wochen lang mächtig getost, hatte mit letztem hallenden Wirbel verkündet, die gesammte kronprinzliche Familie werde der ersten Aufführung des "Mikado" beiwohnen. Da haben denn alle die Herren, welche sich der Ehre er-freuen, den hohen Herrschaften vorgestellt zu sein, das Gala-kleid angezogen, und ihrem Beispiele folgte eine stattliche Schar von Hürpatoren, welche die Welt glauben machen wollen, daß sie den gleichen Vorzug genießen. Da sitzen sie, verklärten Lächelns nach den Hoflogen emporschauend und im Voraus den Triumph schlürfend, wenn es nachher an der Börse heißt: "Haben Sie gesehen? Der K. und der J. waren auch im Frack. Ruß doch was daran sein an ihren vornehmen Bekann-schaften!"

Die frohe Erwartung erfüllt sich. Indem die Duvertüre anhebt, — eine leichte, aber gefällige, grazids gaulende Musik, — erscheint die deutsche Kronprinzessin mit ihren sämmtlichen Töchtern, deren älteste in Begleitung ihres er-lauchten Gemahls, des Erbprinzen von Sachsen-Meiningen. Die Duvertüre kommt darüber nicht zu ihrem vollen Rechte; man will mehr sehen, als hören, und fragt sich: wo bleibt denn der Kronprinz, den doch die Zeitungen versprochen haben?

Da hebt sich der Vorhang, — welche Pracht der Decoration und der Kostüme, welches malerische, das Auge entzückende Bild! Ein gartenähnlicher Hof im Palaste Ko-Ko's, des wunderlichen Heiligen, der, einstmals ein armseliges Schneid-ze-lein, nach den unsagbaren Gelesen des Operetten-Mikado zum Ober-Hof-Scharfrichter, der höchsten Würde im Reiche, avancirte. Eintheilen bleibt der Gewaltige noch hinter den Coulissen; dafür entschädigt uns aber in allerhöchster Person der japanische Kronprinz, Kanki-Poo, als Straßenfänger ver-kleidet. In den Verdacht gerathen, mit einer alternden Hof-dame, Katsiha, getändelt zu haben, ist er von seinem grau-samen Vater verurtheilt worden, diese Antiquität zu heirathen, und dem furchtbaren Schicksal hat er sich durch die Flucht entzogen. Liebt er doch eine Andere, die reizende Num-Yum, von den drei schönen Mündeln Ko-Ko's die aller-schönste. Sie zu gewinnen, ist freilich wenig Aussicht vorhanden, denn der alte Ober-Scharfrichter will das Mädchen selbst heimführen. Dies Alles erfahren wir aus einer Reihe humorvoller Wech-sel-gänge, in denen sich namentlich Kanki-Poo mit seinem wohl-lautenden Tenor auszeichnet. Wie anmuthig weiß er zu singen und wie flott zu tanzen, — fürwahr, wäre er durch seine Geburt nicht auf einen anderen Beruf hingewiesen, er könnte als Ministrel sein gutes Brod verdienen.

Eine schöne Stimme läßt sich seinem Nebenbuhler, dem nun erscheinenden Ko-Ko, nicht nachrühmen, — er medert ein wenig, wohl eine Reminiscenz an seinen früheren Stand, — aber er besitzt echten Humor, zündende Komik. Wie er-götzlich singt er von seiner "little list", von seiner kleinen





Dorfstraße in der Zinnergasse. Nach einer Aufzeichnung von Carl Ribbar. — Siehe Seite 226.



Liste über solche Personen, die er im Sinne seines Berufes für „abkömmlich“ hält! Galant ist er freilich nicht, denn außer den Klavier-Büchlichen und anderen Unholden setzt er auf die Liste der Personen, deren Abgang in der Welt nicht vermißt werden würde, auch die Damen aus der Provinz, die sich ausputzen wie ein Bramsegel, und die schreibseligen Blaustrümpfe. Stürmischer Jubel durchbraut das Haus, — horch, welche sonore Stimme überläßt den Beifall? Wichtig, da steht er hoch aufgerichtet in der Loge, der Sieger von Wörth, in die Hände klatschend und mit herzlichem Lachen den tolleren Uebermuth begleitend.

Aber der Triumph Alt-Englands soll sich noch größer gestalten. Wie eine Wolke bunter Schmetterlinge flattert sie daher, die Schar der japanischen Pensionistinnen. Das ist ein Beugen und Reigen der Schlanen, von flimmernden Stoffen eng umschürten Leiber, ein Gaukeln und Schwirren der Fächer, daß man kein Japaner zu sein braucht, um Augen und Sinne verwirrt zu fühlen. Aber welche unter diesen hübschen Kobolden sind denn die drei berühmten Mädel? Ah, jetzt erst kommen sie, an einander geschmiegt im Tanzschritte sich wiegend und dazu ihr reizendes „Three little maids from school are we“ singend. Woran erinnern uns nur Lied und Anblick? Richtig, an Kate Greenaway's köstliches Bilderbuch „Under the window“, an ihre „Five little

Wigton das Fest. Die verliebte Matrone macht ihre älteren Rechte geltend, aber der Hohn der Menge überschüttet sie und läßt sie, die den wahren Stand des Bräutigams verrathen will, nicht zu Worte kommen. Welch stürmisches, bewegtes und doch zu einem harmonischen Ganzen geeinigtes Bild! Woher nur die Engländer diese Kunst der Massen-Gruppierung, der Massen-Bewegung haben mögen? Ei, blüht nur nach oben in die zweite Hofloge! Scheint nicht dort ein lächelndes Antlitz zu sagen: Das ist die Schule unseres kleinen Meiningen! Das wohlgedrillte, bis in die kleinste Einzelheit mit dem Kunstwert in Einklang gebrachte Ensemble, das so lange von den deutschen Bühnen vernachlässigt worden, wir Meiningen haben es geschaffen, haben unsere Kunst auch über den Kanal getragen, und bei uns ist das stolze Albion in die Schule gegangen.

Wie athmet in der einen einzigen Zwischenpause, die Mr. Gilbert und Mr. Sullivan uns gönnen, Alles in dem geräumigen Garten des Wallner Theaters auf! Besonders die armen Leute sind der Erholung bedürftig, die während der ganzen Aufführung sich im trüben Dämmerlichte in das Textbuch vertieften, um aus der deutschen Uebersetzung, — der Herr gehe mit dem armen Sünder gnädig in's Gericht! — den Sinn der Handlung zu ergründen, und sich nun von Anderen erzählen lassen, was eigentlich auf der Bühne vorge-

macht, die Hinrichtung habe wirklich mit allem Ceremoniell stattgefunden.

Es ist ein Glück, daß die Handlung im fünfzehnten Jahrhundert spielt, denn sonst dürften bei den engen Beziehungen, die heute zwischen Japan und dem Abendlande bestehen, sowohl Dichter, wie Componist und Darsteller der Anklage wegen grober Majestäts-Beleidigung nicht entgehen. Indessen wissen wir, daß der Mikado von heute eine der unnahbarsten Persönlichkeiten der Welt ist, — Papst und Kaiser zugleich, — vor der sich Alles scheu zu Boden drückt, zu der das Auge keines Sterblichen sich frei erheben darf. Aber der Mikado vor vierhundert Jahren, das mag ja so ein grotesker, clownartiger Geißel gewesen sein, den in die Burlesk-Oper hineinsetzen, man sich nicht zu geniren brauchte. So singt er denn seine Couplets, hüpf und springt und läßt dabei die Fäulnissfeder auf seinem Kopfe einen Tanz vollführen, daß einem fast schwindlig wird.

Hier scheint der Höhepunkt des Grotesk-Komischen zu sein, den zu überbieten, schwer halten dürfte. Aber nicht dieser Gedanke ist es, welcher die kronprinzlichen Herrschaften zum Ausbruch drängt, sondern die Rücksicht auf den Eisenbahnzug, der sie nach Potsdam zurückführen soll; denn in bedrohlicher Weise rückt der Zeiger der Uhr bereits auf Elf vor. Es ist, als ob mit dem Weggange der hohen Gäste der gute



Kajüte des Prinzen Heinrich von Preußen an Bord der Corvette „Stein“, im Sommer 1885. Nach einer Tuschezeichnung von Paul Höder. — Siehe Seite 226.

sisters walking in a row“. So unschuldig, wie diese kleinen Schwestern, sind unsere Drei freilich nicht mehr. Ihr Köcheln hinter dem Fächer ist gar vielsagend, — und wer es nur beschreiben könnte, dieses übermüthige, halb erstickte Köcheln, in das gelegentlich der Chor einstimmt. Es ist nicht englisch und nicht japanisch und doch etwas von Beidem, wie denn überhaupt das Ganze eine wunderbare Mischung von englischem und japanischem Volksthum darstellt, unübertragbar in eine fremde Sprache. Und dazu die charakteristische Musik, die in rakkem Aufeinander eine reizende Melodie der andern folgen läßt. Zunächst auf das Köcher-Terzett ein prächtiges Duarlett, dann ein zartes Duett zwischen den beiden Liebenden, Ranki-Boo und Yum-Yum, hierauf ein komisches Trio des großen Ober-Scharfrichters und zwei anderer Würdenträger.

Wie aber soll der arme Prinz Ranki-Boo die Geliebte erlangen? Es findet sich ein Ausweg, Dank dem Mikado höchstselbst. Seine Majestät sind erzürnt, daß der neu ernannte Lord High Executioner noch keine Probe seiner Tüchtigkeit und damit ein abschreckendes Beispiel für das Volk gegeben hat. Doch beim besten Willen läßt sich kein Delinquent aufreiben, und so nimmt denn der verjagte Ko-Ko den Vorschlag des für ihn noch immer im Jacoanito verharrenden Prinzen an: Ranki-Boo führt Yum-Yum heim, verpflichtet sich aber, nach vier Wochen sich dem Lord Ober-Scharfrichter als das erwünschte Object zu stellen. Laut erbraust der Jubel des Volkes über diese befriedigende Lösung aller Schwierigkeiten, da unterbricht mit dem Erscheinen Katisha's, der ältlichen Hofdame, ein schriller

geißel von dem Werke gewichen sei. Der Duell süßer Melodien, der bisher so reich gesprudelt, hat sich erschöpft, und an seine Stelle tritt der Dialog, von einer Handlung begleitet, die sich an wilder Ausgelassenheit kaum noch von den burlesken Sprüngen der Pantomime unterscheidet. Das Ende vom Liede ist natürlich, daß weder Ranki-Boo unter dem Schwerte des Henkers verblutet, noch die holde Yum-Yum lebendig begraben wird, sondern Alles sich zu schönster Zufriedenheit löst, — mit alleiniger Ausnahme des armen Ober-Hof-Scharfrichters, der die schlimme Katisha heirathen muß.

Es läßt sich nicht verkennen, daß die Oper von dem letzten Drittel an bedenklich absinkt, und die Mißstimmung darüber machte sich besonders geltend bei jenen Sparjamen Leuten, welche bei dem späten Ausgang der Vorstellung die theure Nachtdroschke mit in Rechnung zogen. Trotzdem läßt sich dem Werke, das in England und Nordamerika zu Hunderten von Malen gegeben worden, unter bestimmten Bedingungen ein nachhaltiger Erfolg auch bei uns voraussagen. Streicht man den Dialog, — so wichtig er ist, hat doch nur ein kleiner Theil des Publicums das rechte Verständniß dafür, — auf das Nothwendigste zusammen, sodas die reizvolle Musik und die originellen scenischen Bilder das Bordertreffen behaupten, dann wird auch diese Gattung „japanischen Kunstgeschmackes“ freireich ihren Weg durch Deutschland nehmen.

Ernst Schubert.



# Verchiedenes

Rathdruck auch im Einzelnen verboten.

**Der Jäger.** Von Georges Subic. Siehe das Bild, Seite 220. — Ein Stück normannischen Stillebens führt uns der Künstler in seinem Bilde vor. Ein schlichter Bauer im Departement Calvados, — so heißt das Departement nach den rochers de Calvados, der gefährlichen Klippenreihe an der Küste, und diese Klippen führen ihren Namen nach einem Schiffe der spanischen Armada, das 1588 an den Klippen zerbrach. — ein schlichter Bauer ist im Begriffe, zur Jagd aufzubrechen. Sorgfältig unterlegt er sein Gewehr, zu lange für die Länge des jagdbüchigen Hundes. Der aber wird sich wohl noch eine Weile gebulden müssen, denn noch ist das Frühlings, mit dem sein Gebiet sich zum edlen Werke fährt, nicht ganz verjährt, und der Ausbruch wird kaum erfolgen, bevor nicht das Glas mit „eau de vin do cidre“, dem landesüblichen Getränke der normannischen Bauern, geleert ist. Ein interessantes Stück Hausrath erblicken wir im Hintergrunde. Zwar bietet der Schrank an sich nichts Besonderes, aber die ihn schmückenden Vasen, Schalen, Schachteln u. s. w. haben ihre Bedeutung. Es sind die Gewinne, die der Bauer bei den gelegentlich der Nationalfeste veranstalteten Spielen davongetragen, oder Preise, die er sich mit der Büchse erschossen hat. Nach der Anzahl der Stücke zu urtheilen, ist unser Waidmann ein tüchtiger Schütze, und somit mag heute Freund Lampe nur auf seiner Hut sein.

Mit der Treue seines Local-Colorits und der glücklichen Lichtwirkung fand das Bild, — es wurde in Calvados selbst gemalt, — im Pariser Salon, wo es den Titel „Avant la chasse“ führte, gerechte Anerkennung. Der Künstler, Georges Subic (sprich: Subitsch), ist Kroat von Geburt und insofern ein Landsmann Franz Starbina's, als auch dieser väterlicherseits aus Kroatien stammt. Mit Starbina hat Subic die genaue Beobachtung der Natur und die passende, realistische Wiedergabe der Licht-Effekte gemein.

R. M.

**Dorfkirche in der Auvergne.** Von Karl Ribarz. Siehe das Bild, Seite 224. — Auch auf diesem Bilde wird der Beschauer auf französischen Boden verführt, doch nach ganz anderer Richtung. Unter den zahlreichen pittoresken Ortschaften der Auvergne nimmt auch Chäteldon, ein Flecken von etwa zweitausend Einwohnern, einen beachtenswerten Rang ein. Im Departement des Puy de Dôme gelegen, ist Chäteldon eine sehr alte Ortschaft, in der sogar noch eckige Häuser von rein gotthorischer Bauart zu finden sind; die Mehrzahl der Häuser erinnert freilich, wie fast in allen Orten der Auvergne, an den italienischen Baustil. Einmal war Chäteldon befestigt, doch ist hiervon nicht mehr viel zu sehen; dagegen weist der Flecken anstatt des starren Festungsgürtels eine anmuthige Umrahmung von Weinbergen auf. Sogar eine Heilquelle besitzt der Ort, die zwar minder berühmt ist, als die Mineralquellen des anderthalb Stunden weiter südlich gelegenen Vichy; immerhin aber kommt das Wasser von Chäteldon selbst in Paris im Handel vor.

R. M.

**Kajüte des Prinzen Heinrich von Preußen an Bord der Corvette „Stein“.** Von Paul Höder. Siehe das Bild, Seite 225. — Unser Bild zeigt eine Ecke aus der Kajüte, die Prinz Heinrich von Preußen an Bord der Corvette „Stein“ im Sommer 1885 inne hatte. Kein Prunk bietet sich hier dem Auge dar; der Prinz bewohnte, als echter Seemann und getreu der im preussischen Königshause gepflogenen Einfachheit, eine ebenso enge Kammer, wie sie jedem anderen Offizier an Bord zugetheilt war. Jedes Plättchen an Bord ist kostbar und muß ausgenutzt werden; darum vermag auch die Kammer eines Marine-Offiziers nur die nothwendigsten Gegenstände des täglichen Bedarfs zu fassen. Doch die Liebe zum Beruf, Humor und persönliche Bedürfnislosigkeit helfen über die mit dem Seebelen verknüpften Strapazen und Entbehrungen hinweg. Mag aber der Raum noch so knapp bemessen sein, dennoch wohnt in jeder dieser kleinen Kammern die Behaglichkeit. Die Wände sind geschmückt mit mancherlei Zeichen der Erinnerung; die schönsten aber und die werthvollsten, besonders während langen Fernseins von der Heimath, sind die Bilder der dem Bewohner theuersten Personen. Diejenigen Erinnerungszeichen, welche wir hier dargestellt finden, sind jedoch nicht bloß dem Bewohner theuer; das ganze deutsche Volk hängt mit Liebe und Verehrung an ihnen. Das Portrait des Kaisers Wilhelm hat zugleich einen historischen Werth: es ist die Mitgabe auf die erste Reise des Prinzen um die Erde, und es weist die erste kaiserliche Unterschrift nach dem Attentat von 1878 auf. Die Worte lauten: „Meinem lieben Entel Heinrich — Wilhelm“.

P. S.

**Viterbisches.** — Beim Heraustragen der Silbernen Hochzeit des deutschen Kronprinzen-Paares beschloß der Verein für deutsches Kunstgewerbe in Berlin dem hohen Paare, als Zeichen seiner Verehrung und zugleich als Ausdruck des Dankes für die vielfache Förderung des Kunsthandwerkes durch die erlangten Ehrenstellen, eine Gekrone zu überreichen, an welcher möglichst alle Mitglieder des Vereins sich durch eigene Arbeiten betheiligen konnten. Man wählte dazu auf Veranlassung des Vereins-Vorstandes Geheimrath Reutaus einen „Spielstein“, eine Sammlung aller oder doch der meisten heute gebräuchlichen Spielsteine der Welt, die zum Theil mit nicht unerheblichen Schwierigkeiten verbunden war, so daß sich zum Jahre hin, jedoch erst im Februar 1886 die Übergabe an das hochwürdigste Paar stattfinden konnte, mit dessen Genehmigung der Verein längere Zeit beschäftigt blieb. Mit diesem Spielstein hat sich der Berliner Kunstgewerbe-Verein nicht bloß ein Denkmal patriotischer Gesinnung und hoher Leistungsfähigkeit gesetzt, sondern zugleich durch die geschmackvolle Ausstattung der Steine eine Reform auf diesem Gebiete nach der künstlerischen Seite hin bezweckt. Diese Leistungen möglichst bekannt und veranschaulicht, hat der Verein eine Publication im eigenen Verlage veranstaltet, welche alle irgend wichtigen Spielsteine, zum Theil mit Wiedergabe von Details, auf 88 Seiten in höchst ansprechender, Familien-Spiele aus dem im Besitze des Kronprinzen und der Kronprinzessin des deutschen Reiches und von Preußen befindlichen Spielsteinen (S. 20).

Die ersten Tafeln enthalten die Einbanddecke der Adresse und das Inhalts-Verzeichniß, die Gesamtanzahl des mehrerhalt gearbeiteten Schrankes und der an denselben angebrachten silbernen Figuren. Dann folgen acht Kartenblätter mit Zeichnungen, der Karten in Bronze, Eisen, Silber; das Tafelbild, von denen die beiden von E. Depler, J. und V. Burger gezeichnete bereits durch Reproduktion in den Handel gekommen sind. An die Kartenblätter reihen sich: König Droselbart, Hainke, Hainke, Hainke, Hainke, das vortrefflich geklommene Belagerungsspiel und, das gleichfalls im Handel erscheinende Pötte, dem man die weitest Verbreitung wünschen möchte. Ferner Glocke und Hammer in neuer Ausfassung, das wiedererweckte Schachspiel, Lintel, Schachspiel, An Schachspielen sind vorhanden: Puff, Einstecker, Dame und Mitternacht, Schach und Hirschhorn, Ferner Domino, Reuleter, Tisch-Groß. Der vor dem Scherlein liegende Tisch stellt die Tafeln. Ein kurzer Text giebt die Verfertiger an, aus lange Anleihen zu den weniger bekannten Spielen. — Ohne Zweifel findet der ausübende Künstler in dem Werke mannigfache Anregung; noch mehr werden die Spiele, welche in die Familien zu bringen bestimmt sind, vielfach Sinn für künstlerische Form erwecken und bilden. Und damit hat sich der Verein für deutsches Kunstgewerbe ein wertvolles Verdienst erworben.

Das Treiben hinter den Coulissen zu schildern, hat Robert Vor in seinem neuen Roman „Dora“ unternommen (Jena, Costenoble, 2 Bde., M. 8). Die Titelheldin ist eine junge, reich begabte Schauspielerin, um deren Günstig sich gar viele bewundern, Männer der Feder, Kollegen von der Bühne, Barone und Grafen, sogar ein Prinz von Schilly. Ihr Herz gehört indessen, wie sie meint, allein der Kunst, und freilich weiß sie

alle verlockenden Anerbietungen ab, wobei sie allerdings die bittere Erfahrung machen muß, daß im Tempel Thalia's der wahren Kunst nur Wenige dienen, daß echtes Talent und gewissenhaftes Streben oft nichts bedeuten gegenüber der mit unläuterer Mitteln erworbenen Protection. Zurückweisung und Bescheiden bleiben die „Sperre“ von der Stätte ihrer künstlerischen Triumphe entfernen zu wollen, und in der That verläßt sie die Bühne, doch in anderer Weise, als ihre Gegner es gedacht. Dem treuen, selbstlosen Betriber und Rabener, der ihr lange Zeit hindurch nur aus der Ferne den Weg der wahren Kunst gewiesen, dessen eruchte, gewissenhafte Kritik eines Hauptantheils an der Entfaltung ihres Talentes gehabt, ihm bringt sie das Opfer, zu dem sie sich Anderen gegenüber nicht hätte verheben können: aus Liebe entläßt sie der Bühne, um diese Hauptarbeit nach sich in dunter Abwesenheit die Schüderung vom Tann und Treiben des Theater-Volkes, von seinen guten und schlimmen Seiten. Welch trauriges Ende oft in dieser Welt des freundlichen Schicksals, und andererseits, welche tiefes, ehliches Gefühl auch in dem als „Leid“ verklärten Theaterleben! Dabei ist dem Dichter nachzudenken, daß er sich vor Uebereizung gebietet hat, daß er nicht auf der einen Seite lauter Augenblicke, auf der anderen lauter Beweise vorführt, sondern auch lebenswährender Menschen, in denen sich Kräfte und Schwächen gegenübersehen. Der durchsichtige Prim kommt allerdings gar übel weg, indessen — es mag auch solche Primen geben.

Die Eroberung der Hauptstadt von Ostland durch König Waldemar IV. von Dänemark ist der Gegenstand von Hans Hoffmann's „Brigitta von Wied" (Leipzig, Schöne, M. 3). Die Titelheldin ist die Tochter eines eingewanderten deutschen Goldschmiedes, die, halb unbewußt, die Schuld daran trägt, daß die alte Danestadt in des Dänenkönigs Hände geräth. Nachdem in dem wilden Kampfe ihr Geliebter, ein edler Nordländer, gefallen, sucht sie freiwillig den Tod. In marstiger, vollendeter Sprache, so wie sie dem Gegenstande angemessen erscheint, fließt die Erzählung dahin. — Nach ganz entgegengelegtem Himmelstriebe, auf die schöne, jagdunbesessene Insel Koru, geleitet und derselbe Autor mit einem zweiten Werke: „Im Lande der Phäaken" (Berlin, Baetel, M. 5). Das Buch enthält vier Erzählungen, eine trübsaler als die andere. Der Schauplatz ist überall derselbe, eben das bunterfarbene Ostland, wo die schöne Kaufmanns- und irdischen Oeffnung liebreiche Ketterin wurde, aber die Zeit der Handlungen wechselt; sie reicht vom Mittelalter bis in die neue Zeit. Mit gleich vordringender Wirkung weiß der Dichter die tragischen, wie die besseren Stoffe zu behandeln, dort tief gebendes Mitleid, hier mit heiterer Schalkhaftigkeit frohes Behagen erweckend. Den „Tyrannus Michael", eine Erzählung der letzten Art, kennen die Leserinnen bereits aus diesem Blatte.

Den Freunden „Killer" Geschichten wird eine anmuthige Gabe geboten durch den „Corrector" von Heinrich Steinhausen (Leipzig, Lehmann, M. 4). Das Buch erzählt von dem Heldenleben eines nach dem Ideal strebenden Mannes, der leider in diesem von der Welt nicht gewürdigten Dingen seine Lebenskraft verbricht, aber nach im Tode Gottes wirkt, indem er den Mann, der ihm das Theater aus dem Leben gerast, aus der Stille der Selbstsucht weckt und für ein neues, besseres Leben rettet. Der wehmüthige Eindruck der Erzählung wird gemildert durch eingestreute Scenen sanften Humors.

Unser theaterwärtige Zeit liebt es, Familienfeste durch Auktanten-Berathungen zu verberlichen. Nun ist das Repertoire von Stücken, die sich zur Aufführung in der Familie eignen, zwar nicht gering, aber mit der Zeit doch etwas abgedröhnt worden; außerdem wollen auch die Kleinen selbst ihre künstlerischen Kräfte verüben. Für diesen Zweck hatte man bisher keine allzu große Auswahl an passenden Stücken, und deshalb wird das „Deutsche Theater zu Hause für große und kleine Kinder" von Julie Zbiel (Berlin, Zbiel, M. 2, 50) vielen willkommen sein. Das Buch enthält Prolog, dramatische Märchen, Voltaire'sche Scherz, Festsprüche, dramatische Buchstaben-Mährchen, Gelegenheits-Reden u. s. w. In der Einleitung giebt die Verfasserin beachtenswerthe Hinweise für Liebhaber-Theater: wie man bei der Rollenvertheilung zu verfahren habe, wie ein gutes Zusammenspiel nach „Reiniger Art" zu erreichen, die Kostüme und Requisiten zu wählen seien, Preißig Illustrationen schmücken das Buchlein.

Die Deutsche Jugend-Bibliothek, herausgegeben von Ferdinand Schmitz und Julius Köhmerer (Arensberg, Bielefeld, M. 1) bringt eine Serie interessanter Werke, deren jedes mit einer Anzahl hübscher Illustrationen versehen ist. Die Biographie Adolfs Dürer's von Rudolf Eitelberger schildert schön das bürgerliche Leben in dem alten Nürnberg zur Zeit der Reformation und führt zugleich Dürer's Leben und Entwicklungsgang, sowie seine hervorragenden Werke vor. „In Kloster und Art" schildert M. Schwegel's Leben und Treiben in den Klöstern und an den Höfen während der Reformation, und in „Geschichte und Dichtung" bietet Johann von Bilsen's Werk vier farsch-prächtige Erzählungen aus alter und neuer Zeit. Nicht minder anregend sind die „Erzählungen aus Sage und Geschichte" von Adolf Fösch, unter denen namentlich die Geschichten aus der Schwäbischen Geschichte anpreisen. Die fünf Erzählungen, welche Wilhelm Fischer unter dem Titel „Fuch und Vöhr" vereinigt, erweisen trefflich geeignet, in den heranwachsenden Knaben Unternehmungsgeist, Muth und Selbstvertrauen zu wecken, und der „Bunte Strauß" von Julius Köhmerer trägt seinen Titel mit vollem Recht. Es ist ein mannigfaltiger, reichhaltiger Strauß, den der gewandte Erzähler reicht. Die weiteren Bändchen, die Biographie des Jugenddichters Friedrich Müll und die spannende Erzählung der „Schlacht bei Völs" gehören zu dem Besten, was jungen Lesern geboten werden kann.

R. M.

- Adolf.** — Dichtungen von Friedrich Hölderlin. Mit biographischer Einleitung, herausgegeben von R. Köhler. Tübingen, Jena, M. 3, 20.
- Adolf.** — Mein Sohn! Von Salomone Adolph. Aus dem Italienischen von Ernst Dohm und Hans Hoffmann. 2 Bde. Berlin, Baetel, M. 8.
- Alemann.** — Anastasia. Von Rudolf Alemann. Dresden, Alemann, M. 2.
- Graberger.** — Le Rimo di Mieskangolo Buonarroti. Nachdichtungen von Hans Graberger. 2. Auflage. Rorden, Hfder, M. 2, 20.
- Zeitman.** — Die Widenburg. Roman in drei Theilen von S. Zeitman. Halle, Lauch & Groß, M. 4, 50.
- Zorn.** — Gedichte von Theodor Storm. 7. Auflage. Berlin, Baetel, M. 2.
- Wagner.** — Straußgut. Vier Novellen von Bernhard Wagner. Inhalt: Peter Jürgen, Der Brief, Die heimliche Genealogie. Zwischen zwei Herzen. Berlin, Wilhelm, M. 4.
- Girard.** — Das Reich der Glücke. Gesellschaftliches Trauerspiel in 5 Acten von Otto Girard. Oldenburg, Schulze'sche Hof-Buchhandlung, M. 2.
- Ladde.** — Aus sonnigen Tagen. Novellen von Emma Ladde. Inhalt: Zur Sonne, Mädchenbrennen, Fräulein Gouvernante, Weissag, Schätze & Comp. M. 4.
- Sobredil.** — Zwischen Jubica und Palmarium. Vier Novellen von Kay Sobredil. Inhalt: Kathrin, Die milde Jagd, Sei getreu, Hunger und Liebe, Katzenen, Haak. Geh. M. 4.
- Comard.** — Jung von Kanton. Eine Selber Novelle von E. Oswald. 2. Auflage mit Illustrationen. Reichen, Groos, M. 4, 25.
- Stantenburg.** — Eberk von Braunshweig. Tragedie in fünf Acten von E. Stantenburg. Oldenburg, Schulze'sche Hof-Buchhandlung, M. 1, 00.
- Balthaupt.** — Amogen. Romanistische Schauspiel in fünf Acten von Wilhelm Balthaupt, mit freier Benutzung der Herzberg'schen Redirection für die deutsche Bühne bearbeitet von Heinrich Balthaupt. Oldenburg, Schulze'sche Hof-Buchhandlung, M. 1, 00.
- Eckstruth.** — Die Oere des Grafen von Galk. Schauspiel in 1 Act von Eckstruth von Eckstruth. Berlin, Kruse, M. 1.
- Weidenmüller.** — Schilddich. Eine deutsche Sage in sieben Aufzügen von Anna Weidenmüller. St. Gallen, Schweizer Verlag-Anstalt, M. 1.
- Grube.** — Straußgut. Schauspiel in einem Act von Kay Grube. Oldenburg, Schulze'sche Hof-Buchhandlung, M. 1.
- Harmering.** — Schilddich. Recliteller. Aus der Sammlung von Fr. S. Kupac übertragen von Ernst Harmering. Jena, Naute, M. 1, 80.
- Cochhäuser.** — Einführungen in Schateparr's Bühnen-Dramen und Charakteristik hümlicher Rollen. Von Will. Cochhäuser. 2. revidierte Auflage. 2 Bde. München, Bruns, M. 6.
- Schilder.** — Die Majestät-Malerei. Anleitung für den Selbst-Unterricht, geschrieben von Sophie Louise Schilder. Berlin, Bette, M. 3.
- Helmburg.** — Trudens Detraik. Roman von W. Helmburg. Leipzig, Seil, M. 4, 50.
- Bilder und Geschichten zur Lust und Lehre für die Kleinen.** Zeichnungen von E. Weigt. Erzählungen von M. Th. Kay. — Berle von W. Emil Stephan. Dresden, Meinhold & Schöne, Geh. M. 5.
- Franjos.** — Wöfche von Parma. Erzählung von Karl Emil Franjos. 2. revidierte Auflage. Stuttgart, Benz & Comp., M. 6.
- Franjos.** — Tragische Novellen. Von Karl Emil Franjos. Inhalt: Meltemen, Der „Stimme". Stuttgart, Benz & Cie., M. 6.
- Telmann.** — Vom Wagnard. Reclitische Skizzen von Renas Telmann. Leipzig, Naute, M. 3.
- Bohmell.** — Thomad der Abmer. Poem'sche Ballade aus dem Mittelalter. Strauß von Julie von Bohmell, geb. Veene. Mit einem Vorwort von Dr. Max Künze. Berlin, Carl Damer, M. 3.
- Freitag.** — Die Kunst der Del., Anarell, Holz-, Stein-, Porzellan- und Stoffmalerei, des Zeichnens, der Kupfer- und Holz- und Metall, Schulze'sche Verlag-Anstalt, der Photographie, des Zeichnens in Metall und Eisen, des Colorirens von Photographien, der Glasmalerei, des Photographirens u. s. w. Ein ausführliches Handbuch für Dilettanten zur Aufklärung der genannten Arbeiten. Von Claudius Freitag. Mit 44 Abbildungen. Wien, Carlsson, M. 2.
- Bühn-Ziegel.** — Vom Oldenburg'schen Hof-Theater zum Dresden'schen. Letzte Theater-Lagebuch-Nätter. Von Anna Bühn-Ziegel. Oldenburg, Schulze'sche Hof-Buchhandlung, M. 3.

# Aus der Frauenwelt.

**Wien.** — Einen überaus glänzenden Verlauf nahm das von der Fürstin Pauline Metternich zu Gunsten eines wohlthätigen Zweckes angeregte Frühlingsfest im Prater. Auf drei Uhr Nachmittags war der Beginn des Blumen-Corso, mit dem das Fest eröffnet werden sollte, festgesetzt, aber schon um Mittag begann eine wahre Völkerwanderung nach dem Prater, der bald die Menschenmengen nicht mehr zu fassen schien. Wie sich später herausstellte, hatten mehr als eine Viertelmillion Personen Eintrittskarten gelöst, und die Zahl der am Corso theilnehmenden Wagen betrug zweitausendsebenhundertzweiundneunzig. Allerdings waren dies nicht durchweg vornehme Gefährte, aber der reiche Blumenschmuck, künstlicher wie natürlicher, verlieh ihnen allen ein festliches Gepräge. Pünktlich zur festgesetzten Stunde erschienen in ihrer Equipage der Kronprinz Rudolf und die Kronprinzessin Stephanie, und der Corso nahm seinen Anfang, aber erst gegen vier Uhr konnte er sich, — die Wagen führen in drei und vier Reihen neben einander, — voll entwickeln. Hatte anfangs das eigentliche Corso-Leben, — die Conversation von Wagen zu Wagen, das Zuwerfen von Bouquets und der Wechselverkehr mit den Zuschauern, — nicht recht in Fluß kommen wollen, so gelangte jetzt die frohe Laune zu vollem Durchbruch. Das Signal dazu gaben die Damen vom Theater, die ein lustiges Blumen-Bombardement gegen einander eröffneten und damit anstehend auf die übrigen Theilnehmer des Corso einwirkten. Bald flogen die luftigen Geschoße überall hin und her, und wer seine Munition erschossen, hatte Gelegenheit, sie aus den Längs der Allee aufgestellten Zelten wieder zu erneuern. Wahre Ovationen wurden der Fürstin Metternich dargebracht; wo sie sich zeigte, wurde sie mit jubelnden Zurufen begrüßt. Der Wagen, in dem die Fürstin an der Seite der Baronin Bourgoing saß, machte den Eindruck eines aus Blumen gebildeten Wagners. Die hohe Staatscarosse war über und über bedeckt mit tief herabhängenden Gurlanden rother und gelber Rosen, während Rosenknochen und Kornblumen das Gestell des Wagens verkleideten. Auch die beiden mächtigen Rappen, welche den Wagen zogen, waren über und über mit Rosen behängt. Den kostbarsten Blumenschmuck wies wohl der Wagen auf, in welchem Baron Nathaniel Rothschild und Baron Bourgoing saßen; den Wagen und die Geschirre der Pferde bedeckten violette Penfées, gleichsam als Fond der Decorirung, während die Umrahmung aus den seltensten Blumen bestand. Ueberraschende Wirkungen erzielte die Decoration mit den vollen Blüthensträußen des Goldregens. Graf Hunyady futschte an der Seite seiner Gemahlin einen Phaeton, der ganz mit Goldregen behängt war; die Pferde trugen als Kopfschmuck wehende Sträuße von Goldregen. Eine wahre Verschwendung wurde mit Maiglöckchen, Weissen und Stiefmütterchen getrieben. Viele Wagen waren ganz von diesen Blumen eingehüllt; andere gliehen wahren Rosenlauben oder mächtigen Blumenkörben. Eine originelle, von der allgemeinen Schablone abweichende Idee war es, einen Wagen mit Garben, Korn- und Mohndblumen als eleganten Erntewagen auszustatten.

Um sechs Uhr war der Corso offiziell beendet, aber schon eine Stunde zuvor war die Rotunde, in welcher es allerlei ergögliche Dinge zu sehen gab, dicht gefüllt. Neben den zur Erfrischung dienenden Buden und der Bier-Ausstellung erhoben sich Panoramen, Wall- und Ring-Wurfspiele, ein Hundes- und Ziegen-Circus, sowie sechzehn Glühkästchen, von denen des Comib's geleitet. Die Schaustellung der Hocherinnen wie die von Athleten, welche das Programm versprochen hatte, nicht abgebrochen werden, weil bei dem Andrang der Menge sich nicht der Raum für das Stampf- und Ringspiel gewinnen ließ. Dem Wiener Männer-Gesangverein glückte es insbesondere, sein Concert auszuführen. Außerhalb der Rotunde gab es allerlei Volksergößen, improvisirte Tanzböden, Kletterbäume u. s. w. Erst nach Mitternacht endete das festliche Treiben, das den alten Ruf des fröhlichen Wien wieder in glänzender Weise rechtfertigte. Einen noch volkstümlicheren Charakter trug der zweite Festtag, ein Sonntag, der mit einem prachtvollen Feuerwerk seinen Abschluß fand. Der Gesamt-Ertrag des Festes belief sich auf mehr als hunderttausend Gulden.

**Paris.** — Senorita Guzman Blanco, die Tochter des Präsidenten der Republik Venezuela, wird sich mit dem Herzog von Normy, dem Sohne des bekannten Kammer-Präsidenten unter dem Kaiserreich, verheirathen. In der Seine-Stadt bewundert man den Muth der sehr reichen Dame, denn als eine beneidenswerthe „Partie" kann die Verbindung mit dem Herzog nicht angesehen werden. Er steht in dem Ruße eines blafirten Lebemanns, und als vor etwa einem Jahre eine junge, talentvolle Künstlerin durch Selbstmord endete, wurde hiermit sein Name in wenig respectabler Art in Verbindung gebracht.

Madame Mathilde Stevens, besser bekannt unter ihrem literarischen Pseudonym Jeanne Thilda, ist einer langwierigen Krankheit erlegen. Vor etwa zehn Jahren begann sie für die „France" kleine Plaudereien zu schreiben, die Beifall fanden und bald größere Arbeiten im Gefolge hatten. Später wurde sie Mitarbeiterin des „Gil Blas", dem sie zahlreiche Novellen aus dem modernen Pariser Leben lieferte. „Jeanne Thilda" war die Begleiterin des „Clubs der Fraustrümpfe", jener etwas eccentricen Gesellschaft, zu deren Sitzungen, — besser gesagt, Schmausereien, — Angehörige des männlichen Geschlechtes nur infolge besonderer Begünstigung Zutritt erhielten.

Unser neuliche Notiz über den Pariser Salon wollen wir noch durch einige Angaben über die Theilnehmung seitens der deutschen und österreichischen Malerinnen ergänzen. Louise Breslau hat außer dem bereits erwähnten Portrait noch zwei treffliche Pastells ausgestellt, von denen das eine, ein Kind, vergrößert vor einem mit Obst gefüllten Teller sitzend, besonderen Beifall findet. Frau Salles-Wagner aus Dresden stellte eine „Hebe" und, noch besser gelungen, eine „Voreil" aus; Hermine von Preusschen-Schmidt ein prächtiges Blumenstück, „Fingstrosen", Frau Wisinger-Florian aus Wien eine reizende Schmetterlings-Idylle und ihre Landsmännin Karoline Nyhr eine anmuthige Landschaft, „Am Ufer der Sarthe". Unter den Sculpturwerken ist noch eine „Gebet" benannte Büste von der Hand der Frau Godebsta zu erwähnen, der Gemahlin des aus Gallien gebürtigen Bildhauers Godebsta, der feinerfeits mit einem Grabdenkmal für Frau Lambersch eine ausgezeichnete Arbeit geliefert hat.

Zu denjenigen Frauen, die um Alles in der Welt von sich reden machen wollen, und deren Name doch von ernsthaften Leuten günstigsten Falles mit einem Kopfschütteln oder mittelbigen Achselzucken genannt wird, gehört Madame Ksio de Bassadre. Was hat diese Frau nicht schon Alles versucht, um mit dem Ruhme ihres Namens Paris und die Welt



zu erfüllen! Das active und passive Wahlrecht, wie es die Damen vom linken Flügel der Frauen-Emanicipation verlangen, war ihr lange nicht genug; auch die Militär-Pflicht heischte sie für das weibliche Geschlecht, und um zu beweisen, wie geschickt auch Frauenhand im Handhaben der Waffe sein könne, forberte sie eine gleichgestimmte Amazone vor die Klinge, ja noch mehr, dieser Kampf wurde auch, allerdings nur unter etlichen winzigen Blutströpfchen, ausgefochten. Da die bösen Zeitungen auch für dieses Heldenthat eitel Spott hatten, beschloß Madame Aftis, um die Welt von ihrem Muthe zu überzeugen, mit einer ganzen Armee auf einmal anzubinden. Freilich war es nur die army of salvation, die von „General“ Booth in Nordamerika begründete, auch nach Paris importirte Heilsarmee. Die Pariser Brigade der „Armee“ steht unter dem Befehle der Miss Booth, der Tochter des Generals, und diese junge, für die Schöpfung ihres Vaters sehr thätige Dame mag nicht wenig verwundert gewesen sein, als sie eines Tages von Madame Aftis de Bassayre, die der Amerikanerin voranschicklich nicht einmal dem Namen nach bekannt war, die freundliche Aufforderung erhielt: „Verlassen Sie den Boden Frankreichs, oder ich bringe Sie um!“ Miss Booth ignorirte das Schreiben und ließ sich erst nach wiederholten Drängen ihrer Widersacherin herbei, derselben zu antworten, sie würde ihr in der nächsten öffentlichen Versammlung der Heilsarmee Rede stehen. Diese Versammlung wurde in der üblichen Weise mit Gesang und Gebet eröffnet, worauf Miss Booth, die „Marschallin“, auf den Vorfall zu sprechen kam und erklärte, daß sie und die Heilsarmee von einer Perion angegriffen würden, welche die große Sache nicht im Geringsten kenne. Madame de Bassayre aber war nicht erschienen, und so konnte die „Marschallin“ die Principien der Heilsarmee in aller Ruhe entwickeln. Plötzlich erhob sich an der Thür ein großer Lärm, der in dessen von den dort postirten „Soldaten“ der Heilsarmee schnell unterdrückt wurde. Was war es gewesen? Madame de Bassayre war doch gekommen, in dessen an der Thür bedeutet worden, sie habe, wie Jermann, der nicht Soldat der Heilsarmee sei, vierzig Sous Eintrittsgeld zu bezahlen. Diesen „Tribut an den Kasin“ zu entrichten, weigerte sich die Dame und versuchte, den Eintritt mit Gewalt zu erzwingen, wurde aber von den handfesten Thorhütern energisch hinaus complimentirt. Man hat sie dann noch lange auf dem benachbarten Boulevard auf einer Bank sitzen sehen, jörnig mit ihrem Schildpatt-Binocle nach der Versammlung der Heilsarmee hinüberdrehend. Da wir uns, — um einmal die Pariser „Emanicipirten“ in ihrem krassesten Auswuchs zu charakterisiren, — mit dieser Persönlichkeit beschäftigt haben, so sei der Vollständigkeit halber erwähnt, daß Madame Aftis de Bassayre ursprünglich Schülerin des Pariser Conservatoriums war und sich dann dem Studium der Medicin zuwendete. Sie lehrte später wieder zur Musik zurück und soll jetzt ihren Unterhalt durch Unterricht im Violinspiel erwerben.

London. — Die Verlobung der Prinzessin Luise von Wales, älteste Tochter des Prinzen und der Prinzessin von Wales, mit dem Prinzen Oskar von Schweden soll in naher Aussicht stehen. Die offizielle Proclamation des Verlobnisses wurde dadurch verzögert, daß der schwedische Reichstag die Bewilligung einer Apanage für den Prinzen ablehnte. Derselbe ist am 16. November 1885, seine Braut am 20. Februar 1867 geboren.

Das englische Oberhaus hat abermals die sogenannte Schwelgern-Bill abgelehnt, d. h. die Abänderung jener gesetzlichen Bestimmung, welche die Ehe eines Mannes mit der Schwester seiner verstorbenen Frau verbietet. Bekanntlich mußte auf Grund dieses Gesetzes die beabsichtigte Verbindung der Prinzessin Beatrice, jetzigen Prinzessin Heinrich von Battenberg, mit dem Großherzog Ludwig von Hessen unterbleiben. Seit vier Decennien ist man in England unablässig bemüht, jene Bestimmung, die in der Ehe-Gesetzgebung aller Länder einzig dasteht, zu beseitigen, und seit einer Reihe von Jahren wird die entsprechende Vorlage vom Unterhaus stets mit großer Majorität angenommen. Regelmäßig aber scheitert die Bill an dem Widerstande des Oberhauses, in welchem allerdings die entscheidende Majorität mehr und mehr abnimmt; bei der letzten Abstimmung betrug sie nur noch zweiundzwanzig Stimmen, und es kann nicht zweifelhaft sein, daß die stete Erneuerung der Vorlage schließlich doch Erfolg haben wird.

Nach langer Abwesenheit trat Adalina Patti wieder auf ihrem Schlosse zu Craig-y-Nos ein. Die Angehörigen ihres Besitzthumes hatten auf dem Wege vom Bahnhofe zum Schlosse mehrere Triumphbögen errichtet, und eine gällische Trommel- und Pfeiferbande gab der Herrin das Geleite zu ihrem prächtigen Heim. Auf der Bühne wird die Dida während der Sommer-Saison nicht erscheinen, wohl aber sich in vier Concerten in der Albert Hall, für welche sie die Kleinigkeit von vierzigtausend Mark erhält, hören lassen. Die Verheirathung der Sängerin mit Signor Nicolini sollte am 10. Juni stattfinden. Anfänglich war nur eine stille Feier vorgesehen, doch entschloß sich Adalina später, auf Craig-y-Nos eine ganze Reihe von Festlichkeiten zu veranstalten, zu denen zahlreiche Einladungen ergingen. Alle diese Gäste auf dem Schlosse unterzubringen, ging nicht an, sodas für viele in London Quartier bestellt wurde, von wo täglich Extra-Züge die Geladenen nach Craig-y-Nos befördern sollten.

Madrid. — Die verdächtete spanische Etikette hat alle Wandlungen der Zeit überdauert, aber die Königin Maria Christine wußte doch für sich und ihren kleinen Sohn manche Abweichung von der alten Sitte durchzusetzen. Darin mußte sie sich freilich fügen, daß der junge König seinen eigenen Haushalt mit einer Menge überflüssiger Beamter und Wärterinnen erhielt, aber sie durfte ihr Söhnlein in das sebst genährte Kinderzeug hüllen und ihm bei der Taufe jenes Kleid anthun, in welchem vor neunundzwanzig Jahren ihr verbliebener Gemahl die Taufe empfangen hatte. So kam das prächtige Kleid, welches Papst Leo XIII. für diesen Zweck übergeben hatte, nicht zur Anwendung. Ebenso konnte von einer ganz aus frischen Maiglöckchen hergestellten Wiege, welche die Damen von Madrid der Königin dargebracht hatten, kein Gebrauch gemacht werden, weil die Aerzte den starken Blumenduft als gefährlich für den Neugeborenen erklärt hatten. Uebrigens ist derselbe anscheinend ein starkes, gesundes Kind. Mit seinem vollen Namen heißt der junge König: Alfonso Leon Fernando Maria Santiago Jhudo Pasqual. Der Papst verehrte ihm als Pathengeschenk eine goldene, mit kostbaren Gemmen und Edelsteinen besetzte Krone.

Newyork. — Die Vermählung des Präsidenten der Vereinigten Staaten, Mr. Grover Cleveland, mit Miss Frances Folsom hat am 2. Juni in Washington stattgefunden. Die jetzige Gemahlin des Präsidenten zählt einundzwanzig Jahre und ist eine Dame von hervorragender Schönheit. Ihr Vater, ein Advocat, war einstmal in Buffalo mit Mr. Cleveland associirt, der bekanntlich bis zu seiner Verfassung auf den Präsidenten-Sitz ebenfalls dem Advocaten-Stande angehörte. Nachdem Mr. Fol-

som durch einen Sturz aus dem Wagen einen jähen Tod gefunden, stellte sich heraus, daß seine Vermögens-Verhältnisse sehr ungeordnet waren; dem thätigen Einschreiten seines Freundes und Associates aber gelang es, der Wittin und Tochter des Verbliebenen eine ausreichende Existenz zu sichern. So war es zunächst Dankbarkeit, welche Miss Folsom für Mr. Cleveland empfand, und allmählig erst scheint jene in ein wärmeres Gefühl übergegangen zu sein, denn drei Jahre währte es, ehe die junge Dame den Bewerungen des älteren Mannes, — Mr. Cleveland zählt fünfzig Jahre, — Gehör gab. Die Hochzeit fand in engerem Kreise statt; nur die Verwandten des Brautpaares und die Minister mit ihren Wittinnen wohnten der Feier im „Weißer Hause“ bei. Nachdem das Paar den priesterlichen Segen erhalten hatte, wurde ein Salut von einundzwanzig Schüssen abgegeben. Von einer Schaustellung der zahlreichen Hochzeitsgeschenke wurde auf ausdrücklichen Wunsch des Präsidenten abgesehen. Unter den Glückwünsch-Telegrammen befand sich auch ein solches von der Königin Victoria von England.

Ein Unglücksfall hat das Leben der Mistress Alice Pendleton, der Gemahlin des nordamerikanischen Gesandten am Berliner Hofe, welche sich vor einigen Monaten mit ihrer älteren Tochter Jane von Berlin nach Newyork zurückbegeben hatte, beendet. Als die Dame mit ihrer Tochter in einem Mietwagen eine Fahrt im Central-Park machte, wurde das Pferd scheu, und der Kutscher wurde vom Bod geschleudert. Die Damen verloren die Fassung und sprangen aus dem Wagen, wobei Mistress Pendleton so unglücklich auf den Kopf fiel, daß sie sofort todt war. Ihre Tochter kam mit einer Krampffrömmigkeit davon. Mistress Pendleton, 1825 geboren, war eine Tochter von Francis Scott Key, dem Dichter der amerikanischen National-Hymne „The starspangled banner“. Im Jahre 1846 hatte sie sich mit Georges D. Pendleton verheirathet.

In der Stadt Scituate, an der gleichnamigen Bai im Staate Massachusetts, verchied kürzlich eine einundneunzigjährige Frau, Miss Abigail Bates, die einst in Gemeinschaft mit ihrer acht Jahre jüngeren, 1881 verstorbenen Schwester ein originelles Heldenthatlein verübte hatte. Im Jahre 1812, während des Krieges mit England, war ihr Vater Vordienstwächter in Scituate. Als er sich eines Tages auf kurze Zeit von seinem Posten entfernt hatte, nahmen die beiden Mädchen wahr, daß ein englisches Kriegsschiff sich dem Hofen näherte und Anstalten zur Landung traf. Schnell ergriffen die Mädchen eine Trommel und eine Pflanze, wie sie bei den Truppen des jungen Freistaates im Gebrauch waren, stellten damit in ein nahees Gehölz und vollführten auf den Instrumenten einen so lauten Lärm, als sie nur vermochten. Die Absicht der jungen Mädchen gelang vollständig. Der Feind glaubte, daß eine starke Macht anrückte, und das Schiff segelte eilends wieder ab. So wurde der Hofen, der ganz ohne militärischen Schutz war, und zugleich eine Anzahl Fahrzeuge mit werthvoller Fracht gerettet.

Die Mode.

Modendruck auch im Einzelnen verstanden.  
Mode vom Juli 1786.



Nach einem Stiche von Milan nach dem „Magasin des Modes“ vom Juli 1786.

Einfach, practisch und elegant, erweist sich der Handschuh- Behälter aus Zuchtenleder mit dunkelrothem Atlasfutter als befonders geeignet für die Reise. Der 10 Cent. breite, ohne die



23 Cent. langen Seitenklappen 45 Cent. lange Behälter ist der Länge der modernen Handschuhe angepaßt. Veränderte Schlußvorrichtung und die mit silberner Schrift der Außenseite aufge-

prekte Bezeichnung „Handschuhe“ übernehmen die Ausstattung. (Verlagsdruck: G. E. Welter, W. Friedrichstr. 178.)

Unter den Vormittags-Toiletten, welche man für die gegenwärtige Bade-Saison in Paris anfertigt, verdient eine solche aus moosgrüner Etamine, mit lila Surah-Unterleib, Erwähnung.



Der glatte Rod ist mit moosgrüner gefüllten Sammetstreifen, je drei über einander, in schräger Richtung besetzt. Die Taillenlinie zeigt ein Capuchon aus lila Surah, welcher Stoff auch die Garnitur des Strohhutes bildet.

Zu den elegantesten Toiletten, welche in Paris für die diesjährige Bade-Saison in Vorbereitung sind, gehört unstreitig das „Bade-Kostüm“. Es besteht meist aus purpurrother Serge. Das

Knie durch eine weißwollene Tresse, und mit kleinen schwarzen Pompons besetzt ist, zusammengehalten. An der äußeren Seite fällt den durch Tressen-Spangen verbundenen Ausschnitt ein Blüsch aus weißem Wollstoff. Eine ähnliche Verzierung zeigt der Kermel der hinten und vorn halbhoch ausgeschnittenen Bluse, nur daß hier statt der Blüsch der bloße Arm durch die Spangen schaut. Die Verzierung der Bluse, sowie der unter zwei Pompons geschlossene Gürtel bestehen aus schwarz- belegter weißer Vise, welche auch den Pinselhut garnirt. Ein weißwollener Mantel und rothgelbnürzte graue Leinwandstiefelchen vollenden das Kostüm.

Weniger tofett, aber sehr reich ist das oben dargestellte griechische Bade-Kostüm, dessen bauchiges Beinleid aus schwarzer Serge bis über die Wade herabfällt. Der kurze, sehr weite Rod, sowie die Taille und die mit ihr zusammenhängende Tunika, welche ringsherum einen leichten Pausch bildet, bestehen aus weißer Serge und sind mit bunter Wollstickerei verziert.



Bei dem Einkaufe der verschiedenen Ausrüstungs-Gegenstände für die Sommer-Excursionen entdeckt man in Paris allerhand Neues und Nützliches. Hier z. B. neben der Geldtasche aus Zuchtenleder eine reizende Flasche aus blauem Steingut, mit silbernem Stöpsel und mehreren



Abtheilungen im Innern, sodas man Wasser, Wein und Cognac zugleich einfüllen kann; dort eine ganz leichte Reisetasche, in der auf einer Seite der kleine Hund und auf der anderen alle die tausend, auf der Reise unentbehrlichen Gegenstände, selbst Wäsche, Platz finden. Die Zwischenwand, welche das Händchen abschließt, besteht aus einer dünnen Eisenplatte, sodas das Thier vollständig von den übrigen in der Tasche befindlichen Gegenständen isolirt ist.

Die für den Strand-Aufenthalt bestimmten Fächer zeigen eine noch nicht dagewesene Größe. Die Stäbe messen bis zu 44 Cent. Länge, während der Rand des geöffneten Fächers eine Weite von



125 Cent. erreicht. Zu den lustigen Sommer-Toiletten passend, sind diese Riesenfächer mit Bercal oder doppeltem Batist besetzt, auf welchen der Pinsel in reizvollster Musterung bunte Sommerblumen, gaulebende Schmetterlinge oder Vögel hingezaubert hat. Auch die farbig bedruckten Rattume werden vielfach zu gleichem Zwecke verwendet. (Verlagsdruck: Kofotzky u. Co., W. Friedrichstr. 180.)

„Monopol-Seide“ nennt sich das neueste, vorläufig nur in Schwarz hergestellte Gewebe der Seidenstoff-Fabrik von G. Henneberg in Zürich. Die vorliegenden Proben gleichen schwerem satin de Chine und scheinen unwertwüthlich. Einen besondern Werth, den keine Dame unterschätzen wird, legt der Fabrikant darauf, daß das Rohmaterial vor dem Färben abgetocht und nachher feinerlei Farbe-Beschwerung angewendet wird.





Nachdruck verboten, ebenso jegliche Nachbildung der abgebildeten Gegenstände, welche geistlich geschützt sind.

ENTW. F. G. G. G. G.

**L**icht und Luft im Hause. — Licht und Luft, sind sie nicht das Begehrtesten im Hause? Muß nicht besonders in unseren Großstädten, wo die himmelanwachsenden Häuserfronten die Sonne verdecken, und wo die Däse der Natur in Staub und Kohlendunst ersticken wollen, dringender als je der Ruf sich erheben: Mehr Licht! Mehr Luft! Und muß nicht das moderne Streben nach Wiederbelebung der Renaissance, dieses Streben, welches unsere Zimmer mit braunem Stoff, schweren Stoffvorhängen und Buzenscheiben verfinstert, welches in den dicken Wollfalten seiner Portiüren, hinter seinen Makart-Bouquets und Tropfen wahre Brutnester für Staub und Bacterien schafft, noch viel dringender von anderer Seite her, von der Seite unserer ärztlichen Beschäfer und Rathgeber, den Ruf nach Licht und Luft erschallen lassen?

Die Renaissance scheint in der That mit manchen Anforderungen der Gesundheitspflege in recht schroffem Widerspruche zu stehen. Im Interesse unseres künstlerischen Geschmades einerseits und unserer Gesundheit andererseits ist es dringend wünschenswert, daß dieser Widerspruch gelöst, daß er beseitigt werde. Diese Beseitigung ist auch gar nicht so schwierig, als es auf den ersten Anblick scheint; man muß nur mit gutem Willen und sachlichem Verständniß daran gehen.

Wenn Licht und Luft in den Häusern herrschen sollen, so müssen sie vorerst in den Straßen sein. Nun, die Verwaltungen unserer Großstädte thun alles Erdenliche, um Licht, Luft und grünen Pflanzenschmuck in die Straßen und auf die Plätze zu bringen. Wenn sie für ganze Straßen und Stadtviertel den Villen-Stil oder das System von Vorgärten zur Bauvorschrift machen, alles Mauerwerk in grüne Parkanlagen verwandeln und modrige Kanäle und Stadtgräben zuwerfen, so thun sie damit mehr für die Gesundheit der Einwohnerschaft, als alle Renaissance verderben kann.

Dazu sind auch unsere Häuser gesundheitlich in mancher Hinsicht besser geworden. So frei und luftig, wie in der Zeit des Rococo und des Empire, baut man freilich heutzutage nicht mehr; man gestattet sich keinen solchen Luxus an hohen Zimmern, riesigen Fenstern und breiten, lichtdurchströmten Gängen mehr. Aber daran ist nicht die Renaissance schuld,

sondern die hohen Preise der Baupläze. Nur sie sind es, die uns zu engen Treppen und Gängen zwingen; gewiß nicht die Vorliebe für das „Stilvolle“.

Licht können wir in ein Zimmer jeder Stilgattung bringen, wenn das Haus überhaupt dem Lichte zugänglich ist. Man muß nur nicht in gedankenloser Nachahmung des Alten meinen, daß alle Fenster Buzenscheiben oder farbige Gläser haben müßten, und daß die lauschige Dämmerstimmung, die uns manchmal so anheimelt, den ganzen Tag über und in allen Zimmern herrschen müsse. Licht, helles Tageslicht, gehört vor Allem in ein Arbeitszimmer, in eine Kinderstube und in ein Schlafgemach. In das Letztere nicht etwa deshalb, als ob man das Tageslicht zum Schlafen brauchte; man braucht es ja zum Aufwachen; aber dazu ist es doch recht werthvoll, namentlich in einer Zeit, welche viel zu sehr geneigt ist, die Nacht zum Tage zu machen und dann in den Morgen hineinzuschlafen. Eine stimmungsvolle Dämmerung dagegen ist in einem Salon, einem Esszimmer, einem Boudoir oder Rauchzimmer gewiß nicht verwerflich; sie muß nur nicht gerade einen Uebergang zur ägyptischen Finsterniß bilden wollen. Man vertheile also das Licht nach Bedarf in die verschiedenen Räume des Hauses; dann lassen sich nach dieser Richtung hin Gesundheitspflege und kunstgewerblicher Schönheitszinn recht wohl veröhnen.

Weit bedenklicher steht es um die Verträglichkeit des anderen sanitären Hauptfactors, der Luft, mit dem Schönheitszinn. Wir dürfen keinen Augenblick daran zweifeln, daß eine dem heutigen Geschmack und seinen künstlerischen Anforderungen entsprechend eingerichtete Wohnung, mit ihren dicken Fußteppichen, mit den Stoff-Portiüren und Fenster-Vorhängen, den schwellenden Polstermöbeln, dem Durchzuge frischer Luft nicht halb so viel Spielraum gestattet, als die hellen, fahlen Wohnungen unserer Großmütter mit ihren weißen, waschbaren Vorhängen und ihrem frischgeschneierten Bretterboden. Keine fahlen Wohnungen konnten jeden Morgen einen frischen Strom von Sauerstoff aufnehmen; unsere stivollen Gemächer dagegen versieht die Kunstweberei mit Stoffen, die sich ganz vortreflich dazu eignen, den winzigen Feinden des Menschen aus dem Geschlechte der Insecten und Bacterien, den Milliarden Stäubchen pflanzlichen, mineralischen und animalischen Ursprunges

bequagliche Heimstätten zu bieten. Hiergegen hilft nur Eines: fleißige Hände zum Lüften und Ausklopfen. Und wo diese fleißigen Hände fehlen oder zu theuer sind, da möge man lieber auf den Luxus der Teppiche und Portiüren und der schwellenden Polsterung verzichten.

Das Bedürfniß nach frischer und gesunder Luft im Hause verlangt einerseits, daß die freie Luft von außen her Zugang findet, daß also Fenster genug da sind, und daß diese Fenster auch wirklich aufgemacht werden. Ein Hinderniß, welches dem häufigen Öffnen der Fenster entgegensteht, ist das Verstellen der Fensterbretter mit Blumen; oder auch Vorhänge von ungenügender Construction. In einem ordentlichen Fenster gehört unbedingt die Eigenschaft, daß man dasselbe rasch und leicht, ohne Umstände und besondere Vorbereitungen, öffnen kann. Vorhänge, die gleichmäßig angebracht sein sollen, aber aus übel angewendeter Sparsamkeit so befestigt sind, daß sie es verhindern, das Fenster ganz aufzumachen, sind eins von den vielen Beispielen in unserer Haus-Einrichtung, welche zeigen, wie häufig der Schein des Comforts den wirklichen Comfort behindert und verdrängt.

Viel wichtiger ist freilich die Frage, was für Luft von draußen hereinkommt. Ein Haus, welches am Ende der Stadt, mitten zwischen Gärten gelegen ist, mag leicht während einer halben Stunde mehr frische Luft aufnehmen, als ein von lauter Fabrikshloten und dampfenden Häusern während eines ganzen Monats aufnehmen kann. Und wer Winter und Sommer tagtäglich ein paar Stunden im Freien sich bewegt, wer zu seiner Berufstätigkeit aus dem Hause muß, braucht natürlich nicht so ängstlich auf Lüftung zu achten, als wer den ganzen Tag im Hause bleibt.

Neben dem Zugang frischer Luft handelt es sich nicht allein um den Abzug der verschlechterten Luft, sondern auch darum, daß man die Quellen der letzteren kennt und möglichst unschädlich macht. Dieses reiche Gebiet zu erörtern, ist hier nicht möglich; uns kümmert zunächst nur die Frage, inwiefern die künstlerische Gestaltung unseres Mobiliars dabei in Mitleidenschaft gezogen ist. Und hier darf man doch behaupten, daß neben der Verschlechterung unserer Zimmerluft durch Gaslicht und schlechte Heiz-Einrichtungen, durch Tabakrauch und Klüden-dunst jenes bischen Staub, welches durch den künstlerischen Ge-



Zimmer-Einrichtung in japanischem Stil.

Nach eigenem Entwurf ausgeführt vom Maler K. Baron von Seydlitz in München. Ausgestellt in der Jubiläums-Kunstaussstellung zu Berlin. Sämmtliche Einrichtungsstücke, mit Ausnahme der Vasen, sind imitirt. Atlas-Capete nach und in Relief bemalt. Paneel, Fensterrahmen, der Fries mit dem Gitter und die Sockel zu den Vasen aus schwarz lackirtem Holz. Der Fries mit farbigen Haut-Relief-Figuren. Tisch aus Bambusstäben und Fäden. Decken-Decoration aus Papier-Catzen, ausgeklopften Vögeln etc. Niederlage in Berlin: J. N. Schuy, fgl. Hoflieferant.



schmad etwa verurteilt wird, nicht mehr in Betracht kommt. Es ist ja richtig, daß geschnitene Möbel und Bilderrahmen schwerer staubrein zu halten sind, als glatte; aber es ist dafür auch sehr viel, was eine fleißige Hand in einer Stunde auf diesem Felde leisten kann.

Und dann ist doch noch Eines zu erwägen. Ob der Geschmack unserer Wohnungs-Einrichtung ein künstlerisch geadelter oder ein möglichst schlechter ist: Teppiche und Polstermöbel, Vorhänge und Portiären wird man immer wieder in den Zimmern anbringen; nicht um des Stills willen, sondern der Bequemlichkeit wegen und von der Mode veranlaßt. Der Stil an sich, mag er romanisch sein oder barock, Gothik oder Renaissance, fordert nichts Gesundheitswidriges; das Schaffen die Menschen nur, wenn sie gedankenlos das Alte neubeleben wollen, ohne zu beachten, daß das Alte nur dazu da ist, um das Beste, Brauchbare aus ihm herüberzunehmen. Und wer das im Auge behält, den hindert nichts, bei aller Vorliebe für Gothik oder Renaissance, dennoch der Luft und dem Lichte freien Zugang in seine Wohnung und in sein Leben zu gestatten.

M. Haushofer.

# Neue Handarbeiten

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Aus der Fabrik von F. V. Grünfeld, Landes- hat in Schleien, liegen uns neue, mit Metall- fäden durchwirkte Zwirn-Gewebe vor, die namentlich für Kreuz- stich-Stiderei geeignet, brillant aussehen und vermöge ihrer Festigkeit sich sehr angenehm ver- arbeiten lassen. Unter der Marke „Java mit Gold“ geht ein mit Goldfäden durchkreuzter Stoff, ein anderer, sich eigenartiger gestaltender, mit Goldfäden carrirter Stoff, welcher als „Rey- Conavas“ bezeichnet wird, ist in Weiß vertreten. In einem dritten Ge- webe, welches seiner prächtigen Wirkung den Namen „Brocé Conavas“ verdankt, sind graue und Goldfäden zu gleichen Theilen gemischt. Jeder dieser, hier natur- groß dargestellten Stoffe ist 84 Cent. breit.



# Wirthschaftliches

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

## Internationales Mittagessen, nebst Recepten.

- Agyvelöves. Ungarisch. . . . . Recept 1199.
- Girnsuppe . . . . . Recept 1199.
- Paszteki. Polnisch. . . . . Recept 1200.
- Pastetchen . . . . . Recept 1200.
- Осетрина в оль красным соусом. Russisch. . . . . Recept 1201.
- Stör mit rother Sauce . . . . . Recept 1201.
- Gemarineerd en gelardeerd kalkscarré. Holländisch. . . . . Recept 1202.
- Marinirtes und gepicktes Kalbscarré . . . . . Recept 1202.
- Galantina di volatili. Italienisch. . . . . Recept 1203.
- Geflügel-Pastete . . . . . Recept 1203.
- Plum pudding and sauce. Englisch. . . . . Recepte 1204 u. 1205.
- Pumpudding und Sauce . . . . . Recepte 1204 u. 1205.
- Carnero frito. Spanisch. . . . . Recept 1206.
- Hammelbraten . . . . . Recept 1206.
- Harioots vorts on salad. Französisch. . . . . Recept 1207.
- Grüner Bohnensalat . . . . . Recept 1207.
- Völd és fehér kartisóla. Ungarisch. . . . . Recept 1208.
- Grüner und weißer Blumenkohl . . . . . Recept 1208.
- Pastel de almendras. Spanisch. . . . . Recept 1209.
- Mandelkorte . . . . . Recept 1209.
- Compote of rhubarb. Englisch. . . . . Recept 1210.
- Compote von Rhabarber . . . . . Recept 1210.
- Iced currants. Englisch. . . . . Recept 1211.
- Candirte Johannisbeeren . . . . . Recept 1211.
- Defert. Geseorenes. . . . . Recept 1211.
- Frische Früchte. . . . . Recept 1211.

### Recepte.

**1199. Girnsuppe.** Ein großes oder zwei kleine Kalbsgehirne legt man 1/2 Stunde in lauwarmes Wasser, reinigt sie dann von allen blutigen Theilen, kocht sie in Rindfleischbrühe gar und treibt sie hierauf durch ein Haarsieb. Alsdann schüttet man in einer Casserole ein Stück Butter mit Suppenkräutern, giebt dazu 10—12 in feine Schnitzel geschnittene, frische Champignons, läßt diese eine Weile darin dämpfen, räubt auch ein Eßlöffelchen Mehl darüber, giebt die durchgeseiebte Hirnmasse hinein und füllt dann die nötige Fleischbrühe daran. Mit dieser läßt man, nachdem noch etwas Paprika oder weißer Pfeffer daran gethan worden ist, die Suppe nochmals siedend heiß werden und richtet sie hierauf über Fleischflößen an.

**1200. Pastetchen.** Man bäckt nicht gar zu kleine, ungefüllte Blätterteig-Pastetchen nebst dazu gehörenden Deckelchen gar und zu schöner Farbe und bereitet während der Zeit folgende Füllung. Aus einem Schock kleiner Krebse bricht man das Schwanz- und Scherenfleisch aus und stellt dies bei Seite, um von den übrig- gebliebenen Schalen und 120 Gr. frischer Butter eine recht rothe Krebsbutter zu bereiten und diese dann an einen recht kalten Ort zu stellen. Nun kocht man einige Händevoll zarte Schoten- kerzen, ebenso viel Spargelköpfe und ein gleiches Quantum kleiner, ausgebrochener Blumenkohl-Röschen, jedes für sich, in ge- salzenem Wasser gar, aber nicht weich. Hierauf wird die Krebs-

butter mit 1 gehäuften Eßlöffel Mehl vorsichtig über schwachem Feuer passirt, dann mit 1/2 Liter süßer Sahne klar gerührt, mit Zucker und Salz abgeschmeckt und zu einer recht sämigen, fast dicken Sauce aufgekocht, in welche man nunmehr das Krebs- fleisch, Blumenkohl, Schotenkerne und Spargelköpfe thut, um dann das Ganze umzuschwenken und an heißer Stelle, ohne daß es kocht, gut durchziehen zu lassen. Die inzwischen längst fertig gedankenen Pastetchen hatte man warm gestellt, um sie nun mit obigem Ragout zu füllen, die Deckelchen darauf zu legen und recht heiß zu serviren.

**1201. Stör mit rother Sauce.** Wenn der Stör gereinigt und abgewaschen, wieder schnell abgetrocknet und in passende Stücke geschnitten ist, werden diese sogleich in Sauterne gar gekocht. Inzwischen bräunt man in einem Eßlöffel 2 Stück Zucker, giebt 2 Eßlöffel Bouillon darüber, läßt dies aufkochen und giebt es nun zur Seite. Hiernach macht man von 100 Gr. Butter und einem gehäuften Eßlöffel Mehl eine rothbraune Mehlschwitze, giebt 2 Eßlöffel bestes Olivenöl dazu und verrührt dies mit der Fischbrühe, der obigen, über den Zucker gegossenen Bouillon, 1/4 Liter Portwein, 1 Weinglas Kirchsaft zu einer klaren, bündigen Sauce, läßt sie unter Umrühren aufkochen und würt sie sodann nach Geschmack mit wenig Zimmt, Kellen, etwas Essig, Kapern, Oliven und ganz kleinen Pfefferkörnern. Darauf läßt man die Sauce, ohne daß sie kocht, noch 10 Minuten heiß durchziehen und giebt sie dann über den bereits angerichteten Fisch. Der- selbe wird nun in voller Sauce und recht heiß servirt.

**1202. Marinirtes und gepicktes Kalbscarré.** Carré wird das Rippenstück genannt. Man schneidet das Rückgrat desselben glatt ab, hackt die Rippen gleichmäßig lang, häutet und spickt das Carré mit feingehacktem Speck. Zur Marinade schneidet man eine Zwiebel in Scheiben, stößt diese in Butter weich, giebt 1/2 Liter Essig daran und fügt noch ein Lorbeerblatt, einige ganze Pfeffer- körner, Gewürznelken, ein paar Citronenschalen und das nötige Salz hinzu. Wenn dies 1/2 Stunde lang gekocht hat, wird es über das Carré gegossen und zum Durchziehen hingestellt. Am folgenden Tage wird das Fleisch, nachdem es zuvor mit Salz überstreut ist, am Spieße recht saftig gebraten. Die Marinade wird in einer anderen Casserole etwas eingekocht, dann mit der Bratenauce vermischt, durch ein wenig Kartoffelmehl bündig ge- macht und kurz vor Tische über das Carré gegossen. Wird das Fleisch im Ofen gebraten, so legt man dasselbe in eine Brat- pfanne, schneidet zwei Zwiebeln und eine Mohrrübe hinein, bestreut das Carré mit Salz und Pfeffer, giebt eine genügende Masse geschmolzener Butter und einen Theil der Marinade darüber und brät es unter fleißigem Begießen eine Stunde lang im Ofen.

**1203. Geflügel-Pastete.** Aus einem schönen, fetten Kapaun werden, nachdem er gerupft, flambirt und ausgenommen ist, auch einige Tage gehangen hat, die Knochen vorsichtig entfernt, ohne daß dabei die äußere Haut verlegt wird. Darauf schneidet man aus dem besten Fleisch einer Kalbskeule, auch von frischem Speck und gefolgender, gefochter Ochsenzunge, von jedem 6 Bändchen, 6 Cent. breit und 14 Cent. lang. Ferner werden 180 Gr. schwarze, gehälte Trüffel und 80 Gr. in kochendes Wasser gelegte und darauf abgeseigte Pistazien in feine Stücke geschnitten, und all das Zer- schnittene wird 24 Stunden in eine Marinade von Del, Citronen- saft, Salz, Pfeffer, Kellen, Zwiebeln und Petersilie gelegt. Doch darf es nicht mehr Marinade sein, als zum Befechten der Ingredienzien nötig ist. Von dem übrigen Fleisch der Kalbskeule nimmt man 200 Gr. ohne Sehnen und Haut, dann 120 Gr. frischen Speck, hackt dies ganz fein und streicht es darauf durch einen Durchschlag, vermischt es hiernach mit einem nußgroßen Stückchen frischer Butter, Salz, Pfeffer, Gewürz, einem Ei und einem kleinen Weinglas Malaga-Wein. Mit der Hälfte dieser gehörig vermischten Farce füllt man nun den Kapaun, sobald er seine frühere Gestalt wie- der erhält, wobei man die Brust möglichst breit hervortreten läßt. Darauf legt man ihn, mit dem Rücken nach oben, in eine für seine Größe passende Pasteten-Form, welche man erst mit Speck- scheiden, dann carrirt mit den marinirten, geschnittenen Fleisch- und Speckbändchen und endlich fingerdick mit der Farce, welche vorher mit den Pistazien und Trüffeln vermischt ist, belegt hat. Sodann giebt man die übrige Farce über den Kapaun, deckt den Deckel auf die Form, stellt diese in einen geheizten Ofen und kocht so die Pastete im Marienbade langsam gar. Wenn sie darnach wieder erstaltet ist, stürzt man sie auf eine Schüssel, entfernt vor- sichtig, ohne die Bändchen zu verschieben, die Speckscheiben und legt rings um die Pastete einen vollen Kranz von gehacktem, klarem Fleisch-Aspic.

**1204. Pumpudding.** Nachdem man 1/4 Kilo Rosinen und 1/4 Kilo Korinthen ausgelesen, sauber abgewaschen und abgetrocknet, die Rosinen danach auch ausgeleert hatte, wiegt man 1/2 Kilo von allen Häuten befreites, bestes Rindsmierenfett mehlfrein, giebt 1/2 Kilo geriebene weißes Brod und etwas fein- würzig geschnittene Orangenschale dazu und mischt dies Alles gut durch einander. Hiernach thut man, während man das Ganze stetig durchrührt, 1 Weinglas alten Rum und 8 ganze, vorher gut durchgequirlte Eier dazu, um nun, nachdem man einen guten, glatt und gleichmäßig aussehenden Teig erzielt hat, diesen in eine mit Butter und gestohlenen Zwiebeln vorbereitete Puddingform zu füllen, die Form mit ihrem Deckel zu schließen, solche bis 1/4 ihrer Höhe in ein kochendes Wasserbad zu stellen und so den Pudding 5—6 Stunden lang an bain marie zu kochen. Beim Anrichten stürzt man den Pudding auf eine runde Schüssel und giebt im Augenblicke des Servirens 1 Weinglas Brandy darüber, zündet diesen mit einem brennenden Zibibus an und bringt den Pudding hell brennend zur Tafel. Folgende Sauce wird dazu servirt.

**1205. Brandy-Sauce.** 1 Eßlöffel Brandy, 60 Gr. frische Butter und Zucker nach Geschmack werden in einer Casserole so lange zur Seite des Feuers gestellt, bis Butter, Brandy und Zucker mit einander verschmolzen sind. Dann giebt man noch 1 Weinglas Brandy und ebensoviel Madeira hinzu, rührt Alles, es am Feuer stehen lassend, gut durch, bis es wieder durch- weg heiß ist, und servirt hierauf sogleich die Sauce.

**1206. Hammelbraten.** Die Keule von einem jungen Hammel wird tüchtig geklopft, von allem Fette befreit, gehäutet und mit Speckstückchen, welche in Salz, gestohlenen Gewürz und ein wenig geriebenen Zwiebeln umgewendet sind, gespickt und dann mit dem nötigen Salze bestreut. Hierauf brät man die Keule in reichlich frischer Butter, welche aber keine Farbe angenommen haben darf, 1/2 Stunde unter fleißigem Begießen. Nach dieser Zeit legt man sie mit der darunter befindlichen Sauce in eine passende Casserole, deren Boden dicht mit durchgeschnittenen Tomaten bedeckt ist, giebt 1/2 Flasche weißen Wein dazu und läßt die Keule, fest zu- gedeckt, darin gar schmoren, während man sie ein Mal umwendet. Der Braten, welcher durch die Tomaten eine rüthliche Farbe be- kommen hat, wird dann auf eine Schüssel gelegt und die Sauce sammt den Tomaten durch ein Sieb getrieben; einige Eßlöffel Sauce werden über den Braten gegossen und die übrige extra dazu servirt.

**1207. Grüner Bohnensalat.** Die Bohnen werden, nachdem sie abgezogen und blanchirt sind, in reichlich Wasser gar gekocht,

dann in kaltes Wasser geworfen und zum Ablausen auf einen Durchschlag geschüttet. In einer Salatschüssel verkrüht man nun zwei rohe Eidotter mit Olivenöl, Salz, gestohlenen Pfeffer, ferner einige in der Asche gebratene und dann geriebene Zwiebeln und Essig zu einer fetten, nicht zu sauren Sauce, zu der man nun noch fein gehackte Kräuter, fein geschnittene rothe Rüben und ebenso gehackte Anchovis hinzufügt. Wenn die Bohnen abgelaufen sind, breitet man sie noch auf einem Tuche aus einander, legt ein zweites Tuch darüber und drückt leise mit den Händen darauf, damit auch der letzte Wassertropfen von den Bohnen in die Tücher einzieht. Die abgetrockneten, ganz kalten Bohnen mengt man mit obiger Sauce durch und giebt den Salat nach 2 bis 3 Stunden zur Tafel.

**1208. Grüner und weißer Blumenkohl.** Man kocht den Blumenkohl, nachdem er gut verlesen, rein gewaschen und die Stengel kurz unter der Blume abgeschnitten sind, in gut gefalzener Fleischbrühe, aber nur so lange, daß die Blumen zwar gar wer- den, aber nicht aus einander fallen. Ebenso kocht man auch die jüngsten und zartesten Blätter, mit welchen die Blume des Kohls umgeben ist, und stellt dann Beides warm, bis auch die abge- schnittenen und von ihrem Saft befreiten Stengel des Kohls so weich gekocht sind, daß sie sich durch einen weiten Durchschlag reiben lassen. Nachdem das Beidere gekochten ist, giebt man das Stengel-Püree in eine bidgekochte Butterauce und kocht dies zu- sammen eine kleine Weile, bis es ein breites Aussehen hat. Dann richtet man den Drei auf dem Boden einer Schüssel an, placirt die grünen Blätter in der Mitte und die weißen Blumen eng daran herum, sodas das Ganze wie eine große Rose aus- sieht, und bekrönt schließlich noch den Rand der Schüssel mit gekochten Zungen- oder Schinkenschnittchen. Eine von Bouillon, Kohlbrühe und Butter bereitete, mit etwas Mehl bündig gemachte, weiße Sauce wird extra zum Kohl servirt.

**1209. Mandeltorte.** 1 Pfd. vom feinsten Mehl wird in einem Haufen auf den Backtisch geschüttet, in der Mitte eine Grube gemacht, in welche man 1/4 Pfd. Butter, 6 Eier, eine Messerspitze Salz, 1 Pfd. gestohlenen Zucker und 1/2 Pfd. gehälte und gestohene Mandeln thut. Hierauf tretet man dies Alles mit den Händen zu einem gut dehnbaren, glatten Teige, welcher dann so dick ausgerollt werden muß, daß man auf einem rund geschnittenen, mit Butter bestrichenen Papier ihn zu einer mittelgroßen Torte formen kann. Diese legt man mit dem Papier auf ein Backblech und bäckt sie in guter Hitze 1 bis 1 1/2 Stunde. Darauf wird die Torte gleich mit gestiebtem Zucker dick bestreut und eine glühende Schaufel so lange darüber ge- halten, bis der Zucker flüßig wird und Farbe angenommen hat.

**1210. Compote von Rhabarber.** Nachdem der Rhabarber dicht über der Wurzel abgeschnitten ist, streift man die Blätter von den dicken Blattadern und Stielen ab, zieht von den beiden letzteren, mit Hilfe von etwas Salz und einem groben feinenen Tuche, den faserigen Saft ab und schneidet sie danach in 1 1/2 Cent. große Stücke. Diese wiegt man und thut genau soviel ge- siebten Zucker in eine Casserole, welche man so lange zur Seite des Feuers läßt, bis unter fortwährendem Rühren der Zucker erhitzt ist und zu schmelzen beginnt. Dann thut man die Rhabarberstücke hinein, welche, sobald sie reichlich Saft ge- zogen haben, über mäßigem Feuer gar gekocht werden. Junger Rhabarber braucht dazu kaum 5 Minuten Zeit, während ältere Stiele länger kochen müssen.

**1211. Candirte Johannisbeeren.** Man schlägt das Weiße von 2 Eiern recht schäumig, giebt 2 Eßlöffel kaltes Wasser dazu, schlägt dies zusammen noch ein Weicheln und taucht dann große Trauben von rothen und weißen Johannisbeeren 1 Minute lang hinein, wälzt sie gleich darauf in gestiebtem Zucker um und hängt sie hierauf zum Trocknen auf. Die Trauben erscheinen danach wie candirt und dienen jeder Tafel zur Zierde.

D. S. W.

# Briefmappe

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

## Antworten.

**Reichsbeamten-Pensionen (197).** — Von sachkundiger Seite wird uns auf die in Nr. 11 veröffentlichte Anfrage folgende Aus- kunft erteilt: Aus der Dienstzeit allein läßt sich die Pension eines deutschen Reichsbeamten (Postverwalters) nicht berechnen. Folgende Grundzüge sind gegenwärtig maßgebend: Bei der Berechnung des Ruhegehalts werden das volle Gehalt (bez. die feste Vergütung), der Durchschnittssatz des Wohnungsgeld-Zuschusses der betreffenden Servis-Klasse (d. i. für die Postverwalter M. 297,60) und unter Umständen auch feststehende Nebenbezüge, sofern letztere einen Theil des wirklichen Dienstlohnens ausmachen, zu Grunde gelegt. Die Pension beträgt nach vollendetem zehnten Dienstjahre 1/100 des anrechnungsfähigen Einkommens und steigt dann mit jedem weiteren Dienstjahre um 1/100, jedoch nicht über 1/60. Die Dienstzeit vor dem Beginn des einundzwanzigsten Lebensjahres kommt nicht in Betracht. Demnach würde ein Postverwalter, welcher mit Ablauf seines zwanzigsten Lebensjahres für den Post- dienst berechtigt worden ist und gegenwärtig dreißig Jahre gedient hat (sofern der Postdienst nicht etwa ein Nebengeschäft gewesen ist) und welcher z. B. M. 1300 Gehalt bezieht, eine Pension von M. 231,93 erhalten. Das Wittwengeld beträgt ein Drittel des nach Vorstehendem zu berechnenden Ruhegehalts, jedoch mindestens M. 160. Das Wittwengeld beträgt für Kinder, deren rechte Mutter lebt, 1/2 des Wittwengeldes, für Kinder, deren rechte Mutter nicht lebt, 1/3 des Wittwengeldes. Es sind Verhältnisse möglich, die Be- schränkungen herbeiführen. Weltpost.

**Polapüt-Grammatik (197).** — Es giebt mehrere solche Gram- matiken, herausgegeben vom Erfinder der Weltsprache, Herrr Joh. Martin Schleyer zu Konstanz in Baden, (ebenda, Verlag des „Central-Bureau der Weltsprache“).

	3. Auflage, größere:	5. Auflage, mittlere:
a. broschirt	M. 2	M. 1,50
b. in 1/2 Leinwand	M. 2,30	M. 1,75
c. in 1/4 Leinwand	M. 2,80	M. 2,20

Weltpost.

**Polapüt-Grammatik (197).** — Unterrichtsbücher für das Selbst- studium des Polapüt erhält man bei Rector Fieweger in Breslau. Sollte „Gsmeralda“ nach Durchnahme der ersten Briefe den Wunsch hegen, polapütisch zu correspondiren, so wird sie mich gern bereit dazu finden. Marianna Weigensberger.

**Tischmesser und -Gabeln in ihren Griffen zu befestigen (197).** — Daß sich Tischmesser und -Gabeln von ihren Griffen lösen, hat zumeist darin seinen Grund, daß sie unvorsichtiger







Illustrirte  
**Frauen-Zeitung.**

Nr. 17, 1. Blatt.

Monatlich zwei Nummern.  
Vierteljährlich 2 1/2 M. = 1 1/2 Guld.

Berlin, 16. Juli 1886.

(Ausgabe mit allen  
Kupfern: 4 1/4 M. = 2 Guld. 55 Kr.)

XIII. Jahrg.



*Phyllis*

86.



## Ihr Roman.

Novelle von Helene von Gögendorff-Grabowski.

(Schluß.)

„Wo sind Sie in der That gekommen?“ sagte Mr. Laurel erfreut, als Loo an dem verhängnisvollen Montage pünktlich zur besprochenen Stunde bei ihm eintrat. „Ich muß Ihnen gestehen, daß ich daran zweifelte und Sie beinahe selbst aufgesucht hätte.“

„Das würde mich sehr in Verlegenheit gesetzt haben, Sir, da Ethel jetzt immer zu Hause ist. . . . Waren Sie so gütig, über meinen Roman nachzudenken?“

Mr. Laurel lächelte. Es war ein halb belustigtes, halb verlegenes Lächeln. Dann ging ein Ausdruck des Erstaunens über sein Gesicht, während er auf seine junge Besucherin schaute. Dieselbe hatte ihren Stuhl vor den kleinen, am Fenster stehenden Marmortisch gerückt und handlierte nun sehr eifrig mit einer ziemlich umfangreichen Rolle herum, welche sie in ihrer Manteltasche mitgebracht hatte. Aus papierner Hülle entwickelte sich ein dickleibiges, blaues Heft und ein abscheulich angespitzter, ellenlanger Bleistift. Diese Vorbereitungen schienen keineswegs behaglich auf Mr. Laurel zu wirken, obschon er noch immer lächelte. „Möchten Sie nicht eine kleine Erfrischung zu sich nehmen, Miß Henryot? Eine Orange vielleicht, oder ein Glas Malvasier?“ fragte er.

Ihr hübsches Gesichtchen trug einen sehr ernsthaften Ausdruck, als sie entgegnete: „Ich danke Ihnen, Sir. Ich bedarf keiner Erfrischung; dergleichen würde mich auch vom Ziele abziehen, selbst wenn ich es vermöchte, hier, in diesem Raume, — und vor Ihnen! — an materielle Genüsse zu denken. Diese Stunde ist dazu zu heilig — und zu ernst!“

Das mußte dem Weltmanne ohne Zweifel sehr seltsam, sehr spaßhaft klingen. Jedenfalls hatte er dergleichen noch niemals vernommen und wunderte sich, daß es ihm nicht gelang, ihr scherzend, mit irgend einer kleinen Platterie, zu antworten. Er fühlte, daß eine heiße Röthe in sein Antlitz stieg. Welch ein Kind ist sie! Und was für ein erbärmlicher Bursche bin ich! sagte er zu sich selbst. Wie unwerth solcher Heiligensprechung von reinen Lippen! . . . Ich schäme mich! Wahrhaftig, ich schäme mich, wie niemals vordem!“

Loo hatte sich zum Schreiben zurecht gesetzt und blickte ihn erwartungsvoll an. Das blaue Heft lag aufgeschlagen da, sie hielt den Stift in der halberhobenen Hand und führte ihn jetzt gewohnheitsmäßig an die Lippen. Der nächste Augenblick mußte ja des Romanes erstes Wort bringen!

„Nun, Sir? Fürchten Sie, mich unaufmerksam oder unfähig zu geistiger Arbeit zu finden?“

Mr. Laurel sprang ungestüm auf. „Nichts dergleichen, Miß Henryot,“ erwiderte er, hastig an ihre Seite tretend, „ich fürchte nur Eines: daß Sie mich in der nächsten Minute aus tiefster Seele verabscheuen werden!“

Loo's blaue Augen öffneten sich weit vor Erstaunen. „Wie soll ich das verstehen, Sir?“ fragte sie verwirrt, noch immer die Spitze des Stiftes zwischen den Lippen haltend. „Haben Sie keine Zeit, über meinen Roman nachzudenken? Oder ward es Ihnen leid, mir Ihre Unterstützung zugesagt zu haben?“

„Nein. Mein Vergehen ist ein anderes. Darf ich beichten?“

Resignirt klappte sie ihr Heft zu und faltete die Hände darüber, mit der Geberde eines gehorsamen Kindes. „Ich höre, Sir.“

„Nun wohl! Als Sie das erste Mal kamen, Miß Henryot, — ich hatte schon vom Fenster aus eine gewisse Sympathie für die junge Dame gefaßt, welche dieses Haus mit einem so ernstem, geheimnißvollen Interesse musterte, — glaubte ich, es handle sich lediglich um ein Autograph, und besann mich nicht lange, die Begegnung mit Ihnen durch einen kleinen, unschuldigen Betrug zu erkaufen. Als es sich —“

„Ein Betrug, Sir?“

„Unterbrechen Sie mich nicht! Als es sich dann herausstellte, daß Ihr Anliegen von ganz anderer Art, da wäre es meine Pflicht gewesen, Ihnen die Wahrheit zu sagen. Die Wahrheit, daß die Kunst sich nicht erlernen läßt, wie ein Handwerk; daß Niemand, — Mortimer! so wenig, als irgend ein Anderer, — es vermöchte, Ihnen etwas in die Feder zu zaubern, was nicht vordem in Ihrem Geiste lebte! . . . Mein Himmel, es war mir so erstaunlich, was Sie jener alten Bücherverkäuferin mit dem gläubigsten Gesichtchen der Welt nachbeteten, — ich habe noch niemals eine junge Dame kennen gelernt, welche Ihnen auch nur im Entferntesten gleiche, und es hat mich bezaubert, daß Sie die Welt als ein Buch, das Leben als einen Roman und die mangelhaften Menschen als Helden und Ideale betrachten! . . . Was wollen Sie, Miß Henryot, ich bin auch nur eine schwache Creatur! Ich vermöchte es nicht,

diesen Kinder glauben an Mortimer's Unfehlbarkeit, den Glauben an eine glückselige Verwirklichung Ihres frommen Zukunftsstraumes, mit einem Schläge zu zerstören! Außerdem, — warum sollte ich Ihnen nicht auf einem andern Wege zu helfen versuchen? Warum nicht denken und handeln dürfen als Ihr Freund? So erbat ich mir denn, um Zeit zu gewinnen, Ihren zweiten Besuch. . . . Nun, Miß Henryot, folgt der letzte, der schwerste Theil meiner Beichte! Natürlich verachten Sie mich schon jetzt recht gründlich?“

„Nein, Sir. Ich könnte den Autor von ‚Christabel's Glück‘ nie verachten!“

„Wohlan denn: Ich bin nicht der Autor von ‚Christabel's Glück‘! Ich bin nicht Mortimer, sondern einfach Cecil Bane, ein Mensch, der noch niemals in seinem Leben etwas Vernünftiges gesagt oder gethan hat! Cecil Bane, der unberühmte Nefte des berühmten Mr. Laurel, Cecil Bane, der ‚Autor‘ von unzähligen thörichten Streichen, dessen strafbarster ohne Zweifel dieser letzte ist! Beim Himmel! Miß Henryot, — Sie weinen?!“

Ja, Loo weinte. Ihre Tapferkeit war am Ende, war erloschen wie eine Kerze im Winde, durch die Erfahrung, daß sie ihre Anbetung an ein unechtes Götzenbild verschwendet! Mehr als diese eine, niederschmetternde Thatsache vermochte sie vor der Hand nicht zu fassen und würde vielleicht noch eine geraume Weile so herzbrechend geschluchzt haben, ohne Rücksicht auf die Verzweiflung und Rathlosigkeit des jungen Sünders, Mr. Bane, wenn nicht das plötzliche Geöffnethwerden der Zimmerthür die kleine Tragödie jäh unterbrochen hätte. Der Eintretende, ein großer Gentleman in Pelz und Reifemütze, schien jedoch erst von „irgendwoher“ zurückgekehrt und keineswegs darauf vorbereitet, Damenbesuch im Zimmer des Mr. Cecil Bane vorzunehmen. Sein Antlitz nahm einen überaus befremdeten, strengen Ausdruck an, als er Loo gewahrte, — und Mr. Cecil seinerseits trug eine etwas verlegene Miene zur Schau.

„Ziehen Sie keine voreiligen Schlüsse, bester Oheim, ich bitte!“ sagte er. „Diese junge Dame verdient es nicht, da ihr Besuch im Grunde Ihnen, dem Autor von ‚Christabel's Glück‘, galt und ihre Thränen lediglich deshalb flossen, weil es sich nicht länger geheim halten ließ, daß ich nicht Mortimer sondern nur Cecil Bane bin. Das ist eigentlich mein einziges Verbrechen bei der Sache.“

Mr. Laurel heftete seine durchdringenden Augen fest und prüfend auf Louisa's Antlitz; was er darin las, schien ihn müde zu stimmen, denn er näherte sich ihrem Plaze und sagte in sehr gütigem Tone: „Ich setze voraus, daß Mr. Bane's Worte die Wahrheit enthalten, und bin gern bereit, anzuhören, was Sie mir mitzutheilen haben.“

„Ich danke Ihnen, Sir; ich weiß nun, daß mir Dasjenige, was ich von Ihnen erbitten wollte, Niemand geben kann. Mr. Bane hat mich darüber aufgeklärt,“ erwiderte Loo mit ihrer sanftsten, kindlichen Stimme. Sie hatte sich gefaßt und sprach ganz ruhig, obschon noch die klaren Tropfen auf ihren glühenden Wangen standen.

Mr. Laurel lächelte ein wenig. „So, so! Nun, vielleicht verfuhr dieser junge Gentleman etwas voreilig,“ sagte er. „Zum mindesten möchte ich wissen, um was es sich handelt. Sie können mit diesen verweinten Augen auch nicht so ohne Weiteres auf die Straße gehen, mein kleines Mädchen.“

Unter anderen Umständen würde Loo dieses „Mein kleines Mädchen“ als eine tödtliche Beleidigung angesehen haben; von den Lippen Mr. Laurel's aber klang diese Anrede wie die natürlichste der Welt, und sie erfüllte ihr unruhiges, kleines Herz mit einem süßen Gefühle des Geborgenseins.

Sie empfand sofort eine lebhaft, stark mit Ehrfurcht gemischte Zuneigung für den „echten“ Mortimer, — obschon derselbe ihrem Traumbilde weit weniger gleich, als das jugendliche „Götzenbild“, Mr. Cecil Bane, — und lächelte ihm vertrauensvoll zu, wie er jetzt sagte: „Eine halbe Stunde wird genügen, meine Reugierde zu befriedigen und die Thränenpuren von Ihrem Antlitz zu vertilgen. Da ich aber von Crimbone in einer Tour herübergefahren bin, so erhebt auch mein Magen gewisse Ansprüche, was Sie begreifen werden, wenn Sie eine Ahnung davon haben, wo Crimbone liegt. Sie haben keine? Auch gut. Sie werden dennoch an meinem Imbiß theilnehmen müssen, zumal da ich Ihnen eine kleine Entschädigung für die Thränen zu schulden glaube, welche vergossen wurden, weil ich mich abweisend befand. Die Entschädigung soll darin bestehen, daß Sie Mrs. Laurel kennen lernen, die beste, alte Lady, welche jemals gelebt hat, — und ihre Fruchtpastete kosten, die beste Fruchtpastete, welche jemals in England gebacken wurde. Kommen Sie!“

Augenscheinlich sprach Mr. Laurel in dieser scherzhaften Weise, um dem „kleinen Mädchen“ seine Unbefangenheit wieder zu geben. Das gelang ihm auch vortrefflich. Loo wunderte sich zwar sehr, daß der große

Mortimer sprach und scherzte, wie andere, gewöhnliche Sterbliche, aber diese Wahrnehmung erquickte sie keineswegs, sondern brachte ihr ihren Helden nur menschlich näher. Die alten, unbestimmten, löstlichen Zukunftshoffnungen erwachten wieder in ihrer Seele. „Vielleicht kann er mir dennoch einen Rath, ein Wort mit auf den Weg geben, woran ich mich zu halten und emporzuarbeiten vermag! Er sieht ganz so aus, als ob er es könnte!“ sagte sie zu sich selbst. „Ich will mit ihm zu der besten, alten Dame gehen, will ihm die Geschichte meines Kummers und meiner Thorheit erzählen, — komme danach, was da wolle! Diese halbe Stunde bei Mortimer verleiht mir sicher die Kraft, selbst ein noch nie dagewesenes häusliches Ungewitter mit stoischem Gleichmuth zu ertragen.“

Mr. Cecil Bane hatte sich inzwischen vollkommen schweigend verhalten. Es war ihm nicht recht klar, ob er diese harmonische Lösung des bösen Conflictes preisen oder verwünschen sollte; er entschied sich aber nach reiflicher Ueberlegung für das Erstere, da es Loo doch nun zur Unmöglichkeit gemacht war, wie ein Schemen zu verschwinden. An die halbe Stunde, welche sie noch hier verweilte, — mochte diese halbe Stunde ihn, Mr. Cecil, auch garnichts angehen, — ließ sich bei geeigneter Gelegenheit wieder anknüpfen. Und das wollte Mr. Bane, das gelobte er sich, während er mit ansehnend sehr gleichgültigem Gesicht das graue Kleid seiner kleinen Romanheldin hinter den Portiären verschwinden sah. —

Drüben, im anderen Flügel des Hauses, wo die „beste, alte Lady“ ihr Scepter schwang, erschien es Loo über alle Beschreibung schön. Die Zimmer, durch welche ihr gütiger Protector sie führte, reichten sich wie eine Kette aneinander und waren durchweg elegant, wohnlich und warm. Der letzte Raum enthielt die von dem hungrigen Reisenden ersehnte Dase, den wohlbesetzten Speisetisch. Am oberen Ende desselben stand Mrs. Laurel, mit dem Arrangement einer Blumenvase beschäftigt. Von seitwärts herüber überstrahlte das Kaminfeuer ihr feines, freundliches, altes Gesicht mit einer rosenrothen Glorie, sodas sie mit ihren niedergeschlagenen Augen, ihrem wohlgeordneten Haar unter dem schwarzen Spitzenhäubchen wie ein in glücklicher Stunde geschaffenes Gemälde erschien.

Die wenigen erklärenden Worte, welche der Schriftsteller bei Louisa's Einführung sprach, genügten Mrs. Laurel vollkommen. Sie schien daran gewöhnt, unerwartete Gäste zu bewillkommen, denn sie zeigte keine Ueberraschung und behandelte Loo so freundlich und zuvorkommend, wie eine alte Bekannte. Es bedurfte nur eines kleinen Anstoßes von Seiten Mr. Laurel's, um Loo zur Mittheilung dessen, was er zu wissen wünschte, zu bewegen, besonders da diese fremdartige Schönheit ihrer Umgebung ihrem phantastischen Geiste kühneren Schwung verlieh und der ungewohnte Genus süsslichen Weines ihre ohnedies bewegliche Zunge vollends löste. Da kam denn Alles zur Sprache, was Loo bis zu diesem Tage nur ihrem Vertrauten, dem heimlichen Kaminfeuer, offenbart, sogar die durchgelaufenen Schuhsohlen, — der dunkelste Punkt in ihrer einfachen Lebensgeschichte, — wurde zur Kenntniß des aufmerksamen, theilnehmenden Auditoriums gebracht. Natürlich trug Loo ihr Project, das Romanschreiben erlernen zu wollen, noch einmal mit aller ihr zu Gebote stehenden Veredtsamkeit vor. Mr. Laurel lächelte dazu, aber seine Augen blickten recht ernsthaft. „Ja, ja, dieser Beruf erscheint denjenigen, welche am wenigsten davon verstehen, allemal am verlockendsten,“ sagte er. „Es gehört so wenig Handwerkszeug dazu, — nur ein Bogen Papier, Tinte und Feder, nichts sonst, — einige Kleinigkeiten abgerechnet: etwas Geist und etwas Talent! Angenommen, Sie besäßen Beides, so liebten sich diese Himmelsgaben dennoch nicht von heute auf morgen in Gold umzuwechseln. Sie müßten gepflegt und ausgebildet werden. Dazu gehört Zeit und Geld. Es würde aber, selbst wenn sowohl Eins als das Andere vorhanden wäre, sehr thöricht sein, dieses Kapital an ein so unsicheres Unternehmen zu setzen. . . . Nein, mein kleines Mädchen, dieser Hoffnungsstern ist ein Irlicht, machen Sie sich das ernstlich klar. Schieben Sie Ihren Roman zwischen die Bücher der alten Bibliothekarin, und dieselbe mag mit ihrer trefflichen Theorie von der ‚Mache‘ ein Gleiches thun. Wir aber wollen verständig sein und einen guten, sicheren Weg zum Vorwärtstommen erwählen. Ist es Ihnen recht so?“

Loo konnte nicht anders, als „Ja“ sagen. Sie sagte es mit einem Gefühle, als sei es hinfort ihr Schicksal, dieser freundlichen Stimme zu folgen, wohin sie auch weisen mochte, und setzte nur noch leise hinzu: „Welchen Weg meinen Sie nun, Sir? Ich möchte ihn, je eher, je lieber, kennen lernen.“

Er lächelte in seiner ruhigen Art. „Darüber läßt sich nicht so an der gedeckten Tafel entscheiden, aber wir werden bald im Klaren sein. Augenblicklich beschäftigt mich etwas Anderes. Sie sagen, daß Ihr Bruder eine gute Hand schreibt und noch einige Tagesstunden frei hat; wie wäre es, wenn er vier



Wochen lang täglich auf kurze Zeit kommen und sich mit dem Copiren einiger werthvoller Manuscripte befassen könnte, für welche ich, da ich sie nur den discretesten, zuverlässigsten Händen anvertrauen darf, noch keinen geeigneten Copisten fand? Mir würde dadurch ein großer Dienst geleistet, und der junge Mann gelangte zu einer Einnahme, welche ihn sicherlich für die gehabte Mühe entschädigte. Falls wir einander zusagten, vermöchte ich ihm vielleicht auch weiterhin zu nützen."

"O, Sir, daß er Mittel genug erwürbe, um selbstständig im Temple seine Studien zu beenden?"

"Das ist nicht unmöglich, mein kleines Mädchen. Oder besser: es liegt in seiner eigenen Hand. Nun werde ich aber einmal kommen und seine Bekanntschaft suchen müssen."

Loo's kleines Herz pochte zum Zerspringen. "Mein Gott, kann es denn in der That sein, daß Sie selbst kommen wollen, Sir?" sagte sie mit zitternder Stimme. "Trotzdem ich Ihnen erzählt habe, daß es gar nicht hübsch aussieht bei uns und Peggy der Ansicht ist, daß wir keinen Gast empfangen dürften, bevor Sopha und Stühle neu bezogen sind?"

"Trotz alledem. Selbst Peggy schreckt mich nicht. Was meinen Sie, Miß Loo? Ich werde die werthvolle Bibliothek Ihres Bruders, von der ich irgendwo, meinetwegen im "Athenäum", gehört haben kann, als Grund meines Besuches angeben, da Sie die Bekanntschaft mit mir doch nun einmal verläugnen wollen, kleine Treulose! Mr. Henryot wird nichts dagegen einzuwenden haben, daß 'Mortimer' einen Blick in die seltenen, alten Bücher thut, nicht wahr?"

"O, Sir, Mortimer dürfte mehr als das! Niemand von uns würde ihm einen Wunsch abschlagen. Der Tag, an welchem er die Schwelle unseres kleinen Hauses überschreitet, bleibt zeitlebens ein Festtag für dasselbe."

Loo's Augen strahlten, während sie das sagte; sie sah so lieblich aus in ihrer kindlichen Begeisterung, daß Mrs. Laurel nicht umhin konnte, sie an sich zu ziehen und herzlich zu küssen, während Mortimer seine Rührung unter einem Scherzworte verbarg.

"Meinen Sie, daß auch Peggy mir einen Altar errichtet hat in ihrem Herzen?" fragte er. "Ich denke, Sie können das nicht mit gutem Gewissen behaupten, dürfen aber versichert sein, daß ich mein Möglichstes thun werde, ihre Gewogenheit zu erwerben. . . Nun aber bin ich es selbst, der Sie an die Heimkehr mahnt, mein kleines Mädchen. Habe die Güte, zu schellen, Mama. Jones soll für den Wagen sorgen."

Bald darauf befand sich Loo auf dem Heimwege. "Eine Prinzessin kann es nicht schöner haben!" sagte sie, in die weichen Kissen zurückgelehnt, zu sich selbst. "Dieser Wagen geht so leicht, als ob die Pferde Schwingen hätten. Es ist eine köstliche Fahrt. Ich will nur wünschen, daß Peggy nicht in der Hausthür steht!"

Leider erwies sich diese Befürchtung als nur zu begründet. Die alte Dienerin hatte bereits wiederholt nach ihrer Miß ausgeschaut und that es auch in dem Augenblicke, wo das "Prinzessin-Gefährt" auf der Scene erschien. Ein Wagen, — zumal einer von dieser Art, — hielt selten genug vor dem kleinen Henryot-Hause, und so war denn Peggy überaus gespannt, wer sich daraus entwickeln, und was der vornehme Besuch bei ihnen zu suchen haben würde. Sie strich sich Haar und Schürze glatt und machte sich durch ein kleines Käufchen die Stimme klar. "Hm, eine Dame. Eine junge Dame! Beim Himmel, — Miß Loo! Heilige Gerechtigkeit! Sie ist es wahrhaftig!"

"Kreische nicht so, Peggy, wenn Dir Dein Leben lieb ist! Ich wünsche nicht, daß die ganze Queensstraße mit dem Kopfe zum Fenster herausfährt."

Die alte Peggy gelangte erst wieder in den Besitz ihrer Festeskräfte, nachdem der geheimnißvolle Wagen sich entfernt hatte. "Wollen Sie mir sagen, was das bedeutet, Miß Loo?" fragte sie, noch immer athemlos vor Ueberraschung.

"Nein, das will ich nicht; wenigstens heute noch nicht. Ich verlange sogar das strengste Stillschweigen über diesen Punkt von Dir."

Loo sagte das sehr ernsthaft; es lag etwas in ihrem Auftreten, im Tone ihrer Stimme, was der alten Peggy zu denken gab.

"Es ist, als ob Sie gewachsen wären, Miß Loo, und um ein paar Jahre älter geworden, während dieses Nachmittags," sagte sie kopfschüttelnd. "Ich will nur hoffen, daß Alles mit rechten Dingen zugeht, und daß Sie sich nicht dem Teufel verschrieben haben. Er geht in tausendfachen Gestalten umher in dieser großen, bösen Stadt —"

"Und scheint zu Peggy Morton's intimen Bekannten zu gehören! . . . Sei ruhig, liebe Alte, mein schöner Wagen hat nichts mit den höllischen Mächten zu thun. Ich denke, ich stand niemals besser mit dem Himmel, als heute!"

1.

## Blauer Himmel.

"Ich sage Ihnen, es war sehr sonderbar, Miß Ethel! Niemals sah ich unseren jungen Herrn in einer solchen Freude! Und den guten Rothwein, — die einzige Flasche, welche wir noch hatten, Miß Ethel, — haben sie mit einander drüben in Mr. Henryot's Zimmer ausgetrunken. Der fremde Gentleman saß auf dem Stuhle, welcher nur noch drei Beine hat, aber es schien ihn gar nicht zu geniren."

"Wie seltsam, Peggy! Weißt Du den Namen dieses geheimnißvollen Gastes nicht?"

"Nein, aber Miß Loo wird ihn wissen. Sie und der Fremde befreundeten sich sehr schnell mit einander, und er schüttelte ihr sehr vertraut die Hand, als er dann mit Mr. Guy das Haus verließ."

In diesem Augenblicke trat Loo in das Zimmer. Ihre Augen leuchteten, und sie begrüßte die Schwester mit einer stürmischen Umarmung. "O, Ethel! Wenn Du wüßtest! . . . Welch ein unseliger Gedanke war es von Dir, Deine Stiderei gerade in dieser Stunde zu Irwin und Talbot zu tragen! Raths, wer hier war, wer an diesem Tische geessen, aus diesem Glase getrunken hat!"

"Ohne Zweifel ein ganz besonderer Gast; aber ich kann ihn nicht errathen. Ich weiß Niemanden in der weiten Welt, der zu uns gehörte, dessen plötzliches Erscheinen uns froh machen, uns Heil bringen könnte. Wir stehen ja ganz allein!" Sie sagte es mit einem schmerzlichen Seufzer und lehnte dabei das Haupt, wie müde, gegen die Schulter der jüngeren Schwester. "Sprich mir, Loo! War es irgend ein gütiger Gönner unseres Bruders? Mr. Chorler vielleicht?"

"Fehlgeschossen! Ein weit Größerer, als er! . . . Nun, Ethel, es war — Mortimer!"

Ethel's Haupt richtete sich jäh empor; über ihre blassen Wangen ging eine rasche Röthe. "Mortimer?! Willst Du mich zum Besten haben, Loo?"

"O, Ethel, das wäre ein schlechter Scherz! Er war hier, war in der That hier und trug eine Fluth von Sonnenschein in unser kleines Haus!"

"Aber wie kam es? Was führte ihn her?"

"Ich, — ich weiß es nicht gewiß, Liebste. Ich glaube, es war, weil ihm irgend Jemand von Vaters Bibliothek gesprochen hatte. Und Guy mußte sie ihm zeigen. Von den Büchern kamen sie auf Anderes zu sprechen; unser Bruder gewann die Sympathie Mortimer's; sie haben Allerlei mit einander verabredet. Ich denke, Guy's Geschick steht nun in guter Hut."

"Das ist mehr, als ich fassen kann, Loo! Eine wunderbare, eine märchenhafte Geschichte! . . . Mortimer hier, Guy durch ihn unterstützt! . . . Und Du, mein Liebling? Peggy meint, der fremde Gentleman sei sehr gütig mit Dir gewesen?"

"Sehr gütig, in der That, Ethel. Und auch Du wirst ihn lieb gewinnen. Er kommt in diesen Tagen wieder, um den deutschen Theil der Bibliothek in Augenschein zu nehmen und Guy einen Arbeits-Auftrag zu erteilen."

Noch immer wollte sich keine passende Stellung für die junge Gouvernante finden, und so saß denn Ethel von früh bis spät an ihrem Stidrahmen, während Loo statt ihrer die nothwendigen Ausgänge unternahm; natürlich in Begleitung der gestrengen Peggy. Bei einer solchen Gelegenheit geschah es denn einmal, daß die wachsame alte Dienerin einen jungen, distinguiert gekleideten Herrn in der Nähe ihres Hauses gewahrte. Das wäre nun an und für sich nichts Bemerkenswerthes gewesen, wenn der Betreffende weniger auffallend zu den Fenstern hinüber gesehen und bei Loo's Erscheinen nicht so unverkennbar freudig gelächelt hätte. Was noch schlimmer war: Loo erwiderte das Lächeln! Sie erglühte dabei wie eine Granate und stieg sehr zögernd die Treppentufen hinab. Bei dieser Wahrnehmung gerieth die alte Peggy außer sich und that etwas, was sie sich niemals vordem während ihrer langen Dienstzeit erlaubt hatte, — sie ergriff heftig, fast rauh, den Arm ihrer Miß und zog dieselbe gewalttham mit sich fort, die Straße hinab, so eilig, als gälte es das Heil ihrer Seele. An der Straßenecke erst riskirte sie einen verstohlenen Rückblick und sah den "Teufel" mitten auf dem Wege stehen; er machte ein gelassenes, fast belustigtes Gesicht zu ihrer Flucht und zündete sich dabei eine neue Cigarre an.

Für diesmal hatte Peggy das Schlimmste zu verhüten vermocht, aber leider war ihr bei Ausübung ihres ernststen Wächteramtes ein anderes kleines Malheur begegnet. Sie hatte es in der Aufregung und Eile unterlassen, die Hausthür so fest und sorgsam, als sonst, einzulockern; dieselbe war wieder aufgeprungen, und so konnte, — während sie fern war und ahnungslos um Hammeltrippchen und Eier feilschte, — nicht nur der junge Teufel in grauem Civil, sondern die ganze Hölle bei Ethel Henryot ihren Einzug halten.

Es war aber nur ein guter Geist, — Mr. Laurel, — welcher sich die offene Hausthür zunutze machte. Er liebte es, unerwartet zu kommen, ohne Ceremoniel einzutreten und die Hausbewohner in ihrer jeweiligen Beschäftigung und Stimmung zu überraschen, bevor sie Zeit gehabt, sich ihre conventionelle Larve vorzubinden. "Das ist ja sehr angenehm," sagte er zu sich selbst, — "nun kann ich ohne Hilfe des alten Drachens hineingelangen und vielleicht mein kleines Mädchen bei seiner eintönigen Nadelarbeit überraschen. Wie sich das ernsthafte Gesichtchen erhellend wird, wenn Klein-Loo erfährt, was ich für sie ausgehoben! . . . Wahrhaftig, — alle Thüren sind auf, und dennoch scheint Niemand daheim."

Im nächsten Augenblicke nahm Mr. Laurel wahr, daß er sich geirrt hatte. Die Thür des kleinen Wohnzimmers öffnend, erblickte er ein Bild, welches ihn momentan an das ewig junge Dornröschen-Märlein gemahnte und wohl geeignet war, Auge wie Gedanken zu fesseln. Am Fenster, in einem altmodischen, geschmückten Stuhle, saß Ethel Henryot vor ihrem Stidrahmen. Aber sie arbeitete nicht; sie schlief. Augenscheinlich hatte der türkische Feind sie soeben erst übermannt, denn eine ihrer Hände hielt noch die Nadel, während die andere das Haupt stützte. Die kleine, graue, auf ihrem Kleiderfaume ruhende Nase schlummerte gleichfalls und gestattete einer träumerischen Fliege, auf ihrer Nase auszuruhen. Es war ein vollkommen friedliches Bild, ein schönes zugleich, aber trotzdem kein heiteres. Das Antlitz der Schlummernden, — Mr. Laurel entsann sich nicht, jemals ein reizvollerer gesehen zu haben, — trug einen müden und sorgenvollen Ausdruck; es war blaß und schmal, und um den kleinen, feingebildeten Mund zogen sich leise Schmerzenslinien, welche von verschwiegenen Kämpfen erzählten. . . . Der winterliche Sonnenstrahl, welcher einen matten Goldreif um des Mädchens gesenkte Stirnwand, vermochte es nicht, dem Bilde ein wärmeres Colorit zu verleihen oder die Melancholie desselben zu mildern. Trotzdem konnte Mr. Laurel seine Augen nicht davon abwenden und würde wohl noch eine geraume Zeit so im Anschauen versunken auf der Thürschwelle stehen geblieben sein, wenn nicht eine nahe Uhr ihre Stimme erhob und die Schlaferin erweckt hätte. Ethel's erster, noch halb schlaftrunkener Blick fiel auf ein Antlitz, welches sie wohl kannte, — welches vielleicht durch ihren Schlummer gegangen war, denn sie sah gar nicht erschaut aus, und ein leises, träumerisches Lächeln trat auf ihre Lippen. Das war ein Augenblick. Der nächste brachte ihr die klare Erkenntniß der Situation und veranlaßte sie, hastig aufzuspringen und dem Gaste einige Schritte entgegen zu gehen.

Mr. Laurel blieb ganz unbefangen und ruhig. "Das Schicksal will, wie es scheint, daß unsere Begegnungen allemal einen ungewöhnlichen Charakter tragen sollen, Miß Henryot," sagte er, "und es ist mir beschieden, die Rolle des Störenfriedes in Ihrem Leben zu spielen. Oder — erinnern Sie Sich meiner vielleicht gar nicht mehr?"

"Diese Frage können Sie nicht im Ernst gestellt haben, Sir. Mein Leben müßte sehr reich an wohlthunenden Erfahrungen, mein Herz sehr arm an Dankbarkeit sein, wenn die Erinnerung an Ihre Güte so schnell in mir zu sterben vermocht hätte! Nein, nein, — Sie müssen es gefühlt haben, wie tief ich mich Ihnen verpflichtet fühlte, wenn auch in jener bitteren Stunde kein Dankeswort den Weg über meine Lippen fand, — und Sie werden mir glauben, daß es mich wahrhaft froh macht, das Versäumte heute nachholen zu können!"

"Gevriessen sei die japanische Tasse, welche mir zu einem so schönen Willkommen verhalf! . . . Ich muß Ihnen gestehen, Miß Henryot, daß Sie mir an jenem Abend bei den Paydons zu schnell entchwanden, — daß ich gern wenigstens den Namen derjenigen in Erfahrung gebracht hätte, deren Augen mir mit so tiefem Verständniß gefolgt waren, während ich sprach. Es gelang mir nicht. Das ganze Haus schien im Einverständniß gegen mich."

"Auch ich beklagte es oft, nicht einmal den Namen meines gütigen Vertheidigers zu kennen."

"Ist er Ihnen auch in diesem Augenblicke noch fremd, Miß Henryot?"

"Ja und — nein. Niemand sagte mir: Dieselbe Hand, welche sich damals ausstreckte, um Dich zu beschützen, ist es, welche jetzt dem Geschick Deines Bruders eine so gesegnete Wendung gab, — und dennoch lebt die köstliche Gewißheit in meiner Seele: Der gute Geist unseres Hauses heißt Mortimer!"

"Sie machen mich stolz und glücklich, Miß Henryot. Ich ahnte es nicht, welche feste Heimstätte ich mir bereits durch meine Feder in Ihrer Familie erworben, aber vielleicht hat der zwischen uns bestehende geistige Zusammenhang gleichfalls Theil daran, daß wir uns zu einander fanden. Ich möchte es wenigstens annehmen. Mein Metier gestattet mir ja einen kleinen Gefühls-Luxus derart. Sehen Sie, die Ereignisse haben sich





Die Bestattung König Ludwigs von Baiern, am 19. Juni: Der Trauerzug, vor dem Portale der St. Michaels-Hofkirche anlangend.

Nach einer Zeichnung von Carl Wibel. — Siehe Seite 242.





alle so wunderbar an einander gefügt, um uns zu diesem Ziele zu führen! Warum mußte mein Nefse, Cecil Bane, jenes thörichte Duell haben in seiner indischen Garnison, warum mußte er lebensgefährlich verwundet werden und mich dadurch veranlassen, meine Reise zu unterbrechen, heimzukehren und London zu dieser ungewöhnlichen Zeit aufzusuchen, um den leichtsinnigen Durschen hier in der Stille gesund zu pflegen? Warum mußte das blonde Kind, die liebe, kleine Loo, —

„Was wollten Sie von meiner Schwester sagen, Sir?“

„Ein ander Mal davon, Miß Henryot. Ich habe das kleine Mädchen aufrichtig lieb; so lieb, daß ich es Ihnen sogar für einige Zeit entführen möchte, wenn Sie gütig genug wären, zu Gunsten meiner alten Mutter in diesen Raub zu willigen. Doch dieser Plan gehört einer späteren Zeit an; vorläufig muß es mein Erstes sein, Ihr Vertrauen zu erwerben.“

„Sie besitzen es bereits, Sir. Wir, — mein Bruder Guy und ich, — werden Ihre Rathschläge stets gern befolgen, auch hinsichtlich unserer kleinen Loo, deren Leben allerdings, — das fühlten wir Alle, — einer ernsthaften Umgestaltung bedarf.“

„Ich hoffe, wir werden das Richtige für sie finden, Miß Henryot. Jetzt aber eine näherliegende Frage: Würde es Ihnen recht sein, morgen in Begleitung Ihrer Geschwister ein einfaches Mittagessen bei Mrs. Laurel einzunehmen? Mr. Henryot sagte bereits zu, mit dem Vorbehalt allerdings: „Wenn Ethel es möglich machen kann.“ Es wäre meiner Mutter eine große Freude, Sie empfangen zu dürfen, und je eher, je lieber, da wir kurz nach dem Christfest London verlassen.“

„Sie sind überaus gütig, Sir. Ich glaube, wir dürfen nicht ‚Nein‘ sagen.“

„Wie gefällt es Ihnen, daß die Eier wieder aufgeschlagen sind, Miß Ethel? Und das nichtsnutzige Ding, die Watson, verlangte für die — ah! — oh! — Ich bitte um Entschuldigung! Ich wußte nicht —“

Mr. Laurel lachte herzlich über die Verwirrung der alten Peggy, welche wie ein gereizter Truthahn in's Zimmer gestürzt war und nun ausah, als wolle sie an dem zurückgedrängten Herzensergüsse ersticken. „Lassen Sie es gut sein, Peggy. Die Eier werden wieder im Preise zurückgehen, und die Watson wird ihre Strafe erhalten,“ sagte er, seinen Hut ergreifend. „Ich überlasse Sie nun Ihren Hausfrauen-Pflichten, Miß Henryot. Mein Wagen ist morgen um drei Uhr zur Stelle, Sie an Ihr Versprechen zu gemahnen.“

Loo tanzte vor Vergnügen einige Touren aus „Sir Roger de Coverly“ (altenglischer Tanz), als sie von der Einladung vernahm. „Du sollst sehen, es wird köstlich, Ethel,“ sagte sie. „Mrs. Laurel ist ein Engel, ihr Haus ein Paradies!“

„Aber ich bitte Dich, woher weißt Du denn das Alles schon heute?“

„Ich — ahne es. ‚Ahnen‘ ist jetzt eigentlich meine einzige Beschäftigung, Ethel. Wie gefällt Dir übrigens Mr. Laurel?“

„Vortrefflich. Im Augenblicke beschäftigt mich aber die Toiletten-Frage recht ernsthaft. Was werden wir anziehen?“

„Schwer zu sagen bei unserem Reichthum an Diner-Roben. Dein schwarzseidenes Kleid ist noch recht gut, Ethel, und wenn Du die alten, werthvollen Spitzen dazu nimmst —“

„Ich will sie erst noch durch Saffran ziehen, Miß,“ mischte die alte Peggy sich ein. „Dann spielen sie wieder ihre Rolle.“

„Aber unsere kleine Loo?“

„Sie schlüpft eben wieder in ihre graue Uniform, Schwesterchen! Ich ‚ahne‘ soviel neue Kleider, daß es mir gar nicht schwer fällt, dieses Diner noch in dem alten, ehrwürdigen Futteral mitzumachen. Aber Guy! Womit schmüden wir ihn? Ich glaube, Peggy opfert sogar ihre odergelbe Sonntagshaube und die neue Flanell-Jacke zu diesem edlen Zweck.“

„Sie sollen mich nicht immer zum besten haben, Miß Loo. Es geziemt sich nicht für eine junge Lady aus gutem Hause. Sie werden dergleichen niemals von Miß Ethel vernehmen.“

„Verstelle Dich nicht, Peggy. Wir wissen es doch Alle, daß Du nicht einen Tag ohne mich leben und meine Redereien so wenig als Deine Magentropfen missen könntest.“

Der breite Mund der alten Dienerin verzog sich zu einem halb widerwilligen Grinsen. „Sie haben eben immer das letzte Wort, Miß Loo,“ entgegnete sie, sich schwerfällig zur Thür hinauschiebend, „und es verlohnt sich nicht, mit Ihnen anzubinden.“

Es verurtheilte der guten Peggy nicht wenig Kopfzerbrechen, daß derselbe Wagen, welcher Loo damals im Zwielficht heimgeführt hatte, am folgenden Tage erschien, um die Henryots abzuholen. „Es ist der Teufelswagen! Ohne Zweifel ist er es! Selbst des Rutschers schiefe Nase erkenne ich wieder,“ sagte sie, dem Gefährt mit bedenklicher Miene nachschauend. „Der Himmel

mag wissen, wie das Alles zusammenhängt, und was das Ende davon sein wird. Ich meistens habe niemals mit einer Mannsperson Freundschaft gehalten und kann mir nicht denken, daß etwas Gutes dabei herauskommt.“

Das Mittagmahl bei den Laurels verlief schöner, als selbst Loo es sich zu „ahnen“ erlaubt hatte, und viele, ähnlich angenehme Abende folgten darauf. Die Krone aller freundschaftlichen Vereinigungen zwischen dem großen und dem kleinen Hause ward aber das Weihnachtsfest. Mr. Laurel hatte seine Schülinge schon lange vorher dazu eingeladen und ihnen einen deutschen Tannenbaum versprochen. Loo, welche „ahnte“, daß Mrs. Laurel es nicht an kleinen Aufmerksamkeiten für sie Alle fehlen lassen würde, mühte sich mit ihren kleinen, ungeschickten Fingern ab, etwas, das einer Handarbeit ähnlich sah, aus Seide und Perlen anzufertigen. „Das ist eine Vorte für den Schlüsselkorb der alten Lady, und nun kommt ein Serviettenhalter für Mr. Laurel,“ sagte sie, selbstgefällig ihr Erstlingswerk betrachtend. „Bin ich nicht erfindereich, Ethel? Was meinst Du, ich möchte auch eine Kleinigkeit für Cecil Bane arbeiten, da er London in wenigen Tagen verläßt, — vielleicht eine Stieferei, die in seiner Cigarettasche angebracht werden könnte, — ein Bouquet von Aehren und Rohn, was symbolisch darauf hindeutet, daß er nun den Lieutenant an den Nagel hängt, um ein solider Landmann zu werden? Ich glaube, das ist wieder ein sehr geistreicher Gedanke von mir!“

Ethel Henryot und Mr. Laurel schenken einander nichts und schienen sich in dieser Uebereinstimmung zu verstehen. Als sie einmal zufällig zusammen standen, unter dem Tannenbaum, — umweht von jenem fröhlichen, ureigenen Weihnachtsdufte, der allem eine Stimmung, halb andächtig, halb träumerisch, über die Seele kommen läßt und sie gleichsam abschleift von der übrigen Welt, — begann Mr. Laurel von der Zukunft zu sprechen. „Es liegt noch viel Unausgesprochenes zwischen uns,“ sagte er, „und ich möchte, daß dieser Abend Alles klar macht, da ich um Cecil's willen bald fort muß. Auch meine Mutter verläßt London. Sind Sie einverstanden damit, Miß Henryot, daß Loo sie begleitet? Ich denke, es entspräche den Wünschen unseres kleinen Mädchens, — da es sich um keine lange Trennung handelt, — und würde den heilsamsten Einfluß auf ihr Geistesleben ausüben.“

Ethel unterdrückte einen resignirten Seufzer, als sie entgegnete: „Ohne Zweifel ist es, wie Sie sagen, Sir; und ich wäre ein sehr egoistisches Geschöpf, wenn ich nein sagen wollte. Guy und ich sind ja außer Stande, für Loo zu sorgen, wie es sein müßte; und wenn ich nun wieder eine Stelle annehme —“

„Das ist ein zweiter Punkt, den ich mit Ihnen erörtern möchte, meine Freundin. Sie wissen doch, daß Mr. Guy mir versprochen hat, während meiner Abwesenheit mehrere wichtige Arbeiten für mich zu erledigen und meine Bibliothek, — deren Werth durch seine Güte fast um das Doppelte gestiegen, — neu zu organisiren. Diese Thätigkeit nimmt einen großen Theil seiner Zeit in Anspruch, erhöht aber auch seine Einnahmen, sodas Sie es wahrlich nicht nöthig haben, sich neue Gouvernanten-Plagen aufzuladen. Rathsammer erschiene es mir, wenn sie Ihre Zeit der Pflege des Bruders widmeten, sich selbst einmal etwas Ruhe gönnten und dazwischen hin und wieder einen hausmütterlichen Blick in unsere verwaisten Räume thäten.“

In das schöne, blasse Gesicht der jungen Gouvernante stieg eine dunkle Röthe. „Ihre Güte überwältigt mich fast, Sir,“ entgegnete sie mit zitternder Stimme; „leider dürfen wir sie aber, trotz der innigsten Dankbarkeit und des vollsten Vertrauens, in diesem Maße nicht von Ihnen annehmen; am wenigsten ich. Sie werden das verstehen. Mag Guy sein Lebensglück Ihnen verdanken, mag Loo aus den Händen der besten, mütterlichen Freundin jede Gabe empfangen, welche ein so schönes, reiches Herz geben kann, — ich muß meinen Weg weitergehen, wie vordem. Welches Recht habe ich, — in den Augen der Welt, — auf die Unterstützung eines fremden Mannes? Und welches Recht hat er, mir dieselbe anzubieten?“

Mr. Laurel's Stirn röthete sich ein wenig, aber er blieb ganz ruhig. „Wohlau, da sind wir bei dem dritten, dem wichtigsten Punkte angelangt,“ sagte er. „Um das Recht handelt es sich, ohne welches ich ganz machtlos bin; so machtlos wie ein Zauberstab, dem man seinen wunderthätigen Stab entrisst. Sie wissen, Miß Henryot, in wessen Händen mein ‚Zauberstab‘ ruht, wer ihn mir einzig geben kann. Ich stehe, — zum ersten und letzten Male, — als ein Bittender vor Ihnen: geben Sie mir das Recht, Ihnen dienen zu dürfen, wie ich es möchte! Das soll mein Christgeschenk sein. Es macht mich zum reichsten Manne! Wollen Sie?“

Secundenlang drehte sich das Zimmer in tollem Wirbeltanze vor Ethel's Augen, und sie vermochte sich weder zu bewegen, noch zu sprechen. Mr. Laurel stand ruhig abwartend neben ihr; unter dem milden, gütigen

Blicke seiner dunklen Augen fand sie allgemach ihre Fassung wieder; ein Augenblick des Bögerns noch, dann lag die schlante, arbeitsmüde Hand der jungen Gouvernante in der ihr entgegengestreckten Rechten Mr. Laurel's, deren kräftiger Druck ihr sagte: Für immer geborgen.

Der unter dem Christbaum geschlossene Bund konnte den Uebrigen nicht lange Geheimniß bleiben und erregte ebenso viel Freude, als Ueberraschung. Nur Loo behauptete, etwas dergleichen „geahnt“ zu haben, und slog ihrem zukünftigen Schwager, — obschon er doch in diesem Moment nicht weniger als sonst der große Mortimer, der Gegenstand ihrer geheimen Anbetung, war, — mit einem Ungehum an den Hals, daß er nahezu das Gleichgewicht verloren und den armen Guy nebst seinem eben begonnenen Glückwunsch unter sich begraben hätte.

Mr. Cecil Bane äußerte gleichfalls sehr lebhaft seine Freude darüber, daß es so und nicht anders gekommen. Er hielt beim Souper eine sehr hübsche, passende Ansprache an das Brautpaar und dann noch eine besondere, welche nur für seine Nachbarin, die kleine Loo, bestimmt war und nur von dieser gehört wurde. „Ich finde es zwar ein wenig sonderbar, daß Sie meine Tante geworden sind,“ hieß es darin, „aber in Anbetracht dessen, daß Sie nichts dafür können, enthalte ich mich eines jeden Vorwurfs. Bei dem pyramidalen Respekt und der rasenden Verehrung, welche ich Ihnen bereits vor Eintritt der Katastrophe widmete, wird unser Verhältniß voraussichtlich durch die neuen, verwandtschaftlichen Beziehungen keine Aenderung erleiden, so lange keine dritte Person dazwischen kommt! Sie verstehen mich doch, verehrte Tante?“

„Ich muß Sie zur Ordnung verweisen, Herr Nefse, weil es gesundheitschädlich ist, während der Mahlzeiten viel zu sprechen.“

„Beruhigen Sie mich erst über die ‚dritte Person‘, Tante Loo; dann will ich stumm sein, wie ein Stodfisch.“

„Wenn Mr. Cecil Bane sich sehr brav hält, so bedarf ‚Tante Loo‘ aller Wahrscheinlichkeit nach keiner ‚dritten Person‘. Aber wir müssen eben abwarten.“

Ihre Antwort ward lachend gegeben, wie er lachend gefragt hatte, aber als sie einander dabei in die Augen schauten, wurden die beiden jungen Gesichter plötzlich ganz ernst. Ein sehr bereiteter Ausdruck, etwas wie ein stilles Gelöbniß, sprach aus Cecil's Blicken, und Loo's blaue Augen standen voll Thränen, obschon ihre Lippen noch lächelten.

Nach dem Souper gruppirt sich die kleine Gesellschaft um das lustig flackernde Kaminfeuer; Vergangenes und Zukünftiges wurde durchgesprochen, und bei dieser Gelegenheit geschah es, daß Ethel, welche so lange die Heldin des Abends gewesen, ihre Krone an Loo abtreten mußte. Mr. Laurel hielt es nämlich an der Zeit, Guy und Ethel von Loo's kühnem Plane, eine Roman-Schriftstellerin werden zu wollen, und von der Art und Weise, wie sie ihren Weg verfolgt hatte, zu unterrichten. Seine Erzählung verhalf der kleinen Heldin zu ihrem vollen Rechte; ihr muthiges, liebevolles Herz, ihre Strebsamkeit, ihr strenger, rechtlicher Sinn, — Alles ward in das beste Licht gestellt und ab und zu noch durch schlagende Zwischenbemerkungen Mr. Bane's beleuchtet.

„Und so ist Loo eigentlich die Stifterin unseres Glüdes!“ schloß Mr. Laurel seinen Bericht. „Sie hat ihren Roman dennoch zu Stande gebracht, wenn auch nicht mit Stift und Papier. Nun sage einmal Jemand, unsere Kleine habe kein Talent zur Schriftstellerei! ... Ich sehe von heute an eine geschätzte Collegin in Dir, Loo, und mache Dir den Vorschlag, unseren Roman, — allerdings mit der nöthigen Discretion, — der Oeffentlichkeit zu übergeben.“

„Er verdiente es vielleicht,“ entgegnete Loo gedankenvoll, „aber ich bin nicht mehr die kindische Phantastin von damals, welche glaubte, mit Stift und Papier sei Alles gethan. ... Hoffen wir, daß sich einmal eine andere Feder zur Lösung dieser Aufgabe findet.“

„Aber es muß durchaus eine weibliche Feder sein!“ warf Cecil Bane ein; „nur eine solche vermöchte es, mich in meiner ganzen, reizvollen Eigenart und Unwiderstehlichkeit zu schildern. Denn eigentlich bin doch ich und kein Anderer der wahre Held — ihres Romans!“

## Herzogin Charlotte zu Mecklenburg-Schwerin.

Hierzu das Portrait von A. Schubert, Seite 237.



Herzogin Charlotte zu Mecklenburg-Schwerin, die Braut des Prinzen Heinrich XVIII. Neun jüngerer Linie, erblickte am 7. November 1868 das Licht der Welt, als einzige Tochter des am 28. Juli 1879 verstorbenen Herzogs Wilhelm zu Mecklenburg-Schwerin und seiner Gemahlin Alexandrine, Tochter des Prinzen Albrecht von Preußen, des jüngsten, 1872 verstorbenen Bruders des Kaisers Wilhelm. Ihre Kindheit verlebte die Prinzessin, — mit ihrem vollen Namen Friederike Wilhelmine Elisabeth Alexandrine Auguste Marianne Charlotte, — in Berlin. Ihr Vater, der in der preussischen Armee einen hohen Rang bekleidete, — im Feldzuge gegen Frankreich befehligte er als General-Lieutenant die sechste



Kavallerie-Division und wurde am 9. September 1871 bei der Pulver-Explosion zu Laon verwundet, — residierte auf Schloß Bellevue, dem freundlichen, romantisch am Ufer der Spree gelegenen, von einem weiten Park umgebenen Fürstentum. Nachdem Herzog Wilhelm 1874 den Militär-Dienst quittiert hatte, nahm er mit seiner Familie den Wohnsitz in Schwerin. Nach seinem Tode siedelte die Herzogin Alexandrine mit ihrer lieblich herabblühenden Tochter nach dem anmuthigen Schloß Charlottenburg bei Potsdam über, von hier aus enge Verbindung mit der preussischen Königs-Familie unterhaltend. Stand doch die junge Herzogin Charlotte zu der letzteren auch väterlicherseits in naher Verwandtschaft; die Mutter ihres Vaters, des Herzogs Wilhelm, war die Prinzessin Alexandrine von Preußen, Tochter König Friedrich Wilhelms III.

Die Erziehung der Herzogin Charlotte war eine einfache; sie erstreckte sich in gleicher Weise auf die Erwerbung gebieterischen Wissens, wie auf edle Herzensbildung. Die erlauchte Mutter folgte eben hierbei den Traditionen des preussischen Königshauses; von Berlin aus ließ sie für die Ausbildung der Tochter die vorzüglichsten Lehrkräfte nach Potsdam entsenden. Am Berliner Hofe sind Herzogin Alexandrine und die junge Prinzessin häufig geübene Gäste; an allen Familien-Festen nehmen sie Antheil, und seit zwei Jahren erscheint Herzogin Charlotte auch bei den großen Repräsentations-Gelegenheiten. Ihre Verlobung mit dem Prinzen Heinrich XVIII. Keuß, Major und Flügeladjutanten des Kaisers Wilhelm, erfolgte anfangs Mai zu Potsdam. Der Prinz, am 14. Mai 1847 geboren, ist der älteste Sohn des 1852 verstorbenen Prinzen Heinrich II. Keuß und seiner Gemahlin Clotilde, Tochter des Grafen Friedrich Ludwig zu Castell-Castell. Wie es heißt, wird der Prinz, der gegenwärtig beim Kaiser Wilhelm in Ems weilt, am 1. November aus dem persönlichen Dienste des Monarchen ausscheiden und, zum Oberst-Lieutenant ernannt, das Kommando des in Ludwigslust garnisonirenden ersten mecklenburgischen Dragoner-Regiments erhalten. Das junge Paar wird also in der schönen mecklenburgischen Residenz-Stadt seinen Aufenthalt nehmen. A. A.

*Raddruck verboten.*

### Die Bestattung König Ludwigs von Baiern.

Siehe das Bild von Carl Rißelt, Seite 240 und 241.

**W**ährend das Land Baiern sich freudig rüstete, die Centenar-Fest für seinen ersten König Ludwig festlich zu begehen, spielte sich am Starnberger See, dem Lieblings-Anstalt der frohen Münchener, jene furchtbare Tragödie ab, welche ganz Deutschland in tiefe Trauer versetzte, und an die Stelle des jubelnden Festzuges, der die Strophen der Hauptstadt erfüllen sollte, trat das düstere Gepränge des Todes. Ungeheure Scharen, namentlich von Landvolk, waren herbeigeströmt, zu sehen, wie König Ludwig II. zur Gruft geleitet ward. Um dieser gewaltigen Menge Raum zur Entfaltung zu geben, war, in Abweichung von dem ursprünglichen Programm, der Weg für den Trauerzug erweitert worden, und so vollzog sich dieser am Mittag des 19. Juni in würdevoller, durch keinen Zwischenfall gestörter Ordnung.

Ein Uhr erkündete es, da öffneten sich die Pforten des Residenz-Schlosses, legte der Zug unter freiem Himmelslichte und dem Donner von hunderttönen Kanonenschüssen sich in Bewegung, voran Truppen-Abtheilungen, Kavallerie, Artillerie und Infanterie, dann Diener des Münchener Adels mit brennenden Kerzen, die Bräderschatten in Vätertracht, angethan mit Pilgermänteln, die großen Hüte an Bändern auf dem Rücken tragend und Crucifixe und Kirchenfahnen mit sich führend; ihnen schloß sich die unübersehbare Schar der Schüler. Die Ordensschwester aus München und seiner näheren Umgebung, in schwarzem Gewande und mit weißen Kopftüchern, bildeten den Schluß dieser Abtheilung. Nun kommen die königlichen Diener in ihren Gala-Uniformen, brennende Kerzen in den Händen, und die zahlreichen Beamten des königlichen Hauses; die eintönigen Weisen der Hof-Trompeten begleiteten der Hof-Beiräth auf seinem schwarz verhängten Instrument mit dumpfen Schlägen. Auch in den Händen der Geistlichen und Mönche aller Orden sieht man vielfach brennende Kerzen. Dem Hof-Clerus, mit der Hof-Kapelle an der Spitze, folgen die Erzbischöfe und Bischöfe in goldgesticktem Ornat, die Mitra auf dem Haupte. Einen seltsamen, an die mittelalterliche Nehme erinnernden Eindruck machen die „Gugelmänner“, so genannt nach ihrer, den ganzen Kopf, bis auf eine Oeffnung für die Augen, umhüllenden Kapuze (ocullus). Ein schwarzes, bis auf die Erde reichendes Gewand hält diese fünfundzwanzig Männer ein, und jeder von ihnen trägt am Gürtel ein Schild mit dem königlichen Wappen, dem Namen des Königs Ludwig II. und seinem Geburts- und Sterbetage; der letzte trägt das Bildniß des heiligen Georg.

Wieder folgen Hof-Beamte; doch nun präsentiren die Spalier bildenden Truppen das Gewehr, — ein Zeichen, daß der Wagen mit der Leiche des unglücklichen Königs im Portale sichtbar wird. Ein baldachinartig überwölbter Wagen, mit Vorberkränzen und einem Kranz von Alpenrosen geschmückt, von acht schwarz verhängten Rossen gezogen, trägt den von einer goldgestickten Sammethülle umschlossenen Metallfarg; die Blumen und Kränze verdecken fast die auf goldenem Rissen ruhende Krone mit den Reichs-Insignien. Adjutanten, Kammerer, Georgs-Ritter und Edelknechte mit brennenden Kerzen umringen den Leichenwagen; zu beiden Seiten schreitet die Garfishier-Garde einher, und hinter dem Wagen wird das Leibpferd des Königs einhergeführt. Dem Zuge der fürstlichen Leidtragenden voran schreitet, schmerzgebeugt, Prinz Luipold, der Regent, in der Uniform des bairischen General-Feldzeugmeisters. Ihm folgen der deutsche Kronprinz in der Uniform der preussischen General-Feldmarschälle, den Marschallstab in der Hand, Kronprinz Rudolf von Oesterreich in der Uniform der bairischen schweren Reiter, die Großherzöge von Baden und Hessen, Prinz Georg von Sachsen, Prinz Albrecht von Württemberg, die Prinzen und Herzöge des Wittelsbacher Hauses, sowie zahlreiche andere Prinzen und Stellvertreter regierender Fürsten.

An diese hohen Herrschaften reihen sich die Mitglieder des Landtages, die Standesherrn, die Generalität und das diplomatische Corps, die St. Georgs-Ritter, die Kammerherren und hohen Staatsbeamten, — ein buntes Flimmern von Uniformen, das jedoch gedämpft wird durch den Flor, welcher Epauletttes, goldene Schnüre und sonstige Rikate umhüllt. Eine große Anzahl Bürgermeister, Kriegervereine und andere Korporationen, endlich wieder Truppen-Abtheilungen, schließen den Zug.

Um 2 Uhr 20 Minuten erreicht der Leichenwagen, — wo er sich zeigt, verneigt sich Alles in tiefer Bewegung, und vielfach werden in der Volkmenge Ausbrüche des Schmerzes laut, — die Michaels-Hofkirche in der Neuhauser Straße. Mit der dunklen Farbe der Trauer ist das Innere des Gotteshauses bekleidet. Inmitten eines Waldes von Lorbeeren und Palmen erhebt sich baldachinartig der Katafalk, umflutet von dem Lichte zahlloser Kerzen und überschattet von Blumen und Kränzen. Auch den Eingang zur Gruft des Wittelsbacher Hauses umgeben hochragende Palmen.

Von zwölf der oben erwähnten, tief verhallten Männer wird der Sarg vom Bogen gehoben und auf eine vor dem Hochaltar errichtete Straße gesetzt. Die Fürsten und Prinzen, die höchsten Staats- und Hof-Beamten gruppieren sich um den Sarg, und während die Besäper gebetet wird, fällt das übrige Trauer-Gefolge, soweit es Platz findet, das Gotteshaus. Darauf vollzieht Erzbischof von Steidale die Einsegnung. Nachdem dieselbe beendet, heben die Träger den Sarg wieder empor, um ihn, gefolgt von wenigen hohen Beamten, die für den Verschluß und die Verfestigung zu sorgen haben, in die Gruft zu tragen. Dumpf klingt von unten der Gesang an das Ohr der Trauer-Verammlung. Damit ist die Feier beendigt, und langsam entleeren sich die geweihten Hallen; doch bevor sie vollständig geräumt sind, mischt sich in den Klang der noch immer läutenden Glocken ein mächtiges Donnern, mischt sich die Stimme des Himmels in die Töne der irdischen Welt. So ward König Ludwig zur Gruft getragen, der im Strahlenglanz der Jugend den Thron bestieg, einem Glanze, den nur zu bald düstere Nacht umhüllte.

R. L.

*Raddruck verboten.*

### Frauenleben in Mexiko.

Von Ernst von Hesse-Wartegg.

**D**ie alte Heimath der Azteken gehört nicht gerade zu jenen Ländern, welche sich in Europa eines günstigen Rufes erfreuen. Mexiko wird auch heute noch vielfach als eine der Bräustätten des Brigantenlebens, der elendesten Finanzwirthschaft, Unsicherheit und Unehrlichkeit angesehen, ja es giebt kaum noch ein zweites Land, das darin übler beleumundet wäre. Seit Beginn dieses Jahrhunderts hat Mexiko nicht weniger als achtzig Kriege und Revolutionen zu überstehen gehabt, und bis zur Zeit des Kaiserreiches herrschten Zustände, welche von jenen des dreißigjährigen Krieges in Deutschland nicht viel abweichen. Man braucht nur den „Simplicissimus“ in's Mexikanische zu übertragen, um ein Bild des alten Azteken-Reiches in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts zu erhalten.

Mit solchen Vorurtheilen im Tornister, unternahm auch ich meine zweite Reise durch Mexiko, von Nord nach Süd, von Arizona bis Yucatan, und ich gestehe offen, auf wenigen meiner Reisen so angenehm enttäuscht worden zu sein, als auf dieser letzten. Zu meinen alten europäischen Vorurtheilen bezüglich der schauerlichen Zustände in Mexiko waren überdies noch meine eigenen Erfahrungen gekommen, die ich vor einigen Jahren auf einer Karawanen-Reise vom Rio Grande durch die Steppen und wüsten Gebirgszüge von Chihuahua und Sonora nach dem Golf von Kalifornien selbst gemacht hatte. Mit starker Militärbedeckung, im Gefolge eines Waaren-Convoys reisend, waren wir Tag und Nacht in Gefahr, von den wilden, grausamen Apache-Horden angefallen zu werden. Tagsüber landeten wir Vor- und Nachtrab, ebenso Seitenhut aus und ritten, Gewehr und Revolver stets bereit, durch die fahlen, wasserlosen Steppen, über steinige Bette ausgetrockneter Flüsse, durch tiefe Schluchten. Zur Nachtzeit wurde in irgend einem elenden Indianer-Dorfe Halt gemacht, oder wir stellten eine kreisrunde Wagenburg zusammen, die Maulthiere, Pferde und uns selbst in die Mitte; starke Wachen, an denen jeder Einzelne theilnehmen mußte, außerhalb, gerade so, wie wir es vor Jahren in den Einöden des canadischen Kupferlandes gethan. Nur daß der Feind dort aus Bären und Wölfen, hier jedoch aus blutdürstigen Wapachen bestand.

Jetzt, nachdem ich auf einer mehrmonatlichen Reise nicht nur die meisten nördlichen Territorien der großen Republik Mexiko, sondern auch die südlichen, ich darf wohl sagen, civilisirten Staaten und Städte kennen gelernt, habe ich meine Ansichten über die Mexikaner theilweise geändert und meine unangünstigen Vorurtheile vielfach über den Haufen geworfen. Troß Allem, was hin- und hergeschrieen wurde, sitzt doch ein guter Kern in diesem Volke, und wenn irgend ein Element dazu angethan ist, es von Jerrwegen abzuleiten und auf gute Bahnen zu führen, so sind es die mexikanischen Frauen.

Mögen das rauhe Kriegesleben, die beinahe mittelalterlichen Zustände Mexiko's, — ich spreche dabei nicht von den Hauptstädten, — ihre Marke dem Manne ausgeprägt haben, die Mexikanerin ist aus dieser trüben Periode glücklicherweise wenig verändert hervorgegangen. Warum? Weil eben die Frau in Mexiko nicht in die Oeffentlichkeit tritt, weil ihr Wirken und Trachten auf die Räume ihres Heims fast in dem gleichen Grade beschränkt war, wie bei den Orientalen, und auf den guten Kern der aztekischen Einwohner deshalb das Reis altspanischer Corruption nicht ausgeprobt werden konnte. Die Männer allein kamen in Verührung mit diesen rohen, sittenlosen Volksverderbern; weniger drangen diese über die Schwelle des mexikanischen Hauses, in das Heim, in welchem die Hand der Frau über der Familie waltet. Heute sind diese trüben Tage der Prüfung wohl vorüber, und jetzt, wo die Strahlen der Cultur wieder ein wenig durch die Wolken dringen, tritt auch die Frau wieder, ohne Gefahr zu laufen, in die Oeffentlichkeit. Ihr wohlthätiger Einfluß läßt sich schon heute in Mexiko herausfühlen.

Gerade wie im Orient, kommt auch in Mexiko die Frau mit dem Fremden wenig in Verührung, und man geht kaum fehl, diese allerdings halb freiwillige Absperrung der Frauenwelt dem orientalischen Einflusse zuzuschreiben. Die Mauren haben in Spanien gar viel von ihren Sitten und Gebräuchen zurückgelassen, und als ein paar Jahrhunderte darauf die Spanier Mexiko und Central-Amerika eroberten, brachten sie auch die ererbten maurischen Sitten mit sich. In Spanien, das mit dem übrigen Europa immer eifrigere Beziehungen unterhielt, gingen diese maurischen Sitten nach und nach unter, aber das von aller Welt abgeschlossene Mexiko blieb bis auf die jüngste Zeit ebenso, wie es die Spanier gefunden und umgestaltet hatten. So pflügte heute noch der mexikanische Pcon mit demselben biblischen Pfluge, welchen der Syrier und Aegyptier ge-

braucht; so sitzen heute noch Grundherren in ihren feudalen Burgen mit Thürmen und Rinnen, wie die Mauren einst in Spanien und jetzt in Marokko; so haben sich gewisse Harems-Gebräuche auch bei den christlichen Frauen der Mexikaner erhalten.

Auf meinen Reisen in Mexiko habe ich viele Städte besucht und überall die gleichen Verhältnisse gefunden. Was den Reisenden am freundlichsten und heimlichsten berührt, das ist überall die Sorgfalt, mit welcher in den Städten die Parks und öffentlichen Gärten gepflegt werden, und die Vorliebe für Musik aller Art.

Die Häuser freilich sind düster, mit ihren eisenbeschlagenen, schweren Thoren und stark vergitterten Fenstern Festungen gleich; aber wer durch die kleinen Gucklöcher der Thore in die Höfe blickt, der wird überall die schönsten Blumen und tropischen Gewächse gewahren. In den Vogengängen, welche den Patio des mexikanischen Hauses auf den vier Seiten umgeben, sitzen Papageien auf Ständern, sind Vogelbauer mit Singvögeln aufgehängt. Hinter den Eisengittern der Fenster stehen mehrere Reihen blühender Topfblumen, und gar häufig gewahrt man auf den Spaziergängen durch die stillen Straßen die kleinen Händchen mancher Sekorita, wie sie die weissen Blätter pflückt, die Blumen begiebt und die Vögel liebt. Frauen, welche Blumen und Gesang so zärtlich lieben, wie die Mexikanerinnen, können nicht schlecht sein; und jenes ist nicht nur der Fall in den großen Städten und bei den besseren Ständen, sondern selbst in den elenden, offenen Palmenhütten der Indianer, in Guatemala, Yucatan und Oraca, fand ich überall einen prächtig gefärbten Papagei oder Singvögel und Blumen.

Was auch manche Reisende gegen die mexikanische Frauen sagen mögen, ich hörte überall nur Gutes von ihnen, und je mehr ich selbst von ihnen sah, desto höher lernte ich sie schätzen. Der Fremde kommt eben auf seinen lächtigen Streifzügen durch das Land selten in Verührung mit der eigentlichen Mexikanerin. Er sieht nur das niedere Volkswild in den Straßen oder fremdgeborene Spanierinnen in den Salons der fremden Kolonisten. Er bewegt sich sonst fast ausschließlich nur unter Menschen seines Geschlechts. Die Verkäufer in den Kaufläden, die Aufwärter in Cafés und Restaurants, die Dienerschaft in den Hotels sind ausschließlich Knaben oder Männer. Selbst auf Reisen kommt man selten zu der Gelegenheit, Frauen zu Gefährten zu haben; denn der Hauptverkehr zwischen den einzelnen Städten geschieht noch immer mittelst der Diligencia, und der vornehmere Mexikaner miethet gewöhnlich einen eigenen Reisewagen, wenn er mit seiner Familie reist, oder er unternimmt seine Reisen, wenn er nur mit seiner Gattin und nicht mit den Kindern reist, zu Pferd oder Maulthier. Erst die Eisenbahnen, welche in den letzten zwei bis drei Jahren geschaffen wurden, führen zuweilen auch Mexikanerinnen in die Waggons erster Klasse. Aber auch dann halten sie sich abgefordert von der Männerwelt.

Ganz wie im Orient, stehen auch in Mexiko die Frauen dem gefelligen Leben großentheils fern. Es giebt selbst in der Hauptstadt nur wenige „Salons“, wie etwa bei uns, und die wenigen Männer, die man dort erblickt, gehören fast ausschließlich dem Kreise der Verwandten an. In den Straßen, bei ihren Einkaufs, oder des Nachmittags auf den Promenade-Plätzen sind die Frauen in der Regel nur unter einander, gleichviel, ob zu Fuß oder in der eleganten Equipage, jedoch man beinahe ähnliche Eindrücke empfängt, wie in Konstantinopel oder Kairo.

Die einzigen „Salons“ nach europäischen Begriffen findet man fast nur in der Hauptstadt, und auch da nur bei den fremdländischen Gesandten und einigen Kaufleuten, denn sogar die lange im Lande schafften Fremden mit ihren Familien schließen sich vielfach den herrschenden mexikanischen Sitten an. Kleinere, schwer zugängliche gesellschaftliche Kreise bestehen auch wohl unter der sogenannten Aristokratie Mexiko's, unter den „Criollos“. Wie in Cuba, Louisiana und anderen Ländern am mexikanischen Golf, bilden auch im Lande der Azteken die Creolen die vornehmste Gesellschaftsklasse. In Louisiana sind es die französischen Creolen, in Mexiko und Cuba spanische „Criollos“, ohne daß sie sich in ihren gesellschaftlichen Präntionen, in ihren Sitten und Manieren besonders von einander unterscheiden. In Louisiana fand ich mich wenig zu den Männern hingezogen, aber wurde bald ein eifriger Bewunderer der Creolinnen, deren Schönheit, Grazie und Temperament wohl auch den ältesten Fanke zu ihrem Sklaven machen würde. Ähnlich erging es mir in Mexiko. Auch hier sind die Creolen, die Abkömmlinge der alten, mitunter hocharistokratischen Kolonialbeamten und der andalusischen Ansiedler, noch immer die vornehmste Gesellschaftsklasse geblieben. Wohl nahm ihnen die große Erhebung der Indianer gegen die spanische Oberherrschaft, zu Beginn dieses Jahrhunderts, den Rückhalt an das spanische Mutterland, aber sie schlossen sich desto fester an einander. Wohl werden sie noch heute von den Resten und Indianern, welche die übergroße Mehrheit der Bevölkerung bilden, „Gachupines“ (Europäer) genannt und etwas über die Schulter angesehen, allein dem liegt ein gutes Stück Reich zu Grunde, zu dem die mexikanischen Creolen dadurch Veranlassung geben, daß sie, im Gegenfag zu ihren französischen Vettern in Louisiana, von ihrem einstigen, sprüchwörtlichen Reichthum viel bis auf heute erhalten haben. Was gab es damals für Schätze! Welche Unmassen Gold und Silber wurden in diesem reichsten Minenlande der Welt dem Boden abgewonnen und nach Spanien gesandt! Wir fällt augenblicklich nur das Beispiel des spanischen Grafen Regla ein, der im vorigen Jahrhundert in Mexiko zwei große Schiffe aus Mahagony und Ebenholz herstellen ließ und sie dem Könige von Spanien mit dem Versprechen schenkte, er wolle ihm, sollte er Mexiko besuchen, den Weg von Vera Cruz bis nach der Hauptstadt, — eine Entfernung von vierhundert Kilometern, — mit Silberbaren pflastern.

Diese Großartigkeit ist freilich vielfach dem heutigen „amerikanischen“ Zeitalter zum Opfer gefallen, aber doch zeigt sie sich in den engeren Kreisen der Hauptstadt noch immer. Die „Criollos“ nennen sich nicht mehr, wie einstens, Marquis, Herzöge und Vicomtes, aber sie tragen dafür Sorge, daß man von ihrer aristokratischen Abkunft erfährt, und protestiren auch nicht, wenn man sie dementsprechend titulirt. Sie sind stolz auf ihre spanische Abkunft und auf ihr rein europäisches, „weißes“ Blut, obschon es nur noch wenige Familien giebt, denen nicht ein bisschen Indianer-Blut beigemischt wäre.

Der Unterschied zwischen den Creolinnen und den Restigen (Mischlingen) ist im Aeußeren nicht besonders auffallend, und gleichviel, ob Creolin oder Restige, die Mexikanerin ist durchschnittlich eine sehr einnehmende Erscheinung. Sie ist dies selten im europäischen oder amerikanischen Sinne, aber dennoch ist sie mir lieber, als manche der fahlgelichten, geschminkten und geschminkten Puppen aus den Neuengland-Staaten. Die





Der Zeus-Tempel von Olympia mit dem Pergamon-Altar.  
Der Kaiser-Obelisk und das Ausstellungs-Gebäude, vom Pergamon-Altar aus gesehen.

Das Vestibül des Ausstellungs-Gebäudes.  
Die capresische Osteria.  
Der ägyptische Tempel mit den Dioramen.

Die capresische Osteria.  
Der ägyptische Tempel mit den Dioramen.

Bilder von der Berliner Jubiläums-Ausstellung. Nach einer Tischzeichnung von Paul Hensdel. — Siehe Seite 245.



Mexikanerin ist das Prototyp häuslicher, stiller, dabei doch passionierter Weiblichkeit. Das Pantee-Mädchen mit ihrer vorlauten Snada, ihrer sich überall vordrängenden „Selbstständigkeit“, ihrer übertriebenen Puffucht und Kofetterie läßt den Europäer häufig kalt und stößt ihn ab. Die Mexikanerin, ob schon geistig tief unter der Amerikanerin stehend, zieht an durch ihre Weiblichkeit, ihre Anmuth und Einfachheit, unter der allerdings oft große Leidenschaftlichkeit glühen mag.

Von den Toiletten-Künsten ihrer Schwestern in Nordamerika verstehen die Creolinnen nur wenig. Sie geben sich, wie sie sind. Krankhaft geschnürte Taillen, gewaltige Federhüte à la Rubens und Gainsborough, mit Vogelnestern, Blumenbeeten und Weingärten, Straßen-Toiletten in wahren Papagei-Farben, mit Bändern und Schleifen und Volants, sind in Mexiko unbekannt, ja sogar in der Hauptstadt nicht einmal zu finden.

Des Morgens wird die Mexikanerin selten sichtbar. Sie waltet zu Hause in ihrem Heim, und die böse Mama behauptet, sie wäre in ihrem Negligé umschön und reizlos. Das mag wohl sein; auf der Straße jedoch zeigen die Mexikanerinnen sich als die liebenswürdigsten und anmuthigsten Geschöpfe, die sich an ihre Cousinen in Andalusien, vielleicht auch im südlichen Frankreich erinnern. In den letzten Jahren wagen sie sich, wie gesagt, wohl schon paarweise, ohne Männerbegleitung, in die Straßen, oder sind sie allein, so pflegt ihnen nur noch ein Diener zu folgen. Das ist ein ganz gewaltiger Umschwung der Dinge, ein Beweis großen Fortschrittes; denn es ist nur wenige Jahre her, daß eine Frau allein nicht auf die Straße treten konnte, ohne von den leichtsinnigen, stets auf galante Abenteuer lauernden jungen Creolen verfolgt oder gar insultirt zu werden. Heute würde das Niemand mehr wagen. Zudem benehmen sich diese mexikanischen Señoritas auf der Straße so sitfam, daß man ihre gute häusliche Erziehung auf den ersten Blick erkennt. Ihre Toilette ist stets einfach schwarz. Mitunter ist es Sammt und Seide, reich mit den prachtvollsten spanischen Spitzen besetzt, — häufig auch nur Katun und gröberes Material, aber immer nur schwarz. Viele Damen zeigen sich in Toiletten nach dem neuesten europäischen Schnitt, andere einfacher, aber stets sind diese Toiletten fleißig und verrathen bei den Jüngeren einen schlanken, zierlichen Wuchs. Die Mexikanerin trägt auch heute noch keinen Hut. Die schweren, schwarzen Flechten sind in lofter Weise aufwärts gesteckt, vielleicht mit einem bescheidenen Köschchen geschmückt. Die Stirn wird von keinen Locken und Kraushaar umrahmt, und über Allem thronet der große andalusische Schildkrot-Kamm, eine Stütze für das zarte, leidene Epikentuch, den Nebos, der das Köpfchen lose umhüllt und, auf die Schultern herabfallend, vorn an der Brust locker zusammengeflochten ist. Vielleicht schmückt die Brust noch eine Rose oder ein kleines Straußchen. Die Hände sind stets mit Handschuhen beskleidet, meist in lichter, perlgrauer Farbe. Ein schwarzer Sonnenschirm und ein ebensolcher Fächer vervollständigen die Toilette.

Der größte Stolz der Mexikanerin ist ihr Fuß, und ich habe die mexikanischen Damen stark im Verdacht, daß sie ihre Toiletten nur so kurz tragen, um ihre erstaunlich kleinen und eleganten Füßchen zu zeigen. Bei keinem der Völker, welche ich kennen gelernt, fand ich so kleine und dabei so wohlgeformte Füßchen, wie bei den Frauen Mexiko's. Sie scheinen denn auch, neben dem Epikentuch und dem Fächer, auf ihre Beschuhung die größte Sorgfalt zu verwenden. Man spricht den Spanierinnen viel Geschicklichkeit, ja Beredsamkeit in der Fächerrede zu; aber die Mexikanerinnen sprechen entschieden auch ebenso gut und ebenso deutlich mit ihrem Schleier und ihren Füßchen eine Sprache, deren Wörterbuch noch nicht geschrieben ist. Auf der Straße zeigt sich dies freilich nicht so deutlich, aber auf dem Balcon und in der Theater-Voge sind die Mexikanerinnen beredt, ohne den Mund zu öffnen. Dort entfalten sie Abends die Schmetterlings-Flügel, die sie des Morgens im schwarzen Puppenkleide verbergen; dort tragen sie ganz reizende Toiletten europäischen Schnittes und entfalten mitunter so viel Anmuth und Pracht, daß sie auch in vornehmen europäischen Salons eine beneidete Rolle spielen könnten. Damit ist es aber allerdings auch abgethan, denn auf besondere Geistes-eigenschaften können sie keinen Anspruch machen. Sie sind vorzüglich für das Familienleben erzogen, lochen, striden, nähen und verrichten alle möglichen Hand- und Hausarbeiten auf ganz geschickte Weise; sie sind brave Gattinnen, hingebende Mütter, ehrlich, aufrichtig und erlernen sich darin des besten Rufes bei allen Jenen, die sie durch vieljährigen Aufenthalt in Lande genau kennen gelernt haben. Aber ihre geistige Erziehung ist, wie gesagt, bis auf die letzte Zeit sehr vernachlässigt worden. Wie die Creolinnen in Louisiana und Cuba, lernen sie wohl ein bißchen Französisch, das sie vornehmlich zur Lectüre moderner französischer Romane verwenden. Mit dem Schreiben und weiteren Schulkenntnissen hat es seine gute Weile. Erst in der neuesten Zeit wurde eine Anzahl vorzüglicher Mädchenschulen errichtet, und die Anstrengungen, die von Seiten der einzelnen Staaten gemacht werden, die Frau einer höheren Bildungsstufe entgegenzuführen, sind von gutem Erfolge gekrönt, ein Beweis, daß die Mexikanerinnen nicht talentlos sind. Es war nicht ihre Schuld, daß sie Jahrhunderte lang allen höheren Strömungen fern und so auf die kleinen häuslichen Verrichtungen und eine beschränkte Sphäre weiblicher Thätigkeit angewiesen blieben.

Der Friede und die verhältnismäßig geordneten Zustände des heutigen Mexiko gefaßt es den Mexikanerinnen, aus ihrer stillen Häuslichkeit hervorzutreten. Sie bewerben sich in einzelnen Fällen schon um öffentliche Stellungen in Kaufläden, Telegraphen-Büreaus u. s. w., und es wird nicht lange dauern, bis sich die Mexikanerin ähnlicher Freiheiten und Zugeständnisse wird erfreuen können, wie man sie der Frau in anderen Ländern gewährt; besonders in der Hauptstadt dürfte dies rasch vor sich gehen.

Heute freilich kann man kaum annehmen, daß die Mexikanerin nach unseren Begriffen das Leben genießt. Sie wächst abgehoben und abgeschlossen, streng bewacht von ihren älteren Verwandten, in ihrer Häuslichkeit auf, kommt selten in Berührung mit der Gesellschaft und dem Manne. Wie vor hundert Jahren, werden in Mexiko die Ehen auf dem Balcon geschlossen. Die jungen Brautwerber entdecken den Gegenstand ihres Sehns nach am Arme ihrer Mutter auf der abendlichen Promenade, bei der Musik auf der Alameda, im Tramway-Wagen oder vielleicht gar nur hinter den vergitterten Fenstern ihres Hauses, wo sie häufig erscheint, um ihre Blumen zu pflegen oder mit den Vögeln zu spielen. Dann tritt die Braut, und doch so beredsame Fächer- und Schleiersprache in ihre eigentliche Rolle. Die Fenster-Promenaden des jungen Werbers werden häufiger, die kleine häßliche Muchachita legt sich des Abends immer mehr der Gefahr von Erkältungen aus, es wiederholen sich mit einem Worte ähnliche Scenen, wie sie

und Shakespeare im zweiten Act von „Romeo und Julia“ schildert. Dann aber finden die nötigen offiziellen Schritte durch die älteren Verwandten statt, und regelrecht vor dem Bürgermeister und in der Kirche geschlossene Ehen machen der „Romaniti“ ein Ende.

Daß die mexikanischen Frauen mit Vorliebe Cigaretten rauchen und sie mit ganz besonderer Geschicklichkeit zu drehen verstehen, ist bekannt. Das erweist selbst dem Fremden in jenem Lande, wo Alles raucht, nicht anstößig. Die mexikanischen Damen spielen mit der Cigarette und genießen sie mit so viel Grazie und so viel Ravetät, daß man ihnen das Rauchen nicht übel nehmen kann. Neben dem Cigaretten-Rauchen haben sie noch eine andere Leidenschaft: sie naschen Süßigkeiten für ihr Leben gern. In keinem Lande werden so kolossale Quantitäten „Dolces“ verilgt, so vielerlei Früchte candirt und verzuckert, so mannigfache erfrischende und kühlende Getränke gebraut, wie in Mexiko. Für ein oder zwei Centavos erhält man die köstlichsten tropischen Früchte, Bananen, Ananas, Mangos u. s. w., frisch oder verzuckert; um dieselbe geringe Summe werden den Spaziergängern kühle, schmackhafte Fruchtstücke oder Fruchtweine angeboten und finden auch in den Señoritas stets bereite Abnehmerinnen. So vergeht den mexikanischen Frauen ihre Jugend, ihr Leben zwischen Früchten und Blumen in ihrem eigenen, stillen Heim; und sie finden deshalb wenig Gelegenheit, den Fremden zu beweisen, daß sie besser sind, als der Ruf, den sie vielfach noch im alten Europa genießen.

*Abdruck verboten.*

**Pergamon in Berlin.**

Von Ernst Schubert.

Siehe die Abbildungen von Paul Heydel, Seite 244.

ar ungnädig schien sich Vater Zeus den Berliner Künstlern erweisen zu wollen. Ein herrliches Abbild seines Tempels zu Olympia errichtet er sich ihm, bereitet ihm ein großartiges Opferrüst vor, und freundlich blickte anfangs der Kronide von dem Siebelfelde seines Heiligthums auf diese Jurastungen herab. Pflötzlich aber umbüsterte sich seine Stirn, in den Wolkenstämmler, den Donnertröhen verwandelte er sich und vernichtete mehrmals graulich die frohen Hoffnungen. Wodurch die Sterblichen ihn beleidigt haben mochten? Niemand kann den Sinn der Götter ergründen, und wer möchte auch weiter nachgrübeln, nachdem der Born des Olympiers sich glüchlich befähigt und das Opferfest mit einem alle Erwartungen weit übersteigenden Gepränge stattgefunden hat.

Doch bevor wir an die Beschreibung des Festes gehen, werfen wir einen Blick auf seinen Schauplatz, so wie er uns vom Künstler in seinen Bildern dargestellt wurde. Großartig ist der Eindruck, den man schon beim Eintritt in den, die Berliner Jubiläums-Ausstellung umringenden Park empfängt. Eine breite Freitreppe führt an der Seite terrassenartig abfallender Cascaden, von üppigen Blattpflanzen umrahmt, in hübsche Garten-Anlagen, welche durch geschickte Aufstellen plastischer Bildwerke ihren vornehmsten Schmuck erhielten und unmittelbar vor dem Haupt-Eingange sich hinziehen. Wir betreten denselben und befinden uns, fast gebendet von der hier entwickelten Pracht, in einem herrlichen Kuppelbau. Die glänzendsten Tage des Barockstils, meinen wir, sind von Neuem erstanden. Ueber decorativen Kolossalgruppen, zwischen täuschend imitirten Marmorsäulen, wölbt sich über schön gegliedertem Schein-Architektur ein hellbeleuchtetes Kuppelbild, darstellend Apoll mit den Horen, welchen die Kunst entgegenzieht, sowie Germania, ihre Künstlerkraft der Verolina zuführend. An diese Eingangshalle schließen sich achtzig Räume, darunter fünfzehn große Säle, die gegen dreitausend Kunstwerken, — Gemalden, Sculpturen, Zeichnungen, Stichen und kunstgewerblichen Erzeugnissen, — zur Aufstellung dienen. Unter den im östlichen Theile des Parkes belegenen Bauten nimmt den hervorragenden Platz der von den Bauärzten Kullmann und Heyden reconstruirte Othgiebel des Zeus-Tempels von Olympia ein, dessen Rückbau das prächtige „Panorama von Pergamon“ birgt. Majestätisch überragt der Tempel mit seinem polychrom behandelten Giebel die an beiden Seiten der zu ihm hinauf-führenden Freitreppe aufgebauten Pergamon-Altäre mit den Giganten-Friesen. Riesig wirken die Größenverhältnisse, namentlich der Säulen, wenn man oben auf der Plattform steht, von wo man, — direct vor sich das Modell des Kaiser-Obelisken, — auch eine reizvolle Uebersicht über den Park und die denselben durchschneidende Stadtbahn genießt. Weniger imponant ist der Blick vom Park aus hinauf, weil der mächtige Obelisk, ebenfalls von Kullmann und Heyden entworfen und aufgestellt, ganz erheblich die Größe des Tempels drückt und seine Fassade umschön durchschneidet. Diefelben Architekten sind auch die Schöpfer des originellen ägyptischen Tempels, dessen fünf Diorama-Bilder bedeutende Ereignisse aus der Geschichte der neueren Aftica-Forschung und der deutschen Colonial-Politik veranschaulichen. In unmittelbarer Nähe dieses Gebäudes heimelt ein idyllisches Plätzchen aus an, eine capricöse Oesteria, von Künstlerhand im Inneren humorvoll ausgeschmückt.

In diesem Theile des Parkes, das „Klassische Dreieck“ benannt, wird der Triumphzug des Königs Atalos, der nach erfolgtem Siege über barbarische Völker in seine Hauptstadt Pergamon zurückkehrt, sich entwickeln. Welch buntes, welchschweres Schauspiel schon vorher! Erst um fünf Uhr sollte der Einzug zum Festplatze gewährt werden, aber den andrängenden Scharen hat man nicht widersehen können, und so sind schon lange vorher die zu beiden Seiten des Zeus-Tempels errichteten Tribünen gefüllt, alle Erhöhungen, welche Sitzgelegenheit bieten und einen Ausblick auf das Kommende zu verschaffen scheinen, occupirt. Immer neue Scharen strömen herbei, und es entsteht ein hartnäckiger Kampf der Ordner mit jenen Eindringlingen, welche meinen, mit dem theuer erkauften Stuhle auch das Recht der Ansiedlung in der Feststraße erworben zu haben. Gegen sechs Uhr geht ein dumpfes Rur-meln durch die Menge, Alles erhebt sich von den Sigen, und die Häupter entblößen sich: der Kronprinz erscheint, huldvoll nach allen Seiten die Größe erwidern, begleitet von seiner erlauchten Gemahlin, den Töchtern und einigen anderen fürstlichen Personen. Nun könnte doch das Spiel beginnen, aber noch geraume Zeit verstreicht, — ei, dürfen wir uns darüber wundern, daß bei einer Feier unter den Auspicien der Akademie eine ehrenvolle Stelle auch dem „akademischen Viertel“

eingeraunt wird? Da horch, hoch vom Aftar her langgezogene Posaunenlänge; in rothem wallenden Gewande erscheint der Herold, in schwungvollen Versen auf die Beziehung zwischen Pergamon und Deutschland, das die Herrlichkeiten der verfunkenen Königsstadt zu neuem Leben erweckt, hindeutend. Als die Worte vom neu erwachten Deutschland und „Kaiser Wilhelms heiliger Nacht“ ertönen, erschallen Fan-faren, in die sich jubelnde Jurufe mischen, — noch nicht des griechischen Volkes, sondern der erwartungsvollen Sprech-Athener. Posaunen-Töne, fährt der Herold fort, erwecken die alte Zeit, — und kaum hat er das letzte Wort gesprochen, so erdröhnen in der That Posaunen von jenseits des hochragenden, von schwarzen Spitzingen mit flammenden Räucher-pflanzen flankirten Triumphbogens, und die Spitze des Zuges, der Rath der Alten, schreitet in die Bahn. Langwallende weiße Gewänder mit rothen Ueberwürfen umhüllen die ehrwürdigen Greise; sie führen lange Stäbe in den Händen, und Kränze umgürten die Häupter. Ihnen folgt, vom Volks-getümmel umschwärmt, eine stattliche Schar Musiker in bunter Gewandung. Ein Theil der dem Antiken nachgebildeten Instrumente, die riesigen, in Drachenköpfe oder Greifenrachen mündenden Hörner, die Cymbeln und Lyren, werden wohl nur zum Scheine einhergetragen, aber andere, namentlich die langgestreckten Tuben, wirken mächtig in der feierlichen Weise des Triumphmarsches mit.

Inzwischen wird es auch droben in der Halle des Zeus-Tempels lebendig. Tempelknaben, Priester und Priesterinnen, in weiße Gewänder gehüllt, schreiten die Stufen des Altars herab; um die Stirn der erheubekränzten, Palmzweige in den Händen tragenden Jungfrauen schlingt sich die Priesterinnen-Binde, deren Enden bis auf die Brust herabfallen. Ein Sängerkhor läßt seine Weise dem herannahenden Zuge entgegen schallen. In diesem folgt ein großer Volkshaufe der Musik, Handwerker verschiedenster Art, mit den Attributen ihrer Beschäftigung, Töpfer mit Schüsseln und Vasen, Händler mit ihren Waaren, Fischer mit Netzen und Rudern, Jäger mit Jagdbente u. s. w. Auch das schöne Geschlecht fehlt nicht; nach der Menge der von den jungen Mädchen einhergetragenen Kränze und Blumenkörbe zu schließen, muß in Alt-Pergamon ein schwungvoller Blumenhandel betrieben worden sein. Auch der Handel mit Drangen scheint gut rentirt zu haben, denn der geschmeidige, durch die ganze Feststraße sich windende Semit fordert auf Jurufe aus der Zuschauermenge für seine Waare unerhörte Preise.

Nun aber erdröhnt die Erde unter Nitrenden Tritten. Ein Haufe erzbeschnittener Fußvolkes, die Helme mit Haarbüscheln verziert, die Speere bekränzt, bahnt sich den Weg durch das Getümmel. Einige von ihnen tragen an der Spitze des Speeres kleine Bündel; — sind darin Beutestücke verpackt, oder führe die königlich pergamenische Armee so den „eisernen Bestand“ mit sich? Die wettergebräunten Gestalten sind der Vortrupp einer großen Anzahl Gefangener. Held Atalos muß sich weidlich herumgeschlagen haben, denn Parther, Syrer, Juden und zahlreiche Vertreter anderer wilder Völkerschaften verpacken seinen Triumphzug. Den Gefangenen folgen die Schätze, die man ihnen und ihren Landsleuten abgenommen, ganze Wagenladungen von Trophäen und Kostbarkeiten, und die pergamenischen Frauen und Mädchen, welche, unbekümmert um die wildblickenden nubischen Bogenschützen, den Zug umschwärmen, haben wohl Ursache, zu jubeliren, denn manch hübsches Beutestück mag von dem heimkehrenden Gatten oder Geliebten ihnen zufallen.

Die Menge der Beute wird durch das Folgende erklärlich. Eine Stadt ist erstürmt und geplündert worden, — das lehrt uns der ein wenig widerwillig daherrrollende Belagerungs-Park: Mauerbrecher, Steinshendern und Angriffskämpfer. Der letztere zeigt deutlich die Spuren des heißen Kampfes. Opferstiere und Opferlammern folgen und nun, — ein Bild von entzückender Schönheit! — ein von bekränzten Stieren gezogener Wagen mit gefangenen Jungfrauen, in der Mitte aufrecht stehend eine hochgewachsene Gestalt mit herniederfallendem langen Blondhaar, der Ausdruck des Schmerzes prächtig in den edlen Zügen festgehalten. Aber auch die Uebrigen, — Welch ein außerordentlicher Schönheits-Fior, zu dem, nach Kostüm und Gesichtsbildung zu schließen, alle die besiegten Völker beigezeichnet haben. Und als gelte es einen Wettkampf der Schönheit, nun auf reich geschürtem Felde eine orientalische Fürstin, die ihre Truppen selbst im Felde angeführt haben mag. Hätte sie je gegen civilisirte Völker zu streiten, diese würden sich ihr ohne Frage freiwillig beugen.

Zur Wegschaffung der Beute haben die Wagen nicht ausgereicht; auch Kamele und Esel müssen ihren Rücken leihen. Aber noch manche kostbarere Last sehen wir auf Trombedarrücken: hier eine ägyptische Fürstin, die in bewundernswerther Witwentreue die Mumie ihres verewigten Gatten mit sich führt, dort zwei reizende ägyptische Jungfrauen, deren Kniff ein Rohr mit gewaltigem Schirme gegen die Sonnenstrahlen schützt. Diefes Schutzes bedürfen nicht die heiden nächsten, auf einem von Stieren gezogenen Wagen ruhenden Schönen; ein Baldachin wölbt sich über sie und ihren Eroberer, einen Fürsten in strahlender asiatischer Pracht.

Ein Chor von jugendlichen Flötenbläsern in wallenden weißen Gewändern eröffnet eine neue Abtheilung. Es sind Schüler der Berliner akademischen Hochschule, die mit einer Musik aus Gluck's „Alceste“ den Zug der rothgeschleierten, blumengeschmückten Priesterinnen begleiten. Diefen voran Teresina Behner, die Heroine des Deutschen Theaters, im wohlgelegten Tragödien-Schritt. Für die Schar der gefangenen Könige, der mit grünen Zweigen winkenden Knaben haben wir kaum noch ein Auge, denn brausender Volksjubel kündigt das Naben des Siegers. Einen imponanten Anblick gewährt er auf seiner goldenen, von weißen, prachtvoll aufgeschirrten Rossen gezogenen Quadriga. Ein goldgestrichter Purpurmantel fällt über das Brocat-Gewand hernieder, eine goldene Stirnbinde umwindet das Haupt; die mächtige, auf dem Königs-wagen sich erhebende Gestalt der Rite scheint ihm selbst den Lorbeerkranz auf den Scheitel legen zu wollen. Wir haben ihn schon oft gesehen, diesen vereideten König, Herzog u. s. w. der Berliner Künstlerfeste, Professor Paulsen, aber nie in so gebietender Erscheinung. Auf das goldene Szepter gestützt, hört König Atalos gnädig den am Eingange der Triumphpforte erschallenden Begrüßungs-Hymnus an, in dessen der Wagenlenker im goldenen Schuppenpanzer kaum die feurigen Roffe zu jägeln vermag. Endlich setzt sich die Quadriga wieder in Bewegung, umringt von Fadelträgern, Mädchen und Jünglingen, welche den weilaubumwundenen Thyrnos schwingen. Hopfiten mit Lanzen und großen Schilden, Feldherren und Würdenträger des pergamenischen Reiches und eine prächtige Schar berittener Leibwache, — Tiger, Panther, und Bärenfelle schmückenden Roß und Reiter, — bilden den Schluß des eigentlichen Triumph-



zuges. Ihm nach stürzt aber noch ein großer Schwarm Volkes in zum Theil sehr fragwürdiger Gestalt. Es scheint, die pergamenischen Heere besähen einen Troß, wie etwa die Heerhaufen des dreißigjährigen Krieges; und das Gefindel erstreckt sich, eine Art Caricatur des Triumphzuges, — ein grinsender Strolch als König auf einem eiselbespannten Karren, — aufzuführen. Ein Anblick von grotesker Komik.

Mittlerweile haben sich der Platz um den Zeus-Tempel, die Vorhalle desselben, die Plattform und die Altar-Treppe dicht mit der bunten Menge gefüllt. Welch wundervolles Bild, dieses Durcheinander der Farben, des blinkenden Metalls, — und es ist kein farres Bild. In die Reden des Königs und der Oberpriesterin mischt sich bisweilen der Zuruf des Volkes, und welche Bewegung geht dann durch die Menge! Hoch reden sich die Arme empor, die Tänzerinnen schwingen die Tamburins, die Thürsträger ihre Stäbe, die Jünglinge und Jungfrauen ihre Zweige und Palmwedel, und unten zu Füßen des Altars reden die Krieger Schwerter und Lanzen empor und lassen sie dröhnend an den Schilden erklingen.

An dem Opfer selbst aber würde Alt-Bergamon seine hohe Freude gehabt haben, — so genau vollzieht es sich nach dem frommen Brauche von Hellas. König Attalos ist die Altarstufen emporgestiegen, und auf seinen Befehl beginnt das Opfer. „Feierlich gedreht im Kreise“ führen die Priester die Opferthiere um den Altar, um den die Tempelstufen die geweihte Gerste streuen. Das Gebet des Oberpriesters: gnädig möge der hohe Olympier das Opfer annehmen, wird von Flötenspielen begleitet, der auch fortört, während die Priesterinnen das sechs Fuß hohe, goldschimmernde Bild der Pallas Athene vor den Altar tragen. Nun hält mit vollendetem Wohlklang der Stimme die Oberpriesterin ihre Ansprache, die darin gipfelt, daß von allem Irdischen nur die Kunst vor der Vernichtung geweiht ist, und daß, so hoch auch der Kriegsrühm steht, der edelste Ruhm durch Werke des Friedens gewonnen wird. „Schöngeklungne, seelenvolle Länze“ der Priesterinnen reihen sich an die Ansprache, welcher König Attalos, — wohl ein wenig unhistorisch, — beipflichtet; zum Beweise seiner milden Gesinnung befiehlt er die Freilassung der Gefangenen. Wer es beschreiben konnte, das Bild, das sich nun entwickelt! Auf das Hundertsache verstärkt, erhebt sich das Jubelgeschrei, begleitet von jenen Szenen, wie wir sie oben geschildert haben. Fanfaren schmettern, wie gewaltige Donnern tönt das Dröhnen der Schilde, der Becken. Das Volk stürmt die Altar-Treppe hinauf; die Gefangenen, von denen die Fesseln gefallen sind, umdrängen den König, ihm den Saum des Gewandes zu fassen, andere halten einander fest umschlungen. Hochgeworfene Kränze und Schwärme von Tauben, im Sonnenlichte flimmernde Friedensboten, durchschwirren die Luft. Ein Taumel der Freude, ein Rausch der Lust weht durch Alt-Bergamon, mächtig die Zuschauer des Herrlichen mit ergreifend.

Nachdem die Wogen der Bewegung sich ein wenig geglättet haben, beginnen zu Füßen des Altarbaues die Spiele: Wettlauf und Springen, Faust- und Ringkampf, Speerwerfen und Schwerterkampf, am schönsten die Reiterkämpfe, bei welchen mancher Kämpfer den Sattel räumen muß, man weiß nicht, ob wider Willen oder nur in Schmeichelei der Wahrheit. Als Tanzspiel folgt eine groteske Pantomime: „Der Bildhauer von Tanagra“, die in launiger Weise die moderne Kunstfrage behandelt: „Sollen wir unsere Statuen bemalen?“ Nach Beendigung des Stückleins besteigt König Attalos abermals seine Quadriga, und ihm nach wendet sich der ganze Zug in der vorigen Ordnung wieder der Triumphpforte zu, um nun auf dem jenseits derselben aufgestellten Dionysos-Altar ein Opfer darzubringen. Anakronistische Pieder schallen vom Delosien her dem Gepränge nach. Bevor aber durch das dem Weingotte gespendete Opfer das Zeichen zum Beginn des zwanglosen Vergnügens gegeben wird, vollzieht sich noch vor der Büste Karl Humann's eine ernste Feier. Die von der Triumphpforte zurückkehrenden Priester legen auf den Sockel der Büste einen Kranz nieder, und der Herold, welcher das Fest eröffnete, schließt den „klassischen“ Theil desselben mit wohlgefügten Dichtungen zum Preise des wackeren Pergamon-Entdeckers und Hüters.

Wer so vorsichtig gewesen ist, vor Schluß des Dionysos-Opfers sich einen Platz vor dem Restaurant Bauer zu sichern, kann nun beobachten, wie die Griechen des Königs Attalos in das Offenbacher übergeben. In hellen Haufen strömen sie dem unweit des Stadtbahn-Einganges aufgeschlagenen Lagerplatze zu, — aber hier hat ein Hoplit mit erzumhängenen Weinen bereits die soliden, schwerbenagelten Stiefel des kgl. preussischen Garde-Füsiliers in der Hand; ein würdiges Mitglied des „Mathes der Alten“, gegen die Abendfülle empfindlich, hat über den Eichenkranz das warme Hausflächchen gestülpt; Brillen und Binocten tauchen auf den Nasen pergamenischer Krieger und Würdenträger, wie asiatischer Fürsten auf, nicht zu vergessen die Cigarette, die nur zu lange vor dem Rauche der Opferflammen sich hat verteidigen müssen. Getreu ihrer Rolle aber bleiben die schwarzen Rubier, die mit dem Feldgeschrei „Ru Bier!“ daherkommen. Diese räuberischen Vogenschnitten „schließen“ mit großer Gewandtheit auch schmachtige Bröckchen und fäulenden Trank.

Folgen wir ihnen zum Lagerplatze. Welch harmlos ausgelassenes Treiben! Hier dreht sich das Volkergemenge, aus dem Attalos's Scharen bestanden, in lustigem Reigen, einstweilen noch ohne Priesterinnen und gefangene Jungfrauen, dort sitzen die erschöpften Krieger an langen Holzstischen, die dürstige Kehle labend. Andere initiiren in drolliger Art die Völker-Karawanen, wie man sie seit Jahren in Berlin kennt, die Rubier, Singhaleen u. s. w. Den näselnden Gejang haben sie vorzüglich von ihnen gelernt, und den zu Handpauken umgewandelten irdenen Schüsseln wissen sie einen echt „nationalen“ Värm zu entlocken.

Und nun erst das Treiben in der Budenstadt, die sich durch den größeren Theil des Ausstellungs-Partes erstreckt, — eine antikifirte „Vogelweise“ voll unwürdigen Humors. Hier öffnet sich uns ein „delphisches Orakel“, in dem für fünfzig Pfennige Jedermann gründlich die Wahrheit gesagt wird, dort eine Thierbude, in der wir die ganze mythologische Menagerie, dazu die Kraniche des Ibylus und anderes berühmte Geflügel sehen können. In Verkaufsbuden sind der Ring des Polykrates und Stücke aus dem Schate des Priamos feil, in einem Karitäten-Cabinet genießen wir einen Ausblick auf Salamis, d. h. auf ein Tellerchen, gefüllt mit Salami-Wurstscheiben. In den Baud des trojanischen Pferdes klettern wir und machen eine Vergnügungsfahrt über den Sturz; das verklärte Bild von Sais läßt vor uns seine Hülle fallen, — nur schade, daß es im Dunkeln geschieht, sodas wir doch nichts sehen können. Aus einer Garküche brodelt uns spartanische schwarze Suppe entgegen, und in einem Rektar-Auschanf können wir für ein Billiges ein Glas des Göttertrankes er-

sehen. Es ist des sinnlos-sinnigen Uebermuthes zu viel und der Andrang zu groß, als daß man Alles in Augenschein nehmen könnte. Ja, die Ueberfälle trotz des exorbitanten Eintrittspreises von fünfzehn Mark, das ist die wunde Stelle des Festes; aber dasselbe dient ja einem wohlthätigen Zwecke, und der Zweck heiligt die Mittel. Deshalb fügen wir uns auch gütig in die lustige Fresserei der Schaubuden, der Blumenverkäufer und -Vertäufelungen, der Wankelsänger und Händler aller Art. Auch die Zettel lassen wir uns aufdrängen, in denen „Dr. Kalchas“ seinen großartigen Extract, genannt „das achte Weltwunder“, anpreist und Auszüge aus den Dankschreiben veröffentlicht: „Nächst Zeus danke ich Ihnen und Ihrem Extract meine Rettung. Ergebenst Prometheus“, „Da mir Ihr ausgezeichnete Extract so gut bekommt, bitte ich wieder um sechs Floschen. Hochachtend Tyrtäos, Sänger“, u. s. w. Besonders staut sich die Menge vor dem „Deion“, einer hellenischen Singpiel-Halle, die mit ihren Gefängen und „Spezialitäten“ Stürme von Heiterkeit entfesselt. Aber der Keller geht fleißig um, und wer das Wort Jago's „Thu Geld in Deinen Beutel“ nicht auf Kleingeld gedeutet hat, der kann hier um ein Vermögen kommen. Auch in der capressischen Schenke, in allen Restaurants, welsch Gewoge hin und her, welsch fröhliches Schwirren der Stimmen, welsch helles Klingen der Gläser! Dies ist das „kalte“ Berlin, dies die zurückhaltende Gesellschaft der preussischen Hauptstadt? Nein, es ist demokratische Verschmelzung der Stände! Mitglieder des ältesten Adels und die jüngsten Kunstschüler, deren Väter vielleicht schlichte Handwerker sind, reichbetitelte Excellenzen und gänzlich titellose Staatsbürger, Studenten und Scribenten, — im Feste der Kunst sind sie alle gleich.

Wenden wir uns einmal aus dem Gedränge zu jenen Höhen, die jetzt einsam daliegen, zum Altar von Pergamon. Majestätisch ragen die Bauten im Scheine des elektrischen Lichtes empor, das auch den ganzen weiten Park übergießt, hier und da unterbrochen vom Leuchten bunter Lampions, vom Aufblühen bengalischer Flammen. Welch feurige Schlange windet sich jetzt durch den bewölkten Himmel daher? Ein Zug der Stadtbahn, der langsam fährt, damit die Insassen das Schauspiel des pergamenischen Volksfestes genießen können. Mit Tücherwehen und Hufschwenken beantworten sie die Zurufe der zehenden Griechen. Und indem wir schärfer in das Dunkel blicken, nehmen wir wahr, daß noch immer die Fenster und Dächer der umliegenden Gebäude dicht mit Neugierigen besetzt sind, ja auch dort leben wir eine bengalische Flamme aufleuchten. Bertworren dringt zu uns der Värm des Festes herüber, nur zuweilen ertönt vom Lagerplatze der Krieger ein heller Laut, der Freudenschrei eines Einzelnen oder ein brauendes Hoch vieler. Da horch, klingt es nicht wie Tanzmusik? Wir folgen der lodenden Weise, und richtig, da drehen sich im Reigen ägyptische Fürsten mit griechischen Priesterinnen, gepanzerte Krieger mit ihren schönen Gefangenen, schwarze Rubier mit hochblonden Töchtern der Kelten.

Kein Mißton mischte sich in das fröhliche Treiben; Vater Zeus, der ein paar mal mit düsteren Wolken gedroht hatte, wie um vor dem Ueberfließen der Luft zu warnen, scheuchte die angstvoll beobachteten Gebilde wieder vom Himmel, und so erscholl noch der Jubel des griechischen Festes, „als die dämmernde Eos mit Rosenfingern emporstieg.“



Radrad auch im Einzelnen verboten.

Zwei Jubiläums-Prachtwerke. — Das Adolph Menzel das Zeitalter Friedrich II. seinen äußeren Erscheinungsformen nach mit der Sicherheit eines Augenzeugen beherrscht, dafür bedurfte es bei der Popularität seiner Illustrationen zu dem Leben Friedrich's des Großen von Franz Kugler keines neuen Beweises. Die martialischen Grenadier- und Reitergestalten jener Periode leben, von ihm neu geschaffen, von allen späteren Illustratoren nachgebildet, in unierer Phantasie nur in der ihnen endgültig verliehenen Gestaltung. Wie tief Menzel in den friedericianischen Geist eingedrungen, wie verständnißvoll er das ganze innere Sein eines Königs erfasht, der wie kein Anderer seinem Zeitalter den Stempel seines Wesens aufgeprägt hat, das zeigen seine Illustrationen zu den Werken Friedrich's des Großen, die soeben in einer prächtigen Jubiläums-Ausgabe erschienen sind (Berlin, Wagner, 2 Bde., geb. M. 50).

Der kunstsinige Friedrich Wilhelm IV. veranstaltete seinem großen Ahnen zu Ehren eine Pracht-Ausgabe der Oeuvres de Frédéric le Grand. Adolph Menzel wurde damit beauftragt, zu den dreißig Bänden dieser Ausgabe eine Reihe von Bogenetten zu zeichnen, eine Arbeit, die er von 1843 bis 1849 zur höchsten Zufriedenheit des Königs vollendete. Diese Zeichnungen, von Inzelmann, Hermann Müller, Albert und Otto Vogel in Holz geschnitten, sind bisher nur den engeren Kreisen der Kunstverständigen zugänglich gewesen, da Friedrich Wilhelm IV. die wenigen Exemplare des Wertes zu Geschenken an Bibliotheken und hochgestellte Personen bestimmte. Auch eine 1882 veranstaltete Separat-Ausgabe der Menzel'schen Zeichnungen war wegen der geringen Anzahl der Exemplare und des hohen Preises nicht geeignet, dem Reiferwerke die wünschenswerthe Verbreitung zu sichern. Erst die jetzt bei demselben Verleger erschienene Jubiläums-Ausgabe wird dasselbe zum Gemeingut der Gebildeten machen.

Es liegt ein eigener Reiz darin, zu beobachten, wie sich hier das Denken und Dichten zweier durch ein ganzes Jahrhundert getrennter Männer zu einer wahrhaft einzigen Gesamtwirkung vereinigt. Während sich die moderne Buch-Illustration sonst entweder slavisch an den Text hält oder denselben nur als willkommene Gelegenheit zum Schaffen eines beliebigen Bildes benutz, vertieft sich Adolph Menzel liebevoll in den Gehalt des großen Königs, giebt ihm hier eine den Inhalt deutende Ueberschrift, fasst dort den Hauptpart zu einem deutlichen quod erat demonstrandum zusammen, ja er wagt sich dem Philosophen von Sanssouci gegenüber das Recht, auch einmal anderer Meinung zu sein und den Zeichner mit dessen Feder zu kreuzen. In der ersten Abhandlung, wie im satirisch gefärbten Essay ist er meist mit seinem geistigen Vordarsteller einig; da begnügt er sich mit einem künstlerischen Commentar. Besonders interessant ist es, wenn man verfolgt, wie er in den Portraits den physiognomischen Ausdruck der Auffassung Friedrich's des Großen anzupassen weiß. Man achte beispielsweise auf die müde, zusammengefallene Gestalt des Cardinals Fleury, dessen kraftlosen Händen der Kommandostab entfällt, oder auf die verschiedenen Darstellungen der an sich nichts weniger als schönen Züge Voltaires, denen er auf dem Paradebett einen geradezu gewaltigen Ausdruck verleiht.

Ander's stellt sich der Künstler zu den Oden und Episteln; da fällt es dem vor Allem nach Wahrheit strebenden Realisten schwer, den großen König ernsthaft zu nehmen. Wenn dieser den Grafen Brühl auffordert, der Welt und ihrem Branne zu entsagen, dann stellt Meister Menzel den sächsischen Premier mit überlegenem Lächeln und ablehnender Handbewegung dar. Rühmt Friedrich den bildnerischen Geschmack seiner Zeit der langweiligen Antike gegenüber, so läßt Menzel einen modisch gekleideten Elegant an dem Jüfios des Phidias vorüber auf die manierierte Potsdamer Kleopatra zusehen. Denker und Künstler sind eben ausnahmsweise ebendürige Geister; der Letztere sucht sich mit dem Ersteren zu einigen, und wo es ihm nicht gelingt, da stellt er seine Auffassung in künstlerischer Form in berechtigtem Selbstbewußtsein neben die seines Mitarbeiters.

Bei Adolph Menzel von den Vorzügen der Zeichnung, von der souveränen Beherrschung aller technischen Kunstmittel zu sprechen, hieße Galle nach Athen tragen, und so wollen wir uns denn begnügen, auf den die Illustrationen begleitenden Text hinzuweisen. Unter steter Bezugnahme auf die betreffenden Stellen der Werke Friedrich's des Großen macht L. Pielich in discreter Form auf die Besonderheiten in der Auffassung Menzel's aufmerksam und erschließt so in liebenswürdig belehrender Weise dem Leser das Verständnis dieses in seiner Art einzigen Wertes.

An ein größeres Publicum wendet sich ein zweites Werk, zu welchem derselbe Autor den Text liefert. Franz Danstkaenel in München hat es unternommen, unter dem Titel: „Die deutsche Malerei der Gegenwart auf der Jubiläums-Ausstellung der kgl. Akademie der Künste zu Berlin“ eine Reihe von Photographuren nach Ausstellungsbildern zu veröffentlichen, die einen Ueberblick über die Leistungen unserer Künstler gewähren sollen. Die in der ersten Lieferung enthaltenen Nachbildungen sind technisch außerordentlich gelungen, und der begleitende Text übermittelt dem Publicum die feinsinnige Auffassung des vielgewandten Kunst-Schriftstellers. Will der Verleger den Zweck seines auf zwölf Lieferungen (je M. 6) berechneten Wertes erreichen, so wird er sich der schwierigen Aufgabe unterziehen müssen, sich in kampfmüthiger Konkurrenz neben Wegreger, F. A. von Kaulbach und Walthar Pirele das Nachbildeverrecht einer ganzen Reihe von Werken bedeutender Künstler zu sichern.

Georg Ralkowsky.

Literarisches. — Schon mehr als einmal war es und vergangen, das unvergessliche, so früh uns entziffenen Karl Stieler literarische Vermächtnisse an dieser Stelle anzugeben. — In empfehlen, brauchen wir nicht zu sagen, denn wer einmal mit diesem geist- und arbeitsvollen Schriftsteller in Verbindung getreten, langt gern nach jenem, das von ihm, wenn leider auch über das Grab drüber, geboten wird. Wir meinen, diese Gaben „d'outro tombo“ seien abgeschlossen, das, was sich im Nachlasse des lieben Todten gefunden, sei aufgebraucht. Und nun liegen wieder zwei neue stattliche Bände vor uns, die uns Zeugnis geben, welche intensive Kraft sie sich geübt werden ist. „Durch Krieg zum Frieden, Stimmungsbilder aus den Jahren 1870—71, mit einem Vorwort von Professor Dr. Friedrich Kugel“ (M. 4) bezieht sich das eine, „Aus Fremde und Heimath, Vermischte Aufsätze“ (M. 5, 60) das andere, beide bei Adolf Benj und Co. in Stuttgart erschienen. Betrachten wir uns, das bekannte „lass, not least“ auf Stieler's Werke anzuwenden, so möchten wir hier es aussprechen. Was kam es beim Durchlesen dieser, wenn auch meist kurzen, aber tief durchdachten, warm gefühlten und hübsch meisterhaft ausgeführten Stücke vor, als ob sie alle vorausgegangen Ueberfällen. Das Vorwort des ergranzten Bandes, in welchem und ergreifende Bilder seiner großen, aus ihm überbalt Jahrscheite hinter uns liegenden Zeit, aus unmittelbarer, persönlicher Anschauung geflossen, aufgeführt werden, hat völlig recht, indem es sagt: „Stieler bewahrt als Tageskronist, daß, wer tief blickt, auch weit blickt, und daß, wer warm fühlt, auch groß empfindet.“ Und: „In dem Freunde der Dürten und Bäder der sächsischen Alpen erkennt man nun mit Erkennen einen ferndeutschen Mann, in dessen Herzen bei der Liebe zur Heimath das Reich eine gute Stelle fand, in dem Schillerer eines entlegenen Winkels des Gebirgs einen haustmannischen Geist.“ Dann wieder die friedvollen, auch über die Grenzen des engeren Vaterlandes nach Nord und Süd hin hinausgehenden und auch vom nationalen Geiste geträubten Bilder „Aus Fremde und Heimath“, die, jedes künstlerisch abgeschlossen, auf wenigen Zeilen reizende Miniaturen insammandringen, einige, wie „In den drei Wärdern in Augsburg“ oder „Sur flammendsten und missungstlichen Entwidelung Künstern“, mit großer historischer Genauigkeit, wie sie „Durch Ueberreich zum Norden“, „Paris im Sommer“, und vor allem die „Winterreise an dem Königssee“ zeigen den Meister landschaftlicher Composition. Es ist genug mit dem warmen Gesagten. Eine Stieler-Bibliothek, wie sie uns der Freund und Verleger des Geschiedenen nun möglich gemacht hat, darf nicht unvollständig bleiben, und so mögen die Leser unserer Blätter auch nach diesen beiden Ergänzungen greifen.

Das Jahrbuch der „Allgemeinen Kunst-Chronik“, unter dem Titel „Die Kunst in Oesterreich-Ungarn“ herausgegeben von Dr. Wilhelm Lauer, ist in seinem zweiten Jahrgange erschienen (Wien, Grafer, M. 16, 20). Das Interesse für die Kunst im Allgemeinen und für die blühende Kunst im Besonderen, denen in dieser Zeitschrift der Fomantheil zufällt, ist in Deutschland seit einigen Jahren in erfreulicher Weise gestiegen. Leider begnügt man sich nicht mit verständnißvollem Bewundern einzelner hervorragender Leistungen, und hält das Studium der Entwicklung der Kunst für ein Privilegium der Gelehrten und Halbgelehrten. Dieser Indifferenten gegenüber ist jeder Beitrag, der Verhältnisse für Kunst und Kunst-Vortritt im Zusammenhang zu werden und zu fördern, mit Wohlwollen zu begrüssen. Das Jahrbuch der Allgemeinen Kunst-Chronik giebt in zwanglosen biographischen und kritischen Aufsätzen einen Ueberblick über das im Laufe des Jahres in Architektur, Sculptur, Malerei, Reproduction, Kunstgewerbe, Kunst, Dichtkunst und Theater Geschehene. Daß bei der Mannigfaltigkeit des Inhalts nicht Alles auf der gleichen Höhe steht, darf nicht befremden. Jedenfalls lassen die gute Ausstattung und die meist gelungenen Illustrationen, — der Holzstich ist besser, als die Autotypie, und viele besser, als die Radirung, — für das Gelingen des Unternehmens das Beste hoffen.

Zell. — Das Märchen vom Gluck. Erzählung von W. B. Zell. Jena, Costenoble, M. 4. — Das phantastische „Märchen“ endet in idyllischer Wirklichkeit. Auf Javeden Anderer reicht die Heidin einem ungeliebten Mann die Hand; aber statt des ihr vorausgeschlagen „Glückes“ sollen sich arge Unfälle ereignen, die erst bei gewalttame Tod des Gatten beendigt. Nach stühtiger Bestimmung des Hergangs wird die Biographie dann dem Manne in eigen, dem Kunst ihre wirkliche Krönung gegeben hat. Da es ein Preis ist, kann sie gemäß von „märchenhaften“ Glück sagen.

Zalinger. — Die tolle Frau. Roman von Eugen Zalinger. Frankfurt a. M., Sauerländer, M. 3, 50. — Eine Sensationsgeschichte, die in Gattentöde und Wahnsinn gipfelt. Der Autor, der schon manche fein comquirte Novelle geschrieben, ist hier auf schlimme Abwege geraten.

Zadow. — Das selbe Lied. Novelle von Clara Zadow. Berlin, Baetel, M. 4. — Die Verzeihungsgeschichte einer Künstlerin und ihres gleichfalls der Bühne angehörenden Freundes. Der Fankelmann und die Eitelkeit des jungen Mannes ertöden harte Strafe, aber das edle Herz der Heidin gewährt dem Reigen Verzeihung.

Zulthaus. — Eine neue Welt. Drama in fünf Acten von Heinrich Zulthaus. Oldenburg, Schulte-Johr-Verlag, M. 2.

Silber. — Höher als die Erde. Eine Erzählung aus alter Zeit von Wilhelm Silber. 3. Auflage. Berlin, Baetel, Geb. M. 3.

Schubert. — Handbuch des Damen-Sport. Von Theodor von Schubert und der Kaiserin. Mit 66 Abbildungen, darunter 14 Initialen, gedruckt von Victor Hausmann. Wien, Partleben, Geb. M. 5, 40.

Jensen. — Die braune Erica. Novelle von Wilhelm Jensen. 4. Aufl. Berlin, Baetel, Geb. M. 2.

Pottig. — Walpurgis. Von Gustav zu Pottig. Berlin, Baetel, Geb. M. 3.

Pombrowski. — Der Jäger, dessen naturhistorische Beschreibung, Jage, Jagd und Fang. Dumerelle in Rusch und Frommen der reiferen weiblichen Jugend von Kasual Ritter von Pombrowski. Berlin, Baetel, Geb. M. 2.

Schrottenthal. — Krone. Blätter aus der Gedantenwelt deutscher zeitgenössischer Dichterinnen und Schriftstellerinnen. Gesammelt von Karl Schrottenthal. Stahlweissenburg, Selbstverlag, Geb. M. 3, 50.

Schiruth. — Welschburg. Erzählung von Ratalph von Schiruth. Stuttgart, Bong & Comp, M. 5.

Telmann. — Meerestwelen. Gedichte von Konrad Telmann. Glarus, Vogel, M. 1.

Preuß. — Heinrich Heine. Sein Lebensgang und seine Schriften nach den neuesten Quellen dargestellt von Robert Preuß. Mit Illustrationen und einem Handlexikon-Nachweise. Stuttgart, Neiger, M. 4, 50.

Duman. — Der Dunkelhof von Eichenhain. Erinnerungsbilder aus dem Leben eines Diplomaten von N. A. Duman, 2 Theile. Hildburghausen, Kießling, M. 2, 50.



**Blätter für Kostümkunde.** Neue Folge, 203. Blatt. — (Zur Ausgabe mit allen Kupfern.) Kuhhirt aus Rittenswald, Oberbayern. Von Carl Ridelt. — Den Kopf des Kuhhirten bedeckt ein struppiges, in's Gesicht gestrichenes Haar eine lange, schwarze, wollene Zipfelmütze, tief in den Nacken gezogen. Ein großes linnenenes Hemd, am Halse unter dem ziemlich breiten Umschlagtrager durch ein farbiges Tuch zusammengehalten, macht mit der bis zu den Hüften hinabreichenden, latunenen Jacke, die mit Schafwolle gefüllt ist, die einfache Bekleidung des Oberkörpers aus. Die nur den Oberkörper bedeckende Hose aus schwarzgefärbtem Hirschleder oder schwarzem groben Timmen läßt die Kniee ziemlich frei. Grobfaserige, wollene Strümpfe, in der natürlichen Farbe der Schafwolle, stecken in den kräftig genagelten, an den Knöcheln rund ausgeschnittenen Bergschuhen.

## Aus der Frauenwelt.

**München.** — Ueber die Art und Weise, wie der schwer leidende Königin-Mutter Maria von Bayern die Nachricht von dem Tode ihres unglücklichen Sohnes übermittelt wurde, wird Folgendes erzählt. Die Prinzessin Theresia, Gemahlin des Prinzen Arnulf von Bayern, übernahm es, der hohen Frau die Trauerkunde zu überbringen. Als die Prinzessin in Elbingenalp in Tirol, dem Aufenthaltsorte der Königin, angelangt war, zog sie zunächst den Weichwater derselben in's Vertrauen, und dieser las in Gegenwart der Prinzessin der hohen Frau eine Stelle der heiligen Schrift mit besonderer Betonung vor. Von düsteren Ahnungen ergriffen, fragte die Königin, ob ihr Sohn krank sei. „Sehr krank,“ erwiderte Gräfin von der Rühle, die Gesellschaftsdame der Königin, worauf die hohe Frau weiter in die Anwesenden drang und schließlich auch die Frage stellte, ob ihr Sohn todt sei. Prinzessin Theresia nickte bejahend mit dem Haupte. Nun brach die Königin in Thränen aus, gewann aber bald so viel Fassung, daß sie sich Alles konnte erzählen lassen. Mit frommer Ergebenheit trägt die hohe Frau das traurige Geschick, von welchem das Haus Wittelsbach betroffen wurde. Von den städtischen Behörden Münchens wurde ihr eine Adresse übersendet, die mit ergreifenden Worten das tiefste Weileid ausdrückt und mit den Worten schließt: „Die Liebe, Treue und Dankbarkeit, welche das Volk seinem dahingegangenen edlen, unglücklichen König bewahren wird, möge Eurer Majestät eine milde Trösterin sein.“

**Wien.** — Die Kaiserin Elisabeth von Oesterreich gebachte sich am 1. Juli mit der Erzherzogin Valerie auf drei Wochen nach Gastein zu begeben. Für die hohen Frauen war wieder die Villa des Grafen von Meran in Stand gesetzt und für das Gefolge Wohnung in anderen Häusern gemiethet worden. Da die Ankunft des Kaisers Wilhelm in Gastein auf den 18. Juli angelegt ist, dürfte die Kaiserin Elisabeth mit demselben noch zusammenzutreffen.

**Paris.** — Madame Veulé, die Witwe des berühmten Archäologen Charles Erneste Veulé, der im Jahre 1874 in einem Anfälle von Geistesföhrung selbst seinem Leben ein Ziel setzte, macht in ihrer Wohnung auf dem Quai Voltaire nicht eben ein großes Haus, aber die Freunde ihres verbliebenen Gatten, darunter namentlich die Mitglieder der Akademie, ficht sie oft bei sich. Die Empfangsräume bilden ein wahres Museum, besonders reich an Kunstschätzen der italienischen Renaissance, für welche die Hausherrin eine besondere Vorliebe hat. Das blink und blist durch einander von Goldrahmen und Lampenträgern, Spiegeln, Kästchen, Goldbrönnen, Amoretten, vergoldeten Holzsculpturen, — zum großen Theile Gegenstände, die Madame Veulé selbst auf ihren Reisen in Italien gesammelt hat. Das Wohnzimmer ist mit prachtvollen alten Gobelins tapeziert, und im Hintergrunde erblickt man auf einer Erhöhung eine geschmückte Hochzeitstruhe, ein Meisterwerk der Renaissance, das allerdings hier infolge einer Erniedrigung unterliegt, als es zugleich als Tisch dient. Auch im großen Salon glimmert Alles von Gold. Hier sieht man herrliche Basreliefs von Alessandro Franceschi, eine Idalle Virgil's in Marmor darstellend, ferner ein Gemälde aus dem sechzehnten Jahrhundert, eine Madonna, von einem byzantinischen, reich mit Edelsteinen besetzten Rahmen umschlossen. Auf einer Staffelei befindet sich ein Medaillon-Portrait in Terracotta, das man für ein Meisterwerk des achtzehnten Jahrhunderts halten könnte, aber es ist eine moderne, von Soldi ausgeführte Arbeit, welche die Hausherrin selbst im Roköme des vorigen Jahrhunderts darstellt. Ein zweiter Salon, der von dem ersteren durch Plüsch-Portiären und eine schiebbare, vergoldete Gitterthür getrennt wird, enthält auf dem Kamin eine reizende Sculptur, Venus und Amor, mehrere Familien-Portraits und eine Menge von Bibelstö. Ein Glaschrank umschließt eine kostbare Sammlung von Bonbonniären und Büchsen aus dem vorigen Jahrhundert, und eine Credenz wird durch einen herrlichen Reliquien-Schrein in Holz-Sculptur geziert. Auf einer Etage steht, in Form einer Amphora, eine Vase aus opalifirtem Glase, die zugleich ein Andenken und eine Curiosität ist. Herr und Madame Veulé machten eine Hochzeitsreise, wie sie wohl nur selten unternommen wird, — nach Afrika nämlich, und bei den Ausgrabungen, die sie auf der Stätte des alten Carthago veranstalten ließen, wurde diese Vase aufgefunden. Eine in der Nähe befindliche zweite Vase, in Tripolis aufgefunden, soll der Königin Berenice, Gemahlin des Königs Ptolemäus III. Energetes von Aegypten, gehört haben. Die Seite zur Rechten des Kamins weist eine kostbare Miniaturen-Sammlung auf, darunter ein Portrait der durch Torquato Tasso berühmten Prinzessin Cleonora Gonzaga, das Madame Veulé auf ihrer letzten, im vorigen Sommer unternommenen Reise in Pesaro erworben. Auch an alten Porzellanen und Jagencen fehlt es nicht, darunter besonders erwähnenswerth eine Schüssel von Palissy, deren Pendant sich im Musée de Cluny befindet.

— Madame de Hiboen, eine jüngst in Le Mans verstorbene Dame, hat der französischen Akademie ihr Vermögen unter der Bedingung vermach, daß davon zum Andenken ihres, im Tode ihr vorausgegangenen Sohnes ein „Albert Hiboen-Preis“ gestiftet werde, der alle fünf Jahre für die beste Arbeit aus dem Gebiete der National-Oekonomie oder der Moral-Philosophie verliehen werden soll. Die Arbeit soll freilich in populärer Darstellung gehalten sein, damit der Absicht der Erblasserin entsprechen werde: in den unteren Volksschichten Arbeitsliebe, Sinn für Sparfamkeit, Achtung vor dem Eigenthum und Verständnis für den Werth einer guten Erziehung zu erwecken. Wenn die Akademie wider Erwarten das Legat ablehnen sollte, fällt dasselbe den Hospitälern von Le Mans zu.

— Das neue Doppelheim für deutsche Erzieherinnen und deutsche Mädchen hat seinen ersten Jahresbericht versendet. Der Bericht warnt auf's Neue davor, auf's Gerathewohl

nach Paris zu kommen, vollends nicht von Mai bis Mitte September, in welcher Zeit es überhaupt keine Stellen giebt. Im Ganzen kommen von dem Angebot nur fünf bis zehn Procent der Stellungsuchenden in Familien unter.

— Jacqueline Offenbach, die jüngste Tochter des bekannten Operetten-Componisten, hat sich mit dem Maler Pierre Mouffet verheirathet. Offenbach war, was sich aus seinen frivolen Werken gewiß nicht schließen läßt, ein trefflicher Familienvater, und Jacqueline, die jetzige Madame Mouffet, war seine Lieblings-tochter.

**London.** — Die Hochzeit der Adalina Patti hat mit allem vorher angekündigten Pomp auf Schloß Craig y Nos in Wales stattgefunden. Noch am Sonnabend, dem 5. Juni, hatte Adalina in Albert Hall zu London vor einer Zuhörerschaft von zwanzigtausend Personen gesungen; zwei Tage darauf, am Montag, befand sie sich unterwegs nach ihrem Schloße, fünfzehn intime Freunde als Gäste mit sich führend. Die Fahrt von London nach Craig y Nos ist ziemlich langwierig; sie dauerte acht Stunden; aber die Great-Western-Eisenbahn-Gesellschaft stellte der Sängerin den Waggon zur Verfügung, dessen sich der Prinz von Wales auf seinen Fahrten zu bedienen pflegt. Herr Nicolini und seine zufünftige Gemahlin konnten daher ihre Freunde mit einem ausgezeichneten Dejeuner in einem mit allem Comfort ausgestatteten Speisesalon bewirthen, sodas die Reise-Gesellschaft gar nicht der Langwierigkeit der Fahrt inne wurde. Auf der Straße, die vom Bahnhofe nach dem Schloße führt, standen die Bauern, die Grubenarbeiter und deren Kinder in festlichem Aufzuge und begrüßten mit Zurufen die „Königin“ dieser Gegend. Vor der Civil-Vertrauung fand die Unterzeichnung des Ehe-Vertrages vor Herrn de Trobriant, französischem Consul zu Swansea, statt; als Zeugen unterzeichneten Francis Ragnard, der Chef-Redacteur des „Figaro“, und Dr. Vintras, Chef-Arzt des französischen Spitals in London. Auf ausdrücklichen Wunsch Nicolini's wurde die Ehe ohne Güter-Gemeinschaft geschlossen; dabei sei bemerkt, daß beide Gatten ein ungefähr gleiches Vermögen in die Ehe mitbringen. Der Unterschied zu Gunsten der Patti besteht in dem ihr gehörenden Schloße Craig y Nos und in ihren Diamanten, die allerdings ein erhebliches Vermögen ausmachen.

Vom Dienstag bis Donnerstag wurden die Deputationen empfangen. Es kamen zunächst die Arbeiter und das Landvolk der umliegenden Dörflchen, welche der Schloßherrin ihre Glückwünsche nebst einer bescheidenen Ehrengabe, anmuthigen Jardiniären in Terracotta, darbrachten; dann die Obrigkeit der Stadt Brecon (Brednok), in deren Namen der Mayor eine Adresse überreichte, worin der Diva für das der Stadt erwiesene Gute Dank gesagt wird. Eine andere Adresse, in eine Silberplatte gravirt, und ein über hundert Jahre altes Service aus Swansea-Porzellan überreichte das Presbyterium von Hays-Gynhaiarn, wo später die kirchliche Trauung stattfand. Am Mittwoch wurden Herr Nicolini und Frau Patti in Swansea vom Consul de Trobriant, als bürgerlichem Standesbeamten, ehelich mit einander verbunden. Am folgenden Tage donnerten die Böller seit Tagesanbruch; das Schloßthor war festlich geschmückt, die Fenster mit Guirlanden umwunden, und von der Morgensonne bestrahlt, bewegte sich der Hochzeitszug nach der Kirche von Hays-Gynhaiarn. Dreitausend Kinder bildeten Spalier in der Allee, welche zur Kirche führt. Diese Allee entlang bedeckte ein Teppich den Fußboden; sechs weißgekleidete Mädchen schritten vor der Braut her, ihr Blumen auf den Weg streuend. In der Kirche dufteten anenthaltene Blumen; durch Kränze und Sträuße hatten Fremde sich das Gotteshaus in einen Hülfenraum verwandelt. Auf dem Altare prangte ein herrlicher Teppich mit Goldstickerei, ein Geschenk der Frau Patti. Die Musik der Freiwilligen von Glamorgan spielte während des Eintrittes des Hochzeitszuges den „March von Craig y Nos“, eigens componirt für den Zweck von Miß Mary Kingston, der Tochter des Redacteurs vom „Daily Telegraph“.

Inzwischen war in Craig y Nos der Schloßpark aller Welt geöffnet worden. In den Höfen waren Fische aufgestellt, an denen vierhundert Gäste Platz nehmen konnten. Der Mehger von Swansea hat tausend Kilo Fleisch geschickt, — damit wurde das Landvolk bewirthet. Ueberdies wurde tausend Kindern ein Lunch, aus Thee und Kuchen bestehend, geboten; auch erhielt jedes Kind einige Silbermünzen. An dem Hochzeitsmahle im Schloße nahmen etwa fünfzig Personen theil. Acht-hundert Francs hatte der Hochzeitsgast gegeben, ein Meisterwerk der Väterkunst, von dem jeder Gast sich ein Stüchchen zum Andenken mitnahm. Um sieben Uhr Abends währte man sich nicht mehr in Wales, sondern in London oder Paris; die Damen hatten Toiletten von blendendem Luxus angelegt. Den Schluß des Abends bildete ein Feuerwerk, in dessen sprühenden Glanz sich der Schein der rings auf den Bergen vom Landvolke angezündeten Freudenfeuer mischte.

Die Hochzeitsgeschenke der Diva füllten ein ganzes Gemach an. Juwelen, Brillanten, goldene, silberne und Porzellan-Service, Statuetten und Albums standen und lagen dicht aneinander gereiht. Aus allen Weltgegenden liefen Glückwunsch-Briefe und Telegramme ein, darunter auch solche von gekrönten Häuptern, den Königinnen von Belgien und Rumänien, dem Prinzen und der Prinzessin von Wales. Die Zahl der Telegramme betrug hundertundfünfzig, die insgesamt mehr als zwitausend Derselben-Zeilen umfaßten. Ein herzlicher Glückwunsch ging auch von Christine Nilsson ein, die, wie wir gleich hier erwähnen wollen, sich in Madrid ebenfalls wieder verheirathet hat. Ihr Erwohler ist der Graf Casa-Miranda, ein spanischer Journalist und Politiker, in der literarischen Welt unter dem Namen „Angel de Miranda“ bekannt.

**Rom.** — Der Bürgermeister von Rom, Herzog Leopold von Torlonia, vermählte sich mit der Prinzessin Eleonora da Belmonte, einer jungen, vierundzwanzigjährigen Dame aus altem sicilianischen Adelsgeschlechte. König Humbert von Italien verehrte der Braut ein kostbares, mit Diamanten besetztes Armband, die Königin Margherita eine ebensolche Brosche und der frühere Rhedive von Aegypten, Ismael, welcher auch der Trauung beivohnte, eine sechs-fache Schnur echter Perlen. Unter einem „Bürgermeister“ pflegt man sich in Deutschland einen Mann in vorgerücktem Alter vorzustellen, und deshalb sei erwähnt, daß der „Sindaco“ von Rom erst dreihunddreißig Jahre zählt und von dem römischen Volke, bei dem er sich einer großen Popularität erfreut, als „un bellissimo o gagliardo giovane“ gilt. Seine Gemahlin wird, wie es heißt, zur Ehren-dame der Königin Margherita ernannt werden.

**Madrid.** — Die „goldene Rose“, welche der Papst von Zeit zu Zeit an eine Souverainin verleiht, die sich besondere Verdienste um die katholische Kirche erworben, hat Leo XIII. der Königin Maria Christine verehrt. Der neu ernannte Erzbischof von Madrid, Monsignor Saucha, wurde beauftragt, der hohen Frau die geweihte Rose zu überreichen. Dieselbe, in Form eines Rosenstodes, steht in einer silbernen Vase, die auf der einen

Seite das Bild der heiligen Christine, auf der anderen die vom Papste in lateinischer Sprache verfaßte Widmung zeigt. Die Gentel der Vase werden von zwei vergoldeten Engels-Gestalten gebildet. Kußer der „goldenen Rose“ trägt der Stod noch neun Rosen und vierzehn Knospen mit etwa hundert Blättern. Die oberste Rose ist zum Oeffnen eingerichtet und nach einem alten Gebrauche mit Balsam und Moschus gefüllt.

**Petersburg.** — Auf der Rewa haben wieder die Damen-Ruder-Regatten begonnen. An der ersten Regatta theilnahmen sich fünfzehn Bote, deren Ruderinnen anerkannterthe Probe von Kraft und Geschicklichkeit gaben. Die Preise bestanden in einem silbernen Sprachrohr und einem silbernen Pofal.

**Newyork.** — So große Mühe sich auch der Präsident der Vereinigten Staaten, Mr. Grover Cleveland, gegeben, um seine Vermählung mit Miß Frances Folsom in aller Stille zu feiern, dem Sensations-Bedürfnisse gewisser Newyorker Blätter vermochte er sich doch nicht zu entziehen. Dieselben entsendeten nach Washington einen Schwarz-Reporter, welche dem Präsidenten und seiner Braut auf Schritt und Tritt zu folgen hatten. Sie erhielten den Auftrag, über jede Bewegung, jeden Blick, jedes Wort der Braut zu berichten, die Speisefarte ihrer Mahlzeiten, die Schilderung ihrer Hochzeits- und Reise-Toiletten nach Newyork zu telegraphiren, mit einem Worte, die geringfügigsten Einzelheiten dem Publicum preiszugeben. Ein Heer von Berichterstattern lag nicht nur in den Gebäuden und auf den Bäumen des Parks, welcher das Weiße Haus in Washington umgiebt, auf der Lauer, um mit Operngläsern die Wohnräume des Präsidenten zu überwachen; sie folgten auch dem jungen Ehepaar auf der Hochzeitsreise und verdeckten sich im Wade-Orte Deer-Park in der Nähe der vom Präsidenten bewohnten Villa. Um sie von dem Eindringen in die Villa selbst fern zu halten, mußte ein Gordon von Polizisten um das Haus gezogen werden; die Diener und Kellner wurden auf ihren Gängen von Polizisten begleitet, und Tag und Nacht mußten die größten Vorichts-Maßregeln in Anwendung kommen. Nichts desto weniger brachten „Newyork Times“ und „Newyork World“ jeden Morgen drei bis vier Spalten lange Derselben über die Lebensweise des Präsidenten und seiner Gattin. Jeder Knopf an den Kleidern wurde geschilbert; Unterredungen mit Kellnern und Dienern, die Biographien der Kutcher und Köche, welche beim Präsidenten in Verwendung standen, zierte die Columnen dieser „großen“ Tagesblätter. Das war denn selbst den Amerikanern, die ein gutes Theil „sensation“ vertragen können, zu viel, und wenigstens in den gebildeten Kreisen hat diese Art von Spionage lebhaften Anwillen hervorgerufen.

Vor dem Supreme Court von Albany im Staate Newyork ist zum ersten Male eine Dame, Miß Kate Stoneman, als Rechtsanwältin aufgetreten. Noch kürzlich erst war sie von dem Gerichtshofe mit Rücksicht auf ihr Geschlecht zurückgewiesen worden, ihr Appell an den Gouverneur der Staates Newyork war jedoch von dem erwünschten Erfolge begleitet. Miß Stonemann ist fünfundsiebzig Jahre alt und gehört einer angesehenen Familie an. Einer ihrer Brüder ist Gouverneur des Staates Californien, ein anderer Richter in Iowa, und eine ihrer Schwestern ist die Gattin eines Richters in Buffalo. Die Jurisprudenz scheint also dieser Familie im Blute zu liegen.

## Die Mode.

Nachdruck aus im Einzelnen verboten.

Mode vom Juli 1786.



Nach einem Stiche aus dem „Journal der Mode vom Juli 1786“.

Die allernuesten und vornehmsten Fächer zeigen ganz un-glaubliche Dimensionen, bis zu 46 Cent. Höhe. Dennoch erscheint dieser große Raum dem Auge nicht öde, denn er wird mit herrlichen, von Künstlern ersten Ranges stammenden Figuren, Landschafts- oder Blumen-Malereien bedekt. Derartige, freilich ausnehmend luxuriöse Objecte gereichen der Kunst-Industrie der Gegenwart gewiß zur hohen Ehre. Die reiche Montirung dieser unvergleichlichen Fächer aus durchbrochenem, in Gold und Schwarz decorirtem Perlmutter entspricht dem Kunstwerthe der Malereien.



Im Seebade ist ein klein wenig Originalität der Toilette wohl gefattet und so auch eine Vereinerung von Stoffen, die, wie Sammet und Batist, auf den ersten Anblick sich nicht mit einander zu vertragen scheinen. Der Rock der eleganten Toilette ist mit breiten, moosgrünen Sammet-Puffen, welche durch gestifte bräunliche Batist-Volants getrennt sind, garnirt. Die ausgeschnittene Batist-Bluse ergänzen Sammet-Puffe und enge Kermel mit Batist-Puffen; die Bluse scheint auf den Schultern mit schmalen Bändern gebunden. Die Tunica ist auf einer Seite sehr hoch gerafft und fällt auf der anderen in einer breiten Falte nieder. Einzelne Stickerei-Motive bilden die ganze Ausfaltung. Den Augenblicklich wieder sehr modernen Hut aus Kofphaaren garniren zum Schutz gegen die Sonne von der Krempe herabfallende, bräunliche Spitzen nebst einem von grünem Sammetband gehaltenen Strauß verschiedenartiger Gräser.



Aus einem der ersten pariser Schneider-Ateliers ist eine Taile von außerordentlicher Zierlichkeit hervorgegangen, welche zu jedem Kost getragen werden kann. Rothe Seide und blau gemusterte scarfarbene Gamme mit dunkelblauem Futter bilden die Bestandtheile. Der bauschige, seidene Kermel wird durch eine Manschette und eine Art Epaulette zusammengehalten, welche beide, gleich der Puffe und den seitwärts dem Schoß eingefügten Theilen, aus Gamme gefertigt sind. Ähnelnähte und Halsanschnitt verzieren gefaltete Streifen rother Seide, welche blaue Schleifen befestigen.



Zu den Gegenständen, die man nicht veräumen darf in's Seebad mitzunehmen, gehört in erster Reihe das Strandzelt, welches sich wie ein Regenschirm aufspannen und leicht zusammenlegen läßt. Trotz seiner Leichtigkeit vermag es starkem Winde Stand zu halten. Das Häbichste dieses Genres besteht aus rosa Andrinople mit dunkelrothen Streifen.



Von dem bereits an anderer Stelle erwähnten Vognon Directoire, so wie von dem Phantasia-Armband aus Eisen geben wir auf Wunsch nachstehende Abbildungen. Das vermöge seines langen Griffes sehr bequeme Vognon wird vorzugsweise aus hellem Schildpatt, doch auch aus Elfenbein, Gold oder Nickel gefertigt. Eine dünne, goldene Kette oder ein Schnürchen dient zur Befestigung desselben. An Stelle des nur zur großen Toilette bestimmten, echten Schmiedes trägt man im Sommer Phantasia-Schmuck, bei welchem, wie das Armband aus Eisen zeigt, namentlich die Schönheit und Originalität der Form in Frage kommt; Beides findet sich in dem vorliegenden Schmuckstück vereinigt.



(Bezugsquelle für das Vognon: A. Meißner, W. Friedrichstr. 71.)



Wie oft auch die Mode versucht, durch neue Stoffe und schöne Spitzengewebe Abwechslung in die Braut-Toilette zu bringen, sie kehrt doch immer wieder zu dem klassischen und dem düstigen Schleier aus Jülions-Tüll zurück. Dies schließt natürlich nicht aus, daß man dem eigenen Geschmack folgen und unter der Menge der glatten oder gemusterten Seidengewebe, wie Faille, Crêpe de Chine, Surah, Damast, Brocat u. s. w., ganz nach Belieben wählen darf. Sehr jugendliche Bräute bevorzugen den Krepp, indischen Mull und Seiden-Gaze. Auch die Zusammenstellung von zweierlei Stoffen, von denen der gemusterte entweder Tablier, Plastron oder



andere Garnitur-Theile und Ueberstlepe bildet, steht immer noch in Gunst, wenn kein Spitzenkram Verwendung findet. Letzterer, welcher, gleich der viel getragenen vollen Tüllrüsche um den Schleppetrand, meist mit Myrten- oder Orangtblüthen-Sträußchen untermischt wird, sollte immer nur aus wirklich werthvollen Mencon- oder Mandrißchen Spitzen bestehen, niemals aus den allerdings oft sehr schönen, aber ihrer feierlichen Bestimmung nicht voll entsprechenden Imitationen. Ein kostbarer Spitzenschleier, — oft ein in der Familie sorgsam gehüteter, von der Großmutter auf die Entelin vererbter Schatz, — darf ohne Weiteres von der traditionellen, die ganze Gestalt umhüllenden Mantelform des Tüllschleiers abweichen; die dichtsten Falten des letzteren geben freilich mehr, als jener, der Erscheinung der Braut etwas poetisch Jungfräuliches. Im Uebrigen richtet sich der Haarschmuck nach der Landesfite; der Norden schreibt den vollen, geschlossenen, runden oder diademförmigen Myrtenkranz vor, der Westen und Süden die duftigen Orangtblüthen, von denen ein leichter Luff oder Zweig in das Haar gesteckt wird. (Bezugsquellen für die Toilette: Jean Landauer, W. Unter den Linden 67, für Stoffe: J. A. Deese, W. Leipziger Str. 87.)



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Mit der Ausführung der Bordüre, welche den Fond des vorliegenden Tischläufers einnimmt, bringen wir eine hochinteressante Ergänzung der verchiedenen, nach Kreuzstickmuster auszuführenden Stichweisen (siehe die Titelseite der technischen Abtheilung der ersten Juli-Kummer, wie die Vorderseite der Beilage). Strichliche markiren die Contouren des Musters, dessen Innenflächen hierauf in einer Art Silberstich dicht übersticht werden. Wie aus dem naturgroß dargestellten Theil ersichtlich, besteht dieser Stich aus langen, über die ganze Fläche gespannten Fäden, die, je nach ihrer Länge, ein- oder mehrere Male lose umwunden sind. Der Tischläufer ist auf kräftigen Reimen ausgeführt; der Bordüre liegt eines der schönsten, in der Kappe der „Italienischen Leinwanderei“ (Berlin, Lippertstraße) enthaltenen Kreuzstickmuster mit ausgepartem Muster zu Grunde (siehe: Erste Sammlung,



Zafel 19—20; sie zeigt rothe Contouren und holzgelbe Musterfüllung. An beiden Längsseiten wird die Bordüre von einem Durchbruch-Streifen begrenzt und rings durch ein schmales, roth ausgeführtes Kreuzstich-Börschen mit Bäumchen abgeschlossen. Börschen und Bäumchen wiederholen sich neben dem Saum. (Bezugsquelle: C. Krapp, W. Leipziger Str. 129.)



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

**Fragen.**

**Waschen von Spitzen.** — Wie kann man am besten Spitzen waschen oder wie neu herstellen? Hilda am Rhein.

**Hof-Étiquette.** — Siebt es ein Buch über Hof-Étiquette? Für freundliche genaue Mittheilung wäre sehr dankbar Myosotis.

**Cocosnuß-Flecke in Papier.** — Ein großer Theil Wätter eines Prachtbandes ist mir durch das Del einer unvorsichtig darauf gelegten, geplachten Cocosnuß durchtränkt worden. Wie kann dem Schaden abgeholfen werden, ohne Papier, Druck und Abbildungen zu beschädigen? F. v. G.

**Antworten.**

**Mariazeller Tropfen (212).** — Von Bezugsquellen für diese Tropfen wird uns eine ganze Reihe genannt: Apotheke zum heiligen Schühengel (Carl Brady) zu Kremsier in Mähren; Apotheker J. B. Ketter zu Markt-Wibart bei Würzburg; Apotheker Josef Jüll zu Maria Zell, Steiermark; Berg-Apotheke zu Brand bei Freiberg, Agr. Sachsen; Einhorn-Apotheke zu Berlin, Ruckstr. 34. Wie aus einigen der Zuschriften hervorzugehen scheint, ist der eigentliche Verfertiger der Tropfen der erstgenannte Apotheker C. Brady in Kremsier. Den freundlichen Einsendern verbindlichsten Dank! D. Med.

**Speisehränke.** — Die Speisen vor der Verunreinigung durch Insecten, diese gefährlichen Träger von Krankheitskeimen, zu schützen, sind die Arndt'schen Speisehränke (Gebr. Arndt, Quedlinburg) trefflich geeignet. Ganz aus Eisen und Drahtgewebe hergestellt und zum Schutze gegen den Rost dauerhaft lackirt, haben diese Schränke vor den bisher üblichen, aus Holz gefertigten und nur mit Drahtgittern versehenen Schränken den Vorzug, daß sie in feuchten Räumen nicht von Schimmel oder Fäulniß angegriffen, noch auch von Würmern, Mäusen zc. jernagt werden können. In mehreren Größen, von zwei bis zu vier Etagen vorräthig, sind die Schränke, der billigeren und bequemeren Verpackung halber, zusammenlegbar, lassen sich jedoch in einfacher Weise wieder zusammenstellen. — Aus derselben Quelle sind auch Speiseglöcker zu beziehen, mit Seitenwänden aus verzertem Drahtgewebe und gewölbtem Metalldeckel, der die unter

der Glocke befindlichen Gegenstände gegen Verunreinigung durch Insecten schützt.

**Windbeutel (197).** — Nicht nur in Sachsen, sondern auch in Westfalen und am Rhein ist die unter dem Namen „Windbeutel“ bekannte Mehlweife sehr beliebt. Im Nachstehenden das Recept: Ein halber Liter Wasser wird mit 175 Gramm Zucker und 140 Gramm Butter zum Kochen gebracht. Dann rührt man 280 Gramm feines Mehl hinein, läßt es einige Male unter beständigem Rühren aufkochen, schlägt, wenn die Masse kalt geworden ist, 6 Eidotter und 3 ganze Eier hinein und löst dann in fließender Butter nufgroße Stücke von der Masse. Wenn sie schön braun gebacken sind, thut man noch fein gestohlenen Zucker darüber. M. L., Turn-Teplitz.

**Windbeutel (197).** — 1/2 Liter Wasser, 4 Loth Butter, 2 Loth Zucker, auf dem ein wenig Citronenschale abgerieben wurde, läßt man in einer Casserole aufkochen, schüttet 1/2 Pfund Mehl hinzu und rührt die Masse zu einem glatten Teig ab, bis er, fest werdend, sich von dem Gefähr löst. Diesen Teig thut man in einen Napf, verrührt ihn, etwas abgekühlt, mit 6 ganzen Eiern und 2—3 Eigelb, seht dann mittelst eines Löffels Teigugeln von der Größe eines Apfels auf ein Blech, bäckt sie in mäßig heißem Ofen goldbraun, glaciert sie mit flüssiger Wasserglasur oder bestäubt sie mit feinem Pudergucker, schneidet sie erkaltet mit einem Querschnitt auf und füllt sie mit geschlagener, durch Vanille gewürzter Sahne, auch mit einer Vanille-Crème. Die Wasserglasur wird folgendermaßen bereitet: Sechs Loth feingestohlenen Zucker (Pudergucker) rührt man mit einem Eßlöffel voll Wasser zu einem dicken Brei, stellt ihn auf eine heiße Stelle und fährt mit dem Rühren so lange fort, bis der Zucker vollständig aufgelöst ist. Mit der erkalteten Masse bestreicht man die Kuchen, die einen Augenblick im Ofen trocknen und ein schönes, glänzendes Aussehen erhalten müssen; auch kann man statt des Wassers Orangtblüthen- oder Rosenwasser verwenden. Zu der Vanille-Crème gehören 1/2 Liter Sahne, 4 Loth Mehl, 1/2 Pfund Zucker, 8 Eier und eine halbe Stange Vanille. Nachdem die Vanille in der Sahne ausgezogen und letztere aufgekocht hat, rührt man sie mit dem Eigelb, dem Zucker und dem Mehl zu einer glatten Crème, zieht diese vom Feuer, läßt sie auf heißer Stelle stehen und verbindet sie unter tüchtigem Schlagen mit dem zu festem Schnee gerührten Eiweiß.

**Junge Erbsen einzumachen (212).** — Man kann junge Erbsen sehr gut in der Luft, aber nicht in greller Sonne trocknen. Beim Gebrauch im Winter müssen die Erbsen einen Tag lang eingeweicht werden und lange kochen. Jedes Gemüße kann man ausgezeichnet aufbewahren, wenn man es in Flaschen füllt. — genau abgemessen, 3 B. 3 Tassen Gemüße und 1 Tasse voll Salz. — die Flaschen oder Krüge gut verfort und versiegelt, im Keller aufbewahrt und sie von Zeit zu Zeit schüttelt. Das Gemüße wird roh hineingethan, auch vor dem Gebrauch eingeweicht. Die Flaschen werden erst am zweiten Tage versiegelt, damit man, da das Gemüße zusammenfällt, noch nachfüllen kann. Hausfrau am Rhein.

**Grüne Erbsen in Mineralwasser-Flaschen einzumachen (212).** — Man reinigt schöne, frisch ausgehäute Erbsen, wäscht sie und läßt sie auf einem Siebe abtropfen. Dann füllt man die Erbsen in Liter-Flaschen, giebt auf jeden Liter eine Hand voll fein gestohlenen Kochsalz, füllt die Flaschen gut ein, verfort sie und überbindet sie recht fest. Nun stellt man die Flaschen in einen Topf mit kaltem Wasser, legt sie auf das Feuer und läßt die Erbsen, nachdem sie zu kochen angefangen, zwei Stunden langsam kochen. Hierauf hebt man sie vorsichtig vom Feuer, bedekt sie mit einem wollenen Tuche und läßt sie bis zum nächsten Tage so stehen. Abdam nimmt man die Flaschen aus dem Wasser, verfort sie gut und steckt sie an einem kühlen Orte in den Sand. Bevor man die so conservirten Erbsen für den Tisch zubereitet, legt man sie zwölf Stunden in frisches Wasser, damit sie weniger gesalzen sind. Aus dem Wasser genommen, werden sie in anderem Wasser weich gelocht und auf dieselbe Weise, wie frische Erbsen, zubereitet. Erfahrene Hausfrau in ungarisch Weiskirchen.

**Das Einmachen junger Erbsen (212)** in Mineralwasser- oder Weinsflaschen ist sehr wohl thunlich, vorausgesetzt, daß die Früchte frisch gepflückt sind und der Aufbewahrungsort ein kühler, trockener ist. Die Erbsen müssen Morgens, möglichst vor Sonnenanfang, gebrochen, sofort ausgekühlt und am besten auf ein auf dem Boden ausgebreitetes Tuch geschüttet werden, sodah die Kerne flach neben einander liegen und sich nicht, wie dies leicht geschieht, gegenseitig erhigen. Nachdem man die Erbsen in recht kaltem Brunnenwasser gewaschen, lasse man sie rasch einmal in kochendem, gelatztem Wasser aufquellen, fülle sie in die bereit gehaltenen Flaschen, und zwar noch warm, umhülle die Flaschen mit Heu und kochte sie in einem großen Kessel, der soweit mit Wasser gefüllt ist, daß nur der Hals der Flaschen hervorragt, eine Stunde bei tüchtigem Feuer, die Oeffnungen mit einem Leinwandstückchen verbunden. Nach Ablauf dieser Zeit zieht man den Kessel vom Feuer, verschließt die Flaschen mit fester, gereinigter Wase oder in Wasser erweichtem Pergament-Papier und zieht sie erkaltet heraus.

**Fisch-Pudding mit Ragout** (für etwa 20 Personen). — Einen Decht von etwa 4 Pfd. schabt man Abends vor dem Gebrauche fein aus Haut und Gräten, bestreut ihn mit Salz, weißem Pfeffer, legt obenauf eine in Scheiben geschnittene Zwiebel und läßt den Fisch bedekt stehen. 1/2 Pfd. Butter läßt man zur Zeit auf dem Feuer zergehen, schwißt 4 Zwiebeln darin gelb, nimmt sie heraus, gießt die Butter in einen Napf, reibt sie zu Sahne und fügt unter beständigem Rühren nach und nach für 15 Pf. eingeweichtes, gut ausgebräutes Weizbrod, 1/2 Pfd. fein gewiegte Sardellen, 1/4 Pfd. geriebenen Parmesankäse, ein wenig Knoblauch, den geschabten Fisch, 15 Eigelb, zuletzt die zu Schnee geschlagenen Eiweiß hinzu. In eine gut mit Butter ausgefrüchene Form gefüllt, muß der Pudding 2 Stunden kochen. Inzwischen hat man 1—2 Kalbsgehirne, 1 Pfd. Kalbsmilch, 1 Kalbszunge, 1/2 Schod Krebsch Blanchirt und weich gelocht, etwa 2 Champignons gepuht und in Butter und Citronensaft gar werden lassen, auch von den Krebschalen eine gute rothe Krebschutter bereitet. Zur Sauce thut man 1/2—1/3 Pfd. Butter in eine Casserole, läßt abermals ein paar Zwiebeln gelb schwißen, verrührt dann die Butter mit 2 Eßeln Mehl und verfort sie mit 1/2 Liter Bouillon. Mit Citronensaft abgemischt, wird der Fond der Champignons hinzugegeben und das Ganze zuletzt mit einigen Eigelb abgezogen. Nachdem es vom Feuer genommen ist, thut man die erwähnten Bestandtheile des Ragout hinein, die in der Sauce durchziehen müssen. Ist nun der Pudding vollendet, so stürzt man ihn auf eine hinreichend große und tiefe Schüssel, giebt rings herum das Ragout zu und übergießt dasselbe mit der Krebschutter, sodah es ein schönes Aussehen gewinnt. Sollte die Bereitung des Ragouts zu mühevoll scheinen, oder sollten die Krebsch, die zu demselben wesentlich sind, fehlen, so kann man



sich auch mit einer einfachen Sauce begnügen, die auf die erwähnte Art bereitet wird, dann aber mit Sardellen und Parmesanfäse pikant gemacht und zuletzt mit 1/2 Liter Sahne aufgezogen werden muß.

Ein italienischer Salat kann, je nach den Materialien, die zur Verfügung stehen, einfacher oder feiner bereitet werden. Die Hauptbestandtheile bilden gut gewässerte Fettkäse, — auch die kleineren, theureren Sorten, — ein Theil Kapseln, ein wenig Kartoffeln, Kalbsbraten, Cervelatwurst, geschälte saure und Pfeffergurken. Alle diese Ingredienzien werden mit scharfem Messer in feine, 2-3 Cent. lange Stücke geschnitten, welche, damit der Salat ein gutes Aussehen erhält, möglichst gleichmäßig sein müssen. Die dazu gehörende Sauce bereitet man auf folgende Art: 1-2 gut vom Eiseis geläute Eigelb werden mit etwas Salz in einen kleinen Napf gegeben und unter großer Vorsicht tropfenweise, — davon hängt das Gelingen ab, — mit feinem Provencen-Öl verrührt. Sobald die Masse anfängt, dick zu werden, darf man ein wenig mehr Öl hinzugeben und abwechselnd einige Tropfen von französischem Bordeaux-Essig. Hat man bei Zusatz von etwa 1/2 Liter Öl die geeignete Quantität Sauce erlangt, und ist dieselbe mit Essig, — sollte dieser zu scharf sein, mit Hinzufügung von etwas Wasser, — pikant abgeschmeckt worden, so mischt man sie mit den oben angegebenen Ingredienzien. Durchgerührt, muß die Masse gut gebunden sein, jedoch sich keine wässerigen Theile scheiden; zuletzt wird sie mit etwas fein gestoßenem weissen Pfeffer, nach Belieben auch mit ein wenig geriebener Zwiebel, abgeschmeckt.

Die hier beschriebene Sauce ist die feinste; doch ist sie bei großem Öl-Verbrauch theuer und schwer verdaulich. Wer dies zu vermeiden wünscht, kann die Sauce auf folgende Art leichter und billiger herstellen. Man bereitet aus Mehl, das in einigen Eßlöfeln Öl weiß geschwigt wird, mit Fleischbrühe eine dicke Sauce und rührt diese erkaltet unter die Mayonnaise, von der in diesem Falle also nur eine kleine Quantität erforderlich ist. Sollte dieselbe während des Rührens gerinnen, jedoch das Öl sich von dem Ei sondert, so muß man in einem zweiten Napf von Neuem ein Eigelb mit etwas Salz dick rühren, dann langsam die geronnene Sauce hinzugeben, bis sie glatt und weich wird.

Wichtig ist ferner für die Bereitung eines feinen italienischen Salates, — unter dem man weiter keine Salatbohnen, auch eingemachte Schnittbohnen, Essigsalaten und Pfäumen, Hagebutten, Perlzwiebeln, jede Art feingehackten Salatens etc., mischen kann, — die Garnirung, die im Aussehen geschmackvoll, appetitreich sein muß. Es kommen dabei die verschiedensten Sachen zur Verwendung: sarricte Oliven, Kapern, aufgerollte Sardellen, in Stücke geschnittene Kernaugen, Cervelatwurst, Krebschwänze, alle Arten der genannten Essigsalate, Citronenscheiben, mit Cabiar belegt, kurzum so vielerlei, daß darunter zu wählen, dem Geschmacke eines Jeden überlassen bleiben muß. Auch hartgekochte Eier, weißer und rother Aspik sind gut zu verwenden.

Candirte Früchte. — Die in Schachteln verpackten candirten Früchte kommen meist aus den großen, eigens für diesen Zweck eingerichteten Fabriken der Riviera und Süd-Frankreichs, und es dürfte zweifelhaft sein, ob die allerdings einfache Bereitungsart dem Unerfahrenen gelingt. Man legt die Früchte, die oft ungeschält und unangefeuert verwendet werden, in Wasser, welches, ohne aufzukochen, auf dem Siebepunkt erhalten werden muß, und läßt sie darin, bis sie aufsteigen und sich beim Druck zwischen den Fingern weich anfühlen. Nun nimmt man sie mit dem Schaumlöffel heraus, wirft sie in kaltes Wasser, läßt sie voll-

ständig ausfrieren, dann auf einem Siebe abtropfen. Hierauf kocht man auf 1 Pfund Frucht 1 Pfund Zucker so lange, bis er breit vom Löffel fällt, zum Bruch, giebt die Früchte hinein, läßt sie ein paar Mal aufwallen, legt sie dann einzeln auf ein Sieb und läßt sie bis zum nächsten Tage stehen. Nachdem der Zucker abermals ganz dick eingekocht ist, wird dasselbe Verfahren noch zweimal wiederholt, jedoch die Früchte ganz von dem Zucker durchgezogen sind. Wenn sie am dritten Tage auf dem Siebe vollkommen abgetropft und möglichst trocken sind, wird ein jedes Stück einzeln mit feinem Pulverzucker überstreut, eines neben das andere auf ein mit Provencen-Öl bestrichenes Papier gelegt und so lange im warmen Ofen getrocknet, bis die Früchte glaciert erscheinen.

Zur Reinigung der Bettfedern bedarf es eines großen, eingemauerten Kochkessels, unter dem man ein schwaches Feuer anzündet. Sobald der Kessel sich zu erwärmen anfängt, füllt man ihn etwa bis zur Hälfte mit Federn, die unter stetigem Umrühren, mit einem Stod oder einer großen Kelle, in fortwährender Bewegung gehalten werden. Dabei ist große Vorsicht zu beobachten, jeder Luftzug zu vermeiden, weil die leichten Federn sonst umherfliegen, auch, wenn das Feuer zu stark ist, sehr schnell anbrennen. Wenn die zuweilen gedrückten, oft zusammen geballten Federn durch Erhitzung und stetes Rühren ihre ursprüngliche luftige Form wiedergewonnen haben, so steigen die Flaumen in die Höhe, während die anhaftenden schwereren Lureinigkeiten sich auf dem Boden lagern. Hiermit ist das „Kesseln“ beendet. Sorgsam thut man nun die Federn in kleinen Portionen in ein großes Drahtsieb, sie mit den Händen durchrührend, damit alles Angehörige sich völlig ausseibe, und füllt sie dann in bereit gehaltene Säcke oder Zuletts.

Das gemischte Kompote dient vor Allem zur Fierde der Tafel; deshalb kommt es dabei wesentlich auf ein geschmackvolles Arrangement an. Auf etwa tellergroßen Affietten servirt, eignen sich namentlich verschiedenartig gefärbte Früchte dazu: ein Kranz von Pfirsichen oder recht weich geschmorten Kapseln, — vorzüglich sind die sogenannten Heftenköpfe, — darüber eine Lage von Aprisosen oder gelblichen Birnen, dazwischen grüne Reineclaudes, Glaslirschen, einzelne dunkle Rüsse, kleine Häufchen von Erd- und Himbeeren. Alle diese Früchte werden im Sommer, je nach ihrer Reifezeit, in geschwefelten Gläsern oder Büchsen in bekannter Weise eingemacht. Sollte man sie gemischt in Flaschen zu bewahren wünschen, müssen sie zuvor auf Sieben abtropfen, nach Auswahl eingefüllt und mit frisch gekochtem, gefärbtem und abgekühltem Zucker übergossen werden; doch kommen hierbei nur die härteren Kern- und Steinfrüchte zur Verwendung, während Erd- und Himbeeren ihres reichen Saftgehaltes wegen ungeeignet sind. Große Mengen gemischten Obstes kommen ferner aus Bozen und Meran, doch sind diese, weil ganz in Zucker eingekocht, sehr süß, auch giebt es eine namentlich bei Herren beliebte Art, die, süß, mit einem Zusatz von englischem Senf bereitet sind. Eine in den letzten Jahren in Aufnahme gekommene Methode ist die des Conservirens von Früchten in Rum, bekannt unter dem Namen „Kuffischer Topf“. Es ist dies die einfachste Art von allen. Man beginnt im Frühjahr, z. B. mit Erdbeeren, nimmt 1 Pfd. Früchte, legt sie roh in ein großes Glas, überstreut sie mit 1 Pfd. feinem Zucker, gießt eine Flasche guten Jamaica-Rum darauf und fahrt mit Himbeeren, Stachelbeeren, Aprisosen etc. ganz nach Belieben fort, stets Pfund auf Pfund hinzuzugeben. Eine Flasche Rum genügt für eine ziemlich große Quantität Obst; namentlich der mit dem Rum durchgezogene Fruchtast ist sehr wohlschmeckend und gut zu kalten Saucen zu verwenden,

während das Fleisch der Früchte selbst leicht trocken im Geschmack wird. Ein einfaches, sehr zu empfehlendes gemischtes Kompote besteht aus Kapseln, Birnen und Pfäumen, die man im Herbst, eine jede Art gesondert, in kochendem Wasser so lange blanchirt, bis sie sich weich anfühlen, dann zusammen in mit Wasser aufgelöstem, klar abgeschäumtem Zucker (1 Pfd. Zucker auf 1/2 Liter Wasser) vollends gar kocht und in geschwefelten oder mit Salicylsäure ausgepöhlten Gläsern bewahrt.

Conchylien-Handlungen (143). — Als erste Naturalien-Handlungen in Hamburg werden und genannt: Eckert und Sohn, Spielbudenplatz 11, und Umlauf, Spielbudenplatz 8.

Hagebutten-Mark (212), wie überhaupt feine Früchte, Frühgemüse etc. sind von dem Verbands-Geschäft Heinrich Thomae in Mannheim zu beziehen.

Verbandsstellen für Hagebutten-Mark sind fast sämtliche großen Conserven-Fabriken, in Berlin: Charles Hamms, Kronenstr. 53, in Pforzheim: Gärtner Hoheisen. P. D.

R. A. in Breslau. — Das Kummelkäse in Gährung übergeben, gehört eigentlich zu den Seltenheiten, da der Alkohol sie davor bewahrt. Auch braucht keine besondere Fruchtart verwendet zu werden; nur sei der Bewahrungsort ein trockener, das Glas gut verschlossen. Als Präservativ legt man auf die Früchte ein in Salicylsäure getränktes Stück Pergament-Papier, eine Vorhaut, die man bei dem Einlegen neuer Früchte wiederholen kann.

H. 2. in B. — Es ist bei Parfüm ein Unterschied zwischen süß und süßlich zu machen, denn der Blumenduft eines wirklich feinen Extractes von Noedrose, Pfingst-Blau, Violett wird so leicht nicht wiederholt werden. Von allen nicht aus Blumen bereiteten Parfümen wird immer dem Eau de Cologne der erste Platz gebühren; doch seien als köstlich und höchst noch Carmeliter Weissen-Geist, Eau de Portugal, auch Lavendel genannt.

H. 2. in B. — Der zweite, im Erscheinen begriffene Band der „Schreibblätter der Rodemwelt“ enthält „Die Anfertigung der Kinder-Quartette“. Bis jetzt sind sechs Lieferungen erschienen.

Bilder am Meise. — Fragen der Gesundheits- und Schönheitspflege behandelt unsere Beilage nicht, da wirklich läppische Auskunft nur vom Meise, der die entsprechenden Fälle aus eigener Anschauung kennt, erteilt werden könnte. — Die übrigen Fragen werden zur Erörterung gelangen.

Frau Antstraße 1. in P. — Marie R. in Posen. — Verbindlichen Dank; doch ist, wie Sie inzwischen erfahren haben werden, die Frage bereits ausgegibt behandelt worden.

Wiederholt. — Obst ist bekanntlich am besten in röhrlöcher Haar. — Wegen des Fusses werden wir uns erkundigen.

E. H. 4. — Auf welchem Wege eine Kuffelbeerin am besten eine Stellung im Auslande erhält, vermögen wir nicht zu sagen.

Erfrische Abonnentin in Ungarn. — Im Gegenwart, soll-erwas dient zur Pflege der Haut. Mit diesem Erfolge wird es bei Abschürfungen angewendet.

Leni. — Frau Burdett-Sentis verheiratete sich am 12. Februar 1881 mit Hr. Wilhelm-Parlett; indessen wird die Dame, auch nachdem ihr Gatte den Baron-Titel erhalten, stets mit ihrem Mädchennamen genannt. Die Noedrose kennen wir nicht.

In dieser Nummer gehört ein Modenbild, für die Abonnenten der großen Ausgabe zwei Modenbilder und ein Kostümbild.

Von der „Illustrirten Frauen-Zeitung“ erscheinen jährlich 24 Unterhaltungs-Nummern zu je 2 bis 2 1/2 Doppelbogen, 24 Roben-Nummern, 12 Schnittmuster-Beilagen und 12 farbige Modenbilder; vierteljährlicher Abonnements-Preis 2 M. 50 Pf. (1 Gulb. 50 Kr., mit Postzusendung 1 Gulb. 80 Kr.)

Die Heft-Ausgabe bringt ferner jährlich 12 Kunstblätter „Bildermappe“; das Heft (24 jährlich) kostet 50 Pf. (30 Kr.)

Die Ausgabe mit allen Kupfern (jährlich 36 farbige Modenbilder, 12 Kostümbilder und 12 farbige Kinderbilder) kostet vierteljährlich 4 Mark 25 Pf. (3 Gulb. 55 Kr., mit Postzusendung 2 Gulb. 85 Kr.) — Alle Buchhandlungen nehmen jederzeit Bestellungen an, mit Ausnahme für die Heft-Ausgabe auch alle Postanstalten.

Anzeigen.

falls solche nicht als für die „Illustrirte Frauen-Zeitung“ angeeignet von uns eingesehen werden sollten, fügen zu dem Preise von 1 Mark für die einseitige Annoncen-Beilage oder deren Raum Aufnahme, soweit der dafür bestimmte Platz reicht, Aufnahme der Anzeigen in allen Annoncen-

Bureau, sowie in den Expeditionen der „Illustrirten Frauen-Zeitung“ zu Berlin W., Potsdamer Straße 38, und zu Wien I., Operngasse 3. Inserenten erhalten das Blatt kostenfrei mit der Post zugesandt, so lange der Insertions-Auftrag dauert.

In jeder Buchhandlung: Buchholtzens in B. Paris. 3 N., geb. 4/2 M. Grosse Erfolg. Amica, Familien-Buch. Stets neue Aufl. Verlag: A. Unsch in Leipzig.

Seeben erschien: Wiel, med. Dr., Diät. Kochbuch für Gesunde und Kranke, VI. verb. Aufl. Preis brosch. M. 4.80, geb. M. 5.50. Anerkannt bestes Kochbuch. Zugleich Ergänzungsbuch zu allen bestehenden. Lehrt uns auch, was und wie wir in den Tagen der Noth unsoren Kranken kochen müssen. Fr. Wagner'sche Univ.-Buchhandlung in Freiburg i. B.

Pianos billig, baar od. Raten, Kostenfreie Probess., Prosp. grat. Fabrik Weidenslaufer, Berlin NW. Fabrik-Depôt von V. Keller Wwe., Rudolfstadt, in schwarz u. couleur Cadmir 110 Elm. reinvollene rechte Sammgarnstoffe, Nr. 35, 1.25.

Roben- und stückweise direkt an Private — ohne Vermittelung von Agenten oder Zwischenhändlern:

Weisse & schwarze ganz seidene Satins merveilloux Atk. 1.90 p. M.

Bis Nr. 14.65 in je ca. 16 verschiedenen Qualitäten.

Weisse & schwarze ganz seidene Damaste Atk. 2.45 p. Meter

Bis Nr. 14.50 in je ca. 12 verschiedenen Qualitäten.

Weisse & schwarze seidene Atlasse Atk. 1.25 p. Meter

Bis Nr. 18.50 in je ca. 18 verschiedenen Qualitäten.

Weisse & schwarze Ottoman, Surahs, Ripse, Caffete Atk. 1.80 p. M.

Bis Nr. 14.20 in je ca. 60 verschiedenen Qualitäten.

vor- und rückf. ins Haus. — Muster bereitwillig. — Briefporto nach der Schweiz 20 Pfennig.

Büsch (Schweiz).

Muster von farbigen Seidenstoffen jeden Genres umgehend.

G. Henneberg's Seidenstoff-Fabrik-Depôt,

Königl. und Kaiserl. Hoflieferant.

Die Dampfschiffe „Wulf-Führ“ (Capt. Dooren) und „Nordsee“ (Capt. Eraren) ver-mitteln vom 1. Juni an täglich abwechselnd die Verbindung zwischen der Eisenbahnstation Ostum und dem Nordseebade

Wyk auf Föhr.

Direkte Eisenbahnbillette. Fahrzeit ca. 3 Stunden. Besondere Fahrpläne sind bei uns und den Annoncen-Expeditionen von Haasenstein & Vogler unentgeltlich zu haben. Wulf a. Föhr, 1886. Die Directionen.

Junge Damen, welche sich zur Auszubildung resp. Erlernung einer Branche in Berlin aufhalten müssen, finden stets freundliche und solide Pension von 40 M. an, auch halbe Pension. Empfehlungen stehen zur Seite. Ad. Frau J. Voigt, Berlin 80, Kahlertstr. 38, 80.

Obstbäume in den best. Sort. Rosen 400 d. edelst. Sort. Weiden in 20 u. in allen Form. Hochst. u. Busch. Sort. Grosses Sortiment in Delikatess- u. Speisekartoffeln empfehl. Kataloge gratis u. franco. Baumschule Rittergut Köstritz (Bad).

DENK'S Kreuzstich-Monogramme 12 Hefte (4 Blatt) von AA-ZZ, 3 B. 6. W. — M. 5. Einzelne Hefte (23 Monogramme u. 1 Krone) 30 Kr. — 50 Pfg. zu haben bei Hans Denk, Wien 1 Goldschmidgasse 7, sowie in allen Buchhandlungen. (Verlag: Anton Schroll & Co., Wien.)



# Nordseebad. Westerland-Sylt. Luftkurort.

Kurzeit vom 15. Mai bis 15. October.

Heilkräftigster Wellenschlag des brandenden Meeres. Reines, absolut gefahrloses Baden im Meere, unabhängig von Zeit und Wetter. Ozonhaltigste, feuchte, milde Luft, kein wahrer Ostwind. — Herrlicher Aufenthalt auf dem weitgestreckten, festen, von hohen Dünen geschützten Strande. — Für Ruhebedürftige tiefste Einsamkeit. Das Baderleben in Westerland-Sylt bringt die grösste Einfachheit mit sich; jede Entfaltung von Toiletten-Luxus wird gemieden. — Warm-Badehaus, Anstalt für Heilgymnastik und Massage. —

Vorzügliche Hôtels und schöne, saubere Privat-Logis-häuser; beste Hamburger Küche bei mässigen Preisen. Evangelischer und katholischer Gottesdienst. Kur-Haus mit Musikzimmer, Les- und Restaurations-Hallen, Pavilions, Zelte am Strande. Täglich 3mal Musik der Bade-Kapellen. Réunions, Theater, Privat-Aufführungen. Ausflüge zu Wasser und zu Land, Seehunds-Jagden u. s. w. Post- und Telegraphenamt, Bade-Aerzte Dr. Lahusen, kgl. Stabsarzt d. Ldw. u. D. und Landchirurg Dr. Nicolas, während der ganzen Kurzeit. Täglich 2mal Dampfschiffs-Verbindung mit dem Festland. Directe Saisonbillets zu ermässigten Preisen mit 45 tägiger Gültigkeit an allen grösseren Stationen. Ausführliche Prospekte, sowie jede auf den Aufenthalt bezügliche Auskunft ertheilt.

Die Bade-Direction in Westerland-Sylt.

## Nordseebad. Luftkurort.

### Wenningstedt-Sylt.

Gewährt die gleichen natürlichen Vorzüge wie Westerland, kann aber in Bezug auf Logis, Verpflegung etc. nur einfachen Ansprüchen genügen. Preise durchschnittlich ein Drittel billiger wie in Westerland. Kurtaxe wird nicht erhoben. Anfragen und Bestellungen sind ebenfalls an die vorbezeichnete Directionsstelle in Westerland zu richten.

**Bergquell Frauendorf bei Eutin.**  
Heilanstalt für Nerven- u. Gemüthskranke des Kreisphysikus u. D. Dr. Zentler.

## Parafal

Scenische Bilder a. d. Bayreuther Parafal-Aufführungen. Einz. autor. Ausg. in 9 Kunstblättern. Prachtausg. 20 M., Cab.-Ausg. 6 M. Beide L. reicher Goldmappe. (Verl. v. Alb. Unlad in Leipzig.)  
Andenken v. dauerndem Werth für Wagnerfreunde u. Besucher d. Festspiele. — Gleichzeitig erschien: R. Wagner's Frauengestalten. Folio-Ausg. 130 M., Pracht-Ausg. m. Text 20 M., Cab.-Ausg. 6 M. Sammtlich in reichstem Einband.

## Der Unterrichtsstoff für das erste Schuljahr, nach Wochen und Stunden methodisch geordnet von Dr. Ferd. Otto.

erd. Lehrer an der Charlottenschule zu Berlin. Preis broschirt Mf. 1.20, gebunden Mf. 1.60.  
Eltern, Hauslehrer und Erzieherrinnen, welche ein geistig vorgeschrittenes aber noch nicht schulpflichtiges Kind beschäftigen wollen, dürften obige Schrift freudig begrüßen. Das Buch will es jeder gebildeten Mutter ermöglichen, ihr Kind so zu fördern, daß es in seiner geistigen Entwicklung nicht zurückbleibe; dazu schreibt es nicht nur vor, was gelernt werden soll, sondern enthält auch die zu befolgende Methode. — Vorräthig in jeder Buchhandlung.  
Berlin. G. Grote'scher Verlag.



Verlag von Franz Kipperheide in Berlin.

### Lehrbücher der Modenwelt. Erster Band.

## Die Anfertigung der Damen-Garderobe.

Von Hedwig Lechner und Gunda Beeg.  
Mit 658 Illustrationen. — Kleines Quart-format. In elegantem Einbande 11 Mark 40 Pf.

Von den zehn Abtheilungen, in welche der reichhaltige Inhalt des Werkes zerfällt, lehrt die erste das Maßnehmen, die folgende die zweckmäßigste Benutzung von Schnittmustern, sowie kleinen Schnitt-Übersichten, die dritte giebt Anweisung zur selbständigen Aufzeichnung von Schnittmustern. Dem Zuschneiden und Fertigstellen nach diesen, den Nähten, Befestigungen und Schluß-Einrichtungen sind besondere Abtheilungen gewidmet. Ebenso wird das große Gebiet der Besätze und Garnituren selbständig mit anschaulichen Darstellungen behandelt. Den Schluß bildet die Behandlung und Darstellung einer Reihe von fertigen Gegenständen.  
Einen besonderen Vorzug des Werkes bilden die sehr zahlreichen, den Text erläuternden Illustrationen. So wird dieses Lehrbuch nicht nur Neulingen ein sicherer Leitfaden, sondern auch schon Erfahreneren vermöge seiner Vollständigkeit und Ausführlichkeit ein sehr willkommener Rathgeber sein.

Verlag von Franz Kipperheide in Berlin.

## Jugendbrunnen.



Alte Reime mit neuen Bildern von Fedor Flinzer.

In elegantem Einband mit farbigem Umschlag.  
Preis: 4 Mark.

- Inhalt.
1. Höre, mein Kindchen, was ich dir will singen.
  2. Ein poppeio, was rathelt im Stroh?
  3. Fünf Engel haben gelungen.
  4. D' Engel han's Bedd gemacht.
  5. Ubc, das Kängchen lief in'n Schnee.
  6. Tanz, Kindchen, tanz.
  7. Vögel, die nicht singen.
  8. Der ist ins Wasser gefallen.
  9. Rosmarin und Thymian wächst in unserm Garten.
  10. Schnecke, Schnecke, schneiere.
  11. Ihr Diener — was machen denn Ihre Hüter?
  12. Hinter mein' Gartensaun.
  13. Malldfer Rieg.
  14. Pfeffel, willst du nicht gerathen.
  15. Pudel, Pudel, beiß mich nicht.
  16. Pauthöckchen, Pauthöckchen, wat deist up unsem Hoff.
  17. Ein Bahn und ein Bahn.
  18. Es ging eine Hiez am Weg hinaus.
  19. Gräß dich Gott, mein lieb Regel.
  20. Steht die Alte im Walde.
  21. Suchs, du hast die Gans gedohlen.
  22. Hora, bore! mein' Küß sind alle nei.
  23. Zwischen Berg und tiefem, tiefem Thal.
  24. Herr Demereb.

Dieses neue Bilderbuch enthält auf 24 Blättern fein colorirte Illustrationen zu ebenso viel Kinderreimen, nebst einem colorirten Titel. Flinzer's getreue Wiedergabe der Natur, sein prächtiger, niemals zur Caricatur hinabsteigender Humor gelangen darin zum vollendeten Ausdruck. Die charakteristische Art, in welcher sich überdies die Bildchen in ihrem feischen Colorit dem Text anschließen, macht den „Jugendbrunnen“ zu einem Born der Unterhaltung für die Kleinen, aus dem sie an der erläuternden Hand der Mutter oder älteren Schwester eine Fülle von Anregung schöpfen werden.  
Die Ausstattung des Werkes auf festem, starkem Papier ist eine durchaus gediegene.

**Englische Tüll-Gardinen**  
direct ab Fabrik an Private, ohne Zwischenhändler.  
Prachtvolle Muster-Collection auf Verlangen franco.  
Falls speciall feinsto Genres erwünscht, erbittet man diesbezüglic. Notiz.  
**Pilz & Kohl, Auerbach i. S.**  
Hauptsitz Deutschlands in der Fabrikation englischer Gardinen.

Anerkennung in den höchsten Kreisen.  
**Egbert Guenther's Parquetwische**  
Lieferant nach vielen Höfen.  
für Parquet, eichene und lackirte weiche Fußböden, sowie Wachstuch und Pinselwisch-Teppiche. Streichfertig, sofort trocknend. Ohne zu büßten, unübertrefflichen dauerhaften Glanz gebend.  
1 Kilo RM. 2.50 genügt für 2 Salons.  
Egbert Guenther, Reerane i. S.

**Patent-Kinderwagen, Krankensfahrstühle, Nebbettstellen, Kinder-Velocipedes**  
eigener Fabrik, höchst solides Fabricat, in einfachen wie eleganten Ausstattungen liefert unter Garantie zu sehr mässigen Preisen die  
**Kranken- u. Kinderwagen-Fabrik G. E. Höfgen, Dresden-N.**  
Reichhaltigste illustrierte Kataloge (mit vielen Anerkennungen aus allen Ländern als Anhang) auf Wunsch gratis.  
Niederlage Wien i. Postg. 22.

**Neu! Lektüre Neu! für Reise und Sommerfrische.**  
Soeben erschienen:  
Julius Große, Krimosen, drei Theater-novellen. 32 Bz. 8°. eleg. broch. M. 5.—  
M. Schmidt, Die wilde Braut, Der Frankkimmer, zwei Hochland-Grählungen. 19 Bz. 8°. eleg. broch. M. 4.—  
M. Schmidt's Willkür-Humoresken. 3 Hefte von 4 bis 5 Bz. 1 Lußige Post. II. Die Bärenritter. III. Die Feldherrnabtheilung. eleg. broch. 11. Heft M. 0.50.  
Vorräthig oder zu beziehen durch alle Buchhandlungen sowie direct vom Verleger  
**Georg T. W. Callwey, München.**

Illustr. Briefmarken-Journal.  
Verbreiteste u. einzigste Briefm.-Ztg. d. Welt, d. farbige Illustrationen u. Gratisbeigaben giebt u. monatlich 2 mal erscheint. Probe-Nr. gratis von Gebrüder Neuf, Leipzig.

**Die Briefmarken-Handlung**  
von G. Rudolf, Berlin W, Lühovstr. 16, versendet die neueste Verzeichnisse gratis u. franco.  
**J. Rink, Spitzen-Manufactur**  
Berlin, Jägerstraße 23.  
Größtes Lager sammtl. Spitzen u. Spitzenartikel. Recht und Imitation. Spitzenconfection. Spitzenwäsche. Ausbesserung. Application.

**Passementerien u. Knöpfe.**  
Holz- u. Glasperlen. Wollspitzen u. Borten. Sammtliche Artikel zur Damen-Schneiderei.  
Doppelgraffen. Vorzügl. Schweissblätter. Möbelpassamenten. Häkelkitzen u. Muster.  
**Gebrüder Schüler** Nachfolger.  
Berlin W, 61 Markgrafenstrasse 61. 2

**OTTO HERZ & Co's**  
**SCHUHE UND STIEFEL**  
SIND ALLE MIT DIESER SCHUTZ-MARKE VERSEHEN  
FRANKFURT a. M.



Illustrirte  
**Frauen-Zeitung.**

Nr. 15, 1. Blatt.

Monatlich zwei Nummern.  
Vierteljährlich 2½ M. = 1½ Guld.

Berlin, 1. August 1886.

(Ausgabe mit allen  
Kupfern: 4½ M. = 2 Guld. 55 Kr.)

XIII. Jahrg.



*Friedrich*



Kriegsleben.

## Die Rose von Gorze.

Ein Kriegsleben von E. von Wald-Zedtwitz.

1.

Die kannten ihn Alle im Städtchen. Als blutjunger Offizier war er in einem blüthenreichen Maimonat dort hingelommen; nun wartete er schon auf den Stern des Premier-Lieutenants, und ein starker, blonder Vollbart schmückte bereits seine Wangen. Wie manches Jahr hatte er auf dem Paradeplatze die Rekruten exercirt und wie vielen hübschen Mädchen im Laufe der Zeiten in die Augen gesehen! Mit den biederen Pfahlbürgerern und den Kindern des Dortheims wechselte er manch freundliches Wort; der Krämer im Laden nickte ihm vertraulich zu, wenn er vorüberging, und die Schuljungen zogen ihre Kappen, sobald sie ihm begegneten. So war es ein gewisses Ereigniß, als man ihn eines Tages auf einem zierlichen Fuchs über den Marktplatz reiten sah. Er war Adjutant geworden, und seine Freude darüber war nicht gering; Alt und Jung theilte sie.

Nun war es wieder einmal Maien geworden, ein herrliches, sonnengoldiges Maien! Da schauten die guten Bürger ihm erst recht nach, denn er ging nicht mehr allein; an seinem Arme hing verschämt ein zartes Mädlein, schlank wie die Tanne, mit weichen, sammetdunklen Augen und Wangen, wie Milch und Blut. Das Glück stand beiden auf der Stirn geschrieben, und von den Jüngen der ihnen nachschauenden war zu lesen, wie sich Alle des aufspießenden Liebesglüdes freuten.

Es war ein trautes Städtchen, nur klein, mit einigen tausend Seelen, aber Bürger und Soldaten lebten wie eine große Familie zusammen. Der Marktplatz lag etwas erhöht, just in der Mitte; geradlinig, sauber gehaltene, breite Straßen zweigten sich davon nach allen Seiten ab, um unten am Festungswalle, welcher das Ganze umzog, zu enden. Ein stattlicher Strom bespülte die Werke und verschönte die sonst reizlose Landschaft, in welcher die Festung lag.

Den beiden Glücklichen, die eben über die Brücke hinaus in's Freie schritten, dünkte dieses schlichte Fleckchen Erde ein Stück Paradies. Brechende Knospen, Sonnenschein und jubelnde Lerchen rings um sie her; wohin das Auge sah, nur frischhausfeimende Lenzeslust. In ihren Herzen sah es nicht anders aus; auch da brachen Knospen, da leuchtete Sonnenschein, darinnen klang es, wie das Schmetterlein aus zahllosen frühlingstigen Sangeskehlen.

Nicht ohne Hindernisse sollte sich indessen die Vereinigung der Beiden vollziehen. Hätte die Liebe allein ausgerichtet, um den Hausstand zu begründen, dann hätten sie im Ueberflusse schwelgen können; aber es gehörte noch mehr dazu, woran sie im Anfange kaum gedacht hatten. Aber nach und nach wurden mit Gottes Hilfe alle Hemmnisse überwunden, der Schleier und der Myrtenkranz schmückten die jugendliche Braut. Als dann über ein Jahr ein zartes Töchterlein in der Wiege lag, da war des Glückes kein Ende. Die ganze Stadt nahm daran Antheil.

Zwei Jahre gingen in das Land; wieder war es Mai geworden. Die alte Stadt, die alte Freundschaft und das alte Glück! Aber als die Sonne höher stieg und die Rosen blühten, da lag es ernst auf Aller Gesicht, ein Alp drückte die Gemüther nieder. Düstere Wolken zogen im Westen auf; jenseits des Rheines wollte der alte Erbfeind nicht Frieden halten; man befürchtete, daß die Kriegssackel die Völker bald zu blutigem Strauße entflammen würde.

Freudige und zugleich bange Schläge bewegten das Herz des jungen Offiziers. Sollte sich doch vielleicht der schönste Traum des Soldaten erfüllen, ihm Gelegenheit werden, für das Vaterland zu sechten und, wenn es sein mußte, zu bluten? Aber es galt doch auch einen Abschied von Weib und Kind!

Und nun war es wirklich so weit, das entscheidende Wort war gesprochen, der Würfel gefallen.

Noch einen Kuß drückte der Offizier auf die Lippen seines jungen Weibes, noch einmal versenkte er den Blick in ihr thränenüberströmtes Auge, nahm sein Kind an's Herz, — dann schwang er sich in den Sattel.

Ungebuldig scharrete der Fuchs; er war gewohnt, schnell den Schenfeldrud seines Reiters zu empfangen, um munter vorwärts zu gehen. Aber heute mußte er warten; das stumme Grinsen, das Winken des Offiziers oben hinauf nach dem Fenster wollte nicht enden. Sein Weib, mit dem Kinde auf dem Arme, stand ja dort, um vielleicht die letzten Liebesblicke mit ihm zu tauschen.

„Vorwärts!“ rief der Scheidende dem Fuchse zu; dahin galoppirte er, und bald hörte man vom Markte her das donnernde: „Hoch lebe der König!“ des zum Abmarsche bereitstehenden 72. Regiments erschallen. Alle stimmten ein, Männer und Frauen, Junge und Alte; wie eine mächtige Woge der Begeisterung wälzte sich der Ruf durch die ganze Stadt, bis in das entlegenste Gäßchen.

Die präsentirten Gewehre stimmerten im Sonnenschein, die Fahnen senkten sich, aus allen Fenstern wehten weiße Tücher Abschiedsgrüße, die Trompeten fielen schmetternd ein, — mit wehendem Banner und klingendem Spiele ging's zum Thore hinaus. „Wer weiß, ob wir uns wiedersehen!“ hatte die Regiments-Musik angestimmt; „Wer weiß, ob wir uns wiedersehen!“ erklang es in Aller Herzen.

2.

Wie sanft sich die Weingelände zum Thale neigten, wie friedlich sich die rothen Ziegeldächer zwischen den grünenden Wiesen erhoben, wie ruhig und gemüthlich die Herden auf üppiger Flur ihre Nahrung suchten!

Abseits von der großen Heerstraße, in einem stillen Winkel, wo Wohlstand und Zufriedenheit ihren Wohnsitz ausgeschlagen hatten, liegt unweit der Festung Metz das kleine Landstädtchen Gorze. Arbeitssame Bürger führten hier ihr friedliches Dasein; was draußen jenseits ihrer Berge vorging, bekümmerte sie wenig. Sie hörten wohl von Krieg und Kriegsgeschrei, aber sie glaubten nicht daran. Und nun sollte es doch wahr werden; ihre behagliche Ruhe war gestört; ab und zu zogen schon vereinzelt Trupps französischer Infanterie oder eine Abtheilung Husaren lärmend durch die Straßen, um sich, nahe der deutschen Grenze, mit den größeren Truppenmassen zu verbinden.

Aber diese Durchzüge waren nur vorübergehend gewesen. Die große Heerstraße berührte das kleine Städtchen nicht; sie ging zwei Stunden nördlich bei Metz vorüber, und so kam es denn, daß sich die Bürger bald von ihrem Schrecken erholten, um wieder ihrem friedlichen Tagewerke nachzugehen.

Um so größer aber war ihre Bestürzung, als sie wenige Tage später das Donnern der Geschütze aus der Nähe von Metz vernahmen; graufig genug hallte es in dem sonst so stillen Thale wieder. Es war am 14. August 1870; der erste der drei großen Gesechtstage um Metz war angebrochen. Aber weder deutsche noch französische Truppen betreten heute das Weichbild von Gorze.

Am 15. August blieb Alles ruhig; sorglos gaben sich die Bewohner ihrer Beschäftigung wieder hin, aber am folgenden Tage sollte sich das Bild gewaltig ändern. Beim Morgengrauen sprengten die ersten preussischen Wannen über den Markt, — die verschlafenen Bürger glaubten im ersten Augenblicke, Gespenster zu sehen, — Infanterie, Artillerie, Wagen-Colonnen und Kavallerie folgten, bald wimmelte die ganze Stadt von feindlichen Truppen. Die Leute standen rathlos; bereit, Alles über sich ergehen zu lassen, erwarteten sie in stummer Verzweiflung ihr Schicksal. Aber die Soldaten rückten in höchster Ordnung ein, hielten sich nur kurze Zeit auf und marschirten zum anderen Thore wieder hinaus.

Nahe dem Marktplatze, an der Hauptstraße, lag das freundliche Häuschen des Gewürzkrämers Antoine. Er war ein stattlicher Graukopf, trug auf seinem welligen Haupthaar die französische Soldatenmütze und im Knopfloch das rothe Band der Ehrenlegion.

„Mann, Mann, — wenn die Prussiens sehen, daß Du Soldat gewesen bist, werden sie Dich massacriren! Heilige Jungfrau Maria, denke doch an Weib und Kind; lege die bunte Mütze ab und entferne das Bändchen aus dem Knopfloch!“

So klagte Hortense Antoine, die Gattin des Krämers. Er schob seine Soldatenmütze von einem Ohr zum andern und entgegnete: „Glaube das nicht; die Prussiens werden die Ehrenzeichen achten, und thun sie es nicht, so sind sie . . .“

„Und Dich mordeten sie!“ jammerte das Weib.

„Nichts da, von der Mütze und dem Bändchen trenne ich mich nun einmal nicht!“ rief Antoine, und dabei schlug er sich auf den Stelzfuß; sein rechtes Bein hatte er auf dem Schlachtfelde von Magenta gelassen.

Er hatte sich in den gefürchteten Prussiens nicht getäuscht. Niemand that ihm ein Leid; mancher Soldat, der in seinen Laden kam, um Diefes oder Jenes einzukaufen, begrüßte ihn um seiner militärischen Abzeichen willen nur um so freundlicher. Der Invalide von Magenta war nicht wenig stolz darauf; er gab ihnen reichlich und erzählte dabei, wie er zu seinem Stelzfuß gekommen, wovon sie freilich blutwenig verstanden. Hortense bewies ein weit geringeres Zutrauen; sie sah in den deutschen Soldaten noch immer nur Räuber und Diebe und verbarg sich mit ihrem kleinen Töchterchen Felicie im dunkelsten Winkel ihres Hauses. Erst nach und nach ließ sie sich bewegen, ihr Versteck zu verlassen, um ihrem Gatten beim Verkaufe behülflich zu sein.

Niemand war glücklicher, als Felicie, da sie sich nun wieder der altgewohnten Freiheit erfreuen konnte. Das Nachtgebot der ängstlichen Mutter hielt sie wohl noch eine Zeit lang vom Fenster zurück; aber lange dauerte es nicht, so steckte sie das schwarzgelockte Köpfchen hinaus und sah neugierig dem fremdartigen Getriebe zu.

Aber jetzt fuhr sie zusammen; ein lähmender Schrecken bemächtigte sich plötzlich der Einwohner des

Städtchens, ein Kanonenschuß, — der erste am 16. August, — war gefallen, und zwar, dem Schalle nach zu urtheilen, in nächster Nähe von Gorze.

„Nengstlich floh Felicie in die Arme ihres Vaters. „Beruhige Dich, mein Kind,“ sagte er, „die Kanonen sind noch so weit von hier entfernt, daß es Deine kleinen Füßchen gar nicht in einem Tage laufen könnten.“

Felicie barg bei jedem neuen Schusse den Kopf an der Brust des Vaters. „Aber wie weit fliegen denn die Kugeln?“

Antoine kam in Verlegenheit, was er dem Kinde antworten sollte; eine Blöthe wollte er sich doch als alter Soldat nicht geben, und so antwortete er denn: „So weit der liebe Gott es will, ma petite.“

Von Minute zu Minute steigerte sich die Kanonade; dazwischen unterschied man deutlich das Knattern des Kleingewehrfeuers; es stand fest, daß das Gesecht nicht allzuweit vor den Thoren der Stadt stattfand. Hortense saß stumm in einer Ecke und rang die Hände; sie erwartete nichts Anderes, als daß im nächsten Augenblicke eines dieser furchtbaren Geschosse mitten in ihr Häuschen fahren würde, um sie und die Ihrigen zu verderben.

Draußen zogen die feindlichen Truppen immer dichter vorüber; man vernahm den gleichmäßigen Marschschritt der Infanterie, dann wieder den Hufschlag der Reiterei und die Kommando-Rufe der Offiziere. Jetzt rückte Artillerie vorüber, die Fenster zitterten, dumpf rollten die schweren Geschütze auf dem Steinpflaster dahin, und dazu steigerte sich das Brüllen der Kanonen immer mehr, das Infanterie-Feuer wurde jeden Augenblick heftiger.

Antoine hatte alle Hände voll zu thun; auf seinem Stelzfuße humpelte er bald nach dieser, bald nach jener Ecke des Ladens, um die Forderungen der einkaufenden Soldaten zu befriedigen. Er konnte sich nicht genug wundern, wie richtig sie bezahlten, und dabei fand er auch noch Zeit, ab und zu einen Blick auf die Straße zu werfen, um in abgerissenen Sätzen seiner Befriedigung über die gute Haltung und die straffe Ordnung der Deutschen Ausdruck zu geben.

Als Felicie sah, daß keine verwüstende Kugel herniederfiel, gewann die Neugier bald wieder die Oberhand in ihr, und ihr Köpfchen erschien auf's Neue am Fenster. Dicht davor hielt die zweite Kompagnie des 72. Regiments; die Soldaten hatten die Gewehre zusammengefaßt und sich auf dem harten Pflaster niedergelassen, um von den Anstrengungen des Marsches auszuruhen. Der ehemalige Regiments-Adjutant und jetzige Führer der Kompagnie stand neben seinen Leuten und studirte eifrig eine buntgezeichnete Karte.

Felicie fühlte sich von dem farbigen Gemälde angezogen, beugte sich, um es näher in Augenschein zu nehmen, etwas zu weit vor und streifte dabei den Offizier an der Schulter. Erschrocken fuhr sie zurück und schaute erröthend in das lächelnde Gesicht des Fremden. Dieser fand Gefallen an dem hübschen Kinde und versuchte, es zutraulich zu machen, indem er ihm die Karte näher vor die dunklen Augen führte. Nach und nach überwand die Kleine die Schüchternheit und betrachtete neugierig die bunten Linien auf dem Papiere. „Wie heißt Du, Kleine?“ fragte der Herr jetzt in französischer Sprache.

„Felicie Antoine“, gab sie zurück.

„Und was ist Dein Vater?“

„Mein Vater ist der Jubalide Antoine; die bösen Deisterreicher haben ihm bei Magenta ein Bein abgeschossen, aber dafür hat ihm der Kaiser ein rothes Bändchen mit einem goldenen Kreuz daran geschenkt. Wollt Ihr es einmal sehen, Herr?“

Ohne seine Antwort abzuwarten, war sie schon vom Fenster verschwunden, um bald darauf mit dem vorsorglich eingerahmten Diplom der Ehrenlegion wieder zu erscheinen; das Ehrenzeichen selbst war oben an der Goldfassung angebracht.

Plötzlich saßen zwei Hände danach, eine weibliche Stimme, welcher man die Angst und die innere Erregung anhörte, rief: „O Du unvorsichtiges Kind, was thust Du? Sie nehmen mit, was sie nur bekommen!“

Der Offizier hatte jedes Wort verstanden und lächelte nur.

„Nicht wahr, die Prussiens stehlen nicht?“ fragte die Kleine.

„Nein, mein Kind“, war die freundliche Antwort des Offiziers. Antoine, durch das Gespräch angelockt, war inzwischen näher getreten. Als er einen Offizier gewahrte, legte er, militärisch grüßend, die Hand an die Kopfbedeckung. Der Offizier dankte und sagte, auf das Diplom deutend: „Ein herrlicher Schatz für einen alten Soldaten; glücklich der, welcher sich solcher Auszeichnung zu erfreuen hat.“

Das war ein Wort, welches Antoine in Feuer und Flamme versetzte. „Zu Befehl, mein Herr Lieutenant! Weiß auch, wie es im Kriege zugeht; habe auch weidlich Pulver gerochen, und hätte ich nicht hier, — er hob dabei mit einer seltenen Geschicklichkeit den Stelzfuß so hoch, daß man ihn von draußen sehen konnte, —



„hätte ich nicht diesen buchenen Stumpf mit mir herumzutragen, bei Gott, der Korporal Antoine stünde nicht hier hinter dem Ladentische; sein Kaiser sollte ihn in den ersten Reihen sehen! Vive l'empereur!“

Frau Hortense erhob beschwörend die Hände: „Mann, Mann, sie knüpfen Dich noch auf!“

Der Offizier lächelte. „Fürchten Sie nichts, Madame; wir wissen auch beim Feinde Tapferkeit und Vaterlandsliebe zu schätzen.“

Monsieur Antoine war außer sich vor Stolz und Freude. „Ein Glas Wein, mein Herr Lieutenant; ich habe im Keller noch ein Fläschchen —“

Er war verschwunden. „O über den Unvorsichtigen! Nichts haben wir im Keller, nicht einen Tropfen, mein Herr!“ klagte Madame Antoine; doch ihr Gatte lehrte schon zurück, füllte zwei Gläser mit altem Burgunder und reichte eins derselben dem Offizier. „Worauf stoßen wir an, Herr Lieutenant?“

Dieser entgegnete: „Das ist eine Frage, die sich zwischen uns beiden nur schwierig lösen läßt.“

Der Invalide faßte sich schnell: „Der liebe Gott und mein Kaiser werden mir nicht zürnen, wenn ich darauf trinke, daß der Himmel Sie gnädig beschirmen und Sie wieder gesund zu den Ihrigen führen möge!“

Die Gedanken des Offiziers flogen der fernern Heimath zu, seine Augen wurden feucht, ein leises „Amen“ kam von seinen Lippen; laut setzte er hinzu: „Und möge seine Gnade auch über Ihrem Hause walten.“

Die Gläser klangen hell zusammen, Beide leerten den feurigen Trank bis zum letzten Tropfen. Der Deutsche hatte das Herz des Invaliden im Sturm gewonnen; jetzt reichte Antoine ihm die Hand und flüsterte ihm in's Ohr: „Wenn es der liebe Gott anders bestimmt hat und Ihr verwundet werdet, laßt Euch nur zu mir bringen! Was in meinen Kräften steht, um Euch zu pflegen, das soll geschehen.“

Der Offizier nickte stumm und drückte die derbe Hand des Franzosen fester.

Ein Generalstabs-Offizier sprengte durch die Straßen: „Vorwärts! Regiment 72 schwenkt durch die erste Straße rechts ab, marschirt außerhalb der Stadt die Verglehnne hinan. Am Walde hält es; dort sind weitere Befehle abzuwarten!“

„An die Gewehre!“ erklang das Kommando des Obersten von Helledorf. Im Nu standen die Truppen marschbereit, der Offizier schwang sich auf seinen Fußsattel und ritt seiner zweiten Kompagnie, welche die Avantgarde bildete, voraus. An der Straßenecke drehte er sich noch einmal um, die Abschiedsgrüße der Familie Antoine herzlich erwidern.

## 3.

„Hurrah! Rettung! Euch schickt der liebe Gott selbst, Kameraden!“ so begrüßten mit lautem Jubel die vor den Thoren von Gorze zu unerfreulicher Unthätigkeit verurtheilten Dragoner das nahende 72. Regiment.

Schlimm genug sah es wohl auch aus, denn unvorbereitet hatte sich das Gefecht entpinnen; ein auf dem Marsche begriffenes Regiment nach dem anderen war herangezogen worden, um die bereits im Kampfe decimirten Truppen zu unterstützen. Jede neue Verstärkung wurde mit Freuden willkommen geheißen; war es doch nicht leicht, sich gegen die Uebermacht des in sicherer Position aufgestellten Feindes zu behaupten.

„Die Fahnen entfaltet!“ kommandirte Oberst von Helledorf, und die ihrer Umhüllung beraubten Banner flatterten lustig im Winde. Vorn, jenseits des Waldes, wüthete der Kampf; ab und zu sauste schon eine verlorene Kugel, lachend von den jungen Soldaten begrüßt, über die Köpfe der Zweiundsiebzigiger. Da trug man die ersten Verwundeten vorüber, — ein Anblick, der auch auf die Unerfahrensten tiefen Eindruck machte. In lautlosem Schweigen ging es weiter. Der Wald war erreicht, das Regiment hielt, — und dort lag, friedlich auf blumigen Rasen gebettet, der erste Todte. Ein Vächeln umspielte seinen Mund, auf seiner Stirn erblühte eine purpurfarbene Ehrenrose. Immer dichter flogen die Kugeln; wie von unsichtbarer Hand geworfen, pfliffen sie daher; nicht einmal das Blinken eines Gewehrlaufes war zu empfinden. Die Verwundeten kamen in Scharen, und jetzt griff sich der Tod den Ersten aus den geschlossenen Reihen der Zweiundsiebzigiger heraus. Lautlos brach der Flügelmann der zweiten Kompagnie zusammen; eine Kugel hatte ihn mitten in's Herz getroffen.

Der Befehl zum Vorrücken traf ein.

Der Wald lag nun schon im Rücken des Regiments; sanft ansteigend, breitete sich die mit kurzem Niedgras bedeckte Ebene aus. Wo vor wenigen Tagen noch friedliche Lämmer grasen, schwingt jetzt der Tod die Sense zu graufiger Ernte. Wie gemäht, liegen Freund und Feind im letzten Schlummer bei einander.

Das Regiment löst sich in Kompagnie-Colonnen, und diese wieder lösen sich in dichte Schützenschwärme auf. Vorwärts, nur vorwärts strebt jedes Herz. Ohne einen Schuß abzugeben, versucht man die niedere Senkung zu gewinnen, welche sich längs der feindlichen

Stellung hinzieht. Im Dauerlauf wird sie genommen. Hier nisten sie sich fest und eröffnen ein mörderisches Feuer gegen den Feind. Aber wie Mancher, der frisch und gesund aus dem grünen Walde trat, erreicht die schützende Senkung nicht; stumm liegt er bei denen, die schon vorher gefallen. Immer schwächer wird das Feuer der Zweiundsiebzigiger, immer dichter der Kugelregen, welcher sie überschüttet; ein Auge nach dem anderen bricht, eine Hand um die andere sinkt; nur noch klein ist das Häuflein, welches im Stande ist, das feindliche Feuer zu erwidern. Drei Offiziere der zweiten Kompagnie zollten schon ihren blutigen Tribut; schwer verwundet liegen sie am Boden; eben fällt auch der vierte. Nur der Führer steht noch; er rafft den Rest seiner Mannschaften zusammen und versucht, dem Feuer derselben dadurch mehr Wirkung zu geben, daß er es auf einen Punkt concentrirt.

Nun wird auch er kampfunfähig, — ein Granatsplitter trifft seinen Fuß und wirft ihn zur Erde. Noch versucht er zwar in liegender Stellung, die Seinen zu kommandiren, aber jetzt fühlt er sich von sechs kräftigen Armen erfaßt und in die Höhe gehoben. Der Führer der dritten Kompagnie des Regiments, welcher mit der geringen Mannschaft seiner zusammengeschossenen Truppe herangekommen ist, hat die Weisung gegeben, ihn zurück zu tragen; aber nach wenigen Schritten brechen die Träger zusammen, der Verwundete fällt zur Erde. Eine Mitrailleusen-Ladung hat die drei Soldaten getödtet und dem Offizier einen zweiten Schuß durch die Hüfte beigebracht. Mühsam auf Händen und Füßen kriechend, schleppt er sich bis zum Graben. Da liegen die Leichen von sechs braven Muskietieren seiner Kompagnie übereinandergeschichtet; sie dienen ihm als Schutzwall gegen die feindlichen Geschosse.

Immer lauter brüllen die Geschütze, immer dichter faßt das mörderische Blei, Granaten wühlen den Sand auf und zerplagen in unzählige tobbringende Stücke. Gewehrläufe schlagen klatschend auf den Boden; das Eisen der Mitrailleusen hüpfet in tollen Sprüngen über die Heide.

Blutend liegt der Offizier hinter den schutzbringenden Leichen, seine Lippen jenden stille Gebete zum Himmel, heißes Sehnen zieht ihn zur Heimath, und dabei denkt er der Abschiedsworte des Invaliden in Gorze, der ihm so freundlich im Falle der Noth Pflege und Obdach angeboten. Hat es der Herr über Leben und Tod beschloßen, ihn aus dieser Gefahr zu erretten, so will er sich dorthin bringen lassen. Jetzt freilich ist davon nicht die Rede; er darf keinen Mann dem Gefecht entziehen, denn jedes Gewehr mehr in der Schützenlinie ist von unschätzbarem Werthe. So bleibt er liegen und lauscht gespannt dem Gange der Schlacht. Jetzt zittert sein Herz, zum ersten Male an diesem Tage, denn er hört, wie der Feind, durch lautes Geschrei sich selbst ermutigend, seine Stellung verläßt, um einen Vorstoß zu wagen. Der Offizier weiß wohl, wie schlecht es bei den Seinen mit dem Nachschub bestellt ist, wie die an Zahl so geringen Truppen schon durch die feindlichen Kugeln gelitten haben.

Aber das ist Musik für seine Ohren: er hört das laute Hurrah der Deutschen, die aus dem Walde heranstürmen. Die 40er Jüsilere, die braven Schlestier des 11. Regiments sind es, welche sich mit dem Neste des 72. Regiments vereinen und sich nun in dichten Schwärmen todesmüthig dem Feind entgegenwerfen.

Mitten zwischen den kämpfenden Massen liegt er selbst; ein Hagel von Geschossen fliegt über ihn herüber und hinüber, eine Kugel bringt ihm die dritte Wunde am Arme bei, eine andere durchbohrt sein Knie. Aber noch lebt er und fleht zum Himmel, daß der Lenker der Schlachten den deutschen Fahnen den Sieg verleihen möge.

Endlich, — endlich weichen die gallischen Scharen, das zweite Bataillon des 72. Regiments ist ihnen in die Flanke gekommen, und der Feind, die Wahlstatt mit seinen Todten bedenkend, eilt seinen Verschanzungen zu.

Auf dieser Linie bezeichnet der soeben zurückgewiesene Vorstoß den Höhepunkt der Schlacht von Mars la Tour. Von jetzt ab wird auf beiden Seiten das Feuer nur gehalten; nur einzelne Schüsse werden noch ausgetauscht, aber auch von diesen ist noch einer bestimmt, dem Offizier die fünfte Wunde beizubringen.

Lieblüchler wie heute ging die Sonne wohl selten unter; mit sanftem Rosenroth färbte sie den Himmel, goldige Strahlen warf sie hernieder, ließ die im Sande ausgestreuten Kugeln wie Demantstaub funkeln und beschien lächelnd das graufige Feld der Todten. Nun senkte sich der Abend; die langen Schatten der vereinzelt stehenden Wachholderbüsche, die aus dem Thale aufsteigenden, flatternden Nebelstreifen verkündeten sein Nahen. Wie war es nun so still geworden! Hier und da fiel wohl noch ein Schuß; die Angst, vielleicht auch der Uebermuth, nicht mehr die Nothwendigkeit, entlockten ihn dem glühenden Laufe.

Angeschossene Pferde hinkten wiehernd über das Brachfeld, Sterbende röchelten, Verwundete rötheten und riefen mit brennender Lippe nach einem kühlenden

Trunk. Leicht Verwundete, jetzt vor den feindlichen Kugeln sicher, versuchten es, ihre zerflossenen Glieder dem Verbandplatze zuzuschleppen. Die Krankenträger walteten unermüdet ihres Amtes; aber so werththätig sie sich auch der Arbeit hingaben, ihre Arme erlahmten an der Unüberwindlichkeit der Aufgabe, welche ihnen heute gestellt wurde.

Nun war es dunkel geworden; erst gegen Mitternacht lüftete der Mond das Leichentuch der Natur und warf seine fahlen Lichter auf die schlummernde Erde.

Um den Offizier hatte sich ein Häuflein seiner Getreuen versammelt; ein kleiner Rest leicht Verwundeter wollte es versuchen, den geliebten Führer zum Verbandplatze zu tragen. Das war ein mühevolles Beginnen. Auf der Bahre, aus Gewehren gefertigt, vermochte er nicht zu liegen; die harten Läufe drückten die schmerzenden Wunden. Endlich gelang es, ihn auf zwei straff gespannten Mänteln vorwärts zu bringen. Es war ein graufiges Feld, welches sie jetzt nachlässiger Weise überschritten; ungezählt lagen die Todten, und ebensoviel waren es, welche hülfelose die Arme hoben und um einen Tropfen Wasser baten.

Der Verbandplatz bildet den Höhepunkt des graufigen Bildes einer geschlagenen Schlacht; das Elend ist hier wie auf einen Fleck zusammengetragen, und die Ärzte, die berufenen Helfer in der Noth, haben eine Niesenarbeit zu überwältigen. Gern möchten sie Allen gleichzeitig beistehen, tausend Hände wünschen sie sich, und doch ist ihnen auch heute nur menschliche Kraft zugemessen. Aber die setzen sie ein, voll und ganz, sobald ihre Leistungen beinahe an das Unglaubliche streifen.

„Ein nicht ungefährlicher Schuß,“ meinte einer der Herren, als er die Knieverwunde des Offiziers untersuchte. „Vorläufig nur Ruhe und kalte Compressen! Ich werde Ihnen eine Krankentrage geben; lassen Sie Sich nach Gorze bringen, aber sorgen Sie dafür, daß die Bahre unverzüglich zurückgebracht wird, denn — bei Gott! — wir bedürfen ihrer.“

Der Lieutenant versprach es; seine Leute hoben ihn auf und lehrten den herzzerreißenden Schrecken des Verbandplatzes den Rücken. Der Morgen war bereits angebrochen, die Sonne beleuchtete wieder das Schlachtfeld von Mars la Tour, schweigend trugen die Soldaten ihren Führer, der ihnen gestern noch so tapfer vorgegangen, durch den frisch duftenden Wald. Die Strahlen des Taggestirns spielten in den feuchten Tropfen an den Halmen, jedes Blatt, jedes Gras schien mit goldschimmernden Perlen besetzt. Die Vögel redten die schlafmüden Köpfe unter den Flügeln hervor, loderten das Gefieder und schmetterten ihr Morgenlied. Unten im Thale wogten die Nebel, hier oben auf den Bergen lachte schon die sonnenhelle Fröhe.

Die Schreckenszeichen der Schlacht hatten nachgelassen, nur dort am blumigen Saume des Waldes, schlief ein junger Dragoner den ewigen Schlummer; die kräftigen Glieder waren im thaufrischen Grafe halb versunken, ein wilder Rosenstrauch, überdeckt mit unzähligen Blüten, beugte sich über das Haupt des entseelten Reitersmannes. Der braune Wallach, sein getreuer Kamerad, stand neben ihm und beschnupperte den leblosen Körper seines Herrn. Hier hatte der Tod seine Schrecken verloren; das Bild war so ruhig und friedlich, daß das Auge des verwundeten Offiziers beinahe mit Wohlgefallen darauf ruhte.

Im schweigenden Gleichtritt gingen die Muskietiere weiter; es war still, wie auf dem Friedhofe, und Friedhofs-Gedanken waren es, welche den Offizier und seine Träger erfüllten. Die Soldaten waren tiefbewegt, ab und zu fuhr sich der Eine oder der Andere über die feuchten Augen; es mochte ihnen bedünken, als ob sie einen geliebten Todten bestatteten.

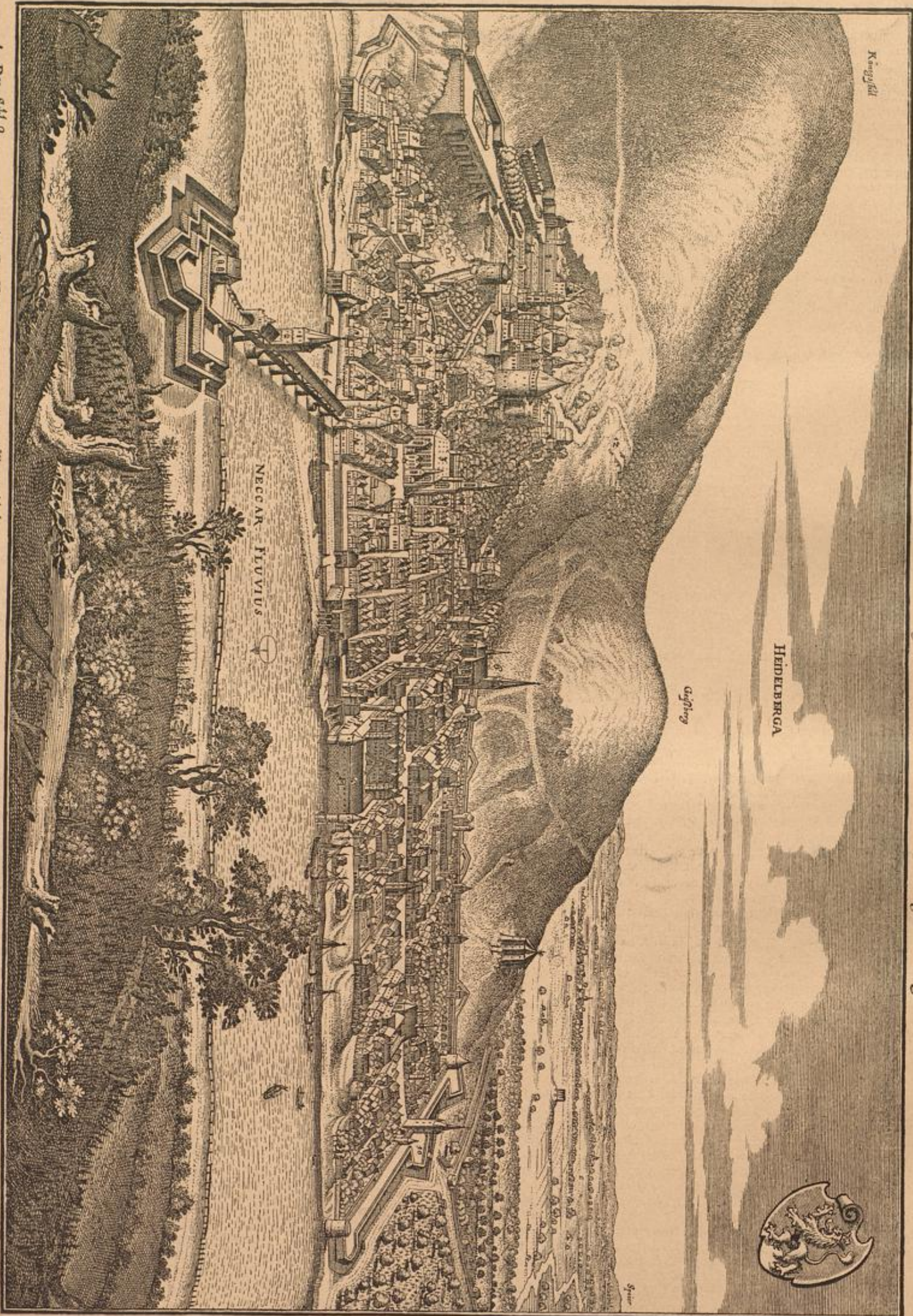
Sie näherten sich Gorze. Mit der Ruhe und dem Frieden war es dahin; Truppenmassen, Proviant-Colonnen, welche den Kämpfern von Mars la Tour die lang ersehnte Stärkung brachten, zogen dem Schlachtfelde zu lange Flügel von Verwundeten suchten das Städtchen zu erreichen. Frische Kavallerie-Regimenter rückten vorü' er, bestimmt, den Vorpostendienst zu übernehmen.

Raum war es möglich, nach Gorze hineinzukommen; alle Zugänge waren von ein- und ausfahrenden Wagen gesperrt, der Lärm und das Getöse auf den Straßen war sumwerrigend. Rathlos standen die Soldaten da; sie wußten nicht, wo sie den Verwundeten unterbringen sollten. Aus allen Häusern wehte die weiße Fahne mit dem rothen Kreuze, aber keines schien ihnen gut genug für den Offizier, alle waren zu überfüllt. Nur selten ließ sich ein Bürger sehen, und fragten sie einen nach dem Invaliden Antoine, so schüttelte er stumm den Kopf und eilte von dannen. Sie setzten die Bahre nieder; Einer behielt bei ihr die Wacht, die Anderen wollten sich eben auf die Suche nach dem Hause Antoine's begeben, als sich auf der anderen Seite der Straße eine Thür öffnete und der Gestirte heraustret.

„Antoine, Antoine! Hier bin ich wirklich!“ rief der Offizier. Seine Stimme klang freudig; ihm war es, als wenn er einen alten Freund begrüßte, von dem ihm Hilfe und Rettung kommen sollte.



Stahre Contractur der Sibirfürstlichen Residentz Stadt Seibelberg.



- 1. Das Schloß .
  - 2. Der Neue Garten .
  - 3. Heilig Geist kirch .
  - 4. Bartscher Closter .
  - 5. S: Jacob .
  - 6. S: Peter .
  - 7. Augustiner Closter .
  - 8. der alte Churf Garten .
  - 9. der Reiche Spital .
  - 10. Spital Thor .
  - 11. die Stern-Ordnung .
  - 12. das alte Schloß .
  - 13. der Marfall .
- Zinsicht der Stadt Seibelberg um 1620. Aus Mattheus Merians "Topographia". — Siehe Seite 261.



PROSPECT DES EHRFÜRSTLICHEN PFÄLTZLICHEN RESIDENT SCHLOSSES UND LUFTGARTENS ZU HEIDELBERG.



Ansicht des Schlosses Heidelberg und der Garten-Anlagen, (619. Aus Matthäus Merian's "Topographia". — Siehe Seite 261.



Der Invalide glaubte, nicht recht zu hören. Endlich bahnte er sich den Weg über die Gasse; stumm, thranenden Auges beugte er sich nieder und küßte den Verwundeten auf die Stirn. Keines Wortes mächtig, legte er selbst mit Hand an, um ihn in seine Wohnung zu tragen.

„Gortense! Félicie! Monsieur le Lieutenant ist da! Schnell eine Stärkung herbeigeschafft! Ein Lager bereitet! Leinwand zu Compressen! Frisches Wasser!“ Beide stürzten herbei, die Frau rang die Hände, und das Kind brach in lautes Weinen aus. Alle Betten, über welche Antoine zu verfügen hatte, waren bereits von Verwundeten besetzt. Der Offizier mußte sich mit einem im Laden bereiteten Strohlager begnügen; aber nach den Schreden, den Anstrengungen und dem Blutverluste des letzten Tages erschien es ihm, umgeben von liebevoll sorgenden Menschen, wie ein schwellendes Polster.

Eines bekümmerte ihn nur, es war die Trennung von seinen lieben Zweihundsechzigern. Bewegt reichte er ihnen die Hand: „Gehet nun, Leute! Ich danke Euch für Eure Treue und Liebe. Madame Antoine wird wohl noch ein wenig Mundvorrath haben, um Euch zu stärken. Dann bringt die Bahre auf den Verbandplatz zurück; bleibt brave Kerle und grüßt mir das übriggebliebene Häuflein unserer Kompagnie.“

Man hörte nur im Zimmer das leise Schluchzen der Soldaten; sie mochten wohl denken, daß es ein Abschied für's Leben war. Still gingen sie hinaus. Draußen auf der Straße tobte ein wüster Lärm, noch einmal erschienen die Gesichter der biederen Burschen am Glasfenster in der Ladenthür, immer und immer wieder nickten sie nach dem Strohlager hin. Bald hörte und sah der Offizier nichts mehr von der Außenwelt; todesmatt war er ent schlummert.

4.

Es war am 18. August. Wieder erschreckte Kanonendonner von Weiz her. — diesmal nicht so deutlich vernehmbar, wie zwei Tage vorher, — die Bewohner von Gorze, und nicht gering war die Aufregung unter den Verwundeten. Man hörte wohl, daß vor der Festung der Kampf auf's Neue entbrannte und den ganzen Tag über währte, doch über den Ausgang war keine Kunde zu erlangen. Der Offizier hatte in Folge dessen eine schlaflose Nacht.

Der Raum, in welchem er Aufnahme gefunden hatte, war, wie gesagt, der Laden des Gewürzkrämers; an den weißgetünchten Wänden zogen sich Regale hin, welche noch bis gestern zur Aufnahme der Handelsartikel gedient hatten. Der größte Theil derselben war verkauft; Manches, was keine Abnehmer fand, war von Madame Antoine, die noch immer in Angst schwebte, sie könnten ausgeplündert werden, bei Seite geschafft worden; nur noch wenige Gegenstände befanden sich in den Fächern. Der Verkaufstisch war fortgerückt worden; Bekleidungs- und Ausrüstungsstücke der deutschen Soldaten waren darauf gehäuft. Die Ladenthür, mit dem großen Fenster darin, vermittelte die Verbindung mit der Straße und diente zugleich, um Licht und Luft einzuführen, mußte also, um eine nur einigermaßen reine Atmosphäre zu erzielen, den größten Theil des Tages offen gehalten werden.

In der einen Ecke des Ladens, sodas man von hier aus durch die Thür den Blick über die Straße und ihr kriegerisches, aufregendes Treiben gewann, befand sich das Strohlager des Offiziers, worauf sich derselbe am 19. August besonders unruhig umherwarf.

So sehr auch der Invalide mit seiner Frau und seinem Kinde sich bemühten, ihm durch die liebevollste Theilnahme das harte Los zu erleichtern, so wollte ihnen dies doch nur schlecht gelingen. Allen Versuchen zum Troste, was es ihnen noch nicht möglich gewesen, einen Arzt herbeizuschaffen. Nur kühlende Compressen wurden gemacht, und diese reichten nicht mehr aus; die Wunden des Kranken verlangten ärztliche Behandlung. Antoine selbst und ein leichtverwundeter Soldat des 72. Regiments, den ein glücklicher Zufall gerade in dieses Haus geführt hatte, theilten sich getreulich in die Pflege. Die Kräfte des Verwundeten nahmen sichtlich ab; nur mit Mühe konnte er einen Abschiedsbrief an sein geliebtes Weib dem Musketier in die Feder dictiren. Es war geschahen, still befahl er seine Seele dem Höchsten; mit diesem Leben hatte er abgeschlossen. Seine Lippen berührten keine Speise mehr, nur zuweilen neigte ein kühlender Tranke, den ihm die Hände der kleinen Félicie reichten, seine Zunge.

Wie traurig das Kind ihm in die Augen schaute! Niedergeschlagen ging es in den Garten, der sich hinter dem Hause breitete, und dachte darüber nach, wie es seinem kranken Freunde wohl eine Freude bereiten könnte. Sie wußte sich keinen Rath; ihre buntesten Bilderbogen, die schöne Fibel hatte sie ihm schon gebracht; lächelnd hatte er sie mehr als einmal betrachtet und dann matt bei Seite gelegt.

Wußt genug sah es in dem Gärtchen aus. Da, wo sonst Tulpen und Narzissen blühten, hatten die fremden

Soldaten einen Herd errichtet, auf dem sie ihr Mittagessen kochten; dort, wo ehemals die schönste Reseda stand, lagen Montirungsstücke, hingen Linnen zum Trocknen, und alle Obstbäume, welche stets so süße Früchte trugen, hatte man abgehauen, um sie als Brennmaterial zu verwenden. Nichts fand sich, um dem armen Offizier auch nur ein kleines Sträußchen daraus zu winden. Thränen traten dem Mädchen in die Augen; das Gärtchen mit seinen Blumen, seinen Beeren war seine größte Freude gewesen.

Aber dort, — ein heller Zauber entschlüpfte ihrer Brust, — dort hinter dem Militärmantel sah noch ein Rosenstrauch hervor. Der schönste von Allen, die sonst hier wuchsen; er war unversehrt geblieben, und eine einzige, dunkelrothe Blüthe prangte daran; halb erschlossen, lächelte sie ihr farbenfrisch entgegen.

Nun wußte das Kind, womit es dem Offizier doch eine Freude bereiten konnte! Schnell brach sie die Rose und trug sie an das Lager des Kranken. Eine Rose mitten im Kriegsgetümmel, — wie wunderbar ihn dies berührte! Still nahm er sie, eine Thräne fiel in ihren dunkelrothen Kelch.

Da flog ein freudiges Geräusch von Mund zu Munde, Einer sagte es dem Andern, jubelnd rief es der General dem gemeinen Soldaten zu, — Alle, Alle, sollten es erfahren: „Gestern ist eine große Schlacht gewonnen! König Wilhelm zog selbst den Heldendegen und drückte sich bei Gravelotte den Siegeslorbeer auf das Haupt!“ Auch die sinkenden Kräfte des Offiziers belebten sich, sodas er in den allgemeinen Jubelruf aus vollem Herzen mit einstimmen konnte.

Die Glocke vom Kirchturme zu Gorze kündete die zehnte Stunde des Morgens. Auf den Straßen herrschte heute besonders reges Leben; frische Truppen, neue Colonnen, Verwundete der gestrigen Schlacht und lange Züge von Kriegsgefangenen berührten die Stadt. Die Bürger verließen ihre Häuser, um sich gegenseitig ihre erneuten Besürchtungen auszusprechen; aber auch die zahlreichen Verwundeten, welche nicht an das Lager gefesselt waren, hielt es nicht zu Hause; in dichten Gruppen standen sie zusammen, Jeder war bemüht, dem Andern die frohe Siegesbotschaft mitzutheilen und nähere Erkundigungen einzuziehen. Da ging ein Brausen durch die Menge, donnerte Hochrufe erklangen. „Der König kommt! Der Sieger von Gravelotte posirt die Stadt! Hoch! Hoch!“ Wie eine mächtige Welle stüthete der Freudenruf von Mund zu Munde.

Doch plötzlich trat Stille ein; Armeegensdarmen sprangen heran, dem Monarchen die Wege bahndend. Das Wort erstarrte auf den Lippen, die Hochrufe verstummten; Thränen, glückseliges Lächeln allein lagen auf den Zügen der dicht gedrängten Deutschen, welche die Straßen des Landstädtchens füllten.

„Öffnet die Thür, laßt mich meinen König noch einmal sehen!“ rief der Offizier, seine geringen Kräfte zusammenfassend, um sich aufzurichten. Man willfahrte seinem Wunsche und schob den Tornister, welcher ihm bis jetzt als Kopfstütze gedient hatte, in seinen Rücken; so harrete er gespannt auf das Nahen seines Königs.

Athemlos starrte der Invalide Antoine in das Gewühl; deutlich stand auf seinem Gesichte der tiefereindruckende Eindruck geschrieben, den die Begeisterung der Deutschen auf ihn machte. Er mochte dabei der fernem, glorreichen Tage gedenken, als auch er mit dem gesammten Frankreich seinem Kaiser zugejauchzt.

Die Köpfe der Pferde des königlichen Wagens waren schon zu sehen; nur Schritt vor Schritt gingen sie vorwärts. Mit höchster Kraftanstrengung hielt sich der Offizier aufrecht; nur jetzt keine Schwäche, nur jetzt noch leben! Der Kutscher trat schon in seinen Gesichtskreis, — die Flügeladjutanten, die dem Feldherrn gegenüberstanden, waren schon zu erkennen, — und jetzt erblickte er den König selbst. Dieser Ernst thronte auf seiner Stirn, unendliche Milde strahlte ihm aus den Augen, innigste Dankbarkeit für seine tapferen Soldaten kennzeichnete der Ausdruck seiner Züge. Huldvoll winkte er nach allen Seiten, als ob er jedem Einzelnen Dank sagen wollte.

Das Herz des Verwundeten schlug heftiger, seine Kräfte schienen neu gestählt zu sein, ein Gedanke blühte in ihm auf, und häftig rief er dem Soldaten vom 72. Regiment zu: „Bring' diese Rose unserem königlichen Herrn und sage: Ein schwer verwundeter Offizier, dem Tode nahe, sendet in tiefster Ehrfurcht Eurer Majestät diese Rose als Siegesgruß von Gravelotte!“

Nicht einen Augenblick besann sich der Musketier; so wie er ging und stand, im schlichten Drellanzuge, ohne Mühe auf dem Kopfe, bahnte er sich den Weg zu seinem Feldherrn. Die Spannung des Offiziers war grenzenlos; mit seinen Blicken jede Bewegung des Burschen verfolgend, gewahrte er, wie dieser endlich am Wagen stand, — der König beugt sich vor, — der Soldat neigt den Kopf, — er hebt den Arm, — der König nimmt die Rose.

Wie ein unaufhaltbarer Strom umschwärmten die Soldaten den Wagen; jeder will den Monarchen sehen.

Der Zweihundsechzigern wird abgedrängt und kehrt freudestrahlend zu seinem Herrn zurück.

„Nun, was sagten Seine Majestät?“

Der Soldat entgegnete: „Nichts, Sie setzten an, — aber ich hörte kein Wort, ich sah nur, daß eine Thräne auf die Rose fiel.“

Die Kräfte des Kranken waren erschöpft; einer Ohnmacht nahe, sank er in die Arme seiner Pfleger, und die Augen schließend, murmelte er leise: „Grüßt mir mein Weib und Kind; sagt ihnen, ich sei beglückt gestorben.“

5.

In einem kleinen Bade-Orte des lieblichen Thüringer Landes herrschte reges, von höchster Begeisterung durchwehtes Leben. Die Botschaften von Mars la Tour und Gravelotte waren auch bis hierher gedrungen; man wußte, daß zwei große, siegreiche Schlachten geschlagen worden waren, und eben traf die Nachricht ein, daß am Nachmittag der erste Zug mit Verwundeten den Ort berühren sollte.

Bei aller Freude, welche die Herzen bewegte, mischte sich doch die dange Sorge unter das Dankgebet und den Siegesjubel; hatte doch beinahe Jeder ein Mitglied seiner Familie bei der Armee im Felde. Doch gegen das Bangen gab es kein besseres Mittel, als die Hände tüchtig zu rühren; Alt und Jung, Hoch und Gering vereinten sich im Werke der Liebe, um denen, die für das Vaterland geblutet, auf ihrer Reise in die Heimath Stärkung und Erleichterung zu verschaffen.

Zu den Wertthätigsten gehörte die Gattin des Offiziers, der sich in Gorze auf seinem Schmerzenslager wand. Sein Vater besah in dem Orte ein freundliches Anwesen; dahin hatte sich die junge Frau mit ihrem Töchterchen begeben, um unter treu gesinnten Angehörigen die schwere Zeit der Trennung leichter zu überstehen.

Die Stunde, in welcher der Zug einfahren sollte, rückte immer näher; zahlreiche Menschen standen auf dem Bahnhofe, um die Tapferen zu begrüßen und zu stärken, und auch sie, die junge Gattin, fehlte nicht unter ihnen. Zitternd vor Erregung, ließ sie den sorgenvollen Blick der Richtung zuschweifen, von welcher der Zug einlaufen mußte. Jetzt sah man schon den Rauch der Locomotive, sie brauste näher, athemlose Stille herrschte, ein schriller Pfiff, — der Jubel brach sich unaufhaltfam Bahn, endlose Hurrahs erfüllten die Luft. Der Zug hielt, Kopf an Kopf schauten die Verwundeten aus den Fenstern, und beinahe Alle trugen die Nummer 72.

Einen Augenblick umklammerte das junge Weib den Arm ihres Schwiegervaters; der Anblick der Leute vom Regiment ihres Mannes brachte sie einer Ohnmacht nahe. Doch plötzlich riß sie sich los und stürzte auf den nächsten Wagen zu: „Hat Niemand meinen Mann gesehen? Wie geht es ihm? Ist er verwundet? War er mit im Gefecht?“

Sie nannte seinen Namen, doch die eine, furchtbare, entscheidungsvolle Frage, ob er noch lebe, wagte sie nicht zu thun.

„Wir wissen's nicht . . . Wir haben ihn nicht gesehen . . . Doch, doch, die zweite Kompagnie war am stärksten im Feuer . . . Er ist verwundet . . . Ich sah ihn fallen . . . Nur leicht . . . Nein, er ist todt!“ — so riefen die Soldaten durch einander.

„Todt!“ hauchte das arme Weib; die Umstehenden fingen sie auf, der Zug setzte sich langsam in Bewegung. Da wurde noch im letzten Augenblick ein Fenster aufgerissen, und ein härtiger Sergeant rief mit wahrer Löwenstimme: „Nein, er lebt, er liegt in Gorze! Ich habe ihn selbst gesehen!“

Die junge Frau erwachte wie aus einem tiefen Traume, die rauhe Stimme des Sergeanten erschien ihr wie Sphärenklang; ein heftiger Weinkrampf erstarrte anfangs ihre Stimme, aber nach und nach erleichterte er ihr Herz. Die treue Gattenliebe stärkte ihre Kräfte; fest und deutlich war ihr der Weg vorgeschrieben, den sie gehen mußte. Noch in derselben Nacht führte sie der Schnellzug in Begleitung ihres Schwiegervaters zum Rheinstrome hin, von wo aus sie sich nach dem Städtchen Gorze hindurch zu arbeiten suchten. Ja, eine Arbeit war's, die schwachen Kräfte einer zarten, bis zum Tode bekümmerten Frau beinahe übersteigend. Alle regelmäßigen Verbindungen waren abgebrochen, an schnelles Fortkommen nicht zu denken, Nachtquartier kaum zu bekommen; selbst an der nöthigen Verpflegung fehlte es zuweilen. Und dabei die Angst, die tödtliche Angst im Herzen! Aber die Liebe übermannt siegreich alle Hindernisse. „Vorwärts, hin zu ihm, ehe es vielleicht zu spät ist!“ Dieser Gedanke wirkte Wunder.

Wie ein verklärter Sonnenschein hatte der Anblick ihres Königs auf die Verwundeten in Gorze gewirkt; sein huldvoller Gruß stillte Schmerzen, und Wankelmüthige wurden aufgerichtet. Nur für den Offizier war es des Glückes zuviel gewesen; seine Kräfte nahmen sichtlich ab, und noch immer war es seinen Pflegern



nicht gelungen, einen Arzt herbeizuschaffen. Endlich, am 20. August, stürzte der Invalide freudig bewegt in das Ladenstübchen. Einer der ersten Chirurgen der Armee, — es war Langenbed, — folgte ihm auf dem Fuße und trat an das Lager des halb bewußtlosen Offiziers; ein Blick genügte, um ihn von der Gefährlichkeit seines Zustandes zu überzeugen. „Schlimm, schlimm! Nun, wir wollen sehen,“ sagte er, zu Antoine gewandt.

Jélicie sah angsterfüllt zu dem Manne auf, von dem sie Rettung ihres Freundes erhoffte, und fragte schüchtern: „Nicht wahr, Herr, Ihr macht ihn gesund?“

Der freundliche Arzt strich dem Kinde die dunklen Locken aus der Stirn und antwortete in seiner milden, herzgewinnenden Weise, die ihm stets das Vertrauen der von ihm Rettung erwartenden Menschen erworben: „Der Kinder Bitten erhört der liebe Gott am liebsten, meine Kleine, darum —“

Jélicie ließ ihn nicht austreten, jubelnd rief sie: „Dann will ich den ganzen Tag nichts weiter thun, als zum lieben Gott und zu der heiligen Jungfrau beten!“ Ohne ein Wort weiter zu sagen, ergriff sie den Rosenkranz, eine Perle nach der andern entglitt ihren zarten Fingern, und heiße, innige Gebete entströmten ihren unschuldsvollen Lippen.

Die Sinne des Offiziers hatten sich umnachtet; das Chloroform hatte seine Dienste gethan. Doch nach und nach erwachte er aus tiefem Schlafe, sein halb gebrochener Blick fiel auf das Crucifix, das über seinem Lager hing; es war, als ob dem Bilde des duldbenden Erlösers ein heller Schein entströmte, der kräftigend und belebend auf ihn wirkte.

Aber er befand sich nicht mehr in dem unfreundlichen Laden, auf Stroh gelagert und mit einer wollenen Decke nothdürftig zugedeckt; nein, ein behagliches Zimmer hatte ihn aufgenommen, ein weiches, warmes Bett war ihm geworden. Der Arzt hatte es herbeischaffen lassen, Antoine hatte die Stube, in welcher er bis jetzt mit den Seinen wohnte, liebevoll eingeräumt. Doch was war das? Das durchschossene Knie lag unbeweglich in einem Gypsverbande, die übrigen leichteren Wunden umschlossen wohlthuende Verbände. Er fühlte sich so wohl; den Blick starr auf das Crucifix gerichtet, faltete er dankerfüllt die Hände. Antoine und Jélicie blickten mit freudiger Nahrung auf ihn nieder. Nun ließ er den Blick über seine Umgebung schweifen: wie wohlthuend ihn Alles berührte! Das Stübchen war so freundlich mit bürgerlichem Wohlstande eingerichtet; ein Teppich dämpfte die schweren Schritte seines Vurschen, die unten im Laden seine Nerven oft so schmerzhaft erschüttert hatte. Durch halb geschlossene Vorhänge fiel das Tageslicht herein, ringsum angenehme Dämmerung verbreitend. Selig träumend, schlief er wieder ein.

Langsam schritt die Vesperung vor; neue Hoffnung, daß er nun doch am Leben bleiben werde, erfüllte sein Herz.

Es war ein Sonntag, die Glocken vom Kirchturme zu Gorze riefen die leichter Verwundeten zum Gottesdienste; ein Geistlicher des Heeres war gekommen, um ihren Seelen Trost zu bringen. Auch bis zu dem Offizier drangen die frommen Klänge; ihm war's, als säße er selbst mit unter denen, die der Predigt lauschen durften. Die Sonne spielte freundlich auf dem weißen Vinnen seines Lagers, das Kreuzlein an der Wand leuchtete wie im hellen Golde.

Da öffnete sich geräuschlos die Thür; es war, als ob ein Engel Gottes sanft hernieder schwebte: stumm, keines Wortes mächtig, lagen Mann und Weib sich in den Armen.

6.

Eine wonnige, von treuer Gattenliebe verschönte Zeit begann, wie ein friedliches Idyll mitten in den Schreden des großen Krieges. Unter der Hand der Liebe fundete der Offizier mehr und mehr, sodaß man nach einigen Wochen anfang, an die Heimreise zu denken. Wie eine Samariterin waltete die junge Frau unter den Verwundeten im Hause Antoine's; nicht allein ihr Gatte hatte sich ihrer treuen Pflege zu erfreuen, auch allen Anderen ließ sie dieselbe angebeihen. Wie eine gütige Fee schwebte sie von einer Lagerstatt zur andern.

Ein Fähnrich von der Kompagnie ihres Mannes hatte sich besonders ihrer Hilfe zu erfreuen; sieben Wunden deckten seinen jugendlichen Leib, und dennoch schritt seine Genesung sichtlich voran. Auch ihn erfüllte der Wunsch, nun bald die liebe Heimath wiederzusehen, und mehr als einmal sprach er die Hoffnung aus, die lange Reise unter der Obhut seiner Pflegerin zurückzulegen.

Nun reiste der Herbst schon goldige Früchte. Da trug man wieder eine Bahre durch die Straßen des Städtchens Gorze. Auch heute lag der Offizier darauf, doch freudiges Lächeln spielte statt des schmerzgefüllten Zuges um seine Lippen; nach Hause sollte es nun gehen, — nach Hause, — welch wonniglicher Klang lag doch in diesen Worten! Sein junges Weib, sein alter Vater, der Invalide Antoine und dessen Töchterchen schritten neben ihm her.

Der arme Fähnrich blieb zurück; mit Thränen in

den Augen nahm er Abschied. „Trösten Sie sich; mir ist's, als ob wir uns bald wieder sehen sollten,“ sagte die junge Frau, ihm beide Hände willig überlassend. Er bedeckte die zarten Finger, die so treulich für ihn gesorgt, mit seinen Küssen. „Ach bald, — so Gott will, bald!“ gab er zurück.

Nicht all zu weit war der Weg zur Bahnstation, wo schon der Sanitätszug der halb Geneigten harrte, um sie in's Vaterland zurückzuführen. Nun lag Gorze schon hinter ihnen; klar war die Luft, hell schien die Sonne, blau lächelte der Himmel. Am Waldessaume schimmerte schon hier und da ein gelbes Blatt, die Vögel sangen Abschiedsweisen und scharten sich zum Flug gen Süden. Mit welcher Wonne athmete der Offizier die lang entbehrte freie, frische Luft, wie drang der Vogelsang ihm tief in's Herz, wie hing sein Auge an der farbenreichen Pracht des Herbstes, wie dankbar war er Gott und seinen Pflegern, daß er die Wunder der Natur nun alle wieder schauen durfte!

Und dennoch schlich sich der Abschieds Schmerz in's Herz des jungen Kriegers; galt es doch nun ein Lebenswohl von seinen lieben, theuren Wirthen.

Antoine hatte es sich nicht nehmen lassen, ihn bis zur Bahnstation zu begleiten; er mußte sich persönlich davon überzeugen, daß sein Pflegling auch gute Unterkunft fand. Prüfenden Auges betrachtete er die Einrichtung der Transportwagen und erklärte endlich, daß er damit zufrieden sei; mit geläufiger Zunge erzählte er, wie man ihn selbst damals, als er bei Magenta sein Bein verloren, in einem weit schlechteren Wagon nach Frankreich gebracht habe.

Die Zeit der Abfahrt war nun herangerückt, ein warmer Händedruck, ein herzliches Umarmen, noch ein Austausch der allerbesten Wünsche, — der Pfiff ertönte, langsam setzte sich der Zug in Bewegung. Noch lange stand Jélicie mit ihrem Vater auf dem Perron und sah den Abfahrenden nach; sie weinte bitterlich, und ihre kleinen Hände winkten endlose Abschiedsgrüße.

War auch der Offizier soweit wieder hergestellt, um sich den Anstrengungen einer so langen Reise ohne Gefahr unterziehen zu können, so verlangte der Arzt dennoch, daß er sich in der Hauptstadt der Behandlung eines seiner dortigen Kollegen unterstellte. Das war also das Ziel der Reise; die Schwester seiner Gattin öffnete dem jungen Paare ihr gastliches Heim, und die Genesung des Verwundeten nahm den erwünschten Fortgang.

Aber sie, sein liebes Weib, erkrankte. Die Anstrengungen, die Gemüthsbewegungen waren für ihren zarten Körper zu groß gewesen, und als der rauhe October-Wind die Blätter von den Bäumen segte, da entblätterte die zarte Rose, da schloß sie die dunklen, ach, so schönen Augen, um den Glanz des Jenseits zu erschauen.

Was waren alle Schreden des Schlachtgetümmels, alle überstandenen Schmerzen gegen diesen einen, unsagbar großen Schmerz des Gatten! Noch immer lag er im starren Gypsverbande; die Sorge um die Geliebte verschlimmerte auch seinen Zustand wieder. Keine Rettung für sie, — sie ging und ließ ihn allein zurück. Als man an seinem Lager die irdische Hülle der Entschlafenen zum letzten Gange segnete, da schmückte seine Brust zum ersten Male das Ehrenkreuz von Eisen.

In heimatlicher Erde sollte die gebrochene Blume ruhen, zur Vaterstadt wollte man sie überführen. Man sagt, daß die, die dem Himmel näher stehen, als der Erde, durch einen Seherblick begnadigt sind; fast schien es so. Denn sie hatte wahr gesprochen, als sie vom Fähnrich in Gorze Abschied nahm und ihm ein baldiges Wiedersehen prophezeite. Auch er war inzwischen nach der Hauptstadt transportirt worden, doch die Reise war für seinen geschwächten Körper zu anstrengend gewesen. Er ging an demselben Tage, wie seine Pflegerin, zum Himmel ein, und auf dem Bahnhofe gefellte man seinen Sarg zu dem ihren, um auch ihn auf heimatlichem Friedhofe zu bestatten.

Das war ein trübes Dasein, was nun folgte. Wie öde, wie liebeleer erschien dem Hinterbliebenen die Welt, die ihm vor wenigen Wochen noch ihr hoffnungsvollstes Lächeln gezeigt hatte. Eines nur hielt ihn aufrecht, die Sorge für das lebende Vermächtniß der Entschlafenen, für ihr und sein geliebtes Töchterchen.

Es war am 24. December des Jahres 1871. Das Kind war froh herangewachsen; es trug die lieben Züge der Verklärten; ihr Herzchen barg die edlen Keime, welche sich bei der Entschlafenen zu so prächtigen Blüten entfaltet hatten. Die Kleine saß auf dem Schoße des Vaters und schaute durch die halbgefrorenen Fensterscheiben auf die beschneite Straße. An dem Hause drüben stand Weihnachtsbaum an Weihnachtsbaum; in langen Reihen prangten die grünen Tannen im winterlichen Schmud des frisch gefallenen Schnees.

Fröhlich klatschte die Kleine in die Hände; sie sah das Nachbarkind mit seiner Mutter, die unter den Bäumen wählte. „Da ist Marielchen mit ihrer Mutter beim Weihnachtsmann. Sieh nur, Vater, das ist ein schöner Tannenbaum, den sie mit nach Hause nehmen!“

Der Vater nickte und sah wehmüthig in das Gesicht seines Kindes, das plötzlich so traurig zu ihm niederblickte. „Ich bekomme wohl keinen Weihnachtsbaum? Ich habe ja keine Mutter, die ihn vom Heiligenschrist holen kann,“ sagte sie leise und schaute sehnsüchtig nach der Straße. Er drückte das blonde Kinderhaupt an's Herz und flüsterte leise: „So wird ihn der Vater wohl besorgen müssen.“ Die Kleine nickte, und ihr Gesichtchen strahlte in froher Aussicht auf die kommende Weihnachtsfreude.

Da klopfte es an die Thür; erregt trat ein dem Offizier befreundeter Kamerad ein: „Ich reise nach Hause; leb' wohl, und ein frohes, glückliches Weihnachten!“

Der Andere ließ das Kind aus seinen Armen gleiten. „Frohes, glückliches Weihnachten . . . Du weißt, an solchen Tagen . . .“

Er sprach nicht weiter. Verständnißvoll drückte ihm der Freund die Hand: „Frohes, glückliches Weihnachten sage ich noch einmal! Ich komme eben von der Post, und da . . . Du wirst meiner Worte heute noch gedenken!“

In dem Moment stürzte athemlos der Bursche herein: „Der Postbote kommt! Eine Menge Menschen folgen; Jeder will wissen, was darin ist!“

„Worin denn?“ fragte der Offizier.

„Gewiß eine Puppe vom Weihnachtsmann für mich?“ sagte die Kleine.

„Nun, eine Kiste ist angekommen, von Seiner Majestät dem Kaiser selbst, an den Herrn Hauptmann!“

„An mich?“ entfuhr es den Lippen des Hauptmanns; dann eilte er auf den Vorplatz, wo sich Tritte hören ließen. Der Postbote, umringt von Bürgern und Soldaten, stand da und rief: „Nun giebt's ein frohes Fest, Herr Hauptmann. Hier, von unserm Kaiser Wilhelm, eigenhändig!“

Eine Kiste vom Kaiser für den allbekanntesten Offizier, — das war ein Ereigniß, welches der Postbote nicht hatte verschweigen können. Solche kostbare Weihnachtsgabe hatte er noch niemals ausgetragen, und da war keiner, der nicht wissen wollte, was das Kästchen barg.

Noch immer hielt der vor Erregung zitternde Offizier die Begleit-Adresse in der Hand; die Freude war so groß, so unverhofft gekommen, daß er noch immer nicht daran dachte, die Kiste zu öffnen. Endlich lästete er den Deckel: o Himmel, welch kostbare, zart erdachte Gabe barg ihr Inneres!

Ein Delgemälde strahlte ihm entgegen, ein Delgemälde, dessen Bedeutung freilich bis jetzt nur dem Empfänger allein bekannt war. Auf einem monumentalen Stein, welcher die Inschrift: „Gorze, den 19. August 1870“ trägt, steht ein Infanterie-Helm, mit einem vollen Eichenkranz umwunden, auf dessen Blättern Thautropfen, als Simbild der Thränen, perlen. Ein schwarz-weiß-rothes Banner, aus dessen Faltenwurfe das eiserne Kreuz am schwarz und weißen Bande hervorsteht, ist leicht über den Stein geworfen, und oben, im breiten Goldrahmen des Bildes, prangt ein blätterreicher Zweig aus getriebenem Silber mit einer voll erschlossenen Rose. Die frische, dunkelrothe Rose, welche einst der Offizier von seinem Schmerzenslager in Gorze dem sieggekrönten König sandte, hier fand sie sich im herrlichen Abbilde wieder.

Still war's, wie in der Kirche. Der Offizier sah tief bewegt auf das Zeichen königlicher Gnade nieder, doch als er das Handschreiben, welches das Bild begleitete, den lauschenden Umstehenden verlesen wollte, da brach ihm die Stimme, und sein Freund übernahm es, das Schreiben zu verkünden:

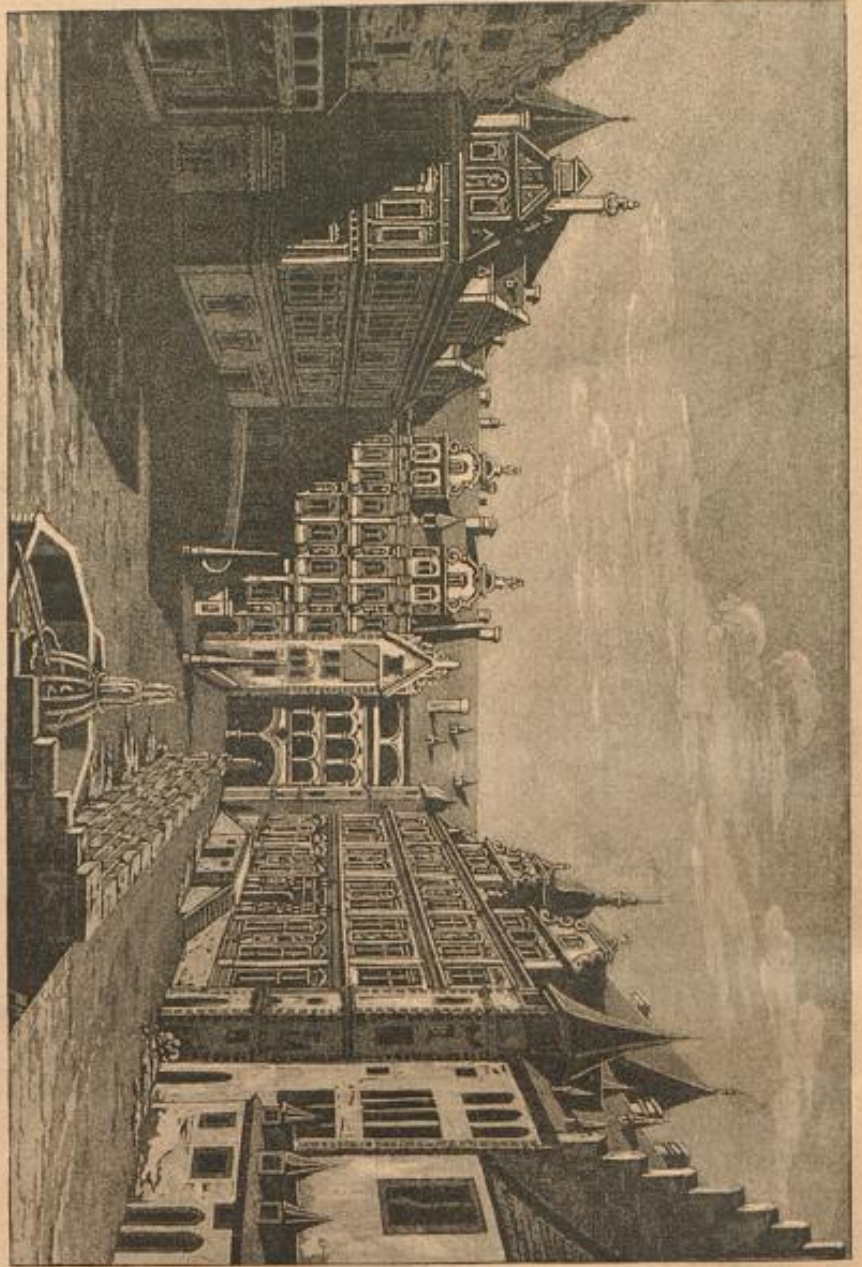
„In dankbarster Erinnerung an den mir unvergeßlichen Augenblick, wo Sie, schwer verwundet, in Gorze am 19. August 1870, mir eine Rose nachsandten, als ich, Sie nicht kennend, an Ihrem Schmerzenslager vorübergefahren war, — sende ich das beikomende Bild, damit noch in späteren Zeiten man wisse, wie Sie in solchen Momente Ihres Königs gedachten, und wie dankbar er Ihnen bleibt!“

Weihnachten 1871. Gezeichnet: Wilhelm Rex.  
22. 12. 71.“

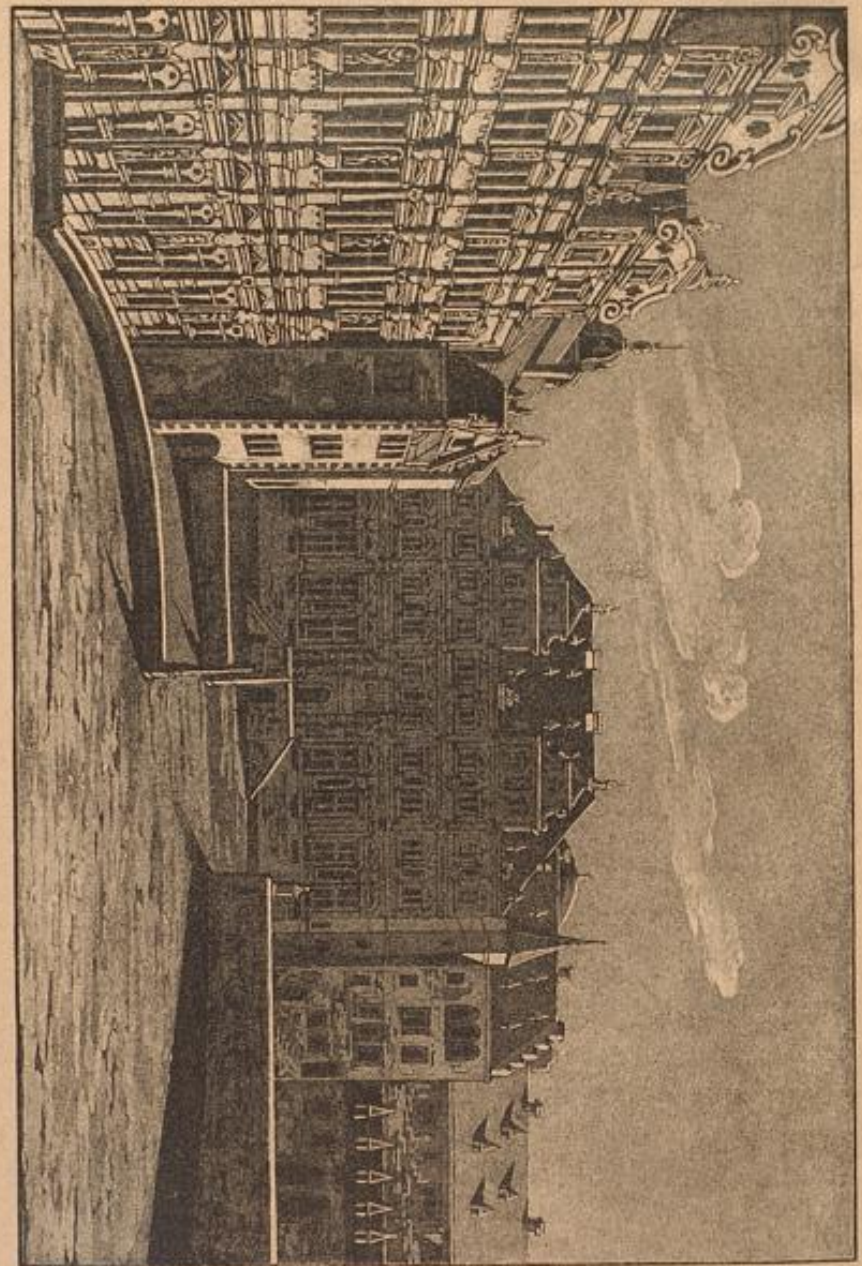
Lautlose Stille folgte der Verlesung; die beiden Freunde hielten sich stumm umarmt. Endlich brach sich der verhaltene Jubel Bahn; ein donnerndes Hoch auf den gütigsten und besten aller Regenten durchbrauste das Haus, und die Rufe „Fröhliche, glückliche Weihnachten!“ mischten sich hinein. —

Hell funkelte der Weihnachtsbaum im Lichterscheine. Der Tisch des kleinen Töchterleins war reich besetzt; auf dem Platte des Offiziers stand das Bild des Kaisers als einzige Gabe. Beinahe war's, als ob dem Bilde ein verklärter Glanz entströmte. Immer und immer wieder ruhte sein Auge darauf, sein Herz schlug so freudig, wie lange nicht, — und dennoch fehlte die stille Wehmuth nicht. „Wenn die Verklärte es doch sehen könnte!“ war der schmerzliche Gedanke, der sich durch alle die Freude zog.

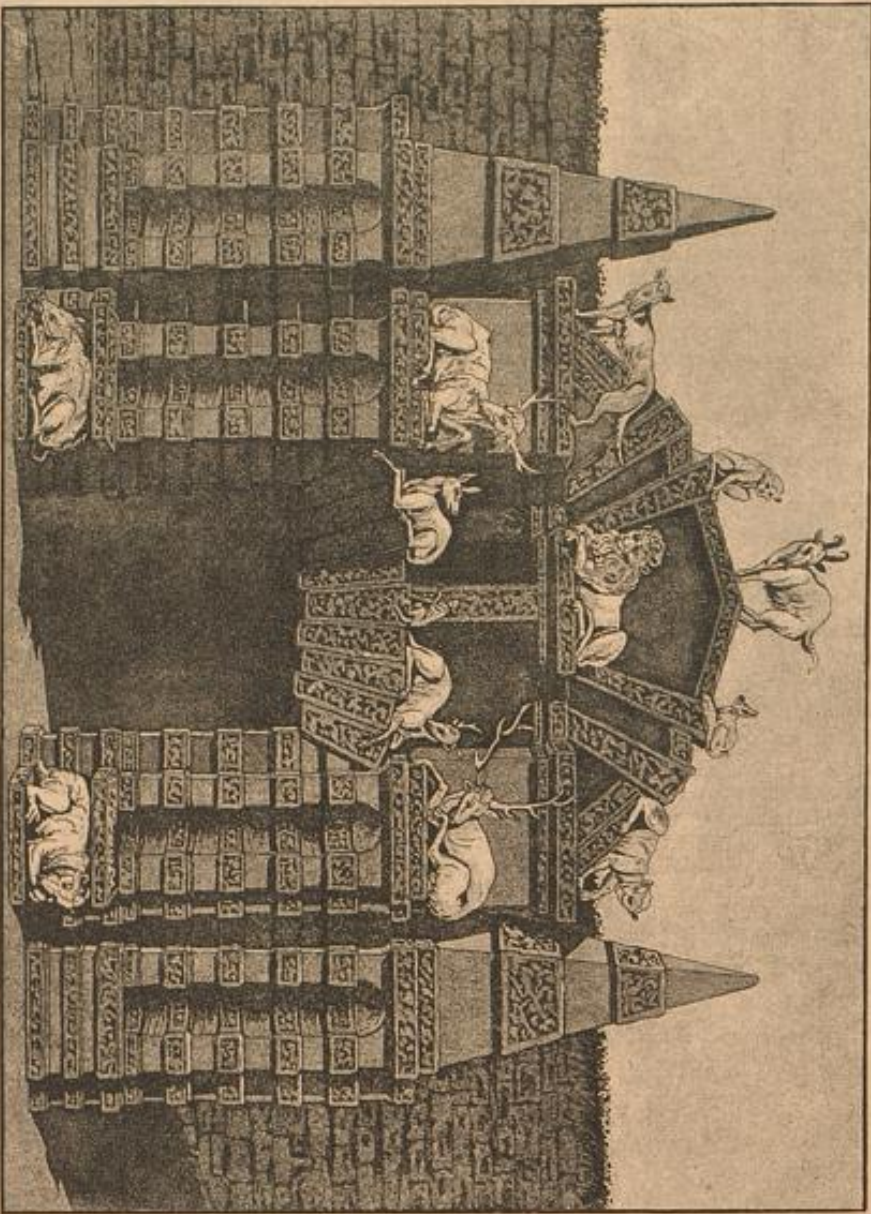




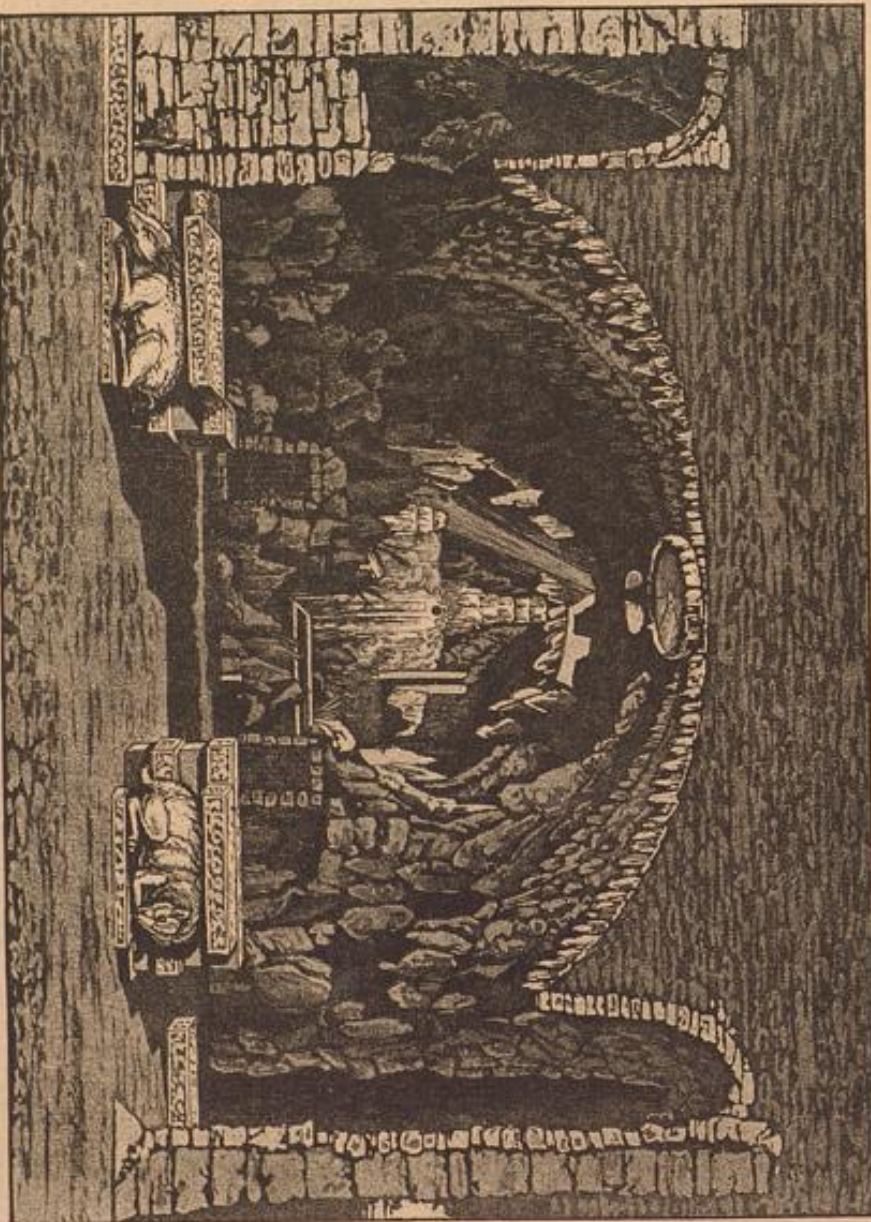
Innere Ansicht des Heibelberger Schlosses, 1684. Nach einem Stich von Ulrich Krauß. — Siehe Seite 261.



Innere Ansicht des Heibelberger Schlosses, 1684. Nach einem Stich von Ulrich Krauß. — Siehe Seite 261.

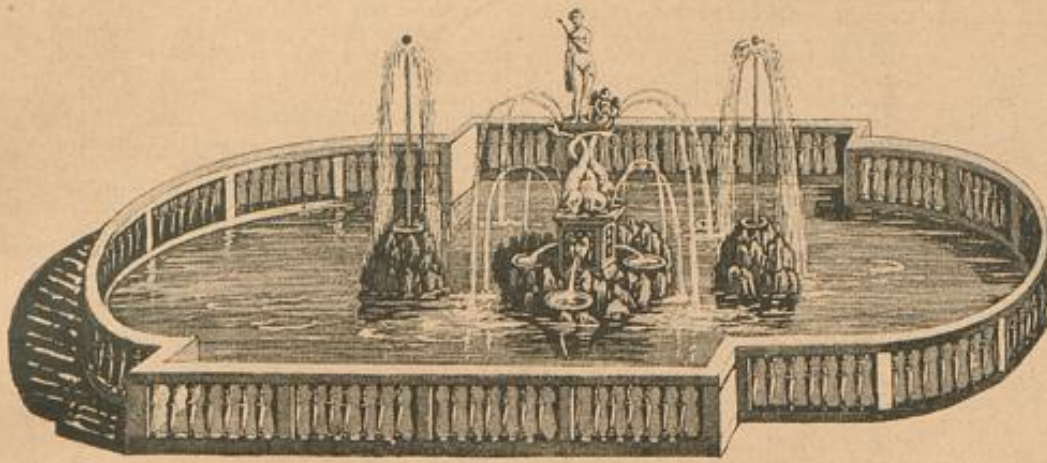


Eingang zur großen Grotte. Aus Salomon de Gaus' „Hortus Palatinus“, 1820. — Siehe Seite 261.



Vorderer Theil der großen Grotte. Aus Salomon de Gaus' „Hortus Palatinus“, 1820. — Siehe Seite 261.





Bassin mit Venus-Statue.



Brunnen am Eingange des Blumen Gartens.

Nachdruck verboten.

### Alt-Heidelberg.

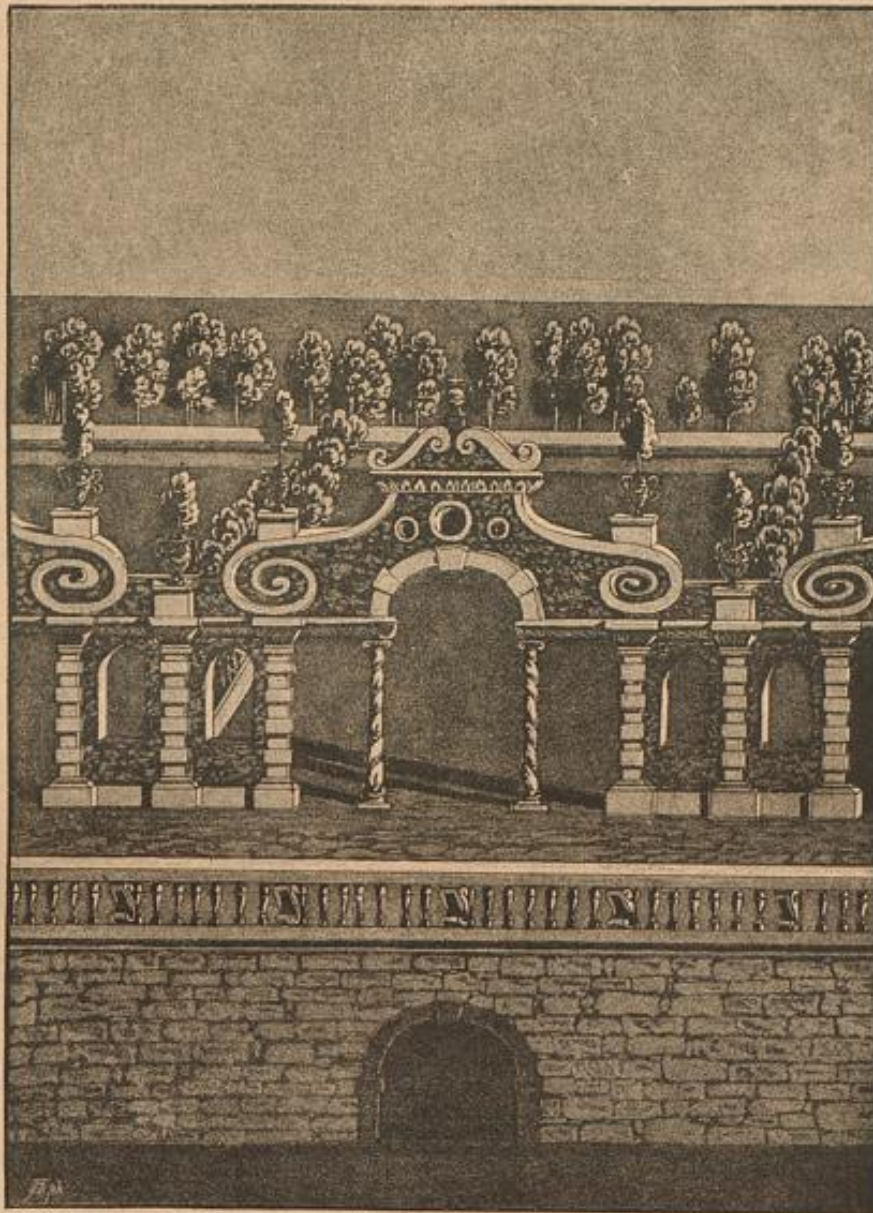
Von Theodor Sell.

Siehe das Portrait, Seite 253, und die Abbildungen, S. 256, 257, 260, 261 u. 262.

**A**uf Heidelberg, die anmuthige Neckar-Stadt, sind die Augen der ganzen gebildeten Welt gerichtet. Untrennbar von der Stadt und ihrem herrlichen Schlosse ist die ehrwürdige Pflanzstätte der Wissenschaften, nächst derjenigen in Wien (begründet 1237) die älteste Universität in deutschen Landen, und selbst diejenigen, die dem Studententhume nicht nahe gestanden, feiern das fünf-hundertjährige Jubiläum der alma mater Ruperto-Carola frohen Herzens mit. Geht doch auch diese Feier weit über die Grenzen eines akademischen Säcular-Festes hinaus. An Heidelberg knüpfen sich hundert Erinnerungen, schmerzlicher wie erhebender Art; sie führen uns lebhaft die traurige Zeit des zerrissenen Deutschland vor Augen, da fränkische Raublust mit Feuer und Schwert in deutsche Lande einbrach, in ruchloser Herfindungsgier das Große und Herrliche verwüthend, woran liebevoll Jahrhunderte gebaut hatten. Wann immer glühende Kampfthür den Arm deutscher Jünglinge wider den wälschen Nachbar stahlte, — der tief in's Herz gewachsene Jörn ob des an Heidelberg verübten Frevels hatte seinen Antheil daran, und soviel frödlische Weisen auch vom waldbumkränzten Schloßberg in's Neckarthal hinab geschallt sind, die großartige, in allem Verfall so stolze Ruine des Schloßes hat auch manchen ernsten Schwur aus patriotisch entflammtem Herzen vernommen.

Die Tage der Vergeltung liegen hinter uns; das Jubelfest Heidelberg's wird in einem geeinten, mit den vor zweihundert Jahren entrisenen Provinzen wieder verbundenen Deutschland gefeiert, unter einem Fürsten, der seinen edlen, echt deutschen Sinn in guten und schlimmen Tagen glänzend bewährt hat. Friedrich nennt er sich, wie jene pfälzischen Kurfürsten, die einstmals über Heidelberg geboten, die das Schloß zum herrlichsten Bau in deutschen Landen zu gestalten suchten. Manches ging in dem Wüthen des dreißigjährigen Krieges zu Grunde, und die Scharen des „großen“ Ludwig von Frankreich gedachten das Ganze der Vernichtung zu weihen. . . Doch aus Trümmern und Verwüstung, aus Schutt und Asche, Heidelberg „steig“ auf in der alten Pracht.

Sagenhaft ist, wie bei vielen alten deutschen Städten, der Ursprung von Stadt und Schloß Heidelberg. Matthäus Merian nennt in seiner „Topographia“, welcher unsere Gesamt-Ansicht von Heidelberg um 1620 (Seite 256) entnommen ist, die Römer als Begründer der Stadt, und in dem „alten“, oberhalb der heutigen Schloß-Ruine gelegenen Schlosse ist auch aller Wahrscheinlichkeit nach ein ehemaliges Römer-Castell zu erblicken. Für den Namen hat Merian die naive Erklärung, die Stadt habe denselben entweder von den „Heiden“ und den „Bergen“ oder von den Heidelbergern, die in großer Menge auf dem Heisberge, zu dessen Füßen Heidelberg liegt, gewachsen seien. Von noch



Cabinetts.



Figuren im Wassergarten.

Wasserfontäne und Bauten im Heidelberger Schloßgarten. Aus Salomon de Caus' „Hortus Palatinus“, 1620.

älteren Autoren wird die Stadt Edelberg oder Etelburg genannt. Historische Bedeutung gewinnt sie dadurch, daß der Bruder Barbarossa's, Konrad von Hohenstaufen, der erste Pfalzgraf „bei Rhein“ († 1195), sie zur Residenz machte. Es ist nicht unmöglich, daß Konrad, der die Stadt vielfach verschönerte, auch den Grundstein zu dem „neuen“ Schlosse gelegt hat; doch wird dasselbe urkundlich erst in einem Vertrage vom Jahre 1329, also zur Zeit des Kurfürsten Rudolf II. (1327—1353), erwähnt, und zwar in einer Weise, die vermuthen läßt, dieses „neue“ oder „untere“ Schloß habe längst gestanden. Man nimmt denn auch an, daß diejenigen ältesten Bauten, von denen heute noch einige Mauerreste vorhanden, auf Ludwig II., den Strengen (1253—1295), zurückzuführen sind.

Auch über das Entstehungsjahr der Universität sind die älteren Schriftsteller nicht einig; die einen nennen als Jahr der Begründung 1336, die andern 1376, noch andere 1387; Sebastian Münster, dessen „Cosmographia“ (Basel, 1628) unsere Abbildung der Heidelberger Hochschule (Seite 262) entlehnt ist, verlegt die Begründung auf das Jahr 1346. Das Wahrscheinliche ist, daß schon vor der feierlichen Einweihung der Universität unter Ruprecht I., am 18. October 1386, in etlichen Lehrstühlen Vorlesungen gehalten wurden. Noch Merian bezeichnet die Hörsäle als „finstere Lehstuben“, was allerdings mit dem Münster'schen Bilde kaum in Einklang zu bringen ist. Auf diese Subtilitäten näher einzugehen, uns in die ruhmvollen, zum Theile stürmisch bewegte Geschichte der Universität zu vertiefen, liegt uns fern; wir nehmen vielmehr aus den engenden Gassen Alt-Heidelberg's unseren Weg dorthin, wohin noch heute die Rufensöhne der Neckar-Stadt am liebsten wallen. Aber auch diese Wanderung wollen wir uns nicht erschweren durch historisches Gepäck; nur in knappen Zügen seien die Hauptphasen des Heidelberger Schloßbaues vorgeführt.

Von Ruprecht III., dem 1400 zum römischen König erwählten Kurfürsten, rührt der Ruprecht's-Bau auf der westlichen alten Schloßmauer her, von seinem Sohne Ludwig III., dem Bärtigen, der eine Zeit lang den auf dem Concil zu Konstanz abgesetzten Papst Johann XXII. auf dem Schlosse gefangen hielt, der „alte Bau“. Friedrich I., der Siegreiche (1452—1476), errichtete starke Befestigungen, die unter Ludwig V. (1508—1544), der auch den „Ludwigs-Bau“ an der

Düfseite des Schloßhofes auführte, noch wesentlich erweitert wurden. Unter ihm, am 25. April 1537, entlud sich über Heidelberg jenes furchtbare Gewitter, während dessen das alte Schloß zu Grunde ging. Ein Blitzstrahl entzündete die Pulverkammer, sodaß der Bau in die Luft gesprengt wurde und auch das untere Schloß manigfache Beschädigungen erlitt. Friedrich II. führte nur die unvollendet gebliebenen Bauten seines Bruders aus, aber herrliche Prachtbauten errichtete sein Nachfolger Otto Heinrich. Unter diesem großen Beschützer der Künste und Wissenschaften (1556—1559) entstand der Otto-Heinrich's-Bau, dessen vordere Fassade noch heute die bewundernswürdigste Fierde des Schloßes ist. Sehr viel trug zur Verschönerung und Erweiterung des Schloßes auch Friedrich IV. (1593—1610) bei; von ihm rührt, von



geringeren Bauten zu Schweigen, der Friedrichs-Bau mit der Schloßkirche her. Die größte Ausdehnung aber erhielt das Schloß unter seinem Sohne und Nachfolger Friedrich V., unter dem es seine höchste Blüthe erlebte. Mit Elisabeth, Tochter König Jakobs I. von England, vermählt, übernahm Friedrich V. 1614 die Regierung und wurde 1619 zum König von Böhmen erwählt. Die unseligen Wirren, in die er sich und das Land durch Annahme dieser Wahl stürzte, unterbrachen die Ausführung aller der großartigen Pläne, aber die fünf Jahre seiner friedlichen Herrschaft hatten genügt, Wunderbares zu schaffen. Gleich nachdem Friedrich die Regierung angetreten hatte, begann er zu bauen. Auf dem nördlichen Schloßwall wurde der „englische Bau“ errichtet und später auch das Erdgeschloß des sogenannten „Bandhauses“ in einen prächtigen Festsaal umgewandelt. Durch den französischen „Werkeister“ Salomon de Caus ließ Friedrich um das Schloß großartige Park- und Garten-Anlagen schaffen. Hügel wurden geebnet und Thäler ausgefüllt, Felsen gesprengt und aus der Tiefe mächtige Terrassen aufgeführt. In welcher Weise der Baukünstler seine Aufgabe löste, das geht aus dem Berichte hervor, den er selbst seinem Gebieter unterbreitete, und der später, 1620, unter dem Titel „Hortus Palatinus“ im Druck erschien.

Einen Gesamtüberblick über diese Schöpfungen der Gartenkunst erhalten wir durch die große Abbildung aus Merian's Topographia, Seite 257. Deutlich heben sich daraus manche Einzelheiten, die der „Hortus Palatinus“ näher beschreibt, ab. Auf dem Bilde unten links erblickt der Beschauer die „Cabinette“, laubenähnliche Gemächer mit schlanken, blumenumkränzten Säulen und zierlicher Bekrönung; eine Abbildung aus dem Caus'schen Werke, Seite 261, giebt einen Theil dieser, auf der höchsten Terrasse gelegenen Cabinette, von denen man einen prächtigen Ausblick über den ganzen Garten genoss, vergrößert wieder. Links neben den Cabinetten sehen wir ein Bassin mit einer Venus-Statue, auf vier Delphinen thronend, die aus den Nüstern Wasser spritzen (Seite 261). Die Fontainen zu beiden Seiten balancieren kupferne, vergoldete Kugeln, die, wenn sie einmal herunterfielen, von den trichterförmigen Becken aufgefangen und wieder auf die Wasserstrahlen zurückgeführt wurden. Oberhalb dieses Bassins erblicken wir auf dem Merian'schen Bilde verschiedene andere Wasserwerke; zunächst den „Flußgott des Rheins“, achtzehn Schuh lang, auf Steinen ruhend, aus denen viele dünne Strahlen hervorprudeln, den Gott überrieselnd. Weiterhin erhebt sich der Säulenbrunnen, und neben diesem sehen wir das „Feld der Krabesken“ mit den neun Nixen, Urania in der Mitte der holden Schwestern. Sie hält einen kleinen Stab in der Hand, dessen Schatten bei Sonnenschein die Tagesstunde anzeigt. Verschiedene andere Figuren aus dem „Wassergarten“ sind auf unserer Wiedergabe (S. 261) zu einem Bilde vereinigt: ein Mann, der einen indischen Schirm über sich hält, von dem das Wasser über ihn herniederträufelt; Frauengestalten, die aus Haupthaar und Gewand das Wasser wringen; ferner „zwei Kinder auf zweien Meer-Thieren, die auch Wasser aus der Nase spritzen.“ Weithin dehnt sich der Pomeranzengarten mit dreißig großen, gegen fünfundsiebzig hohen Bäumen und vierhundert kleineren. Hieran anstoßend der Blumengarten, sechzig Schuh lang, zweihundert breit, am Eingange verziert mit einem Brunnen, der aus rauhen, mit Bäumen bewachsenem Gestein hervorprudelt (S. 261). Auch in dem, den Blumengarten ergänzenden Zergarten fehlt es nicht an springenden Brunnen.



Neptuns-Brunnen mit der Statue des Kurfürsten Friedrich V. im Heidelberger Schloßgarten, 1619. Aus Salomon de Caus' „Hortus Palatinus“.

In einem Weiher sammelt sich alles aus den Gärten kommende Wasser. Zu beiden Seiten dieses Weiher's stehen Statuen des Redar und des Rhein. Ganz im Hintergrunde des Merian'schen „Prospectes“, am Ende der großen, mit den Thaten des Hercules verzierten „Galerie“, erblicken wir das „Rundgewölbe“ mit dem Brunnen des Neptun. Den Bau krönt die fünfzehn Schuh hohe Bildsäule des Kurfürsten Friedrich V., und eine darunter befindliche Inschrift in lateinischer Sprache sagt: „Friedrich, König der Böhmen, Pfalzgraf bei Rhein, Kurfürst, weichte, nachdem er die Gipfel der Berge in die Thäler gestürzt hatte, diesen früher der Diana geheiligten Ort dem Vertumnus (Gott der Fruchtbarkeit), schmückte ihn mit Wasserleitungen, Grotten, Statuen, Pflanzen, Blumen und Bäumen von außerordentlicher Höhe, welche mit großer Kunst aus dem nahe der Stadt gelegenen Garten verlegt waren. Dies Werk führte er bis hierher aus, im Jahre des Heils 1619.“

Die in dieser Inschrift erwähnten Grotten waren das Hauptstück der Gartenwunder. Das Portal der „großen Grotte“, deren Eingang sich links neben dem Flügeltor des Rheins befindet, schmückt zwölf große Thierfiguren (Seite 260). Zu den Seiten des Einganges liegen Bildschweine und Bär, oben darüber Hirsche, auf dem Thürbogen zwei Rehe, zwischen denen eine Reerkappe sitzt. Im Sichel ruht der König der Thiere, und auf dem Dache sind Wolf, Affe, Gams, Murmeltier und eine Löwin angebracht. Die Wände des vorderen, gleichfalls in der Abbildung wiedergegebenen Theiles (S. 260) sind mit Korallen, Tuffsteinen und allerhand anderem Gestein verkleidet; Muscheln und geschliffene Steine verzieren die Decke. Weiter hinten in der Grotte giebt es „verschiedene und mancherley lustige Wasserwerke, welche, wann man sie allezeit springen sehen will, man wol ein stund damit zubringen hat.“ In einer kleineren, aber noch reicher geschmückten Grotte fließt von den Wänden eine so große Menge Wassers über die Steine, „daß es Eiszapfen gleich sieht“. Zwei Steinbilder in den Ecken dienen einem praktischen Zweck: ein Jüngling reicht Wasser dar, damit man, wenn man an dem steinernen Tisch gepeist hat, sich die Hände waschen kann; ein anderer Jüngling hält ein Tablett, Gläser darauf nieder zu setzen. Ein Sculpturwerk an einer Längswand stellt zwei auf einem Meer-ungeheuer ruhende Nixen dar, mit einem Flügeltor überziehend.

Die Schilderung dieser Herrlichkeiten ließe sich noch in's Unendliche erweitern durch Beschreibung der verschiedenen Gallerien, der Fischbehälter, Prachtstiegen, der Badehäuser u. s. w., doch der Leser wird auch aus dem bisher Mitgetheilten ein Bild von der Großartigkeit der Anlagen gewonnen haben. Schloß Heidelberg hätte sich unter dem prächtigen Friedrich V. wohl noch schöner gestaltet, aber der „König von Böhmen“ hatte für sein Lieblingswerk weder Zeit noch Geld mehr; der grausame Krieg, der dreißigjährige, überflutete die deutschen Lande, und bevor er beendet war, starb Friedrich, am 19. November 1632, im Elend. Die Stadt Heidelberg hatte furchtbare Drangsale zu erdulden gehabt, an die wir nicht gern erinnern, denn die Grenen wurden von Deutschen an Deutschen verübt, aber Schloß Heidelberg kam im Ganzen noch gnädig davon. Wohl war es durch die Belagerungen übel zugerichtet worden, aber Kurfürst Karl Ludwig, Friedrich's V. Sohn, ließ es sich angelegen sein, die Schäden auszubessern. Vor Allem erneuerte er den Otto-Heinrichs-Bau und ließ den Schloßgarten wieder in Stand setzen. Sein Sohn und Nachfolger Karl (1680-85) verstärkte die Befestigungen, und welchen Anblick das unter ihm restaurirte Schloß geboten, davon geben uns ein anschauliches Bild die Ansichten auf Seite 260, gefertigt von dem Kupferstecher Ulrich Krauß aus Augsburg. Von demselben sind noch andere Stiche erhalten, welche beweisen, daß die von Friedrich V. gemachten Garten-Anlagen im Wesentlichen unverändert geblieben waren.

Aber schon drohte über Heidelberg das Verhängniß. Die nach dem Tode Karls ausbrechenden Erbtreitigkeiten gaben Frankreich den Anlaß, in die Pfalz einzubringen; Heidelberg ward fast überrumpelt, und die Stadt hatte ein Geschick zu erleiden, wie es schrecklicher kaum möglich schien. Auch das Schloß ward greulich verwüestet und der „dicke Thurm“ gesprengt. Aber noch immer stand der stolze Bau in herrlicher Schönheit. Da, im Mai 1693, brachen abermals die Franzosen in's Land, und der verrätherische Kommandant überantwortete die Stadt den Feinden, die in barbarischer, nicht zu beschreibender Raserei wider die unglücklichen Bewohner wütheten. Aber nicht bloß die Stadt sollte ein Schutthaufen werden. Im Schloße wurden sämtliche Thore und Befestigungswerke gesprengt, der Otto-Heinrichs-Bau in Brand gesetzt und überall Minen gelegt, den ganzen Bau von Grund aus zu vernichten. Wenn das Zerstörungswerk nicht ganz gelang, war es nicht Schuld der Soldaten des „allerchristlichsten Königs“, der auf die Nachricht von dem Untergange Heidelberg's ein feierliches Tebeum halten und eine Münze schlagen ließ mit der Inschrift: „Der König befehlt's, und so ist's geschehen.“

Die Stadt Heidelberg ward wieder aufgebaut, und Kurfürst Karl Philipp (1716-42) hatte auch bereits Hand angelegt, das Schloß auf's Neue auszubauen, ja, ihm noch einen vergrößerten Umfang zu geben, da bewogen die „Katholikus-Händel“ ihn, von diesem Vorhaben abzustehen und die kurfürstliche Residenz nach Mannheim zu verlegen. Seitdem verfiel das Schloß, und am 24. Juni 1764, gerade in jener Nacht, da Kurfürst Karl Theodor mit seinem Besuche die Hoffnung auf eine neue Restauration des Schloßes erweckt hatte, zündete der Blitzstrahl in dem „neuen Hofe“, und in der ausbrechenden Feuersbrunst wurde das Heidelberger Schloß vollends zur Ruine. Was der Jörn des Himmels verschont, zerstörte nun der Unverstand der Menschen. Die Gewölbe im Otto-Heinrichs-Bau wurden zertrümmert, die Grotten zerstört, der Garten erst zu einem nutzlosen Obstgarten eingerichtet, dann gar verpachtet und als Ackerfeld benützt. Wo die Herrlichkeiten Friedrich's V. geblüht, wo seine seltenen Blumen gedüftet, keine springenden Wasser gerauscht hatten, da zog die Flugschar ihre Furchen, hin und wieder erlösend, wenn sie ein Bruchstück der versunkenen Faubertwelt schrammte.

Im Jahre 1803 kam Heidelberg in badischen Besitz, und damit war dem weiteren Verfall des Schloßes vorgebeugt. Großherzog Karl Friedrich († 1811) überwies den Garten den Studienweden der Universität, die ihm überhaupt ihre Reorganisation verdankt, — der Name Ruperto-Carola weist auf den Neubegründer der in Verfall gerathenen Hochschule hin, — und befahl die sorgfältigste Schonung der Ruine. Seine Nachfolger handelten ebenso, und so steht heute Schloß Heidelberg vor uns fast in derselben Gestalt, wie es zu Anfang dieses Jahrhunderts sich zeigte. Die Wunden, die dem herrlichen Bau durch Zerstörung und Brand zugefügt worden, erscheinen fast wie vernarbt unter der D. de

des Alters, der Moosgebilde, des Epheu's, der schüßend seine Arme um das Gemäuer schlingt. Es besteht der Plan, das Schloß in seiner alten Herrlichkeit wieder zu errichten: man mag fast zweifeln, ob es richtig sei, das Bau-Denkmal, das in so merkwürdiger Weise die Erinnerung an die frühere Blüthe deutscher Kunst und an Deutschlands staatlichen Verfall vereinigt, umzugestalten. Es ist bekannt, wie sorgfältig unter der Regierung des gegenwärtigen Großherzogs Friedrich, des Rector Magnificissimus der Universität und Protector des Heidelberger Schloßvereins, auf die Schonung und Conservirung des Alten geachtet wird. Und wird nicht, wenn der Plan der Restauration sich verwirklichen sollte, namentlich das am Romantischen hängende junge Geschlecht beklagen, daß man ihm das süße Schwärmen unter „zerfallenen Dächern“ geraubt?

Was das Kommende auch bringen möge, — Jeder, der je in der freundlichen, durch klangvolle Nieder besungenen Neckar-Stadt gewilt hat, ist heute im Geiste wieder bei ihr. Mit den stottern Musesöhnen, die den Schloßberg hinaufsteigen, fühlt er sich froh im Bewußtsein der neuen Zeit, die Deutschlands Grenze gesichert weiß gegen frevelhaften Ueberfall. Und während der glänzenden Feste, die Heidelberg bevorzuehen, wird gewiß Mancher sich abseits stellen, hinüber wandern über die Neckar-Brücke, um von jenseits den bezauberten Anblick über Stadt und Schloß zu genießen. Sie haben nicht nöthig, dort droben Fackeln zu entzünden, leuchtende Feuer zu schüren, — der Schimmer der Nacht hat eine viel schönere Berklärung. In magischem Glanze blinkt es herüber vom Schlosse; nicht Wolken, nein, stolze Fahnen sind es, die wieder flatternd von den Zinnen wehen, schöne Frauen scheinen aus den erleuchteten Fenstern zu grüßen, und das Rauschen, das an unser Ohr dringt, das sind nicht bloß des Neckar's Wellen, sondern im Schloßgarten sprudeln auch all die Brunnen wieder, die wir verlegt glaubten. Die Götter des Main's und des Rhein's, die Nymphen und Tritonen, die lange geschlafen, sie sind erweckt und schütten aus der Schale ihres Frohmuthes den blinkenden Strom in den Freudenquell von Heidelberg.



Ein Hörsaal der Universität Heidelberg um 1628. Aus Sebastian Münster's „Cosmographia“.

Nachdruck verboten.

Die Schwarz'.

Von H. Billinger.

Estlich erklangen die Gloden des Freiburger Münsters, begleitet von den unzähligen Glocklein der kleineren Kirchen im Thale. Heute wollte kein Mensch daheim bleiben; galt es doch, dem lieben Gott zu danken für die endliche Genesung des Fürstensohnes, dessen Leben so lange Zeit in schwerer Gefahr geschwebt hatte. Auf allen Straßen kamen sie daher gezogen, die Landleute der Umgegend, in ihren farbigen Röden, rothen Westen, fliegenden Hauben-Bändern und gelben Hüten. Die Fahrenden begrüßten einander mit lustigem Beisendnall; dazwischen ließen sich Zurufe vernehmen, wie: „Grüßlich Gott!“ — „Mitfohre, Ihr Vätt“, — und „Blübe dum G'fährer eweg, fappermoßcht!“

Nach der Ershöpfung des Gausles zu urtheilen, mochten die paar Leute, welche auf der Höllethaler Straße einher gefahren kamen, einen ziemlich weiten Weg zurückgelegt haben. Neben dem Bauern, der lutschirte, sah eine alte Frau, die mit feierlich-frohem Gesichtsausdruck in's Weite schaute. Ihre Haube war reich gestickt; um den Hals trug sie ihren Hochzeitschmuck, den sie zwar längst der Schwiegertochter abgegeben, aber an diesem Tage selbst angelegt hatte. Auf dem zweiten Sitze sah die Bäuerin, zwischen Sohn und Tochter, und hinter diesen hochte der Knecht; Alle im schönsten Putz.

Daß die Familie, welche einsam und hochgelegen wohnte, nicht, wie gewöhnlich, in der Kirche der nächstgelegenen Ortschaft ihre Andacht verrichtete, lag an dem Wunder, welches der liebe Gott durch die Vermittelung der Großmutter gewirkt hatte, und wofür man ihm einen Staatsbesuch in seinem Münster schuldig zu sein glaubte.

„Schwiget still“, hatte die Großmutter zu den Jhrigen gesagt, „und holter's Mut; wem's Gott im Schloß gut (giebt), der müch nit großthü, — viel Ehr' mach' numme (nur) Schmerz.“ Zur Zeit nämlich, als über des Fürstensohnes Ergehen gerade die schlimmsten Nachrichten einliefen, die der Bauer aus dem nahen Orte heim zu bringen pflegte, hatte die Großmutter einen Traum; und zwar träumte ihr, der Kranke, von dem zu jeder Tageszeit die Rede war, werde gesund von der



# Aus der Frauenwelt.

Brähe ihres schwarzen Lieblingshuhnes. Voll freudigen Eifers theilte sie den Ihrigen den wunderbaren Wink von oben mit und verlangte, daß sich einer der Männer sofort aufmache und das Huhn in die Kistengänge bringe. Der Bauer erwiderte kein Wort auf den Vorschlag der Mutter, sondern schüttelte den Kopf mit einer Bewegung der Hand, als wollte er sagen: „Unfinn!“

Der Onkel, welcher mit der Schwester den Hochzeits-Feierlichkeiten des jungen Fürstenpaares beigewohnt hatte, bedachte sich eine Weile und meinte dann, sich hinter den Ohren kratzend: „Sie wäret mi uslache, wan i das Dier uspad!“

„Ihr hänt halt der Glaube nüt“, erklärte die Großmutter. „Die Träum' hummet (kommen) vom Himmel; mit sidene Fäden webt sie de Muttergottes am güldene Webstuhl und schneidet sie abe. Wan Ihr nüt goht, gan'g il!“

Und da half kein Abzählen, kein Gatten und kein Vange-machen, die Alte blieb fest. Der Bauer sagte ihr nicht einmal „V'hät Gott“, so zornig war er über das ihm höchst un-geliebt erscheinende Vorhaben der Mutter. „Wan's no obbe (wenigstens) e Gizele (Geistlein) g'fi wär“, meinte er, „aber e so an alti Duhn.“

Der Onkel ließ sich erweichen und fuhr die Großmutter nach Freiburg an die Bahn; er half ihr in den Wagen und schob ihr den Korb nach, in welchem sich außer der „Schwarzen“ eine ansehnliche Wegzehrung befand. Als die Alte davon fuhr, war dem jungen Menschen recht übel zu Muthe, sodaß er sich, zu Hause wieder angelangt, auf die Dienbank warf und kein Wort sprach. Der Bauer dagegen stand den ganzen Tag vor der Thür und schaute den Himmel an, an dem ein paar dunkle Wolken aufstiegen.

Früh am Nachmittag spannte der Onkel schon wieder an, um mit Mutter und Schwester die Großmutter von der Bahn abzuholen. Sie kam aber erst mit dem Abendzuge, aus dem sie der Schaffner sammt ihrem Korb sorgfältig auslud, denn sie hatte geschlafen. Jetzt kam auch der Bauer auf dem Leiter-wagen eines Nachbarn angefahren, nachdem er doch vorher sich hoch und heilig verschworen hatte, sich nicht im Geringsten um die eigenwillige Alte zu kümmern. Als sie nun aber die Großmutter in ihrer Mitte hatten, athmeten Alle erleichtert auf, und ihre Neugierde, von dem Unternehmen zu hören, machte sich in einem Durcheinander von Fragen Luft.

„G'föhre (Gefahren)“, begann die Alte, „G'föhre hani keini g'hunde, wo i an nag'luert (hingehaut) ha. Da war der Her Condoctor, der ich immer am Fenschter g'fi u hat mit mer g'redt uf e so e g'meini Ort, daß i mi nüt g'nüg ha bi'm bidanke chönne. Der het mer g'feit: Jez, Fra, uez frögener us; Ihr sin anckumme. E Her het mer der Weg in's Schloß g'wiese, s'ich immer gradus, i woll'n gli wieder finde. Durt hani mi an Ein g'wendt; sel war e so e schöne Ma, as wie 'ne Gros, u wan i nüt so do mit Ustrog ing'nomme g'fi wär, i het mer bi Gott e biseli g'hördt, 'ne anz'rede, so schöni Quäffli het er an sin Stude g'heit. Her, i sagi zuenem, 'sch's verlaubi, i wät zum Erbprinze, i cha 'nem helfe.“ — „Des goht nüt, Fra“, seit er. — „De, i sagi, do lofe mi mitwege (meinetwegen) zum Lands-vadder.“ — „Des goht an nüt“, seit er. — „Do bin i aber falsch wore: Was meinere an (meint Ihr auch), hummi edter do abe for nient (somm ich etwa da herunter für nichts)? Bi minter Seel“, Her, i gang nüt vom Blaz eweg, as i mi Sach usg'richt ha, u do standi, u do blibi!“ Endli, — mer hän n e Langs u e Dreis z'fameg'redt, — ich er gange, und's het numme (nur) e kleini Bil duert, hummi er wieder u holt mi.“

„Gelt aber, s'Schloß ich au schöni!“ meinte die Entelin. „I han nient g'feh'n u nient dent, as: wan's numme was hilft mi'm Huhn, — wan se numme g'scheid sin u an unserm Herget si Fingerzeig glauet! Sunst war mer Allis glied. De Her het mi in e Däre g'wiese, u wieni usflug (wie ich aufschau), stand i vor unserm Landsvadder. O Her Jezis an, ich des Truer u e Schmerz g'fi in sin liebe G'sicht! Fascht war mer's Hülle (Weinen) humme, aber i han mi z'feme-g'numme. I cha 'nem helfe“, han i g'schrie, i ha träumt, daß er, wan er e Suppe do mim schwarze Duhn ist, g'und werd. U wendli (schnell) riß i mi Zeinli (Rörchen) uf u holt'm die Schwarz furi: Do ich se, — do hän er se! U nüt g'rüebet hani, u das Malest-Dier hat e so thä, as wie am Messer, bis se endl' der Landsvadder g'numme het. Und versproche hat er mer's in d'Hand nin, der Erbprinze chriegt si Suppe! U ich paffet uf, s'ich'm g'hulfe, uez ward's guet, u unserm Herget sei Lob u Dank dasor. Amen!“

Die Anderen stimmten damals noch nicht in den Jubel mit ein, aber nachdenklicher wurden sie von Tag zu Tag, als plöz-lich die Nachrichten über des hohen Kranken Befinden angingen, besser und besser zu lauten. Und als der Bauer eines Tages im Orte drunten die Anzeige vom Dankes-Gottesdienst für die Genesung des Fürstenjohnes las, da eilte der phlegmatische Mann den Berg hinauf, wie's seit seinen Bubenjahren nicht mehr geschehen war, Athemlos, dunkelroth von der Anstrengung, trat er bei den Seinen ein; um den Kiesel im Halse los zu werden, schlug er erst, einen tüchtigen Fluch ausstößend, auf den Tisch, dann verkündete er: „S'ich Allis guet, — er ich über'm Grabe, — die Schwarz' hat g'hulfe! Jez aber lost (hört), ihr Lüt, — am Suntig goht's uf Freiburg, des lössmer (laß ich mir) nüt nehme! Wir müeche unser Bergel's Gott im Minschter spreche, mit z'allerericht, bi Gott! Und sappermoscht no amol, i los mi's ebbs bi Vöten!“

Beim Schwabenthor im Lören stieg die Familie ab. Heller Sonnenglanz lag über der lieblichen Dreifam-Stadt, durch die Gassen wogte ein buntes Durcheinander festlicher Stads- und Landesstrahlen. Der Bauer, die Mutter an der Hand, schaffte sich Platz, ohne viel Umstände zu machen; sie drängten sich durch die Menschenmasse auf dem Münsterplatz und verschauften ein wenig in der Vorhalle. Im Dome ruhte der Bauer nicht, bis er die Mutter vornan in der ersten Bank unter-gedracht hatte.

„Als z'fameg'ruckt, do g'hört se hin“, erklärte er mit einer Ausdauer, daß schließlich Jeder davon überzeugt war und sein Wohlglückes that.

Die Alte war ganz hingerissen von der Herrlichkeit des Hochamtes, den prächtigen, goldgestickten Gewändern der hohen Geistlichkeit, den unzähligen Ministranten, die kamen und gingen und ihre Weisheitsfessel schlangen. Mit dem Lichte der vielen Kerzen vermischten sich zu den farbigen Vogenschnitzereien herein-dringenden Sonnenstrahlen, und zu all dem Glanze geleiht sich noch das aus Hunderten von Herzen kommende Gefühl gemeinsamer Freudigkeit.

Als aber das Dankesgebet auf der Kanzel gesprochen wurde, und der geistliche Herr hinzufügte, wie gewiß die innigen Ge-bete der vielen Landeskinder nicht wenig dazu beigetragen hätten, dem hohen Kranken zur Wiedergenesung zu verhelfen, da stieß die alte Frau den Sohn, der neben ihr stand, mit einem verschmitzten Lächeln an und legte, ohne ein Wort zu sagen, den Finger auf den Mund.

Berlin. — In Gegenwart des Unterrichts-Ministers von Goshler fand jüngst die Schluß-Vorstellung des staatlichen Curses zur Aus-bildung von Turnlehrerinnen statt. Unter den Mängeln der Musik zogen die Damen ein, ordneten sich in „Achterreihen“ und marschirten nach einem Musikstücke vorwärts, um alsdann Ordnungs-übungen, Durchkreuzungen, Gegenzüge, Schleifen, Schlangenlinien, Schnellen in vier „Zweierreihen“ auszuführen. Hierauf folgten Gang-übungen der mannigfaltigsten Art und Freilübungen, worauf ein Ge-sangreigen, von zweiunddreißig Damen geschritten, den ersten Theil der Vorstellung beschloß. Es kamen nun Geräth-übungen, Rundlauf, Schwefestangen u. s. w. In möglichster Kürze, indem fast jede Dame eine andere Übung machte, wurde die Schule der Übungen an diesen Geräthen gezeigt, von den einfacheren Übungen bis zu den schwierigeren, soweit sie innerhalb des Bereiches des Mädcherturnens liegen. Ein Tanzreigen mit vierundzwanzig in einem Bierock aufgestellten Turnerinnen leitete zum dritten Theile über; wackerer Leiter, Schrägstange, schräge Leiter. Nun wurde ein Reigen in der Art geschritten, daß drei Kreise von je zwölf Damen die Übung ausführten, während die übrigen, nicht Schreitenden, das Lied sangen. In den folgenden Geräth-übungen turnten gleichzeitig zwei Abtheilungen an zwei Barren, und zwei combinirte Abtheilungen ließen unter dem geschwungenen Seile zu-gleich mit Reifenspringen, Ballwerfen u. s. w. Den Schluß der Vorstellung bildete ein dreifacher Tanzreigen. Drei Kreise von je achtzehn Damen, der eine mit Keifen, der zweite mit Bällen, der dritte mit Gastagnetten versehen, führten nach Musik den Reigen aus. Die Mannigfaltigkeit ergaben die verschiedenartigen Bewe-gungen der gehandhabten Geräthe. Die Ausführung der Übungen gewann den lebhaften Beifall der anwesenden Gäste; man er-laubte an, daß in noch nicht ganz drei Monaten Tüchtiges ge-leistet worden sei. Dem gab auch der Minister von Goshler Ausdruck in einer freundlichen Ansprache an die Damen. An dem diesjährigen Cursus hatten achtundachtzig Damen theilgenommen, dreiundzwanzig aus Berlin, die übrigen aus den verschiedenen preussischen Provinzen, auch je eine aus Bernburg, Eisenach, Arn-stadt, Walparaiso, Kronstadt und Siebenbürgen. Sehr viele der Damen erhielten staatliche Unterstützung.

Frau Minna Meyerbeer, die Witwe des berühmten Componisten, ist in Wiesbaden, zweiundachtzig Jahre alt, gestorben. Ihren Gatten hatte sie zweiundzwanzig Jahre überlebt, in dessen schon seit geraumer Zeit getränkt. Auf die Nachricht von ihrer zunehmenden Schwäche waren ihre Töchter, die Witwe Gustav Richter's, des berühmten Malers, die Baronin Korff und Baronin Andrian-Werburg, nach Wiesbaden geeilt. Die Leiche der Ver-blichenen wurde nach Berlin übergeführt und dort auf dem alten israelitischen Friedhofe in der Schönhauser Allee, im Erbegräb-nisse der Familie Meyerbeer, beigesetzt. Außer den Verwandten wohnte ein zahlreiches Gefolge der Trauerfeier bei, darunter der italienische Botschafter, der griechische Gesandte und viele Ber-treter der Kunst und Wissenschaft.

Stendal. — Auf der hier veranstalteten altmärkischen Gewerbe- und Industrie-Ausstellung wurde von der Gräfin von Bassewitz-Bevehow den Besuchern ein Stück der alten Zeit in Gestalt einer märkischen Bauernstube aus dem vorigen Jahrhundert vorgeführt. In dem mit Gardinendübel, Lehnstuhl, massivem geschmückten Tisch, bemalten Truhen u. ausgefärbten Räume standen auf dem Gesims des grünen Kachelofens und auf Borden blühende zimmerne Krüge und Schalen, dieselbige Gebetsbücher in bemalten Schweinsleder-Ein-band, Dellenkästen und andere zum Gebrauch und Schmuck dienende Gegenstände. Auch fehlte weder der Spinnrocken noch vor dem Becken das Kohlenbeden. Lebhafter noch wurde der Besucher in die altmärkische Vergangenheit zurück versetzt durch ein freund-liches Mütterchen in der damaligen Bauerntracht, dem die hier und da als Schaustücke ausgelegten schweren silbernen Ketten, Schmutz, Haarnadeln und Kämmen, sowie die in einer Ede hängenden und in den Truhen aufbewahrten Kleidungsstücke zur Bewachung anvertraut waren. Da gab es kostbare, buntgeblümte seidene Brautkleider mit kraus an den Gurt gefestem weitem Koll und kurzen Aermeln, auch noch älterer Zeit stammende An-züge, wie dicht pliffirte Faltenröde und andersfarbige Taillen, die vorn eine spitze Schnebe, hinten ein kurzes, krauses Schößchen hatten. Die reich mit Stiderei verzierten weiten, weißen Schürzen und großen, viereckigen Busentücher aus Tüll, Mull oder Seide, sowie die zierlichen, mit langen, bunten Bändern geschmückten Käppchen und die langen, baumwollenen Handtische zeigten, daß auch die altmärkischen Bauernfrauen es verstanden haben, mit der Nadel geschickt umzugehen. Vorerwähnt war bei ihnen die Tambourir-Arbeit im Brauche. Schürzen und Tücher aus Mull oder Tüll zeigten breite, fein tambourirte, mitunter durch einfachen Spitzenstich er-gänzte Borten in großblumiger Ruffierung; die gleichen Motive wiederholten sich in den bunten Stidereien, die in lebhaften Far-ben mit Flockeide in leichtem Plattstich ausgeführt waren. Größeren Kunstsinns offenbarten die Altmärkerinnen entschieden in der Wahl der Muster ihrer eigenhändig gewebten Keinenstoffe. Bei den schönen, in Blau und Weiß ausgeführten Damast-geweben haben sie mit feinem Gefühl für Bett- und Stuhlbezüge Ornament-Muster in reiner Renaissance, dagegen für Vorhänge, Wand- und Tischdecken figürliche Muster angewendet, die oft Sprüche und ganze Scenen aus der biblischen Geschichte wieder-gaben. Zur Verzierung der Decken dienten meist schmale, aus blau und weiß dreifaltiger Baumwolle gestrickte Spigen. Die Kunst, welche sich in diesen Geweben und Stidereien offenbart, ist leider unserm Bauernstande völlig abhanden gekommen, wie auch der billige Kattun die soliden malerischen Trachten gänzlich ver-drängt hat.

Baireuth. — In der Villa Wahnfried fand am 3. Juli die standesamtliche Verbindung des Fräulein Daniela von Bülow, der Stieftochter Richard Wagner's, mit dem Privat-Dozenten Dr. Thode aus Bonn statt. Am folgenden Tage wurde in der pro-testantischen Hauptkirche die kirchliche Einsegnung vollzogen, der auch Franz List beizuohnte. Die städtischen Behörden von Bai-reuth hatten der Braut ein prächtiges Blumen-Bouquet über-reichen lassen. Die Neuvermählten traten eine Hochzeitreise nach der Schweiz an, gebachten jedoch zu Beginn der Festspiele in Baireuth wieder einzutreffen.

Wien. — Die Kaiserin Elisabeth von Oesterreich, welche mit der Erzherzogin Marie Valerie bereits in Gastein ein-gekommen war, hat den Ort nach einem Aufenthalte von zweieinhalb Tagen wieder verlassen und sich mit ihrer Tochter nach Jschl be-gaben. Der Grund der Abreise war folgender. In Feldafing, wo die Kaiserin mit ihrer Schwester, der Herzogin von Alençon, zusammenwohnte, war in der Familie der letzteren ein Scharlach-

fall vorgekommen. Die Kaiserin schwebte nun in Besorgniß, daß auch Prinzessin Marie Valerie von der Krankheit ergriffen werden könnte, und dieser Gedanke wirkte so aufregend auf die kaiserliche Mutter, daß ihr die Aerzte nicht rathen konnten, die starken Bäder von Gastein gleich jetzt zu gebrauchen. Aus diesem Grunde zog die Kaiserin den Aufenthalt in der ruhigen, milden Luft Jschl's vor, um sich wieder vollständig erholen zu können. Man hofft in Gastein, daß die Kaiserin am 7. oder 8. August wiederkehren und die Kur gebrauchen werde.

Paris. — Nachdem der Graf und die Gräfin von Paris auf Grund des Verhannungs-Gesetzes die französische Hauptstadt ver-lassen haben, interessiert es wohl, einen Blick in das Heim Der-jenigen zu thun, die jetzt in Paris die königliche Familie von Frankreich repräsentiren, des Herzogs Robert und der Herzogin Francisca von Chartres. Herzog Robert ist der älteste Bruder des verbannten Grafen Louis Philipp von Paris, seine Gemahlin eine Tochter des Prinzen von Joinville, also ein Cousine ihres Gatten. Das herzogliche Paar bewohnt das ehemalige Hotel Demidoff. Durch ein großes, mit alten Gobelins belleidetet Vestibül gelangt man auf einer prächtigen Treppe aus weißem und schwarzem Marmor, deren Aufstieg zwei große Bronze-Drachen mit weit ausgebreiteten Flügeln flankiren, in die Empfangsräume. Dieselben bestehen aus einem großen und kleinen Salon, einem sehr angelegentlichen, getäfelten Eßsaal und einem Bildersaal. Alle diese Räume sind in modernem Stile eingerichtet, unter Verwen-dung einer Menge tropischer Gewächse. Unter den Bildern be-findet sich manches Meisterwerk, namentlich solche militärischen Gegenstandes. Im Erdgeschosse, neben der vorhin erwähnten Treppe, liegen das Billardzimmer und einige kleinere Gemächer, mit Antiquitäten und Erinnerungen an des Herzogs Reisen in Algerien und im Orient gefüllt. Im zweiten Stockwerke hat sich die Herzogin, die im Aquarellmalen ganz Achtungswerthes leistet, ein Atelier eingerichtet, das zugleich als Empfangszimmer für die vertrauten Freundinnen dient. Bei der Gelegenheit sei gleich er-wähnt, daß auch der Herzog, so sehr er im Allgemeinen den Sol-daten hervorhebt, der darstellenden Kunst Interesse zuwendet, — soweit sie sich auf mechanischem Wege ausbilden läßt. Im Garten hat er ein photographisches Atelier erbauen lassen, und mit Vorliebe ist er in diesem thätig. Er besitzt eine große Sammlung von Ansichten aus Persien, die er auf seiner Reise durch dieses Land selbst angefertigt hat. Auch ein Freund der Lectüre ist der Herzog. Umweit von dem „Stubb“ seiner Gemahlin liegt sein Biblio-thek-Zimmer, das sehr sinnreich eingerichtet ist. Das achteilige, dicht mit Büchern bestellte Gemach ist in fünf Etagen getheilt. Hinter den Bücherbinden führt eine Wendeltreppe hinauf, und in jeder Etage ist ein Balcon angebracht, sodaß man in aller Be-quemlichkeit zu den Bücherhöfen gelangen und sich, wenn man eben will, gleich an Ort und Stelle in die Lectüre vertiefen kann.

Die letzte Sitzung der Akademie der Wissenschaften brachte ein unerhörtes Ereigniß mit sich, als den Verhandlungen eine Dame beizuohnte durfte. Es war Frau Sophie Kowalewka, welche seit Juli 1884 an der Universität Stockholm Geometrie und transcendente Mathematik vorträgt. Die Dame wurde von dem jungen Mathematiker Halphen eingeführt und von dem Prä-sidenten im Namen seiner Collegen willkommen geheißen. Eine Russin von Geburt, mit ihrem Mädchennamen Sophie Krutowa geheißen, war die Dame bekanntlich mit dem Paläontologen Kowalewski in Kraslau verheiratet, nach dessen Tode sie sich, nachdem sie schon früher umfassende Studien gemacht, gänzlich den mathematischen Wissenschaften widmete.

Eine Nachricht aus Poo meldet den Tod einer Begleiterin des General-Residenten in Annam, der Doctorin der Medicin Frau Ribart. Wenige Tage vor diesem Ereigniß hatte die Königin-Mutter von Annam, welche seit langer Zeit am Staar erblindet ist, sich entschlossen, sich von den Fremden operiren zu lassen. Frau Ribart, welche eine sehr geschickte Hand hatte, war so glücklich gewesen, einige Mandarine mit Erfolg zu operiren, und es galt nun, der blinden Königin-Mutter, deren Gemächer kein Mann betreten darf, ebenfalls Heilung zu bringen. Man verbrauchte sich davon auch die Anbahnung guter Beziehungen zwischen der königlichen Familie und der französischen Mission. Der Tod der Frau Ribart bereitete diese Hoffnungen.

London. — Die Königin Victoria hat den Tag, da sie vor fünfzig Jahren den englischen Thron bestieg (20. Juni), in aller Stille begangen; natürlich aber fehlte es nicht an zahl-reichen Glückwünschen. Als die hohe Frau nach dem Thee, ein wenig ermüdet, sich in ihre Gemächer zurückgezogen hatte, meldete der diensthabende Kammerer plözlich, der Herzog von Albany sei im Borgemach erschienen. Den Namen ihres verstorbenen Liebings-Johnes hörend, wandte die Königin sich erschrocken um: an der Schwelle stand ihr kleiner Enkel, der den Titel seines Vaters führt, genau so gekleidet, wie es sein Vater in der Jugend ge-wesen. Auf's Festigste bewegt, schloß die Königin ihre in der Portiäre verborgene Schwiagertochter, die verwitwete Herzogin von Albany, in die Arme. — Unter großen Feierlichkeiten er-offnete die Königin am 30. Juni die von dem als Millionär verstorbenen Pillen-Fabrikanten Holloway mit einem Kostenauf-wande von beinahe zwanzig Millionen Mark erbaute Frauen-Universität (Royal Holloway College for Women) in Egham (Surrey). Das im französischen Renaissance-Stil errichtete Gebäude liegt inmitten prächtiger Anlagen und enthält mehr als tausend Zimmer, dazu eine große Bibliothek, eine prachtvolle Gemälde-Gallerie, eine schöne Hauskirche, vorzüglich ausgestattete chemische und physikalische Cabinette und Laboratorien, Turnhallen, Schwimm-bassin u. s. w. Gegen vierhundert Studentinnen können in der Anstalt Aufnahme finden. Jede derselben erhält ein eigenes Arbeitszimmer nebst Schlafgemach, und je sechs Studentinnen be-kommen einen gemeinschaftlichen Salon. Die Beleuchtung der Räume geschieht durch elektrisches Licht. Nach der Bestimmung des Begründers sollen an dieser neuen Frauen-Universität nur Frauen als Dozenten wirken.

Madrid. — Die Königin Maria Christina hielt am 28. Juni mit ihrem Söhnchen ihren ersten Auszug, der sich zu einer großen Kundgebung seitens der Bevölkerung gestaltete. Trotz der ungeheuren Hitze waren die Straßen, durch welche der Zug ging, und die lange Allee, welche zur Basilica Atocha führt, mit einer festlich gekleideten Menschenmenge erfüllt, die auf den mit Teppichen und Blumen geschmückten Balconen die hohe Frau und den König erwarteten. Etwas vor fünf Uhr verließ der Wagen, in welchem die Königin mit Alfonso XIII. und seiner Anne saß, das Schloß. Das übliche Gefolge von Helmschützen ging dem Gefährt voraus, und einige Hofwagen beschloßen den Zug. Das Publicum begrüßte die Königin außerordentlich herzlich, wie-derholt erschollen die Rufe: „Es lebe die Regentin!“ „Es lebe Alfonso XIII.“ Aus vielen Fenstern wurden Blumen gestreut, und von den Balconen flatterten Tauben, mit farbigen Bändern geschmückt, herab.



# Die Mode.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

### Mode vom August 1786.



Nach einem Stiche nach Milan aus dem „Magazin des Modes vom August 1786“.

Die eleganten Pariser Damen bedienen sich in der gegenwärtigen Saison, namentlich auf Reisen, wohlriechender Fächer aus Veilchenholz, welche äußerst dauerhaft sind. Von den zwei Arten dieser Fächer besteht die eine gänzlich aus Holz, während an der anderen nur das Gestell aus Holz, das Blatt aus schwedischem Leder gefertigt ist. Das Blatt zeigt Stickereien von Vögeln, Blumen oder dergl. Die ganz aus Holz hergestellten Fächer haben kleine, mit Silber ausgelegte Punkte, die wie Diamanten blitzen; die Namensschiffe ist gleichfalls aus Silber hergestellt.

Das erste Erforderniß für alle nur zu ihrem Vergnügen reisenden Damen ist ein einfaches, bequemes und zugleich elegantes Kostüm. Das Mantel-Kostüm vereinigt alle diese Vorzüge. Es ist aus grauem Voden hergestellt und wird über einem glatten Rock getragen. Zwei dunkelblaue Tuch-Einsätze imitiren ein Unterkleid. Die glatten Vorderbahnen sind diesen Einsätzen aufgedrückt, während die plissirten und durch einige Knöpfe ausgenommenen Hinterbahnen der Draperie eines Kleides vollkommen ähnlich sehen. Das Kostüm ist sehr leicht, aber doch genügend warm und dem Zerhacken nicht unterworfen.

In den meisten Reisekostümen herrscht dieses Jahr ein dunkles Gelbbraun vor. Als besonders gelungen ist ein Kostüm dieses Genres zu bezeichnen, welches aus einem kurzen, groben Wollrock mit eingewebten rethfarbenen Streifen und einer Taille besteht, die so geschneitten ist, daß die Streifen, welche auch die Ärmel garniren, vorn und am Rücken die Form eines spanischen Jäckchens bilden. Diese Taille tritt unter den Rock und ist mit einem hirschledernen Saß verzieret, der vermöge seiner Elasticität jeder Bewegung nachgiebt. Ein Einsatz aus gleichem Leder schmückt auch vorn den Rock. An Stelle der Kumis ist ein rethfarbener Stoff-Schalum die Hüften geschlungen, der hinten leicht geknüpft auf den Rock fällt. Ein Tirolerhut aus Stroh oder kastanienbraunem Filz, mit einem breiten Bande und zwei kleinen Schleifen garnirt, vervollständigt das Kostüm.



Obgleich die Mode für die Kinder weniger rasch, als für deren Mütter wechselt, namentlich was die Unterkleider betrifft, so richten sich dennoch Stoffe und Garnituren der letzteren nach dem in jedem Jahre vorherrschenden Geschmack. Gegenwärtig



werden für Kinderwäsche ausschließlich Stickereien und feine Zwirnspitzen trischen Genres verwendet; die bevorzugten Stoffe sind immer noch Sommer-Flanelle und elastische Baumwoll-Fabrikate. An den Schnitten ändert sich nicht viel. Bis zu fünf Jahren hängen Taille und Höschen zusammen; von diesem Alter an tragen die kleinen Mädchen mittelst Zugsaum hinten schließende Röckchen, Hemden, die wie die ihrer Mutter garnirt sind, und, je

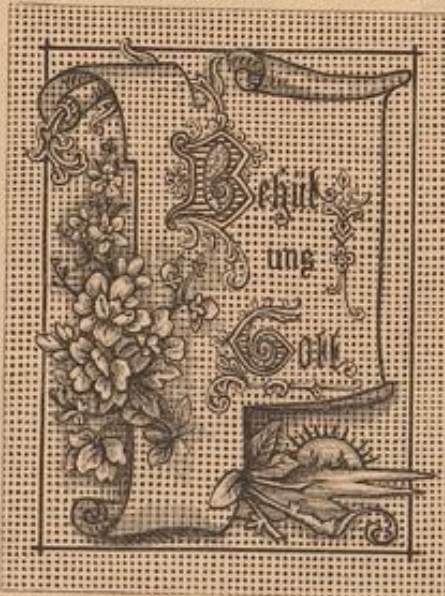


nach der Temperatur, hohe oder ausgechnittene Untertaillen. Für Mädchen von 6-12 Jahren empfiehlt sich, als die Bildung eines geraden Rückens befördernd, das kleine Corset aus rothem Flanell, welches hinten zu schnüren und mit zwei Fischbeinstäben versehen ist; ferner das Tournaire-Röckchen aus grobem Kamsoc zur Unterstützung der diesjährigen farbigen Musselin-Kleidchen. Die letzten Neuheiten für Kinder unter sechs Jahren bestehen in einer Chemise-Taille, welche an dem Unterrock festgedrückt wird, und schließlich für Kinder jeden Alters in einem Nachthemd aus rosa Batist, mit rother Wollstickerei.

# Neue Handarbeiten.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Zierliche Malerei und eine leichte Stickweise vereinigen sich überaus wirksam zur Ausführung des vorliegenden Haussegens.



Der scheinbar durch das Papier geschobene Apfelzweig und die kleine Vondschast mit der aufgehenden Sonne sind auf weichen Sammet gemalt, sauber ausgeschneitten und nur mittelst Gummi applicirt. Die Vorlage mißt 35 Cent. Höhe zu 25 Cent. Breite. (Vergleichsquelle: M. Dachs, 80, Repudierstr. 71a.)



Gordonnirte Häfelfeide ist ein neues Material, das, in allen Farben vorrätig, sich vorzüglich zur Ausführung von leichten Tüchern, Spitzen-Garnituren etc. eignet; der fest gedrehte, wie ein Schnürchen wirkende Faden läßt sich sehr angenehm verarbeiten. (Vergleichsquelle: D. Kruppe, W. Leipziger Str. 129.)

# Wirthschaftliches.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

### Mittagessen für die feine und einfache Küche.

- I.
- Suppe mit Tomaten und Maccaroni . . . . . Receipt 1212.
  - Eier in Muscheln . . . . . Receipt 1213.
  - Farcirter Hecht . . . . . Receipt 1214.
  - Hammelnrücken, dazu grüne Bohnen, engl. Art . . . . . Receipt 1215.
  - Kalbs-Cotelettes mit Ochsenzunge . . . . . Receipt 1216.
  - Kaplanbraten mit Salat und frischen Compotes.
  - Rum-Pudding mit verschiedenen kleinen Kuchen, Butter, Prob, junge Rettige und Käse.
  - Dbst.

- II.
- Rindfleisch-Suppe mit Bouillon-Reis, Nierenknüttchen . . . . . Receipt 1217.
  - Zander mit Krebsauce . . . . . Receipt 1218.
  - Schinken in Malaga, auf spanische Art . . . . . Receipt 1219.
  - Ochsenzunge, in Papier gedünstet . . . . . Receipt 1220.
  - Poularden-Braten, dazu Compotes und Salat.
  - Artischocken, natürliche Art . . . . . Receipt 1221.
  - Cabinetts-Pudding.
  - Dbst.

- III.
- Suppe mit Rüben-Püree.
  - Gebratener Kal mit Sauce Remoulade.
  - Schweinsbraten in Kartoffelteig, dazu Rothhohl . . . . . Receipt 1221.
  - Gebakene Apfelschnitten.

### Recepte.

**1212. Suppe mit Tomaten und Maccaroni.** 8-10 in Stücke geschnittene, durch Ausdrücken von Saft und Kernen befreite Tomaten werden mit ungefähr 80 Gr. feinstwürfelig geschnittenem Schinken, einer Zwiebel, 5 weißen Pfefferkörnern und wenig Butter gut durchgeschwigt, dann mit 3 Eßlöffeln süßer Sahne aufgefüllt, noch 15 Minuten dick eingekocht und hiernach als Püree durch ein Sieb gestrichen. Gleichzeitig hatte man 200 Gr. in 2 1/2 Cent. lange Stückchen gebrochene Maccaroni in gelatztem Wasser gar gekocht und auf einem Siebe abtropfen lassen. Diese giebt man nun mit 150 Gr. in kleine Stückchen zerplückter Butter, nebst 150 Gr. geriebenem Parmesan, lagenweise in ein kleines Töpfchen und schwenkt sie über mäßigem Feuer, bis Butter, Käse und Maccaroni wie Eines erscheinen. Hierauf thut man das Maronen-Püree dazu und vermischt Alles zu einer gleichmäßig erscheinenden Masse, die man auf einer vertieften Schüssel anrichtet und zu einer klaren Kräftsuppe, als sehr wohlgeschmeckende Einlage, extra servirt.

**1213. Eier in Muscheln.** Nachdem man 12 frische Eier hart gekocht hat, schneidet man sie, nebst einigen Trüffeln und Champignons oder auch anderen feinen Pilzen, in grobe Würfel, macht dann von etwas frischer Butter und Mehl eine helle Mehlchwiz, verrührt diese und kocht sie mit sehr kräftiger Fleischbrühe zu einer recht dicken Sauce auf. Letztere würzt man mit reichlich Sardellenbutter, Citronensaft, Muskatblüthe, wenig gestoßenem weißen Pfeffer und auf dem Reibeisen geriebenen Schalotten. Wenn dies geschehen und eine kräftige, wohlgeschmeckende Sauce erzielt ist, thut man die würfelig geschnittenen Ingredienzien dazu, schwenkt das Ganze bis zum Heißsein über dem Feuer und füllt es dann sogleich in erwärmte Muscheln, deren jede mit ausgebrochenen Krebschwänzen beziert wird. Man servirt die Muscheln möglichst heiß.

**1214. Farcirter Hecht.** Einen mittelgroßen Hecht schuppt man, ohne die Haut zu verletzen, glatt ab, schneidet ihm dann den Rücken der Länge nach auf, entfernt aus dieser Oeffnung die Eingeweide, löst die Rückengräte heraus, reinigt und salzt den Fisch, füllt ihn hiernach mit irgend einer schmackhaften Fleischfarce und näht nun den Rücken wieder fest zusammen. Da Flossen, Kopf und Schwanz unverfehrt bleiben mußten, so hat der Hecht jetzt seine natürliche Gestalt wieder erhalten. Nun zieht man ihn auf der einen Seite die Haut ab und spickt das dadurch bloß gelegte Fleisch in 3 Reihen recht dicht mit Speckstreifen. Hierauf belegt man eine zur Größe passende Bratpfanne mit Speckknüttchen, legt den Hecht, mit der gespickten Seite nach oben, darauf, bedeckt ihn mit einem Butterpapier, giebt 1 Flaseh Rothwein, 1 Portzeßel voll Fleischbrühe, Kräuter, Gewürze und Salz nach Geschmack daran und stellt ihn so reichlich 1 1/2 Stunden vor dem Anrichten in einen gut geheizten Ofen, wo der Fisch unter Reihigen Begießen gar werden und, nachdem das Butterpapier entfernt ist, glaciren muß. Beim Anrichten hebt man ihn auf eine ovale Schüssel, garnirt ihn mit Brattartoffeln, glacirten Zwiebeln, Möschchen u. s. w. und servirt ihn mit einer extra dazu gereichten Meerrettig-Creme.

**1215. Hammelnrücken mit grünen Bohnen.** Je nach Bedarf ein ganzer oder ein halber Hammelnrücken wird abgehäutet und das Fett entfernt; dann wird der Rücken hübsch zugestuzt und recht kraus gespickt. Vorher schon hatte man einen ovalen Bratpfanne-Kessel oder auch nur eine Bratpfanne, mit Speckstreifen, etwas rohem Schinken, Suppenwurzeln, Zwiebeln und Gewürzen belegt und dieses leicht anbraten lassen, um nun den fertig vorbereiteten Hammelnrücken hinein zu legen und ebenfalls auf allen Seiten anbraten zu lassen. Danach giebt man 1/2 Liter leichte Fleischbrühe und 1/4 Liter Rothwein dazu, thut auch einige Stückchen Candis hinein, sowie den Saft von einer Citrone, und läßt dies Alles so lange bratiren, bis der Rücken gar ist, worauf man ihn jetzt noch rasch, indem man ihn mit feinem, kräftig eingedämpftem Fond begießt, glaciren läßt. Wenn dies geschehen ist, hebt man den Rücken auf eine ovale Schüssel, giebt einige Eßel Fond darüber und legt ringsum einen Kranz von in Salzwasser weich gekochten, jungen, grünen Böhnchen, die man reichlich mit hübsch dressirten Butterstückchen garnirt. Es empfiehlt sich, das Anrichten dieser Schüssel an warmer Stelle und möglichst rasch auszuführen und auch sogleich zu serviren.

**1216. Kalbs-Cotelettes mit Ochsenzunge.** Sehr gut ausgeschneittene Kalbs-Cotelettes klopft und parirt man vorchriftsmäßig



und legt sie dann neben einander in eine flache, mit heißer Butter versehene Pfanne. Danach schneidet man eine recht roth gefärbte, gefochte Schenke in möglichst große Scheiben, sticht diese zur Größe der Cotelettes-Auß aus und stellt sie so, mit ein wenig Fett bedeckt, warm, um man die in der heißen Butter liegenden Cotelettes, indem man sie noch mit Pfeffer und Salz bestreut, zu schöner Farbe und gar zu braten. Nunmehr richtet man die Cotelettes und die Zungenschnittchen, auf einer runden Schüssel, folgendermaßen an. Mit einer Cotelette beginnend, legt man, in regelrechter Abwechslung, Cotelettes und Zungenschnittchen wie aufgezähltes Geld tranzförmig auf die Schüssel, füllt dann in die Mitte ein Ragout von Champignons und giebt eine Champignon-Sauce extra dazu.

(Schluß in nächster Nummer.)



Kochbuch und im Uebersetzen verboten.

### Antworten.

Willst Du getrost durch's Leben gehen (161). — Der Autor dieses, in Nr. 9 veröffentlichten Gedichtes ist Lavater.

Oesterreicherin.

Trocknen von Rosenblättern. — Um rothe Rosenblätter so zu trocknen, daß sie die Farbe behalten, nehme man ein Stück neues, festes Flanell, der möglichst dick und haarig sein muß, damit sich das Gewebe nicht abdrückt. Auf dieser Unterlage breite man die Blätter einzeln aus, überdecke sie mit dem gleichen Stoff oder mehrlagigem Böschpapier und überplättle sie mit heißem Holz. Je sorgfältiger das Einlegen und Bedecken der Blätter geschieht, desto besser wird der Erfolg sein. Vor Allem achte man darauf, daß sich keine Falten bilden, weil dieselben leicht Brüche und weiße Linien geben; auch lege man die Blätter bei wiederholtem Ueberplätten um, denn der Saft muß in dem jarten Zellengewebe gleichmäßig und vollkommen trocknen. Nur so erhält sich die gleiche Farbe; auch darf der Holz nicht stark glühend sein. Eine kurze Uebung wird Jedem die beste Lehrmeisterin. R.

Stodflecke in Weinen. — Zur Beseitigung von Schimmel (Stodflecken) in Wäsche empfiehlt sich folgendes, wiederholt mit bestem Erfolg angewandtes Mittel. Die fleckigen Stücke werden 24 Stunden in frisches Regenwasser gelegt, dann in den Händen tüchtig durchgerieben und getrocknet. Nachdem dasselbe Experiment zweimal wiederholt, das Weinenzeug ein drittes Mal, möglichst in freier Luft, getrocknet worden, wäscht man es auf gewöhnliche Art, heiß, läßt es im Kessel aufkochen und mischt nöthigenfalls unter das Spülwasser, in dem es ein paar Stunden liegen bleibt, etwas Fleckwasser, was ohne jede Schädigung geschehen kann. — th.

Roskflecke in Wäsche. — Man macht eine Mischung von je einem Theile Oxalsäure, Citronensäure und Kochsalz und acht Theilen reinen Wassers. Einige Tropfen dieser Mischung tupft man auf den Fleck und hält dann die Stelle an ein mit heißem Wasser gefülltes Binngefäß. Der Fleck verschwindet sofort. Mit Seifenwasser ist nachzuwaschen. Alte practische Hausfrau.

Roskflecke in Wäsche. — Man reibt die Roskflecke mit Citrone und fährt alsdann mit einem heißen Bügeleisen darüber; jedoch muß man ein Stück Böschpapier oder ein weiches Lappchen zwischen den Fleck und das Eisen legen. Man wiederholt das Verfahren, bis der Fleck verschwindet, und giebt nachher den Gegenstand in die Wäsche. M. St. in Florenz.

Leber-Politur (180). — Die gepanzten Leberarbeiten erhalten Glanz und Farbe durch eine Pottasche-Lösung, die durch Hof-Duchbinder Frischke in Leipzig zu beziehen ist. Sie ist aber sehr zu verbümen, am besten noch an einzelnen Partien leicht mit dem Pinsel aufzutragen, nachdem das Ganze mit einem Schwämmchen überfahren ist. Ein anderes Kunst-Geheimniß will

ich gleich dazu verrathen: die bostirten Stellen, die meist beim Montiren verloren gehen, sind mit Modellir-Wachs ausgefüllt, das mit Seidenpapier überdeckt wird, um das Ankleben auf der Unterlage zu verhüten. Man kann ausgezeichnet über solchem Wachs modelliren, Aben einbrücken u. Agnes in Stralsund.

Leber-Politur (180). — Leber-Arbeiten aus Naturleder erhalten eine schöne, hellbraune Farbe und matten Glanz durch eine Beize, die man aus Pottasche, in Wasser aufgelöst, herstellt. Die Arbeiten müssen mit dieser Beize wiederholt befrachten werden. — b.

Waldseife (180). — Vor Allem ist der „jungen Hausfrau, welche gern recht sparlich wirtschaften möchte“, zu rathen, daß sie sorgsam alles beim Kochen und Braten übrigbleibende Fett, ebenso das von der Bouillon abzuholpfende, aufbewahrt und in einem großen Steintopf sammelt. Je reiner dasselbe ist, desto besser; da aber leicht ein Sauren-Fond oder dergleichen zurückbleibt, empfiehlt es sich, um ein Verderben des Fettes und schlechten Geruch zu vermeiden, eine größere angegebene Menge auf dem Feuer auszulassen und das Fett dann sorgfältig abzugießen. Ist auf diese Weise eine Menge von 4 Pfd. erspart, oder hat man 2 Pfd. reines Fett, so setzt man die angegebene Quantität in einem Kessel, vermischt mit 4 Liter Wasser und 1 Pfd. Seifenstein, auf's Feuer, läßt sie 2 Stunden kochen, gießt sie dann in ein flaches Gefäß und schneidet die erhaltene Masse in beliebig große Stücke, die, je länger man sie aufbewahrt, desto trockener und besser werden und im Werthe der gesuchten „Oberhalb-Seife“ gleichstehen.

Eine Parzeife stellt man her, indem man guter Talgseife 50%, in kleine Stücke geschlagenes Parz beifügt, das unter feinem Röhren bis zur vollständigen Vereinigung mischt. Verbesserung wird die Farbe der Parzeife durch einen Zusatz von etwas Palmöl; sie muß schön gelb, an den Ecken ein wenig durchscheinend sein. — E. J. in Beth.

Senf-, Pfeffer- und Ingwer-Gurken. — Senfgurken. Recht große, gekochte Schlangengurken schneidet man in Viertel, entfernt die Kerne, theilt die Stücke nach Belieben noch einmal, läßt sie in Salz und Wasser aufkochen und auf einem Siebe abtropfen. In einen Napf gethan, werden sie mit gutem, abgekochtem Weineßig heiß übergossen, sodas sie reichlich bedeckt sind, und bleiben bis zum nächsten Tage stehen. Nachdem der Essig abgeseigt und die Gurken abgetropft sind, legt man sie mit zwei rothen Pfefferkörnern, Schalotten, weichen Senfkörnern, ganzem Pfeffer, etwas Muskatblume, Rocambolo- und Estragonblättern schichtweise in Gläser oder Töpfe, tocht den Essig, schäumt ihn und gießt ihn abgekühlt über die Gurken. Der größeren Sicherheit wegen kann man den Essig nach acht Tagen noch einmal aufkochen, ihn kalt übergießen und dann die Gläser fest mit Blase oder Papier verbinden.

Pfeffergurken. Man nimmt hierzu kleine, recht grüne, höchstens einen Finger lange Gurken, reibt sie in einem Tuche mit Salz ab, wäscht sie, trocknet sie rein ab und legt sie in einen irdenen Napf. Dann tocht man Essig mit Salz und ganzem Pfeffer auf und gießt ihn über die Gurken, die reichlich davon bedeckt sein müssen. Am anderen Tage tocht man den Essig um den vierten Theil ein und giebt soviel frischen Essig hinzu, als eingetocht ist. Am dritten Tage läßt man die Gurken in einem unterzinneten Kupferkessel, verdeckt, auf nicht zu starkem Feuer tochend heiß werden, gießt sie in einen Napf und läßt sie einige Tage stehen, bis sie recht grün sind. Dann packt man sie mit Pfefferkörnern, ganzem Pfeffer, Muskatblume und Estragonblättern in Gläser und gießt frischen, aufgekochten Essig abgekühlt darüber. Fest zugebunden, müssen die Gläser an kühlen, trockenem Orte aufbewahrt werden.

Ingwer-Gurken sind Liebhabern dieses Gewürzes sehr zu empfehlen. Große Schlangengurken werden geschält, entfernt, in Stücke geschnitten, mit Weinblättern und Weinreben schichtweise in eine Terrine gepackt und mit kaltem Wasser übergossen. So bleiben sie acht Tage lang an einem nicht zu kühlen Orte stehen. Nach Verlauf dieser Zeit werden die Gurken herausgenommen, gewaschen, abgetrocknet und gewogen. Auf 1 Kilo Gurken rechnet man 1 Kilo Zucker, — liebt man sie nicht sehr süß, etwas weniger,

— 60 Gr. Ingwer und die Schale einer halben Citrone, die in ganz feine Stücken geschnitten worden. Der Zucker wird nun geflärt und tochend über die mit dem Ingwer und der Citronenschale eingelegten Gurken gegossen, ein Verfahren, das viermal wiederholt wird. Sollten die Gurken am vierten Tage sich nicht weich anfühlen, so muß man sie mit dem Zucker einmal aufkochen lassen. — G. A.

Falscher Bärenschinken. (Kalbskeule à la Russe.) Eine recht fleischige, einige Tage alte Kalbskeule, wird hübsch rund wie ein Schinken zugeschnitten, sodann 1—2 Minuten lang, damit die Fleischfasern sich zusammenziehen und die Poren sich schließen, in kochendem Wasser gelegt, darauf herausgezogen und so gleich, während sie noch recht heiß ist, mit Salpeter und fein geriebenem Salz von allen Seiten sehr kräftig eingerieben. Hierauf legt man die Keule in einen engen, nur eben zur Größe passenden Steintopf, streut den Rest des Salzes darüber und läßt sie, bei einmaligem Umwenden, 24 Stunden an einem kühlen Orte liegen. Nach dieser Zeit wird die Keule zum Abtrocknen in die Nähe eines warmen Ofens gehängt, und dann nach Verlauf von 36 Stunden, oft auch schon nach 24 Stunden, je nachdem das Fleisch rasch trocknet, entweder mit Null umwidelt, 48 Stunden in ganz leichtem Rauch gehängt oder aber fogleich, knapp mit Wasser bedeckt, wie Schinken gekocht zu werden, was sonst erst nach dem Räuchern geschieht. In beiden Fällen ist dieser „Schinken“ ein sehr feines, sehr rosa aussehendes Gericht von außerordentlichem Wohlgeschmack. Auf eine Keule von 6 Kilo Gewicht rechnet man 200 Gr. Salz und 60—70 Gr. Salpeter. — W.

Ralle Orangen-Sauce (143). — Man nimmt so viel Zucker, als das Gewicht der Orangen beträgt, löst von letzteren die Schalen ab und legt die Früchte in Wasser, welches man ein paar mal wechselt. Nach 24 Stunden reinigt man die Orangen vom Weissen, schneidet sie sehr fein, drückt den Saft auf den gestoßenen Zucker, tocht ihn ein, mischt die fein geschnittenen Schalen dazu und läßt das Ganze kalt werden. — Oder: Man schält die Orangen wie Kapsel und preßt sie aus, indem man den Saft gleich durch ein Sieb fließen läßt. Nun läßt man den Saft mit gepochnem Zucker einfochen und erkalten. Die Orangen-Sauce hält sich in Dunstgläsern längere Zeit gut. — G. M. B. in W.

Sorensen. — Aus der Frage, welche Schulen ein Klavierpieler durchmachen hat, um die in Compositionen Wagner's und Liszt's sich darbietenden Schwierigkeiten verhältnismäßig leicht zu überwinden, ist nicht zu ersehen, ob damit ein geistiges Verhältniß der Werke oder nur die Beherrschung technischer Anordnungen gemeint ist. In beiden Fällen jedoch ist eingehendes Studium der Meister, ein Verlesen in den Geist derselben zu empfehlen. Für die Technik bieten Liszt's eigene Klavierschule, die Studien von Clementi, Taubert, Czerny, Bebert und Stark den besten Anhalt; doch wird sorgfältiger, ausdauernder und verständiger Uebung stets unerlässlich sein.

Veitshen. — Alle eine Gellings-Arbeit nicht übel, doch für uns nicht verbindlich. Wir bitten um Angabe Obere Adresse behufs Rücksendung des Manuscript. Bei der Gelegenheit erneuern wir für alle freundlichen Correspondenten die schon oft ausgesprochene Bitte, literarische Beiträge nicht anonym einzusenden, da hierdurch der Geschäftsgang sehr erschwert wird.

Julie K. in Krain. — Besten Dank für die Besichtigung des Irthums! Georg's Subic, der Vater des in Nr. 13 veröffentlichten Bildes „Der Jäger“, ist also kein Kroat, sondern ein Slovenc, geb. 13. April 1855 bei Biskopskloster in Krain.

Zu dieser Nummer gehört für die Abonnenten der großen Ausgabe ein Modenbild und ein Kinderbild.

Von der „Illustrirten Frauen-Zeitung“ erscheinen jährlich 24 Unterhaltungs-Nummern zu je 2 bis 2 1/2 Doppelbogen, 24 Moden-Nummern, 12 Schnittmuster-Beilagen und 12 farbige Modenbilder; vierteljährlicher Abonnements-Preis 2 M. 50 Pf. (1 Guld. 50 Kr., mit Postzusendung 1 Guld. 80 Kr.) Die Heft-Ausgabe bringt ferner jährlich 12 Kunstblätter „Silbermappe“; das Heft (24 jährlich) kostet 50 Pf. (30 Kr.) Die Ausgabe mit allen Kupfern (jährlich 36 farbige Modenbilder, 12 Kostümbilder und 12 farbige Kinderbilder) kostet vierteljährlich 4 Mark 25 Pf. (2 Guld. 55 Kr., mit Postzusendung 2 Guld. 85 Kr.) — Alle Buchhandlungen nehmen jederzeit Bestellungen an, mit Ausnahme für die Heft-Ausgabe auch alle Postanstalten.

### Anzeigen.

falls solche nicht als für die „Illustrirte Frauen-Zeitung“ angeordnet von uns angesehen werden sollten, haben zu dem Preis von 1 Mark für die einbändige Nonpareille-Zeile oder deren Raum Aufnahme, soweit der dafür bestimmte Platz reicht, Annahme der Anzeigen in allen Anzeigen-Büreau, sowie in den Expeditionen der Illustrirten Frauen-Zeitung zu Berlin W., Potsdamer Straße 38, und in Wien I., Overgasse 3.

Interenten erhalten das Blatt kostenfrei mit der Post zugesandt, so lange der Inserations-Kauftrag dauert.

**Bad Nauheim**  
bei Frankfurt a. M., Stat. d. M.-W.-B.  
Grosch. Hess. Bade-Direction Bad Nauheim.

Naturwarme kohlensäurereiche und gewöhnliche Soolbäder, salinische Trinkquellen und alkalische Sauerlinge, Inhalations-Salon, ozonhaltige Gradirhall, Ziegenmilch.  
Sommer-Saison vom 1. Mai bis 30. September. Abgabe von Bildern auch vor bez. nach dieser Zeit.  
Jäger.

**Echtes Linoleum**  
(Kork-Teppich).  
Billigste Bezugsquelle im Fabrik-Dépôt von Julius Henel vorm. C. Fuchs, K. k. u. k. Hoflieferant, Breslau. Qualitäts-Proben und Muster franco.

# Schwarze Seidenstoffe

ca. 150 verschiedene Qualitäten — direct an Private — ohne Zwischenhändler:

- Schwarzseidene Marcellines und Taffete (ganz Seide) Mk. 1.45—1.75—1.95—2.50—3.05—3.50—3.85—4.65—5.45 per metre.
- Schwarzseidene Ripse (ganz Seide) Mk. 3.45—4.10—4.90—5.30—6.10 per metre.
- Schwarzseidene Ripse (Cachemires) (ganz Seide) Mk. 6.05—6.70—7.10—7.70—8.30—9.45—10.80—11.55 per metre.
- Schwarze Satins de Lyon (ganz Seide) Mk. 3.85—4.65—5.45—6.25—6.90—7.70—8.50—9.35—10.25 per metre.
- Schwarze Satins Luxor (ohne Rückseite) (ganz Seide) Mk. 4.30—5.30—6.10—6.90—7.85—8.60—9.45—10.25—11.00—13.20 per metre.
- Schwarzseidene „Faille Française“ (ganz Seide) Mk. 3.45—3.85—4.35—4.65—5.45—6.25—7.05—7.70—8.50—10.25—11.60 per metre.
- Schwarzseidene Surahs (ganz Seide) Mk. 3.55—4.30—5.30—6.10—6.90—8.20—9.30 per metre.
- Schwarze halbseidene Atlasse Mk. 1.25—1.95—2.55—2.95—3.50—3.90—4.50—5.15—5.95 per metre.
- Velours-Rayé, Plüsch-Rayé, Peckin etc. etc. Mk. 3.30—3.80—4.35—6.80—8.65—10.80—14.50 per metre.

- Schwarze Satins merveilleux (ganz Seide) Mk. 1.90—2.05—3.70—4.70—5.30—6.10—6.75—7.70—8.50—9.80 per metre.
- Schwarze Satins Duchesse (ganz Seide) Mk. 3.35—3.90—4.65—5.90—6.75—7.70—8.50—9.45—10.90—12.40 per metre.
- Schwarze Rhadamés (ganz Seide) Mk. 2.65—3.45—4.35—5.10—5.80—6.40—7.25 per metre.
- Schwarze Moire Française (ganz Seide) Mk. 6.25—7.05—7.85—8.65—10.25 per metre.
- Schwarze Moirée antique (ganz Seide) Mk. 6.80—7.90—8.65—10. — per metre.
- Schwarze Damaste (ganz Seide) Mk. 2.75—3.50—4.65—5.15—6.30—6.80—8.40—10.25 per metre.
- Schwarze Sicilienne 130 cm. breit Mk. 12.40—15.00—18.00—23.00—28.10—31.90 per metre.
- Henneberg's „Monopol-Seide“ (ganz Seide)

☞ nur direct und nur echt, wenn auf jedem metre eingedruckt ist: **G. HENNEBERG'S „MONOPOL“**  
Mk. 4.90—5.90—6.80—7.70—8.65—10.25 per metre.

porto- und zollfrei in's Haus geliefert ohne irgend welche Nachzahlung nach Deutschland und Oesterreich-Ungarn. — Muster umgehend.

☞ Briefe nach der Schweiz kosten 20 Pf. Porto.

## G. Henneberg's Seidenstoff-Fabrik-Dépôt in Zürich (Schweiz).

Eigene Speditionshäuser für Deutschland: in Lindau, — für Oesterreich-Ungarn: in Bregenz.



# Nordseebad. Westerland-Sylt. Luftkurort.

Kurzeit vom 15. Mai bis 15. October.

Heilkräftigster Wellenschlag des brandenden Meeres. Bequemes, absolut gefahrloses Baden im Meere, unabhängig von Zeit und Wetter. Ozonhaltigste, feuchte, milde Luft, kein scharfer Ostwind. — Herrlicher Aufenthalt auf dem weitgestreckten, festen, von hohen Dünen geschützten Strande. — Für Ruhebedürftige tiefste Einsamkeit. Das Badeleben in Westerland-Sylt bringt die grösste Einfachheit mit sich; jede Entfaltung von Toiletten-Luxus wird gemieden. — Warm-Badehaus, Anstalt für Heliogymnastik und Massage. — Vorzügliche Hôtels und schöne, saubere Privat-Logirhäuser; beste Hamburger Küche bei mässigen Preisen. Evangelischer und katholischer Gottesdienst. Kur-Haus mit Musikzimmer, Lese- und Restaurations-Hallen, Pavillons, Zelte am Strande. Täglich 3mal Musik der Bade-Kapellen. Réunions, Theater, Privat-Aufführungen. Ausflüge zu Wasser und zu Land, Seehunds-Jagden u. s. w. Post- und Telegraphenamt, Bade-Aerzte Dr. Lahusen, kgl. Stabsarzt d. Ldw. u. D. und Landschaftsarzt Dr. Nicolas, während der ganzen Kurzeit. Täglich 2mal Dampfschiffs-Verbindung mit dem Festland. Direkte Saisonbillets zu ermässigten Preisen mit 45 tägiger Gültigkeit an allen grösseren Stationen. Ausführliche Prospekte, sowie jede auf den Aufenthalt bezügliche Auskunft ertheilt:

Die Bade-Direction in Westerland-Sylt.

# Nordseebad. Westerland-Sylt. Luftkurort. Wenningstedt-Sylt.

Gewährt die gleichen natürlichen Vorzüge wie Westerland, kann aber in Bezug auf Logis, Verpflegung etc. nur einfachen Ansprüchen genügen. Preise durchschnittlich ein Drittel billiger wie in Westerland. Kurtaxe wird nicht erhoben. Anfragen und Bestellungen sind ebenfalls an die vorbeschriebene Directionsstelle in Westerland zu richten.

## Neuigkeit!



Vorlagen für Lederstich-Arbeiten. Unter Mitwirkung hervorragender Künstler herausgegeben von Philipp Niederhöfer, Architekt und Lehrer an der Kunstgewerbeschule zu Frankfurt a. M. Große Ausgabe: 21 Tafeln, Kart. 12.—. Kleine Ausgabe: 13 Tafeln, Kart. 6.—. Beide Ausgaben enthalten ausführliche Anleitungen zur Erlernung der Lederstich-Technik. Verlag von Ph. Niederhöfer, Frankfurt a. M.

## Unverantwortlich

ist es, wenn Damen Spitzen oder Sticknadeln ohne S. F. Neuf'sche (Wachen) Patent-Sicherheits-Hülle tragen. In haben in jeder Kaufmann-Handlung.

## J. Link, Spigen-Manufactur Berlin, Jägerstrasse 23.

Größtes Lager feinst. Spigen u. Spigenartikel. Recht und Imitation, Spigenconfection, Spitzenwäcker, Ausbesserung, Application.



Verlag von Franz Kipperheide in Berlin.

Musterbücher für weibliche Handarbeit. Neue Folge. Zweiter Band.

## Die Smyrna-Arbeit.

Von Frieda Kipperheide und Clara Marggraff. Mit 121 Illustrationen im Text und 12 in Farbendruck ausgeführten Mustertafeln. — Großes Quart-format. In elegantem Einbände 11 Mark.

Durch die schnell beliebt gewordene Smyrna-Arbeit wird es unserer Frauenwelt ermöglicht, die schönen Muster, die Farbenpracht und auch die reiche Fläche der orientalischen Teppiche ohne große Mühe und unbequemes Werkzeug durch eigenen Fleiß herzustellen und für die behagliche Ausstattung des Hauses nutzbar zu machen.

Es wird hierdurch das weite Gebiet der weiblichen Handarbeit um einen sehr unterhaltenden Zweig bereichert, und das vorliegende Musterbuch stellt sich die Aufgabe, die Smyrna-Arbeit in ihren verschiedenen Arten zu lehren und den fleißigen Frauen die Mittel zu geben, die nach Geschick und Vorliebe eine reiche Auswahl bequemer Arbeitsweisen und guter Muster-Vorlagen in die Hand zu geben.

Sowohl in Farbendruck sorgfältig ausgeführte Tafeln sind dem Text als Muster beigegeben, denen nur gute, alte orientalische Teppiche zu Grunde gelegt wurden. Die in einem besonderen Abschnitt hinzugefügten Darstellungen bieten die mannigfaltigste Anregung zur Verwendung der Smyrna-Technik für Gegenstände der verschiedensten Art.



## Pracht-Einbanddecken



Illustrirten Frauen-Zeitung

in Calico mit reichem Gold- und Schwarzdruck nach nebenstehender Original-Zeichnung. Preis M. 2.25 grün, M. 2.50 roth. Die grosse Ausgabe wird in zwei Bände gebunden und zwar das Modenblatt und das Unterhaltungsblatt in je einem Bande. Beim Modenblatt ist von dem beigegebenen Streifen Calico an der Innenseite des Hinterdeckels eine Tasche mit Frosch zu fertigen, in welche sämtliche Schnittmuster hineingesteckt werden. Das Unterhaltungsblatt sollte stets eingebunden werden, es wird dadurch ein feiner Salon-Band von bleibendem Werthe. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen entgegen, sowie das Einbanddecken-Geschäft von Th. Knauer, Leipzig.

Verlag von Spielhagen & Schurich in Wien.

## Die Technik der geklöppelten Spitze.

Original-Entwürfe und Ausführungen. Spitzenarten systematisch geordnet mit besonderer Berücksichtigung der Details, in drei Abtheilungen dargestellt. Von C. Jamnig, A. Richter. Preis pro Lieferung 6 fl. ö. W. = 10 Mark. Die Ausgabe des Werkes erfolgt in 5 Lieferungen, jeder Tafel wird die nöthige Erklärung aufgedruckt und der letzte Lieferung ein kurzer Text über die Ausführung und die bei einem systematischen Unterricht einzubehaltende Werkzeuge beigegeben. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und direct von der Verlagshandlung franco gegen Franco-Einsendung des Betrages.

## „Bad Hamm“

Sool-Thermal-Bad in Hamm in Westfalen. Sool-Thermal-Bäder in beliebiger Abmessung, warme und kalte Bäder mit erforderlichen Zusätzen, Douche an jeder Wanne, Elektricität, Massage etc. Das Badehaus neu erbaut und nach bestem System eingerichtet, 10 Minuten von der Stadt und mit dieser durch prachtvolle Linden-Alleen verbunden, unmittelbar am Kippe-Flusse in anmuthiger Lage; großer Park, Wald und Wiesen. Kur-Concerte. Billige Pensionen im neuen, comfortable eingerichteten Logirhause. Eisenbahn-Knotenpunkt. Anfragen direct an „Bad Hamm“, Salon vom Mai bis October.

Junge Damen, welche sich zur Ausbildung resp. Erlernung einer Branche in Berlin aufhalten, müssen, finden stets freundliche und solide Pension von 40 M. an, auch halbe Pension. Empfehlungen stehen zur Seite. Ad. Frau J. Bolgt, Berlin 80, Kdambstr. 38, 80.

## Sammet und Seidenstoffe

jed. Art, gr. Ausr. v. schwarzen, weissen u. farbigen Seidenstoffen zu Brautkleidern empf. zu billigsten Preisen die Seiden- und Sammet-Manufactur von M. M. Catz in Crefeld. Muster franco.

## Die Nervosität bei den Frauen.

ihre Ursachen und Beseitigung von Dr. med. Eduard Reich. Zweite Auflage. — Preis 3 Mark. Inhalt: Nervosität, Nerven und Gehirn bei Mann und Frau, Proportionen des weiblichen Körpers, Die Frau auf den verschiedenen Stufen der Genitalität, Die Fortpflanzung und die Gesundheit, Staats-Norm und Frauen, Allgemeine Betrachtungen über Ursachen und Beseitigung der Nervosität, Die Erbliebeit, Das Alter, Die Constitution und das Temperament, Diätetik, Nerven- und Gehirn-Thätigkeit, Die Gewohnheiten, Das Geschlechts-Leben, Die Nahrung-Behaltweise, Die Kleidung und die Haut-Pflege, Die Wohnung, Das Klima, Der Schlaf, Die Arbeit, Der Unterricht und was dazu gehört, Die Erziehung und der Unterricht, Die Religion, Die herrschende Philologie, Der Staat und die Gesellschaft, Wissenschaftliche Nachweise.



Fabrik-Depot von E. Keller & Co., Rudolstadt, in Schwarz u. conleur Cadmir 110 Elm. reinwollene reelle Kammergarnstoffe, Meter N. 1. 25.

Mehrfach 'Præmiirt' Griechische 1 Probekiste — 10 Flasch. in 10 vortrefflichen Sorten incl. Verpack. zu M. 16.20. Da 10 Flasch. — 20 fl. brutto wiegen, ermässigt sich die Pacht gegen 12 Fl., wie bisher versandt um 50%.

**Weine** Sicilianische best. Bordeaux-Ersatz 1 Probek. Je 2 Fl. Syracuse, V. del Bosco, Puglia, Aetna weiss u. roth, zusam. 10 Fl. incl. Verpack. zu M. 12.40.

**ZIEGLER & GROSS** Konstanz & Kreuzlingen Baden, Schweiz.

**Wunderkeim** im Schmelz der Kunst Eleg. Familien- u. Hochzeitsgeschenk. In reich. Prachtband. 12 M. Originell u. billigst. Werk seiner Art. Enth. a. 20 Kunstblätter u. viel. Textillust. erster Architecten und Künstler n. Text. v. Baurath Muthes d. Gesamtdarstellung d. l. modernsten Geschm. ausgestattet, deutsches Heims. (Verlag. v. Alb. Unftad l. Leipzig.

**Passementerien u. Knöpfe.** Holz- u. Glasperlen, Wollspitzen u. Borten. Sämmtliche Artikel zur Damen-Schneiderei. Doppelgrafen. Vorzügl. Schweissblätter. Möbelposamenten. Hakelblitzen u. Muster. **Gebrüder Schüler** Nachfolger. Berlin W, 61 Markgrafenstrasse 61.

**DENK'S** Kreuzstich-Monogramme 12 Hefen (à 4 Blatt) von AA-ZZ, 3 H. 6. W. — M. 5. Einzelne Hefen (23 Monogramme u. 1 Krone) 30 kr. — 50 Pfg. zu haben bei **Hans Denk**, Wien 1 Goldschmidgasse 7, sowie in allen Buchhandlungen. (Vorlag: Anton Schroll & Co., Wien.)

Wichtig für alle **Lungen- und Magenkranken!** Die Krankheiten der Athmungsorgane und deren Heilung. Von Dr. Aug. Dyes, Oberstabsarzt I. Kl. Preis 2 M. **Magen und Lunge** in ihren eigenartigen Erkrankungen und gegenseitigen Beziehungen. In 85 Grundregeln nebst Tagessdiät. Von Specialarzt Dr. Michaelis. Preis 1.50 Pf. Verlag von **A. Zimmer**, Berlin W, Köthener Str. 42. (Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)

**Pianos** billig, baar od. Raten. Kostenfreie Probenandl. Prosp. grat. **Fabrik Weidenslauffer**, Berlin NW.



Illustrirte  
**Frauen-Zeitung.**

Nr. 16, 1. Blatt.

Monatlich zwei Nummern.  
Vierteljährlich 2½ M. = 1½ Guld.

Berlin, 16. August 1886.

(Ausgabe mit allen  
Kupfern: 4½ M. = 2 Guld. 55 Kr.)

XIII. Jahrg.



MRS. FRANCES CLEVELAND.



Nachdruck verboten.

## Das böse Erbe.

Erzählung von Ludwig Biemssen.

1.

**D**urch das Dorf hin rasselte ein städtisch aussehender Reisewagen. Die beiden Brauen haben, trotz des bösen Straßenpflasters, nicht schwer an ihm zu ziehen; denn ein einzelner Reisender nimmt das Innere ein, und der Sechund-Koffer, den der Kutscher neben sich stehen hat, weist einen sehr bescheidenen Umfang auf. Am Spritzenhäuschen, wo eine Schar Kinder einen fröhlichen Lärm vollführt, hält der Wagen plötzlich an, und der Reisende, sich über den Schlag hinausbeugend, winkt einen alten Dörfler, der, die kurze Pfeife im Mundwinkel, dem Treiben der barfüßigen Jugend behaglich zugeschaut, zu sich heran. „Mit Verlaub, Alter, könnt Ihr mir sagen, wohin hier der Lindenhof liegt?“

Der Angeredete nickte bedächtig: „Liegt nahe genug! Wenn Sie dort unten über die Backbrücke hinaus sind und den Baumgang zur Rechten hinabfahren, sind Sie da, ehe Sie sich's versehen.“

„Trefte ich wohl Herrn Hardenbed auf dem Hofe?“

„Nein, Herr. Den alten Hardenbed treffen Sie weder auf dem Hofe, noch sonst wo; den haben sie vorige Woche begraben, und er liegt drüben auf dem Kirchhofe, an dem Sie vorbeigefahren sind, linker Hand vom Glockenstuhl unter einem alten Ahornbaum. Hat sich das Plätzchen noch selber ausgefucht.“

Der Reisende lächelte. „Ich wünsch' ihm sanfte Ruh' und will ihn meinerseits nicht stören. Meine Nachfrage galt dem jungen Hardenbed, dem Bruderjohn des Alten, der den Hof von ihm geerbt hat. Wißt Ihr von dem etwas?“

„Nein, mein gutes Herrchen. Aber es ist viel Jahrens die letzten Tage dahinaus gewesen, und so mag auch wohl der neue Besitzer schon da sein. Ja, ja! Wen solch ein Erbtheil ruft, der läßt wohl nicht auf sich warten. Der Alte, — Gott hab ihn selig! — war, was man einen Pennigfuchser nennt, und Sparschaft giebt Vaarschaft. Ja, — ja!“

„Nun, der junge Herr hat, wie ich ihn kenne, eine offene Hand, und so mag der zusammengescharrte Reichtum noch manchem Armen zu Gute kommen! Besten Dank für die Auskunft!“

Der Wagen fuhr die Dorfstraße hinab, passirte die Brücke und lenkte dann in eine Allee von schönen alten Linden ein, die in gerader Linie auf ein in dichtes Grün eingebettetes Gehöft mit ansehnlichem, weißschimmerndem Herrenhause zuführte. Nach einer Viertelstunde bog der Wagen in den Landhof ein und hielt, eine schön geschwungene Rampe hinauffahrend, vor dem von zwei plumpen Pfeilern flankirten Portale.

Die Hausthür öffnete sich, und ein junger, stattlicher Mann, den alten, etwas verwahrloht aussehenden Diener hastig bei Seite schiebend, stürzte hervor, seinen Besuch mit einem Freudenrufe begrüßend: „Eusebius, alter lieber Freund! Tausendmal willkommen! Wie herrlich, daß Du Dich hast los machen können! Schöneres konnte mir heute gar nicht widerfahren!“

„Das ist ein guter Empfang,“ lächelte der Reisende, sich aus der Umarmung des Freundes sanft lösend und ihn auf Armesweite mit liebevollem Auge prüfend.

„Ein Empfang, der die Fahrt in dem Kumpelkasten da vollauf lohnt. Nun, laß Dir sagen, daß ich gern gekommen bin und, wenn Du mich so lange beherbergen willst, runde acht Tage bleiben kann.“

„Nur acht Tage?“

„Volle acht Tage! Bedenke, was das jagen will für einen vielgeplagten, fast unabkömmlichen Amtsrichter. . . . Sieh da! Ein schöner, stattlicher Vorjaal, — und welche köstlichen, alten Eichenholz-Schränke. Wahre geschmückte Wohnhäuser! Was erfordern die für Vorräthe an Garderobe und Leinwand zu ihrer Füllung!“

„Nun, sie sind voll genug. Unendliches Gerümpel! Aber komm herein! Man soll Deine Sachen auf Dein Zimmer bringen. Hier zur Rechten ist das meinige.“

So lange der Gast in dem ihm zugewiesenen Zimmer sich seiner Reiselleider entledigte und sich vom Reifestaub befreite, kam es nicht recht zum Gespräch zwischen den beiden Freunden. Das Ab- und Zugehen der Dienboten, die des Gastes Gepäck hereinbrachten und sonstige kleine Handreichungen leisteten, hinderte jeden freien Gedanken-Austausch. Am so mehr trieb der junge Wirth zum Hinübergehen in die Wohnzimmer, wo das Frühstück gerade aufgetragen stehe. „Denn Du mußt Hunger haben, mein alter Junge,“ setzte er hinzu, „abscheulichen Hunger nach solcher Fahrt, — und Durst nicht minder! Heda, Balthasar! Ein paar Flaschen von dem alten Medoc, — dem mit dem grünen Siegel!“

Der alte Diener setzte die Wasserkrasse, die er frisch gefüllt hereingebracht hatte, mit unsicherer Hand auf den

Waschtisch, und die von buschigen, grauen Brauen überdeckten Augen mit dem Ausdruck anmaßender Befremdung seinem jungen Gebieter zuwendend, sprach er widerwilligen Tones: „Von dem Grünesiegelten? Heute? Der selige Herr sparte ihn wie Gold!“

Eine jähe Röthe überflog das Antlitz des jungen Besitzers. Doch bezwang er sich und sprach mit erkünsteltem Lächeln: „Das ist nur ein Zeugniß für seine Vortrefflichkeit, und so eignet er sich auf's Beste zur Feier des heutigen Freudentages! Daher beeile Dich, Alter, und thue, wie ich Dir gesagt.“

Das Gesicht des Alten wurde auf diese Zurechtweisung hin noch fahler, als zuvor, und eine krampfartige Bewegung des vorstigen Kopfes konnte ebenso gut als bejahendes Nicken, wie als renitentes Schütteln gedeutet werden. Für leptere Deutung sprachen übrigens ein paar Worte, die er beim Verlassen des Zimmers vor sich hin murmelte: „Heutigen Freudentages . . . Daß sich Gott erbarm . . . Und der selige Herr liegt kaum acht Tage in der Erde!“

„Es ist ein gräßlicher Mensch, dieser Balthasar!“ stieß der junge Hausherr, sobald die Thür sich hinter dem Alten geschlossen, zornig hervor. „Ein unerträglich-licher Mensch! Und so sind sie Alle hier in diesem vermaledeiten Hause. Widerstand und Troß auf Schritt und Tritt; man möchte die ganze Geschichte verwünschen!“

Der Freund blickte über das Handtuch hinweg den Erzürnten mit einem phlegmatischen Lächeln an: „Weil ein paar alte, steifnackige, in der Anschauung ihrer langjährigen Herrschaft eingeerstete Dienboten sich nicht gleich darein finden können, daß hier ein neues Regiment begonnen hat, welches nach eigenen Anschauungen und Grundsätzen verfährt? Liebster Felix, sei kein Thor! Wollte Gott, mir fielen auch einmal ein Erbe, wie der Lindenhof, zu, — ich nähme mit Freuden die doppelte Anzahl alter, renitenter Dienboten in den Kauf, und sie sollten mir den Genuß des Besitzes wahrlich nicht stören. Uebrigens sind sie ja loszuwerden; — doch davon später! Deine Vermuthungen, meinen Appetit anlangend, sind nur allzu gerechtfertigt. Auch bin ich neugierig, ob Deinem alten Medoc die lange Schonung wirklich so gut gethan hat.“

„Wenn er ihn nur bringt!“ warf der Hausherr unsicheren Blickes ein.

„Er wird ihn schon bringen. Und im schlimmsten Falle holen wir ihn selbst herauf. Ich vermute überhaupt, daß ein energisches Einschreiten nach mancher Richtung hin auf Deinem neuen Erbe nöthig werden wird, und je früher, desto besser!“

„Jawohl, — jawohl,“ erwiderte Felix zerstreuten Tones: „je früher, desto besser! — Hier herüber, bitte! Es ist der kleine Gartenjaal, den ich von Lagerobst, Dauergemüse und Sämereien habe einigermaßen reinigen und zum Wohnzimmer umwandeln lassen, natürlich nicht ohne starke Renitenz der Diensteute. Wie gefällt Dir der Raum, Eusebius?“

„Nicht übel! Die Wand- und Decken-Ornamente müssen mindestens anderthalbhundert Jahre alt sein und haben sich doch, trotz der Obst- und Gemüseluft, merkwürdig gut erhalten. Der Kofette, kleine Rococo-Salon, wie er im Buche steht! Ich kann mir denken, daß diese zarten, in's Lichte verwachsenen Farben, dieses zierlich-capriziöse Ornamenten-Weer, diese graziösen Cartouchen mit ihren Liebesgöttern und idyllischen Hirten-scenen à la Boucher und Latour Deinem alten, ehrenfesten, steifbeinigen Oheim ein Greuel gewesen sind. Sie stammen in der That aus einer Zeit, die in jeder Hinsicht eine der feinsten entgegengekehrte war.“

Felix nickte, während sein träumerisches Auge an den zierlich decorirten Wänden hinglitt, bestätigend mit dem Kopfe. „Sein Großvater, der Erbauer dieses Hauses, ist der Urheber auch dieser Ausstattung. Er soll ein feiner Lebemann gewesen sein und lange Jahre in Paris gelebt haben, wo ihn kein Geringerer, als Hyacinthe Rigaud in die Kunst eingeführt. Beim Nachsuchen in den von allerlei Wust angefüllten Bodenkammern fand ich, außer zahlreichen, offenbar von ihm mitgebrachten, schönen Bronzen, Porzellan-Figuren, herrlichen Lackwaaren und Eisenbein-Schnitzereien, auch mehrere sehr zart gehaltene Pastellbilder von seiner kunstfertigen Hand. Du sollst sie sehen; ich bin gewiß, Du wirst Deine Freude daran haben!“

„Ohne Zweifel, wenn sie selbst Dich befriedigten! Vortreffliche alte Rococo-Möbel übrigens; höchst charakteristisch! Diese Kofette bequeme Form mit breitem, niedrigem Sitz und zurückgebogener Lehne, die sich mit ihrer elastischen Polsterung so behaglich der Form des ausruhenden Körpers anschließt, — wahrhaftig, die Generation, die solche Möbel erfand und herstellte, verstand zu leben!“

„In der That! Und vor ihrer graziösen Behandlung der umgebenden Welt muß die unsrige, nüchtern und reizlos bis zum Uebermaß, sich beschämt zurückziehen. Doch siehe da, unser Frühstück! Und hier,“ — er flüsterte die letzten Worte dem Freunde fast trium-

phirend in's Ohr, — „hier kommt auch der alte Balthasar mit dem Medoc. Gott, welch ein saures Gesicht! Als hätte er in eine Citrone gebissen.“

Eusebius kniff die Augen etwas zu und fixirte den steif Daherschreitenden mit unbeschreiblichem Behagen. „Ein köstlicher Kerl! Du solltest ihn einmal malen, Felix, damit ein so frappanter Typus der Welt nicht verloren geht. Ein Mensch, wie aus einem Roman von Boz! Unbezahlsbar!“

In diesem Augenblicke wandte der so Belobte mit einer unbeschreiblich steifen Halsdrehung sein fahles, runzelvolles Gesicht den Freunden zu und sprach in zornigen Tones: „Das Frühstück ist servirt!“ Darauf marschirte er mit dem Anstand eines Automaten zum Zimmer hinaus.

Lachend blickte ihm Eusebius, gedankenvoll Felix nach; dann aber nahm für einige Zeit die Stille des Hungers ihr ganzes Interesse in Anspruch, und die Unterhaltung beschränkte sich auf kurze Worte herüber und hinüber, bis Eusebius sich mit dem Ausdruck der Befriedigung in den Sessel zurücklehnte und, sein Glas mit einem tiefen Zuge leerend, das Gespräch wieder aufnahm: „Gutes Glas Wein, — wirklich, sehr gut! Dein Oheim that wohl, mit ihm zu largen, denn er ist in der That nicht für den großen Haufen; Du wirst wohl thun, ihn für Kenner und Eingeweihte zu reserviren. Komm, komm, ein stilles Glas für den verstorbenen Viedermann! Schon weil er Deine Verdienste, mein Junge, so wohl zu würdigen wußte, hat er's verdient. Ein dunkler Ehrenmann, wie ich mir einen gleichen zum Erblaffer wünsche. Beim Zeus und allen oberen Göttern des Olympes, das th' ich!“

„Auch ich, Eusebius, auch ich! Denn Du würdest an einem solchen Ereigniß, das bin ich überzeugt, viel mehr Freude haben, als ich.“

„Als Du? Und das sagst Du mit einem Ausdrücke resignirten Leidens, als hätte der Verstorbene Dir, statt Geld und Gut, sein Podagra als Erbe hinterlassen? Hör' einmal, Felix, Du kommst mir ein wenig zu schnell in die Manier der Geldproben hinein, die über ihren Auster-Teller hinweg den Armen mit ein paar Pfennigen und der seufzenden Heuchel-Phrasen: „Glauben Sie nur, Reichtum macht nicht glücklich!“ abzufinden pflegen. Du hast alle Ursache, sehr froh und dankbar zu sein, und, — sei ehrlich! — Du bist es auch. Wozu also die wehleidige Phrase? Sie steht Dir schlecht, mein Junge.“

In Felix' Antlitz war, da der Freund so sprach, eine dunkle Röthe aufgestiegen, und seine Lippen drehten sich auf einander. Erst nach minutenlanger Pause erwiderte er langsam, den Freund ernst anblickend: „Wenn ich zu Dir spreche, Eusebius, so denke ich weder daran, ob meine Worte mir gut, noch ob sie mir übel stehen. Ich spreche, wie ich empfinde, — keine tönende Phrase, noch weniger eine gleißende Lüge, — ich sage dem Freunde, wie aller Welt, einfach die Wahrheit! Und die Wahrheit in diesem Falle ist, daß ich, abgesehen von der ersten freudigen Ueberraschung bei der unerwarteten Nachricht von der mir zugefallenen Erbschaft, wenig, herzlich wenig frohe Stunden durch dieselbe gehabt habe und mich auch künftighin nicht vieler solcher versee.“

Eusebius starrte den Sprechenden kofischüttelnd an: „Also doch Ernst? Verzeih' dann meinen ungehobelten Freimuth; ich war, wie ich sehe, auf falscher Fährte. Aber was, um des Himmels willen, kann Dir die Freude an Deinem unverhofften Glücksumschwung trüben? Denn unverhofft fiel Dir das schöne Erbe doch zu, nicht wahr?“

„Ganz unverhofft! Der Onkel hatte noch eine Menge gleich naher Verwandter und war mir lebenslang eigentlich nie gütig oder liebevoll begegnet. Stelle Dir also meine Ueberraschung, ja Bestürzung vor, als mir des Onkels Anwalt in wenigen dürren Worten mittheilte, daß ich, kraft letzten Willens, sein Universal-Erbe sei. Ich glaubte zu träumen! Und als ich zum ersten Male hier über die Feldmark hinfuhr, die nun mein Eigenthum war, dünkte ich mir ein Glückskind und machte Pläne über Pläne, das Leben fortan in Freuden zu genießen.“

„Sehr vernünftig! Bist der freieste Mensch auf Gottes Erdboden, dazu reich oder doch recht wohlhabend; bist noch jung, hast einen Buchs und ein Gesicht, daran alle Mädchenaugen hangen bleiben, und — das Beste kommt zuletzt, — bist ein Künstler von tüchtiger Qualität! Was begehrst Du mehr?“

Felix lachte, doch nicht recht aus freiem Herzen. „Was Du da sagst, ist zum Theil Thorheit, zum Theil hebt es sich gegen einander auf, und so sieht es, bei Lichte betrachtet, mit meinem Glücke übel aus!“

„Sieht übel aus?“ wiederholte Eusebius, und seine Miene begann wirkliche Betroffenheit zu zeigen. „Die Sache nimmt eine unbehagliche Färbung an! Ich bitte Dich, Felix, sage mir rund heraus, wo möglich mit einem klaren, bestimmten Worte, was Dir den Trank im Becher des Glückes vergällt, und rechne auf meine Beihilfe für eine Aenderung. Willst Du?“

„Ich wollte wohl,“ entgegnete Felix, halb abgewendet



und mit seinem träumerischen Blick in den Garten hinaussehend, „denn ich weiß ja, wem ich das anvertrauen würde, was mich im Innersten bedrückt. Aber, — es ist ein complicirter Zustand, mehr Stimmung, als reale Thatsache; und nur wer mich kennt, wie Du, Eusebius, wird ihm Bedeutung beimessen. In zwei, drei Worte aber läßt sich das nicht zusammenfassen, — wirklich nicht! Es ist da Manches zu erklären, zu schildern; aber wenn Du Geduld haben wolltest —“

„Bis heute über acht Tage!“ fiel ihm Eusebius in's Wort. „Du siehst, Dir bleibt Zeit die Fülle, Dich auszusprechen. Und bist Du dann noch nicht am Ende, so muß ich zwar abreisen; aber willst Du mich auf der Rückreise begleiten, so steht Dir auch dann mein Ohr und mein Herz offen zu allen Stunden, die mir das Amt nicht in Beschlag nimmt.“

„Ich danke Dir von Herzen,“ sprach Felix, tief aufathmend; „wußte ich doch, wessen ich mich zu Dir versehen durfte. Ist Dir's genehm, ein wenig im Garten zu prommen?“ „Mich dünkt, der Tag ist zu schön, ihn im Zimmer zu versitzen; und so, wenn Du nicht mehr trinkst —“

„Keinen Tropfen mehr! Für jetzt! Man soll auch des Guten und Besten, — und der Grüngesegelte ist in der That von erster Qualität! — nicht zu viel thun. . . . Siehe da, — der Garten! Necht hübsch gedacht, das muß man sagen. Ganz dem kleinen Salon entsprechend; ein in's Freie fortgesetzter architektonischer Gedanke! — Daß Dein würdiger Oheim dieses allerliebste, von Tazuswänden gebildete Oval mit einer Kartoffel-Anpflanzung ausgefüllt hat, ist mir eine Offenbarung seiner innersten Natur. Ein naiver Vöotier, wenn es je einen gegeben hat! Nun, hier muß tüchtig aufgeräumt werden; und eigentlich ist es hübsch und rücksichtsvoll von dem Seligen, Deiner Künstlernatur und Deinem feinen Geschmack so interessante Aufgaben hinterlassen zu haben.“

„Daran hat er leider am wenigsten gedacht,“ erwiderte der junge Erbe feuzend; „vielmehr ist die Aufgabe, die er mir gestellt, meinem Künstlertum so feindlich wie möglich, — als hätte er's eigens darauf angelegt, den Maler in mir zu ruinieren.“

„Ist es die Möglichkeit! Und doch wußte er, daß Du von Deinem Pinsel lebtest, und wählte nichtsdestoweniger Dich unter Vielen zum Erben?“

„Freilich! Aber was bestimmte ihn dazu? Daß ich mich von meiner Malerei wirklich ernährt und — ihn niemals um Geld angeborgt habe!“

„Nicht übel von dem Alten! Die andern Neffen und Nichten mögen ihm hart zugekehrt haben mit ihren Angriffen auf seinen Geldbeutel! Und Dich glücklichen behütete ein guter Dämon vor dieser so verzeihlichen Schwäche? So belohnt sich schon hienieden die Tugend.“

„Es war weniger Tugend, als Stolz,“ entgegnete Felix, schwach lächelnd, „und auch diesen zu behaupten, ist mir oft sauer genug geworden. Aber der Verstorbene hatte einst meine gute selige Mutter durch ungerathenen Argwohn beleidigt, und ob sie's ihm gleich lange verziehen, ich konnte mich um deswillen nicht überwinden, von ihm eine Wohlthat zu verlangen, und arbeitete mich lieber wie ein Handwerker ab, um ihr und mir das tägliche Brot zu schaffen. Nun ist sie lange todt, die Gute, Liebe, und seit ihrem Hinscheiden ist mir's noch weniger schwer geworden, des Onkels Hilfe zu entbehren.“

„Alles das hat ihm natürlich Respect vor Deiner Thatkraft abgenötigt, und so erachtete er Dich auch für den Würdigsten, sein Hab und Gut zu übernehmen. Hat er denn an das Vermächtniß irgend welche drückende Bedingungen geknüpft?“

Felix schüttelte den Kopf. „Bedingungen? Nein, wenigstens nicht im juristischen Sinne. Dafür aber hat er mir ein Vertrauen ausgesprochen, das drückend genug auf mir lastet. Er hat es mir in seinem Testament, — in sehr beweglichen Worten, — als Dankespflicht auferlegt, das Landgut nie zu verkaufen noch zu vernachlässigen, vielmehr der Pflege desselben den gleichen treuen Fleiß, den ich bisher in meinem Berufe bewiesen, gewissenhaft zuzuwenden. Ich würde ihm, so schließt er mit geradezu ergreifenden Worten, die Ruhe des Grabes stören, wollte ich diese seine Erwartung täuschen, seine Bitte mißachten. Nur die Ueberzeugung, ich würde das Werk seines Lebens in seinem Sinne fortführen, könnte ihm seine Ruhe sichern, sämstige ihm schon jetzt die Schrecken der letzten Stunden. Da siehst Du nun. . .“

„Was sehe ich?“ entgegnete Eusebius trocken. „Alles das ist ja sehr vernünftig, und der ‚dunkle Ehrenmann‘ steigt mit jedem Worte, das Du von ihm berichtest, in meiner Achtung. Sieh, Felix, der wußte, bei Gott, besser, was Dir diente, als Du selber!“

Der junge Maler zog die Augenbrauen zusammen und starrte den Freund vorwurfsvoll an. „Aber ich bitte Dich, Eusebius! Er entzieht mir ja damit die Lebenslust! Legt mir eine Kette mit nachschleifender Kugel an den Fuß, als sei ich aus einem freien Künstler plötzlich ein Galeerenslave geworden! Nimm mir

den Pinsel aus der Hand und den Schaffensdrang aus dem Herzen; raubt mir die Freude an der Natur, die unbefangene Empfindung für das Schöne und Große und beschränkt meinen Blick, der sonst die ganze Welt umfaßt, auf diesen unseligen Gutshof und den Ackerplan innerhalb des Grenzgrabens! — Ich bin ein ruinirter Mensch und weiß meiner Noth keinen Ausweg!“

Er hatte mit von Satz zu Satz sich steigender Festigkeit gesprochen, und sein Antlitz glühte. Den Hut in's Gras schleudernd, fuhr er sich wild mit der Hand durch's Haar, seufzte tief und warf sich, wie lebensmüde, auf eine am Wege stehende Bank. Bedächtig nahm der Freund neben ihm Platz.

„Ei, — ei!“ sprach er, nachdenklich lächelnd, „das sind mir seltsame Dinge. Da gießt Du dem Alten ja ein tüchtig Päckchen Sünden mit in's Grab! Dessen hat er sich schwerlich von Dir versehen.“

„Aber meine Beschuldigungen sind doch gerechtfertigt!“ brauste der Maler abermals auf. „Dieses unselige Vermächtniß wirft mich völlig aus meiner Lebensbahn heraus, macht mich meinem innersten Wesen abtrünnig, drängt mir Interessen und Verpflichtungen auf, die mir ewig hätten fremd bleiben müssen. Ach, mein ganzes bisheriges Glück ist dahin!“

„Schönes Glück,“ erwiderte der Freund mit sarkastischem Lächeln. „Ein pfennigloser Maler, der, ohne bleibende Stätte, jahraus jahrein aus lauter künstlerischer Unfähigkeit in der Welt umherfährt und am Morgen, wenn er auszieht, keine Ahnung hat, wo er Abends sein Haupt zur Ruhe legen wird; der, solange Frühling und Sommer währen, der geduldigen Mutter Natur ihre Werke nachpinselt oder kritzelt und, wenn der Spätherbst in's Land gezogen, sich in der ersten besten Stadt in ein ödes Stübchen vier Treppen hoch zurückzieht, seine gesammelten Skizzen um einen Sündenlohn für den Kunsthändler auszuführen. . . . Kennst Du ein Glück! — Nun, ich danke dafür! Der Lindenhof wäre mir lieber.“

„Ich gönnte ihn Dir, Eusebius, — von Herzen! Aber gönne auch Du mir, was mich glücklich macht: die Freiheit, die lichte, goldene Freiheit, und tagtäglich einen durstigen, erquickenden Trunk aus dem Becher des Lebens, den die Natur einem jeden ihrer Söhne allzeit gefüllt und bereit hält! — Aber freilich, was weißt Du hinter Deinem Actentisch von den Wonnen einer Frühwanderung, wenn in Schluchten und Thälern noch der blaue Nachtduft liegt, fern im Osten das Frühroth dämmert und die erste Lerche aus der tiefen Ackerfurche in die thauige Morgenluft emporsteigt! Was weißt Du von dem seligen Frieden einer Wittagsrast in gründämmender Waldeinsamkeit, wenn die Heuschrecken im Grase den Willkommen zirpen und die Holztaube hoch oben im Buchenwipfel dem Wandermüden mit ihrem herzstillenden Sang die Wimper zum Sinken bringt! . . . Ach, und jene zauberisch schönen Nachtwanderungen, wenn nur der Mond, durch lichtgesäumte Wolken dahingleitend, uns das Geleite giebt und des einsamen Wanderers tiefstes Fühlen und Denken in dem sehnsuchtsvollen Gesang der Nachtigall sein Echo vernimmt, — wie fernab liegen sie Deinem Verstandniß, guter Eusebius!“

„Nun, nun,“ entgegnete der Andere beschwichtigend, „so ganz entfremdet bin ich der Natur doch nicht, um nicht auch an meinem Theile ihren Schönheitsreiz zu empfinden, wenn gleich ich, — offen gesagt, — die Nächte und frühen Morgenstunden lieber im Bette, als im feuchten Walde verbringe. Vergleichen ist eigentlich nur ein Plaisir für die vagabondirenden Helden in Eichendorff'schen Romanen —“

„Still!“ fuhr hier Felix funkelnden Blickes auf; „nichts mehr in diesem Tone, ich bitte Dich! Es ist mir unerträglich, das, was mit dem Höchsten und Heiligsten mir untrennbar verbunden ist, durch Freundesmund zu wipeln dem Spott herabziehen zu hören! Bedenke, Eusebius,“ — fuhr er sanfter fort, — „wie taufendfältig mir dieses Leben in und mit der Natur Ertrag geleistet hat für Herzenskümmernisse und Entbehrungen; wie ich ihm die Stimmung für meine besten Bilder entnommen und den sorgenlosen Muth für den Kampf mit dem Leben! Bedenke das Alles und bespöttele mir mein künstlerisches Wanderleben nicht. Muß ich es aufgeben, um des Erbes willen, dann nimm mir dieses mehr, als es mir giebt, und Pinsel und Palette kann ich nur in den Dorsteich werfen.“

„Aber ich begreife Dich nicht, Felix! Wie excentrisch Du das Alles aufnimmst! Der erfreuliche Umschwung in Deinen Verhältnissen macht Dich doch nur noch freier und sorgenloser; setzt Dich, möchte ich sagen, in noch directere Beziehung zur Natur; sollte Dich also zu noch schöneren Kunstleistungen inspiriren, als Du bisher geliefert!“

Felix schüttelte den Kopf. „Freier und sorgenloser?“ wiederholte er nach kurzem Schweigen. „Ja, als ich die Nachricht empfing, daß ich aus einem blutarmen, heimatlosen Künstler ein Mann mit Haus und Hof, Geld und Gut, Land und Leuten geworden sei, da dachte auch ich einen Augenblick so und dankte dem Ge-

schick für diese Fügung. Aber das zerflatterte mit jedem Tage mehr, und als ich hier nun vernahm, mit welchen Pflichten mich das Vertrauen des von dem Seinigen schwer Scheidenden belastete, da verdunkelte sich mir der Ausblick in's Leben völlig, und hinter mir versank, was mich bisher so glücklich gemacht. Nicht einmal die unbefangene Freude an der Natur ist mir geblieben! Geht mir jetzt die Sonne auf, so hab' ich nur zu denken, ob es ein guter Tag für die Heuernte werden wird, ob kein Regen droht, der dem blühenden Korn schadet; — sinkt der Abend früh herein, so hat man zu klagen, daß das Tageslicht nicht ausreicht, recht viel Frucht hereinzubringen; ist es warm, so schadet vielleicht die Dürre der Saat; ist es kühl, so möchte es lieber warm sein, daß das Obst besser nachreift am Baume; und fällt ein schöner, reichlicher Regen, der ein paar Tage lang die ganze Natur wohlthig durchschauert, dann krampft man als Gutsherr die Hände ängstlich in den Taschen zusammen, denkt an seine Kartoffeln und stöhnt voll Sorgen: „Es wird zu viel, es wird zu viel! Dabei muß Alles erlaufen! . . . Nennst Du das noch Lebensfreiheit, Eusebius? Das noch Freude an der Natur? Mir ist zu Muth, als habe ich den Genuß an ihren stillen Freuden verwirkt; als verjage sich mir ihr sonst so lieblich lächelndes Antlitz fortan völlig, und ich verzweifle daran, der zu schnödem Gewinn mißbrauchten auch nur das bescheidenste Motiv zu einem Bilde abzugewinnen. . . . Aber ich denke, mit einem festen, radicalen Entschlusse Aenderung zu schaffen.“

„Und der wäre?“

„Kann da noch ein Zweifel sein? Ich dachte, Du verstündest mich besser!“

„Nun ja, ich habe wohl ein Auge für menschliche Thorheiten, — schon als Jurist und Philosoph, — und so will ich mich nicht stellen, als verstünde ich die Deinige nicht. Du gehst mit dem Gedanken um, der Erbschaft zu entsagen!“

Felix erröthete ein wenig, als sei er auf einem dummen Streiche ertappt worden, und nickte, befangen lächelnd, mit dem Kopfe. „Würdest Du einen solchen Entschluß durchaus mißbilligen, Eusebius?“

„Davon später! Zunächst noch ein paar Worte über die Modalitäten einer solchen Verzichtleistung. Wolltest Du entsagen, ohne irgend etwas aus dem Erbe für Dich zu reserviren?“

„Nun, — nein,“ war Felix' zaudernde Antwort. „Ich könnte mir ja eine kleine Summe aus den Einkünften des Lindenhofes jährlich ausbedingen, nur eben so viel, um für äußerste Eventualitäten eine Deckung zu haben.“

„Um! Und wer sollte Dir diese kleine Summe auszahlen?“

„Wer? Seltsame Frage! Der nächstberechtigte Erbe natürlich!“

„Und der ist?“

„Der ist. . . ? Ha! ich sehe, — die Sache liegt gar nicht so einfach; es sind nur Gleichberechtigte da, zwischen denen ich eine Wahl zu treffen haben würde, — nicht wahr?“

Eusebius lächelte herb. „Wenn nicht der Nachlassrichter Dich dieser Unbequemlichkeit überhebt.“

Felix stutzte und blickte den Freund unsicher an. „Mich überhebt? Wie meinst Du das?“

„Ich meine, daß das Gericht, wenn Du die Erbschaft nicht pure antrittst, — Du stehst bis jetzt noch innerhalb der gesetzlichen Uebertragungs-Frist, — möglicherweise dieselbe einzieht und unter die noch lebenden übrigen Pflicht- oder Noth-Erben, nach dem Grade ihrer Berechtigung, vertheilt, wobei natürlich eine Einwirkung Deinerseits ausgeschlossen sein würde. Der Lindenhof müßte dann verkauft, resp. parcellirt werden; jedenfalls zerstücke der Nachlaß in alle Winde.“

„Das ist unmöglich!“ entgegnete Felix auffahrend. „Der Oheim würde sich im Grabe umdrehen; ich darf das nicht geschehen lassen!“

„So meine ich auch,“ stimmte Eusebius bedächtig bei; „denn Du hast das Erbe unter der stillschweigenden Verpflichtung übernommen, des Erblassers Wünsche und Hoffnungen treulich zu erfüllen. Nicht wahr?“

„Gewissermaßen, ja! Jedenfalls würde ich, falls ich den Grundbesitz behielte, mich an jene letzten Wunsch- und Willens-Außerungen gebunden erachten.“

„Siehst Du wohl! Und würdest doch auch Deinen Besighnachfolger an jene Verpflichtungen gebunden sehen wollen?“

„Ohne Zweifel! Die Uebernahme derselben wäre eine Hauptbedingung.“

„Deinerseits, — ja, vielleicht! Aber damit wäre der Wille des Erblassers nicht erfüllt! Eine von Dir aufgestellte Bedingung hat nicht entfernt das Gewicht und die Heiligkeit eines letzten Willens, ganz abgesehen davon, daß der Erblasser eben nur in dem Uebergange seines Eigenthumes an Dich, nicht aber an irgend einen der anderen Neffen oder Nichten, eine Gewähr für Erfüllung seiner Wünsche erkannte. Wieviel derartige Descendenten sind überhaupt vorhanden?“





Fischhalle in Amsterdam. Nach einer Skizze von Hans Hermann. — Siehe Seite 278.

Da bei jeder Gelegenheit bei ähnlichen Gelegenheiten kein solches Bild von Amsterdam existiert.





„Sechs, soviel ich weiß.“

„Hm! So sind Dir und Deinem Erbe fünf Prozesse gewiß! Und sehr interessante, höchst complicirte Prozesse, welche die Besitzfrage mindestens drei, vier Jahre lang in der Schwebe halten, übrigens etwa ein Drittel des ganzen Nachlasses verzehren werden. Und was inzwischen aus dem Lindenhofe wird, kann man sich auch einigermaßen vorstellen. Das Gericht wird ihn verpachten, vielleicht administrieren lassen, und Pächter oder Administrator dürften den Hof bei Ablauf der Zeit in bedauerlichem Zustande zurückgeben. Das ist so sicher, wie das Amen in der Kirche! Eben so sicher ist, daß Dir inzwischen nicht ein Thaler zufließen würde; ja, Du dürftest Dir gratulieren, wenn Du nicht zur Wiedererstattung von Geld und Geldeswerth, so weit Du von solchem bisher Nutzen gezogen, angehalten würdest. Wie gesagt, die Sache liegt sehr hübsch complicirt und für ein paar geriebene Advocaten wie bestellt!“

„Das sind ja ganz entsefliche Möglichkeiten, die Du mir da in Aussicht stellst!“ stieß Felix betroffen heraus. „Ist es nicht, als legten sich einem gleich hundert Schlingen um die Füße, wenn man sich einem eigenen Besitzthum nur von Weitem nähert? Mit dem ersten Hundertthalerseine zieht die Knechtschaft des Besitzes ein! Und was das Schlimmste ist, man kann ihn, wie ich sehe, nicht einmal mit guter Manier wieder los werden! Ist das eine Welt, — daß sich Gott erbarm! Was ich in ihrem Dienste zu thun habe, das thue ich redlich; weiter aber erkenne ich keine Verpflichtungen an. So soll man mich ungeschoren lassen, am wenigsten aber mir Dankes-Verbindlichkeiten auferlegen wollen, die mich meinem innersten Wesen entfremden würden. Ich will frei sein und bleiben und mit den Menschen nichts zu theilen haben!“

„Nicht? Das wäre sehr traurig!“ entgegnete Eusebius ernst. „Nur mit großem Mißbehagen würde ich auch durch Dein Leben den verletzenden Ausdruck eines tief sinnigen Philosophen bestätigt finden, daß, wer vornehmlich ein geistiges, zumal künstlerisches Leben führt, es mit den moralischen Pflichten zu leicht nimmt. Ein derartiger künstlerischer Idealismus wäre im Grunde wenig Anderes, als ästhetisch aufgepumpter Egoismus der derbsten Art! Ich bitte Dich, Felix, erpore es mir, diese häßliche Erfahrung auch an Dir machen zu müssen.“

In dem Antlitze des jungen Erben stieg eine dunkle Röthe auf. „Zu einer solchen Aeußerung,“ sprach er langsam, mit Ueberwindung, „halte ich Dich nicht für berechtigt. Mein bisheriges Leben hätte mich davor schützen müssen.“

„Halt!“ rief Eusebius nachdrücklich. „Kein Wort weiter zwischen uns in diesem Tone! Wir sind an einem entscheidenden Punkte angelangt. Was ich gesagt, werde ich zu vertreten haben und dies um so bereitwilliger thun, als es echte Freundesliebe und Treue ist, die aus mir spricht. Nicht wahr, Felix, daran zweifelst Du nicht?“

„Nein!“ erwiderte der Maler, seine Hand in die ausgestreckte Rechte des Freundes legend. „Daran zweifle ich nicht!“

„Gut! Damit laß uns heute abbrechen. Das Weitere morgen, wenn wir die schwierige Angelegenheit einmal überschlafen haben werden. Inzwischen muß ich Deine Lage hier und die Verhältnisse des Besitzthums genauer kennen lernen. Laß uns ein wenig auf's Feld hinausgehen! Es macht die Seele frei, so zwischen reisenden Kornfeldern und tiefgrünen Wiesen dahin zu wandeln und fast sinnfällig zu fühlen, daß man auf Schritt und Tritt von einer mildwaltenden, allweisen Vorsehung umgeben, gelenkt und geleitet ist.“

2.

Es war am Tage nach diesem Wiedersehen der beiden Freunde, und ein so schöner Morgen, wie ihn der Monat Juni nur in einer seiner holdesten Launen dem Menschen zu gönnen pflegt. Goldener Sonnenschein und reges Leben auf dem Gutshofe hatten den sonst etwas bequemen Rechtsgelehrten schon früh aus dem Bette gelockt, und eben lag er behaglich im Fenster, Rauchwölkchen über den Garten hinausblasend, als er zu seinem Erstaunen Felix mit Mappe und Farbkasten den Hauptweg heraufkommen sah, ganz wie ein Mensch, der seine Nacht, statt im friedlichen Bette, im „Wald und auf der Heide“, unter Natur- und Kunststudien verbracht, und mit einer Miene, als sei ihm dieser Aufenthalt schlecht bekommen.

„Guten Morgen, Felix!“ rief er. „Wohl geruht? Bist früh auf den Beinen. Geborener Landmann. Mit der Perche auf! A la bonne heure!“

Der Angerufene erhob ein verdüstertes Antlitz und nickte mit zerstreut freundlicher Miene hinauf. „Guten Morgen auch Dir, Eusebius, und ein besserer, als mir geworden! Komm herab. Wir wollen den Kaffee, wenn's Dir recht ist, im Gartensaal trinken, — oder auch hier unter der Linde. Nur komm bald!“

Eusebius verschwand vom Fenster und erschien nach wenigen Minuten in der Thür des Gartensaales, dem in der Sopha-Ecke ruhenden Freunde ein heiteres „*χαιρε, φίλτατε*“ (Sei gegrüßt, Liebster!) zurufend.

Matt streckte ihm Felix die Hand entgegen: „Dein Wunsch und Dein Gruß thun mir noth! Ich habe eine schlechte Nacht und einen fast noch schlimmeren Morgen verlebt und sehnte mich nach Deinem Anblick.“

„Letzteres sehr erfreulich,“ entgegnete Eusebius und schüttelte dem Freunde kräftig die Hand. „Da bin ich also, und hier sitze ich und frage nun, wo fehlt's wieder? Warum hast Du die Nacht zum Tage gemacht und ihr Gewalt über Dich eingeräumt?“

Felix lächelte trübe: „Unser Gespräch gestern und Deine Vorhaltungen hatten mich so getroffen, daß kein Schloß in meine Augen kommen wollte. Ich grübelte und überfann meine Lage bis weit über Mitternacht hinaus! Beschloß endlich, mich in die Verhältnisse zu schiden, so gut es gehen wolle, und etwaigen Aerger durch die Freude an meiner Kunst auszugleichen. Hoffte, so noch Alles in leidliches Geleise zu bringen; hatte, bei Gott, die solidesten Entschlüsse gefaßt. Wollte versuchen, hier mit meiner Kunst heimisch zu werden, wenn es irgend menschenmöglich.“

„Nun, und?“

„Es soll eben nicht sein!“

„So? Und wie erfolgte denn dieser Umschwung in Deinen tugendhaften Entschlüssen?“

„Ohne alle Schuld meinerseits. Ich saß noch ein Stündchen am offenen Fenster und lauschte auf das geheimnißvolle Regen und Wehen der Nacht, wie ich das ehemals so oft und gern gethan; da hub im Garten, tief unten im Gebüsch am Wasser, die Schwarzjamsel an zu flöten, und eine zweite antwortete ihr vom Bergwäldchen da drüben. Nun hielt's mich nicht mehr im Zimmer. Der Sonnenaufgang, — es war über drei Uhr hinaus, — mußte nahe sein; ich wollte versuchen, einmal wieder den Pinsel zur Hand zu nehmen, und erproben, ob die Kunst mir noch treu geblieben. Der Prospect in das Mühlthal, an dem wir uns gestern Abend erfreuten, konnte bei erster Morgenbeleuchtung ein hübsches Bild abgeben. So nahm ich meinen Farbkasten und machte mich hinaus.“

„Ohne überhaupt geschlafen zu haben?“

„Nun ja! Was ist daran gelegen? — Im Garten war es morgenstill und schön; nur störten mich die abscheulichen Kartoffeln innerhalb des graziosen Tagusringes so empfindlich, daß ich voll Ungeduld ein paar Stauden, die mir zunächst standen, herausriß und in den Weg schleuderte. Dabei traf mich der alte Gärtner, — auch so ein Factotum des verstorbenen Onkels und ein ganz widerlicher Kerl, — riß seine noch halb verschlafenen Augen wie ein Polizeispion auf und schrie mit grober Stimme über den Platz daher: „Nun, — nun! Was soll das da?“ Ich erwiderte ziemlich heftig, daß ihn das nicht kümmere. „Das kümmert mich wohl,“ entgegnete der Kerl trotzig. „Die Kartoffeln habe ich im vorigen Monat auf des seligen Herrn Anordnung gelegt und komme eben, sie zu behäufeln; und wenn ich da sehen muß, daß mir Einer die ganzen Stauden herausreißt —“ „So geht Euch das gar nichts an,“ fuhr ich nun zornig auf; denn der Garten gehört mir, nicht Euch! Bleibt in Euren Grenzen! Im Uebrigen mögt Ihr wissen, daß ich die ganze Kartoffelwirtschaft hier im Garten nicht länger dulden will. Auf diesen Platz gehören Blumen- und Rasen-Partien mit Biersträuchern, und darum muß derselbe baldmöglichst gereinigt werden. So steht's!“ — „Nä! So steht's nicht!“ wagt der Mensch mir zu erwidern. „Hier muß Alles so bleiben, wie der selige Herr es angeordnet hat, — das hat er selbst gesagt, und so steht es auch geschrieben. Und darum müssen auch die Kartoffeln bleiben, wo sie sind!“ — Nun riß mir der letzte Geduldsfadens. Weber die Kartoffeln sollen bleiben, noch Ihr selbst! schrie ich ihn an. Unverschämte Leute kann ich in meinem Dienste nicht gebrauchen, und so kündige ich Euch hiermit auf. Zum October zieht ihr ab!“ „Hoho!“ höhnte der Kerl mit frechem Auflachen, „so geht's nicht! Hier muß Alles beim Alten bleiben, und die Kündigung brauche ich nicht anzunehmen, daß Ihr's nur wißt. Hoho! Wär' nicht schlecht, — nä, — nä! So kommt man uns nicht hier auf dem Lindenhofe!“ — Ihr werdet das Weitere erfahren! schloß ich das Gespräch, zitternd vor Zorn, nahm meinen Malkasten und ging den Steig hinab. Aber der Morgen war mir verdorben, und die Lust, zu malen, verschwunden.“

„Hättest es kaltblütiger nehmen sollen,“ entgegnete der Freund; „dergleichen Leuten stopft man den Mund, statt mit Worten, am sichersten mit Thaten. Laß mich darum heute gleich einen Einblick in das Testament nehmen, damit ein für alle Male festgestellt wird, in wie weit Dein Verfügungsrecht auf diesem Grund und Boden etwa ein beschränktes ist. Im Uebrigen wollen wir dann den halsstarrigen Dienstleuten bald klar machen, was Rechtens ist, und was nicht.“

„Ja, ja, je früher, desto besser! — Doch Alles das wird, fürchte ich, nicht hinreichen, mir Ruhe und künstlerische Stimmung wieder zu geben. Auge und Hand sind mir wie gelähmt seit meinem Hiersein. Die Skizze von dem Mühlthal, die ich da, als Ergebnis meiner Früharbeit, in der Mappe habe, ist eine Stümperei, vor der mir selbst ekt! Wie soll da ein Ausgleich zwischen Außen- und Innenleben stattfinden? Der Dämon des Geldes ringt, ohne daß ich es hindern kann, unablässig mit meiner armen, friedlichen Künstlerseele und wird nicht ruhen, bis er sie völlig getödtet hat! Kannst Du Dir vorstellen, daß, während ich mit Auge und Pinsel den reizvollen Lichtreflexen nachging, die der stürzende Bach an Mühle und Hügelwand hervorzauberte, mir die Siemens'schen Berechnungen über Verwerthung von natürlicher Wasserkraft durch den Sinn schossen, als wäre ich Actionär von so und so viel mercantilen Unternehmungen und ginge in Gedanken an Zinsen und Dividenden auf! Daß sich Gott erbarm!“

Dem Freunde wurde eine Antwort auf diese Klage durch das Erscheinen des griesgrämig blickenden Valthasar und des in seinen knöchernen Händen ruhenden Kaffee-Geschirres abgeschnitten. Erst als der Würdige mit automatenhafter Steifheit den Kaffeeisch geordnet und sich schweigend wieder entfernt hatte, sprach der Mann des Rechtes, dem jungen Hausherrn die Hand auf die Schulter legend, ein bedächtiges Wort: „Ich fange an zu glauben, Felix, daß Du Recht hast, wenn Du behauptest, hier nicht zur Ruhe und zu künstlerischer Stimmung kommen zu können. Du lämpfdest fortwährend mit Aerger und aufsteigender Verzagttheit, ganz unverbunden, und wie lange dauert's, so merken das auch die Dienstleute und treiben's dann erst recht frech und auffässig, weil sie hoffen, Dir so am gewissten Dein Erbe zu verleben. Das darf aber nicht sein! Du mußt Deine Seele wieder in's Gleichgewicht zu setzen suchen, ohne den hohen Preis zu zahlen, zu dem Du fast schon bereit warst oder noch bist, unter Verletzung von Verpflichtungen, die Dir ein Sterbender in gutem Vertrauen auferlegt hat. Du mußt es und kannst es!“

„Aber wie?“ fiel ihm Felix ungestüm und bitter in's Wort. „So etwas spricht sich leicht aus, thut sich aber verteuert schwer.“

„Thut sich gar nicht schwer,“ entgegnete gleichmüthig der Freund; „nur muß man zunächst festen Boden unter den Füßen haben. Willst Du mir, ehe ich mich weiter erkläre, das Testament zur Einsicht verstaten?“

„Auf der Stelle; ich habe es in meinem Schreibtisch liegen.“ Der junge Maler sprang auf, eilte in's Nebenzimmer und kam gleich darnach mit der Urkunde zurück. „Hier ist das unselige Actenstück!“ rief er und schlug mit der flachen Hand auf das Papier. „Lies und überzeuge Dich, Eusebius!“

Der Freund überflog sachverständigen Blickes die Einleitung und war im nächsten Augenblicke ganz in die Prüfung der Urkunde versunken. Voll unruhiger Spannung lag der Blick des Hausherrn auf dem Antlitze des Lesenden, bis dieser endlich, nach wiederholter Prüfung einiger besonders wichtiger Paragraphen, das Actenstück schloß und bedächtig auf den Tisch legte.

„Nun?“ forschte Felix ängstlich. „Wie steht's?“

„Gut!“ entgegnete im Tone ruhiger Befriedigung der Freund. „Der feste Boden unter den Füßen ist da, und nun laß mich Dir offen sagen, wie Du, meiner Ansicht nach, den Pflichten gegen Dich eben so gut Genüge thun kannst, wie denen gegen den Erblaffer.“

„Sprich, sprich! Ich höre.“

„Nun denn: Das Testament verpflichtet Dich zunächst keineswegs zu dauerndem Aufenthalt auf dem Gute; es legt Dir nur auf, dasselbe weder zu verkaufen noch zu verabsäumen, und spricht die Hoffnung aus, Du werdest in pietätvoller Rechtfertigung des Dir geschenkten Vertrauens bemüht sein, den Grund und Boden in Acker, Wiese und Wald nach den Intentionen des Erblassers nicht nur in gutem Zustande zu erhalten, sondern auch, nach den fortschreitenden Ergebnissen der Wirtschaftslern, stetig zu bessern. Ist's nicht so?“

„Allerdings!“

„Nun denn: Da der Verstorbene wußte, daß Du keinerlei Kenntniß von der Landwirtschaft habest, so konnte er an unmittelbare Handhabung derselben durch Dich selbstverständlich nicht denken; ebenso wenig an unmittelbare Bemühungen Deinerseits um Hebung der Cultur des Bodens. Diefelben sind von ihm nur mittelbar verstanden; mit andern Worten, er versah sich zu Dir der Einsicht, daß Du die Wirtschaft in die Hände eines tüchtigen, gewissenhaften Verwalters legen und dessen Thätigkeit nach Maßgabe Deiner Einsicht überwachen werdest. Deine dringendste Obliegenheit wäre demnach, eine solche Persönlichkeit zu gewinnen. Hast Du persönliche Beziehungen zu landwirtschaftlichen Kreisen?“

„Durchaus nicht! Ich wüßte absolut Niemanden, an den ich mich dieserhalb wenden könnte. Solltest Du nicht vielleicht . . .?“

„Laß mich nachdenken. Mich führt ja freilich mein Beruf viel mit Gutsbesitzern, Verwaltern, Pächtern zu-



sammen, und ich kenne manchen vertrauenswürdigen Mann, der uns, um guten Rath angesprochen, denselben nicht versagen würde. Aber ob im Augenblicke Jemand in der Lage wäre, eine geeignete Persönlichkeit, — doch halt! Du besinnst Dich auf Konrad Günther, den älteren Bruder von unserem Freunde Engelbert Günther, der lange Verwalter eines Gräflich Wesselfhof'schen Gutes war und seinen Bruder dann und wann besuchte? Ein sehr langer, starkknochiger Mensch mit auffallend hellblonden Haaren, komischen Manieren und unendlich gutherzig blickenden Augen . . .

„Ja wohl, ich erinnere mich! Engelbert wurde einmal fast böse, als Du behauptetest, sein Bruder sei ‚ferkelblond‘; nicht wahr?“

„Freilich; er liebt ihn sehr und wollte nicht einmal zugeben, daß seine Erscheinung etwas Auffallendes habe . . .“

„Noch daß sein Lachen, — Du entsinnst Dich dieses merkwürdigen Lachens, das, ein Zeichen innerlicher Befriedigung, sich auf ein heiteres Knurren im Magen beschränkt und eigentlich nie bis zum Gesichte emporstiegt, — daß wir dieses Lachen, sage ich, als ein ‚unterirdisches‘ charakterisirten.“

„Ja wohl! Guter Kerl! Er selbst merkte von unseren Späßen auf seine Kosten nie etwas und war immer der Vergnügteste im Kreise.“

„Eine Seele von Mensch! Er steht nun wieder lebendig vor mir . . . Was wolltest Du von ihm erzählen?“

„Daß er, weil der älteste Sohn seines Grafen das von ihm bisher verwaltete Gut selbständig übernommen hat, augenblicklich außer Condition sei und einen guten Pfarr-Acker zur Pacht suche, höchst wahrscheinlich aber zu bewegen sein würde, bei Dir einzutreten. Das wäre ein außerordentlicher Gewinn für Dein Besitzthum; denn der brave Mensch ist ein vorzüglicher Landwirth, dabei höchst energisch den Leuten gegenüber und außerdem treu und echt, wie Gold!“

Felix' Augen funkelten. „Wahrhaftig, es wäre ein Glücksfall, könnten wir ihn für den Lindenhof gewinnen! Kennst Du seinen Aufenthalt?“

„Allerdings. Günther ist nicht ganz fünf Meilen von hier bei einem Onkel, dem Superintendenten Sanders in Bergedorf, zum Besuch; er hat, soviel ich weiß, bis jetzt noch kein Pfarr-Colonat gepachtet und würde, sobald wir ihm schreiben, ohne Zweifel sofort herüber kommen, um mit uns die Sache zu besprechen.“

„Vorzüglich! Möchtest Du wohl die Güte haben, ihm in ein paar Zeilen den Stand der Dinge hier zu schildern und bei ihm anzufragen, ob er Zeit und Lust habe, sich der Wirthschaft des Lindenhofes anzunehmen?“

„Der Brief soll noch heute abgehen, und wenn's Glück gut ist, haben wir Günther übermorgen hier.“

Felix athmete tief auf. „Und was geschieht dann mit mir? Wohl werde ich so der Sorge um die Wirthschaft ledig, aber der lähmende Bann des Besitzes weicht damit nicht von mir; der Dämon des Reichthums giebt mich um deswillen noch nicht frei! Seit heute morgen ist mir's fast zur Gewißheit geworden, daß ich, weil ich nicht mehr zu malen brauche, auch nicht mehr malen kann; und Du sollst sehen, Liebster, Alles was ich nun noch mache, — als Rentier und Gutsbesitzer! — wird nicht die Leinwand werth sein, die ich dazu verbrauche!“

Eusebius schüttelte vertrießlich den Kopf. „So würde ich mich, wenn denn einmal diese Selbstquälerei Recht behalten soll, einige Zeit lang von Geld und Gut frei machen und eine energische Probe anstellen, ob das Künstlervermögen wirklich gelitten, oder ob es trotz des äußeren Glückswechsels noch immer im Stande ist, Erfreuliches zu produciren und — seinen Mann zu ernähren!“

„Wie denkst Du Dir das?“ fragte Felix unsicher.

„Ich meine so: Dein Aufenthalt ist, wie ich schon sagte, zunächst nicht hier. Du würdest Dich so voll Aergers und Abneigung fangen, daß Dir das schöne Besitzthum möglicherweise für alle Zeit verleidet würde. Darum muß Günther hier, unter meinem juristischen Beistande, erst neue, behaglichere Zustände schaffen. Inzwischen siedelst Du Dich, — nicht allzuweit von hier, damit man in wichtigen Sachen doch Deine Entscheidung einholen kann, — in einem Städtchen mit schöner Natur-Umgebung an, lebst wie ein armer Maler, ein Jahr lang oder weniger, ausschließlich Deiner Kunst und erwirbst Dir, frei von dem ‚Ballast des Reichthums‘, nicht bloß wieder Dein täglich Brod, sondern auch, was Dir ja doch als das Höchste gilt, das alte Selbstvertrauen. Und wenn Du dann zu der Einsicht gekommen bist, daß Reichthum auch für einen Maler keine Schande ist, kehrt Du fröhlich hierher zurück, bauest aus den inzwischen aufgesammelten Schätzen dies alte wackere, doch stark vernachlässigte Haus nach Deinem künstlerischen Geschmack behaglich aus, stellst auch den Garten in seiner ursprünglichen Grazie wieder her und nimmst Dir dann eine junge, hübsche, lebenswürdige Frau, die Dich der Welt und den Pflichten der Welt wiedergewinnt,

Dir Dein Leben beglückt und zu immer neuem Danke gegen die Vorsehung Dein Herz stimmt.“

Felix war den Worten des weiterfahrenen Freundes voll tiefer Erregung gefolgt und athmete nun, da jener schwieg, aus voller Brust auf. „Ich bekenne,“ sprach er dann, „daß Du die Gabe hast, eine mißliche Sache in das allerbeste Licht zu rücken. Nur in einem Punkte greifst Du zu einem falschen Mittel, mich zu bestimmen: ich bin auch heute noch Weiberfeind, wie ehemals, und lasse von Frauen nur meine Mutter gelten; werde also auch unverheirathet bleiben! Die Muse der Kunst ist zudem eine eifersüchtige Göttin und duldet an dem Altar, auf dem ihre Jünger opfern, kein fremdes weibliches Abbild. Das allein würde mich schon bestimmen, weiblicher Sphäre mich fern zu halten, wäre ich dazu nicht von vornherein schon fest entschlossen gewesen.“

„Nun, nun,“ entgegnete der Freund mit beschwichtigender Handbewegung, während ein secundenlanger Blick schalkhaften Lächelns über sein Antlitz hinzielte, „gegen feste Ueberzeugungen plädiere ich niemals! Jedermann muß die Freiheit haben, nach seiner Façon glücklich zu werden, und da Du Dir die Deinige so fest umgrenzt hast, so ziehe ich mich auf diesem Punkte zurück. Um so mehr wünsche ich, Dich für meine anderen Vorschläge zu gewinnen. Wie denkst Du über einen Aufenthalt in dem alten, malerisch gelegenen Bergstädtchen Heiligenwalde? Mich dünkt, Dir muß Dein ganzes Künstlerherz aufgehen bei dem Gedanken an eine so poetische Existenz. Ganz frei und ungebunden, in reizvollster Gegend, in einem altersgrauen, mittelalterlichen Städtchen, im frieblichen Giebelstübchen eines bildwerkgezierten Häuschens, das vielleicht schon die Zeiten Maximilians, des ‚Weißkunig‘, gesehen, — ich meine, da muß es sich schöner schaffen lassen, als irgendwo, und der ganze Bettel von Selbstquälerei um Geld und Besitz wird von Dir abfallen, als hättest Du Dich nie darum geforgt! Was meinst Du dazu?“

„Daß es ein ganz herrlicher Vorschlag ist, und daß er ohne Zögern in Ausführung gebracht werden soll, d. h. sobald Günther die Wirthschaft des Lindenhofes übernommen und wir auch sonst hier das Nöthigste geordnet haben werden. Dann aber auch keine Minute Verzug mehr! Ich ziehe wieder hinaus, als ein freier Künstler, frei wie der Wandervogel in der Luft, und bade, wie einst, entzückt die irdische Brust im Morgenroth. . . . Das Städtchen Heiligenwalde habe ich einmal auf meinen Wanderungen gestreift, ganz flüchtig nur, weil ich andere Ziele hatte; aber ich habe mir die reizvollste Erinnerung an Stadt und Umgebung bewahrt und bin glücklich, durch Dich wieder darauf geführt zu sein. O, was wird es da zu malen geben! Und Städtebilder, alte Interieurs, Hinteransichten und Beduten waren von jeher meine Liebhaberei! Verkaufen sich auch sehr gut! Und darauf muß ich jetzt sehen, denn vorläufig nehme ich von den Erträgen des Gutes keinen Pfennig. Die auflaufenden Gelder mögen zur Verbesserung der Cultur und, wie Du so verführerisch vorschlägst, zur Restauration von Haus und Garten verwendet werden. So kann ich ebensowohl dem letzten Willen des Onkels, wie meinen eigenen Wünschen gerecht werden. Nicht wahr, Eusebius?“

„Nun natürlich! Aber erlaube mir die Frage, wovon willst Du, bevor Dein erstes Bild fertig und verkauft ist, in Heiligenwalde leben? Hast Du noch Geld, oder soll ich Dir —“

„Nein, nein! Habe noch Geld genug. Der Anwalt des Onkels schickte mir, als er mich von der Erbschaft benachrichtigte, zweihundert Thaler zur Reise.“ Er mochte wohl denken, daß ich armer Teufel mich erst aus hundert Bedrängnissen lösen müsse, ehe ich die Fahrt hierher unternähme. Aber darin täuschte er sich. Ich hatte keinen Pfennig Schulden und noch dreizehn Thaler vom Erlöse des letztverkauften Bildes. So konnte ich die ganze Summe in die Tasche stecken und habe sie noch jetzt. Du siehst, ich werde in Heiligenwalde nicht einmal ‚mit Hunger und Kummer‘ anzufangen brauchen, und eine sorgenlose Zeit liegt vor mir!“

„Vortrefflich!“ applaudirte Eusebius, der voll innerster Befriedigung des Freundes wieder erwachten Lebens- und Künstlermuth begrüßte. „Und inzwischen befreie ich Dich hier, — auf dem Wege Rechtsens, versteht sich, — von den trohigen, oppositionellen Elementen, die Dir Dein bischen Leben und Glück verbittern möchten. Und wenn Du einmal wieder hierherkommst, begrüßen Dich lauter freundliche Gesichter und jene hübsche, willige Dienfertigkeit, bei der es dem Dienenden eben so wohl ist, wie dem Herrn!“

Felix hörte das Alles voll froher Nührung an. „Welch ein Glück ist es doch um einen weisen und getreuen Freund!“ rief er aus. „Du giebst mich dem Leben und der Kunst wieder und hüllest meine Zukunft, die düster wie die Nacht vor mir lag, in Sonnenglanz! Wie soll ich Dir je vergelten?“

Eusebius lachte laut: „Du bist und bleibst ein excentrischer Kerl, Felix; was machst Du um so einer Kleinigkeit willen für ein Aufhebens! Und nun genug

des Plauderns! Ich will ohne Verzug an Konrad Günther schreiben und ihn, falls er noch kein festes Engagement hat, bitten, baldigst zu uns herüber zu kommen. Soll ich ihm anbieten, daß Du ihm einen Wagen bis zur Station entgegen schickst?“

„Natürlich! Er mag nur den Tag zur Abholung bestimmen. Schreibe, und die Göttin der Ueberredung regiere Deine Feder!“

(Fortsetzung in nächster Nummer.)

Rechtsw. verboten.

## Mistress Frances Cleveland.

Hierzu das Portrait von A. Schubert, Seite 269.

Die „first lady“ in den Vereinigten Staaten von Nordamerika führen wir heute den Lesern im Bilde vor; — ein wenig verspätet, wird vielleicht diese oder jene denken. Aber die Portraits, welche bisher von der Gattin des Präsidenten Cleveland in den illustrierten Zeitschriften erschienen, waren nichts als Reproduktionen eines in einem New Yorker Blatte veröffentlichten Bildes, die es sehr wenig glaubhaft erscheinen ließen, daß die ehemalige Miß Follom eine Dame von hervorragender Schönheit sei, ja, daß sie sogar einmal in einer „Schönheits-Concurrenz“ in ihrer Vaterstadt Buffalo den Preis davongetragen habe. „Wie bescheiden sind doch die Ansprüche der Herren Yankee!“ mag, spöttisch lächelnd, manche europäische Schöne bei der Betrachtung jener, sehr edige, scharf geschnittene Züge wiedergebenden Bildnisse gedacht haben. Den New Yorker Illustratoren müssen wir einigermassen in Schutz nehmen; denn er war vielleicht genöthigt, auf die erste Nachricht von der Verlobung des Präsidenten Cleveland nach einer mangelhaften Photographie des Portrait der erkrankten Braut zu zeichnen; — aber daß dieses unglückliche Bildniß dann durch die Welt ging als „wahrhaftiges Conterfey“ der zukünftigen Herrin im Weißen Hause zu Washington, das war doch ein schwerer Verstoß gegen die Galanterie. Nun, im Vorliegenden suchen wir, soweit wir vermögen, das Vergehen gut zu machen. Unser Portrait giebt nach einer neuen, in der Zeit des Brautstandes aufgenommenen Photographie die Züge der jetzigen Mistress Cleveland wieder.

Der biographischen Angaben sind wir enthoben; denn an anderer Stelle dieses Blattes („Aus der Frauenwelt“, Nr. 13 und 14) sind ausgiebige Mittheilungen über das Vorleben der Miß Frances Follom, wie über die Trauungs-Feierlichkeiten veröffentlicht worden. Möge mit der neuen Herrin im Weißen Hause zu Washington ein guter Geist eingezogen sein! Gar mächtig regen sich in den Vereinigten Staaten die Bestrebungen, der Frau in der Bethätigung ihrer Kräfte ein weiteres Feld, als es ihr bisher frei gestanden, einzuräumen. Was an diesen Bestrebungen edel und tüchtig ist, möge an der Gemahlin des vom Volke erwählten Präsidenten eine freundwillige Helferin finden!

D. R.

Rechtsw. verboten.

## Quod non fecerunt Barbari, fecerunt Barberini.

Phantasiaen einer römischen Frühlingsnacht von Richard Voß.

Der Mond schien hell. Gierig saugte Rom, die alte göttliche Sibylle, den Glanz ein, der vom Himmel herab ihren welken Körper überfluthete. Sie badete sich in den sanften Lichtfluthen, bis es ihren ewigen, aber todtnüden Leib mit einem Schimmer unsterblicher Jugend verklärte und Rom, der Ahasver unter den Städten, für diese Eine Frühlingsnacht in leuchtender Hoheit erschien.

Ein Strahlengewand umfloß die herrlichen Glieder, an den Armen funkelte Marmorgeschmeide, ihr Haupt trug wiederum die uralte, hochheilige Mauerkrone! Und ein Wunder geschah: das Kreuz, welches die zur Christin gewordene Tochter des Olymps als Geißel über sich geschwungen, bis sie sich Glied für Glied zerrissen, bis die göttliche Wäferin an ihrem Leibe aus tausend Wunden blutete, — das Kreuz warf sie fort in dieser leuchtenden Frühlingsnacht; sie griff nach dem bacchischen Thyrsosstabe, den sie ehemals bemähe über ein Jahrtausend geschwungen, um das Symbol göttlichen Leidens und Sterbens mit diesem Zeichen glückseligen, unsterblichen Lebens zu vertauschen.

Kaum war Rom wieder die alte Heidin geworden, siehe, so vollzog sich die Wandlung: die Katacomben barsten, spieen ihre Gerippe aus und füllten sich mit Rosen; die unübersehbaren Schlachtfelder ringsum bedeckten sich mit Tazetten und Crocus; aus allen Gräbern und Gräften wuchs von Myrten durchblühter Lorbeer, strömten Düste.

Dazu schlugen die Nachtigallen. Sie sangen ihre zärtlichsten Frühlingslieder, stöteten und schluchzten, bis die Lippen der wiedergeborenen Göttin zu einem Seufzer sich öffneten.

Roma leuchtete in Sehnsucht und Verlangen, und die Ruinen der Tempel und Basiliken, der Casaren-Paläste und Kaiser-Foren, der Theater, Thermen und Nymphaen erstanden bei dem Seufzer der Göttlichen in alter Herrlichkeit. Aus dem Schutt stiegen Säulen und Bogengänge, die Trümmer fügten sich an einander zu Hallen und Portiken, ein Volk aus Marmor und Erz erhob sich auf Basen und Ehrensäulen, und die Olympier bewohnten von Neuem die Tempel, sie mit den Heroen theilend. Auf dem Esquilin und Laticlinal erblühten wieder die Gärten Mäcen's und Lucull's, Sallust's und Pompejus'.

Da lächelte Roma, und bei dem Lächeln der göttlichen Heidin bevölkerte sich die verjüngte Stadt mit Auserwählten: schöne Menschen in weißen Festgewändern, mit bekränzten Stirnen; geschmückte äppige Weiber, liebliche Jungfrauen, Jünglinge, würdige Römer: Senatoren, Victoren, Priester; edle Römerinnen: Vestalinnen und Matronen. Sie füllten die Marktplätze, Bäder und Theater; sie drängten in die Basiliken; sie zogen zu den Tempeln, opferten, beteten an, wandelten auf der heiligen Straße, über das Forum, durch die Ehrenbogen, den capitolinischen Hügel hinan; sie schwärmten durch die Subura, die Velia und das Velabrum, sie überflutheten das ganze herrliche Marsfeld, alle Paine, Nymphaen, Heiligthümer und Heiligthümer. —





Zus den Mai-festen zu Paris: fantasia der Reiter auf dem Marsfelde. Nach einer Skizze von Franz Starbina. — Siehe Seite 278.



Das ist so eine kleine Phantasterei aus der Ueberfülle von Phantasieen, von denen ein deutscher Träumer in der ewigen Stadt jäh überfallen werden kann, und denen er sich alsdann auf Gnade und Ungnade ergeben muß. Und gar in einer römischen Frühlingsnacht, wenn man seinen Weg mitternachts allein dahinschlendert: aus dem Colosseum über das Forum zum Capitol.

Uebrigens ist die Nacht, darin ich dieser einsame Spaziergänger bin, ganz besonders dazu geschaffen, um seine liebe Seele allerlei Traumbilder erblicken zu lassen; denn Rom gleicht in dieser märchenhaften Stunde selbst einem Traumbilde.

Die Stadt füllt Carnivals-Jüge, Schwärme römischer Faschingsnarren toben in dieser letzten Carnivals-Stunde ihre letzten Kräfte aus, die liebe menschliche Berrücktheit liegt in Todeszuckungen, vor ihrem Verenden sich noch recht herzlich bestialisch geberdend. Das „göttliche“ Rom lacht nicht, es grinst! Und die Römer antworten mit tausendstimmigen Geschrei und Gejohle. Die Straßen und Gassen auf und ab drängt sich das Volk, über die Plätze wälzt sich der tosende Strom aller der Stimmen. Zahllose Lichter flammen auf, wimmeln durch den Corso, vom venezianischen Palast bis zur Piazza del Popolo; sie scheinen aus den Wänden zu sprühen, an den Häusern emporschaukelnd, die Balcone zu umspielen, die Fenster zu füllen. . . . Vorbei! Vorbei! Dann ein Platz, ein langes, schier unabhiebares, herrliches Oval, von Kirchen und Palästen umschlossen. Auch hier Alles Licht und Glanz. Bunte Licht-Quirlen schweben in den Lüften, den ganzen Platz umziehend. Ueber einem Brunnen, dessen Wasserstrahlen gleich Nischen niederbrausen, steigen Flammen-Fontainen auf. Sonnen drehen sich zischend, farbige Rönde kreisen, ein Regen rother und blauer Sterne fällt.

Rom, das alte, todesmüde, absterbende, ewige Rom feiert sein Frühlingstfest, begehrt seine Saturnalien. Zug um Zug ein Herrbild jenes Rom, welches ich unter den Mondesstrahlen der Frühlingssnacht auferstehen sah, das Gespenst der gewaltigen und hehren Gestalt der Göttin, da diese noch jung war und an Rom's Altar die Welt blutete.

Aber besser, als ich, weiß mit dem Rom von ehemals und dem Rom von jetzt der Mond Bescheid, dieser ewige Mond, der so viele hunderttausend Male auf die „ewige“ Stadt herabgeglänzt; der Mond weiß, daß da nur ein Scheinleben ist, wo eines Träumers Einbildungskraft sich eine Auferstehung fabulirt, — der Mond weiß, daß er fortan in alle Ewigkeit eine Geisterwelt beschleichen muß: Geister sind in Rom selbst die Steine, die Ruinen und Trümmer, die übrig gebliebenen Säulen und Statuen. Geister an allen Stätten: im Colosseum sowohl, wie im Sanct Peter, Geister auf dem Palatin und im Vatican, Geister in den Palästen, den Kirchen, den Straßen. Und sie, diese ewigen Töchter, sie drängen sich unter die Lebendigen. Sie erfüllen vor den Mauern der Stadt die ganze erhabene Wildniß des römischen Landes; sie verdunkeln, eine Wolke trüblicher Schatten, selbst Rom's strahlende Natur.

Alles Geister; überall die Gespenster einer todtten Größe. Aber das junge, das moderne, das königliche Rom, die Hauptstadt des ewigen Italien, dasjenige Rom, für welches man Rom niederreißt, welches aus dem Schutte des ehemaligen Rom entsteht, häßlich und gemein, wie eine Straßenbirne, — dieses junge Rom durchschleicht der schlimmste aller Würgengel: der Geist der Vernichtung.

Ein Schwarm moderner Bacchanten hatte mich in seine Mitte genommen und mit sich forgerissen: über die Piazza del Popolo, durch das Thor, an der Villa Borghese vorbei, die Flaminische Straße hinauf. Zu beiden Seiten des Weges glühte das Innere der Nieren, der Weinschenken, auf. Beim rothen Scheine von Dellampen oder Pechfackeln rasten bunt aufgeputzte, wilde Gestalten im Saltarello. Ich blieb stehen, und mich umschwärzten sogleich die braunen Söhne und Töchter der Sabina. Ueber den Köpfen der Frauen raffelten die Tambourins, welches, fernes Mandolinenspiel mischte sich mit den schrillen Tönen, ein Liebeslied erklang, schwarze Augen glühten mich an.

Ich ging weiter. Allmähig ward es stiller, allmähig ward es einsam.

Statt der Häuser zu beiden Seiten graue Wände, dahinter Cypressen dunkelten, diese unverbesserlichen Pessimisten unter den Bäumen, welche keine Mondesstrahlen zu verklären vermögen, während die Palmen dem Glanze weit, weit ihre Kronen öffnen. Durch offene Gitter und Thorflügel dann und wann ein Blick in die schimmernden Tiefen verwilderter Gärten, wo unter Lorbeer und Myrten geheimnißvolle Marmorfiguren aufleuchten, in antiken Sarkophagen Narzissen blühen. Oder es erschließt sich zwischen Mauern und Heden eine Oliveta, eine Vigna, ein Artischocken-Feld. Dann wiederum auf steilem Fuß-Fels, über Dächern von Stein- und Laurusinus, dessen Blüthen gleich frischgefallenen Schnee erglänzen, eine einsame, hochragende Fimie. Und über Allem schwebend, Alles einhüllend der seichte Silberdunst des Mondes.

Jetzt über die Milvische Brücke. Ewo! Hier hat Nero geschweigt. Ewo! Hier hat Catull sich selbst mit Rosen gekrönt: Ewo! Bacche!

Hier zog Kaiser Constantin über den Tiber, in dessen Bogen Maxentius und seine Mannen versanken. . . . Das heidnische, bacchische Ewo! verklingt in einem gelenden Jammerlaut, und das christliche, fromme Hallelujah erbraunt. Wie ein Sturm fährt es dahin, vom Himmel zur Erde nieder. Unter dem Donner des triumphirenden Hosiannah stürzen zusammen die Tempel, die Altäre, die Götterbilder, — die Götter. Aufberstet der Boden. Das Land wird gedängt mit leuchtenden Marmorleibern; die Scholle, welche die Beherrscherin der Welt in sich getragen, reißt diese in ihre Tiefen: Rom begräbt Rom, und über die Milvische Brücke hält Kaiser Constantin seinen Einzug. Ueber Roma antica schlägt das Christenthum jenes symbolische Zeichen, darunter das christliche Rom fortan siegen wird, — und Roma antica birgt ihr gezeichnetes Haupt vor Göttern und Menschen in dem Schoß der Erde, Roma antica ist todt. . . .

Ich lehnte an der steinernen Brüstung und lauschte auf die geipenstlichen Stimmen der Weltgeschichte, die man an keinem Orte der Erde so deutlich vernahmen kann, als des Nachts auf Ponte Nolle, darunter der Tiber träge hinsluthet, seine gelben Wogen an den alten Römerpfeilern brechend.

Es rauscht und raunt; es steigt aus der Tiefe wie verhaltene Seufzer, wie erstickte Schluchzen; es gurgelt und schluchzt, als würde die fahle Schlammfluth da drunten noch einmal den besiegten Maxentius, noch einmal das besiegte antike Rom.

Horch! Von der Stadt herüber ein Draußen erzener

Stimmen, ein Sturm von Klängen, ein gewaltiges Dröhnen und Stöhnen. Alle die Leichensteine, die das todtte, antike Rom bedecken, beginnen zu ibnen: Hosiannah! Hosiannah! Mitternachts brach an.

Ich gehe weiter, am Tiber hin, dem Monte Mario zu. In den Büffeln der Ulmen, die hier des Sommers den Weg beschatten, regen sich bereits Frühlingstriebe; Aeste und Zweige schwellen von zarten, lichten Knospen. Im Mondlicht ist's, als hingen die Bäume über und über voll silberner Tropfen, als wandle ich durch ein märchenhaftes, glanzvolles Gewölbe.

Jetzt verlasse ich die Straße, lenke rechts vom Wege ab, auf Pfaden, die durch junges Gannentrostfeld zum Verge führen. Bald schließen den Steg Hecken ein: Lorbeer, von Rosen und Gaisblatt durchschlungen, wilder Goldregen und Delfstrauch. Der Rasen steht voller Kronswurzeln, deren weiße Blüthen wie Geisterhände aus dem Boden greifen, und überall ragt die schöne, silbergraue Blattstaude des wilden Fenchels auf. Dann trete ich auf eine Wiese. Gleich Reif liegt es darüber: Tazetten und kleine Sternblumen. Pfadlos künne ich den Berg hinan, durch eine Wildniß von immergrünen Dickichten und Blumengebüschen, deren Zweige über mir zusammenschlagen. Die Luft wird schwül von dem Wohlgeruch der Cyclamen. Auch nach Menthe und Lavendel duftet es. Immer phantastischer, immer unirdischer gestaltet sich Alles. Einbildung und Wirklichkeit verweben sich; Dichtung wird zur Wahrheit, Traum zum Wachen.

In diesem Zustande der Verwirrung aller Sinne ist mir's, als vernähme ich eine geisterhafte Stimme. Ich höre sagen: „Willst Du die Wiedergeburt schauen?“

Ich frage: „Was soll wiedergeboren werden?“

„Die Antike.“

„Also die Schönheit?“

Es galt der misterblichen Sehnsucht des Menschen nach dem ewig Schönen, ausgedrückt durch Linien und Farben, durch stimmigen Wohlklang in Stein und Erz, durch klanglose Harmonien sich gestaltend zu dem göttlichen Leibe des vollkommen schönen Menschen. Die Töne schwellen, und die Säulen steigen, die Hallen wölben sich. Vor meinen Augen entstehen an Wänden und Decken herrliche Schöpfungen. Ein Gewimmel seliger Körper drängt heran. Meistens verhalten den sündigen Leib Gewänder, und an Stelle der göttlichen Nacktheit der Antike tritt christlicher Faltenwurf. Der Himmel öffnet sich. Klaffe Heilige lassen sich in Verzückung martern; eine holdselige Mutter neigt sich todtraurig über ihr Kind, der Sohn Gottes stirbt am Kreuz. Aber in allen diesen traurigen Gestalten erscheint dennoch und dennoch die Kunst wiedergeboren. Und wie die Sonne mit ihrem Glanze die Welt überfluthet, so verkärt die auferstandene und der Menschheit wiedergegebene Schönheit das Zeitalter, darin das Große sich vollzieht: die Renaissance in Italien.

Wiederum redet die Geisterstimme zu mir: „Willst Du sie schauen?“

„Ja.“

„So nenne einen Namen, — den geweihtesten Namen. Nenne ihn.“

„Rafael.“

Ich rufe, und das Wunder erfüllt sich, der Zauber gelingt. Dicht vor mir an der Wand des Berges lehnt ein schöner, festlicher Bau. Aus dem hellen Gestein scheint ein griechischer Hymnus zu erklingen; hellenischer Geist lebt in dem vom Mondlicht verklärten Gemäuer.

Einen Garten durchwandte ich, dämmerungsvolle Laubengänge, darin Fontainen rauschen, Statuen leuchten. Ich schreite an Rabatten hin, welche fremdartige Blumen füllen. Sie schimmern in märchenhaften Farben, und der Nachtthau liegt funkelnd darauf.

Und diese Rosen! Vollwerte von blaffen Knospen, von dunklen Blüthen!

Die Wege sind mit farbig flimmernden Steinen belegt, eine Marmortreppe führt zu einer Terrasse, welcher eine zweite und eine dritte folgen. Von allen Seiten rauscht und rieselt es herab. Aus dunklen Grotten hervordringend, stürzt sich das Wasser schäumend in geräumige Beden, darin die bewegte Welle beim Mondschein zitternde Tänze aufführt. Abdann ergießt sie sich weiter, bald aus der Nische eines jungen Tritonen, aus den Klüften phantastischer Meerungeheuer, bald wie ein glanzvoller Schleier über leuchtende Gold-Mosaiken herabfallend. Von diesen Goldsteinen erstrahlen auch die Nymphen und sind auf dem schimmernden Grunde in erhabener Arbeit bunte Fruchtgehänge und Grottesten gebildet. Jetzt stehe ich vor dem Hause.

Ein feierliches Halbrund von Arkaden empfängt mich, eine Halle, deren Wölbungen und Wände blasse Stukkaturen bedecken, thut sich vor mir auf; ich trete in einen Saal. Durch die Bogenweiten leuchtet das Antlitz der Mondnacht herein, in verklärter, erhabener Majestät, wie das Gesicht eines großen Todten. Aber um mich an den Wänden lebt hellenische Schönheit. Genien tummeln sich in glücklichem Spiel, und im Kreise der Gestirne erscheinen die Gestalten der griechischen Fabelwelt. Faune und Satyre wagen sich hervor, — da sind dann Nymphen und Najaden nicht fern. Selbst der Riesen gewaltiges Geschlecht dringt noch einmal an's Sonnenlicht, und Polyphem redt sein zottiges Haupt empor. Auch die Götter lächeln wieder, — und das Alles im christlichen, päpstlichen Rom!

Dort liegt es unter mir, zwischen Janiculus und Pincio, — ein großer Anblick! Ueber den Arctaden Bernini's, dort, wo gerade der Stein aufleuchtet, wohnte Rafael. Sein künstlerisches Testament war die Villa Madama. Giulio Romano vollstreckte dieses Testament.

Für Giulio Medicis geschah es. Dieser Cardinal liebte den schönen Berg, auf dessen beschatteten Hügeln Martial die Reize seines Landhauses besungen: den Blick herab auf die sieben Herrscherhügel und weithin über das ganze etruskische und lateinische Land, vom Berge Soract bis zum heiligen Albanus, von der Sabina bis zur Meeresküste. Bevor Rafael für den Medicer den Plan des Gartenpalastes entwarf, hatten bereits auf der Höhe die Mellini einen Landhof. Dem Cardinal diente wohl das Haus am Mario lediglich zum Belvedere. Auf diesen Terrassen wandelte der weiße Bruder des prachtvollen Leo mit seinen geistlichen und weltlichen Freunden, Klienten, Schwärzern; in diesen Sälen gab gewiß auch jener sonderbare Medicer Gastmähler, die nach der Sitte der Zeit Symposien waren, zu denen nicht nur Cardinale und Prälaten, Künstler, Poeten und Weise geladen wurden. Dann legten seidene Schleppe den Marmorboden, dann erschallten im Garten die Hummelsdichte und Rosenlauben von Lautenspiel und Gesang, und das Rauschen der Fontänen überlante

manches heimliche Liebesgespräch, manchen Seufzer. Drinnen aber im Hause streuten schöne Knaben Blumen; Bogen durch-eilten die Gemächer, kredenzten den Gästen in goldenen Beckern Falerner und trugen den in seiner Farbenpracht strahlenden Pfau zur Tafel.

Dann wird es einsam und still. In der Loggia erscheint die unaufsehbliche Gestalt des Cardinals. Er blickt herab auf das nächtliche Rom, auf Vatican und Quirinal; die Lippen zusammengekniffen, eine scharfe Falte um den Mund.

Und der Medicer brühet, grübelt, träumt. Ein Traum ist's, darin er um die Tiara kämpft, darin er die Tiara gewinnt, er, der Bastard! Und siehe, mit der dreifachen Krone gekrönt, rüttelt er an den Kronen eines Königs und eines Kaisers. Davon träumt der Herr der Villa am Mario manche Nacht.

Da stirbt der spanische Hadrian, da erfüllt sich des Medicers Traum. Im Vatican, im Quirinal und im Lateran thronend, macht Papst Clemens das Landhaus am Mario zu seinem römischen Tusculum. Papst Clemens ist in seiner Art ein großer Idealist: er erstrebt die Unabhängigkeit Italiens, und die heilige Liga gegen Karl V. ist sein Werk. Aber er ist der Mann nicht, es zu vollführen. Seine Feldherren verlieren die Sache, und seine Römer geben sie auf, — weil sie zu hohe Kriegssteuern zahlen sollen!

Diesen Moment benutzt Pompeo Colonna. Er erregt einen Aufruhr, überfällt Rom, plündert die Region des Vatican, nöthigt den Papst, seinen alten Feind und Widersacher, zur Flucht in die Engelsburg.

Dieses eine Mal noch rettet das Grabmal Hadrian's Rom vor dem Aergsten. Von den Finnen, darüber der leuchtende Cherubin schwebt, flattert der Sieg nieder, und schredlich trifft der Medici den Colonna. Mit dem Kaiser wird ein Waffenstillstand geschlossen, und von Neuem betet Papst Clemens im Sanct Peter für den Sieg seiner Sache, von Neuem träumt er in seinem Rafael'schen Belvedere von Italiens Unabhängigkeit.

Aber die kaiserliche Armee rebellirt, und plötzlich steht sie vor Rom. Der Herzog von Bourbon führt sie an; aus Spaniern und Deutschen besteht das Heer. Das ist ein Gewühl! Nach Etrurien hin ist die ganze Campagna von Truppen überschwemmt, von Reitern und Fußvolk. Die Höhen des Mario leuchten von deutschen und spanischen Farben; das weite Feld zwischen Tiber und den Farnesischen Hügeln erglänzt von kaiserlichen Waffen. Wie eine gefangene Königin, die der Wuth des Pöbels preisgegeben, mitten im Lager der Feinde liegt das Lusthaus des Papstes. Aber der Geist Rafael's schwebt darüber: noli mo tangere.

Und die Söldnerheere scheuen davor zurück, wie vor einer himmlischen Erscheinung. Da tödtet ein Musketenschuß den Führer, — führerlos wälzt sich die entfesselte Volksschur über Rom, und Rom unterliegt. Abgestreift ist jede fromme Scheu, nichts Göttliches schredt mehr, Bürgerbanden durchziehen die Leonische Stadt. Nachdem sie die Weiber und Kinder niedergemetzelt, schleifen sie die Bildsäulen durch die Straßen, zerstücken sie Marmorleiber, — ganz gleich, ob Venus, ob Madonna! Die Gebilde werden von ihren Sockeln und Altären gerissen, der Vatican wird zum Feldlager, auf den Marmorfußböden stampfen die Hufe der Pferde, denen die Pergamente der Vaticanischen Bibliothek als Streu dienen. Sie stehen den Gemälden der Heiligen und Seligen an den Wänden die Augen aus, und an Perugino's und Rafael's Gestalten jängeln Flammen empor.

Nachdem die Fremden geplündert und verwüstet, kommen die Römer, beginnen die Römer, Ex-Cardinal Pompeo Colonna an der Spitze; und es geschieht, wie es immer geschieht: Quod non fecerunt Barbari, fecerunt Barberini!

Damit wären wir angelangt bei dem Worte, welches Rom für ewige Zeiten anlagt und für ewige Zeiten richtet: Quod non fecerunt barbari, fecerunt Barberini, — es geschieht, wie es immer geschieht!

Dringt ein siegreicher Feind in eine Stadt, ein Feind von barbarischer Gesinnung und Gesittung, und wird die besiegte Stadt einem solchen Feinde preisgegeben, so beklagt man es, aber man begreift es. Inwiefern: wer begreift ein Volk, welches so barbarisch ist, seine eigene Stadt zu zerstören? Und gar, wenn dieses Volk das Volk der Römer, wenn diese Stadt Rom ist!

In dieser Betrachtung drängt heutigen Tages Alles in dem neuen, dem modernen Rom; diese Betrachtung ist von Allem das letzte Resultat, sie ist das Facit eines römischen Aufenthaltes. Ob man auf einsamen Wanderungen von Rom's vergangener Größe träumt, sich Rom's zerfallene Herrlichkeit von Neuem aufbaut, — im Colosseum oder in der Villa Madama, — Rom bei der grellen Beleuchtung des Tages gesehen oder in einer Mondnacht als Phantasmagorie geschaut: Rom's heutige Zerstörung durch Römer ist der Ausgangspunkt aller Gedanken eines Jeden, der Rom liebt und für Rom fählt.

Es geschieht, wie es immer geschieht. Was Barbaren in Rom nicht zerstörten, nicht zu zerstören vermochten, — das zerstören Römer. Um Rom zu zerstören, bedürfen sie jetzt der Barbaren nicht mehr, allein vollbringen sie es; und sie zuden die Acheln, oder sie lächeln bei dem Schmerze der Barbaren über die Vernichtung der römischen Stadt!

In der Loggia von Rafael's Villa am Mario stehend und hinabblickend auf das mondbeschenene Rom, hielt ich meine stillen Betrachtungen.

Italiens Kunst ward wiedergeboren, und von Italien strömten die Pluthen neuen hellenischen Lebens nach Frankreich, Deutschland und weiter. Es war eine ungeheuerliche Zeit: das Zeitalter der Despotie, der Simonie, der Willkür, zugleich die Zeit unerhörter Contraste. In Florenz predigte Savonarola, wurde Savonarola verbrannt; in Rom war Alexander Borgias Statthalter Christi; in Deutschland bereitete sich die Reformation vor. Und dasselbe Zeitalter, welches die Borgias, die römischen Gewaltthäter, die kleinen und großen Tyrannen aller Städte Italiens hervorbrachte, — diese nämlich Cultur-Epoche schenkte Italien und der Welt die Donatelli und Brunelleschi, einen Bramante und Antonio San-Gallo, Rafael und Michelangelo.

Clemens VII., der Medicer, erstrebte vergeblich die Unabhängigkeit Italiens; Jahrhunderte vergehen, da gestaltet ein Widersacher der Päpste, ein italienischer König, ein einziges Italien. Es sind große Dinge! Sie geben sich in einer großen Zeit: in dem Zeitalter des Fortschritts, der Aufklärung, der „Intelligenz“; in einem Zeitalter, dem die in ihren Tugenden und Lastern, in ihren Künsten und Sitten gleich gewaltige Zeit Leo X. in Bielefeld brutal und barbarisch erscheinen mag. Und in dem einigen Italien Rom Hauptstadt des König-



reiches! Das päpstliche Rom umgewandelt, neugeschaffen! Welch ein Ereigniß! Die ganze civilisirte Welt nimmt Theil daran: wie wird diese Umwandlung geschehen?

Und sie geschieht; sie geschieht, wie sie immer geschehen. Ueber Nacht wollen die Römer ein neues Rom haben; sie sagen freilich: wir müssen es haben! Um Rom zu dem zu machen, was es zum Staunen, zum Entzücken, zur Bewunderung der Welt geworden ist, waren Jahrtausende thätig: von der sagenhaften Zeit der ersten Könige bis zu Pius IX. Jahrtausende waren nothwendig, um dieses seltsame, einzige Rom hervorzubringen; und nun über Nacht ein neues Rom, ein neues Rom um jeden Preis! Und sollte es Rom kosten, sollte es eine ewige Schmach werden für Rom.

Sie sprechen, diese edlen Römer: „Laßt uns schnell sein, laßt uns rasch an's Werk gehen, laßt uns ein neues Rom aus dem Boden stampfen.“ Und sie stampfen es aus dem Boden, ganz gleich, was dabei zerstampft und vernichtet, zu Trümmern zertrümmert wird: Paläste und Villen, deren Namen europäischen Klang haben.

Man sieht es wachsen, dieses neue Rom, diesen Schandfleck der Civilisation! Man sieht es jeden Tag höher und höher aufsteigen, sich weiter und weiter ausdehnen. Gleich einem häßlichen Ungeheime wälzt sich dieses neue Rom über den geheiligten Boden, niedertretend, was ihm im Wege steht. Die „Barbaren“ schauen dem barbarischen Werke zu; sie stoßen einen Schrei aus, einen Schrei der Angst und Enttäuschung, denn sie möchten Rom schützen vor den Römern, möchten Rom retten, diese deutschen Trümmern, diese Schwärmer und Idealisten! Che volete? Die Römer sind nächterne, practische, weise Leute, Leute, welche die Zeit verstehen, in der sie leben, die mit der Zeit gehen. Was galt jenem Manne Decuba? Was gilt den Römern Rom?!

Und doch unter Umständen viel, unter Umständen sehr viel! Es werden um Rom große römische Fürstengeschlechter zu Kaufleuten und Krämmern. Die Waare ist Rom, und Römer sind die Käufer. Paläste und Villen werden vor den Märkten und verhandelt, werden feilgeboten und meistbietend verkauft, vernichtet, — demjenigen zugesprochen, der dafür den höchsten Preis zahlt. Fürsten und Herzöge drängen sich zu dem guten Handel: Heran, immer heran! Paläste und Villen jetzt, Museen und Galerien später. Sie können kaum dieses „später“ erwarten!

So entsteht in Rom ein neues Rom, durch die schönsten Mittel. Dieses neue Rom gleicht einem frechen Emporkömmling, der sich nun breit macht, wo ein Edelmann nicht Platz findet. Dieses neue Rom gleicht schlechter Gesellschaft, die sich in eine Versammlung von Fürsten drängt. Und man muß sie darunter dulden!

Schon bedeckt dieses neue Rom, auf dessen Gründung die modernen Römer so stolz sind, die ehrwürdigsten, die durch Tradition und Erinnerung geweihtesten Stätten. Es erstreckt sich vom Vatican bis zum Viminal, schiebt sich zwischen Coelins und Palatin, entsetzt die Landschaften beim großen Circus und der Pyramide des Cestius, umzingelt den Vatican, besetzt den Gaius, unter dessen Schatten das Marmorbildniß der großmächtigen Göttin so lange friedlich thronte; macht Anstalt, sich der Villen Massimi und Patrizi, Albani und Matthei zu bemächtigen, — dringt bis in das Herz Rom's hinein, an der Heiligkeit des Capitol's räuelnd.

Und nicht einmal, daß man sich für dieses schändliche Rom einen zweiten Nero wünscht, der darüber die Brandsadel schwingt! Das Werk wird vollendet werden und keine Zeit seine Spuren verwischen.

Wiedergeburt! Wiedergeburt! Vängst war der Genius, welcher Rom und Italien zum zweiten Male groß gemacht hatte vor allen Reichen der Erde, von Rom und Italien gewichen; da schien das von allen Culturvölkern geliebte Land zum dritten Male wiedergeboren werden zu sollen. Italien unabhängig, Italien einig, Rom wiederum Hauptstadt eines Königreiches!

Mit welcher Freude wurde dieses große Ereigniß begrüßt, welche Erwartungen wurden gehegt, welche Wünsche begleiteten es, welche Hoffnungen knüpfte man daran: die Hoffnung auf eine Wiedergeburt!

Was hat sich von allem dem erfüllt? Wie kommt das neue Italien den großen idealen Verpflichtungen nach, die seine erhabene Vergangenheit, die der erlauchte Name seiner Hauptstadt dem Lande auferlegen? Womit kann das junge Königreich antworten, fragt man es nach seinen Thaten?

Da sind die hohen Steuern, da ist der Ruin des Landbaues, die Verarmung des Landvolkes. Da ist der römische Ader, der trotz aller Verordnungen, Beschlässe und Gesetze mit jedem Jahre weniger cultivirt wird, mit jedem Jahre mehr verwildert. Da ist aber auch das Denkmal Victor Emanuel's, ein so gewaltiges Werk, daß dafür die eine Seite des capitolinischen Hügels gerade nur Raum genug bietet. Da ist das neue Rom, welches das alte Rom verschlingt.

Mit allen diesen großen Thaten kann Italien auf jene Frage antworten, — wenn es sich damit nur verantworten kann! Wiedergeburt! Wiedergeburt!

Die Halle Rafael's, in welche mich die Frühlingsnacht und meine Phantasien getrieben, schien mir der rechte Ort zu sein, um zu dem Genius des römischen Volkes für dessen Wiedergeburt zu beten, — mit aufgehobenen Händen. Gerade ging über dem Cavo, dessen Gipfel ehemals, da Rom noch groß war, Latium's höchstes Heiligthum trug, die Sonne auf. Daß es ein Omen wäre!

Nachdruck verboten.

Kunstgewerbliches.



oderne und alte Zinn-Arbeiten. — Das Zinn nimmt heutzutage in unserem Haushalt eine ganz andere Stelle ein, denn ehemals. In früherer Zeit treffen wir dasselbe in der Küche in Form von Tellern, Schüsseln, Leuchtern, Thee- und Kaffeekannen, Salzgefäßen, Essig- und Oelständern, Löffeln etc.; wir finden es in Form von Kannen und Pokalen in den Wirths- und Junststuben, im Wohnzimmer als Waschtisch, in der Kirche als Leuchter, als Messkannen, Taufbecken und Taufstannen.

Aus allen diesen Gebieten wurde das Zinn nach und nach verdrängt. In die Küche hielt das Porzellan seinen Einzug; die Junst lösten sich auf, und in den Wirthsstuben verdrängte das Glas den Zinntrug; die Wohnzimmer wurden nüchtern

und einfacher: der alte Waschtisch mit seinem Wasserbehälter und seiner Rüschele verfiel mit der Verästelung; in der Kirche erlegten Glas, Messing und Neusilber die alten Zinn-geräthe. Schließlich beschränkte sich die ganze Zinn-Industrie auf die Fertigung von Beschlägen an Tringefäßen aus Glas und Steinzeug und auf die Herstellung von Spielwaaren.

Es ist kein beneidenswerthes Los, das die alte Zinn-Industrie getroffen hat; man hat ihr das Dasein herzlich teuer gemacht und Stüd für Stüd von ihrer Bedeutung weggenommen, bis ihr fast nichts mehr blieb. Alte Zinn-Arbeiten werden jetzt eifrig gesammelt und theuer bezahlt; wie kommt es denn, daß diese Industrie so sehr alles Ansehen verlieren konnte?

Der Grund davon ist sehr einfach. Das Zinn war ein Ertrag des Silbers. Die reiche Familien mit ihrem Silbergeräth, so prunkte der Bürgerstand mit seinem Zinngeschirr, welches in Farbe und Erscheinung dem Silber nahe kam und einen dauernden, soliden Werth hatte. Als die Fabrikation des Porzellans sich mehr verbreitete, wurde das Zinngeschirr verdrängt und durch Porzellan ersetzt, und diese Thatsache nimmt sich eigenhümlich genug aus, wenn man die Solidität des Zinngeschirrs und seine anderen Eigenschaften mit der leichten Zerbrechlichkeit des Porzellans vergleicht. Hier wirkten die Mode und eine gewisse Voreingenommenheit mit. Das Porzellan war früher so theuer, und es wurden ihm so merkwürdige Eigenschaften angeeignet, daß sein Besitz Allen erstrebenswerth, aber nur den besonders wohlhabenden Ständen möglich war. Als im Verlaufe der Zeiten die Porzellan-Industrie auch bei uns sich einbürgerte, hatte dieselbe noch den alten Nimbus, und dem Streben der Fabrikanten, ihre Fabrikate zu verkaufen, kam der Wunsch entgegen, solche interessante und noch dazu neue Gegenstände zu erwerben, und eine relative Billigkeit, die immer mehr zunahm, machte zwischen beiden Tendenzen den Vermittler. So verdrängte das Zinngeschirr aus der Küche und von der Tafel und machte dem Porzellan Platz. Die leichtere Reinhaltung des letzteren, der reinliche, weiße Ton desselben und die Möglichkeit, je nach den aufzuwendenden Mitteln bessere und schönere Waare zu erhalten, werden wohl für immer das Porzellan in seinem eingenommenen Plage schüzen.

In der Wirths- und Tringestube war es anders. Die Vermehrung der Wirthsstuben einerseits und die Fortschritte der Bierbrauerei andererseits begünstigten das Glas für die Tringestuben infolge seiner Billigkeit und wegen seiner Durchsichtigkeit, welche gestattete, den Inhalt genau zu erkennen. Ohne einen kleinen Selbstbetrug ging es aber auch da nicht ab. Beim Bier ist die Hauptsache die „Frische“, und der Altbier, der in dieser Frage doch am meisten competent ist, fragt nie: „Ist das Bier klar?“ sondern: „Ist das Bier frisch?“ und eine „frische Maß“ hat eine ganz eigenthümliche Anziehungskraft. In dieser Beziehung ist das graue, kalte Steinzeug allen anderen Materialien vorzuziehen, und der echte Biertrinker wird sich seinen „Steintrug“ nicht nehmen lassen. Das Zinn allerdings kann mit der genannten Eigenschaft des Bieres nicht in Verbindung gebracht werden; es hat einen mehr warmen Ton, der zur Frische des Bieres nicht stimmt, und thatsächlich pasten die zinnernen Tringeschirre mehr für Getränke, bei denen die Frische Nebensache war, wie Meth, oder für trübe Getränke, wie Koffi.“ Wenn man bedenkt, daß auf allen Karten oft Weinberge verzeichnet sind, wo heutzutage kaum als Pflanze an Gebäuden die Rebe gedeiht, wenn man erwägt, daß derartige Wein-Culturen nur für Gewinnung von Traubenmost dienen, wird man die Menge der alten Zinnkrüge gerechtfertigt finden.

So wenig wie das gewöhnliche Küchenschirr, hat auch das gewöhnliche alte Tringeschirr aus Zinn heute einen besonderen Werth; was gesucht und theuer bezahlt wird, sind jene Zinn-Arbeiten, die ihrem Charakter, als Ertragmittel von Silber zu gelten, auch formell durch künstlerische Gestaltung entsprechen. In erster Reihe sind zu nennen mehrere Gefäße, Kannen, Krüge und Becken, welche sich als Nachgüsse von Silber-Arbeiten eines berühmten Schweizer, Vriot mit Namen, erweisen. Fast in allen Museen sind davon Exemplare vorhanden. Daran reihen sich zierliche Junst-Pokale mit Gravirungen und Relief-Ornamenten, vortreffliche große Humpen, aus alten Jänften stammend, endlich Weinfässer und Waschtische. Bei allen diesen Gegenständen ist die nahe Verwandtschaft mit Silber-Arbeiten augenfällig, und in der Aehnlichkeit mit denselben, abgesehen von den durch das Material und die Herstellungsart durch Gießen bedingten stilistischen Eigenheiten, besteht ihr ästhetischer Werth, und darauf beruht ihr hoher Preis.

Gerade das Bestimmen darauf, daß die Zinn-Arbeiten ein Ertrag der Silber-Arbeiten sein und bleiben müssen, bedingte den Aufschwung unserer modernen Kunst-Zinnindustrie. Wie man früher kostbare Krystallgefäße mit Silber montirte und sie dadurch zu Prachtstücken der Schatzkammern machte, so verfiel man auf den richtigen Gedanken, Glasgefäße in Imitation von Krystallgefäßen mit Zinn als Surrogat für Silber zu montiren. Diese herrlichen Arbeiten, wie sie namentlich in München und Nabburg gefertigt werden, verdienen die vollste Anerkennung; sie sind etwas wesentlich Neues und waren nur möglich dadurch, daß man in stilistisch geschichtlicher Forschung bei den Alten sich Rath erholte. Uebrigens hat, wie das bei allen bedrängten Industrien der Fall ist, das Zinn dadurch, daß ihm das größte Stüd seiner früheren Entwicklung genommen wurde, sich veranlaßt gesehen, den kleinen Theil, auf den es angewiesen ward, wesentlich zu verbessern, nämlich das Beschlag. Unser modernes Zinnbeschlag an Tringeschirren ist wesentlich künstlerischer als das der Alten geworden, und es ist für den gesunden Fortschritt auf diesem Gebiete sehr bezeichnend, daß man von den äppigeren, plastischen Decorationen mehr und mehr zu einfachen Formen, für die Drehbank berechnet, übergeht, zu Formen, welche mehr durch ihre künstlerischen Silhouetten, durch schöne, elegante Linien in der Gestaltung sich auszeichnen.

Sehr zu berücksichtigen sind die japanischen Zinnwaaren; sie sind unstreitig das Beste, was heutzutage in diesem Material geleistet wird.

Die Theebüchsen der Japaner zeigen im Aeußern durchaus die bewusste Absicht, das Silber zu imitiren, natürlich mit Rücksicht auf die besonderen Eigenschaften des Zinns. Die Verzierung ist entweder plastisch, in sehr flachem Relief gehalten, und die erhabeneren Stellen sind mehr weiß und glänzend und leben sich, wie geschneuert, von dem mehr dunklen Grunde ab; oder sie sind durch Gravirung hergestellt, welche mit brauner Farbe ausgefüllt oder eingerieben ist. Die Wir-

\*) Der Engländer hält trotzdem an seiner Zinnkanne, der pint, fest, welche selbst in den eleganten Bierhäusern London's ihre Herrschaft behauptet. D. Red.

lung ist eine ganz vorzügliche. Geradezu staunendwerth ist die Genauigkeit, mit welcher der Verschlag behandelt ist. Die beiden Deckel, ein innerer und ein äußerer, sind so exact gearbeitet, daß sie vollständig luftdicht schließen. Gerade für derartige Zwecke, — Theebüchsen und Aehnliches, — dürfte dem Zinn auch bei uns noch ein Arbeitsfeld erwachen, auf dem geschickte Zinngießer mit Erfolg und Ehre sich bewähren könnten.

Josef Stockbauer.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Fischhalle in Amsterdam. — Von Hans Herrmann. In der Preis-Concurrenz der Illustrirten Frauen-Zeitung mit dem ersten Preise von Dreitausend Mark gekrönt. Siehe Seite 272 und 273. — Frische Fische sollen an der Amstel, dem Fluß, nach welchem die heutige Hauptstadt der Niederlande benannt ist, die ersten Ansiedelungen begründet haben. Die Annahme ist wahrscheinlich; spielt doch auch heute noch der Handel mit den Frischen des Meeres eine der bedeutendsten Rollen in Amsterdam. Mehrere große Fischmärkte weist die Stadt auf; der Haupthandel concentrirt sich jedoch in der 1866 erbauten, am Ende der „Gelberischen Kade“, am Anfang des Neuen Marktes, belegenen Fischhalle. Besonders wichtig für das Einbringen der Producte des Meeres sind die Monate März bis November; Schellfisch und Kabeljau kommen abdam in bedeutenden Mengen auf den Markt. Während dieser Zeit herrscht ein ungeheurer Verkehr in der Fischhalle, und wer, dem alten Glauben von dem Phlegma des Holländers folgend, meinen sollte, daß dieser Verkehr sich in gemächlicher, stillfriedlicher Ruhe abwickelt, der wird, die Halle betretend, eine schwere Enttäuschung erleben. Das Frischen der Käufer und Verkäufer verursacht einen betäubenden Lärm, und es fehlt nicht an grotesken Scenen im Widerstreite von Nachfrage und Angebot. Auch nach anderer Richtung kann die Enttäuschung nicht ausbleiben. Durch die ganze Welt sind die Holländer berühmt wegen ihrer peinlichen Keilichkeit; — leider macht sich hiervon in der Amsterdamer Fischhalle nicht viel bemerkbar, wie denn überhaupt die ganze Stadt Amsterdam betrefend dieser nationalen Eigenschaft Manches zu wünschen läßt. Ein Gang durch die Markthallen anderer europäischer Großstädte, namentlich durch die neuerrichteten Markthallen Berlins, kann nicht zu Gunsten von Amsterdam ausfallen. Bei der Gelegenheit sei noch erwähnt, daß, so große Mengen Fische die deutsche Hauptstadt von den niederländischen Seeflästen empfängt, andererseits auch in der Amsterdamer Halle die Flußfische aus der Mar Brandenburg zu haben sind.

Von dem Leben und Treiben in diesem Emporium des Fischhandels ein treffendes Bild zu entwerfen, ist für einen Künstler schwer. Der malerischen Scenen bieten sich ihm allerdings genug, — aber wenn er nur in Ruhe zeichnen könnte! Von allen Seiten drängen sich die Neugierigen herzu, schauen ihm in's Skizzenbuch und halten mit ihren wohlgemeinten Rathschlägen nicht zurück. Ja, so ein junger Maler mag sich nur in Acht nehmen, daß diese oder jene Dame der Halle, die ihr Portrait mislungen glaubt, nicht die Schale ihres Joches über seinem Haupte ergießt, oder daß ihn, was noch schrecklicher ist, im entgegengelegten Falle ein Zeichen halbvoller Gunst bedroht. Amsterdam, die internationale Seestadt, bewahrt eben auch hier nicht den alten Ruf der Holländer, der wirdevollen Zurückhaltung; es ist im Gegentheil ein gar zudringliches Völkchen, welches sich durch die Verkaufsstätten an der Amstel tummelt.

Eine arabische Fantasia in Paris. Siehe das Bild von Franz Starbina, Seite 276. — Den Mittelpunkt der auf dem Marsfelde in Paris veranstalteten „Feste des Handels und der Industrie“ bildete das carrousel militaire, ein von Offizieren, Jäglingen, Stallmeistern und Bereitern der Kriegsschulen von Saumur und Saint Cyr ausgeführtes Ringreiten, das der Geschicklichkeit und Kühnheit der Reiter alle Ehre machte, aber doch in den Schatten gestellt wurde durch die darauf folgende „Fantasia“, zu welcher man aus Algier und Constantine funzig eingeborene Spahis besonders hatte kommen lassen. Was eine „Fantasia“ bedeutet, ist aus den Schilderungen der Afrika-Reisenden allgemein bekannt: ein Scheingefecht arabischer Reiter gegen einander, ein bunt durch einander wirbelnder Kampf Aller gegen Alle, in blitzschnellem Wechsel Angriff und Verteidigung, Verfolgung und Flucht, begleitet von gellendem Geschrei und unaufhörlichem Abfeuern der langen Flinten. So stellte sich auch auf dem Pariser Marsfelde die Fantasia dar, zu welcher die Prachtbauten der Hauptstadt, die ungeheure Zuschauermenge einen eigenthümlichen Hintergrund bildeten. Koffe und Reiter boten an sich schon ein interessantes Bild, die Krieger in ihrer nationalen Tracht, mit dem langen, im Winde sich blähenden Burnas, von dem weißen Turbanen lang herabwallend der „Dail“, der Schleier. Nur klein sind die Koffe, aber wie aus Stahl gebildet erscheinen die Muskeln. Die Jügel hat der Reiter kaum nötig, und meist ruhen sie auch lose auf dem Halse der Thiere, die dem leichten Schenkelbrude des Reiters gehorchen und, mit der Spitze des langen, maurischen Spornes angetrieben, wie toll daherkünnen. Ummälig, aber doch schnell entwickelt sich das Bild: erst zu Zweien, dann zu Dreien, hierauf immer zahlreicher galoppiren die braunen Söhne der Wüste in die Bahn ein, wildes Geschrei ausstößend, die Flinten abfeuernd oder dieselbe in die Luft werfend und mit sicherem Griffe der schnigen Hand wieder auffangend. Sie werfen und wenden die Thiere, als seien Koff und Reiter nur Eins, und gewaltige Staubwolken wirbeln unter den Hufen auf. Den Schluß des fesselnden Schauspiel bildete der Ueberfall eines Convoi, das festen Fußes die Reiter erwartete und sie mit wohlgenährtem Feuer empfing. Wären die Gewehre geladen gewesen, so möchten doch wohl nur wenige der Spahis, die jetzt tollkühn daherkünnen, im Sattel geblieben sein. Auch hierbei zeigte sich die wunderbare Dressur der arabischen Koffe. Einer der Reiter, — ob aus Ungehilf oder mit Absicht, möge dahingestellt bleiben, — stürzt zur Erde, und da sich sein Fuß nicht aus dem Bügel löst, hat es den Anschein, als ob er sich in der Gefahr des Geschleiftwerdens befände. Aber unbeweglich steht sofort das Thier, ein prächtiger Schimmel, bis sein Reiter sich wieder in den Sattel geschwungen hat, um dann sofort wieder die Galoppade aufzunehmen. R. M.

Blätter für Kostümkunde. Neue Folge, 204. Blatt. (Zur Ausgabe mit allen Kupfern). — Vauerin aus Dachau bei München, Oberbairern. Von Carl Ridelt. — Ein kurzer, schwerer, aus lodenartigem Gewebe bestehender, bider, schwarzer



Kod, „Vollenrod“ genannt, dessen Faltenreichtum mit der Wohlhabenheit der Bäuerin im Verhältnis steht, fällt, knapp unter der Brust ansetzend und von einem starken Lederbart zusammengehalten, über diesen in herausfordernd lähnigen Bogen nach vorn und hinten auf die Waden hernieder. Das glatt anliegende, kurze Nieder wird durch bunte Bänder vorn kreuzweise geschnürt. Ueber dem Nieder wird ein kurzes Jäckchen aus buntem Seidenstoff, „Spencer“ geheißen, getragen, welches, vorn aus einander gehend, hinten faum über die Schulterblätter hinabreicht. Eine breite, ebenfalls aus Seide bestehende, farbige Schürze reicht weit um die Hüften herum. Vorn gewahren wir ein breites, rothes Band, das, ebenfalls um die Hüfte geschlungen, von mächtiger Schleife aus in zwei langen Enden herabfällt. Den Hals umschließt eine schwarzseidene Binde (Halbriegel), zusammengehalten von einer reichen Filigran-Schleife. Ein schwarzer, kurzer, bis über Schläfe und Ohren reichender, in Falten gelegter Schleier läßt ein rothes Kopftuch durchschimmern, während der ganze übrige Hinterkopf von einer schwarzen, seidernen Haube bedeckt ist. Reich gemusterte, farbig gestricke Strümpfe bekleiden den in einem weit ausgeschnittenen, schwarzen Lederschuh stehenden Fuß.

## Aus der Frauenwelt.

**Berlin.** — Eine Enkelin des Freiherrn von Stein, Gräfin Therese von der Gröben, vermählte sich in Potsdam mit dem Grafen Alexander von Rantz, Kommandeur der Leib-Kompagnie im ersten Garde-Regiment zu Fuß. Der Reichsfreiherr Karl von und zum Stein hatte zwei Töchter hinterlassen, deren eine den fränkischen Grafen von Stieh heirathete und kinderlos zu München starb; die andere Tochter heirathete einen Grafen von Kelmansdorff, und deren Tochter Mathilde den Grafen Albrecht von der Gröben, Major im dritten Garde-Infanterie-Regiment, Sohn des Generals Grafen Karl von der Gröben. Seit dem vor zweiundzwanzig Jahren erfolgten Tode ihres Gemahls hatte Gräfin Mathilde von der Gröben mit ihren Kindern ihren Aufenthalt in Potsdam genommen. Der Trauung des jungen Paares in der dortigen Friedenskirche wohnte auch der Kronprinz bei.

Die studirende Damenwelt scheint sich neuerdings besonders der Chemie zuzuwenden. In dem Laboratorium des Professors A. W. Hofmann arbeiten seit einiger Zeit zwei junge Engländerinnen, und eine derselben hört auch das Colleg des Physiologen über organische Chemie. Während noch vor einigen Jahren eine Dame, welche den physiologischen Vorlesungen des Professors du Bois-Reymond beivohnte, den Blicken der Studenten durch eine Gardine entzogen war, hat die Schülerin Hofmann's ihren Platz unter den männlichen Hörern, allerdings in nächster Nähe des Decanten. Um Mißverständnissen vorzubeugen, sei hervorgehoben, daß Damen, wie überhaupt nicht an den preussischen Universitäten, so auch nicht an der Berliner als akademische Bürgerinnen immatriculirt und zu den Examen zugelassen werden können; sie wohnen den Vorlesungen nur als Hospitantinnen bei. Daß indessen in manchen wissenschaftlichen Kreisen Berlin's die studirenden Frauen den Männern für ebenbürtig erachtet werden, lehrt das Beispiel der „Deutschen Chemischen Gesellschaft“, welche leithin zwei Damen zu außerordentlichen Mitgliedern ernannte: Fräulein E. Phomina in Genf und Miß Mary Hegeler aus La Salle im Staate Illinois.

Frau Minna Meyerbeer, die jüngst verstorbene Witwe des Componisten, hinterließ ein Vermögen von zehn Millionen Mark, das laut testamentarischer Bestimmung ihren Enkeln, den Kindern des Malers Gustav Richter und des Oberst-Vicentenants Freiherrn von Korff, zufällt. Diese Erbschaft wird noch vermehrt durch die Lantionen aus den Aufführungen der Meyerbeer'schen Opern.

**Koblenz.** — An dem Hause, in welchem Henriette Sonntag, die berühmte Sängerin, am 3. Januar 1806 geboren wurde, ist eine Gedenktafel aus dunklem, polirtem Syenit mit entsprechender Inschrift angebracht worden. Das Haus trägt die Bezeichnung „Entenpfuhl Nr. 1“, gewiß eine curiose Benennung für die Stätte, von der ein herrlicher Singdwan seinen Flug durch die Welt genommen.

**Dresden.** — Die offizielle Verlobung der Prinzessin Maria Josepha von Sachsen, Tochter des Prinzen Georg von Sachsen, mit dem Erzherzog Otto von Oesterreich hat am 14. Juli auf Hosterwitz, dem Landhose ihres erlauchten Vaters, stattgefunden. Maria Josepha ist die zweite, am 31. Mai 1867 geborene Tochter des Prinzen Georg und seiner vor zwei Jahren verstorbenen Gemahlin Maria Anna, Infantin von Portugal. Ihr Verlobter, Erzherzog Otto, wurde am 21. April 1865 zu Graz geboren, als zweiter Sohn des Erzherzogs Karl Ludwig aus dessen zweiter Ehe mit der vor fünfzehn Jahren verstorbenen Prinzessin Maria Annunziata, Tochter des Königs Ferdinand II. von Sicilien.

**Gera.** — Fürstin Agnes Reuß, die Gemahlin des regierenden Fürsten Heinrich XIV. Reuß jüngerer Linie, ist auf dem Schlosse Osterstein bei Gera gestorben. Am 13. October 1835 auf der Herrschaft Karlsbrunn in Schlesien als jüngste Tochter des Herzogs Eugen von Württemberg geboren, hatte sie sich am 6. Februar 1858 mit dem damaligen Erbprinzen Heinrich Reuß vermählt. Streng religiös gesinnt, erwieß sie sich als eifrige Förderin der Werke christlicher Biebestätigkeit; u. A. begründete sie eine Bildungsanstalt für christliche Diensthöten, sowie die Agnes-Schule zu Unterhaus bei Gera. In engeren Kreisen war die Verbliebene auch als Schriftstellerin und Componistin bekannt.

**Weimar.** — Am 8. Juli wurde das von der Großherzogin Sophie von Sachsen-Weimar begründete „Sophien-Haus“ feierlich eingeweiht. Dasselbe ist ein Krankenhaus, verbunden mit einer Lehranstalt und einem Heim für Krankenpflegerinnen. Das Institut kann nach seiner Anlage, welche befreit der gesundheitlichen Rücksichten den höchsten Anforderungen entspricht, als eine Mutteranstalt gelten. Bei der Einweihung hielt die Großherzogin Sophie selbst eine Ansprache, in welcher sie die „Schwestern“ zum Eintritt in das neue Heim huldvoll einlud und sie zu fortgesetzter segensreicher Thätigkeit ermunterte.

**München.** — Das tragische Geschick des Königs Ludwig von Bayern hat die Erinnerung an Elisabeth Rey wieder erweckt, die hochbegabte Bildhauerin, welcher es vergönnt war, das lebensgroße Standbild Ludwig's II. zu modelliren, das jetzt in Marmor ausgeführt, im Maximilianum zu München steht. Bald nach Vollendung des Modells wurde die Künstlerin von der Schriftstellerin Auguste Scheibe in ihrem, im königlichen Residenzschlosse befindlichen Atelier besucht. „Ich fand sie,“ schreibt Auguste Scheibe in einem Dresdener Blatte, — „in dem schleppenden Ge-

wande von weißer Wolle, mit offenen, weit zurückfallenden Aermeln, das sie für gewöhnlich im Atelier trug, und das sehr geeignet war, die schlanke, vornehme, man darf sagen, königliche Gestalt zur vollen idealen Wirkung zu bringen. So etwa konnte man sich Iphigenie denken. In der That lag Goethe's „Iphigenie“ stets aufgeschlagen im Atelier der Künstlerin; sie las täglich wenigstens einige Seiten darin; auch gab das Buch Veranlassung zu den Mittheilungen, die sie mir machte, denn dieses Dichtwerk hatte die Aufmerksamkeit des Königs so gefesselt, daß er geduldig, — wenn ich nicht irre, viermal, — zu jenem Standbilde saß. Es hatte vieler Mühe und einflußreicher Verwendung bedurft, um den jungen König überhaupt zu diesen Sitzungen zu bewegen, und er hatte sich endlich nur unter der Bedingung dazu entschlossen, daß Fräulein Rey weder mit ihm sprechen noch seinen Kopf messen dürfe. Nachdem dies versprochen worden, erschien der König in leinewegs freundlicher Stimmung im Atelier. Elisabeth Rey, die ihn so nicht brauchen konnte, bat um die Erlaubniß, etwas vorlesen zu lassen; mürrißch ward diese Bitte gewährt, aber unter den langvollen Versen Goethe's hellte sich die düstere Miene des königlichen Jünglings bald auf und machte dem ihm in seinen besten Stunden eigenen, lebenswürdigen Ausdruck Platz. Auf einmal unterbrach der König den Vorleser, indem er Fräulein Rey, die ihm unhätig gegenüber saß, ziemlich heftig fragte: „Nun, warum fangen Sie nicht an?“ — „Ich studire, Majestät!“ entgegnete die Künstlerin ruhig. Ludwig sah sie verwundert an, ward aber von dem Augenblicke an leutseliger und sendete, wenn er zu einer Sitzung kam, jedesmal die kostbarsten Blumensträuße voraus. Wurde er während derselben müde oder ärgerlich, so ward sofort wieder zur „Iphigenie“ gegriffen, und bald trug der schöne Kopf wieder den Ausdruck, den die Künstlerin brauchte. Nach Vollendung des Modells ließ der junge Herrscher anfragen, ob er Fräulein Rey vielleicht einen Schmaß schenken dürfe, oder ob sie etwas Anderes wünsche. „Blumen“, entgegnete sie, denn um Kostbarkeiten zu bewachen, fehlt es mir an Zeit. Diese Uneigen-nützigkeit, die Ludwig II. nicht allzu oft vorgekommen sein mag, imponirte ihm offenbar, denn er bewies der Künstlerin von jenem Augenblicke an nur um so unerkennbarer eine Hochachtung, die sie stolz machte.“ — Im Anschluß an diese Reminiscenz seien noch die irrigen Angaben widerlegt, welche leithin über die weiteren Schicksale der Künstlerin in der Presse verbreitet wurden. Nach der einen Version sollte Elisabeth Rey „im Elend untergegangen“, nach einer anderen auf einer Reise durch Nordamerika verschollen, und zwar wahrscheinlich das Opfer räuberischer Indianer geworden sein. Hiervon ist so viel richtig, daß Elisabeth Rey wirklich Amerika bereist hat, aber „verschollen“ ist sie keineswegs. In Texas verheirathete sie sich mit dem Doctor Edmund Montgomery, einem aus Schottland gebürtigen Arzte, der seine Studien in Deutschland gemacht, und den sie bereits in Berlin kennen gelernt hatte. An der Seite desselben lebt Elisabeth Rey noch heute als glückliche Gattin und Mutter mehrerer Kinder. Auch der Kunst ist sie nicht ganz antreu geworden; u. A. verfertigte sie eine Büste des ermordeten Präsidenten Garfield, die wegen ihrer Schönheit seiner Zeit von den amerikanischen Blättern sehr gerühmt wurde.

**Stuttgart.** — Zu Untertürkheim verchied die Schriftstellerin Gräfin Luise von Robiano. Zu Newcastle in England 1821 als Tochter des deutschen Kaufmannes Köppen und einer englischen Mutter geboren, verlor sie frühzeitig ihre Eltern und erhielt ihre Erziehung in Deutschland. Die Ehe, welche sie mit dem belgischen Grafen Robiano einging, erwies sich wegen der confessionellen Gegensätze nicht glücklich und wurde wieder getrennt. Bei ihren Verwandten in Schwaben fand Luise liebevolle Aufnahme, doch hatte sie das Unglück, von einem Gehörleiden befallen zu werden, das zu vollkommener Taubheit führte. In dieser vereinsamten und vom regen Menschenverehr abgegeschlossenen Lage warf sie sich auf literarische Production und schuf eine Reihe von Romanen, besonders historischer Art. In einigen derselben ist die Polemik gegen die katholische Kirche unverkennbar.

**Wien.** — Die Gemeinde-Vertretung von Ottakring bei Wien beschloß, zu Ehren der Fürstin Pauline Ketterlich einer der neuen Anlagen am Abhange des Galzinerberges den Namen „Paulinen-Steg“ zu geben.

**Budapest.** — Der ungarische Hausfrauen-Verein richtete an die ungarischen Maler einen Aufruf, in welchem dieselben ersucht werden, dem Vereine mit einem Gemälde als Stifter beizutreten und es so zu ernählichen, daß die durch Ausstellung und Verlosung der betreffenden Bilder zu erzielenden Summen als Grundlage zu Stiftungspflähen für die bedürftigen Töchter ungarischer Maler verwendet werden. Es besteht kein Zweifel, daß viele Künstler zur Förderung des edlen Zweckes das Ihre beitragen werden.

**Paris.** — Madame Ledru-Rollin, die Witwe des berühmten Geschichtschreibers, hat einen empfindlichen Verlust erlitten. Während der Abwesenheit der Hausherrin brachen Diebe in ihre, in der Rue Portant belegene Wohnung ein und raubten Alles, was nicht niet- und nagelst war. Das ganze Silberzeug, Wäsche und Betten, die Gemälde und sonstigen Kunstgegenstände, ja selbst ein Theil der Möbel wurden die Beute der Einbrecher, die sich zur Fortschaffung des Raubes eines Wagens bedient haben müssen. Bisher hat man keine Spur der Diebe finden können.

Die Schwester Marie Françoise, Oberin der Ambulanz in Hanoi, ist durch die Verleihung des Ritterkreuzes der Ehrenlegion ausgezeichnet worden. Mit ihrem Mädchennamen Marie Claudine Nicolas geheißen, ist die Schwester seit zwanzig Jahren in Cochinchina in der Krankenpflege thätig gewesen, und seit zwei Jahren widmet sie in Loung ihre Kräfte den Kranken und Verwundeten der französischen Truppen.

**London.** — Einen interessanten Besuch empfing kürzlich die Königin Victoria im Schlosse zu Windsor, nämlich eine Anzahl jener eingeborenen Handwerker, welche in der coloniaten und indischen Ausstellungen in Süd-Kensington beschäftigt sind. Unter der Gesellschaft befanden sich dreihundvierzig Eingeborene aus Indien, zehn aus Seson, fünfzehn vom Kap der guten Hoffnung, zehn aus Britisch-Guinea, fünf aus Hongkong und acht aus Cypren. Die Indier verbeugten sich tief vor der Königin-Kaiserin und überreichten ihre Geschenke aus Gold und Silber, welche die Monarchin berührte und wieder zurückgab. Das Haupt der indischen Handwerker recitirte eine Ode, und zwei Andere trugen ein indisches Volklied vor. Die Singhalesen überreichten der Königin Elfenbein. Die Kaffern und Eingeborenen aus Britisch-Guinea spielten auf ihren nationalen Instrumenten und gaben Wassenübungen zum Besten.

Eine besondere Ehre ließ die Königin Victoria der Mißreß Elisabeth Cooper, der Witwe des kürzlich verstorbenen berühmten Augenarztes Dr. William Cooper, zu Theil werden. Auf die Nachricht vom Tode des Arztes beachtete die Königin, seiner Witwe eine Pension aus der Civilliste auszusprechen, in dessen erfähr sie, daß Dr. Cooper ein großes Vermögen hinterlassen

habe, also seine Hinterbliebenen der Unterstützung nicht bedürfen. Daraufhin erhielt Mißreß Cooper ein Handschreiben, in welchem ihr mitgetheilt wurde, daß ihr die Königin den Adel verliehen habe, in der Uebersetzung, daß die so Geehrte binnen Kurzem die gleiche Auszeichnung an der Seite ihres Gatten erfahren haben würde, wenn dieser nicht vorher abberufen worden wäre.

Die Witwe Die Bull's, des großen Geigers, hat in London die Memoiren ihres Gatten erscheinen lassen, die von der englischen Presse als frisch und sichtlich geschrieben bezeichnet werden. Während seines Aufenthaltes in America hatte Die Bull die Reigung einer jungen Dame gewonnen, und trotz des großen Altersunterschiedes, — der Virtuose zählte beinahe vierzig Jahre mehr, als seine Gattin, — war die Ehe eine sehr glückliche.

Die neueste Errungenschaft in der englischen Literatur ist ein Hundes-Journal, herausgegeben und redigirt von Miß Goldsworth in London. Das Blatt, das vierteljährlich erscheint und den Titel „Pet Dog Journal“ trägt, unterrichtet die Leser über alle wichtigen Vorkommnisse in den vornehmeren englischen Schloß- und Hund-Kreisen und führt die besonders schönen Repräsentanten des verzärtelten Geschlechtes auch im Bilde vor.

**Madrid.** — Christine Nilsson, jetzt Gräfin Miranda, hat sich in Madrid eine Wohnung eingerichtet, die, wenn auch nicht den Anspruch auf feinen Geschmack, so doch den auf Originalität erheben kann. Die Wände des Speisezimmers sind mit den Hotel-Rechnungen tapaziert, welche die Diva auf ihren Kunstreisen zu bezahlen gehabt. Der Salon zeigt an Stelle der Tapeten die schuppenartig aneinandergereihten weißen Plätter aller Kränze, welche die Sängerin erhalten. Der Salon ist ganz aus vergoldetem Laube gebildet. Das Boudoir hat Wände, die mit den Noten aller Partien besetzt sind, welche die Nilsson zu singen pflegt, jedoch sie Text und Melodie von den Wänden herablesen kann. Das Schlafzimmer ist von höchster Einfachheit, allein die Mauer ist gänzlich bedeckt von schwedischen Landschaftsbildern, welche drei französische Maler im Auftrage der Sängerin, die nun für immer ihre nordische Heimath verlassen, hergestellt haben. Das Spielzimmer des Hausherrn zeigt das Bestreben der Künstlerin, ihren Gatten von dem Werthe ihrer Kunst zu überzeugen: Tausende von Recensionen in allen Sprachen, Zeitungs-Ausschnitte aus allen Journalen der Welt, Neben an den Wänden.

**Newyork.** — Miß Rose Cleveland, die Schwester, des Präsidenten der Vereinigten Staaten, hat die Redaction der in Chicago erscheinenden Zeitschrift „Literary Life“ übernommen. Schon vor geraumer Zeit hatte Miß Cleveland einen Band Gedichte herausgegeben, der allerdings kaum geeignet erscheint, ihrem Namen die Unsterblichkeit zu sichern.

## Die Mode.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Mode vom August 1786.



Nach einem Stiche von Duchamel im „Cabinet des Modes“ vom August 1786.

Die Vorliebe der Pariser Damen für seidene Leibwäsche, welche seit dem vorigen Herbst sehr nachgelassen hatte, regt sich jetzt wieder lebhafter. Man verwendet namentlich eine Art feingerippter Ottoman-Seide, welche ziemlich dünn, aber sehr schmieglam ist. Geschickte Wäscherinnen verarbeiten diesen Stoff zu allerlei Gegenständen; am besten eignet er sich jedoch zu einer kurzen Bluse, welche zugleich als Nachjacke und Morgen-Röglig dienen kann. Goldgelb ist hierzu die modernste Farbe. Halbäbndchen und Achseln, Aermel, Taschen und Gürtel sind mit bunter Seide gestickt. Stoff-Streifen, mit Schnurvorstoß und schmaler Spitze umsaft, können die Stickerei ersetzen.





In einer reich zusammengestellten Garderobe darf als Vermittlung zwischen den Sommer- und Winterhüten die Spigen-Capote nicht fehlen. Das zierlichste, für den Herbst vorbereitete Modell einer solchen besteht aus hellblauen, mit feinen, grünen Nischen besetztem Tüll. Derselbe bekleidet den ziemlich hohen Kopf, während die Krempe ein Gefältel echter Chantilly-Spigen umgibt, welches sich hinten unter einer Schmetterlings-Schleife aus Tüll verliert. Das Reizere der kleinen Capote schmückt ein hochgebundener Blätterstrauch, den unten einige blaue Mohablüthen befestigen.



Wenn sich an der Form des Reittleides im Ganzen wenig ändert, so machen sich doch hier und da kleine Neuerungen in Bezug auf den Stoff und die Ausschmückung desselben bemerkbar. Bei den großen Pariser Schneidern werden gegenwärtig z. B. Reittleide aus einem serge-ähnlichen, hellgrauen Tuche gearbeitet. Der Rock ist stets ziemlich eng und kurz, die kurzschöpfige Taille, welche schräg getupft wird, mit feiner, dunkelgrauer Seidenlize eingefasst. Auf der einen Seite der Taille befindet sich ein in dunkelgrauer Seide gesticktes Hufeisen mit quer darüber liegender Kamenschiffre. Um den hohen, grauen Filzhut schlingt sich ein grüner Gaze-Schleier. Zu diesem Kostüm gehören weiße Glace-Handschuhe und Stiefelletten aus Lack- oder grauem Wildleder.

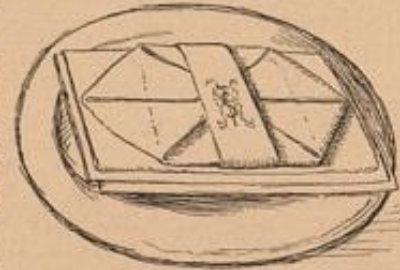
An Stelle der im vorigen Sommer so viel getragenen schwarzen Spigen tritt dieses Jahr gestickte Gaze. Diefelbe ist in allen Farben vorhanden und läßt sich zu den reizendsten Toiletten verarbeiten. Ein breiter Bolant bildet, auf leichte Seide von meistens dunkler Farbe gesetzt, den Rock; ein weniger breites Stück die Taille, welche sich über einem, mit der Rock-Grundform übereinstimmenden Rock öffnet. Junge Mädchen tragen sehr viel Satin oder Foulard, in ganz einfacher Nachart. Ein großer Kragen, der den Namen Port-Royal führt, bildet den einzigen Schmuck dieser reizvollen Toiletten. Eine beliebte Tracht der kleinen Knaben besteht aus ganz dunklen Höschen und hellen Jacketts.



Der mit der Tischwäsche getriebene Luxus steigert sich von Tag zu Tage. Wenn sie nicht gestickt und mit Spigen belegt ist, so schmücken sie, sei es in der Mitte oder in einer Ecke, schön geformte Buchstaben in Handstickerei von höchster Vollendung. Der Blau, welchen diese Buchstaben erhalten, richtet sich nach dem Muster des Gedeckes. Klein gemusterte Tischwäsche zeichnet man immer nur in den Ecken. Manche Damastgedecken ist ein Meubailon für die Chiffre oder eine Krone eingewebt. Bei der gestickten und reich garnirten Tischwäsche besteht die neueste Ele-



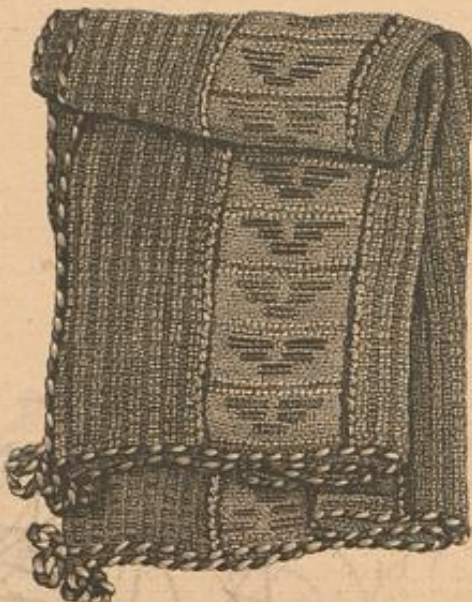
den Familien zu größter Einfachheit zurück. In der Serviette Blau finden, so faltet man diese zu einer Tasche, anderenfalls zu einer Art Portefeuille, mit dem Zeichen nach oben, zusammen. Dies gilt jedoch nur für die in der Mitte gezeichneten Servietten; die in der Ecke gezeichneten legt man neuerdings ganz einfach, dreieckig oder viereckig gefaltet, auf den Teller.



# Neue Handarbeiten.

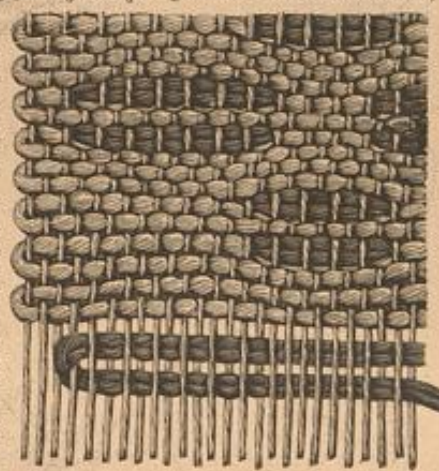
Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Den unermüdblichen Bestrebungen der Frau Eugenie Bernick ist es allmählig gelungen, auf dem von ihr erfundenen Apparat zur Herstellung der Handweberei, welcher bekanntlich so überaus einfach in seiner Handhabung ist, nunmehr selbst die complicirtesten Gewebe mit Leichtigkeit ausführen zu können. Unsere Leserinnen



kennen die verschiedenartigen hübschen Streifen-, Klein-, Carreau- und Schlingen-gewebe, vor Allem auch die prächtigen weichen Smyrna-Gewebe zu Teppichen u. An diese reihen wir heute ein Gobelin-Gewebe, das nach Art der schwedischen Gobelins hergestellt ist. Ein feiner, fester Faden (Gros-wel-Wolle, Goldfaden oder Kraus-gepinnt u.)

bildet den Aufzug, Zephyrwolle den Schiffchenfaden für den Grund, welchem das Muster mit doppelt genannter Gatorwolle zwischengewebt wird. Das nebenstehend dargestellte kleine Klein-Muster erklärt die Ausführung; für den Grund arbeitet das Schiffchen „Glat durch“; das musternde Schiffchen wird für jede Fadenlage der Musterfiguren hin- und zurückgehend geführt, ohne die Aufzugsfäden zu kreuzen. In beiden Touren nimmt man,



je nach Vorschrift, die gleichen Fäden auf, und führt das Schiffchen von einer Musterfigur zur andern unter beiden Augen des Aufzuges fort, jedoch auf der Rückseite des Gewebes die Fäden zwischen den Figuren frei liegen. Die Darstellung erklärt auch, wie man vor dem Zurückführen des Muster-schiffchens mit demselben einen Faden aus der unteren Lage des Aufzuges zu erfassen hat. Die vorliegende, im Gobelin-Gewebe ausgeführte Decke ist aus 23 Cent. breiten, reisebafarbenen Streifen mit abgepaßter Musterung und 21 Cent. breiten, dunkelrothen Streifen mit durchgehendem Klein-Muster zusammengestellt. (Bewanderte Hand-Apparate, Material und Handwebereien aller Art): Frau E. Bernick, SW., Dehner Str. 17.)

# Wirthschaftliches.

## Mittageßen für die feine und einfache Küche.

(Schluß.)

1217. Nierenschnittchen. Eine große, schöne Kalbniere, die mit dem noch fest daran sitzenden Nierenblut gebraten ist, wird mit dem sie umgebenden Fett aus dem Fleische gelöst und zum Erkalten hingestellt. Zwei Stunden vor dem Gebrauche hackt man die vorher rest von Sehnen frei gemachte Niere so fein als möglich, rührt dann einen Löffel geronnenes Bratenfett nebst 80 Gr. Butter zu Sahne, thut nach und nach 3 Eibitter, einige geriebene Schalotten, 6 fein gehackte Sardellen, etwas Salz und gestoßenen weißen Pfeffer daran und verrührt Alles mit einander, um nun die gehackte Niere dazu zu thun und das Ganze zu einer glatten Farce zu vereinigen. Hierauf macht man von etwas Butter, einem gehäuften Kaffeelöffel Mehl und einer fein geschnittenen Schalotte eine weiße Mehlschwitze, verrührt diese mit einigen Eßlöffeln Kräutereisig, giebt Salz daran, schmeckt sie ab und vereinigt sie sogleich mit obiger Farce. Nun schneidet man runde, bleifederdicke Semmelschnittchen von gleicher Größe, bestreicht sie auf einer Seite reichlich mit Farce, legt die Schnittchen neben einander, mit der bestrichenen Seite nach oben, auf ein sauberes, beduntertes Backblech, überstreut sie hier noch leicht mit geriebenem Parmesankäse und stellt sie in einen mäßig heißen Ofen, um die Farce durchweg heiß werden zu lassen. Die Schnittchen werden warm, mit gebadener Petersilie garnirt, servirt.

1218. Schinken in Malaga. Einen schönen, nicht zu großen Schinken von einem jungen Schweine wässert man in öfters erneutem Wasser, während man ihn auch einige Male tüchtig an den härter angeräuchernden Stellen ansüßet, 24 Stunden lang, schneidet dann das Bein im Gelenk ab und entfernt die etwa noch daran sitzenden trockenen, braunen Stellen ebenfalls durch Abschneiden. Hiernach belegt man den Schinken mit einigen Lorbeerblättern, etwas Suppenwurzeln, feinen Kräutern und in Scheiben geschnittenen Zwiebeln, schlägt ihn so in ein Tuch ein, um-

wickelt ihn mit Bindfaden und läßt ihn nun, reichlich mit siedendem Wasser bedeckt, ganz langsam in ungefähr 5 Stunden, zugedeckt, gar und weich kochen. Da sich die Kochzeit nach Größe und Alter des Schinkens richtet, dieser aber durch zu langes oder zu lebhaftes Kochen leicht faserig wird, so thut man gut, öfters zu probiren, ob sich die Schwarte mit dem Zeigefinger leicht durchstechen läßt. Ist dies der Fall, dann hebt man den Schinken auf ein Brett, nimmt das Tuch und alles darüber gelegte Gewürz ab und zieht die Schwarte bis auf ein vier Finger breites Stück, welches rings um das Beinende sitzen bleiben muß und dann hübsch ausgezackt wird, ab. Zuletzt richtet man den Schinken auf einen schiefen Schüssel an und umgiebt ihn mit folgendem, inzwischen zubereiteten Ragout.

Man glacirt 2 Hände voll kleiner Zwiebelchen und ebensoviel ganz kleiner Champignons oder Steinpilze in Butter und wenig Zucker, vereinigt dann die Pilze mit den Zwiebeln und stellt sie auf eine warme Stelle, um nun  $\frac{1}{2}$  Kilo Frankfurter Würstchen 10-15 Minuten lang in heißem Wasser zu legen. Darauf macht man in 100 Gr. Butter mit 2 Eßlöffeln Mehl eine schöne, braune Mehlschwitze, würzt sie mit wenig Cayenne-Pfeffer und verrührt sie dann mit  $\frac{1}{2}$  Flasche Malaga, kräftiger Bouillon und etwas von der Schinkenbrühe zu einer dickflüssigen Sauce, welche man hiernach in zwei Hälften theilt. In die eine Hälfte thut man die Zwiebelchen mit den Champignons, sowie auch die, nun erst von ihrer Haut befreiten und in daumenbreite Stücke geschnittenen Frankfurter Würstchen und schwenkt dies Ragout, bis es durchweg erhitzt ist, aber nicht kocht, über dem Feuer um, worauf es als Garnitur des Schinkens angerichtet wird. Die zurückgelassene Hälfte der Sauce wird noch mit etwas Champignon-Essenz gewürzt, mit Bouillon oder Malaga zu einer gebundenen Sauce verrührt und extra zum Schinken servirt. Man kann das Ragout durch hellfarbige Fleischfarce-Klößchen und glacirte Maronen noch bereichern.

1219. Ochsenzunge in Papier. Nachdem man eine frische Ochsenzunge gut ausgewässert und einige Male tüchtig abgewaschen hat, läßt man sie, reichlich mit siedendem Wasser verrieben und fest zugedeckt, gar und weich kochen; wenn die Zunge ungefähr halb gar ist, thut man das nöthige Salz daran. Die fertig gekochte Zunge wird aus der Brühe gehoben, die dicke Haut abgezogen und darauf die Zunge, am besten wieder in der Brühe, zum Erkalten hingestellt. Beim Gebrauche schneidet man die Zunge in etwas schräger Quere in 1 Centim. dicke Schnittchen, bestreicht diese auf allen Seiten recht fett mit frischer Butter, welche man zuvor mit fein gehacktem Thymian, ein wenig fein geriebener Brodtrame, gestoßenem Pfeffer und Salz vermischt hatte. Nunmehr wickelt man jedes Zungenschnittchen in ein mit Olivenöl getränktes Papier und röstet die Schnittchen über mäßigem Feuer gar. Nachdem hierauf das Papier wieder entfernt worden, legt man die Schnittchen auf einer passenden Schüssel in Zungenform an einander, garnirt sie mit grünen Kräutern und Tomaten und servirt sie mit einer extra dazu gericheten Sardellen- oder Anchovis-Sauce.

1220. Artischocken, natürliche Art. Man wählt hierzu ganz frische Artischocken, schneidet von jeder den Stiel und die harten Blätter, sowie von den übrigen Blättern die Spigen ab, schält dann den Boden recht rund, reibt ihn sofort, damit er seine frische Farbe behält, mit Citronensäure ein und wirft darauf die Artischocke in frisches, mit Citronensäure veredenes Wasser. Ungefähr  $\frac{1}{2}$  Stunde vor dem Anrichten legt man die Artischocke in lebhaft siedendes, mit Salz und Citronensäure veredenes Wasser, läßt sie hierin rasch weich kochen, schüttet sie dann auf ein Sieb und zieht nun die inneren Blätter und die Fasern, den sogenannten Bart, heraus, um sie so warm zu stellen. Wenn dies geschehen ist, giebt man eine Handvoll fein gestoßenen Zwiebeln, Salz, Muskatnuss, gehackte Champignons und Petersilie in gebräunte, heiße Butter und läßt Alles gut durchbröseln. Die Artischocken richtet man während dieser Zeit auf einer Schüssel, aufrecht neben einander gestellt, recht warm an und giebt die gewürzte Butter heiß und zwar so darüber, daß sie, sammt dem Zwiebeln und den gehackten Champignons, zwischen den Blättern der Artischocken reichlich hängen bleibt. Es ist hierzu nicht viel Butter erforderlich, weil meistens noch geschmolzene Butter dazu servirt wird.

1221. Schweinsbraten in Kartoffelteig. Nachdem man ein nicht zu kleines Stück Schweinefleisch, am besten ohne Knochen, schön braun und saftig gar gebraten hat, läßt man es ein wenig abkühlen und macht während der Zeit von einem Suppenteller gekochter und erkalteter geriebener Kartoffeln, einer Obertasse dicker saurer Sahne, einem Eßlöffel Weizenmehl, wenig Salz und 2-3 Eiern einen Teig, wie er ungefähr zu Kartoffelklößen gut wäre. Mit diesem Teige belegt man reichlich  $\frac{1}{2}$  Centim. die obere Seite des Bratens, schiebt ihn dann wieder in den Ofen, beträufelt den Teig mit dem Bratenfett recht fleißig und läßt ihn in guter Ofenhitze schön bräunen. Es muß hierzu die Oberhitze stärker, als die untere Hitze sein. Zu diesem für den Familientisch sehr zu empfehlenden Braten schmeckt Rothkohl, wie auch Sauerkraut ganz vorzüglich. D. V. W.

# Briefmappe

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

## Fragen.

Lustspiele für Dilettanten-Aufführungen. — Ich bitte, mit die Titel (eventuell auch die Bezugsquelle) neuer einactiger Lustspiele zur Aufführung auf einer Liebhaber-Bühne mitzutheilen. Besonders erwünscht wäre ein solches mit der Rolle eines alten, feinkomischen Herrn-Charakters, etwa nach Art des Marquis von Rocheferrier in „Eine Partie Piquet“ von Liebhaber V.

Porzellan-Malen. — Bei meinen Porzellan-Malereien bemerke ich mit Bedauern, daß den Farben nach dem Brennen der Glanz fehlt. Wie ist diesem Uebelstande abzuhelfen? Ferner bitte ich um Auskunft, welches Gold sich zu den erwähnten Arbeiten am besten eignet. Ich benutzte bisher sogenanntes „flüssiges Gold“, bin aber mit demselben des röthlichen Schimmers wegen nicht zufrieden. Auch haftet es nicht fest am Porzellan, sondern löst sich nach kurzem Gebrauche vom Gefirre wieder ab.

E. v. S. in P., Vivland.  
Frankfurter Brenten. — Wer theilt mir das Rezept zu den echten Frankfurter Brenten mit? Frau M. Th. in R.

Wallnüsse. — Für ein gutes Rezept zum Einmachen von Wallnüssen wäre sehr dankbar. Alwine V. in B.

Schildpatt-Imitation. — Kann man aus Horn gefertigten Gegenständen selbst das Ansehen von Schildpatt verleihen, und auf welche Weise läßt sich dies bewerkstelligen? D. V.



Illustrirte  
**Frauen-Zeitung.**

Nr. 17, 1. Blatt.

Monatlich zwei Nummern.  
Vierteljährlich 2½ M. = 1½ Gold.

Berlin, 1. September 1886.

(Ausgabe mit allen  
Kupfern: 4½ M. = 2 Gold. 55 Kr.)

XIII. Jahrg.



Marie Hanfstaengl  
gezeichnet von Schroeder.



## Das böse Erbe.

Erzählung von Ludwig Ziemssen.

(Fortsetzung.)

3.



Die nächsten Tage vergingen den Freunden in heiterer Geschäftigkeit. Wandernd durchstreiften sie den ganzen Grundbesitz bis zu den entferntesten Acker- und Waldparzellen, da Eusebius den Freund von der Nothwendigkeit überzeugt hatte, sich selbst wenigstens soweit von Lage, Ausdehnung und Bestand der Gutstheile zu informieren, um dieselben dem neuen Verwalter zeigen zu können; und es entging dem scharfblickenden Juristen bei dieser Gelegenheit nicht, daß sich beim Anblick der wogenden Kornfelder, der üppigen, tiefgründigen Wiesen und des zwar nicht großen, doch trefflich bestandenen Forstes auf Felix' Antlitz ein Zug stolzen Behagens entwickelte, der ihm bisher fremd gewesen war. Offenbar begann er das „böse Erbe“ bereits mit freundlicheren Blicken anzuschauen. Freilich strafte er sich gleich darauf selbst um dieser Regung willen, indem er, zum Freunde gewandt, kopfschüttelnd bemerkte: „Ein recht lässiges Vergnügen, so durch Feld und Flur zu wandern und die Natur und arme Menschen für sich arbeiten zu lassen! Aber ich kann mir denken, daß es versimpelte Besitzer genug giebt, die in solchem ländlichen Müßigange total aufgehen und sich einen Gang durch die Ackerbreiten schon als Arbeit anrechnen.“

Eusebius lächelte. „Nun, nun! Geh' nicht zu scharf mit den guten Leuten in's Gericht! Man mag die Sache ansehen, wie man will, es ist und bleibt ein verdammt angenehmes Gefühl, so durch sein eigenes weites Kornfeld hin zu schlendern und, soweit das Auge reicht, nichts zu sehen, als Himmel und Weizen. Ich fürchte, mir selbst, wenn ich in gleicher Lage wäre, ginge von dem ruhelosen Arbeitstriebe, der mich jetzt stachelt und hegt, ein gut Stück verloren, und ich ließe mir ein so gutbesitzliches *dolce far niente* ganz wohl gefallen.“

„Das denkst Du Dir jetzt nur so,“ erwiderte Felix, nicht ohne eine gewisse Gereiztheit in Ton und Miene; „im Grunde ist doch nichts als Verdruß und Unbefriedigtheit dabei, und der tüchtige Mensch sehnt sich nach besserem Thum zurück.“

Eusebius schüttelte den Kopf und begann in lebhaftem Wechselgespräch, den Beruf des Landmannes tief und einsichtig erfassend, dem Freunde ein Bild von dem Leben eines Gutsbesizers, „wie er sein soll“, bebildert und anziehend zu entwerfen, nicht ohne auf die weitreichende Wirkung einer solchen Existenz und ihre hohe Bedeutung für die Staatswohlthat ein nachdrückliches Gewicht zu legen. Felix betheiligte sich, nach und nach, nicht mehr abwehrend, an der Behandlung des Gegenstandes, brach dann aber ab, als Eusebius beweisen wollte, daß ein Gutsbesitzer, um seine Stellung ganz auszufüllen, verheirathet sein müsse, und ging, als auf der Landstraße der Briefbote mit seinem Känzel dahergehritten kam, schon um der willkommenen Unterbrechung des peinlichen Gespräches willen, dem müden Manne mit dem Orange-Kragen lebhaft entgegen.

„Aus Bergedorf, für Dich, Eusebius!“ rief er, die Briefschaften, die ihm der Bote einhändigte, rasch durchmusternd, und hielt dem näher kommenden Freunde die ihm bestimmte Epistel entgegen. „Ich bitte Dich, lies rasch, damit wir auf einmal erfahren, woran wir sind!“

Eusebius erbrach den Brief und überflog schnell seinen Inhalt. „Es ist gut,“ sprach er dann gelassen, „Konrad Günther ist noch frei und kommt. Wenn Du ihm morgen zur Mittagsstunde einen Wagen zur Station schickst, können wir ihn zum Kaffee hier haben.“

„Herzlich!“ rief Felix und griff nach dem Briefe. „Der brave Mensch! Er soll hochwillkommen sein! — Laß uns nach Hause gehen, Eusebius; es ist zu seinem Empfange noch Manches zu ordnen und einzurichten. Er mag die grüne Eckstube, eine Treppe hoch, beziehen; dort hat er einen Ueberblick über den ganzen Hof und die nächsten Ackerflächen und Wiesen.“

In angeregter Stimmung lehrten die Freunde zum Hofe zurück, und hier gab Felix in entschiedenerem Tone, als er ihn bisher überhaupt angewendet, seine Befehle für eilige Instandsetzung des „grünen Eckzimmers“, Lüftung der Betten x., zu mißfälligem Erstaunen von Balthasar, der sich schwer daren finden zu können schien, daß „noch Einer“ käme. Felix blieb diesmal unberührt von der Unverschämtheit des auffälligen Alten und pfiff lustig hinter dem Abgehenden drein. Dann aber zog er sich, da Eusebius nach dem langen Spaziergange ein Schlächchen zu machen wünschte, in sein eigenes Zimmer zurück, zertrte aus der anstößenden Kammer einen großen alten Koffer hervor und begann, ein glückseliges Lächeln um die Lippen, denselben zu packen. Voll Nahrung nahm er vor Allem seine Mal-Utensilien zur Hand; über Palette und Pinsel strich er mit lieb-

losender Hand hin, und den Farbenkasten hätte er beinahe an seine Brust gedrückt. Aus einer Mappe, die er im Koffer placiren wollte, glitten ein paar Del-Skizzen heraus: ein prächtiger Ardenbaum, im Sturm von einer Bergwand herabgestürzt, von stamenden Kindern umstanden; ein einsames Gehöft am Waldesrande, vom Mondlicht übergossen, ruhevoll und stimmungsvoll.

Felix verlor sich in ihrem Anblicke, wie in den daran haftenden Erinnerungen; ihm war wohl und wehe zugleich, da er sie so still betrachtete und der Zeit gedachte, wo er, ein armer, sehr armer Künstler und doch so innerlich reich und beglückt, diese Skizzen aufgenommen und mit sich davon getragen. Wie lag das Alles, ob auch nur wenig Monate ihn von jener Zeit trennten, in so weiter Ferne hinter ihm! Wie seltsam erschien er sich selbst als Schöpfer dieser Bilder! Ihn schauderte fast bei dem Gedanken, jener künstlerischen Innerlichkeit und Innigkeit, die aus diesen Skizzen sprach, durch den Wandel seiner eigenen Verhältnisse entfremdet zu sein, die selbstlose Hingabe an den malerischen Vorwurf vielleicht für immer eingebüßt zu haben! Tief aufathmend lehnte er sich zurück, wieder und wieder die beiden Bilder betrachtend. Nein, das konnte, das durfte nicht sein! Das Beste seines Lebens und Sinnes, — er fühlte es zu sicher und wahr im Herzen, — wurzelte doch nur in der Kunst, und zu ihr mußte er rückhaltlos zurückkehren. Sollte ihm wieder frei und wohl zu Muthe werden. Auch diese zeitweilige Entfernung von dem, all sein Denken und Empfinden belastenden Besitzthum genügte nicht, ihn sich selbst zurückzugeben; sie konnte nur ein Uebergang zu klaren Verhältnissen, eine Vorbereitung zu radikalen Maßnahmen sein, und mochte der Freund sagen, was er wolle, es mußte sich noch ein besserer Weg finden lassen, um gleichzeitig sich selbst leben zu können und der Verletzung heiliger Pietätspflichten auszuweichen!

Still und ernst packte er die Skizzen zu den übrigen Sachen im Koffer und füllte diesen nach und nach bis oben an. Dann verschloß er ihn sorgfältig, klopfte, wie um einen darin verborgenen Mahner zu beruhigen, ein paar mal sanft mit der Hand auf den Deckel und verließ das Zimmer.

Der Rest des Tages verging den Freunden in Nüchternen an vergangene Tage, die sie, Nachbarn und Schulgenossen, in einer kleinen Provinzialstadt gemeinsam verlebte; an Bekannte und Verwandte und gute Freunde von ehemals, mit denen sie manchen schönen Tag genossen, die aber Felix über seinem unstillen Künstlerleben aus den Augen verloren hatte; an theuere, beiden vertraute Dertlichkeiten, umkleidet mit dem ganzen Zauber sorgloser Jugend-Erinnerungen. Felix, durch die Besonderheit seiner künstlerischen Berufspflege an ein schweigsames Leben gewöhnt und von Natur überhaupt zurückhaltend, wurde frohberedt und konnte nicht müde werden, aus dem langverschlossenen Schatze seiner Erinnerungen immer neue Bilder hervorzulangen, zu großem Behagen des Freundes, der, ob auch gelassener und weniger enthusiastisch in der Hingabe an die Vergangenheit, doch voll Befriedigung erkannte, daß Felix sich im Innersten seines Herzens ein starkes Heimathsgefühl bewahrt habe und wenigstens von jener häßlichsten Art von Selbstsucht frei geblieben sei, die für das Wohl und Wehe anderer Menschen gar kein oder doch nur geringes Interesse übrig behält.

Diese, der Vergangenheit zugekehrte Stimmung kam auch noch dem am nächsten Nachmittage anlangenden Bekannten von ehemals, Konrad Günther, zugute, und sehr herzlich war der von beiden Freunden ihm gebotene Empfang, als er, — noch immer eine „auffallende, ja komische Erscheinung“, — vorsichtig den Wagentritt verließ und nun, „ferkelblonder denn je“, wie Eusebius vor sich hinstarrte, sich den beiden, unter dem Portale Stehenden treuherzig lächelnd näherte.

Die heiteren Scherzworte, mit denen ihn Eusebius begrüßte, sowie den dankbaren Händedruck, den ihm der junge Gutsherr bot, erwiderte er, seiner alten Gewohnheit getreu, mit einem seligen Lächeln und jenem, die innerste Befriedigung bekundenden, wohlbekannten „unterirdischen Lachen“. Dann erst, nachdem er der Neigung zu einem vorläufigen unartikulirten Freuden-Ausdruck Genüge geleistet, fand er Worte, und zwar ruhige, gefasste Worte, seine herzlichste Bereitwilligkeit zu jeder von ihm erwarteten Dienstleistung auszusprechen, und machte, Alles in Allem genommen, auf die Freunde den besten Eindruck.

Wahrhaft bewunderungswürdig erschien dem guten Felix die Fähigkeit Günther's, mit der dieser schon auf der Herfahrt über die Feldmark des Gutes die wesentlichen Verhältnisse desselben erfaßt hatte. „Im Allgemeinen,“ sprach er bedächtig, „habe ich schon bemerkt, daß das Gut einen gesunden, kräftigen Boden hat; die Bäume am Wege und im Felde waren von fehlerfreiem Ansehen und glatter Rinde. Der Abhang zunächst der Grenze muß einen sehr kräftigen

Thonboden haben; die kleine Felddistel, die da in Menge vorkommt, bezeugt das. Und auf dem Schläge mit den zwei benachbarten Teichen giebt's einen reichen Schatz im Boden: Hufslattich und kleiner gelber Hopfenklee wachsen da auf kostbarem Mergel; das muß ein Acker sein, wie ein fett gebräutes Butterbrot!“

„Gut beobachtet,“ lächelte Eusebius; „Sie kommen mir fast wie ein Arzt vor, der mit seiner Beobachtung und seinen noch schärferen Schlüssen sich das Innerste des Menschen erschließt.“

Günther nickte, den Kopf ein wenig zur linken Schulter herabgeneigt, in bescheidener Bestätigung des Gesagten und erwiderte mit gedämpfter Stimme: „Der Landmann, Herr Amtsrichter, hat auch immerfort am Grund und Boden zu kuriren und muß daher für dessen Aeußeres beständig die Augen offen halten, eben so gut wie der gewissenhafteste Arzt.“

„Gewissenhaft,“ wiederholte Felix sehr befriedigt; „das ist ein gutes Wort und zeigt, wie ernst Sie Ihren Beruf auffassen. Ich bin überzeugt, Sie werden dieses Gut so treu und eifrig bewirthschaften, als habe der Verstorbene Ihnen dasselbe anvertraut, anstatt mir.“

„Davon dürfen Sie fest überzeugt sein, Herr Hardenbeck.“

„Und Sie werden mir überall Ihren sachverständigen Rath gönnen, wo der Birtshschaft durch Verbesserung des Inventars oder durch Aenderungen im Betriebe aufgeholfen werden könnte.“

„Zawiß,“ erwiderte Günther mit jener treuherzigen Versicherungsförmel, die er sich aus „Jawohl“ und „Gewiß“ combinirt hatte.

„Vortrefflich! Ich werde Sie, bevor ich den Lindenhof verlasse, mit ausgedehnter Vollmacht versehen, an meiner Statt hier zu schalten und zu walten, wie Ihnen Ihr Gewissen dies vorschreibt.“

„Es wird mein ernstliches Bestreben sein, Ihr Vertrauen, geehrter Herr Hardenbeck, wie das Ihrige, werther Herr Amtsrichter, zu rechtfertigen!“

„Würde es Ihnen lieb sein, noch heute Hof und Gutsfläche in Augenschein zu nehmen?“

„Zawiß! Sehr lieb und angenehm!“

„So wollen wir nach dem Kaffee hinausfahren. Für jetzt bitte ich, es sich bequem zu machen. Der alte Balthasar,“ — er klingelte lebhaft, — „wird Ihnen Ihr Zimmer anweisen.“

Der durch den Glockenton Herbeigerufene erschien und führte, nicht ohne in jeder Bewegung und jeder Miene Protest gegen den „neuen Eindringling“ zu erheben, denselben in die „grüne Stube“ hinauf. Die Zurückbleibenden sahen einander lächelnd an. „Noch komischer als früher!“ flüsterte Felix dem Freunde über den Tisch hin zu. „Aber merkwürdig vertrauens-erweckend in seiner altmodischen Ehrbarkeit und seinen treuherzigen Versicherungen. Nicht wahr, Eusebius?“

„Ein Mensch, wie lauterer Gold, trotzdem man fortwährend versucht ist, über ihn zu lachen. Sein „Zawiß“ ist köstlich! Offenbar neuere Acquisition. Ich entfinne mich nicht, diese kühne Wortbildung früher von ihm gehört zu haben. Höchst wahrscheinlich ein Ergebniß seiner Sucht nach Ersparnissen jeder Art.“

Felix lachte. „Ein Prachtmensch und Original. Hätte ich die Portraitmalerei nicht seit lange vernachlässigt, der könnte mich reizen, der Natur den seltsamen Gedanken, den sie in seiner Person verkörpert hat, auf der Leinwand nachzudenken. — Aber wach ein Auge er für die Vegetation hat! Ich bin gewiß, wir werden gut beraten mit ihm sein.“

Diese Ueberzeugung befestigte sich während der nachmittäglichen Besichtigung des Gutes mehr und mehr. Konrad Günther erwies sich nach allen Richtungen hin als ein höchst einsichtiger Kenner der Landwirtschaft und war hier viel weniger „altmodisch“, als in seinen Redewendungen, vielmehr mit den Fortschritten der neuesten Zeit sehr wohl vertraut und bewährte seine Scharfsichtigkeit auch in der sofortigen Erkenntniß einiger Schwächen im bisherigen Betriebe, zu deren Abstellung er Felix dringend ermahnte. Kurz, die Freunde überzeugten sich, daß der Lindenhof bei Günther in guter Hand sei, und so wurde noch am Abend das Engagement desselben fest abgeschlossen. Am nächsten Morgen stellte ihn Felix den zusammenberufenen Gutsleuten als bevollmächtigten Ober-Administrator vor und verpflichtete dieselben zum Gehorsam gegen ihn. Zehn Minuten nach dieser feierlichen Handlung sahen die Freunde zu ihrem nicht geringen Ergötzen die lange Gestalt des neuen Administrators in hohen Wasserstiefeln, einen derben Stoß in der Hand, über den Hof dahinschreiten, als sei er hier seit Jahren heimisch gewesen.

Felix fühlte sich wie von einer schweren Last befreit und athmete aus tiefer Brust auf. Am liebsten wäre er nun sofort aufgebrochen und hätte den Lindenhof sammt allen daran hängenden Interessen, Geschäften und Verpflichtungen dem neuen Herrn Ober-Administrator überlassen; aber die Zeit, die Eusebius für den Aufenthalt bei ihm angefaßt hatte, war erst in einigen Tagen abgelaufen, und es erschien ihm gar zu undank-



bar, den Freund zu einem früheren Ausbruch zu veranlassen. So hielt er denn aus, hörte geduldig Konrad Günther's Berichte über den Fortgang der Einsaat von Gerste, Weizen, Hirse und Buchweizen an; ließ sich von demselben mit guter Manier über den Unterschied zwischen Düngung und Verbesserung des Bodens belehren; sog auf Spaziergängen den süßen Duft der frisch gemähten Wiesen ein und folgte Eusebius in den Wald, wo dieser, von der ländlichen Umgebung in alten Jugend-Erinnerungen neu belebt, den Nestern der Waldtauben nachging und gelegentlich junge Droffeln zum Aufziehen ausnahm. Eusebius bestand auch darauf, daß Felix den schön gelegenen und im Rococo-Stil entworfenen, seit Langem freilich arg mißhandelten Garten noch während der Zeit ihres Beisammenseins von einem kundigen Gärtner prüfen lasse und von diesem Vorschläge zu Wiederherstellungen im Sinne der ursprünglichen Anlage entgegen nähme. So wurde ein erfahrener und seines ausgezeichneten Geschmacks halber weit und breit bekannter Gartenkünstler herbeigerufen, und die Unterhaltungen mit dem waderen Manne, die Erwägung seiner Reform-Vorschläge und die Berechnung der zur Ausführung erforderlichen Mittel an Arbeitskräften und Geld füllten die beiden letzten Tage noch ganz angenehm aus.

Damit war denn auch der ersuchte Moment der Abreise gekommen, und nach einem fröhlichen kleinen Diner, an dem auch der Herr Ober-Administrator theilnahm, und wobei die letzten Verabredungen über den Verkehr zwischen dem Gutsbesitzer und der Verwaltung getroffen wurden, bestiegen die Freunde den kleinen, altmodischen Korbwagen des Verstorbenen und rollten munter dahin, das „böse Erbe“, das seinem neuen Herrn so viel Sorgen und Kümernisse bereitet hatte, für jetzt hinter sich lassend.

„Ich bin begierig, wann Du zum ersten Male diesen Weg wieder zurückfahren und Deinem Besitzthum einen zweiten Besuch abstatten wirst, Felix,“ sprach Eusebius bedächtig, während er seinen Rockragen gegen den frisch bläsenden Ostwind in die Höhe schlug und sich auf seinem Sitz behaglich zurecht setzte.

„Ha! Nicht so bald, — nicht so bald, das magst Du mir glauben!“ entgegnete Felix hastig und athmete hinterher tief auf, wie Jemand, der einer Gefahr entronnen ist. „Ich muß in dem Genuße der wiedergewonnenen Freiheit erst wieder ganz zu Hause und in der Kunst erst wieder ganz sicher und productiv, wie ehemals, sein, ehe ich wagen darf, mir das Herz mit Eigenthumsorgen und Geschäften, die mit meiner Kunst nichts gemein haben, zu beschweren. Inzwischen ist ja auch für den Lindenhof gut gesorgt; so laß mich immerhin hinausfliegen in die Weite, ohne an Rückkehr zunächst zu denken. Ich will ja vom Leben nichts weiter, als Freiheit und Arbeit; fürwahr, ich dachte, mir wäre Beides zu gönnen.“

„Sicherlich! Du hast ein gutes Recht auf das Eine, wie auf das Andere erworben! — Bleibst Du übrigens bei Deinem Entschlusse, die erste Station in Heiligenwalde zu nehmen?“

„Ganz fest; und ich will da, so Gott will, recht fleißig sein. Freilich verschwöre ich es nicht, plötzlich einmal, wenn mir der Arbeitsbezirk zu eng oder die Wanderlust zu mächtig werden sollte, ohne lange Vorbereitung aufzubrechen und auf gut Glück in die Welt hinauszuziehen. Und so ein wanderndes Leben ist ja, — wie Du weißt, — nicht ohne künstlerisches Ergebniß.“

„Natürlich nicht! So lange Du aber in Heiligenwalde sesshaft bist, möchte ich Dir wohl ein Quartier gönnen, von wo Du eine jener wunderbar schönen Ausichten, an denen der Ort so reich ist, haben könntest. Das würde Dir gleich die erwünschteste Stimmung zum Malen geben. Kennst Du irgend Jemand am Orte?“

„Niemand.“

„Um! Ich auch nicht eigentlich. Doch habe ich von einem unserer jungen Juristen, der dort eine Zeit lang stellvertretend das Amt des Bürgermeisters versah, gehört, daß das höchst alterthümlich gebaute und male-ricisch gelegene Haus des alten Kämmerers Meinhardt einen Aufenthalt, wie für einen Künstler geschaffen, darbiete, und daß der würdige, alte Herr von seinem Ueberfluß an Zimmern in dem ausgedehnten Bau gern um ein Billiges vermiethe. Das wäre ganz Dein Fall!“

„Natürlich!“ stimmte Felix freudig ein. „Wie für mich geschaffen! Da kann ich wieder ganz werden, der ich war! Weltfremd, in schöner, stiller, abgechiedener Gegend, in einem alten Gemäuer, dem noch die ganze Poesie vergangener Zeiten anhaftet, mit dem Ausblick in die schönste Ferne, in die ich jeden Augenblick, wenn mich das Verlangen anwandelt, hinausziehen kann, — o Eusebius, wie köstlich! Das war einmal wieder ein schöner, geistlicher Rath! Ich habe schon jetzt, bloß nach Deiner Beschreibung, ein Gefühl wie Heimweh nach der trauten Stätte! Wäre ich nur erst dort!“

„Phantast!“ lächelte der Freund gemüthlich. „Nun ja, das Plätzchen wird Dir gefallen. Und es ist ein billiges Leben in dem Thal. Du wirst mit Deinen

zweihundert Thalern eine ganze Weile dort leben können.“

„Ha! Und wenn der Borrath ausgeht und meine Landschaften keinen guten Käufer in der Hauptstadt gefunden haben, dann suche ich die alten Künste der Porzaitmalerei, in der ich ehemals nicht schlecht war, wieder hervor und pinsle die ehrwürdigen Väter der Stadt auf die Leinwand hin, daß es eine Freude ist. Und so etwas giebt Geld, wie Heu! Du sollst sehen, ich brauche mir von Konrad Günther die Börje nicht frisch auffüllen zu lassen und — bleibe ein freier Künstler!“

„Ja wohl!“ nickte bestätigend, doch mit leiser Ironie, der Freund. „Und dann werden, wenn die alten Ehrwürdigen verewigt sind, auch die jungen Liebenswürdigen kommen und sich im Spiegel Deiner Kunst beschauen wollen, und auf Deiner Leinwand wird, zum nicht geringen Vortheile Deiner Kasse, ein reizender Mädchenkopf nach dem anderen aufblühen. Das laß ich mir gefallen!“

„Ich aber nicht!“ murrte, plötzlich verstimmt, der Maler. „Du weißt, daß ich mit dem Weibervolk einmal nichts zu thun haben will, und spottest also mir! Wozu? Die Frauen dulden die Freiheit, die mir Lebensbedürfnis ist, um sich nicht; setzen Alles gleich in Beziehung zu sich, ziehen Fäden und verflechten sie zu Netzen, daß der Unglückliche, auf den sie's gemünzt haben, bald keinen freien Schritt mehr thun, ja, keinen freien Athemzug mehr holen kann, und so sieht sein Glück und seine Lebensfreudigkeit in unerträglichen Banden hin! Nein, nein, Eusebius, diesen Pfad wollen wir lieber nicht betreten; er würde sicherlich zu keinem guten Ende führen. Und bist Du nicht selbst ein redender Beweis für meinen Satz? Wären die Frauen anders geartet, Du, mit Deinen Anlagen zu einem Ehemann und Hausvater hättest sicherlich längst eine heimgeführt!“

„Klingt?“ wiederholte der Amtsrichter gedehnt. „Du vergißt, daß ich erst seit einem Jahre in ein festes und leidlich auskömmliches Gehalt eingerückt bin. Wovon hätte ich wohl heirathen sollen? Von dem Eingebachten meiner Frau etwa? Das giebt schlechten Respekt für den Hausherrn! Ich werde schon noch mein Theil finden!“

„Mensch! Unglücklicher!“ rief Felix entsetzt und rückte förmlich auf der Wagenbank ein wenig vom Freunde abseits. „So gehst Du eigentlich, um es kurz zu sagen, auf Freierr's Füßen?“

Eusebius nickte gemüthlich und blies dann eine dicke Rauchwolke aus seiner kurzen Reisepfeife in die sonnige Morgenluft hinaus. „Es wird wohl so sein.“

Felix starrte ihn noch, in höchster Betroffenheit, aus großen Augen an. „Da thust Du mir furchtbar leid, armer Kerl!“ murmelte er dann mit bedauerndem Kopfschütteln. „Ganz furchtbar leid! Um Deine behagliche Existenz, die ich so gesichert glaubte, ist es damit bereits so gut wie geschehen!“

„Nun, nun! Abwarten! Jeder nach seiner Weise. Wer weiß, wer naß wird, wenn das Glück regnet. Und übrigens, — Du wirst es noch erfahren, — ist ohne Ehe der Mensch wohl überall, aber eigentlich nirgends zu Hause. Der alte Cato meinte, es sei lobenswerther, ein guter Gatte, als selbst ein großer Staatsmann zu sein.“

„Schön; aber da ich für mein Theil weder das Eine noch das Andere sein oder werden will, so trifft mich der Ausspruch nicht, und wir können es gut sein lassen. Sieh einmal da hinüber, bitte: welche köstliche Fernsicht, mit der blauen Hügelkette so ahnungsvoll abschließend! Herrlich, herrlich! Und das Schönste ist, daß ich die Empfindung habe, als sei mir das Alles, die ganze Natur, von Neuem geschenkt; als brauche ich nur zu wollen, und das Wunderbarste und Befriedigendste werde mir wie eine reife Frucht, die nur meiner bisher geharrt, in den Schoß fallen!“

Der Freund nickte zu diesen begeisterten Expectorationen schweigend mit dem Kopfe; Felix aber, der auch wohl kaum auf eine Antwort gerechnet, blickte glänzenden Auges um sich her und summte das Eichen-dorff'sche Reiselied: „Wem Gott will rechte Gunst erweisen“ frohgemuth vor sich hin.

Nach einer Stunde langten sie im Städtchen, wo ihre Wege sich trennen sollten, an, und hier entließ Felix sein Fuhrwerk, um mit der Post weiter zu fahren. Dasselbe wollte, freilich in anderer Richtung, Eusebius thun. Hier tranken sie im Schatten eines weitläufigen Lindenbaumes vor der Thür des Gasthofes ein Glas edlen Traubensaftes „auf ein fröhlich Wiedersehen“ und versprachen, einander zu schreiben und Besuche auszutauschen; hier wünschte Jeder dem Anderen, er möge zu besseren Anschauungen von Lebenswerth und Lebensglück kommen, und dann schieden sie, Jeder des Fremdes Wort und Mahnung mit einem Lächeln innerlicher Ueberlegenheit erwidern, unter herzlichem Händedrücker von einander.

4.

Die Sonne sank schon zu Thal, als Felix in dem

alten, schwerfälligen Postwagen, dessen er herzlich müde geworden war, zum Thor des Städtchens Heiligenwalde hineinraselte. Es war ein Sonnabend, und der Ort hatte sich schon zum nächsten Morgen jäuberlich gerüstet; die Straßen, durch die ein immer fließendes Wasser dahintram, waren wohl gekehrt, und an den Fenstern der alterthümlichen, kleinen Häuser war vielfach weibliche Hand noch geschäftig, den Scheiben mit Tuch und Bürste höchste Durchsichtigkeit zu verleihen. Kinder spielten fröhlich in den Gassen; vom alterthümlichen Kirchturme, der von der sinkenden Sonne goldig angestrahlt erschien, wurde der Sonntag eingeläutet, und die Vögel, die im heiligen Gemäuer ihr Geziß hatten, flatterten, von den mächtigen Glockentönen aufgeschreckt, in dichten Schwärmen um den altersgrauen Bau. Männer und Frauen, von der Tagesarbeit heimkehrend, wandelten langsamen Schrittes, doch zufriedener Miene der Heimstätte zu, und traulicher Herdrauch, in der sonnigen Luft regenbogenfarbig flimmernd, stieg hier und da über die alten Ziegeldächer empor: lauter Töne und Farben, um den Gesamt-Eindruck friedfertiger Ruhe und heimlicher Geborgenheit hervorzurufen.

Felix fühlte sich tiefinnigst von alledem angemuthet, und ein Seufzer seelischer Befriedigung glitt über seine Lippen. „Hier ist's gut sein,“ flüsterete er vor sich hin, während sein Blick einen schönen, alten Renaissance-Giebel überflog und sich an dem lebendigen Spiel von Licht und Schatten in den stark profilirten Stein-Ornamenten ergöhte, „hier ist's sehr gut sein!“

Weiter sprang er vor dem Wirthshause „Zur Sonne“, wo der Postwagen hielt, aus dem schwerfälligen Behältniß hervor und empfing die Bewillkommung des corpulenten Wirthes, der zum Empfang der Passagiere aus dem Schankzimmer herbeifeuchte, in bester Laune. Bald war er in einem traulich-altmodischen Stübchen, dessen Fenster über den Kirchplatz hinblickten, etablirt, und wenig später saß er vor einem einladenden Besperbrote, das ihm von einem sauberbeschürzten, freundlich blickenden Hausmädchen auf mächtigen, von einem halben Jahrhundert gebräuntem Eichentisch angerichtet war. Seine Stimmung war die denkbar beste.

„Wo wohnt hier der Kämmerer Meinhardt?“ fragte er, behaglich in den Stuhl zurückgelehnt, den Wirth, der sich das Vergnügen nicht hatte nehmen lassen, seinem neuen Gaste den verlangten Schoppen Wein persönlich zu überreichen. „Er lebt doch noch?“

„Ja freilich, bester Herr, der alte Meinhardt lebt noch, — o gewiß! — und frisch und gesund! Fängt ja wohl an, ein bißchen klapprig zu werden, nu freilich! — ist er doch mittlerweile seine fünfundsiebzig in Ehren geworden; aber darum hält er sich nicht weniger gerade, und immer an der Arbeit! Immer fleißig an der Arbeit! Ja, der ist noch so einer von den Alten, kernigen von ehemals! Sieht nicht mehr Viele so, — nein, nein! So nicht!“

„Ist er denn noch im Amt bei so hohen Jahren? Das wäre doch immerhin ein bißchen viel gefordert von dem alten Manne —“

„Wird auch nicht, bewahre, wird längst nicht mehr! Ist seit Jahren pensionirt, mit seinem ganzen Gehalte. Aber darum legt der alte Herr doch seine Hände nicht in den Schoß. Der nicht!“

„Sehr achtbar! Aber was arbeitet er denn nun, wenn man fragen darf?“

Der dicke Wirth legte sein Gesicht in Falten und nahm eine feierliche Miene an. „Gewiß darf man, — es ist ja kein Geheimniß, mein werther Herr, obgleich auch nicht Jeder darum zu wissen braucht. Er schreibt die alte Stadtchronik noch einmal ab!“

„Schreibt sie ab?“ wiederholte verwundert Felix. „Wozu denn das? Ist die Chronik nicht gedruckt?“

„Nein, mein werther Herr; es ist eine Handschrift und liegt in einem großen, eisenbeschlagenen Koffer im Rathssarchiv.“

„So? Braucht sie soviel Raum und soviel Sicherheit?“

„Das will ich meinen, bester Herr; es sind sechzehn starke Folianten und auf der Welt nicht zum zweiten Male vorhanden! Da sehen Sie selbst —“

„Gewiß, wenn's so sieht! Aber warum hat der Rath dieser Stadt das umfangreiche Werk nicht lieber drucken lassen und so der ganzen Bürgerschaft zugänglich gemacht? Freilich, — sechzehn Folianten, — alle Wetter! Das ist kein Spaß!“

„Spaß am allerwenigsten!“ berichtigte der Wirth mit der steifen Miene eines in seinen besten Gefühlen gekränkten Ehrenmannes. „Auch hätte der Umfang des rühmlichen Werkes dem wohlweisen Rath kein Hinderniß bedünkt für die Drucklegung, noch weniger die Kosten! Denn unsere Stadt hat, Gott Lob, immer Geld für Alles, was ihr Ehre macht. Aber wie hätte man wagen sollen, die kostbaren Bände aus der Hand zu geben? Bedenken Sie, werther Herr: nur einmal vorhanden auf der Welt! Das will etwas sagen! Und dergleichen Kostbarkeiten sollte man auf's Gerathewohl dahingeben, in eine fremde Stadt schicken, —“





Vor dem Adler-Pavillon zu Hamburg. Nach einer Zeichnung von Hans Bartels. — Seite Seite 194.

In der Zeit-Veranstaltung der Hamburger Frauen-Verein ist das ganze Bild von demselben Kunst gezeichnet.





denn wir haben hier nur eine schwache, kleine Druckerei, die gerade ausreicht, um das Amtsblatt zu drucken, — sollte sie den achtlosen Händen schmutziger Druckerjungen überantworten, sie wohl gar zer schneiden lassen, — nein, bester Herr, das geht denn doch nicht an! Dazu hätte auch die Bürgerschaft nun und nimmer ihre Zustimmung gegeben!"

"Hm! Dann allerdings —"

"Nicht wahr? Nein unmöglich! Na, und da mußte denn das kostbare Werk, wenn es doch einmal zum Druck gelangen sollte, noch einmal abgeschrieben werden. Sie verstehen —"

"O gewiß! Eine hübsche Aufgabe! Aber es war ja zu machen. Man konnte die Arbeit unter sechzehn Abschreiber vertheilen und damit —"

"Nein, bester Herr, das ging eben auch nicht! Denn wieso? Wo hätte ein wohlweiser Rath sechzehn vollkommen vertrauenswürdige Abschreiber hernehmen sollen? Abschreiber eines Werkes, welches nur einmal auf der Welt vorhanden ist! Das müssen Sie nur festhalten! Es war eben rein unmöglich!"

Felix überwand einen starken Lachreiz und verbarg sein Gesicht im Schoppenglase, um dem würdigen Gebieter der "Some" eine neue Kränkung zu ersparen. Als er es wieder absetzte, hatte seine Miene die vorige Ernsthaftigkeit zurückgewonnen.

"Ja, dann blieb allerdings nichts Anderes übrig," sprach er zustimmend, "als einem würdigen Vertrauensmanne die wahrlich nicht kleine Arbeit zu übertragen. Herr Meinhardt wird Jahre lang damit zu thun haben!"

"Das wird er!" bestätigte der Wirth, und es lag eine patriotische Befriedigung in diesen wenigen Worten. "Sechs Jahre mindestens! Er schreibt Alles kalligraphisch und setzt Anmerkungen unter den Text. Das will was sagen!"

"Hm! Und weiß man denn, wer das große Werk verfaßt hat?"

"Ja wohl. Die ersten vier Foliobände hat der vorletzte Vorgänger des Herrn Kämmerer abgefaßt; die folgenden sechs sein unmittelbarer Vorgänger, und in die letzten sechs haben sich ein hiesiger Pastor primarius, nun auch schon todt, und der Herr Bürgermeister getheilt."

"Alle Achtung! Und das soll nun ein Mensch, und noch dazu ein so alter, eigenhändig copiren —"

"Und zwar kalligraphisch, mit Anmerkungen unter dem Text," vervollständigte der Sonnenwirth kopfnickend.

"Ja, so was kann nicht Jeder."

"Nein, wahrlich nicht," bestätigte Felix mit einem leisen Schauer.

"Aber darum ist die Stadt auch stolz auf ihn," setzte der Wirth hinzu, "und es sind schon Leute aus den Nachbarstädten gekommen, eigens um Herrn Meinhardt kennen zu lernen!"

"Sehr begreiflich; ich möchte selbst gern seine Bekanntschaft machen. Wohnt er in der Nähe?"

"So ziemlich. Wenn Sie hingehen wollen, soll mein Franz Sie führen."

Felix trank, nachdem der Wirth sich würdevoll entfernt, behaglich seinen Schoppen aus und bedeckte auch sein Vesperbrot. Ihm war außerordentlich wohl zu Muthe, so frei und leicht, so voll guten, frohen Muthes und productiver Stimmung. Nun nur rasch ein Zimmerchen, wohl gelegen, mit freier Aussicht und stiller Umgebung, — und dann an die Arbeit!

Der "Franz", ein zuthulicher, krausköpfiger Bursche, meldete sich zum Dienst, und Felix brach heiter mit ihm auf. Wie er so durch die im Abendroth liegenden Gassen, von altersgrauen, traulich wohllichen Häusern begrenzt, dahinschritt, muthete das Städtchen ihn noch freundlicher an, als da er vom Postwagen aus dasselbe flüchtig überschaut, und seine Freude erreichte vollends den Gipfel, als der Franz vor einem der offenbar ältesten Häuser stehen blieb und lächelnd sprach: "Hier wohnt der alte Herr Meinhardt. Es ist die Kämmererei; aber der neue Kämmerer wohnt nicht drin. Der hat ein hübsches, neues Haus vor dem Regidenthore und einen großen Garten —"

"Ich will nicht zu ihm," sprach Felix, seinen Redestrom unterbrechend, "mein Besuch gilt dem Alten. Und nun finde ich mich." Damit trat er unter dem niedrigen Thürbogen von Sandstein in einen kleinen, holzgetäfelten Hausflur, wo ihn eine alte Magd in schneeweißer Haube und altmodisch geblämter Hausjacke in ein Zimmer zu ebener Erde verwies; dort werde er "den alten Herrn" finden. "Aber er ist sehr beschäftigt —"

"Ich will ihn nicht lange stören," sprach Felix freundlich, "nur ein paar Worte."

"Desto besser. Klopfen Sie mit dem Eisenring an die Thür, zwei Mal; er ist's noch von früher so gewohnt."

Felix that, wie ihm geheißen, und öffnete dann auf ein krächzendes "Herem!" die alte, eisenbeschlagene Thür. Ein mäßiges, ziemlich niedriges Zimmer mit starker Balkendecke, weinlaubumspinnenen Fenstern und sparsamem, mindestens hundertjährigem Mobiliar that sich

vor seinen Blicken auf. An einem großen Stehpult mit Fächerregal stand, den Rücken der Thür zugewandt, ein eisgraues Männlein in verhoffenem Friesrod und schrieb, um den Eintretenden unbekümmert, ein paar Secunden ruhig weiter.

"Habe ich die Ehre, den Herrn Kämmerer Meinhardt zu sehen?" fragte Felix nach einer kleinen, respectvollen Pause.

Die nächste Antwort war ein krächzender Laut der Unzufriedenheit vom Stehpulte her. Dann murmelte das Männchen: "... Wofelbst nunmehr der Abt Johannes sein Losament nahm, — hm!" wendete sich langsam um und sprach, mit den Augen blinzeln: "Bin der Camerarius emeritus Meinhardt, ganz recht! Was steht zu Diensten?"

"Zunächst bitte ich um Verzeihung, den Herrn Camerarius in einer zweifellos wichtigen Abfassung gestört zu haben."

Das alte Männchen nickte würdevoll mit dem Kopfe, eine Geberde der Bestätigung, die ebensowohl der Wichtigkeit seiner Schreiberei gelte, wie die Gewährung der erbetenen Verzeihung enthalten konnte. Eine gleichzeitige Handbewegung forderte zum Weitersprechen auf.

"Sodann gestatte ich mir die Anfrage, ob wohl in diesem schönen, alten Hause ein bescheidenes Zimmer für einen ruhigen und pünktlich zahlenden Miether freistehe und abgegeben werden möchte."

"Ein Zimmer," wiederholte der Alte mit einem zerstreuten Blick unter den grauen, buschigen Augenbrauen hervor, "ahem! — für einen ruhigen Miether, — so, so! — und der Miether wären dann Sie selbst, werther Herr?"

"Wäre ich selbst! Landschaftsmaler Felix Hardenbeck, Ihnen zu dienen."

"Sehr obligirt, — hm, hm! Würde gehoramt bitten, Platz zu nehmen; bin aber leider zur Zeit dringlich in Anspruch genommen. Eine wichtige Arbeit, — ahem! — darf wohl sagen, sehr wichtige Arbeit! — Anlangend Dero gefälliges Anliegen, muß ich schon bitten, sich an meinen kleinen Secretär und Hausverwalter wenden zu wollen. Werden zu voller Befriedigung bedient werden! — Ahem —"

Er erhob seine dünne, krächzende Stimme ein wenig und rief, nach der offenstehenden Thür eines Nebenimmers gewendet, mit einem halb amtlichen, halb zärtlichen Tone: "Evchen!" Ueberraschend schnell kam hinter dem Thürflügel ein wohlklingendes "Ja, Großväterchen!" hervor, und ein leichtes Rauschen von Frauenkleidern klang hinterdrein.

Der Alte lächelte befriedigt, und den vor ihm stehenden Felix mit einem blöden Augenblinzeln anlächelnd, als ziehe er ihn in eine Vertrauenssache mit hinein, flüsterte er heiser: "Ein Wettermädel! Immer auf dem Posten, und adre: wie eine Wachtel! Gätte einen fürtrefflichen Stadtsecretär abgegeben, wär's ein Junge geworden! Nun, nun! Man muß Gott für Alles danken! — Ahem! — Evchen, mein Kind, komm doch einmal herein!"

Auf diese Aufforderung erfolgte, ohne eine Secunde Zeitverlust, ein leichtes Anarren des Thürflügels, und auf der Schwelle erschien eine allerliebste, mittelgroße, blondhaarige junge Dame in niedlichem, dunkelgrünem Kleide und blickweissem Lappschürzchen, an welchem an zierlicher Kette ein Schlüsselbund herniederhing. Als sie des Fremden ansichtig wurde, machte sie einen kleinen, elastischen Knix, belam ein paar verlegen rothe Wäckchen und sprach, zum alten Herrn gewendet, in etwas bekommenem Tone: "Du rieffst, Großväterchen?"

Der Alte, jetzt ganz amtlich, zog die grauen, buschigen Augenbrauen ein wenig empor und sprach, förmlich in Ton und Geberde: "Zawohl, mein Kind. Hier dieser Herr, nach seiner Angabe ein Landschaftsmaler Namens Felix Hardenbeck, fragt wegen eines Zimmers zur Mieth an; findet Gefallen an dem ehrwürdigen, alten Hause, — ahem! — und da diese Sache recht eigentlich in Dein Ressortium schlägt, ich auch ziemlich stark, — in der That, ahem! — beschäftigt bin, so muß ich Dich bitten, die Angelegenheit nach bestem Ermessen zu erledigen. Sie entschuldigen mich wohl, bester Herr, —"

Felix' Augen, sonst ja wenig empfänglich für weibliche Anmuth, wie wir wissen, gingen ausnahmsweise voll Interesse an der allerliebsten Mädchen-Erscheinung vor ihm, und hastig, wie schuldbewußt, stotterte er: "Bitte gehoramt! Möchte um keinen Preis stören. Bin in besten Händen; Fräulein Evchen wird —"

"Eva Maria Franke," fiel der kleine, weibliche "Secretär und Hausverwalter" berichtend ein und zupfte stirnrunzelnd an dem grauen Schreibarmel, der ihren rechten Arm bis zum zierlichen Handgelenk bedeckte.

"Verzeihung: Fräulein Eva Maria Franke wird ja ein so ausgedehntes geschäftliches Vertrauen bestens rechtfertigen und meine gehoramtete Bitte in wohlwollende Erwägung ziehen. Ich gebe mich ganz in ihre gütigen Hände."

"So nimmst Du wohl den Herrn Hardenbeck mit

Du, mein Kind, und berichtest mir später, — vielleicht nur mündlich, besser noch nach dem Formular, — über den Ausgang der Verhandlung!"

"Gewiß, Großväterchen! Wollen Sie die Gefälligkeit haben, mir zu folgen, Herr Hardenbeck!"

Felix verbeugte sich zustimmend und wollte sich von dem alten Camerarius verabschieden; doch der hatte sich schon wieder zu seinem Manuscript gewendet, und als Felix seiner niedlichen Führerin in's anstoßende Zimmer folgte, hörte er den Alten murmeln: "Wofelbst nunmehr der Abt Johannes sein Losament nahm." Er hatte den durch sein Eintreten abgerissenen Faden der chronikalischen Erzählung bereits wieder aufgenommen, und die mächtige Schwannenfeder schwankte in "kalligraphischen" Zügen über das Papier hin.

Das Nebenzimmer, in welches Evchen vorangeschritten war, glich dem ersteren in vielen Beziehungen; auch hier die schwere, gekreuzte Balkendecke, auch hier die bis zur Manneshöhe boisirten Wände, an denen sparsam altmodische Möbel aufgerichtet waren; auch hier die Fenster von dichtem Weimlaub überrant, und davor ein Stehpult, dem des Großvaters durchaus ähnlich. Dennoch hatte das Zimmerchen dies und jenes Besondere, wodurch es als Aufenthalt einer weiblichen Bewohnerschaft gekennzeichnet wurde; vor Allem ein Nähtischchen, eine Garnwinde, ein kleines, schwebendes Büchergestell mit einer Anzahl zierlicher Bände auf dem unteren, einer Anzahl von Rippesachen auf dem oberen Brett, und ein hübsches Vogelbauer, in dem ein Rothkehlchen lautlos auf und nieder huschte. Alles unbeschreiblich traulich und friedvoll!

"Nehmen Sie Platz, Herr Hardenbeck; hier auf diesem Stuhl!" begann Evchen, ernst geschäftig, und zog einen hochbeinigen Sessel in die Nähe des Stehpultes, vor welchem sie selbst Stellung nahm und Papier und Feder zurecht rückte, ganz so, als wäre sie wirklich der "fürtreffliche Stadtsecretär", dessen ideales Bild dem Großvater vor schwebte, und wollte ein kleines Natio-nale aufnehmen. "Nicht wahr, Großvater sprach Ihren Namen doch richtig aus: Har—den—beck?"

"Vollkommen richtig," bestätigte der Maler lächelnd, "Felix Hardenbeck, gebürtig aus Waltenrode im Thüringischen, neunundzwanzig Jahre und sieben Monate alt, evangelisch!"

Der kleine Hausverwalter im Lappschürzchen hatte, während Felix sprach, eifrig die Feder ergriffen und notirte das "Nationale" nun wirklich. "Das wird den Großvater freuen, zu erfahren. Er liebt so sehr bestimmte Angaben und am allermeisten schriftliche, wenn's sein kann." Sie hatte den feinen, grazios geformten Blondkopf, wie ein wenig kurzichtig, über das Papier gebeugt, während sie schrieb, und Felix war, bei aller Abneigung gegen das weibliche Geschlecht, doch wieder Künstler genug, sich an der schöngeschwungenen Linie, die von Evchens Hinterkopf und Nacken gebildet wurde, zu erfreuen, in gleichen die ziemlich ungezwungene Haltung des ganzen, jugendlichen Körpers zu bewundern. Das gäbe ein hübsches Genrebildchen, dachte er und lächelte still vor sich hin: Der stellvertretende weibliche Stadtsecretär, einen Bagabunden zu Protokoll vernehmend!

"Und Landschaftsmaler sind Sie?" inquirierte die kleine Protokollantin weiter.

"So ist es; und wie ich sagen zu dürfen glaube, kein ganz schlechter. Wenigstens war mein kunstsinniger, allergnädigster Landesvater dieser Ansicht, als er den Ankauf von zwei großen Landschaften von mir befaß."

"Ach, wirklich?" rief hier Evchen erregt aus und vergaß Großvater und Natio-nale, um sich ganz zu ihrem Besucher heranzuwenden und ihn mit fast ehrfürchtigem Blicke anzustarren, — ein Act der Huldigung, der bei Felix Hardenbeck leider nicht ganz die gebührende Würdigung erfuhr; wenigstens erwiderte derselbe ihn mit einem Lächeln, das einen unverkennbar spöttischen Charakter trug und Evchens jungen Enthusiasmus in Keime erstidete. Auch war sie sofort wieder ganz der "fürtreffliche Stadtsecretär", als sie, den niedlichen Kopf über das Papier zurückbeugend, kurz und knapp fragte: "Gebient?"

"Allerdings!"

"Truppe?"

"Jäger-Bataillon, dritte Compagnie!"

Felix bekämpfte mit Mühe einen lauten Ausbruch seiner Heiterkeit. Das junge Mädchen aber brach die protokollarische Vernehmung ab, legte die Feder bei Seite und blickte, auf den linken Ellbogen gestützt, den "Bekanntenen" ernst, doch wohlwollend an. "Es ist gut. Sie können das Quartier bekommen, wenn's Ihnen nicht zu klein ist und auch sonst convenirt. Stube und Kämmerchen, erstere nach Norden, letzteres nach Süden gelegen. Der Miethspreis für den Monat ist fünf Thaler. Erscheint er Ihnen zu hoch?"

"Nichts weniger als das! Er ist selbst niedriger."

"So? Nun, mehr zu fordern, ist hiesigen Ortes nicht Sitte. — Sind Sie ein ruhiger Hausbewohner?"

"Sehr ruhig! Und vielfach außer Hause, da ich die



Umgehend auf weiten Fußwanderungen zu durchstreifen liebe, — meiner Kunst wegen! Versuch bekomme ich niemals."

"Wie, niemals Besuch?" wiederholte das junge Mädchen mit einem Kopfschütteln der Befremdung. "Haben Sie denn Niemand, der Ihnen verwandt oder befreundet oder sonst interessiert für Sie ist?"

Felix lächelte kalt über ihren fast erschrockenen Eifer. "Verwandte habe ich, ja; doch nur entfernte, um die ich mich nicht kümmere. Freunde besitze ich sehr wenig, genau genommen nur einen, und der hat keine Veranlassung, mich hier aufzusuchen. Und sonstige 'Interessenten' entbehre ich gern; halte mir überhaupt, zum Vortheil ungestörter, freier Kunstübung, die Menschen gern vom Leibe! Kommt doch wenig Anderes bei einem Verkehr mit ihnen heraus, als lästige Störung und noch lästigere Verpflichtung, und Beides suche ich mir fern zu halten."

Eochens Befremdung hatte sich unter diesen, mit einer Art von selbstbewußter Genugthuung hervorgebrachten Worten fast bis zum Schrecken gesteigert, und ihre Augen überflogen ängstlich das Antlitz des Sprechenden, wie um zu erforschen, ob und welcher Zusammenhang bestehe zwischen dieser eiskalten Lebensweisheit und den träumerisch blickenden Augen des jungen Mannes. "Wie traurig klingt das!" sprach sie zögernd, und ihre Stimme schwankte zwischen Abneigung und Mitleid. "Ich bedauere Sie."

"Bedauern, — warum?" fragte Felix im Tone überlegener Sicherheit. "Was ruft an dieser, mich befriedigenden Sachlage Ihr Bedauern hervor?"

"Ihr liebevolles Leben!" antwortete sie tiefen Ernstes, und jener Hauch göttlichen Erbarmens, das jeder edlen, weiblichen Seele, menschlicher Verirrung gegenüber, innewohnt, durchwehte die Worte ihres Mundes. Felix durchfuhr es wie ein elektrisches Zucken, und wortlos starrte er eine Secunde zu der Sprecherin empor. "Ich liebe meine Kunst," sprach er stehend, "und liebe sie mit voller Kraft und gänzlicher Ausschließlichkeit; denn nur so kann man in ihr zum Höchsten gelangen!"

"Indem man sich von den Mitmenschen, auf die Ihre Kunst wirken soll, von ihren Leiden und Freuden, ihren Wünschen und Hoffnungen, ihrem Jubel und ihrer Klage zurückzieht, sein Herz eng vor ihnen verschließt?"

"Indem man sich frei erhält!" entschied sich Felix, einer speziellen Antwort ausweichend.

Das junge Mädchen preßte einen Moment die Lippen auf einander, und ihre Stirn furchte sich leicht, wie unter peinlicher Empfindung; dann sprach sie fest, während ihre schönen, sinnenden Augen, über Felix hinweg, in die Ferne gerichtet waren: "Ich habe immer geglaubt und glaube es auch jetzt noch, daß die Größe eines Künstlers von der Größe seines Herzens abhängt, daß sein Schaffen eins sei mit seinem Empfinden."

"Wohl!" entgegnete Felix, zur Selbstvertheidigung mehr und mehr sich erwärmend. "Aber meinen Sie, daß das Herz des Künstlers sich verengt, während es den großen Gedanken, die die Natur denkt und in tausend wunderbaren Formen verkörpert, in stiller, inbrünstiger Hingabe nachsinnt, bildend nachgeht?"

"Ich meine," sprach Eochens klar und einfach, "daß alles künstlerische Thun, überhaupt alles Wirken und Schaffen ohne warme, selbstlose, hingebende Liebe zu den Mitmenschen wenig mehr zu achten ist, als ein tönendes Erz und eine klingende Schelle. Das hat mich ein heißgeliebter Verstorbener gelehrt und mir tief in's Herz geschrieben! Dabei will ich bleiben!"

Felix lachte bitter auf. "Und Alles das mir, weil ich Freiheit und Einsamkeit liebe und die Menschen nicht höher achte, als sie verdienen? Kennen Sie das gerecht sein? Ihre Autorität genügt mir nicht!"

"So will ich Ihnen eine andere, höhere stellen, die Ihnen genügen wird und muß. Wer sich absondert," spricht die heilige Schrift, "der sucht, was ihn gelüftet, und setzt sich wider Alles, was gut ist." Den Spruch gab mir bei meiner Confirmation ein herrlicher Mann, der nun entschlafene Geistliche zu St. Mauritius, weil ich ein schwees, fast menschenfeindliches Kind war und mit Niemandem Gemeinschaft haben mochte, als mit meinen Büchern und meiner Handarbeit, und er hat mir schöne Früchte getragen!"

"Einer solchen Autorität gegenüber," sprach Felix verletzten Tones, "geziemt allerdings Schweigen, ob auch gegen die Deutung jenes Spruches Manches einzuwenden sein möchte. Lassen Sie uns also abbrechen." Er stand auf und ergriff seinen Hut.

Eochens nickte ernst mit dem Kopfe, nahm ihr "Protokoll" und schritt elastischen Ganges ihrem Gaste in's Vorderzimmer voraus. "Großväterchen, es ist Alles in Ordnung." Mit diesen Worten legte sie das Papier mit Felix' "Nationale" vor ihm auf das Pult. Der alte Camerarius, noch über sein Pult gebeugt, tippte mit den Fingern auf eine Stelle des Manuscripts und murmelte halblaut: "So als fälliges Deputat Som-

tags nach St. Catharina gezahlt worden;" dann zu der Sprecherin gewendet, fuhr er zerstreuten Blickes fort: "So, so, also bestens in Ordnung!"

"Ja, und ich werde Herrn Hardenbeck jetzt seine Zimmer zeigen. Die im Gartenflügel, Stube und Kammerchen."

"Sehr schön, mein Kind. Und sag' auch der Mutter davon. Sie verzeihen mir, mein bester Herr, wenn ich hier..." Er deutete auf seine Arbeit.

"Ohne Umstände, verehrter Herr Camerarius. Fräulein Franke ist Ihre würdige und trefflich geschäftskundige Vertreterin."

"Das ist sie, — das ist sie. Und, wie gesagt, wäre sie durch Gottes Gnade ein Knabe geworden, so — ahem! — aber nein! Man muß Gott für Alles danken. Ein gutes Kind, ein sehr gutes!" Und er nickte Eochens zärtlich zu.

Felix verneigte sich nun artig; das alte Männchen gleichfalls, sehr umständlich, ein wiederholtes "Sehr obliegend!" hinzufügend, und wandte sich dann seinem Pulte wieder zu, während Felix seiner hübschen Führerin folgte. Als er die Thür schloß, hörte er den Alten murmeln: "Sonntags nach St. Catharina gezahlt worden."

## 5.

Im dämmernden Hausflur hatte Eochens durch einen Zug an der Glocke die alte Magd herbeigerufen, und zu Dreien stiegen sie dann in die Zimmer "im Gartenflügel" hinauf. Die Räumlichkeiten erwiesen sich höchst geeignet, vollkommen geräumig, mit gutem Licht, und als die alte Katharine die Fensterflügel öffnete, strömte Sommerwärme und Gartenduft herein. Felix lehnte sich hinaus und erquickte sich an weicher, lieblicher Aussicht. "Herrlich!" sprach er, seinen vorherigen Aergers vergessend, warm und dankbar zu Eochens, die wieder mit einer amtlichen Miene dabei stand und der alten Magd verschiedene Aenderungen im Arrangement der Möbel andeutete. "Ganz herrlich! Wie schön wird es sich hier arbeiten lassen! Ich bin Ihnen sehr dankbar!"

Fräulein Eochens quittirte den Dank mit einem kurzen Kopfnicken und setzte hinzu: "Freut mich, wenn es Ihnen bei uns gefällt. Wenn Sie wollen, können Sie noch heute einziehen. Ich werd' es der Mama sagen."

"Sie haben noch eine Mutter?" fragte Felix angelegentlich und legte auf das Wort "Mutter" einen eigenthümlichen Nachdruck.

"Nun freilich! Und eine Schwester und einen Bruder, — aber keinen Vater mehr. Er war Arzt und starb vor vier Jahren, an Ueberanstrengung in einer Typhus-Epidemie." Ihre Augen schimmerten feucht, da sie so sprach und dabei in den verglühenden Abend hinaus blickte: "Ja, er war ein edler Mann, und wir hatten ihn sehr lieb! — Seit jener Zeit ist Mama nie mehr recht gesund gewesen, liegt meist auf dem Sopha und sieht bleich und kummervoll aus. Märchen geht noch zur Schule und Hans ebenso. Wir wohnen hier Alle beim Großvater."

Felix konnte das blasse Gesichtchen, wie es, von ihm abgewendet, in die Ferne hinausblinzelte, nicht ohne Bewegung ansehen. "Ich werde heute Abend diesem Hause keine Unruhe mehr bereiten," sprach er mit gedämpfter Stimme. "Ich bin in der Sonne wohl aufgehoben. Morgen früh sende ich, wenn Sie erlauben, meine Sachen und frage später auch einmal an, ob und wann ich Ihrer Frau Mutter meinen Besuch machen kam."

Eochens nickte, in Gedanken verloren, mit dem Kopfe. Felix verließ still das alte Haus, das ihm von jetzt an zur Heimstätte werden sollte. Ihm war wohl und wehe zu gleicher Zeit.

Der schöne Abend und die durch das kleine Erlebnis im Kammerlei-Hause erregte Stimmung trieben ihn zu einem Spaziergang außerhalb der Stadt. Der Abend war wunderbar schön, und unbeschreiblich friedevolle Ruhe lag über den in sommerlicher Reife prangenden Fluren ausgebreitet. Von einem umbuschten Hügel, auf dessen Höhe eine verfallene Wallfahrts-Kapelle aus der katholischen Zeit, von hundertjährigem Epheu dicht übersponnen, malerisch sich erhob, hatte er eine köstliche Uebersicht über Stadt und Land, und zahlreiche Motive zu künstlerischer Gestaltung erschlossen sich vor seinem entzückten Auge. Sinnend umwandelte er von da den ganzen Stadtbam, freute sich über die Reste der einst mächtigen, alten, von Thürmen flankirten Mauern, über die kühngeschwungenen Brücken, über die ehrwürdigen Kirchen, die in scharfer Silhouette sich vom rothen Abendhimmel abhoben, und nahm das Bild jedes altersgrauen Häuschens, an dem er vorüberkam, liebenden Auges in sich auf.

Spät erst, — die Straßen des Städtchens waren schon einsam, — kehrte er unter das gastliche Dach der "Sonne" zurück. Dort lag er noch ein halbes Stündchen im Fenster und sog das Nachtbild der unter und um ihn ruhenden Stadt mit allen Sinnen ein; erst als die

Glocken Mitternacht anschlugen, suchte er sein Lager auf. Aber es bewährte sich auch an ihm das alte, inhaltsschwere Wort, das wir im Buche Sirach lesen: "Und wenn einer des Nachts auf seinem Bette ruhen und schlafen soll, fallen ihm mancherlei Gedanken vor".

Auch ihm entwich der ersehnte Schlaf vor den "mancherlei Gedanken", die sich nun, da er, ungestört durch die Außenwelt, hingestreckt lag, herbeidrängten und sich seiner bemächtigten; lange hatte er mit ihnen zu ringen, am längsten mit den Gedanken, die ein blondhaariges Mädchen mit ernstblickenden, blauen Augen und ernst-mahnenden, tiefdringenden Worten in ihm erweckt hatte. Und schon graute der Morgen, als endlich der scheue Schlaf, vielleicht durch einen schönen Entschluß, den Felix reumüthig faßte, herbeigelockt, sich seiner Lagerstatt nahte und seine Augenlider mit dem Zauberzweige berührte, an dem die sorgentillenden Tropfen aus dem Flusse Lethe blitzten; er entschlief und schlummerte süß und traumlos bis tief in den Morgen hinein.

(Schluß in nächster Nummer.)

Nachdruck verboten.

## Marie Schröder-Hanfständl.

Hierzu das Portrait von A. Schubert, Seite 285.

Marie Schröder wurde am 30. April 1848 als Tochter eines wohlhabenden Kaufmannes in Breslau geboren. Ihre Erziehung erhielt sie in der Herrnhuter-Colonie Gnadenberg, und während dieser Zeit entwickelte sich ihre Stimme derart, daß Marie, in das elterliche Haus zurückgekehrt, auch schon entschlossen war, sich der Gesangs Kunst zu widmen. Sie nahm Unterricht bei Director Hirschberg in Breslau und studirte dann zwei Jahre bei Frau Biardot-Garcia in Baden-Baden. Vereits 1866 wurde sie für das Theatre Lyrique in Paris gewonnen, und 1870 vertauschte sie dieses Engagement mit einem noch glänzenderen an der Italienschen Oper daselbst. Der Ausbruch der Platten in Paris veranlaßte sie bald darauf, eine Reise in ihre Heimath zu machen, und sie kehrte, da inzwischen der Krieg ausgebrochen war, nicht wieder in ihr Engagement zurück. Im Jahre 1871 wurde sie am Hoftheater in Stuttgart engagirt, wo sie sich 1873 mit Professor Erwin Hanfständl verheiratete, dessen Name durch seine künstlerischen Verdienste auf dem Gebiete der Photographie weithin bekannt ist. Frau Schröder-Hanfständl errang sich nun auf zahlreichen Gastspielen auch in Deutschland größte Anerkennung.

In Stuttgart war die Künstlerin rasch beliebt geworden; sie erhielt den Titel einer Kammerfräulein und einen lebenslänglichen Contract. Aber ihrem Eifer genügten die engen Verhältnisse nicht. Das Repertoire der Stuttgarter Oper war damals ein beschränktes; Novitäten gab es fast gar nicht. Neueinstudirungen gehörten zu den Seltenheiten. So fiedelte Frau Hanfständl 1884 an das Frankfurter Stadttheater über, wo sie ein Feld für rege Thätigkeit fand. Das Frankfurter Publicum verlangt fortwährend nach Neuem, und so giebt es neben Novitäten zahlreiche Einstudirungen älterer Werke, deren Anziehungskraft freilich mitunter nur in der Mitwirkung der Frau Schröder-Hanfständl besteht. Die Künstlerin besitzt eine helle, sympathisch klingende, kräftige Sopranstimme und eine erstaunliche Rechenfertigkeit. Ihr größter Vorzug als Sängerin aber ist ihre echte Künstlerkraft, und in dieser Beziehung hat sie nur sehr wenige Rivalinnen. Was sie singt, sei es eine Opern-Arie oder ein Concertstück, ist musikalisch vollendet. Sie trifft jede Feinheit der Composition mit einer Sicherheit ohne Gleichen; sie erlaubt sich keine Effectstücke, mit denen man ja gern die Componisten "corrigirt", und weiß allen ihren Schöpfungen jenes edle Maß zu Grunde zu legen, das nöthig ist, wenn wir das Kunststück in seiner vollen Wirkung schauen lernen sollen. Daher kommt die seltene Erscheinung, daß Frau Hanfständl im Concertsaale nicht weniger Triumphe zu Theil geworden sind, als auf der Bühne. Ist bei vielen Sängerinnen heutzutage die Gesangs Kunst das Nebensächliche, so hat uniere Künstlerin sich nie für fertig angesehen, und noch im Jahre 1878, als sie längst unter den ersten deutschen Sängerinnen genannt wurde, ging sie nach Florenz, um bei Vannucini noch eingehendere Gesangstudien zu machen. Bei dieser außerordentlich entwickelten Gesangskunst, bei ihrer musikalischen Begabung und bei dem Charakter ihrer Stimme, die mehr für den Ausdruck formeller Schönheit, als für den feinsten Erregung geschaffen schien, war es natürlich, daß sie sich zunächst dem Coloratur-Gesange zuwandte. Frau Hanfständl besitzt aber auch die Gabe, dramatisch zu gestalten, und ihr Talent hat sich in dieser Beziehung in den letzten Jahren ganz bedeutend vertieft.

E. P.

Nachdruck verboten.

## Meer, Fluß und Weiher in der deutschen Sage.

Von Oscar Schwebel.

Die Poesie der deutschen Landschaft beruht nicht zum geringsten Theile auf dem Reichtum des deutschen Gebietes an Fluß und See. Wie anheimelnd blicken aus dem Waldesgrün des norddeutschen Tieflandes die prächtig blauen Seen hervor, wenn sich der helle Sonnenschein auf ihrer unbewegten Fläche spiegelt und gelbe und weiße See-rosen aus der geheimnißvollen Tiefe freundlich heraus schauen! Wie großartig düster erscheinen diese Seen, wenn der Sturm in den Wäldern tobt und das schwärzliche Heer der Wolken über die wild empörten Wellen hinüberpeitscht! Und um wie viel erhabener ist ferner der Anblick der grünen Alpenseen des deutschen Südens, in denen sich die stille Majestät der nahen Bergesriesen spiegelt, wenn die Häupter derselben von dem letzten feurigen Roth des Abends überglänzt sind und zugleich tief unten der Fuß des Berges mit dem Seeufer von den Schleiern der Dämmerung umhüllt wird! Des Rheines und der Donau Ufer in mondhafter Sommernacht, — welches Land der Erde hat ihrer eigenthümlichen Schönheit etwas Aehnliches



an die Seite zu legen? Und wenn dem Deutschen auch naturgemäß das Meer nicht jene tiefe, leidenschaftliche Liebe einflößen kann, wie denjenigen Nationen, die mit ihren höchsten Interessen auf den Ocean hingewiesen sind, — empfinden wir den Zauber der See nicht auch am friesischen Strande, an welchem die Bogen seit Jahrtausenden dem Menschen Küste und Land freitrag machen, — empfinden wir ihn nicht selbst am flachen Gestade der Ostsee, wenn der Abendwind mit leisem Rauschen durch das hohe, trockene Dünengras zieht?

Mit ungleich tieferem Gefühl aber haben unsere Voreltern in heidnischer Zeit auf Meer, auf Fluß und See hingeblickt, da nach allgemeinem Glauben die feuchte Fluth mit halbgöttlichen, geisterhaften Wesen bevölkert war.

Wenn das Drachenschiff des Friesen oder Normannen die schäumende Fluth durchschneidet, wenn der schwarze Kiel bald auf den weismähnigen Wellentrossen der See spielend tänzelt, bald von ihren zornigen Häuptern in die grünleuchtende Tiefe herabgeschleudert würde, dann jauchzte das Herz des Seefahrers, dann schwellte das Hochgefühl eines Helden seine Brust, der da weiß, er kämpfe nicht allein mit menschlichen Gewalten, sondern er vermöge es auch, den Geistern dort unten Glück und Segen abzurufen. In der Fahne des Normannen-Schiffes zeigte sich ein Rabe, das heilige Thier Odins; — das war ein Zeichen dafür, daß der Seeheld sich der Hülfe des höchsten der Luftgötter gegen die grimmigen Beherrscher des Meeres versichert hielt. Denn auf dem Grunde der See wohnte nach nordischem und deutschem Glauben Degir, d. h. der Schreckliche. Wenn die Springfluth kam, wenn das Meer tosend und zischend über seine Gestade hinaussprang, glaubten die Bewohner der Nordsee, im sprühenden Gischt der Bogen des Gottes zürnende Gestalt zu erblicken. Es ist unzweifelhaft, daß einst dem Meer-gotte Menschenopfer dargebracht worden sind. Eine späte Erinnerung an diese alte blutige Sitte klingt heute noch in dem Aberglauben des Friesen nach, der es fest und zuverlässig glaubt, die See müsse zur bestimmten Zeit ihr Opfer haben.

Großartige Meerespoesie aber umschwebt Degir's furchtbare Bild. Er trägt einen Helm, der mit dem Eberkopfe, dem Sinnbilde des Todes, geschmückt ist, und der, gleich der Regis des olympischen Zeus, das blasse Entsetzen in das Herz des Gegners hineinjanubert. Die meerumwohnenden Angel-sachsen bedeckten ihre Häupter mit diesen Degirshelmen, weil sie glaubten, sie hätten auch die Kraft, unsichtbar zu machen und Sieg zu verleihen.

Noch grauenhafter aber wird in der nordischen Sage der Schrecken des Meeres durch die Gemahlin Degir's, die Göttin Ran, dargestellt. Ihr Name bedeutet „Raub“; sie reißt mit ihren Reigen den süßlichen Schwimmer dahin, der sich in's offene Meer gewagt, und fängt die Leichen auf, welche von dem Schiffe Bord in die tiefe See herab sinken. Ihr schön-gestalteter Leib schien bläulich-grün. Vor aber das Meer dem norddeutschen Seefahrer nur Schrecken und Gefahren? Nein, es war auch das freundliche Element, welches den Kampf und Gold begehrenden Helden einlud, über seinen glatten Spiegel hin nach fremden Landen zu fahren, um Gut und Ruhm zu gewinnen. Die Woge, die mit leisem Murren zu seinen Füßen gleichmäßig in den Sand rollte, verhielt dem Seehelden auch Bestand zu glücklicher Fahrt und ehrenvoller Rückkehr. Wir dürfen uns daher nicht wundern, wenn wir das Bild vom Meer, welches der Küstenbewohner bei sommerlichem Sonnenschein, bei Windesstille und Wellenruhe in sich aufnahm, in einer zweiten, Degir dem Schrecklichen geradezu entgegengesetzten Personification wiederfinden. Es gab, so erzählen die alten Helmsagen, einst einen Meer-gott von untadelhafter Schönheit und unermeßlichem Reichthum, — das war Njordur, der milde, der freundlich die Seefahrer geleitet.

Wenn in den Fjorden des Nordlandes das wilde Meer Nachts zur Ruhe gekommen war, wenn der Mond hinüberblickte über die Felswand, die Bucht hier mit dem tiefen Schatten des Gesteins bedeckend, dort mit seinem Silberglanze erfüllend, dann wollte wohl manchmal ein Schiff der freundlichen Gott auf der äußersten Spitze der Scheeren sitzend gesehen haben, — meergrün oder lichtblau sein Gewand, grün das Haar und der Bart. Ueber die See hin lönten dann leise Klänge. „Die Schwäne Njordur's singen!“ sprach der Schiffsgeselle wohl leise vor sich hin, und durch seinen Geist zog ein Traum von dem Lande der Myrten und Cypressen, welches die Genossen auf schnellsegelnden Drachen schon erreicht hatten, und dem auch er entgegen eilen wollte, um vielleicht auf stürmischer Fahrt der wilden Ran zum Opfer zu fallen oder auf vorspringender Bergeshöhe am Meere, unter Lorbeer-bäumen, den Todtenstein in früher Jugend geleitet zu erhalten.

Degir, Ran und Njordur sind die drei Hauptgottheiten des Meeres. Nach altgermanischer Sitte aber haben sie ihre Götterkraft und ihre Geleitsmänner, gewaltige Riesen; halbgöttliche Frauen dagegen folgen der Beherrscherin der Meeresküste. Alle diese Wesen sind Symbole großartiger Natur-Erscheinungen, welche dem altdeutschen Seefahrer bewunderndes Staunen entlockten. Das Leuchten des Meeres in südlichen Zonen, das strahlende Nordlicht, die Ebbe, die Fluth, — in den Gestalten der nordischen „Meerminnen“ und „Meerriegen“ finden wir sie personificirt.

Wo aber, so müssen wir fragen, sind jene geblieben, die einst das Meer verschlang, die in furchtbarem Todeskampfe sich an die letzte Pflanze des gescheiterten Schiffes anklammerten, bis die tüchtige Ran ihr Netz auswarf und die Kraft der Brust und der Schenken im wilden Geiß der Wellen erlahmte? Die nordische Mythologie und die deutschen Sagen geben keine völlig gewisse Antwort auf diese Frage. Einerseits gehen nämlich auch diejenigen Helden, die mit dem brennenden Drachenschiff vom heimischen Ufer abgestoßen sind, um auf offener See den freiwilligen FeuerTod zu sterben, zur Seligkeit Walhalls ein; Ran behält ihren Raub nicht; andererseits kommen Seelen auch aus der Wasserhölle auf die Erde zurück, so namentlich Vohengrin. Noch immer ist die volle Bedeutung dieser berühmten Sagengehalt nicht genügend klar gelegt; am zutreffendsten aber erscheint es, den Schwannentritter als den Führer der Seelen zu erfassen. Er bringt sie aus dem dunklen Schoße des Elementes auf die Erde; er geleitet sie freundlich wieder in's Meer zurück, wie bei den Griechen sie Hermes in den Hades einführt. Die mittelalterliche und mehr noch die neuere Gestaltung der Sage hat diese Bedeutung des Schwannentritters mehr und mehr verwischt; ein Nachklang aber von ihr ist es, wenn das rüthige Landvölk noch heute an der Ueberlieferung festhält, ein Schwann bringe die Seelen der Kinder aus dem Meere und führe dieselben, wenn sie früh geschieden sind, dorthin auch zurück. Wie ernst und tief prägt sich in diesen Sagen die Anschauung aus, daß es nur Eine Macht ist, die Leben und Tod verleiht, daß das Dasein einst dorthin zurückkehren müsse, von wo es ausgegangen ist!

Besonders reich an Geistergängen, welche sich auf das Meer

beziehen, ist das Friesenland. Nach dem Glauben der Küstenbewohner ziehen des Nachts gespenstige Schiffe über die Wogen; auf ihnen haust Schrecken und Entsetzen, gerade so, wie es Coleridge im „Ancient mariner“ geschildert hat; ja, sie verkünden den Tod. Wassermänner kommen aus den Klüften und stellen hübschen Mädchen nach, werden häufig aber von den Menschen überlistet, wie der gutmüthige Geist Elke Kellepenn, der einst auf Selt sein Wesen trieb. Er hätte gern seine alte, häßliche Gemahlin mit einer frischen Sölllerin vertauscht; nachdem aber alle Versuche mißlungen waren, zog er sich in's Meer zurück, und zwar auf Nimmerwiedersehen. In der hellen Mittagssonne ferner konnten sich die Meerfrauen auf den weiten, wie Gold schimmernden Dünen. Hat der Mond sein bleiches Licht auf See und Strand ergossen, dann steigen trauernde Seelen aus des Meeres Tiefe hervor; dann sitzt auf einem Steine, von welchem sie Jahre lang nach dem Liebsten ausgesehen hatte, die todte, ungeliebte Braut. In den Korallen-Balästen des Süd-Meeres fand ihr Verlobter, nachdem sein Schiff gescheitert war, die stille, dämmernde Wohnung; auf dem sandigen Grunde des Nord-Meeres aber ruht sie; — die Fluth übertrugte sie einst auf dem Steine, als sie vergeblich nach dem Geliebten ausblühte.

Natürlich schließt sich mannigfacher Aberglaube an solche geheimnißvolle Betrachtung des Meeres an; englische und deutsche See-Romane haben denselben so bekannt gemacht, daß wir ihn füglich übergehen können. An unseren Küsten ist freilich der Sinn des Volkes jetzt etwas lichter geworden; dennoch halten sich einzelne Vorstellungen mit wunderbarer Kraft aufrecht, so z. B. der häßliche Wahn, daß es schädlich sei, einen Ertrunkenen zu retten, „denn über kurz oder lang drobe dem Retter Unheil von dem, den er zu Lande gebracht.“ —

Wir wenden uns jetzt den Flüssen zu. Es ist natürlich, daß der Quell, jenes geheimnißvolle, fröhliche Leben, das unerblich aus der Erde mütterlichem Schoße heraustritt, die Phantasie des Volkes zu allen Zeiten wachgerufen hat, und leicht ließe sich aus deutschen Ländern eine Fülle von Quell-sagen sammeln.

Von göttlicher Kraft wird der irdische Quell gezeugt. Seitdem sie nicht mehr über die Erde zieht, eine lichtstrahlende Göttin mit freundlichem Blick, thront die gütige Frau Holle auf dem Grunde des Bronnens und vertheilt aus der Tiefe ihre Geschenke, das rothe Gold und die glückbringende Spindel. An den Balgquellen, die aus moosiger Felswand hervorsprudeln, trifft der jagende Rittersmann oft Jungfrauen von wunderbarer Schönheit an; theils fliehen sie verschämt vor seinem brennenden Blicke, theils springen sie led auf das Knie und lassen sich für eine Zeit auf die Burg des Ritters entführen. Die deutsche Poesie hat diesen Sagen vielfache Anregung zu verdanken; am schönsten aber ist das Verhältniß eines irdischen Mannes zu einer geisterhaften Frau der Quelle in dem Liebe-Entenbold's vom „Staufenberger und der Meersee“ geschildert.

Herr Peter Dimringer vom Staufenberge, so wird uns erzählt, traf in des Waldes kühlem Schatten einst eine wunder-liebliche, reichgeschmückte Frau, die ihm bekannte, daß sie ihn geliebt, seitdem er seinen Fuß in einen Steigbügel gefest habe. In den Gefahren der Schlacht habe sie ihn behütet, auf Weg und Straßen ihn heimlich geleitet. Der Ritter ward um die Holde; sie aber verstande ihm, daß ihr Verste ihm jedes eheliche Glück kosten würde; nähme er ein Weib, so müsse er nach dreien Tagen sterben. Dennoch wollte sie der Staufen-berger nicht lassen, und endlich versprach sie dem Ritter, bei ihm zu sein, so oft er ihrer in Liebe gedanken schwebe. So vergingen den Beiden ein paar Jahre des Glückes; schnell aber zog sich dann das Verhängniß zusammen. Der Ritter ging an des Kaisers Hof zum Turnier; er gewann den Preis; sein Lehnsheer bot ihm eine Herzogin von Kärnten zur Gemahlin an. Nach langem Sträuben, und erst nachdem man seine geheim-nißvolle Traute der Zauberei beschuldigt hatte, willigte der Ritter ein. Da erschien die Meersee ihm noch einmal, aber trauernd und klagend, und verstande ihm: „Bei Deiner Vermählung wirst Du meinen Fuß sehen; dann bereite Dich zur Weiche, es ist dann hohe Zeit!“ Und so geschah's. Als der Jubel des Festes den Ritteraal der Staufenburg erfüllte, durchstieß ein wunderlicher Menschenfuß die Decke, um nach einem Augen-blicke wieder zu verschwinden. Nach dreien Tagen aber brach das Herz des Staufenbergers.

Sehr häufig begegnen uns „Brunnen“, d. h. Quellen, in der deutschen Sage, aus deren mehr oder minder starkem Ergüsse geweihsagt wird, ob Krieg, ob eine Missernte kommen werde, oder deren Wasser die Kraft besitz, Erkenntniß, Glück und körperliches Wohlfühlen zu geben. In allen solchen Sagen ist auf irdische Quellen das Nämliche übertragen, was von den drei Brunnen der Welt-Ebde Hydrastil gilt, von dem Brunnen Urd, von Minus's Quell und von dem Strome Nistheim's. Tiefinnig hat der germanische Götterglaube mit diesen drei Quellen die Vergangenheit, die urweltlichen Kräfte der Erde und die ersten Gründe alles Erschaffenen verknüpft. Auf diesen Brunnen baut sich die Geschichte der Menschheit auf; wer von ihnen getrunken, der ist weise und versteht die Welt und ihr Schicksal; ja, mehr noch ist an ihm geschehen: er ist dem Tode und der Vergänglichkeit entrisen, denn die wahre Weisheit giebt auch ewige Jugend. Deshalb erzählt die deutsche Sage auch von einem Jungbrunnen.

Auch die deutschen Flüsse hatten einstmal's insgesamt, wie bei den Griechen, ihre Gottheiten. Davon zeugen noch die Namen Elbe, welcher mit Elf, und Nedar, welcher mit Nix zusammenhängt. Außerdem aber leben viele andere geisterhafte Wesen in den Flüssen. Billig übergehen wir die Lurlei und das Donau-Weichen, das bereits sehr ehrwürdige Vorgängerinnen hat, denn schon im fünften Jahrhundert, als die Burgunden über die Donau nach Budapest zu Egel's Hofe zogen, verkündigten Donau-Weiber dem grimmen Hagen unvermeidlichen Untergang. Weniger bekannt sind die Sagen von der Elbungsrau, welche mit ihren Begleiterinnen auf dem Magdeburger Markte erschien, um Speisen einzukaufen. Immer waren die Wasserweiber an einer durchnähten Schürze oder an dem feuchten Kleiderbaume kenntlich; ihre Röhre erschienen grünlich; sie bezahlten mit uraltem Gelde.

Die überall verbreitete Sage, daß gewisse Flüsse ihre all-jährlichen Opfer verlangen, weist darauf hin, daß in der Urzeit an ihren Ufern blutige Sühnungen für die alten Gottheiten vorgenommen worden sind. Ausdrücklich sagt die altdeutsche Sage, daß auf dem Grunde der Flüsse die Ertrunkenen wohnen; „ihre Seelen sind mit Töpfen bedeckt, damit sie nicht aufsteigen können“. Während ist die Erzählung von der Mutter, die ihr ertrunkenes Kindlein zu suchen geht. Sie steigt hinunter und bietet dem Wassermann ihre schönen Augen als Lösegeld dar; aber er schüttelt das schilfumplochtene Haupt und fährt sie zu einer kühnen Wiese. Dort sieht sie mit anderen

Kindern auch ihr Kindlein spielen und freudig springen, und getrocknet steigt sie wieder nach oben.

Dasselbe geisterhafte Geschehniß, wie im Meere und in den Flüssen, haust endlich auch in See und Weiber. Den Zauber, die wunderbare Anziehungskraft des feuchten Elementes hat Niemand eigenartiger geschildert, als Goethe; seine Sprache der Welt hat die Reize des Wassers so verherrlicht, wie die wenigen Worte:

„Lodt dich der tiefe Himmel nicht,  
Das feuchtwärmete Blau?  
Lodt dich dein eigen Angezicht  
Nicht her in ew'gen Thau!“

Aber schon vor dem Altmeister ist dies Bestridende einer bald in tiefem Schlummer ruhenden, bald wildbewegten Wasserfläche gefühlt worden. So lange über den deutschen Wäldern und Seen noch die Geister des Heidenthums schwebten, glaubte der Germane, tief unten im wogenden See ein fremdlich Geschehniß zu finden; erst das Christenthum machte das ganze Volk der Nixen zu einer tüchtigen, das Licht hassenden und menschenfeindlichen Schar. Eine Menge von Anzeichen deuten darauf hin. Ältere Sagen kennen einen freundschaftlichen Verkehr der Wassergeister mit den Menschen. In festlicher Stunde, wenn die Dorfjugend um die Linde versammelt war und die Fiedel des fahrenden Spielmannes zum Reigentanze rief, erschienen auch die Wasserfräulein des nahen Weibers und wirbelten mit den Fröhlichen unter jauchenden Rufen um den uralten Baum. Oft überwältigt in den deutschen Sagen die Liebe zu schönen Jünglingen ihre Herzen, aber sie können ihr nicht nachgeben; eben so wenig dürfen sie auch nur eine Secunde über Mitternacht unter den Menschen weilen. Hält sie der Geliebte durch List vielleicht länger zurück, dann gehen sie trauernd mit ihm zu dem mondbelegten See und sprechen: „Wirst du das Wasser milchweiß aufquellen lassen, so bin ich gerettet; schieß es jedoch wie ein blutrother Strahl heraus, so hat mich mein Vater, der Wassermann, umgebracht!“ Leider sieht der Verzweifelte freis nur den blutigen Strahl.

Nach späterer, christlicher Vorstellung ist das ganze Geschehniß der Wasserbewohner ein mörderisches geworden. „Der Nix zieht die Kindlein in's Wasser,“ ist eine in ganz Deutschland geläufige Vorstellung. Das Wasser lodt; aus dem Grunde des Weibers klingen Stimmen, denen Niemand widerstehen kann; ist das Opfer aber versunken, dann schallt es wie ein boshaftes Lachen über die wieder beruhigte Fläche des Sees dahin. Deshalb reden wir von „bösen“ Wassern. In deutschen Landen aber ist keines ärger beleumundet, als der Nammel-See auf dem Seetopfe im Schwarzwalde. Selbst ein Steinchen, das hineintritt, weckt nach der Volks-sage die bösen Geister, die in ihm schlafen. Dann brodelt der See auf; schäumend schlagen die Wellen über die Ufer; — wehe dem, der nicht mit Windeseile entflieht!

Auf dem Grunde anderer Wasser wohnen zwar weniger zornige, ja, milde und freundliche Geister; aber auch sie bringen wider Willen Tod und Verderben. Eine melancholische Sage wird beispielsweise von einem Weiber bei Wimpfen am Neckar erzählt. Drei Schwäne pflegten auf ihm still und majestätisch hinzuziehen; ein schöner Knabe hatte sie oft gesehen, und als sie eines Tages dicht an das Ufer herantraten, versuchte er, einen derselben zu erfassen. Vornübergebeugt, stürzte er in den See. Unten in der Tiefe traten ihm drei wunderhölche Jungfrauen entgegen; sie pflegten feiner in einem märchenhaft prächtigen Schlosse, dessen Gärten und Säle einen überirdischen Glanz zeigten. Dennoch blieb der Knabe traurig; er gedachte seiner Eltern und erbielt endlich von seinen Pflegerinnen die Erlaubniß, auf die Erde zurückzukehren. Troben aber wollte das Kindlein dahin; die Wasserfrauen hatten es ihm angethan, und die Sehnsucht nach den einmal geschauten Herrlichkeiten brach ihm das Herz.

Warum aber suchen die Nixen, männliche wie weibliche, den Umgang der Menschen? Warum versuchen sie fort und fort, die Seelen zu rauben? Weil sie selbst nichts in sich haben, was ihnen Unsterblichkeit verbürgen könnte; sie sind verdammt und unselig, sagt das Bewußtsein des christlichen Volkes. Sie stehen unter einer finsternen Gewalt, welcher sie gern entrisen sein möchten; sie sehnen sich nach Erlösung. Eine ergreifende Sage vom Nordseestrande zeigt uns das besonders deutlich. Kinder, welche am Meeresufer sich ergingen, fanden einen Nix, der im Sonnenschein auf einem Steine saß und lustige Weisen spielte, sodas die Wellen ihn zu umtanzen schienen. „Spiele nur ruhig weiter,“ sagten die Kinder zu ihm, „du armer Nix; du hast doch keine Hoffnung auf Erlösung und Auferstehung!“ — „Keine Hoffnung!“ wiederholte der Meeremann und wurde so traurig, daß seine Harfe verstummte. Zu Hause erzählten die Kinder ihrem Vater, der ein christlicher Priester war, das Abenteuer; der mildgesinnte Mann aber hieß sie sogleich umkehren und auch dem Nix die Botschaft verkündigen: „Der Herr ist gekommen in die Welt, nicht, daß er die Welt richte, sondern daß die Welt durch ihn selig werde.“ Da wurde der Wassermann wieder froh und lächelte unter Thränen.

Es wohnen indessen noch andere Wesen auf dem Grunde des Meeres, wie der deutschen Seen. Wer kennt nicht die Sage von der schönen Agnese, der Königs-tochter, welche des Wassermannes Frau geworden war und ihm fünf Kindlein geboren hatte? Wer weiß nicht von der gespenstigen Nonne im Laacher See, welche bei Mondenschein häßflehend ihre lilienweiße Hand aus der dunklen Tiefe hervorreckte? Wer endlich nicht von Kastrada, der dritten Gemahlin Karls des Großen, welche mit ihrem wunderbaren, Nixe erzwingenden Ringe jetzt im Franken-Weiber bei Raden weilt? In Poßstein giebt es einen Brautsee; auf seinem Grunde wohnt eine unglückliche Braut, eines reichen Bauern Tochter, welche von ihrem Vater gezwungen worden war, ihrem Verlobten, einem armen Hirten, untreu zu werden. Und liegen nicht ganze Städte und Dörfer mit all ihren geisterhaften Bewohnern unter dem Spiegel der Seen und des Meeres?

Tausende von Sagen erzählen uns, daß die Vorsehung das Wasser als ein Mittel der Strafvollziehung benutzte. Ueberall aber, wo solch ein Gottesgericht eintritt, ist die Strafe eine wohlverdiente. Entweder war es Hartherzigkeit, wie z. B. bei der reichen friesischen Stadt Staboren, oder Gotteslästerung und Mißachtung des Brotes, der Gottesgabe, welche den Untergang herbeiführte. Die Erklärung aller dieser Sagen ist eine höchst einfache. Die Betrachtung der Natur lehrte, daß Seen häufig durch Erdstöße entstehen; alte Baulichkeiten, welche am Rande der Gewässer standen, verschwanden im Laufe der Zeiten; Unken-Stimmen und der eigenthümliche Ton der Wirbel im See tönnten gleich Glockenklingen zum Ohre des Fischers; — was war da natürlicher, als daß der

(Fortsetzung auf Seite 294.)



# Kunstgewerbliches

Nachdruck verboten, ebenso jegliche Nachbildung der abgebildeten Gegenstände, welche geistlich geschützt sind.

**D**er Zimmermuth des bescheidenen Haushaltes. — In die Wohnungen der Millionäre streut der blühendste Luxus seine Producte; da grüßen uns schon im Vestibül schöne, weiße Stiegegestalten; von den Wänden des Treppenhauses funkeln in dem durch farbige Glasfenster und grüne Pflanzenster gebrochenen Sonnenlichte reiche Trophäen; durch schwere, sammetne Vorhangsalten treten wir in eine lange Klucht von Zimmern, von welchen jedes nur geschaffen scheint, um durch die Pracht und durch den Geschmack seiner Einrichtung den Reiz zu erwecken. Kühl und gelassen durchschreitet der Kenner auf moosweichen Teppichen die strahlenden Räume; höchstens grüßt er hier und da eines von den Marmorbildern in den Nischen als etwas Bekanntes. Aber wenn er ein warmes Herz im Leibe trägt, durchfährt ihn wohl der Gedanke: „Schön ist der Reichtum und die Kunst, sein verzärteltes Liebling! Aber es leben ja Millionen, die das gleiche Recht auf Schönheit und edlen Lebensgenuß hätten; — was kann man ihnen bieten statt dieser stülpvollen Prachtgemäcker, statt dieser farbenprächtigen Schöpfungen edelsten Geschmades, statt dieses üppigen, strahlenden Comforts?“

Jeden anderen Luxus kann derjenige, der nicht im Schoße des Wohlstandes erwuchs, sich leichter erlauben, als den Luxus einer prächtigen Wohnung.

Was der Reichtum sonst an Lebensgenüssen hat, ist Alles auch, — wenigstens annähernd, — den Armeren zugänglich. Wenn die Millionäre Küstern essen und Champagner trinken, — es gehört kein Vermögen dazu, ihnen das einmal nachzumachen und dabei zu dem Resultate zu kommen, daß ein frisches Glas Bier nach der Arbeit gerade so angenehm schmeckt.

Wenn jene auf Gummirädern vorüberrollen, — der Kernste fährt auf der Pferdebahn für seine zehn Pfennige fast ebenso bequem. Und wenn sie im Theater in ihren Sammet-Fautouils sitzen, — dieselben Künstler singen und spielen, dieselben Lichter funkeln auch für den armen Teufel oben auf der Gallerie. Es ist viel, sehr viel von den Lebensgenüssen der heutigen Culturwelt demokratisirt und auch dem Kernsten zugänglich gemacht worden; nur Pracht und Comfort der Wohnung bleiben ihm am harmnächigsten ver sagt. Und so mag wohl im Herzen des Menschenfreundes die Frage aufstehen, was denn am ehesten geeignet ist, Lebensfreude und Behagen, Schönheitsgefühl und künstlerische Anregung auch in jene kleinen Wohnungen hineinzutragen, welche mit ihren drei oder vier Zimmerchen Familien beherbergen, die zwar nicht am Hungertuche nagen, aber doch eben nur ihr spärliches Ankommen und dabei den Stolz haben, ehrenhaft durch's Leben zu kommen. Das sind die Familien des Kleinhandwerkers, des Kleinfabrikanten, des subalternen Beamten, des spärlich besoldeten Lehrers — und tausend andere!

Suchen wir Jemanden auf, der diesen Berufs- und Einkommens-Klassen angehört! Schon das Aeußere der Wohnung erfüllt uns mit Mißtrauen hinsichtlich der Frage, ob hier jemals der Sonnenblick heiteren Schönheitsinnes Zugang finden könne. Denn die Wohnung liegt entweder in einer obskuren Seitenstraße oder in einem hochstüdtigen Hintergebäude, aus dessen Fenstern von Gottes ganzer Welt nichts zu sehen ist, als wieder Fenster von Hintergebäuden. Auch die Treppe erfüllt uns mit tiefem Mißbehagen; denn sie ist so eng und finster, daß wir nicht unterscheiden können, wie es mit ihrer Reinlichkeit ausseht.

Unsichtbar treten wir in eine der Wohnungen ein, deren schmale Eingangsthüren oben auf einem winzigen Treppen-Abfah sich gegenüberstehen. Dreihundert Mark wird diese Wohnung beiläufig kosten; sie besteht aus drei Zimmerchen und einer winzigen Küche, im obersten Stockwerk eines jener freudlosen Hintergebäude. Es ist wenig Raum für Glück in dieser Wohnung; aber die Leute, die da wohnen, haben diesen kleinen Raum besser und weiser ausgefüllt, als mancher Millionär seinen Palast.

Es ist eine einzige Portiäre in der ganzen Wohnung; sie ist indessen so in die Augen springend, daß sie für alle Thüren den Dienst versteht. Für drei Mark Gute an einer breiten Leiste von dunkel gebeiztem Tannenholz, — es ist äußerst einfach und macht doch einen merkwürdig wohlnlichen, behaglichen Eindruck. Wir treten in das beste Zimmer des Haushaltes ein. Es ist Wohnzimmer, Speisezimmer und Salon zugleich. Der Boden besteht aus schlichtem Tannenholze, doch ist er blank geschleuert und zu einem Theile mit einem groben Teppich aus Kolofasier bedeckt; vor einem Lehnstuhle am Fenster liegt ein anderer kleiner Teppich, Handarbeit der Hausfrau; höchst wohlfeil, aber geschmackvoll in der Farben-Zusammen-



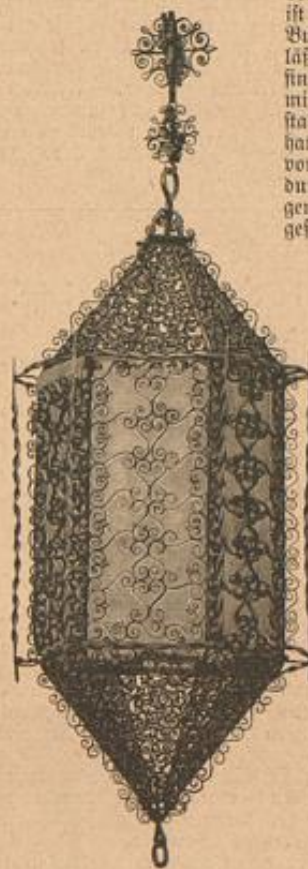
Schreibzeug in Bronze. Ausgeführt von E. C. Busch, Bronzemeaßeren-Fabrik in Berlin.



Imitirter alter Stuhl mit geschmückter Lehne. Ausgeführt von A. Vembö in Mainz. Maße wie üblich. In beliebiger Holzart auszuführen.



Rococo-Kommode in Nussbaum-Holz, mit vergoldeten Bronze-Verklagen. Ausgeführt von J. A. Eysler, Kunstgewerbliches Etablissement in Nürnberg.



Laterne in Eisen-Filigran. Ausgeführt von J. A. Eysler, Kunstgewerbliches Etablissement in Nürnberg. Höhe 1 Meter 20 Cent.



Schirmständer in schwarzem Schmiedeeisen mit Kupfer, ausgeführt von Paul Marcus Kunstschlosser in Berlin. Höhe 80 Cent.

stellung. Die Vorhänge an den Fenstern sind aus einem simplen gelben Baumwollstoff, eine kunstfertige Hand hat wohlfeile Spitzen daran genäht; nun sehen sie ungemein fein aus, und kein Mensch kommt auf den Gedanken, daß die soliden, dunklen Leisten, an welchen diese Vorhänge befestigt sind, nur eine Mark pro Stück gekostet haben. Auch der Spiegel an der Wand begnügt sich mit einem schwarzen Rahmen, den nur ein schmales Goldstreifen schmückt.

Das Mobiliar ist stillos. Stil in einer Wohnung für dreihundert Mark wäre zu viel verlangt. Dieses Mobiliar ist, — man sieht es deutlich, — zum Theil ererbt, zum Theil von den Bewohnern neu gekauft. Da steht ein Secretär aus der trübsten Zeit des Empire; man muß ihn aber trotz seiner plumpen Geschmacklosigkeit eine höchst respectable Solidität und blinkende Reinlichkeit zuerkennen; das Messingbeschläge daran funkelt, wie gediegenes Gold. Auch der Tisch, der vor dem modernen Seegras-Divan steht, ist aus der gleichen Zeit. Ein Buffet-Schrank an der Wand läßt erkennen, daß ihn der erfinderische Sinn der Hausfrau mit Hülfe eines billigen Vorstadt-Tischlers selbst konstruirt hat; man hat eben zwei Kästen von schlichtem Tannenholze durch dunkle Beizung und aufgenagelte Leisten zusammengestimmt und übereinandergestellt, auch mit dem nöthigen Schmutz an Zinnbletern und Krügen versehen. Die Stühle sind offenbar aus sehr verschiedenen Zeiträumen des ganzen Jahrhunderts zusammengelassen, doch bilden sie eine respectable Gesellschaft; denn es ist kein zerbrochener, kein zerrissener darunter, und man kann sich nach Wunsch einen gepolsterten, einen Rohrstuhl oder einen einfachen Holzstuhl wählen. Und wie merkwürdig es der Genius dieses Haushaltes verstanden hat, jedes dieser Möbelstücke gerade dorthin zu stellen, wo es am besten wirkt! Da können wir wahrhaftig lernen, in wie hohem Grade die Ordnung unseres Haushaltes über seinen Eindruck entscheidet, wie viel mit bescheidenen, ja selbst mit völlig stillosen

Stücken noch erzielt werden kann, wenn der ordnende Wille vom Schönheitsgefühl geleitet ist.

Es fehlt aber dem schlichten Zimmer auch nicht an wirklichem Schmutz. Außer den Tellern und Krügen auf dem Buffet-Schrank gehören dazu ein paar Familien-Portraits in schlichten, schwarzen Rahmen und einige kleinere Aquarellbildchen, vielleicht von der Hausfrau selbst in ihren Mädchenjahren gemalt. Und auch das Makart-Bouquet fehlt nicht; doch ist es kein gekauftes, sondern aus selbst gesammelten Pflanzen zusammengesetzt, und darum von einer anziehenden Originalität. Dazu duften von dem einen Fensterbrett her frische Blumen; das andere ist freigelassen, damit das Fenster aufgemacht werden kann.

Werfen wir noch einen Blick in die Nebenzimmer. Das eine ist Schlafzimmer, das andere Kinderstube. Sie sind einfach, wie das Wohnzimmer; aber ebenso, wie dieses, vom Geiste liebender Sorgfalt durchweht, der auch das Kleinste verwerthet, indem er es an den richtigen Platz stellt. In der Kinderstube hängen an der Wand unter Glas und Rahmen ein paar Münchener Bilderbogen, gewiß ein wohlfeiler Schmutz; aber der eine davon ist Meister Schwind's Märchen vom gestiefelten Kater; sein schmales Holzrähmchen hat Kinderhand mit vertrockneten Feldblumen geschmückt. Und als einziges plastisches Kunstwerk steht auf dem Kasten ein Kuchentrad, der wie ein Hausgötze mit großen, runden Augen über dem Glück seiner Kinderstube Wache hält.

Nicht ohne Rührung verlassen wir diese Räume, in welchen Ordnungssinn, Reinlichkeit und Schönheitsgefühl mit wenig Mitteln eine anmuthige Behaglichkeit verbreitet haben. Wir huschen an der Küche vorüber, in welcher die Hausfrau am Herde steht. Unter der Küchentür lehnt das jüngste Kind, ein kleines, blondlockiges Mädchen; aus seinen Augen strahlt uns ein Schay von Reichtum und Lebenshoffnung entgegen.

Die Millionärin in der Velestage des Vorderhauses, zwischen ihren indischen Vorhängen, Sevres Vasen und Marmor-Statuetten, — all ihre Schätze würde sie hinwerfen für diesen Kinderblick!

Max Haushofer.





(Fortsetzung von Seite 292.)

poetische Sinn des Volkes sich diese Sagen von verfunkenen Dörfern bildet? In der Tiefe, aus welcher der Fischer seinen nothdürftigen Unterhalt erzieht, müssen nun auch Schätze ruhen, blinkende Gloden und glänzendes Gold. Wenn die Zeit gekommen ist, treten sie an die Oberfläche hervor und laden den Glücklichen ein, sie zu heben.

Unter all den verfunkenen Stätten menschlicher Thätigkeit und Glückseligkeit aber ist keine berühmter, als Vineta, die angebliche große Bendenstadt, welche unter dem Spiegel der Ostsee ruhen soll. Leider ist die schöne Fabel von der verfunkenen Stadt, von deren Kirchen die Gloden zum friedlichen Meerespiegel heraufkamen, von der geschichtlichen Kritik unbarmherzig zerstört worden. Wir wissen es jetzt, es hat nie ein Vineta, sondern nur, in der Gegend des heutigen Swinemünde, eine große Handelsstadt Jumne gegeben, die schon früh von den seeräuberischen Dänen eingeschert worden; und was man an der Küste von Wollin für die Ruinen von Vineta gehalten, ist nichts, als Steingeröll.

An dem Sagen-Reichtum des Wassers nehmen endlich auch seine Pflanzen Theil. Die Wasserblumen sind heilig, weil sie den Meerminnen und Meerixen zu mannigfadem Gebrauche dienen. Im Mondenstrahl gleiten die Geister der Tiefe auf ihnen, gleichwie auf Schiffen, über den Spiegel der Fluth dahin; sie haben Leben und Empfindung. Ja, die weiße See-rose war einst eine Jungfrau, deren Liebesglück durch türkische Rächte zerstört ward. Bei den Friesen heißt diese prächtige Wasserpflanze „Schwanenblume“; sie stand unter göttlichem Schutze, und das alte Wappen des friesischen Volkes enthielt sieben ihrer runden, fleischigen Blätter.

Wir haben den Kreis der Sagen durchlaufen, die an Meer, Fluth und Weiser haften. Das großartige und doch so zarte Naturgefühl unserer Vorfahren ist uns in ihnen lebendig entgegengetreten, und erreichen auch nicht alle die erwähnten Mythen jene zauberhafte Poësie der Nibelungen-Sage, — ihren Reiz haben sie doch, und es thut wohl, von ihnen zu träumen, wenn wir im Sonnenstrahl uns auf der kristallinen Fluth wiegen, oder wenn der Nachen uns langsam über die spiegelglatte, mondcheinbeglänzte Fläche dahinträgt.

Nachdruck verboten.

### Unsere Nachbarn in der Sommerfrische.

Von Bernhard Ohrenberg.

**D**as nette Häuschen hatte den Winter über leer gestanden, und es war auch etwas zu leicht und luftig gebaut, um hinreichenden Schutz zu gewähren; dagegen eignete es sich vortreflich zum Sommer-Aufenthalt, denn es lag mitten im Garten, im Grünen versteckt. Wir waren sehr gespannt, ob es wohl im Frühjahr bezogen würde, und meine Frau sprach die Hoffnung aus, daß die neuen Mieter ein eben so liebenswürdiges, junges Pärchen sein möchten, wie das im vergangenen Sommer.

Eines Morgens kam unser Lieschen mit dem Jubelruf in's Wohnzimmer gestürzt: „Papa, das Häuschen ist wieder bewohnt! Ich sah den Hausherrn vor der Thür sitzen.“

Es erregte das Befremden meiner Frau, daß sie keinen Möbelwagen bemerkt habe. „Vielleicht sind sie noch in später Abendstunde eingetroffen, und ihr Hausrath ist so einfach, daß die Leuten Grund hatten, in aller Stille einzuziehen; — in dem Häuschen hat ohnedies nicht viel Platz“, sagte ich entschuldigend.

Der Garten, in welchem sich die kleine Sommerwohnung befand, grenzte im Süden an den Garten meiner Pfarrwohnung, und es gewährte uns, sowie den Kindern, Freude, das Thun und Treiben des jungen Paares zu belauschen.

Gleich in den ersten Tagen bemerkten wir, daß die neuen Nachbarn sehr musikalisch seien; denn schon bei Sonnenaufgang hörten wir sie singen, und das thaten sie, mit geringen Unterbrechungen, unermüdet bis zum Abend. Aber sie wurden dadurch niemals lästig, sondern ihre einfachen Lieder bereiteten uns stets große Freude. Wahrscheinlich wollte sich die junge Frau zur Concert-Sängerin ausbilden, und ihr Gemahl war Gefanglehrer. Wir konnten nämlich etwas Näheres über ihre Verhältnisse nicht erfahren und warteten vergeblich auf einen Antrittsbesuch.

Ehrlich gestanden, verstimme mich dieser Mangel an Geselligkeit etwas; aber meine Frau nahm das junge Paar in Schutz. „Daß Du nicht bemerkst“, sagte sie entschuldigend, „daß Beide stets schwarz gekleidet sind? Gewiß betrauern sie ein liebes Familienglied und ziehen sich nur deshalb von allem Verkehr zurück.“

„Na, höre, Frauen“, entgegnete ich mit leichtem Spott, „wer so zu jubelnden bernaht, empfindet sicher keine tiefe Trauer.“

„Nun, wahrscheinlich sind es Ausländer, die unsere Sprache nicht verstehen“, begütigte meine Gattin, die natürlich das letzte Wort haben mußte.

Die Zurückhaltung der liebreichen Nachbarn machte mich immer neugieriger. Vielleicht ist das Pärchen zu schüchtern, dachte ich und versuchte selbst eine Annäherung; aber als ich wiederholt dicht bei ihrem Häuschen vorbeispazierte, wurde ich mit so scheuen und erschrockenen Blicken betrachtet, daß ich den Versuch aufgab, einen vertraulichen Verkehr anzuknüpfen.

Großes Erstaunen erregte bei meiner Frau die Bedürfnislosigkeit des jungen Ehepaares. „Gewiß wird das niedliche Weibchen recht knapp im Wirtschaftsgelde gehalten“, sagte sie mittheilend, denn wir hatten beobachtet, daß der Semmeljunge bei ihrem Häuschen stets vorbeiging; auch klagte mir der Krämer im Dorfe, daß die Sommerfrischler noch kein Loth von seinem vortreflichen Gesundheits-Kaffee gekauft hätten. Beziehungen mit der Außenwelt schienen sie ebenfalls nicht zu haben, denn ich sah nie, daß ihnen der Postbote Briefe oder Zeitungen brachte.

Plötzlich wurde unser Interesse auf zwei neue Nachbarn gelenkt, die bereits liebe Bekannte von uns waren. Eines Mittags kam Fräulein ganz erregt aus der Schule und brachte die Nachricht mit, daß im „Rothem Ochsen“, — dem einzigen Wirtschaftshaus im Dorfe, — dieselben Gäste wieder eingeleitet seien, welche jedes Jahr, während des Sommers, bei der Ochsenwirthin Logis nahmen. Die wadern Leuten zeichneten sich ebenfalls durch große Anspruchslosigkeit aus, denn obgleich die Wirthin ein Fremdenzimmer mit guten, sauberen Betten leer stehen hatte, zogen die Gäste es stets vor, ein hochgelegenes Dachlammern zu beziehen, — wahrscheinlich der

freieren Aussicht wegen, — welches sie so wohllich als möglich einzurichten pflegten.

Die Gäste im „Rothem Ochsen“ waren von unseren Nachbarn in der kleinen Villa, was ihre Lebensgewohnheiten betraf, recht verschieden; während diese ihre dunkle Kleidung nie ablegten, liebte das Ehepaar in der Dachlammer die heiteren Farben. Wir sahen die junge, schlant gewachsene Frau nie anders, als in einem blendend weißen Waschlleide. Dazu trug sie rothe, lange Saffian-Stiefelchen; und auch der Gatte, von Beruf ein Professor der Naturwissenschaften, war stets mit einem ganz hellen Sommer-Anzuge bekleidet. Der Professor trug ein ernstes, würdevolles Wesen zur Schau; wir sahen ihn oft gravitätisch dahin schreiten, wenn er in den Wiesen botanisirte und sich mit der langen Nase tief in's Gras bückte. Fräulein behauptete sogar, er singe auch Frösche, Eidechsen und Blind-schleichen. Seine Gattin, mit den locketten rothen Stiefelchen, huldigte leidenschaftlich dem Angelfischsport; Stunden lang sahen wir sie in dem großen See fischen, obgleich sie gar nicht dazu berechtigt war.

Während das fangeklustige Paar die Häuslichkeit liebte, schien die Professor-Familie sehr für landschaftliche Schönheiten zu schwärmen und machte täglich weite Ausflüge.

„Nun wird es Zeit, daß wir das Erkerstübchen wieder einrichten“, sagte meine Frau, „denn unsere alten Mieter treffen gewiß bald wieder ein.“ Und richtig, an einem der ersten sonnigen Raitage war das zierliche Pärchen, welches stets so flink und zugleich anmuthig dahinschwebte, wieder da. Auch diese lieben Freunde unterschieden sich wesentlich von den Nachbarn in der kleinen Villa, denn fast in noch größerem Maße, als jene zurückhaltend waren, zeigten sich diese zutraulich; namentlich die junge Frau war sehr gesprächig und schwatzte fast den ganzen Tag.

Leider schienen die Leuten nervös zu sein; denn sie waren stets von heftiger Unruhe erfüllt, und die Gattin plauderte mit meiner Frau immer nur im Vorbeihüchen. Sie hatten nämlich eine zahlreiche Kinderfahar zu ernähren und wurden durch diese Sorge von früh bis Abend in Anspruch genommen; aber ihre freundliche Naune litt niemals darunter, weil sie das rechte Gottvertrauen besaß, eingedenk der Bibelworte: „Sie saen nicht, sie ernten nicht, und der himmlische Vater ernähret sie doch.“

Zur Zeit der Kirchenreise machte ich eine sehr trübe Erfahrung. Mein Lieblingsbaum trug in diesem Sommer reichlich Früchte, aber nur zu bald bemerkte ich, daß die glänzend schwarzen Herzfrüchte geplündert wurden, und ermahnte deshalb die Kinder, gut aufzupassen. Eines Nachmittags, als ich die Predigt memorirte, stürzte Lieschen athemlos in mein Studierzimmer und rief: „Papa! — jetzt weiß ich, wer die Kirchschenke fünd!“

„Nun“, fragte ich gespannt. „Unsere Nachbarn im Gartenhäuschen.“ „Unmöglich, Lieschen!“

„Gewiß, Papa, ich sah sie ganz ungenirt in den Zweigen sitzen und munter schmausen, — bitte, überzeuge Dich selbst!“ Nur mit Widerstreben folgte ich dieser Aufforderung und gewahrte mit Betrübniß, daß sich unser Lieschen nicht getäuscht hatte. „Trau, schau, wem!“ sagte ich ärgerlich zu meiner Frau, aber die gute Seele rief: „Laß uns den Mantel christlicher Liebe über diese Verirrung decken“, — und diese verdrießliche Geschichte wurde nicht mehr berührt.

Noch muß ich eine vierte Familie flüchtig erwähnen, die uns wenig sympathisch war, und gerade diese misste sich dauernd im Orte ein. Es war ein verarmter Edelmann mit seiner Frau, entfernte Verwandte des Grafen Geierskranz, dem das baufällige, unbewohnte Schloß gehört, welches sich mit einem Giebel an das Pfarrhaus lehnt.

Das menschliche Paar hatte in einem düstern Thurm-gemach Wohnung genommen und ließ sich während des Tages niemals blicken. Nur höchst selten begegnete ich in später Abendstunde dem alten Herrn, der mich mit rollenden Augen, die unter buschigen Brauen glänzten, drohend anblickte und dann geräuschlos verschwand. Aus Anlaß eines Krankenbesuches kam ich einst zur Mitternachts-Stunde an dem finsternen Thurm vorüber, da drangen schauerliche, klagende Töne aus dem alten Gemäuer. Seit dieser Herr von Eulenhof mit Gemahlin das alte Schloß unfeindlich macht, wird es von den Dorf-bewohnern noch mehr gemieden.

Die enge Familie im Erkerstübchen, die bescheidenen Nachbarn im Gartenhäuschen und die Mieter des Dachlammerns verlassen an einem nebligen Herbsttage unser stilles Dorf, und ihr Abschied wurde allgemein bedauert. Wir wünschten Allen von Herzen glückliche Reise, und als sie unseren Blicken entchwunden waren, sang Lieschen wehmüthig und unstillen Auges:

„Wenn ich ein Vöglein wär,  
Flög' ich weit über's Meer!“

„Behalte nur fröhlichen Muth!“ sprach ich tröstend zu meinem Liebling. „Es währt nicht lange, dann kommt der Frühling wieder mit Wälbensdunst und Weidendunst, und mit ihm kehren unsere lieben Nachbarn in die Sommerfrische zurück.“



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

**Vor dem Alster-Pavillon in Hamburg.** Von Hans Bartels. In der Preis-Concurrenz der Illustrirten Frauen-Zeitung mit dem zweiten Preise von Zweitausend Mark gekrönt. (Siehe Seite 288 und 289. — Wenn man das „deutsche Benedig“ nach allen Richtungen durchwandert, stößt man auf viele interessante oder hübsche Punkte, wie z. B. den Hafen, die Steinwege oder die Billenstraßen von Alshorst; aber das Gleiche oder Aehnliches haben andere Städte auch aufzuweisen. Charakteristisch für Hamburg und zugleich der schönste Punkt der Stadt ist das Alster-Pavillon mit dem Pavillon. Der Letztere bietet durch seine Lage, halb im Wasser und gegenüber dem Jungfernstieg, dem Auge eine reiche Abwechslung. Sicht man auf der in's Wasser hineingebauten Seite in der offenen Gallerie, so hat man eine weite Aussicht über die majestätische Lombards-Brücke bis zu den Gärten von Alshorst. Die Alster ist hübsch besetzt durch allerlei Fahrzeuge. Da sind die rothen oder grünen Dampfer, die den Verkehr mit Pöfeldorf, Darvestehude und Eppendorf vermitteln; Bergmüllingsbote, die von Damen und Herren gleichmäßig geschickt gerubert werden; schmucke Segelbote und pfeilschnelle englische Wett-Ruderbote. Dazwischen ziehen

zahllose Schwäne ihre ruhigen Bahnen, unbeflümmert um den engen Verkehr; nur ab und zu kommt einer oder der andere von ihnen, um von den Gästen des Alster-Pavillons seinen Tribut einzufordern. Ein Blick auf diese Gäste selbst ist nicht minder interessant, denn die Bewohner aller Länder sitzen hier friedlich beisammen; Franzosen, Engländer, Russen, Malatten und Negere, Alle huldigen in seltener Uebereinstimmung dem Genusse des Kaffees. Ein fortwährend wechselndes Bild, und doch nicht so interessant und anziehend, wie das bunte Leben, das sich vor dem Alster-Pavillon, in der Hauptstraße von Hamburg, dem Jungfernstieg, abspielt. Unaufhörlich rollen die Equipagen vorüber, um ihre Insassen bald vor diesem, bald vor jenem luxuriösen Laden abzusetzen. Spitzenumhüllte Babies werden von Ammen in holsteiner Nationaltracht spazieren geführt, und dazwischen bewegen sich die ambulanten Verkäufer mit ihren Karren, auf denen Gegenstände aus fallirten Fabriken zu unglücklich billigen Preisen ausliegen. Zwei Figuren unter der Menge nehmen das Interesse der Fremden in besonders hohem Maße in Anspruch: die Dienstmädchen und die Bierländerinnen. Erstere, Sommer und Winter in hellen, meistens rofa Kleidern, mit weißen Mullmützen im Haar, weißen Strümpfen und tief ausgeschnittenen Schuhen, entlocken durch ihre tadellose Sauberkeit jeder Hausfrau einen Ruf der Bewunderung. Die Bierländerinnen wirken hingegen mehr originell, als anziehend, da sie meistens selten durch Jugend und Schönheit glänzen und andererseits die großen Hüte mit den wie aus Holz geschnittenen Schleifen, sowie die kurzen, in dichten Falten weit abstehenden Röcke auch ein hübsches Gesicht und eine jugendliche Figur entstellen würden. Auf den Stufen irgend einer Treppe sitzend, bieten die Bierländerinnen, je nach der Jahreszeit, Blumen oder Früchte feil, die sie bei eintretendem Regen durch ein steifes, braunrothes Segeltuch schützen. Außerdem sieht man natürlich ein buntes Durcheinander von Schiffsvolk, Matrosen und holsteiner Bauern, wie es sich aus der Lage der Stadt ergibt; doch scheint eine Beschreibung dieser sämmtlichen Typen dem Bilde gegenüber kaum nothwendig, da dasselbe das Leben vor dem Alster-Pavillon sehr charakteristisch darstellt. W. B.

**Literarisches.** — Als eine sehr schätzenswerthe Ergänzung zu jeder deutschen Literatur-Geschichte stellt sich der „Literatlas zur Geschichte der deutschen National-Literatur“ dar (Wandung, Schwet, 10 Lieferungen zu je M. 2). Was bis hierher an illustrierten Darstellungen unserer literarischen Entwicklung hatten, gehörte mehr oder weniger, trotz aller illustrativen Pracht, in das Gezeir der „Bilderbücher“, Dr. Gustav Künike, der Bearbeiter des vorliegenden Werkes, hat nun unter dem reichen Material mit kritischer Umsicht zu wählen gewußt. Die Literatur- und Geistesgeschichte der früheren Periode hat möglichst fern geschickt und nur im Notfall auf einen kleineren Maßstab zurückgeführt worden. Besonders zahlreich und interessant ist die Sammlung der Portraits aus der vorläufigen Periode, unter denen sich eine Anzahl seltener und sonst entwedter Gemälde befindet. Jedem Bilde ist ein kurzer erläuternder Text beigelegt, der sich in weiser Beschränkung mit Angabe der authentischen Daten begnügt.

Kudolf Kleinpaul hat seinen Bearbeitungen italienischer Städte eine neue angehebt: „Florenz in Wort und Bild“ (Leipzig, Schmidt und Günther, die Lieferung M. 1). In den bisher vorliegenden Hefen giebt der Autor zunächst eine Uebersicht der Geschichte dieses Ausnahmestandes der Cultur der Renaissance, Florenz als römische Provinzialstadt, als Hofstadt der Guelfen, als Stätte eines zweiten ausgeblühten Zeitalters unter der Herrschaft der Mediceer, als Hauptstadt des Großherzogthums Toscana und schließlich als interimistische Hauptstadt des Königreichs Italien, — das sind die Entwicklungs-Phasen, die der Verfasser in prägnanten Sätzen schildert. Dann läßt er uns eine Wanderung durch die Stadt und ihre nächste Umgebung antreten. Er führt uns auf die Piazza della Signoria, und nach einem kurzen Ueberblick über Prachtbauten erschließt er uns die Schätze der Galleria degli Uffizi, mit deren antiken Denkmälern er sich eingehend beschäftigt. Die Verzüge der Kleinpaul'schen Darstellungsweise, ein klarer, von warmer Begeisterung für den Gegenstand zeugender Stil, der sich von Trockenheit und Ueberschwänglichkeit gleich fern hält, treten überall hervor. Die Verzüge der Kleinpaul'schen Darstellungsweise, ein klarer, von warmer Begeisterung für den Gegenstand zeugender Stil, der sich von Trockenheit und Ueberschwänglichkeit gleich fern hält, treten überall hervor. Die Verzüge der Kleinpaul'schen Darstellungsweise, ein klarer, von warmer Begeisterung für den Gegenstand zeugender Stil, der sich von Trockenheit und Ueberschwänglichkeit gleich fern hält, treten überall hervor.

Die deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart veranstaltet eine wohlfeile Ausgabe des rühmlichst bekannten Prachtwerkes „Palästen in Bild und Wort“. Zwei hervorragende Gelehrte, Georg Ebers und H. Wulke, haben sich hier mit einem Stabe von Künstlern ersten Ranges vereinigt, um die Kenntnis der Topographie der heiligen Stätten, des Verhältnisses zur die Sitten und Gebräuche der Vergangenheit und Gegenwart dem größeren Publicum zu vermitteln. Der Name Georg Ebers bürgt für eine geschmackvolle, vorzügliche Darstellung, während Hermann Wulke seine Epoche vornehmlichen Beschäftigung in den Dichtungen, im besten Sinne des Wortes vornehmlichen Unternehmens stellt. Dem Gläubigen bietet es in der Betrachtung der Stätten, auf denen Christus gelebt und gelitten, eine Quelle heiler Erbauung; dem der historischen Auffassung Angehörigen verzeamdarkeit es die Genesie der Ereignisse, an die unsere ganze geistige und stitliche Entwicklung anknüpft. Diese wohlfeile Ausgabe, — 84 Lieferungen à 30 Pf., — unterscheidet sich von der Pracht-Ausgabe nur durch die Einschränkung der Städtchen-Illustration, während die Anzahl der Holzschnitte unverändert beibehalten ist.

Auch das Weimar-Album erscheint jetzt in einer billigen Pracht-Ausgabe (Leipzig, Schmidt und Günther, 12 Hefte à 75 Pf.). Der Text von August Teymann, dem Verfasser von „Goethe und die letzte Zeit Weimar's“, giebt zunächst eine wegschleungene Charakter-Skizze der Derrigin Anna Amalie und schließt treffend die erste Regierungszeit Karl August's, kurz nach Verlegung des Hofes nach Goethe. Ein besonders Interesse erhalt diese Schilderung durch mehrere bisher ungedruckte Briefe Siegmund von Seckendorff's, der, durch den am Dole sa sammelnden literarischen Kreis in den Schatten gestellt, ein nicht vernachlässigtes, aber ungeschickliches Bild von dem Treiben der jüngeren Generation entwirft. Die beigegebenen Städtchen von Brudmann, — besonders die Reproduktionen der Statuen von Kriehol und Steinbäcker, — sind vortreflich gelungen und stehen mit der sonstigen guten Ausstattung des Werkes in Einklang.

Das „Kunsthandbuch für Deutschland, Oesterreich und die Schweiz“ von Rudolf Springer (Stuttgart, Spemann, M. 6) ist in vierter vermehrter Auflage erschienen. Die von Jahr zu Jahr den betreffenden Veränderungen Rechnung tragende Publikation hat sich allmählig zu einem für den Kunstgelehrten, Liebhaber und Sammler unentbehrlichen Nachschlagewerk entwickelt. Auch für den ausübenden Künstler ist es von Werth, sich darüber vergewissern zu können, an welche Behörden und Anstalten er sich bei Gelegenheiten von Concurrenzen u. s. w. zu wenden hat. Das Kunsthandbuch giebt zuverlässige Auskunft über die Kunstverwaltung, die Akademien, Gewerkschulen, technischen Bildungsanstalten, Vereine und Vereinsvereinigungen Deutschlands, Oesterreichs und der Schweiz. Ein Katalog weist auf die Auktions-Anstalten und Zeitchriften hin.

Wie viel wir besonders auf dem Gebiete der Flächen-Decoration von unseren fühligen Freunden, den Japanern, lernen können, das zeigt die bei Julius Hoffmann in Stuttgart erscheinende, von H. Delmetich herausgegebene Sammlung: „Japanische Vorbilder“. Die vorliegenden ersten Hefte (das Ganze ist auf 15 Lieferungen zu je M. 1.20 berechnet) bringen in Licht- und Farbendruck ausgeführte Verlege von Ornamenten, Blumen, Emaille- und Porzellan-Malereien, die wohl geeignet sind, auf unsere kunstgewerblichen Bestrebungen anregend zu wirken. Zierliche Fächer- und Kirschblüthen an scheinbar willkürlich verschlungenen Zweigen, bunte Schmetterlinge und Vögel fügen sich hier mit leicht angenehmer Landschaft zu einem ganz neuen Ganzen zusammen, wie es sich amuthiger kaum denken läßt. Wünschenswerth wäre es, wenn den einzelnen Blättern ein fortlaufender Text beigegeben wäre, der kurze Andeutungen über die betreffende Technik enthielte. G. B.

Das „Album englischer Dichtung in deutschen Nachbildungen“ von M. von Westen (Hamburg, Grünig, geb. M. 4.50) enthält Gedichte und Prosafragmente größerer Poëten von geistreichen englischen und amerikanischen Autoren in meist recht gelungener deutscher Uebersetzung. Die Auswahl ist mit seinem Geschmack getroffen. Am Saluste sind Anmerkungen zur Erläuterung einzelner Gedichte gegeben, die von den Autoren selbst verfaßt sind; daran schließen sich kurze Notizen über die Lebensumstände und die Werke der Dichter.

Gärtnern und Liebhabern der Pflanzenwelt bietet das vom Feiler der berühmten Porzellan-Gärten in Berlin, dem Gartenbau-Director H. Gaeertel, herausgegebene Werk: „Die Winterblumen“ (Berlin, Farn, M. 18), eine vortrefliche Anleitung zur Wintercultur der für den Schmuck der Wohnräume und Glashäuser, für Bouquets, Vasen und andere Arrangements geeigneten



einheimischen wie ausländischen Blumen und Blattpflanzen. Welch überaus reichhaltiges Bedürfnis die Winterblumen für uns bereits geworden sind, braucht nicht erst zu werden; welchen Grad der Vollkommenheit ihre Cultur, welche Mannigfaltigkeit ihre Auswähl erreicht, lehren zur Genüge die großartigen Winterblumen-Ausstellungen, wie sie der Verein zur Beförderung des Gartenbaues in den preussischen Staaten seit einigen Jahren regelmäßig in Berlin veranstaltet. Die bedeutendsten, von diesen Unternehmungen ausgehenden Anregungen haben auch Anlaß zum Erscheinen des vorliegenden Werkes gegeben, welches in systematischer Anordnung, beginnend mit den sehr eingehend behandelten Orchideen, alle die in Betracht kommenden blühenden oder blüthenblätterigen Pflanzen nach ihrem botanischen Charakter und ihrer Behandlungsart aufzählt. Einen besonderen Schmuck bilden die am Schluß jedes Kapitels eingefügten sehr hübschen Holzschnitte, Decorations-Plänen oder Groupirungen solcher darstellend, namentlich aber neun prächtige Farbendrucktafeln.

- Reiner.** — Anleitung, in 60 Minuten Kunstkenner zu werden. Von Otto von Reiner. 2. Auflage. Berlin, Brachvogel u. Boss, 6 Pf.
- Brugsh.** — Die Muse in Teheran. Von Heinrich Brugsh. Frankfurt a. O., Trübner u. Sohn, 6 Pf.
- Hobrecht.** — Sitten in Kestek. Von Max Hobrecht. Karlsruhe, Baden, 2.
- Wielmann.** — Novelle. Novelle von Alfred Graf Wielmann. Stuttgart, Benz u. Co., M. 1.80.
- Woh.** — Der Sohn der Welslerin. Von Richard Woh. Stuttgart, Benz u. Co., M. 4.
- Genschen.** — Vier Erzählungen von Otto Franz Genschen. Inhalt: Frühlingsskizze, Lucia, Dinal. Weihnachtsgeschenke, Berlin, Grosse, M. 2.
- Schubin.** — „Gloria victis.“ Roman von Otto Schubin. Berlin, Gehr. Vertr., 3 Bde., M. 10.
- Vobmeier.** — Die Welt im Kleinen für die kleine Welt. Ein Bilderbuch für Kind und Vater für Mutter und Kind. In 48 Fricchen in Farbendruck nach Original-Ansichten von Wold, Friedrich, Karl und Joh. Gebret, A. von Grandherr, Julius Kleinmichel, Paul Mehn, Karl Wöhling, Franz Timm und H. Vogel. Mit begleitenden Streichen von F. Vobmeier, F. Schanz und J. Trejan. Stuttgart, Weir, 6.
- Vauch.** — Die Kinderstube. Gehts 276. Les- und Druckbuch für brave Kinder, welche leicht und rasch lesen lernen wollen. Ein Führer für Mütter und Erzieher beim ersten Unterricht durch Wort und Bild. Von Ernst Vauch. Vierte verbesserte Auflage. Mit 300 Text- und zwei Kunstblättern. Leipzig, Spamer, Gart, M. 2.
- Bouc.** — Le livre d'or. Alcegaire français illustré pour les petits enfants. Nouvelle méthode de lecture, propre à développer l'intelligence et le mémoire des enfants et à les instruire tout en les amusant. Par Mlle. L. Bouc. Septième édition. Orné de 300 jolies vignettes. Leipzig, Spamer, M. 2.

# Aus der Frauenwelt.

**Berlin.** — Minona Frieß-Blumauer, das älteste und künstlerisch bedeutendste Mitglied des königlichen Schauspielhauses, ist am 31. Juli gestorben. Am 11. Mai 1816 zu Stuttgart geboren, wo ihr Vater der Bühne angehörte, wurde Minona Blumauer für die Oper ausgebildet und erzielte auch auf verschiedenen größeren Bühnen schöne Erfolge als Sängerin. Ihre Vorliebe für das recitierende Drama veranlaßte sie indessen, unter Immermann's Leitung in Düsseldorf zum Schauspiel überzutreten. Nachdem sie an kleinen Hoftheatern und zuletzt in Brünn als jugendlich muntere Liebhaberin gewirkt, verheiratete sie sich in letzterer Stadt mit dem Ingenieur Frieß und entlagte der Bühne; doch nahm sie auf Veranlassung Saphir's, der sie in Brünn geübt und später eigens für sie humoristische Vorträge schrieb, bald wieder ein Engagement bei Director Carl in Wien an. Hier offenbarte sich ihre Begabung für das komische Charakterstück so glänzend, daß sie sich demselben ausschließlich widmete. Im Jahre 1853 wurde sie, nach einem erfolgreichen Gastspiele, an das Berliner Schauspielhaus engagiert, dem sie fortan als eine der ersten Kräfte angehörte, seit dem Tode Berndal's, der genau ein Jahr vor ihr aus dem Leben schied, — am 31. Juli 1855, — als die „letzte der alten, guten Schule“. Die „komischen Alten“ der Künstlerin waren Leistungen, wie sie außer ihrer Rivalin in Wien, Amalie Haizinger, keine deutsche Schauspielerin aufzuweisen hatte; viele Ältere vermochten sich auf dem Repertoire des königlichen Schauspielhauses nur durch das unvergleichliche Spiel der Frieß-Blumauer zu erhalten, und nicht wenige neuere Werke dankten demselben den Haupttheil des Erfolges. Seit längerer Zeit litt die Künstlerin an einem Halsübel, das mehr und mehr die Kraft ihres Organes beeinträchtigte, und so zog sie sich vor einigen Monaten, vom Kaiser Wilhelm unter rühmender Anerkennung ihrer Verdienste zum Ehren-Mitgliede des königlichen Theaters ernannt, von der Bühne zurück. Sie selbst glaubte, dieselbe bald wieder betreten zu können, und froher Hoffnungen voll, suchte sie verschiedene Bäder auf. Nirgend aber hatte die Kur den gewünschten Erfolg, und schwer leidend kehrte Minona Frieß-Blumauer am 29. Juli nach Berlin zurück, wo kaum zwei Tage darauf der Tod ihr Leben endete. Die Bestattung der Verbliebenen erfolgte, am Vormittag des 4. August, unter allgemeiner Theilnahme auf dem Jerusalemer Friedhofe, wo der ihr Theodor Döring und Berndal die letzte Ruhe gefunden. Auch vom deutschen Kaiser- und dem Kronprinzen-Paare waren Kränze für die Gruft der edlen Künstlerin gesendet worden.

Auf der Jubiläums-Ausstellung befinden sich neun- undsechzig Oelgemälde, die von Malerinnen ausgestellt sind. Hierunter ist das Portrait mit zwanzig Bildern vertreten, die Landschafts-Malerei mit siebzehn, Genre und Stillleben mit je sechzehn Bildern. Die größte Zahl der Künstlerinnen, welche ausgestellt haben, nämlich achtzehn, sind Berlinerinnen oder wohnen in Berlin; neun sind in München, je vier in Düsseldorf, Wien und Brüssel ansässig; je zwei leben in Haag, in Hamburg und in Prag, während die übrigen sich auf Paris, Amsterdam, Rotterdam, Stuttgart, Karlsruhe, Breslau, Kronenburg, Danzig und Ems vertheilen.

**Potsdam.** — Einer ersten Gefahr ist die Prinzessin Margareta von Preußen, die jüngste Tochter des deutschen Kronprinzen-Paares, entgangen. Bei einem Spazierritt im Wildpark wurde sie von dem jungen, erst kürzlich aus England angekommenen Pferde aus dem Sattel geworfen, und nur einem glücklichen Zufall war es zu danken, daß der Fuß der hohen Dame sich aus dem Bügel löste, indem das ichene Thier weiter stürmte. So hatte der Sturz für die Prinzessin weiter keine Folgen, als einige unbedeutende Verletzungen im Gesichte.

**Dresden.** — Nach dem Muster der bereits in Württemberg bestehenden ländlichen Haushaltungs-Schulen ist auf Veranlassung der Frau Minister von Rostk-Wallwitz in Schwettershain bei Wittweida eine derartige Anstalt eröffnet worden, welche den Zweck hat, jungen Mädchen aus bürgerlichen und häuerlichen Kreisen Gelegenheit zur Erlernung derjenigen Kenntnisse und Fertigkeiten zu geben, welche zur Führung einer einfachen Haushaltung erforderlich sind. Der Unterricht erstreckt sich nicht allein auf die eigentliche Haushaltungs-Kunde, sondern auch auf Industrie-Arbeiten und gewisse Fortbildungsfächer. In letzterer Beziehung wird besonders das Kopfrechnen, sowie die Anfertigung von Geschäftsbriefen und die Führung von Hausbüchern eingeübt; daneben werden auch die Schülerinnen in Gesundheitslehre, Krankenpflege und Anstandslehre unterwiesen.

— Die Witwe Emil Scaria's, des kürzlich in Plasewitz verstorbenen Operndängers, gedenkt mit ihrer Tochter nach Frankfurt am Main überzusiedeln. Die Hinterbliebenen des Künstlers scheinen gut verorgt zu sein; wenn derselbe auch kein großes Vermögen hinterlassen hat, so wird die Witwe doch aus dem Pensions-Fonds des Wiener Hofopern-Theaters eine jährliche Rente von circa achthundert Gulden und vom Haydn-Verein, dessen Mitglied Scaria gewesen, für das erste Jahr zweihundert und für jedes folgende Jahr sechshundert Gulden als Pension beziehen. Scaria soll übrigens auch bei einer sächsischen Assurance-Gesellschaft sein Leben in der Höhe von vierzigtausend Mark versichert haben.

**Heidelberg.** — Die Jubelfeier der Universität wurde in der neu hergestellten Aula mit der Ueberrückung des von den Frauen und Töchtern der Universitätslehrer gestifteten, nach dem Entwurfe des Professors Goeck in Karlsruhe ausgeführten Universitäts-Banners eröffnet. Fräulein Margareta Becker, die Tochter des Ophthalmologen Professors Otto Becker, sprach ein von ihrem Vater verfaßtes Festgedicht, und die Gemahlin des Professors von Vulmering verlas die Schenkungs-Urkunde, in welcher bestimmt ist, daß das Banner wohl der Gesamtheit der Studentenschaft, niemals aber einer einzelnen Körperschaft derselben überlassen werden darf. Das neue Banner zeigt auf der Vorderseite das Universitäts-Gebäude, hinter welchem man das Heidelberger Schloß erblickt. Darüber ist der Reichsadler und zu den Seiten sind die Palmen der Wissenschaft gestiftet. Die Umschrift lautet: „Universitas litterarum Heidelbergensis 1386—1886“. Auf der Rückseite sind auf dunkelgelber Seide die Worte zu lesen: „Gestiftet von den Frauen und Töchtern der akademischen Lehrer.“

**Wien.** — Kaiserin Elisabeth von Oesterreich traf am 31. Juli, diesmal ohne Begleitung der Erzherzogin Valerie, welche ihrer erlauchten Mutter erst später nachfolgen sollte, wieder in Gastein ein. Die hohe Frau fuhr direct vom Bahnhofe zu dem Bedeschloße, um dort dem Kaiser Wilhelm ihren Besuch abzustatten. Der greise Monarch befand sich gerade in seinem Arbeits-Cabinet und wurde von der Ankunft der Kaiserin derart überrascht, daß er dieselbe im Hausrode empfangen mußte. Die Kaiserin blieb eine halbe Stunde in den Zimmern des Kaisers, welcher den hohen Besuch schließlich bis in das Vestibül begleitete und auch noch die Freitreppe herunterstiegen wollte; die hohe Frau eruchte ihn jedoch, sich nicht der rauhen Abendluft auszuweihen. Der Kaiser lächelte ihr darauf die Hand und nahm in herzlicher Weise Abschied.

— Die Vertreter der Wiener Posamentier-Industrie, welche seit einiger Zeit über das Darniederliegen ihres Geschäftszweiges zu klagen haben, glaubten einen neuen Aufschwung desselben erzielen zu können, wenn sie die Kronprinzessin Stephanie für die vaterländische Industrie interessirten. Graf Hans Witzel übernahm es, die entsprechenden Wünsche, welche darin gipfeln, daß für die Damen-Toilette wieder mehr die Erzeugnisse der Posamenterie verwendet werden, der hohen Frau zu unterbreiten. Kronprinzessin Stephanie erklärte allerdings, sie fühle sich in Robefachen nicht mächtig genug, um in einer bestimmten Geschmacksrichtung sogleich mit voller Wirkung tonangebend aufzutreten; allein sie werde bezüglich ihrer Roben für ihre Lieferanten den Auftrag geben, als Aufputz vorwiegend Posamenterien zu benutzen; mit Vergnügen werde sie davon hören, wenn dieses Beispiel Nachahmung finde. In den betreffenden Gewerbskreisen hat diese Zusicherung der hohen Frau selbstverständlich lebhaftest Befriedigung hervorgerufen.

— Der Berg-Sport hat im Großglockner-Gebiete abermals ein Opfer gefordert, und zwar eine Dame, Fräulein Pauline von Sonklar aus Innsbruck. Am Morgen des 25. Juli war eine Gesellschaft von vier Herren und zwei Damen, worunter die Verunglückte, von Heiligenblut aufgebrochen, um einen jener Punkte aufzusuchen, von denen aus sich ein Ausblick auf den Großglockner darbietet. Dieses Ziel wurde ohne Unfall erreicht. Nachdem man sich an dem großartigen Bilde sattgesehen, ward der Abstieg über die sogenannte Geißlode in die „kleine Meiß“ angetreten, ein wildes, von Felsstrümmern überfühtes Gehänge, durch das der wilde Felsbach zu Thal stürzt. An einem etwas schwierigen Punkte dieses Weges machte nun Fräulein von Sonklar einen Hestritt und stürzte, ehe noch einer der Begleiter ihr Hülfe bieten konnte, in die Tiefe, wo sie, schredlich verstümmelt, todt liegen blieb. Die Verunglückte war die sechsundzwanzigjährige Tochter des bekannten, im vorigen Jahre verstorbenen Alpen-Erforschers Generalmajors Sonklar von Inntätten.

**Paris.** — Bei den Jahresprüfungen des Pariser Conservatoriums erhielt einen Preis als Harfenistin ein elfjähriges Mädchen, „Mademoiselle“ Renie. Die junge Künstlerin ist von so winziger Gestalt, daß sie kaum an ihre Harfe hinauflangen kann, und daß die Pedale für sie verlängert werden mußten. Ihr Instrument aber weiß sie mit solcher Kunstfertigkeit zu behandeln und zugleich ihrem Spiele solchen Ausdruck zu verleihen, daß Musikverständige ihr eine große Zukunft voraussagen.

— Die Heldin eines argen Scandals ist wieder einmal Sarah Bernhardt geworden. Der Schauplatz desselben ist Rio de Janeiro, wo die Tragödin mit der von ihrem Impresario gewordenen französischen Truppe bereits an mehreren Abenden erfolgreich aufgetreten war. Eines der Mitglieder, Madame Noirmont, wollte die Gesellschaft verlassen und scheint dadurch den Fortgang des Gastspiels in Frage gestellt zu haben. Hierüber aufgebracht, soll Sarah die ungetreue Kollegin zur Rede gestellt und, nachdem sie eine unartige Antwort erhalten, mit einer Reitpeitsche schwer mißhandelt haben. Ja, noch einer Version hätte die große Tragödin dieses Heldenstück derart verübt, daß sie durch ihren Sohn Maurice und den Regisseur Garnier das unbotmäßige Mitglied festhalten ließ, während sie an demselben in der angegebenen Weise ihr Rühchen lüht. Madame Noirmont hat die Hülfe der Gerichte angerufen, die den wirklichen Sachverhalt wohl klar stellen dürften.

**London.** — Lady Brassey, die bekannte Reisende und Schriftstellerin, hat durch die Ernennung ihres Gemahls, des Sir Thomas Brassey, zum Pair einen ihrer Lieblingswünsche erfüllt gesehen. Auf Normanhurst, ihrem prächtigen Schloße in der Nähe von Hastings, nach welchem Sir Brassey sich fortan „Vord Normanhurst“ nennen wird, gedenkt seine Gemahlin das Ereigniß durch eine Reihe glänzender Feste zu feiern.

— Im Novelty-Theater errang die von Miss Ida Walker, einer Tochter des Besitzers der „Times“, componirte Oper „Florian“ einen freundlichen Erfolg. — Miss F. V. Augtry, die weniger durch ihr Talent, als durch ihre Schönheit ausgezeichnete Schauspielerin, gedenkt unter die Schriftsteller zu gehen. Sie arbeitet an einem Roman, der gleichzeitig in England und in Amerika erscheinen soll.

**Konstantinopel.** — Mrs. Walker, eine Zeichenlehrerin und Portrait-Malerin, die vor einiger Zeit den Orient bereiste, hat ihre dort gesammelten Erfahrungen in einem unterhaltenden

Büchlein, — „Eastern Life and Scenery“, — niedergelegt. Unter den türkischen Damen von Konstantinopel erwarb sich Mrs. Walker viele Freundinnen; ein gern geliebter Gast in den Harems, hatte sie vortreffliche Gelegenheit, das häusliche Leben der Türken zu beobachten. In ihrem Berichte überrascht vor Allem die Erzählung von der Einfachheit, die in solchem türkischen Haushalt herrscht, während derselbe doch unserer Phantasie als ein glänzendes Bild orientalischer Pracht vor sich weht. Vielweiberei ist bei dem vornehmen Türken von heute die Ausnahme; höchstens unter dem Landvolk sieht man noch die Polygamisten vertreten. Der letzte Krieg mit Rußland hat diesen Umstand zu Stande gebracht. Heute sind die einstmaligen Reichen verarmt und haben ihre Serails aufgelöst; umgekehrt haben die Bauern, theils aus Mitleid, theils um billige Feldarbeiter zu gewinnen, die Witwen und Töchter der im Kriege Gefallenen als Nebenfrauen zu sich in's Haus genommen. Aber auch noch ein anderer Grund für das langsame Schwinden der Vielweiberei unter den besser situirten Türken darf nicht vergessen werden: das Beispiel und die Kultur des Westens, welche die monogamistische Lehre schon längst über die asiatische Grenze getragen und dort eingebürgert haben. — Recht amüsant sind die Erfahrungen, welche Mrs. Walker in ihrer Eigenschaft als Portraitmalerin in Konstantinopel gesammelt hat. Wie schwer waren die Damen zu befriedigen, welche der Engländerin die Ehre erwiesen, sich von ihr malen zu lassen! Da war kaum eine unter diesen beliebten Schönen, die nicht erst darauf bestanden hätte, im enganschließenden europäischen Kostüm zu sitzen. Und in welchem Kostüm! Bisweilen in einer französischen Corset-Taillie, welche die Türkin zusammenschürzte, bis sie kaum mehr athmen konnte, während sie statt der Röcke die orientalische Pluderhose angezogen hatte. Und in dieser Ungehalt wollte und mußte die eigeninnige Donna schlechterdings gemalt werden. Eine sehr beliebte Sultana verlangte von der Malerin gar, sie solle sie als ein schlantes und liebliche Mädchen darstellen; und immer wieder während der Sitzungen begehrte die Sultana, ihre Garderobe, ihre Juwelen zu wechseln, verlangte in jedem neuen Kostüm eine neue Positur, eine neue Umgebung. Ein andrer Mal ersuchte Mrs. Walker den Auftrag, das zwei Jahre alte Schöndchen eines Bey zu portraituren, und das in einer überaus lächerlichen Situation des Kleinen: wie er nämlich, geteilt in die Gala-Uniform eines höheren Offiziers, mit Schwertgürtel, Fes und Epauletten angethan, von seiner Amme die Nahrung empfing.

**Newyork.** — Von welchen Zufälligkeiten große Dinge abhängen können, dafür lieferte Miss Dolly Adams einen eigenthümlichen Beweis, indem sie unter Beihülfe der Unterschlagung den Nordpolfahrer Colonel William G. Silber verhaften ließ. Vor längerer Zeit hatte sie dem Colonel, der einstmal mit ihr befreundet gewesen war, einen Schuldschein der Manhattan-Eisenbahn über tausend Dollars mit dem Auftrag übergeben, Erkundigungen über den Werth des Papiers einzuziehen. Er that dies und deponirte, da er Dolly aus den Augen verloren, den Schein auf einer Bank, der er im Augenblicke eine unbedeutende Summe schuldete. Eines Tages wurde er plötzlich als Kriegs-Correspondent des „Newyork Herald“ nach Tonting beordert, und während seiner Abwesenheit verkaufte die Bank den Schuldschein zur Deckung ihres Guthabens. Neuerdings nun dachte Mr. Silber, der schon mehrere Nordpol-Expeditionen im Auftrage des „Herald“ mitgemacht, abermals an der Spitze einer solchen aufzubrechen, aber gerade an dem Tage, an dem er sich an Bord des Walfischfahrers „Gra“ einschiffen wollte, setzte Miss Dolly die erwähnte Ankage in Scene, und der Colonel mußte, da er die verlangte Bürgschaft von fünfzehnhundert Dollars nicht gerade zur Hand hatte, in's Gefängniß wandern. Allerdings befand er sich am anderen Tage wieder in Freiheit, aber mittlerweile war die „Gra“ abgesehelt, und dies war unglücklicher Weise das letzte Fahrzeug, das in dieser Saison von einem amerikanischen Hafen aus den Colonel nach dem hohen Norden hätte mitnehmen können. Die böshafte „Dolly“ wird es zu verantworten haben, wenn die Nordpolfahrt ein etwa acht Monate verzögert wird.

# Die Mode.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Mode vom September 1786.



© Nach einem Stiche nach Dahamel aus dem „Cabinet des Modes vom September 1786“.





Dem jertlichen Capote-Hut aus Spitzen lassen wir heute einen der neuesten Herbsthüte folgen. Die Form „Volero“ mit gleichmäßig ringsum aufgeschlagenem Rande zeichnet sich besonders dadurch aus, daß sie nicht aus Stoff, sondern aus feiner, gedrehter Seidenschur gefertigt ist. Eine einfache, seitwärts angebrachte Bandschleife genügt als Garnitur, da der Hut selbst sich durch große Eleganz auszeichnet.

Die Jagd nimmt mehr und mehr einen Platz auch unter den Gewohnheiten der Damen ein. Fast jede Schloßfrau hat wohl einmal im Jahre den Wunsch, ihren Gatten auf seinen Jagdausflügen zu begleiten. Unsere Abbildungen bieten zwei Modelle für Jagd-Kostüme, welche sich sowohl für die letzten warmen September-Tage, wie für die erste Kälte des Winters eignen. Aischgrauer Roden dient als Material der ersten Vorlage, an welcher der Rod seitwärts

unserer Abbildungen bieten zwei Modelle für Jagd-Kostüme, welche sich sowohl für die letzten warmen September-Tage, wie für die erste Kälte des Winters eignen. Aischgrauer Roden dient als Material der ersten Vorlage, an welcher der Rod seitwärts



Nachdem viele elegante Damen die Köstchen von der Stirn verbannt haben, tragen auch die jungen Mädchen von zwölf bis sechzehn Jahren die Stirn unbedeckt, und zwar ist man für diese wieder zu der niedrigen Haarfrisur zurückgekehrt. Die Haare werden nach hinten zurückgenommen, und nur an den Schläfen kraweln sich einige natürliche Köstchen. Auf den Köden fallen zwei oder drei starke Locken herab, welche eine Spongel aus hellem Schildpatt zusammenhält.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Die für ein Rückenissen bestimmte originelle Stickerei mit den scheinbar übergreifenden Gefüden bringt durch geschickte Anwendung verschiedenen Materials eine prachtvolle Wirkung hervor, ohne daß die Ausführung große Ausdauer beansprucht. Von pfaublauen Pflüchgründe hebt sich grau-grünes, rötlich geaderes Blattwerk, in Arrasen ausgeführt, ab, während für die schmalblättrige Blumenfigur und die Knospen eine Schlingen-



seide (wir besprechen dieselbe Vouclé-Seide eingehend in der ersten Sept.-Nummer 85), in Holzgelb abgefärbt, verwendet wurde; in dichten Reihen aufgenäht, strich sie mit ihrem seidigen Glanz wirkungsvoll von der Wollen-Chenille ab und gleicht der kunstvollsten Amdtchenstickerei. Gold-Gantille bildet die Kelchblättchen der Blume, Goldschnur die Ranken und die Arabesken-Begrenzung der aus Goldbrocat bestehenden Gefüde. (Bezugsquelle: D. Arzbe, W. Krüger Str. 129.)



mittelt dunkelgrauer Passanterie-Knopfe schließt. Diese Seite wird unter der Draperie sichtbar, deren Vorderbahn eine Ausfertigung aus Bägeln zeigt, die größer und kleiner, sich bläulichgrau von dem Grunde abheben. Die Taille öffnet sich über einer Weste aus geripptem Sammet. Tuch-Gamaschen, Hut aus grauem Filz mit Einfassung und Garnitur aus grauen Vorten. — Für das zweite Modell wählt man beliebige gerippten Sammet oder kräftige Wigogne in Hellbraun. Der glatte Rod erhält als Garnitur nur eine breite, dunkelbraune seidene Vorte. Die in gleicher Weise ausgestattete Taille bildet im Rücken einen Postillon-Schloß, während sie vorn einen runden Schloß und herzförmigen Ausschnitt zeigt, welcher einen Laithteil aus Gamsleder sichtbar werden läßt. Filzhut mit Federkamm; hohe Lederstiefel.



Die Herren werden es uns Dank wissen, wenn wir ihnen vor Beginn der Jagd mittheilen, was in dieser Saison getragen werden wird. Das Beinleid aus Sammet, welches dem Winter vorbehalten bleibt, ersetzt man im Herbst durch ein solches aus dunklen imprägnirten englischen Wollstoff. Eine Joppe aus kräftigem, fein gestreiftem oder glattem Segelleinen, Gamaschen aus grauer Leinwand mit verwickelten Schmalen und ein Keinenhut mit Korkfutter vervollständigen das Kostüm, welches trotz seiner Einfachheit nicht der Eleganz entbehrt.

Diese prächtige, soeben aus den Ateliers von Dea in Paris hervorgegangene Vase, welche für ein französisches Schloß bestimmt ist, ist ohne den Fuß 80 Cent. Höhe. Die Vase selbst besteht aus blaugrauer Fayence. Die Amoretten sind aus einer feinen, dem Meißener Porzellan ähnlichen Masse von rötlicher Farbe gebildet, während das Blattwerk sechs verschiedene Nuancen Grün zeigt. Die Masse des Fußes ist dunkelblaue Fayence. Blühende Zweige oder Gräser, in diese Vase gestellt, würden in jedem Speisesaal eine vorzügliche Wirkung hervorbringen.



ein französisches Schloß bestimmt ist, ist ohne den Fuß 80 Cent. Höhe. Die Vase selbst besteht aus blaugrauer Fayence. Die Amoretten sind aus einer feinen, dem Meißener Porzellan ähnlichen Masse von rötlicher Farbe gebildet, während das Blattwerk sechs verschiedene Nuancen Grün zeigt. Die Masse des Fußes ist dunkelblaue Fayence. Blühende Zweige oder Gräser, in diese Vase gestellt, würden in jedem Speisesaal eine vorzügliche Wirkung hervorbringen.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Speisezettel für die feine und einfache Küche.

- I.
- Aufternjuppe . . . . . Receipt 1222.
  - Canapées mit Sardinen à l'huile und Remouladen-Sauce . . . . . Receipt 1223.
  - Turbot, blau abgekocht, mit heißer Butter und Salzartoffeln.
  - Braiserter Puter . . . . . Receipt 1224.
  - Krammetvögel-Pastete . . . . . Receipt 1225.
  - Rehbraten, dazu Salat.
  - Gleichmörter Blumenkohl, italienische Art . . . . . Receipt 1226.
  - Mandel-Pudding, dazu verschiedene feine Compotes.
  - Gefrorenes von Kaffee.
  - Obst.
- II.
- Königsuppe.
  - Muscheln von Rebhühnern . . . . . Receipt 1227.
  - Zander mit Auftern-Sauce.
  - Hammelfleisch mit weißen Bohnen . . . . . Receipt 1228.
  - Italienische Macaroni mit Leber . . . . . Receipt 1229.
  - Kapuzinerbraten mit Salat.
  - Spinat, mit Spiegeleiern und Semmel-Croutons garnirt.
  - Bavaroise mit Vanille.
  - Deffert.
- III.
- Suppe mit Gurken-Purée . . . . . Receipt 1230.
  - Gelochter Kadeljan.
  - Kalbshuf, französische Art . . . . . Receipt 1231.
  - Gespickte, gebratene Schweinslenden.
  - Kleine glacirte Biscuits.
  - Obst.

Recepte.

1222. Aufternjuppe. Man bricht 40—50 Auftern auf, löst sie vorsichtig von den Schalen und schüttet sie sogleich mit ihrem vollen Wasser zu 1/2 Liter Rheinwein, welchen man vorher in eine dazu passende Casserole gegossen hatte. So läßt man die Auftern über mäßigem Feuer, ohne daß sie kochen, heiß und steif werden, hebt sie dann mit einer Schaumfelle auf eine ausgebreitete Serviette, schneidet Bart und Stuhl weg und legt sie, zugedeckt, über heißen Wasserdämpfen warm. Schon vorher hatte man eine hellfarbige, kräftige Suppe gekocht, die man nun mit der Aufternbrühe und noch etwas Rheinwein vereinigt und einige Minuten lang aufkochen läßt. Derauf thut man einige Löffel feine Sahne und etwas Butter dazu, zieht das Ganze mit 5 Eiböttern ab und giebt es durch ein feines Sieb über die in der Suppen-Terrine inzwischen angerichteten Auftern.

1223. Canapées mit Sardinen à l'huile und Remouladen-Sauce. Man nimmt hierzu die beste Sorte Sardinen, die größeren und breiteren, und schneidet, genau zu ihrer Länge und Breite passend, einen halben Centm. dicke, länglich vieredrige Canapées von feiner Semmel ab, um solche in einer mit Butter bestrichenen Pfanne auf einer Seite ganz leicht zu rösten und danach, leicht beschwert, damit sie sich nicht krumm ziehen, erkalten zu lassen. Inzwischen macht man von 2 hartgekochten und 2 rohen Eidottern, mit besten Olivenöl, das man tropfenweise mit den Eiern verührt, etwas Koftrich und kräftigem Kräutereisig, eine sehr dickflüssige, angenehme schmeckende Remouladen-Sauce, reibt sie zu noch besserer Vereinigung durch ein feines Haarsieb und giebt dann einen Kaffeelöffel staubfein gehackte, grüne Petersilie daran. Mit dieser Sauce bestreicht man die ungeröstete Seite der Canapées reichlich, legt dann auf jedes eine ganze, ungetheilte Sardine und richtet die fertigen Canapées, sternförmig an einander gelegt, auf einer runden Schüssel an, um die leeren Keinen Zwischenräume mit in Köstchen geschnittenen Radieschen und in Stückchen geschnittenem Aspik zu garniren. Dies an und für sich so einfache, aber sehr wohl-schmeckende hors d'oeuvre kann bei den feinsten Diners einen Platz beanspruchen.

1224. Braiserter Puter. Eine recht fette Puterhenne dressirt man wie zum Braten, füllt auch den Kropf mit feiner Farce und umbindet dann die ganze Henne mit großen Speckbarden. Inzwischen hatte man in einem zur Größe des Puters passenden Braiserkopf recht fette, helle Fleischbrühe mit etwas Suppenwurzel, 2 Zwiebeln und einem Kräuter-Bouquet zum Kochen gebracht, um nun den Puter hineinzulegen, sodas er ganz in der Brühe liegt, und ihn unter öfterem Umwenden, fest zugedeckt, in ungefähr zwei Stunden ganz langsam gar, aber nicht zu weich kochen zu lassen. Beim Füllen des Kropfes muß man etwas Farce zurückbehalten, von der man eine dünne Lage auf die zum Anrichten bestimmte Schüssel streicht und im Ofen eben heiß werden läßt. Von dem gar gekochten Puter, welcher jetzt nur noch wenig Brühe haben darf, giebt man leichtere nun in eine Casserole ab, stellt den Puter dann in einen mäßig heißen Ofen und läßt ihn unter fleißigem Begießen, nachdem man die Speckbarden entfernt hat, mit dem von seiner Brühe abgeschöpften Fett zu schöner Farbe braisiren. Hierauf hebt man den Puter auf ein Transirbrett, schneidet die Brust, — derart, daß sie an ihrem ursprünglichen Platze liegen bleibt und an der Form des Puters nichts verändert wird, — und ebenso das Keulenfleisch in feine Schnitte, nimmt schließlich auch die Kropffüllung heraus und schneidet sie in ebenfolche Schnitte. Derauf drückt man den Puter, nachdem man ihn vorsichtig mit allen Schnittchen, ohne daß sich solche verheben, auf die Schüssel gehoben hatte, damit er fest liegt, mit dem Rücken in die vorher auf der Schüssel gar gemachte Farce. Mit den aus der Füllung gewonnenen Schnittchen belegt man ihn von beiden Seiten und verziert ihn ringsum mit verschiedenen jungen Gemüsen. Man servirt extra eine sauce suprême dazu.

1225. Krammetvögel-Pastete. 15—20 Krammetvögel nimmt man aus, dressirt sie und brät sie in Butter leicht auf allen Seiten an. Inzwischen hadt man 1/2 Kilo Brustfleisch von Rebhuhn mit ebensovviel frischem Speck und außer dem Magen auch die Eingeweide der Krammetvögel recht fein, streicht es zusammen durch ein Sieb, würzt und verührt das Durchgestrichene mit 3 Eigelb, 2 Eßlöffeln Madeira-Sauce, wenig Salz und gestoßenem Gewürz zu einer glatten Farce und stellt diese vorläufig bei Seite. An die Krammetvögel, welche höchstens 10 Minuten in der Butter dämpfen durften, giebt man gleich einige gehackte Schalotten, Trüffel und Champignons, sowie auch einige gekochene Wachholderbeeren und gießt, wenn Alles durchgedünstet ist, einige Löffel Glace dazu. Hiernach legt man eine Pastetenform mit Teig aus,



Der jertliche, auf weißem Carton ausgeführte Bilderrahmen, sowie die Priesbogen und Couverts bieten neue Vorlagen zur Verwendung von gepressten Blumen, die zu sammeln jeder Spaziergang, jeder Ausflug Gelegenheit giebt. Blumen, Blätter, Gräser und Moose werden beinahe ausschließlich nach zwischen Klebpapier gelegt und gepreßt. Um die Farben der Blüthen und Blätter möglichst zu erhalten, müssen

letztere während des Pressens mehrere Male umgelegt werden, und zwar um so öfter (dreis bis viermal), je mehr Feuchtigkeit die betreffende Blume enthält; das erste Mal schon nach etwa vier- undzwanzig Stunden. Beim Verarbeiten des Materials ist es rathsam, sich einer Pinsette zu bedienen; aufgelöster Gummi arabicum oder Eiweiß wird zum Festkleben benutzt. (Bezugsquelle: K. Zimmer in Altona.)





streicht von der bei Seite gestellten Farce umher hinein, legt einige Trüffel dazwischen und streicht hierüber wieder Farce. Sodann legt man in ganz gleicher Art die andere Hälfte der Krammetsvögel, sowie auch Trüffel darauf, bestreicht solches wieder mit Farce, belegt letztere mit Speckschnitten und legt einen Leigbedel, den man ringsum fest an den unteren Leigrand anbrückt, darüber. Den Deckel bestreicht man mit geschlagenem Ei, sticht in der Mitte ein rundes Loch aus, setzt die Pastete auf ein Backblech in den Ofen und bäckt sie ungefähr 1 1/2 Stunden lang gar und zu schöner Farbe. Kurz vor dem Serviren schneidet man den Deckel ab, nimmt den Speck von der Pastete, hebt die Krammetsvögel ein wenig, gießt das darunter befindliche Fett vorsichtig, damit sich nichts verschiebt, ab und gießt ein wenig Madeira-Sauce zu der Pastete. Darauf wird sie servirt und Madeira-Sauce extra dazu gereicht.

1226. Geschmorter Blumenkohl. Man läßt in einer Casserole bestes Olivenöl, in Ermangelung dessen Butter, recht heiß werden, legt gut gewaschenen Blumenkohl hinein, gießt Salz, gestoßenen Pfeffer und geriebenen Parmesanläse dazu und läßt den Kohl zur Seite des Feuers, unter öfterem vorsichtigen Umschwenken, gar schmoren. Natürlich hat der Kohl seine reine, weiße Farbe eingebüßt, ist aber sehr zart und schmeckt vortreflich. Gutes Del ist die Hauptbedingung hierzu, denn die Butter ist nur ein mangelhafter Ersatz dafür.

(Schluß in nächster Nummer.)



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Fragen.

Bergtheinicht im Winter. — Giebt es ein Mittel, Bergtheinicht während des Winters in Blüthe zu erhalten?

Erna.

Kinder-Zwieback. — Wie bereitet man den sogenannten Kinder- oder Magen-Zwieback?

J. R. in F.

Kaffee- und Thee-Prob. — Wie bereitet man Kaffee- und Thee-Prob, das sich längere Zeit hält?

Junge Hausfrau in Ungarn.

Antworten.

Schildpatt-Imitation (280) läßt sich an Horn-Gegenständen auf folgende Weise erzielen. Man fügt zu gebranntem Kalk so viel Wasser, daß er zu Pulver zerfällt, ferner setzt man zu zehn Theilen Blei-Oessig soviel fünfzigprozentige Kali-Lauge, daß der zuerst entstandene Niederschlag sich wieder löst. Die so erhaltene Blei-Lösung rührt man mit dem Kalk zu einem dünnen Brei an und trägt diesen bereit auf das Horn auf, daß eine, den dunklen Partien des Schildpatts entsprechende Zeichnung entsteht. Der Brei bewirkt auf den bedeckten Stellen eine Färbung des Hornes, die um so dunkler wird, je länger seine Einwirkung dauert. Dies Recept ist den in meiner Vaterstadt erscheinenden „Mittheilungen des bairischen Gewerbe-Museums“ entnommen.

Rürnbergerrin.

Wallnüsse (280). — Obwohl es zum Einmachen von Wallnüssen für dieses Jahr zu spät ist, so sei doch im Folgenden ein bewährtes Recept gegeben. Die Nüsse werden, sobald sie ausgewaschen sind, aber noch keine harte Schale angelegt haben, — um den Anfang des Monats Juli, — abgeplückt, mit einer starken Nadel durchstochen und acht Tage lang in kaltem Wasser gewässert; dasselbe muß täglich mehrmals erneuert werden. Als

dann kocht man die Wallnüsse in reichlichem Wasser, mit Hinzugabe von ein wenig Salz, so weich, daß sie sich mit einer Nadel leicht durchstechen lassen. Nachdem sie nochmals zwei Tage lang in kaltem, mehrmals erneuertem Wasser gelegen haben, läßt man sie auf einem Siebe abtropfen und bestreift jede Nuss mit Gewürznelken und Zimmtstücken. Inzwischen hatte man Honig bis zum Sieben erwärmt; in diesen legt man die Nüsse hinein, — auf 1 Kilogramm Wallnüsse ebensoviele Honig, — läßt sie aufkochen und stellt sie bis zum nächsten Tage kalt. Nun nimmt man die Nüsse wieder heraus, kocht den Honig unter tüchtigem Abschäumen abermals auf und legt die Nüsse von Neuem hinein, zieht sie indessen gleich vom Feuer hinweg, — ein Verfahren, das zweibis dreimal wiederholt wird. Sollte nun der Honig zu dünn erscheinen, so macht man ihn durch einen Zucker-Zusatz consistenter. Die in Gläser gelegten Nüsse werden schließlich mit dem Honig übergossen.

Sophie an der Donau.

Abgeschnittene Blumen lassen sich längere Zeit frisch erhalten, wenn man dem Wasser, in welches man sie stellt, Hirschhorn- und Ammonial-Salz zusetzt. Für eine mäßig große Blumenwase genügen zwei gute Messerspitzen dieses Salzes.

J. A.

Porzellan-Malen (280). — Wenn nach dem Brennen von Porzellan-Malereien die Farben stumpf, die bemalten Flächen rauh erscheinen, so kann dies die Folge von zweierlei sein. Ist mit trockenen Farben gemalt worden, so fehlt vielleicht ein kleiner Zusatz von Jäh- (verdicktem Terpentin) oder Lavendel-Öl. Wahrscheinlicher indessen liegt die Schuld am Brennen; das Feuer hatte nicht den nöthigen Hitze-grad, um die Mineralfarben flüssig und dadurch glänzend zu machen. Die Schönheit der Farben hängt jedenfalls beim Abspringen und Rothwerden des Porzellans vom Brennen ab, doch kann man ihnen beim Malen, durch vorsichtige Benutzung von sogenannten „Fluß“, ein erhöhtes Maßtheil geben. Der gleiche Grund liegt ebenfalls beim Abspringen und Rothwerden des Porzellans vom Brennen ab, doch kann man ihnen beim Malen, durch vorsichtige Benutzung von sogenannten „Fluß“, ein erhöhtes Maßtheil geben. Der gleiche Grund liegt ebenfalls beim Abspringen und Rothwerden des Porzellans vom Brennen ab, doch kann man ihnen beim Malen, durch vorsichtige Benutzung von sogenannten „Fluß“, ein erhöhtes Maßtheil geben.

B. R. U.

Einmachen grüner Erbsen in Flaschen (212). — Zu 1 Lit. ausgehüllten Erbsen nimmt man 160 Gr. Salz und 80 Gr. Zucker, vermischt Erbsen, Salz und Zucker gut mit einander und läßt das Ganze zwölf Stunden stehen. Darauf füllt man Erbsen und Saft in gut gereinigte Flaschen, die verfort und im Keller aufbewahrt werden. Vor dem Gebrauche schüttet man die Erbsen 24 Stunden in reichlich Wasser, gießt sie alddann auf ein Sieb und behandelt sie hierauf ganz wie frische; nur müssen die eingemachten Erbsen etwas länger kochen. Die so eingemachten Erbsen bewahren ihre grüne Farbe und halten sich zwei bis drei Jahre.

A. M. in Barth.

Schwefeln der einzumachenden Früchte. — In Bezug auf das Schwefeln des einzulegenden Obstes, das sehr zu empfehlen ist, bemerke ich, daß es gut ist, auf das gefüllte geschwefelte Glas ein leeres geschwefeltes zu füllen. So braucht man das brennende Schwefelband nicht in die Hand zu nehmen und vermeidet das Abtropfen des Schwefels auf die Früchte.

Frau M. Th. in A.

Friteau von Hühnern mit Tomaten-Sauce. Man schneidet von den zum Kochen vorbereiteten jungen Hühnern die Schenkel ab, entfernt hieraus die Knochen und löst dann auch das Brustfleisch, ohne es zu zerreiben, von den Knochen ab. Das nun noch flebriggebliebene vom Hühnern und die ausgelösten Knochen löst man zusammen in einem Mörser fein, läßt es dann, mit kräftiger, heller Fleischbrühe bedeckt, 1/2 Stunde langsam kochen und gießt es hierauf durch ein Suppensieb, um nunmehr die durchgeflossene Brühe, nachdem man das Schenkelfleisch hineingethan hat, wieder auf das Feuer zu stellen und das Fleisch reichlich halb gar darin zu kochen. Inzwischen bereitet man eine Marinade von feinem Vucca-Öl, Salz, gestoßenem Pfeffer, gehackten Zwiebeln und grüner Petersilie, legt das mit einer Gabel aus der Brühe ge-

hobene, geflochte Schenkelfleisch hinein und stellt es, gut zugedeckt, zur Seite. In die zurückgebliebene, wieder kochende Bouillon thut man nun das Brustfleisch, um es darin nur eben fleißig werden zu lassen, hebt es dann für einige Augenblicke in kaltes Wasser und legt es hierauf zu dem Uebrigen in die Marinade. Nach Verlauf mehrerer Stunden, ungefähr 1 1/2 Stunde vor dem Serviren, trocknet man das marinirte Fleisch mit einem sauberen Tuche ab, parirt jedes Stückchen zu passender Form, bestreut es mit ein wenig Mehl, taucht es darauf in einen Badteig und legt dann sogleich jedes Stückchen in richtig erhitztes Badfett, um sie alle darin zu goldbrauner Farbe zu baden. Nunmehr richtet man das Ganze hügelartig auf einer erwärmten Serviette an, streut etwas feines Salz darüber und servirt es recht warm mit extra dazu gereicher Tomaten-Sauce.

S.

Croquettes von Kartoffeln mit Vanille. — Man läßt große, mehligte Kartoffeln in einem Ofen oder in glühender Asche gar werden, entfernt dann sauber die Schale davon und reibt die Kartoffeln noch heiß durch ein Sieb. Von dem dadurch gewonnenen Püree thut man 500 Gr. in eine Schale, verrührt es in derselben mit 200 Gr. frischer Butter, 150 Gr. mit etwas Vanille gestoßenem Zucker, ein wenig Salz und 8 Eidottern zu einem leichten Teig, den man dann in kleine Stückchen theilt, um jedes in Form eines Pfropfens auf dem mit Mehl bestäubten Küchensiebte auszurollen. Diese Stücke werden darauf in geschlagenem Ei und gestoßenem Zwieback panirt und sogleich in gehörig erhitztes Badfett geworfen, worin sie schwimmend, — nicht zu viel auf einmal, — zu goldbrauner Farbe gebacken werden. Man richtet die Croquettes auf einer gedrohenen Serviette an und servirt sie mit apart dazu gereicher Schlaghahne, welche mit Vanille gewürzt ist.

D.

Wäschen von Spigen (248). — Man wäscht die Spigen am besten mit Gallseife in lauwarmem Wasser, spült sie und läßt sie trocknen. Hierauf wird jede einzelne Spige mit Krausemünz-Wasser, welches bei jedem Drogenhändler zu haben ist, vollständig angefeuchtet und sofort mit mäßig heißem Salzen links geplättet. Die Spigen werden darnach wie neu erscheinen.

Frau R. — in Berlin.

Frau S. S. „Schweiz.“ — Des Autors des Gedichtes „Ein Auf ist nicht, ein Auf ist viel“ kennen wir nicht; vielleicht aber erfahren wir durch eine künftige Person den Namen.

A. u. A. — Gegen Blasen und Hämorrhoiden wendet man erfolgreich Kesseln-Öl an. Man reibt die Stellen des Körpers, die den Untheten ausgesetzt sind, mit dem Öl ein; auch empfiehlt es sich, damit getränktes Papier an Blasen, Hämorrhoiden, am Gebärmutter u. s. w. anzulegen. Freilich wirkt das Mittel nur, so lange der Duft nicht verflüchtigt ist, und nicht Jedermann vermag den süßlichen Geruch zu ertragen.

Frau L. in S. — Ueber das Trocknen von Blumen sind in letzter Zeit mehrere Anweisungen gegeben worden; wir bitten, freundlich in der „Briefmappe“ nachzufolgen.

J. in F. — Das Kuern der Stiefel wird durch wiederholtes Bestreichen der Sohlen mit Veinöl befestigt.

Jolephine S. in A. — Zeisugeln ist ein den Darmtrakt beförderndes, die Haarmurzeln stärkendes Mittel. Auch Myrrhen-Linctur, in das Wachsweber gethan, wirkt nützlich, ist aber darsüßlich, — einige Tropfen unter das Mundwasser gemischt, — für die Conservirung der Zähne zu empfehlen. Eine Spige, „Kiegender Reiz“ genannt, ist uns unbekannt.

Zu dieser Nummer gehört für die Abonnenten der großen Ausgabe ein Modenbild und ein Kinderbild.

Von der „Illustrirten Frauen-Zeitung“ erscheinen jährlich 24 Unterhaltungs-Nummern zu je 2 bis 2 1/2 Doppelbogen, 24 Moden-Nummern, 12 Schnittmuster-Beilagen und 12 farbige Modenbilder; vierteljährlicher Abonnements-Preis 2 M. 50 Pf. (1 Guld. 50 Kr., mit Postzulassung 1 Guld. 80 Kr.)

Die Heft-Ausgabe bringt ferner jährlich 12 Kunstblätter „Bildermappe“, das Heft (24 jährlich) kostet 50 Pf. (30 Kr.)

Die Ausgabe mit allen Kupfern (jährlich 36 farbige Modenbilder, 12 Kostümbilder und 12 farbige Kinderbilder) kostet vierteljährlich 4 Mark 25 Pf. (2 Guld. 55 Kr., mit Postzulassung 2 Guld. 85 Kr.) — Alle Buchhandlungen nehmen jederzeit Bestellungen an, mit Ausnahme für die Heft-Ausgabe auch alle Postanstalten.

Anzeigen.

falls solche nicht als für die „Illustrirte Frauen-Zeitung“ ungenügend von uns angesehen werden sollten, finden zu dem Preise von 1 Mark für die einseitige Monats-Beilage oder deren Raum Aufnahme, soweit der dafür bestimmte Platz reicht. Annahme der Anzeigen in allen Nummern-

Bureau, sowie in den Expeditionen der Illustrirten Frauen-Zeitung zu Berlin W, Potsdamer Straße 38, und zu Wien I, Operngasse 3.

Interessanten erhalten das Blatt kostenfrei mit der Post zugestellt, so lange der Interaktions-Auftrag dauert.



Eleg. Familien- u. Hochzeits-geschenk. In reich. Prachband. 12 M. Originell u. billig. Werk seiner Art. Enth. a. 30 Kunstblättern u. viel. Textillust. heraus Architecten und Künstler n. Text. v. Baukunst Mothes d. Gesamtdarstellung d. L. modernsten Geschn. ausgestattet. deutsches Heims. (Verlag v. Alb. Unold & Co. Leipzig)

DENK'S

Kreuzstich-Monogramme 12 Heft (4 Blatt) von AA-ZZ. 3 H. o. W. — M. 5. Einzelne Heft 123 Monogramme u. 1 Kreuz 30 Kr. — 50 Pfg. zu haben bei Hans Denk, Wien I Goldschmidgasse 7, sowie in allen Buchhandlungen. (Verlag: Anton Schroll & Co., Wien.)

Pianos billig, haard. Raton. Kostenfrei Professord. Prosp. grat. Fabrik Weidenslaufer, Berlin NW.



Angel. u. fertige Buntstickereien, Häkelarbeiten u. s. w. Stickmaterial, bei Gschw. Rotter, Wien IX, Richtensteinstr. 63.

Farbige Seidenstoffe

ca. 2000 verschiedene Farben und Dessins — direct an Private — ohne Zwischenhändler:

Farbigseidene Taffete u. Ripse (ca. 300 versch. Farben)

Mk. 2.45—3.55—5.50—8.65 per metre.

Farbigseidene „Failles Françaises“ (ca. 100 versch. Farben)

Mk. 4.50 u. 7.90 per metre.

Farbige Seiden-Atlasse (ca. 90 versch. Farben)

Mk. 1.75 u. 3.35 per metre.

Farbige Satins Duchesse (ca. 100 versch. Farben)

Mk. 5.90 u. 9.45 per metre.

Farbige seidene Surahs (ca. 150 versch. Farben)

Mk. 2.80—5.45—6.45 per metre.

Farbigseidene Satins merveilleux (ca. 250 versch. Farben)

Mk. 3.55—4.50—5.90 per metre.

Farbigseid. Taffete u. Ripse für Fahnen u. Steppdecken 125 cm. br.

Mk. 11.80 u. 14.80 per metre.

Farbige Steppdecken-Atlasse (ca. 15 versch. Farben)

Mk. 2.35—4.30—5.45 per metre.

Rohseidene Bastkleider (ganz Seide)

per Robe. Mk. 16.80—22.80—28.00—34.00—42.00—47.50.

Echt indische Foulards imprimés (ca. 150 versch. Dessins)

Mk. 1.90—3.55—4.65—5.45—6.25 per metre.

Einfarbige Seiden-Damaste (ca. 130 versch. Farben)

Mk. 5.45—7.80—10.25—13.45 per metre.

Zwei- u. dreifarbige Seiden-Brocates (ca. 45 versch. Dispos.)

Mk. 9.45—10.25—12.40 per metre.

Farbigseidene Grenadines (ca. 70 versch. Farben)

Mk. 2.35—3.90—7.70—13.45 per metre.

Gestreifte u. karrirte Louise-Seide (ca. 180 versch. Dessins)

Mk. 2.95—4.25—4.85—5.15 per metre.

Gestreifte u. karrirte Seidenstoffe (ca. 250 versch. Dessins)

Mk. 1.35—1.80—2.20—2.75—3.55—3.95—4.95—5.80—6.65 per metre.

Farbige Lyoner Seidenplüsch u. Sammete (ca. 90 versch. Farben)

Mk. 6.10—6.90—7.80 per metre.

porto- und zollfrei in's Haus geliefert ohne irgend welche Nachzahlung nach Deutschland und Oesterreich-Ungarn. — Muster umgehend.

Briefe nach der Schweiz kosten 20 Pf. Porto.

G. Henneberg's Seidenstoff-Fabrik-Dépôt in Zürich (Schweiz).

Eigene Speditionshäuser für Deutschland: in Lindau — für Oesterreich-Ungarn: in Bregenz.



# Kunstgewerbliches.

Siehe Seite 293:

**L. C. Busch, vormals Paul Stos & Co.,**  
in Berlin, Friedrichstr. 71.  
Schreibzeug in Bronze. Preis m. 14.

**J. A. Eyßer, Möbelfabrik und Kunst-**  
gewerbliches Etablissement in Nürnberg. Uebernahme completer Wohnungs-  
Einrichtungen jeder Art.  
Rococo-Kommode. Preis m. 75.  
Katerne in Eisen-Stilgen. Preis m. 90.

**Paul Marcus, Kunstschlosser in Berlin SO,**  
Köpenicker Str. 124.  
Schloßhänder. Preis m. 50.

## Schwarze Crefelder Seidenstoffe

direct aus der Fabrik ohne jeden Zwischenhandel.

*Faille, Satin merveilleux, Rips, Velours Ottoman, Satin de Lyon, Satin luxor, Atlas, Satin duchesse, Armure, Drap de Soie, Faille française etc.*

in einzelnen Kleidern zu billigsten Fabrikpreisen

**direct an Private**

Wir garantiren, dass unsere sämmtlichen Fabrikate, aus absolut reiner Seide in echtestem Schwarz ohne jede Farbbeschwerung in eigener Fabrik hergestellt werden.

Unsere Seidenstoffe sind in Folge dessen ausserordentlich dauerhaft und prächtig. — Man wende sich wegen Zusendung der reichhaltigen Muster-Collection an:

**Die Seidenwaaren-Fabrik: von Elten & Keussen, Crefeld.**

### Zur Sedanfeier.

## Lieder zu Schutz und Trutz.

Gaben deutscher Dichter  
aus der Zeit des Krieges in den Jahren  
1870 und 1871.  
Gesammelt und herausgegeben  
von  
**Franz Eipperheide.**

Ausgabe für Schule, Volk und Heer.  
Auf's Neue durchgesehen und  
durch erläuternde Anmerkungen, wie durch eine geschichtliche  
Uebersicht vermehrt.  
Enthaltend 115 Gedichte,  
ferner als Eingang: In Frankreich hinein! von E. M. Arndt, und zum  
Schluss: Die Wacht am Rhein, von Max Schneckenburger.  
Preis: 30 Pfg., geheftet und beschnitten;  
in Leinwand gebunden mit Goldtitel 60 Pfg.  
Der Ertrag ist, wie bei der ersten (Pracht-) Ausgabe für die deutsche  
Jugend, resp. die Kaiser-Wilhelm-Stiftung bestimmt; im Ganzen  
wurden bis jetzt 9,500 Mark abgeliefert.

Unter allen Sammlungen von patriotischen und Zeit-  
Gedichten der Jahre 1870 und 1871 waren die „Lieder  
zu Schutz und Trutz“ nicht nur zuerst am Platze, son-  
dern sie haben auch in der Fluth der nachfolgenden ähn-  
lichen Erscheinungen ihre Stellung behauptet und sind  
stets am weitesten bekannt geblieben. Wie sehr das  
Werk in's Volk gedrungen, beweist die Thatsache, daß  
von obiger Auswahl allein bisher schon 74,000 Exem-  
plare abgesetzt wurden.  
Die „Auswahl für Schule, Volk und Heer“ ist unter  
Zuhilfenahme des Urtheils von Schulmännern auf's  
Neue durchgesehen, zum Theil verändert und durch zahl-  
reiche erläuternde Anmerkungen zu den einzelnen Ge-  
dichten, sowie eine kurze geschichtliche Uebersicht des  
Kriegsjahres vermehrt worden.

Berlin. Franz Eipperheide.



Unter Allerhöchstem Protektorat  
Sr. M. d. Kaisers und  
Ehrenpräsidium Sr. K. K. Hoheit  
des Kronprinzen.  
**Grosse Jubiläums-Kunst-  
Ausstellungs-Lotterie**  
500 000 Loose — 28 662 Gewinne —  
Werth 300 000 Mk.  
Hauptgewinn:  
Mk. 30 000, 20 000, 15 000 etc.  
Ziehung 15. Septbr. 1886 u. folgende Tage.  
Loose à 1 Mk. (auch gegen Briefmarken)  
empfehlen das mit dem Generaldebit der  
Loose betraute Bankhaus  
**Carl Heintze**  
Berlin W., Unter den Linden 3.  
Jeder Bestellung sind 10 Pf. für Porto und  
10 Pf. für die Gewinnliste beizufügen.

Auf 10 Loose ein Frollo.  
Auf 10 Loose ein Frollo.

## Smyrna-Knüpff-Arbeiten.

(Kissen, Poister, Teppiche etc. auf Canvas) der Würzener Teppich- und Velour-  
Fabrik Act.-Ges. (Preisgekröntes Fabrikat.)  
In Cartons, enthaltend das gesammte reichliche Material, Werkzeuge und color. Muster  
mit oder auch ohne Knäpfe, 57 gezeichnete Muster nebst Beschreibungen, zur Anweisung franco  
auf Verlangen. Zu größeren Arbeiten liefern Originalzeichnungen und sämmtl. Material.  
**Würzener Smyrna-Wolle** (45 Farben vorzüglich), vorzügl.  
Qualität, auch separat, filoweiß. Wiederverkäufeln hoher Rabatt.  
Alleinvertrieb: **F. A. Schütz, Königl. Hofl., Berlin W., Friedrichstr. 79.**  
(Teppiche und Möbelstoffe.)

**Alwin Tielze**  
Neuheiten in Kaschmirs  
Beiges, Krepps, Loden, Cheviots  
Lamas, Confectionsstoffe  
Damentuche Fantasie-  
stoffe  
Wollefabrik  
**Greiz**

**Passementerien u. Knöpfe.**  
Holz- u. Glasperlen, Wollspitzen u. Borten.  
Sämmtliche Artikel zur Damen-Schneiderei.  
Doppelgraffen, Vorzügl. Schweissblätter.  
Möbelpassanten, Häkellisten u. Muster.  
**Gebrüder Schüller** Nachfolger.  
Berlin W. 61 Markgrafenstrasse 61.

**MACK'S**  
Doppel-  
Stärke  
Gibt die  
schönste  
Wäsche.  
H. MACK, ULM

Neu! **Unentbehrlich** Neu!  
zur **Damen-Schneiderei**  
sind die von mir erfundenen  
Damen-Figuren aus französischem  
Rehr, eine Figur, wie neben-  
stehende Zeichnung, auf dreifach,  
Ständer zum hoch und niedrig  
stellen, kostet  
dieselbe ohne Ständer „ 9  
Reckformen ohne Taille „ 6  
dieselben auf Ständer zum  
hoch und niedrig stellen „ 8  
Reckform ohne Taille, nach Belie-  
ben eng und weit zu stellen „ 9  
dieselben auf Ständer zum  
hoch und niedrig stellen „ 12  
Empfohlen von der Berliner  
Schneider - Akademie im  
Rothem Schloß.  
Carl Schmidt, Berlin O., Weiner Weg 15, I.  
Altehr. Preisocourant gratis und franco.  
Verhandl. per Post geg. Nachn. Emball. gratis.

Vor Nachahmung geschützt.  
**Für Damen**  
Verbesserte Hygiene- (Holzwolle-) Binden,  
suedentverdenbte u. billige Aufhängelassen,  
vor Radabnutzung geschützt, ärztlich und in Fach-  
zeitschriften sehr empfohlen. In Qual. Nr. 1, 2, 3, 4  
Qual. (nicht häuslich) Nr. 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10  
dazu 60 Pf., b. 10 Dtz. Binden 33 1/2 % Rabatt.  
Veraltete Binden mit Sammtboden (Zammen-  
famp) (aus Fabrikat) Nr. 1, 50 v. Dtz.  
**Emil Schäfer, Verbandstoff-Fabrik, Chemnitz.**

**Lama-Stoffe**  
zu Kleidern und  
Schlafrocken, nur gute  
Qualitäten, nicht rasch  
verwend.  
Versandt an Private zu  
Fabrikpreisen.  
= Muster frei =  
**Adolf Ludwig,**  
Leipzig.  
Special-Flanell-Gesch.

**Seidel & Naumann's**  
Deutsche  
**Universal-Nähmaschinen**  
(System Singer)  
sind die besten Maschinen der Welt.  
**Der Knopfloch-Apparat,**  
mit dessen Hilfe man per Tag 1000 Knopflöcher in überraschend accurater  
Sauberkeit herstellen kann, macht sie zur  
vollkommensten Familien-Nähmaschine.

**Seidel & Naumann's**  
Stopf und Stick-Apparat.

ist eine höchst praktische und angenehme Zugabe; er sticht mit Leichtig-  
keit die schwierigsten Verzierungen in Tischdecken, Rückenissen etc.  
und stopft schadhafte Wäsche so exact, wie es die Hand nicht herstellen kann.  
Reparaturen, die diese Maschinen in Nähmaschinen-Niederlagen nicht erhalten  
können, wollen sich direkt an die Fabrik wenden. —  
Knopfloch-, sowie Stopf- und Stick-Apparate ohne Maschinen gehen wir  
nicht ab. Jede echte Seidel & Naumann-Nähmaschine trägt in der  
Fabrikmarke die volle Firma.

**Seidel & Naumann, Dresden,**  
Nähmaschinen-Fabrik und Eisengießerei.  
1000 Arbeiter. Jährliche Production 80,000 Maschinen.

Viele  
Neuheiten in  
Schuss-Hieb-  
Stich-Waffen  
Preislisten gratis.  
Hippolit Mehles, Waffenfabrik  
Berlin W., Friedrichstrasse 159.

**Sammet- und Seidengarderoben, sowie  
Möbelstuch** werden durch Einpressen ele-  
ganter Muster — à la Jaquard — modernisirt.  
A. Heitschel, Berlin SW, Reuenburgerstr. 32.

Preisproben gratis.

**Echtes Linoleum**  
(Kork-Teppich).  
Billigste Bezugsquelle im Fabrik-Dépôt von  
**Julius Henel vorm. C. Fuchs,**  
k. k. u. k. Hoflieferant, Breslau.  
Qualitäts-Proben und Muster franco.

**Neu! Neu!**  
Der Verkauf (an Geschäftsinhaber) der  
**Congo-Wollhäkelarbeit**  
bedarf der dazu erforderlichen  
**Patent-Congo-Häkelwolle**  
befindet sich bis jetzt allein nur in den Händen der Firmen:  
**Lutz & Straube**  
(Ayrer Nachfolger),  
Leipzig (für Mitteldeutschland),  
**Oscar Schwarz,**  
Leipzig  
(als Hauptagent dieses Artikels für alle Länder u. Provinzen), ausgenommen Mitteldeutschland.

NB. Diese Wollhäkel-Arbeiten, die für die Weihnachtszeit eine große Rolle spielen  
werden, haben im Aussehen viel Ähnlichkeit mit Smyrna-Arbeiten, sind indes „**erheb-  
lich leichter**“ und billiger herzustellen als letztere; außerdem aber unbedingt haltbarer  
und haltbarer.  
Der Verkauf von diesen Firmen an Private ist ausgeschlossen, dagegen werden die  
Firmen jeder Stadt, die diesen Artikel führen, in aller Kürze veröffentlicht.  
NB. Die wirklich echte Patent-Congo-Wolle befindet sich vorläufig nur in Händen  
obiger Firmen. Offerten anderer Firmen sind Nachahmungen in geringer Ausführung.







Verkaufshäuser:  
 15. Breite Str. 14.  
 und  
 27. Brüderstr. 28.  
 Berlin C.

# Rudolph Hertzog

## 15. Breite Str., Berlin C.

Aufträge  
 von  
 20 Mark an,  
 Preislisten,  
 Modebilder,  
 Proben  
 franco.

Gründung 1839.

Feste Preise.

Eingegangene Neuheiten des In- und Auslandes in

# Schwarzen Costüm-Stoffen:

### Schwarze Reinwollene Dichte Fantasie-Stoffe:

- 109/110 e./m. br. Croisé Germania, Solides Köpfergewebe, Meter 1 M. 50 Pf., 2 M. u. 2 M. 25 Pf.
- 109/110 e./m. br. Crêpe Korea, elegantes solides Crêpegewebe, Meter 2 M.
- 109/110 e./m. br. Gonna, solider elastischer Körperstoff, Meter 2 M.
- 109/110 e./m. br. Crêpe Kandia, gekreppter Stoff für Tieftrauer, Meter 2 M. 25 Pf.
- 109/110 e./m. br. Cheviot Chagos, solider elastischer, hartwelliger Körperstoff, Meter 2 M. 50 Pf.
- 109/110 e./m. br. Batiste Extra, elegantes solides Taftgewebe, Meter 2 M. 50 Pf.
- 109/110 e./m. br. Arica, besonders Neuheit, elegantes gestreiftes Fantasie-Gewebe, Meter 2 M. 75 Pf.
- 109/110 e./m. br. Bagdad, kräftiges feulirtes Köpfergewebe, Meter 2 M. 50 Pf.
- 109/110 e./m. br. Cheviot Montana, geschlossenes, elastischer, starkfädiger Körperstoff, Meter 3 M.
- 109/110 e./m. br. Crêpe Windsor, hochfeines Crêpegewebe, Meter 3 M.
- 109/110 e./m. br. Thunold, elegantes solides Fantasie-Travergewebe, Meter 3 M.
- 109/110 e./m. br. Cachemire Hamada, eleganter feulirtes Körperstoff, Meter 3 M.
- 109/110 e./m. br. Cachemire Isala, hochfeiner, leichtfeulirtes Körperstoff mit anliegenden Mohair-Härchen, Meter 3 M.
- 120 e./m. br. Malaga, elegantes feulirtes Köpfergewebe mit aufliegenden Mohair-Härchen, Meter 3 M.
- 109/110 e./m. br. Cheviot Arta, besonders Neuheit, kräftiger, elastischer Crêpestoff, Meter 3 M.
- 109/110 e./m. br. Olympia, solides Crêpegewebe mit elegantem Fantasie-Muster, Meter 3 M.
- 109/110 e./m. br. Mirambe, solides geschlossenes starkfädiges Panama-Gewebe, Meter 3 M. 50 Pf.
- 109/110 e./m. br. Cachemire Bombay, elegantes feingestrichenes Fantasie-Gewebe, Meter 3 M. 50 Pf.
- 109/110 e./m. br. Sidney, hochfeiner tuchartiger Körperstoff, Meter 3 M. 50 Pf.
- 120 e./m. br. Colima, feines solides Ripsgewebe mit kleinen damassirten Mustern, Meter 3 M. 70 Pf.
- 109/110 e./m. br. Solano, hervorragende Neuheit, hochelegantes feingestrichenes Fantasie-Gewebe, Meter 3 M. 50 Pf.
- 109/110 e./m. br. Paris, geschlossenes solides Crêpegewebe in Glatt und Fantasie-Mustern, Meter 4 M.
- 109/110 e./m. br. Lesbos, elastischer Körperstoff mit eingewelltem Gitterkaro aus starkem Mohair-Schwarz-Gespinnst, Meter 4 M.
- 118/120 e./m. br. Cachemire Vecunia, hocheleganter tuchartiger Körperstoff aus bestem Cachemire-Gespinnst, Meter 4 M.
- 120 e./m. br. Cachemire Mera, eleganter tuchartiger Stoff aus bester Angora-Wolle, Meter 4 M. 50 Pf.
- 120 e./m. Cachemire Tula, hochfeiner, tuchartiger Stoff aus bester Angora-Wolle, Meter 5 M.
- 120 e./m. br. Amacoste, hartwelliger, starkgekörperter, reinwollener Stoff für Diakonissen und Schwestern-Kleider, Talare, Amiroben, Meter 2 M. 50 Pf., 3 M., 4 M. u. 5 M.
- 120 e./m. br. Cachemire des Indes, Meter 5 M. und 7 M.

### Schwarze Reinwollene Confections-Stoffe:

- 130 e./m. br. Siwinitza, elegantes solides Travergewebe, Meter 4 M.
- 130 e./m. br. Drap Bimbia, geschlossenes vollgriffiges Armuregewebe, Meter 4 M. 50 Pf.
- 130 e./m. br. Narrangra, reich damassirtes, solides Fantasie-Gewebe, Meter 4 M. 50 Pf.
- 130 e./m. br. Krenzier, Meter 5 M.
- 130 e./m. br. Ekimo, hochelegantes, vollgriffiges Fantasie-Gewebe, Meter 6 M.
- 130 e./m. br. Cachemire Palmas, hocheleganter, tuchartiger Stoff aus bester Angora-Wolle, Meter 6 M.
- Schwarze Damentreue, nadelfertig, hochfeine elegante Tuchstoffe aus bestem Material für Kleider, Mäntel etc., 130 e./m. br. Meter 5 M.; 140 e./m. br. Meter 6 M.
- 150 e./m. br. Wollen-Futter-Flanell, Meter 2 M. 25 Pf.

### Schwarze Reinwollene Cachemires und Cachemiriennes:

- 110 e./m. br. Cachemire, Meter 1 M. 50 Pf.
- 120 e./m. br. Cachemire, Meter 2 M. und 2 M. 50 Pf.
- 120 e./m. br. Cachemire Double, Meter 3 M., 3 M. 50 Pf. und 4 M.
- 120 e./m. br. Cachemiriennes, Meter 3 M., 3 M. 50 Pf. und 4 M.
- 167 e./m. br. Cachemire, Meter 3 M., 3 M. 50 Pf., 4 M. und 5 M.
- 180 e./m. br. Cachemiriennes, Meter 7 M. 50 Pf.

### Schwarze Hochfeine Glatte Roben- und Confections-Stoffe: Seidenkette.

- 130 e./m. br. Batavia, Prima und Secunda, Meter 5 M. und 5 M. 50 Pf.
- 118 e./m. br. Lyoner Crêpe du Japon, Meter 10 M. 50 Pf.

### Schwarze Ganzseidene Spanische Spitzen für Besatz:

- Breiten: 2 1/2 e./m., 5 e./m., 7 e./m., 8 e./m., 9 e./m., 11 e./m., das Meter 25 Pf., 40 Pf., 60 Pf., 70 Pf., 80 Pf., 90 Pf., 1 M., 1 M. 50 Pf., 2 M. 50 Pf. etc. etc.

### Schwarze Ganzseidene Spitzen-Fichus zu 4 M., 7 M., 10 M., 16 M. 50 Pf., 20 M., 25 M., 30 M., 35 M., 40 M., 50 M. und 60 M.

### Schwarze Ganzseidene Spitzen-Echarpes 6 M., 10 M. 50 Pf. und 16 M. 50 Pf.

## Schwarze Tücher, Châles und Fichus.

### Schwarze Cachemire-Tücher und Long-Châles:

- 130 e./m. im Geviert 4 M.; 180 e./m. 6 M., 7 M. 50 Pf., 9 M. und 10 M.
- 185 e./m. im Geviert dergleichen seidengefrant 9 M., 10 M., 12 M., 13 M. 50 Pf., 16 M. 50 Pf. und 24 M.
- 175/350 e./m. gross, 12 M., 13 M. 50 Pf., 16 M. 50 Pf. und 20 M.

### Schwarze Terneaux-Long-Châles:

- 180/360 e./m. gross, 25 und 30 M.

### Schwarze Wool-Shawls (Englische Starkwellige):

- 200 e./m. gross 10 M., 12 M., 16 M. 50 Pf. 17 M. 50 Pf. und 20 M.

### Schwarze Seidengefrante Fichus:

- Fichu elegant von Cachemire, Seidengefrant, 5 M., 7 M. 50 Pf. und 13 M. 50 Pf.

### Schwarze Fantasie-Tücher: Kopf- u. Schulter-Tücher: Aus Zephyr-Wolle, 75 Pf., 2 M. 25 Pf. bis 6 M. 50 Pf.

### Schwarzseidene Peluche-Colliers: 1 M. 50 Pf.

### Schwarzseidene Peluche-Fichus: 3 M. und 4 M. 50 Pf.

### Schwarzseidene Peluche-Echarpes: Stück 16 M. 50 Pf.

### Schwarzseidene Chenille-Châles: 110 e./m. gross 12 M.

### Schwarzseidene Chenille-Echarpes: 9 M. und 12 M.

### Schwarze Reinwollene Klare und Halbklare Fantasie-Stoffe:

- 60 e./m. br. Crêpe Virginie, leichtfeulirtes, kroppartiger Stoff, Meter 75 Pf.
- 75 e./m. br. Crêpe Virginie, feulirtes, kroppartiger Stoff, Meter 1 M. 50 Pf.
- 100 e./m. br. Vase Sylphide, Meter 2 M.
- 120 e./m. br. Crêpe Virginie, eleganter, kroppartiger Stoff, leichtfeulirt, Meter 2 M. 25 Pf.
- 110 e./m. br. Vase Cythone, eleganter, feinfädiger, halbklarer Batistestoff, Meter 2 M. 50 Pf.
- 110 e./m. br. Galari, damassirtes Spitzenstoff aus starkfädigem Gespinnst, Meter 2 M. 50 Pf.
- 109/110 e./m. br. Sappenza, starkfädiges, halbklares Fantasiegewebe, Meter 2 M. 50 Pf.

### Schwarze Halbwollene Dichte Stoffe:

- 60 e./m. br. Stoss-Cambiot, Meter 55 Pf. und 65 Pf.
- 60 e./m. br. Doppel Lastro, Meter 75 Pf.
- 67/68 e./m. br. Doppel Lastro, Meter 55 Pf., 1 M. 15 Pf. und 1 M. 35 Pf.
- 60 e./m. br. Twilled Lastro, Meter 1 M. 10 Pf.
- 80 e./m. br. Zanella, Meter 80 Pf., 95 Pf. und 1 M. 15 Pf.
- 142/145 e./m. br. Zanella, Meter 1 M. 50 Pf. und 1 M. 85 Pf.

### Schwarze Moreens:

- 62/66 e./m. br. Moreen, Meter 1 M. 25 Pf.; 63 e./m. br. Brillant Moreen, Meter 1 M. 50 Pf.

### Schwarze Dichte Baumwollen-Stoffe:

- 80 e./m. br. Madapolam, Meter 70 Pf.; 80 e./m. br. Baumwollen-Atlas, Meter 1 M.; 70 e./m. br. Gestreift Baumwollen Atlas, Meter 1 M. 25 Pf.; 80 e./m. br. Futter-Köper, Meter 50 Pf.; 80 e./m. br. Futter-Percale, Meter 50 Pf.

### Schwarze Klare Baumwollen-Stoffe:

- 150/155 e./m. br. Tarlatan per Stück von 10 Meter 5 M. 50 Pf.
- 100 e./m. br. Crêpe Lisse per Stück von 10 Meter 6 M.
- 116 e./m. br. Futter-Mousseline, starkfädig, per Stück von 10 Meter 2 M. 50 Pf.
- 100 e./m. br. Futter-Mousseline per Stück von 10 Meter 3 M.
- 100 e./m. br. Schlepp-Gaze per 2 Meter 75 Pf.

### Schwarze Klare und Halbklare Halbseiden- und Ganzseiden-Stoffe.

- 58 e./m. br. Damassirt Grenadine, das Meter 2 M. 25 Pf., 2 M. 75 Pf. und 3 M.
- 58 e./m. br. Gestreift Grenadine, das Meter 3 M. 25 Pf. und 4 M.
- 58 e./m. br. Grenadine Boulé, das Meter 3 M. 50 Pf.
- 58 e./m. br. Grenadine Guipure, Ganzseide, das Meter 4 M.
- 58 e./m. br. Crêpe Grenadine, das Meter 4 M. 25 Pf.
- 58 e./m. br. Gestreift Crêpe Grenadine, das Meter 4 M. 75 Pf. und 5 M.
- 58 e./m. br. Grenadine Damier, das Meter 4 M. 75 Pf.
- 58 e./m. br. Damassirt Canavas, „Ganz Seide“, das Meter 6 M.
- 58 e./m. br. Voile Natté „Ganzseide“, das Meter 6 M. 50 Pf.

### Schwarze Ganzseidene Trauer-Crêpes (gerollt, ohne Bruch in der Mitte):

- 69 e./m. breit, Meter 3 M.; 70/72 e./m. breit, Meter 4 M., 5 M. und 6 M.

### Schwarze Reinseidene Spanische Spitzen-Stoffe:

- 70 e./m. br., das Meter 3 M., 4 M., 5 M., 5 M., 25 Pf., 7 M. 50 Pf., 13 M. 50 Pf. etc.

## Schwarze Confectionirte Artikel.

### Schwarze Mechanisch Gestrickte Westen:

- Für Damen: Gewöhnliche Grösse: 3 M. 50 Pf.; mit Aermeln 5 M. Extra-Grösse: 4 M.; mit Aermeln 5 M. 75 Pf.
- Für Herren: Gewöhnliche Grösse: 7 M. 50 Pf. und 11 M.; Extra-Grösse 9 M. und 12 M.

### Schwarze Jersey-Tailen, aus bestem rein wollenem Tricotstoff. Gewöhnliche Grösse, Stück 4 M.;

- mit Falten das Stück 4 M. 50 Pf.
- Dergl. aus dichtem, reinwollenem Tricotstoff, innen gefüttert. Gewöhnliche Grösse, Stück 5 M. 50 Pf., Extra-Grösse: 5 M. 75 Pf.; mit Falten Stück 6 M. 50 Pf., Extra-Grösse Stück 6 M. 75 Pf.

### Schwarze Unterkleider.

- Schwarze Wollene Zanella-Unterkleider mit Plissé-Besatz, 100 e./m. lang, Stück 6 M.
- Dergl. mit hochrothem ganzwollenem Flanell gefüttert, Stück 10 M.
- Schwarze Seidene Atlas-Unterkleider, mit breitem Plissé-Besatz, durchweg mit hochrothem ganzwollenem, weichem Flanell gefüttert, ohne jede unbecommene gesteppte Wattefüllung. Vorzüglich sitzende Form, eleganteste und angenehmste Tracht. Länge 100 e./m. Preis 50 M.
- Schwarze Moire-Röcke, Stück 8 M.; dergl. mit Falten, Stück 10 M.

### Schwarze Seidene Schürzen aus Satin de Lyon:

- Stück von 4 M. 50 Pf. bis 15 M.

### Schwarze Reinwollene Schürzen

- aus reinwollenem Double-Cachemire mit reicher Garnirung, zu 2 M. 25 Pf. Extra-Grösse 2 M. 50 Pf. aus reinwollenem Satin reich garnirt zu 3 M., 3 M. 50 Pf., 4 M. und 5 M.

### Schwarze Halbwollene Cachemire-Schürzen:

- Reich garnirt zu 1 M. 50 Pf. und 2 M., mit Latz zu 2 M. 50 Pf.

Fortlaufend Eingang von Neuheiten für die Herbst- und Winter-Saison.

An Sonntagen und christlichen Feiertagen bleiben sämtliche Bureaux, Versandt- und Verkaufsräume geschlossen.

*Lauterbach*



Illustrirte  
**Frauen-Zeitung.**

Nr. 18, 1. Blatt.

Monatlich zwei Nummern.  
Vierteljährlich 2½ M. = 1½ Guld.

Berlin, 16. September 1886.

(Ausgabe mit allen  
Kupfern: 4½ M. = 2 Guld. 55 Kr.)

XIII. Jahrg.



Prinzessin Elvira von Bayern.



## Das böse Erbe.

Erzählung von Ludwig Riemssen.

(Schluß.)

Der Freundesrath des menschenkundigen und lebenserfahrenen Eusebius schien sich an Felix' nächster Zukunft bewahren zu wollen. Er war in die Kammerei übergesiedelt, hatte sich, unter Assistenz der alten Katharine und des dienstfertigen Franz, in Stübchen und Kammer wohnlich eingerichtet und fühlte sich zufrieden, fast glücklich. Schon am ersten Tage hatte er seine Staffelei aufgestellt, den Farbenkasten aufgeschlossen und, wie zur künstlerischen Einweihung der neuen Heimathstätte, an einem halb fertigen Landschaftsbilde einige Pinselstriche gethan. Dann aber war er mit Stift und Skizzenbuch hinausgezogen, um sich sehend und zeichnend der weiteren Umgebung der Stadt zu bemächtigen, in Wald und Feld, in Berg und Thal heimisch zu werden. Oft lehrte er, vom Wandern und Arbeiten ermüdet, erst spät Abends heim und schlüpfte durch das ihm zur Verfügung gestellte Pfortchen in der Gartenmauer auf stiller Hintertreppe in sein trauliches Stübchen. Erst nachdem er so auf dem neuen Schauplatze seines Lebens sich vorläufig orientirt hatte, fand er Ruhe und Lust, daheim seine Landschaft zu fördern, da diese bestimmt war, zuerst durch ihren zu erhoffenden Verkaufspreis die in seiner Klasse etwa entstehende Ebbe in lustige Fluth umzuwandeln. Gleichzeitig aber fand er auch Ruhe und Lust, Beobachtungen über seine nächste Umgebung anzustellen, und hier fiel ihm auf, wie selten er von dem Thun und Treiben der Familie unten etwas zu sehen bekam, wie viel seltener noch eine Berührung mit den Gliedern derselben stattfand. Zwar war Evchen ihm, wenn er morgens oder nachmittags das Haus verließ oder dahin zurückkehrte, dann und wann vor geöffneten Fensterschranken oder beladen mit allerlei Wirthschaftsgeräth von fern zu Gesichte gekommen, im günstigsten Falle mit einem lächeln Köpfnicken an ihm vorübergeschlüpft, aber das konnte man doch keine Berührung nennen, viel weniger einen Verkehr; und noch knapper waren die Beziehungen zu den übrigen Hausgenossen ihm zugemessen. Der alte Camerarius kam, so lange das Tageslicht dauerte, von seiner „großen Arbeit“ nicht los, und erst wenn der Abend hereindunkelte, sah Felix ihn dann und wann, geleitet von Evchens immer hilfsbereiter Hand, den langen mittleren Gartensteg langsam einige Male auf und ab spazieren, bis der zur bestimmten Stunde unweigerlich eintreffende Besuch eines gleichalterigen Rathsherrn, mit dem er ein altmodisches Brettspiel, „Toccategli“ genannt, seit einem Menschenalter zu spielen pflegte, das greise Männchen wieder in's Zimmer rief. Niemals aber erblickte Felix die Mutter Evchens, verwitwete Frau Doctor Franke, und er glaubte daraus den Schluß ziehen zu müssen, daß ihr Befinden, welches die Tochter als sehr schwankend geschildert hatte, in dieser Zeit ausnahmsweise schonungsbedürftig sei.

Vielleicht war das auch der Grund, warum die beiden jüngeren Kinder, Märchen und Hans, sich so still verhielten und so selten sichtbar wurden. Hätte Felix sie nicht ein paar Mal, wo er früh auf Studien hinauszog, in die Schule gehen sehen, er hätte wenig von ihrer Existenz erfahren. Denn ihre Erscheinung im Garten, seinem näheren und spezielleren Beobachtungsfelde, war höchst selten, und auch dann trieben sie ihre Spiele in dem entlegeneren Theile desselben, wo dichtes Gebüsch die Aussicht hemmte und die Entfernung ihre Stimmen dämpfte.

Sollte diese übergroße Zurückhaltung, so fragte er sich eines Tages, vielleicht auf ihn Bezug haben, eine Annäherung, ja auch nur eine Begegnung mit ihm planmäßig vermieden werden? Vermieden auf Evchens Bericht über ihr Gespräch mit ihm? Vermieden zur Schonung seiner „egoistischen“ Neigung zur Unabhängigkeit von jedweder Beziehung zur nächsten Umgebung? Dieses seltsam bestimmte, mit allerlei Grundfragen und Lebensansichten vollgepackte junge Ding mit seinen ernst blauen Augen war dazu im Stande, ihn zur Strafe für die ihr mißfälligen Aeußerungen völlig zu isoliren! Zu isoliren gerade in einer Zeit, wo er die Einsamkeit als drückend zu empfinden begann und sich nach Verkehr mit Jugend und Schönheit, mit theilnehmenden, aufgeschlossenen Seelen sehnte! Dieses Leben, wie er es jetzt führte, war ja frei und ungebunden genug — o gewiß! — und reich an täglichen Naturgenüssen, an künstlerischen Erträgen. Seine große Landschaft nahte sich ihrer Vollendung, und der Kunsthändler, dem er vorbereitend davon geschrieben, stellte willig einen ansehnlichen Preis in Aussicht. Sein Skizzenbuch hatte sich mit zahlreichen, zur Ausführung wohlgeeigneten Motiven gefüllt, eine Reihe gut gelungener Bleistift-Zeichnungen von interessanten städtischen Baudenkmälern war entstanden; — das Alles waren ja recht erfreuliche Resultate seines bisherigen Lebens in Heiligenwalde, und die Ueberzeugung,

daß er der ehemaligen Schaffenslust und Schaffenskraft nicht verlustig gegangen war, sicher gewonnen. Aber seltsam! Alle diese Ergebnisse freuten ihn doch nicht sonderlich, genügten jedenfalls nicht, ihm das Gefühl tief innerer Befriedigung zu geben, ja vermochten nicht einmal, ihn jeweilig vor einer gedrückten Stimmung, vor trüben Grübeleien zu bewahren. Was sollte nun weiter aus seinem Leben werden? So fortfahren, — neue Wochen, neue Monate, neue Jahre? Zu der fertigen Landschaft eine zweite, dritte, vierte u. s. fügen, ein zweites, drittes, viertes Skizzenbuch mit Entwürfen, Motiven füllen? Wozu? Um Geld zu gewinnen? Er bedurfte dieses Erwerbes ja nicht! Um Ruhm zu erwerben? Großer Gott, in der Hauptstadt saßen und malten fünfzig Kunstgenossen, die ihn Alle übertrafen; im Lande waren Hunderte von ihnen verbreitet, die ihn wenigstens zu übertreffen meinten; und jedes Jahr rief neue, junge, tüchtige Künstler in die Öffentlichkeit, die ihm in genialer Begabung und glänzender Technik vielleicht gleichfalls und möglicherweise in noch weit entschiedener Weise überholten, in den Schatten stellen würden. Konnte da von Ruhmesfränzen und voll befriedigtem Leben die Rede sein? Und was blieb ihm dann? Welche Ausflüchte hatte er für sein späteres Mannesalter? Ein „liebloses Leben“, — sagte sie nicht so, die kleine, blauäugige Hexe mit dem hübschgewellten, blonden Scheitel und dem tropigen Rosenmunde? Ein Leben, um das sie ihn „bedauerte“? Ha! Und von dem sie nun, wie von einem Ansteckungsherde, die Hausbewohner zurückhielt! — Offenbar, oder wenigstens höchst wahrscheinlich! Gewöhnt an den selbstlosen, opferwilligen Idealismus, der selbstentäußernden Menschenliebe des im practischen Leben stehenden Vaters, mußte sie allerdings sein energisches, jede Störung abwehrendes Kunststreben in stiller Zurückgezogenheit für nackten, kalten Egoismus halten; sie konnte für seine Tendenz kein Verständniß haben! Nun gut, — und gleichviel! Aber was konnte sie veranlassen, das so verkehrt auszusprechen? Wie kam sie dazu, einem Manne gegenüber, den sie kaum seit zehn Minuten kannte? Aus Tadelsucht? Aus ethischer Ueberhebung? Aber wie stimmte dazu der tiefe Herzensston ihrer bewegten Stimme, der Blick voll göttlichen Erbarmens aus ihren seelenvollen, liebreichen Augen? Oder aus Theilnahme, rasch erwachener, herzlicher Theilnahme an seinem öden, kalten, lieblosen Leben? Einer Theilnahme, wie sie solche etwa von ihrem, an fremdes Leiden warmherzig hingegebenen Vater geerbt haben mochte? — Möglich, sehr möglich, fast wahrscheinlich!

Ein Lächeln glitt über sein verdüstertes Gesicht, und wie an einem inneren Haltepunkte angelangt, hemmte er sein Auf- und Niederschreiten in der Stube und blieb aufathmend am Fenster stehen. Da erblickte er ein liebliches Bild. Im Gehölz am Ende des Gartens hatten wahrscheinlich Hans und Märchen mit einander gespielt, etwas zu stürmisch vielleicht von Seiten des ersteren, wenigstens war Märchen übel dabei gefahren, ihr Mozart-Jöpschen zerzaust, das hübsche Kattunkleid mit Erde beschmutzt, und ihre Augen waren mit Thränen gefüllt. Liebevoll kniete die auf ihren Klageruf herbeigeeilte ältere Schwester neben ihr, tröstete sie, schalt auf den reumüthig dabei stehenden kleinen Sünder, stoß das Jöpschen von Neuem ein, wusch Märchen ein Thränenlein aus den Augen und säuberte ihr Röschchen von anhaftender Erde, — alles das so liebevoll, geschwisterlich zärtlich, fast mütterlich sorgend, daß dem heimlichen Zuschauer am Fenster ein warmes, schönes Gefühl für die liebliche Trösterin im Herzen aufquoll.

Da die Geschwister sich jetzt dem Hause näherten, zog er sich vom Fenster zurück, warf sich in die Sopha-Ecke und versank in Sinnen und Grübeln. Als das nächste Resultat dieser nachdenklichen Stimmung ergab sich der Entschluß, gleich morgen den fast zu lange verschobenen Besuch bei Evchens Mutter zu machen, und da er am Morgen durch einen glücklichen Zufall die „kleine Samariterin“ auf der Treppe antraf, benutzte er die Gelegenheit, ihr seinen Wunsch auszusprechen.

Evchen nickte etwas kühl mit dem Kopse. „Von Mama's Seite steht dem nichts entgegen“, antwortete sie reservirt; „sie verschließt sich vor der Welt nicht, wenn ihre Gesundheit es irgend erträgt, und seit einigen Tagen ist ihr Befinden besser, als seit langer Zeit.“

„Das höre ich mit Freuden“, sprach Felix warm, „und so bitte ich Sie, Fräulein Eva, mich bei Ihrer lieben Mutter für heute Nachmittag anmelden zu wollen. Würde die fünfte Stunde ihr gelegen sein?“

„Durchaus! Nur bitte ich, zu glauben, daß Mama keinerlei Anspruch auf Ihre Zeit und Ihre Willensfreiheit erhebt, auch Sie der lästigen Verpflichtung, ihr einen Besuch zu machen, willig überhebt, wenn Ihnen —“

„Fräulein Eva, wie bitter, wie hart Sie sein können!“

„Bitter, — hart? Das wollte ich nicht sein! Gewiß nicht. Es sollte nur Ihre — Eigenart, zu sein und zu leben, geschont werden. Doch wenn der Besuch Ihnen mehr als eine lästige Form ist, —“

„Er ist es! Ein Herzens-Bedürfniß!“

„So sind Sie der Mama herzlich willkommen.“

„Und Ihnen, Fräulein Eva, — nicht auch Ihnen?“

„Die Gäste Mama's sind auch die meinigen!“

„Schon gut; ich sehe, Sie haben einen Stahlpanzer um die Brust! Aber nichtsdestoweniger, ich komme!“

„Sie werden uns bereit finden.“ — Mit einem freundlichen, doch gemessenen Kopfsneigen schlüpfte sie die Treppe hinab, und Felix brannte das Herz in Wehmuth, da er ihr nachstarrte.

Als sich zur bestimmten Stunde Nachmittags das Franke'sche Familienzimmer vor ihm aufthot, harrte seiner ein beweglicher Anblick. Wie glückselig diese zarte, in die Kissen des Sophas zurückgelehnte, blaße Frau mit den leidberührten Bügen des edlen Antlitzes seiner unergesslichen Mutter! Tiefe Rührung zuckte in seinem Gesicht, als er sich über die ihm bewillkommend entgegengestreckte bleiche Hand hinabbeugte und sie an seine Lippen zog. Fragend ruhten die Augen von Mutter und Tochter auf ihm.

Mit wenigen bewegten Worten erklärte Felix den Grund seines befremdenden Verhaltens und knüpfte damit sogleich ein unsichtbares Band zwischen sich und der blaffen Frau. Sanften Tones entgegnete sie ein paar empfindungsvolle Worte, die unmittelbar sein Innerstes trafen, und hieß ihn sich neben ihr niederlassen, um ein wenig mit ihr zu plaudern. Bald waren Beide so tief in's Gespräch verunken, als hätte ein langes Miteinanderleben ihnen tausend Berührungspunkte geboten.

Schweigend, aber mit strahlendem Antlitz, beschäftigte sich Evchen um die geliebte Mutter, die in der angeregten Unterhaltung mit ihrem Gaste ganz frisch und lebendig wurde; bereitete mit geschäftiger Hand, doch leicht und ohne Geräusch, den Thee, den sie dann in zierlicher Weise, voll unbewußter Anmuth, den Beiden darbot, und setzte sich endlich, dem Sopha der Mutter nahe, in eine Fensternische, wo ihre Finger mit den zahlreichen Klöppeln an einer Garnspize ein geschäftiges Spiel begannen. Bald kam auch Hans, der gute, unbeholfene Hans, müde von einer Privatstunde zurück und erwiderte des Gastes freundliches Entgegenkommen mit lächelnder Verlegenheit; endlich Märchen von einem Besuche bei der Herzensfreundin, und nun war der ganze kleine Familientreis beisammen; Felix, mitten darunter und an bevorzugtem Plage, kam sich fast wie ein Mitglied desselben vor.

Der liebevolle Ton, der zwischen Mutter und Kindern herrschte, die zärtliche Vertraulichkeit, welche die Geschwister unter einander verband, thaten ihm wohl und riefen Bilder vergangener Zeiten vor sein geistiges Auge. Die theure, dahingeschiedene Mutter, die früh verstorbenen Geschwister, das schlafliche Elternhaus, vom Geiste der Liebe gleich diesem Hause durchweht, — sie standen lebendig vor seiner Erinnerung und machten ihm das Herz weich.

Wie einsam war er doch im Leben geworden! Wie lieblos, — ja, Evchen hatte tausendmal Recht, — wie lieblos verfloßen seine Tage! Wie selbstständig war Alles, was er bisher gesonnen und gethan! Eine Sehnsucht, Jemand zu haben, für den er sorgen könne, der ihm seine Liebe mit ein wenig Gegenliebe erwidern würde, quoll wieder und wieder warm in seinem Herzen auf, beengte ihn in schmerzlicher süßer Regung die Brust. Sein Blick streifte das blaße Antlitz der Mutter, die eben eine Handarbeit Märchens controllirte, die blühenden Gesichter der Geschwister und blieb auf Hansens lodigem Krauskopf hängen. Die treuerherzigen Augen des Knaben, der, nachdem er seinen Thee getrunken, sofort wieder mit seiner Büchermappe beschäftigt war und sorgenvolle Blicke in einen zerlesenen Band that, den Felix auf fünf Schritte als eine lateinische Grammatik erkannte, sie zogen ihn unwiderstehlich an.

„Nun seh' mir einer den kleinen Gelehrten an,“ scherzte er, zur Mutter gewendet, deren Blick dem seinigen gefolgt war, „kaum daß er sich für die nothdürftigste Nahrung die Zeit abgewinnt, um nur bald wieder zu seinen Büchern zu kommen!“

Die Mutter warf einen zärtlichen Blick auf den Knaben und lächelte trüb. „Er hat es leider nöthig. Der frühe Verlust des Vaters, der seine Arbeiten hätte überwachen, seine Rück- oder Fortschritte controlliren, ihn antreiben und fördern können, macht sich bei ihm sehr bemerklich, umsomehr, als seine Begabung nur eine mittelmäßige ist. So kommt er, — leider! — in der Schule, trotz einiger Privatstunden, nur langsam vorwärts; ohne seine Schuld, darf ich sagen, aber das Traurige der Sache wird dadurch nicht gemildert.“

Felix blickte voll wachsender Theilnahme auf den kleinen Burschen, und seine Empfindung erwärmte sich mehr und mehr. Vorderhand freilich begnügte er sich mit einigen allgemein gehaltenen Trostworten an die Mutter, im Herzen aber war ihm ein Entschluß aufgeleimt, die Sorge der blaffen Mutter, — wie innig sie ihn doch mit jedem Blicke an sein verstorbenes Mütter-



lein mahnte! — etwas wirksamer zu heben, als durch bloße Worte. Und so legte er, als er endlich Abschied nahm von dem traulichen Kreise, seine Hand liebevoll auf den braunen Vordenkopf und forderte Hänschen auf, ihn doch morgen einmal oben zu besuchen. Er habe ihm manches Hübsche zu zeigen.

Dankbar lächelnd, folgte ihm der Blick der Mutter; das Auge der Tochter in der Fensternische aber blickte kaum vom Klöppelstift auf, selbst da er schon den Thürgriff in der Hand hatte. „Natürlich!“ grollte Felix innerlich. „Sie kümmert sich den Kukul um mich! Wozu auch! Es ist schließlich einerlei und doch Alles vergebens!“

6.

Seit jenem ersten Besuche in der Familie Franke hatte sich zwischen ihr und dem „Niethsherrn“ ein festes Band geknüpft, und freundliche Beziehungen gingen herüber und hinüber. Zunächst bildete sich ein herzliches Verhältniß zu dem kleinen Hans, der am nächsten Tage pünktlich bei Felix erschienen war und nun eine kleine Prüfung über den Gesamtstand seines Schulwissens zu bestehen hatte. Bei dieser Gelegenheit gewann der ehrliche Junge ein unbegrenztes Vertrauen zu Felix' Gelehrsamkeit, und als derselbe nun gar anordnete, daß er bei allen Schwierigkeiten, die sich ihm in Anfertigung seiner Schularbeiten ergeben würden, zu ihm heraufkommen und das betreffende Pensum unter seiner Aufsicht absolviren solle, fiel dem wackeren Knaben eine lange getragene Last vom Herzen, und er blickte von jetzt an getroßt, ja fröhlich in seine Schulzukunft hinaus.

Aber auch bei dieser freiwillig übernommenen Beschränkung seiner Freiheit ließ Felix es, in seinem Drange, sich nützlich zu machen und Liebe zu erreichen, keineswegs bewenden. Als er einmal, bei erneuertem Besuch in der Franke'schen Familie, Klärchen bei einer Zeichnung beschäftigt fand, setzte er sich zu ihr, zeigte ihr die Fehler, die sie gemacht, ließ sie unter seiner Aufsicht weiter arbeiten und saß wohl eine Stunde unermüdet bei ihr, um sie vollends auf den rechten Weg zu bringen. Er nahm in Hänschens Freistunden denselben mit auf kürzere Wanderungen, erschloß ihm das Auge für die Schönheiten der Natur, wie für die materische Auffassung derselben, bereicherte in Mittheilung und Unterhaltung sein Wissen, erweiterte seine Begriffskreise, stärkte seinen Charakter und that, in selbstentäußernder Hingabe an das Werk der Erziehung, Alles für ihn, was ein älterer Bruder für den jüngeren, hilflosbedürftigen Bruder zu thun vermag. War es ihm in Momenten liebevoller Selbstvergessenheit doch oft wirklich so, als blickte ihn aus Hansens blauen Augen der frühverstorbenen, innig geliebte Bruder an, und das innere Wohlgefühl, das ihm selbst aus dieser Sorge um des Knaben Wohl entsprang, dankte er demselben wieder durch vermehrten Eifer und immer engeren Anschluß an denselben. Ja, als ihm Hans einmal, da sie vertraulich neben einander am Kapellenhügel lagen, erzählte, daß die Mutter große Sorge um seine und der Geschwister Zukunft trüge, da sie nach dem Tode des Vaters mittellos zurückgelassen und ganz auf das Wohlwollen des Großvaters angewiesen sei, der selbst nur seinen Ruhegehalt besitze, da schwoll ihm das Herz in großen Entschlüssen, und er begann das Schicksal, das ihm das „böse Erbe“ zugeworfen, mit milder unerkenntlichen Augen zu betrachten. Diese zarte, unter eigenem seelischen und körperlichen Leid gebeugte, sorgend in die Zukunft schauende Frau, — wie ganz war das wieder die eigene Mutter, deren Leben er, wenn auch mit Aufgebot seiner ganzen Kraft, nur so dürftig hatte schmücken, nur so kümmerlich von Sorgen hatte entlasten können! Die Erinnerung preßte ihm die Brust zusammen. Tief und schwer aufathmend, legte er die Hand auf des Knaben Schulter, blickte ihm liebevoll in die unruhig aufgeschlagenen Augen und sprach sanft: „Sei nur unbesorgt um die Mama, mein Junge; für so herrliche Frauen hat das Schicksal noch vieles Glück in Vorrath, und Du wirst sehen, daß noch Alles gut und schön wird.“

„Wenn Sie's sagen,“ sprach der Knabe vertrauensvoll, „so glaub' ich's!“

Schweigend, ein Jeder in seine Gedanken versunken, lernten sie in die Stadt zurück.

Hier erwarteten Felix zahlreiche Briefe, die ihm die Post gebracht; ein humoristisches Sendschreiben des Freundes Eusebius, der seine Freude über Felix' Zufriedenheit mit seiner dermaligen Lage aussprach und zur Erwidrerung geheimnißvoll auf vielleicht baldige, bedeutsame Nachrichten über das eigene Wohlergehen verträufelte; der gewohnte Wochenbericht Konrad Günther's über den Verlauf des Wirthschaftsbetriebes auf dem Lindenhofe, nebst Abrechnung über den recht günstigen Verlauf der diesjährigen Wolle; ein anmaßender Klage- und Drohbrief des alten Balthasar, der ordnungsmäßig seines Dienstes entlassen war und trotz eines reichlichen Geldgeschenkens, das Felix ihm durch Eusebius hatte

auszahlen lassen, sich über Benachtheiligung beschwerte; endlich eine umfassende Zuschrift des zur Restauration des Gartens auf den Lindenhof berufenen Gartenkünstlers, in Begleitung zahlreicher Skizzen und Entwürfe, über deren Ausführung sich der Gutsherr nun definitiv zu entscheiden hatte.

Felix musterte die Zeichnungen mit aufmerksamen Blicken, notirte sich diese und jene Aenderung, hob Einzelnes hervor, berichtete eine seinem Künstlerauge mißfällige Farben-Zusammenstellung und packte endlich Alles zusammen, um es mit hinunter zu nehmen und der für Gartenbau warm und fein empfindenden Frau Franke mit ihrer Durchsicht eine kleine Zerstreung zu bereiten. Eine Anzahl seiner Zeichnungen, Ansichten von malerischen Mauerpartien, Thoren und Thürmen, Rathhaus und Gildenküche, die er in der letzten Woche mit stillem Hinblick auf Evchen entworfen, legte er gleichfalls bei. Vielleicht, daß auch diese Blätter unten Interesse erweckten, vielleicht gar das trostige Kind ein wenig heranlockten und zu lebhafterem Gedanken-Austausch bewegten. Wußte er doch, daß der alte Camerarius seinem weiblichen Amanuensis von seinem Enthusiasmus für die Alterthümer der Stadt, deren Chronik er den Rest seines Lebens geweiht, ein gut Theil eingestößt hatte. Mit diesem Gedanken rollte er die Blätter zusammen und ging hinab.

Mit dankbarer Freude von der Mutter, mit einem kühlen Kopfnicken von Evchen, — aus der unvermeidlichen Fensternische, — empfangen, erregte er mit seinen alsbald ausgebreiteten Gartenplänen, die er, wie er sagte, „für einen Freund, der Gutsbesitzer sei, künstlerisch zu begutachten habe,“ das lebhafteste Interesse der Mutter, und selbst Evchen und Klärchen kamen heran, sich die reizend ausgeführten Entwürfe anzusehen und die Erklärungen anzuhören.

Man fand das Ganze wunderhübsch, Einzelheiten entzückend, und Frau Franke versenkte sich so völlig hinein, daß ihr in Bezug auf das Arrangement der Details noch mehrere sinnige Verbesserungsvorschläge gelangen. Als das Interesse an diesem Gegenstande zu ermatten begann, rollte Felix die Zeichnungen auf und sprach, zu Evchen gewendet, die sich schon wieder in ihr bunten retiro zurückgezogen hatte: „Was ich hier noch habe, ist namentlich wohl für Sie von Interesse, Fräulein; wollen Sie sich's einmal ansehen?“

Sie kam etwas scheu aus ihrem Versteck hervor und warf einen flüchtigen Blick auf die Zeichnungen; aber schon dieser genügte, um ihr einen Ausruf freudigster Ueberraschung zu entlocken. „O wie schön, wie schön! Das ist der Kapellenhügel mit der Ruine; — das ist das Petersthör, — dies die Stadtmauer hinter der Mauritius-Kirche, — das da der Thorthurm an den Mühlen! — O, wie herrlich ist das Alles aufgefaßt, und wie kräftig und wirksam wiedergegeben! Mama! Klärchen! seht doch nur!“

„Wir sehen Alles und bewundern ebenso, wie Du, mein Kind!“ sprach lächelnd die Mutter. „Ja, lieber Herr Hardenbeck, das sind köstliche Blätter, die wieder einmal recht die verklärende Wirkung der Kunst beweisen. Wie sind mir die alten Gemäuer so statlich und malerisch erschienen, als hier in diesen Zeichnungen, und doch sind diese nicht weniger wahr, als jene.“

Felix nickte still mit dem Kopfe; aber seine Augen ruhten wie gebannt auf Evchens freudedurchleuchteten Zügen, und wie ein süßes Glücksgefühl durchzuckte es ihn, daß es Werke seiner Hand und seiner Kunst seien, welche die Zurückhaltung des Mädchens zu so beredtem Ausdruck ihrer Empfindung umzuwandeln vermocht hatten. Wie war sie ihm so anmüthig, so liebevoll vorgekommen, wie in der holden Erregung des gegenwärtigen Augenblickes, und er begriff sich selbst nicht, daß er wochenlang neben ihr her gelebt, ohne von ihrer lieblichen Erscheinung bezaubert zu sein. Mit stillem Entzücken hörte er nur, wie sie jedes einzelne Blatt voll seiner Empfindung commentirte, seine besonderen Vorzüge mit sicherem Gesühle hervorhob, auf vorzüglich gelungene Details aufmerksam machte; und recht mit Lust vertiefte er sich mit ihr in ein Gespräch über die Zwecke und Ziele der Landschaftsmalerei überhaupt. Darüber verließ die Mutter, durch die alte Katharine, die Magd, zu wirthschaftlichen Anordnungen hinaus gerufen, das Zimmer, und Klärchen schlich ihr nach; so sahen Felix und Eva sich plötzlich allein einander gegenüber, und die Röthe peinlicher Erregung stieg Beiden in die Wangen.

Evchen faßte sich zuerst. „Würden Sie mir wohl gestatten,“ sprach sie mit stockender Stimme, „diese herrlichen Ansichten auch dem Großvater vorzulegen? Er würde eine nicht minder große Freude daran haben, wie ich, und einen innigen Herzenswunsch als erfüllbar erkennen. Denken Sie nur, wenn er der berühmten Stadtchronik solche Abbilder der denkwürdigsten Gebäude und Vertictheiten einfügen könnte! Ich bin überzeugt, daß er, wenn er diese Zeichnungen gesehen hat, nicht mehr nachläßt, bis der Rath der Stadt Ihnen dieselben, zur würdigen Ausstattung des kostbaren Manuscriptes,

um hohen Preis abkauft. Würden Sie auf ein solches Anerbieten eingehen?“

„Nein!“ entgegnete Felix, der die Augen von der Sprecherin nicht abzuwenden vermochte. „Nein, Fräulein Eva, um Geld sind diese Blätter nicht feil, selbst für eine beträchtliche Summe nicht; und übrigens haben sie bereits ihren Eigenthümer oder, besser gesagt, ihre Eigenthümerin gefunden.“

„Eigenthümerin? Wer? Wo?“

Felix lächelte. „Wo? Hier in diesem Zimmer. Wer? Fräulein Eva Marie Franke, zu ihrer freien Disposition, vielleicht im Interesse der berühmten Chronik! Doch das steht bei ihr allein.“

Evchens Antlitz ging von Roth in Blau über, und ihre Stimme stockte, als sie erwiderte: „Sie wollen doch nicht sagen, daß diese herrlichen Zeichnungen ein Geschenk für mich sein sollen?“

„Ungefähr so, wenn anders ich wagen darf, Ihnen als getreuer Hausgenosse ein kleines Geschenk anzubieten.“

„Unmöglich! Wir sind viel zu arm, um dergleichen kostbare Geschenke erwidern zu können, und so —“

„Wir?“ fragte Felix, sich mehr und mehr erweiternd. „Ich habe nur Ihnen allein die kleine Gabe anzubieten gewagt, und Sie sind reich genug, mir dieselbe zu vergelten: ein freundlicher Blick beispielsweise, ein herzlicher Händedruck wäre für meine genügsame Seele genügender, ja überreicher Lohn! Aber freilich, eben mit diesen Gunst-Erweisungen largen Sie, — wenigstens mir gegenüber, — härter, als ein Geizhals mit seinem Gelde.“

Evchens rosige Lippen bebten, und ihr Blick umschleierte sich, als sie zu Felix aufschaute und leise sprach: „Sie belasten Sie mit unseren Interessen und uns mit Dankesverpflichtungen gegen Sie schon weit mehr, als gut ist! Was Sie zur Förderung von Hans und Klärchen, zur Zerstreung und Aufheiterung von Mama thun, beeinträchtigt Ihre Muße und künstlerische Freiheit bereits so sehr, daß Ihren Arbeiten nothwendig dadurch Abbruch geschehen muß. Und nun wollen Sie diese selbst, ohne Entgelt, weggeben, nur um uns und dem Großvater eine Freude zu machen —“

„Um Ihnen eine Freude zu machen,“ verbesserte Felix mit einem Blick voll Innigkeit.

„Es ist dasselbe,“ erwiderte Evchen mit einem schwachen Lächeln; „und ich kann am wenigsten die Hand dazu bieten, daß Sie fortfahren, sich zu berauben. Weiß ich doch, was Alles Sie daransetzen, um Ihren Kunstproducten die höchst mögliche Vollendung zu geben! Ueberhaupt, — wir hätten, — ja, wir hätten von vornherein zurückhaltender sein, — hätten nicht zulassen sollen, daß Sie Ihre Freiheit —“

„Ich bitte Sie um Gottes willen, reden Sie nicht immer von meiner Freiheit und den Belästigungen, die meiner Muße oder meiner Kunst durch den Verkehr mit Ihrem Hause auferlegt werden! Bin ich denn wirklich ein so entsetzlich egoistischer Mensch, daß ich an Niemandem theilnehmen, Niemandem zu Liebe etwas von meiner Zeit oder Kraft opfern darf, ohne daß man vor Verwunderung die Hände zusammenschlägt? — Ich stehe Sie an, glauben Sie, o, glauben Sie, daß ich einer Selbstentäußerung, daß ich eines Opfers zum Wohle eines Mitmenschen fähig bin, und glauben Sie auch, daß ich viel, ja daß ich Alles thun möchte, um über Ihr Haus, über das Antlitz Ihrer theuren Mutter, — der meinigen ach, so ähnlich! — Sonnenschein zu verbreiten. Sie wissen, daß ich alle die lieben Menschen, an denen einst mein Herz hing, verloren habe; daß ich sehr einsam in der Welt dastehe und bisher an meiner Kunst den einzigen Halt und Trost hatte. Aber Sie wissen nicht, daß dieser Trost, dieser Anhalt meinem Herzen seit geraumer Zeit nicht mehr genügt; daß ich mich nach innigerem Anschluß an gute, tief empfindende Menschen sehne; daß ich mein leidenschaftliches Kunsttreiben, losgelöst von allen Verpflichtungen gegen meine Mitmenschen, allgemach als schändliche Selbstsucht zu betrachten anfangen und danach schmachte, Freundschaft, Güte, Liebe zu geben und zu nehmen! Was ich zu diesem Behufe bisher, — im kleinsten Kreise, — gethan und weiter thun möchte, wehren Sie demselben, — ich bitte inständig, — nicht! Nehmen Sie auch diese armen Zeichnungen, von denen Sie sich eine Freude für Ihren Großvater versprechen, gütig hin und gestatten Sie mir, denselben noch einige andere, bis jetzt unvollendete, beizufügen, damit wenigstens die bedeutendsten und schönsten Vaudenkmäler zur Illustration der Chronik beisammen sind.“

„Zuviel! Es ist zuviel!“ flüsterte Eva in einer Erregung, deren Felix sie kaum für fähig gehalten, und ein tiefer, seelenvoller Blick traf ihn mit einem Ausdruck, der verrieth, daß dies „Zuviel“ sich nicht allein auf die Zeichnungen beziehe! Trost ergriffen, faßte er ihre Hand und zog sie an seine Lippen. „Sind wir Freunde, Evchen?“ flüsterte er gleichfalls.

„Freunde!“ hauchte sie leise, und ein sanfter, kaum fühlbarer Druck ihrer Hand besätigte das Wort. Dann





Beim Forsthaus. Nach einer Skizze von Carl Ritt. — Siehe Seite 310.

In der Zeit-Gemeinschaft der Deutschen Frauen-Vereinigung mit dem besten Wille von Tadel und Kritik.





zog sie die zierlichen Finger hastig aus der Faust von Felix' bebender Hand und begab sich in ihre Fensternische zurück; denn draußen vernahm sie die Stimme der Mutter, und eine Minute später trat diese mit Märchen wieder ein.

Felix, in seliger Verwirrung, erklärte, ihre Zurückkunft nur abgewartet zu haben, um sich in aller Form zu empfehlen, griff, wie blind, in den Winkeln des Zimmers nach seinem Hute umher, der vor ihm auf dem Tische stand, und schoß endlich zur Thür hinaus.

Seit diesem Abend war die Spannung zwischen ihm und der anmuthigen Haustochter gelöst, und die glücklichste Stimmung hatte, wenigstens bei Felix, Raum und Kraft gewonnen. Er kam sich selbst wie verwandelt, wie ausgetauscht vor; das ganze Leben umher hatte für ihn ein anderes Antlitz bekommen. Das Bild auf seiner Staffelei, wie kalt und empfindungslos erschien es ihm nun; wie unfähig, Andere zu erwärmen; wie fern selbst von technischer Vollendung! Seine Ausflüge in Feld und Wald, sein Umherschweifen nach malerischen Eindrücken, — wie zwecklos, wie gleichgültig wollte ihn Alles das bedürfen! Hans und Garten umschlossen ihm jetzt alle Lebenszwecke und -Ziele; der gelegentliche Anblick des theuren Mädchens, dessen zarter Händedruck ihm noch, bei der Erinnerung an jene glückliche Stunde, durch alle Nerven bebte, war ihm hundert Mal ersehnter, als die schönste Aussicht in romantischer Gegend, und ein Lob aus dem Munde der verehrten Frau dort unten, ein liebliches Zulächeln Eochens galten ihm mehr, als Künstler-Ruhm bei Mit- und Nachwelt. Sein Leben und sein Lebensglück waren gebannt in dem kleinen Kreise, den sein Auge beherrschte, und selige Hoffnungen für die Zukunft füllten sein Herz.

Eine frohe Ruhelosigkeit hatte sich seiner bemächtigt. Täglich expedirte er Briefe, fast täglich empfing er solche; zweimal reiste er in die Hauptstadt hinüber und kam, beladen mit Erwerbungen aller Art, nach Heiligenwalde zurück. Einige Male erschien auch ein fremder, künstlerisch aussehender Herr, — Felix gab ihn für einen Bilderhändler aus, der es auf seine Landschaft abgesehen habe, — auf dem Zimmerchen „im Gartenflügel“, und Felix hatte lange, eingehende Besprechungen mit ihm. Ein anderes Mal traf er sich im Gastzimmer „zur Sonne“ mit einem großen, auffallend aussehenden Herrn mit „ferkelblonden“ Haaren und altmodisch ehrbaren Manieren, der viel mit ihm conversirte und gewisse Mittheilungen nur in Begleitung eines eigenthümlichen, den dicken Wirth fast beunruhigenden Gelächters erlassen zu können schien, übrigens auch verschiedene Erwidrerungen Felix Hardenbed's mit einem ehrerbietigen „Jawiß“ in Empfang nahm. In Summa: es war ein aufregendes, fremdartiges Treiben, in das der junge, sonst so einsam lebende Maler verfiel, und die Bewohner der Kammerei schüttelten oft lächelnd den Kopf über ihn.

Inzwischen hatte Eochens die schönen Bedouten von Heiligenwalde dem Großvater vorgelegt und denselben in wahres Entzücken versetzt, zumal durch die Nachricht, daß Herr Hardenbed die Blätter als künstlerische Beigaben für die „große Chronik“ bestimmt habe und denselben noch weitere folgen lassen werde. Der alte Herr ließ es sich nicht nehmen, dem „wohlgesinnten und im Nützlichsten beschäftigten, freigebigen Künstler“ einen feierlichen Besuch auf seinem Stübchen abzustatten und ihm seinen Dank für die „fürtreffliche Zuwendung“ in förmlichster Weise auszusprechen. Nicht genug aber daran! Wenige Tage später erschien bei Felix eine Deputation des Wohlweisen Rathes, welche Namens der Stadtobrigkeit Dank und Anerkennung für die der „ehrwürdigen Chronik“ zugewendete kunstreiche Schenkung aussprach und ihm die Ernennung zum Ehrenbürger von Heiligenwalde feierlich im Diplom überreichte, eine Ehre, die, wie der alte, Toccatogli spielende Rathsherr nachdrücklich hervorhob, „erst wenigen, sehr wenigen verdienten Männern zu Theil geworden.“

Vergebens machte Felix geltend, daß dem Rechte nach Fräulein Eva „Ehrenbürgerin“ hätte werden müssen, da sie die eigentliche Geberin, weil Eigenthümerin der Blätter, gewesen sei; im Franke'schen Hause war man der Ansicht, daß jene Auszeichnung ihm mit gutem Rechte zukomme, worauf er sich darein ergab. „Nur, daß ich nun nachsinnen muß,“ flüsterte er, da das allgemeine Gespräch sich einem anderen Thema zuwandte, über Eochens Stuhl gebeugt, ihr innig zu, — „nur daß ich nun nachsinnen muß, wie Ihnen wenigstens ein Antheil an meiner neuen Würde gesichert werden könnte! Wie gefiele Ihnen der Rang einer „Ehrenbürgerin“, Fräulein Eva?“ — Und ohne eine Antwort abzuwarten oder die in dem lieblichen Gesicht aufsteigende Gluth seliger Verwirrung zu beachten, wandte er sich wieder zu den übrigen Theilnehmern des kleinen Kreisles, den er nun durch sprudelnde Laune und heiterste Gesprächigkeit entzückte.

Auch über Frau Franke war, unter dem Einfluß seiner immer anregenden Gegenwart, ein Geist laugentbehrter Frische und Unternehmungslust gekommen. Wie

der Klang ihr melodisches, seit Jahren nicht vernommenes Lachen durch das Familienzimmer, wieder übernahm sie voll Interesse einen Theil der Wirtschaftsleitung, und an schönen Tagen sah man sie an Eochens Arm, auch wohl von Felix geführt, die Gartenstiege hinabschreiten oder im milden Strahle der Nachmittagssonne an einem geschützten Plage vor den Blumenbeeten sitzen und den Spielen ihrer beiden jüngsten Kinder frohen Auges zuschauen.

„Vortreflich, ganz vortreflich!“ begutachtete der treue Hausarzt, Vater von Märchens Herzensfreundin und dem verstorbenen Dr. Franke einst selbst eng befreundet, den veränderten Zustand. „Sie haben, — Gott weiß, wie, — einen neuen Lebenstrieb bekommen, und nun wird der Körper nicht zurückbleiben. Nur kommen Sie ihm zu Hilfe! Fleißige Bewegung im Freien, kräftige Nahrung, anmuthende Beschäftigung und willenskräftige Selbstbeherrschung, — darauf kommt nun Alles an. Wunderbar heilkräftig wäre für Sie ein Ortswechsel, wenn auch nur für kurze Zeit. Andere Luft, andere Umgebung, vielleicht nur auf jeweiligen Spazierfahrten, Tagesausflügen aufs Land, — das thut's! Und — leben Sie in der Gegenwart, theuerste Frau; für die Zukunft lassen wir einen Anderen, Mächtigeren sorgen; bei unserem Thun für kommende Zeiten springt doch nur Stümperwerk heraus.“

Die Worte des heilkundigen Freundes, von der blaffen Frau mit einem sanften Lächeln und einem dankbaren Händedruck erwidert, fielen in Felix' Seele wie zündende Funken. Ein großer Entschluß kam zur Reife und versetzte ihn in eine halb zogende, halb selig zuversichtliche Stimmung. Wieder verfiel er auf ein leidenschaftliches Briefschreiben, wieder kamen zahlreiche, oft dickleibige Zuschriften bei ihm an, und wieder traf er sich im Gasthof „zur Sonne“ mit jenem auffallend aussehenden, gutmüthig blickenden Manne, dessen Heiterlebensausbrüche dem dicken Wirth durch ihren „unterirdischen“ Charakter schon einmal ein pathologisches Interesse abgewonnen hatten.

Wenige Tage nach diesem Zusammentreffen trat er mit heiterer Miene bei der Franke'schen Familie ein, froh begrüßt von Allen, stürmisch von Hans, dem immer das ganze Knabenherz ausging, wenn er des gütigen Künstlers nur ansichtig wurde; mit einer feinen Rötthe auf den Wangen und einem verlegenen Zimmern der holden Blauaugen von Eochens in der Fensternische.

„Sie sehen wunderbar unternehmend aus, lieber Freund,“ sprach lächelnd Frau Franke, da er ihr ehrerbietig die Hand küßte, „fast als gingen Sie mit einem großen Plane um.“

„Sie irren nicht,“ entgegnete Felix, und es war gut, daß man ihm nicht ansehen konnte, wie sehr ihm, trotz seiner unternehmenden Miene, das Herz klopfte. „Und meine Unternehmung gilt Ihnen selbst; ich beabsichtige, Sie dieser guten, aber etwas eintönigen Stadt zu entführen, — Sie und alle Ihre Lieben, wie sie da sind!“

„Ich verstehe Sie nicht, lieber Freund,“ entgegnete, wie immer, leicht beunruhigt, die Frau und lehnte sich in den Stuhl zurück. „Wohin wollten Sie mit uns und wie und wann? Sie sprechen in Räthseln!“

„Die ich unverzüglich selbst lösen werde. Noch heute Abend kommt ein bequemer, hübscher Wagen meines Freundes vom Lindenhof, um mich zu einer Schluß-Inspection der nach meinen Angaben hergestellten Arrangements abzuholen. Nun bitte ich inständigst, diese kleine Partie, die nur wenige Stunden beansprucht, durch sehr hübsche Gegenden geht und ein höchst erfreuliches Ziel hat, mit mir machen zu wollen.“

„Aber, liebster Freund, — —“

„Kein Aber,“ rief ich, bis ich ganz ausgerebet habe. Meine Gründe sind folgende: Ihr trefflicher Arzt hat Ihnen jeweiligen Ortswechsel, Bewegung in frischer Luft und seelische Aufheiterung zur Pflicht gemacht. Dieser Pflicht kommen Sie gewissenhaft nach, wenn Sie mich auf diesem kleinen Ausfluge begleiten. Die Tage sind wunderschön, und das Barometer steht so hoch, daß auch für morgen mindestens das sonnigste, lieblichste Wetter gewiß ist. Die Fahrt wird Ihnen gut thun, und an Ort und Stelle Gelegenheit geben, zu sehen, wie sorgfältig Ihr Rath in Anlegung der Blumen- und Gebüschpartien befolgt ist —“

„Aber, Vester, — —“

„Ich bin noch nicht zu Ende! Hans und Märchen verdienen seit lange schon eine kleine Zerstreuung nach sehr fleißigen Wochen, und ihrer harret dort ein Pony-Fuhrwerk, wie Hänschen es sich in seinen kühnsten Träumen nicht hübscher vorstellen kann; und auch für Fräulein Eva wird sich dort vielleicht etwas finden, wofür sie Interesse hat. Ueberdies darf ich von Seiten der Gutsverwaltung die freundlichste Aufnahme und Bewirthung in Aussicht stellen, und nach einem hübschen, genußreichen Tage die schönste Heimfahrt bei sinkender Sonne und sanft abkühlender Tageswärme. Sie werden froh erwidert hier wieder eintreffen, und eine löstliche Nachtruhe wird die Wirkung des anregenden Tages heilkräftig beschließen.“

Diesmal kam, da Felix eine Pause machte, die Mutter nicht einmal zu ihrem „Aber“; die Kinder erhoben ein lautes Jubelgeschrei und umdrängten, mit Bitten jeden Widerspruch übertäubend, die zarte Frau; selbst Eochens, — mit seltsam glänzendem Gesichtsausdruck, — gesellte sich zu ihnen, und so blieb der Ueberstimmten in der That nichts Anderes übrig, als sich zu fügen. „Sie sind nicht bloß ein Entführer,“ drohte sie, lächelnd zu Felix gewandt, „sondern auch ein Verführer! Meine sämtlichen Kinder rufen Sie gegen mich unter Waffen! Aber ich sehe schon, ich muß mich fügen und überdies,“ — sie streckte ihm in tiefer Nührung die Hand hin, — „Ihnen herzlich danken, daß Sie es so wohl mit uns meinen und diesem Wohlmeinen so zarten Ausdruck leihen. Auf morgen früh denn also; Sie sollen uns rechtzeitig fertig finden.“

7.

Die barometrische Prophezeiung war in Erfüllung gegangen, und der schönste Spätsommer-Morgen lag über Stadt und Land, als Felix Hardenbed's neue, elegante Equipage mit der Familie Franke und ihm selbst lustig die Straße hinab und zum Thore hinausrollte. Dem heiteren, sonnig schönen Wetter entsprach die allseitige frohe Stimmung. Die zarte, dem Genuß der freien Natur so lange entfremdete Frau sog mit tiefen Zügen den Duft der Felder, das Arom der frisch gemähten Wiesen in sich ein; die Kinder, — Hänschen natürlich auf dem Vordach und in rasch begründeter Vertraulichkeit mit dem wohlwollend lächelnden Kutsher, — jubelten laut bei jeder ihnen neuen Erscheinung des Weges und machten sich und Andere weiteifernd auf dieselben aufmerksam; Eochens aber, neben der Mutter sitzend, blickte still, aber selig lächelnd in die sommersonnige Ferne hinaus. Wagen und Pferde waren gut, die trodenen, festen Landstraßen nicht weniger; die Unterhaltung, aus der wechselnden Scenerie reiche Nahrung ziehend, war höchst belebt, und so flogen die wenigen Meilen der Reise nur so dahin, und ehe man sich dessen versah, rollte der Wagen über den holprigen Damm des Dorfes Lindenhagen dahin, raffelte über die Bachbrücke und bog in die schöne, alte Linden-Allee zur Rechten ein. „Da ist der Lindenhof vor uns!“ sprach Felix, froh erregt, und deutete mit der Hand auf das alte Herrenhaus, das im Glanze eines neuen Anstriches freundlich aus dichtem Grün hervorschimmerte. Aller Augen wandten sich dahin, und die Kinder jauchzten laut auf; nun noch wenige Minuten, und die Pferde bogten links ein, trarben an der Gartenmauer entlang und hielten plötzlich auf der mit Aloe und Agaven stattlich gezierten Rampe vor dem Portale an.

Ein freundlich beeiferter Diener und ein nettes Hausmädchen empfingen die Reisenden an den Stufen; im nächsten Augenblick eilte auch mit langen Schritten ein altmodisch ausschauender Herr, mit treuherzigen Augen unter sehr blondem Haar, quer über den Hof daher und begrüßte „als Administrator“ die Herrschaften ehrerbietig; und kurz darauf waren Alle traulich im Gartensaal um ein zierlich servirtes Frühstück verjammelt.

Nach dem Frühstück hatte der „Herr Administrator“ die Gefälligkeit, das den beiden Kindern versprochene Pony-Fuhrwerk vorführen zu lassen, und nichts gleich dem Entzücken Hänschens, als er auf der kleinen Kutschbank Platz nehmen, die Zügel des geduldigen Thieres ergreifen und Märchen, die mit seligen Mienen eingestiegen war, auf dem ausgebehten Hofe umherlutschern konnte. Inzwischen geleitete Felix Mutter und Tochter durch die neudecorirten, anmuthenden Wohnräume des Hauses, dessen sorglich wiederhergestellten Rococo-Ornamente nebst entsprechendem Mobiliar eine geradezu gehobene Stimmung bei beiden Damen hervorriefen. Ramentlich die für die „Herrin des Hauses“ bestimmten Zimmer übten eine geradezu hinreißende Wirkung aus, und Mutter und Tochter konnten nicht müde werden, sie im Ganzen wie im Einzelnen zu bewundern. Dieselbe Bewunderung wiederholte sich bei der Besichtigung von zwei reizend in Grün decorirten, für die „Mutter der Hausfrau“ bestimmten Zimmern, mit der Aussicht in den Garten hinaus, und nur schwer rissen sich die beiden Damen los, um dem, von stiller Freude wie verklärten Felix zur Besichtigung der neuen Garten-Anlagen zu folgen. Auch hier Staunen und Bewunderung. Gleich das graziose, von Tapiswänden gebildete und mit farbenreichen Blumenbeeten und hohen, kunstvollen Sandstein-Basen decorirte Oval vor der Glashür des Gartensaales entzückte sie; und unter lebhaften Beifalls-Bezeugungen schritten sie nun von einer Blumenpartie zur anderen, von einem Böslett zum anderen, bewunderten die wirksam aufgestellten Bildwerke, freuten sich an einem von hohen Wasserpflanzen eingerahmten Bassin voll spielender Goldfische und fanden das Ganze „schön, wie ein Märchen!“ Froh ermüdet, ließ endlich die Mutter sich vor einer schönen, weiten Aussicht, zu deren Erschließung sie selbst durch feinsinnigen Rath Veranlassung gegeben hatte, auf einer Bank nieder.



„Lassen Sie mich ein wenig ruhen, lieber Freund,“ bat sie, tief aufathmend. „Es ist des Schönen bisher schon fast zu viel für mich gewesen; zeigen Sie nun Euchen den Rest des Gartens, und treffen Sie mich dann hier wieder. Die paar Minuten stillen Ausruhens werden mir gut thun.“

Euchen wollte Einwendungen erheben; doch fügte sie sich einem bittenden Blicke von Felix, und da er ihr die Hand bot, folgte sie, zwar etwas blaß und mit zitternder Lippe, doch nicht unwillfährig, und tief bewegt schritten Beide die zwischen hohem Gebüsch sich hinwindenden stillen Gartensteige hinab. Da, wie sie um eine schöne Cydonien-Gruppe lenkten, erschloß sich ihnen ein kleines reizvolles, dicht umhagtes Rondel, in dessen Mitte, auf hohem Fußgestell, in schönem Zinkguß das anmuthige Bildwerk „Amor und Psyche, einander umarmend“ aufragte, und tiefathmend, von Herzklopfen fast übermannt, zog Felix seine liebevolle Gefährtin nahe an das Bildwerk heran.

Ein leises Zittern durchlief ihre Glieder, da sie die Augen zu der Gruppe emporschlug, und heiß und bange entfloß der Hauch ihren bebenden Lippen. „Lassen Sie uns weiter gehen!“ flüsterte sie, das Haupt abwendend.

Da legte sich ein starker Arm zärtlich um ihren jugendlichen Leib, und eine vor tief innerlichem Glück schwankende Stimme flüsterte: „Süße Eva, liehest Du mich oder den mächtigen Gott dort oben?“

Sie blickte zu ihm auf; ihre heißen Augen begegneten sich, — da

„Da zwang sie zu einander Der sehnen Liebe Roth.“

und Brust an Brust, Lippe an Lippe vergaßen sie die Welt um sich her. Lächelnd blickten mit Götteraugen die Liebenden auf dem Piedestal auf die beiden Glücklichen hinab, die es verstanden hatten, selige Götterfreuden zu sich hinab zu beschwören, und heilige Stille lag über dem höchsten Lebenswonne geweihten Plaze.

Ein Knistern auf dem Kiesboden weckte die Mutter aus müder Versunkenheit auf. Als sie die Augen der Richtung des Geräusches zuwandte, sah sie, — zu ihrer frohen Bestürzung, — die beiden Liebenden innig umschlungen vor sich stehen, und im nächsten Augenblicke warf sich Euchen, die Augen voll Thränen des Glückes, an ihre Brust, — erfaßte Felix ihre blasse, vor Erregung zitternde Hand und sprach weichen Tones: „Mutter, theure Mutter, gönne auch mir einen Plaz an Deinem Herzen! Dein Kind hat sich mir für das Leben angelobt!“

Noch standen die Drei, innig einander umschlungen haltend, als jenseits der Gartenmauer jauchzende Kinderstimmen, untermischt mit dem Klange rollender Räder und Hufschläge, hörbar wurden und gleichzeitig ein geröthetes Antlitz, von impertinent blondem Haarwuchs umgeben, sich sehen ließ, mit allen Spuren eines unterdrückten, die Jüge krampfhaft verzerrenden Lachens. Felix erblickte den plötzlich wie versteinert Starrenden zuerst und rief ihn an: „Kommen Sie heran, lieber Herr Günther! Hier warten zwei glückliche Menschen auf die erste Gratulation, und die soll uns von Ihnen kommen!“

Mit bewundernswerther Schnelligkeit war der „Herr Administrator“ im Garten; im nächsten Augenblicke hatte sich sein frohes Mitgefühl zunächst in einem seligen Lachen, „unterirdischer“ denn je, bekundet, und dann ergoß er sich in einem höchst umständlichen Glück- und Segenswunsch, der mit der Versicherung schloß, er habe es seit gut vier Wochen gehaut, daß der Lindenhof eine junge Herrin bekommen werde.

Die letzten Worte wirkten auf Mutter und Tochter wie ein elektrischer Schlag. Sprachlos starrten sie einen Augenblick Felix in das glücklich lachende Antlitz. „Der Lindenhof, — eine junge Herrin?“ hauchte endlich die Mutter, fast athemlos.

„Nun ja!“ entgegnete der fröhliche Sünder mit gut erkünstelter Harmlosigkeit und drückte Euchen zärtlich an sich. „Hab' ich's Euch denn noch nicht gesagt, daß der Lindenhof mir gehört? Ei, wie das Glück vergeblich macht!“

Als Nachschrift haben wir nur noch einige Worte aus dem Briefe mitzutheilen, in welchem Felix dem Freunde das frohe Ereigniß mittheilte: „Sei gegrüßt, mein Casseius, von Deinem überglücklichen Felix, an dessen Seite, da er Dir dies schreibt, die holdste Braut, die künftige Herrin des schönen, gesegneten Erbes, sitzt. Sei gegrüßt und tausendmal bedankt für den weisen Rath, der heute zu schönster That geworden. Ja wohl! Du hattest hundertmal Recht: trotz aller Freude und Lust an der Kunst traf auch mich das alte, von Dir citirte Wort: „Wer entbehrt der Ehe, lebt weder wohl noch weise!“ Was mir Alles geschieht, — auch in der Kunst, — das sehe ich jetzt mit wunderbarer Klarheit; und bin ich wirklich ein Künstler, dann sollen es von jetzt an meine Bilder beweisen, und die Schöpfungen eines liebelosen Lebens sollen, — so Gott will, — hundertmal in den Schatten gestellt werden von den Werken eines liebevollen, liebesstarken, überglücklichen Mannes, — Deines Felix.“

Rachdruck verboten.

### Prinzessin Elvira von Baiern.

Hierzu das Portrait von A. Schubert, Seite 301.

**E**in Sonnenstrahl, der sich in Aller Herzen gestohlen hat, — so nannte ein Münchener mir die reizende Prinzessin, deren Bildniß die Stirnseite dieser Nummer schmückt. Sie ist noch sehr jung, diese frische Blüthe am alten Wittelsbacher Stamm, geboren am 22. November 1868 als das vierte Kind des 1875 gestorbenen Prinzen Alalbert von Baiern und der Prinzessin Amalia, Infantin von Spanien, — ein Sonntagskind, nicht nur figürlich gesagt, sondern in der That. Ein harmlos fröhliches Kind, lebhaft, munter und ungezwungen, das war sie und ist sie bis heute geblieben. Durch ihre lebenswürdige Art, der jeder Schimmer von Stolz fern liegt, bezaubert sie Jedermann, ihre Umgebung sowohl als auch die Gesellschaft und das Publicum, das entzückt ist, wenn es „seine“ freundlich grüßende junge Prinzessin, wie es oft geschieht, durch die Straßen von München wandern oder mit ihrem Bruder, dem Prinzen Alfons, spazieren fahren sieht.

Bei aller Lebhaftigkeit ihres Temperamentes und aller kindlichen Fröhlichkeit, die aus ihren dunklen Augen lacht, ist Prinzessin Elvira andererseits wieder eine tief angelegte Natur, ernstem Studium mit Leib und Seele ergeben; die Pflichten ihrer fürstlichen Stellung und die, welche das tägliche Leben ihr auferlegt, erfüllt sie mit größter Gewissenhaftigkeit. Ihre Vormittage sind dem Studium der Sprachen, der Correspondenz und der Pflege ihrer Talente gewidmet, denn Prinzessin Elvira ist nicht umsonst an der Stätte der Künste, dem Florenz an der Ar, geboren, und die Feen, welche an der Wiege dieses Fürstenthums standen, waren nur gute und haben herrliche Gaben als Geschenke hingelegt. Die Prinzessin malt nicht nur selbst, sondern findet namentlich in der Musik eine Quelle unerschöpflicher Genüsse. Sie singt mit vielem Vergnügen, und ihre frische Sopranstimme entwickelt sich unter einer vortheilhaften Schule zu großer Schönheit. Es ist die neue Richtung in der Musik, welcher sie leidigt, und sie schwärmt mit dem ganzen Feuer jugendlicher Begeisterung für Richard Wagner's Tonschöpfungen, deren Geist sie mit einem erstaunlichen Verständniß erfährt. Doch auch die dramatische Kunst übt eine große Anziehungskraft auf die Prinzessin aus, und namentlich für die Tragödie hegt sie eine Vorliebe.

Die Familienbeziehungen dieses gottbegnadeten Fürstenthums sind sehr weit ausgebehnte, herzliche und anziehende. Prinz Ludwig Ferdinand, ihr ältester Bruder, ist mit der geistvollen Infantin Maria de la Paz von Spanien vermählt, deren Vater, der König Franz, Gemahl der Königin Isabella II., wiederum der Bruder ihrer Mutter, der Infantin Amalia ist. Prinz Alfons von Baiern, der zweite Bruder der Prinzessin Elvira, ist noch unvermählt, dagegen ist ihre ältere Schwester, Prinzessin Isabella, seit drei Jahren die Gemahlin des Prinzen Thomas von Savoyen, Herzogs von Genua. Eine jüngere Schwester, Prinzessin Clara, geb. 1874, beschließt den blühenden Kreis, der sich um die verwitwete Prinzessin Alalbert in dem schönen Nymphenburger Schlosse schart, dessen Schattensüßer, lauschiger Park oft von fröhlichem Lachen aus jugendfrischen Kehlen durchklingen wird.

Wenn wir zu dem Obengesagten nun noch hinzufügen, daß Prinzessin Elvira auch, entkleidet ihrer fürstlichen Würde, ein warmherziges, hochbegabtes und lebenswürdiges junges Mädchen wäre, dem Aller Herzen zusliegen, so haben wir damit die Summe ihrer Charakter-Eigenschaften gezogen. Wir aber kommt beim Anblick ihres lieblichen Bildes Seine's Vers in den Sinn:

„Mir ist, als ob ich die Hände Auf's Haupt Dir legen sollt, — Betend, daß Gott Dich erhalte, So rein, so schön und hold.“

Eufemia Gräfin Vallestrom.

Rachdruck verboten.

### Eine Viertelstunde.

Von Valduin Groller.

**L**ieutenant Rast,“ sagte er, sich mit einer Verbeugung vorstellend. „Sehr angenehm,“ erwiderte sie, mit dem Kopfe nickend und nicht mehr lächelnd, sondern beinahe schon geradezu lachend, weil er gar so roth wurde bei seiner schönen und correcten Verbeugung.

Sie war die Gräfin Etella Szentibany, eine blutjunge Witwe, die sehr vergnügt in die Welt blickte, zumal jetzt, wo der schwächere Lieutenant sich ihr vorstellte. Man besaß sich auf einem Hausballe bei Dürrenstein. Der alte Graf Dürrenstein liebte es, Leute bei sich zu sehen; dazu kam noch, daß es drei Comessen im Hause gab; kurz, man tanzte recht oft in dem alten, zopfigen Palais in der Himmelsforstgasse.

Der dicke Oberst, Baron Krottendorf, derselbe, der das fatale Malheur mit dem seiner speziellen Obhut anvertrauten jungen Prinzen Chlodwig zu Rodaun hatte, und der damals vor lauter Gift und Galle beinahe zerbrach, — der Prinz nämlich, ein wahres Mutterkörnchen, auf das er Acht geben sollte, wie auf ein heidendes Lächeln, blieb gleich bei seinem ersten Rencontre, das er von rechtswegen nicht einmal hätte ausweichen dürfen, auf dem Plaze, — der Oberst war ein Schwager Dürrenstein's, und er übernahm es regelmäßig, die entsprechende Schar von jungen und feischen Tänzern „einzuweisen“, die noch nothwendig war über die Zahl seiner arbeitenden Kräfte hinaus, über welche die gräßlich Dürrenstein'sche Familie durch persönliche Bekanntschaft zu disponieren hatte. Ein Ball, bei dem es an Tänzern fehlt, ist langweilig; darum ließ er sich immer zwei Dupend von den feinen lithographirten Einladungsarten zuschicken und vertheilte sie unter seinen jungen Offizieren, indem er ihnen sehr deutlich zu verstehen gab, daß der Mensch nicht nur dem Vergnügen, sondern auch der Arbeit zu leben habe. Er hatte überhaupt so seine eigenen Ansichten, und eigentlich waren es nicht einmal seine eigenen, und insbesondere waren sie nicht sehr zahlreich. Auf dem Schlachtfelde dreinschlagen, auf dem Balle tanzen, das waren Weisungen für Spezialfälle, während für die allgemeine Philosophie der Say aus dem Reglement ausreichte: Die Haltung des Soldaten muß frei, ungezwungen und natürlich sein; den Daumen an der Hosennaht u. s. w.

So war durch ihn auch Lieutenant Rast eingeladen worden. Der Militarismus, der in vielen Städten noch eine Zwangsburg für aristokratische Vorurtheile bildet, schafft doch in anderen wieder fast socialistische Ausgleichungen. Der Rod des Kaisers macht alle gleich, und ein Offizier, auch wenn er nicht von Adel, ist doch noch kein Bürgerlicher gewöhnlichen Schlages, mit dem in Berührung zu kommen, man sich hüten mußte.

Witternacht war schon vorbei, als Lieutenant Rast sich endlich das Herz faßte, sich der schönen, blonden Gräfin Etella vorzustellen. Etella war allerdings blond, aber das war nur so äußerlich; ihr Naturell war nicht blond, und ihre großen, lachenden Augen waren schwarz. Diese Augen! Lieutenant Rast war nicht der Erste, dem sie's angethan. Und dann diese Gestalt! So schlank und biegsam und geschmeidig.

Lieutenant Rast hatte, ehe er die Gräfin ansprach, sie umkreist, wie — nun, man vergebe mir das Bild! — wie ein unglücklicher Zahnleibender das Haus des „schmerzlosen“ Zahnarztes. Man entschließt sich schwer, aber schließlich muß es ja doch sein! Also sah man sich ein Herz, rafft sich auf und sagt: „Lieutenant Rast!“

„Sehr angenehm!“ erhält man zur Antwort.

Sieh da, es ist eigentlich doch nicht gar so arg mit dem Zahnreihen. Man murmelt etwas, was kein Mensch versteht, — war' auch ein Wunder, da man es selber nicht weiß! — macht einen krummen Arm, der wird angenommen, und auf einmal promenirt man mit ihr im Saale unter hundert gepuhten, schwagenden und lachenden Menschen und findet, daß man ja eigentlich doch weit und breit der glücklichste Mensch unter der Sonne ist! Und merkwürdig, wie die Befangenheit sich legt an der Seite dieser Frau, die der gute Gott in einer gütigen Sonntagslaune erschaffen. Es ist ja richtig, sehr richtig, man ist nicht werth, ihr die Schuhriemen zu lösen, geschweige denn an ihrer Seite zu gehen, und es gehört zu den ungelösten Räthseln des Daseins, woher man nur die Underschwärtheit genommen, nicht sofort in den Boden zu versinken, nachdem man sich zu der ungeheuerlichen That aufgerafft, sich an sie heranzuschlingeln. Da es nun aber doch einmal geschehen ist, ohne daß sich die Erde aufgerhan, und ohne daß der Himmel seine Miße herabgeschendet hätte, muß man sich des Wunders freuen und zusehen, wie sich die Sache weiter machen wird. Also dachte Lieutenant Wilhelm Rast, und dann sprach er zu der schönen Frau:

„Vor allen Dingen, Frau Gräfin, muß ich tausendmal um Vergebung bitten, daß ich es gewagt habe, Sie so zu überumpeln und mich selbst vorzustellen, anstatt mich durch einen wohlaccreditirten Bürger und Gewährsmann vorstellen zu lassen.“

„Aber, Herr Lieutenant,“ entgegnete sie, „so habe ich es erwartet, genau so, nur etwas früher!“

Achtung, Herr Kamerad, auf das Gesicht! Man schaut nicht so daren, wenn man nur jemals halbwegs geneigt sein sollte, Anspruch darauf zu erheben, für einen Mann von Geist gehalten zu werden.

„Sooo? Genau so?“

„Gewiß! Ich weiß auch, was Sie sagen wollen. Wir werden ja sehen, lassen Sie hören.“

„Sie wissen es wirklich, Frau Gräfin? Nun, dann thäten Sie mir einen ungeheueren Gefallen, wenn Sie's auch gleich sagten. Ich bring's nicht heraus.“

„Gut, auf die Gefahr hin, daß Sie mich dementiren und ich mich blamire. Ihr Regiment wird verfehlt, Sie reifen morgen ab.“

„Richtig.“

„Ehe Sie Wien verlassen, und ehe Sie von mir scheiden — für immer . . . Ist die Wendung richtig?“

„Wilhelm nickte mit dem Kopfe.“

„. . . Wollten Sie mir nahetreten.“

„Aber, Frau Gräfin!“ rief Wilhelm, die Hand auf's Herz legend, und zwar die rechte, wobei er gezwungen wurde, ihren Arm, der in dem feinen ruhte, ganz zart an sich zu drücken.

„Ich sage ja nicht, zu nahe treten. Uebrigens habe ich mich im Ausdruck nur vergriffen. Sagen wir, Sie wollten sich mir nähern, — ein einziges Mal im Leben. Richtig?“

„Außerordentlich richtig!“

„Sie wollten mir — ein freundliches Wort sagen.“

„Frau Gräfin, Sie sind, — Sie haben . . .“

Er wußte nicht, wie er die Rede beenden sollte; ihm wiebelte es im Kopfe. Etella hatte die letzten Worte langsam und ganz leise gesagt. Es war, ihr selbst zur Ueberraschung, in den Ton ihrer Stimme ein vibrierender Klang der Herzlichkeit gerathen, und für den wünscht man sich doch kein großes Publicum. Sie hielt es daher für gerathen, leise fortzufahren:

„Das ist aber noch nicht Alles, es fehlt noch die eigentliche Erklärung. Sie wollten nicht, — Sie können jetzt so freundlich sein und nach links blicken, — Sie brauchen mich nicht immer so anzusehen . . .“

„Frau Gräfin, — ich muß!“

„Schön folgen auf's Kommando! Links g'haut! Noch Eins. Sie haben merkwürdig oft das Bedürfniß, die Hand auf's Herz zu legen. Ich würde Ihnen auch ohne diesen Genuß glauben, aber wenn es nun doch sein muß, so wählen Sie dazu gelegentlich auch die linke Hand.“

Wilhelm legte nun beide Hände auf's Herz, zum Zeichen, daß er unschuldig sei.

„Nun kommt also noch die Hauptsache,“ fuhr Etella fort, „die eigentliche Erklärung. Erinnern Sie Sich des Kommandos! Sie wollten nicht, daß bei dieser späten und einzigen Begegnung etwas Fremdes zwischen uns stehe.“

Aber Wilhelm! Das heißt denn doch wirklich ganz ungebührlich wenig auf sich achten. Dieses Gesicht! Wilhelm war in der That über alle Maßen betroffen.

„Frau Gräfin! Wenn wir hier nicht im Ballsaale wären unter tausend Menschen, — meiner Seel', und gings von da aus direct zum Profoßen zu hiebzijährigem Dunkelarrest, — ich nähme Sie, — verzeihen Sie —“

„Beim Kopf u. s. w.“

„Ja u. s. w., namentlich das u. s. w.“

„Ich verdiene es aber auch, mein Lieber, denn das ist ein Stück Heroismus, das ich da vollbracht habe.“

„Sie verdient es! Sie entschuldigen, es ist lächerlich. Sie! Und ich, — ich? Oh, wenn nur nicht diese zehn —“

„Hundert . . .“

„— Diese hunderttausend Menschen im Saale wären, — Sie würden etwas ganz Absonderliches erleben!“

„Hoffentlich bringen Sie sie nicht alle um, damit ich etwas erlebe. Wir sind aber noch nicht fertig.“

„Ja so, die Vorstellung ist also erledigt, und aus bekannten Gründen so erledigt; nun sollte das „freundliche“ Wort kommen, das ich Ihnen sagen wollte. — Frau Gräfin! Thun Sie mir



den einzigen Gefallen und sagen Sie das auch für mich! Sie können's viel schöner."

"Das soll ich auch noch sagen! Gut, dann nehme ich mich aber auch selber beim Kopf, aber es nützt nichts. Das „u. i. w.“ bringt man allein doch nicht zusammen. Ihr Wille geschehe. Sie wollten sagen: „Madame, ich liebe Sie!"

Wilhelm wurde blaß und sagte sehr ernst: „Das wollte ich nicht sagen."

"So? Schön, da hätte ich mich also glücklich blamiert! Aber jetzt muß ich doch schon meine ganze Weisheit austräumen. Ich dachte mir wirklich, daß Sie das sagen wollten, und daß dann auf diesen schönen Effect die Worte folgen würden: Und nun, — leben Sie wohl, — für immer!"

Wilhelm kam aus dem Staunen gar nicht heraus.

"Ja, das hätten wirklich die letzten Worte sein sollen, — die früheren, die — hätte ich mir gedacht, — ich hätte sie nicht herausgebracht."

"Ich werde es Ihrem Obersten erzählen, wie es mit Ihrer Courage bestellt ist!"

"Frau Gräfin, — jetzt hören Sie aber gnädigst auf, sonst — ich stehe für nichts, — bei meiner Ehre —"

"Nun, ich höre schon auf."

"Jetzt ist mir schon Alles eins! Und wenn ich auch sofort hinausgeschleudert werden sollte, heraus muß es: Frau Gräfin, — seien Sie nicht böse, daß es so dumm, so alltäglich klingt! Ich kann nichts dafür, und ich könnte es nicht anders sagen, und wenn ich dafür hier vom Fied weg zur Schlachtbank geschleift werden sollte; ich habe jetzt die glücklichsten, die seligsten Minuten meines Lebens durchlebt, meines bisherigen Lebens; — was noch vor mir liegt, — ich weiß es nicht."

"Das klingt ja sehr hübsch, dafür ist noch nie Jemand hinausgeworfen worden, und ich denke nicht daran, Sie an's Kessel zu liefern, — es wäre Schade!"

"Frau Gräfin, hüten Sie sich! Reizen Sie den Löwen nicht; er greift den Menschen an, wenn er gereizt wird!"

"Wie Sie sich in der Naturgeschichte auskennen, 's ist zum Staunen! Aber ich habe auch etwas davon behalten: der Blick des Menschen vermag ihn zu bändigen."

"Davon steht in meiner Naturgeschichte nichts, und Sie müßten daher Ihre Wissenschaft auf eigene Verantwortung in der Praxis verwerten. Wohlun, laßt uns den Blick sehen!"

Sie sah ihm voll in's Gesicht, und es lachte ein Himmel voll Glück und voll Liebe aus ihren Augen.

"Gräfin! Haben Sie Erbarmen mit mir! Weiß Gott, ich werde es Ihnen in meiner Sterbestunde gedenken, daß Sie mich so unmaßsprechlich glücklich gemacht haben. Das war lieb und gut von Ihnen, so lieb und gut, wie es nie ein Mensch sagen und nie ein Dichter aussprechen kann! Aber bedenken Sie, ich soll den morgigen Tag auch noch tragen, und noch so manchen anderen Tag. Und morgen marschiere ich nach Stockerau, — unsere Lebenswege gehen auseinander. Die glänzende Frau, die große Dame — und der kleine Lieutenant, wie sollen sich ihre Bahnen wieder kreuzen? Es wäre vielleicht barmherziger gewesen, wenn Sie nicht so lieb und gut gewesen wären!"

"Jetzt werden aber Sie so gefällig sein und gleich aufhören, sonst erleben Sie etwas. Bei mir braucht's nicht viel, und ich weine Ihnen das schönste Stück für einen Kreuzer vor. Und wenn dann die Leute fragen, was geschehen ist, dann sage ich es rund heraus: Ich bin, der Herr Lieutenant hat so beweglich geredet, daß man weinen muß!"

"Erklären Sie mir das Unbegreifliche, warum Sie so gut sind zu mir!"

"Weil, — weil — lieber Freund, weiter geht mein Heroismus nicht. Man kann viel sagen, ich habe es bewiesen, aber man kann nicht Alles sagen. Ich bin, — denken Sie sich das Malheur, — plötzlich dumm geworden."

"Woher wußten Sie so genau, was ich Ihnen sagen wollte?"

"Das weiß ich noch, — trotz des plötzlichen Anfalles. So oft einem halben Jahre erlebe ich merkwürdige Zufälle. Seit ich in den Prater reite, begegne ich regelmäßig einem gewissen Herrn, — der keine Zufall. Wenn ich aus dem Fenster sehe, — nein, was der Zufall Alles im Stande ist! — wenn ich in der Oper in meiner Loge sitze, da giebt es unten immer zwei Augen, die mich nicht loslassen. Der Zufall will's, daß ich manchmal auch hinterhersehe; es giebt in der That manchmal glückliche Zufälle. Man könnte fast sagen, ich kokettire, und man hätte vielleicht nicht Unrecht; aber ich kokettire nicht im Allgemeinen, sondern nur im Besonderen. Das weiß er, — ich glaube schon angedeutet zu haben, daß die zwei Augen einem Manne gehören, — das weiß er auch ganz gut, denn er beobachtet mich ja genau genug. Die Zufälligkeiten sind damit nicht erschöpft. Wodentlich erhalte ich die Abschrift eines Musikstückes anonym zugestellt. Ich habe alle Hände voll zu thun, um all die wunderbaren Sachen einzustudieren. Ich spiele und singe mit einem Eifer, daß demnächst die Polizei interveniren dürfte. Kurz, der gewisse Herr ist ein Künstler, der zu meinen Lieblingsliedern zählt, und von dem ich viel mehr weiß, als er ahnt. Er weiß es nicht, daß ich mit seiner Schwester in einem Pensionat war, daß ich im Hause seiner Mutter verkehrte, schon als er noch in der Kadettenschule seine Curse machte. Er weiß es nicht bei seinem ungeheuren Respekt vor meinem gräßlichen Wappen, daß ich Fingerringelbin bin, so gut wie er. Ich bin eine Musikantentochter und hätte Sängerin werden sollen. Eine Laune des Geschickes machte mich zur Gräfin. Ich würde ja kaum hier geduldet werden, wenn mein Großvater nicht für eine fünfzigjährige Dienstzeit als Beamter durch die Baronie belohnt worden wäre, die seine Familie doch nicht vor Noth und Entbehrungen bewahrt hat. Nun wissen Sie Alles!"

"O, wären Sie doch noch die arme —"

"Den Gefallen kann ich leider dem gewissen Herrn nicht thun. Er hat seine Begriffe von Ehre, und der Selbstmord war das Geringsste, woran er dachte, weil ich das Unglück habe, eine kleine Million zu besitzen. Ich glaube, das ist mein einziger Fehler, nicht wahr? Ich danke für die Bestätigung. Mein Gott, ich sehe es ja ein, es ist ein Unglück und ein Unrecht, — tragen Sie mir's nicht nach! Aber jetzt machen Sie eine schöne Verbeugung, — ich traue Ihnen nicht länger, und man fängt an, uns zu beobachten. Also recht ceremonieell, so, noch etwas tiefer, — so ist's recht!"

Und sie verbeugte sich auch: „Mein Herr!"

Als er den Kopf wieder hob, sagte er leise: „Etella, ich liebe Dich!"

"Ich Dich auch!"

"Frau Gräfin!"

"Herr Lieutenant!"

Gräfin Etella promenierte dann eine Weile mit dem alten Dienerstein; dann nahm dieser den Obersten Krotteudorf unter den Arm, und dann stellte dieser den Lieutenant Kast.

"Herr Lieutenant!"

"In Befehl, Herr Oberst!"

"Es fällt mir eben ein, daß einer der Herrn Offiziere doch noch einige Wochen oder Monate nach unserem morgigen Abmarsch dienstlich in Wien bleiben muß. Mit dieser Mission, über die Sie näher zu informieren ich mir noch vorbehalte, vertraue ich Sie."

"In Befehl, Herr Oberst!"

"Sie, Herr Lieutenant Kast! Es wird besser sein, wenn Sie einstweilen sagen, daß Sie auf Urlaub sind. Ich weiß nämlich noch nicht genau, wie diese wichtige dienstliche Mission welche die höchste Discretion erfordert, sich entwickeln wird."

"Ja, —"

"Ja, aber Herr Lieutenant Kast, wie stehen Sie da? Die Haltung des Soldaten muß frei, ungezwungen und natürlich sein!"

Rachdruck verboten.

### Die kleinste Waldzierde.

Von Paul Kummer.

**D**er Deutsche hat von Alters her den Wald geliebt, den Wald mit seiner lauschigen Einsamkeit, den bunten Blumen auf schattigem Grunde und den hellen Vogelstimmen in den Zweigen der hohen Gipfel, durch deren grünes Laubwerk die Sonnenstrahlen gar heimlich an den bemooften Stämmen hingleiten und bis zum grünen Waldboden hinabdringen.

Dieses deutschen Waldes zarteste Kleid, welches alle seine Gründe überzieht, an den Fuß seiner alten Bäume sich schmiegt, die vorragenden Wurzeln und alles Gestein überhält, — das ist das Moos, das grüne, schwellende Moos, ohne welches wir den deutschen Wald und gar nicht denken könnten. Es ist darum so recht mit eingebunden in unsere Liebe zum Walde und mitverflochten in Sang und Sage vom Walde aus aller wie neuer Zeit. Die deutsche Vorzeit träumte von wilden Moosweibern, welche im Walde ihr Wesen trieben; sie werfen dem Wanderer ihre losen Moosglieber nach, necken ihn und führen ihn in die Irre. Die Erinnerung an sie klingt noch durch manche unserer Sagen und Märchen. Und wenn von unseren heidnischen Vorfahren die Maienteste gefeiert wurden, so ward der Maigraf aus dem Walde geholt, um begrüßt und in die Stadt geführt zu werden; er war ein in Moos verumwitterter, der, mit der Maikrone geschmückt, allerlei Geschenke vertheilte. Bis in späte christliche Zeit hat sich dieses zum deutschen Walde gehörende Maifest erhalten. In Thüringen, diesem echten deutschen Waldgebirge, erschien bis zum vorigen Jahrhundert der geschmückte Maientänzer mit der Maientanz; neben ihm ging der ganz in grünes Laub gehüllte Laubbischof und der „wilde Mann“, von welchem berichtet wird, daß er von unten bis oben mit Moos umwickelt war.

Das Moos, wie es die heimlichsten Waldwinkel am üppigsten mit seinem Grün überdeckt und alle Geheimnisse des Waldes weithin wunderbar überpflumt, galt dem deutschen Volke auch selbst als geheimnißvoll, voll seltener Kräfte und Wirkungen. Wie es Alles, was in sein feuchtes Reich kommt, überzieht, so fand man es oft auch an Gestein, welches im Walde moderte; solches pries man als besonders gutes Zaubermittel, und die Jäger bereiteten sich damit auch ihre Waffenalbe. Man darf auch das Moos nicht von einem Dache wegnehmen, mahnten die Alten, sonst verarmen die darin wohnen.

Selbst bei der nüchternen praktischen Benutzung zu Polstern, Kissen, Verpackungen verlor das Moos seine Waldpoesie nicht völlig, denn den Geruch des Waldes bringt es mit in Haus und Stube. Und wenn wir die Fensterhüllen zum Winter mit Moos-Guirlanden umziehen, so schaut erinnerungstief auch zum Fenster herein der Wald, aus dem es stammt, und an dessen traute Plätze es uns leise gemahnt. Ja, neuerdings ist das Moos sogar zu künstlerischen Ehren gekommen; sowohl als Wald-Erinnerung als auch um seiner eigenen Zierlichkeit willen findet es Verwendung für allerlei Gegenstände weiblicher Arbeit. Welche Leserin hätte davon nicht bereits Kenntniß genommen oder vielleicht selbst solche Arbeit herzustellen gewußt, bei welcher das Moos nicht als grobe Masse, sondern in seiner Einzelgeschönheit die volle Würdigung findet. Für die Herstellung gemachter Blumen spielen die Moose freilich längst eine bekannte Rolle; aber auch Lampenschleier aus durchsichtigem Papier werden neuerdings mit gepressten Moos-Guirlanden überaus anmuthig besetzt. Briefpapiere erhalten anstatt Bildstempel ein artiges Moosstränchen aufgesetzt. Für Fenstervorhänge, Lichtschirme wird es verwendet, indem es zwischen zwei Glasscheiben gebracht wird. Ebenso hat die Farben-druck-Kunst sich seiner bemächtigt; von bedeutenden Kunstanstalten werden nicht bloß mehr Blumenarten, sondern auch Moosarten gedruckt, welche, mit sinnigen Sprüchen versehen, sich zu Confirmations- und sonstigen Gratulations-Karten eignen. Das Moos ist in der That populär geworden für höhere Kunstzwecke, während es vordem nur um seiner rohen Menge willen praktisch verwendet wurde, höchstens in den Erinnerungs- und Todtenkränzen zu höherer Bedeutung kam.

Wer die Moose niemals näher betrachtete, pflegt freilich gar nicht zu wissen, was eigentlich Moos sind, inwiefern sie sich von all der anderen Klein-Vegetation unterscheiden, welche mit ihnen zugleich Weiden und Waldgründe überzieht, die alten Baumstämme bewohnt und selbst noch das todtte Gestein mit lebendigem Grün verziert. Vor Allem rechnet jeder harmlose Naturfreund irrtümlich zu den Moosen die „Flechten“, diese grauen oder graugrünen, arabischenförmigen oder lappig-büscheligen Gebänge und Rosetten, welche als malerische Bekleidung alle Baumstämme und Gesteine schmücken; bei trocknem Wetter sind sie dürr, wie erstorbene, während sie, vom Regen besudelt, anschwellen und farbenkräftiger werden. Auch unter diesen, in charakteristischer Weise stets blätterlosen Flechten giebt es allerdings äußerst zierliche Gebilde, — wer kennt nicht die in allen Weiden häufige, gar reizende Kennthierslechte oder die schönen, becherförmigen Korallenflechten mit ihren scharlachrothen Fruchtköpfchen? — aber Moose sind es durchaus nicht, sondern als Flechten vielmehr den Pilzen und Algen nächstverwandte Kleimpflanzen. Man sehe ein wirkliches Moos nur einmal an! Es ähnelt völlig einer höheren Pflanze und hat, wie diese, auch einen Stamm oder Stengel, welcher mit wirklichen grünen, und zwar, unter der Lupe betrachtet, allerniedlichsten Blättern dicht besetzt ist. Diese Stengel entwickeln auch unscheinbare Blüthenheile, die freilich nur durch Vergrößerung wahrnehmbar sind, aus denen dann auf rothen oder gelben Stielen ziemlich ansehnliche braune Früchte sprießen. Aber welche Verschiedenheit unter den Moosen! Während

manche so klein sind, daß man die Einzelpflänzchen mit bloßem Auge kaum erkennen kann, sind andere fußlang und darüber und von so reichlicher Ausbildung, daß man sie für höhere Pflanzen halten möchte, außerdem zuweilen so mannigfach verzweigt, daß manche niedliche Farnwedel, andere wieder Strauchlein, noch andere Bäumchen oder gar wahrhaftige Palmbäume im Kleinen darstellen. Von ihrer großen Mannigfaltigkeit erhalten wir wohl eine Vorstellung, wenn wir erfahren, daß es in Deutschland allein hundertneunundzwanzig Gattungen von Moosen giebt und gegen sechshundert Arten, sowie daß Jeder in seiner nächsten Umgebung mindestens hundert bis hundertfünfzig Arten auffinden könnte.

Für die erwähnte künstlerische Verwendung eignen sich freilich durchaus nicht alle Gattungen. Es sind dazu vor Allem die Schlaf-Moose (Hypnum) zu wählen, welche die eine große Abtheilung der echten Moose bilden und zu den verbreitetsten Moosen überhaupt gehören, sodas man sie nirgends vergeblich sucht. Sie sind übrigens unverkennbar ausgezeichnet durch niedrige oder büschelige Verzweigung, sowie dadurch, daß die Früchte aus der Achsel (nicht also aus dem Gipfel) der Zweige sprießen, aus welchem letzteren Grunde sie auch als die Abtheilung der „achselfrüchtigen“ (pleurocarpischen) Moose bezeichnet werden. Aber auch wenn wir absehen von der angenehmen Verzweigung, wodurch diese Schlaf-Moose malerische, sich oft lang hinziehende Guirlanden bilden, oder strauchförmige Büschel, oder fiedelförmige Wedel, und oft mehrere solcher in anmuthiger Verbindung und Verschlingung, — so eignen sie sich auch außerdem bestens zu oben genannten künstlerischen Zwecken. Während nämlich bei den übrigen Moosen, — der Abtheilung der sogenannten „gipfelfrüchtigen“ (acrocarpischen), welche aus einfachen, einzelnen, dicht neben einander wachsenden Stengeln bestehen, die aus ihrem Gipfel die Frucht entwickeln, — die Blätter im trocknen Zustande meist misfarbig braun oder schmutzig- und schwarzgrün werden, außerdem sich unregelmäßig verbiegen und völlig glanzlos werden, sodas solches Moos getrocknet ganz unansehnlich ist, — behalten bei den Schlaf-Moosen die Blätter auch im trocknen Zustande ihr frisches Grün sowie ihre elastische Streckung, wozu bei den meisten Arten noch ein lieblicher Seidenglanz kommt, welcher für alle Zeit unverändert bleibt.

Eines der schönsten dieser ausgezeichneten Schlaf-Moose und zugleich eines der häufigsten kommt überall in Wäldern, sowie unter Gebüschen vor und wird deshalb auch am reichlichsten gesucht und verwendet; das ist das Glanz-Moos (Hypnum splendens), welches auf den ersten Blick durch dreifache, dicke Etagierung seiner wedelartigen Hauptzweige sich auszeichnet, die sich etagenartig übereinander an ihrem meist niederliegenden Hauptstamme erheben. An nassen Abhängen, Hohlwegen, besonders aber in feuchten Schluchten, bilden sich deren, sonst nur wenige Centimeter langen Fiederzweige finger- und handlang aus, sodas schon ein einziger für die Ausschmückung eines Lampenschirmes eine hinreichende Guirlande bietet. Mag im Freien, bei trockener Luft, dies Moos etwas well und weniger graziös aussehen, wir brauchen es daheim nur anzufeuchten und dann unter starkem Druck zu pressen, so zeigt es alsbald seine vollendete Schönheit und wird dabei dünn wie Papier, sodas es die Unterlage, welche es garniren soll, fast gar nicht verdeckt.

Solche zarteste dreifache, regelmäßige Fiederung, wie das Glanz-Moos, hat nur das Tamarisken-Moos (Thuidium tamariscinum), welches an denselben Standorten vorkommt, allerdings nicht ganz so häufig, aber sich durch gelbgrüne oder rosige Färbung, sowie durch große Starrheit und völlige Glanzlosigkeit sicher unterscheidet. Es ist dasjenige Moos, welches besonders bei der Herstellung von Blumen gebraucht wird, sowohl um zarte Blätter zu vertreten, als auch um den Kelchen der Moosrosen die moosige Bekleidung zu geben. Desgleichen wird es mit Vorliebe zu den bekannten Sprigarbeiten auf Holz verwendet, indem es das denkbar feinst gegliederte Gebilde ist, anderntheils stark genug, um die Sprigarbeit auszuhalten; freilich gehört die größte Sauberkeit der Behandlung dazu, damit die ganze Feinheit der Fiederung zum Vorschein kommt.

Für das Auge schöner ist freilich das einer glänzenden, smaragdgrünen Vogelfeder gleichende Kammy-Moos (Hypnum Crista castrensis), dessen üppige Wedel fingerlang und darüber so dicht gefiedert sind, daß es in der That für eine herrliche Feder gehalten werden könnte. Seine Zierlichkeit wird noch dadurch erhöht, daß die Blättchen einige Millimeter lang und alle krallenförmig gekrümmt und nach einer Seite gekämmt sind; außerdem ist es sehr elastisch, sodas es trocken völlig seine Form behält. Es würde sicher ein sehr begehrter Artikel für künstliche Blumen-Fabrikation sein, wenn es etwas häufiger vorkäme; denn es findet sich nur stellenweise, im Gebirge allerdings zuweilen so reichlich, daß Körbe genug damit gefüllt werden könnten. Zum Ankleben auf Briefbogen etc. läßt sich kaum ein reizvolleres Moos ausfindig machen. So edel gefiederte Verzweigung, als die genannten Moose, haben freilich außerdem nicht viele andere Arten.

Als ein reizendes Schlaf-Moos von wieder ganz besonderem Charakter empfiehlt sich zum Zwecke des Anklebens vorzüglich auch das Ring-Moos (Noekora crispata), welches im Gebirge ziemlich häufig vorkommt und daselbst alte Baumstämme sowie Gesteine zuweilen massenhaft überzieht. Seine ziemlich entfernt gefiederten Zweige sind von Natur völlig blattlos und dabei sehr ansehnlich, fünf Millimeter breit, ihre Blätter in auffälliger Weise querrunzelig, wodurch sie einen eigenthümlich kimmernden Glanz haben; Stengel und Zweige erhalten durch diese Runzelung ein schuppenbändriges Aussehen, welches sich auch beim Pressen durchaus nicht verliert. Es möchte sich dieses Moos besonders zu Initialen auf Briefbogen empfehlen.

Aber die Leserin gehe lieber selbst zum Walde und suche da am Grunde alter Stämme, sowie an Wegen und in Gründen die mannigfachen Schlaf-Moose, welche noch außerdem künstlerisch zu verwenden sind. Ueberall findet man dort das Cypressen-Moos, ausgezeichnet durch seine krallenförmigen Blätter und hatigen Stengelspitzen, oder das Rein-Moos, das Schreiber'sche Moos, beide unverkennbar dadurch, daß ihre Stengelspitzen auffällig glattknospig geschlossen sind; oder die hochschwellenden Polster des olivgrünen Riemen-Mooses. Die Wiese bietet eine andere Ausbeute, ebenso die Sümpfe und Grabenränder. Wenngleich der Name eines so gefundenen Mooses für die Leserin nicht alsbald zu erkunden ist, so wird sie es selbst doch von anderen bald mit Sicherheit unterscheiden lernen.

Außer den Schlaf-Moosen bietet auch die andere große Abtheilung der Moose, diejenige der gipfelfrüchtigen (acrocarpischen) gar Manches für künstlerische Zwecke. Da sind die

(Fortsetzung auf Seite 510.)



# Kunstgewerbliches.

Nachdruck verboten, ebenso jegliche Nachbildung der abgebildeten Gegenstände, welche geistlich geschützt sind. — Die Preise der letzteren siehe im Inzeraten-Beilege.

Entw. Prof. C. G. J. R.

Das **Büffet**. — Mehr, als bündereiche Geschichten, geben uns die Namen, welche ein Volk angenommen und angenommen hat, Aufklärung über den inneren Zustand seiner Kultur und die Geschichte derselben. So sind, wie jüngst einer der bedeutendsten Gelehrten nachgewiesen, die Taufnamen vor Allen geeignet, zu zeigen, wie ein Volk seine Nationalität bewahrt, vergessen und wieder angenommen hat. So sind auch Bezeichnungen, fremden Sprachen entnommen, für Dinge, die ganz gut einen einheimischen Namen getragen, eine schlimme Bedeutung für ein Volk, welches diese angenommen hat; sie bedeuten eine freiwillige oder gezwungene Abhängigkeit in der Kultur. In solchem Falle ist der Deutsche mit dem Möbel, das wir heute als **Büffet** bezeichnen.

Das **„Büffet“** ist ein französisches Wort und entstammt dem Mittelalter. Es bedeutete ursprünglich ein Zimmer, in welchem Trinkgefäße, Eh- und Schaugeräthe aufbewahrt wurden. Später wurde das Wort übertragen auf das Lattengerüst, welches, mit Stoff behängt, in Mitte der Festhale aufgestellt war und dazu diente, die Schaugeräthe, Vasale, Bruntgeschirre den Gästen zu zeigen. Mit diesem Büffet in enger Verbindung standen zwei andere französische Möbel, die **Kredenz** und der **Dressoir**, der **Anrichte-Tisch**. Die **Kredenz** hatte als Hauptkörper einen auf hohen Füßen

stehenden Schrein, der dazu diente, kostbare Gefäße, z. B. in den Kirchen zum Dienste des Altars, zu bewahren, und die Platte dieses Schreines war bestimmt, die Gefäße für den Dienst bereit zu stellen. Bei Festlichkeiten war die **Kredenz** die Trägerin der gefüllten Festgeschirre, und das Wort **„kredenzen“** hat davon her noch seinen Sinn. Der **Dressoir** hatte einen stufenförmigen Aufbau auf hohen Füßen und diente dazu, die Gerichte und Speisen vor ihrer Verumreichung an die Gäste aufzustellen. Nach französischer Kostitte richtete sich die Anzahl der Stufen nach dem Range der Persönlichkeiten; es bestand ein Unterschied zwischen dem **Dressoir** eines Prinzen, eines Marquis zc.

Aus diesen drei verschiedenen Möbeln setzt sich unser **Büffet** zusammen. Der untere, verschließbare Schrank ist die **Kredenz**, der Aufbau dem **Dressoir** entnommen; dazu kommen noch verschiedene Zuthaten, welche die Phantasie erschuf oder die Bequemlichkeit forderte. Im sechzehnten Jahrhundert fand dieses Büffet in Frankreich seine schönste Ausbildung. Bald in zierlicher Form, mit Zuhälftenahme von Drechsel-Arbeit, bald in derberen Massen mit Schnitzarbeiten ausgestattet, wird das Büffet das Prachtmöbel und das Stierstück des Speisesaales. Der Hauptfache nach hatte es schon damals die heute gewöhnlichste Form. Der Untertheil setzte sich aus einem zweiflügeligen Schrank zusammen, der entweder die ganze Breite des Möbels oder nur den mittleren Theil einnahm und rechts und links große Nischen offen ließ, die zur Aufstellung von Vasen, Kühlgefäßen zc. dienten. Der Oberkörper erhielt eine Kastenform in ähnlicher Weise, wie der Untertheil; beide Haupttheile waren architektonisch streng getrennt, und eine mehr oder weniger reiche Krönung schloß das Ganze ab.

Mit dem mehr einfachen, zierlichen und präden Charakter, den die Möbel nach Frankreichs Vorgänge auch bei uns zu Ende des vergangenen Jahrhunderts annahmen, erlitt das Büffet wesentliche Aenderungen. Es schwand, namentlich in den Bürgerhäusern, zu einem zweiflügeligen Schrank zusammen, an dem der Untertheil mit Holzthüren, der Obertheil mit Glas geschloffen war, in welchem dann das Silberzeug und sonstige werthvollere Stücke sichere und doch sichtbare Aufstellung fanden. Eine Beziehung des Büffets zum Eßzimmer, zur Tafel, fand nicht mehr statt. Das Eßzimmer hatte ja in dieser Zeit fast überall aufgehört. Der Bierstrank, wie man am besten das bürgerliche Büffet dieser Zeit nennen kann, hatte seinen Platz im „schönen Zimmer“, in der „guten Stube“ bekommen, welche, in Nachahmung des französischen Salons, überall Aufnahme fanden und eine neue, leider sehr unglückliche Eintheilung der Zimmer im deutschen Hause herbeiführten.

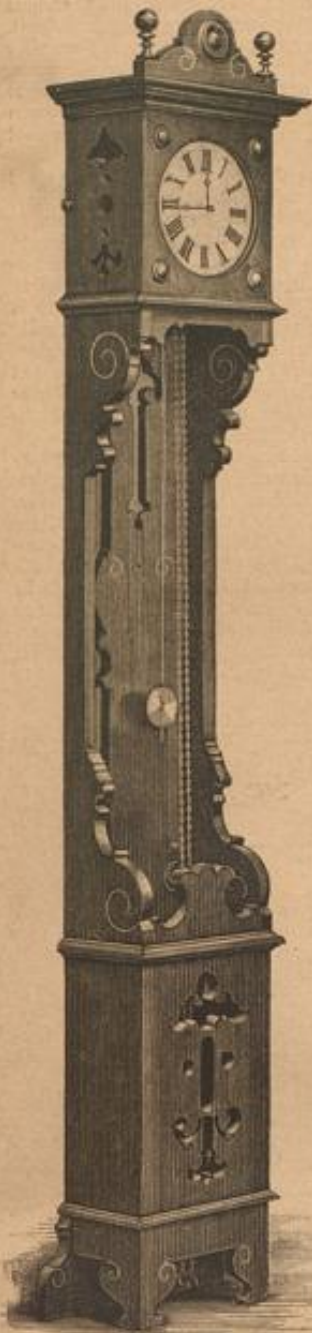
Im sechzehnten Jahrhundert war es in den Bürgerhäusern deutscher

Städte allgemein üblich, im obersten Stockwerke das Wohn- und Schlafzimmer zu haben. Diese beiden Zimmer, in welchen die Rentien den größten Theil des Tages über sich aufhielten und die Nacht zubrachten, sollten auch die geräumigsten, luftigsten und dadurch die gesündesten sein. Im unteren Stock fand die Küche und neben derselben das Eßzimmer Platz. Als der Salon eingeführt wurde, wählte man natürlich dafür das geräumigste und luftigste Zimmer, das Schlafzimmer; — die Betten wurden entfernt und in das Eßzimmer verlegt, das letztere mit dem Wohnzimmer vereinigt, und die neue Wohnung war fertig. Man hatte ein ungeundtes, allen Ansprüchen der Hygiene widersprechendes Schlafzimmer erhalten, man hatte sich das Wohnzimmer verdorben, aber man hatte einen Saal oder Salon, mit dem man prunken konnte, wenn „ein Besuch“ kam, und diesem unnützen und unbrauchbaren Salon zu Liebe ertrag man willig alle anderen Beschwerden.

Welche Zeit und Mühe es kostete, um diese unnatürliche Anordnung der Zimmer zu befeitigen, davon kann die Gegenwart erzählen. Im Ganzen und theoretisch ist der Kampf entschieden, die praktische Entscheidung ist bloß noch eine Frage der Zeit. In diesem Kampfe trat auch das alte Büffet in erneutem Kleide wieder auf und forderte sein Recht. Der Anklang und später die fast allgemeine Aufnahme des Büffets beweisen am deutlichsten, daß die Rückkehr zu hygienischen Grundfäden in der Wohnung vollzogen ist. Mit dem Eßzimmer, das nun so ziemlich allgemein von dem Wohnzimmer getrennt ist, und dessen vorzüglichster Schmuck das Büffet ist, hat auch das Schlafzimmer wieder jene Rücksicht gefunden, welche die Gesundheit der Bewohner verlangt.

Die Anordnung eigener Eßzimmer mit einem schön ausgestatteten Büffet hat auch noch eine ästhetische Bedeutung, die darin besteht, daß der materielle Genuß durch den Anblick der aufgestellten niederen oder höheren Kunstwerke verfeinert, bereichert und erhöht wird. Welcher wohlthätige Einfluß dadurch namentlich auf Kinder ausgeübt wird, das bedarf keiner weiteren Auseinandersetzung.

Josef Stadbauer.



Standuhr.

Nach eigenem Entwurf in Eichenholz ausgeführt von Martin Kimmel, Kunstgewerbliches Atelier in Breslau. Höhe 1 Meter 86 Cent., Breite 28 Cent.



Gasleuchter.

In Schmiedeeisen ausgeführt von Hermann Damm, Kunstschlosser in Dresden. Höhe 1 Meter 25 Cent.



Pfeiler Spiegel

in Bronze. Nach eigenem Entwurf ausgeführt von Martin Kimmel, Kunstgewerbliches Atelier in Breslau. Höhe 42 Cent., Breite 17 Cent.



Tisch und Banerstuhl.

Nach eigenem Entwurf ausgeführt von Martin Kimmel, Kunstgewerbliches Atelier in Breslau. In Kirschenholz mit transparenter Beize, mit eingelassenen hellen Flächen in Eichenholz, die Ornamente in Nußbaumholz.



(Fortsetzung von Seite 308.)

ansehnlichen Gabelzahn-Moose (Dicranum) mit den nagellangen, glänzenden, sichelförmigen Blättern oder die ähnlichen kleinen Gabelzahnchen (Dicranella), welche in allen Wäldern sich genugsam finden. In ihrer Nähe wächst noch reichlicher überall auf Waldböden das berühmte Katharinen-Moose (Catharina undulata), dessen Blätter allerdings weder elastisch noch glänzend sind, wie es bei diesen Gabelzahn-Moosen der Fall ist, die aber bei starker Pressung doch auch trocken sich allerliebste ausnehmen. Es hat seine Berühmtheit davon, daß es von dem Botaniker Ehrhard zu Ehren der Kaiserin Katharina I. von Rußland benannt wurde, jener Frau von großen Vorzügen und großen Schwächen, welche er in diesem kleinen Moose ehren wollte für ihre Unterstüßung der Wissenschaft.

Aber blicken wir weiter umher! Wie könnten wir vor Allem das Stern-Moose (Mnium) übersehen, welches in keinem Walde fehlt, den Blick jedes achtamen Spaziergängers reizt, indem seine Einzelplänzchen wie schlaffe Palmen im Kleinen uns umwunden. Besonders der schönste Vertreter dieser Gattung, das wellenblättrige Stern-Moose (Mnium undulatum) ist wohl Jedem schon aufgefallen durch seine abwärts fast kahlen Stengel, deren Spitze aber mit bis über einen Centimeter langen und einen bis zwei Centimeter breiten Blättern, oft sogar mit derartig beblätterten, radförmig ausgebreiteten Gipfelzweigen, wie mit einem Palmwipfel, reizend besetzt ist. Wesentlich tragen zur Schönheit dieses Mooses noch seine Früchte bei. Aus der Mitte des Gipfels sprießen die rothen, mehrere Centimeter hohen Fruchtstiele, meist gar viele springbrunnentartig beisammen; sie tragen jeder eine nickende, mehrere Millimeter lange, bräunliche Frucht, die mit scharlachrothem Deckelchen gekrönt ist. Dies überall an recht feuchten Waldstellen oder auf nassen Grasplätzen sehr häufige Moose sucht an zierlicher Schönheit seines Gleichen, und wenn wir es auch angefeuchtet unter starkem Drucke sorgfältig pressen, so verliert es trocken doch nichts von seinem Reiz und eignet sich zur Verwendung für Briefbogen, Albums u. s. w., wie kaum ein anderes.

Das ist aber nur die Schönheit äußerer Tracht. Wir werden nicht enttäuscht, wenn wir solch Moospflänzchen auch näher, ganz nahe, vielleicht mit der Lupe oder in seinen einzelnen Theilen mit dem Mikroskop betrachten. Da gehen uns erst die Augen über vor Bewunderung dieser wunderbaren Miniatur-Arbeit bis in's feinste Gewebe der Blätter und der Früchte. Ja, nur ein Moosblättchen, von dessen Dasein Viele gar nichts wissen, mögen wir näher betrachten, um staunend auszurufen: „Das hätten wir nimmer geglaubt, daß die Natur auch im Kleinen und Kleinsten so accurate Arbeit liefert!“ Bei einer nur geringen Vergrößerung giebt kaum ein anderer Pflanzen- theil ein so erfreuliches Object, als eben gerade ein Moosblatt. Es hat eine so vollendet schöne Rundung oder lancettenförmige Streckung, wie nur irgend ein anderes Pflanzenblatt, ist meist auch ausgezeichnet durch regelmäßige Spitzen-Garnitur, welche den oft rothen oder gelben Matrand zierlich umsäumt. Sehen wir das Mikroskop an, so können wir uns wiederum erfreuen an des Blattes einfachen und doch so wunderbar mannigfaltigen Fellenetze, welches ein Maschengewebe darstellt, das bei jeder Moosart aus ganz eigenartigen Maschen gewoben ist. Betrachten wir ferner so die Moosfrucht, wenn zu deren Reifezeit ihre Haube und ihr Deckel abgeworfen ist; dann sehen wir die urnenförmige Fruchtblüthe an ihrer Mündung mit einem rothen Zahnbeßel gekrönt, ein Wunder zierlich durchbrochener Arbeit. Aber das will gehen sein! Das Wort kann nur andeuten, und mit all diesen Andeutungen soll nur gesagt sein, daß das schlichte Moos so einfach und unscheinbar gar nicht ist, und daß es um so liebenswerther erscheint, je mehr wir es kennen lernen.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

**Beim Forsthaufe.** Von Carl Ridelt. In der Preis-Concurrenz der Illustrirten Frauen-Zeitung mit dem dritten Preise von Tausend Mark gekrönt. Siehe Seite 304 und 305. — Nicht an den Ort scheint das gemüthvolle Bild gebunden zu sein, mit dem der Künstler uns in die Zeit um 1815 zurückversetzt. Neben mancher deutschen Stadt gab es damals einen so prächtigen, von uralten Bäumen bestandenen, von zutraulichem Bild bevölkerten Park, namentlich in der Nähe der Residenzen, denn Hege und Pflege des Wildes war einstmal noch mehr als heute ein Lieblingsvergügen der Fürsten. Aber unser Bild zeigt auch Vocal-Colorit, denn es giebt eine Partie aus dem herrlichen Nymphenburger Park umweit von München wieder. Allerdings verräth es nichts von jenen Prachtbauten und Gartenwundern, deren etliche vor einiger Zeit in diesem Blatte veranschaulicht wurden (Nr. 1 vom 1. Januar 1886), sondern der Künstler führt uns abseits von den breitgebahten Wegen der Schaulust, dorthin, wo allein die ungeläutete Natur das Auge erfreut. Wie die guten Münchener noch heute gern hinauspißeln nach Nymphenburg, so thaten sie es schon zu Großvaters Zeiten, und sie hatten dabei den Vortheil, daß der Andrang der Menschen nicht so arg war, wie es oft heute der Fall ist. Nach Belieben sich durch den Park zu zerstreuen, in behaglicher Ruhe die Herrlichkeiten zu bewundern und gar durch die Räume der Lustschlösser zu schlendern, das war ihnen freilich nicht gestattet, aber der Weg nach dem Forsthaufe, die Rast vor dem gastlichen Dache, das Tummeln durch die grüne Waldlichtung stand ihnen frei. Und wie sie selbst vor dem schmucken Forsthaufe gern gesehene, wohlgeleitete Gäste waren, so erhielten sie ihrerseits freundschaftlichen Gastbesuch von den Bewohnern des Waldes, dem zierlichen Damwild. Trefflich ist es dem Künstler gelungen, eine solche Scene aus Alt-Nymphenburg uns heraufzuführen und in seinem Bilde das heitere Behagen friedlicher Sonntagsruhe zum Ausdruck zu bringen.

**Blätter für Kostümkunde.** Neue Folge, 205. Blatt. — (Zur Ausgabe mit allen Kupfern.) — Bürger's Frau aus Baunzen, 1592. — Unsere Figur ist dem mehrfach erwähnten Winkler'schen Stammbuch entlehnt. Aus dem straffgespannten Contour der Gestalt entnehmen wir, daß die Frau ein Faltenkleid trägt, vorn mit einer schmalen, gefalteten Schürze versehen, über welcher der Hüftgürtel mit seinen Ketten und Ängeln zum Vorschein kommt. Das Nieder hat vorn einen Ausschnitt, der durch ein weißes Hemdstück bedeckt ist. Den Hals schmückt eine große Krone, und über das Kleid ist ein in schmale Falten gefesteter rother Mantel gelegt, wie er zum Schutze gegen die Unbilden des Wetters getragen wurde. In herzförmigen Ausschnitte sich an das

Nieder anschließend, hat der Mantel einen breiten, mit drei Goldspangen abschließenden, fragenartigen Besatz von grüner Farbe, der oberhalb einen schmalen, rothen Streifen des Mantelstoffes sehen läßt. Das Haar ist gegen den Scheitel in die Höhe gebunden, und darauf ist ein haubenartiger Kopfschmuck aus Draht, bunten Blumen, Silber- und Goldblättern gesetzt.



**Berlin.** — Fräulein Elli Lehmann hat, glücklich von ihrer amerikanischen Gastspielreise zurückgekehrt, die Conventional-Straße für ihren, gegenüber der königlichen Bühne begangenen Contract-Bruch mit der Summe von dreizehntausend fünfshundert Mark bezahlt. Die Erlegung dieser Summe ist ihr nicht eben schwer geworden; erhielt sie doch allein für ihre Mitwirkung an den Musikfesten zu Milwaukee, d. h. für den Vortrag von drei Arien an einem Abend, zwölftausend sechs-hundert Mark. Die Künstlerin ist nunmehr auch formell aus dem Verbands des königlichen Opernhauses entlassen worden, sobald ihrem Austritten an anderen deutschen, dem Cartell-Verbands angehörigen Bühnen nichts mehr im Wege steht. Der Aufenthalt der Sängerin in Deutschland wird übrigens nur von kurzer Dauer sein, da sie bereits in diesem Herbst wieder in Newyork singen wird.

**Saarbrücken.** — Am Jahrestage der Schlacht bei Spichern, 6. August, verschied hier im neunundsechzigsten Lebensjahre Katharina Weißgerber, Inhaberin des Verdienstkreuzes für Frauen und Jungfrauen, sowie der Kriegs-Deutungsmedaille von 1870/71. Ueber ein Menschenalter hinaus war die Brave bei einer und derselben Familie Dienstmagd, und als über die Dienstherrschaft Tage des Unglücks kamen und die treue Magd sogar ihren ganzen Lohn verlieren mußte, da nahm sie sich der Kinder liebevoll an, verließ Mutterstelle an denselben und ernährte sich und ihre Schutzbefohlenen durch den Verdienst als Tagelöhnerin. Am 6. August 1870, als auf dem Schlachtfelde von Spichern die Kämpfer und die Verwundeten vor Hitze zu verstimmen drohten, ging Katharina Weißgerber den Frauen von Saarbrücken mit leuchtendem Beispiel voran; eine Wasserbüchse auf dem Kopfe, erschien sie furchlos in der Gefechtslinie und labte die Kämpfenden und die auf dem Boden liegenden Verwundeten, während der Tod rings um sie her reiche Ernte hielt. Unbekümmert um die ihr zugerufenen Warnungen, setzte sie ihr Samariter-Werk fort, die Verwundeten lebend und auf den starken Armen aus der Gefechtslinie tragend. Vom Kaiser wurde sie infolge dessen mit der Medaille für Nichtcombattanten und dem Ehrenkreuz beschenkt.

**Weimar.** — Zur Universal-Erbin Franz Liszt's ist die Fürstin Karoline Sagn-Wittgenstein zu Rom eingeseht und zugleich mit der Ordnung seines musikalischen Nachlasses, wie mit der Erledigung der Legate betraut worden. Laut dem Testament, welches das Datum vom 15. August 1861 trägt, soll den beiden Töchtern Liszt's, Cosima Wagner und Blaubine Olivier, das gelegentlich ihrer Verheirathung bei Rothschild in Paris deponirte Kapital zufallen, von dem sie bisher nur die Zinsen bezogen hatten. Da Madame Olivier, die Gattin des bekannten französischen Staatsmannes, nicht mehr am Leben ist, tritt ihr etwa zwanzigjähriger Sohn als Erbe an ihre Stelle. Auch der inzwischen verstorbenen Mutter Liszt's war eine Rente ausgesetzt. Mit Spannung erwartet man die Entscheidung der Fürstin Sagn-Wittgenstein über die von dem Meister hinterlassenen Mobilien, worunter sich kostbare Reliquien berühmter Tonbildner befinden.

**Dresden.** — Bei der Anfertigung der Ausstattung der Prinzessin Maria Josepha von Sachsen, Tochter des Prinzen Georg, kommt die erzgebirgische Spigenklöppel-Industrie zu Ehren. Im Auftrage der Königin Carola von Sachsen, welche die Ausstattung anfertigt, wurden in Schneeberg, Neustädtel und Eibensfeld die Spigen in Bestellung gegeben. Auch wird von der königlichen Spigenklöppel-Musterschule in Schneeberg der Braut-schleier angefertigt.

**Franzensbad.** — Am 1. September sollte hier die Vermählung des Fräulein Olga von Giers, Tochter des russischen Ministers des Auswärtigen, mit Herrn Rosetti-Solesco, erstem Secretär der rumänischen Gesandtschaft in Petersburg, stattfinden. Der Bräutigam gehört einer moldauischen Bojaren-Familie an; er ist ein Neffe des Fürsten Gusa, des verstorbenen ehemaligen Fürsten der Moldau und Walachei.

**Brüssel.** — Die zehnjährige Harfenpielerin, die sich, wie jüngst berichtet, bei den letzten Prüfungen des Pariser Conservatoriums hervorgethan, ist bei den Preisbewerbungen der belgischen Musik-Conservatorien in Namur noch durch eine achtjährige Pianistin übertroffen worden. Dieselbe, Juliette Bonou mit Namen, erhielt in Anerkennung ihrer Virtuosität und Technik den ersten Preis. Die belgischen Blätter, die den Ruhm des Wunderkinde's verkünden, vergessen hinzu-zufügen, mit wie viel Thränen, wie viel qualvollen Stunden verlorener Jugendfreude die Auszeichnung erreicht worden ist.

**Paris.** — Mademoiselle Dosne, die Schwester und Erbin der Madame Thiers, hat in Marseille das Geburtshaus des berühmten Staatsmannes, — Nummer 40 in der Rue Thiers, — angekauft. Ebenso erwarb sie in derselben Straße das Haus Nr. 38, das einstmal der Madame Amic, der Großmutter Thiers' von mütterlicher Seite, gehört hat. Beide Häuser machte Fräulein Dosne der Marceller Akademie der Wissenschaften und schönen Künste unter der Bedingung zum Geschenk, daß die Akademie in diese Gebäude übersiedele, das Geburtshaus Thiers' aber für eine kleine Sammlung von Gegenständen, die einstmal ihrem Schwager angehört, reservirt bleibe. Auch die Restaurirung der Häuser hat Fräulein Dosne übernommen, was einem weiteren Geschenke von etwa hunderttausend Francs gleichkommt. Die Marceller Akademie hat natürlich diese „Stiftung Thiers'“, wie sie nach dem Wunsche der Spenderin genannt wird, mit Dank angenommen.

— Eine Hochzeit unter Thierbändigern fand jüngst in Paris statt. Die „Löwenbraut“ war Mademoiselle Pezon, Tochter und Gehülfin eines bekannten Menagerie-Besizers, der Bräutigam ihr Vetter Alexander Pezon, Sohn und Erbe der Witwe Pezon, die mit ihrer Menagerie viele Jahre die französischen Provinzen bereist hat. Unter den Hochzeitsgästen, deren mehr als hundert geladen waren, befanden sich alle Notabilitäten des fahrenden Volkes, das auf den großen Jahrmärkten Frankreichs umherzieht und vor wie in den Käfigen reisender Thiere „arbeitet“. Dem lebensgefährlichen Berufe der Hochzeitsgäste trug der Schmuck des Festtales Rechnung; statt der Blumen war derselbe mit ausgestopften wilden Thieren ausgeschmückt.

**London.** — Schon des Letzteren haben wir erwähnt, daß in England die Frauen mehr und mehr in die Politik eingreifen. Einen neuen Beleg hierfür liefert die letzte Versammlung der Primrose-Liga, der conservativen, hauptsächlich von Damen der hohen Aristokratie geleiteten Vereinigung. Gleich die erste Rede wurde von einer Dame gehalten, der Herzogin von Buckingham. Früher, sagte sie, sei es Frauen nicht erlaubt gewesen, in Sachen der Politik oder Religion ihre Stimme zu erheben, jetzt aber hätten sich die Zeiten, Dank dem Fortschritte und der Aufklärung, wesentlich geändert. Sodann hielt sie eine geharnischte Philippika gegen Gladstone und dessen Home-Rule-Politik und appellirte an die Mütter, Frauen, Schwestern und Töchter, die Fersen und Hände der Männer zu fählen im Kampfe gegen die Gladstone'schen Principien, für Kirche, Königin und Vaterland. Da die lebhafteste Agitation der Primrose-Liga schon im vorigen Jahre einen liberalen Gegenband von Frauen hervorgerufen hat, so werden wir demnächst wohl auch von Versammlungen dieser Vereinigung und gleich feurigen Anrufungen zu Gunsten der Gladstone'schen Home-Rule lesen.

**Petersburg.** — Auf welche Weise Frau Gontscharowa, die russische Afrika-Forscherin, dazu gelangte, sich zur Reisenden auszubilden, das erzählen Petersburger Blätter folgendermaßen. Vor drei Jahren trat Frau Gontscharowa zur Wiederherstellung ihrer Gesundheit eine Reise nach Marokko an, die aber nicht den gewünschten Erfolg hatte; vielmehr verschlimmerte sich der Gesundheitszustand der Dame zusehends. Auf guten Rath wendete sie sich an einen dortigen „Augen Mann“, dessen Kur ein so außerordentliches Resultat zur Folge hatte, daß schon in kürzester Zeit alle Anzeichen der Krankheit verschwanden. Dieser Umstand führte Frau Gontscharowa auf den Gedanken, alle möglichen Daten und Notizen über die in Afrika üblichen Heilmittel zu sammeln, und bei Gelegenheit ihrer letzten Excursionen legte sie auch eine reiche Sammlung vegetabilischer Medicamente an. Diese Sammlung, wie auch genauere Daten über die Zusammen-setzung der Heilmittel sollen einem Mitgliede der Petersburger Medicinischen Gesellschaften zur Prüfung übergeben werden.

**Bukarest.** — Von der Häuslichkeit der Königin Elisabeth von Rumänien entwirft ein Correspondent der „Diasalia“ ein anziehendes Bild. Die Zimmerstucht der hohen Frau eröffnet eine reichhaltige Bibliothek, von der man in das Boudoir gelangt. Ueberall sieht man hier in geschmackvoller Anordnung tropische Blattgewächse, Lauben, singende Vögel, plätschernde Springbrunnen, Statuen, Oelgemälde von berühmten Meistern, dazwischen reizende lauchige Plätzchen. Ein eichener Schreibtisch nebst Stuhl, wegen seiner wunderbaren Schnitzereien ein bedeutendes Kunstwerk, steht in einer Ecke, ganz von Farn und Blattpflanzen umgeben. Was sich sonst an Möbeln in diesem Zimmer befindet, ist Alles mit den farbenprächtigen, kunstvollen rumänischen Stickereien welche durch die Königin erst zum rechten Ansehen gekommen sind, bedeckt. Alle diese Herrlichkeit wird von großen Spiegeln zurückgestrahlt, welche glauben machen, daß sich die Pracht in's Unendliche verlängere. In einer Ecke des Zimmers liegt auf einem Katafalk, mit Kränzen geschmückt, der wohlgelungene Gypsabdruck des so früh entrisenen Liebings der Königin. Doch scheint dieser Anblick der Mutter zu schmerzlich zu sein, denn eine Laube auf der einen und hohe Blattgewächse auf der anderen Seite verbergen das Kunstwerk. Die Fenster in den Zimmern der Königin haben keine anderen Vorhänge, als Schlingpflanzen, prächtige Farn und Blattgewächse. Die Scheiben sind sehr kunstfertig bemalt; auf einigen sind Blumen dargestellt, auf anderen Stoffe aus der Märchen- und Sagenwelt. In dem Schlafzimmer sieht man auf den Fenster-scheiben die Illustration des Märchens von den sieben Raben. An dieses in dunklen Tönen gehaltene, mit kunstvoll geschnittenen Möbeln ausgestattete Schlafzimmer schließt sich das Toiletten-Zimmer, ein trautes Gemach, das der Königin zugleich als Werkstatt für ihre geistigen Arbeiten dient. Um vier Uhr verläßt sie bereits das Lager, geht in dieses Zimmer und zündet die kleine Lelampe an. Ueber ihrem Schreibtische hängt das wohlgetroffene Portrait ihres Vaters, des Fürsten von Wied, während man zur rechten Hand desselben ein Bild erblickt, das ihren Gemahl, den König Karl, als Kind darstellt.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Mode vom September 1786.



Nach einem Sitze nach Duhamel aus dem „Cabinet des Modes vom September 1786“.



Wie die ganze weibliche Toilette, so sind auch die Schleier den Befehlen der Mode unterworfen. Gegenwärtig tragen die eleganten Damen Halbsehler aus russischem Füll, von welchem wir eine naturgroße Probe darstellen. Dieser, in allen Farben vorhandene Füll ist außerordentlich weich und verleiht durch sein Reizwerk den Feint ganz besonders. (Zeitungswelt: J. Michalis, W. Weisiger S. 21.)



In den großen Mode-Geschäften von Paris kündigt sich der Herbst bereits durch die wasserdichten Mäntel aus den verschiedenartigsten Stoffen an. Da die Industrie gegenwärtig dahin gelangt ist, jeden Stoff für den Regen undurchdringlich zu machen, ist man auch nicht mehr an eine bestimmte Form gebunden. Die neuesten Modelle werden aus fein gerippter beige-farbener Serge mit feincarrirtem Muster in Granatroth, Moosgrün und Graublau angefertigt oder aus einem neuen Wollstoff, eine Art stodigen Baretts mit rothen und blauen Streifen auf rothbraunem Grunde. Der für letzteren Stoff besonders empfehlenswerthe Schnitt zeigt einen Rock, welcher an dem Futter eines Jaquets befestigt wird, welches jedoch auch besonders getragen werden kann. Den durch zwei Reihen Knöpfe zu befestigenden Voh legt man selbstverständlich nur zu dem vollständigen Anzuge an. An unserem zweiten Modell wird der Rocktheil des Mantels bei schlechtem Wetter vermittelst Knöpfen und Oesen geschlossen, bei schönem reverbartig zurückgeschlagen, sodas das dunkel granatrothe Seidenfutter zur Geltung kommt. Die doppelte Pelicine ist nicht mit dem Mantel verbunden und kann beliebig umgelegt oder fortgelassen werden. Wie mit dem Rocke, so verhält es sich auch mit den Aermeln, welche, bei schönem Wetter aufgeschlagen, gleichfalls das rothe Futter zeigen.



Unter den neuesten Geweben zu Kostümen kleiner Knaben macht sich ein gerippter Sammet in zwei Nuancen, wie z. B. Blau in Blau, bemerkbar. Der dargestellte Anzug besteht aus kurzem Beinkleid und einer losen, vorn zurückgeschlagenen Jacke, die ein Chemisett aus Foulard oder bedrucktem Percal, dem neuesten Stoff für Männerhemden, sehen läßt. Der Kragen des Chemisets fällt über den der Jacke.



Die Regenschirme, welche von dem allgemeinen Luxus nicht ausgeschlossen sind, unterscheiden sich in der Größe kaum von dem Entoutas; ihre Bezüge bestehen aus heller Seide von unbestimmter Farbe. Die Griffe der eleganten Stöcke, welche bisher nur geschmiedet waren, sind gegenwärtig auch von Silber, mit eingeletem Golde, oder von feinem Porzellan; die ersteren enthalten Pombonnioren, die letzteren Riedelrädchen. In anderen Griffen mit größeren Knäusen befindet sich Poudre de riz nebst einer Suckerquaste, während in den Dedel ein kleiner Spiegel eingelassen ist.



Die Mode erstreckt ihre Fürsorge auch auf die Schosshündchen. So hat sie, namentlich für den weidlichen Affenpinscher, eine Decke erfunden, die leicht und warm zugleich ist. Dieselbe besteht aus grauem, ringsherum mit blauer Seide langwolltem und mit einem rothen Vorstoß umgebenem Flanell. Drei Reihen blauschwarzer Bänder bilden in der Mitte des Rückens einen kleinen Sattel. Zur Vervollständigung dieser neuesten Mode gehört ein aus alten ägyptischen Münzen zusammengefügtes Halsband.

## Neue Handarbeiten

Zeit die vor einigen Jahrzehnten modern gemeinten Licht-Manschetten aus farbigem Glas neuerdings wieder als stil-

gerecht gelten, versucht man die glatte, weiße Licht-Manschette, um sie nicht ganz zu verwerfen, durch eine farbige Verzierung zu beleben. In erster Reihe eignen sich hierzu die bekannten Abziehbilder, wer jedoch mit dem Pinsel umzugehen verliert, wird sicher einer kleinen Del-Malerei den Vorzug geben. Vor Ausführung derselben hat man



die mit Sodawasser gereinigte Glasfläche mit Terpentinöl zu bestreichen, vermittelst dessen sowohl die Klebstoff-Kontouren der Zeichnung, wie auch die Del-Farbe besser haften. Nachdem letztere vollständig getrocknet ist, wird sie mit Retouchir-Firniz bestrichen.

Es liegt uns eine Stid- und Stopfprobe vor, welche mit einer neuerfindenen Maschine angefertigt wurde, dem Seidel und Raumann'schen Stopf- und Stid-Apparat, der durch einen an der Maschine angebrachten Mechanismus bewegt wird und eine äußerst saubere Arbeit liefert. Der Apparat besteht aus einem kleinen Stidrahmen, in dem man den Stoff straff einspannt und vermittelst des Druckfußes während des Stopfens nach Belieben vor, rück- oder seitwärts bewegt, wodurch sich die Fäden wie beim Weben kreuzen. Beim Stiden verfährt man ähnlich, nur macht man dabei längere Stidje, indem man die Maschine langsam dreht. Der ebenso einfache wie sinnreiche Apparat liefert eine Art von Plattstiderei und eignet sich besonders zum Zeichnen der Wäsche, zur Anfertigung von Kissen zc.

## Wirthschaftliches

### Mittagessen für die feine und einfache Küche.

(Schluß.)

1227. **Muscheln von Rebhühnern.** Von recht saftig gebratenen Rebhühnern schneidet man das Brustfleisch ab und kocht von den Ueberbleibseln und etwas Wurzelwerk eine kräftige Brühe, während man in dem Fond, worin die Rebhühner gebraten sind, eine schöne braune Rebschwitze bereitet. Diese verrührt man mit etwas von der Brühe und einem Glaschen Madeira zu einer biden Salpicon-Sauce, würzt sie mit gestohlenen weißen Pfeffer, Salz und ganz wenig geriebenen Schalotten und läßt sie nochmals recht heiß werden. Danach schneidet man das abgelöste Brustfleisch, nebst einigen gedünsteten Trüffeln und Champignons, so feinstwürflig als möglich, mischt dies mit der Salpicon-Sauce gut durch einander und füllt das Ganze in Muscheln, streut Parmesanpulver und fein gestohlenen Zwiebeln darüber und gießt wenig heiße Butter darauf. Man stellt man die Muscheln in einen gut geheizten Ofen und läßt sie höchstens 10 Minuten lang Farbe annehmen und recht heiß durchziehen. Längerer Aufenthalt im heißen Ofen verbirbt das sonst so wohlschmeckende, kräftige Salpicon. Die Muscheln müssen so warm als möglich servirt werden.

1228. **Hammelfeule mit weißen Bohnen.** Während man 300 Gr. ganz kleine, weiße Bohnen in ungefalzenem Wasser gar, weich und bis einweichen läßt, bereitet man folgende Sauce: Man brät 125 Gr. feinstwürflig geschnittenen Speck gelbbraun und thut dann 1/2 Dbertasse feingehackte, danach mit kochendem Wasser abgerührte und auf einem Siebe wieder abgetropfte Zwiebeln hinein, um diese bei öfterem Umrühren, ohne daß sie Farbe annehmen, weich dünsten zu lassen. Darauf macht man von wenig gebräunter Butter und einem Eßlöffelchen Weizenmehl eine gelbbraunliche Mehlschwitze, giebt ein Stückchen gebräunten Zucker dazu und verrührt sie mit leichter Fleischbrühe und etwas kräftigen Kräutereßig zu einer bündigen, süßsauer schmeckenden Sauce; in diese rührt man den mit Zwiebeln gebratenen Speck und thut dann die inzwischen ganz bis und weich gekochten, zuletzt mit ein wenig Salz angequellten Bohnen dazu. Die Consistenz des Ganzen muß nun der eines schlant gekochten Gemüses gleichen, und so wird es zum richtigen Durchziehen, ohne daß es nochmals kocht, recht heiß gestellt. — Die inzwischen saftig gar gebratene Hammelfeule wird, nachdem sie transigirt ist, aber durch die wieder angelegten Fleischschmitthen ihre ursprüngliche Form wieder erhalten hat, auf einer Reles-Schüssel angerichtet und mit dem Bohnengemüse rings umgeben. Die Hammelbraten-Sauce wird besonders dazu servirt. Statt des Speckes kann man auch Zwiebeln in Butter braten und zur Sauce verwenden, doch schmeckt das nicht so kräftig.

1229. **Maccaroni mit Leber.** Man kocht 250 Gr. in kleine Stücke gedrochene Maccaroni in gesalzenem Wasser ungefähr halb gar, läßt sie auf einem Siebe ablaufen und schwenkt sie dann mit etwas Sardellenbutter und geriebenem Parmesanpulver, so lange sie noch recht heiß sind, gut durch. Einen Theil des Wassers, worin die Maccaroni gekocht sind, mischt man zu gleichen Theilen mit guter Milch und macht es mit etwas aufgelöster Stärke und einigen Eidottern bündig. Vorher schon hatte man Kalbsleber ein wenig geklopft, abgehäutet und in passende Stücke geschnitten, wobei man alles Sehne entfernt hatte. Nun fällt man die Maccaroni und Leberstückchen, lagenweise abwechselnd, in eine bebutterte und mit geriebener Semmel ausgestreute, glatte, runde Form, wobei Maccaroni die erste und letzte Lage bilden und auf die Leber keine Stückchen Butter gelegt werden. Ueber das Ganze streut man Parmesanpulver, legt kleine Butterstückchen darüber und gießt von der Seite her die mit Eier und Stärke verquirlte Brühe, bis sie mit den Maccaroni gleich hoch steht, dazu. Nach Verlauf einer halben Stunde wird die Brühe etwas aufgefogen sein; dann fällt man nach, deckt die Form zu und stellt sie in einen gut geheizten Ofen, bis die Maccaroni ganz gar sind. Sodann entfernt man den Deckel von der Form und läßt das Ganze noch 15 Minuten baden. Beim Anrichten wird die Speise gestürzt; sie muß dann saftig, ohne einen Tropfen abgegebene Brühe, erscheinen und darf beim Umstürzen nicht zerfallen. Gewöhnlich reicht man eine dicke, weiße Butter- oder eine holländische Sauce dazu. — Statt der Maccaroni kann man auch Reis nehmen und statt der Eidotter ganze Eier verwenden; man rechnet dann auf 1/2 Liter Brühe 4 Eier, während sonst 6 Eidotter erforderlich sind.

1230. **Suppe mit Gurken-Püree.** 4—5 gefüllte, ausgefernte und in Stücken geschnittene Gurken läßt man in leicht gesalzenem Wasser weich kochen und schüttet sie dann zum Abtropfen auf ein Sieb, um sie hierauf so lange in wenig Butter zu schweigen, bis alle Feuchtigkeit davon verdampft ist. Gleichzeitig hatte man eine weiße Buttermehl-Schwitze mit Fleischbrühe flüssig klar gekührt und mit geschnittenen Zwiebeln und einigen Stückchen rohem Schinken durchkochen lassen. Dervon giebt man an die geschwigten Gurken und läßt das Ganze kräftig und kurz einkochen. Hierauf streicht man es durch ein Sieb, vermischt das dadurch gewonnene Püree mit heller, guter Fleischbrühe zur Suppe, giebt an dieselbe noch ein Stückchen Butter, ganz wenig Zucker und Muskatnuz, läßt die Suppe nochmals aufkochen und gießt sie dann durch ein Haarsieb über kleine Fleischklößchen in die Suppen-Terrine.

1231. **Kalbsnuz auf französische Art.** Eine schöne, weiße Kalbsnuz, möglichst noch mit dem Futter daran, wird recht dicht gespickt, mit feinem Salz bestreut und mit Speckbarden umwickelt. Dann legt man sie in eine zu ihrer Größe passende, mit Speck ausgelegte Gasserole, giebt Suppenwurzeln und ein Kräuterbouquet, sowie auch, bis zur halben Höhe des Fleisches, recht fetter, helle Fleischbrühe dazu und bringt das Ganze rasch zum Kochen, um es danach, zur Seite des Feuers gerückt, fest zugedeckt, unter fleißigem Begießen ganz langsam gar werden zu lassen. Nach dieser Zeit gießt man die sehr eingetochte Brühe ab, stellt das Fleisch in den Ofen und läßt es, während man es mit dem abgeschöpften Brühensfett fleißig begießt, sich glänzend bräunen, um dann über das Ganze 1/2 Liter dicke, saure Sahne zu gießen und es noch 15 Minuten im Ofen stehen zu lassen. Mit Hilfe des Fouds und der abgefetteten Brühe macht man mit 1/2 Liter saurer Sahne eine Sahnesauce, von welcher man einige Löffel über die inzwischen auf einer Schüssel angerichtete Kalbsnuz gießt. Die übrige Sauce servirt man besonders dazu.

## Briefmappe

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

### Fragen.

**Ingwer-Liqueur.** — Für ein Rezept zur Bereitung eines guten Ingwer-Liqueurs wäre sehr dankbar.  
 Eine junge Hausfrau in Westfalen.  
**Elder wine.** — Kann mir Jemand angeben, wie der in England so beliebte „elder wine“ bereitet wird? Er wird aus dem Safte der Nleder- oder Hollunderbeeren gewonnen, stark mit Gewürz verfeht und besonders zur Weihnachtszeit mit heißem Wasser wie Punch getrunken. Alte Abonnenntin in Berlin.  
**Ebenbaum.** — Als Hanslets Vater seinem Sohne als Geift erscheint und ihm das an ihm begangene Verbrechen mittheilt, nennt er den Saft des „Ebenbaumes“ als das Gift, das ihm den Tod gegeben. Was ist dies für ein Baum? Giebt es denselben bei uns? Ist sein Saft im Stande, Ausfall herborzuzufen? Gudrun.

### Antworten.

**Kinder-Zwiebad (297).** — Ein guter Kinder- oder Magen-Zwiebad wird auf folgende Weise bereitet. Man nehme 1 Kilo Mehl, 200 Gr. Butter, 100—125 Gr. Zucker, 1/4 Liter Milch, 60 Gr. Hefe, nach Belieben ein wenig gestohlenen Zimmet und eine Prise Salz. Mit dem vierten Theile des Mehles und der in etwas lauwarmen Milch aufgelösten Hefe bereitet man das Hefestück, das an warmer Stelle sich ungefähr um das Dreifache heben muß. Ist dies geschehen, so mischt man es zu den inzwischen zu einem feinen Teig getauteten Buttern, arbeitet das Ganze mit den Händen tüchtig durch und formt daraus kleine, runde Bröckchen, die in Zwischenräumen auf ein mit Mehl gepudertes Brett gelegt und, wenn sie aufgegangen sind, in möglich heißen Ofen gebaden werden. Nach dem Erkalten schneidet man ein jedes dieser Bröckchen in eine Ober- und Unterhälfte und röstet diese im heißen Ofen, bis sie durch und durch croquant geworden sind. In geschlossenen Porzellan-Behalten oder in Blechtafeln bewahrt, erhalten sich diese Zwiebade sehr lange frisch. G. K.

**Frankfurter Breiten (280).** — 1/2 Pfd. Mandeln werden mit Rosenwasser gestochen und mit 1/2 Pfd. gestohlenen Zucker auf dem Feuer geröstet, bis sie ziemlich trocken sind, und alsdann mit noch 1/2 Pfd. feinem Zucker, etwas Zimmet und 75 Gr. Mehl zu einem Teig verarbeitet, den man 1/2 Cent. stark austrillt und auf kleine, vieredrige Formen brückt, die gewöhnlich eine kleine Figur oder Blume zeigen; doch kann man auch längliche Stücke, wie Dominosteine groß, schneiden. Die Breiten werden ganz langsam im Ofen gebaden, nachdem sie eine Nacht über gestanden haben. Frankfurterin.

**Bergheimeinnicht im Winter (297).** — Die einzige Art Bergheimeinnicht, die man im Winter zur Blüthe bringen kann, ist Myosotis oblongata vera. Die Vermehrung geschieht durch Stecklinge, und zwar besorgt man das Stecken am besten im März oder April. Gegen Ende Mai verpflanzt man die Bergheimeinnicht in's Freie, und zwar in niedrig gelegenen, feuchten und gut gedüngten Boden. Im Herbst legt man sie wieder in Blumentöpfe und stellt diese in einen nicht erwärmten Mistbeetkasten; nicht lange, und man wird die reizenden Blümchen erscheinen sehen. Will man schnell viele Bergheimeinnicht haben, so sind die Pflanzen an einen erwärmten, sehr hellen Ort zu stellen; will man aber die Blüthezeit ausdehnen, so sind sie in kühlerem Raume zu halten. Ich habe auf letztere Art von Ende September bis Anfang März prächtige Bergheimeinnicht in Töpfen gehabt, und bei mancher feillichen Gelegenheit haben meine jugendlichen Töchter mit ihren Kränzen und Sträußen aus den frischen, holden Blümchen manchen prunkenden Schmuck in den Schatten gestellt. Hausfrau auf dem Lande.

**Croquants.** — 200 Gr. abgezogene Mandeln werden mit dem Saft einer Orange fein gestochen und dann zu 500 Gr. hügelartig aufgeschüttet und in der Mitte wieder vertieft, feinem Weizenmehl gethan. Sodann giebt man noch 200 Gr. erweichte, aber nicht geschmolzene Butter, die abgeriebene Schale einer Citrone, 200 Gr. gestohlenen Zucker und 8 Eigelb dazu, verarbeitet dies Alles zu einem glatten, ganz gleichmäßig aussehenden Teig, welchen man dann in kleine Stückchen theilt, um diese in Röhrenform zu rollen, hierauf, mit geschlagenem Ei bestrichen, auf ein bebuttertes Backblech neben einander zu legen und so in starker Densichte rasch goldgelb zu backen. Die Croquants werden dann sogleich aus dem Ofen genommen und mit einem weißen, rothen oder braunen Zuckerguß übergossen. B. S.



**M. E. in Spandau.** — Bluthete werden zu den am schwersten vertilgbaren Flecken, und obgleich es chemische Mittel giebt, so ist die Anwendung derselben schwer anzuwenden, sobald der Stoff leicht nicht verlegt; denn sehr leicht kann der Stoff vergrünelt werden. Ist auch ein Fleck mit Galle leicht verlegt worden, so wird nichts übrig bleiben, als den beschädigten Gegenstand einem chemischen Flecken-Reinigungs-Gesellschaft (Zwischen oder Zwilling) zu übergeben; doch dürfte auch hier der Erfolg zweifelhaft bleiben.

**Abonnement in Hamburg.** — Ein directes Besondere für ausgedehntes böhmisches Phänumen-Wasch ist das Geschäft von Wilhelm G. Wenzel in Leipzig.

**Vorgängerige Abonnement auf dem Ginkelfeld.** — Das Verbot „Die Aufklärung der Damen-Garderobe“ von D. Lehner und G. Berg dürfte vollständig ihren Wünschen entsprechen. Es sollte sich umgeben für den Preis von 2 M. 40 Pf. durch die Expedition der „Morgenblatt“ in Berlin.

**Hannover.** — Das Bild-Album von Ernst von Manteuffel, Gorbun, Ulan, Nr. 12.

**Ueberwurm.** — Das Citat lautet richtig: „Lassiois ogni speranza, voi ch'entrato.“ Kauft jede Hoffnung hinter euch, ihr, die ihr eintriet.

**Sororia.** — Wie wissen auf die Frage, wie man am besten die Schwere-rigkeiten überwindet, welche moderne Compositionen, wie List u., dem Spieler bieten, nichts Besseres zu erwidern, als das schon in Nr. 15 Gelegte. Nicht erinert man keine Kunst, eine sehr fordert die volle, erforderliche Hingabe des Schülers, Großes technisches Studium der genannten Studien, zeitig die Fertigkeiten in die Individualität der Meister bleiben unerlässlich; die Angabe der Fortschritte bildet dazu einen schwachen Anhalt. Vor Allem aber werde sich der Studierende der Mahnung bewusst: „Wenn Ihr's nicht thut, Ihr werdet's nicht erlangen.“

**M. A. in Koburg und V. B. in Vottawa.** — Spiegeln, die der Sonne ausgesetzt, ihren Glanz verlieren haben, sind durch Bereinigung des Quecksilber-Belages unumkehrbar verkehrt; das einzige Mittel bleibt, sie in einer Spiegel-Reinigung neu belegen zu lassen. — Das Letztere gilt auch bei Spiegeln, an denen durch schlechten Transport Schäden der Unterlage ausgehoben wurden. Ein Ausbessern ist unmöglich.

**Wessan.** — Wir haben der Einkäuferin des Pfeffergurken-Receptes in Nr. 15 ihre Bedenken übermitteln und erhalten darauf folgende Antwort: „Wessan“ hat das Recept nicht genau gelesen. Es heißt darin durchaus nicht, daß man Pfeffergurken mit Essig in einem kupfernen Kessel kochen und tagelang in diesem kochen lassen soll, sondern nur, daß die in einem kupfernen Kessel kochen bei gewöhnlichen Feuer, so fort in einem Kessel geschüttelt, in demselben einige Tage kochen müssen. Das Essigsäure in Verbindung mit Kupfer Oxidation erzeugt, in welchem Befand, ebenso, daß die Gefahr einer möglichen Vergiftung in dem Essigen der Speisen im Kupferkessel liegt; dieser Gefahr aber ist durch das sofortige Ausschütten vorgebeugt. Ein Jeder, der die durch grüne Farbe und eigentümliche Gerüche im kochendsten Pfeffergurken ab, wird sie in anreicherender, oft jedoch nicht weniger sorgfältig bereiteter Art genießen können. Es mag der Geschmack, der einen derartigen Reis liebt, verstimmt zu nennen sein, dennoch ist er weit verbreitet. Die Engländer kochen ihre weltberühmten „pickles“ in Kupfer oder Zinn, — sehr viel gefährlicher. — zur Erreichung der grünen Farbe etwas Kupferstein hinzu; die Italiener werfen Kupfermünzen in ihren Wein, denselben „verfeinert“ zu machen, und die Chinesen trocknen ihre auf Kupferplatten. Ich und meine Familie haben Pfeffergurken, die auf die angegebene Art bereitet wurden, seit Jahren ohne jede schmerzliche Schädigung gegessen.“

**Kostüm in A.** — Das die Hausfrau ihren gewöhnlichen Platz am oberen Ende des Tisches nicht anzieht, wenn sie Gäste bei sich sieht, ist nicht allein correct, sondern auch darin wohl begründet, daß es ihr von dort eher möglich ist, die Tafel zu übersehen und die Bedienung zu leiten. Der Hausherr nimmt am entgegengelegten Ende der Tafel Platz und führt die im Rang höchste oder älteste Dame. Dieser Dame wird zuerst servirt.

**S. G., Waldhausen.** — Schablonen für Buchstaben, Monogramme u. s. v. fertigt G. W. Dehl, Berlin S. Alte Dorostr. 76.

**Annina in P.** — Anleitung zur Bereinigung der Gummi-Knetmasse geben wir unter „Neue Handarbeiten“ in der Nummer vom 16. Juli 1885. — Ihr Kinder im Alter von sechs bis zehn Jahren vertritt ein Belant-Kleiderchen die Weisen.

**Zur Beachtung.**

Mit dieser Nummer schließt das Quartal. — Die Post-Abonnement in Deutschland erhalten wir, das Abonnement stets zeitig vor Ablauf des Quartals zu erneuern, da die Post nach Quartals-Anfang die bereits erschienenen Nummern nur auf ausdrücklichen Wunsch und gegen Entrichtung von 10 Pfennigen extra nachliefert. Die Expedition.

Zu dieser Nummer gehört ein Modenbild, für die Abonnenten der großen Ausgabe zwei Modenbilder und ein Kostümbild.

Von der „Illustrirten Frauen-Zeitung“ erscheinen jährlich 24 Unterhaltungs-Nummern zu je 2 bis 2 1/2 Doppelbögen, 24 Moden-Nummern, 12 Schnittmuster-Beilagen und 12 farbige Modenbilder; vierteljährlicher Abonnements-Preis 2 M. 50 Pf. (1 Guld. 50 Kr., mit Postzusendung 1 Guld. 80 Kr.)

Die Heft-Ausgabe bringt ferner jährlich 12 Kunstblätter „Widermappe“; das Heft (24 jährlich) kostet 50 Pf. (30 Kr.)

Die Ausgabe mit allen Kupfern (jährlich 36 farbige Modenbilder, 12 Kostümbilder und 12 farbige Kinderbilder) kostet vierteljährlich 4 M. 25 Pf. (2 Guld. 55 Kr., mit Postzusendung 2 Guld. 85 Kr.) — Alle Buchhandlungen nehmen jederzeit Bestellungen an, mit Ausnahme für die Heft-Ausgabe auch alle Postanstalten.

### Anzeigen

falls solche nicht als für die „Illustrirte Frauen-Zeitung“ ungenügend von uns angesehen werden sollten, haben zu dem Preise von 1 Mark für die einbändige Komplette-Zeile oder deren Raum Aufnahme, soweit der dafür bestimmte Platz reicht. Annahme der Kupfer in allen Anzeigen-Bureau, sowie in den Expeditionen der Illustrirten Frauen-Zeitung in Berlin W. Potsdamer Straße 38, und in Wien I. Operngasse 3.

Interessanten erhalten das Blatt kostenfrei mit der Post zugefandt, so lange der Interaktions-Kauftrag dauert.

**Kunstgewerbliches.**

Siehe Seite 309.

**Hermann Damme, Kunstschlosser in Dresden.**  
Gasleuchter. Preis M. 65.

**Martin Kimbel, Kunstgewerbliches Atelier**  
in Breslau.  
Standuhr. Preis M. 58.  
Pfeilerpiegel. Preis M. 58.  
Tisch. Preis M. 45.  
Bauernstuhl. Preis M. 14.

**Fritz Borstell's Lesezirkel**  
verbunden mit der  
**Nicolaischen Buchhandlung in Berlin**  
C. Brüderstr. 13 und W. Potsdamer Str. 123b.

**Größtes deutsches Bücher-Leih-Institut** von belletristischen und wissenschaftlichen Werken in deutscher, englischer, französischer und italienischer Sprache.  
Lager über 500,000 Bde.

Jahres-Abonnements für auswärtige Leser und Lesegesellschaften:				
4 Bände	8 Bände	12 Bände	25 Bände	50 Bände
30 M.	40 M.	50 M.	75 M.	125 M.
Bestellzeit beliebig. — Emballage frei. — Prospekt gratis.				
Umfassende Verzeichnisse gratis und franco.				

**Schriftstellernden**  
Damen u. Herren empfiehlt sich eine tüchtige, Verlagshaus u. Buchdruckerei J. Draß u. Reichel ihrer Gründungsarbeit, Berechnung, u. s. w. per Auftrags u. Auftr. unter G. H. 71809 durch Haasenstein & Vogler, Stuttgart, erbeten.

**J. Vint, Spitzen-Manufactur**  
Berlin, Jägerstraße 23.  
Größtes Lager sämmtl. Spitzen u. Spitzenartikel. Recht und Imitation, Spitzenanfertigung, Spitzenwälder, Nadelherstellung, Applikation.

**Hochelegante Damenkleiderstoffe**  
aus reiner Wolle. Abgabe jeder Meterzahl zu Fabrikpreis.  
Neuheiten für jede Saison. — Reelle Bedienung.  
**O. Rossner, Greiz.** Wollw.-Fabr.-Gesch.

**Sammet und Seidenstoffe**  
jed. Art, gr. Ausw. v. schwarzen, weissen u. farbigen Seidenstoffen zu Brautkleidern empfangt zu billigen Preisen die Seiden- und Sammet-Manufaktur von **M. M. Catz in Crefeld.**

**Seidel & Naumann's Deutsche Universal-Nähmaschinen**  
(System Singer)

sind die besten Maschinen der Welt.

**Der Knopfloch-Apparat,**

mit dessen Hilfe man per Tag 1000 Knopflocher in überraschend accurater Sauberkeit herstellen kann, macht sie zur vollkommensten Familien-Nähmaschine.

**Seidel & Naumann's Stopp und Stik-Apparat.**

ist eine höchst praktische und angenehme Zugabe; er sticht mit Leichtigkeit die schwerigsten Verzierungen in Tischdecken, Rückenklissen etc. und stopft schadhafte Wäsche so exact, wie es die Hand nicht herstellen kann. Replikanten, die diese Maschinen in Nähmaschinen-Niederlagen nicht erhalten können, wollen sich direkt an die Fabrik wenden.

Knopfloch-, sowie Stopp- und Stik-Apparate ohne Maschinen geben wir nicht ab. Jede echte Seidel & Naumann-Nähmaschine trägt in der Fabrikmarke die volle Firma.

**Seidel & Naumann, Dresden, Nähmaschinen-Fabrik und Eisengesserei.**  
1000 Arbeiter. Jährliche Production 80,000 Maschinen.

**Vornehmes Geschenk für Künstler und Gelehrte.**

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

**Blätter für Kostümkunde.**  
Historische und Volks-Trachten.  
Neue Folge.

Unter Mitwirkung verschiedener Künstler herausgegeben von **A. von Heyden.**

**Erster und zweiter Band.**  
Preis jedes Bandes Mark 30.

Jeder Band besteht aus zwei Abtheilungen, einer beschreibenden und einer bildlichen, in zwei eleganten Cartonbänden mit Goldtitel, und enthält 72 colorirte Tafeln, sowie 28—38 Bogen reich illustrierten Text.

Von der Heft-Ausgabe ist das sechzehnte Heft erschienen. Preis jedes Hefes, 12 colorirte Tafeln mit Text enthaltend, Mark 4.50.

Verlag von Franz Lipperheide in Berlin.

**J. A. Heese**  
Königlicher Hoflieferant  
Seidenwaaren-Fabrik, Mode- und Manufacturwaaren etc.  
Berlin. Leipziger Strasse 87. SW. Berlin.

Mein reich illustriertes Preisbuch  
enthaltend das Verzeichniss aller Neuheiten für Herbst und Winter

in seidenen, halbseidenen, wollenen, halb- und baumwollenen Kleiderstoffen für Hans und Promenade, wie für Gesellschafts- und Ballzwecke; Elsasser Weisswaaren für Wäsche und Négligé; Flanellen, Futterstoffen; Plüsch, Sammeten, Velvets, Kostümen, Paletots, Mänteln, Regenmänteln, Morgenröcken, Jupons, Schürzen, Tüchern, Echarpes, Plaids; Spitzen, Spitzenstoffen jeder Art, Rüschen, Schleifen, Hauben, Coiffuren; Taschentüchern, Cravatten, Cachenez, Fächern und Schirmen, Reise-, Schlaf- und Bettdecken; Möbel-Crotonnes, weissen und crème Gardinen, Stores, Tischdecken, Teppichen, Läuferstoffen etc.

**ist erschienen und wird auf Wunsch gratis und frei zugesandt.**

Proben, Modenbilder und feste Aufträge von 20 Mark an postfrei.

**Schubholz's Buchholtzens in der Schweiz**  
humoristischer Bismarck-Schweizerreise  
Lustigste Reise- u. Familienlektüre.  
Preis 3 Mark. Verl. v. A. UNFLAD, Leipzig.

**Lama-Stoffe**  
zu Kleidern und Schlafrocken, nur gute Qualitäten, nicht rauch werdend.  
Versandt an Private zu Fabrikpreisen.  
Muster frei.  
**Adolf Ludwig, Leipzig.**  
Special-Flanell-Gesch.

**Chemische Waschanstalt**  
Reinigung jeder Art  
Herren- u. Damen-Garderobe, Wäsche etc.  
**Judlin**  
Färberei  
Postfach 100  
Königsplatz 10  
Telephon 1000

Soeben erschienen:  
**Wiel, mod. Dr. Diät-Kochbuch**  
für Gesunde und Kranke. VI. verb. Aufl. Preis brosch. M. 4.80, geb. M. 5.50.  
Anerkannt bestes Kochbuch. Zugleich Ergänzungsband zu allen bestehenden. Lehrt uns auch, was und wie wir in den Tagen der Noth unsoren Kranken kochen müssen.  
**Fr. Wagner'sche Univ.-Buchhandlung in Freiburg i. B.**

**Patent**  
Die besten Kleidergestelle aus spanischem Rohr, in 14 Nummern, von in- und ausländischen Lehranstalten besonders empfohlen, vorstell- und unverstellbar, liefert die Kunstkorbblocher von **R. Tettweiler in Berlin, Königin-Augusta-Str. 19.** Verpackung gratis. Catalogo und Preisliste werden kostenfrei versandt.

**Angef. u. fertige Buntstickereien, Häfelarbeiten u. s. w. Stilmaterial, bei Gschw. Kötter, Wien IX, Nechtensteinstr. 85.**

**Jede Dame ist**  
im Stande altdeutsche gequante Lederarbeiten als schöne Hebrerstücke, um Gelegenheitsgeschenke zu bewerkstelligen. **Werkzeugkasten mit Anleitung und Vorlagen hierzu.** Preis M. 6, M. 10 u. M. 15, sowie Holz- und Lederbrandapparate, Preis M. 20 u. M. 25, verziert Gustav Krüger, Königl. Hoflieferant, Leipzig.  
Muster, Prospekte und Preislisten franco und gratis.

**Pianos** billig, hoch od. Raten, Kodex-freie Professoren. Prosp. grat.  
Fabrik Weidenlaufer, Berlin NW.

**Das Möbelpfüß und Leder**  
sowie Sammet- und Seidengarderen  
verste eleganten Muster. Proben gratis.  
**A. Hentschel, Berlin SW, Reichenburgerstr. 32.**

**Smyrna-Knüpfer-Arbeiten.**  
(Kissen, Polster, Teppiche etc. auf Canvas) der Würzener Teppich- und Velour-Fabriken Act.-Ges. (Preisgekröntes Fabrikat.)  
In Cartons, enthaltend das gesammte reichliche Material, Werkzeug und color. Muster mit oder auch ohne Anfang, 37 gefeilt, geschützte Muster nach Preisliste, und Anleitung franco auf Verlangen. In größeren Arbeiten liefern Originalzeichnungen und sämmtl. Material.  
**Würzener Smyrna-Wolle** (45 Farben vorzählig), vorzählig. Qualität, auch separat, käuflich. Wiederverkäufeln hoher Rabatt.  
Alleinvertrieb: **F. A. Schütz, Königl. Hofl., Berlin W, Friedrichstr. 70.**  
(Teppiche und Möbelstoffe).

**Passementerien u. Knöpfe.**  
Holz- u. Glasperlen, Wollspitzen u. Borten.  
Sämmtliche Artikel zur Damen-Schneiderei.  
**Doppelgrafen, Vorzügliche Schweissblätter.**  
Möbelpropheten, Hakolliten u. Muster.  
**Gebrüder Schüller** Nachfolger.  
Berlin W, 61 Markgrafenstrasse 61.

**NUBIAN.** Flüssig, Wasserdichter Stiefel-Lack.  
Ohne Bürste anwendbar.  
Der Glanz hält sich eine Woche lang bei jeder Jahreszeit.  
**Central-Dépôt für Norddeutschland**  
bei **J. C. F. NEUMANN & SOHN,**  
Berlin W, Taubenstrasse 51/52.

**DAMEN-TUCH.**  
Trieoties, Panamas, Cheviots, Flanelle zu Promenaden, Morgenkleidern und Regenmänteln in neuesten Mustern, jedem beliebigen Quantum zu Fabrikpreisen. — Reichhaltige Musterwahl franco.  
**R. Rawetzky, Sommerfeld i. L.**



Illustrirte  
**Frauen-Zeitung.**

Nr. 19, 1. Blatt.

Monatlich zwei Nummern.  
Vierteljährlich 2½ M. = 1½ Guld.

Berlin, 1. October 1886.

(Ausgabe mit allen  
Kupfern: 4½ M. = 2 Guld. 55 Kr.)

XIII. Jahrg.



Felix Schweighofer



Nachdruck verboten.

## April.

Novellette von Ilse Frapan.

Es war ein niedriges, geipensstich bevölkertes Zimmer, in dessen vordringliche Fenster das letzte Viertel des Septembermondes schien. Er glitt quer durch eine lange, hohle Figur ohne Arme und blickte ihr durch die lustigen Rippen; er beleuchtete eine Dame in dem allerschönsten Brautkleid, die aber unglücklicherweise keinen Kopf hatte und dennoch starr und steif aufrecht in der Mitte des Zimmers stand; er streifte zwei dunkle Erhängte an den Thürpfosten und ließ allerlei blankes Eisen auf Tischen blau aufblitzen, während ein rothes Höllenfeuer aus einer finstern Ecke her glühte und eine lange Zange und andere räthselhafte Marterwerkzeuge bestrahlte. Durch eine obere, offene Fensterscheibe kam dann und wann ein Gefährte des Mondstrahls, ein geisterndes Lüftchen, und fuhr an der Wand hin, deren papiernes Behänge sich aufblähte und raschelnd hin- und herschwankte. Ein schleierhaft leichtfertiges Wesen fing sogar an, sich aus einer Sopha-Ecke in die Luft zu erheben und am Boden auf und ab zu tanzen und zu hüpfen; es sah spulhaft und unbegreiflich aus. Und doch war die Geisterstunde schon vorüber, die kleine Wanduhr rief freischend halb drei! Und nun ging die Thür auf, und eine schlanke, halbkleidete Figur trat mit einer Lampe in der Hand, gähmend, aber mit entschlossenen Schritten mitten in das Gespenster-Gewimmel. Sie fürchtete sich nicht davor, sie war an das Anzeig gewöhnt. Sowie das Alwinchen seine Lampe auf den Tisch gestellt hatte, war's nur eine ganz gewöhnliche Schneiderstube, in der sie sich befand, und deren Herrin sie war. Oft freilich hatte sie einen argen Kampf mit den Schatten zu bestehen, die sie dann nicht schlafen lassen wollten.

Heute war's die kopflose Atlasbraut, die sie bis vor zwei Stunden gequält und wachgehalten hatte. Aber was sie nun nach dem kurzen Schläfchen aus dem Schranke zog, war ein befreundeter Geist, war ja ihr eigenes rosa Jacomet-Kleid, das nur ein bißchen nachgesehen und frisch geplättet werden mußte. Es roch nach Heu, und richtig, — da steckten noch ein paar trockene Gräser und Wiesenblumen in der Tasche; die waren von dem letzten schönen Augustsonntag, an dem sie mit Franz und der ganzen Liedertafel den Ausflug nach Tatenberg gemacht hatte.

Ihre Backen, die ein bißchen bläulich waren vom Nachwachen und von der Sitarbeit, bekamen auf einmal Farbe. Sie setzte den Fingerhut auf, zog ihr Nachhüchchen fester am Halse zusammen und summete eine Walzermelodie; ihr Pantoffel schlug leise den Tact dazu, während sie trennte und nähte, neue Schleisen aufsetzte und saubere Spitzen an Hals und Handgelenken befestigte. Zuletzt warf sie das Kleid probeweise über und trat darin an die Spiegelthür des großen Schrankes; sie hatte ihr dickes, hellblondes Haar hoch hinaufgesteckt, um die Spitzen nicht zu verderben, drehte sich nach allen Seiten und guckte besonders vor sich nieder. Wahrhaftig, das Kleid war sehr kurz! Sie mußte noch gewachsen sein! Kann denn das angehen mit achtzehn Jahren?

Sie war fast überschlanke, wie sie sich so redte, mit weissen, mageren Händen, wie die meisten Arbeiterinnen sie haben; aber der Mund war roth und voll, und sie hatte Grübchen in den Backen, die in einem angenehmen Gegensatz zu den tief liegenden, ernsthaften Augen standen. Sie sah aus, als ob sie sowohl zu lachen, wie zu weinen verstände.

Ich muß doch mal Franz fragen, ob man noch mit achtzehn Jahren wachsen kann, dachte sie; wenn er mich nur nicht auslacht! Er lacht mich so schon immer aus, wegen meiner komischen Fragen. Mein Gott, wen soll ich denn anders fragen? Und er ist doch ein Lehrer, da muß er das ja gewohnt sein.

Alwinchen machte ein sehr stolzes Gesicht, als sie sich erinnerte, daß ihr Schatz ein Lehrer war. Sie hatte immer gedacht, so etwas Feines wäre eigentlich zu gut für sie, und hatte doch eine unbewußte Furcht vor den schwarzen Schloßern und Schustern gehabt, die ihre Bekannten zu Liebsten hatten. Ihr Vater war freilich auch ein Schloffer gewesen, aber vor dem hatte sie sich gerade am meisten gefürchtet. Wenn der manchmal betrunken nach Hause kam, dann war er schrecklich. Wie hatte sie um ihre Mutter gezittert, wie hatte sie dieselbe gebeten, kein Wort zu erwidern; aber die ließ sich nichts sagen, die ging immer gegen an, — ach, das war ein Elend gewesen! Sie mußten sich zwar recht abquälen, nun er gestorben war, die Mutter mit der Feinwäsche und sie mit der Schneiderei, aber es war doch Frieden im Haus. Und nun hatte sie ja sogar noch einen Schatz, der sie heirathen wollte, sobald er eine feste Stelle hatte; die Mutter wollte auch gern, daß sie erst Beide etwas älter würden, Franz war ja erst zweiundzwanzig. Eine gute Stelle hatte er schon,

trat sie übermorgen an; — freilich mußte er deshalb fort, aber nur nach Lauenburg, das war ja nicht schlimm! Sie hatte zuerst weinen wollen, als er es ihr erzählte, aber er tröstete sie damit, daß er jeden zweiten Sonntag nach Hamburg kommen würde; wenn man den halben Weg zu Fuß macht, ist es gar nicht theuer.

Und dann wollte er ihr schreiben. Das war etwas Neues; darauf freute sie sich eigentlich, obgleich sie auch ein bißchen Angst davor hatte, denn er war ja ein Lehrer, und sie war schon seit vier Jahren aus der Schule und hatte in ihrem Gewerbe nicht viel zu schreiben nöthig. Die fremden Namen der Stoffe auf den Rechnungen machten ihr schon Verlegenheit genug, und als Franz einmal zufällig gesehen hatte, daß sie auf solch einem Zettel ein „Promernadentotsüm“ auführte, hatte er beinahe einen Lachkrampf bekommen und ihr aus Schabernack nicht mal sagen wollen, wie es denn richtig heiße! Ja, so war er manchmal. Er hatte seine Mucken, der Franz, aber sie hatte doch Niemand so lieb, wie ihn.

Sie warf das Kleid über das Plättbrett, holte das Eisen aus dem Ofen und begann fröhlich die heiße Arbeit. Alle Müdigkeit war verschwunden. Der Ausflug nach Horburg, der zugleich Franzens Abschied von seinen Freunden sein sollte, die Aussicht auf das lange Zusammensein mit ihm, regte sie heiter auf. Sie wollte sich recht niedlich machen, sie war ja Braut! Ach, wenn nur das Wetter gut würde! Sie lief schnell an's Fenster und liebäugelte mit den Sternen. Ob Franz auch schon wach ist? Ach Unfug, es ist ja erst halb fünf, und um sieben geht unser Dampf.

„Wine, Wine“, rief die Mutter aus dem Raume nebenan, „willst Dich nicht noch 'n bißchen hinlegen, Deern? Du bist ja morgen matt um möd to Dien Dandzere!“

Aber Alwine konnte nicht schlafen. Sie legte ihre frische Wäsche zurecht und fing dann an, mit leisen Bürststrichen ihre Schuhe zu putzen. Dann zog sie sich sorgfältig an. Wenn nur das Kleid nicht so kurz gewesen wäre; man sah ein Stückchen von den weissen Strümpfen, ganz gewiß!

Um sechs Uhr machte sie sich, fröstelnd in ihrem schwarzseidenen Jäckchen, mit weissem Strohhut, hellem Sonnenschirm und leerem Magen, auf den Weg. Sie hatte nicht sehr weit von den „Hütten“ bis zum Hafen und war die Erste, die anlangte; das Dampfboot fuhr erst in einer halben Stunde.

Sehr langsam verging ihr diese Zeit. Franz, der nur zehn Minuten von der Landungsbrücke entfernt am Johannisbollwerk wohnte, wollte und wollte nicht kommen, während sich die jungen Lehrer, seine Bekannten, mit ihren Damen allmählig versammelten und gleich auf's Deck begaben. Sie trippelte die Brücke auf und ab und guckte sehnsüchtig die Straße entlang, woher er kommen mußte. Das Bot ließ bereits schnaubend den Dampf ab; vom Deck her winkten sie ihr mit Taschentüchern und Shawls; das Musikcorps, das die Fahrt mit seinem Spiel verherrlichen sollte, setzte seine blanken Trompeten in Bereitschaft; einige aus der Gesellschaft klapperten schon mit Kaffeetassen.

Alwinchen stand noch immer auf der Brücke und schüttelte den Kopf gegen die Winkenden; — wie konnte sie mitfahren, wenn Franz nicht kam?

Der Dampf erregte sich schon an, sich zu bewegen, zu drehen, als sie den Ersehnten plötzlich die Straße herunterlaufen sah. Er war dunkelroth, hatte den Strohhut in der Hand und kam athemlos bei ihr an. „Warum bist Du nicht eingestiegen, Winchen?“ rief er und sprang mit einem weiten Satz auf das Schiff; dann schwang er auch das Mädchen sich nach; sie wurde ganz blaß dabei und drohte, aus seinen Armen in's Wasser zu gleiten. Die Freunde umringten ihn mit Vorwürfen und Gelächter; er setzte sich, ohne viel zu antworten, mit glühendem, verdrossenem Gesicht in eine Ecke neben seine Braut.

„Franz, Du hast ja keinen Kragen um!“ rief Alwine, schon wieder munter.

Er hielt ihr den Kragen sammt der Cravate in der Hand hin. „Sieh an, so bin ich weggelaufen! Willst Du mir nicht mal die Schleife machen, Winchen?“

„Gott, Franz, wie kannst Du aber auch so spät aufstehen?“

„Die alte Schinkel hat mich nicht geweckt“, murmelte er, „und ich habe so lebhaft geträumt, immer von Dir!“

„Ja? Was denn?“

„Wir tanzten immer rundum, Du —“

„D“, unterbrach ihn das Mädchen und ließ erschrocken das schwarze Cravaten-Ende fahren, „getanz? Das bedeutet Streit!“

Sein Gesicht, das sich eben aufgehellt hatte, nahm wieder den geärgerten Ausdruck an. „Ich bitte Dich, komm nicht immer mit solchem alten Hühnerglauben, — es ist so lächerlich für ein junges Mädchen! Du bist doch keine alte Kaffeetante, wie die Schinkel? Für die paßt so was, aber nicht für Dich.“

Sie sah nun auch vor sich nieder und schwieg. Er

gähnte leise hinter der vorgehaltenen Hand. „Winchen, hast Du schon Kaffee getrunken? Ich bin sehr durstig.“

„Ich auch, Franz, — ich bin ja aber auch 'ne alte Kaffeetante, wie Du sagst.“

„Gaha! hast es doch nicht übelgenommen? Komm, Winchen, hast mir noch nicht mal guten Morgen gesagt!“

Er blickte sich vorsichtig um, dann zog er sie plötzlich an sich und küßte ihren Mund.

„Es hat Niemand gesehen! Bist mir doch nicht böse, was, Alwine? Ich bin mal so 'n Neckpeter, und wenn Du mit dem alten abergläubischen Kram anfängst . . . . Ist das nicht dasselbe Kleid, das Du in Tatenberg anhatte? Wie niedlich Du heute aussiehst! Du hast aber auch nicht die Zeit verschlafen, wie ich armer Kerl.“

Das Mädchen erzählte ihm, daß sie die ganze Nacht nicht zu Bette gegangen sei, und er sah sie ungläubig und gerührt an.

„Armes Kind! Wenn wir nach dem Essen im Gehölz sind, mußt Du Dich in's Gras legen; ich schlafe dann auch noch eine viertel Stunde nach; aber Du darfst eine ganze schlafen, weil Du so lange aufgewesen bist. Und wenn wir erst verheiratet sind“, setzte er herzlich hinzu, „dann brauchst Du Dich nicht mehr so zu quälen.“

Sie griff verstohlen nach seiner Hand, sagte aber munter: „Nein, an Schlafen denke ich heut gar nicht; recht vergnügt wollen wir sein und tüchtig tanzen!“

„Ach so, Du denkst schon wieder an's Tanzen! Na ja! — Du bist wohl sehr vergnügt heute?“

Franz hatte ein wohlgebildetes, offenes Gesicht mit einem dunklen Schnurrebart, aber ein satirischer Zug um die Lippen verunzierte es manchmal; der Zug trat jetzt stark hervor; zugleich wurde seine Stirn rothglänzend, und sein starkes, nach rückwärts gekämmtes Haar begann sich leise aufzusträuben, — alles Zeichen schlechter, ungeduldiger Laune, die Alwinchen schon kannte und fürchtete. Er war gewiß mit dem linken Fuß zuerst aus dem Bett gestiegen, und vom Tanzen hatte er auch geträumt, — sie verlor allen Muth und senkte leise.

„Winchen, bist Du so vergnügt, daß ich aus Hamburg gehe?“ fragte er wieder. Sie fuhr vor Schreck zusammen, daß er so etwas von ihr denken konnte; dann aber lachte sie ehrlich und herzlich:

„Ich bin vergnügt, weil wir heute den ganzen Tag zusammen sind, und weil wir so schönes Wetter haben! Sieh' mal, wie blau die Elbe ist, und die Russkanten spielen so hübsch, und keine einzige Wolke am Himmel. Und Du hast die gute Stelle in Lauenburg, und heut über vierzehn Tage kommst Du und besuchst uns, und wenn Dein Geburtstag ist, —“

„Na, was dann?“

„Dann komme ich mit Mutter zu Dir hinüber und seh' mal zu, wie Du wohnst und —“

„Ach Gott, ja, das mußt Du thun! Sonst kann ich da verjauern! Und schreibst mir ordentlich, hörst Du! Ja, da sind wir ja schon! Na mal erst alle Mann zum Väter; Sonntags Morgens hat er allerlei, was gut schmeckt.“

Durch die stillen, holprigen Straßen der kleinen Stadt, mit ihren spitzen, reinlichen Steinen, ging es in den Väterladen, und Franz marschirte sogar noch weiter; er ging, da er sehr kurzichtig war und von dem kleinen lebhaften Fräulein Zulchen auf die Seite gedrängt wurde, geradeswegs in einen großen, warmen Butterkuchen hinein, der auf einer eisernen Platte zum Abkühlen auf den Boden gesetzt worden. Als er mit einem Schrei seinen Stiefel herausziehen wollte, erkannte die Väterfrau das Unheil, und Franz mußte den ganzen Kuchen laufen. Das zertretene Stück wurde zwar herausgeschnitten, und der Kuchen war ja nun ganz genießbar und reinlich, aber doch eigentlich überflüssig, und Franzens Laune wurde durch den Vorfall nicht gebessert, zumal er jetzt auf den Gesichtern seiner Collegen jenen schadenfrohen Zug erscheinen sah, der die Anderen so oft an ihm ärgerte.

Nur Alwinchen amüßte sich gutmüthig und unbefangen und gab ihrer Freundin Zulchen einen kleinen Puff mit dem Ellbogen, weil sie an Franzens Mißgeschick Schuld hatte. Und Zulchens Bruder, Hermann, der auch Lehrer und ebenso klein und kugelig wie seine Schwester war, drängte sich an Alwinens Seite und bat sie so salbungsvoll und in so gewählten Ausdrücken um Entschuldigung, daß sie verlegen Franzens Arm ergriff und, allen Uebrigen voran, mit ihm auf den sandigen Feldweg stürmte, der sie nach zweistündiger Wanderung in den Wald bei Hausbruch führen sollte.

Franz trug unter seinem grauen Kocke einen leinenen Brotbeutel umgebunden, in dem sich der große, zerschnittene Butterkuchen blähte; kaum waren sie ein paar Schritte den Andern aus den Augen, als das Winchen mit dem Tact der Liebe um eine Probe von dem Kuchen bat und ihn so begeistert zu loben und zu preisen anfang, sowie das gute Glück, daß sie grade diesen Kuchen erhandelt hatten, daß Franz auch wieder heiter wurde,



sich hinterdrein über den guten Einfall seines Stiefels freute und nun mit seiner Braut behaglich um die Wette schmauste.

Die Felder waren frisch bestellt, nur fahlgelber, reifer Buchweizen, unschöner als der goldig schwankende Hafer, dehnte sich noch auf langen Gebreiten in der freundlichen Septembersonne. Winchen pflückte die letzten blauen Scabiosen, Franz riß einen Halm aus und kitzelte die Kleine damit an dem schlanken Halse. „Ach“, rief sie, danach greifend, „die niedlichen gelben Schaulein! Was ist das eigentlich, Franz?“

„Na, das ist ja Hafer! Kennst Du den nicht mal? Wine! Wine!“

„Ach Du, wie schön muß das sein, wenn man immer hier wohnen und das Alles vor seiner Hausthür wachsen sehen kann, nicht Franz?“

Sie athmeten kräftig. Die Luft hier draußen that wohl nach dem heißen Plättbunt und der staubigen Schulstube. Franz sah sie um die Taille und tanzte mit ihr zwischen die Kiefern hinein.

„Ah! ah!“ jubelte sie, „hier ist es am schönsten! Hier riecht es wie Weihnachten.“

„Wer hat dich, du schöner Wald —“ begann Franz zu singen; die Kameraden kamen nach und fielen ein; es ging nicht grade exact, aber es schallte so prächtig hier unter den Bäumen. Sie standen singend im Kreise; als das Lied aus war, sehten sich Alle wie auf Kommando nieder. Alwinchen sah besorgt ihr rosa Kleid an, — richtig, da hatte es schon einen Bierbeerfleck! Wer denkt aber auch, daß es noch so spät im Jahre Bierbeeren giebt?

Als eben Alle Platz gefunden, forderte Hermann die Gesellschaft auf, doch noch zehn Schritte weiter zu gehen; dort an einem Abhange blühte noch Heidekraut, und dann die Aussicht! Man könne, über die Elbe weg, alle Thürme von Hamburg sehen! Der Frühstücksvorrath ward also wieder eingepackt und bis zu dem Abhange marschirt. Ja, da war es wirklich schöner, nur ein bißchen steil und „rutschig“, aber desto mehr lachte man.

Wenn nur mehr zu trinken dagewesen wäre! Franz hatte in der Eile Alles vergessen, und Hermanns Madeira, von dem das dürstige Winchen einen ganzen kleinen Hornbecher voll annahm, stieg ihr so zu Kopf, daß sie ausgelassen wurde und Franz das Haar mit Grashalmen durchschlocht. Franz kniff sie dafür in den Arm, daß sie aufschrie, und gleich war wieder Hermann da und wollte mit „seinen Lippen die schöne Spur verwischen“, wie er sich ausdrückte. Aber Winchen sah ihn groß an, und Franz streichelte und „pustete“, bis es wieder gut war. Sie war doch sehr glücklich, daß sie ihn hatte. Er sah so nett aus, hier draußen, so stramm und tüchtig. Was war der Hermann für ein dider, kleiner Knirps dagegen! Es ist ein Wunder, wie man sich in den verlieben kann! dachte sie. Franz dachte inzwischen über sie nach und sagte es ihr auch: „Am allerfeinsten siehst Du doch aus! Die andern Mädchen haben gar keinen Geschmack. Bei Dir sieht Alles so hübsch und schlank!“ Und er küßte sie hinter dem Schlenkerbusch.

Mit bekränzten Hüten, Eichenzweiglein im Knopfloch oder Sträußchen rother Vogelbeeren an der Brust, so zog man weiter und in's Wirthshaus. Es war heiß. Winchen hatte die seidene Jacke ausgezogen und trug auch den Hut am Arme, weil sie gern den grünen Fichtenkranz aufbehalten wollte, den Franz für sie gemacht hatte. Er trakte ein bißchen, aber er war doch so kühl auf der Stirn und duftete so angenehm. Sie wußte auch wohl, daß sie sehr anmuthig darin aussah, die kleine Eitelkeit.

In der Nähe des Wirthshauses stieg eben eine vornehme Gesellschaft aus einem hübschen Wagen. Sie nickten dem Mädchen freundlich zu, das erröthend grüßte, und ein kleines Kind lief zu ihr und reichte ihr die Hand.

„Kennst Du die Leute?“ fragte Franz erstaunt.

„Ja, ich arbeite für sie.“

Jetzt erröthete er. „Wie schön, Wine, wenn Du das nicht mehr nötig hast!“ Sein Vater war Postbeamter gewesen; er sah auf die Handarbeiter herab; das war ihm angeboren. Es war ja ein Glück, daß seine Braut sich selber durchhelfen konnte, aber er mochte nicht daran erinnert werden; sie war doch zu gut für eine Schneiderin.

Diesmal waren sie die Nachzügler gewesen; die ersten von ihrer Gesellschaft tanzten schon. Der große, niedrige Saal war gedrängt voll, ebenso die kleine Hühnersteige, die dahineinführte; die Musikanten hinter ihrer Gallerie konnten kaum durchdringen, der lange Tanzordner schrie sich heiß. Durch die offenen Fenster an drei Seiten des Saales strahlte die Nachmittags-sonne, und eine wirbelnde Staubmasse drehte sich in der Sonne, den Tanzenden nach.

Ach, wenn solch ein Tag doch nie zu Ende ginge!

Alwine trat vor den Spiegel zwischen den Fenstern und sah sich plötzlich in ihrem Kranze; sie schrak zusammen und riß ihn erblickend herunter.

„Was ist los? rief Franz verwundert.

„Wenn man vor dem Hochzeitstage einen grünen Kranz aufsetzt, — wird nichts daraus“, flüsterte sie ängstlich.

„O Du abergläubische Trine!“ rief Franz, „was soll ich mit Dir anfangen! Setze ihn gleich wieder auf; er ist tausendmal hübscher, als das zerkaufte Haar! Nichts draus werden? Komm —“

Und er riß sie an sich und tanzte wild mit ihr in den Schwarm hinein. „Nichts draus werden?“ flüsterte er und preßte sie fester an seine Brust, daß ein heißes Zittern sie durchließ und sie sich willenlos ihm überlassen mußte. Endlich hörte er auf. „Wir ist glühend heiß geworden“, stotterte er, ihre Finger zusammenschraubend; „ich muß hinunter und mich abkühlen. Kommst Du mit?“

Aber dem Winchen ging der ganze Saal rundum; sie lehnte sich an die Wand, konnte kaum antworten und säckelte sich mit dem Taschentuche das Gesicht. Franz lief hinaus.

Ach, wenn solch ein Tag doch nie ein Ende nähme! dachte auch er unter den lustig rauschenden Kiefern; aber er nimmt ein Ende, und dann muß ich fort! fort! Wie abscheulich! Dies soll eine Abschiedsfeier sein, und Keiner denkt mal daran. Winchen erst recht nicht! Sehr aufgereggt, fing er an, seine Aussichten zu überdenken. In Hamburg war er mit eishundert Mark angestellt gewesen, nun sollte er zwölfhundertundfünzig bekommen, aber Lauenburg war ja so viel billiger, und er hatte freie Wohnung im Schulhause. Freilich, für Zwei war es zu wenig und noch dazu nichts Festes. Fünzhundert Mark und fest angestellt, ja, dann wäre es gegangen. Dann hätte er sie gleich mitgenommen, sie hätte die dumme Schneiderei aufgegeben, — was für ein Leben wäre das geworden! Aber darauf konnte er noch ein ganzes Jahr warten, und was konnte in so langer Zeit nicht Alles passiren, besonders wenn er nicht bei ihr war! Er hatte wohl gemerkt, wie Alle sie anguckten und ihn beneideten, wenn er mit ihr ging. Es ist wahr, Alwinchen hatte ihm niemals Grund zur Eifersucht gegeben, aber er hatte sie ja auch wie ein Argus bewacht. Ihm wurde ganz elend zu Muth; er trank schnell ein paar Glas Bier und sah dann nach dem Saalfenster, aus dem sich eben eine Dame in einem rosa Kleide hinausbog. Er war zu kurzfristig, um sie zu erkennen, aber er glaubte sicher, es werde seine Braut sein. Sie mußte es doch auffallend finden, wie lange er fortblieb. Er trat hinter einen Syringbusch, um zu sehen, was sie wohl thate. Wenn sie mich wirklich lieb hat, kommt sie herunter! argumentirte er. Aber ihm wurde bald die Zeit lang hinter seinem Busch, und er bequeme sich doch zum Hinaufgehen.

„Na, wo steckst Du denn?“ rief ihm ein College entgegen, als er sich die kleine Treppe hinaufdrängte. „Da nimm Dir ein Beispiel an Deinem Schatz! Die macht ordentlich Furor; sie ist die beste Tänzerin, — die da haben das auch gemerkt.“ Franz wollte seinen Augen kaum trauen; dicht an ihm vorüber tanzte Alwinchen mit einem jungen Manne in Turnerröckchen. — es war also nicht mal einer von ihrer Gesellschaft! Sie war erregt, ihre sanften Augen glänzten, und der rothe, volle Mund war halb geöffnet; Alles an ihr war Freude, Lust. Eine ganze Gruppe weißröthiger, junger Turner stand in einer Saalecke und sah dem hübschen Paare zu, das ohne Ermüdung, wie es schien, auf- und abschwebte. Franz zog die Stirn heftig zusammen, sein Haar begann sich zu sträuben, er laute ungeduldig an seinem Schnurrbart; Alwine hatte wohl ganz vergessen, daß er auch noch in der Welt war. Kaum war der Tanz zu Ende, so drängte er rücksichtslos zu ihr hinüber, als aus der Fremdengruppe ein zweiter jugendlicher Tänzer auf sie loschoß, sich höflich verbeugte und im Nu mit ihr dahinslog, ehe Franz Zeit gehabt hatte, sie anzurufen. Der weite, staubdurchwirbelte Saal machte es dem Bornigen unmöglich, sich schnell zu seiner Braut durchzuarbeiten, wie sich auch Franz mit Bitten und Stößen bemühte. Da hielt das Paar endlich selber an; der Fremde machte seinen Krachfuß; Alwinchen schien ermüdet zu sein, sich setzen zu wollen, es war aber kein Stuhl da; sie wankte, wurde blaß und sank dem hülfbereiten Hermann, der hinter ihr stand und die Arme um sie legte, schwer auf die Schulter. Franz fühlte es vor seinen Augen dunkel werden, — mit einem Sage war er bei ihnen und schleuderte Hermann so heftig bei Seite, daß der Erschrockene links, das Mädchen rechts zu Boden stürzte. Die umstehenden Mädchen drängten schreiend zurück vor Franzens wuthentstelltem Gesicht und seinen geballten Fäusten; er schien sich auf Hermann werfen zu wollen. Da trat der Tanzordner mit seiner rothen Schleife an ihn heran und verwies ihn zur Ordnung; es war ein älterer College, und seine Worte blieben nicht ganz ohne Wirkung. Franz ließ die Arme sinken, fuhr sich mit dem Rockärmel über die Stirn und drückte sich grollend in eine Ecke. Um das weinende Alwinchen hatte sich ein

theilnehmender Kreis gebildet; sie war nicht eigentlich ohnmächtig geworden, nur schwach und schwindlig und wußte recht gut, was vorgegangen war. Sie sah noch immer in dem grünen Kranze, aber mit blaßem, furchtlichem Gesichtchen und dem Taschentuch vor den rothen Augen; neben ihr kniete das dicke Zulchen und nähte ihr die Falte wieder an das Kleid, die ihr bei dem Sturz abgerissen war; und die rechte Hand that ihr weh, die hatte sie sich beim Fallen verstaucht, aber das Herz that ihr noch viel weher.

Ein bißchen leichter ward ihr, als es nach sechs Uhr an's Ausbrechen ging; man hatte einen Weg von anderthalb Stunden bis zum Dampfbot. Zulchen half ihr den Kranz abnehmen, der sich mit seinen stacheligen Nadeln in ihrem Haar verwickelt hatte; dann ward die Hülfbereite selbst fortgeholt von ihrem Herrn, dem Tanzordner, der sie zu der Feier eingeladen hatte und nun mit ihr den Rückweg machen wollte. Alle Paare thaten sich zusammen; scheu und traurig guckte Alwinchen in den Saalecken umher. — Franz war nirgends zu sehen, Franz kam nicht, sie nach Hause zu führen! Ihre Augen wurden wieder naß; sie schämte sich, so allein im leeren Saale zu stehen; mit unschlüssigen Schritten ging sie die kleine Holzstreppe hinunter, der übrigen Gesellschaft nach.

Es war sechs Uhr und September, aber ein lieblicher Abend mit rothen Sonnenstreifen, die warm durch das Kieferngehölz fielen und alle Stämme in Feuer und das Gras und Moos in Goldspitzen verwandelten. Alwinchen sah es durch ihre zitternden Thränen, — ach, wie schön hätte der Heimweg sein können!

Einige waren schon im Marsch und sangen; heute Morgen hatte sie mit Franz auch gesungen, — jetzt mochte sie es nicht einmal hören. Sie stand mit gesenktem Kopfe und drehte ihren Sonnenschirm zwischen den Fingern; wenn Jemand an ihr vorüberging, schrak sie zusammen, aber es war niemals Franz. Ihre Freundin Zulchen war weit voraus; sie hörte sie lachen; die andern Mädchen kannte sie kaum; vor einigen, die Lehrerinnen waren, fürchtete sie sich sogar.

Ein paar Colleginnen ihres Bräutigams gingen vorüber und musterten sie neugierig spöttisch von der Seite. „Fräulein“, rief die eine, „es wird Zeit, daß wir an das Dampfbot kommen, oder warten Sie vielleicht noch auf Jemand?“

Alwine sah sich noch einmal hoffnungslos um, die Abendsonne stach ihr in die schmerzenden Augen; dann folgte sie mechanisch den Andern; ach, daß sie sich hätte auf den Stein hier setzen und recht ausweinen können! Da hörte sie Schritte hinter sich; sie wandte sich freudig um, aber es war nur Hermann! Sie erschrak fast vor ihm, obgleich er ihr freundlich und bescheiden seine Begleitung anbot; sie getraute sich kaum zu antworten. Er hatte sie um ihren Arm gebeten, aber wie konnte sie mit Hermann Arm in Arm gehen; sie war ja mit Franz verlobt. Sie wagte weder stehen zu bleiben, noch vorwärts zu gehen, stotterte zuletzt, daß sie etwas vergessen habe, und kehrte wieder um; neugierig blieb Hermann an ihrer Seite. Da sah sie den Gesuchten plötzlich aus der Wirthshausstür treten, ohne Hut, mit geröthetem Gesicht und in unordentlichem Anzuge.

„Franz!“ schrie sie auf und wollte ihm die Hand auf die Schulter legen, aber er wehrte sie ab, stierte nur immer Hermann an und ging endlich mit unsicheren, schwankenden Schritten auf ihn los.

„Was willst Du eigentlich, Du — Du — Schurke?“ stammelte er drohend. „Willst Du hier im Trüben sitzen?“

Hermann sprang hinter einen Baum, Franz riß ihm den Hut ab und stülpte ihn sich selbst auf den Kopf. „Komm, Du!“ rief er dem ängstlich aufweinenden Mädchen zu und setzte sich mit übervorsichtiger Beinstellung in Bewegung.

„Fräulein Alwine, er ist ja betrunken!“ rief Hermann ihr nach, aber sie lehrte sich nicht daran, sondern ging schluchzend auf dem dunkelnden Waldwege neben Franz weiter.

Es wurde kein Wort gesprochen. In mürrischem Schweigen, den Hut tief über die Augen gezogen, stapfte er voran; es wurde immer dunkler, Alwine stolperte ein paarmal, aber er kümmerte sich gar nicht um sie. Als sie endlich am Hafen waren, sahen sie das Dampfbot schon in starker Entfernung dahinfahren; von ihrer Gesellschaft war Keiner mehr zu sehen; sie allein hatten sich verspätet.

Ueber die Elbe herüber kam es kühl und feucht. Alwine bebte in ihrem seidenen Jäckchen. Sie durchflog den Fahrplan am Brückenpfeiler, aber der gab wenig Trost; das nächste Bot fuhr erst in zwei Stunden, um zehn Uhr; da konnte sie ja vor zwölf kaum zu Hause sein! Elend vom Weinen, erschöpft, ängstlich und hungrig, — und so zwei Stunden warten müssen mit dem stummen Franz an ihrer Seite! Sie hätte die Eisenbahn benutzen können, die viel häufiger fuhr, aber dann blieb ja ihr Retourbillet liegen, und — ach, sie hatte keinen Pfennig Geld bei sich, sie hatte ja mit Franz zu



gehen gehofft; nun war es ja, als gingen sie einander gar nichts mehr an, nun konnte sie ihn doch nicht um Geld bitten! Und ebensowenig getraute sie sich, einen Menschen nach dem Wege zum Bahnhof zu fragen; sie mußte ja fürchten, Franz werde von Neuem wie ein Wilder auf ihn lospringen. Was für ein Abend! Sie hätte Franz um den Grund seines Aergers fragen wollen, aber wenn Einer so stumm ist und so böse aussieht, — wer mag ihn anreden? Ob er noch immer so böse aussah? Sie wendete den Kopf nach der Seite, wo er eben an dem Brückenpfeiler gelehnt hatte, — aber nun war er nicht mehr da; sie wartete, daß er wiederkommen sollte, aber umsonst. Nun fing sie an zu glauben, daß er sie absichtlich hier allein gelassen habe; sie überwand sich und rief seinen Namen; Niemand kam. Neue Angst, neue Thränen. Ihr Taschentuch war schon ganz naß geweint; und wie langsam verging die Zeit! Es war so dunkel, so kalt, — aber das kam ihr kaum deutlich zum Bewußtsein. Sie sehnte sich nach ihrer Mutter, wie noch nie; nach Jemand, der freundlich mit ihr spräche und sie in den Arm nähme und bedauerte.

Endlich, endlich zog ein Lichtstreif über das Wasser her, das Dampfboot schaukelte heran. Sie war der einzige Passagier, stieg hastig ein und drückte sich in die wohlgepolsterten Kissen der warmen Kajüte. Wo er wohl geblieben sein mochte? Kein Zweifel, er war mit der Bahn zurückgefahren.

Beim Aussteigen, — Niemand. Die Straßen waren noch voll von Leuten; Matrosen, die aus den Kneipen kamen oder hineingingen, schwannten an ihr vorüber. Endlich war auch der Weg überwunden, und sie schluchzte eine Viertelstunde am Halte ihrer erschrockenen, rathlosen Mutter. Dann aber ließ sie ab und sagte, sie müsse Franz gleich noch einen Brief schreiben. Die Mutter wollte ihr zum Abwarten zureden, aber sie ließ sich nicht halten, goß noch einmal Petroleum auf die Lampe und schrieb in der fliegenden Hitze und ohne langes Nachdenken den folgenden Brief:

„Lieber Franz!

Das Beste wird sein, daß es zwischen uns aus ist, indem ich Dir doch nichts recht machen kann. Ich glaube, daß wir nicht zusammen passen, denn Du bist immer mißtrauisch, weil ich aus kleinem Stande bin, und Mutter sagt auch, davon kommt das ganze Unglück her, und also bitte ich Dich, es lieber aus sein zu lassen. Deine Alwine.“

Ah, wie traurig ist der Herbst, wenn mit den gelben Blättern auch die Hoffnungen well und morsch zu Boden fallen! An den kleinen, niedrigen Fenstern ihrer Schneidertube saß das Winchen nun wieder Tag für Tag in dem larmigen Lichte, das in ihren engen Hof hineinfiel. Aber der einzige Kastanienbaum, der da zwischen allerlei schwarzen Tonnen und Brettern stand, — im Vorderhause wohnte ein Trödler, — war kaum winterlicher, waisenhafter anzusehen mit seinen ruhigen Aesten, als das blasse, fleißige Ding oben, das kaum von seiner Arbeit auffah. Sonst hatte der Baum selbst zur Winterzeit mit seinen großen, harzglänzenden Knospen ihr muntere Frühlingsgedanken wachgerufen; aber nun war er krank. Er litt an Safffluß. Aus einer offenen Wunde in der Rinne sickerte beständig sein Herzblut in glänzenden Streifen. Und unter dem Spalt, dicht über der Wurzel, hatte sich ein häßlicher gelber Pilz angefüßt, der von der Rasse lebte. Wenn Alwine ihre nahnüden Augen dorthin richtete, immer war der Pilz größer geworden. Sie hatte einmal versucht, ihn mit einem alten Blumenstäbchen abzuschlagen, aber den nächsten Tag war er wieder da, gelber und saftiger als jemals, das einzige Farbtige in dem grauschwarzen Hofe mit den nassen, schimmeligen Mauern.

Winchen trauerte ordentlich um den Baum und nahm seine Krankheit für ein bedeutames Zeichen. Wenn der Baum ausgeht, seh' ich Franz nie wieder, dachte sie. Auf ihren Brief von damals war keinerlei Antwort gekommen. Die Mutter, die erst zur Versöhnung gerathen, war nun auch ganz irre und meinte, der Brief sei Franz wahrscheinlich sehr willkommen gewesen, und ihr Mädchen habe recht gethan. Nur sah sie mit Besorgniß die dunklen Schatten um Alwinens hübsche graue Augen.

Die einzige Zerstreuung brachten Zulchens Besuche. Aber Zulchen hatte den Kopf voll von ihren eigenen Geschichten. Sie hatte sich mit dem Tanzordner von damals verlobt, einem Witwer mit einem artigen fünfjährigen Knaben, und wollte zu Weihnacht Hochzeit machen. Aber die Schwiegereltern des Bräutigams legten ihr allerlei in den Weg, und sie hatte einen schweren Stand mit ihnen, denn sie wohnten bis jetzt mit dem Witwer zusammen, hatten sein Söhnchen erzogen und wollten das Regiment ungern aus den Händen geben.

Als Alwine auf Zulchens Bitte einmal mit ihr dorthin ging, wurde ihr bei dem fauerfüßen Lächeln der beiden alten Leute und ihren lauernden Blicken so unheimlich zu Muth, daß sie die Freundin furchtbar am Aermel zapfte und mit fortnehmen wollte. Da sprang plötzlich

die Thür auf, und ein pausbäckiger, bildhübscher Junge stürzte herein und mit lautem Jubel auf Zulchen zu, um sie zu umklammern und behende an ihr in die Höhe zu klettern. Alwine, die ihre Freundin gar nicht hatte begreifen können, daß sie in solch ein Haus hinein heirathen wolle, verstand sie jetzt ganz gut. Der arme, mütterlose Knabe vergalt ihr durch seine Anhänglichkeit Alles, was die unangenehmen Alten ihr anthun mochten. Ganz entzückt von Zulchens Güte, kam Alwine nach Hause. Ach, sie war lange nicht so gut, das fühlte sie deutlich. Sie konnte sich nichts gefallen lassen! Wenn sie Franz keinen Abjagebrief geschrieben hätte, — es war doch wohl Alles nicht so böse gemeint gewesen damals! Sie ging an dem kranken Baume vorüber, ihre steile Treppe hinauf. Der Pilz glühte ordentlich in der Dämmerung. Ich sehe ihn nie wieder! dachte das Mädchen.

Sie sah ihn nicht mehr und hörte nichts von ihm. Sie hätte ihm eigentlich den silbernen Fingerhut zurückschicken müssen, den er ihr geschenkt, dachte sie, aber sie konnte sich nicht davon trennen. Sie hätte keinen Stich nähen können, wenn sie ihn nicht am Finger gefühlt hätte. Seitwärts war ein silbernes Herzchen darauf, und auf dem Herzchen standen die Buchstaben A und F verschlungen. Es war, wie ihr Verlobungsring. Franz hatte ja auch noch ihren kleinen goldenen Kompaß an seiner Uhr, mit dem Haarlödchen darin. Sie hatte extra einen ausgesucht, der zugleich eine kleine Kapsel darstellte. Ach, wie gut sie sich des Tages erinnerte, da sie ihn ihm geschenkt hatte! Es war ein schöner Sonntag im Juli gewesen, und die Mutter hatte Franz zu Tische geladen. Draußen in der Küche stand sie am Herde und buk Viehbeer-Pfannkuchen; der Duft davon durchzog die ganze kleine Wohnung. Alwinchen aber und Franz saßen am offenen Fenster der Wohnstube und spielten Ball mit einer Citrone, die Winchen vom Krämer mitgebracht, damit man sich doch nachher den blauen Mund wieder säubern könne. Und dann, mitten darin, hatte Winchen den kleinen Kompaß in rosa Seidenpapier aus ihrem Rästisch geholt und ihn Franz geschenkt.

„Bitte paß, welche Hand, rechte oder linke? Rath' mal!“

Wie hatte er sich gefreut! So zärtlich und voll von Einfällen war er nie gewesen! Und er hatte ihr Allerlei erzählt von Anziehungskraft und Magnetismus und so gelehrten Sachen, und zuletzt hatte er sie auf seine Kniee gezogen und gesagt, nun solle es sich entscheiden, ob sie sein Magnet sei oder er der ihre. Wenn sie sich so zu ihm hingezogen fühle, daß sie jetzt ihm ganz von selbst einen Kuß gäbe, — und gerade in dieser merkwürdigen Untersuchung war die Mutter mit der Pfannkuchenschüssel hereingekommen. Und Alwine war schnell in die Höhe geflogen, „roth wie ein Feuerfinkchen“ hatte Franz neckend gesagt. Ach, die schönen, vergangenen Tage!

Weihnachten kam, und Zulchen hielt richtig Hochzeit mit ihrem Tanzordner außer Diensten, der von Beruf auch Lehrer, und zwar Turnlehrer war. Sie hatte sich schon ein paar Wochen vorher aus ihrem unfehlbaren Zukunftspropheten, dem Punktirbuch, herausgelesen, daß es so kommen würde. Die Schwiegereltern ihres Mannes waren durch ihre Unbefangenheit und unzerstörbare Laune so weit besiegt worden, daß sie mit leidlich guter Manier die Wohnung räumten und den Widerstand aufgaben. Der Turnlehrer aber und sein kleiner Felix waren sehr glücklich über die neue, lustige Mama und ließen sie kaum einen Augenblick aus den Händen und Augen.

So war Alwine noch mehr allein, als früher, und ihre Muthlosigkeit und ihr mattes Aussehen fielen der jungen Lehrersfrau doppelt auf, wenn sie sie jetzt einmal besuchte. Die Ehe mit ihrem Turnriesen gefiel ihr dazu so gut, daß sie fortwährend Pläne machte, wie sie dem verlassenen Mädchen ein gleiches Glück bereiten könne, und sie brauchte nicht weit nach einem Manne für Alwinchen zu suchen.

In ihrer nächsten Nähe kannte sie Jemand, der die kleine Schneiderin längst verstohlen anbetete und sich nur nicht getraute, sein Gefühl zu verrathen, denn das Kind war seit dem unglücklichen Septembertage so ernst und so schwer anzureden, wie eine große Dame.

„Wine,“ sagte Zulchen eines Abends, als die Freundinnen einmal wieder zusammen saßen, und zwar in Zulchens Wohnzimmer, wo Felix gleichzeitig seinen Musikfischel tanzen ließ, „Wine, gestern hab' ich für Dich punktirt, und da ist was ganz Besonderes herausgekommen.“

Alwine hielt den Faden hochaufgezogen plötzlich still und sagte rothwendend: „Ist es was mit — mit Franz?“

„Ach, Franz! Wer denkt an Den! Hermann ist ihm übrigens gestern auf dem Brool begegnet; er ist 'n halben Kopf größer und halb so dünn, sagte er; — er hat die Masern gehabt. Lächerlich, nicht wahr? 'n großer Mensch und die Masern! Und er ist sehr pösig und trocken mit Hermann gewesen; kaum, daß er ihm geantwortet hat, und nach nichts und nach Niemand hat er gefragt.“

Alwine seufzte und sah unwillkürlich durch's Fenster nach dem schwarzen Kastanienbaum aus; sie vergaß, daß sie nicht zu Hause war. In traurigen Gedanken flogen ihre Blicke jetzt allemal nach dem Baume, und ihre Gedanken waren jetzt selten anders, als traurig.

„Herrgott,“ sagte Zulchen unwillig, giebt es denn nicht mehr Männer in der Welt und ganz nette? Sie richtete sich in der Sicherheit des Besitzes herausfordernd auf. „Sei nicht so, Wine, ich rath' Dir bei Zeiten! Ich will nicht sagen, daß Du Dich wegwerfen sollst, aber wenn Dich ein ordentlicher Mensch leiden mag, na, warum denn nicht?“

Alwine klopfte mit ihrem Fingerhütchen auf den Tisch. Es gab einen hellen, aber entschiedenen Klang: Nein! nein! nein!

„Du kriegst einen Heirathsantrag,“ fuhr Zulchen fort und schlang den runden Arm um die Freundin, „ich muß es Dir nur sagen. Ich hab' es gestern deutlich gesehen. Ach, Wine, wie würd' ich mich freuen. Nimm ihn, meine kleine Wine; ich weiß schon, wer es ist.“

Als am andern Tage Hermann in schwarzem Rod und Cylinder Alwinens Treppe hinaufspazierte, sich an der obersten Treppenstufe die Brille putzte und dann stöckend und doch feierlich nach ihrer Mutter fragte, wurde ihr so bange zu Muth, als handle es sich um Leben oder Sterben. Erst als die Mutter ihn zu ihr führte und ihn dann mit ihr allein ließ, kam dem Mädchen die Fassung wieder. Hermann, der seiner Sache ganz sicher zu sein glaubte, rollte fast vom Stuhl, als Alwine ihm mit leisen, aber wohl verständlichen Worten erklärte, sie habe mit Franz gebrochen, weil sie dem Stande nach nicht zusammen gepaßt hätten; nun aber wolle sie gar nicht heirathen. Als das heraus war, wurde sie so allerliebste munter, wie seit Langem nicht; sie holte ein paar Geduldskuchen aus einer Blechdose und braute dem abgewiesenen Liebhaber eine so starke, wohlgeschmeckende Tasse Kaffee, daß er verliebter denn je ihr Stübchen verließ.

Zulchen war zwar anfangs enttäuscht über den Bescheid, den der Bruder ihr brachte, aber sie gab Plan und Hoffnung noch nicht auf. „Du mußt es bald wieder versuchen,“ sagte sie tröstend; „sie is 'n hübschen blümerantig und romantisch, aber das giebt sich.“

Im März versuchte Hermann es noch einmal, doch schlauer Weise nur mit einer Einladung zum Lehrerbalk in der „Erholung“. Winchen schwankte anfangs, ob sie nicht Ja sagen solle, denn vielleicht kam auch Franz auf den Ball. Sie hätte sich Haden und Zehen ablaufen mögen, um ihn wiederzusehen. Wenn er sie aber in Hermann's Gesellschaft fand, was mußte er von ihr denken! Und es war ihr nicht gleichgültig, was er von ihr dachte. Er mochte sie für eigenständig, trotzig, ungebildet halten, aber nicht für untreu. Sie fühlte, das wäre auch ihr das Schrecklichste gewesen; wenn sie daran dachte, daß er vielleicht jetzt eine Andere möge, wollte ihr das Herz stillstehen. So ging sie nicht auf den Ball, wie sehr auch Zulchen zuredete und schalt.

Die war noch am andern Tage ganz voll von all den Herrlichkeiten, dem Cotillon, den Toiletten und den schönen Toasten. Da der Ball am letzten März stattgefunden hatte, so war nach Mitternacht schon der erste April mit allerlei Späßen begrüßt worden. Hermann hatte unter Anderm eine Einladung zu einem geheimnißvollen Rendezvous in den dunklen Wirtschaftsgarten der „Erholung“ bekommen und war sehr verdrücklich und klatschnaß davon zurückgekehrt. Zuerst hatte er nicht sagen wollen, wer ihn zum Besten gehabt, aber so allmählig war er doch damit herausgerückt, daß eine weibliche Stimme ihn unter einen Baum gerufen und daß, als er näher getreten, plötzlich ein eisiger Platzregen aus den Zweigen herunter ihm auf den Kopf gefallen sei. Gleichzeitig sei ein schreckliches Ratergeheul und schallendes Gelächter losgebrochen, und unter dem oft wiederholten Ruf aus unsichtbarem Munde: April! April! sei er entlaufen.

Zulchen lachte bei der Wiedererzählung dieses derben Späses so sehr, daß ihre kleinen, blanken Augen ganz verschwanden, Alwine stimmte ein, und die Mutter kam von dem lochenden „Amidam“) hergelaufen, um auch ihr Theil von der jetzt so seltenen guten Mahlzeit eines tüchtigen Lachens abzubekommen. Plötzlich aber stockten alle Drei; der blecherne Ton der Hausthürklingel ertönte, und das kleine Mädchen des Trödlers reichte einen Brief für Fräulein Alwine Heerwagen herein; ein junger Herr habe ihn im Vorderhause abgegeben.

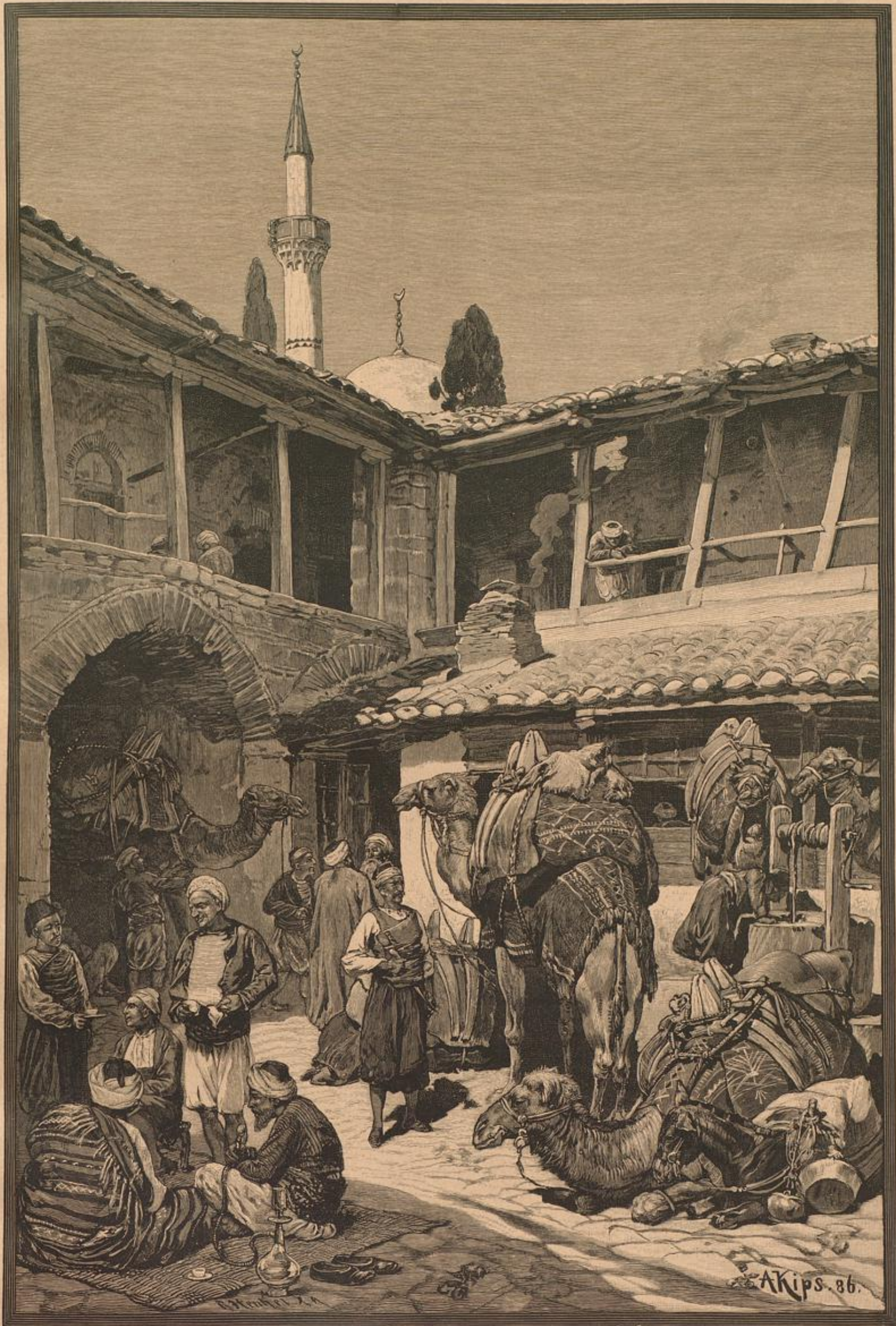
Ein junger Herr? Alwine erröthete bis in den Hals tragen hinab, sodas Zulchen ihr den Brief aus der Hand riß, um die Adresse zu lesen. Woher mochte er sein? Aus Lauenburg?

„Mach' ihn doch auf, Winchen! Oder soll ich? Du bist ja puterroth! Na, na, dahinter steckt 'was.“

Alwinen schwamm es vor den Augen. Sie bekam so selten Briefe. Die Bestellungen zur Arbeit erhielt sie immer auf Postkarten. Wie, wenn der Brief von —

) Stärke.





Karawanferai in Bergama (Pergamon). Nach einem Aquarell von Alexander Kips. — Siehe Seite 323.  
Aus der Preis-Concurrenz der Illustrierten Frauen-Zeitung.



„Ach was,“ rief die ungestüme Freundin, „Du bist ja zum Aus der Haut fahren langstielig. Her damit!“ Sie zog eine lange Haarnadel aus ihrem braunen Knoten auf dem Hinterkopf, und — ritisch, ratsch war das Couvert offen, das Blatt entfaltet, und — mit einem lachenden Aufstreichen sank das dicke Frauchen in's Sopha zurück.

„April, April! Nichts weiter!“

Winchen starrte auf den schönen, sauberen Briefbogen. Wichtig! Weiter nichts. Nur die zwei Wörter und zwei Ausrufungszeichen. Sie befaß ihn von allen Seiten. — nichts. Verblüfft blieb sie sitzen, ohne zu reden. Von der Küche her schalt die Mutter, daß der Amidam wegen des Unsinns in's Feuer gelaufen sei.

„Du,“ sagte auf einmal Zulchen und stieß die Freundin mit dem Finger in den Rücken, „das hat Franz gethan!“

Alwine's Gesicht glänzte über und über, aber sie sagte nur: „Ach, Unfinn.“

„Natürlich, und Du weißt es auch ganz gut, Wine! Denk' an meine Worte, er will wieder ankommen.“

„Das wäre eine nette Manier,“ erwiderte die Kleine, aber die Freude sprach ihr doch aus den Augen.

„Ach, Du mußt es mit den Mannsleuten nicht so genau nehmen! N' bißchen grob sind sie alle! Gott, wenn ich denke, wie meiner ist, und meint es doch gut. Wine, wollen wir nicht mal das Punktirbuch fragen?“

„Ja, gib her.“

„Du kannst die Punkte mit Deiner Nähnaedel machen, da auf dem Papiermaß. Also such' Dir 'ne Frage aus.“

Die Finger der kleinen Schneiderin schlugen hastig die Seiten des Löschpapiernen, zerlesenen Büchleins um.

„Hier, Nummer sechs: Werde ich noch glücklich sein? Ach nein, das kommt nachher; erst mal diese, Nummer elf: Ist meine Vermuthung die richtige?“

„Na, wie Du willst, also vier Reihen Punkte, Du weißt ja. Erste Reihe ungerade, also eins; zweite Reihe wieder ungerade, eins; dritte gerade — zwei, und vierte Reihe ungerade, eins. Welchen Buchstaben hat die Figur?“

„Ein l.“

„Gud, Alwine, ein l! Antwort: Dein angeborener Scharfblick hat dich nicht getäuscht. Siehst Du wohl? Wine, Wine, es ist von Franz! Dein angeborener Scharfblick hat Dich nicht getäuscht! Das ist doch deutlich genug. Was willst Du jetzt nachsehen?“

„Laß mich mal selbst, Zulchen, hier — Hat mein Freund mich nicht vergessen?“

„Ach, Wine, das ist ja nicht nöthig! Du siehst ja, daß er sich noch was aus Dir macht; hätte er Dir sonst geschrieben?“

„Ach, er hat mich ja nur zum Besten gehabt.“

„Zum Besten?“ Zulchen wurde nur einen Augenblick verlegen. „Was sich liebt, das neckt sich; Du bist auch zu übelnehmisch, Wine.“

„Er braucht mich nicht zum Besten zu haben,“ sagte Alwine mit zusammengezogener Stirn.

„Meinetwegen kratz' ihm die Augen dafür aus!“ rief nun die Freundin ärgerlich und steckte ihr Punktirbuch in die Tasche; „ich muß weg; Felix muß zu Bett! Aber Du kriegst mein Lebtage keinen ab, das sag ich Dir; Du bist viel zu krübsch“, viel!“

Damit war sie aus der Thür. Alwine legte ihre Arbeit hin und stand auf, um nach einem Briefbogen zu suchen, den sie in einem alten Schulheft auf dem kleinen Bücherbrett aufbewahrte.

„Was willst Du nur?“ fragte die Mutter verwundert.

„Schreiben, Mutter,“ erwiderte sie mit gekunktem Kopfe.

„Mitten auf'n Tag? An wen?“

„An Franz.“

„Herrjes, was denn?“

„Ich will ihm Bescheid sagen, weil er mich so zum Besten gehabt hat,“ brach das Mädchen laut schluchzend aus; „ich habe ihn so — so —“ Sie nahm das Tintenglas und den einzigen, am Ende zerlauten Federhalter und rannte damit in die kleine, unbewohnte Kammer, deren Thür sie hinter sich zumachte. Unter stürzenden Thränen schrieb sie dort Folgendes:

„Lieber Franz!“

Ich dachte nicht wieder an Dich zu schreiben, aber weil Du es nun auch gethan hast, will ich doch die Feder ergreifen, um Dir mitzutheilen, daß ich es nicht nett von Dir finde, ein armes Mädchen zum Besten zu haben. Wenn Du mir nichts weiter schreiben wolltest, hättest Du es ganz sein lassen können.

Ich verbleibe Deine Dich liebende Alwine.“

Als sie diese zornige Epistel mit hochgeröthetem Gesicht in den Briefkasten an der Ecke gesteckt, sehte sie sich schweigend wieder an die schwarze Trauerarbeit. Die halbe Nacht ward durchnäht. Die Mutter half ihr an der Maschine. Die kleine Petroleumlampe mit

\*) wählereich, eigentlich im Offen.

der Milchglasglocke stand zwischen ihnen. Sie hatte lange nicht so rothe Backen beschienen, wie heute Abend. In der Nacht wälzte sich die Kleine schlaflos umher.

„Wine,“ fragte die Mutter plötzlich, nach der Tochter Hand hinübertastend, „wat stöppst Du nich, Kind?“

„Ach, Mutter, ich kann nich.“

„Wat heft Du em schreiben, Deern?“

„Ach, mi het drömt, dat he dood wär.“ Nachts und mit der Mutter sprach sie manchmal plattdeutsch.

„Dummes Tügl! Dat bedü't 'n langes Leben. Nu slay man!“

„Mutter!“

„Na?“

„Ich hab ihm 'n ekligen Brief geschrieben.“

„Dat dach' id mi all.“

„Und er hat die Masern gehabt, Mutter.“

„Ach, dat's ja lang wedder beter.“

„Wenn er man seinen Rückfall kriegt!“

„Van de Masern? Deern, Du tüderst di wat t'recht.“

„Ach, Mudder!“

„Na?“

„Ach, Mudder, wenn Du doch — wenn Du doch lieber morgen nach — nach Lauenburg fahren thätst, — in makst Di'n Urted um fragt blos —“

„Deern, lat mi in Ruh mit Din Kram.“

„Ach, min söte Mudder, blos nachsehn, ob he gesund un mumter is.“

Und so ward es endlich abgemacht; die Mutter sollte mit dem ersten Zuge um halb acht nach Lauenburg fahren. Scheltend über das „dumme Tügl“ und die Ausgabe machte sie sich auf den Weg.

Alwine konnte sie nicht bis zum Bahnhof bringen; die schwarzen Kreppkleider mußten Nachmittags fertig sein. Als aber das Mädchen der Mutter aus dem Fenster nachschaute, stieß sie plötzlich einen hellen Freuden-schrei aus: „Mutter, Mutter, der Kastanienbaum!“ Die Alte blickte unter ihrem schwarzen Badenhut mit den lila Blumen in die Höhe. „Die Knospen sind heut Nacht grün geworden, und an jeder hängt ein Regentropfen! Der Baum geht nicht aus, der Baum bleibt leben.“

Wie sie war, in ihrem blauen, lattenenen Nachtjäckchen und mit hängenden Zöpfen, blieb Alwine gleich bei der Arbeit am Fenster sitzen, mit Herzklopfen und froher Ahnung.

Da — sie erschrak heftig, — die Mutter kam zurück! Auf der Treppe hatte sie nichts gehört, aber die Haus-thürglocke bimmelte; sie hatte gewiß den Zug ver-säumt. Die Thür war übergeleitet; sie lief stiel hin, sie zu öffnen, und stand vor — Franz!

Laut schreiend slog sie zurück, aber er lief ihr in die Küche nach, in die sie sich geflüchtet hatte, und um-armte sie stürmisch. Sie fühlte sein schnelles Herzklopfen; er zitterte und bebte, hatte Thränen in den Augen und wiederholte nur immer ihren Namen. Die Küche war fast dunkel, aber die ungeordnete Stube und ihr eigener Anzug genirten die Kleine so, daß sie ihn trotz aller Liebe und Freude weg und hinausdrängte und die Thür hinter ihm zulehnte.

„Gleich, gleich, Franz,“ rief sie von innen, „sej' Dich in die Stube.“

Sie wußte gar nicht, was sie sagte, und war so verwirrt, daß sie ihr Kleid nicht finden konnte, aber sie war trotzdem ruhig und zufrieden in aller Aufregung, — Franz war wieder da!

Er stand, mit den Füßen stampfend, draußen vor der Küchentür und rief: „Komm schnell, sonst geh' ich wieder. Ich habe mit Dir mehr als ein Hühnchen zu pflücken.“

„Du mit mir?“ Sie öffnete eine ganz schmale Thürspalte und sprach, mit zwei Stednadeln im Munde: „Hast Du mich nicht in'n April geschickt, Du Ueg?“

„Nein!“

„Nein? Ach geh, Du lägst.“

„Wenn Du Das sagst, Winchen, komme ich hinein.“

„Nein, nein!“ Die Thürspalte zog sich wieder zu.

„Was für zwei scheußliche Briefe hast Du mir geschrieben!“

„Franz, Du hast mich nicht in'n April geschickt?“

„Nein!“

„Wahrhaftig nicht?“

„Wahrhaftig nicht!“

„Warum bist Du denn jetzt gekommen?“

„Um Dir Bescheid zu sagen für den ekligen Brief, von dem ich kein Wort verstehe.“

„Der, in dem ich Dir Bescheid gesagt habe?“

„Ja, ungeredter Weise!“

„Ach, Franz!“

„Und tanzt mit fremden Turnern!“

„Ach, Franz!“

„Und will nichts von mir wissen!“

„Ach, Franz!“

„Und will den dicken Hermann heirathen!“

„Nein, Franz, das ist gelogen!“ Dabei klrte es drinnen wie von Glas.

„Was fiel da hin?“

„Nur mein Spiegel.“

„Ja, Winchen, so ist es mir erzählt worden.“

„Gelogen, Franz!“

„Wenn Du sagst, ich läge, komme ich gleich hinein...“

„Untersteh Dich! — Aber, Franz, Du hast doch auch viel Schuld gehabt.“

„So?“

„Ja, mehr als ich.“

„Zind'st Du?“

„Bist so wüthend gewesen!“

„Ja, fürchterlich!“

„Warum?“

„Aus Eiferjucht.“

„Nicht, weil ich Dir zu gering war?“

„Ach, Du kleiner Affe, was bin ich denn?“

Die Thürspalte ward beträchtlich breiter.

„Hast Dich kein bißchen um mich bekümmert.“

„Nee, ich hab' mich zu sehr geschämt.“

„Geschämt? Vor wem?“

Die Spalte war so breit, daß Winchens Nase ganz gut zwischendurch gucken konnte. „Ach, komm doch endlich!“ rief Franz sehnsüchtig und riß die Thür auf. Und sieh das verhämmerte Schelmengesicht! Sie stand gewiß schon lange so, fertig angekleidet da, und ließ ihn warten.

„Mein Winchen,“ sagte er stotternd und ihre Hände streichelnd, während seine lebhaften Augen an der mädchenhaften Gestalt bewundernd auf- und niederflogen, „willst mir nicht wieder gut sein? Was für ein Winter ist das gewesen! Und ohne Deinen ekligen Brief wär' ich wohl noch heute nicht hier! Ich war zu niedergedonnert durch Deine Absage. Ich habe keinen Menschen auf der Welt außer Dir! Wollen wir uns wieder vertragen?“

„Und Du hast mich wirklich nicht in'n April geschickt?“

„Nein, wie hätte ich das gewagt! Ich war viel zu traurig dazu. Ich dachte, ich wollte erst wieder zu Dir kommen, wenn ich eine feste Stelle hätte, aber unter Deinem Briefe stand —“

„Na?“

„Deine Dich liebende Alwine.“

„Ach, das hab' ich ganz in Gedanken gethan!“

„Ja, sieh, und da, — da bin ich schnell hergelaufen.“

„Du, Mutter ist in Lauenburg.“

„Bei mir?“

„Ja, ob Du gesund bist.“

„O Winchen, das hast Du gethan!“ Er küßte sie, bis sie ihn ganz athemlos abwehrte.

„Sieh,“ sagte sie, nach dem Fenster zeigend, um ihn abzulenken, „eben goß es noch, und nun scheint wieder die Sonne.“

„Wie mit uns! O, jetzt soll sie immer scheinen; für uns ist der April vorbei! Wie bist Du eigentlich auf den dummen und doch so klugen Einfall gekommen, den Zettel hätte ich Dir geschickt?“

„Das Punktirbuch hat Schuld,“ rief Alwine, „und der Kastanienbaum!“ und schelmisch lachend sank sie dem Geliebten an's Herz.

Nachdruck verboten.

## Felix Schweighofer.

Hierzu das Portrait von A. Schubert, Seite 317.

Felix Schweighofer, der berühmte Wiener Komiker, der am 1. October in den Verband des Berliner Wallner-Theaters tritt, ist der gewissenhafteste Schauspieler, den man sich denken kann. Ein Komiker, zumal wenn er sich als Liebling des Publicums fühlt, darf sich schon manchmal etwas erlauben, er darf einmal indisponirt oder schlecht aufgelegt sein, er darf gelegentlich auch schlecht memorirt; man ist ihm darum nicht gram, und wenn man es ist, läßt man sich durch einige „Mäpchen“, die man lachend quittirt, leicht wieder versöhnen. Von diesen Vorrechten macht Schweighofer niemals Gebrauch; ihm ist es mit seiner heiteren Mission stets Ernst. Das Stück, in welchem er mißspielt, mag so schlecht sein, als nur immer möglich, er setzt dennoch seine volle Kraft ein, es zu retten. Das Publicum fängt an, sich zu langweilen; es bestimt sich auf sich selbst und reflectirt bereits darüber, daß das denn doch zu starke Zumuthungen seien, denen es da ausgesetzt werde; eine ironisirende Stimmung bemächtigt sich des Hauses, das Stück steht auf der Schneide; noch ein läppisches, geschmackloses Wort, und das Fiasco ist entschieden. In solchen gefährlichen Momenten zeigt Schweighofer, was er kann. Er setzt dem Publicum zu mit allen Mitteln seines reichen Talentcs, er läßt es nicht zu Athem kommen, er macht ihm das Triviale interessant, und unter seiner Hand wird das Banale genießbar, die Langeweile wird wipig, und der gefährliche Ansaß zur Ironie entwickelt sich beim Publicum zur harmlosen Heiterkeit, die keine Hintergedanken kennt. Wie ein Proteus wechselt er die Gestalt, die Zunge läuft mit unglaublicher Volubilität, und die Glieder sind von einer Geschmeidigkeit, daß das Auge den Bewegungen kaum zu folgen vermag. Seine temperamentvolle Komik fährt wie ein Wirbelwind über die Köpfe dahin, — und mit einem Wirbelwind parlamentirt man nicht; man kann sich der Wirkung nicht entziehen, und darum ergiebt man sich lachend. Weil nun Schweighofer so außerordentlich gewissenhaft arbeitet, ist er auch unversellter, als die anderen Komiker. Im Allgemeinen ist jeder Komiker mehr oder minder ein genius loci; sein Talent gleicht einem Local-Ausdruck, der über die Grenzen seiner engsten Heimath hinaus nicht verstanden wird.



Ja, schon der Begriff der Heimath ist ein zu umfassender; der Komiker muß, um ganz gewürdigt zu werden, in einer bestimmten Stadt, sogar an einer bestimmten Bühne wirken. Er gleicht den Pflanzen, die in dem Topfe, in welchem sie einmal Wurzel gefaßt haben, bis an's Ende verbleiben müssen, weil sie es nicht vertragen, umgeseht zu werden. Kaeder war nur in Dresden, Helmerding nur in Berlin denkbar, ebenso Helmerding's Genosse Reusche. Als dieser nach Wien verlegt ward, schien ihm die Nahrung für seine Kraft, die er aus der Verührung mit der heimischen Erde gezogen, entzogen zu sein, und als er gar in den schönen, vornehmen Blumentopf des Burgtheaters gesetzt wurde, da war er erst recht der alte Reusche nicht mehr. Retroy hätte es in Berlin niemals zu irgend welcher Bedeutung gebracht, und wenn Blafel oder Girardi in Deutschland gastirten, so haben sie doch immer Ursache, wehmüthig ihrer heimischen Bühne zu gedenken. Im Gegensatz zu allen diesen genannten Künstlern ist Schweighofer ein Komiker, der nicht an die Scholle gebunden ist. Wo überhaupt Deutsch verstanden wird, wird auch seine Komik verstanden. Die Norddeutschen lachen über ihn so gut und so herzlich, wie die Süddeutschen, ja selbst in Petersburg und in Moskau entsefelt er gerade solche Nachsaher und Beifallsstürme, wie in Wien.

Schweighofer erblickte in Brünn das Licht der Welt; sein Vater war Geschäftsführer eines Großhandlungshauses. Auf den Knaben wurden wenig Hoffnungen gesetzt; kaum vierzehnjährig ward er zu einem Landkaufmann in einem ungarischen Dorfe in die Lehre gegeben. Zufällig nahm sich dort ein Katastral-Beamter, Namens Rigotti, seiner an und verschaffte ihm erst eine Stelle in einer Wiener Buchhandlung, dann eine solche als Gehülfe in einem Großhandlungshause, und schließlich fand er für ihn gar eine Verwendung als Commis-Voyageur. Aber der junge Mann schlug nirgends ein, auch als Eisenbahn-Beamter nicht, in welcher Stellung er ebenfalls eine Zeitlang thätig war. Endlich ging er zum Theater. Zum ersten Male trat er 1862 in Krems auf, und nun begann für ihn eine viele Jahre währende Periode des bittersten und abenteuerlichsten Künstler-Lebens. Im Jahre 1871 wendete sich sein Geschick plötzlich zum Besseren. Director Strampfer, der bekannte Talent-Entdecker, hatte auch ihn aufgefunden und nach Wien gebracht; und nachdem Schweighofer einmal dort aufgetreten, war er auch ein gemachter Mann. Die Thorheiten der Jugend hat Schweighofer längst hinter sich; er ist ein gefeierter Mann geworden, der sich auch eine sehr geachtete sociale Stellung zu erringen vermocht hat. Nichts an ihm erinnert mehr an die Drangale aus der Zeit seiner Jugend- und Wanderjahre. G. B.

Nachdruck verboten.

### Ein Vormittag in Bergama.

Von E. Schmidt.

Siehe das Bild von Alexander Kips, aus der Preis-Concurrenz der Illustrirten Frauen-Zeitung, Seite 321.

**B**ergama, die Königsstadt der Attaliden unweit der Westküste von Kleinasien, ist seit den glänzenden Entdeckungen von Karl Humann, seit der Ueberführung der herrlichen, unter seiner Leitung auf der pergamenischen Burg ausgegrabenen Sculpturwerke in das Berliner Museum, Gegenstand lebhaften und allgemeinen Interesses geworden. Auf der Berliner Jubiläum-Ausstellung entzückt in dem pergamenischen Panorama von Alexander Kips und Max Koch der Anblick der mit den antiken Prachtbauten besetzten Burgkrone Tausende von Besuchern. Jeder Gebildete verbindet mit dem Namen Bergama den Gedanken an die Schöpfungen hellenischer Bildhauer und Architekten.

Als wir, — mein Reisegefährte und ich, — wie so viele Reisende in den letzten Jahren, die Anwesenheit unserer Landsleute in Bergama bemäugend, von Smyrna aus einen Besuch der Stätte der deutschen Ausgrabungen unternommen und bei den Mitgliedern der Expedition gastliche Aufnahme gefunden hatten, dachten wir nur an archäologische Funde, die wir in Bergama sehen würden, an zerbrochene Statuen, eingestürzte Tempel, verfallene Stadtmauern und verwitterte Inschriften-Stenae. Um so größer war unsere Ueberraschung, als wir wahrnahmen, daß Bergama außer den Ueberresten aus dem Alterthum noch eine Fülle des Lebenswerthen besitzt, das allein schon einen Besuch des Ortes lohnte, einen großen Reichtum malerischer Bilder, zu deren Verständnis obendrein nicht gelehrtes Wissen und eine die Spuren der Zerstörung leicht ergänzende Phantasie gehört, sondern einzig und allein ein offenes Auge und ein empfänglicher Sinn für den Reiz des orientalischen Lebens.

Am Fuße des felsigen Burgberges, auf dem die antiken Ueberreste bloßgelegt worden sind, dehnt sich eine weite, moderne Unterstadt aus. Die Bewohner des heutigen Bergama, etwa sechszehntausend Seelen, sind der Mehrzahl nach Türken; die Mindertheil besteht aus Griechen, Juden, Armeniern und Tschirkesen. Die Stadt ist Sitz eines Landrathes (Kaimakam) und Vorort eines Bezirkes, zu dem über hundert Dörfer gehören. Sie bildet den kommerziellen Mittelpunkt für die ganze Landschaft. Am Montag, dem regelmäßigen Markttag in Bergama, kommen die Landleute von allen Seiten in die Stadt, um hier den Ertrag ihrer Felder, Weinberge und Obstbäume, sowie die Erzeugnisse ihrer Handfertigkeit, Gewebe, Holzarbeiten und Thonwaaren, zu verkaufen und sich mit Allem zu versehen, was sie an inländischen Kunst-Producten oder an europäischen Handels-Artikeln nöthig haben.

An einem solchen Markttag war es, daß wir, statt zu den Ausgrabungen auf der Burg, unsere Schritte vom „Deutschen Haus“ hinablenkten in die moderne Unterstadt. Wir folgten der Hauptstraße, dem Tschirski, die, vielfach gewunden, bald breit, bald ganz eng, sich durch das Häusergewirr hindurchzieht. Da bot sich denn ein reges Treiben unseren Blicken dar. Die Front der meistens nur einstöckigen Häuser ist nach der Gasse zu offen, die Innenräume sind ähnlich wie bei unseren Marktständen, nur durch den Ladentisch von dem Verkehrswege getrennt. Auf den Tischen selbst oder in dem Raume dahinter treiben die Handwerker ihr geräuschvolles Geschäft. Hier bietet ein griechischer Koch seine für Europäer wenig appetitrischen Gerichte aus, dort ein türkischer Juckerbäder seine beliebten Süßigkeiten; hier schauen wir hinein in einen vielbesuchten Raum, wo ein armenischer Barbier mit zwei Gehülfen sein Geschäft betreibt, und in dem großen Laden daneben werden von einem griechischen Kaufmann europäische Artikel, Stoffe, Porzellan, Glas, Kurzwaaren aller Art, feilgeboten.

„Woher bezieht Ihr Eure Sachen?“ fragte ich im Vorübergehen den in der Thür stehenden Besitzer.

„Ueber Smyrna,“ lautete die Antwort; „früher bekamen wir nur englische Waaren, aber seit ein paar Jahren kommt Alles aus Deutschland.“

Ueber die Straßen hinweg sind dort, wo das Nebendach nicht genügt, um die Strahlen der Sonne abzuhalten, Leinwandtücher ausgespannt. Darunter wogt eine bunte Menge auf und ab. Bedächtlich schreiten die wohlhabenden Türken einher, die Honoratioren von Bergama; dazwischen eilen flüchtigen Schrittes die jungen Griechenburschen dahin; an dem Laden hier, wo rothfarbige türkische Schuhe verkauft werden, stehen handelnd ein paar wettergebräunte Burschen aus dem pergamenischen Hinterlande, und mitten auf der Straße kommt eine Anzahl Lastträger vorüber, schwere Baumwollballe auf dem Rücken tragend. Es sind Türken, die durch den russischen Krieg aus Bulgarien vertrieben sind, Hab und Gut verloren haben und sich nun hier in Kleinasien durch schwere Arbeit ein neues Heim gründen müssen. Noch schaue ich den Männern nach und danke dem gefälligen Griechen, der mir diese Auskunft gegeben hat, als mich mein Reisegefährte, auf eine Schar neuer Ankömmlinge deutend, zur Seite zieht: „Kommen Sie den Kerlen dort nicht zu nahe! Die scheinen das Wasser auch nur zum Trinken zu kennen!“ Es war ein Hause Türken, die ihre schwerbeladenen Maulthiere die Straße hinabtrieben, Leute von jenem Nomadenstamme, der einen starken Prozentsatz der Bevölkerung Kleinasiens ausmacht.

Nur langsam kommen wir in dem Gewirr von der Stelle. Ploßlich giebt es ein Drängen und Schieben nach beiden Seiten: eine Karawane kommt die Gasse herauf; die gewaltigen Thiere sperren völlig die Passage, und wer nicht angerannt sein will, muß hinter den Vorsprüngen der Häuser Schutz suchen. Voran zieht ein kleines Eselchen, das neben den riesigen Kamelen merkwürdig genug ansieht. Von seinem Sattel aus geht ein Seil zum Halfter des ersten Kamels, eines Pracht-Exemplars, das stolz einhererschreitet, als ob es sich seiner Würde, Führer des Juges zu sein, bewußt wäre. Von seinem Sattel ist die Peine zum folgenden Thiere gezogen und so weiter bis zum sechsten und letzten Kamel, das eine Glode trägt, deren bei jedem Schritt erdönderndem Klang dem Führer anzeigt, daß seine Karawane noch vollständig ist. Zwei junge Kamele, die noch nicht zum Lasttragen benutzt werden, laufen frei nebenher. Der Führer aber, ein sonnengebräunter, baumelnder Bursche vom Volksstamme der Seibeds, geht mit schwerfälligem Schritte zur Seite seines Eselchens und leitet es in einen weiten Thorbogen hinein, der gerade neben uns auf die Straße mündet. Willig folgen die sämmtlichen Thiere; als bald ist die Passage wieder geöffnet, und wie um den Zeitverlust zu erpessen, drängt nun die geschäftige Menge in doppelter Eile nach.

Neugierig folgen wir der Karawane. Ein gepflasterter Hof öffnet sich hinter dem Thorbogen; in den Hof ist ein kleines Kaffeehaus hineingebaut. Wir treten in den Hof ein; der Kawedschi (Kaffeehändler), ein wohlbeleibter Grieche, bringt sofort zwei Schmel für seine hohen Gäste herbei, und auf einen dritten legt er alsbald das Messing-Tablett mit zwei Schälchen des braunen Getränkes. Mit Ruhe können wir nun Umschau halten.

Es ist der Hof eines Chän oder Kervan-herai, einer türkischen Herberge, wo wir uns befinden. Die typische Anlage lehrt überall wieder. Auf allen vier Seiten ist der Hof von zweistöckigen Gebäuden umgeben; unten schließen sich gewölbte, vom Hofe aus zugängliche Räume aneinander. Sie dienen als Ställe oder Baarenlager. Der Oberstod ist durch eine ringsherum geführte Gallerie eingenommen, deren Stäben das Dach tragen. An der Gallerie liegen die Fremdenzimmer, meistens ganz leere Räume; denn kein Bett muß der Reizende im Orient mit sich führen. In der Mitte des Hofes steht niemals der Brunnen, neben welchem steinerne Tröge zum Tränken der Thiere aufgestellt zu sein pflegen. Und ebenso fehlt niemals in einem Chän das Kaffeehaus, sei es, daß es in einem der Räume des Unterstodes untergebracht ist, oder daß man dafür einen besonderen kleinen Bau im Hofe selbst aufgeführt hat. Da die Mehrzahl der Gäste im freien Platz nimmt, ist der Raum in der Kaffeehölle in der Regel nur eng. Vor Aller Augen werden hier im offenen Holzbohlen-Feuer die einzelnen Portionen, jede in einem besonderen Blechnapf, gekocht, und der Kaffee, gleich mit Zucker gewürzt, mit dem Saft zusammen in die Schälchen gegossen. Daneben wird das Rargileh, die Wasserpfeife, hergerichtet, deren Genuß mehr noch, wie der des feinen Koffee, den Orientalen zum „Kaphe-nion“ hinzieht und hier den Beslang festhält.

Bergama besitzt eine beträchtliche Anzahl von solchen Chän's, einige von außerordentlicher Größe, mit vierzig bis fünfzig Zimmern im Oberstod. Der Zufall hatte es gefügt, daß wir in einem der ältesten und interessantesten uns niedergelassen hatten. Die Backstein-Gewölbe verriethen die Technik alttürkischer Zeit; vor Jahrhunderten muß der Bau sich sehr stattlich ausgezogen haben. Jetzt freilich ist die Gallerie des Oberstodes, die einst auch gewölbt gewesen ist, eingestürzt oder, weil der Einsturz drohte, abgetragen und durch eine elende Holz-Construction ersetzt worden.

In dem Hofe selbst war ein malerisches Durcheinander. Der Karawanenführer hatte seine Kamele von einander gelöst; theils hatten die mächtigen Thiere sich gelagert, theils umstanden sie därtend die aus einer antiken marmornen Säulentrömmel hergestellte Mündung des Viehrunnens. Die Kamele waren, wie wir erst jetzt bemerkten, alle unbeladen. Sie trugen nur den bingengefüllten, mit bunten Federn überzogenen Sattel, an dessen Holzgestell die Ballen festgeschürt werden. Zur Seite des größten Kamels lag friedlich das kleine Eselchen; an seinem Sattel hing noch der kupferne Kessel, mit dem der Karawanenführer auf der Reise aus dem am Wege gelegenen Brunnen für seine Thiere Wasser schöpfte.

Zu unserer Rechten hatte eine Anzahl wohlhabender Türken Platz genommen. Mit untergeschlagenen Beinen saßen sie auf der ausgebreiteten Strohmatte und rauchten ernst und schweigend ihr Rargileh. Ein Griechenjunge lief ab und zu; bald war eine neue glühende Kohle auf eine der Wasserpfeifen zu legen, bald hatte er einem frisch angelangten Gaste die kleine, mit Kaffee gefüllte Schale zu kredenzen. Fortwährend kamen und gingen Einheimische und Fremde über den Hof, und wir wurden nicht müde, die freis wechselnden Gestalten zu mustern und dem Treiben zuzuschauen. Da mit einem Male hören wir von dem Minaret der benachbarten Moschee den Ruf des Hochschah, der die Gläubigen zum Gebet ruft. „Wissen Sie auch, daß Mittag bereits vorüber ist?“ wende ich mich zu meinem Genossen. „Die Türken werden zum Gebet gerufen. Wir müssen machen, daß wir nach Hause kommen; die Herren

Archäologen werden längst von den Ausgrabungen zurück sein und sehnüchlich mit dem Essen auf uns warten.“

„Schade, daß wir gehen müssen; es ist wirklich so schön hier! Diesen Hof muß ich malen! Morgen komme ich wieder und bringe Leinwand, Staffelei und Palette mit.“

Nachdruck verboten.

### Die „Grands Jours“ in Paris.

Von Eugen von Jagow.

**D**ie „großen“ Tage von Paris lassen sich in ordentliche und außerordentliche einteilen. Die ordentlichen sind die, welche im Pariser Mode-Kalender verzeichnet stehen und alljährlich in einer bestimmten Jahreszeit oder gar an irgend einem historischen Datum regelmäßig wiederkehren. Unter diese Rubrik gehören die Eröffnung des Salon, das Kennen auf dem Longchamps um den großen Preis der Stadt Paris, gewisse Rennen und Regatten in den Modebädern, — um von dem banalen Nationalfest gar nicht zu reden. Als außerordentliche Grands Jours müssen diejenigen Tage gelten, welche sich weder an ein bestimmtes Datum, noch an einen bestimmten Monat binden, sondern höchstens an die Saison: die Theater-Premieres, eine aufregende parlamentarische Sitzung, eine Cause célèbre im Justiz-Palast, eine epochenmachende Ballfestlichkeit, oder gar die Eröffnung einer Welt-Ausstellung.

Lassen wir einige dieser bunten Bilder kaleidoskopisch an uns vorbeiziehen.

Der Salon, d. h. die Frühlings-Ausstellung von Erzeugnissen der Malerei und Sculptur, erscheint, weil er in dem an den Elyseischen Feldern, der Haupt-Promenade der vornehmen Welt, gelegenen Industrie-Palaste sich befindet, zur Veranschaulichung des Modewechsels, der selbst in den schönen Künsten herrscht, geradezu prädestinirt. Bis vor Kurzem galt es für eine Ehre, am Eröffnungstage unentgeltlich in die heiligen Hallen Zutritt zu erhalten. Der Pariser Philister warf sich wie ein Pharisäer in die Brust; hatte er doch einen guten Freund unter den ausstellenden Künstlern, dem er ein Preisbillet verdankte, und von dessen Ruhmes-Aureole ein helles Licht auch auf seinen ehrwürdigen Scheitel fiel. Aber schließlich wurde der Unflug zu arg, und wer heute sehen will, muß zahlen. Jeder, der fünf Francs auf den Altar der Kunst niederlegt, hat das Recht, gleich am ersten Tage den geheimnißvollen Schleier zu lüften, der die in rosigem Wolken und poetischem Dufte schwimmenden Ideal-Figuren von Puvlis de Chavannes umhüllt, oder vor dem Bildnis dieser oder jener namenlosen, allzeit schönen und blondgelockten Pariserin stehen zu bleiben, um an ihm seine Divinationsgabe zu üben, oder endlich, mit einem überlegenen und verächtlichen Seitenblick auf die veraltete, idealisirende Kunst, den Triumph des Naturalismus in der Malerei zu feiern. Im Großen und Ganzen bekümmert man sich indessen herzlich wenig um die Leistungen und etwaigen Fortschritte dieser oder jener Kunstströmung, dieser oder jener Nation. Man will nicht sehen, man will gehen werden.

Der Salon ist am Eröffnungstage das Rendez-vous von „tout Paris“; er ist ein großes lebendes Bild der Frühlingsmoden, das selbst die nur mit dem Metermaß zu schäpnden Kolossal-Gemälde in erschreckender Weise in den Schatten stellt. Die Prinzessin von Sagan, die Marchallin Mac Mahon zeigt sich in diesem oder jenem neuesten Kleiderchnitt, die schöne Frau Maurice Ephrussi, die Tochter Rothschild's, mit diesem oder jenem neuen, wunderlieblich gemusterten Stoffe, die liebenswürdige Reichemberg von der Combe die Französin mit einer neuen, unergleichlichen Hut-Garnitur, die allemal schöner ist, als die der früheren Jahre. Und nach dieser doppelten Ausstellung erfolgt das traditionelle Frühstück in einem der von wohlgelegtem Rasen und leuzesfrischem Flieder umgebenen Restaurants der Champs Elysees. Der Champagner fließt, die Künstler-Phantasie ergeht sich in den geistreichsten Improvisationen, welche von den allzeit lauernden Reportern sorgfältig in das Notizbuch und dann in die Spalten der Boulevard-Blätter eingetragen werden.

Auf dem Longchamps, im Monat Juni, ein ander Bild! Auch dort spielt die Mode natürlich eine große Rolle. Die Frühlings-Toiletten, die sich im Salon erst knospenhaft zeigten und durch allerlei Pelzbescheidung verdunkelt wurden, haben alle ihre Reize entwickelt. Dem Repertoire der Eitelkeit ist aber inzwischen ein gefährlicher Concurrent erstanden, — der Spielteufel! Ueber seine Herkunft mag ein gelehrterer Cultur-Historiker, als ich es bin, entscheiden. Wir erscheint er internationalen Ursprunges. Aber wenn er auch bei allen Nationen heimisch ist, so ist es doch fraglos, daß er bei unseren quecksilbernen Nachbarn, den Franzosen, sein Hauptquartier aufgeschlagen hat.

Der Franzose ist kein geborener Sportsman, wie der Engländer. Er kokettirt mit dem Sport, wie eine elegante Pariserin in ihrer Ball-Toilette mit einer diamantensfunkelnden Haarnadel kokettirt. Die Pferde sind ihm gleichgültig, es sei denn, daß es sich um den, seiner nationalen Eitelkeit schmeichelnden Triumph über einen englischen Concurrenten handelt. Aber wenn dieser siegt, so weiß er sich trotzdem zu trösten, zumal, wenn er in seinen Wetten glücklich gewesen ist. Es ist nicht zu sagen, wie groß das Wettfever und wie groß die Umsätze am Tage des „grand prix“ sind! Der Buchmacher ist, so zu sagen, der Spiritus familiaris dieser gewaltigen internationalen Menge, welche sich auf den Rasenplätzen des Longchamps zusammenfindet. Hier hielt einst Kaiser Wilhelm seine Truppen-schau ab. Im Augenblick, wo seine Getreuen an ihm vorüberzogen, hielten die Rebellschleier, welche das weite Feld bis dahin verhallt hatten, und huldigend zeigte sich hinter thaurischen Waldungen der gedemüthigte Mont Balgrien, der während der Belagerung so lange Zeit hindurch der Quälgeist der deutschen Truppen gewesen war. Welch ein Gegensatz zwischen dieser glorreichen Erinnerung und dem oberflächlichen Treiben am Tage des grand prix!

Die Rennen von Trouville oder, richtiger gesagt, von Deauville, und die Regatten in Havre haben ein ganz anderes, wenn man will, vornehmeres Gepräge. Der Pariser Pöbel, der, soviel man auch von seinem „Esprit“ singen und sagen mag, nichts Treffenderes vorbringt, als der Berliner mit seinem Kalauer, bleibt ihnen fern. Die Gesellschaft ist very select, wenigstens in Tracht und Benehmen, womit freilich nicht behauptet werden soll, daß das Heer der Buchmacher, Hochstapler und Courtisanen, das sich an die Ferse der Sportismen heftet, einen höheren, moralischen Werth besitzt, als die Pariser Plebs. Im

(Fortsetzung auf Seite 326.)





Auf dem Heimwege. Nach einer Skizze von Otto Strickel. — Siehe Seite 326.  
In der Preis-Concurrenz der Illustrirten Frauen-Zeitung durch ehrenvolle Erwähnung ausgezeichnet.



# Kunstgewerbliches

Nachdruck verboten, ebenso jegliche Nachbildung der abgebildeten Gegenstände, welche gesetzlich geschützt sind. — Die Preise der letzteren siehe im Inseraten-Beilege.

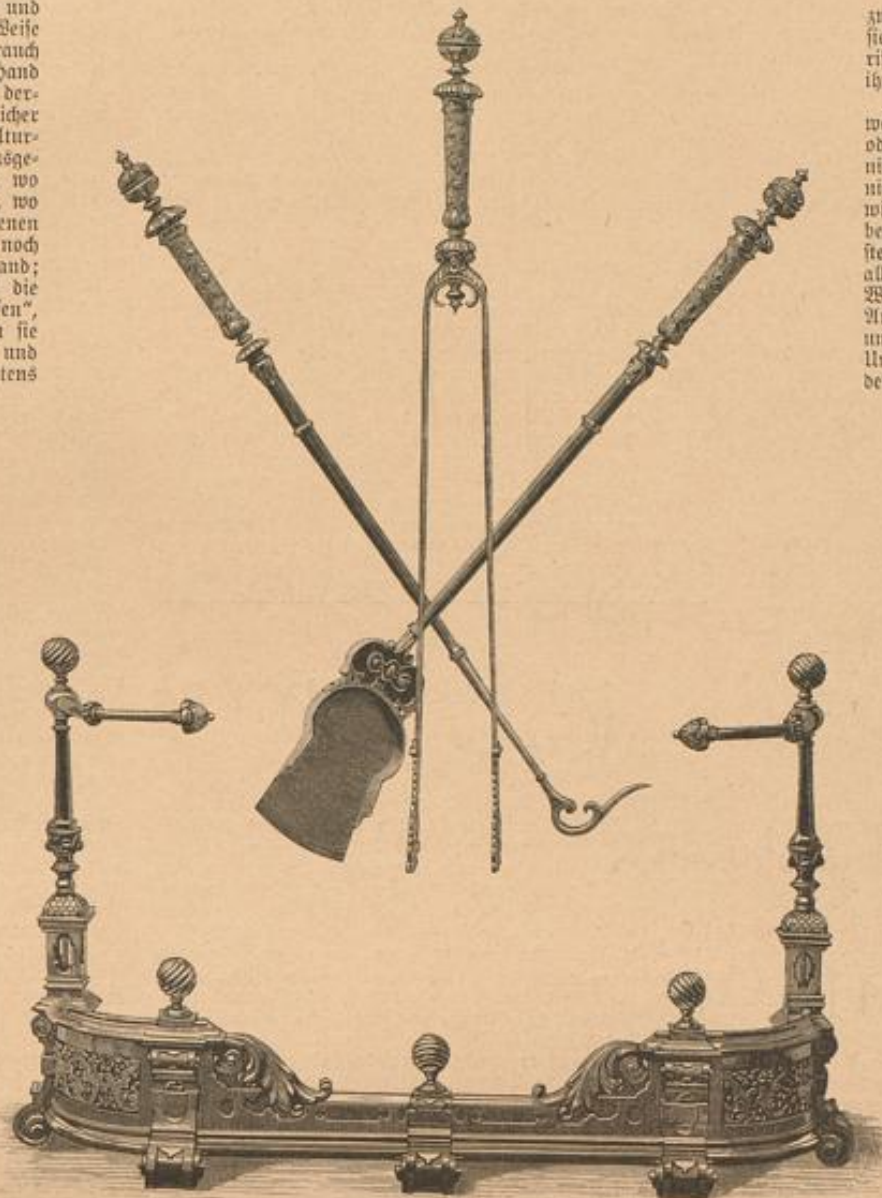
**D**as Armband. — Armringe und Fuhringe sind in gewisser Weise vom Kostüm abhängig; ihr Gebrauch legt die Nacktheit von Fuß, Hand und Arm voraus. Daher ist derselbe weit häufiger und reichlicher bei den Völkern auf niederer Culturstufe, denn bei denen einer ausgebildeten Civilisation, weit häufiger im Süden, wo die Kleidung offener und leichter, als im Norden, wo sie schwer und bedeckend ist. Kostüm-Epochen, in denen die Ärmel eng bis auf die Hand und wohl noch über dieselbe herabreichen, lieben nicht das Armband; als aber in der Zeit der französischen Republik die Damen des Directoriums, voran die „Merbeisseusen“, sich in die „göttliche Nacktheit“ keideten, legten sie nicht blos Armringe an, sondern auch Fuß- und Leberinge. Die Regentinnen, die Frauen Aegyptens

zwölf Ringe um die Hand, ein Beweis, wie zahlreich sie auf dem Arme getragen wurden. Wie die homerischen Helden ihre Waffen, tauschen die germanischen ihre Baugen in Freundschaft mit einander aus.

Die ritterliche Zeit, die Zeit der Kreuzzüge, weiß nichts mehr von diesem Schmuck der Baugen oder Armringe. Kleidung wie Rüstung duldeten sie nicht, und überhaupt war ein Schmuck dieser Art nicht männlich. Selbst bei den Frauen war er selten, wie die ritterlichen Frauen überhaupt höchst maßvoll bei dem Gebrauche des Schmuckes von Gold und Edelsteinen waren. In der Zeit der Renaissance lebte er allerdings wieder auf, doch keineswegs in bevorzugter Weise. Das sechzehnte Jahrhundert liebte mehr den Anhang- und Befestigungsschmuck, Ketten mit Medaillons und Kopfschmuck und mit Edelsteinen besetzte Hächer. Und auch im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert wurde das Armband weitaus nicht so viel



**Klappschemel**  
in Nussbaum- oder Eichenholz, mit Kissen aus echter Kamelhaare. Ausgeführt von Otto Fröhlich, Metier für Kunstgewerbe in München.



**Ofenvorscher in Bronze**, mit Feuergeräthen in polirtem Stahl und Bronze-Ornamenten. Entworfen und ausgeführt von Paul Stöck, Kunstgewerbliche Werkstätte in Stuttgart. Ganze Länge des Ofenvorschers 1 Meter 29 Cent., Tiefe im Lichten 19 Cent., ganze Höhe 65 Cent. Die Feuergeräthe im Verhältniß.



**Tabouret**  
mit halbkreisförmigem Bezug und Kransen. Ausgeführt von J. H. Ertler, Kunstgewerbliches Etablissement in Nürnberg.

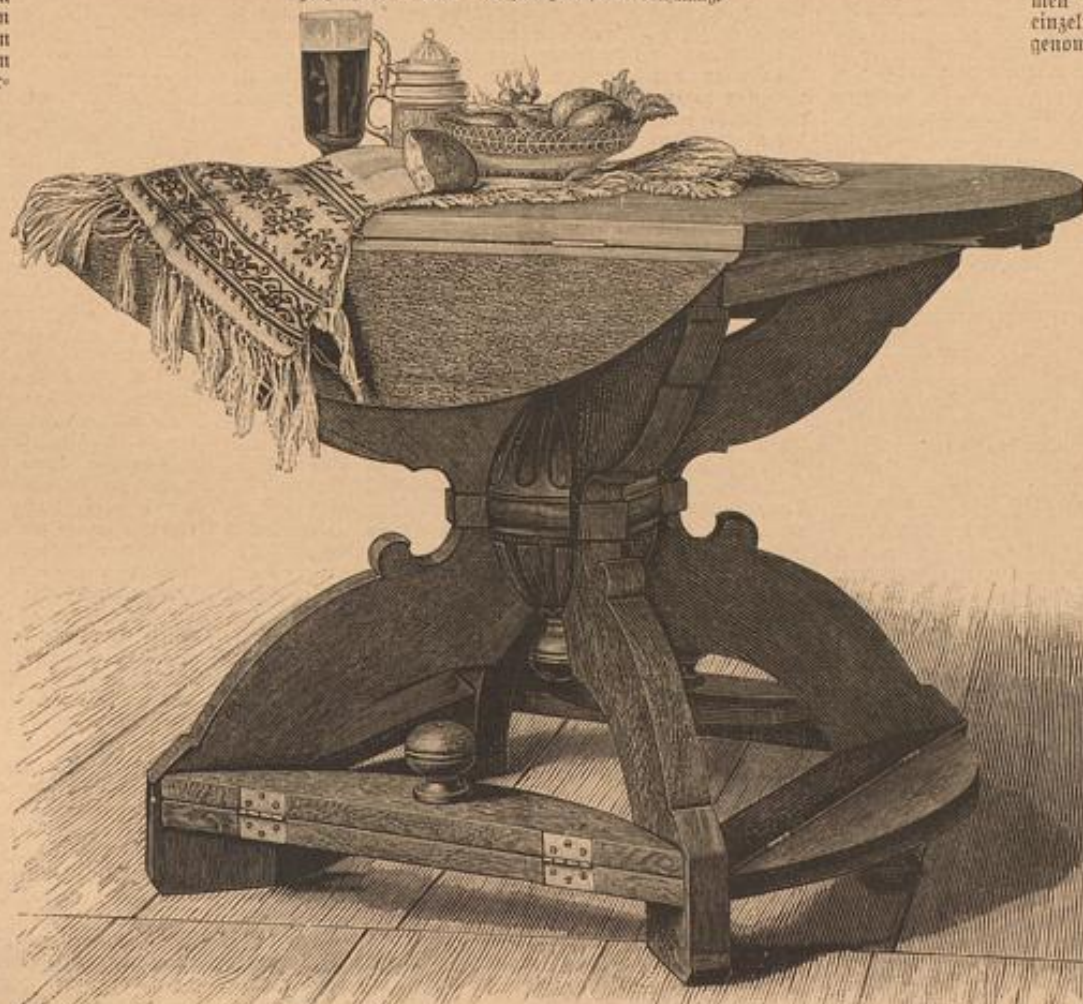
und Indiens, mit ihren bloßen Füßen, tragen Fuhringe um die Knöchel, und insbesondere in Indien hat man diesen Fuhringen mannigfache Gestalt gegeben; die Tänzerinnen haben ihnen kleine Schellen angehängt, ihren Tanz lärmend zu begleiten.

Bei den alten Völkern wurden die Armbänder oder Armringe gleicher Weise von den Männern, wie von den Frauen getragen. So sieht man sie bei den alten Aegyptern und bei den Assyriern in breiten Bändern um das Handgelenk wie um den Oberarm, und zwar regelmäßig gleich an beiden Armen. Bei den Griechen verschmähten die Männer diesen Schmuck in der Blüthezeit ihrer Geschichte und ihrer Kunst; um so reichlicher wurde er von den Crustern, dem schmuckliebendsten Volke des Alterthums, getragen. Die Cruster hatten diese Liebe, wenn auch nicht mit edler Kunst und in edlem Metall, wohl schon aus dem Norden mitgebracht. Denn nordwärts der Alpen fand der Brauch der Armringe bei den keltischen und germanischen Völkerstämmen bis zur historischen Zeit in auffallendster Weise statt. Bronze-Ringe um die Hand, den Unter- und Oberarm dienten als erster und geschicktester Schmuck und auch wohl als Geld. In überaus zahlreichen Beispielen haben sie die Gräberfunde an das Licht gebracht und die Sammlungen damit angefüllt. Diesen häufigen Funden entspricht ihre Erwähnung in den Sagen und Heldengesängen, in denen ihr Brauch, freilich nunmehr als goldenen, nicht als ehernen Schmuckes, fortlebt. In hunderten befanden sie sich in den Schatzkammern der Fürsten vorrätig; die Fürsten sind die Ringspender, die mit den goldenen „Baugen“ (von biegen), — das ist die alte deutsche Bezeichnung, — ihre Getreuen belohnen; wer es nicht thut, wer nicht reichlich Ringe spendet, gilt für einen geizigen Herrn. Wie heute der Fürst den Orden von der eigenen Brust nimmt, den Tapferen auf der Stelle zu belohnen, so machte er es in jenen Zeiten mit den Baugen seines Armes. Im Nibelungenliede erhält Siegfried als Votenlohn vierundzwanzig Armringe, und die Markgräfin Gotelinde legt beim Abschiede von Bechlam dem Spielmann Volker

getragen wie heutzutage, wo sein Brauch nicht selten an orientalische Art erinnert.

Aber in dem Einen unterscheidet sich der Brauch Europa's im neunzehnten Jahrhundert von dem des Orients und dem der alten Zeit. Die Alten wie der Orient zeigen das Armband immer paarweise getragen, gleich an jedem Handgelenk oder an jedem Oberarm; wir nehmen es heute nicht paarweise, sondern einzeln. Offenbar haben Jene, ästhetisch genommen, recht, denn die Hände und die Arme sind paarweise. Der europäische Brauch hat auch dem Armband am Oberarm entsagt und trägt es nur am Handgelenk, oder schiebt es, wie gegenwärtig die Mode ist, die langen Ärmel-Handschuhe hinauf. Die heutige Mode legt auch wohl eine ganze Reihe schmaler Armringe über das Handgelenk, die, da sie weit und locker sind, bei jeder Bewegung klirrend an einander schlagen, — kein sehr schöner Brauch, der uns wohl aus dem Orient, aus den eigentlichen Ländern der Arm- und Fuhringe, zugekommen ist. Die Sitten sollte daran festhalten, dies Armband nicht auf dem Kleidungsstück, sondern stets nur auf bloßer Haut zu tragen.

Wenn Arm und Handgelenk völlig frei sind, dann sind die breiten Ringe, wie sie im Alterthum von den Frauen und Männern, — zahlreich zum Beispiel auf den assyrischen Reliefs, — getragen werden, am Handgelenk und am Oberarm an beiden Armen gleich; dann sind sie ein richtiger Schmuck, der die langen Linien angemessen unterbricht. Bei uns sind die Armringe meist schmal, oft sehr fein; und doch keineswegs immer von feiner Arbeit. Ein sehr schönes Motiv des Alter-



**Klapptisch**  
in dunklem Eichenholz. Ausgeführt von Otto Fröhlich, Metier für Kunstgewerbe in München. Durchmesser im Blatt 1 Meter 20 Cent.



thums ist die Spiralforn, mit welcher sich der Ring elastisch den Arm hinanschmiegt. Die Form ist häufig bei den Bronze-Keifen nordischer Völker; die griechische Kunst hat daraus eine sich windende Schlange gemacht, mit Kopf und Schwanz an den Enden der Spirale. Das Motiv paßt aber besser für den Arm, als für die Hand; es wird daher heute selten benutzt.

Vor wenigen Jahren noch war das Armband der europäischen Mode nichts anderes, als ein glatter Goldreifen mit abgerundeten Kanten, der höchstens noch oben einen einzigen Stein ohne alle zierende Fassung trug: je dicker im Metall, um so kostbarer; der materielle Werth allein bildete seine Schätzung. Diesen Reifen eng anzulegen, diente ein Charnier, das ihn zu öffnen gestattete. Die Form war öfter oval, als rund. Das ist nun heute zum großen Theil anders geworden. Man hat gelernt, daß bei einem Goldschmuck überhaupt verzierende Arbeit notwendig ist, will man nicht in den Ruf eines brutalen Geschmacks kommen; man hat der orientalischen, insbesondere der indischen, und andererseits der antiken Kunst verschiedene technische Verzierungsweisen abgesehen, die man vielfach wieder zu glücklicher Anwendung gebracht hat. Unter ihnen ragt vor Allem die Filigran-Technik hervor, welche von der griechischen Goldschmiedekunst bei dem sogenannten etruskischen, richtiger griechischen Schmuck in ganz unübertrefflicher Weise geübt worden. Diese ist von Castellani in Rom und seinen zahlreichen Nachfolgern auch für die Verzierung des Armabandes wieder erneuert worden, Arbeiten, die bekanntlich zu dem Schönsten gehören, was die moderne Goldschmiedekunst geleistet hat. Andersoo, z. B. in Norwegen und Dänemark, hat man gleichermäße die im Volke erhaltene Filigran-Technik für diesen und anderen modernen Schmuck verwendet, gewiß ein sehr rühmens- und dankenswerther Vorgang. Man könnte weiter gehen und auch alle die überaus zahlreichen Motive für uns benutzen, welche die indischen Armringe darbieten, sei es in Silber-Filigran, sei es in translucidem Email auf Gold, das die indische Goldschmiedekunst in unübertrefflicher Weise darzustellen weiß. Unsere Armabänder bedienen sich gewöhnlich nur dann des Emails, wenn sie ein schriftliches Zeichen der Erinnerung, ein Wort, einen Namen oder einen Spruch tragen sollen. Den ganzen Reif auf seiner oberen Seite mit Filigran oder Email zu überziehen, das scheint filigranmäßiger zu sein, als ihn an einer einzigen Stelle mit einem Stein, einer Scheibe oder Rosette zu verzieren.

Vom orientalischen, insbesondere indischen Armband können wir noch ein Anderes lernen. Es giebt antike Armabänder, die sich aus einer kleineren Anzahl plattenförmiger Glieder zusammensetzen, — kein sehr glückliches Motiv, da so der Ring edig und niemals vollkommen ist. Die Indier nehmen statt dessen Ketten, die sich besser anschmiegen, und sie sind in der kunstvollen Gliederung und Verschlingung dieser Ketten äußerst erfindereich. Auch uns liegt dieses Motiv nicht fern, nur sind wir darin zu phantastisch und könnten daher von den indischen Mustern Manches lernen. Von den Indiern haben wir auch wohl die Perlschnur als Armband übernommen. Der Brauch, Perlen zu Armabändern zu verwenden, existierte bereits im siebzehnten Jahrhundert, wenn nicht schon früher. Obwohl unter Umständen unbequem, ist es doch ein schöner Brauch, vorausgesetzt, daß die Perlen direct auf der Haut liegen und so ihr Schmelz sich mit dem eines schönen Teints verbindet. Ein breites, schwarzes Sammetband, welches ihnen wohl zur Unterlage dient oder auch die Stelle des Armabandes vertritt, ist nicht glücklich, hier so wenig wie am Halse. Während es am Halse den Kopf vom Kumpfe trennt, schneidet es hier die Hand vom Arme ab. Der Schmuck soll sich stets zierend und harmonisch mit dem Gegenstande verbinden, der geschmückt wird, aber er darf ihn nicht trennen, nicht zerreißen. Auch das muß bei dem Armband berücksichtigt werden: es ist wohl ein Gegenstand für sich, aber mit der Bestimmung für den Dienst eines anderen.

Jakob von Falke.

(Fortsetzung von Seite 323.)

Gegentheil, aber — so innerlich unwahr das Wort auch ist Kleider machen Leute!

Die Sommer-Toilette, deren Reize durch die Freiheit des Babelens beeinflusst sind und dadurch nur noch größer hervortreten, tragen den Charakter einer vollerblihten Rose. Man schwehelt, den Eingebungen der sommerlichen Landschaft, des tiefblau schimmernden, von der Sonne verklärten Meeres folgend, in einer Farbenpracht, welche der strenge Winter vermag. Die Rivalität der duftigen Strand-Toilette und der ceremoniöseren Casino-Toilette nimmt keine allzuschroffen Formen an. Die selige Empfindung, sich von dem Staube und dem gesellschaftlichen Zwange der Weltstadt gesund baden zu dürfen, ist zwischen jenen Gegenständen eine liebevolle Vermittlerin.

Doch auch hier gilt das Goethe'sche Wort von der Sonne, die dem armen Faust entweicht, und dem der körperliche Flügel fehlt, um ihr ewig nachzueilen. Der Sommer schiebt dahin, und Paris öffnet den Heimtredenden seine gastlicheren und um ihrer Bequemlichkeit willen schon wieder halbersehnten Räume.

Der Gedanke an die Winter-Toiletten will der schönen Pariserin nicht mehr aus dem Sinn. Sie hat schon im Bade darüber nachgedenken, bevor noch die tyrannische Mode ihr „letzte Wort“ gesprochen hat. Man sucht, man schwankt, man wählt, und die herbstlich-winterliche Gelegenheit bietet sich bald, von seinem Geschmacke öffentlich Zeugnis abzulegen. Dumas oder Pailleron, Gondinet oder Daudet führen ihr Werk den Pariserin vor. Eine Voge ist nur um Goldeswerth zu haben. Aber was thut's? Gilt es nicht, diesen großen Dichtern eine kleine, ganz kleine persönliche Concurrenz zu machen?!

Der große Tag rückt heran, das Theater fällt sich langsam und spät, denn es ist heute „Mode“, möglichst spät zu diniren, nach sieben Uhr, vielleicht erst gegen acht Uhr. Die Theater-Kerze haben zwar constatirt, daß die häufigen Erkrankungen im Theater sich auf ein zu hartes Schmüren unmittelbar nach der Mahlzeit zurückführen lassen, aber was thut das? Die Mode will es!

Im Nu erhascht das Opernglas all die charakteristischen Kennzeichen der Wintermode, und das Urtheil der Reidsichen oder der Kennerin ist nicht immer nachsichtig. Aber trotz alledem bleibt die Neugier vor dem Aufgehen des Vorhangs immer noch in hohem Maße gespannt. Dank der Plauderhaftigkeit der Pariser Reporter weiß man ja schon so ungefähr, um was es sich in dem neuen Stücke handeln wird, und welche Persönlichkeit diese oder jene bekannte Schauspielerin in diesem oder jenem Acte zu verkörpern hat.

Die drei dumpfen Schläge, welche in Frankreich das in Deutschland übliche Klingeln vertreten, — der Vorhang geht empor, und die Exposition, die in manchen Stücken oft recht lange währt, beginnt. Noch findet sich keine Sarah Bern-

hardt, keine Vartet, keine Bierfon auf der Scene, und doch weiß man, daß sie in dem Stück, — die bloße Thatsache, daß sie mitspielen, beweist es, — eine bedeutame Rolle spielen werden. In welchem Kostüm werden sie auftreten? Das ist der Gedanke, welcher vornehmlich das weibliche Publicum beherrscht. Was kümmert man sich um die Exposition, um das Stück! Man läßt sich all diese Nebensachen im Zwischenact ja schnell und leicht erklären! Endlich tritt die Diva auf, und es geht ein Klüstern und Rauschen durch den Saal, als wenn der Wind durch eine Pappel-Allee weht. „Also das ist die famose Toilette, von der die Reporter bereits ein solches Aufheben gemacht haben! Du liebe Zeit, die haben wir ja selbst viel besser; die haben wir im Seebade von Trouville und in Vichy ja bereits viel schöner vorgeahnt!“

Die Exposition des Stückes nähert sich dem Schluß des ersten Actes, und die Toiletten-Kritik nimmt ebenfalls bestimmtere Formen an; der Zwischenact wird sehnlichst erwartet. Erlösend stult der Vorhang. „Welche vorreffliche Charakter-Zeichnung! Dieser Dumas ist ein Genie!“ ruft der Theater-Enthusiast. — „Allerdings,“ erwidert die schöne Pariserin, die mit halbem Ohre zuhört, „aber, denken Sie doch nur, dies geschmacklose Kleid der A. Y! Das mag ja wohl an der Rolle liegen, aber schließlich will man doch eine Toilette sehen, die modern ist. Wozu die theuren Kostüme, wenn sie vorfinstlich sind!“ Und so geht es fort, — doch zu meinem Schrecken sehe ich, daß es mit meiner Plauderei nicht in ähnlicher Weise fortgehen darf. Und doch könnte ich noch von anderen „außerordentlichen“ Grands jours plaudern, beispielsweise von den hervorragenden Balleristinnen und Maskeraden der Prinzessin Sagan und sogar von der Welt-Ausstellung, welche das Jahr 1889 in Aussicht stellt. Aber man muß sich zu trösten wissen! Ueberdies gilt für die gefelligen Feststenden von Paris Nehliches, wie für die vorerwähnten Grands jours. Um jeden Preis glänzen und gesehen werden, sei es im poetischen Schmetterlingskleide oder in einem anderen — „Thierkostüm“, sei es in dem ausgechnittenen Ballkleide und dem blumen- und bänderlosen Haarschmucke, — das ist allzeit die Forderung und Sehnsucht der eleganten Pariserin.

Radbrud verboten.

### Antike Frauen-Portraits.

Von A. Römer.

Siehe die Abbildungen, Seite 329.

irkliche Portrait-Köpfe auf Münzen der alten hellenischen Welt findet man erst in verhältnißmäßig später Zeit. Erst hundert Jahre nach Beendigung des peloponnesischen Krieges sind die Portraits lebender Personen als Münztypen verwendet worden, und selbst die Züge Alexanders des Großen kennen wir nicht aus gleichzeitigen Werken der Stempelschneide-Kunst. Von der Diadochen-Zeit an finden wir dagegen auf den hellenischen Münzen wirkliche Bildnisse der Zeitgenossen, und unter ihnen ist auch die Frauenwelt zahlreich vertreten. Eine lehrreiche und interessante Verfrächtigung dieser Thatsache giebt F. Imhoof-Blumer in seinem Werke: „Portrait-Köpfe auf antiken Münzen hellenischer und hellenischer Völker“ (Leipzig, Teubner). Wir halten eine kleine Auswahl aus diesem Buche, indem wir zur Reproduktion solche Münzen wählen, welche die Züge der dargestellten Personen noch deutlich erkennen lassen.

Gleich das älteste dieser Frauen-Portraits führt uns in die wilde Zeit der Diadochen-Kämpfe. Es zeigt uns Arfinoë (Nr. 1), Tochter des Königs Ptolemäos I. Lagi von Aegypten. Zuerst war sie vermählt mit König Antimachos von Thracien, der 281 v. Chr. gegen Seleukos Nikator von Syrien auf der Ebene von Koros in Phrygien fiel. Die Unthat, die sie durch Ermordung ihres Stiefsohnes Agathokles begangen, ward grausam gerächt durch ihren Halbbruder Ptolemäos Keraunos von Makedonien, der ihre beiden jüngeren Söhne, die im Schoße der Mutter Zuflucht gesucht, tödten ließ. Arfinoë selbst wurde nach der Insel Samothrace im Aegäischen Meere verbannt, von wo sie jedoch wieder nach Aegypten entkam, um sich bald darauf mit ihrem rechten Bruder, König Ptolemäos II., zu vermählen; die Verheirathung unter Geschwistern war bekanntlich eine der schmachlichen Unsitten des Könighauses der Ptolemäer. Durch Statuen und Tempel wurde Arfinoë nach ihrem Tode geehrt, und eine ganze Anzahl von Städten in Aegypten und Kleinasien wurde nach ihr benannt. Die Münze zeigt das Haupt der Königin, geschmückt mit Diadem, Stephane (kranzförmige Haarflechte) und Schleier, — ein Schmuck, der sich ähnlich auch an anderen der von uns wiedergegebenen Köpfe wiederholt. Ueber dem Scheitel Arfinoë's sehen wir die Spitze des Scepters emporragen. Das Zeichen hinter dem Haupte ist das griechische Theta (Θ), wohl Θεά, die Göttliche, bedeutend.

Die Gemahlin Königs Ptolemäos III. Evergetes von Aegypten war Berenike, von welcher wir zwei Portraits (Nr. 2 u. 3) wiedergeben. Nach dem Tode ihres Gemahls (221 v. Chr.) führte sie für ihren Sohn, Ptolemäos IV. Philopator, die Regierung, ward aber auf Anstiften seines Günstlings Sosibios ermordet. Ihr Sohn, der um das Verbrechen gewußt haben soll, suchte dasselbe durch Errichtung eines prunkvollen Grabmales für die Mutter zu sühnen. Berühmt ist Berenike durch die Mythe, die sich an ihr Haupthaar knüpft. Bei einem Kriegszuge ihres Gemahls gegen Antiochos II. Theos von Syrien weichte sie ihr Haar der Aphrodite. Am anderen Morgen war dasselbe aus dem Tempel der Göttin verschwunden, und der Astronom, den man darob befragte, erklärte, dasselbe sei unter die Sterne verjagt worden. Dieses Sternbild, „Berenike's Haupthaar“ (Coma Berenices) genannt, befindet sich am nördlichen Sternhimmel, unweit des Löwen; es besteht aus einer größeren Anzahl dem bloßen Auge sichtbarer Sterne und mehreren Nebelstellen. Spätere Astronomen und Dichter haben das Sternbild umtaufen wollen; Julius Schiller nennt es in seinem *Coolum stellatum Christianum* (1627) „Geißel Christi“, Aelita, der Erfinder des Erdfernröhres (gest. 1660), „Schärzuch der heiligen Veronika“, Harsdörffer „Haare Abaloms“, Philipp von Besen „Haare der heiligen Magdalena“, indessen ist dem Sternbilde bis auf den heutigen Tag der Name Berenike's geblieben.

Eine streitbare Fürstin war Arfinoë III. (Nr. 4), Tochter des oben erwähnten Ptolemäos III. Evergetes und Gemahlin ihres Bruders Ptolemäos IV. In der Schlacht bei Raphia (216 v. Chr.) kämpfte sie an der Seite ihres Gemahls wider Antiochos den Großen von Syrien und soll wesentlich zu dem

Siege beigetragen haben. Aber auch sie ward auf Betreiben des Günstlings Sosibios ermordet.

Weiter treten uns auf unseren Münzen von Fürstinnen aus dem Ptolemäer-Geschlechte entgegen: Kleopatra (Nr. 5) ihres Namens die Erste in der ägyptischen Geschichte, gest. 173 v. Chr., die Mutter Ptolemäos VI. Philometor. Sie ist als Isis dargestellt, und neben ihr erblicken wir das Brustbild des Zeus Serapis. Die berühmteste Trägerin dieses Namens, Kleopatra VII., Gemahlin Ptolemäos XIII. und Freundin des Antonius, zeigt sich uns auf den Münzen 6 und 7; die letztere, mit der Umschrift in griechischer Sprache: „Königin Kleopatra, die göttliche, jüngere“, trägt auf der Rückseite das Bildniß des Antonius. Zwischen diesen beiden Kleopatra-Portraits ist, bei aller Verschiedenheit der Ausführung, doch die Ähnlichkeit der Züge unüberkennbar.

Eine Kleopatra von Mauritanien, Gemahlin des Königs Juba II. (25 vor bis 23 n. Chr.) stellt Nr. 8 dar, eine Kleopatra von Syrien (125 v. Chr.), Gemahlin Demetrios II., das Portrait Nr. 9. Eine andere syrische Fürstin haben wir in Jotape (Nr. 10; 38—72 n. Chr.) vor uns, Gemahlin des Königs Antiochos IV. von Kommagene, der nordöstlichsten Provinz des alten Syrien. Die Umschrift sagt: „Königin Jotape, die bruderliebende“. Zu den Barthern begeben wir uns mit Musa (Nr. 11; 3 vor Chr. bis 3 n. Chr.), Mutter des Königs Artabos XIV.; die Umschrift nennt sie die „göttliche, himmlische“. Ihre Namensschwester, Musa von Bithynien, um die Zeit des Augustus (Nr. 12), wird auf der Inschrift der Rückseite als eine Fürstin aus dem Geschlechte des Prusias bezeichnet. Nr. 13 stellt Geyanpris (42—49 n. Chr.) dar, Gemahlin Mithridates III., Königs des kimmerischen Pontos. Die Umschrift nennt kurzweg Rang und Namen der Fürstin.

Einen großen Schritt rückwärts thun wir mit Philistis (Nr. 14), Gemahlin Hierons II. von Syrakus (275—215 v. Chr.), der zuerst Feldherr der Syrakusaner war, dann aber sich zum König aufwarf und aus einem erbitterten Feinde der Römer deren treuer Verbündeter ward. Ueber dieses Portrait sind indessen die Forscher noch nicht einig. Imhoof-Blumer hält dasselbe nicht für das Bildniß der Philistis, sondern für ein Ideal-Portrait der Damarete, Gemahlin des Tyrannen Gelon I. von Syrakus (491—478 v. Chr.).

Wir schließen diese kleine Gallerie antiker Frauen-Portraits mit demjenigen der Septimia Zenobia, der hochberühmten Kaiserin von Palmyra (Nr. 15). Die Umschrift der kleinen Bronze-Münze enthält außer dem Namen der Fürstin noch die griechischen Buchstaben „Seb.“, d. h. Sebastia, die verehrungswürdige, heilige. Nach dem Tode ihres Gemahls, des Königs Odeinathos (267 n. Chr.), der das palmyrenische Reich im oberen Syrien begründet hatte, übernahm Zenobia, eine durch Schönheit, Tapferkeit und hellenische Bildung ausgezeichnete Frau, die Regierung für ihren unmündigen Sohn Baballathos. Das römische Kaiserreich erwies sich zu jener Zeit ohnmächtig, und so konnte Zenobia, die für sich und ihren Sohn den Kaiserstitel angenommen hatte, das verhasste Römer-Joch abschütteln. Sie breitete ihre Herrschaft über Kleinasien, Aegypten und Mesopotamien aus und nannte sich „Königin des Morgenlandes“. Aber Kaiser Aurelian machte dieser Herrlichkeit ein Ende. Bei Emefa am Orontes schlug er Zenobia (275 n. Chr.), die sich dann noch eine Zeit lang in ihrer Hauptstadt Palmyra vertheidigte, aber bei einem Fluchtversuche gefangen genommen wurde. Den prächtigen Triumphzug den Aurelian in Rom hielt, mußte die entthronte Kaiserin als Gefangene verschöner, doch hatte sie sich hierauf einer milden Behandlung zu erfreuen. Ein Landgut bei Tibur ward ihr zum Aufenthalt angewiesen, und dort soll die „Königin des Morgenlandes“ in Frieden ihr Leben beschloffen haben.

Die Münzkunde gilt im Allgemeinen den Frauen als eine trodene Wissenschaft; aber sollten die Leserinnen nicht auch aus diesen kurzen Andeutungen entnehmen, welche Fälle von Anregungen jene bieten kann? Vermag doch, wie wir eben gesehen haben, ein einziges dieser, aus dem Schutte der Jahrhunderte für uns geretteten Metallplättchen den Vorn der Romanit zu vollem Rauschen zu bringen!



Radbrud auch im Einzelnen verboten.

Auf dem Heimwege. Von Otto Strübel. Siehe das Bild, Seite 324. In der Preis-Concurrenz der Illustrirten Frauen-Zeitung durch ehrenvolle Erwähnung ausgezeichnet. — Nicht schöneres, erquickenderes, als an mildem Spätsommer-Tag, wenn die ersten Schatten des Abends winken, ein Gang über Feld. Mit Wohlbehagen saugt man die würzige Luft ein, und die stille Ruhe, welche die Natur zu umhüllen beginnt, bringt auch der menschlichen Brust sanfte, friedliche Stimmung. Voller Behagen können wir so eine ansehnliche Strecke dahin wandern, — doch halt, welche mächtige Staubwolke erhebt sich dort auf unserem Wege? Schnell bei Seite getreten, möglichst weit, denn bei allem Respekt vor den guten Eigenschaften der harmlosen, nützlichen Geschöpfe, die da in einer stattlichen Herde einherziehen, — der Staub, den die lieben Schafe aufwirbeln, ist ein verdrießliches Ding. Den alten Hirten, welcher der Schar vorausschreitet, kümmert es freilich nicht, und auch nicht den treuen Hylar oder Pagan, der eifrig die Herde umkreist, hin und wieder ein wenig zurückbleibend und spähend, ob nicht irgend ein nachsichtiger Marobrer energisch zum Wustverhüllen anjubeln sei. Und noch zwei Andere sind nicht empfindlich gegen die wirbelnden Staubwolken. Die gemächlich schlendernden Schafe geboten dem munter dahertrottelnden Köhlein langsamen Schritt, und dies scheint dem auf dem Rücken des Ganles sitzenden Knecht eine passende Gelegenheit, mit der drallen Dirne im Wagen ein Wortlein zu schnacken. Wohl ist er über die Zeit zärtlichen Tändelns längst hinaus, aber einen Scherz mit munteren Dirnen hat er noch immer gern. Und wie led der Krauskopf zu antworten weiß, — nein, die bringt nichts in Verlegenheit! Aber der alte, pffiffige Gesell hat noch einen Trunpf im Vorrath, wider den sie nicht gewappnet ist! Was will er sagen mit seinen anzüglichen Worten vom „zweierlei Tuch“, das schon manchem Mädel die Augen verblendet habe? Hatte er etwa gesehen, wie nützlich bei der Wandrer-Einquartierung, als sie aus dem Stalle trat, in jeder Hand einen Welleimer, sodas sie sich gar nicht wehren konnte, — wie damals der lede Fusar . . . Gluthroth wird sie bis in den Nacken hinein, aber das darf der heimlichliche Burche erst recht nicht sehen, und so wirft sie die Schürze über das Gesicht und beginnt tüchtig zu husten. Die Schafe sind es, alter Hanswurst,



die Schafe, welche einen Staub machen, daß man sich todt husten könnte!

Plastische Kochkunst. Siehe die Abbildungen, Seite 328. — „Gütel Euch vor den Tafel-Auffäßen!“ sagt Brillat-Savarin in seiner berühmten „Physiologie des Geschmacks“, und er rechtfertigt diese Warnung mit dem Hinweis, daß die Tafel-Auffäße nichts als „aufgepumptes Gebäc“ enthielten, mit dem man sich leicht den Magen überfülle. Wie anders würde er urtheilen, wenn er noch unter den Lebenden weile und die Ehre genösse, einmal an der großherzoglichen Hofstapel in Weimar zu speisen. Nicht bloß „Biscuits und Macronen“, von denen der erfahrene Gourmand abräth, sondern außerordentlich köstliche Plättchen bieten sich hier auf silbollen Sockeln oder unter prächtiger Bekrönung dar. Unsere Abbildungen geben einige Proben solchen plastischen Tafelschmuckes. Auf einer Pastete von Zeltbühlern, die in Formchen mit einem kräftigen Aspice eingeseigt ist, erhebt sich die Figur eines ritterlichen Waidmannes, die Armbrust schuhbereit, ausspähend nach dem Volk Dübner, dessen Nähe ihm sein treuer Jagdgefährte anzeigt. Bei der zweiten Gruppe, dem Reiter, der im Begriffe ist, mit seinem Jagdspieß den starken Ahtender abzufangen, entspricht der bildlichen Darstellung ebenfalls der Inhalt der Schüssel: sie enthält ein Chaud-froid von Hirsch, das, mit Aspice verfezt und mit einer Sauce espagnole überzogen, mit Trüffeln angeordnet ist. Gewiß würde der große Physiologe des Geschmacks, der einen so hohen Begriff von dem erhabenen Berufe der Küche hat, beiden Schüsseln seine volle Anerkennung spenden; nicht minder aber würde er, der auch die Bedeutung des Tafelschmuckes für das Behagen der Schmaulenden zu würdigen wußte, der plastischen Verzierung seine Bewunderung zollen. Es sind Kunstwerke in ihrer Art, und ihr Verfertiger, Herr Ober-Kücheninspector G. König in Weimar, dürfte in diesem seinen Fache kaum einen Rivalen an den deutschen Fürstenthöfen finden. Hat er doch auch, von Jugend auf mit Talent für die darstellende Kunst begabt, bei den Künstlern der Stadt Weimar schulgerechten Unterricht im Modelliren genommen. So ist er ihnen denn in gewissem Sinne ebenbürtig geworden, — hinsichtlich des Materials freilich besteht ein bedeutender Unterschied. Nicht aus Marmor fertigt er seine Bildwerke, sondern aus einer von ihm componirten Fettmasse. Diese ist allerdings vergänglich, als der harte Stein, doch bietet sie den Vortheil, daß aus ihr immer neue plastische Gruppen entstehen können, während das Marmorwerk, einmal zertrümmert, Torso bleibt. Und sind es auch nur Schaustücke, die unser Künstler schafft, nicht bestimmt, Zunge und Gaumen der Schmaulenden zu legen, sein Lob ist doch in ihrem Runde. A. K.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Mode vom October 1786.



Nach einem Stücke von Duhamel aus dem „Cabinet des Modes vom October 1786“.



Ganz besondere Eleganz entfalten in Paris die diesjährigen Toiletten der in einem Hochzeitszug erscheinenden Damen. Junge Mädchen wie junge Frauen wählen hierzu vorzugsweise ein Kostüm, welches zu seiner Vervollständigung weder eines Spitzen-Schawls noch eines ähnlichen Umhanges bedarf. Aus diesem Grunde erfreut sich eine Tunika im Geschmacke Ludwig XV. großer Gunst. Diese Tunika, zu welcher ein Rock aus heller Faïlle mit Spitzen-Volant getragen wird, besteht, wie die schräg aufgesetzten Bänder, welche den Rock verzieren, aus dunkelfarbigen Sammet. Die im Taillenschluß gekreuzten Vordertheile öffnen sich über einer leicht gebauchten Spitzen-Draperie und schließen sich den in langen, geraden Falten herabfallenden Hinterbahnen an. Der Rand der aus Faïlle hergestellten Kermel verschwindet unter den langen Hand-schühen; um den Oberarm ist ein zur Schleife geknüpftes Sammetband gebun-

den. Der Kragen der Taille kann beliebig aus Faïlle oder aus denselben Spitzen, wie die Draperie, bestehen. Am den Hals schlingt sich ein Sammetband.

Seitdem es den jungen Frauen in Paris freisteht, zur Visiten-Toilette sowohl die kleine Capote, als den runden Hut zu wählen, sieht man daselbst Exemplare des letzteren von höchster Eleganz. So besteht ein sehr elegantes Modell mit ziemlich niedrigem Kopfe aus aschgrauen Veldel und die Garnitur aus weißen, graugrünen oder weißen, graugrünen Federn. Die an einer Seite herunter, an der anderen sehr hoch aufgeschlagene Krempe ist mit grünem Sammet gefüttert und mit alten, gelblich-weißen Spitzen belegt. Eine große Schleife gemusterten grauen Bandes hält den Federkranz zusammen. Die heruntergeschlagene Seite bleibt ungarneirt.



Die in den letzten Jahren so moderne spanische Spitzen-Mantilla, scheint sich überlebt zu haben und einer Kapuze aus weißen sowie schwarzen Spitzen, oder aus cremefarbenen, mit bunten Blumen gesticktem Tüll den Platz räumen zu müssen. Diese Kapuze wird sowohl beim Verlassen des Theaters oder einer Gesellschaft, als auch zu Wagen-Promenaden angelegt, nur daß man sie zu leichterem Zwecke mit leichter Seide füttert.

Das armenische Jäckchen, welches man beim Verlassen des Theaters oder eines Balles überzieht, das jedoch auch zur reichsten Gesellschafts-Toilette getragen werden kann, wird entweder aus königsblauer oder beigefarbener Faïlle hergestellt. In beiden Fällen bildet rosa Krepp einen plissirten Westen-Einsatz. Den Rücken verzieren einzelne Figuren aus armenischer Spitze, welche vom Taillenschluß an auf rosa Krepp, gleich dem der Weste, fächerartig arrangirt ist. Die eigenthümlich geformten Kermel bestehen ganz aus dieser, mit rosa Krepp gefütterten Spitze, an welcher die bunten Rüschen mit Goldfäden tambourirte Contouren zeigen. Am den unteren Rand des Jäckchens ist die Spitze auf einen breiten rosa Kreppstreifen gefest.



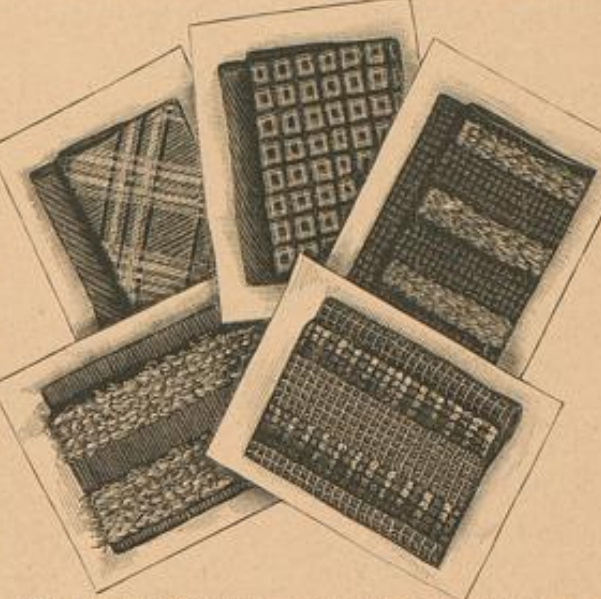
Wie man hört, werden zu den Gesellschafts-Toiletten des kommenden Winters durchweg mit Jet besetzte Gewebe, hauptsächlich Tüll oder Gaze, zur Verwendung gelangen. Diese Mode muß natürlich auch die des Jet-Schmuckes neu beleben, denn zu einer ganz von Jet glühenden Toilette kann man weder Gold noch Diamanten tragen. So finden sich denn unter den schwarzen Schmuckstücken in der That reizende Neuheiten, Colliers, Broschen und Armbänder, die aus kleinen, sehr glänzenden, in der Form den ungeschliffenen Korallen ähnlichen Perlen zusammengesetzt sind.



An den mannigfaltigen runden Hutformen der kommenden Saison, deren breite Krempe theils seitwärts, theils hinten hoch aufgeschlagen erscheint, ist die Zusammenstellung aus zwei bis drei verschiedenen Stoffen charakteristisch. So besteht die Krempe unseres ersten Modells aus hellbraunem, mit Tuch gefüttertem Velpel, während den Kopf feine, über Seide hergestellte Köllchen aus dunkelbraunem Sammet bilden, die zu einem durchbrochenen Muster geordnet sind. An der anderen Vorlage ist der Kopf aus schmalen, mit gleichfarbigen Strohborten durchflochtenen Tuchstreifen, die Krempe aus glattem Fik hergestellt. Andere Formen zeigen die Krempe innen und außen mit gleichartigen Stoffe oder mit von einander absteckenden Stoffen bekleidet und den meist hohen Kopf durch Stiderei mit Perlen, Tuch-Auslagen u. s. w. ausgestattet. Geflochtene, durchbrochene, mit Schnurren verzierte Köpfe verlangen glatte Krempe, glatte Köpfe hingegen Krempe mit Felp- oder Federpelp-Futter. (Bezugsquelle: C. Kirchoff, W. Sägersstr. 25.)

Unter der Menge der diesjährigen Winterstoffe herrschen die carrirten entschieden vor, und sie geben der Saison ihr eigenartiges Gepräge. Im Sommer bereits als Garnitur zu glatten Stoffen verwendet, treten die Carreaux-Gewebe, mögen sie aus Seide oder Wolle bestehen, jetzt als Haupttheil der Toilette auf. Die Carreaux selbst sind ungemein verschieden in der Größe und werden theils nur durch einzelne, von der Grundfarbe absteckende Fäden, theils durch schmalere oder breitere, oft in sich gemusterte Streifen gebildet. An großcarrirten Stoffen werden die Carreaux häufig mittelst gleichfarbiger oder absteckender Querstreifen von anderem Gewebe durchkreuzt, oder ein Farbe in Farbe gehaltenes, durch die aufliegende Fäden gebildetes Carreaux-Muster wechselt streifen-

weise mit einem einfarbigen, rauen oder Schlingen-Gewebe ab. An anderen Stoffen durchschneiden den von helleren Fäden in kleine Quadrate getheilten Fond Längsstreifen in theils geflochtenem, theils ungeflochtenem Sammet, die ebenfalls, und zwar in verschiedenen Nuancen, carrirt sind. Wieder an anderen Stoffen umzieht strohhalmbreites Chenille-Gewebe kleinere, aus einzelnen, vom Grunde absteckenden Seidenfäden gebildete Carreaux, deren Mitte ein Chenille-Tüpfchen markirt. Neben diesen ausgesprochenen Carreaux-Mustern gelten die gestreiften Stoffe als gleich modern. Die Streifen derselben, welche meist, wie die englischen Herrenstoffe, rauhaarig, mit Plöckchen, Knötchen, dicken Fäden untermischt, oder sammetartig gewebt sind, heben sich kräftig von dem glatten, oft auch andersfarbigen Diagonal-Grunde ab. Alle diese Gewebe, carrirt wie gestreift, verlangen zu ihrer Ergänzung stets einen uni-Stoff, der aber oft selbst Farbe in Farbe carrirt ist. Der allgemeine Eindruck, welchen die Winterstoffe machen, ist der eines großen Farbenreichtums, der jedoch sehr discret und angenehm gedämpft auftritt. Die vorherrschenden Grundfarben sind Braun, Blau, Oliv, sowie Grün und Grau in allen denkbaren Nuancen. (Bezugsquelle: J. A. Herle, W. Leipziger Str. 87.)

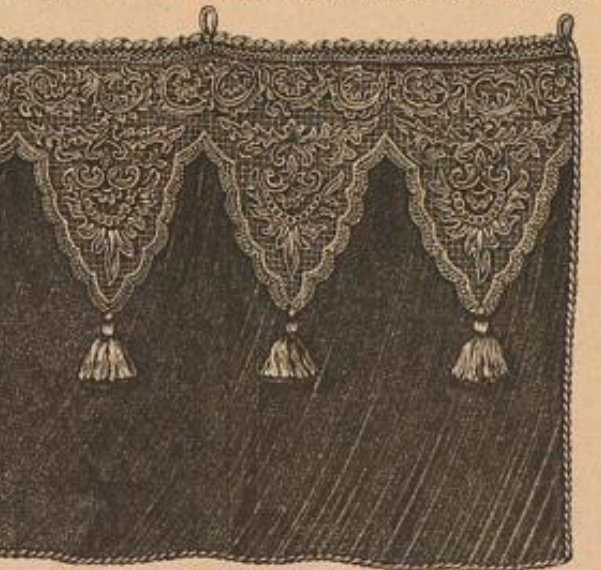


Bei dem Gala-Diner, das zu Ehren des Königs von Portugal auf Schloß Babelsberg bei Potsdam stattfand, trug die Kaiserin Augusta ein hohes Kleid aus weißem Atlas, mit Goldspitzen garnirt; als Coiffüre dunkle Blumen und um die Schultern das rosa-weiße Band des portugiesischen Isabellen-Ordens. Die Prinzessin Wilhelm erschien in schwerer weißer Robe mit einer Coiffüre von lichtblauen Federn. Einen sehr discreten Brocat in Rosa und Lichtblau trug die Prinzessin Friedrich von Hohenzollern; die Robe war mit reichem Spitzenbesatz ausgestattet. Die Erbprinzessin von Sachsen-Meinungen hatte eine prächtige chinesischothe Robe mit hellen Brocat-Einsätzen angelegt.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

An dem Lambrequin der Fensterbede bildet eine breite Spitze aus gelpure-artig gewebtem Gitterstoff, mit im Schnurstrich befestigten eckfarbenen Batist-Auslagen, die unschwer auch selbständig



herzustellende Grundlage für eine sehr einfache und wirkungsvolle Kundnä-Arbeit. Der Contour ist mit kräftigem dreilichten Garn zu umnähen, die ganz buntfarbig gehaltene Kundnä-Arbeit, welche nur leichte Stichweisen, wie Grätenstich, Kreuzstich, Blättchenstich etc., aufweist, mit Filoselle-Seide und Krausgebinnst auszuführen. Beliebige kann das Lambrequin noch ein Atlasfütter in der Farbe der Fensterbede erhalten. (Bezugsquelle: Stiel und Schmidt, W. Friedrichstr. 78.)



# Aus der Frauenwelt.

**Berlin.** — Fräulein Katharina Löwenstein, eine talentvolle Malerin, ist im Alter von erst sechszwanzig Jahren gestorben. Auf der Jubiläums-Kunstausstellung hatte ihr Bild „Unter Frühlingsblumen“ wohlverdiente Anerkennung gefunden. Die Künstlerin war eine Tochter Rudolf Löwenstein's, des früheren Redacteurs am „Bladderbach“, dem die Literatur auf nicht politischem Gebiete, — es sei nur an seine herzigen Kinderlieder erinnert, — manche schöne, poetische Gabe verdankt.

**Kassel.** — In Zwickeln erfolgte die Verlobung der Prinzessin Elisabeth von Ardeck mit dem Grafen Ferdinand zu Hensburg-Büdingen-Philippseich. Die Braut, geboren am 8. Juni 1864, ist eine Tochter des Prinzen Wilhelm von Hessen-Philippsthal-Barchfeld aus seiner ersten, später getrennten Ehe mit der Prinzessin Marie von Hanau, Tochter des letzten Kurfürsten von Hessen. Den Kindern jener Ehe wurde vom Kaiser Wilhelm der Name von Prinzen und Prinzessinnen von Ardeck verliehen.

**Kunstreich.** — Nach langjährigem Leiden verschied hier die verwitwete Frau Staatsminister Auguste von Bernstorff, geborene von Dewitz. Die Verstorbene war eine in allen Kreisen hochgeschätzte Persönlichkeit, die sich durch ein geistvolles Verständnis für Kunst und Literatur auszeichnete und mit einer Menge Verhältnissen auf diesem Gebiete in nähere Beziehungen getreten ist. Als Hofdame der vereidigten Großherzogin Marie von Mecklenburg-Strelitz hatte sie mit dieser vielfache Reisen unternommen und war, wie die Großherzogin selbst, sehr begabt in der Malerei. Alfred von Neumont hat ihr seine „Römischen Briefe von einem Florentiner“ gewidmet, und Friedrich Eggers in seiner Lebensgeschichte Kauch's ihre langjährigen freundschaftlichen Beziehungen zu dem großen Künstler geschildert.

**Wien.** — Fräulein Marie Schwarz, die frühere beliebte Soubrette des Berliner Wallner-Theaters, dann des Carl-Theaters zu Wien, vermählte sich in Salzburg mit dem Freiherrn Alois Rivalier von Reysenbug. Ihr Gatte, Beamter im österreichischen Ministerium des Innern, ist ein Bruder der bekannten Schriftstellerin Malvina von Reysenbug, der Verfasserin der „Memoiren einer Idealistin“.

**Brüssel.** — Die Königin von Belgien pflegt ihre Ausfahrten in einer kleinen Pony-Carriage zu unternehmen und die Thiere auch selbst zu lenken. Neulich wurde sie auf einer solchen Fahrt von einem heftigen Platzregen überrascht, sodass sie in dem nächst gelegenen Gebäude, einer Kaserne, Zuflucht suchte. Hier waren die Mannschaften eben im Begriff, ihr Mittagessen einzunehmen. Vorher erbat sich die Königin eine Probe der militärischen Kochkunst, und in aller Eile suchte man für die hohe Besucherin ein kleines Mahl, so gut es eben die Kaserne-Küche zu bieten vermochte, herzurichten. Aber die Königin lehnte diese Schüsseln ab, da, wie sie sagte, ein eben erst eingetretener Rest sich mit der gewöhnlichen Kost begnügen müsse. So erhielt sie denn einen Teller Kohlsuppe mit Fleisch und ließ sich dies Gericht auch trefflich munden.

— Frau von Zarembo, die Witwe des einstmalig gefeierten, 1879 zu Petersburg verstorbenen Pianisten Nicolai von Zarembo, wurde am hiesigen Conservatorium als Professorin angestellt. Franz List hatte einst der Dame persönlich Unterricht erteilt.

**Paris.** — Mit dem neugestifteten anamitischen Drachen-Orden ist auch eine Dame ausgezeichnet worden, Madame de Veire, die Vorsitzende der Gesellschaft zur Pflege verwundeter französischer Soldaten. Madame de Veire ist in dieser Eigenschaft seit 1882 in Tonking thätig.

— Auf ihrem Schlosse bei Boulogne verschied im Alter von dreihundachtzig Jahren die Baronin James Rothschild, Witwe des 1868 verstorbenen Begründers des Pariser Hauses „Gebrüder Rothschild“ in der Rue Cassette. Eine Tochter des Wiener Bankiers Salomon Rothschild, hatte sie sich mit ihrem Oheim Jakob verheiratet, der seinen Vornamen später in „James“ umwandelte. Ihr Sohn Alphonse ist der Chef des Pariser, ihr Schwiegersohn Nathaniel der Chef des Londoner Hauses Rothschild. Der Verbliebenen wird nachgerühmt, daß sie für mildthätige Stiftungen und Erziehungszwecke stets eine offene Hand hatte.

**London.** — Großes Aufsehen erregte in der englischen Gesellschaft die Verheirathung der Lady Evelyn Campbell, Tochter des Herzogs von Argyll, mit einem Manne ohne Titel und Vermögen, Mr. Hamilton. Derselbe betreibt die Fabrication musikalischer Instrumente, und ein von ihm erfundenes Instrument, das er „Vocalion“ nennt, und das eine Art Orgel darstellt, wurde bei der Trauung in der Westminster-Abtei gespielt, ohne daß die Hochzeitsgäste von den Mangwirkungen besonders entzückt gewesen wären. Das junge Paar wird sich, da der Herzog von Argyll nichts weniger als reich ist und zwölf Kinder, darunter sieben Töchter, besitzt, sehr einschränken müssen. Sein ältester Sohn, der Marquis of Lorne, ist bekanntlich der Gemahl der Prinzessin Luise von Großbritannien; Mr. Hamilton ist also durch seine Heirath in nahe Verwandtschaft mit der Königin Victoria gerückt, und man greift wohl nicht fehl, wenn man annimmt, daß die Königin, welche sich schon mancher „romantischen“ Ehe als vorurtheilsfreie Förderin erwiesen hat, auch dem jetzt vermählten jungen Paare ihren hohen Schutz zuwenden wird.

— Das von Miß Hedenström, einer geborenen Schwedin, begründete Seemanns-Haus, über das wir schon früher ausführ-

licheres veröffentlicht, gewährte im vergangenen Jahre, abgesehen von den mittellosen, ohne Entgelt verpflegten Seelenteu, gegen fünfzehnhundert Matrosen verschiedener Nationen Aufnahme und Verpflegung. Dieses Seemanns-Haus dient den Theaterjungen, die in dem großen, an Verführungen reichen London nur zu schnell mit der verdienten Heuer fertig werden, als eine Art Sparkasse. Die Insassen liefern der Oberin ihr Geld zur Aufbewahrung aus, und letztere trägt Sorge, daß die Seelente auch ihre Angehörigen in der Heimath unterstützen. So floßen von den im vergangenen Jahre der Miß Hedenström anvertrauten fünfzehntausend Pfund Sterling den Familien der Deponenten in der fernem Heimath gegen fünftausend Pfund zu. Wären die betreffenden Seelente in die Hände gewöhnlicher, nur auf ihren

„Grafen von Monte Christo“ gefeiert wurde, litt sie an jenem Uebel, das für Primadonnen am empfindlichsten ist, an Zeit-leidigkeit, und es war nicht ihre Stimme, die von Jahr zu Jahr an Umfang zunahm. Aber das Publicum sah darüber hinweg, bis in Paris ein verhängnisvolles Ereigniß eintrat. In einer tragischen Rolle hatte die Diva todt niedersinken, und sie that dies mit solcher Wucht, daß das ganze Haus von dem Falle erdröhnte. Während der Vorhang sich unter stürmischen Lachen des Publicums senkte, lag die Sängerin oben auf der Bühne und — konnte sich nicht wieder erheben. Auch die Bemühungen der hinzuspringenden Kollegen blieben erfolglos, und es mußten erst einige Theater-Arbeiter aufgeboten werden, die Kernte aus ihrer fatalen Lage zu befreien. Von da an betrat Adelina Spech, — sie hatte sich vorher mit einem Sänger Salvi verheiratet, — die Bühne nicht wieder.

**Rom.** — Unter den Jünglingen, welche das Vercenn zu Neapel besuchten und leithin das Zeugniß der Reife erhielten, befand sich Fräulein Sophie Sakunin, die Tochter des bekannten russischen Agitators.

**Madrid.** — Der Madrider Hofschuhmacher wurde von der Königin Marie Christine beauftragt, für Alfonso XIII. das erste Paar Schuhe herzustellen. Dieselben werden in weichem Leder mit Goldstickereien gearbeitet und mittels Spangen an den Fingern befestigt. Bevor der junge König seine ersten Schuhe anlegt, werden diese, einer alten Sitte gemäß, mit Weihwasser besprengt, damit der Lebensweg des Fürsten ein gesegneter sei. Königin Christine hat angeordnet, daß zugleich mit den ersten Schuhen des Königs auch dreihundert Paare für arme Kinder angefertigt und in ihrem Namen vertheilt werden.

**Petersburg.** — Der Damen-Sport in Petersburg erstreckt sich jetzt auch auf das Wettreiten. Bei einem leithin von zwölf Amazonen veranstalteten Rennen wurden ein goldenes Medaillon und ein silbernes Horn als Preise vertheilt.

**Newyork.** — Miß Cleveland, die Schwester des Präsidenten der Vereinigten Staaten, die, wie wir kürzlich berichteten, die Redaction einer Zeitschrift in Chicago übernommen hat, ist jetzt auch mit der Abfassung eines Buches beschäftigt, das den sonderbaren Titel „Ex-Rox and Rox“ führen wird. Wie sie selbst erklärt haben soll, legt sie in diesem Werke ihre „Erfahrungen in Washington“ nieder. Miß Cleveland war nur kurze Zeit, so lange ihr Bruder noch Junggeselle war, die Herrin im Weißen Hause, und obwohl sie in dieser Stellung sich wenig beliebt gemacht, so soll sie doch ihre „Entthronung“ infolge der Verheirathung ihres Bruders schmerzlich empfunden haben. So heißt es denn, daß ihr Buch diesem Schmerzgefühl lebhaften Ausdruck geben wird.

— Miß Mrs. Harriet Beecher-Stowe, die Verfasserin von „Uncle Tom's Hütte“, hat den Schmerz gehabt, ihren Gatten, den Professor Stowe, durch den Tod zu verlieren. Schon vorher hatte die Dichterin auf die Anfrage vertrauter Freunde erklärt, daß sie sich entschlossen habe, auf das literarische Schaffen gänzlich zu verzichten.

— Miß Louisa Alcott hat eine Fortsetzung ihres auch in Deutschland bekannten Buches „Little Men“ geschrieben. Während von „Little Men“, — nicht zu verwechseln mit „Little Women“, wodurch Miß Alcott den Grund zu ihrer Berühmtheit legte, — im Laufe der Zeit neunundachtzigtausend Exemplare in englischer Sprache abgesetzt wurden, soll das neue Werk gleich in zwanzigtausend Exemplaren aufgelegt werden.

— In den öffentlichen Schulen von Chicago sind nach amerikanischen Vätern nicht weniger als vierzehnhundert Frauen als Lehrerinnen thätig.

**Peking.** — Die Kaiserin-Regentin von China hat durch das Staatsministerium ein Edict veröffentlicht lassen, demzufolge der junge Kaiser Kuang Hsi im ersten Monat des nächsten chinesischen Jahres die Regierung in Person übernehmen soll. Das Edict besagt, daß der Kaiser nunmehr im Stande sei, „Schriftstücke zu lesen, die Geschichte zu verstehen und zwischen Recht und Unrecht zu unterscheiden“; die Kaiserin verordne daher, daß der Kaiser den Gottesdienst der Anbetung des Himmels und der Erde am Tage des Winter-Solstitiums selbst leite. Für die Errichtung des Kaiserthrones werden bereits Vorbereitungen getroffen; der Unterpräfekt von Sutschow sendete dreitausend massiv goldene Bausteine nach Peking, damit aus diesen das Fundament und das Piedestal für den Thron gebaut werde.



Zwei Tafel-Aufsätze. — Siehe Seite 327.

Vertheil bedachter Herbergswirthe gefallen, so wäre zweifellos der weitand größte Theil der Summe vergendet worden.

— Das letzte Werk der Königin Victoria, das „Tagebuch aus den Hochlanden“, ist jetzt auch in's Persische übertragen worden. Die Uebersetzerin ist eine persische Dame, Kutlibai Dunschehoy Madia mit Namen. Das Buch soll in dieser Uebersetzung reichen Absatz durch einen großen Theil Asiens finden.

— Girton-College, die bekannte Frauen-Universität, hat durch die jüngst verstorbene Miß J. G. Campbell ein Legat von neunzehntausend Pfund Sterling erhalten. Die Summe soll hauptsächlich für Erweiterungsbauten der zahlreich besuchten, dem Andrang lernbegieriger Damen kaum genügenden Universität verwendet, außerdem aber ein Stipendium für die beste Dissertation in irgend einem Lehrfache des College begründet werden.

**Rom.** — Adelina Spech, einst die Rivalin der Malibran auf der Opernbühne, ist hier im hohen Alter, von der Mittelwelt längst vergessen, gestorben. Ihre Theater-Laufbahn hatte in tragikomischer Weise geadet. Schon auf der Höhe ihres Ruhmes, zu der Zeit, da sie von dem älteren Alexander Dumas in seinem

## Wirthschaftliches

Kochbuch aus im Einzelnen verboten.

### Speisezettel für die feine Küche nebst Recepten.

- |  |              |
|--|--------------|
| I.   |              |
| Suppe mit Reissolden.                            |              |
| Tomaten- und Eier-Salat                          | Recept 1232. |
| Parische mit Haushofmeister-Sauce                | Recept 1233. |
| Rinderbrust                                      | Recept 1234. |
| Gminco von Kalbfleisch mit Carotten              | Recept 1235. |
| Gammelfrücken, wie Wild gebraten.                |              |
| Gabinets-Pudding                                 |              |
| Saunntorte, dazu Compotes von frischen Früchten. | Recept 1236. |
| Desert.  |              |



II.  
 Vinsensuppe.  
 Cotelettes von Hering und Kalbfleisch . . . . . Recept 1237.  
 Döfchenfleisch nach der Mode . . . . . Recept 1238.  
 Gebäckener Blumenkohl.  
 Entenbraten. Salat von Wachbohnen.  
 Biscuit-Schnittchen mit Compotes und Fruchtgelee.  
 Nachtisch.  
 III.  
 Suppe mit eingeschnittenem frischem Gemüse.  
 Kalbshirn in Muscheln . . . . . Recept 1239.  
 Einfaches Jungens-Ragout, dazu frische Kartoffeln.  
 Gebratene junge Gans mit gestovten Keffeln.  
 Spinat-Pudding.  
 Butter, Brod, Käse und Radieschen.  
 Obst.

Recepte.

1232. **Tomaten- und Eier-Salat.** Richtig reife, hübsch rothe Tomaten werden durch vorsichtiges Abziehen von ihrer Haut befreit, sogleich, mit dem Stielende nach unten, nebeneinander auf eine Schüssel gelegt und mit sehr wenig weissem, fein gestoßenem Pfeffer überstreut. Nun theilt man jede Tomate, — durch Einschnitte von der oberen Seite her, wobei man sie ruhig auf der Schüssel liegen läßt, — in strohhalmdicke Scheiben und stellt, wenn dies geschehen ist, zum Abfließen des überflüssigen Saftes die Schüssel möglichst schräg. Inzwischen schneidet man hartgetrocknete, recht frische Eier, nachdem sie beinahe erkaltet sind, in ebenso dicke Scheiben, wie die Tomaten, und richtet dann, ungefähr 20 Minuten vor dem Serviren, den Salat folgendermaßen an. Man beginnt auf der Mitte des Bodens einer flachen Salatschüssel mit einer Tomatenscheibe, legt zur Hälfte darauf, wie aufgezähltes Geld, eine Eierscheibe, dann wieder eine Tomatenscheibe und so fort, bis der ganze Boden der Schüssel schneckenförmig mit Eier- und Tomatenscheiben bedeckt ist. Vorher schon hatte man 2 Eßlöffel Del mit einem Eßlöffel gutem Weineßig und ebensoviel Wasser nebst einer Prise Salz gut durchgeschüttelt. Hiermit übergießt man die eingelegten Tomaten- und Eierschnitte so weit, daß sie leicht angefeuchtet erscheinen. Sodann beginnt man über die erste Schicht in gleicher Weise eine zweite zu legen, welche ebenso mit der Salat-Sauce angefeuchtet wird, wie die vorhergehende, und so fährt man fort, bis Alles verbraucht ist. Sehr hübsch sieht es auch aus, wenn man beim Einsichten jede neue Lage nach der äußeren Seite hin um einen Kranz enger macht und so einen Hügel bildet.

1233. **Varische mit Hauswurst-Sauce.** Man nimmt die Varische, ohne sie geschuppt zu haben, rein aus, wäscht und spült sie gut ab, legt sie dann in lebhaft kochendes, mit Salz, Zwiebeln, Lorbeerblättern, Pfeffer- und Gewürzkräutern versehenes Wasser, läßt sie darin eben aufkochen und zieht sie dann sofort zur Seite des Feuers, wo sie langsam tribbelnd gar ziehen, aber nicht kochen müssen. Inzwischen bereitet man von 100 Gr. mit allerlei gehackten feinen Kräutern durchdämpfter Butter und einem Eßlöffel Mehl eine weiße Mehlschwitze, verrührt diese mit guter Bouillon zu einer glatten, bündigen Sauce, läßt letztere noch einige Minuten kochen und würzt sie hernach mit etwas Sardellenbutter. Die Varische werden, wenn sie gar, aber nicht zu weich sind, mit dem Siebe aus dem Fischkessel, in Ermangelung eines solchen mit der Schaumkelle, aus der Casserole gehoben und auf eine dicke Serviette gelegt, wo man sie, mit der Hand auf beiden Seiten streifend, von den Schuppen samt der Haut befreit. Auf einer Fischschüssel recht heiß angerichtet, werden sie sofort servirt, wobei die schon früher beschriebene Hauswurst-Sauce dazu gereicht wird. Man kann die Varische auch beim Anrichten mit einigen Löffeln dieser Sauce marfieren.

1234. **Ninderbrun.** 2 Kilo von der Kernbrust eines jungen Döfchen werden mit siedendem Wasser, etwas Salz und Sappenzwurzeln auf das Feuer gestellt und, fest zugedeckt, gar gekocht. Hiernach legt man das Fleisch aus der Brühe auf ein Küchbrett, löst alle Knochen vorsichtig heraus und läßt es dann, nachdem man ein gut beschwertes Brett darüber gelegt hat, erkalten. Darauf schneidet man 1/2 Liter Champignons und eben so viel Steinpilze nebst einigen Zwiebeln, — Alles ganz fein geschnitten, — mit etwas abgekühltem Bouillonfett oder 60 Gr. Butter gehörig durch, giebt einen Eßlöffel Mehl dazu und verrührt das Ganze glatt. Alsdann thut man, unter fortgesetztem Röhren, den Saft einer Citrone, einen Eßlöffel Kapern, etwas Salz und eine Messerspiße gestoßenen weißen Pfeffer daran, um dies Alles nebst einigen Löffeln kräftiger Bouillon zu einer dick erscheinenden Sauce einzukochen. Nun legt man das erkaltete Bruststück in eine zu seiner Größe passende Pfanne, welche vorher mit Butter ausgestrichen worden, überstreicht die obere Seite des Fleisches mit der dicken, saum flüssigen Sauce, freut Parmesanlase und geriebene Brod darüber und läßt es dann, unter mehrmaligem Beträufeln mit Butter, in einem nicht zu heißen Ofen Farbe annehmen. Alsdann wird das Fleisch heiß auf einer Schüssel angerichtet und ringsum mit Mixed-Pickles, gehacktem Meerrettig und gestovten frischen Gurken garnirt.

1235. **Gmincé von Kalbfleisch.** Man brät, je nach Bedarf, ein Viertel oder die Hälfte eines Kalbsrückens fastig gar. Inzwischen bereitet man eine feine Geflügel-Farce, füllt diese in eine schlichte Randform, macht sie im Wasserbade, ohne daß es wirtlich kocht, im heißen Ofen gar und stürzt dann den Rand auf eine runde Schüssel. Das Fleisch des fertig gebratenen Rückens löst man, ohne es zu verletzen, von den Knochen, schneidet es in strohhalmdicke Scheiben, legt diese in dichtem Kranz auf den Farce-Rand und füllt die Mitte desselben hügelartig mit einem geschmackvoll zubereiteten Gemüse von kleinen, recht rothen Carotten aus. Eine Butter Sauce, zu deren Bereitung man den Fond des Kalbsrückens verwendete, wird beim Serviren extra dazu gereicht.

1236. **Cabinet's-Pudding.** In 1/2 Liter süßer, gelochter Sahne läßt man 1/2 Stange Vanille gehörig ausziehen, rührt dann 8 Eigelb, 4 ganze Eier, einen Eßlöffel gesiebten Zuckers,

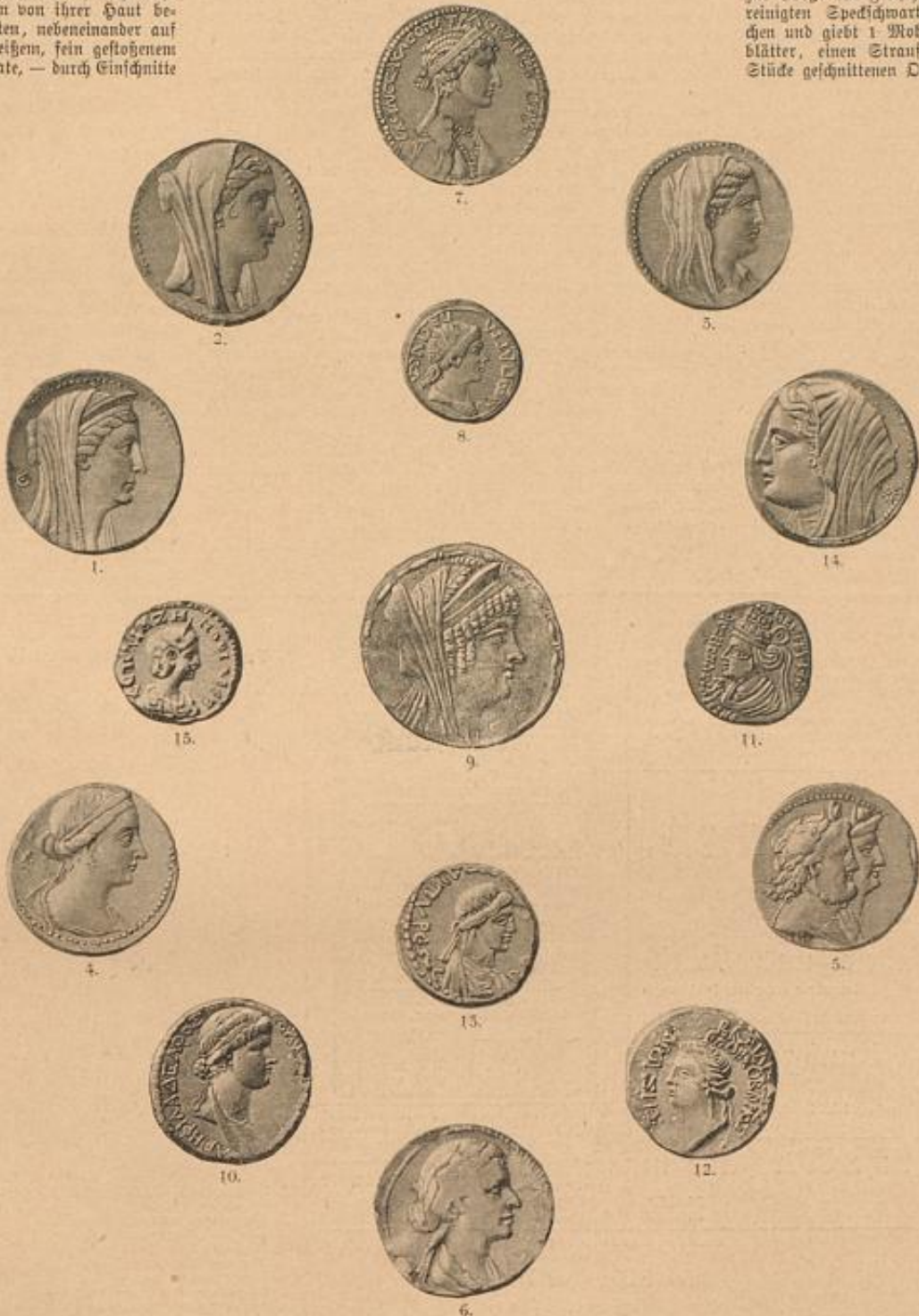
hierauf abgezogen, gereinigt, von allen Gräten befreit und endlich noch 12 Stunden in Milch gelegt. Nach dieser Zeit drückt man die Heringe in einem Tuche recht trocken aus, schneidet sie feinstwürflich und thut sie zu 1/2 Kilo von Häuten und Sehnen befreitem Kalbfleisch; Beides zusammen wird so fein als möglich gewiegt. Sodann rührt man 75 Gr. frische Butter zu Sahne, giebt 3—4 auf dem Reibeisen geriebene Schalotten, etwas gestoßenen weißen Pfeffer, Gewürz, 3 Eigelb, 1 ganzes Ei, das feingehackte Fleisch mit dem Hering und soviel geriebene Semmelkrume dazu, daß sich die Masse mit den Händen verarbeiten läßt. Hiernach bricht man Stücke von der Farce ab, formt diese 1 Cent. dick in Gestalt kleiner Cotelettes, die man dann in einer Mischung von 3 Eigelb und 3 Eßlöffeln geschmolzener Butter und darauf in gestoßenem Zwieback panirt. Wenn dies geschehen ist, läßt man in einer Eiersuchen-Pfanne 100 Gr. Butter braun werden, legt die Cotelettes dicht nebeneinander hinein und brät sie, bei einmaligem Umwenden, auf beiden Seiten zu schöner, brauner Farbe.

1238. **Döfchenfleisch nach der Mode.** Man belegt einen zur Größe des Fleischstückes passenden Schmortopf mit gut gereinigten Speckschwarten und feinen Speck- und Schinkenschnittchen und giebt 1 Mohrrübe, 4 Zwiebeln, 2 Carotten, 2 Lorbeerblätter, einen Strauß Petersilie und Thymian, einen halben, in Stücke geschnittenen Döfchenschwanz, Salz und Pfefferkörner, wie auch 75 Gr. in Stücken zerhackte Butter darüber. Dann legt man 8—4 Kilo vom Blumenkohlknäuel eines jungen Döfchen, welches man vorher mit Speckstreifen reichlich durchzogen hatte, darauf und läßt dies Alles erst bei stärkerem, dann bei schwächerem Feuer, ohne daß es zu stark bräunt, hübsche Farbe annehmen und durchdämpfen. Das Fleisch muß hierbei öfters gewendet werden, damit es auf allen Seiten angebraten ist und gebräunt erscheint. Sodann giebt man 1 Liter weißen Wein und Wasser, zu gleichen Theilen gemischt, nebst 2 Eßlöffeln altem Rum dazu, deckt den Topf mit einem gut schließenden Deckel zu und verklebt den Verschluss mit einem dick angerührten Teig von Roggenmehl, um nun das Fleisch im heißen Ofen 5—6 Stunden langsam zu dünsten. Nach Ablauf dieser Zeit wird das Fleisch auf eine Schüssel gehoben, der Fond durch ein Sieb gefeilt, abgefettet und dann mit einer braunen Coulis zu einer glatten, bündigen Sauce aufgeschot.

1239. Kalbshirn in Muscheln.

4—5 Kalbshirne werden erst kalt gewässert, hiernach in reichlich lauwarmes Wasser gelegt und dann von den blutigen Theilen und Häuten befreit. Nachdem sie darauf mit einem Tuche abgetrocknet sind, panirt man sie und legt sie in eine Casserole, die mehr flach und breit, als hoch sein muß, und deren Boden man mit Speck- und Schinkenschnitten belegt hatte. Nun bedeckt man die Kalbshirne wieder mit Speckscheiben, übergießt sie bis zu ihrer Höhe mit weichem Wein, läßt sie in reichlich 10 Minuten gar kochen und hebt sie dann in eine andere Casserole, worin sie mit etwas Fleischbrühe warm gestellt werden. Wenn dies geschehen ist, macht man von 100 Gr. Butter und einem Eßlöffel Mehl eine weiße Mehlschwitze, verrührt sie mit heller, kräftiger Bouillon und mit der durchgefeyhten, abgefetteten Hirnbrühe zu einer bündigen Sauce, kocht diese dick ein und mischt feine, gehackte Kräuter, wie auch in Stücken geschnittene und in Butter gedämpfte Champignons oder Steinpilze hinein. Die Hirne werden hiernach auf ein Tuch gehoben und rasch in flache, nicht zu kleine, längliche Stücke geschnitten und mit der Hälfte der Sauce vermengt. Alsdann thut man die Stücke in die mit Butter ausgestrichenen Muscheln, indem man in jede der letzteren einen Löffel der Sauce unter und einen über das Hirn füllt. Die vollgefüllten Muscheln werden mit feingestoßenem Zwieback überstreut, zum richtigen Geßwerden 5 Minuten in den Ofen gestellt und dann sogleich servirt.

D. L. W.



Antike Frauen-Portraits. — Siehe Seite 326.

1. Arfinoe, Gemahlin Ptolemäos II. von Aegypten. — 2 und 3. Berenice, Gemahlin Ptolemäos III. — 4. Arfinoe III., Gemahlin Ptolemäos IV. — 5. Kleopatra I., Regentin für Ptolemäos VI. — 6 und 7. Kleopatra VII., Gemahlin Ptolemäos XIII. — 8. Kleopatra, Gemahlin Königs Juba II. von Maecanien. — 9. Kleopatra, Gemahlin Demetrios II. von Syrien. — 10. Sotape, Gemahlin Antiochos IV. von Kommagene. — 11. Musa von Parthien. — 12. Musa von Bithynien. — 13. Cepaypyris, Gemahlin Mithredates III. vom kimmerischen Bosporos. — 14. Philippis (Demarete?) von Syrakus. — 15. Zenobia, Kaiserin von Palmyra.

ein kleines Glas Marfala und die Sahne gut durch und gießt darnach das Ganze durch ein Haarsieb. Nun reinigt man 70 Gr. Rosinen, 50 Gr. Korinthen, schneidet auch 100 Gr. Succade und candirte Orangenschalen sehr feinstwürflich, mischt Alles durcheinander und feuchtet es dann mit Marfala an. Hiernach schichtet man in eine mit Butter ausgestrichene Puddingform eine Lage Mehen (kleine Biscuits), darüber Macconen und hierüber ein Struhsel aus den in Marfala angefeuchteten Ingredienzien ein. Mit Mehen wieder beginnend, fährt man in angegebener Weise und Reihenfolge fort, bis die Form zu drei Vierteln voll ist und Mehen die letzte Lage bilden. Dann gießt man die Eier-Sahne darüber, bis sie das Eingeschichtete völlig bedeckt. Nach Verlaufe von 10 Minuten wird die Flüssigkeit eingezogen sein; dann gießt man noch etwas, gewöhnlich den Rest, nach, schließt darauf die Form, stellt sie bis zu drei Vierteln ihrer Höhe in ein kochendes Wasserbad und läßt den Pudding im geheizten Ofen, ohne daß das Wasserbad wieder kocht, in einer Stunde gar werden. Beim Anrichten, kurz vor dem Serviren, wird der Pudding auf eine Schüssel gestürzt und beim Serviren eine Wein- oder Frucht-sauce dazu gereicht.

1237. **Cotelettes von Hering und Kalbfleisch.** Drei recht gute Heringe werden mehrere Male in frischem Wasser abgewaschen, dann 36 Stunden in öfters zu erneuerndem Wasser ausgewässert,



Fragen.

**Pfefferrübe.** — Weihnachten ist zwar noch lange hin, aber über den Ocean ist auch ein weiter Weg; deshalb bitte ich schon jetzt um ein gutes Recept für die Bereitung von Pfefferrüben. Deutsche Hausfrau in Buffalo.

**Stech in Dielen.** — Wie entfernt man Petroleum- und Tintenflecke aus gescherten Dielen? G. N. in Riffingen.

**Kohrgesicht.** — Giebt es ein Mittel, um das Kohrgesicht der Stühle schon hell, wie neu aussehend zu erhalten?

Annina in P.

**Gebrauchtes Leder aufzufrischen.** — Giebt es ein Mittel, gebrauchte Lederstiefel aufzufrischen, oder muß ich den Bezug, der noch gut erhalten, aber unansehnlich geworden ist, durch einen neuen ersetzen? Frau Dr. L. in Frankfurt a. M.



Antworten.

Kaffee- und Thee-Brød (297). — Zur Herstellung eines Kaffee- oder Thee-Brödes nehme man 1/4 Kilo Zucker, schlage ihn, fein gerieben, mit 4 ganzen und 6 gelben Eiern auf gelindem Feuer, bis er warm ist, und nachdem man ihn zurückgezogen, schlage man ihn weiter, bis er kalt und dickschäumig geworden ist. Dann fügt man 1/2 Kilo Mehl nebst etwas gut verlesenem Anis hinzu. Nun bereite man von einem großen Bogen Schreibpapier einen länglich vierseitigen Kasten, fülle den Teig hinein und bade ihn bei mäßiger Hitze zu schöner Farbe. Nach dem Erkalten oder, wenn man das Thee-Brød länger zu bewahren wünscht, vor dem jedesmaligen Gebrauche schneidet man von dem Brød eine Scheibe und röstet sie goldbraun. — Eine zweite Art sich lange frisch erhaltenden Gebäckes ist der „Tausendjährige Kuchen“, der von 1/4 Kilo Mehl, 1/4 Kilo Butter, 1/4 Kilo Zucker, 4 Eiern, 60 Gramm fein gestoßenen Mandeln, — darunter einige bittere, — und 60 Gramm gewiegter Orangenschale bereitet wird. Der Zucker wird mit den Eiern und Mandeln schäumig gerührt, dann die geklärte und etwas erkaltete Butter nebst dem Mehl und den Orangenschalen hinzu gethan. Von dieser Masse formt man kleine, etwa walnuszgroße Kugeln, legt sie in Zwischenräumen auf ein mit Butter bestrichenes Blech und bäckt sie bei gelinder Hitze.

Eine dritte Art guten Thee-Gebäckes besteht aus einem Zuckerteig, der ebenfalls zu Tortolett-Böden benutzt werden kann. Es gehören zu demselben 1 Pfund Mehl, 1/2 Pfund Butter, 12 Loth Zucker, 2 Eier. Das Mehl wird auf ein Backblech geschüttet und in die Mitte eine Vertiefung gemacht, in welche die beiden Eier geschlagen, der Zucker und die zu kleinen Stücken zerflückte Butter hinzugegeben werden. Nun knetet man das Ganze tüchtig durch, bis man einen glatten, glänzenden, gut zusammenhaltenden Teig gewonnen hat; doch darf derselbe, wenn er sich recht binden soll, nicht an zu warmen Orte angefertigt werden. Nachdem man den Teig fein angerollt hat, formt man mit kleinen Ausstechern verschiedene Sterne, Herzen oder auch vermittelt eines Glases einfach runde Plätzchen, bestreicht sie mit gequirltem Eigelb, giebt abwechselnd einige Mandeln, Korinthen, auch grob gestoßenen Zucker dazu, hebt die kleinen Kuchen auf ein mit Butter bestrichenes Backblech und läßt sie in mäßig heißem Ofen goldgelb werden. Sehr wohlnehmend sind aus diesem Teig angefertigte kleine Bregeln, die man mit Vanille-Zucker bestreut. In Porzellan- oder Blechboxen aufbewahrt, conservirt sich auch dies Gebäck auf das Beste.

Ebenbaum (311). — Bei der Frage nach dem Ebenbaum, und ob es möglich sei, daß derselbe ein Ausfah erzeugendes Gift enthalte, wie der Geist in Shakespeares „Oamlet“ es angiebt, begegnen wir einer merkwürdigen Abweichung. Während im englischen Original wörtlich „juice of cursed hebenon“ als Todes-Ursache angegeben ist, haben unsere besten Uebersetzer, einstimmig „Saft des verfluchten Bilfenkrautes“

genannt. Hebenon nun heißt Ebenbaum und ist der auf den Sunda-Inseln und in Süd-Amerika wachsende Baum, der uns das hochgeschätzte Ebenholz liefert, doch frei von jedem Giftstoff ist. Der englische Name des stark wirkenden Giftes Bilfenkraut dagegen ist „hebenon“ und besteht fast aus denselben Buchstaben wie „hebenon“; möglich also, daß nur ein Druckfehler an dem sinnentstellenden Tritium Schuld trägt. Ebenförmig jedoch, als der Ebenbaum, ist Bilfenkraut geeignet, Ausfah zu erzeugen; im Gegentheil, es wird ärztlich oft als Einreibung zur Beheilung von Drüsen-Geschwülsten angewandt. Der Ausfah, eine im Alterthum sehr gefürchtete Krankheit, von der auch oft in der Bibel die Rede, wurde im Mittelalter nach Europa verschleppt, ist jetzt aber ganz erloschen. Eine Infections-Krankheit, ist ihr Entstehen auf Pilzbildungen, die sogenannten „Lepra-Bacillen“, zurückzuführen.

Elder wine (311). — 34 Pfd. Hollunder-Beeren werden mit 5 Litern Flußwasser gekocht, durch einen leinenenbeutel gedrückt, der gewonnene Saft mit 20 Pfd. Zucker abermals eine Stunde gekocht und zum Abkühlen hingestellt. Ist die Masse lauwarm geworden, so setzt man 4 Eßlöffel guter Hefe hinzu und läßt sie 12 Stunden gähren; nach Ablauf dieser Zeit füllt man sie in ein Faßchen, das nach einigen Tagen verspundet wird und unberührt liegen bleiben muß. Ferner bereitet man nachstehende Essenz: 5 Loth Zimmt, 1 Loth Paradieskörner, 3 Quentchen Nelken, 1 Quent. Sandel, 1 Quent. weißer Pfeffer, je 1/2 Quent. Ingwer, Galgant, Macis-Blume werden, fein gestoßen, in eine Flasche gethan und mit gutem Weinsprit übergossen, zum Destilliren 14 Tage in die Sonne oder an einen warmen Ort gestellt; auch fügt man zuletzt ein klein wenig Ambra hinzu. Hat der zuerst gewonnene Hollunder-Wein etwa 8 Wochen im Faß gelegen, so ist er zum Abziehen reif. Man füllt ihn nun auf Flaschen und giebt in jede Flasche etwa 15—20 Tropfen der Essenz, die genügen, den Wein kräftig zu machen; auch kann man, nach Geschmack, noch etwas Zucker hinzusetzen.

Lustspiele für Dilettanten-Aufführungen (280). — Dilettanten „geeignete Stücke“ vorzuschlagen, ist meist ebenso müßlich, wie ein brieflicher ärztlicher Rath, — wenn man den am unterdrückten Theaterkampf Leidenden und seine besonderen Schmerzen nicht kennt. Am besten läßt man sich von der G. Bloch'schen Theater-Buchhandlung (Berlin C., Brüderstr. 2) den Katalog der „Dilettanten-Bühne“ schicken. Darin finden sich weit über hundert hübsche Einakter. Das Verzeichniß giebt genau das Genre derselben an (ob drastisch, komisch, sentimentlich, ernst), ferner die Anzahl der Personen, sowie die Art der Hauptrolle, sodas der Kreis der Stücke, welche wünschenswerth erscheinen, schon von vornherein eng begrenzt wird. Die einzelnen Stücke kosten 1 Mark, ältere 90 Pf.

R. v. S. — Natürlich steht ein Marquis des alten französischen Adels in viel höherem gesellschaftlichen Range, als ein „Zuo“ von Kapoleon in Gnadon, G. S. in S. — Fürst Richard Metternich ist der Sohn des Hof- und Staatskanzlers Fürsten Clemens Metternich aus dessen zweiter Ehe mit der Fürstin Antoinette von Leutkam, Gräfin von Weißkirch (gest. 1829). In erster Ehe war Fürst Clemens mit der Gräfin Eleonore von Kaunitz (gest. 1825), in zweiter Ehe mit der Gräfin Melanie Zichow-Herraris (gest. 1854) vermählt. Fürst Pauline Metternich ist die Tochter des durch seine hohen Metterniche berühmten Grafen Moriz Sandor (gest. 1878) und der Gräfin Leontine, geborenen Fürstin Metternich (gest. 1861); sie vermählte sich am 30. Juni 1856 mit ihrem Onkel, dem oben genannten Fürsten Richard Metternich. — Eine bulgarische Daube als Abend-Gapote werden Sie in der nächsten Nummer finden. — Das Portrait haben wir nicht veröffentlicht.

R. v. S. — Sie haben Recht; bei dem Recept in Nr. 16, „Junger Erbsen einzumachen“ II, ist ein Schreibfehler mit untergetauscht. Die Erbsen bleiben natürlich in den Flaschen, in welchen sie gekocht werden sind.

Wargarric B. in Berlin. — Wir haben das für uns leider nicht verwendbare Manuscript an die bezeichnete Adresse geschickt, dasselbe aber mit dem Vermerk „Adressat unbekannt“ zurückgehalten. Demzufolge bitten wir um erneute Angabe einer Adresse, welche die sichere Zustellung ermöglicht.

R. v. S. — Die Zeit, bis zu welcher Anaben Köcheln ohne Hefen tragen, dürfte sich heute darnach richten, bis zu welcher Zeit das Kind selbst an Reislustigkeit gewöhnt worden ist. Auf Abbildungen aus dem sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert findet man Anaben noch im Alter von sechs bis sieben Jahren mit Wädschen.

Ziele in Wien. — „Wählzeit“ wird natürlich für „Gelegene Wahlzeit“ gelost, d. h.: Ich wünsche, daß die Wahlzeit gut bekomme. Die Bitte, einander vor wie nach Tische freundschaftlich „Wahlzeit“ zu wünschen, ist keineswegs bloß in Norddeutschland üblich.

Zur geneigten Beachtung.

Die nächste Nummer wird in drei Wochen ausgegeben. — Da unsere Zeitung vierteljährlich bekanntlich sechsmal in vierzehntägigen Zwischenräumen erscheint, das Vierteljahr aber dreizehn Wochen zählt, so fällt in jedes Vierteljahr einmal ein Zwischenraum von drei Wochen bis zum Erscheinen der nächsten Nummer. Auf das hierdurch herbeigeführte spätere Erscheinen der nächsten Nummer machen wir hiermit besonders aufmerksam. Die Expedition.

Zu dieser Nummer gehört für die Abonnenten der großen Ausgabe ein Modenbild und ein Kinderbild.

Von der „Illustrirten Frauen-Zeitung“ erscheinen jährlich 24 Unterhaltungs-Nummern zu je 2 bis 2 1/2 Doppelbögen, 24 Roben-Nummern, 12 Schnitzwasser-Beilagen und 12 farbige Modenbilder; vierteljährlicher Abonnements-Preis 2 M. 50 Pf. (1 Gulb. 50 Kr., mit Postzusendung 1 Gulb. 80 Kr.)

Die Fest-Ausgabe bringt ferner jährlich 12 Kunstblätter „Bildermappe“; das Fest (24 jährlich) kostet 50 Pf. (30 Kr.)

Die Ausgabe mit allen Kupfern (jährlich 36 farbige Modenbilder, 12 Kostümbilder und 12 farbige Kinderbilder) kostet vierteljährlich 4 M. 25 Pf. (2 Gulb. 55 Kr., mit Postzusendung 2 Gulb. 85 Kr.) — Alle Buchhandlungen nehmen jederzeit Bestellungen an, mit Ausnahme für die Fest-Ausgabe auch alle Postanstalten.

Anzeigen.

falls solche nicht als für die „Illustrirte Frauen-Zeitung“ ungeeignet von uns angesehen werden sollten, finden zu dem Preise von 1 Mark für die einseitige Renouveau-Beile oder deren Raum Aufnahme, soweit der dafür bestimmte Platz reicht. Annahme der Anzeigen in allen Annoncen-

Bureaux, sowie in den Expeditionen der Illustrirten Frauen-Zeitung zu Berlin W. Potsdamer Straße 38, und zu Wien I. Operngasse 3. Interessenten erhalten das Blatt kostenfrei mit der Post zugesandt, so lange der Inserations-Auftrag dauert.

Kunstgewerbliches. Siehe Seite 325.

J. A. Eyßer, Möbelfabrik und Kunstgewerbliches Etablissement in Nürnberg. Uebernahme completer Wohnungseinrichtungen jeder Stilart. Cabouret. Preis M. 45.

Otto Fritzsche, Atelier für Kunstgewerbe in München. Klappstisch in Eichenholz. Preis M. 150 bis 140. Klappchemise in Nußbaumholz M. 25, in Eichenholz M. 22,50; Kissen hierzu, edelste Kameelfasche. Preis M. 25.

Paul Stolz, kunstgewerbliche Werkstätte in Stuttgart. Ofenrohrer. Preis M. 320. Garnitur von Feuergeräthen. Preis M. 135.

Ueber Land & Meer. Soeben beginnt ein neuer Jahrgang der Oktav-Ausgabe. Alle 4 Wochen ein ca. 18 Bogen starkes Heft à 1 Mark. Jedes Heft aufs reichste illustriert! Hochinteressante, spannende Romane! Welche Fülle an Unterhaltungsstoff u. welches Reichthum an Illustrationen „Ueber Land und Meer“ für nur eine Mark pro Heft bietet, zeigt aufs schlagendste diese Oktav-Ausgabe. Abonnements bei allen Buchhandlungen, Journal-Expeditionen und Postanstalten. Pianinos billig, bar od. Raten. Kostenfrei Probessund. Prosp. gratis. Fabrik Weidenläufer, Berlin NW. Angef. u. fertige Buntstickerieen, Häkelarbeiten u. Stickmaterial, bei G. Schow. Rottor, Wien IX, Fiechtensteintstr. 63.

Verlag von Franz Kipperheide in Berlin. Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen: Jugendbrunnen. Alte Reime mit neuen Bildern von Fedor Flinzer. In elegantem Einband mit farbigem Umschlag. Preis: 4 Mark. Inhalt: 1. Höre, mein Kindchen, was ich dir will singen. 2. Elo papajo, was räscheit im Stroch? 3. fünf Engel haben gelungen. 4. V' Engel han's Vedd gemacht. 5. Ach, das Mädchen lief in'n Schnee. 6. Tanz, Kindchen, tanz. 7. Vögel, die nicht singen. 8. Der ist ins Wasser gefallen. 9. Rosmarin und Thymian wächst in unserm Garten. 10. Schneef, Schneef, schneiere. 11. Ihr Diener — was machen denn Ihre Hähner? 12. Hinter mei'm Gartenzaun. 13. Malfäfer flieg. 14. Pfeifel, wähl du nicht getathen. 15. Dabel, Pudel, beiß mich nicht. 16. Punttdönesen, Punttdönesen, wat deiß up unsen Hoff. 17. Ein Huhn und ein Hahn. 18. Es ging eine Fierz' am Weg hinaus. 19. Gräß dich Gott, mein lieb Negers. 20. Steht die Alte im Waide. 21. Juchs, du halt die Gans gekohlen. 22. Dora, borei! mein' Nahl' sind alle nei. 23. Zwischen Berg und tiefem, tiefem Thal. 24. Herr Demereh.

Verlag von Franz Kipperheide in Berlin. Lehrbücher der Modenwelt. Zweiter Band. Die Anfertigung der Kinder-Garderobe. Von Hedwig Lechner und Gunda Beeg. Bearbeitet nach derselben bewährten Methode, welche dem ersten Bande der „Lehrbücher“, der „Anfertigung der Damen-Garderobe“, zu Grunde liegt, wird dieser zweite Band die Garderobe für Mädchen und Knaben von ein bis zwölf Jahren in fünf verschiedenen Altersstufen behandeln. Es ist vorzüglich die auf der neueren Gesundheitslehre beruhende Einfachheit der heutigen Kindertracht, welche deren Anfertigung im Hause durch Mütter und Schwestern in hohem Grade begünstigt, und wir hoffen, den liebevoll schaffenden Händen mit unserem Werkchen eine fördernde und erleichternde Anleitung zu übergeben. Der Umfang des Werkes ist auf 9 Lieferungen von je 16 reich illustrierten Seiten berechnet, welche in Zwischenräumen von vier bis fünf Wochen erscheinen. Preis der Lieferung 60 Pfennig. Lieferung 1, welche einen ausführlichen Prospect enthält, kann als Probe zum Preise von 20 Pfennig frei unter Kreuzband bezogen werden. Zur Abnahme einer bestimmten Anzahl von Lieferungen ist Niemand verpflichtet. — Bestellungen werden angenommen von allen Buchhandlungen.

Fritz Borstell's Lesezirkel verbunden mit der Nicolai'schen Buchhandlung in Berlin C. Brüderstr. 13 und W. Potsdamer Str. 123b. Größtes deutsches Bücher-Leih-Institut von gelehrten und tüchtigen Western in deutscher, englischer, französischer und italienischer Sprache. Lager über 500,000 Bde. Jahres-Abonnements für auswärtige Leser und Lese-Gesellschaften: 4 Bände 8 Bände 12 Bände 25 Bände 50 Bände 100 Bände 30 M. 40 M. 50 M. 75 M. 125 M. 200 M. Wechselzeit beliebig. — Einbande frei. — Prospekte gratis. Umfassende Verzeichnisse gratis und franco.



Illustrirte  
**Frauen-Zeitung.**

Nr. 20, 1. Blatt.

Monatlich zwei Nummern.  
Vierteljährlich 2½ M. = 1½ Guld.

Berlin, 16. October 1886.

(Ausgabe mit allen  
Kupfern: 4½ M. = 2 Guld. 55 Kr.)

XIII. Jahrg.



*L. Bequaert fecit*



Nachdruck verboten.

## Eine ungarische Melodie.

Novelle von Marie Giese.

1.



ehrere Wochen vor Beginn der Concert-Saison, als die Abende durch ihre milde Luft das Andenken an den entschwundenen Sommer noch in freundlichster Weise bei den Residenz-Bewohnern wach erhielten, lockte ein musikalisches Ereigniß sie von den Spaziergängen vor den Thoren in die Mauern der Stadt hinein.

Dies Ereigniß war das Zigeuner-Orchester, welches in dem sogenannten Wintergarten spielte und sich allabendlich einer großen Zuhörerschaft erfreute. Die Wahl des Saales konnte keine glücklichere sein. Das frische Grün der Schlingpflanzen, die von der schmalen, an den Wänden hinlaufenden Gallerie niederhingen, die hohen Palmen und Vorbeerbäume, unter denen trauliche Ruheplätze angebracht waren, der weiche Kieselgrund, auf dem man geräuschlos dahinwandelte, das sanfte Licht der vielen kleinen Kronleuchter, die zu hoch im Raume schwebten, um blenden zu können, und endlich die zugleich milde und etwas schwere, von den Ausathmungen der Tropengewächse gesättigte Atmosphäre, — all diese Einzelheiten machten den Wintergarten zu einem fremdartig anziehenden Aufenthalt.

An der linken Langwand befand sich das Podium. In dem breiten Gange, der sich von der Hauptthür bis in den Hintergrund des Saales zog und an ihm vorüberführte, bewegten sich diejenigen, welche entweder keine Sitzplätze mehr gefunden oder sie verlassen hatten, um die fremden Musiker in der Nähe zu betrachten. Diese Neugier sollte vorläufig unbefriedigt bleiben, denn die Zigeuner benutzten die zwischen dem zweiten und dritten Theile liegende längere Pause, um sich in einem Palmen-Boskett von ihrer Anstrengung zu erholen und an einem kühlen Trunk zu erfrischen.

An einem der Tischchen in der vordersten Reihe am Gange, dem Podium fast gegenüber, saßen zwei Schüler und eine Schülerin der ersten Musik-Academie der Stadt, die im Grunde schon den Namen Künstler beanspruchen durften, da sie im letzten Semester studirten und überdies zur Selecta der Anstalt gehörten. Der ältere der beiden jungen Männer hatte ein sanftes, anziehendes Gesicht von slavischem Typus, eine kaum mittelgroße, hagere Figur und langherabhängendes, dunkles Haar, das er öfter, als nöthig war, mit seiner weißen, frauenhaften Hand, an der ein Brillant glänzte, aus der Stirn strich. Er sah stumm und mit trüber Miene da und schien nur gekommen zu sein, um den Eingang des Saales zu beobachten und von Zeit zu Zeit nach seiner Uhr zu sehen. Der Andere, ein kleiner, blonder Krauskopf mit sonnigen, blauen Augen und geistvollen Zügen, und seine Nachbarin, deren zierlicher Wuchs und sinniges Gesichtchen noch viel von dem Reize der Kindheit bewahrt hatten, besprachen in gedämpftem Tone Dinge, die mit den Vorgängen um sie her wenig zu schaffen haben mochten, denn sie fuhren erschrocken zusammen, als der schweigsame Jüngling plötzlich eine Frage an sie richtete.

„Verzeihung, Salewski, ich habe Dich nicht verstanden,“ erwiderte der Blonde.

„Ich fragte nur, ob Du glaubst, daß Deine Schwester noch kommt?“

„Es wäre möglich, daß sie beim besten Willen nicht Wort halten kann. Ihr Professor nimmt heute das Presto der Cis-moll-Sonate mit ihr durch, und da kann es leicht geschehen, daß aus der einen Stunde zwei werden.“

„Er ist ein Tyrann, er wird sie mit seinen Übungen tödten! Ich finde es ja sehr begreiflich, daß er der kühlen Anerkennung seiner eigenen Leistungen als Pianist den Erfolg einer Schülerin entgegensehen will, aber geopfert sollte sie deshalb nicht werden!“

„Um Alles in der Welt nicht! Ich werde ein ernstes Wort mit ihm reden und ihn bitten, ihr Concert auf einige Monate hinauszuschieben.“

„Er kann sich mit seinem Ruhm als großer Theoretiker begnügen. Der Mann brennt vor Ehrgeiz, trotzdem er wie Eis aussieht.“

„Wenn es nur nicht ebenso sehr ihr eigener Wille wäre!“ seufzte das junge Mädchen. „In ihrer Eile, an die Oeffentlichkeit zu treten, liegt etwas Fieberhaftes. Und man darf sie nicht einmal bedauern! Sie sagte erst heute, daß es ihr peinlich sei, von uns mit der Glorie eines Opferlammes umgeben zu werden. Wir werden daher gut thun, sie nur im Stillen zu beklagen. Auch ist ihr Standpunkt ihrem Lehrer gegenüber leider ein sehr schwieriger.“

Salewski zuckte die Achseln. „Wenn es nur das ist! Ihr Professor unterrichtet sie ja freiwillig und jedenfalls mit höchstem Vergnügen umsonst. Ein Genie, wie Frau-

lein Malwina, sollte sich keine Sorgen dieser Art machen. Und dort,“ — setzte er aufspringend hinzu, — „kommt sie endlich. Ich gehe ihr entgegen.“

„Salewski thut mir sehr leid,“ sprach das junge Mädchen zu ihrem Nachbar, indem sie dem Anderen nachblickte.

„Warum?“

„Weil er Deine, — weil er Ihre Schwester Malwina, —“

„Deine! Mein Fränzchen.“

„Nun denn, weil er Deine Schwester im Ernste zu lieben scheint und sie keinen Viertelgedanken für ihn übrig hat.“

„Glaubst Du? Ich habe allerdings auch meine Befürchtungen in dieser Richtung. Aber vielleicht gewinnt sie einmal Interesse für ihn, wenn sie erst Zeit hat, sich mit ihrem Herzen zu beschäftigen, was ihr gegenwärtig wirklich nicht möglich ist. Und sollte diese Hoffnung sich nicht erfüllen, so bedenke, daß sie nicht die erste Schwärmerei Salewski's ist. Außerdem sind nur diejenigen zu beklagen, welche ein leeres Herz haben. Unglückliche Liebe ist im Vergleich dazu immer noch ein Glück!“

„Ja, aber wer so überglücklich ist, wie wir, wünscht Alle, die ihm nahe stehen, auch glücklich zu sehen. Doch laß uns laut und von anderen Dingen reden, lieber Hermann; sie kommen. Arme Malwe, wie blaß und abgepaunt sie wieder aussieht!“

Diese Worte galten einem jungen Mädchen, das neben Salewski den Gang herauf geschritten kam, den seinen Kopf gesenkt, als drücke ihn eine unsichtbare Last. So jung, und schon eine Falte zwischen den feingezichneten dunklen Brauen, — oder war es nur der Schatten eines trüben Gedankens, der dort lagerte und wieder verschwinden konnte, wie er gekommen war? Doch nein, er blieb und stimmte nur zu sehr zu dem fast herben Ernst, der das ganze übrige, seelenvolle Gesicht beherrschte. Sie grüßte mit einem sanften, flüchtigen Lächeln, setzte sich, nahm ihren schwarzen Strohhut ab und sprach, zu den Palmentronen aufblickend, mit einem tiefen Athemzuge: „Wie schön ist es hier!“

„Jedenfalls schöner, als im Conservatorium!“ versetzte Fränzchen und strich ihr das leichtgekrauselte, schwarzbraune Haar aus der Stirn. „Aber Du hättest daheim bleiben und Dich schlafen legen sollen! Gewiß bist Du nur gekommen, weil Du wußtest, wie sehr wir Dich vermißt hätten.“

„Ihr seid so gut, so fürsorglich; aber ich befinde mich ganz wohl und weiß nicht, weshalb Ihr mich so mitleidig anseht. Sollte ich wirklich einmal etwas über die Zeit hinaus gearbeitet haben, so bin ich nach einer kleinen Pause stets wieder frisch.“

„War Dein Professor heute mit der Cis-moll zufrieden?“ fragte Fränzchen.

„Ja.“ Es war ein gezwungener Ton, in dem keine Ueberzeugung lag.

„Mehr kannst Du nicht verlangen!“

„Ich verlange leider viel mehr.“

„Zunächst Stärke Dich, Schwesterchen,“ sprach Hermann. „Hier ist ein Glas Wein, vom besten!“

„Lieber Hermann, seit dem Erfolg Deines Opus 1 verziehst Du mich!“

„Trink, trink ohne Sorgen! Ich habe Opus 2 unter der Feder, und folglich vierzig weitere Mark in Aussicht. Aber nun, Kinder, kein Wort mehr von ersten Concerten, Professoren und ähnlichen Schreckbildern! Wir sind gekommen, um uns von den Zigeunern auf andere Gedanken bringen zu lassen, und sie sind gerade die Rechten dazu!“

„Wie spielen die Leute?“

„Fabelhaft!“

„In meine ersten musikalischen Erinnerungen ist das Bild eines Zigeuners verwebt,“ nahm Malwina gedankenvoll das Wort. „Er saß vor unserer Thür unter einem Baume und spielte die Harfe so wunderbar, daß es noch lange, lange in mir nachklang. Immer, wenn ich den Baum rauschen hörte, mußte ich an die Melodie denken, aber ihren Namen konnte ich nie vollkommen festhalten, so fremdartig war sie.“

„Gewiß eins von den bezaubernden Märchen, wie der alte Forstas sie uns gestern hören ließ,“ erwiderte Hermann. „Aber was ist das? Der schwarze Hegenmeister fehlt ja im Orchester! Was kann dabei aus dem dritten Theile werden, der die echte Zigeunermusik bringen sollte? Ich muß wissen, was die Sache zu bedeuten hat!“ Er eilte schnurstracks nach dem Podium und kam mit der Nachricht zurück, daß der Chef der Truppe plötzlich erkrankt sei und den Geiger Arrany Mör auf seinen Posten gestellt habe. Dieser werde das Programm inne halten und mit dem Czardas beginnen.

Zwölf Männer in der kleidsamen ungarischen National-Tracht hatten das Podium eingenommen. An allen sah man die Merkmale ihres Stammes: das tiefe Schwarz von Augen und Haar, die bräunliche Hautfarbe, die breite, niedrige Stirn, die gerade, etwas hart geschnittene Nase, in den Zügen einen Ernst, der sich

bei Manchem bis zur Melancholie steigerte. Im Vordergrund stand einer der Jüngsten aus ihrer Zahl, der die Uebrigen nicht nur an Gestalt überragte, sondern auch in seiner Gesamt-Erscheinung Alles vereinigte, was sich von charakteristischer Schönheit im Einzelnen bei ihnen fand. Er ließ einen ruhigen Blick über die Schar gleiten, und anstatt zu dirigiren, begann er zu geigen, als ob dies seine einzige Aufgabe wäre. Die Andern schienen keine Leitung von ihm zu erwarten; ein Jeder spielte sein Instrument mit einer Hingebung ohne Gleichen. Nur zuweilen flog ihm aus diesem oder jenem Auge ein schneller Blick zu, ohne daß er es zu wissen oder zu fühlen schien. Lassen sie seine Absichten, seinen Willen in seinen Mienen? Wer konnte es sagen? Er dirigirte das Orchester nicht, er spielte einfach die erste Geige. Eine kaum glaubliche Thatfache für diejenigen, welche noch keine Zigeunermusik kannten.

Der Czardas! Sind Feuerfunken in diese Geigen, Klarinetten und Flöten, in dies Cymbal gefahren, daß ihnen solche Gluth entströmt? Welch Singen, Jauchzen, Jubeln! Ist es ein Tanz oder ein klingender Wirbelwind, der Alles, was in seinen Bereich kommt, mit sich fortreißt und zum Spielball seiner Willkür macht? Mit athemloser Spannung lauschte Alles diesen bald herben und schneidigen, bald einschmeichelnd sanften Harmonien, diesen unvermittelten Uebergängen, diesen ungewohnten, hastigen Wendungen, diesen vielgestaltigen Rhythmen; man fühlte sich halb abgeschreckt, halb angezogen von dem wilden Temperament, das sich in diesen Tönen entfesselte. Und immer noch Steigerungen, wo schon das höchste Maß erreicht schien, bis endlich in dem farbenglühenden Bilde ein gespenstischer Schatten auftrauchte, der zwar schnell in neuauflühenden Freudenfeuern zerrann, doch nur, um in andern Unrissen wieder emporzuwachsen und all das tolle Leben unter sich zu erstickern.

Schon begann die Menge in Beifallsbezeugungen auszubrechen, da trat der Geiger Arrany Mör einen Schritt weiter vor und setzte seinen Bogen wieder an. „Eine ungarische Melodie!“ hieß es auf dem Programm. Ach, eine wunderbare Melodie! Wer sie gehört hat, wird ihr auf immer einen Platz in seiner Erinnerung geben! Was wollte sie sagen? Wie sollte man sie erklären? Das Selbstgespräch einer traurigen Seele, die mit ihrem Schmerz in die Verborgenheit des Waldes flüchtet und ihn dort enden läßt! Zuerst fast nur durch Seufzer, dann durch abgebrochene, zaghafte Worte, bis diese scheuen Geständnisse zu lauten Klagen anwachsen, die um so unaufhaltbarer dahinströmen, als sie bisher in der bedrängten Brust geheimnißvoll verschlossen waren. Aber nicht mitleidlos vereinsamt nehmen sie ihren Lauf, sondern sympathisch beschwichtigt von dem Mäuschen der Blüme, dem Geflüster des Schilfes, dem Murmeln der Quellen, um endlich, von dem Nachtwind auf die Heide getragen, in wilder Freiheit zu verhallen.

Dies Lied sang Arrany Mör auf seiner Geige, begleitet von den Stimmen des Orchesters. Einige Sekunden lautloser Stille folgten dem Verzittern des letzten Tones, dann ging durch die Reihen der Hörer jene seltsame Bewegung, die mehr gefühlt, als äußerlich wahrgenommen wird und stets die Ankündigung einer ungewöhnlichen Beifallstundgebung ist. Nur wenige Augenblicke, und der weite Raum wiederhallte von Bravorufen und Händeklatschen, diesen begeisterten Huldigungen, die der Phantasie des Künstlers Schwingen geben und ihn über alles Leid seines dornenvollen Daseins emporheben. Und doch bezeugte nur ein stolzes Neigen des Kopfes den Dank desjenigen, an den jene Begeisterung sich zumeist wandte, und nichts, als der feuchte Schimmer seiner Augen ließ ahnen, daß er selbst bei der großen Erregung, die er hervorgerufen, nicht ruhig geblieben war.

In der Absicht, ihm auch durch Worte zu danken, bewegte sich ein Theil des Publicums nach dem Orchester hin, — einer der ersten Hermann, nachdem er mit Franziska einen Händedruck des Entzückens ausgetauscht hatte. Salewski zögerte noch, um die Wirkung der Musik auf Malwina zu beobachten. Sie hatte die Stirn erhoben, ihre Wangen schimmerten rosig, ein sanftes Lächeln erhellte ihre Züge, und mehr zu sich selber, als zu ihrem Gefährten sprach sie: „Und wenn ich mein Ziel nicht erreiche, wenn mir die Kraft ausgeht, wie Ihr fürchtet, — ich kann mich an dem Ruhme Größerer aufrichten, und ich danke Gott, daß ich den Trost unserer Kunst im Herzen fühle!“

„Ja, eine Kunst ist es, was auch unser Musikpapa dagegen sagt!“ rief Salewski begeistert. „Aber gut, daß Ihr Professor es nicht hört, er würde sonst —“ „Lassen Sie ihn heute aus dem Spiele; wir sind hier ja nicht im Conservatorium,“ unterbrach ihn Fränzchen. „Komm, Malwe, wir wollen unsere Brüder in Apoll begrüßen.“

„Ja, komm!“

In der Nähe des Podiums war das Gedränge so stark, daß sie schon daran dachten, den Rückzug anzutreten,



als eine Hand unter den Worten: „Bitte, für Herrn Arrany Mör; ich kann nicht hindurch!“ einen Lorbeerkrantz mit prächtiger, dunkelrother Atlaschleife, an der ein weißer Zettel befestigt war, auf Franziska's Arm schob. Zu gleicher Zeit entstand in dem Gemüth ein freier Raum, und sie hörten Hermann ihren Namen nennen. „Hier, Herr Arrany Mör, sind zwei junge Damen, die stolz darauf sein werden, Ihre Bekanntschaft zu machen: Fräulein Franziska Millner und meine Schwester Malwina Günther, die erstere Sängerin, Pianistin die zweite!“

In dem peinlichen Bewußtsein, von allen Seiten beobachtet zu werden, standen die beiden Mädchen einen Augenblick verlegen vor dem Fremden, bis Franziska, sich fassend, ihm mit der Erklärung: „Von einem unbekanntem Verehrer“ den Kranz darreichte.

„Wohl für den Chef bestimmt; ich danke in seinem Namen dem Verehrer,“ erwiderte er mit einem leisen, überraschten Lächeln, worauf Franziska, froh, die ihr aufgedrungene Rolle mit Anstand durchgeführt zu haben, Malwina das Feld räumte. Diese schlug die glanzvollen Augen zu dem Geiger auf und sprach in einem Tone, der aus einem tiefbewegten Herzen kam, unbefangen und unbekümmert um Alle, die es hörten: „Ich darf nicht wagen, Ihnen etwas über Ihr Spiel zu sagen; es war zu schön!“

Der junge Mann umfaßte ihre Erscheinung mit einem staunenden Blicke, als sei ein Wesen aus einer fremden Welt vor ihm aufgetaucht, und er wollte etwas entgegen; aber die Worte schienen ihm zu fehlen, und er schloß wieder die Lippen, während Malwina bescheiden zurücktrat, um Anderen Platz zu machen, Künstlern und Musikfreunden, die sich um ihn drängten, um ihm die Hand zu schütteln und ihn mit Lob zu überhäufen.

An ihrem Tische fand die kleine Gesellschaft sich wieder zusammen und rüstete sich zum Aufbruch. Plötzlich deutete Salowski nach der Hauptthür des Saales: „Seht dort den Professor! Er ist also hier gewesen, ohne Notiz von uns zu nehmen. Das kann nichts Gutes bedeuten!“

„Darum wollen wir uns heute noch nicht grämen!“ entgegnete Hermann heiter. „Gieb meiner Schwester Deinen Arm; ich führe Fräulein Franziska.“

## 2.

Die vornehmen Miethshäuser der norddeutschen Großstädte haben das Gute, in ihren Mauern zuweilen auch den Unbemittelten ein Asyl zu bieten: die kleinen, freundlichen Wohnungen in den Flügeln, welche zur Rechten und Linken einen Hof einfaßen, dem sich ein Garten anschließt. Im dritten Stock eines solchen Flügels lebten, unter der Obhut der verwitweten Frau Organist Kroll, Malwina und Franziska, erstere in ihrer Stellung als Anverwandte, letztere als Pensionärin. Das Quartier hatte einen Vorzug, der es den beiden Freundinnen unschätzbar machte: das ziemlich große und helle Zimmer, mit dem der Flügel endigte, und dessen ganze Quere es einnahm. Eine Thür mit Glasscheiben führte aus diesem Zimmer auf einen schmalen Balcon, von dem man in einen kleinen, schattigen Garten hinabblidete. Hinter der Mauer des letzteren zog sich ein wenig belebter, mit Baumreihen besetzter Weg dahin, was die Aussicht fast ländlich erscheinen ließ. Dies Zimmer enthielt das Eigenthum und den Stolz der Geschwister Hermann und Malwina, einen nicht neuen, aber gut erhaltenen Bechstein'schen Stuhlflügel. Ein einfaches, mit grünem Wollenstoff überpolstertes Sopha, ein großer, runder Tisch, Kommode, Schrank und ein halbes Duzend Stühle von dunklem Mahagoni nebst einem großblumigen, altnobischen Teppich waren Eigenthum der Tante und wurden aus diesem Grunde von der jüngeren Generation mit gebührender Schonung behandelt. Dieser überaus einfachen Einrichtung stand ein Reichthum von Blatt- und Schlingpflanzen gegenüber, die das Zimmer gleichsam in eine große Laube verwandelten, und dem Dufte zu traunen, mußte sich irgendwo Neveda versteckt halten, vielleicht in dem üppigen Geranke von Cissus und Epheu, aus dem die an der Wand hängenden Portraits von Franz Schubert, Robert Schumann und Robert Franz hervorragen, oder in den Lorbeerbüschen, die ein Postament mit Beethoven's Büste, eine Stiftung Salowski's, umgaben. Außerdem enthielt die Wohnung noch zwei kleine Stübchen, eine Kammer und eine Küche, die sämmtlich nebeneinanderlagen und je mit einem Fenster in den Hof hinabsahen.

In diesem traulichen Quartier war es am Morgen nach dem Zigeuner-Concert schon um sieben Uhr ungewöhnlich lebendig. Im Musikzimmer übten die beiden Mädchen Hermann's neueste, noch ungedruckte Composition, um ihn am Abend mit dem Vortrage derselben zu überraschen, während Tante Zettchen in der Küche bei verschlossener Thür hantierte. Wenn sie es überhaupt nicht liebte, bei Ausübung ihrer Kunst beobachtet zu werden, so hatte sie heute doppelten Grund, keine Zeugen zu wünschen. Es sollte zur Geburtstagsfeier ihres

Neffen bei beschränkten Mitteln etwas Besonderes hergestellt werden; da galt es Vorsicht und Verschwiegenheit. Tante Zettchen hatte seit dem Tode ihres Gatten, eines Organisten an einer vorstädtischen Kirche, Pensionärinnen gehalten und kannte alle Schliche ihres Berufes. Daß geröstetes Mehl den Hauptbestandtheil ihrer Chokolade und Cichorie den ihres Kaffees bildete, verstand sich ja von selbst; doch dürfte als Beweis von wirklichem Talent auf diesem Gebiete die Geschicklichkeit gelten, mit der sie durch Anwendung von etwas Safran den täuschenden Eindruck von Eigelb hervorbrachte, aus unschuldigem Wasser mit einer Kleinigkeit Essig, einigen Tropfen Acal und etwas Zucker vortreffliche Weinsuppen fabricirte und Fleischpudding durch geriebene Kartoffeln um das Doppelte seiner Grundsubstanz vermehrte, — bei welchen Beispielen wir es bewenden lassen wollen. Tante Zettchen würde ihren Ohren nicht getraut haben, wenn sie gehört hätte, daß Hermann, der gemeinsam mit Salowski in der nächsten Nachbarschaft ein möblirtes Zimmer nebst Cabinet inne hatte, diese sinnreichen Erfindungen „Magentäuschungen“ nannte, seit er nämlich für ihren Mittagstisch, an dem sich auch sein Freund gegen Zahlung von dreißig Mark monatlich theilnahmte, seine zwanzig Mark hergab. Es wäre aber Unrecht, aus dem Gesagten ungünstige Schlüsse auf den Charakter der Tante zu ziehen. Nicht sowohl Neigung, als Nothwendigkeit lag ihrem Sparsystem zu Grunde. Sie liebte die Kinder ihrer verstorbenen Schwester, welche an einen Landpfarrer verheirathet gewesen war, aufrichtig und nahm sie, als auch ihr Schwager starb, ungesäumt zu sich, ohne zu fragen, wieweit ihr knappes Einkommen reichen würde. Ihrer Fürsorge verdankten sie auch die freistellenden Conservatorium und so die Grundlage zu einer künftigen selbständigen Lebensstellung. Als ihren Lohn betrachtete sie die mütterliche Führung ihrer Schützlinge und das Bewußtsein, von ihnen als Wohlthäterin anerkannt zu werden.

Die beiden jungen Mädchen hatten ihre Romanze kaum halb durchgespielt, als Franziska aufsprang und hinauslief. War Malwina so wenig bei der Musik gewesen, daß sie, ohne sich darüber zu verwundern, die Hände in den Schoß sinken ließ und ihr nicht einmal nachsah? Erst als Fränzchen im Corridor laut ihren Namen rief, stand sie auf und ging ihr langsam nach. „So kann nur Hermann läuten!“ lachte Franziska, die auf den Treppentur führende Thür öffnend. „Ich rufe Dich zu Hülfe, damit Tante Zettchen nicht schilt, daß ich ihn eigenmächtig einlasse.“

„Fränzchen, — Malwe, — Tante! Kommt und hört das Neueste!“ klang erregt die Stimme Hermann's. „Doch wohl etwas Gutes?“ fragte Franziska unruhig. „Aber gewiß, denn Du strahlst ja förmlich!“

„Tante Zettchen, holla ho!“ rief Hermann, an die Küchentür klopfend. „Mach' auf, und schnell!“ Die Thür öffnete sich nur gerade weit genug, um die linke Hälfte eines Kopfes, an dem Alles schlicht und knapp war, sichtbar werden zu lassen. Das dünne, graue Haar legte sich so fest an die Schläfe, daß es wie angemalt erschien; die Haut spannte sich so straff, als sei sie zu knapp geschnitten, über die hohe Stirn, die dünne Nase und die schmalen Wangen; die Runzeln um die wasserblauen Augen glichen scharfen Einätzungen. Die Lippen waren kaum mehr, als zwei blaßrothe Striche; das Kinn lang und flach. Strenger Ordnungssinn, Rechtschaffenheit, neben einer gewissen Härte, standen deutlich auf diesem Gesicht geschrieben; das gute Herz war nicht auf den ersten Blick zu erkennen.

„Also Du! Das hätte ich wissen können. Du bist und warst von jeher, was man so einen Kechnichträn nennt. Ja!“

„Ich bringe gute Mär! Kommt und hört!“

In wenig Augenblicken waren Alle im Musikzimmer versammelt. Berdruß in den Mienen und Mehlstaub an den Händen, schlug Tante Zettchen die blaueinene Schürze in Form einer Schärpe um die Taille, stemmte die Arme in die Seiten und fragte, was der Heidenlärm zu bedeuten habe.

„Daß ich zum zweiten Lehrer des Orgelspiels an unserem Conservatorium ernannt werden soll!“ rief Hermann außer Athem. „Dein Professor,“ — mit einem Blick auf Malwina, — „erfuhr bei Gelegenheit einer kleinen Ovation, die meine Freunde mir vor Beginn der Lehrstunde im Orgelsaal brachten, und in die er hineinsah, daß mein Geburtstag sei, und als ich später mit ihm allein blieb, theilte er mir unter dem Siegel der Verschwiegenheit — wohlzumerken! — mit, daß mir die Stelle zu Neujahr sicher sei. Zweitausend fünf-hundert Mark Gehalt! Nun, warum fällt Ihr mir nicht vor Entzücken um den Hals? Ihr steht da, wie drei Salzäulen, — es ist zu komisch!“

„Ist das ein Mann! Ist das ein Mann!“ rief Tante Zettchen, die Hände faltend. „Den hat der liebe Gott zu Eurem Schutzengel erkoren! Was wäre ohne unsern Herrn Professor aus Euch geworden? Wir hätten es doch nimmermehr durchführen können: Du sähest als Cantor oder Organist in irgend einem Nest in der

Provinz, und Malwina müßte sich als Klavierlehrerin, für fünfzig Pfennig die Stunde, abquälen, wie hundert Andere. Auf dem Grunde der ganzen Sache steht freilich mein seliger Kroll, bei dem der Professor in seiner Jugend Theorie lernte, und der immer sagte, daß etwas Besonderes in ihm steckte, und er sollte lieber in's Bach'sche Institut gehen, wozu er ihm denn auch behülflich war. Ja, so belohnt sich das Gute mitunter schon in dieser Welt! Du, mein Junge, hast natürlich auch Deine Schulldigkeit gethan, das gebe ich zu. Jetzt komm und laß Dich umarmen!“

Hermann umschlang mit dem einen Arm Tante Zettchen, mit dem andern Malwina, ließ sie aber alsbald wieder fahren, um Fränzchen, die erröthend da stand und nicht zu wissen schien, ob sie lachen oder weinen sollte, an seine Brust zu schließen.

„Du bist wohl nicht bei Trost?“ rief Tante Zettchen dazwischensahend. „Sie gehört zwar ganz mit zur Familie, aber das schickt sich denn doch nicht. Nimm's ihm nicht übel, Kind; der zweite Lehrer für Orgelspiel mit zweitausend fünf-hundert Mark Gehalt ist ganz außer Rand und Band!“

„Nein, Fränzchen, Du kommst noch nicht los! Laß uns die günstige Gelegenheit benutzen und unsere Lieben in's Geheimniß ziehen. Tante Zettchen, Malwina! Wir Beide haben einander sehr, sehr lieb und werden uns mit Eurer Einwilligung verloben!“

„Dummes Zeug!“ rief Tante Zettchen in sehr verändertem Tone. „Mit solchen Dingen scherzt man nicht. Ihr seid noch viel zu jung, um an so etwas nur zu denken.“

„In zwei Jahren bin ich fünf-und-zwanzig!“ entgegnete Hermann uneingeschüchtert.

„Und ich zwanzig!“ fügte Fränzchen leise hinzu. „Es schien uns aber nicht recht zu sein, daß wir uns hinter Ihrem Rücken eigentlich schon verprochen haben; darum ist es besser, daß Hermann das Schweigen bricht.“

„Diese Jugend! Diese jehigen jungen Leute!“ murmelte die Tante mit unwilligem Kopfschütteln.

„Hilf bitten, Malwina!“ seufzte Fränzchen.

„Schwester, liebste Schwester, hast Du kein mitleidiges Wort für uns übrig?“ rief Hermann vorwurfsvoll.

Sie hatte, wie betäubt von dem Gehörten, die Blicke von Einem zum Andern gleiten lassen. Bei des Bruders Anruf sammelte sie sich und sprach, indem sie ihre Hand auf die Schulter der Tante legte, mit feierlichem Ernste: „Verweigere ihnen nicht Deine Erlaubniß, denn es dient ja zu ihrem Glücke, und ein Glüd soll Niemand stören, weil es so selten auf Erden ist.“

„Du bist ein Engel!“ rief Fränzchen gerührt. „Ohne Dich, das wissen wir sehr wohl, wäre Hermann nicht so bald zu einem solchen Amte gekommen. Du bist die beste Schülerin, der Stolz des Professors; durch Dich geschieht uns Allen nur Gutes. O, liebste Schwester, wie können wir es Dir je vergelten!“

Von den beiden Mädchen, die einander liebevoll küßten, wandte Hermann sich voller Unruhe der Tante zu: „Ich habe stets auf Dein gutes Herz gebaut, aber ich sehe, es ist von Stein!“

Tante Zettchen setzte sich unter einem Stoßsessel auf den nächsten Stuhl und ließ sich mit erneutem Kopfschütteln also vernehmen: „Wenn Ihr mit Gewalt geht, bleibt mir nichts übrig, als Ja zu sagen. Also ja! Und segne Euch Gott, wie ich es thue. Aber das sag' ich Euch in allem Ernst: die Sache bleibt ihre zwei, drei Jahre ganz unter uns! Daß Ihr Euch nicht etwa wie wirkliche Brautleute geriet! Wir leben hier ruhig weiter, wie bisher, und Du, mein Freund, kommst nicht öfter als sonst in's Haus. Das ist meine Bedingung!“

„Eingverstanden!“ rief Hermann mit einem Freuden-sprung.

„Darf ich Ihnen einen Kuß geben, Tante Zettchen?“ bat Fränzchen mit Freudenthränen.

„Immer zu!“ erwiderte die brave Frau und zwinkerte mit den Augen, um ihre Mährung zu verbergen. „Kannst mich auch Du nennen, wenn's Dir Vergnügen macht!“

Die Kleine drückte ihre roßigen Lippen auf die dargebotene Wange und Hermann einen schallenden Kuß auf die andere, womit die heimliche Verlobung besiegelt war.

## 3.

Erst um neun Uhr Abends, als Tante Zettchen schon ungeduldig mit ihrem kleinen Festessen wartete, waren die beiden jungen Mädchen mit Stundengeben und Studiren fertig und konnten sich, nachdem sie ihre Alltagskleider mit sonntäglichen vertauscht hatten, Ruhe gönnen. Franziska, glücklich und dankesvoll über das, was der Morgen ihr gebracht hatte, leistete der Tante, die mit dem Strickzeug am sauberen Küchentische saß, Gesellschaft; Malwina stand auf dem Balcon und blickte in den Garten hinunter, ohne etwas zu sehen. „Ohne Dich,“ murmelte sie, Franziska's Worte wiederholend,





Markt in Utrecht. Nach einer Gouache von Friedrich Kallmorgen. — Siehe Seite 317.  
In der Preis-Concurrenz der Illustrierten Frauen-Zeitung durch ehrenvolle Erwähnung ausgezeichnet.



„das wissen wir sehr wohl, wäre Hermann nicht so früh zu einem solchen Amte gekommen; Du bist der Stolz, die beste Schülerin des Professors, durch Dich geschieht uns Allen nur Gutes! Ja, es ist Alles wahr, und er meint es in seiner Weise gut mit mir. Aber wo bleibt mein Dank? So oft sein Name mir in die Ohren hallt, ist mir's, als wollte mir der Kopf zerspringen vor Angst und Pein. In jede Harmonie drängt er sich und stört sie mir, bei jedem Tone denke ich an meine Verpflichtungen gegen ihn, und immer stehen mir die Summen vor Augen, welche ich ihm schulde, wenn ich mit Zahlen rechne! Oft wünschte ich nichts mehr zu sehen, nichts mehr zu hören von Allem, was mit ihm zusammenhängt, frei zu sein, mein Leben neu anzufangen, ohne ihn! Gestern glaubte ich die Last nicht mehr ertragen zu können; da sandte der Himmel mir eine Erquickung, jene Melodie aus dem Palmensaal. Es war wie ein Zeichen, daß er mich nicht verlassen wolle, daß er mir ansage, standhaft zu bleiben. Eine Melodie ein Halt, ein Lebensstift? Das ist wieder eins von den Räthseln, die in den Künstlerseelen liegen und nur von den wenigen gleichartigen Wesen verstanden werden. Wie dankbar bin ich Gott für diese Hilfe!“ Sie stützte die Arme auf die Brüstung des Balcons, den Kopf in die Hände, und die ungarische Weise glitt leise von ihren Lippen.

Im Zimmer hinter ihr war es inzwischen laut geworden. Man tauchte Begrüßungen aus, lebhaftere Bemerkungen flogen hin und her, eine Hand schlug ein paar Accorde auf dem Flügel an, und halb durch diese etwas verworrenen Laute, halb durch das Geräusch von näher kommenden Fußritten ward sie aus ihrer Träumerei wachgerufen.

„Malwe, sieh' hier!“ rief Hermann frohlockend, „Herr Arrany Wör schenkt uns auf ein Stündchen die Ehre seines Besuchs. Wir haben ihn aus seinem Concert geradeswegs hierher entführt.“

„Erlaubt das Fräulein mir, zu bleiben?“ sprach Arrany Wör mit einem unsicheren Blick in ihr Gesicht, dessen Züge in der Dämmerung, unter dem Nebendache des Balcons, nicht mehr deutlich zu erkennen waren.

„Sie dürfen sich überzeugt halten,“ fuhr Hermann fort, „daß ich ihr keinen willkommeneren Gast mitbringen konnte.“

„Nein, keinen,“ erwiderte sie zögernd und schüchtern, aber mit soviel Wärme, daß der Fremde aufathmete. „Ich sang eben im Geiste Ihre Melodie,“ fuhr sie fort, „und meine Gedanken waren im Wintergarten; daraus können Sie ersehen, wie froh wir sind, wie geehrt wir uns fühlen, Sie bei uns zu sehen.“

„Ich hatte also vollkommen Recht, Herr Kapellmeister,“ nahm Hermann wieder das Wort, wenn ich behauptete, daß wir in der Bewunderung für Sie eins sind. Aber jetzt, liebe Schwester, bitte Tante Zettchen, uns etwas zu essen zu geben. Herr Arrany Wör hat im Wintergarten ein großes Souper ausgeschlagen und darf bei uns wenigstens nicht hungrig bleiben.“

Damit schob er sie in's Musikzimmer, und es ist mehr als wahrscheinlich, daß er froh war, den ungebetenen Gast nicht selbst bei der Tante anmelden zu brauchen. In der Küche waren die Unterhandlungen über den betreffenden Fall schon im vollen Gange. Frau Kroll war empört, und noch ehe Malwina ihre Bitte vorbringen konnte, rief sie ihr entgegen: „Wenn der Mensch hierbleibt, setze ich keinen Fuß aus meiner Küche! Die heutige Jugend ist zwar anders, als zu meiner Zeit, was ich nicht ändern kann; aber Zigeuner lasse ich mir deshalb nicht in's Haus kommen. Und wenn er spielt, wie Joachim und Sarasate und Wieniawsky in einer Person, er bleibt ein Zigeuner, ein Heide, ein Kapenreffer, ein —“

„Dann müssen wir, so leid es uns thut, ohne Dich speisen,“ unterbrach Malwina sie sehr ernst. „Das Gastrecht ist, wie in deiner Jugend, auch heute noch etwas Heiliges, und wir dürfen es nicht verlegen.“ Sie ging ruhig hinaus und schloß die Thür. Als sie mit klopfendem Herzen zurückkehrte, sah sie den Fremden mit ihrem Bruder noch plaudernd auf dem Balcon stehen und half Franziska und Salewski das Abendessen aus dem engen, unfreundlichen Hoftübchen in's Musikzimmer auf den großen Sophatisch tragen.

„Es fehlt nichts, als ein paar Flaschen Wein und etwas kalter Braten,“ raunte Fränzchen dem eleganten Tafelbeder zu.

„In zehn Minuten bin ich damit hier!“

„Nehmen Sie diese fünf Mark!“

„Welche Beleidigung!“

„Um so besser! Und Du, Malwe, trage unterdessen die Geige hinaus. Von Musikern kann heute keine Rede sein. Schade, daß wir keine Berserkung für den Flügel haben!“

„Sei unbesorgt,“ lächelte Malwina, „ein Meister, wie Arrany Wör, wird von uns nichts hören wollen.“

Bald saß die kleine Gesellschaft, den fremden Künstler in ihrer Mitte, um den hellbeleuchteten und gutbesetzten Tisch. Hermann brachte auf geschickte Weise gleich zu Anfang Leben in den Kreis, indem er den Gast

in einer kurzen Ansprache willkommen hieß und seine Gesundheit trank. Die Uebrigen ließen jeder einen freundlichen Wunsch folgen.

Salewski: „Ich trinke auf die Million, welche Sie erzeigen werden, und auf die Dauerhaftigkeit Ihrer Nerven.“

„Mit so hohen Zahlen rechnen die Zigeuner nicht. Meine Nerven aber sind bis jetzt von Stahl!“

Franziska: „Möge die Begeisterung für Ihre Kunst ewig neu in Ihnen bleiben und Sie beglücken!“

„Das wird sie, solange ich atme!“

Malwina: „Ich wünsche, daß Ihr Spiel überall soviel Glückliche macht, wie hier. Und dann wünsche ich noch, daß Sie uns nicht zu lange warten lassen, bis Sie wiederkommen.“

„Wiederkommen? Kaum jemals! Forkas ist krank und nicht mehr jung. Er wird mit dieser einen Concert-Reise zufrieden sein. Sie müssen wissen, daß er mein Lehrer ist. Ihm verdanke ich Alles, was ich leiste.“

„In der Musik!“ rief Hermann, dessen Blicke voller Bewunderung an dem jungen Manne hingen. „Woher aber kommt all das Uebrige? Ihr ganzes Wesen beweist eine solche Cultur . . .“ Er brach verlegen ab, denn er sah daß Arrany's bräunliche Wangen sich tiefer färbten. „Ich bitte um Verzeihung, aber es muß doch interessiren, zu hören —“

„Das Uebrige,“ unterbrach ihn der Zigeuner, offenbar besangen, „hab' ich mir aus Wien geholt. Es giebt,“ setzte er nach einer kleinen Pause hinzu, „ganz gebildete Leute unter den ungarischen Zigeunern. Aber um von Forkas zu reden, so steht er mit seinem Verdienst um mich obenan.“

„Er muß ein wunderbarer Künstler sein,“ sprach Malwina.

„Und ein wunderbares Herz! Sie werden es vielleicht nicht glauben, aber es ist wahr.“

„Wir glauben Alles, was Sie sagen,“ erwiderte sie mit inniger Ueberzeugung.

„Dann,“ rief er freudig, „will ich Ihnen von Forkas erzählen, und wie es kam, daß er mein Freund und Lehrer wurde. Soll ich?“ Und auf die einstimmige Bitte des kleinen Kreises begann er also:

„Die hohe Tatra, das Paradies der Zigeuner, ist seine Heimath. Dies sind die Bergmauern, die der Himmel im Norden des schönen Ungarlandes aufgebaut hat, um den kalten Nordwind von ihm abzuhalten, und zu beiden Seiten schließen sich andere Gebirgskette an, von denen der eine südostwärts, der andere südwestwärts hinstreicht. In dieser Umfassung liegen die reichsten Weingüter und die Aeder, welche für ein Weizenkorn zweihundert wiedergeben. Vier Ströme verbinden sich und umziehen die hohe Tatra ringsum wie eine Insel mit einem Wellengürtel. An ihrer Südwand heißt er die Waag, und diese scheidet die hohe von der niedern Tatra, die vor ihr lagert und so das wonnige Thal bildet, in dem der blaue Strom dahinhinrauscht. Wer es einmal gesehen hat, den zieht es wieder dahin zurück, und wohin er auch gehen mag, er sehnt sich darnach. Im Sommer, wenn der Bergwald in der Sonnengluth einschlief und träumt, und das Harz in der Hitze seinen Wohlgeruch ausgießt; im Herbst, wenn die rothen Abendwolken über den Kamm jagen und die Tannen wie geängstigt im Winde ächzen und sausen; im Winter, wenn der Schnee schwer auf den Ästen lastet und die Kronen niederbeugt, und die erstarrten Quellen im Mondschein wie Silber blitzen, — zu all diesen Zeiten ist die Tatra schön, und am schönsten im Frühling. Dann verstreuen die Weiden im Thal und in den Schluchten zu Tausenden ihren Duft, in allen Zweigen singt, girt und zwitschert es, aber den ganzen Chor über-tönen die Lieder der Nachtigallen. Und der Zigeuner wirft sich in's Moos unter den Baum und liegt stundenlang, tagelang da und läßt sich von dem Locken, Jubeln und Klagen das Ohr betören und das Herz füllen, bis es übervoll ist und er aufspringt und zur Fidel greift, um, was er eingesogen hat, wiederzugeben. Sie Alle ahnen nicht, was dem Zigeunervolk der Wald, der Wind, die Vogelstimmen sind, und daß wir verschmachten und verderben, wenn wir uns nicht daran erfrischen können. Ja, glauben Sie, ich kenne keinen, es giebt auch keinen, der nicht das Leben in einem Palast für die Freiheit in der Natur hingeben würde.“

„Im Tatragebirge versteckt sich manch Zigeunerlager, aber auch um den Fuß herum finden sich viele, und man gönnt dem Volke den Verkehr in den Dörfern, weil sie Alles, was da wohnt, — die Deutschen, Ungarn und Juden, — mit ihrer Musik bezaubern. Besonders gut angefahren war dort der Forkas mit seinem Orchester. Mit diesem zog er jeden Herbst hinunter an's Gelände der Hegyalla, wo der Tokajerwein wächst, und hielt dort seine gute Ernte in Kreuzern und Gulden, sodaß er und seine Leute im Winter nicht zu stehlen brauchten und den Handelsjuden baar bezahlen konnten. Sie haben von der Weinernte um Tokai herum gehört? Nicht? O, das sind lustige

Tage! Alle Welt aus der Umgegend und die Großen von weither finden sich dazu im Städtchen Tokai und noch mehr im schönen Maad am Theißstrom ein. Dann hebt in dem stillen Nest ein stotteres Leben an. Auf den Dächern flattern Fahnen, aller Orten giebt's Buden mit buntem Kram, dazwischen Menagerien, Würfeltische, Carouffels, und was sonst mehr auf solchen Schauplatz paßt. In den Wirthshäusern wird geschmaust und gezecht, überall sind die süßen Trauben, der Most, der alte und der junge Wein ausgestellt. In den Zelten unter den Bäumen tanzen zur Zigeunermusik die Vornehmen, unter freiem Himmel die Bauern, und Keiner denkt an Schlaf, ehe das Freudenfeuer auf den Hügel verlischt und der Morgen anbricht.

„Zu einem solchen Feste ging meine Mutter mit mir, nachdem sie lange den Tod meines Vaters beweint hatte. Wir liebten die Musik, — o, wie sehr! — und ich weiß, es gab damals nichts Schöneres für mich, als am Abend, wenn die Sterne aufgingen, auf ihren Knien zu liegen und die Lieder anzuhören, die sie mir sang. Nun traf sich's, daß auch der berühmte Forkas in Maad war und sich dort jeden Abend in einem großen, schattigen Garten hören ließ. Dahin führte mich meine Mutter. Was soll ich Ihnen von seinem Spiele sagen? Ich habe keine Worte dafür. In der Nacht darauf lag ich, ohne zu schlafen, in meinem Bette, und als im Hause Alles still war, glaubte ich seine Geige wieder tönen zu hören, und mir war's, als rief sie herüber: „Komm, komm, Arrany, Du gehörst mir!“

„Am Morgen schenkte meine Mutter mir einen Gulden, für den ich mir kaufen sollte, was mir gefiel; aber ich hatte all meine Wünsche vergessen und trug das Geld noch in der Tasche, als wir am Abend wieder zum Forkas gingen. Der Garten war dicht gefüllt, aber beim Orchester fanden wir noch einen Stehplatz. Da hörte ich in der Pause die Leute um uns her viel Böses von den Zigeunern reden, und daß Geld ihnen lieber sei, als aller Beifall des Publicums. Ob mich dies ärgerte oder freute, weiß ich nicht mehr genau, vielleicht beides zusammen, aber ohne Besinnen drängte ich mich vor und hielt Forkas meinen Gulden hin.“

„Für mich?“ fragte er und lachte mich dabei lustig an.

„Ja!“ stotterte ich.

„Hast Du Angst vor mir, kleiner Kerl? Du zitterst ja wie ein Hase, hinter dem die Hunde her sind. Willst Du deinen Gulden wohl lieber behalten?“

„Nein, nimm, weil Du so schön spielst und das Geld lieber hast, als allen Beifall des Publicums!“

„Wer sagt das?“ rief Forkas und sah dabei wild um sich.

„Die Leute da!“

„Er runzelte die Stirn, rollte zornig die Augen und dachte ein Weilchen nach. Dann lachte er leise vor sich hin und sagte: „Sie haben nicht gelogen, die Leute da. Mit ihrem Beifall kann ich meinen Wein und meinen Gulasch und meinen Tabak nicht bezahlen. Darum behalte ich auch Deinen Gulden. Du sollst aber ein Stück dafür hören, — paß auf, mein Kerlchen, ein feines Stück, das spiel' ich Dir für Deinen Gulden. Komm her!“ Er setzte mich auf einen Tisch, der neben ihm auf dem Podium stand und begann.“

„Ich brauche Ihnen nichts weiter zu sagen; Sie kennen das Stück, die ‚Ungarische Melodie‘, eine echte, uralte Zigeuner-Melodie. Die Thränen rannen ihm aus den Augen, während er spielte, und das Publicum stand wie im Traume da, und als es wieder zu sich kam, regnete es Silbergeld von allen Seiten, ja es lagen Papierscheine und ein paar Goldmünzen dabei. Darüber jauchzte ich laut auf, indessen Forkas Alles ruhig einstrich, ohne einen Blick auf die Menschen zu werfen, die ihm Bravo zuriefen und wie toll in die Hände klatschten. Als er seinen Geldbeutel eingesteckt hatte, klopfte er mir vergnügt auf den Kopf, fragte nach meinem Wohnort, in dessen Nähe er zufällig hauste, und versprach mir, daß er mich im Winter besuchen wolle, um zu sehen, ob er einen Geiger aus mir machen könne, — Alles für den Gulden, den ich ihm gegeben habe. Er hielt Wort und wurde mein Lehrer. Zum Dank dafür bin ich mit ihm auf die Reise gegangen und pflege ihn, wenn die Gicht ihn einmal niederwirft. Er wurde erst krank, nachdem er sein Orchester schon monatelang eingespielt und unterhalten hatte; darum konnte er nicht zurück, ohne in große Noth zu gerathen.“

Hier brach Arrany Wör seine Geschichte ab. Seine Zuhörer hatten mit Spannung, als ob sie einem anziehenden Märchen lauschten, an seinen Lippen gehangen und dankten ihm mit den wärmsten Worten. Sie hätten gern noch mehr gehört, waren aber zu bescheiden, in ihn zu dringen. Nur Salewski machte einen Versuch. „Sie haben uns nur einen kurzen Abschnitt aus Ihrem Leben erzählt. Die Zeit in Wien —“

„Verzeihung, ich habe immerfort von mir gesprochen und weiß so wenig von Ihnen Allen. Soll ich Sie nicht näher kennen lernen? Zunächst durch Ihre Kunst! Wo haben Sie Ihre Instrumente? Da steht ein Flügel! Mein Fräulein,“ — er wandte sich an Malwina, —



„Können Sie Ihre Gastfreundschaft damit, daß Sie mir etwas spielen!“

„O nein! Es kann keine Freude für Sie sein. Ich bin noch mitten in meinen Übungen.“

„Spiel Du, Salewski!“ sprach Hermann. „Spiel mit Malwen den Chopin, welchen Du für Geige und Klavier arrangirt hast.“

„Ich werde mich hüten, vor diesem Meister zu geigen! Aber über ein Jahr, Herr Arrany Mör, wenn wir uns mit Erfolg haben öffentlich hören lassen, werden wir eine Tournee machen und Sie zu einem Concert in Wien einladen.“

„Ihre Hand darauf!“

„Hier!“

„Oder vielleicht,“ fuhr Hermann fort, „singt Fräulein Millner uns ein Lied, und ich begleite sie.“

„Aber Hermann, — aber Herr Günther, wollte ich sagen,“ entgegnete Fränzchen eröthend, „Sie denken wohl nicht daran, daß ich mich meiner Lehrerin gegenüber heilig verpflichtet habe, keinen Ton in Gesellschaft zu singen und weder einen Ball zu besuchen, noch Schlittschuh zu laufen!“

„Das gilt allerdings wie ein Schwur,“ sprach Arrany, über ihren Ernst lächelnd. „Aber Sie, mein Fräulein, spielen Sie! Ich gehe nicht eher.“

„Nimm die Cis-moll-Sonate, die Hauptnummer Deines Concertes,“ sagte Hermann, indem er den Flügel öffnete.

Mit einem Blicke, der die Bitte um Nachsicht ausdrückte, ging sie an das Instrument und begann. Es war ein klares, correctes Spiel bei vollkommen virtuoser Technik, — staunenswerth virtuos, wenn man die schmalen Hände, die feinen Handgelenke, die nur mäßig gerundeten Arme des jungen Mädchens darauf ansah. Von welchen Anstrengungen hätten diese zarten Gliedmaßen erzählen können, welche Geduldprobe hatten sie den Nischen-Anforderungen des modernen Klavier-Künstlerthums gegenüber bestehen müssen; und neben diesem Kraftaufwande des Körpers, welche Geistesarbeit hatte sich in diesem jungen Kopfe vollzogen, ehe er die Schwierigkeiten der Harmonie- und Compositions-Lehre überwand! Aber nun war die Staffel erkommen, auf der ein Athemschöpfen erlaubt schien! Die Sicherheit, mit der die junge Künstlerin ihre Aufgabe beherrschte, ließ keinen Zweifel daran. Und der Inhalt der großen Tonschöpfung, an die sie sich gewagt hatte, sprach er deutlich durch sie zu den Hörern? Nein! nein! Es fehlte nicht an der richtigen Stimmführung, aber von den Stimmen selbst ging nicht die Kraft der Ueberzeugung aus. Zuweilen ein Aufschwung von Gefühl, eine an Leidenschaft streifende Aufwallung, aber nichts, was darüber hinausging. Eine gewisse Zurückhaltung, ein Hauch von Kälte, etwas wie Zwang lag über dem Ganzen. Als sie den Mittelsatz, diese „Aeur entre deux abimes“, beendet hatte und den gefährlichen dritten Satz mit glänzender Fertigkeit in Angriff nahm, verließ Arrany Mör seinen Platz im Halbschatten des Fensters und stellte sich hinter ihren Stuhl, um die Bewegung ihrer Hände auf den Tasten zu beobachten. Sein Gesicht zeigte eine kühle Ruhe; die Aufmerksamkeit, mit der er dem Spiele zusah, war eine rein äußerliche. Seine Nähe schien Malwina nicht zu stören, und als sie aufstand und sich nach ihm umwandte, überließ sie ihm, als sei es ganz in der Ordnung, ihre Hand, die er erfaßte, um sie nach ihrem früheren Platz am Tische zurückzuführen.

„Die arme, kleine Hand!“ sprach er, von schnellem Mitleide ergriffen, „und wie kalt sie ist! Zu welchen Strapazen hat das Schicksal sie verurtheilt!“

Sie entzog ihm die Hand und erwiderte so stolz und abweisend, daß ihre etwas bellommen dasitzenden Gefährten überrascht nach ihr blickten: „Meine Hand ist stark und hat bei den schwersten Aufgaben noch nie versagt. Ich kenne keine Ermüdung.“

„Das ist richtig!“ setzte Hermann hinzu. „Ihr Meister hat eine Methode, nach der er die Gelenke schon und kräftigt. In unserem Conservatorium grassirt die Pianisten-Krankheit nicht. Bis jetzt hat noch kein einziger von seinen Schülern seine Lust zur Massage-Aur nehmen müssen. Das ist kein großes Verdienst. Mir scheint aber, liebste Malwe, daß Du die Mondschein-Sonate heute etwas zu „klassisch“ gespielt hast. Dein Professor geht doch wohl ein wenig zu weit in dem, was er die Ruhe der Objectivität nennt.“

„Die Mondschein-Sonate!“ rief mit Heftigkeit Arrany Mör. „Wie kann man eine Schöpfung, wie diese, und den Mond in einem Athem nennen!“

„In unsrer Kunstwelt ist sie unter diesem Namen bekannt.“

„Dann habe ich kein Recht, darüber zu streiten. Aber ich hätte längst nicht mehr hier sein müssen! Was wird mein armer Forlas von mir denken! Ich danke Ihnen Allen für den angenehmen Abend; und wenn Sie mehr von den Eigennern wissen wollen, so werde ich Ihnen ein Buch nennen, das studiren Sie.“

Er warf eine Zeile auf ein Blatt und gab es Sa-

lewski, der ihm zufällig zunächst stand. Nachdem verabschiedete er sich schnell von den beiden Mädchen und verließ in Begleitung der jungen Männer das Haus.

„Es war sehr unrecht von ihm, Dein Spiel nicht zu loben,“ schalt Franziska. „Ich finde es unartig! Da sieht man den Mangel an feinerer Bildung.“

„Nein,“ entgegnete Malwina in gedrücktem Tone, „er hat nicht lügen wollen.“

(Fortsetzung in nächster Nummer.)

Kochreuz verboten.

### Luisa Begas-Parmentier.

Eine Plauderei von Richard Vos.

Dierzu das Portrait von A. Schubert, Seite 337.

Ich war verstimmt, ernstlich verstimmt! Ich hatte soeben eines jener rothen Bändchen der Reclam'schen Universal-Bibliothek aus der Hand gelegt, und — ich war verstimmt! Tropdem das Buch vortrefflich geschrieben war, voller Geist und mit einer scharfen Beobachtung des Lebens, voller Lebenswahrheit und Lebenskenntniß, war ich ernstlich verstimmt. Ein guter Bekannter kam, entdeckte meinen Mißmuth und stellte mich darüber zu Rede. Ich gab ihm schweigend jenes Bändchen; er las den Titel laut ab: „Künstler-Ehen“ von Ernst Daudet.

Mein guter Bekannter sah mich fragend an: „Und diese Lectüre hat Sie —“

Ich nickte: „Sprechen Sie es nur aus, die Lectüre dieses Buches hat mich verstimmt, ernstlich verstimmt!“

„Ich hörte diese Geschichten stets rühmen.“

„Sie verdienen gerühmt zu werden, denn sie sind vortrefflich erzählt. Kennen Sie das Daudet'sche Buch nicht?“

„Nein.“

„Eine Reihe von Erzählungen, Skizzen, novellistischen Plaudereien, in denen der Autor sich bemüht, zu beweisen: es gäbe schließlich keine glücklichen Künstler-Ehen, es könnte gar keine glücklichen Künstler-Ehen geben. Der Verfasser scheint daher zu dem Schluß zu gelangen, also auch seine Leser davon überzeugen zu wollen, daß, weil Künstler-Ehen überhaupt selten oder niemals glücklich ausfallen, solche Ehen niemals geschlossen werden sollten.“

„Und Sie sind anderer Ansicht?“

„Anderer Ansicht? Aber ich bitte Sie! Sind Sie etwa nicht anderer Ansicht?“

„Nun ja; indessen —“

„Nehmen Sie doch an: In diesem wirren Leben begegnen sich zwei Menschen; Beide reich begabt, Beide producierend, Beide Künstler. Es scheint mir so natürlich, so naturgemäß, daß gerade diese Beiden gegenseitig sich angezogen fühlen, daß gerade sie sich verstehen, gerade sie sich mit einander verbinden möchten und einander zu ergänzen streben. Und nun sollen solche Ehen, die auf einem geistigen Felsen gegründet scheinen, sollen gerade solche Bündnisse von Mann und Weib, diesem Herrn Franzosen zufolge, naturgemäß unglücklich ausfallen?! Und alle Welt geberdet sich, als ob das durchaus selbstverständlich wäre. Da heißt es: „Wie die X. unglücklich mit einander leben! — O wirklich?“ — „Nein Gott, wundert Sie das?“ — „Durchaus nicht! Das war voranzufahren! Das kommt von solcher Künstler-Ehe!“

„Sie ereifern sich.“

„Das thue ich jedesmal, wenn die Rede auf dieses Thema fällt. Als wäre eine unglückliche Künstler-Ehe, die man so leicht annimmt, so durchaus selbstverständlich findet, nicht etwas ganz besonders Trostloses und Unwürdiges! Bedenken Sie doch: zwei begabte Menschen, denen gerade ihre Talente zum Unglück gereichen! Und nun muß mir auch noch dieser Daudet mit seinen Geschichten kommen, darin dieser Herr allen Ernstes auspricht: eine Künstler-Ehe ist von Uebel, muß von Uebel sein.“

„Sie kennen also glückliche Künstler-Ehen? Sie kennen viele glückliche Künstler-Ehen?“

„Viele —“

„Warum hoden Sie?“

„Warum hoden Sie mir gleich in's Wort? Ich kenne genug glückliche Künstler-Ehen; ich will mich nur besinnen.“

„Lassen Sie sich nicht stören! Besinnen Sie sich! Ich blättere unterdessen im Daudet. Da fällt mir ein —“

„Eine glückliche Künstler-Ehe?“

„Eine glückliche Künstler-Ehe! Triumphiren Sie nur. Ihre-Willen freut es mich.“

„Sie sind ein edler Mensch. Wer aber sind die Glücklichen?“

„Speisen Sie nicht heute Abend bei D. . . .?“

„Wir treffen uns dort.“

„So sollen Sie noch heute Abend die beiden Glücklichen, die eine Ausnahmungs-Ehe führen, kennen lernen.“

„Wohl verstanden, eine Künstler-Ehe?“

„Eine Künstler-Ehe.“

Ich war der Erste, der am Abend in den Salon trat; ganz gegen meine Gewohnheit hatte ich mich verfräht, und das um eine volle Viertelstunde. Ich war sehr zerknirscht, aber die Dame des Hauses verzeh mir. Wir setzten uns in ein kleines Gemach, das in Teppiche, Sidercreien, alterthümliche Gemebe und Spitzen gleichsam eingehüllt war: der behaglichste Plauderwinkel. Was konnten wir also Anderes thun, als plaudern, auf das Behaglichste plaudern? Mit jenem Lächeln, welches ich auf dem schönen Gesichte vor mir so gern sehe, — bringt es doch dem, welchem es gilt, stets etwas Gutes, sodah es von mir als ein glückliches Omen betrachtet wird, — mit ihrem strahlendsten Lächeln sagte meine liebe Wirthin:

„Mit Ihnen habe ich es diesen Abend ganz besonders gut im Sinne; denke ich Ihnen doch nichts Geringeres zu, als die lebenswürdigste Frau Berlin's zu Tische zu führen.“

„Dann also Sie.“

„Sie vergessen, daß Sie meinem Namen ein anderes Ad-jectiv beigegeben.“

„Ja, das der besten Frau, aber nicht nur Berlin's, sondern unter der Sonne. Und die Klügste und — Sie jedoch sind weder mit der „Klügsten“ noch mit der „besten“ Frau sonderlich zufrieden.“

„Weil ich lieber die lebenswürdigste wäre. Es giebt so viele gute und beste, kluge und klügste Frauen unter der Sonne!“

„O bitte! Indessen —“

„Indessen sprechen wir von jener lebenswürdigsten.“

„Die ich zu Tische führen soll? Sprechen wir von ihr! Wer ist sie?“

„Frau Begas-Parmentier. Wer sollte sie anders sein?“

Ich wiederholte: „Wer sollte sie anders sein?“ Ich mochte dabei ein etwas verbläfftes Gesicht machen, denn die „beste“ aller Frauen lachte mich aus. Dann meinte sie mißbilligend: „Sie sind doch bereits lange genug in Berlin, um gehört zu haben, daß Frau Begas-Parmentier die —“

„Lebenswürdigste Frau Berlin's ist?“

„Ganz recht.“

„Man hat es mir hundertmal versichert; aber Sie wissen ja —“

„Ich weiß, besondere Charakter-Eigenschaften: Mißtrauen.“

„Ich muß die besonderen Charakter-Eigenschaften acceptiren. Uebrigens kenne ich die Lebenswürdigste längst.“

„Nun ja, als Künstlerin.“

„Meine ganze Hochachtung! Sie wissen, eine andere meiner besonderen Charakter-Eigenschaften ist, daß ich außer Stande bin, einem Kunstwerke, sei es Statue oder Gemälde, kritisch gegenüber zu stehen; ich muß mir daran genügen lassen, das Werk zu empfinden. Unter uns; ich bin in dieser Beziehung gern genügsam. Nun denn, die Gemälde von Frau Begas-Parmentier habe ich mit allem Behagen, mit voller Freude empfunden, — als schön empfunden! Welche Zartheit der Auffassung und welche Kraft der Darstellung! Ich freue mich wirklich herzlich, Ihre Freundin kennen zu lernen, und bin bereit, mich ihrer Lebenswürdigkeit auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Auch habe ich ihr zu danken; — welchem Künstler hätte man das nicht? Dieser Künstlerin aber habe ich ganz besonders zu danken. Warum, das haben Sie natürlich bereits errathen. Und Sie haben recht gerathen. Meine besondere Dankbarkeit für Frau Begas-Parmentier gilt ihren italienischen Landschaften. Ich habe lange genug in Italien gelebt, um Italien zu kennen, namentlich Italiens Natur, Italiens Sonnenschein, Italiens Himmel, Farben und Luft. Wenn ich nun hier im kalten, grauen Norden bin, und wenn ich in einer Ausstellung einer italienischen Landschaft Ihrer Freundin begegne, so wird mir bei dem Anblick derselben sofort ganz heimathlich zu Muth, ganz venezianisch-traumhaft, oder römisch-erhoben, oder einfach capresisch-glückselig. Abdann ruht mein sehnsüchtiges Gemüth zugleich in einer Gondel; ich gleite durch Benedig's Wasserstraßen dahin, — bis hinaus auf die weite, schöne, herrliche Lagune. Ich höre das Rauschen und Raunen der dunklen Fluth am Kiel, den staggischen Ruf des Gondoliers bei der Einfahrt in einen Kanal; Paläste, Kirchen, traumhafte Plätze und Plätze, Gassen und Gäßchen, Winkel und Winkelchen gleiten an mir vorüber. Hier dunkelt hinter einer Mauer eine einsame Cypressen auf, dort stürzt sich ein leuchtender Blüthenfall von Nesten und Rosen über die Marmorbrüstung eines Balcons hernieder. Genug, die Bilder Ihrer Freundin betrachten, fühle ich mich, bin ich in der Lagunenstadt. Das ist venezianische Stimmung, venezianisches Licht, venezianisches Colorit, — venezianische Schwermuth. Oder ich sehe die Sonne Siciliens scheinen, das apulische Meer blauen, den Himmel Taormina's glänzen. Und welche Blumenpracht! Es ist der volle Süden, des Südens Glanz, des Südens Luft, es ist des Südens ganze Jubelergewalt, die ich in diesen Gemälden empfinde. . . . Sie lächeln?“

„Ich freue mich; Sie sind ja ganz begeistert. Ich freue mich herzlich. . . . Was haben Sie?“

„Mir fuhr plötzlich etwas durch den Sinn: Ist etwa Ihre Freundin Luisa Begas-Parmentier und Ihr Freund Adalbert Begas das berühmte glückliche Künstler-Ehepaar?“

„Das glücklichste unter der Sonne. Oder sind Sie wieder mißtrauisch? Dann mühte ich doch ernstlich bitten —“

„Aber ich bitte Sie! Ich habe gar nichts gesagt; ich sage gar nichts; ich freue mich auch, und das herzlich. Wenn Sie mir etwas versichern, — und das so ernstlich! — so glaube ich Ihnen Alles! Und wenn Sie wähten, wie gern ich Ihnen auf das Ernstlichste glaube! Immer noch haben wir fünf Minuten zu plaudern; wollten Sie mir nicht erzählen —“

„Von dem Künstler-Ehepaar Begas?“

„Zuerst von Ihrer Freundin. Frau Begas-Parmentier ist natürlich Wienerin?“

„Warum natürlich? Etwa weil sie so ausbändig lebenswürdig ist?“

„Dieses Mal sind Sie mißtrauisch.“

„Ich will das nicht weiter untersuchen, mein Herr. In der That; Frau Begas-Parmentier ist Wienerin, — natürlich! Sie sollen noch mehr erfahren: Frau Begas-Parmentier ist die Tochter des Ministerialraths von Parmentier, in dessen Haus die Luft der schönen Künste wehte, — wie sich poetische Referenten darüber äußern würden. Es würde mich durchaus nicht wundern, wäre Frau Luisa unter den Klängen einer Beethoven'schen Symphonie, gleich mit Palette und Pinsel ausgestattet, zur Welt gekommen: so, Du bist für Dein ganzes Leben versorgt! Es war durchaus natürlich, daß die kleine „Luis“ Künstlerin wurde; es ging gar nicht anders. Um im Referenten-Stile fortzufahren: Der bekannte Landschaftsmaler F. I. Schnidler war ihr Lehrer; mit dem bekannten F. I. Schnidler ging sie auch nach Tirol und Benedig. Und durchaus natürlich war es, daß für dieses schöne, starke Talent Italien die Entscheidung brachte. Wie aber Italien ihr in der Kunst ihr Allerbestes gab, so auch in ihrem Leben: in Rom lernte sie ihren Mann kennen, Adalbert Begas.“

„Also der Vermittlung der Bella Italia haben wir diese famose Künstler-Ehe zu danken.“

„Sie sehen, Alles in der Entwicklung meiner Freundin ist gesund, tüchtig, kraftvoll, ist normal: ein Talent, das sich selbst kennt, das mit dieser Selbsterkenntniß auf festem Boden steht, das unablässig arbeitet, unablässig strebt und vorwärts bringt, und das nie mit anderen, als mit den vornehmsten Mitteln. Wie werden Sie bei ihr einem Haichen nach Effect begegnen, wie einem Hervordrängen ihrer Persönlichkeit, einem Bemühen, durch Notiv oder Ausführung um jeden Preis in die Augen zu fallen. Dabei ein Verschmähen jeder Art von Technik, welche nicht aus einer gründlichen Schule hervorgegangen. Das sind heutigen Tages Seltenheiten, lieber Freund, das sind Ausnahmen. Und dann, — Sie sollten Sie kennen lernen, in ihrem gemeinschaftlichen Atelier mit ihrem Manne zusammenarbeitend, in glücklicher Gemeinschaft und Collegialität.“

„Wirklich? Wie lebhaft Sie sind!“

„Weil ich es gern einmal ausspreche: meine Freunde, wie die Weiden, Staffelei an Staffelei, mit einander leben, sich einander fördernd und, wo es Noth thut, sich einander ergänzend. Meine Freundin hat viel von ihrem Manne gelernt; sie lernt ununterbrochen von ihm. Seit sie die Frau von Adalbert Begas ist, hat sie der Natur gegenüber eine viel



freiere, feinere und zugleich größere Anschauung gewonnen. Noch stärker zeigt sich der Einfluß ihres Mannes, was ihre Composition anbetrifft. Genug, Sie müssen die Beiden kennen lernen und . . .

Es schlug sechs Uhr. Wir mußten unsere Plauderei unterbrechen, es kamen Gäste.

Nach dem Diner trat ich zu meiner guten und klugen Freundin, um mich bei ihr zu bedanken: „Für die Nachbarschaft!“

„Was habe ich gesagt?“

„Lange nicht genug! Diese liebenswürdigste Frau Berlin's ist ja die liebenswürdigste Frau unter der Sonne.“

Einige Tage darauf begab ich mich in die Genthinerstraße. Dort, in dem Villenhofe, hauste das Künstler-Ehepaar, eingewohnt in die kleinste und behaglichste aller kleinen und behaglichen Berliner Wohnungen. Ich fürchtete, ungelegen zu kommen, denn es war gerade ein Schülertag, und der Salon war für die jungen, lernbegierigen Damen in ein Atelier umgewandelt worden. In dem Cabinet, wo ich wartete, hörte ich die Stimme der Lehrerin, die von einer Staffelei zur andern ging und in einem, für mich ganz unwiderstehlichen „Wienerisch“ hier lobte, dort ermahnte. Da geschah es, daß sich etwas wie Reid in mir regte. Der liebenswürdigste aller Lehrerinnen zührend, mußte ich der vielen, vielen Hauslehrer, — würdige Candidaten der Theologie, — gedenken, welche so viele Jahre hindurch den lobenswerthen Versuch gemacht hatten, mir etwas beizubringen, — irgend etwas! Bei diesen Reminiscenzen aus meiner Jugendzeit erfaßte mich ein heiliger Jörn; ich erklärte es in meiner Seele für eine schände und heimtückische Einrichtung, daß angebende Poeten in der Mathematik und Algebra nicht von einem Theile des ewig Weiblichen unterrichtet würden, notabene: von einem solchen liebenswürdigen Theile, in einem solchen gemütlichen, graziosen, eben einfach unwiderstehlichen Wienerisch. Man denke sich in dieser Schule den pythagoräischen Lehrsatz erklärt: Bei einem rechtwinkligen Dreieck ist die Summe der Quadrate der beiden Katheten gleich dem Quadrat der Hypotenuse!

Es wäre ein Genuß, ein reiner Genuß!

Als die Lehrstunde, welche in meiner Brust solche Empfindungen weckte, vorüber war, ward ich in das Atelier geführt. Wahrhaftig, da standen die beiden Staffeleien; auf das Friedfertige standen sie bei einander, — ziemlich nahe bei einander, wie ich constatieren muß. Hier das Portrait eines schönen Kindes in rothem Sammet, — das war Er! Dort ein prächtiges Stillleben, eine Fülle leuchtender Blüten und Knospen, — das war Sie! Ich stand kaum eine kurze Weile vor den beiden Staffeleien, als es mir bereits sehr natürlich, ganz selbstverständlich, ja dringend notwendig vorkam, daß Er und Sie bei einander waren, — so nahe bei einander! Und nachdem ich wiedergekommen, nachdem ich oft wiedergekommen, vermochte ich mir schließlich gar nicht vorzustellen, wie Er und Sie in einem Atelier nicht hätten beisammen sein sollen, — sehr nahe beisammen! Schließlich kam der Tag, wo ich meinen guten Bekannten einlud, mit mir zu lunchen, und wo wir gemeinschaftlich bei einer Flasche Burgunder jenes gewisse rothe Bändchen aus der deutschen Universal-Bibliothek, — Ernst Dauder's Künstler-Ehen, — feierlichst in den Papierkorb zu dem Uebrigen thaten. Es war ein großer Moment. Zu meinem nicht geringen Aerger machte mein guter Bekannter ein ganz infames Gesicht:

„Diesmal hatte Dauder entschieden Unrecht; dieses eine Mal! Denn diese Beiden sind in der That —“

„Das glücklichste Paar unter der Sonne.“

„Tropdem Beide Künstler sind. Es ist seltsam, ganz seltsam.“

„Aber es ist so.“

Ich behielt doch das letzte Wort. Ja, oft kam ich in die Genthinerstraße, zu den beiden glücklichen Ausnahmen. Entweder zur transtischen Atelier-Plauderei in stillen Stunden oder zu einer jener kleinen, reizvollen Gesellschaften, welche unter Freunden und Bekannten des gastlichen Hauses den Ruf haben, daß sie zu den bestverbrachten Abenden einer Berliner Gesellschafts-Woche gehören.

Das letzte Mal, daß ich mit Frau Vegas und ihrem Gatten zusammentraf, war vergangenes Jahr auf Capri: Albergo Pagano, natürlich! Gleich nach meiner Ankunft führte man mich voller Triumph in die neue „Sala di pranzo“ jener wunderlichen, von allen Gasthäusern der Erde am meisten in Wort und Farbe gefeierten Künstler-Herberge. Der neue Speisesaal ist nämlich der Stolz des Danies Pagano. Deutsche Künstler, eine lustige Tafelrunde, vermochten den Anblick der vier paradieisch nackten, blüthenweißen Mauern nicht länger zu ertragen. Man denke auch: Künstler und weisse Wände! Das war fröhliche Arbeit; wer da war, mußte helfen. Jeder Einzelne erhielt ein Stück unbedeckten Raumes zugewiesen, jeder Einzelne konnte auf Pagano's schneeigen Mauern ein Stück Unsterblichkeit gewinnen. Das gab einen Wettstreit!

Natürlich hatte auch unsere Künstlerin das Ihre dazu getan, Pagano's Sala di pranzo zu einem Kreuz im Bädersee zu verbessern; den etwas kraftvollen Thaten der Männer hatte sie die Anmuth der Frau beigelegt. Ich fand sie logisch heraus; jene Rosenmenge, die sich von der Gartenmauer herabblüht, das war Sie, und es war ein ächter Vegas-Parmentier!

Dort war auch an der Wand ihre Silhouette. Unsere Künstlerin im Profil, wie sie leibt und lebt, und ganz nahe bei ihr natürlich — Er! Wie im Berliner Atelier Staffelei neben Staffelei, so an Pagano's Wand Portrait neben Portrait.

Das war eine Freude, — nämlich unsere Künstlerin auf der Sirenen-Insel im Albergo Pagano unter ihren Kollegen zu sehen. Selbst der würdige und biedere Pepino, dessen Lebensberuf darin bestand, den Gästen der Casa Pagano Mittag für Mittag, Abend für Abend mit unveränderlich erhabener Miene die gebratenen Fische und das Roßbeef zu serviren, selbst diese männliche Fierde Capri's machte den Versuch, weniger düster und streng zu blicken, wenn er sich mit seiner Schüssel dem Platz unserer Künstlerin näherte. Ja, einmal sah ich ihn lächeln. Die Primadonna assoluta des Albergo Pagano sprach mit ihm, lobte ihn und — wahrhaftig! — Pepino lächelte. Was nun gar unseren diemenden Knaben, Amibale, anbetraf, dessen antiken Helmbenamen Meister Breitbach schlemmigt in sein geliebtes Berlinerisch als „Hanepiepel“ übertrug, so soll es vorgekommen sein, daß dieser braune, plegmatische Capresen-Jüngling sich außer Athem gelaufen, wenn es galt, Donna Luisa einen calo novo oder eine acqua di Seltz oder eine Limonata zu beschaffen.

Es war eine vollständige kleine Ausstellung capresischer Skizzen und Studien, welche die Künstlerin in den drei Frühlingmonaten zu Wege gebracht. Und wie hatte sie der alten Zaubereinsel ihre sirenische Natur abgeläuscht! Der Schönen

geheimste Reize, die sich hinter Felsen und Mauern, in Höfen und Nebengängen verbergen, waren von ihr auf die Leinwand gebracht worden, auf welcher capresischer Himmel leuchtete, capresischer Frühling erblühte.

Als die beiden Berliner Künstlerpaare: Vegas und Breitbach abreisten, gaben die Paganesen den Scheidenden eine kleine Abschiedsfeier. Unter den Palmen und den Rebenauben sprühte und glühte es, aber in der Halle stand einsam der braune Capresen-Jüngling mit dem alten Helmbenamen; mutterseelenallein stand er da, ein Glas Pflirsch-Bowle in der Hand, mutterseelenallein leerte er seinen duftenden Kelch, mutterseelenallein ließ er seiner Behmuth und seiner Begeisterung freien Lauf: „Evviva Donna Luisa!“

Nachdruck verboten.

### Das Museum für Völkerkunde in Berlin.

Von Oscar Cordel.



an hat unser gegenwärtiges Zeitalter von allen möglichen Gesichtspunkten aus zu charakterisiren gesucht und ihm dementsprechende Bezeichnungen beigelegt; der Eine sieht in ihm das Zeitalter des Dampfes und der Electricität, der Andere dasjenige des Papierses, der dritte will das Assoziationswesen als vornehmstes Kennzeichen gelten lassen u. s. w. Ebenso richtig, wie durch jene Beinamen, könnte man die Gegenwart als das Zeitalter des Sammelns oder der Sammlungen kennlich machen. Wenn man beobachtet, wie sie aufstehen allerorten, den Wägen gleich, die Wägen aller Art, gefüllt mit wertvollen und bedeutamen Gegenständen aus den verschiedensten Gebieten der Wissenschaft, Kunst und Technik, so wird man keinen Augenblick zweifelhaft bleiben können, daß die in ihnen sich verförpernde Thätigkeit des Sammelns, d. h. des planmäßigen, zweckbewußten Sammelns, eine besonders bemerkenswerthe Seite unserer jüngsten Jahrzehnte bildet.

Die deutsche Reichshauptstadt steht, was ihre Sammlungen und deren Fortschreiten anbelangt, mit in erster Linie unter den Großstädten der Erde. Entsprechend der neuerdings so rasch geförderten Entwicklung der Stadt überhaupt, nimmt auch die Zahl ihrer Museen überraschend zu, und am Ende dieses Monats wird wiederum eine, und zwar eine der glänzendsten dieser Anstalten der Oeffentlichkeit übergeben werden, das Museum für Völkerkunde.

Wer diese Zeichnung zum ersten Male vernimmt, der könnte ungewiß sein über das, was er sich unter ihr zu denken hat, welche Völker und welche Seiten derselben uns denn eigentlich jenes Museum vorführen soll. Die Antwort lautet: es sollen, in erster Linie wenigstens, die sogenannten Naturvölker, weiter aber alle diejenigen Völker, welche ihre ursprüngliche, ihre „nationale“ Eigenart in Religion, Sitte, Leben und Kunst bewahrt haben, die noch nicht von unserer europäischen Cultur befecht sind, vertreten sein, und zwar durch Alles, was geeignet ist, eine Anschauung von dieser Eigenart zu geben, also durch Abbildungen und Modelle einerseits, durch Proben ihrer Kleider und Geräthe, Schmuckstücken und Waffen, Cultur-Gegenstände und gewerblichen Erzeugnisse andererseits. Das wäre nun an sich schon sehr interessant und lehrreich. Aber es wird noch ungleich interessanter und lehrreicher durch die tieferen Absichten, welche die Wissenschaft mit dem Studium dieser Sammlungen verbindet, und da diese innerliche Seite der Sache unaussprechlich zusammenhängt mit dem Director gerade des Berliner Museums für Völkerkunde, dem Professor Adolf Bastian, der zuerst und am ernstlichsten diesen Punkt in das Gesichtsfeld der Forschung rückte, so sei das Nöthige erörtert an einer Skizze seines Wirkens.

Nach Dr. Livingstone's Kühnem Kreuzzuge durch den Süden des afrikanischen Continentes und Dr. Barth's sorgfältigen Forschungen in seiner nördlichen Ausdehnung bleibt der zu beiden Seiten des Aequators in Afrika sich hinziehende Gürtel fast das einzige Gebiet, in dem der Fuß unserer furchtlosen Pioniere noch nicht vorgebrungen ist. Und doch ist es gerade hier, wo die wichtigsten der für die Geographie noch zu lösenden Fragen ihre Antwort zu finden haben. Dort allein können die Quellen des Nil und des nördlichen Congo den Durst des Forschers stillen, dort muß das Räthsel des Komr-Gebirges zur endlichen Entscheidung gebracht werden. Trotz solcher vielversprechenden Aussichten ist für diesen Theil Afrika's bis jetzt nur wenig geschehen.

Diese Worte schrieb Adolf Bastian in seinem 1859 erschienenen Werke: „Ein Besuch in San Salvador, der Hauptstadt des Königreichs Congo.“ Dierzehn Jahre später erfolgte die Gründung der „Deutschen Gesellschaft zur Erforschung Aequatorial-Afrika's“ durch Bastian und damit der Beginn jener Periode deutscher Entdeckungszüge durch das unbekannte Gebiet, die sich den fruchtbarsten und interessantesten aller Afrika-Reisen ebenbürtig anschließen und an sensationellem Reize nur von der heroischen Congo-Fahrt Stanley's übertroffen werden.

Sehr richtig hatte Bastian, der geistige Urheber aller dieser Unternehmungen, dahin gewirkt, daß dieselben die Westküste des schwarzen Erdtheiles zum Ausgangspunkte nahmen, während früherer Reisende regelmäßig von Osten nach Westen vorgezogen waren. Bastian machte geltend, daß im Osten der Einfluß der arabischen Händler, welche hier tief in das Land hineindringen, die Ursprünglichkeit und natürliche Eigenart der Bevölkerung bereits vielfach angetastet und verwischt, die schwächliche Herrschaft der Portugiesen dagegen ähnliche Revolutionen in den westlichen Gebieten nicht hervorgerufen habe. Gelingen es, über den damals als eine Art chinesischer Mauer angelegenen Kuango zu kommen, so werde Inner-Afrika dem Forscher offen daliegen, und hier sei eine Ausbeute ethnologischer Werthe zu machen, wie vielleicht nirgends anders mehr auf der gesammten Erde, weil hier noch die ursprüngliche Cultur der Eingeborenen mit ihren religiösen und socialen Anschauungen, Sitten und Gebräuchen, Lebens-Gewohnheiten und Kunstfertigkeiten in ihrer vollen Reinheit erhalten geblieben sei.

Diese besondere Rücksichtnahme auf die Bevölkerung des Landes bezeichnet die Richtung, in welcher Bastian's wissenschaftliches Streben sich hauptsächlich bewegt. Den Geographen überläßte der Ethnograph, die bloße Gestaltung der Erde trat für ihn mehr und mehr in den Hintergrund des Interesses und machte dem Menschen Platz, dem Naturmenschen speziell, der, noch unberührt von fremden Cultur-Elementen, das bewahrt hat, was der eigenartige Lauf seiner Entwicklung in und an ihm zeitigte, und der deshalb am getreuesten den naturgesetzlichen Gang der psychologischen Prozesse widerspiegelt, wie sie den Menschen aus rohen Ursprüngen allmähig zu dem machten, als den wir ihn heute in seiner Gesamt-Erscheinung vor uns sehen.

Mit voller Betonung wies Bastian darauf hin, daß nur an diesen einfachen Völkern mit Erfolg angefaßt werden könne, wenn es sich darum handle, den „Menschen“ verstehen zu lernen. Gerade wie das Studium der Aegypten mit ihren primitivsten Verhältnissen uns den Schlüssel verschafft habe zur Erkenntniß der höher organisirten Pflanzenwelt, so seien jene Aegypten der Menschheit, die Naturvölker, die gebotenen Ausgangspunkte für die Entzifferung der complicirten Erscheinungen, welche die von der verwirrenden Ornamentik der „Cultur“ überwucherten höherstehenden Völker darbieten. Und namentlich, wenn die Vorgeschichte unserer europäischen, sowie der civilisirten Völker überhaupt entziffert werden solle, wenn der Versuch unternommen werde, das Dunkel vergangener Jahrtausende zu erhellen, welches unsere eigenen Urahnen umhüllt, so werde die Kenntniß der Naturvölker, derjenigen also, die sich auf ähnlicher Stufe der Entwicklung noch heute befinden, wie jene in grauer Vorzeit, uns die Fackel herleihen, dieses Dunkel zu durchdringen.

Aber die Naturvölker schwinden kühnend dahin. Ueber die Inselwelt Oceanien rast wie ein ungeheurer Brand die verlengende Flamme der „Cultur“, vor welcher die Eingeborenen widerstandslos vergehen. Ein Völkersterben ohne Gleichen ist dort die Folge der Berührung mit dem weißen Manne, und schlimmer als der physische Tod ist der psychische, das rasche Verwehen der überkommenen Eigenart, womit jene interessanten Völker, selbst wenn sie physisch erhalten bleiben, den bezeichneten Werth für die Wissenschaft vom Menschen verlieren. Keuhlich steht es in Amerika, und da, wo die Klasse zäher ist, als in Afrika, liegt die Gefahr eben lediglich in dem letzteren Umstände, dem Verlusste der physischen Originalität. Von dem Augenblicke an, wo der christliche Missionar den Kampf mit dem Medicinmanne und den Fetischen aufnimmt, wo englische Rattune an die Stelle der von den Frauen des Stammes gefertigten Bastgewebe treten, wo englische Klinten und Hamburger Pulver Feil und Bogen zu verdrängen beginnen, ist der Volkstamm für die Ethnologie nur noch eine Ruine, die wohl hier und da eine spärliche Nachlese ermöglicht, aber im Ganzen nur noch dem Bedauern Platz giebt, daß man nicht früher der Wissenschaft den Schatz gefischt, den sie hier hätte bergen können, und der nun verloren gegangen für immer.

Und weil dem so ist, so gilt es, ohne Säumen zu retten, was noch gerettet werden kann. Ein fieberhaftes Sammeln begann. Die religiösen Vorstellungen, soweit dieselben bei der Scheu, mit welcher sie in der Regel gehütet werden, zu ermitteln sind, die Sitten und Gebräuche, die Traditionen und Sagen auf der einen Seite, die Cultus-Geräthe, Fische, Waffen, Kleider, Schmuckstücken, Hausgeräthe, Werkzeuge, figurliche Darstellungen und Aehnliches auf der anderen, bildeten den Gegenstand der Aufmerksamkeit. Modelle von Wohnungen und Fahrzeugen kamen hinzu und endlich die Schädel, Stele, Gesichtsmasken und Photographie der Menschen selbst, — Alles zu bleibendem Aufenthalte in Bibliotheken und Museen, wo Generationen von Gelehrten zu thun haben werden, zu sichten und zu deuten, was der Eifer der Reisenden an Stoff zusammengetragen.

„Material brauchen wir, nicht Theorien.“ So sagte Bastian, und er hatte Recht. Was nützt eine noch so geistvoll erdachte Hypothese, wenn sie auf unzulängliches Material aufgebaut ist und am nächsten Tage durch einen neuen, unerwarteten Fund umgestoßen werden kann? Wohl drängt der menschliche Geist nach Deutung jeder ihm auftretenden Thatsache; aber die kritische Forschung soll sich dessen bewußt bleiben, ob der vorliegende Stoff schon ausreicht, um das Gebäude einer wissenschaftlichen Theorie auf ihm zu errichten. Und in einer Wissenschaft, wie die Ethnologie, die, kaum geboren, auch schon das Ende des Zeitabschnittes vor sich sieht, der ihr die Quellen ihres Daseins liefert, hat man nicht Zeit, sich in Abstractionen zu vertiefen; man muß vielmehr rasch zugreifen, um jene Quellen noch in zwölfter Stunde zu erschöpfen.

Adolf Bastian mahnte unermüdlich, diese letzte Stunde nicht verstreichen zu lassen. Auf seine Anregung trat in Berlin das „Ethnologische Comité“ zusammen, eine Anzahl von Männern der Wissenschaft, welche Reisende in die noch unbekanntesten Gebiete der Erde aussandten, um zu sammeln. Bastian selbst, der zwanzig Jahre seines Lebens auf großen Reisen zugebracht, der fast jeden Punkt des bewohnten Erdballes aus eigener Anschauung kennt, war der geeignete Mann, diesen Reisenden genaueste Anweisungen zu ertheilen über das, was sie vornehmlich in's Auge zu fassen haben. In erster Linie stehen ihm die Beziehungen der Völker zur Religion. Hier spiegelt sich die Volksseele am sichersten wieder; hier gelingt es der vergleichenden Forschung am ersten, den „Völkergedanken“ zu erfassen. Aber auch die sonstigen, obengenannten Momente sind nicht zu unterschätzen. Die typische Uebereinstimmung von Verzerrungen in Geweben, in der Topographie, — spricht sie nicht für eine Verwandtschaft der geistigen Prozesse zweier Völker? Kann sie aber nicht auch Zeugniß ablegen für die physischen Beziehungen beider, für einen historischen Vorgang, der mit der äußerlichen Berührung ein Stück Gedanktentwelt von dem einen Volke auf das andere verpflanzt?

Die außerordentlich umfangreichen Sammlungen, welche von den deutschen Reisenden, zum Theil auch solche, die von Ausländern zusammengebracht wurden, fanden großentheils Aufnahme in der ethnologischen Abtheilung der königlichen Museen zu Berlin und gelangten so unter die persönliche Aufsicht Bastian's, der dieser Abtheilung als Director vorsteht. Sie häuften sich dort rasch derart an, daß die verfügbaren Räume sich als völlig unzureichend zu ihrer Unterbringung erwiesen. Es mußte zur Errichtung eines besonderen Baues geschritten werden, desselben, der jetzt neben dem Kunstgewerbe-Museum an der Königgräber Straße unter dem Namen: „Museum für Völkerkunde“ sich erhebt.

Bastian's Absichten liefen eigentlich auf etwas Anderes hinaus. Bei der völligen Unberechenbarkeit der Masse desjenigen Stoffes, welchen die organisirte Sammelthätigkeit noch herbeischaffen kann, glaubte er eine befriedigende Raum-Disposition für das Museum vorläufig noch nicht geben zu können; er schlug vor, auf einer geräumigen Baustelle Pavillons aus Glas und Eisen zu errichten und deren Zahl schrittweise mit der Erweiterung der Sammlung zu vermehren. Erst dann, wenn sich die Zeichen einer Erschöpfung der Sammler-Ausbeute bemerkbar machten, solle man mit einem endgültigen Museumsbau vorgehen. An entscheidender Stelle vermochte man sich jedoch zu einem so eigenartigen Projecte nicht zu entschließen; man wollte von vorn herein einen monumental-Bau errichtet sehen, und so kam denn, nach einem Entwurfe des Baurathes Professor Ende und unter Leitung des Bau-Inspectors Klutmann, jenes mächtige, aus weißem Sandstein hergestellte Gebäude zu Stande, dessen gewaltige Eck-Rotunde in drei Straßen hineinblickt, die Königgräber, die Dessauer und die — freilich





Schlechtes Wetter. Nach einer Gouache von Carl Salzmann. — Siehe Seite 347  
Aus der Preis-Concurrenz der Illustrierten Frauen-Zeitung.



noch nicht durchbrochene, — verlängerte Zimmerstraße. Wie sein Nachbar, das Kunstgewerbe-Museum, liegt dieser Bau abseits von der großen Gruppe der Institute für Kunst und Wissenschaft, die sich auf und nahe der „Museums-Insel“ concentriert. Aber wenn erst der unvermeidliche Durchbruch der Zimmerstraße geschehen und die den beiden Museen gegenüberliegende große fischalische Baustelle ebenfalls mit einem Monumental-Bau besetzt ist, dann dürfte die hier vertretene neue Gruppe derartiger Institute der älteren an Umfang und Bedeutsamkeit nicht viel nachgeben.

Das Berliner Museum für Völkerkunde ist unter seines Gleichen, den ethnologischen Museen aller Länder, das vollständigste und bedeutendste. Zwar haben einzelne derselben Spezialitäten, in denen ihnen Berlin naturgemäß keine ebenbürtige Konkurrenz machen kann; so wird dem Londoner Institut in Bezug auf indische Sammlungen, dem Pariser hinsichtlich Nordafrika's und Tonkings die Ueberlegenheit voraussichtlich niemals entrisen werden können. Was aber Vielseitigkeit, gleichmäßige Berücksichtigung aller möglichen Erdgebiete und Massenhaftigkeit des Materials im Allgemeinen anbelangt, so ist das Berliner Museum für Völkerkunde das Erste unter allen.

Es war auch zeitlich das Erste. Die früheren Kämme im „Neuen Museum“ zu Berlin enthielten schon eine ethnologische Sammlung, als von einer solchen noch nirgends anders die Rede war. Freilich trug diese Sammlung überwiegend den Charakter eines Cabinets-Cabinettes, einer Anhäufung leistungloser, bizarrer oder kunstvoller Gegenstände, die aus fernen Ländern gelegentlich mitgeführt und nun von einem Curiositäten-Liebhaber zusammengestellt waren. Damals hatte noch Niemand eine Ahnung von der Großartigkeit des Völkergedankens, der sich in den systematisch und rationell erweiterten Sammlungen ausdrückt, diesen Sammlungen, welche, — da eintretend, wo die christlichen Documente uns im Stiche lassen, — eines der unentbehrlichsten Quellenwerke darstellen für die hereinzu zu schreibende Universal-Geschichte der gesammten Menschheit. Immerhin bilden auch jene älteren Bestände sehr wichtige Theile der gegenwärtigen Sammlung, und zwar weil sie einerseits an sich meist kostbar sind, andererseits aber heute gar nicht mehr zu beschaffen sein würden. Sie wurden eben ihrer Zeit in Gegenden und unter Völkern erworben, von denen manche jetzt längst der „Cultur“ verfallen und darum für die Ethnologie unwiederbringlich verloren gegangen sind.

Die Unergründlichkeit der Sammlungen bedingte eine unbedingt feuerfester Einrichtung des Museum-Gebäudes. Stein, Eisen und Glas sind die allein benutzten Baustoffe; Holz ist streng ausgeschlossen. Ein einziges Beispiel mag genügen, die Kostbarkeit und Originalität des Inhaltes darzutun: Die Könige von Hawaii trugen früher einen Krönungsmantel aus gelben und rothen Vogelfedern. Der Vogel, welcher diese Federn liefert, *Droponis coccoinea*, kommt nur auf Hawaii vor, und sein Fang, wie seine Zuchtung waren früher königliches Regal. Dieser Umstand ermöglichte bei der großen Zahl der vorhandenen Vögel die Herstellung vieler solcher Mäntel. Jeder König nahm den seinigen mit in's Grab, — den letzten Lunalilo, der vorige Herrscher. Als Cook, der Weltumsegler, nach Hawaii kam, ließen auch diese Häuptlinge mit derartigen Mänteln herum, und es wurde dem Reisenden nicht schwer, denjenigen Mantel zu erlangen, der jetzt eine Zierde des Berliner Museums bildet. Heute, wo nicht nur das Regal aufgehört hat, sondern auch infolge der Waldverwüstung die Zahl jener Vögel ganz außerordentlich vermindert ist, kann ein solcher Mantel nicht mehr hergestellt werden, und selbst im Museum von Honolulu findet sich keiner, sondern nur noch ein Federhelm. Vor einigen Jahren ließ eine Notiz durch die Zeitungen, derzufolge für ein anderes, in Europa aufgetauchtes Exemplar über eine Million Francs geboten sein soll. Begründet oder nicht, zeigt diese Notiz doch, welchen ungeheuren Werth solche nicht mehr zu beschaffenden Stücke auch in materieller Hinsicht besitzen.

Bei der auch oben angedeuteten nahen Verwandtschaft der Ethnologie mit der Anthropologie und unserer eigenen Urgeschichte erklärt es sich, daß man im neuen Museum für Völkerkunde auch die anthropologischen und prähistorischen Objecte unterbringt; man denkt sogar daran, die umfangreichen Sammlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie in dem Gebäude zu placieren, wie man denn dieser Gesellschaft auch einen Sitzungsaal eingeräumt hat. Ferner finden sich dort die Trojanischen Funde Schliemann's, welche bis dahin im Kunstgewerbe-Museum aufgestellt waren. Die Raumbereitstellung ist derart vorgenommen worden, daß im Erdgeschoße die vorgeschichtliche Anthropologie und die Schliemann-Sammlung untergebracht sind; nur ein Saal wurde für ohasiatische Kunst-Erzeugnisse offen gelassen. Im ersten Stock findet man die afrikanischen, amerikanischen und ozeanischen Stücke der ethnologischen Sammlung, außerdem Sachen aus Sibirien und dem Amur-Gebiete. Im zweiten Stock wird China, Japan und Indien placiert. Fertig ist vorläufig nur die Abtheilung Brandenburg von der vorgeschichtlichen Sammlung und der größere Theil der ethnologischen Sammlung im ersten Stock. So wird sich einstweilen das Museum der Offenheit darstellen. Ehe es aber in allen seinen Theilen eingerichtet ist und auch nur in den zunächst zugänglich gemachten den Charakter des Definitivums angenommen hat, darüber werden noch Jahre vergehen.

Die Anlage und Ausattung im Innern ist einfach. Große, luftige, helle, schlicht, aber freundlich decorirte Räume ziehen sich in ununterbrochener Kette ringsum durch das im Grundriß dreieckige Bauwerk. Mächtige Glasschränke von interessanter Construction bergen die einzelnen Gegenstände. An den Schränken steht verzeichnet, aus welchen Gegenden der Inhalt stammt, und welchem Sammler man ihn verdankt. Die Namen, die hier auftreten, sprechen deutlicher für den Werth des Gegebenen, als es irgend ein Commentar vermöchte. Da finden wir Nachigal, Schweinfurth, Robert Schomburgk, Feilich, Kubary, Keil und Stübel, Junker, Fogge, Wislmann, Flegel, Müller, Buchner, Reichardt, Jacobsen, von den Steinen, Rhode, Kiebeck, Kuntz, Tappenberg, von Francois, die ostafrikanische Expedition, Läderich, Schönlanke, Gersheim, Consul Keller (Kapland), Hoest, Goldbed, Bläuger (Caledonien), Suhn, Chalmers, de Breul, Gachnel, Volkmar (Bolivien), Brillonski (Sibirien), aus älterer Zeit Prinz von Wied, auch Alexander von Humboldt u. A. m. Ein wesentlicher Theil der Gegenstände wurde durch die deutsche Marine herbeigeführt, so durch die „Carola“ (Dermit-Insel), die „Oyane“ (Osterinsel), die „Gazelle“ (Bismarck-Archipel). Und so erweist sich ein freudiges und erpriesliches Zusammenwirken der neuen Wackerstellung des deutschen Reiches und seiner Beziehung zu überseeischen Gebieten mit den Interessen der die Erde umspannenden Wissenschaft von den Völkern.

Rathrad verboten.

### Ein Dichter-Jdyll.

Von Alons Brandl.

Coleridge, dem deutschen Publicum am besten bekannt durch sein dämonisches Märchen vom „Alten Matrosen“, welches Freiligrath meisterhaft übersetzt hat, vereinte auch in seinem Leben vielfach das Märchenhafte und das Dämonische. Er wurde geboren im friedlichen Jahre 1772 am schönen Südufer Englands, in einem behaglichen Pfarrhause, als Sohn eines edlen, träumerischen Gottesmannes. Aber schon mit sieben Jahren verlor er den Vater und kam nach London in ein Waisenhaus von spanischer Gärte, wo der Ausbruch der französischen Revolution alsbald eine titanische Gährung in ihm erweckte. Er empörte sich gegen den Glauben seiner Kirche, gegen die bestehende Ordnung der Gesellschaft, gegen den herrschenden Geschmack für rhetorische Poesie. Auf die Universität geschickt, benutzte er die akademische Freiheit, um seinen Lehrern mit desto mehr idealem Uebereifer zu widerstreben. Er sollte Geistlicher werden, aber seine Ueberzeugung drängte ihn zu den Unitariern und wildeten Communisten. Alle Ausichten auf eine bequeme Versorgung von sich werfend, beschloß er mit einer Schar junger Freunde, dem verdorbenen Europa den Rücken zu kehren und in einer amerikanischen Urwald-Farm, wo möglich am Susquehanna, ein Rousseau'sches Gemeinwesen zu gründen. Pantisokratie, „All-gleich-Herrschaft“, sollte die neue Staatsform heißen. Schon stand Coleridge am Hafen von Bristol, als der Mangel an dem nöthigen Fahrgeld den Plan durchkreuzte. Es hieß warten und, o Wunder! in der Zwischenzeit wich die verzweifelte Freiheitschwärmerie einer heiteren, hingebungsvollen Liebe. Sara Frider, die Tochter eines verunglückten Fabrikanten, wurde seine Braut, ein frisches Naturkind, welches ihm in jede Nothhütte folgen wollte. Sein Leben, bisher eine Sturmes-Elgie, verwandelte sich jetzt in eine sonnige Idylle, welche leider nur eine Episode bilden sollte; denn der junge Mann war bei aller Gutherzigkeit mehr von seinem Genie besessen, als in dessen Besitz, und die Frau bewährte sich wohl als eine ausgezeichnete Mutter, aber die geistigen Interessen des Gatten wachte sie nicht recht zu wärmen: das alte Problem der Dichter- und Künstler-Ehe!

Die nachstehende Schilderung dieser Idylle ist ein Bild häuslichen Glüdes von spezifisch englischem Charakter. Am politischen Himmel stand zwar das schauerliche Gewitter der Pariser Schreckensherrschaft und warf seinen Bliganz herein. Im Verzen des Gatten jedoch herrschte Freude und Frömmigkeit; er sah nur die göttlichen Schönheiten der Welt, und zugleich wuchs unter dem Einfluß der Liebe auch in bedeutsamer Weise seine literarische Gestaltungskraft.

Am 4. October 1796 ging in Erfüllung, wonach Coleridge seit Monaten inbrünstig geschmädet hatte: der dreizehnjährige Dichter wurde getraut. Es war in der ehrwürdigen Kirche St. Mary Redcliffe, deren herrlich aufstrebende Spitzbogen und Thürmthürme auch sonst in die Gedächtnisse der jungen Romantik mehrfach hereintrugen. Coleridge wollte freilich nichts wissen von der Schönheit einer Architekturstudie, welche ihm durch mittelalterlichen Aberglauben, Empressung und Frohnarbeit zu theuer erkauft schien; er war ja „Pantisokrat“, und lieber nicht bloß in öffentlichen Angelegenheiten, Fragte ihn ein Freund im Vertrauen, — die Braut verließ sich wohl ohne viel Fragen auf sein Genie, — womit er den Kessel im Kochen erhalten wolle, so wies er schlagfertig auf das Anerbieten des großmüthigen Buchhändlers und Freundes Gottle hin, der ihm für je hundert Verse ein Honorar von anderthalb Guineen versprochen habe, und der auch Voranschug gewährte. Der Communismus hatte sich in dem ganzen Kreise so festgenistet, daß selbst dieser vermögliche Verleger keinen gemeinshädlicheren Irrthum konnte, als die Ansicht, „das Eigenthum, das wir haben, sei unser eigenes.“ Höfentlich ist die Zeit nicht mehr fern, wo jeder arme Mann von der Regierung eine Prämie empfängt, welche im Verhältnis mit der Zahl seiner Kinder wächst.“ Frei, wie Coleridge nahm, liebte er auch zu geben; er setzte seiner Schwiegermutter eine vierteljährige Rente von fünf Guineen aus, die er freilich nicht oft zu bezahlen vermochte. Unbelastet mit irdischem Besitzthum und leichten Sinnes, überfiedelte dann das Paar noch am Hochzeitsstage nach dem kleinen Seecote Clevedon, einen halben Tagmarsch von Bristol, und nun begann für zwei Monate ein Glück, wie es sich Coleridge nur am Susquehanna erhofft hatte. Der Traum schien verkörpert, das Gefühl der Enttäuschung wich für eine Weile einer eiligen Zufriedenheit.

Das Leben in Clevedon war reine Poesie im pantisokratischen Sinne. Die Hütte lag einsam am Bestende des friedlichen Städtchens und war fast so primitiv, als es sich für Menschen im unbelebten Naturzustande schickte. Sie hatte nur ein Stockwerk, man wohnte also Parterre mit den Brudergeschöpfen im Garten, und der größte Rosenstrauch ragte in's Fenster herein. Die Zimmer waren einfach weiß getüncht, wenigstens vor Jahren gewesen. Gottle erst, der am vierten Tage zu Besuch hinübertritt, hatte das Bedürfnis und die Lebenswürdigkeit, Tapeten andringen zu lassen. Was sich an Einrichtung vorand, gezielte einem Weltweisen: der Waschtisch hatte kein Glas und die Küche keinen Theeessel; die junge Frau vermischte Kaffee, Reis, Rosinen, Gewürze und eine Menge Kleinigkeiten, nicht zum mindesten eine Bibel; Gottle mußte abermals Rath schaffen. Dafür betrug aber die Rechte nur fünf Pfund im Jahre, und der Gatte wiegte sich im frohen Bewußtsein, diese Kleinigkeit binnen Wochenfrist verdienen zu können. Sinnen, Reimen und vielleicht etwas häusliche Arbeit füllten die flüchtigen Stunden, und die Liebe machte innerhalb der vier Mauern wirklich alle Güter gemeinsam. „Leute, gierig meine Zeit zu verhebeln (adulterize), indem sie mich von meiner Frau abziehen.“ — schrieb Coleridge in sein Notizbuch. Auch die Genüsse der Phantasie und Philosophie sollte die Gefährtin theilen; er erzählte ihr viel von Spenser'schen Niesen und Ossian'schen Helden, vom wunderbaren Zusammenhange der Geister- und Körperwelt, vom „allgegenwärtigen Unbegreiflichen“, bis ihm „die sanfte Tochter in dem Hause Jesu“ sein freigeistliches Eisenblasen verwies und ihn „demüthig wandeln ließ mit seinem Gott.“ Er verlor die sogar literarischen Ehrgeiz beizubringen, legte ihr Dankverse für einen silbernen Fingerhut, den Gottle gespendet hatte, in den Mund und ließ dieselben unter ihrem Namen drucken, als hätte sie sie selbst gedichtet und könnte noch mehr dichten. Draußen aber rannten sich breitblättrige Myrten und weißblumiger Jasmin zum Dach empor; häßliche Fieseln und Wälder dehnten sich in die Weite; die Lerche sang, hoch im Sonnenglast halb verloren, und über die schweigenden,

duftigen Kluren her murrte leise der Donner des Meeres. Wie anders hier, als im lärmenden, ruhigen, wüthigen Bristol! Als Coleridge vollends zum ersten Mal auf einen Berg stieg und rings die Umgebung überfah, die Bindungen des voll rauschenden Seebens, das grüne Land mit den weißen Dörfern und wechselnden Wolkenschatten, die endlose See, die hinhühenden Segel, die fernen Inseln, dämmerig wie Nebelstreifen: da faltete er die Hände, als wäre die ganze Erde ein Tempel. Doppelt neidlos, ja mit Bedauern betrachtete er jetzt den goldgerigen Bristol, der am Sonntag vorbeispaßte, die kleine Idylle sah, stehen blieb und den Ort und die Bewohner gesegnet nannte. Ganz versunken in wandernde Gedanken, lag er oft Mittags an einem Hügelabhang, daß ihm die sonnigen Wellen des Meeres wie Diamanten durch die halbgeschlossenen Lider in's Auge blühten. Noch lieber sah er um die Dämmerung vor der Thür, Arm in Arm mit der Geliebten, während der Abendstern heiter glänzend der erlassenden Wolkengluth entgegenlitt. „Es war ein Hochgenuss, zu sein!“ Und damit die Sphärenmusik des Naturwunders auch dem körperlichen Ohr vernehmbar werde, war eine Aeolsharfe aufgehängt, auf welcher jeder Lusthauch spielte. Die Wirklichkeit hatte sich zum romantischen Märchen erhoben.

Daher wurde auch umgekehrt die Poesie ganz zum Spiegel der Wirklichkeit. Das zeigen die Gedichte „Aeolsharfe“ und „Erwägungen über ein Ayl der Ruhe“, von welchen jenes noch in Clevedon, das andere kurz nach der Abreise entstand. Alle Jäge, in Haus und Landschaft, im thierischen und menschlichen Treiben sind hier selbsterlebt, scharf beobachtet, der Natur aus erster Hand nachgesprochen, organisch verarbeitet. Wir haben es nicht mehr mit literarischen Entlehnungen zu thun, wie in seinen Jugendgedichten, sondern durchaus mit eigenem Schauen, welches von den alten Mäusern nur noch gelegentlich die Richtung bekommen hat. Die Aneupfindung ist der Empfindung gewichen. Hatte er jetzt doch eine Seele neben sich, welche unbefangenen schaute und empfand, und indem er sich liebevoll in sie hineindachte, sprang ihre Unmittelbarkeit auf ihn über.

Erstschöpfend, wie die Wahrheit der sachlichen Beschreibungen, ist jetzt auch die Versinnlichung des Ueberirdischen, welches wir in der Natur ahnen. Wir sehen nicht mehr bloß durch einzelne Phänomene, sondern es überkommt uns die göttliche Gesamtkraft, welche hinter dem Zifferblatt alles Irdischen in ewiger Liebe und Harmonie pulst. Sie jubelt durch die Lerche, welche aus geheimnißvollen Himmelsböden ihr „überirdisch Lied“ schmettert. Sie spielt im Windhauch gleichsam mit Geisterhänden auf der Harfe. Sie schläft, wenn die Luft still ist, wie „Musik auf ihrem Instrument.“

Und wie, wenn alle lebende Natur,  
Nur solchen Harfen gleiche, trans gestimmt,  
Aufstirrend zu Gedanken, wenn sie streift  
Der eine schöpferische Geisteshauch,  
Der jedes Theiles Seele ist und doch  
Vom Ganzen Gott!

Milton schon hatte mit der Vorstellung der Weltseele gerungen; sein Veneroso träumte von einem Wesen, das über, um und unter ihm weht, von dem „unsichtbaren Genius des Waldes“; aber sofort leistete der Puritaner über zu Kirchenchor und Gottesdienst. Pope, Thomson, Cowper, der junge Wordsworth, alle hervorragenden Landschaftler des achtzehnten Jahrhunderts waren um dasselbe Problem herumgegangen und wußten das, was sie ahnten, doch nur annähernd unter dem Hilde des geoffenbarten Schöpfers anzudeuten. Coleridge erfasste und sagte es direct. Sein Verstand war durch Neuplatonismus und Pantheismus längst darauf vorbereitet. In Clevedon streifte auch sein Gefühl die überschwengliche, unruhige Halbheit des Verlangens ab, er gelangte in den Vollgenuss der Liebe und der Natur, er eroberte sie als Mensch und daher auch als Dichter, er wußte fortan die Allgötheit mit abgeklärter Mystik, mit realistischer Dummheit, mit stimmungsvoller Symbolik zu gestalten. Dies wurde auch zugleich sein tiefstimmigstes Vermächtnis an die folgenden Chorführer der englischen Landschafts-Poesie. Wordsworth und Shelley lassen noch häufig seinen Einfluß deutlich erkennen, wenn sie prophetische Töne anschlagen. Auch sie richten sich an Vögel, die man hört, ohne sie zu sehen, Ariel-Shelley ebenfalls an die Lerche, der bäuerliche Wordsworth an den Kuckuck, um uns in solch geheimnißvoller Musik eine Offenbarung der einheitlichen Allkraft zu weisen. Auch Wordsworth spricht am Eingang seiner großen poetischen Lebensgeschichte von einer Aeolsharfe der Natur, welche an schönen Abenden die Seele mit seltsamer Harmonie heimgesucht kann. Noch auffälliger mahnt Shelley an Coleridge's melodischen Vergleich, wenn er in einem berühmten Fragment eine in's Jenenseits reichende Reizung also versinnlicht:

„Ob auch verflummt der süße Sang,  
Rathst du er im Gedächtniß lang ...  
So schlafe, wenn du schiedst von hinnen,  
Die Liebe selbst auf deinem Sinnen.“

Die Vermählung bildet einen wichtigen Knotenpunkt, nicht bloß im Leben, sondern auch in der geistigen Entwicklung unseres Dichters. Seine Lyrik hat sich zu gleichmäßiger Originalität emporgearbeitet. Er wußte wohl, warum er selbst 1797 als sein bestes Product die „Aeolsharfe“ bezeichnete. Er brauchte jetzt wenigstens auf diesem Hauptgebiete seiner Begabung nichts Wesentliches mehr von den Poesien Anderer zu borgen. Die Kränze lehnte er seine bisherigen Vorbilder in den Winkel, nicht bloß Gray und Bowles, sondern auch Milton und Spenser; er hat auf eigenen Füßen stehen gelernt, aus einem höchst anheimeligen, obwohl nie slavischen Schüler ist ein Meister geworden, der selbst wieder große Schüler zieht.\*)

\*) Der Verfasser, Professor an der deutschen Universität Prag, wird in Kurzem eine größere Schrift: „Samuel Taylor Coleridge und die englische Romantik“ veröffentlichen; das Buch soll in Berlin bei Robert Oppenheim erscheinen.

Rathrad verboten.

### Wohl biegen, aber nicht brechen.

Von E. von Barfus.

Auf dem Hinterdeck eines großen Badet-Dampfers, der eben Kuzhaven passierte und in die Nordsee hinaussteuerte, lehnte an der Veranschung ein schlank gewachsener junger Mann und betrachtete mit träben Blicken die mit jeder Minute mehr zurückweichende Küste. Als der hereinbrechende Abend es unmöglich machte, noch irgend etwas vom festen Lande wahrzunehmen, winkte der junge Mann mit der Hand



hinüber, als ob er dem Vaterlande ein letztes Lebewohl zu senden wollte, strich sich über das nachdenklich-ernste Gesicht und begab sich hinab in den Salon. Hier zog er einen Sessel an den Tisch, über welchem die Lampe hing, und nahm aus seiner Brieftasche einen Brief, der, nach dem Aussehen zu schließen, schon oft gelesen war:

„Dein bodenloser Leichtsinns hat Dich denn endlich soweit gebracht, wie ich es Dir schon lange vorhergesagt habe. Dein Oberst hat mir geschrieben, daß Du, wenn Dir nicht Hülfe wird, den Dienst quittieren mußt. In wenigen Jahren hast Du das bedeutende Erbtheil Deiner Mutter vergeudet; ich habe, aus unvermeidlicher Schwäche für meinen ältesten Sohn, bereits zweimal Deine Schulden bezahlt; nun ist es aber genug. Ich könnte eine längere Nachsicht und weitere Geldopfer vor Deinen Geschwistern nicht verantworten. Aus Rücksicht für Deinen Namen, das Regiment und auch für mich, wird der Oberst Dich nicht zum Abschied eingeben, sondern Dich veranlassen, denselben zu nehmen. Am Tage Deines Ausscheidens wirst Du vom Obersten vierhundert Thaler erhalten, um Dich in den Stand zu setzen, nach Amerika oder Australien zu gehen und Dir dort entweder eine neue Existenz zu gründen oder spurlos zu verschwinden. Es ist schrecklich, wenn ein Vater Derartiges seinem Sohne schreiben muß; Du hast mich jedoch durch Deinen unverbesserlichen Leichtsinns dazu gezwungen, Kurt. Nimm Dich zusammen, benutze die Dir in so reichem Maße verliehenen Fähigkeiten in ernster Weise, nicht zu Alotrien, wie bisher, und es wird Dir gelingen, Dich wieder empor zu arbeiten. Bis dahin hast Du keine Familie mehr. Lebe wohl! Dein Vater.“

Bei der Lectüre dieses Briefes waren unwillkürlich einige Thränen bitterer Reue in den dunkelblonden Vollbart gerollt, der das häßliche Gesicht des ehemaligen Lieutenanten Baron Kurt von Mersberg umrahmte. Da die Stunde des Soupers herannahte, füllte sich der Salon allmählich mit den übrigen Passagieren, sodas der junge Mann aus seinen träben Gedanken gerissen und genöthigt wurde, an der bald sich entspinrenden allgemeinen Unterhaltung Theil zu nehmen.

Nach einer glücklichen Ueberfahrt von kaum vierzehn Tagen landete Mersberg in Newyork und begab sich in ein deutsches Logirhaus, das man ihm in Hamburg als solid und wohlfeil empfohlen hatte. Da er von den vierhundert Thalern, die ihm sein Vater als Legates gegeben, über die Hälfte für Equipirung und Ueberfahrt ausgegeben hatte, beschloß er, so sparsam als möglich zu leben und sich sofort um irgend eine Beschäftigung zu bemühen, an deren baldiger Erlangung er nicht zweifelte. Konnte er doch fertig französisch sprechen, sehr gut Klavier spielen und auch erforderlichen Falls Gesangs-Unterricht erteilen, da er eine sehr hübsche Tenorstimme und viel musikalisches Talent besaß; auch in der englischen Sprache war er so weit vorgeschritten, daß er sich zur Noth verständigen konnte. Aber gleich Vielen vor ihm, machte Mersberg sehr bald die Erfahrung, daß es nicht so leicht sei, in dem großen, von Beschäftigung Suchenden überfüllten Newyork eine nur einigermaßen annehmbare Stellung zu erlangen. Vergebens hatte er sich in zahllosen Comptoiren um die untergeordneten Stellen beworben, war von einer Eisenbahn-Direction zur anderen, von einem Bankhause zum anderen gelaufen, um seine Dienste anzubieten; Alles war erfolglos gewesen.

Zwei Monate waren unter diesem vergeblichen Bemühen verstrichen, und mit Schrecken wurde Mersberg, als er eines Tages trotts in seinem kleinen, bescheidenen Stübchen saß, gewahrt, daß ihm nur noch wenige Dollars übrig geblieben. Das traurige Schicksal so vieler Tausende, die unter ähnlichen Verhältnissen, wie er, nach Newyork gekommen und dort elend untergegangen waren, schwebte ihm vor Augen und erfüllte ihn mit Grauen. Doch bald raffte er sich zusammen und beschloß, seine Schen, sich und seine Verhältnisse einem Dritten zu offenbaren, zu überwinden und seinen Wirth, den man ihm allgemein als einen zwar derben, aber durchaus rechtsschaffenen Mann geschildert, um Rath zu fragen.

„Ich habe mich gewundert, daß Sie nicht früher zu mir gekommen sind,“ meinte freundlich der Alte; „sie kommen ja Alle zum alten Vater Schwab, die jungen Leute, wenn sie nicht mehr aus noch ein wissen. Vielen, gar Vielen habe ich gerathen, und zum Besten ist's ihnen ausgefallen, wenn sie mir gefolgt sind. Eine Bedingung aber muß ich Ihnen stellen, Herr Mersberg, bevor ich irgend etwas für Sie thue: reinen Wein müssen Sie mir einschenken, mit ehrlich sagen, was Sie vom alten Lande herüber getrieben hat. Sie können mir das nicht abnehmen,“ sagte der Alte hinzu, als er bemerkte, daß Mersberg bei den letzten Worten lebhaft erröthete, „wenn Sie bedenken, wie viel schlechtes, miserables Volk herüberkommt. Daß Sie's nicht gar zu schlimm getrieben haben, sieht und merkt man Ihnen ja schon an; aber beichten müssen Sie dem Vater Schwab doch; können's auch ruhig thun, denn der pflauscht nichts aus!“

Das gutmüthige Gesicht des biederen Wirthes war so Vertrauen erweckend, daß Mersberg seinen Stolz überwand und ihm so kurz als möglich seine Vergangenheit erzählte, ihm seine Militär-Papiere, ja, sogar den letzten Brief seines Vaters vorzeigte und ihn von allen Schritten unterrichtete, die er bisher gethan, um eine seinen Kenntnissen und Fähigkeiten entsprechende Stellung zu erlangen.

„Schlacht san's nit,“ sagte der alte Vater, bedächtig mit dem Kopfe nickend, als Mersberg seine Beichte beendet hatte. „Schlacht san's nit, nur halt a sehr leichter Vogel gewesen. Da haben's meine Hand, Herr von Mersberg, der alte Schwab wird thun, was er kann, um Ihnen wieder auf die Bein' zu helfen. Da, nehmen's Ihre Papiere wieder, segeln Sie dieselben ein und vergessen Sie vorläufig ganz, daß Sie der Herr Baron von Mersberg sind und ein flotter Cavalier waren; es ist das größte Hinderniß für die meisten Ihres Gleichen hier in Amerika gewesen, daß sie nicht vergessen konnten, was sie in Europa waren; hier muß man nie rückwärts, immer nur vorwärts schauen, wenn man nicht elend zu Grunde gehen will. Wenn's Ihnen recht ist, Herr, so gehen wir hinaus und halten einmal Musterung unter Ihren Sachen; Sie haben gewiß Manches, was für jetzt ganz überflüssig für Sie ist und leicht zu Gelde gemacht werden kann, damit Sie noch eine Weile aushalten können, bis sich etwas für Sie gefunden hat.“

Als bei der Durchsicht des reichlichen Vorrathes von Wäsche und Garderobe des jungen Mannes der alte Logirwirth auf ein Etui mit einem Orden stieß, sah er ganz erstaunt seinen Wirth an, der ihm in wenigen Worten erzählte, daß er für eine Waffenthat bei Königgrätz diese Auszeichnung erhalten habe.

„Schaun's, das ist brav von Ihnen, daß Sie so gar kein

Rühmens von Ihren Kriegsthaten gemacht haben, wie so viele Andere, die seit der Zeit herübergekommen sind und so erschrecklich viel von ihren Heldenthaten erzählt und gelogen haben, daß man zuletzt gar Keinem mehr geglaubt hat. Sie haben aber gar nichts gesagt, daß Sie das Kreuzel da haben, und das gefällt mir sehr von Ihnen.“

Es fand sich, als die Durchsicht der Effecten beendet war, daß Mersberg einige Anzüge entbehren konnte, ohne seinem anständigen Erscheinen Eintrag zu thun; ferner nahm Schwab mehrere Ringe und werthvolle Kleinigkeiten an sich, um sie so gut als möglich zu verkaufen; bis Letzteres geschehen, schloß er seinem Wirth so viel vor, daß er nicht in Verlegenheit gerathen konnte.

Vierzehn Tage mochten vergangen sein, und Mersberg begann bereits wieder unruhig zu werden, als ihm sein Wirth eines Morgens eine Karte übergab, mit der Weisung, sich noch an demselben Tage zu dem Herrn zu begeben, dessen Name auf der Karte sich befand, und der erster Buchhalter in einem großen Bank-Geschäfte sei. Er sei ein Deutscher und habe auf die Empfehlung des alten Schwab hin versprochen, sich für dessen Wirthsman zu interessieren, wolle diesen aber erst persönlich kennen lernen.

Voller Hoffnung begab sich der junge Mann zu der angegebenen Stunde in das Bankhaus, wo Herr Werner, der Buchhalter, ihn zwar artig und freundlich, aber doch mit einer gewissen Zurückhaltung empfing. Da es gerade Mittagszeit war, ging Werner mit seinem Landsmann in ein nicht weit entlegenes deutsches Bierhaus, um während des Speisens sich über seine Kenntnisse und Fähigkeiten näher zu informieren.

„Sie müssen mir nicht abnehmen, Herr Mersberg,“ sagte er im Laufe der Unterhaltung, „daß ich Sie so genau nach Allem anfrage; wir werden hier in Newyork gerade von unseren Landsleuten so oft getäuscht, daß man außerordentlich vorsichtig sein muß, Jemandem, den man ja sonst gar nicht kennt, durch Empfehlungen nützlich zu sein; man übernimmt doch eine gewisse Verantwortlichkeit damit. Doch nun zur Sache. Nach Allem, was Sie mir gesagt, wird es wohl das Beste sein, wenn Sie für's Erste Unterricht in Sprachen und in der Musik erteilen; namentlich letzteres wird gut bezahlt, und ich hoffe, noch in dieser Woche Ihnen eine lohnende Stelle dieser Art verschaffen zu können, und zwar im Hause meines Prinzipals, der mehrere halberwachsene Töchter hat. Ich werde Ihnen ein paar Zeilen schicken, wenn die Sache im Reinen ist.“

Mersberg drückte seinem wohlwollenden Landsmann mit dankerfülltem Herzen die Hand und kehrte hoffnungsfroh in sein bescheidenes Stübchen zurück. Nach einigen Tagen wurde er in das Haus des Hr. Hill beschieden, der ihn unter günstigen Bedingungen als Lehrer für seine beiden Töchter, Mädchen im Alter von zwölf und vierzehn Jahren, engagirte.

Mehrere Monate waren für Mersberg in erfreulicher Thätigkeit vergangen, da er durch die Vermittlung des Herrn Hill noch in einigen anderen amerikanischen Familien Unterricht zu erteilen hatte. Aber wenn er nun auch sein gutes Auskommen fand, so bot seine jetzige Beschäftigung ihm doch keine Aussicht, etwas zu erübrigen und sich im Laufe der Zeit eine gesicherte Existenz zu gründen. Das war aber das Ziel, welches der in seinen Ansichten, in seiner Lebensweise gänzlich umgewandelte junge Mann sich gesteckt hatte. Er hatte zum ersten Mal in seinem Leben das wohlthunende Gefühl empfunden, sich selbst etwas zu verdienen, durch seine eigene Anstrengung die Mittel zu seinem Unterhalt zu erwerben. Oft ersah er ihn bittere Reue, wenn er an sein früheres leichtsinniges Leben dachte. Zeit stand es bei ihm, nie einen Pfennig Schulden mehr zu machen, durch Arbeit und Sparsamkeit sich so viel zu erwerben, daß er wieder nach Europa zurückkehren, seine alten Verbindlichkeiten daselbst erfüllen und ein bescheidenes Leben führen könne. Es war ihm gelungen, in mehrere amerikanische Familien eingeführt zu werden, wo seine gesellschaftlichen Talente, seine hübsche Stimme ihm freundliche Aufnahme verschafften. Ihm behagte jedoch das ganze Wesen in diesen Kreisen nicht, denen es an jeglicher Gemüthsruhe fehlte; es war Alles Glanz, Prunk, materielles Wohlleben; behaglich fühlte er sich jedoch nicht unter diesen Leuten, deren Lebensanschauungen himmelweit von denen verschieden waren, in denen er groß geworden.

In einer der Familien hatte Mersberg einen jungen Amerikaner, Hr. Fairfield, kennen gelernt, der im Alter von dreißig Jahren bereits Chef eines der größten Handelshäuser von Newyork war. Hr. Fairfield hatte, obwohl er sonst die Deutschen nicht besonders liebte, an der itailischen Erscheinung und der feinen gesellschaftlichen Tournüre des ehemaligen Offiziers Gefallen gefunden und seine Bekanntschaft gesucht, ihn auch eingeladen, ihn in seiner in Brooklyn gelegenen Villa zu besuchen; doch hatte Mersberg bis jetzt dieser Einladung nicht Folge geleistet. Es war etwas in dem ganzen Wesen des reichen Amerikaners, das ihm wie Herablassung vorkam, und das für den jungen Deutschen etwas Verlehdendes hatte, weshalb er im Verkehr mit jenem ängstlich jede Intimität zu vermeiden sich bestrehte.

Ende Januar des Jahres 1868 kehrte Mersberg aus einer Soirée nach seinem Logirhause zurück, das er trotz seiner verbesserten Verhältnisse noch immer bewohnte, als er in einer zu dem Hofadamen führenden Straße ein lautes Geschrei und gleichzeitig einen Schuß hörte. Nun waren und sind wohl auch noch heute derartige nächtliche Scenen in Newyork nicht Seltenes, und jeder Unbetheiligte thut am besten, sich nicht darum zu bekümmern; Mersberg glaubte jedoch in dem Hülferufe die Stimme Fairfield's zu erkennen. Er beeilte daher seine Schritte und entdeckte sehr bald am unteren Ende der Straße drei Männer, welche einen Bewußtlosen in rohester Weise über das schmutzige Pflaster nach dem Strande hinunter schleiften. Einer der Männer stellte sich ihm entgegen mit den Worten: „Zurück! Ihr habt hier nichts zu suchen.“ Mersberg, groß und sehr muskulös, verfehle, ohne ein Wort zu erwidern, dem Menschen einen Faustschlag zwischen die Augen, daß er lautlos zusammenbrach. Mit wenigen Sätzen hatte der junge Mann die Uebrigen erreicht, die ihr Opfer fallen ließen und sich anschickten, über den unerwarteten Angreifer herzuzufallen, dem es indeß noch gelang, sich mit dem Rücken an eine Mauer anzulehnen und mit seinem Stode die beiden, mit gezackten Messern auf ihn eindringenden Strolche sich wenigstens für den ersten Augenblick vom Leibe zu halten. Daß er jedoch auf die Dauer in diesem ungleichen Kampfe unterliegen müsse, sah er ein, zumal auf Hülfe in dieser, zur Nachtzeit ganz einsamen Gegend gar nicht zu rechnen war; trotzdem begann er laut um Hülfe zu rufen. „Tritt zurück, Red!“ rief plötzlich der größere von den Strolchen. „Ich will dem Burken das Maul zutopfen!“ Mit diesen Worten sprang er einige Schritte zurück; als sein Genosse sich wandte, um ihm zu folgen, bemerkte Mersberg, dem die gefährliche Beschicklichkeit dieser

Menschen im Messerwerfen wohl bekannt war, die Blöße, verfehle dem Banditen einen so kräftigen Hieb über den Kopf, daß er taumelte, entriß dem Halbblütigen sein Messer und stürzte sich auf den Dritten seiner Gegner. Dieser hatte jedoch in demselben Augenblicke sein Messer geschleudert, das dem jungen Manne die Schulter durchschnitt und oberhalb des Schlüsselbeins stecken blieb. Kluchend stürzte sich der Strolch nun auf Mersberg; doch dieser raffte seine ganze Kraft zusammen, ergriff seinen Gegner mit der Linken bei der Kehle und stieß ihm das Messer in die Brust, sodas er stöhnend zusammenbrach. Dann wandte er sich gegen den andern Strolch, um auch ihn vollends unschädlich zu machen; doch dieser wartete den Angriff gar nicht ab, sondern ergriff schleunigst die Flucht nach dem Strande zu. Mersberg zog das in seiner Schulter steckende Messer heraus, verfuhte mittelft seines Taschentuches das strömende Blut zu stillen und hob dann den noch immer bewußtlos daliegenden Mann, in welchem er beim Scheine der Straßenlaterne in der That Hr. Fairfield erkannte, auf seine Schulter. Unter Aufbietung seiner ganzen Kraft erreichte er sein nur wenige Straßen entferntes Logirhaus, auf dessen Schwelle er, vom Blutverlust geschwächt, ohnmächtig niederfiel.

Als der junge Deutsche wieder zu sich kam, sah er sich auf seinem Bette unter den Händen eines Arztes, der mit dem Sondiren seiner Wunde beschäftigt war, während der alte Schwab ihn mit besorgten Blicken anschaute. Der Arzt erklärte die Wunde für nicht sehr gefährlich, doch dürfe der Verwundete sich nicht bewegen; dieser fragte mit unruhigen Blicken nach seinem Gefährten, nannte dessen Namen und bat, gleich nach ihm zu gehen. Der Chirurg, nachdem er einen Verband angelegt, begab sich sofort in das Nebenzimmer, wo man Fairfield auf ein Bett gelegt, und widmete dem angesehenen, reichen Handelsherrn die größte Sorgfalt. Nach wenigen Minuten beruhigte er Mersberg mit der Versicherung, daß Fairfield nicht todt, sondern nur durch einen sehr heftigen Schlag auf den Hinterkopf betäubt sei; ein Aderlaß und Eisumschläge würden ihn bald wieder zu sich bringen.

Am folgenden Morgen lag Mersberg in heftigem Fieber bestinnungslos auf seinem Lager, während Fairfield sich so weit erholt hatte, um in Begleitung des Arztes nach seiner in Brooklyn gelegenen Villa fahren zu können; vorher hatte er sich noch von Schwab erzählen lassen, in welchem Zustande der junge Deutsche ihn in der Nacht in das Logirhaus gebracht.

Wohl über vier Wochen vergingen, bevor Mersberg so weit hergestellt war, um seine Lecttionen wieder beginnen zu können, von denen er leider inzwischen mehrere verloren hatte, da einige von den Familien, die er besucht, bereits auf ihre Besichtigungen am Hudson gezogen waren. Da seine Ersparnisse durch Bezahlung des Arztes und seine Pflege während des letzten Monats bis auf einen geringen Rest erschöpft waren, er auch wenig Aussicht hatte, beim Beginn des Frühlings mehr Lecttionen zu bekommen, so befand sich der junge Mann in ziemlich trüber Stimmung. Außerdem fühlte er sich verlegt durch das Benehmen Fairfield's, der es nicht der Mühe werth gehalten, selbst nach ihm zu sehen oder auch nur sich nach dem Befinden seines Lebensretters erkundigen zu lassen. Er erwähnte dieser auffallenden Vernachlässigung zwar mit keinem Worte; aber um so aufgebracht darüber war sein alter Logirwirth, der nicht aufhörte, über die Herzlosigkeit und Undankbarkeit der Amerikaner zu schelten.

In der ersten Hälfte des März kam Mersberg eines Abends nach Hause, als der biedere Wirth ihm mit der Nachricht entgegen trat, Hr. Fairfield erwarte ihn oben in seinem Zimmer. Mersberg beeilte sich, seinen gar nicht mehr erwarteten Besucher zu begrüßen, den er außerordentlich blaß und leidend auf seinem Divan sitzend traf.

„Verzeihen Sie, Hr. Mersberg,“ redete der Amerikaner ihn an, „daß ich mir erlaubt habe, hier in Ihrem Zimmer Ihre Rückkehr zu erwarten; mein noch sehr angegriffener Kopf konnte jedoch das geräuschvolle Treiben in der Wirthsstube nicht ertragen. Es ist dies mein erster Ausgang nach jener Nacht, und er gilt Ihnen, lieber Herr, um Ihnen meinen Dank für Ihren tapfern Beistand abzustatten, ohne welchen die Fische im Hafen mich wohl schon längst verpeißt haben würden. Ich wußte durch den Arzt, daß Sie wieder hergestellt seien, während mich eine heftige Gehirnerschütterung bis vor wenigen Tagen an's Bett gefesselt hielt.“

Mersberg, der anfänglich eine gewisse Empfindlichkeit nicht hatte unterdrücken können, war durch das leidende Aussehen des Amerikaners gerührt, führte ihn auf den Divan zurück und versicherte ihm seiner aufrichtigen Theilnahme.

„Ich bin Ihnen noch eine Erklärung jenes Attentates schuldig,“ fuhr Fairfield fort. „Ich sollte wahrscheinlich auf Anstiften eines eifersüchtigen Nebenbuhlers, den ich übrigens zu kennen glaube, aus dem Wege geräumt werden. Doch schweigen wir darüber! Aber Ihnen, Hr. Mersberg, werde ich nie vergessen, daß Sie, um mich aus den Händen der Mörder zu befreien, beinahe das Opfer Ihres Muthes geworden sind! Ich habe Sie stets gern gehabt und Ihre Unterhaltung gesucht, wie Sie wohl bemerkt haben werden; von nun ab jedoch bin ich der Ihrige bis in den Tod! Ich bitte um Ihre Freundschaft!“

Mersberg schlug herzlich in die dargebotene, vor Schwäche zitternde Hand des Amerikaners ein.

„Ich habe noch eine Bitte an Sie, Hr. Mersberg,“ sagte Fairfield, sich zum Abschiede anschickend. „Die Aerzte haben mir den Aufenthalt auf dem Lande dringend angerathen, sodas ich übermorgen mit meiner Schwester den Hudson hinauf bis Albany fahren will, in dessen Nähe ich ein sehr hübsch gelegenes Landhaus besitze. Nichts könnte mich und meine Schwester, die sehr danach verlangt, dem Ketter ihres Bruders dankbar die Hand zu drücken, mehr erfreuen, als wenn Sie uns dorthin begleiteten. Sie finden oben gute Jagd und ländliche Zerstreungen in Fülle, und mir besonders wäre Ihre Gesellschaft außerordentlich angenehm. Viel Lecttionen werden Sie jetzt im Frühling, wo Alles, was nur irgend kann, die Stadt verläßt, nicht haben; daher wird es Ihnen wohl leicht sein, sich frei zu machen. Also schlagen Sie ein!“

Mersberg sagte bereitwillig zu und begleitete seinen jungen Freund bis an den seiner harrenden Wagen. Als er darauf dem alten Schwab seine Unterredung mit dem Amerikaner mittheilte, sagte der biedere Vater in seiner kurzen Manier: „Hab' mich doch geirrt in dem Mann. Nacht eine Ausnahme, eine sehr seltene Ausnahme von dieser kaltherzigen Klasse. Jetzt aber, lieber Herr Mersberg, lassen Sie nur alle Sorgen fahren; ein Freund von Hr. Fairfield ist ein geborgener Mann.“

„Ich freue mich gewiß, lieber Vater Schwab,“ unterbrach Mersberg den Alten, „die Freundschaft eines dem Anscheine



nach so wackeren Mannes zu besitzen, sehe aber nicht ein, welchen besonderen Nutzen dieselbe für mich haben könnte.“  
 „Was? Keinen Nutzen?“ rief Schwab. „Wissen Sie wohl, lieber Herr, daß Mr. Fairfield hier durch seinen Reichtum, seine Verbindungen, seine zahllosen großartigen Unternehmungen ungefähr so viel Einfluß hat, wie drüben ein mächtiger Fürst? Nun, ein Mann, dessen Freund Mr. Fairfield ist, kann in kurzer Zeit hier sehr reich werden, ohne daß es jenem einen Cent kostet; wenn er nur seinen Namen und seinen Credit hinter sich hat! Hier, Mr. Mersberg, sind sechzig Dollars, die Sie mir zum Aufbewahren gegeben; davon kaufen Sie sich, was Sie brauchen, um Ihre Garderobe zu vervollständigen, und den Rest nehmen Sie mit; es ist immer gut, wenn Sie anfänglich Niemanden brauchen!“

Mehrere Wochen waren dem jungen Deutschen in der angenehmen Weise auf der Besitzung des Mr. Fairfield vergangen. Die Schwester seines Freundes, eine schöne junge Dame von ungefähr zwanzig Jahren, hatte ihn in der zuvorkommendsten Weise begrüßt und suchte ihrem Gaste während der ersten Zeit, so lange ihr Bruder noch so schwach war, um an Jagden und weiteren Ausflügen sich betheiligen zu können, das Leben auf dem Lande so angenehm als möglich zu machen. Miß Edith hatte eine sehr sorgfältige Erziehung genossen; sie sprach fertig französisch, etwas deutsch, war sehr musikalisch und hatte viel Talent zum Zeichnen und Malen; außerdem war sie eine gute Reiterin, um Mersberg sehr bald Gelegenheit hatte, auf den hübsigen Spazierritten zu bemerken. Dem ehemaligen Offizier und eleganten Cavalier ging ordentlich das Herz auf, als er sich nach langer Zeit wieder in einer luxuriös eingerichteten, höchst komfortablen Hängelstube befand, befreit von den quälenden, niederdrückenden Sorgen um das tägliche Brod. Sein natürlicher Humor, seine gesellschaftliche Liebenswürdigkeit kamen sehr bald wieder zur Geltung und trugen sehr viel zur angenehmen Unterhaltung der beiden Geschwister und deren Gäste bei, die von den benachbarten Landgütern fast täglich herüber kamen. Es konnte nicht ausbleiben, daß Mersberg sehr bald den ganzen Zauber empfand, der im intimen Verkehr mit einem so schönen und geistreichen Mädchen, wie Miß Edith, lag; doch fühlte er vollkommen das Lächerliche und Annahmende, wenn er sich hätte hinreißend lassen, der Schwester seines reichen Freundes den Hof zu machen; er hätte sich daher, irgend wie die Grenzen des freundschaftlichen, geselligen Verkehrs zu überschreiten.

Mersberg dachte bereits mit traurigem Herzen an die Nothwendigkeit einer baldigen Rückkehr nach Newyork, als eines Morgens Fairfield noch vor dem Frühstück zu ihm in's Zimmer trat und ihn mit den Worten begrüßte:

„Endlich habe ich für Sie etwas gefunden, lieber Freund, was Ihnen hoffentlich zusagen wird! Sehen Sie, besser Mersberg,“ fuhr er fort, als dieser ihn ganz erstaunt ansah, „mit dem Unterzeichneten kommen Sie zu nichts, das werden Sie mir zugeben. Sie sind doch nicht herübergekommen, um auf eine so mühselige Weise ein so lärgliches tägliches Brod zu verdienen! Nach Allem, was Sie mir von Ihrer Vergangenheit erzählt, sind Sie auch nicht der Mann danach, ein solches Leben lange Zeit auszuhalten; eben so wenig passen Sie, meiner Ansicht nach, in ein Comptoir als Kaufmann, obwohl es mir ja ein Leichtes wäre, Ihnen in dieser Beziehung die besten Stellen zu verschaffen. Aber ich habe etwas Besseres für Sie. Durch meine Agenten im Westen war ich schon im vorigen Winter benachrichtigt worden, daß man auf den östlichen Abhängen der Rocky Mountains das Vorhandensein von großen Steinkohlenlagern vermuthete. Ich habe die Sache näher untersucht lassen und nun mit mehreren meiner Geschäftsfreunde beschloffen, sofort eine kleine Expedition dorthin abzusenden. In Memphis sind bereits zwei Berg-Ingenieure mit dem nöthigen Personal eingetroffen, und wenn Sie nun als mein Vertreter und Compagnon die Expedition mitmachen wollen, werde ich Ihnen aufrichtig dankbar sein.“

Mit welcher Freude und Bereitwilligkeit Mersberg den Vorschlag annahm, ist wohl unnöthig zu erwähnen.

„Meine Schwester und ich,“ fuhr Fairfield fort, „begleiten Sie bis Memphis, um Sie meinen dortigen Agenten persönlich als meinen Vertreter vorzustellen. Morgen früh fahren wir nach Newyork zurück, um Ihre Ausrüstung in Ordnung zu bringen, und am nächsten Montag fahren wir nach St. Louis.“

Mersberg benutzte eine freie Stunde in Newyork, um seinen alten wohlwollenden Wirth zu besuchen. „Habe ich Ihnen nicht gesagt, lieber Herr,“ rief dieser, „habe ich nicht gesagt, ein Freund des Mr. Fairfield ist ein geborgener Mann? Er hat Sie erst näher kennen lernen wollen, daher hat er Sie mit hinaus genommen; da wird er denn wohl gesehen haben, daß Sie besser auf den Sattel, als auf den Comptoir-Stuhl passen. Aber wissen's, Herr Mersberg, ein gutes Wort können Sie thun. Seit einiger Zeit wohnt ein Landsmann von Ihnen hier bei mir, auch ein ehemaliger Soldat, der sogar behauptet, daß er Sie früher gekannt hat. Der arme Kerl ist lange in San Francisco gewesen, hatte sich ein paar tausend Dollars gespart, mit denen er hier ein kleines Geschäft anfangen wollte, und ist jetzt durch eine niederrächtige Gaunerei um sein ganzes Geld gekommen. Meinhardt ist eine brave, eheliche Haut; ich bürge Ihnen dafür. Nehmen Sie ihn mit!“

Nachdem Mersberg seine Zustimmung gegeben, natürlich unter der Bedingung, daß Mr. Fairfield damit einverstanden, holte Schwab seinen Schützling herbei, in welchem jener in der That einen ehemaligen Unteroffizier seiner Compagnie, einen tüchtigen Mann, wieder erkannte. Auf Mersberg's Forderung wurde denn auch dieser für die Expedition engagirt.

In Memphis waren die beiden Berg-Ingenieure mit sechs erfahrenen Gehilfen und einem alten Trapper, der schon über zwanzig Jahre im Westen zugebracht, zum sofortigen Aufbruch bereit. Man beschloß, zuerst nach Little Rock am Arkansas und dann auf dem linken Ufer dieses Flusses bis hinauf nach Bensford zu gehen, von wo man nordwärts bis ungefähr zum South Pass vordringen wollte. Von diesem Punkte aus beabsichtigte man, die ganzen östlichen Abhänge der Rocky Mountains zu durchforschen. In Hinsicht auf den technischen Theil der Aufgabe waren die Ingenieure maßgebend, während Mersberg als Vertreter Fairfield's und seiner Geschäftsfreunde die Expedition begleitete und gleichsam der administrative Chef derselben sein sollte. In Bezug auf die persönliche Sicherheit der Reisenden und die Ausführung der Reise selbst vertrugen sämmtliche Mitglieder der Expedition dem alten Trapper Ben unbedingten Gehorsam.

(Fortsetzung in nächster Nummer.)



Nachdruck aus im Einzelnen verboten.

**Markt in Utrecht.** Von Frh. Kallmorgen. Siehe das Bild, Seite 340. In der Preis-Concurrenz der Illustrirten Frauen-Zeitung durch ehrenvolle Erwähnung ausgezeichnet. — In den ältesten und denkwürdigsten Städten der Niederlande gehört Utrecht. Seine Lage wird anschaulich dadurch charakterisirt, daß man von der Plattform seines alten Domes zu Sanct Martin gleichzeitig, allerdings mit Hilfe eines Fernrohrs, — die Thürme von Amsterdam, Herzogenbusch und Rotterdam erblickt, d. h. Utrecht liegt im Herzen Hollands, dem besten Theile des Königreiches. Der in deutschen Gauen so stattliche Rheinstrom ist hier zu einem trüben, schmalen Wasser zusammengepreßmt, welches in einem kanalartig gemauerten Bett die Stadt in ihrer Längsachse durchfließt und obendrein noch die Bedt als letzten Nebenfluß nach Norden entsendet; was bei Natwijt unter dem Namen „Rhein“ in die Nordsee rinnt, erinnert nicht im entferntesten mehr an den vielbesungenen Ober- und Mittellauf uneres Rheines. In Utrecht selbst spielt die Wasserstraße insofern eine Rolle, als sich an ihr zu beiden Seiten die Dube Stadt hinzieht, eine Hauptverkehrsader, zwar düster und unschön im Ganzen, aber voll echt holländischen Lebens, das sich widerpiegelt in den hohen, fensterreichen Ziegelbauten, in den Röhnen und Treppschritten auf dem schwarzen, tiefliegenden Wasser und in dem Kleinhandel der kellerartigen Gemölde unterhalb des Straßen-Niveaus, welche sich direct nach dem Fluße öffnen. Das ist noch dasselbe Utrecht, in dessen „Pappthaus“ Karls V. Lehrer geboren wurde, der Ahnherr der heutigen Jonckheeren Bedel, als Papst Adrian VI. ausgezeichnet durch seine Gelehrsamkeit und seine verthöliche Gefinnung in bewegter Zeit. In dem Saale der alten Akademie, — sie wurde erst gegen Ende des dreißigjährigen Krieges zur Universität erweitert und blüht als solche noch heute, — gingen zwei weltgeschichtliche Ereignisse vor sich. Hier schloffen 1579 gegen Philipp II. strenges Regiment die Sieben Provinzen ihre Union, welche die Unabhängigkeit der Niederlande begründete; hier wurde 1713 der Utrechter Friede verhandelt und damit der spanische Erbfolgekrieg beendet. Utrecht's Geschichte reicht jedoch viel weiter zurück. Schon die Römer hatten sich an dieser „Furth am Rhein“ (Trajectum ad Rhenum) festgesetzt. Ihrem Beispiel folgten die heidnischen Friesen und die Ostfranken; letztere machten die Stadt zum Ausgangspunkt der frühmittelalterlichen Missionstätigkeit; der heilige Willibrordus und der heilige Bonifacius verbreiteten von hier aus das Christenthum im Nordwesten Europa's. Während langer Jahrhunderte war Utrecht dann eine Bischofsstadt; auf viel Pracht und Macht, aber auch auf viele blutige Kämpfe zwischen den Fürsten, dem Adel und der Geistlichkeit hat die Bindfahne des heiligen Martin von der Spitze des alten Domes herabgeschaut.

Wie viel freundlicher, als das von Wällen und Wasserläufen eng umschante Utrecht des Mittelalters nimmt sich der heutige Umkreis der vollreichen Provinzial-Hauptstadt aus! Zwar ist sie immer noch ein ansehnlicher Waffenplatz, dessen Außenforts besonders die zahlreichen Eisenbahnlirnen bedecken, welche sich hier kreuzen; aber die alten Wälle haben sich in herrliche Promenaden verwandelt. Die Malliebaan, eine sechsreihige Linden-Allee längs des östlichen Stadtgrabens, zählt zu den schönsten Laubgängen der Welt; sogar Ludwig XIV. verschonte sie bei seinem berüchtigten Einfall in Holland. Geschmackvolle Landhäuser umsäumen allerwärts die Anlagen. Die Vorliebe der Holländer für Blumen, für ein bequemes Stilleben auf dem Lande, ohne dabei auf die für gutes Geld käuflichen Gemälde des Lebens zu verzichten, haben die Umgebung von Utrecht vielfach in einen großen Garten verwandelt. Im Gegensatz zu dem „Zug nach Westen“ der modernen Großstädte ist hier gerade der Osten und Südosten die gesuchteste Gegend. Stundenlang, bis hin nach Zeist, Driebergen und Doorn, reicht sich Park an Park, Villa an Villa; die sorgfältigste Kultur hat hier wahre Wunder der Gartenkunst hervorgezaubert. In dem alten Ringegebäude Utrecht's werden immer noch die blanken Gulden, Ducaten und Willemsdore geprägt, welche in Holland und seinen Kolonien von Hand zu Hand wandern. Regierungsbeamte, Matrosen, Plantagenbesitzer, Malajen und Kaufleute aller Art haben sich an ihrem Klange erfreut; manch abgegriffenes Stück feiert nach ferner Wanderung in die Stadt am Alten Rhein zurück, um seinem fieberkranken Besitzer nach zehn- oder zwanzigjährigem Schaffen auf Java zu einer schmutzen Villa im Umkreise des Domes von St. Martin zu verhelfen. Allerwärts ragt das durchbrochene Achteck des dreistöckigen Thurmes über das Dächermeer auf, sodas der alte Thurm, gleich dem der Kathedrale von Antwerpen, geradezu als Wahrzeichen der Stadt gelten kann. Auch auf unserem Bilde läßt der künstlerisch charakteristisch den berben Aufbau des Domburmes im Hintergrund emporspringen. Die Mitte des Bildes nimmt eine Fisch-Auction ein; in der Morgenröthe eines Märztages nehmen sich die weißen Hauben und Schürzen der Adhinnen ordentlich leuchtend aus. Zu der hohen Steinbrücke über den Tjufarm steigt das Pflaster allmählig an; von großstädtischer Eleganz oder selbst von modernen Einrichtungen, wie sie eine wohlhabende Stadt von fast achtzigtausend Einwohnern in Deutschland längst haben würde, verrieth unser lebendiges Bild keine Spur; es zeigt das niederländische Volk bei seiner Arbeit, ohne Drängen und Hasten, mit wahrer Zähigkeit festhaltend an seiner oft plumpen Tracht und seinen altväterlichen Gebräuchen.

**Schlechtes Wetter.** Von Carl Salmann. Siehe das Bild, Seite 344. Aus der Preis-Concurrenz der Illustrirten Frauen-Zeitung. — Wenn der Seemann in der Dstee „schlechtes Wetter“ herauskommen sieht, stehen ihm zwei Auswege offen: entweder schleunigst die weite, offene See zu gewinnen und so der Gefahr der Strandung nach Möglichkeit vorzubeugen oder vor Andbruch des Sturmes den schützenden Hafen zu erreichen. Unser Fahrzeug hat den letzteren Ausweg gewählt. Mit vollen Segeln strebt es dem Hafen zu, dessen Röhle sich weit in die See hinausstreckt; auf dem schmalen Abhänge des Molentopfes hantieren die Bothen, besorgten Blickes hinausspähend, ob dem Schiffe noch glücklich die Einfahrt gelingen werde. Es ist die Ostmole des Swinemünder Hafens, die uns hier Carl Salmann, dem wir schon früher ein effectvolles Bild des Colberger Hafen-Einganges zu danken hatten, vorführt. Den Besuchern der Ostsee-Bäder ist auch Swinemünde wohl bekannt. Diegt doch das Städtchen nur eine Meile entfernt von Heringsdorf, dem alljährlich von Tausenden besuchten Badorte; und welcher der Babegäste, der in dieser freundlichen in den Wald gebauten Villen-Colonie Sommerfrische genommen, hätte es wohl veräuht, einen Absteher nach Swinemünde zu machen, den berühmten Leuchthurm, wohl den größten an der norddeutschen

Küste, zu bewundern und einen Gang auf die schaumumspritzten Molen zu unternehmen? Das braucht ja nicht gerade zu geschehen, wenn „schlechtes Wetter“ im Anzuge ist, denn in solchem Falle ist es schwer, gegen den Sturm Stand zu halten, und mit trockenen Kleidern kehrt man nicht heim. Wer aber fest auf den Füßen steht und sich aus ein paar Sturzwellen nichts macht, der hat aus solchem Molen-Gange die Sturmwitter seinen eigenen Genuß. Das tost und brüllt von der See her zu beiden Seiten, als ob es einen verschlingen wollte, und kann einem doch nichts anhaben, wenn man nur, wie die seebefahrenen Leute sagen, die richtige Contenance behält. Und gegen die Räfte von außen, welche die Kleider durch und durch geweicht hat, kennen die Bewohner der Ostsee-Küste ein ganz probates inneres Mittel: den steifen Grogg, d. h. ein Gemisch von Rum, Zucker und heißem Wasser, bei welchem die letztere Ingredienz sich mit feinsten homöopathischer Dosis begnügt. Irren wir nicht, so erreicht das Schiff, das wir vor dem heraufziehenden Gewittersturm entfliehen sehen, glücklich den Hafen, und nicht lange wird es dauern, so sitzt der Kapitän im schmucken, kleinen Wirthshaus am Bollwerk neben den braven Männern, die durch Zuwerfen des Lotes sich ihm hilfreich erwiesen, durch eine doppelte „Vage“ Grogg sich für den willkommenen Beistand bedankend. R. M.

**Viterbisches.** — Eine reizvolle neue Gabe reicht Emil Ritterhaus in seinem „Buch der Leidenschaft“ (Berlin, Schöner, 2 Bde., M. 2). Die Leidenschaft, welche die Schwungpollen, formvollendeten Gedichte atmen, ist, wie es sich bei diesem Sänger von selbst versteht, keine unzeitige, sondern nur der Ausbruch des von früher Jugend an geschwellten Verstandes, — die Leidenschaft, die sich nach Sturm und Trang künstlich zum Bewußtsein höherer Manneskraft. Die Stufenleiter der Empfindungen, welche ein unerbittliches, in jeder Minute erfallendes Gemüth durchzumachen hat, steigt sich nach allen Richtungen gleich weit aus; hier in lebendem Entzücken, dort in bangem Jagen, und dem schaltbarsten Humor tritt der sinnige Ernst gemischt. Der Reiz der Hülfslosigkeit bildet den Schlüssel jedes glücklichen, oft deutschen Fingerebens: „Hut' Dant, mein Weib! — Dir fehn's zusammen, — Ob Meien oder Dornen stien!“ Das Leben! In der Seele flammen Zwei heißer Stern: Lieb' und Treu.

Als Anhang sind dem Bändchen noch einige „Bilder“ beigelegt, kalligraphische Gesänge von maßiger Kraft. — Wir brauchen die Gelegenheit, nicht um ein anderes, schon vor einiger Zeit erschienenen Werk des Dichters hinzuweisen: „Am Rhein und beim Wein“ (Leipzig, Ernst Reiß's Verlagsb., M. 1.50). Keiner unserer neueren Poeten dreht feiner den herrlichen deutschen Strom und seine edelste Gabe, den goldenen Wein. Man wirt, aus den Bergen des Rauhens des Rheines und den seinen Tult des funkelnden Trantel zu spüren; und in diesen frohen Liedern, die uns die lachenden Götter vor Augen führen, gleichen sich Gesänge von deutscher Treue und deutscher Kraft, die die unbeflegten Hüter des wackeren Rheinstromes.

Erst vor wenigen Monaten erschienen, haben sich die „Memoiren eines arabischen Prinzeßin“ (Berlin, Landwehr, 2 Bde., M. 10) bereits der vierten Auflage zu erfreuen, ein Erfolg, der wohl verdient ist. Die „arabische Prinzessin“ ist jene Prinzessin Salim von Kambaja, die vor zwanzig und einigen Jahren aus ihrer Heimat entflohen, um dem deutschen Kaufmann Rucke nach seiner Vaterstadt Hamburg zu folgen, und deren tragisches Geschick, deren mühseliges Aufstreben gegen die Dampfbäder des Lebens mehr als die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen haben. Von dem Leben am Hofe ihrer Väter, des Sultan's von Oman und Kambaja, wie von den Zuständen auf diesem östlichen Uferlande, von den Aufschauungen und Sitten des Volkes entwirft Frau Emil Rucke, wie sie sich heute nennt, höchst anziehende Bilder. Da der Orient weniger schnell vorstürmt, als das Abendland, so werden die Zustände am Kambaja noch heute ziemlich dieselben sein, wie zur Jugendzeit der Prinzessin, und da der jetzige Sultan der nächste Nachbar von Deutsch-Ostafrika ist und wegen seiner Erwerbung hinab in ersten Conflict mit Deutschland gerathen wäre, beanspruchen diese Schilderungen ganz besonders Interesse. Aber auch abgesehen hiervon, wissen sie ungemein zu fesseln. Die Verfasserin erzählt ganz schlicht, fast naiv, und an mehr als einer Stelle merkt man, daß sie sich von den Aufschauungen ihres Geburtslandes nicht ganz frei gemacht hat; aber gerade dadurch erhalten ihre Darstellungen das Gepräge echter Lebenswahrheit, und nach ihnen wird man die abendländische Vertheilung über orientalische Leben zu beichtigen sein. Vertheilt von einer Orientalin, die mit der europäischen Cultur vollständig vertraut ist, das Werk ein Reizmittel in unserer Literatur, das vielleicht niemals seines Gleichen findet.

„Villa Mirador“, ein neuer Roman von Robert Dyr (Jena, Götische, M. 5), hat den gefälligen Boden von Monte Carlo zum Hauptausgangspunkt der Handlung. Zwar wird das Treiben an der Spielbank nur flüchtig berührt, aber dies ist es doch, die verhängnisvolle in das Schicksal zweier Liebenden eingreift. Für den dem Spielstisch verfallenen Vater bringt ein Sohn unerhörte Opfer und scheidet die Lebensader ganz verflucht ab und in Folge, bis von anderer Seite ihm die Erlösung, dabei reichlich für den Schulden der Katastrophe, herbeigeführt wird. Hand in Hand mit dieser tragisch angelegten Handlung geht eine netzliche Liebes-Komödie, deren Humor freundlich die ersten Schilderungen unterbricht.

„In der Weißblattlande“ betritt sich ein anmuthiger Märchenstrauch, den Alberta von Freudenborf in Gemeinschaft mit ihrer mütterlichen Freundin Josefine Schessel, der Mutter des vorerwähnten Dichters Victor von Schffel, gewunden hat (Dresden, Weinholt u. Söhne, M. 3). Also auch der Dichter des „Effebar“ hat die Lust zum Fabelwesen von der Mutter übernommen, und daß diese die Lust gar wohl versteht, beweisen die drei aus ihrer Feder mitgetheilten Stücken. Es sind allerhöchste, humorvolle Erzählungen, und die acht von Alberta von Freudenborf erlittenen Märchen haben ihnen ebenbürtig zur Seite. Jung und Alt werden sich an dem Bändchen gleich ergehen, und demselben Freunde zu erwerben, hätte es wöhrlich nicht der Beziehung auf den berühmten Dichter bedurft. Die Freunde des Lesers aber werden natürlich die vielstimmigen Erinnerungen an seine Mutter, die dem Buche vorangestellt sind, als willkommene Beigabe begrüßen.

Im Gegensatz zu den französischen Werken, welche die Pflege des unverwundlichen Schwaunismus betreiben, mehrten sich neuerdings in erfreulicher Weise die Bücher, welche sich die Aufgabe stellen, dem französischen Publicum die Kenntnis des wirthlichen deutschen Volksgeltes zu vermitteln. J. Grand-Carteret, welcher es unternahm, „Les Mœurs et la Caricature en Allemagne, en Autriche, en Suisse“ zu schildern (Paris, Hachette und Comp., 2 Bde., M. 25), ist nun zwar kein Franzose von Geburt, sondern ein Schweizer, aber ein „französischer“ Schweizer, und seine Sympathien zeigen sich wohlthätig dem Lande seiner Wirthschaft an. Daß aber hat seinen Blick nicht getrübt, er ist im Gegentheil eifrig bemüht, nach allen Richtungen Verantwortlichkeit zu wahren, und so ist es ihm gelungen, von der Geschichte und dem Wesen der deutschen Caricatur ein Bild zu geben, das im Großen und Ganzen als zutreffend gelten kann. Von Vorbildern ist der Autor allerdings nicht frei, ja er läßt sich einige Verleihen zu Schulden kommen, die man von ihm, dem guten Kenner deutscher Sprache und Sitten, nicht hätte erwarten sollen; auch kann man ihm vorwerfen, daß er Manche übersehigt, Andere nicht nach Gebühr gewürdigt oder gar völlig übersehen hat. Doch von ähnlichen Fehlern würde auch ein deutscher Autor, der den gleichen Gegenstand behandelt hätte, sich kaum ganz frei gehalten haben; ist doch, um nur Eines zu erwähnen, der norddeutsche Humor ein anderer, als der südwestliche, ein Gegensatz, den Grand-Carteret deutlich empfunden hat und richtig charakterisirt. So bietet er, obwohl seine Arbeit auf erschöpfende Behandlung des Themas keinen Anspruch hat, das erste umfassende Werk über die deutsche Caricatur, und der Sorgfalt, mit welcher er den unangenehmen Stoff zu bewältigen gesucht, der geschmackvollen Form seiner Darstellung gebührt warme Anerkennung. Daß sich unter denjenigen Caricaturen, welche die Conflitte innerhalb Deutschlands und Deutschlands mit Dehreich behandeln, manche befinden, welche heute den einen oder anderen Volksthum vermisslich bedürfen, muß man bei einer Darlegung der historischen Entwicklung, wie sie hier vorliegt, mit in den Kauf nehmen; daß also Orakel hat auch der sein Tact des Autors vermehren. Uebrigens liest er nicht bloß von politischen Gebieten die Feile des Witzes auf, sondern räumt im Gegentheil dem rein gemüthlichen Humor, wie er sich am besten in den Klagen der „Müdegen Klättern“ und in einem Theile von Wilhelm Busch's Werken widerpiegelt, die bevorzugte Stelle ein. Ein Verdienst erwaad er sich auch durch das mit biographischen Angaben versehene Verzeichniß der in seinem Werke erwähnten Künstler, worin sich Manches findet, wonach man in deutschen Handbüchern vergebens suchen würde. Wie dieses Verzeichniß, so ist auch das Register der verschiedenen Journale, Wochblätter u. s. w. durch Hülfsorte in verkleinertem Maßstabe illustriert; die Caricaturen selbst, mehrere Hunderte an Zahl, sind vermisslich wiedergegeben. E. E.

Die Technik der geklöppelten Spitzen, Original-Entwürfe und Ausführungen, nach Spitzenlosten systematisch geordnet, mit besonderer Berücksichtigung der Details dargestellt von S. Jannig und A. Richter (Wien, Schöner und Schöner). Von diesem für die Frauenwelt und die Spitzen-Industrie höchbedeutenden Werke, das aus vierzig Folio-Tabellen in Lichtdruck besteht und in fünf Lieferungen (je M. 10) erscheinen soll, liegen uns die ersten drei Lieferungen vor, deren äußere sauber ausgeführte Tafeln den Arbeitsgang der Klöppel, von den einfachen Elementen bis zu der complicirten Flecht- und Reimarbeit oder Bänderchen-Beile, in immer reicher sich entwickelnden Reihen überaus deutlich zur Anschauung bringen. Ueber die







# Die Mode.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

## Mode vom October 1786.



Nach einem Stiche von Duhamel aus dem „Cabinet des Modes vom October 1786“.

Bei den Festlichkeiten des kommenden Winters werden sich viele ganz schwarze Toiletten bemerkbar machen. Eine sehr schöne Toilette dieser Art, welche zu der Aussteuer einer vornehmen jungen Dame gehört, besteht aus einem glatten, um den Saum mit einer Sammet-Puffe garnirten Faille-Rock, über den eine von dichter Jet-Stickerei bedeckte Füll-Draperie fällt. Die aus Sammet hergestellte Schleppe ist mit Faille gefüttert und auf beiden Seiten durch Jet-Krafften zurückgenommen. Gestücker Füll über Seidenfutter bildet die bis aufgeschüttelte Taille, deren geschlitzte Sammet-Aermel von allmählig kleiner werdenden Jet-Spannen über einem Spitzen-Unterärmel puffenförmig zusammengehalten werden. Schwarze, rechnerne Handschuhe, ein schwarzer Spitzenschirm mit Jet-Stickerei, sowie ein als Haarschmuck dienender, aus Jet geschnittener Schmetterling vollenden die Harmonie dieser eben so reichen, wie geschmackvollen Toilette. (Bezugsquelle: J. Landauer, NW, Unter den Linden 67.)



Die Mannigfaltigkeit der Winterhüte läßt sich auf die hier dargestellten vier Hauptformen zurückführen. Unsere erste Abbildung zeigt einen Kapote-Hut, dessen Kopf königsblauer Sammet, dessen Krempe Gold-Stamine besetzt. Eine Schleife aus goldgelbem, faconirtem Sammetband mit weißer Feder-Agrette bildet die Garnitur. Die Bänder harmoniren mit der Schleife. Der geschlossene Hut, welcher sich für ältere Damen eignet, besteht aus moosgrünem, durch kleine, schwarze Chenille-Tupfen

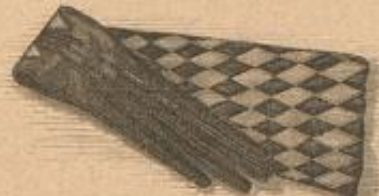


gemustertem Sammet, während schwarzer Plüsch die aufgeschlagene Krempe füttert. Zu beiden Seiten schmückt eine Stickerei aus moosgrünem und schwarzen Perlen den Hut und in der vorderen Mitte eine Schleife aus schwarzem Sammetband mit moosgrüner Kante, welches auch zu den Bändern dient. Das dritte Modell, ein

runder Hut aus rauchgrauem Filz, ist mit gleichem Sammet gefüttert und mit einer schmalen Jet-Spiße eingefast. Ineinander geschlungener rauchgrauer und schwarzer Sammet umgiebt den Kopf, den seitwärts eine schöne Stahlspange und drei grau abfahrtirte, von einer schwarzen Sammetstreife gehaltene Federn schmücken. Dieser Hut empfiehlt sich auch für Halbtrauer. Einen sehr jugendlichen Hut veranschaulicht die vierte Abbildung. Derselbe besteht aus gelber Seidenschur und ist mit rothbraun, gelb und violett gestreutem Sammet garnirt. Diese Farben wiederholen sich in der Agrette, welche aus dem ziemlich weit nach hinten befestigten Luff gelblicher Straußfedern hervorsticht. (Bezugsquelle: S. Nass, W. Friedrichstr. 79a.)



Trotzdem der Jersey- und der Handschuh aus naturfarbenern schwedischen Veder noch immer auf der Promenade vorherrschen, beginnt doch der Glacé-Handschuh sein altes, gutes Recht wieder geltend zu machen. Darauf berechnet, über dem Meiderärmel getragen zu werden, zeigt die lange Manschette uneres Modell-Handschuhes eine aufgesteppte Carreau-Rustung aus schwedischem Veder, welches sich von dem schwarzen Grunde kräftig abhebt. (Bezugsquelle: S. Gohn, W. Leipziger Str. 190.)



Die eleganten Damen von Paris tragen gegenwärtig einen Metallgürtel, der sehr leicht und biegsam ist und durch den hohen Kunstwerth seines Designs sich auszeichnet. Der Gürtel ist in zwei Arten Gold auf einem Grunde von oxydirtem Silber ausgeführt. Man bedient sich seiner, um die Falten der Blusen-Tunica aus chinesischem Krepp zusammenzuhalten, welche, wie es heißt, allgemein als Empfangs-Toilette bei den Nachmittags-Thees ertoren ist.



Die dem Rock eingefetzte Halbschleppe, dieser Liebling der älteren Damen, welchem sie nur ungenir zu Gunsten der von der Mode begünstigten fuhrfreien Robe entfielen, taucht wieder auf. Einstweilen noch auf Gesellschafts-Toiletten aus schwerem Seidenstoff und Sammet beschränkt, zeigt sie gewöhnlich einen leichten Wausch unterhalb des Bundes, dagegen weniger die schlicht herabfallenden Faltenbahnen.

Mit großem Gebränge erfolgte in Budapest die Trauung der Prinzessin Irma Odescalchi mit dem Baron Leopold Edelsheim-Gyulai. Die Braut erschien in einer weißen Brocat-Robe mit runder Schleppe; um den Hals schlang sich ein Diamant-Kollier, und das Haupt schmückte ein Diadem aus Brillanten. Die jugendliche Gestalt der Braut war von einem dultigen Bräutler Spitzenschleier umflossen. Die Fürstin Odescalchi trug eine grüne, mit Gold durchwirkte Atlas-Robe, die Baronin Edelsheim-Gyulai ein taubengraues Kleid mit einem weichen Schok von Spitzen. Frau von Tisza hatte eine taubengraue Sicilienne-Robe angelegt, Fürstin Goja Odescalchi (Stella Andrássy) eine lichte Toilette aus rosa Faille. Gräfin Koloman Almásy (Minta Wendheim) erschien in pfaunenfarbener Sammet-Robe, Gräfin Josephine Teleki in aschgrauem Atlaskleide. Baronin Bela Radvánsky (Paula Tisza) hatte eine cremefarbene Surah-Robe mit Crème- und Goldspitzen gewählt.

## Neue Handarbeiten.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Zu Sträußchen geordnete oder leicht hingeworfene einzelne Blumen, sowie größere oder kleinere Blüten- und Blätterzweige bilden neuerdings wieder die beliebtesten Motive für Plattstickerei zur Verzierung von Kissen, Tischen, Stühlen u. Das dargestellte Tischchen und die mit demselben harmonirende Chaiselongue-Decke zeigen eine solche Ausstattung (Bezugsquelle: O. Kruppe, W. Leipzigerstr. 129). Je zwei Theile olivfarbenen und weinrothen Plüsches sind an beiden Gegenständen, deren Form



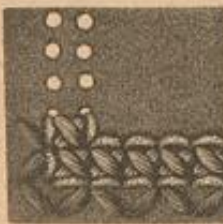
entsprechend, in ungleicher Größe und schrägen Durchschnitt verbunden und auf diesem Grundstoff einzelne Plectrosen-Zweige in ihren natürlichen, wundervoll abfahrtirten Farben ausgeführt. Das Tischchen, in vierthaler Kleeblatt-Form, misst 62 Cent. Höhe; olivfarbener Plüsch dient zur Bekleidung des einfachen Holzgestelles, während die mit voller Quasten-Franze garnirte Platte beide Arten Plüsch vereinigt. Die mit dunkelrothem Kaschmir gefütterte und mit olivfarbener Seidenschur eingefasste Decke misst 120 Cent. Breite zu 160 Cent. Länge.



Einfache, geschmackvolle Handarbeiten herbeizuschaffen, die auch von älteren Damen oder Kinderhand ausgeführt werden können, ist keine leichte Aufgabe, zumal auch die Hilfsmittel, wie Gamas- und Liederlagen u. s. w., bei Stickereien für schwache Augen nicht immer ausreichend sind. Wir begrüßen daher mit Freuden die schon von den Vederarbeiten her bekannte Art, das Muster durch eingeschlagene Löcher (Perforiren) in Tuch, Filz oder Fries klar und deutlich zu markiren und im Kreuz- und Smyrna- oder Blättchenstick, mit Kreuznaht u. s. w. auszuführen.



Decken und Decken aller Art, Unterlagen für Placats, Lampenteller und dergl. sind in den oben angegebenen Stoffen und mit mehr oder minder einfachen Mustern zu haben. Die Ausführung gestaltet, wie unsere Abbildungen zeigen, die Anwendung verschiedener Wolle, Filoselle-Seide, Goldfäden, das wirkungsvolle Krausgespinnst und den flachen, metallartigen Faden der chinesischen Seide; auch Kestchen aller Arten Chenille oder bunter Schürchen finden passende Verwendung. Die einfache, schnell fördernde Arbeit, welche, in gedämpften Farben ausgeführt, eine sehr hübsche Wirkung erzielt, darf einer weiten Verbreitung gewiß sein. (Bezugsquelle: E. Heinz, W. Friedrichstraße 189.)



## Bruchmappe.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

### Fragen.

Heinrich Frauenlob in Mecklenburg. — Lebhaft interessiert mich, wie wohl alle Frauen, das Andenken des Dichters Frauenlob. Hat derselbe, wie man nach seinem Rosenkranz-Liede schließen muß, auch einmal in Mecklenburg gelebt? A. Gr. von St.

Aberglaube. — In meiner Heimath Pommern herrscht viel Aberglaube unter der Landbevölkerung. So z. B. würde Niemand in den zwölf heiligen Nächten, Weihnachten bis Neujahr, Hülsenfrüchte essen, und während dieser Zeit Wäsche auf die Leine zum Trocknen zu hängen, gilt als sicheres Vorzeichen, daß ein Hausbewohner im Laufe des Jahres sterben wird. Woher mag dieser Glaube stammen, und ist er auch weiter verbreitet? — Weiße Wasserfresser gelten als Bringer von Tod und Krankheit, wenn sie in ein Haus gelangen, und wo die weißen Alten besonders gedeihen, soll kein Glück herrschen. Wie mögen diese schönen Blumen zu solch trauriger Bedeutung gekommen sein? Dr. trun.

### Antworten.

Dulcad. — Die in der Bulowina und Rumänien unter dem Namen Dulcad (Dolce) beliebten Frucht-Conserven werden von verschiedenen Arten Obst hergestellt; gebräuchlich sind Erdbeeren, Johannis- und Himbeeren, vorzüglich jedoch Weichseln (saure Kirschchen). Die Bereitungsdart ist immer dieselbe. Man nimmt auf je 1 Pfund Frucht 1 Pfund besten Zuckers, der, in wenig Wasser aufgelöst, abgeschäumt wird und so lange kochen muß, bis er Fäden zieht. Man taucht, um dies zu erproben, Zeigefinger und Daumen in kaltes Wasser, tupft schnell in den Zucker und versucht, die anhaftende Masse zwischen den beiden Fingern zu ziehen. Bilden sich keine Fäden, gleich gesponnenem Glase, so ist der richtige Grad erreicht; doch trage man Sorge, daß das Feuer nicht zu stark sei, denn ein Augenblick kann oft den Zucker bräunen und ihn verderben; derselbe muß vollkommen weiß bleiben. Jetzt giebt man die Früchte, die einige Male aufkochen müssen, hinein, füllt sie, sobald dies geschehen, mit dem Schaumlöffel heraus, läßt den Saft sich verdicken, thut die Früchte ein zweites Mal hinzu und schwenkt den Kessel langsam, bis das Obst, erhaltend, sich mit dem Zucker füllt und annähernd seine natürliche Form wieder gewinnt. Beim Entsteinen der Kirschchen achtet man darauf, daß das Fleisch derselben möglichst wenig zerissen wird; auch empfiehlt es sich, probeweise ein wenig der Conserve erkalten zu lassen. Dieselbe darf nicht geleeartig fest, sondern nur dickflüssig sein. In Gläser gefüllt, wird das Eingemachte mit in Salpetersäure befeuchtetem Pergament-Papier bedeckt und an kühlem, trockenem Orte aufbewahrt. Elisabeth.



**Kleider-Gedenkbuch.** — Schon seit einigen Jahren habe ich die Gewohnheit, von jedem neuen Kleide, das ich bekomme, ein kleines Stück in ein dazu bestimmtes Buch zu heften (seht hat man derartige Bücher schon im Handel). Fällt mir nun nach einiger Zeit dieses Gedenkbuch in die Hände, so kommen beim Durchblättern desselben viele liebe Erinnerungen über mich. Zum Beispiel: hier dieses Stückchen rosa Musselin ruft mir einen heiteren Sommertag zurück, an dem wir ein herrliches Gartenfest mitmachten; dort jenes Lappchen weißer Atlas führt mir, wie mit einem Zauberstrahl, den schönsten Tag meines Lebens, meinen Hochzeitstag, vor. Ich sehe im Geiste die liebende, sorgliche Mutter, die vergnügten Geschwister und vor Allem meinen lieben, stattlichen Bräutigam. Ich blättere weiter! Dieses graue, einfache Plüschchen ist von einem Reifelleide, welches ich trug, nachdem uns die Göttin Fortuna einen kleinen Gewinn in der Lotterie zugewendet hatte. Wie schön war's, hinauszuziehen an den grünen Rhein, wo wir mit Freunden einige prächtige Tage genossen. Wie praktisch bewährt sich das einfache Gewand; ich gewann es ordentlich lieb, so trogte es Sonne, Staub und Regenschauer. Jetzt kommt ein schöner, blauer Atlasstoff, ein unerwartetes Geschenk meines Mannes, als ich ratlos bei einer an uns ergangenen Einladung erkläre: „Ich habe nichts anzuziehen.“ Und diesmal war es wirklich nicht nur der gewöhnliche Stoffweiser einer Frau, die den ganzen Schrank voll Kleider hängen hat! Noch steht lebhaft der Moment vor meinen Augen, als ich den Stoff unter meiner Serviette fand und man sich an meinem Erkennen und meiner freudigen Verlegenheit weidete. Der carrirte Planell hier war ein Bergencroft, den ich als Reconvallescentin nach schwerer Krankheit anzulegen pflegte. Mit Wärme fühlte ich mich langsam genesen und empfand auf's Neue Lebenslust und Muth. Auch Trauerstoffe fehlen nicht in diesem Gedenkbuche, und wehmüthig gedente ich der Lieben, die ich hergeben mußte, und rufe mir im Geiste ihr Bild zurück. So könnte ich noch viel erzählen, was mir diese Lappchen vorlaubend. Jedenfalls ist dies doch poetischer, als von einer Reize nur die Hotel-Rechnungen als Erinnerungszeichen zu bewahren. Ich kann nur jeder meiner Mitbewohner empfehlen, sich ein solches Kleider-Stammbuch anzulegen und jeder einzuheftenden oder aufzuliebenden Stoffprobe das Datum beizufügen.

**Eine langjährige Abonnentin in Bromberg.**

**Ebenbaum (311).** — Im Original des „Hamlet“ steht, wie schon erwähnt, gar nichts von einem Ebenbaum. Die Stelle heißt: „With juice of cursed hebenon in a vial“, wörtlich: „Mit Saft verfluchten Hebenons in einer Phiole“. Dieses „Hebenon“ hat schon vielen „Worthubern“, — wie Bisher in seiner Faust-Parodie die Klassiker-Ätymologen benannt hat, — Kopfzerbrechen gemacht. Daß ein aus Ebenholz gewonnener Saft giftig sein soll, war zu unwahrscheinlich; man hat daher angenommen, es solle hebenon heißen (hebenano: Wisentkraut). Schlegel überlegte daher: „Mit Saft verfluchten Wisentkrauts im Fläschchen“. Man stützt sich hierbei auf die Annahme, Shakespeare habe eine Uebersetzung des Plinius gekannt, der ausdrücklich erwähnt, der Saft des Wisentkrautes, in's Ohr geträufelt, erzeuge Wahnsinn. Ein ähnliches Wort kommt in Marklow's „Juden von Malta“ vor:

„Der Hydra Blut, der Vernachtlange Gift,  
Des Hebon Saft und des Kochtus Dampf.“

Der bekante Shakespeare-Forscher Elze meint, es könne für enoron stehen, altenglisch: Nachtschatten, vielleicht auch für henlock, Schierling. Ausführlich ist die Frage behandelt in der vortrefflichen Shakespeare-Ausgabe von Furness: „A new variorum edition of Shakespeare“.

**Pfefferküsse (329).** — 1/4 Kilo Honig, der vorher aufgekocht worden, mischt man mit 1/4 Kilo Mehl, 250 Gr. Butter,

2 Eiern, 3 Gr. Zimmt, 1 1/2 Gr. Nelken, 3 Gr. Cardamom, — die letzteren drei Ingredienzien fein gestoßen, — ferner 45 Gr. in Franzbranntwein aufgelöster Potasche zu einem festen Teige, der an warmem Orte acht Tage ruhig stehen muß. Nach dieser Zeit formt man von dem Teige kleine Kugeln von Wallnußgröße, legt sie auf ein mit Butter bestrichenes Brett und bäckt sie im Ofen bei mäßiger Hitze 15 bis 20 Minuten. Um zu erkennen, ob die Pfefferküsse fertig gebaden sind, bricht man zur Probe eine derselben durch. Ist sie innen trocken und locker, so nimmt man das Blech aus dem Ofen und schneidet die Küsse von ersterem ab. Damit sie nicht weich werden, sind sie an trockenem Orte aufzubewahren.

**Ingwer-Liqueur (311).** — Ein Kilo Ingwer-Wurzel wird, in kleine Stücke geschlagen, in eine Flasche gethan und mit 3 Litern 70procentigem Spiritus übergossen. Die Flasche verbindet man mit Pergament-Papier und läßt sie 48 Stunden stehen. Nach Ablauf dieser Zeit wird die Flüssigkeit gut geschüttelt, das Papier mit einer Nadel durchlöchert und die Flasche auf eine warme Stelle gesetzt, wo sie abermals mehrere Stunden unberührt bleibt. Nachdem man wieder tüchtig geschüttelt hat, läßt man die Flüssigkeit sich setzen und gießt das Klare vorsichtig ab. Mittelfst des so gewonnenen Extractes kann man eine Menge Liqueurs bereiten; es genügt 1—1,5 Liter dieser Tinctur zur Herstellung von 34 Litern Viqueur. Weiter sind dazu erforderlich: 11 Liter 95procentiger Spirit, 7,5 Liter destillirten Wassers, 1 Liter Weiz, 14 Liter Zucker. Der Zucker, 13 Kilo, wird in Wasser aufgelöst, gelocht, geschäumt und klar gekocht, bis die Menge von 14 Litern erreicht ist. Den erkalteten Zucker giebt man zu den vorgenannten Substanzen, rührt das Ganze so lange, bis die Zuckerlösung sich vollkommen mit dem Uebrigem vermischt hat, und füllt den gewonnenen Liqueur, der sich viele Jahre hält, in Flaschen, die verkorkt, versiegelt und an kühlem, trockenem Orte bewahrt werden.

**Ginmachn von Wallnüssen (280).** — Die grünen Rüsse werden um die Zeit vom 22. bis 28. Juli von den Bäumen abgenommen, jede von ihnen mit einer starken Nadel mehrmals durchstochen und hernach in frisches Wasser gelegt. Dasselbe muß während vierzehn Tagen täglich zweimal erneuert werden. Nach Ablauf dieser Zeit werden die Rüsse herausgenommen und 10 Minuten lang gekocht, hierauf abgeseiht und bleiben alddann in kaltem Wasser eine halbe Stunde stehen. Nachdem man sie nun abgetrocknet und in Gläser gefüllt hat, werden sie mit Nelken und länglich geschnittenen Stückchen Zimmt und Citronenschale bestreut. Dann wird gepulverter Zucker (auf 50 Deka Rüsse ungefähr 32 Deka Zucker) darüber gegossen. Nach drei Tagen gießt man den Zucker ab, läßt ihn mit einem frisch hinzugegebenen Stücke Zucker aufkochen und schüttet ihn dann, kaltgeworden, über die Rüsse. Diese letzte Procedur mit dem Zucker wird noch vier- bis fünfmal wiederholt; dann bindet man die Gläser zu. Die also eingemachten Rüsse halten sich Jahre lang.

**Gebrauchtes Leder aufzufrischen (329).** — Gebrauchtes Leder, sowohl auf Stühlen, Sophas, Wappern, wie auch im Innern der Equipagen verwendet, kann vollständig wie neu hergestellt werden. Die durch das Pressen von Möbelstoffen, Seide, Woll u. s. w. bekannte Firma A. Demichel, Berlin, SW, Neuenburgerstraße 32, hat sich neuerdings speziell mit dem Pressen von Leder beschäftigt und vortreffliche Erfolge erzielt. Man kann neues und altes Leder pressen lassen, und zwar sowohl nur in einer Farbe, wie auch mit Gold oder in verschiedenen Farben. Es giebt große und kleine Kleinmuster, Wappen, Schiften u. dergl. Auch läßt die Fabrik das Leder zusammenhängen, d. h. kleinere Theile künstlich zu einem größeren Stück verbinden und dann mit der Musterung versehen, sodas unansehnliche Stellen vollständig verschwinden.

G. B. in Coblenz. — Garten-Ratten-Lefen sind transportable Eisenblech-Collater, die zur Erwärzung eines kleinen Raumes andienen. Mit einer eignen verpackten, nicht rühnenden Kohle (carbon-natron) gefüllt, bedürfen sie keines Anschlusses an einen Schornstein. Die Füllung, vermischt mit einiger Holzkohle angezündet, brennt bei einem Verbrauch von etwa 25 Pf. einen ganzen Tag.

**Gratin F. in P.** — Wenn Speisen im Büffet oder Châfrant einen schlechten Geschmack annehmen, so legt die Schale an dem zur Fütterung des Möbels verwendeten Holz; diesem Hebel ist nur abzuheben, indem man den betreffenden Raum mit Blech ausschlagen läßt. Man sollte namentlich bei Beschaffung des Büffets sich darauf sehen, daß weißes Eisen- oder Horn-Holz in der innern Bekleidung verwendet wurde, da Eisen- und Nieren-Holz die im Büffet aufbewahrten Speisen ungenießbar machen.

**Franz G. E. in Krefeld.** — Wenn dunkle Flecken in Eisenblech-Beschlüssen nicht durch wiederholtes Putzen mit feiner Kreide zu beseitigen sind, so klebt nur das Abstreifen über. Bleckel werden Sie sich an die Eisenblech-Fabrik von Vint, Berlin O, Unter den Linden 44. — Weiß gewordene Rüsse kann, ohne Schaden zu erleiden, gebleicht werden, indem man unter das Schälmaße Wasser mischt, das man auf folgende Art bereitet hat; doch muß die Rüsse, die eine Nacht im demselben liegen bleibt, am nächsten Morgen drei- bis viermal in kochendem Wasser nachgeschüttelt und durchgeschüttelt werden. 10 Pf. Chlor mit 10 Pf. Potasche werden mit 3 Liter kochendem Wasser aufgerührt und tüchtig durgeschüttelt; dann läßt man das Pulver sich setzen und gießt die klar gewordene Lösung vorsichtig durch ein Tuch, jedoch kein Körnchen mit durchläßt. Von diesem Blechwasser rechnet man auf einen großen Schühler etwa 1/2 Liter; es kann insofern auch etwas mehr oder weniger, je nach der Beschaffenheit der Rüsse, verwendet werden.

**Herrn G. E. in Sp.** — Sie sind bei einem Nahrungsmittel der „Püner-Neu“ benannten Speise vollkommen berechtigt, an einem Heiler der vorliegenden Recette zu glauben. Es ist leider bei Angabe der Bereitung des „blanc manger“ mit dem die Schale gefüllt werden sollen, vorgefallen worden, hinzuweisen, daß dasselbe mit 2 Eßl. aufgelöster better weißer Gelatine lauwarm vermischt werden muß.

**Trizina in Odesa und Annonim in Bromberg.** — Fragen der Schönheitspflege sind, wie schon oft erwähnt, von der Behandlung in unserer Briefmappe angegeschlossen.

**Abonnentin in Kofchan.** — Ihrem freundlichen Wunsch ist, wie Sie aus der heutigen Nummer ersehen, entsprochen worden.

**Torradischen.** — Der das Herbstfest im preussischen Provinzial-Parlament des Institutes der englischen Frauen in Burgheim verfaßt hat, wissen wir nicht, erlaben es aber vielleicht durch eine freundliche Verleihen.

**F. v. N.** Das Polirverren von Pflanzen mit Silber, Gold, Bronze u. s. w. übernimmt H. Trautmann, München, Viktoriastraße 7. Die Polirarbeit giebt Form und Metalleation der Natur getreu wieder. Man kann auf diese Weise liebe Erinnerungsbilder für lange Dauer der Beständigkeit erhalten; auch lassen sich mit Metall überzogene Platten und Blumen prächtig in Schmuckgegenständen verwenden.

**S. A. in M. C.** — Paradiesäpfel oder Tomaten sind in jedem Zustande nur kurze Zeit conservirbar, da sie überreife bald sauren; desto leichter aber kann man sie in Blechbüchsen aufbewahren und im Winter gleich den frischen Tomaten verwenden. Man wäscht schon rotte, aber noch feste Früchte in delig große Büchsen, übergießt sie mit lauwarmem, abgekochtem Salzwasser, vermischt die Büchsen und läßt sie 1 1/2—2 Stunden im Wasserbade kochen. Auf 1 Liter Wasser rechnet man 1 Eßlöffel Salz.

**Edelweiss in A.** — Die frohe Erwartung scheint sich nicht erfüllt zu haben. — Herrlicherer Pott-Lüder und Kissenbesitzer liefern Goldschneier und Nische, Berlin W, Leipziger Str. 38, und Hügel, W, Potsdamer Str. 26. — Binnen Kurzem werden Sie einen neuen Beitrag der Dichterin in unserer Platte finden.

**Ellen Kantschewer.** — Kartoffelwider wird aus Kartoffelschale gewonnen. Das technische Verfahren zu beschreiben, hätte keinen Zweck, da der Sale doch nicht in die Lage käme, selbst Kartoffelwider herzustellen.

**Walwina in Ungarn.** — Nikolai Karlowitsch von Wiers, der russische Minister des Aeußeren, geb. 9. Mai 1820, entstammt einer in Finnland angelegenen schwedischen Familie.

Zu dieser Nummer gehört ein Modenbild, für die Abonnenten der großen Ausgabe zwei Modenbilder und ein Kostümbild. Von der „Illustrirten Frauen-Zeitung“ erscheinen jährlich 24 Unterhaltungs-Nummern zu je 2 bis 2 1/2 Doppelbogen, 24 Moden-Nummern, 12 Schmittmuster-Beilagen und 12 farbige Modenbilder; vierteljährlicher Abonnements-Preis 2 M. 50 Pf. (1 Guld. 50 Kr., mit Postzusendung 1 Guld. 80 Kr.) Die Heft-Ausgabe bringt ferner jährlich 12 Kunstblätter „Bildermappe“; das Heft (24 jährlich) kostet 50 Pf. (30 Kr.) Die Ausgabe mit allen Kupfern (jährlich 36 farbige Modenbilder, 12 Kostümbilder und 12 farbige Kinderbilder) kostet vierteljährlich 4 M. 25 Pf. (2 Guld. 55 Kr., mit Postzusendung 2 Guld. 85 Kr.). — Alle Buchhandlungen nehmen jederzeit Bestellungen an, mit Ausnahme für die Heft-Ausgabe auch alle Postanstalten.

**Anzeigen**

falls solche nicht als für die „Illustrirte Frauen-Zeitung“ ungenügend von uns angesehen werden sollten, finden zu dem Besize von 1 Mark für die einhaltige Nonpareille-Beile oder deren Raum Aufnahme, soweit der dafür bestimmte Platz reicht. Annahme der Anzeigen in allen Annoncen-Bureau, sowie in den Expeditionen der Illustrirten Frauen-Zeitung zu Berlin W, Potsdamer Straße 38, und zu Wien I, Dorotheergasse 3. Inserenten erhalten das Blatt kostenfrei mit der Post zugestellt, so lange der Insertions-Auftrag dauert.

**Sammet und Seidenstoffe**  
jed. Art, gr. Ausw. v. schwarzen, weissen u. farbigen Seidenstoffen zu Braut-Kleidern empf. zu billigsten Preisen die Seiden- und Sammet-Manufaktur von  
Muster franco. **M. M. Catz in Crefeld.**

**Fritz Borstell's Lesezirkel**  
verbunden mit der  
Nicolaischen Buchhandlung in Berlin  
C. Brüberstr. 13 und W. Potsdamer Str. 123b.  
Größtes deutsches Bücher-Leih-Institut von besterhaltenen und wissenschaftlichen Werken in deutscher, englischer, französischer und italienischer Sprache.  
Lager über 500,000 Bde.  
Jahres-Abonnements für auswärtige Leser und Lesegesellschaften:  
4 Bände 8 Bände 12 Bände 25 Bände 50 Bände 100 Bände  
30 M. 40 M. 50 M. 75 M. 125 M. 200 M.  
Bestellzeit beliebig. — Emballage frei. — Prospekte gratis.  
Umfassende Verzeichnisse gratis und franco.

**BERGMANN'S ZAHNSEIFEN**  
Echt nur aus WALDHEIM SACHSEN VON A.H.A. BERGMANN  
FABRIK FEINER SEIFEN UND PARFÜMERIEN.  
Vorräthig in Apotheken, Drogen- und Parfümerie-Handlungen  
Wer sich vordem Nachahmungen schützen will verlange ausdrücklich Waldheimer BERGMANN'S Zahnseife  
IN STANIOL ZU 40 Pfg. BLECHDOSEN ZU 50 Pfg.  
B. PÄTE DENTIFRIGE. B. PASTA ODONTALGICO.  
Bergmann's Zahn-Pasta selbst bereitet von A.H.A. Bergmann in WALDHEIM in SACHSEN. Ausdrücklich gepulvert und zunächst zur Reinigung und Reinhaltung der Zähne empfohlen.  
B. TOOTH PASTE.

Die Anfertigung der Damen-Garderobe

Verlag von Franz Kipperheide in Berlin.  
Lehrbücher der Modenwelt.  
Erster Band.  
**Die Anfertigung der Damen-Garderobe.**  
Von Hedwig Lechner und Gunda Beeg.  
Mit 638 Illustrationen. — Kleines Quart-Format.  
In elegantem Einbande 11 Mark 40 Pf.  
Von den zehn Abtheilungen, in welche der reichhaltige Inhalt des Werkes zerfällt, lehrt die erste das Maßnehmen, die folgende die zweckmäßigste Benutzung von Schnittmustern, sowie kleinen Schnitt-Übersichten, die dritte die Anweisung zur selbständigen Aufzeichnung von Schnittmustern. Dem Zuschneiden und Fertigmachen nach diesen, den Nähten, Befestigungen und Schluß-Einrichtungen sind besondere Abtheilungen gewidmet. Ebenso wird das große Gebiet der Besätze und Garnituren selbständig mit anschaulichen Darstellungen behandelt. Den Schluß bildet die Behandlung und Darstellung einer Reihe von fertigen Gegenständen.  
Einen besonderen Vorzug des Werkes bilden die sehr zahlreichen, den Text erläuternden Illustrationen. So wird dieses Lehrbuch nicht nur Neulingen ein sicherer Leitfaden, sondern auch schon Erfahreneren vermöge seiner Vollständigkeit und Ausführlichkeit ein sehr willkommener Rathgeber sein.

Alle nur denkbaren Musik-Instrumente u. Musik-Artikel.  
Zithern-Musik-Kataloge (7000 Nos.) gratis.  
**Zithern**  
Beste, billigste Organe.  
Quelle, Preis-our. gratis-fs.  
Wih. Rudolph, Instr.-Fabrik, Gießen.

Die **Gartenlaube**  
das weitaus verbreitetste und zugleich billigste deutsche Volks- und Familienblatt.  
In den meisten deutschen Dörfern längst eingebürgert u. als werthvolles Besitztum u. Jahr zu Jahr gesammelt, eine unerschöpfliche Fundgrube der Unterhaltung und Belehrung für jede deutsche Familie, beginnt schon ein neues Quartal (Preis 1.60). Für neue Abonnenten werden die bereits erschienenen Nummern des hochinteressanten Monats: St. Michael von G. Werner zum Preis v. nur 1.60 v. allen Buchhändl. od. durch Ernst Reils Nachfolger in Leipzig nachgeliefert. Abonnements auch durch die Post.



Illustrirte  
**Frauen-Zeitung.**

Nr. 21, 1. Blatt.

Monatlich zwei Nummern.  
Vierteljährlich 2½ M. = 1½ Guld.

Berlin, 1. November 1886.

(Ausgabe mit allen  
Kapiteln: 4½ M. = 2 Guld. 55 Kr.)

XIII. Jahrg.



*A. Meyer*



## Eine ungarische Melodie.

Novelle von Marie Giese.

(Fortsetzung.)

4.

In einem kleinen, für den theoretischen Unterricht bestimmten Saale des Conservatoriums harrte am nächsten Morgen eine ansehnliche Versammlung von Schülern und Schülerinnen auf das Erscheinen des Professors. Einige sahen ihre Ausarbeitungen durch andere besprochen flüsternd allerlei vertrauliche Dinge, die meisten aber stritten mit Eifer über die Zigeuner und ihre Concerte im Wintergarten. Die Erörterung begann schon einen hitzigen Charakter anzunehmen, als der Erwartete hastig eintrat. Mitten im Zimmer blieb er stehen und betrachtete die Gesellschaft durch seine Brille mit einem kalten Blicke:

„Ich bitte um Entschuldigung, mich um acht Minuten verspätet zu haben. Was Sie betrifft, meine Damen und Herren, so hätten Sie gut gethan, diese Zeit zu Ihrer Geistesjammung zu benutzen, damit ich nicht nöthig habe, zu warten, bis Sie wieder zu Athem gekommen sind.“

Er setzte sich und legte einen Stoß Hefte, den er unter dem Arm getragen hatte, aus einander. Sein Aeußeres läßt sich mit wenig Strichen zeichnen. Eine derbe, untersezte Gestalt, ein großer, ediger Kopf, an dem nichts künstlerisch war, als etwa der Wurf des hellblonden, dichten Haars. Die gelblich grauen Augen, die kurze, breitrückige Nase, das starke, gepaltene Kinn, eine fahle Hautfarbe, — es war eine durchaus uneheliche Zusammensetzung, aber von dem Ganzen ging ein zwingendes Etwas aus: eiserne Willenskraft, Selbstvertrauen, Beharrlichkeit. Durch diese Eigenschaften hatte der Professor sich unter seinen liebenswertheren und begabteren Collegen eine überlegene Stellung geschaffen, und durch sie beherrschte er seine Schüler.

„Nun?“ fragte er in eisigem Tone, als am unteren Ende des Tisches ein Stimmchen in helles Lachen ausbrach.

„Verzeihen Sie, Herr Professor, aber ich kann wirklich nichts dafür,“ erwiderte ein junges Mädchen, dessen Gesicht sich infolge ihrer Anstrengung, ernsthaft zu bleiben, tiefroth färbte. „Herr Salewski, — nein, es ist zu lächerlich, — sagte nämlich eben, daß nicht nur die Zigeunermusik bezaubernd sei, sondern auch die Zigeuner, — für die Damen nämlich, was wir uns doch unmöglich ruhig gefallen lassen konnten.“

„Ich habe das nur von dem Einen aus dem Orchester behauptet,“ entgegnete Salewski.

„Wenn dies Ihre Vorbereitungen zu der heutigen Stunde sind, so thun Sie mir leid!“

„Wollen Sie vielleicht die Bewogenheit haben, Herr Professor, uns Einiges über die Menschen mitzutheilen?“ nahm das junge Mädchen wieder das Wort; „ich weiß nur von ihnen, daß sie ein musikalisch veranlagtes, verkommenes, räthselhaftes Gesindel sind, das am liebsten in Wäldern haust und in keinem von Christen bewohnten Orte Nachtquartier nehmen darf, weil es die Hühnerställe plündert und kleine Kinder stiehlt.“

Als noch einige andere Schüler in die Bitte einstimmen, nickte der Professor und ließ seine Augen durch den Kreis wandern. Auf dem Kopfe seiner Lieblings-Schülerin, die stumm zu seiner Rechten saß, weilten sie einige Secunden, ehe sie weiterglitten und dabei aufblitzten, als hätten sie etwas gesehen, das ihnen nicht gefiel. Als die eingetretene Stille ihm sagte, daß Alles lauschte, zog er seine schwere goldene Uhr hervor und legte sie neben sich auf den Tisch. „Eine Viertelstunde sei dem Gegenstande, der Sie in so hohem Grade zu interessieren scheint, gegönnt. Ich bitte also um allseitige Aufmerksamkeit!“

„Die Zigeuner, ein indischer Stamm, tauchten vor etwa sechshundert Jahren zuerst in Europa auf. Was sie aus ihrer Heimath forttrieb, ist unbekannt. Sie sind Heiden, haben eine eigene Sprache, eigene Gesetze und stehen unter der Herrschaft von Häuptlingen. Ueberall, wo sie auftraten, zeigten sie dasselbe Wesen, dieselben Neigungen. Diese sind sehr niedriger Natur, wenn man von ihrer Leidenschaft für die Musik absieht. Sie lieben den Trunk und stehlen, wo sie können. Alle Bemühungen, sie zur Gesittung zu führen und christlichen Gemeinden einzuberleiben, sind vollständig erfolglos geblieben. Sie suchen die Wohnplätze cultivirter Menschen nur, um Geld von ihnen zu erlangen, und mit dem Wenigen, was sie durch Musciren, Wahrsagen, Kesselflicken oder auch durch Ausübung der Thier-Heilkunde, des Schmiede-Handwerks und endlich durch Diebstahl gewinnen, ziehen sie sich in ihre Schlupfwinkel zurück, von denen sie jeden Fremden ängstlich ausschließen. Ungachtet alles Elends, in dem sie leben, haben sie sich in ihrer Ursprünglichkeit zu erhalten gewußt und sind nicht gewillt, dieselbe aufzugeben. Ihr Hauptitz ist Ungarn, wo sie ihrer Musik halber größere Duldung fanden. Es

hat dort Virtuosen gegeben, die eine große Rolle spielten, was zum Theil auch noch jetzt der Fall ist, und aller Wahrscheinlichkeit nach haben die Zigeuner den Ungarn überhaupt erst die Musik gebracht, denn lange, ehe es ungarische Componisten und Orchester gab, spielten die Zigeuner dort in den Königspalästen, wie in den Dorfschenten. Spricht man heute von ungarischer Musik, so ist darunter sowohl die der Ungarn, als der Zigeuner zu verstehen, denn es läßt sich nicht nachweisen, wo die eine anfängt und die andere aufhört. Uebrigens darf die letztere nur als eine Abart der Musik betrachtet werden, da sie ihre künstlerischen Gesetze mit Füßen tritt.“

„Herr Professor,“ entgegnete Hermann lebhaft, wie immer, aber in bescheidenem Tone, „wie man sich auch dagegen sträubt, die Zigeuner-Musik hat etwas Hinderliches. Was urtheilen Sie zum Beispiel von der ‚Ungarischen Melodie‘ und der zauberhaften Orchester-Begleitung, die Sie neulich im Wintergarten hörten?“

„Das können Sie sich selbst sagen, nachdem Sie jahrelang mein Schüler gewesen sind.“

„Entschuldigen Sie, Herr Professor, aber sollte nicht doch ein schöner Kern darin stecken, da wir als gebildete Musiker uns daran erfreuen?“

„Mein Vester, nicht der gebildete Musiker, sondern der kindliche Schwärmer spricht diesmal aus Ihnen. Ihre Phantasie geht wieder einmal mit Ihnen durch.“ Salewski strich sein Haar aus der Stirn und sah dem Gestrengen fest in's Gesicht. „Zugegeben, Herr Professor, daß diese Uebergänge aus einer Tonart in die andere ohne Modulation gegen alle Regeln der Harmonie-Lehre verstoßen, und daß diese ungebrauchlichen Intervalle einem das Blut gerinnen machen, — wenn nur nicht eine so verzweifelte Poesie in ihnen läge!“

„Mit verzweifelter Poesie hat die Kunst nichts zu schaffen. Uebrigens wundert mich eine derartige Meinungsäußerung von Ihnen nicht. Sie sind Slave, und da scheint es fast natürlich, daß Sie eine Hinneigung zu jenem vagen Kling-Klang haben. Ich benutze die Gelegenheit, um Ihnen zu sagen, daß Ihr Geigenspiel seit einiger Zeit ganz in's Sentimentale zerfällt. Beherrigen Sie meinen Wink! Näher darauf einzugehen, ist nicht meines Amtes.“

Salewski biß sich auf die Lippen und schwieg. Nach einer peinlichen Pause nahm Hermann, in der Absicht, den Dingen eine bessere Wendung zu geben, nochmals das Wort: „Arrany Mór empfahl uns ein Werk, in dem der Gegenstand erschöpfend behandelt sei: ‚Die Musik der Zigeuner‘ von Vizt.“

„Mir längst bekannt. Ich widerrathe Ihnen sämmtlich, sich mit dem Buche zu beschäftigen, weil Sie wichtigere Dinge zu thun haben und sich nicht zerplittern dürfen. Und jetzt genug von der Sache! Nehmen Sie Ihre Hefte zurück! Die Arbeiten der Herren genügen bis auf eine. Was die Damen betrifft, so herrscht nur in der von Fräulein Malwina vollkommene Klarheit. Wollen Sie, mein Fräulein, uns gefälligst eine Auseinandersetzung über das Wesen der verdeckten Quinten geben, um die es sich hier hauptsächlich handelt!“

„Malwina!“ flüsterte Franziska der Freundin mit einem leisen Stoß des Ellbogens zu. Der Professor wiederholte seine Aufforderung.

„Darf ich um mein Hest bitten?“

„Nein, mündlich!“

„Mündlich,“ wiederholte sie mechanisch.

„Beginnen Sie endlich!“

Und das junge Mädchen ließ sich vernehmen, wie folgt: „Wenn zwei Stimmen aus einer Secunde oder Terz in eine Quinte ausmünden, so entstehen verdeckte Quinten. Ferner, wenn zwei Stimmen aus einer Quinte oder Sexte in eine Octave auslaufen, so entstehen verdeckte Octaven. Auch der Fortschritt aus einer Quinte in eine Sexte kann als verdeckte Quinte angesehen werden.“

„Das ist zu meiner Verwunderung nicht ganz verständlich,“ entgegnete kopfschüttelnd der Professor. Sie haben sich zwei wichtige Momente dabei entgehen lassen. Einmal muß stets die parallele Bewegung der Stimmen betont werden —“

„Ich hatte, — ich bitte zu entschuldigen, — wollen Sie mir gestatten, mich zurückzuziehen? Ich habe Kopfschmerz.“

„Kopfschmerz? Wie kommen Sie dazu?“

„Ich weiß es nicht.“

„Gehen Sie in's Musikzimmer nebenan, und fühlen Sie sich am Schlusse der Stunde wohler, so spielen Sie mir die Händel'sche Suite. Ich verreise auf einige Tage in Sachen unseres Instituts und wünsche sehr, daß Sie sich inzwischen mit dem Stücke beschäftigen.“

Sie ging hinaus, und der Professor hielt seinen Vortrag in seiner gewohnten klaren und verstandescharfen Weise, ohne die Stunde auch nur um eine Minute abzukürzen. Und doch gab es unter den Augen, die während er sprach, auf ihn gerichtet waren, zwei Paare, welche die Anzeichen einer geheimen Erregung an ihm wahrnahmen und sie zu deuten wußten: eine unangenehme Rötthe, die sich in Form von mehreren Flecken

auf seiner Stirn zeigte. Die Augen gehörten Salewski und Franziska an. Als die Zuhörer sich nach dem Schlusse der Stunde ansahen, den Saal zu verlassen, winkte der Professor Hermann zu sich. „Ich habe Ihnen etwas zu sagen; gehen wir in den Orgelsaal.“

„Womit kann ich Ihnen dienen, Herr Professor?“ fragte der junge Mann, etwas verwundert.

„Mir? Mit nichts! Ich will Ihnen nur sagen, daß ich sehr unzufrieden mit Ihnen bin. Mir ist bekannt geworden, — auf welche Weise thut nichts zur Sache, — daß Sie gestern im Hause Ihrer Tante Besuch von einem Mitgliede des Zigeuner-Orchesters aus dem Wintergarten hatten.“

„Ja, Herr Professor, von Arrany Mór, dem ausgezeichneten Geiger, welchen Sie dort gehört haben.“

„Was dachten Sie, daß Sie einen wildfremden Menschen, einen Zigeuner, bei den beiden jungen Mädchen einführen, deren nächster Beschützer und Berather Sie sind?“

„Arrany Mór ist ein Mann von Bildung, sonst hätte ich es nie gewagt; allein ich gestehe, daß ich mich von der Bewunderung für sein Genie habe fortreißen lassen,“ entgegnete Hermann, dem zum ersten Male der Gedanke kam, vielleicht nicht ganz richtig gehandelt zu haben. „Es machte sich aber so ganz wie von selbst, daß er uns seine Gegenwart schenkte . . .“

„Als ob das eine hohe Gnade sei!“

„Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, Herr Professor, es ist kein Wort bei uns gesprochen, das der strengste Sittenrichter nicht passend gefunden hätte. Dafür bürgt auch schon Fräulein Franziska's und meiner Schwester Ruf!“

„Ganz recht; aber desto eifriger sollten Sie darauf bedacht sein, daß derselbe rein wie Gold bleibt!“

„Das kann Niemand mehr am Herzen liegen, als mir!“ rief heftig erregt der junge Mann. „Seien Sie fest überzeugt, Herr Professor, ich bringe die jungen Mädchen mit keinem Element in Verührung, das ihnen schaden könnte.“

„Ganz abgesehen von allem Uebrigen, zerstreut es sie zu sehr. Sie sind vollauf durch ihre Arbeiten in Anspruch genommen. Halten Sie außer Salewski, der nun einmal zu Ihrem engeren Kreise gehört, jede fremde Gesellschaft von ihnen fern. Sie wissen, ich halte in unserer Anstalt auf strenge Sitte, so gut ich kann, und wünsche, daß diejenigen unter meinen Eleden, die mir persönlich nahe stehen, allen Anderen als Muster vorleuchten.“

„Sie sollen zufrieden mit mir sein, Herr Professor!“ erwiderte Hermann, überzeugt von seinem Unrecht und im Gefühle der Dankbarkeit, die er seinem Gönner schuldete.

„Gut; ich rechne darauf, daß Sie Wort halten.“ —

Im angrenzenden Zimmer, wohin der Professor sich schnellen Schrittes begab, saß Malwina am Klavier und las in der Händel'schen Suite. Er rückte einen Stuhl neben den ihren und fragte milder, als vielleicht je ein anderes Ohr es von ihm gehört hatte, aber doch ohne die Wärme, welche aus einem empfindungsvollen Herzen quillt: „Malwina, haben Sie sich wirklich genug erholt, um dies spielen zu können?“

Anstatt der Antwort ließ sie ihre Hände in einigen halbsprechend schwierigen Passagen fortissimo über die Tasten fliegen und in einem perlentleucht dahinrollenden Decrescendo enden. Er betrachtete sie bewundernd von der Seite, und ein unruhiges, flackerndes Licht entzündete sich in seinen kalten Blicken. „Sie sind ein Wunderkind, Malwina!“ sagte er und legte seine Hand auf ihre Schulter. Mit einer unwillkürlichen Bewegung entzog sie sich dieser Verührung und begann zu spielen. Einige Minuten ließ er sie gewähren, dann hielt er ihre rechte Hand mit seiner linken fest. „Fahren Sie fort mit dem Daß; ich werde die Melodie führen. Geben Sie genau Acht! Die Phrasirung muß verständlicher sein.“

„Ich verstehe!“ entgegnete sie und versuchte, ihre Rechte zu befreien.

„Hilfe ich Ihnen Furcht ein?“

Sie machte eine Anstrengung, weiter zu spielen, brach aber mitten im Tacte ab und sank ohnmächtig zusammen. Er stieß einen Schreckensruf aus, auf den Franziska, die sich im Lehrsaale noch mit der Ausarbeitung über die verdeckten Quinten abmühte, hereinstrüzte.

„Eine Ohnmacht!“ rief er ihr zu. „Schnell ein Glas Wasser!“ Die Treppe hinabeilten, sich vom Portier das Verlangte verschaffen und damit in den oberen Stock zurückstürmen, war für Fränzchen das Werk weniger Minuten; aber das Glas entglitt ihrer Hand und fiel klirrend zu Boden bei dem, was sie sah, als sie den Musiksaal erreichte. Malwinens regungslose Gestalt mit kräftigem Arme haltend, neigte der Professor seinen schwerfälligen Kopf über ihr weißes Gesicht und küßte es. Verwirrt und empört, eilte Franziska abermals hinunter, ließ sich ein zweites Glas Wasser geben und bat den Portier, — warum, hätte sie selber nicht sagen können, — sie nach oben zu begleiten. Bei



ihre geräuschvollen Rückkehr herrschte der Professor ihr zu, ein Fenster zu öffnen; denn Malwina lag noch immer bewußtlos da, und erst nachdem er ihre Stien mehrere Male mit dem kalten Wasser benetzt hatte, schlug sie die Augen auf.

„Gott sei gedankt!“ rief Franziska weinend und an allen Gliedern zitternd. „Armes Kind, fühlst Du Dich besser?“

„Fränzchen, — bist Du es?“ murmelte Malwina, verstört um sich blickend. „Ja, ich besinne mich: wir sind im Musiksaal, und dort auf dem Notenhalter sehe ich meine Sonate — Cis-moll! Wie kann man dies Werk und den Mond in einem Athem nennen!“

„Sie phantasirt!“ stieß angstvoll der Professor heraus. „O nein,“ entgegnete sie, mehr und mehr erwachend, „mir gingen nur einen Augenblick die Gedanken aus.“ Sie schob Franziska sanft zurück und stand auf. „Sehen Sie, Herr Professor, ich sehe fest auf meinen Füßen! Verzeihen Sie diese Störung.“ Sie versuchte zu gehen; es gelang, und sie gewann dabei schnell ihre Kraft zurück. „Es kam daher, daß ich über Nacht wenig geschlafen und in letzter Zeit vielleicht etwas zu viel gearbeitet habe.“

„Sie müssen sich schonen! Ich erlasse Ihnen bis auf Weiteres den Besuch des Conservatoriums. Auch dürfen Sie täglich nicht mehr als eine, höchstens zwei Privatstunden geben. Wenn Sie Ihre Nerven überreizen, so werden Sie ein Fiasco machen, das Ihre ganzen schönen Aussichten zerstört. Vergessen Sie das feine Augenblick! Nicht wahr, Sie werden mir in Allem folgen, Malwina?“

„Ja, Herr Professor. Darf ich nach Hause gehen?“ „Gewiß. Und nun adieu! Fräulein Franziska wird Sie begleiten, ich habe die größte Eile.“ Er schüttelte den beiden Mädchen flüchtig die Hand und verließ mit einem Blick auf Malwina das Zimmer.

5.

Auf Malwinens Ohnmacht war ein Kopfweh gefolgt, das sie schon seit drei Tagen an ihr Lager band. In dieser ganzen Zeit schwieg um sie her jede Musik, und mit diesem Lebenselement der kleinen Kunstgenossenschaft war jede Heiterkeit aus ihrer Wohnung verschwunden. Nicht zum ersten Male waren die jungen, leichtbeschwingten Seelen aus den Höhen der Begeisterung für ihren Beruf in die Nöthen des Erdenbaisens zurückgeworfen worden, doch nie mit einem Nachdruck wie jetzt, wo das Schreckbild einer arbeitshemmenden Krankheit durch die geliebte Herrscherin ihres Kreises vor sie hintrat. Wie würde ihr Leiden enden? Wohin sollte es führen? Unter dem Drucke schwerer Befürchtungen gingen sie einher, bis der vierte Abend ihnen Trost brachte. Es dämmerte bereits, als Franziska aus dem Hause einer Bekannten in der Nachbarschaft, wohin sie ihre Gesangsübungen verlegt hatte, zurückkehrte und in das Schlafzimmern der Freundin, welches zugleich das ihrige war, hineinlachte. Zu ihrer frohen Ueberraschung war Malwina von ihrem Bette aufgestanden und saß im Morgenkleide, ein seidenes Tüchlein um den Kopf geschlungen am offenen Fenster und schaute hinaus.

„Welch Glück! Welch Glück! Wir lebten in der Angst, daß ein Nervenfieber bei Dir im Anzuge sei!“ „Ich habe mehrere Stunden geschlafen, und jetzt ist der Kopf mir leichter.“

„Gut, mein Herz! Zuerst laß Dich umarmen, — so! Und nun gehe ich in die Küche und hole Dir etwas zu essen!“

„Stille doch! Unter uns wohnen auch noch Leute!“ sprach Tante Zettchen bei der frohen Ankündigung. „Uebrigens vermuthete ich heute die Krisis. Ich hab' die Myrte\*) gelegt, und sie ging auf. Da, überzeuge Dich!“ Sie machte eine Handbewegung nach dem sauberen, mit Kartenblättern bedeckten Küchentisch und wandte sich schnell dem Herde zu, um mit dem Schürzenzipfel heimlich eine Freudenthräne abzutrocknen.

„Also Prophetin bist Du auch noch zu all dem Andern, Tante Zettchen! Aber jetzt mußt Du Malwinen mit etwas Kräftigem aufhelfen.“

„Geduld, ich zünde schon das Feuer an. Decke inzwischen den kleinen Tisch. Ich koche eine Bier-suppe mit zwei wirklichen Eiern. Die soll ihr schmecken!“ Tanzend und singend lehrte Fränzchen zu Malwinen zurück und stellte ein Tischchen vor sie hin, das sie mit allerhand angenehmen Sachen belastete: „Seit dem großen, allgemeinen Veröhnungs-Act nach dem Arrany-Mör-Abend ist unsere Tante von unwandelbarer Liebenswürdigkeit. Sie versteigt sich bei Deiner Suppe bis zu zwei wirklichen Eiern. Und hier, diese schönen Trauben konnte Dir Niemand, als der gute Salewski verehren! Hermann, diese dankbare Natur, spendet Dir diese Büchse mit irgend einem wunderbaren Fleischpräparat, und von meiner Wenigkeit kommen diese

\*) Eine Art Patience.

kleinen Bisquits. Nun hole ich uns vom Balcongärtchen unser beliebtes Reseda-Sträußchen, und wir stecken es an, als sei nichts vorgefallen. O, wie Hermann und Salewski sich freuen werden!“

Malwina nickte lächelnd, doch im nächsten Augenblicke stand sie auf und ging händeringend im Zimmer auf und ab: „All Eure Güte, all Eure Liebe rettet mich nicht. Wenn Gott mir nicht hilft, so bin ich verloren!“

„Aber einzige Malwina, was sieht Dich an?“ „Ich möchte endlich sprechen, klagen, aber es nützt nichts! Frage nicht, laß mich mit meinem Unglück allein!“

„Dann müßte ich nicht Deine Freundin sein!“ „Es ist Alles verfehlt, Alles! Meine lange Arbeit und Mühe, mein ganzes Leben!“

„Malwina, wie erschreckt Du mich! Ich habe ja auch Religion, ich glaube an Gottes Allmacht und Gnade und will mit Dir beten; aber erst muß ich wissen, was Du begehrt!“

„Feste Gesundheit, damit ich weiter streben kann, und das rechte Genie, damit ich nicht zu den Mittel-mäßigen geworfen werde!“

„Deine Gesundheit ist gut, nur etwas angegriffen, und Genie? Das hat Dein Schöpfer Dir schon in die Wiege gelegt. Du bist mehr als ein Talent, hast es auch schon hundertmal rühmen hören, sogar von Deinem Professor.“

„Bon, meinem Professor! Warum nennt Ihr ihn stets so?“

„Warum? Nun, das ganze Conservatorium ist ja einig darüber, daß er eine Passion für Dich hat, — soweit sich der Begriff auf ihn anwenden läßt.“

Das blasse Mädchen schauderte. „Aber,“ fuhr Franziska tröstlich fort, „zu heirathen brauchst Du ihn deshalb nicht. Schon weil er viel, viel zu alt für Dich ist! Das wäre ein zu trauriges Ende von unserem schönen Jugendliede.“

„Weißt Du, was ich ihm an Geld schuldig bin?“ „Nicht genau, aber klein kann die Summe nicht sein.“ „Dreitausend und dreihundert Mark, die Stünde zu seinem niedrigsten Sage, zehn Mark, gerechnet!“

„Ich bitte Dich! Wie das angewachsen ist!“

„Und diese Schuld drückt mich centnerschwer!“ „Du wirst Dir durch Dein Concert schnell einen Namen machen und kannst in ein paar Jahren Alles abzahlen. Schlage daher ohne Bedenken seine Hand aus, wenn er Dir über kurz oder lang einen Antrag macht.“

„Abzahlen, sagst Du? Ja, wenn mein Erfolg ein glänzender ist! Und das kann ich nicht hoffen.“

„Doch!“ „Nein, nein! Ich weiß jetzt, was es heißt, ein Genie sein, und wie viel große Eigenschaften dazu gehören, um ein Publicum hinzureißen. Und abgesehen von dem äußeren Gewinn, ist meine ganze Kunst mir nichts mehr werth, wenn ich das nicht kann!“

„Wie soll ich es anfangen, Dich zu trösten?“ rief Fränzchen, dem Weinen nahe. „Du bist körperlich schwach, daher kommt Deine ganze Verzagttheit. Ich werde Dich ernstlich schelten, wenn Du so fortfährst. Da schlägt es dreiviertel auf Fünft! Wie kurz schon die Tage sind! Ich muß mich schnell auf den Weg nach dem Conservatorium machen. Zeige mir ein heiteres Gesicht, wenn ich wiederkomme; sonst stichst Du mich mit Deiner Muthlosigkeit an, böse Malwe!“

Ehe sie ging, stattete sie Tante Zettchen einen flüchtigen Besuch ab. „Tante, ist Dir das Geld im Ernst nicht knapp? Ich habe noch einen Zehner in Gold, mein Geburtstags-Geschenk von daheim; den will ich gern im Geheimen für Malwinens Pflege opfern.“

„Sehr freundlich, aber sieh' hier, — wenn Du heiliges Schweigen gelobt!“ Tante Zettchen sprach es und suchte aus ihrem, über dem Küchentisch hängenden Gewürzschrank einen Brief hervor. „Da, lies!“

„Von ihm!“ „Halle nur nicht vor Schreck um; er ist wirklich von ihm.“

Und Franziska las den Brief des Professors: „Werthe Frau Kroll!

Wie ich heute zu meinem Bedauern gesehen habe, befindet sich Ihr Fräulein Nichte nicht ganz wohl. Da sie aber gerade jetzt auf den Gebrauch aller ihrer Kräfte angewiesen ist, so muß etwas zu ihrer Stärkung geschehen. Ich sende Ihnen einliegend hundert Mark zu diesem Zwecke. Einige Flaschen Kapwein wird mein Lieferant Ihnen heute Abend zuschicken. Lassen Sie aber Ihre Nichte weder von dem Einen noch von dem Anderen etwas merken. Es würde ihr peinlich sein, zu wissen, daß ihr Gesundheitszustand mir Besorgnisse einflößt. Ich baue auf Ihre Verschwiegenheit. Mit Achtung Ihr Professor H. S.“

„Er hat ganz Recht,“ murmelte Franziska und gab ihr den Brief zurück.

„Ganz Recht? Wenn Du noch sagtest: er treibt seine Güte weiter, als es sonst Mode in der Welt ist!“

„Es war Recht, den Brief vor Malwinen geheim

zu halten, meine ich,“ versetzte Fränzchen, indem sie ihre Notenmappe zerstreut zur Hand nahm und hinwegging, ohne Tante Zettchen Adieu zu sagen.

„Diese eingebildeten Dinger!“ schalt diese. „Sie nehmen alles Gute hin, als ob es ganz in der Ordnung sei und ihnen von Rechts wegen gebühre! Ist das eine Welt, die jetzige Jugend!“

Bald verließ auch sie das Haus, wie sie jeden Tag gegen Abend that, um ihre Wirthschafts-Einkäufe zu machen. Sie scheute keine Entfernung, wenn sie Aussicht hatte, einen Gegenstand billiger zu erhandeln, und so wurde es in der Regel dunkel, ehe sie heimkehrte. Als Malwina hörte, daß die Corridor-Thür sich hinter der Tante schloß, raffte sie sich aus ihrem Gräbeln auf und ging in's Musikzimmer, um zu spielen. Doch alle Tonstücke, die sie begann, blieben unvollendet und wurden oft mit einer Art Wildheit abgebrochen, bis sie bei dem einen anlangte, das sie hierher getrieben hatte und nun am Flügel festhielt: die ungarische Melodie Arrany Mör's.

6.

Malwina war der Gefahr einer wirklichen Krankheit entronnen, allein ihre einstige Lebensfrische und Arbeitsfreudigkeit lehrte nicht zurück. Nicht plötzlich hatte diese traurige Wandlung sich in ihr vollzogen; sie begann fast unmerklich und schritt so langsam vor, daß selbst ihre nächsten Freunde sich daran gewöhnt hatten, ohne etwas Anderes darin zu sehen, als eine körperliche Abspannung. Nur Malwina allein kannte den Augenblick, von dem diese Wandlung ausgegangen war, und es überkam sie eine Empfindung zitternder Angst, und es überkam sie eine Empfindung zitternder Angst, und empörten Stolz, wenn er sich in ihre Erinnerung drängte, der Augenblick, in dem ihr Lehrer zum ersten Male seine Hand auf ihre Schulter legte und sie mit einem Druck, der eine Absicht, ein Geständniß enthielt, dort hatte ruhen lassen. Das geschah im eben vergangenen Sommer, als sie ihn im Conservatorium aufsuchte, um die letzte Stunde vor Beginn der Ferien bei ihm zu nehmen. Seitdem war ihre Harmlosigkeit dahin, und mit ihr schwand der Glaube an das, was man ihr Genie nannte.

Sie hatte sich heute stark genug gefühlt, um zwei Klavierstunden geben zu können, und sah, nachdem ihre Schülerinnen sie verlassen hatten, einsam in dem dämmerigen Musikzimmer, wie an den drei vorangegangenen Abenden. Die Balconthür war weit geöffnet, denn die Luft bewahrte noch die Wärme der eben erst zur Küste gegangenen Sonne, und aus dem herbstlichen Garten in der Tiefe stieg ein sanfter Blumen-duft empor, der seinen Weg bis zu der Träumerin fand und sich schmeichelnd um ihre Sinne legte. Sie lächelte wehmuthsvoll, als ob ein Wort, ein Ruf an sie gerichtet würde, aber nichts als das leise Rauhen der Bäume ließ sich vernehmen. Da geschah es, ohne daß sie es überlegte und wußte, daß sie diesen schwermüthigen Naturlauten durch die Töne antwortete, welche der Trost ihrer träben Stunden geworden waren, und in denen sie sich selbst vergaß. Allein sie sollte diese Wohlthat nicht lange genießen. Ein Klingeln schreckte sie auf, und als sei sie auf einem Unrecht betroffen, schloß sie hastig den Flügel und ging, um zu öffnen.

„Arrany...“ Die Stimme versagte ihr, als sie die hohe, schlanke Gestalt im Flur vor sich sah.

„Ja, und ich bitte, lassen Sie mich ein! Es ist wichtig, — auch für Sie!“

Sie schritt ihm voran und blieb mitten im Zimmer stehen, ohne nach seinem Begehre zu fragen oder ihn aufzufordern, sich zu setzen.

„O weh!“ rief er, bestürzt bei dem Blick in ihr Gesicht. „Ich sehe, daß ich Sie erschreckt habe, aber ich kann nicht gehen.“

„Nein,“ erwiderte sie gesammelter, „es ist nur, weil ich, — weil der Herr Professor uns verboten hat, Besuch bei uns zu sehen.“

„Ich komme nicht zum Besuch! Es treibt mich her, weil ich eine Pflicht gegen Sie zu erfüllen habe. Ich will Abbitte thun, und Sie müssen mir verzeihen, — Sie wissen wohl, was ich meine!“

„Sie haben nur bestätigt, was ich selbst schon erkannt und beklagt habe. Ich weiß, daß mir das Höchste in unserer Kunst versagt ist. Ich weiß es, und es macht mich unglücklich!“

„Sie irren, Kind! Ihnen ist Alles gegeben, doch ich wußte es damals noch nicht, hatte keinen Beweis dafür. Ihr Blick, Ihre Stimme sprachen es freilich aus, aber bestimmt weiß ich es erst seit dem letzten beiden Abenden. Und hier ist die Melodie,“ — er reichte ihr eine Notenrolle, — „die Sie mit soviel Herzenswärme, mit soviel Poesie durch Ihr Instrument wiedergegeben haben! Ich habe Tag und Nacht geschrieben, um sie Ihnen so zu überliefern, daß sie mehr von ihrer Eigenart behält, als Sie ihr geben können.“

„Sie haben gehört —“

„Steht jene Thür nicht offen, und führt am Garten unten nicht ein stiller Weg vorüber?“ erwiderte er lächelnd.





Heringsfischer auf Mönchgut, Rügen. Nach einer Zeichnung von Hans Bartels. — Siehe Seite 267.

In der Zeit-Einstellung der Illustration ist die Zeit nach dem Stande der Sonne angegeben.





„Das haben Sie für mich gethan?“  
 „Mit vielen Freuden, und ich möchte gern mehr für Sie thun! Darf ich?“

Sie nickte und stützte den Arm fester auf den Flügel, an den sie sich lehnte. Er setzte sich und hatte schon begonnen, zu spielen, als er wieder aufsprang. „Zuvor ein Wort! Ich habe neulich über den Glanz und die Geschmeidigkeit Ihrer Technik gestaunt; daneben bin ich ein Dilettant. Allein in dem Werke, das Sie gewählt hatten, herrscht ein Geist, den Sie nicht ganz verstehen. Wie könnten Sie es auch, so jung und noch unbekannt mit den Leiden des Lebens!“  
 „Ich bin nicht mehr so jung, — schon zweiundzwanzig Jahre, — und ich weiß, was Leiden heißt,“ sprach sie in abgerissenen Sätzen, während ihren Augen Thränen entströmten, — jene qualvollen Thränen, die man sich nicht bemüht, vor fremden Blicken zu verbergen, unbekümmert über ihre Deutung, weil der Quell, dem sie entspringen, ein so heißer, tiefer ist.

Einen Seufzer zurückpressend, wandte er sich ab und ließ sie einige Minuten gewähren. Dann trat er zu ihr und fragte so milde und traurig, daß sie, wie von einer unsichtbaren Macht gezogen, die brennenden Lider zu ihm aufschlug: „Darf ich spielen, oder soll ich gehen?“

„Gehen? O nein! Verzeihen Sie, aber ich bin krank gewesen, ich war schwach; doch sehen Sie, ich weine nicht mehr.“

„Nein, Sie sind ein tapferes Herz; das habe ich gleich erkannt, und darum rede ich frei und voller Vertrauen zu Ihnen. Sie wissen, sagen Sie, was Leiden heißt. Das weiß auch ich, sonst könnten wir Dinge, wie diese, — er deutete auf die Notenblätter, die er ihr gebracht hatte, — nicht lieben und so wiedergeben, daß sie Anderen an die Seele gehen, nur daß für unsere Leiden Hoffnung, Rettung in der Ferne liegt. In der großen Tonschöpfung aber, die ich Ihnen verständlich machen möchte, tritt ein Held vor uns auf, der mit seinem Schicksale einen wilden, verzweifeltsten Kampf führt und, von der feindlichen Uebermacht zum Verzicht auf alles Süße und Schöne im Leben gezwungen, nicht vernichtet in den Staub sinkt, sondern durch tausend Schmerzen, durch unaussprechliche Qualen stolz und muthig dem letzten Ziele entgegenstreitet.“

„Ich ahnte es, ich fühle Alles, was Sie sagen; aber ich hatte nicht die Kraft, und ich scheute mich, es auszusprechen. Zeigen Sie es mir!“

Er spielte das Adagio, in der Bewegung etwas lebhafter, als sie es sonst gehört hatte, schlicht, tief ernst, ohne den schwärmerischen Anhauch, den Manche dieser wunderbaren Schilderung geben, die mehr die Ahnung eines unbegrenzten Unglücks, als schon den wirklichen Schmerz einer großen Seele auspricht. Als das erste Crescendo aufstieg, warf er ihr einen bezeichnenden Blick zu. „Ja, ich verstehe!“ erwiderte sie bei diesem nur sanftesten Anschwellen der Töne. In all diesen ihr neuen, edlen Tonschwebungen, in dieser erschütternden Wucht der Basses, diesen schweren, dunklen Accorden verstand sie seine Gedanken. Und dann der bedeutungsvolle Tempowechsel im Allegretto, das Aufleuchten der Hoffnung, den wiederkehrenden Zweifel, die wehmuthvolle Entfaltung verfinstert sich. Als er endlich im dritten Satze den trotigen Widerstand, das harte Ringen, die Verzweiflung und den Jörn des Helden ausdrückte und ihn am Schlusse in ungebrochener Kraft das Feld behaupten ließ, — ein Feld, auf dem der Lorbeer grünt, doch keine Rosen blühen, — wie schlug da das Herz seiner Zuhörerinnen! Wie von neuer Lebenskraft gehoben, in den Mienen triumphirenden Stolz, der ihr ganzes Wesen durchstrahlte, stand sie an seiner Seite, und kaum war der letzte Ton verklungen, so rief sie, tief aufathmend, als fühle sie sich von einem schweren Banne erlöst: „Wie hoch zu preisen ist unser Beruf! Welchen Vorzug hat der Himmel uns Künstlern geschenkt! Ein Werk so ganz im Sinne Dessen, der es geschaffen hat, wiedergeben, heißt ihm ähnlich sein!“

„Ja!“ erwiderte er, „eines solchen Vorbildes würdig zu werden, ist das Höchste, was wir Nachgeborenen erstreben können!“

„Aber wer hat Sie auf diesen Weg geführt? Wie geschah es, daß Sie diese Höhe erreichten —“

„Fragen Sie nicht!“ rief er bittend, „und schweigen Sie zu Jedem über mein Spiel. Nehmen Sie still hin, was ich Ihnen gegeben habe. Möchte es Ihnen Glück bringen!“

„Das wird es!“ erwiderte sie und ergriff seine Hand, um sie mit unbefangener Innigkeit zu drücken. „Ich danke Gott, der mir durch Sie geholfen, mich durch Sie getröstet hat! Mir ist's, als fange mit dieser Stunde ein neues Dasein für mich an! Ich will muthig weiter arbeiten, und ich werde siegen!“

„Sie werden siegen,“ sprach er zögernd, „und ich —“

„Sie dürfen das frohe Bewußtsein haben: Du hast ein armes, versinkendes Geschöpf durch Deine große Kunst und Güte gerettet! Dafür gelobe ich Ihnen feierlich, daß ich meine ganze Lebenskraft einsetzen will,

um zu erreichen, was Sie von mir erwarten. Ich werde nie vergessen, was Sie für mich gethan haben!“

„Wie?“  
 „Wie! Und auch für dies meinen tiefsten Dank! So oft ich es spiele, werde ich Ihrer gedenken.“ Sie beugte sich über die Klaviatur, um die Notenblätter zu ergreifen und zu entrollen. Bei dieser Bewegung löste sich das Refecto-Sträußchen von ihrer Brust und fiel auf die Tasten. Er hauchte danach und steckte es zu sich.

„Darf ich?“  
 „Wie gern!“  
 „Nun muß ich scheiden! Unser Concert, — das letzte, — fängt in zehn Minuten an.“

Sie sah sich um, als befänne sie sich, wo sie sich befände, und welche Zeit es sei. Die Dämmerung war gewachsen; von kleinen, flimmernden Sternen umgeben, sah der Mond zur Thür herein. „Behüte Sie Gott, Arrany Wör!“

Noch ein Händedruck, und er stand draußen im Flur. „Behüt' Dich Gott!“ sprach er leise zu sich selber. „Behüt' Dich Gott — für mich!“

7.

Nach seiner Rückkehr von der Reise hatte der Professor nichts Eiligeres zu thun, als seinen Schützling aufzusuchen. Er mußte zweimal klingeln, ehe Frau Kroll kam und öffnete.

„Nehmen Sie es gütigst nicht übel, Herr Professor,“ sprach sie in großer Verlegenheit, „aber vor der Musik habe ich nichts gehört, das heißt, ich dachte, ich hätte mich geirrt, als die Glocke zum ersten Mal anschlug. Die Jugend da drinnen tanzt ein bißchen, weil es Malwischen wieder gut geht.“

„Gut? Wirklich?“  
 „Und wie! Herr Professor! Sie ist und trinkt, hat auch wieder ruhig geschlafen, und heute plagten mich die Vier, mit ihnen eine Partie in den Wald zu machen, besonders weil es, wie sie meinten, mit den schönen Tagen bald aus sein wird. Erlauben der Herr Professor, daß ich vorangehe und öffne; man sieht in dem dunklen Corridor fast nichts mehr.“

Im Musikzimmer ging es lustig zu. Salewski spielte die „Dorfschwalben“, zu denen Hermann und Franziska sich, fröhlich wie die Kinder, herumdrehten. Alle Drei waren so sehr bei ihrer Sache, daß sie den Eintritt des Professors nicht gleich bemerkten. Erst als Hermann seine Tänzerin an die massive Gestalt anprallen fühlte, hielt er mit einem ärgerlichen Ausruf inne, während Franzchen taumelnd einen Schrei ausstieß, der keine schmeichelhafte Deutung für den Störer zuließ.

„Bin ich ein Gespenst, daß Sie mich so anstarren?“  
 „Berehrtester Herr Professor, nein,“ stotterte Hermann, „aber wir dachten so wenig an Sie, — das heißt, an die Möglichkeit, zu erwarten, — die Ehre zu haben, —“

„Beruhigen Sie sich, mein Vester, ich sehe in Ihrem Vergnügen nichts Polizeiwidriges, indessen scheint eine Pause angemessen, da Sie Beide ganz außer Athem sind. Wer ist der Musikant? Ei, sehen Sie, der Salewski, und wie flott er den Strauß'schen Walzer spielt! So ganz das Gegenheil von seinen schmachten Heigen-Serenaden. Das ist ja eine sehr erfreuliche Umkehr zum Guten!“

„Ja, er ist wirklich recht vielseitig,“ sprach Franzchen mit wiedergewonnener Geistesgegenwart. „Sehen Sie hier, Herr Professor, diese vier Lieder hat er componirt, und es ist Aussicht vorhanden, daß ein Leipziger Verleger sie druckt.“

Salewski erröthete über das ganze Gesicht und wollte dem jungen Mädchen ein geschriebenes Notenheft aus der Hand nehmen, doch scharf zuffassend, brachte der Professor es an sich. „Gewidmet Fräulein Malwina Gänther. Selbstverständlich!“ murmelte er ironisch. „Nr. 1. ‚Aus meinen großen Schmerzen mach' ich die kleinen Lieder.‘ Nr. 2. ‚Blumen und Sterne.‘ Und so weiter! Hat Fräulein Malwina die Widmung angenommen?“

„Ja, Herr Professor!“ erwiderte Salewski stolz. „Nur das Erste wünscht sie nicht, weil, meinte sie, Robert Franz es schon unübertrefflich componirt hat.“

„Sehr verständig, sehr tactvoll. Wo ist sie?“

„Ich werde sie rufen.“ Er wollte nach dem Balcon eilen, doch der Professor hielt ihn zurück.

„Ich sehe schon, wo sie zu finden ist. Bemühen Sie sich nicht.“

Er stand auf der Schwelle, ohne daß sie seine Gegenwart ahnte. In einem leichten, weißen Shawl gehüllt, saß sie auf dem Bänkehen und las in einem Buche, das auf ihren Knien lag. Die Luft spielte mit dem weichen Haargekräusel über ihrer klassisch geformten Stirn; von den Schlingpflanzen fielen rothgoldene Blätter in ihren Schoß, während sie in statuenhafter Ruhe verharrte und alles Leben in ihr sich in ihre großen, matt glänzenden Augen, die über die Zeilen hinglitten, gesammelt zu haben schien. Im Zimmer ertönte ganz

leise, gleichsam wie ein Echo von vorhin, die Walzermelodie, gemischt mit den flüsternden Stimmen der jungen Leute. Es war schwer, zu sagen, was den Mann so lange in der Betrachtung des lesenden Mädchens festhielt. Zu Anfang wich der Hochmuth und die Kälte in seinen Mienen einem Schimmer von Wärme, doch sehr bald ward sie durch ein Mißtrauen, ja eine Art Furcht verdeckt. Diese ausschließliche, einer Verzauberung ähnliche Hingebung an den Inhalt eines Buches, wie sollte er sie deuten? Was für ein Geist konnte solch eine Macht über sie gewinnen? Wer durfte sich rühmen, so über ein Wesen zu herrschen, das er gewohnt war, als sein Eigenthum anzusehen?

„Malwina!“ rief er gebieterisch.  
 Sie hob das Gesicht empor und sah ihn an, wie einen Unbekannten.

„Malwina!“ wiederholte er milder.  
 Sie legte das Buch fort und trat auf ihn zu. „Willkommen, Herr Professor! In dem halben Lichte erkannte ich Sie nicht sogleich. Wie froh bin ich, Ihnen sagen zu können, daß ich meine Studien wieder aufgenommen habe.“

„Das freut mich sehr!“  
 „Ich wußte es; darum war ich so unbescheiden, zuerst von mir zu sprechen, anstatt nach Ihrem Ergehen zu fragen.“  
 „Ich befinde mich wohl, wie immer. Sie wissen, daß man keine bessere Gesundheit haben kann, als ich.“  
 Sie lachte melodisch und harmlos. „Zum Glück für Ihre Schüler und das Conservatorium im Allgemeinen!“  
 Der herzliche Empfang besänftigte ihn. „Was hat diese schnelle Genesung bewirkt? Ihr Aussehen ist in der That fast das frühere. Fast, sage ich.“

„Ich weiß es wirklich nicht genau, Herr Professor. Tante Jettchen meint, der kräftige Wein, den sie mir spendet, hätte meine Nerven belebt.“

„Weshalb erröthen Sie, Kind?“  
 „That ich es? O, fragen Sie nicht weiter, ich kann doch keine genügende Auskunft über meine Besserung geben. Ich nehme sie als ein Himmelsgeschenk an und denke nicht darüber nach.“

„Die Nerven, die Nerven!“ sagte er kopfschüttelnd. „Das ist ein Abgrund von Geheimnissen, den die Wissenschaft noch nicht erforscht hat.“

„So meinte auch ungefähr der Arzt, den Sie so gütig waren, mir zu schicken.“

„Thun Sie Alles, um sich auf diesem Standpunkte zu erhalten und ihn womöglich noch zu erhöhen.“

„Das soll geschehen! Schon um Ihre Willen, Herr Professor, dem ich zu so vielem, vielem Danke verpflichtet bin. Sie sollen mit Ihrer Schülerin Ehre einlegen!“

„Malwina, Sie machen mich glücklich mit diesem Eifer, dieser Erleuchtung. Ich war immer stolz auf Sie und werde es mit vollem Rechte sein dürfen, wenn Sie Wort halten. Es bleibt also bei unserem Plane mit dem Concert: die erste Woche nach Neujahr. Dabei fällt mir ein, daß Ihre Freundin Franziska sich zugleich mit Ihnen produciren könnte. Fräulein Franziska!“

„Hier, Herr Professor!“  
 „Wie wär' es, wenn Sie Malwina in ihrem Concert mit einigen Nummern unterstützten?“

„Ja?“  
 „Vorausgesetzt, daß Ihr Lehrer damit einverstanden ist!“

„Hermann! Salewski! Kommt und hört!“ jubelte das junge Mädchen.

„Hermann!“ spöttelte der Professor.  
 „Es ist die Freude, Herr Professor! Herr Gänther, Herr Salewski, so kommt doch! Auf Malwinens Concert-Programm wird es heißen: Unter gütiger Mitwirkung —“

„Unter freundlicher Mitwirkung,“ verbesserte der Professor, „der Liederfängerin Franziska Wäner!“

„Und wenn es dem Herrn Professor recht ist, so sänge ich —“

„Die Bestimmung darüber hat Ihr Lehrer.“  
 „Ich bin so glücklich, mit Malwina zugleich zum ersten Male vor das Publicum zu treten! Nun wird es mir viel leichter werden, als ich gedacht hätte! Sie begleitet ja so schön und sicher!“

Die beiden Freundinnen umarmten einander, als ob kein Professor da sei, und dieser fiel so sehr aus seiner Rolle als Respectsperson, daß er lachte. Das Herz von heimlichem Stolz geschwellt, schwieg Hermann, allein es gelang ihm, sich in der Enge auf dem Balcon mit seiner kleinen Braut durch einen unbemerkten Händedruck zu verständigen. „Also abgemacht!“ sprach der Professor endlich, mit einer kurzen, befehlshaberischen Handbewegung, die man hinter seinem Rücken im Conservatorium oft copirte, und welche die Betreffenden jetzt dahin auffaßten, daß ihre Gegenwart ihm nicht länger erwünscht sei, was ihren Rückzug in's Zimmer bewirkte. Er schloß die Balconthür hinter ihnen und streckte die Hand nach dem Buche aus, welches die Aufmerksamkeit seiner Schülerin vorhin in so hohem Grade gefesselt hatte; allein noch ehe er es ergreifen konnte, hielt sie, hinzu stürzend, seinen Arm zurück.



Er ließ seine Hände an den Seiten herabsinken, und wäre die Dämmerung nicht schon zu weit vorge- rückt gewesen, so hätte sie bemerken müssen, daß die rothen Flecke an seinen Schläfen hervortraten. Einige Augenblicke standen sie einander stumm gegenüber, da sagte sie sich und reichte ihm das Buch. „Sie haben uns widerrathen, es zu lesen,“ sprach sie mit zittern- der Stimme, „aber mein Verlangen, es kennen zu lernen, war so groß, daß ich es mir verschaffte und zu studiren begann. Die Musik der Zigeuner von Franz Liszt.“

„Haha!“ lachte er schneidend. „Das ist der Dank, von dem Sie eben so überzeugend sprachen!“

„Meine Arbeit soll nicht darunter leiden, — gewiß nicht!“

„Sie dürfen sich nicht mit dieser phantastischen Lectüre beschäftigen. Ich habe gesehen, wie sehr Sie davon hingenommen sind. Geben Sie mir das Buch.“

Sie zauderte. „Ich bitte darum, Malwina!“

„Ich sehe, daß es keine Bitte ist, sondern ein Be- fehl, darum füge ich mich.“

„Gut, sehr gut. Gehorsam war immer eine Ihrer Tugenden. Sie werden Ihr Wort halten, davon bin ich überzeugt. Später gebe ich Ihnen Ihr Eigenthum zurück. Leben Sie für heute wohl. Bekomme ich keine Hand?“

Sie reichte sie ihm ohne ein Wort, und er ging. „Tanzen Sie ungestört weiter,“ rief er, das Zimmer durchschreitend, den Anderen zu. „Adieu!“

8.

Der Spätherbst übte mit voller Macht seine Herr- schaft über die Stadt aus, doch die beiden Freundinnen achteten seine Unbilden nicht. Ihre Notenmappen unter dem Arm, die Mäntel im Winde flatternd, die tiefen- den Regenschirme über sich ausgepannt, verließen sie jeden Morgen frühzeitig das Haus, um Privatstunden zu geben und später im Conservatorium ihren eigenen, nun bald vollendeten Unterricht zu erhalten. Daheim setzten sie unverdrossen die technischen Uebungen fort, welche kein Virtuose ruhen lassen darf, ohne Rückschritte zu machen. Die beiden Freunde standen den jungen Mädchen nicht an Fleiß nach, und ihre vermehrten An- strengungen galten einem besonderen Zweck. Der Eine wußte, der Andere ahnte, weshalb Malwina, ungeachtet aller Bitten, sich zu schonen, die Zahl ihrer Schülerinnen um eine talentlose, aber gut zahlende vermehrt hatte. Sie wollte die Kosten ihres Concerts aus eigenen Mitteln bestreiten und die Summe, welche der Professor ihr dazu angeboten hatte, ablehnen. Als ihr Bruder es hörte, stellte er ihr seine ganze kleine Einnahme für Privatstunden auf drei Monate zur Verfügung und freute sich aufrichtig, daß sie seine Hilfe anzunehmen versprach. Salowski war interimistisch in eine unerwartet frei ge- wordene Stelle im Opern-Orchester eingetreten, wozu ihn die unbestimmte Hoffnung trieb, Malwina durch die neue Einnahme in irgend einer Art dienen oder ihr durch ein Geschenk, — etwa einen schönen Schmuckgegenstand, — seine Verehrung beweisen zu können, wenn sie ihre große Aufgabe gelöst und keinen Grund mehr haben würde, seinen zarten Aufmerksamkeit auszuweichen.

„Fräulein Malwina,“ sprach er eines Tages, als er sie bei ihrem Fortgange aus der Musikschule einholte, „erklären Sie mir die Veränderung, die mit Ihrem Spiele vorgeht. Sie ziehen einen so weichen, vollen Ton aus dem Klavier, wie ich ihn noch kaum von Jemand ge- hört habe.“

„Thue ich das wirklich?“ rief sie freudig. „Der Professor äußerte kürzlich etwas Aehnliches, aber es war kein unbedingtes Lob. Alles, nur keine Uebertreibung in's Süßel!“ sagte er, als ich eine Cantilene nach meiner eigenen Auffassung spielte.“

„Folgen Sie ihm nicht mehr unbedingt, ich stehe Sie an! Er ist, das wissen wir längst, viel mehr Verstandes- mensch, als Künstler. Er hätte hören sollen, was all die anderen Lehrer nach unserer neulichen Aufführung über Sie sagten!“

„Nun?“

„Sie meinten, Sie hätten die frühere Wärme wieder- gewonnen und dazu einen merkwürdigen Aufschwung bekommen, — ganz plötzlich!“

Sie wechselte die Farbe. „Ganz plötzlich? War es nicht hohe Zeit, daß es so kam? Ich will öffentlich spielen, da muß ich mich wohl aufschwingen, wenn ich nicht am Boden bleiben will!“

„Am Boden, Fräulein Malwina, ist nie Ihr Platz gewesen; aber jetzt geht Ihr Flug so schnell, daß Sie unseren Augen bald entschwunden sein werden, und dann verlieren wir, — verliere ich vielleicht die Richtung!“

„Im Gegentheil, Ihr werdet Euch alle beileben, mir nachzukommen, und leider ist es noch nicht entschieden, wer zuerst das Ziel erreicht. Gebt Gott, daß nicht ich zurückbleibe!“

„Sie sind ganz nahe daran! Nur muthig vor- wärts!“

(Schluß in nächster Nummer.)

Rachdruck verboten.

Arthur Fitger.

Hierzu das Portrait von A. Schubert, Seite 357.

Daß unsere Literatur auch manchem hervorragenden Maler bleibende, klassische Schöpfungen verdankt, ist bekannt. Wer denkt nicht gleich an den Maler Müller aus der Sturm- und Drang-Periode des vorigen Jahrhunderts, an August Kopisch, den Entdecker der blauen Grotte zu Capri, dessen lustige Lieder in den Kreisen fröhlicher Jecher ewig jung bleiben, und an den lebenswärtigen, genüthvollen Liederdichter Robert Keimig? Der jüngste Maler-Dichter, Arthur Fitger, ist auf beiden Gebieten der Kunst wohl der bedeutendste unter den Genannten.

Geboren wurde Arthur Fitger am 4. October 1810 zu Delmenhorst, einem Städtchen im Großherzogthum Oldenburg, wo sein Vater Postmeister war. In der Residenzstadt Oldenburg besuchte Fitger, der schon in früherer Kindheit eine ausgeprochene Reigung zur Malerei zeigte, das Gymnasium. Zeichnungen von der Hand des Schülers, die mir zufällig zu Gesicht gekommen, zeugen von künstlerischer Begabung, und seine dichterischen Versuche aus dieser Zeit, — zum Theile in alten, sogenannten „Bierzeitungen“ vergraben, — sind den Zeichnungen gleichwerthig.

Unter dem Einflusse seiner Vorbilder Cornelius und Genelli widmete sich der junge Künstler 1839—60 auf der Akademie zu München, 1860—63 auf der zu Antwerpen der Historien- Malerei, worauf er nach Rom ging, um dort bis 1865 seine Studien fortzusetzen und seine ersten selbständigen Werke zu schaffen. Im Jahre 1869 ließ sich Fitger, nachdem er ver- schiedene Reisen gemacht und abwechselnd einen längeren Aufenthalt in Paris, Wien und Berlin genommen hatte, dauernd in Bremen nieder, wo er mit seiner Mutter und zwei Schwestern, die nach dem Tode des Vaters ihr Haus- wesen in Delmenhorst aufgegeben hatten, jetzt zusammen lebt, in einem nach eigenem Geschmacke künstlerisch schön eingerich- teten Landhause.

Mit den meisten jungen Künstlern und Dichtern theilte Fitger zu Anfang seiner Laufbahn das Los des langen, harten, unablässigen Ringens nach Anerkennung und pecuniärem Erfolge. Abweichend von seinen Vorbildern Cornelius und Genelli, pflegte schon der junge Künstler in seinen eigenartigen monumentalen Compositionen mit Vorliebe das coloristische Moment, und Mancher, dem die ersten Arbeiten Fitger's nicht bekannt geworden sind, hält ihn bezüglich des Coloristischen für einen Nachahmer Maxarr's. Wer jedoch sein im Anfange der sechziger Jahre ausgestelltes großes Staffelei-Bild „Die Sirenen“ gesehen hat, wird sich gewiß erinnern, daß diese Sirenen schon ein paar Jahre früher, bevor Maxarr's Name durch sein erstes, mächtig durchschlagendes Bild „Die Pest von Florenz“ oder, wie es auch sonst noch genannt wird: „Die sieben Todsünden“, der Welt bekannt wurde, in gleichem glühenden Farbenzauber magisch aus dem wogenden Meere hervorleuchteten.

Nach seinen „Sirenen“, die er der Stadt Bremen für eine Verlosung zum Besten des neu anzulegenden Bürgerparks vor- vielleicht zwanzig Jahren freigebig zum Geschenk machte, hat Fitger meines Wissens kein Bild mehr ausgestellt, denn seine „Herenfahrt“ oder besser „Walpurgisnacht“, welche vor etwa sechs Jahren auf der Kunst-Ausstellung zu Berlin berech- tigtigtes Aufsehen erregte, war ein sechzehn Fuß breiter Fries, voll dämonischen Humors, für seinen jetzt verstorbenen Freund L. Vahlte gemalt und von diesem dort ausgestellt. Von hervorragenden Staffelei-Bildern ist noch „Bemus und Dione“ zu nennen, welches Bild Fitger 1884 für den Theater-Director Volkini in Hamburg gemalt hat. Seinen Schwerpunkt hat der Künstler stets in der monumentalen, decorativen Malerei gesucht, und alle seine hervorragenden Werke auf diesem Gebiete befinden eine eigenartig gemale und gewaltige Schöpferkraft. Viele große Privathäuser in Bremen, Hamburg, Altona, Mainz sind mit Wandgemälden von Fitger geschmückt. Seine meisten Compositionen je- doch besitzt Bremen im Rathskeller, in der Börse, im Panie Seefahrt, in der Rembertikirche, in dem neuen Reichspost-Ge- bäude und endlich auf seiner Flotte, den neuen, transatlantischen Dampfern des Norddeutschen Lloyd, deren hohelegante, nach Zeichnungen des Architekten Koppe mit dem prächtigsten Schnitzwerk ausgestattete Salons Fitger mit entzückenden Mär- chenbildern, Idyllen, Tritonen, Nixen u. s. w. künstlerisch ge- schmückt hat. Aus letzter Zeit sind noch die prächtigen Wandgemälde zur Ausschmückung der Kunsthalle in Hamburg zu erwähnen.

Daß der vielbeschäftigte Künstler, der bei den überhäufigen Aufträgen genöthigt ist, zum Ausmalen seiner zahlreichen, gemalten Compositionen andauernd noch einige andere Maler in seinem Atelier zu beschäftigen, und der selbst in der rast- losen Ausübung seiner Kunst mit dem Tageslichte förmlich geizt, immer noch Zeit gewinnen kann, die Welt mit seinen mächtig durchschlagenden Dichtungen und Dramen zu erfreuen, ist fast räthselhaft.

Ob der Maler oder der Dichter Fitger größer ist, läßt sich schwer sagen. Da Fitger, wie schon erwähnt, wenige Staffelei- Bilder gemalt hat und demzufolge auf Ausstellungen fast nie vertreten gewesen ist, so kennt man im Allgemeinen den Dichter und Dramatiker mehr, als den Maler. Ein eigener, origineller Zug geht durch Fitger's sämtliche Dichtungen und charakterisirt dieselben als etwas Neues auf dem nach so unzähligen Richtungen hin beaderten Literatur-Gebiete. Seine Gedichte, vereinigt in den beiden Bänden „Fahrendes Volk“ und „Winternächte“, wurzeln im Gegensatz zu den vielen poetischen Erfindungen unserer Zeit, in jener Weltanschauung, die nicht mehr das ge- offenbarte Wort des Glaubens, sondern die Ergebnisse natur- wissenschaftlicher Forschung als ihre Grundlage anerkennt. Vor Allem das große, weitverzweigte Geis vom Kampfe um's Da- sein ist es, das den Dichter beschäftigt, und das er zugleich als den Träger der höchsten, durch die ganze Natur ausgehenden Moral hinzustellen sucht. Fitger faßt das Leben als Kampf, und mit großer Gedankenstärke reflectirt er seine wechselnden Bilder in dem Spiegel einer gesunden, thatkräftigen Seele. Bei dem oft finsternen, schneidigen Ernst fehlt seiner Lyrik auch nicht eine wohlthunende, harmonische Lieblichkeit, und manche Perle köstlichsten Humors lacht uns herzerquickend daraus entgegen.

„Adalbert von Bremen“ war das erste von Fitger's Dramen, dem bald darauf „Die Heye“ folgte; nach dieser er- schien seine neueste Tragödie „Von Gottes Gnaden“. Einen wie durchschlagenden Erfolg „Die Heye“ gehabt hat, brauche ich hier kaum zu erwähnen; sie machte ihren Rundgang über alle namhaften deutschen und österreichisch-ungarischen Bühnen, zog über's Meer und ist Repertoire-Stück der „Meininger“ geworden, die überall mit demselben die größten Erfolge er- zielen.

A. Sch.

Rachdruck verboten.

Vier Lieder.

Von A. Fitger.

1.

Durch alle Museen schleppten sie mich,  
Zeughäuser und Folterkammer;  
Mit Angst und Grausen überflich  
Mich der längst verstummte Jammer.

O Herz, du thörichtes altes Herz,  
Und willst du's noch einmal wagen,  
Den ganzen wahnsinnigen Höllenschmerz  
Der Liebe zu ertragen?

Vergleicht sich denn irgend ein Arsenal  
Mit Amors Fackeln und Pfeilen?  
In Gottes Namen: lobfinge nochmal,  
Bald wirft du fluchen und heulen.

2.

Ich sah dich an und ahnte nicht,  
Was mir beschieden sei;  
Nacht lag auf meinem Angesicht,  
Auf meinem Herzen Blei.

Von deinem Mund ein Lächeln glitt,  
Ein hingehauchter Ton, —  
Und meine Seele überschritt  
Da ihren Rubicon.

3.

Das ist der alte, sel'ge Schmerz,  
Der wieder mich durchflammt;  
Das Hirn ist abgedankt, das Herz,  
Das Herz nur sieht im Amt.

fort Sklavensessel, die mich schloß,  
Rath, Weisheit, Mäßigung!  
Das Volk steht auf, der Sturm bricht los,  
Die Welt wird wieder jung.

Triumph der neuen Monarchie!  
Die Lieb' ist Herr im Haus,  
Und jeder Tropfen Wuts ruft sie  
Zum Imperator aus.

4.

Ehe die Lampe verlöschen muß,  
Nimmt sie noch einmal zusammen  
All ihre Strahlen und beut dem Kuß  
Des Todes die heißsten Flammen.

Ich fühl' es: meine Zeit ist aus,  
Dies Glück ist mein letztes Glänzen;  
Man trägt mich wie einen Jüngling hinaus,  
Den tausend Rosen bekränzen.

Wohl biegen, aber nicht brechen.

Von E. von Barfus.

(Fortsetzung.)

In einer Schlucht des wild zerklüfteten Fels-Pla- teau's, am linken Ufer des nördlichen Quellflusses des Canadian, lagerte im Frühling des Jahres 1869 eine Anzahl Männer um ein dem Verlöschen nabes Feuer. Zwei Männer saßen am Eingange in die enge Schlucht und wachten über die Sicher- heit ihrer Gefährten.

„Well, Ben,“ unterbrach Meinhardt das tiefe Schweigen der Nacht mit leiser Stimme, „ich muß gestehen, daß ich dieses Herumziehen herzlich satt habe und gern einmal wieder in einem ordentlichen Bette schlafen möchte. Fast ein Jahr wandern wir nun schon in diesen verdammten Felsen und Prairien umher und haben so gut wie nichts gefunden.“

„Wir werden auch nicht eher Kohlen finden,“ entgegnete der alte Jäger, „als bis wir noch tiefer hinunter an den Colorado kommen, wie ich es den beiden Ingenieuren schon oft gesagt habe. Aber die glauben unsereinem nicht, die Herren Gelehrten, die wissen Alles besser. Nun, mir kann's schon recht sein; ob ich hier herumwandere oder oben im Norden Siber jage, ist mir ziemlich gleichgültig.“

„Sagt, Vater Ben,“ begann Meinhardt nach einer Pause, „haben wir wirklich von den Pawnees so viel zu fürchten, als Ihr heute Abend uns erzählt habt?“

„Zu fürchten haben wir von den rothen Teufeln so lange nichts, als wir uns von ihnen nicht überraschen lassen. Ein Duzend gut bewaffneter weißer Männer wird mit der drei- oder vierfachen Anzahl von ihnen fertig; die kleinste Unachtsam- keit aber kann uns unsere Scalpe kosten.“

„Wir werden wohl mit den Pawnees und den Comanches eben so fertig werden,“ bemerkte der Deutsche, „als mit den Rothhäuten, die uns vor zwei Monaten am Arlanjas überfielen.“

„Nun, es wäre uns doch schlecht ergangen, wenn Euer Lieutenant, wie Ihr den Mann immer nennt, nicht so tapfer Stand gehalten und mit dem Büchsenkolben auf die Hunde so kräftig losgedroschen hätte, daß sie einen Augenblick zurück- wichen und wir Zeit bekamen, es ihnen ordentlich heimzugeben. Uebrigens ein ganzer Mann, der Mr. Mersberg, ich muß es sagen, obichon er nur ein Deutscher ist.“

„Ich bin auch ein Deutscher, Vater Ben, und glaube meinen Mann ebenso gut zu stehen, wie jeder Panter. Die Staaten könnten sich nur gratuliren, wenn sie viele solche Männer hätten, wie Mr. Mersberg.“



„Wollt' Euch nicht beleidigen, Freund," brummte entsetzt die Trapper. „Nicht freit's gewiß, wenn aus dem alten Lande auch mal was Ordentliches herüberkommt unter dem vielen Gefindel. Doch seid still," setzte Ben leiser hinzu, „die Hunde werden unrühig. Entweder ist ein größeres Thier oder eine schleimende Rothhaut in der Nähe.“

In der That zeigten die beiden großen Hunde, welche die Wache mit den Männern theilten, durch ihr Benehmen an, daß sie einen Feind witterten. Bei dem schwachen Schimmer der Sterne war jedoch über wenige Schritte hinaus nichts deutlich zu erkennen; doch enigang es dem geübten Auge des alten Jägers nicht, daß sich die Gebüsch vor der Schlucht bewegten. Ohne sich zu bestimmen, feuerte er seine Büchse in das Gesträuch ab und stieß den Marmur aus. Dem Schusse antwortete unmittelbar ein fürchterliches Geheul. Mersberg sprang mit den übrigen, um das kleine Feuer gelagerten Leuten empor, übergab einem der Ingenieure die Sorge für die angekoppelten Pferde und eilte dem Eingange in die Schlucht zu, die glücklichweise so eng war, daß es den beiden Wache haltenden Männern vorläufig gelang, die andrängenden Rothhäute zurückzuhalten. Als Ben den Zugang zum Lager gesichert sah, kletterte er auf ein etwas vorspringendes Plateau der rechtsseitigen, nicht hohen Felswand der Schlucht und zündete dort das trockene Dornestrüpp und dürres Gras an, jedoch ein helles Feuer aufflammte, bei dessen Scheine man eine bedeutende Anzahl Indianer in dem niederen Gebüsch vor der Schlucht bemerken konnte.

„Feuer auf die Hunde, Mr. Mersberg!" rief der alte Jäger von seinem Plateau herunter. „Feuer, ehe sie zur Besinnung kommen!"

Bei diesen Worten trachtete seine Büchse von oben herab in den dichten Haufen der Indianer, die jetzt auch von dem acht am Eingange postirten Männern einen Salvo erhielten, worauf sie zurückwichen und im Augenblicke verschwunden waren.

„Das war nur eine List von den rothen Teufeln," jagte Ben, als er sich wieder mit den Uebrigen vereinigt hatte. „Sicherlich wollen sie uns durch eine Umgebung zwischen zwei Feuer bringen; ich kenne die Brut! Die Hälfte von uns muß hier oben auf den Felsrand klettern, während die Anderen die Schlucht vorn verteidigen; vor Allem jedoch schützt das Feuer tüchtig an, damit man sehen kann. In einer Stunde haben wir Tag, und dann fürchte ich die ganze Bande nicht; in dieser höllischen Finsterniß aber ist man vor ihren hinterlistigen Streichen keinen Augenblick sicher!"

Diese Anordnungen wurden pünktlich ausgeführt. Kaum hatte Mersberg mit fünf von seinen Leuten mit großer Anstrengung die steile südliche Felswand der Schlucht erkliegen, so sah er bei dem Dämmerlichte des andbrechenden Morgens eine Schar Rothhäute über die kleine Hochebene nach dem Rande der Felschlucht hinschreiten, wo sie gewiß keine Weißen vermutheten, denn sie gingen ganz offen und frei, ohne ihre gewöhnliche Vorsicht. Mersberg gab auf leuchtig Schritt Feuer auf den vordersten Indianer, der einen hohen Satz machte und zusammenbrach, worauf die Uebrigen unter wildem Geheul vorwärts stürzten. Als sie aber noch von fünf rasch auf einander folgenden Schüssen empfangen wurden, von denen keiner sein Ziel verfehlte, prallten sie zurück und waren in wenigen Secunden verschwunden.

Mersberg stieg, als der Tag völlig angebrochen war, mit seinen Leuten wieder in die Schlucht hinunter, wo er seine Gefährten mit der Zubereitung des Frühmahles beschäftigte fand, ganz fröhlich über den ohne Verlust zurückgeschlagenen Angriff. Nur der alte Ben theilte diese fröhliche Stimmung nicht, sondern trieb fortwährend zur Eile an. Als Mersberg ihn nach dem Grunde seiner Besorgniß fragte, antwortete der Trapper nur: „Macht schnell mit Euren Frühstück, damit wir bald aus diesem Loch herauskommen; sonst lassen wir Alle unsere Scalpe hier.“

Nach wenigen Minuten verließ die Gesellschaft die Schlucht; kaum war man jedoch bis an den Rand des vorliegenden Gestrüppes gelangt, als Ben, der mit Mersberg an der Spitze ritt, plötzlich sein Pferd anhielt. „Es ist, wie ich befürchtete," jagte er zu den ihm Umringenden; „die Rothhäute haben die Prairie vor uns in Brand gesetzt, um uns aus den sicheren Felsen herauszurücken. Seht Ihr den dunklen Streifen dort hinten? Das ist der Rauch des brennenden Grases, und hinter diesem Streifen sind die rothen Teufel vertheilt, um uns zu fangen. Noch haben sie uns aber nicht! Dort liegt die einzige Möglichkeit, dem Feuer und den Pannees zu entgehen, aber schnell müssen wir sein!"

Mit diesen Worten zeigte der Trapper nach Süden, wo das fels-Plateau wie ein hohes Vorgebirge in die Prairie hineinragte. So schnell die Pferde laufen konnten, eilten die bedrohten Männer ihrem Führer nach; in wenigen Minuten waren die vorspringenden Felsen erreicht, doch auch dort machte das schnell vordringende Feuer jede weitere Flucht unmöglich.

„Wir müssen die Pferde ihrem Schicksale überlassen," erklärte Ben nach kurzer Prüfung der Derthlichkeit. „Zäumt die armen Thiere ab und nehmt ihnen auch die Sättel, damit sie sich frei bewegen können; vielleicht zeigt ihnen ihr Instinct noch einen Ausweg zur Rettung. Ihr aber, Männer, nehmt schnell die Wasserflüchle, Munition und Proviant aus den Packtaschen und folgt mir; ich will versuchen, einen Pfad diese Felsen hinauf zu finden, um auf das Plateau zu gelangen. Ich war vor einigen Jahren hier mit Goldsuchern und hoffe, mich noch zurecht zu finden. Es ist unsere einzige Rettung! Aber nun rächt mit Euch hinauf, so weit Ihr irgend kommen könnt! Kommt Ihr nicht weiter, so drückt Euch mit dem Gesicht gegen den Felsen, damit der Rauch Euch nicht ersicht.“

Nach kurzer Prüfung der fast senkrecht aufsteigenden, zerklüfteten Felswand begann Ben in einer vom Wasser in das Gestein gerissenen engen Spalte hinaufzuklimmen, gefolgt von seinen Gefährten. Mit unsäglicher Mühe war es ihnen gelungen, vielleicht achtzig Fuß emporzukommen, als das Feuer den Fuß der Felswand erreichte und Gluth und Rauch die in der engen Spalte Stehenden zu erliden drohten. Doch angefeuert von dem alten Trapper, strengten sie ihre Kräfte aufs Aeußerste an und erreichten bald einen kaum zwei Fuß breiten Abstieg, der in schräger Richtung den Felsen hinauf zu führen schien. Einer nach dem Anderen hob sich auf diese Treppe hinauf, wo sie sich, mit dem Gesicht auf den Stein gedrückt, einige Minuten ausruben konnten. Doch bald trieb der Führer sie wieder auf, mit dem Bemerkten, daß sie den Rand des Plateaus erreichen müßten, so lange der Rauch sie den Augen der lauernden Rothhäute entziehe. Es war ein gefährlicher Weg für die schwer beladenen Männer; doch nach einigen Minuten war auch diese Gefahr überwunden und das Plateau erreicht, bevor der schützende Rauch sich verzog. Nach kurzer Rast wurde wieder aufgebrochen, um die flache, baumlose Ebene so schnell als möglich zu überschreiten und den ersten, mit Wald bedeckten Ausläufer des Gebirges zu erreichen, wo in der Nacht das Vivonal aufgeschlagen ward.

Da nach dem Verluste der Pferde an ein ferneres Ver-

folgen des eigentlichen Zweckes der Expedition nicht zu denken war, beschloßen Mersberg und die Ingenieure, sich so rasch als möglich den Ansiedlungen zu nähern, um sich mit Pferden und allem sonst Erforderlichen zu versehen, bevor man die unterbrochenen Nachforschungen wieder aufnehme.

„Ihr habt Recht, meine Herren," erklärte Ben, als man ihm diesen Entschluß mittheilte, „so leicht ist die Sache jedoch nicht. Wir müssen wieder hinunter in die Prairie und versuchen, entweder den Red River oder den Colorado zu erreichen; denn früher stoßen wir nicht auf eine Hacienda; das ganze Land bis dahin wird aber von den Comanches bewohnt, die noch blutigere Teufel sind, als die Pawnees. Inbezug auf gute Büchsen werden wohl auch mit ihnen fertig; an Wild wird es uns auch nicht fehlen; nur die Wasserflüchle müssen wir schonen, denn unten in der Prairie treffen wir zu dieser Jahreszeit keine Quelle mehr an.“

Ein Marsch von zwei Wochen über die heiße, wasserarme Prairie brachte die kleine Gesellschaft in ein Thal, — das Ben als das Quellthal des Red River bezeichnete, — ohne daß man mit den Indianern in Berührung gekommen war. Nach einer für die durch den anstrengenden Marsch erschöpften Männer unbedingt notwendig gewordenen Ruhe in dem einsamen, kühlen Thale wurde die Reise auf dem rechten Ufer des Red River fortgesetzt, der hier nur einen Bach bildet. Als sie sich den westlichen Abhängen des Gebirges näherten, wurde der Weg zu Lande so beschwerlich, daß Ben beschloß, zwei Flüsse zu bauen, auf denen man bequemer den Fluß hinabfahren konnte.

„Warum haben wir uns keine Canoes gebaut, Vater Ben?" fragte Mersberg, als sie auf den plumpen Flößen nur langsam vorwärts kamen.

„Weil Ihr Alle nichts vom Bauen eines Canoes versteht, was gar nicht so leicht ist," entgegnete der Jäger. „Sobald der Fluß breiter wird, treffen wir Indianer-Dörfer genug, wo wir uns schon die nöthigen Canoes verschaffen wollen.“

Am Abend des zweiten Tages, nachdem man mit den Flößen den Fluß hinunter gefahren, verkündigten einige Reisfelder die Nähe eines Indianer-Dorfes. Man landete daher an einem möglichst versteckten Plage, worauf sich Ben auf Kundtschaft begab. Mit Anbruch der Nacht kehrte er mit dem Berichte zurück, daß sich auf dem linken Ufer ein großes Pawnee-Dorf befände, wie er an den Formen und Verzierungungen der Wigwams deutlich erkannt habe; die Krieger müßten auf dem Kriegspfade oder einem großen Jagdwege sich befinden, da er nur wenige alte Männer gesehen; auch liege nur eine kleine Anzahl Canoes am Ufer. Wenn die Nacht völlig dunkel geworden, solle die ganze Gesellschaft vorsichtig nach dem linken Ufer überlegen und sich behutsam der Stelle nähern, wo die Canoes lägen, zwei davon leise in's Wasser schieben und dann langsam den Fluß hinabtreiben, ohne die Ruder zu gebrauchen, bis man an dem Dorfe vorbei sei.

Dieser Plan wurde glücklich und mit solcher Behutsamkeit ausgeführt, daß selbst die Hunde, welche gewöhnlich ein indianisches Dorf während der Nacht umkreisen, nicht Alarm machten. Man passirte in den folgenden Tagen mehrere große Indianer-Dörfer; die Breite des Red River gestattete jedoch, in sicherer Entfernung an denselben vorüberzufahren, jedoch Niemand von den Weibern der wenigen Männer und Knaben, welche die einzige männliche Bevölkerung der Dörfer zu bilden schienen, erreicht wurde.

Ben fand diese Abwesenheit sämtlicher Krieger sehr beunruhigend und äußerte zu Mersberg, daß wahrscheinlich durch die Verrätherien und Schurkenstreiche der die Rothhäute übervertheilenden Agenten wieder einmal Unheil angeflutet worden sei; auch das Dorf der Creeks, das man am Morgen passirt, sei leer gewesen, und das seien sonst ziemlich friedliche Indianer. Sicherlich sei das Kriegsbeil bei mehreren Nationen ausgegraben und ein allgemeiner Ueberfall der Ansiedlungen in Texas verabredet worden. Es sei sehr zu befürchten, daß man auf eine große Anzahl mit Indianern angefüllter Kriegscanoes stoße, und man müsse daher doppelt vorsichtig sein.

Schon am nächsten Morgen erblickte man am rechten Ufer die noch rauchenden Trümmer eines kleinen Wohnhauses. Als man sich vorsichtig dem Ufer näherte und die zerstörte kleine Ansiedlung durchsuchte, fand man die Leichen von zwei Männern und einer Frau, sämmtlich ihrer Kopfhaut beraubt. „Das wird Ernst," jagte der alte Führer. „Wir wollen hier den Abend abwarten, bevor wir weiter fahren, und in der Zeit diesen Armen ein christliches Begräbniß bereiten.“

Gegen Abend setzten die beiden Canoes ihre Fahrt fort, indem man bei jeder Biegung des Flusses vorsichtig nach den Fahrzeugen der Indianer auspähte. Ben, der sich oft dicht zum Wasserpiegel hinabbeugte, um bei der zunehmenden Dunkelheit besser sehen zu können, gab plötzlich durch leises Flüchen das Zeichen, mit dem Rudern einzuhalten. Plötzlich theilte er seinen Gefährten mit, er habe ganz in der Nähe eine bedeutende Anzahl Canoes bemerkt, was auf eine große Schar Rothhäute schließen lasse, die sich auf dem Lande befände, um irgend eine in der Nähe liegende Hacienda zu überfallen. Man müsse versuchen, im Schatten des linken Ufers unbemerkt vorwärts zu kommen und womöglich den Hacienda oder Farmer von den ihm drohenden Angriffen benachrichtigen.

Glücklich kamen die beiden Canoes am linken Ufer an der Stelle vorbei, welcher die feindlichen Fahrzeuge gegenüber lagen, kreuzten dann wieder den Fluß und gelangten durch angestregtes Rudern nach einer halben Stunde zu der Umzäunung einer großen Farm. Als sie sich dem großen Einfahrtsthor näherten, schlugen mehrere Hunde an, worauf ein Mann mit einer Fadel auf der Veranda des Hauptgebäudes erschien und fragte, ob Jemand am Thore sei.

„Geschwind, Freund," rief ihm Ben zu, „öffnet und dann ruft alle eure Leute auf! In wenigen Minuten könnt Ihr einige Hundert Rothhäute auf dem Halbe haben!"

„Was, Rothhäute! Ihr habt wohl Gespenster gesehen, Fremder?" entgegnete der Farmer in gutem Englisch, indem er das Thor öffnete und den Eintretenden mit der Fadel entgegenleuchtete. „Was, Ihr seid es, Ben, alter Freund? Rothhäute sind in der Nähe? Ja, wenn Ihr es sagt, muß es wahr sein! Tretet ein, Männer; seid herzlich willkommen und bedankt für Euren Beistand in der Stunde der Gefahr.“

Dabei schüttelte er den Männern die Hände und lud sie ein, in das Haus einzutreten. Doch Ben forderte ihn auf, seine Leute zusammenzurufen und in Eile die nöthigsten Verteidigungsmaßregeln zu treffen; es sei keine Minute zu verlieren.

Bald standen zehn mit guten Büchsen bewaffnete Männer am Eingangsthor, das hinter einem halberwachsenen Knaben geschlossen wurde, der auf einem schnell gefatteten Pferde davonjagte, um die weiter unterhalb am Fluße wohnenden Farmer zum Beistande anzufordern. Große Haufen Reisig und dürres Holz wurden im Innern der Umzäunung an geeigneten Stellen aufgehäuft, um bei Beginn des Kampfes angezündet zu werden und die nöthige Helle zu verbreiten.

Mersberg hatte den Farmer darauf aufmerksam gemacht, daß die hölzerne Veranda, welche das steinerne Wohnhaus von allen Seiten umgab, für die Verteidigung desselben höchst gefährlich werden könne, da die Indianer sie jedenfalls in Brand steden würden. Sofort hieben die Leute der Ansiedlung mit ihren Ketten die Stäben der Veranda um, die so in wenigen Minuten beseitigt war. Während die Männer außerhalb des Hauses in der angegebenen Weise beschäftigt waren, ließ die Frau des Farmers mit Hilfe ihrer beiden erwachsenen Töchter und der Wägbe die mit Schießscharten versehenen Fensterläden schließen, die auf dem flachen Dache des Hauses stehenden großen Vortische mit Wasser füllte; und fand auch noch Zeit, den im richtigen Augenblicke angekommenen Fremden einen kräftigen Jambis hinauszutragen. Mersberg und die Mehrzahl seiner Gefährten wunderten sich, die rüstige, stattliche Frau ohne die geringsten Spuren von Knechtschaft zu sehen; Ben indeß erklärte ihnen bald, daß Frau Ferguson und ihr Mann bereits mehrfache Kämpfe mit den Rothhäuten bestanden hätten, als sie noch oben in Nebraska eine Farm besaßen; sie führe ihre Büchse wie ein Mann.

Beinahe eine Stunde verging den Längs der Umzäunung Aufgestellten in banger Erwartung; schon glaubten sie, die Indianer würden den Ueberfall bis kurz vor Sonnenanfgang aufschieben, als vom Ufer her plötzlich mehrere Schüsse knallten. Im Augenblicke stammten die Reißigbündel auf und erleuchteten die Richtung umher, über welche ein großer Haufen Indianer unter wildem Geheul auf die Ballisaden losstürmte. „Sticht fest, Männer, und zielt ruhig!" rief der Farmer. „Wir müssen die Schutte so lange als möglich am Uebersteigen der Ballisaden verhindern.“

Da die Pawnees die Farm von allen Seiten angriffen, wurde der Kampf allgemein, jedoch die zwanzig Verteidiger das Uebersteigen der Umzäunung an einigen Punkten unmöglich verhindern konnten. Auf den Ruf von Ferguson und Ben zogen sie sich daher eiligst nach dem Wohnhause zurück, wo ein furchtbarer Kampf mit den gleichzeitig vordringenden Rothhäuten entstand. Endlich war es den meisten Weißen geglückt, das Innere der hochgelegenen Haustur zu erreichen, nur Mersberg war noch außerhalb der Thür; mit dem linken Arme hielt er den schwer verwundeten Ben, während er mit dem rechten seine Büchse zur Verteidigung gegen die Anstürmenden schwang. Eben hatte er Reinhardt und einem der Ingenieure, die glücklich die Thüre erreicht hatten, zugerufen, ihm den Verwundeten abzunehmen, als er von einem Indianer einen so gewaltigen Hieb mit dem Tomahawk über den Kopf erhielt, daß er zusammenbrach. In diesem Augenblicke eröffneten die Leute des Farmers durch die Schießscharten in den Fensterläden ein so heftiges Feuer auf die Indianer, daß diese einen Moment stugten; Reinhardt stürzte mit einigen der im Hausflur sich Sammelnden hervor und schleppte Mersberg mit Ben schnell in's Haus, dessen schwer mit Eisen beschlagene Thüre verschlossen und verrammelt wurde.

Die beiden Schwerverwundeten wurden der Pflege der Frauen übergeben, während die Männer unausgesetzt durch die Schießscharten feuerten, um die Rothhäute zu verhindern, Reißig und dürres Holz vor der Thüre anzuhäufen und in Brand zu steden. Da die Indianer die an der Umzäunung angezündeten Reißighäusen aus einander gerissen hatten, so herrschte bald die tiefste Finsterniß auf dem Plage vor dem festen Wohnhause, weshalb Ferguson auf dem flachen Dache Thortonnen auf Stangen befestigen und anzünden ließ, um sowohl das Terrain einigermaßen zu beleuchten, als auch den zur Hölle aufgeförderten Nachbarn ein Nothzeichen zu geben.

Mehrmals versuchten die Rothhäute, Reißigbündel vor der Eingangstür anzuhäufen; aber sie wurden stets mit großem Verluste zurückgetrieben und die bereits entzündeten Bündel vom Dache aus mit Wasser beschüttet. Die Pawnees hatten inzwischen die Stallungen und Wirthschaftsgebäude ausgeplündert, worauf sie sich bis an die Umzäunung zurückzogen, wo sie vor den Kugeln der Belagerten sicher waren. Von diesen letzteren waren drei getödtet und mehrere verwundet worden; Ben und Mersberg waren noch nicht wieder zum Bewußtsein zurückgekehrt. Sie lagen auf Betten in einem der Hinterzimmer, wo Frau Ferguson beschäftigt war, ihre Wunden zu untersuchen und mit kundiger Hand zu verbinden. Ben hatte einen Schlag mit dem stumpfen Ende eines Tomahawk vor die Stirn und einen Schuß in die rechte Schulter erhalten, während Mersberg eine tiefe Wunde im Hinterkopfe davongetragen hatte. Der alte Jäger kam bald wieder zu sich, erkundigte sich nach dem Stande des Kampfes, ließ sich erzählen, wie Mersberg zu seiner gefährlichen Verletzung gekommen, und meinte dann todtschüttelnd: „Sollte mir leid thun, wenn er drauf ginge! Ist von gutem Volke; ist ein ganzer Mann geworden. Hat aber noch gutes, gesundes Fleisch und Blut, wird's wohl noch einmal überwinden!"

Als der Tag zu dämmern begann, eröffneten die Indianer, die sich während der Nacht ruhig verhalten hatten, ein lebhaftes Feuer auf die Fensterläden, während eine Schar von ihnen plötzlich mit einem großen Baumstamme gegen die Thüre anstürmte, um sie zu zertrümmern. Viele der Stürmenden wurden zwar von den Verteidigern niedergeschossen, immer jedoch traten frische Krieger an die Stelle der Gefallenen und wiederholten die gewaltigen Stöße gegen die Thüre, bis diese nicht mehr widerstehen konnte und auseinanderflog. Ein lautes Triumphgeheul begrüßte diesen Erfolg, und wohl fünfzig Indianer stürzten mit hochgeschwungenem Tomahawk auf den offenen Eingang zu; doch hier stießen sie auf Ferguson mit sechs seiner stärksten Leute, die ihre Büchsen in den dichten Haufen der Angreifer feuerten und ihnen dann mit Bowie-messer und Büchsenkolben entgegenstrangen, während aus den Schießscharten und vom Dache herunter ein unausgesetztes Feuer unterhalten wurde.

In dem furchtbaren Handgemenge am Eingange des Hauses drohte Ferguson mit seiner kleinen Schar der Uebermacht zu unterliegen; schon waren einige Leute vom Dache und den nächsten Fenstern ihm zu Hülfe geeilt, als plötzlich die Töne eines Signalhornes sich vernehmen ließen und gleich darauf von der Umzäunung her ein Trupp weißer Männer die Rothhäute im Rücken angriff, eine verheerende Salve auf sie abgab und mit Säbel und Kolben auf sie einbrang. Diesem unvermutheten Angriffe hielten die Indianer nicht Stand, sie ergriffen die Flucht und eilten dem Walde zu, heftig verfolgt von den Ansiedlern bis zu ihren Canoes, auf denen sie bald den Kugeln ihrer Verfolger entflohen. Als nichts von den gefährlichen Feinden mehr zu befürchten war, kehrten die Ansiedler zur Farm zurück, halfen Ferguson nach Kräften, die Ordnung auf derselben nothdürftig wieder herzustellen, und versprachen, Hülfe beim Wiederaufbau der niedergebrannten Nachbargebäude zu schicken, auch noch an demselben Tage einen Arzt für die Verwundeten zu senden.

(Schluß in nächster Nummer.)



# Kunstgewerbliches.

Nachdruck verboten, ebenso jegliche Nachbildung der abgebildeten Gegenstände, welche gesetzlich geschützt sind.

Das Staffelei-Bild als Zimmerschmuck. — In den Zeiten des klassischen Alterthumes wurden die Bilder, welche das Innere des Hauses zu schmücken hatten, nur auf die Wand gemalt. Die Gegenwart thut das ausnahmsweise noch in ganz reichen Häusern; in der Regel aber sucht sie sich den Bilderschmuck für ihre Zimmerwände aus Staffelei-Bildern, Kupferstichen und Photographien zusammen.

Ob das eigens für einen bestimmten Raum auf dessen Wand gemalte Bild den höchsten Anforderungen der Kunst mehr entspricht, als das lediglich an die Wand gehängte Staffelei-Bild, dessen Gegenstand, Format und Farbe meistens ganz zufällig in das Zimmer kamen, ist eine Frage, deren Beantwortung wohl zu weit führen würde. Gering, die Staffelei-Bilder sind da; sie sind der am höchsten geschätzte Schmuck unserer Zimmer. Daß sie an die Stelle der vormaligen Fresco-Malereien getreten sind, hat zum Theil seine Gründe in der ganzen modernen Lebensweise. Wer als Miether in fremdem Hause lebt, will keinen Zimmerschmuck von Wohnung zu Wohnung mitnehmen. Die Wohlfeilheit schöner Tapeten gegenüber den ungleich höheren Preisen wirklich guter Wand-Malerei hat auch nicht wenig zur Verbreitung der Staffelei-Bilder beigetragen. Dazu hat das Staffelei-Bild vor der Fresco-Malerei den Vorzug, daß es Werke der verschiedensten Meister und Kunstrichtungen zum künstlerischen Schmuck zu machen gestattet, so wie daß es bei baulichen Veränderungen nicht so hinderlich ist, wie das Fresco-Bild, und auch nicht mit dem Hause aufhören muß, zu existiren.

Welche Art von Bildern hängt man aber in die Zimmer?

Diese Frage erledigt sich zum Theile von selbst. Gute Original-Bilder zu kaufen, namentlich etwa von der Staffelei des Künstlers oder gar aus dem Salon des Kunsthändlers weg kaufen, das können nur sehr wohlhabende Leute. Wer es sich dagegen nicht verdienen läßt, Versteigerungen von künstlerischen Nachlässen zu besuchen, mag wohl manchmal Gelegenheit finden, zu einem Spottpreise ein Werk von Meisterhand zu erwerben. So sind unter Anderem auf den deutschen Kunstvereins-Ausstellungen wiederholt ganze Sammlungen werthvoller Naturstudien, von jüngstverstorbenen Meistern hinterlassen, ausgestellt gewesen, zu wohlfeilen Preisen angeboten. Derartige dürfte mit zu den günstigsten Gelegenheiten gerechnet werden, sich einen Zimmerschmuck von Meisterhand anzuschaffen. In solchen Fällen hat man zugleich reiche Auswahl. Außerdem ist ja die Wahl unserer Bildergier beschränkt



Servirtisch

in Nuthbaum- oder Eichenholz. Länge 1 Meter 8 Cent., Breite 66 Cent. Ausgeführt von Otto Fröhliche, Atelier für Kunstgewerbe in München.



Silberner Löffel, unter Verwendung einer alten Münze ausgeführt von Gustav Hartmann, Juwelier in Dresden. Drei Viertel der natürlichen Größe.



Nänchergesäß

aus gehämmeter Bronze. Höhe 18 Cent. Ausgeführt von E. C. Busch, Bronzewaaren-Fabrik in Berlin.



Silberner Löffel, unter Verwendung alter Münzen ausgeführt von Gustav Hartmann, Juwelier in Dresden. Drei Viertel der natürlichen Größe.

Das führt nun auch zu der Frage, wie die Bilder aufgehängt werden sollen. Diese Frage ist durchaus nicht bedeutungslos. Symmetrie ist dabei der oberste, entscheidende Grundsat. Hat man für eine Wand zwei Bilder von ungleicher Größe, so dürfen dieselben nicht neben einander, sondern sie müssen über einander hängen, und zwar in der Regel das größere höher, das kleinere tiefer. Die Höhe des Platzes beider Bilder, wie der Zwischenraum, welcher sie trennt, sind dabei durchaus nicht gleichgültig. Hat man drei oder mehr Bilder, sämmtlich von sehr verschiedener Größe, so dürfen dieselben nicht an einer Wand untergebracht werden, es sei denn, daß man gleich die ganze Wand mit Bildern bedecken kann. Selbst in diesem Falle aber ist Symmetrie dringend wünschenswerth. Zwei Bilder von gleicher Größe neben einander, dazu zwei oder drei von ungleicher Größe zwischen jenen, über einander gehängt, sind das geeignetste Material zur Ausschmückung einer ganzen Wand. Ehe man sich eine störende Unsymmetrie zu Schulden kommen läßt, verbanne man lieber ein Bild an eine andere Wand oder in ein anderes Zimmer.

Neben den Staffelei-Bildern dienen auch andere Gegenstände als Wandschmuck, und es fragt sich, wie sie den Oelbildern beizugeordnet sind. Kupferstiche oder Photographien passen schlecht zu Oelbildern; sie sollten nicht an ein- und derselben Wand hängen. Auch ein Spiegel eignet sich nicht zur symmetrischen Zusammenstellung mit Oelbildern; vortrefflich dagegen größere Wanduhren und namentlich plastische Kunstwerke. Gewisse Stücke des Mobiliars müssen unbedingt mit dem über ihnen angebrachten Bilderschmucke symmetrisch angeordnet sein. Das gilt besonders von Schränken und Divans.

Auch die Rahmen der Bilder sind durchaus keine Kleinigkeit, ja bei vielen Bildern beinahe das Werthvollste. Der geschmacklose Farbennuanciert überhaup nicht auf den Rahmen; was darinnen steckt, versteht er gar nicht. Der gewöhnliche Geschmack zieht den Goldrahmen vor; ein künstlerisch gebildetes Auge dagegen findet schwarze Rahmen, allenfalls mit einer schmalen inneren Goldleiste, für die meisten Bilder vorteilhafter, für einzelne geradezu nothwendig. In einem Zimmer gliedern dunkle Rahmen die Wand weit schöner, als die zwar reicheren, aber unangenehm hart aussehenden Goldrahmen. Viel kommt dabei auf die gesammte übrige Zimmer-Einrichtung an. Ein in reichem Barock-Stil eingerichtetes Zimmer, in welchem Alles helle, heitere Farben und reiches Schnörkelwerk zeigt, fordert natürlich auch um die Bilder helle, reiche Rahmen; und ein gothisches Zimmer verträgt keine Barock-Rahmen.

Die geeignetsten Wände für Oelbilder sind einfach dunkelrothe oder dunkel graugrüne. Alle anderen Farben schaden leicht dem Eindruck der Bilder. Am wenigsten passen großgemauerte, buntfarbige oder gestreifte Tapeten; sie können die Bilder unter Umständen geradezu unwirksam erscheinen lassen.



Stuhl

mit Rücken- und Sitzbezug aus Kamelhaare. Entworfen und ausgeführt von E. Seeger, Möbel- und Spiegelfabrik in Mannheim.



Fauteuil

mit Rücken- und Sitzbezug aus Kamelhaare. Entworfen und ausgeführt von E. Seeger, Möbel- und Spiegelfabrik in Mannheim.

insofern, als die meisten Original-Bilder mehr zufällig ihren Weg in unsere Salons finden: durch Erbschaft, als Gewinne bei Verlosungen und in ähnlicher Weise.

Wer jedoch in der glücklichen Lage ist, selbst Original-Bilder oder gute Copien kaufen zu können, findet leicht auch den nöthigen künstlerischen Rathgeber, so lange nicht sein eigenes künstlerisches Verständniß genügend ausgebildet ist. Es dürften daher einige allgemeine Bemerkungen über diese Frage genügen.

Große Historienbilder finden wohl nur selten den Weg in die Zimmer eines Privathauses. Sie dürfen in denselben auch nicht allein gelassen werden. Es scheidet sich nicht, daß man Werke, welche den höchsten Zielen der bildenden Kunst angehören, unvermittelt zwischen die Erzeugnisse des Kunsthandwerkes posirt. Historienbilder sollten daher immer von Landschaften, Genrebildern, Stillleben, wo möglich auch von Werken der Plastik umgeben sein. Das Figurenbild überhaupt, — mit Ausnahme des Portraits, — muß ganz ausgezeichnet sein, wenn es nicht auf die Dauer ermüden soll. Man kann leicht ein mittelmäßiges Stillleben oder eine mittelmäßige Landschaft zeitweilig in seiner Wohnung haben und immer wieder anschauen, ohne sich darüber zu ärgern. Aber ein mittelmäßiges oder gar ein schlechtes Figurenbild Tag für Tag sehen zu müssen, stets dieselben unangenehmen Gestalten und widerwärtigen Gesichter in der gleichen unveränderlichen Haltung, — das ist beleidigend, und um so mehr, je größer die Figuren sind. Selbst ein gutes Genrebild kann, wenn es zu isolirt hängt, auf die Dauer monoton wirken.



Eine mit handbreiten weißen und blauen Streifen versehene und darüber noch mit einem Netze von Gold-Arabesken versehene Tapete oder etwa eine Tapete, die eine Epheulaube darstellt, und Bilder in Goldrahmen darauf, — es ist ein großartiger Gedanke! Ganz besonders schmerzhaft wirkt es dann noch, wenn die Bilder nicht ganz horizontal hängen, sodas sich das Auge erst mit schiefen Linien zurechtfinden muß.

Es sind viele Fragen, welche bei der Ausschmückung der Wände an das künstlerische Urtheil herantreten. Es möge Jeder, der überhaupt Bilder an die Wand hängt, bedenken, daß ein einziger Blick auf diese Wand den eintretenden kunstverständigen Besuch über den Geschmack oder Ungeschmack des Hauses belehrt. Und doch mögen wir auch keine ganz schmucklose Wand sehen. Denn zu tief in der Natur des Menschen liegt das Streben nach Bethätigung jener schöpferischen Macht der Phantasie, welche jeden leeren Raum mit Gebilden von Menschenhand verziern möchte. Wenn uns aus den Bildern, die wir an der Wand hängen sehen, das entgegengegrüßte, was im künstlerischen Bilde von längst gestorbenen oder weit entfernten und unbekanntem Menschen sich spiegelt; und wenn dadurch unser Gedanke und unsere Phantasie nach irgend einer Richtung hin angeregt werden, sei es auch nur für einen Augenblick, — ist das nicht eine anmuthige Wahrung an geistige Lebensgemeinschaft? Das Kunstwerk überlebt den Menschen; aber wie es seinen Schöpfer unter Umständen unsterblich macht, zieht es auch den, der sich an ihm erfreut, mit in seine schönere Welt.

Max Haushofer.

Nachdruck verboten.

### Vollsbilder von jenseits der Save.

Von Hans von Spielberg.



Das Auge ist gleich einem Fenster, durch das man in's Herz blickt, sagte mein türkischer Freund, der mich durch die Vorstadt von Mostar führte, und wies auf eine Gruppe herzegowinischer Bauern, die vor der offenen Halle einer Kawana lauerten und, während ihre harrenden Tragthiere in langer Reihe die schmale Straße füllten, ihr unvermeidliches, winzig kleines Schälchen des schwarzen Kaffees schlürften, den man im Occupations-Gebiet überall gleich vortrefflich erhält.

„Sieh den Leuten in's Auge, und Du wirst wissen, was Du von ihnen zu halten hast,“ wiederholte er. „Ihr habt uns vorgeworfen, daß wir sie knechteten, ehe Ihr kamt, und es mag Manches nicht so gewesen sein, wie es hätte sein sollen und können; aber, Freund meiner Seele, erst lerne sie kennen, diese Leute, und dann urtheile über uns und über sie. Mit Worten allein wird der Filal nicht gelocht!“

Mein Freund Achmed war ein verständiger Mann, der mit den Verhältnissen zu rechnen wußte und sich längst in die veränderte Lage gefügt hatte. Ja, mir schien's immer, er war mit ihr nicht so unzufrieden, als er bisweilen noch Ehren halber sich stellte. Der alte Adel des Landes, dem er angehörte, hatte sich in den letzten Jahrzehnten der türkischen Herrschaft keineswegs wohl gefühlt. In seinen ererbten Rechten beschränkt und der Willkür ottomanischer Beamten unterworfen, sagte er sich nur mit Widerwillen einer Herrschaft, die ihn zu schämen zu schwach und ihn ganz zu unterwerfen nicht stark genug war. An ihm rächte sich und rächt sich noch heute der Fluch des Renegatenthums: die Nachkommen jener Großen des alten bosnischen Reiches, die sich einst beecilt hatten, zur Fahne des Islam zu schwören, um im Besitz ihrer Macht und ihrer Reichthümer zu bleiben, dieselben Begs und Agas, welche dann die härtesten Herren ihrer ehemaligen Glaubensgenossen geworden waren und die Rajahs mehr verachteten, als der Türke selbst, — dieselben Adligen wurden die gefährlichsten Gegner der Central-Regierung der hohen Pforte und sitten, als man ihre Macht von Konstantinopel aus einzigermaßen gebrochen hatte, am empfindlichsten unter den türkischen Steuergesetzten des letzten Jahrhunderts, unter der Einführung der allgemeinen Behrpflicht und vor Allem unter der Beschränkung ihrer Selbstherrlichkeit. Unbewußt hat größtentheils gerade die Unzufriedenheit der Muhamedaner unter der bosnisch-herzegowinischen Bevölkerung die unhaltbaren Verhältnisse hervorgerufen, die schließlich die Occupation durch Oesterreich zur Nothwendigkeit machten.

Trotz alledem kann man dem bosnischen Türken kaum eine gewisse Sympathie versagen. Jahrhunderte alter Besitz, mit stolzem Selbstbewußtsein gepflegte Familien-Tradition und ein relativ hoher Grad von Bildung haben ihn den breiteren Schichten des Volkes weit überlegen gemacht. Es sind prächtige Erscheinungen, diese hochgebauten, breitschulterigen Männer, mit ihren ausdrucksvollen, energischen Gesichtszügen und den blühenden Augen. Heute freilich löst der niederrückende „Reform-Anzug“ mit seinem vornehmen Gehrock und den schwarzen Beinkleidern sie weniger von der Masse hervorzuheben; wer aber noch hier und dort das Glück hat, einen der alten conservativen Herren in den mächtigen Bluderhosen, dem reich verschnürten Gunjac (Wams), in Saffian-Stiefeln und Carape (Strumpf aus bunter Seide) zu sehen, wird unwillkürlich das Gefühl voller Ebenbürtigkeit haben. Dabei ist der Türke auch heute in den österreichischen Kreisen keineswegs unbeliebt; er gilt im Gegentheil als das tüchtigste und vor Allem als das zuverlässigste Element der ganzen Bevölkerung. Ihm gewährt nicht nur die Regierung ein fast unbedingtes Vertrauen, ihm giebt auch der eingewanderte deutsche Kaufmann einen unbeschränkten Credit. Der Türke hält sein Wort, das weiß jeder Geschäftsmann von der Save bis zur Narenta; auf bestimmte Zahlungs-Verbindlichkeiten, auf Wechsel und Schuldschein läßt er sich freilich nicht ein, aber er ist lieber trocken Brod, als daß er seine Gläubiger warten läßt. Einfach und genügsam für seine Person, verlangt er auch das Gleiche in seinem Hauswesen, von seiner Umgebung. Mit wenigen Ausnahmen einiger besonders begüterter, meist im Auslande erzogener Begs sind die Häuser selbst der reichen Muhamedaner im Occupations-Gebiet innen von äußerster Einfachheit; so bunt bemalt sie sich von außen repräsentiren, so pittoresk sie mit ihrem weit vorspringenden Oberstock und den holzvergitterten Fenstern ausschauen, so laßl und unwohnlich sind sie im Innern; schöne Teppiche und Polster, prächtige Waffen und reiche Herbegeschirre bilden meist den einzigen Schmuck im Zimmer.

Von gleicher Einfachheit ist das ganze Familienleben. Ein patriarchalisches, oft fast ein strenger Zug geht durch das Hauswesen der türkischen Familien; hese Ehrerbietung wird dem Starjesina, dem pater familias, gezollt. Nur ausnahms-

weise trifft man, wie übrigens fast auf der ganzen Balkan-Halbinsel, auf die Polygamie; nur einzelne, sehr reiche Begs gehalten sich den Luxus mehrerer Frauen. Die bosnische Muhamedanerin führt ein äußerst zurückgezoogenes Leben; sie zeigt sich noch weniger auf der Straße, als ihre Leidensgefährtin in Stambul, und selbst bis zu der leisen Koleretterie, welche diese zu zeigen liebt, hat sie sich noch nicht emporgeschwungen. Es ist absolut unmöglich, auf der Straße eine alte Türkin von einer jugendlichen Schönheit zu unterscheiden. Der lange, weißfalsige Feredze, das weiße Vestir verhüllen Gestalt und Gesicht vollkommen, und der langsame, wiegende Gang macht jeden Schluß auf das Alter der Trägerin unmöglich. Ich kann mich nicht mit unseren modernen Reisebeschreibern in eine Reihe stellen, denen es gelungen ist, in die tiefsten Geheimnisse der türkischen Frauengemächer einzudringen; wer im Orient gelebt hat, wird über solche angeblichen Enthüllungen lächeln. Was ich zu berichten weiß, beschränkt sich lediglich auf freundliche Mittheilungen österreichischer Damen, die meist leicht und schnell in den Haremlls willkommen Gäste wurden. Sie schildern das Los der türkischen Frauen ausnahmslos in wenig günstigen Farben. Es ist das alte, bekannte Bild der geistigen und körperlichen Trägheit und Interesselosigkeit, das sich vor ihnen entrollt hat. In ewigem Gleichniß gleiten den bosnischen Ehefrauen die Tage dahin; jeder Antheil an den Geschäften des Mannes, selbst an dem Gedeihen des Hauswesens, ist ihnen ver sagt, und ihr ganzer Sinn concentrirt sich auf die körperliche Pflege, auf Schmuck und Tand, auf Cigarettenzünden, Pantoffelputzen und — Kaffeelochen. Die Frau ist das Spielzeug des Mannes, welcher als ihr unumschränkter Herr und Gebieter gilt. Die ganze Erziehung des jungen Mädchens, die mit dem ersten oder zwölften Jahre den Harem betritt, ist darauf gerichtet, das Bewußtsein ihr einzuprägen, daß sie als Waare verlobt, als Waare verheirathet ist und Waare bleibt, bis sich das Grab über ihr schließt.

Dem Muhamedaner steht der Christ in Bosnien, wie in der Herzegowina, in scharf ausgeprägter Charakteristik gegenüber. Beide sind gleicher Nationalität, beide südslavischer Abstammung, und beide sind trotzdem grundverschieden. Ein Jahrhundert langer Interessen-Kampf, Reichthum, Selbstbewußtsein und Herrschsucht haben, Armuth, Unterdrückung drüben, haben die Stammesgenossen nicht nur gänzlich entfremdet, sie haben sie für immer getrennt. In dem heutigen Occupations-Gebiet giebt es thatsächlich keinen Nationalitäts-Unterschied, sondern nur Religions-Unterschiede.

Der Christ, — als Glied der Rajak, d. h. der Herde, — war unter der türkischen Herrschaft schuy- und rechilos, und die zahllosen, zu seinen Gunsten von den Mächten erzwungenen Erlasse der hohen Pforte, die seine Lage verbessern sollten, verschlummerten dieselbe nur. Die türkischen Beamten besaßen weder die Macht noch den energischen Willen, sie vom Papier in's Leben zu übersehen; die adligen Grundherren aber, die sich in ihren althergebrachten Rechten und Gewohnheiten verlegt fühlten, zogen die Fügel desto härter an, verwandelten den „geschriebenen Segen“ für ihre Hinterlassen geradezu zum Fluche. Ganz abgesehen davon, daß sie anstatt des vorgeschriebenen Zehnten fast überall ein Drittel, ja die Hälfte der Acker-Erträge verlangten, daß sie ihren Hörigen die strengsten Robot-Arbeiten auferlegten, suchten sie dieselben auf jede Weise moralisch herabzuwürdigen. Ich schreibe hier keine Geschichten der unsäglichen Leiden der christlichen Bevölkerung Bosniens, ich will nur darauf hinweisen, daß allein der Druck von Jahrhunderten die breiteren Schichten derselben zu dem gemacht hat, was sie bei der Occupation waren und zum Theile noch heute sind: eine bedauernswerthe Masse, in der sich duldende Apathie mit verhaltenem Trope mischt, und deren geistige Gaben, deren Mergsamkeit und Arbeitskraft erst wieder geweckt werden müssen. Die Zeit des Leidens hat die Unglücklichen störrisch gemacht, sie hat ihnen den Glauben an sich selbst, den Glauben an die Zukunft geraubt. Nur ein Bruchtheil der Bevölkerung hat heute schon die feste Zuversicht an die Dauer der österreichischen Herrschaft; die Mehrzahl empfindet den augenblicklichen Zustand als ein sehr fragwürdiges Provisorium und lächelt leise, wenn ihr durch Verunntstände bewiesen werden soll, daß es heute nur noch ein symbolisches Zeichen ist, wenn den Muhamedanern gestattet bleibt, einmal in der Woche auf der Sultanies-Moschee in Sarajewo die Fahne des Beherrschers aller Gläubigen aufzuziehen.

„Weißt Du denn, Freund,“ sagte ein Bewohner von Conjica mit überlegenem Achselzucken, „weshalb Ihr eigentlich hier seid? Was Eure Zeitungen drucken und Eure Effenid's sagen, ist Alles Lüge, — wir wissen es besser!“

Ich war begierig, seine Weisheit zu hören.

„Der Großherr in Stambul und der Kaiser von Oesterreich haben Karten gespielt, und der Kaiser hat viel, viel Geld, sechs Millionen, heißt es, verloren, aber nicht bezahlet können. Da haben sie ein Abkommen getroffen, daß Euer Herr bei uns Ruhe, Frieden und Ordnung herstelle und soviel auf die Hebung des Landes, auf Straßenbau und Eisenbahnen verwenden soll, bis die Spielschuld ausgeglichen ist. Ist dies aber geschehen, dann geht Ihr über die Save zurück, und bei uns ist der Türke wieder der Herr; — was haben wir dann von all den schönen Dingen, die Ihr jetzt einführt?“

Indessen ist zwischen der Bewohnerchaft der Herzegowina und der Bosniens selbst doch ein sehr bemerkenswerther Unterschied. Der Herzegowiner ist schwer zu behandeln, seine Einsicht ist geringer, sein ganzes Wesen hat etwas Störrisches, Verdorrtes, als das des Bosniers, der sich geschmeidiger und leichter in die neuen Verhältnisse findet, mit ihnen schnell zu rechnen gelernt hat und ihre Vortheile zu benutzen weiß. Die Natur beider Provinzen spiegelt sich thatsächlich getreu in ihren Bewohnern wieder. Westlich des Hauptzuges der Dinarischen Alpen erzog ein rauhes, unwirthliches Karstland ein Volk von festerer Härte des Charakters, aber von einer Armuth und Einseitigkeit der Lebensanschauungen, die oft unbegreiflich erscheint. Im fast durchaus alpinen Bosnien, das unvergleichlich fruchtbarer ist, als man gemeinhin glaubt, nahm derselbe Volksstamm einen ganz anderen Charakter an; er lernte vor Allem selbst unter dem härtesten Druck erwerben und des Erworbenen sich freuen. Ein Dorf in Bosnien und eine Ortschaft in der Herzegowina sind kaum zu vergleichen. Hier eine Zahl erbärmlicher, fast ohne Wörtell zusammengeflüchter Steinhütten, dort einfache, aber immerhin menschenwürdige Häuser, — jene an irgend eine öde, baumlose Felswand gleichsam angelebt und oft genug halb in sie hineingebaut, diese weit über grüne, frische Hänge zerstreut, überragt von blühenden Obstbäumen. Drüben hungert das Volk in Unthätigkeit auf den Straßen umher, haben sieht man heute überall eine enstia schaffende und wirklich vorwärts kommende Bevölkerung. Während Bosnien daher in der That von

jedem unparteiischen Beobachter als ein Land der Zukunft angesehen werden muß, das dem österreichischen Staat die Auslagen hundertfach vergelten wird, die auf dasselbe verwandt werden mußten, erscheint die Herzegowina als eine wirtschaftlich ziemlich aussichtslose Provinz, deren Bedeutung für die Monarchie nur darin gesucht werden kann, daß sie das unentbehrliche Hinterland für Dalmatien bildet.

Im Thale der Narenta aber, wie im Stromgebiete der Vudna ist das Studium der Bevölkerung von dem gleichen Interesse. Hier ist noch ein Stück Europa, dessen Söhne die Segnungen unserer modernen Cultur nicht einmal vom Hörensagen kennen, die ihnen gesichtlich den härtesten Widerstand entgegenlegen. Fast mittelalterliche, türkischerseits künstlich conservirte Zustände ragen in die seit 1878 in scharfer Fortentwicklung begriffenen neuen Ideen hinein; überall tritt uns ein lebhaftes Ringen der alten Zeit mit den heutigen Lebensanschauungen entgegen, die oft dem morischen Stamme recht künstlich aufgefropft erscheinen. Es ist ein sprödes Material, dessen Bearbeitung und Ausbildung durch die Occupation zur höchsten culturellen Aufgabe Jung-Oesterreichs wurde, — aber doch auch ein Material, das die Mühe der Erziehung reichlich lohnen wird.

Der ganze Volksstamm ist vor Allem von einer seltenen körperlichen Schönheit; ich erinnere mich kaum, je anderswo so viele hochgewachsene, kraftvolle Männer gesehen zu haben. Für ein militärisch geschultes Auge kann es keinen schöneren Anblick geben, als eine der acht nationalen Kompagnien, die österreichischerseits bisher aufgestellt wurden. Die Leute besitzen ausnahmslos wahre Hünengestalten, sind dabei schlant und biegsam, wie Tannen, und nach dem Urtheil ihrer Vorgesetzten überaus gewandt und wüthig. Ich war anfangs, als ich in Serajewo die erste bosnische Truppe sah, geneigt, an eine besonders sorgsame Auswahl der Rekruten zu glauben, aber ich überzeugte mich schnell bei jeder Tour landeinwärts, daß davon kaum die Rede sein kann; denn in jedem Dorfe traten mir die gleichen kraftstrotzenden Männer entgegen, ja, es fiel mir schließlich als eine Ausnahme auf, wenn ich einmal einem Bosniaken begegnete, der das preussische Garde-Waß nicht hatte. Auch unter den Frauen sieht man viele schöne Gestalten, die aber leider durch die plumpe, sadähnliche Gewandung sehr beeinträchtigt werden; nur in den bedeutenderen Städten, in denen sich der größere Theil der weiblichen Bevölkerung bereits à la franca kleidet, kann man das seltene Ebenmaß ihrer Formen bewundern. Unter den jungen Mädchen bemerkte ich häufig Gesichter von geradezu klassischer Reinheit der Züge. Bei einem Besuche der Tabaks-Fabrik in Mostar, in der eine große Zahl weiblicher Arbeiterinnen beschäftigt ist, frappirte mich diese Erscheinung ganz besonders; fast an jedem der kleinen Arbeitstische sah ich mehrere weibliche Schönheiten. Und dabei entwickelten diese Naturkinder einen Sinn für das malerisch Schöne, der staunenswerth ist; der rothe, gestickte Fez sitzt kokett auf der edelgeformten Stirn, das dicke, dunkle Haar ist mit Ringen und Perlen durchflochten, ein kleiner Blütenstrauch fehlt an keiner Brust.

Aber die weibliche Schönheit gilt kaum als etwas Besonderes bei dem bosnischen Volke; ja, ehemals, zur Zeit der türkischen Herrschaft wurde sie eher als eine Last, denn als ein Glück angesehen. Wurde doch der Mädchenraub von den Spahis und Begs geradezu als eine Art von Sport betrachtet und betrieben. Man braucht nur die alten Consulats-Berichte zu durchblättern, um dies bestätigt zu finden; ja, die Regierung hat die Frauen-Einführungen zeitweise gesichtlich unterstützt, und es ist z. B. von Hr. Abbot nachgewiesen worden, daß einzelne Muhamedaner für dieselben durch Auszeichnungen und Steuer-Befreiungen belohnt wurden. Als besonders interessant galt der Raub von Bräuten während der Trauung, und es mußten oft alle möglichen Listen aufgewendet werden, den Frevel, gegen den ein bewaffneter Widerstand kaum möglich war, zu verhindern. Gern feierten die Bosniaken ihre Trauungen daher in den entlegenen Klöstern, eine Sitte, die sich noch bis heute erhalten hat. Gelegentlich der zahllosen Feste der griechisch-katholischen Kirche strömen bei diesen Klöstern oft große Volksmassen zusammen. Im Jubel weniger froher Tage entschädigt sich hier das Volk für lange, schwere Monate. Dann tönt die einseitige Guzla; die schmucken Dirnen in ihrer buntpflichtigen Festtags-Gewandung drehen sich im nationalen Rundtanz, dem tändelnden Kolo, und unter den uralten Bäumen, welche noch die einstige Größe der bosnischen Nation, die stolzen Tage König Dartslo's, sahen, lagern die Alten und lauschen den melodischen Volksliedern, die ebenso reich an treffenden Wendungen, wie wirkungsvoll im Ausdruck sind. Rastlos dreht sich am Spieße der unvermeidliche Hammel, und der spottbillige herzegowiner Wein fließt in Strömen. Plötzlich treten unter die jubelnde Masse ernst und gemessen die hohen, würdevollen Gestalten der Mönche und Popen, und ehrfurchtsvoll verstummt der Jubel. Schen treten die Frauen und Mädchen zurück, die Männer werfen sich vor den Gnadenbringern auf die Kniee und ziehen den Saum ihrer faltigen Gewänder an die Lippen.

Das bosnische Volk ist im Allgemeinen, — Römisch- griechisch-katholische, — tief religiös. Aber mit dem Glauben geht wie bei allen Naturvölkern, der Aberglaube Hand in Hand. Der Antodak und der Divir, die nationalen Umgestaltungen des Dampfers, sind hier ebenso zu Hause, wie in Serbien, und wer nicht an die Esen-Gestalten der Vilas glaubt, die an den Ufern der Waldbäche irrlichteriren, um des Volkes beste Jünglinge zu umgarnen, würde für einen ebenso großen Frevel gehalten werden, wie der, welcher der schönheitsprangenden Veljo, der Göttin der Liebe, die schuldige Verehrung ver sagt.

Ein Bild der bosnischen Bevölkerung würde unvollständig sein, wollte man nicht der in sie eingeprengten fremden Bestandtheile gedenken. Vor Allem sind es die Spaniolen, welche im Lande ein ganz eigenartige und keineswegs unbedeutende Rolle spielen. Nachkommen jener spanischen Juden-Familien, die im fünfzehnten Jahrhundert, aus ihrer Heimath vertrieben, hier unter der osmanischen Herrschaft das fanden, was ihnen christliche Könige verweigerten: freie Duldung ihrer Religion und — ihres Erwerbseifers. Zugum bis zum Aeußersten, haben sie sich allerdings redlich bemüht, äußerlich womöglich bis auf das glattrastete Haupt, es dem Muhamedaner gleich zu thun, und sie haben dadurch und durch ihre mannigfache Unterthänigkeit der Behörden in deren häufig recht verwickelten Finanz-Operationen schließlich nicht nur die gesuchte Toleranz, sondern sogar einen gewissen Einfluß erlangt. Fast ausnahmslos wohlhabend, zum Theil sehr reich, nehmen sie heute eine Stellung ein, die auch in österreichischen Kreisen anerkannt und geachtet wird. Man muß ihnen aber allerdings nachrühmen, daß sie nicht nur Kluge, sondern auch gewissenhafte Geschäftleute sind.

Die Spaniolen geben dem öffentlichen Leben in den größte-



ren Orten, in denen sie sich mit Vorliebe festsetzten, eine eigenthümliche Nebenfärbung. Es sind hochinteressante Erscheinungen, diese hageren Gestalten mit den blühenden Augen, aus denen neben der orientalischen Schlantheit auch ein gut Theil spanischen Stolzes zu blicken scheint, den lange Lebenserfahrung allerdings meist gewaltsam zurückdrängt. Wertwürdig bleibt aber doch, wie fest in diesen Männern die Erinnerung an die einstige castilianische Heimath ihrer Ahnen lebt, wie lebendig sie dieselbe geistlichlich von Generation zu Generation überliefern. Der Spaniole spricht heute noch mit seinem Glaubensgenossen fast nur spanisch; er schreibt, allerdings mit hebräischen Lettern, in der gleichen Sprache, und wer heute in Mostar oder Serajewo, in Banjaluka oder Travnik eine der häufig blendend schönen Spaniolinnen sieht, wird sich der Empfindung nicht entwehren können, daß sich in ihrer Erscheinung die verhaltene Leidenschaftlichkeit des jüdischen Blutes und die feurige Schönheit der echten Tochter Hispaniens zu einem scheint.

Eine ganz andere Stellung nimmt der nächst zahlreiche Bruchtheil der fremden Bevölkerung ein: die Zigeuner. Nomaden, wie überall, lagern sie bald hier, bald dort unter elenden Zelten; in der unmittelbaren Nähe von Serajewo haben sie sogar eine Art von dauernder Zeltstadt inne. Verachtet und geschmäht, von dem abergläubischen Volke aber doch gefürchtet und darum gebüdet, werden sie überall angegriffen, bald in kleineren, bald in größeren Vänden und Trupps. Gaukelspiel, Musik und Tanz, im Nothfall ein wenig Schmiedekunst treibend, ziehen sie von Ort zu Ort und benutzen die Gelegenheit, wie sie sich ihnen bietet. Auch ein kleiner Diebstahl, und sei es im Hofe des Popen selbst, wird von ihnen selten verschmäht.

Es ist ein buntes, farbenreiches Bild, das die Bevölkerung des heutigen Occupations-Gebietes darbietet, ein Bild voll schroffer Gegensätze, die, — von Jahrhunderten her, — zu verschmelzen der Zukunft vorbehalten bleiben muß. Eine herrschende Kaste, die gewohnt war, den unumschränkten Gebieten ihrer andersgläubigen Stammesbrüder zu spielen, auf der einen Seite, eine unterdrückte, verbitterte Volksmasse auf der anderen, — innerhalb der letzteren wiederum religiöse Gegensätze, welche die Mehrzahl der Bevölkerung zu einem Anschluß an einen Staat mit griechischem Cultus geneigt macht, — das sind die höchst verschiedenartigen Elemente, die Oesterreich vorfindet, als es 1878 im Bewußtsein einer culturellen Pflicht die Save überschritt. Sie zu versöhnen und zu einem, ist und bleibt noch für lange Zeit eine schwere Aufgabe; der gesunde Kern des Volkes, sein gut beanlagter Verstand wird ihre Lösung aber ermöglichen, und zweifellos hat die österreichische Regierung selbst den ganz richtigen Weg eingeschlagen, indem sie durch eine mit Mäßigung verbundene Strenge zunächst die unruhigen, widersprechenden Factoren niederzuhalten und durch Hebung seiner socialen Lage das Vertrauen des Volkes zu gewinnen sucht. Die beiden mächtigsten Hülfsmittel der Volkserziehung, die allgemeine Schulpflicht und die Wehrpflicht, werden dann das ihre thun, um Neu-Oesterreich als würdiges Blatt dem schönen Kranze der alt-habsburgischen Lande anzureihen.

## Verchiedenes.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

**Heringsfischer auf Mönchgut.** Von Hans Bartels. Siehe das Bild, Seite 360 und 361. In der Preis-Concurrenz der Illustrirten Frauen-Zeitung durch ehrenvolle Erwähnung ausgezeichnet. — In Norddeutschland giebt es nur noch wenige Stätten, wo sich die Trachten, Sitten und Gebräuche der Vorzeit erhalten haben. Eine dieser Stätten ist die südbaltische Spitze der Insel Mönchgut, das Mönchgut. Dort hält die Bevölkerung noch an alter Sitte und Tracht fest, doch auch hier schwindet allmählich ein Brauch nach dem andern, und „was die junge Ratschon is, schafft sit den altmodigen Kram gor nich mehr an“, sagt mir ein alter Fischer in Bezug auf die alte mönchguter Tracht. Nun, dem Maler zur Freude ist die „alte Ratschon“ noch nicht ganz ausgestorben, und wer Gelegenheit hat, die Götterfischer zum Heringfang ausziehen zu sehen, kann das mönchguter National-Kostüm auch noch an manchem jungen Burschen und manchem hübschen Mädchen bewundern. Die Männer tragen sehr weite, leinene Hosen, die fast wie ein Frauenrock aussehen, eine schwarze und roth gestreifte Weste, eine im Rücken mit besonders kurzer Taille geschnittene schwarze Jacke mit großen Hornknöpfen, dazu beim Fischen einen großen Wachstuch-Mantel, sowie, statt des sonst üblichen breitkrempigen Hutes, einen „Südwester“. Die Frauen und Mädchen haben schwarze, grobe Wollensüß mit vielen Falten, mit einem grünen, blauen oder violetten Streifen unten am Saume. Dazu gehört ein bunter, hübsch verzielter Brustlatz, eine sehr enge, schwarze Jacke und eine große Schürze. Außerdem tragen sie Sommer und Winter eine sehr schwere Stoppbedeckung, eine dicke mit Watte ausgestopfte, spitze, schwarze Mütze, die über einer weißen Haube sehr fest aufliegt, sodas von letzterer nur ein schmaler Streifen freibleibt. Das Haar ist, bis auf eine kleine Stirnlode, ganz bedeckt. Bei der Feldarbeit oder beim Fischen tragen sie darüber einen gelben Strohhut, der weit das Gesicht beschattet und den auffallend zarten Teint vor Sonne und Seewind schützt.

Die Mönchguter beschäftigen sich hauptsächlich mit Fischfang und erfreuen sich großen Wohlstandes. Leider halten sie die alten Gebräuche ängstlich geheim, da sie bereits anfangen, sich derselben zu schämen, und nur wenigen Fremden gelingt es, den sonderbaren Nationalanzug zu sehen, der mit merkwürdig steifen Bewegungen getanzt wird, sodas die Tanzenden den Eindruck von Glibberpuppen machen. In seiner ganzen Urwürdigkeit erscheint der Mönchguter auf dem Wasser. Zu großen Voten, je zu acht oder zehn Mann, ziehen sie im April und September zum Heringfang, stellen des Morgens gegen drei Uhr die trichterförmigen Heringskorben mit den zwei, je vierhundert Meter langen, geraden Flügeln aus und holen sie des Abends wieder ein. Dann ist es die Arbeit der Frauen und Mädchen, die an einigen Orten auch das Ausstellen der Netze besorgen müssen, die in die Netzen verstrickten Heringe auszulösen und zu fortieren. Die weniger guten Fische behalten die Leute für sich, um sie einzufalzen; die anderen werden geräuchert und verpickt. Letztere bilden einen Haupt-Handelsartikel der Möngener Fischer und bringen soviel ein, daß die Leute es für vortheilhafter halten, alle einigermaßen guten Heringe zu räuchernd und ihren Bedarf an gefalzten Heringen von Norwegen zu beziehen. B. B.

**Victrisches.** — Nicht selten gehalten sich unscheinbare Dinge für den Forscher zu wichtigen Beweismitteln. Was bedeutet für kommende Jahrhunderte eine Schneider-Rechnung, das Bestellscheibchen eines „Confectionärs“, die Klaffe eines Mode-Magazins? Nun, an sich sind solche Aufzeichnungen mit ihren Angaben von Namen und Zahlen trocken genug, aber welches interessante Material darin dem Culturhistoriker geboten wird, und welche interessante Form der irdischen Stoff unter seiner Hand gewinnen kann, das lehrt uns überzeugend das Werk des Comte de Reiset: „Modes et Usages au temps de Marie-Antoinette. Livre-Journal de Madame Elouffe, marchande de modes, couturiere lingere ordinaire de la reine et des dames de sa cour“ (Paris Didot et Comp., 2 Bde., M. 48). Die Grundlage des Werkes bildet das Bestellscheibchen der im Titel genannten Frau, welche bis zum Tode der Königin Marie Antoinette die Haupt-Versorgerin für die vornehme und reiche Damenwelt von Paris war. Wir erfahren aus diesen Aufzeichnungen viel auf die kleinste Einzelheiten, was Alles zu einer großen, der Tagesmode entsprechenden Toilette gehörte, welche Stoffe dazu verwendet und welche Preise dafür bezahlt wurden. Keine Hof-Festlichkeit, keine Hochzeit, keine Taufe in der hohen Dame Reichthums zu liefern gehabt hätte, und wie die Taufe des Kindes, so sorgten sich auch die Kränze der bittren Reiz in den Aufzeichnungen wieder. Auf das Neueste beschränkte sich in ihrer letzten Lebenszeit Marie Antoinette, aber immer wendete sie sich hierbei an die geübte Madame Elouffe. Wir erfahren aus den Bestellungen der Königin, wie tausch der oft genau die edelste Gewand der Verhöhnung ist; wir finden unter den Toiletten-Angaben keine, die nicht durch die hohe Stellung der Königin berechtigt erschienen wäre, und einen schlagenden Beweis für ihre Sparsamkeit liefern die Aufträge zur Aufbesetzung oder Neuordnung bereits getragener Kleider. Das Werk handelt übrigens keineswegs hauptsächlich von der Königin, sondern neben ihr erwähnen alle die berühmten und minder berühmten Damen vom Hofe Ludwigs XVI., von die elegantesten Vertreterinnen der bürgerlichen Welt, auch einige besonders gefeierte Bühnen-Schauspielerinnen. Aber diese Personen giebt Frau Reiset ausführliche Erläuterungen, indem er das Gezeirte der Rechnungen, der Aufstellungen von Stoffen und Preisen mit interessanten Angaben über die Lebens- und Zeitumstände begleitet. Findet sich hierin viel Erhebendes, so muß naturgemäß der letzte Abschnitt des Buches tragisch ausfallen. Er führt uns in die Gefängnisse des Königs, der Königin und des Dauphin; hat der präunvollenen Toiletten und Gewände, die wir vorher bewundert, sehen wir fahle Mauern, enge Zellen mit der trostlossten Schälheit der Einrichtung. Haben die Aufstellungen, welche Frau Reiset diesem Abschnitt beifügt, mit dem Rechnungsbuche der Madame Elouffe nichts zu thun, so gehören sie doch zur Vollständigkeit des Bildes, und im Uebrigen fallen sie die Illustrationen, gegen wörtlichen, streng an den Gegenstand, d. h. neben dem Porträt der hervorragenden Damen vom Hofe Ludwigs XVI. veranschaulichen sie Kostüme, Gewände, Tapiserien, Hüde u. s. w. Nicht wenige dieser Abbildungen sind allerdings schon aus anderen culturgeschichtlichen Werken bekannt, inebnem nicht dem großen Publicum, und jedenfalls hat sie hier wiederum durch den gemeinlichen Rahmen eingefügt.

**Emma von Dindlage,** die treffliche Emulirte Dichterin, giebt eine neue Probe ihres originellen Talentes in „Platzung und andere Erzählungen“ (Berlin, Stills, M. 3). Außer der im Titel genannten Erzählung der Band noch fünf Erzählungen, die sich gleichfalls auf dem Dramatischen Boden der Fiktion abspielen. Es sind nur „Aeneis“ Schicksale, von denen dieselbe berichtet, aber in hohem Grade fesseln sie den Leser. Mit der Anknüpfung der Schilderung paart sich eine moralische Kraft des Aufbaus, und dem herben Ernst, der sich in einigen der Erzählungen ausdrückt, stellt sich in anderen freundlicher Humor gegenüber. So reihen sich diese kleinen Novellen dem Besten an, was die eigenartige Muse der Dichterin geschaffen hat.

In die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts versetzt uns Sophie Jungmanns mit ihrem Roman „Heldin und Held“ (Leipzig, Reiner, 2 Bde., M. 9). Der dreißigjährige Krieg ist zwar beendet, aber das Land befindet sich noch in den Wunden der Kriege. Wohl fangen in den deutschen Städten Handel und Gewerbe wieder zu blühen an, doch auf den Landstrassen treibt sich noch viel Gefahr herum. Bettler, Zigeuner, Wegelagerer. Neben dem erten Jodel, das sich in der freien Reichstadt Eillingen abspielt, hat die Dichterin manche wilde Scene zu malen, und selbst vor der Schilderung der grausamen Schrecken der Pest scheut sie nicht zurück. So giebt sie, wenn auch nicht durchaus freundlich anmutende, so doch lebenswarme Bilder, und man muß ihr nachrühnen, daß in ihren Darstellungen der Charakter der Zeit sich richtig widerspiegelt. Das gilt auch von der Sprache, welche in ihrer Färbung den Ton des sechzehnten Jahrhunderts in veranschaulichen läßt, ohne dabei in Klischee zu verfallen.

Die neue, dreizehnte Auflage von Brockhaus' Conversations-Lexikon (Leipzig, Brockhaus, der Band M. 7,50) naht sich ihrer Vollendung. Sechzehn Bände wird das gesammte Werk umfassen, und der vorletzte Band liegt bereits abgeschlossen vor. Derselbe bringt deutlich zur Anschauung, welche durchgreifende Umarbeitung und ansehnliche Erweiterung das treffliche Lexikon erfahren hat. Der Band enthält beinahe die doppelte Anzahl von Artikeln, wie der entsprechende Band der vorigen Auflage, und natürlich ist diese Vermehrung nicht eine bloß äußerliche, sondern auch dem Inhalte der einzelnen Artikel kommt die Bereicherung zu Gute. In der Staatsgeschichte sind überall die neuesten Ereignisse berücksichtigt, und die statistischen Angaben fassen auf den letzten offiziellen Erhebungen. Besondere Sorgfalt ist auch, ein bekannter Vortrag des Brockhaus'schen Conversations-Lexikons, der zeitgenössischen Biographie zugewendet. Den zahlreichen Abbildungen und Karten ist, wie bei den früheren Bänden, treffliche Ausführung nachzuräumen.

Das Erste Rich Reuter's hat in der Mattheutschen Literatur noch kein ebenbürtiger Autor angetroffen, aber in der ersten Reihe seiner Nachfolger steht Friedrich Burmeister, von dem ein neuer Roman, „Kawerslädt“, vorliegt (Berlin, W. Friedrich Nachfolger, M. 3). Die Erzählung giebt die lässlichen Verhältnisse in schlichter Lebensweisheit wieder, und die beiden Heldenpaare, um welche es sich bei den durch politische Meinungsverschiedenheiten entworfene, später aber wieder verlassenen Nachbarn handelt, gewinnen das sympathische Interesse des Lesers. Aus Burmeister's Dichtungen leuchtet warme Gemüthsregung und tiefes Gemüth hervor, die auch in diesem Werke zu wohlthuendem Ausdruck gelangen. E. S.

**Wilmann.** — 4. Moderne Wunder. Natürliche Erklärung der älteren wie neueren Geheimnisse der Exorzisten und Antiquitäten, Geister-Liturgie, Heiliger, Gebetsanker, Heilmittel, Riten, Zeichen und Zeichen, sowie der neueren sensationellen Wunder und Darstellungen aus dem Gebiete der Dicht, Mythik und Magie. Von Carl Wilmann. Mit 50 Text-Illustrationen und 8 Tafeln. Leipzig, Spamer, M. 5.

**Sehe und Laister.** — Neuer deutscher Novellen-Schatz. Herausgegeben von B. Sehe und L. Laister. Band 13, Inhalt: Herr im Haus. Von Margarete von Hilow. Das Opfer. Von Gottfried Böhm. Gehör Adels Voge. Von Conrad Ferdinand Meyer. — Band 14: Ein Doppelleben. Von Joseph Victor Widman. Eine schwarze Kugel. Von H. Gehin. Die Danaide. Von Ernst von Wilderbruch. — Band 15: Kohl Busch. Von Johannes Scherr. Trübsal Ball. Von Hans Doyen. Klagen, Elternbeur. Ader Band geb. M. 1.

**Musikalische Jugendvoel.** 1. Jahrg. R. 11a, P. J. Tenner. Vierteljährlich 6 Nummern nebst zahlreichen Musikstücken. Die Nummer M. 1.

**Stille.** — Deutsches Land und deutsche Poesie. Ausgewählte Dichtungen mit Illustrationen von H. Stille. 3. Auflage. 15 Hefte mit 15 Chromolithographien, gesammelt von G. Thierack. Leipzig, Reinhold. Das Heft M. 1.

**Thos.** — Die Krankheiten der Athmungs-Organen und deren Heilung. Von Dr. Aug. Dohs. Berlin, Zimmer, M. 2.

**Niederhöfer.** — Vorlesung für Vordemitt-Arbeiter, herausgegeben von Philipp Niederhöfer. Ausgabe A mit 8 Lichtdruck- und 12 Stein-drucktafeln, 1 Tafel Abbildungen der Werkzeuge mit Beschreibung, sowie einem Textblatt mit Anleitung zur Erlernung der Technik des Vordemittes. Frankfurt a. M., Niederhöfer, M. 12.

**Sepp.** — Vegetationsgelehrten im häuslichen Leben. Von Dr. ph. G. Sepp. Pflanzg. Leipzig, Mey u. Glöck. Geb. M. 1.

**Sepp.** — Deutung und Bedeutung. Von Dr. ph. G. Sepp. Pflanzg. Leipzig, Mey u. Glöck. Geb. M. 1.

**Dufrene.** — Der junge Schachspieler. Darlegung des edlen Spieles für die Jugend nebst Anweisung zur Erlernung des Damen-Spieldes und anderer Brettspiele. Von Jean Dufrene. Mit in den Text eingedruckt Figuren. Weimar, Voigt, M. 2,25.

**Seidel.** — Einblicke durch Fenster, Thür und Dach in das Innere des Menschen. Eine Darstellung der Beobachtungen und Forschungen eines Vagab. Goll, Schwarzeim, Roger, David u. s. w. über Physiognomie, Schädelleser, Mund, Zähne und Lippen; Haltung und Bewegung des Körpers, Stimme, Klang, Kleidung, Mimik; Deutung und Auslegung der Handstrichen, Astrologie u. s. w. Von Fr. Seidel. Mit 14 Tafeln Abbildungen. Weimar, Voigt, M. 3.

**Geil.** — Lebensmärchen von Emil Geil. Mit Photographien und Heliotypen nach Zeichnungen von R. Meyer. Leipzig, Verlagsb. M. 4.

**Sömen.** — Natur und Sitten. Zwei Novellen von Eugen Sömen. I. Künstlerische. — II. Pelene. Berlin, Bruns u. Cie. M. 3.

**Vohmann.** — Schlangendramen und Aufsätze zum Schlangendramen. Von Peter Vohmann. 3. Aufl. Leipzig, Weber, M. 4.

**Arnold.** — Berlin-Ohnde mit jeztmähig Metourbillet von Hans Arnold. Dresden, Bieren, M. 3.

**Peschau.** — Herr und Frau Pisch. Von Emil Peschau. Dresden, Bieren, M. 3.

**Skardi.** — Bitterbuch der Rüge und Tadel. Erklärung aller auf Artverwand und Verwundung des Sprachmittels und Getränke bezüglichen deutschen und fremdsprachigen Ausdrücke. Zusammengefasst von Theodor Skardi. Wien, Fortleben, Geb. M. 2.

# Aus der Frauenwelt.

**Berlin.** — Aus Anlaß des fünfzigjährigen Jubiläums der Diakonissen-Anstalt zu Kaiserwerth überfandete die Kaiserin Augusta der Witwe des Begründers der Anstalt, Frau Pastor Klieber, welche der letzteren noch heute als Oberin vorsteht, ein anerkennendes Handschreiben, begleitet von einem goldenen Frauen-Verdienstzeichen. Eine Magd, welche dem Institut seit beinahe vierzig Jahren angehört, erhielt das von der Kaiserin gestiftete Ehrenkreuz für Diensthofen, und der Anstalt selbst überwies die hohe Frau ein Geschenk von tausend Mark.

— Auf dem Schlosse zu Nieberole verschied, erst zweiundvierzig Jahre alt, nach langem Leiden Frau Marie von Müllendorff, geborene Gräfin von der Schulenburg, eine der rühmlichsten Vertreterinnen gemeinnütziger Frauenthätigkeit. Zahlreiche mildthätige Vereine erfreuten sich ihres Wohlthuns, und besondere Verdienste hatte die Verlebte sich als Vorsteherin der in Berlin begründeten Verkaufsstelle des Vaterländischen Frauenvereins erworben.

— In Neu-Babelsberg bei Potsdam wurde das Heim des Hülfsschwestervereins eingeweiht. Der Zweck des Vereins, der seit elf Jahren besteht und gegenwärtig fünfundsiebzig Schwestern zählt, wird durch Errichtung dieses Hauses wesentlich gefördert; hier sollen die Schwestern, die in der Diakonie des Vereins alt und krank geworden sind, Aufnahme und Pflege finden bis an ihr Ende. Vorläufig sind Schwestern, welche die Hälfte des Hauses in Anspruch nehmen müßten, noch nicht vorhanden, und so werden, um die Räume nicht unbenutzt zu lassen, bis auf weiteres Pensionärinnen aufgenommen.

**Dresden.** — Die Vermählung der Prinzessin Maria Josepha von Sachsen, Tochter des Prinzen Georg, mit dem Erzherzog Otto von Oesterreich wurde mit all der feierlichen Pracht vollzogen, welche im Königshaus der Wettiner bei solchen festlichen Gelegenheiten üblich ist. Am Abend des 30. September wurde dem jungen Paare eine großartige Serenade, verbunden mit einem Fackelzuge, gebracht. Die Ovation fand statt in dem Parke, der sich an das Palais des Prinzen Georg in der Langenstraße schließt, und etwa zwölfhundert Sänger beteiligten sich an der Serenade; verschiedene Corporationen der Stadt Dresden bildeten das Ehrengeleit. Die offiziellen Festlichkeiten wurden eröffnet durch eine Soiree, die am 1. October der Premier- und Kriegsminister von Fabrici veranstaltete. Hieran nahm freilich das Brautpaar nicht Theil, da dasselbe sich für das Abendmahl am folgenden Tage vorbereitete. Morgens um 6 Uhr fand am 2. October diese ernste und stille Feier statt. Um zehn Uhr wurde dann im Palais des Prinzen Georg die standesamtliche Eheschließung vollzogen, und nach elf Uhr verließ die Braut an der Seite ihres Vaters das prinzipale Palais und fuhr in feierlichem Zuge, den eine Schwadron Garde-Reiter begleitete, nach dem königlichen Residenz-Schlosse. Auf dem ganzen Wege dahin wurden ihr von der Bevölkerung enthusiastische Kundgebungen bereitet. Mittlerweile hatten sich in den Paraden des königlichen Schlosses alle die Herren und Damen versammelt, welche zum Dienste bei der kirchlichen Trauung befohlen waren, und nachdem sich in den Zimmern der Königin im engen Kreise der königlichen Familie die Ceremonie der Kranz-Aufsetzung vollzogen hatte, wurde durch den Ceremonienmeister der Trauungszug gebildet, der sich hierauf nach der mit dem Schlosse durch einen brückenartigen, überdachten Bau verbundenen katholischen Hofkirche in Bewegung setzte.

Hier veränderten bald nach zwölf Uhr ein mächtiger Pausenwirbel und schmetternde Fanfaren das Rahen des Zuges, dem sich in der Benno-Kapelle die katholische Geistlichkeit, mit dem Bischof Dr. Bernert an der Spitze, einreichte. Unter den Klängen eines von der Musik-Kapelle des Garde-Reiter-Regiments ausgeführten Hochzeitsmarsches durchschritt der Zug, der durch seine feierliche Pracht einen unvergleichlichen Eindruck machte, das linke Seiten- und das ganze Mittelschiff. Der jugendliche Bräutigam, in der schlichten Uniform eines österreichischen Mannen-Oberleutnants, aber mit der Kette des Goldenen Hlizes und dem Großorden des sächsischen Hausordens der Rautenkronen, hatte seinen Vater, Erzherzog Karl Ludwig, und den König Albert zur Seite. Die Braut, einen Kranz blühender Myrten im blonden Haar, ward von ihrem Vater und der Königin Carola geleitet. Das Brautkleid, aus weißem Brocatstoff bestehend und mit Silber reich durchwirkt, lief in eine mächtige Schleppe von weißem Reide aus, welche die ältere Schwester der Braut, Prinzessin Mathilde, trug; der lang herabwallende Brautschleier ward durch ein kostbares Brillanten-Diadem festgehalten, welches letzteres sich noch ein Brillanten-Halsband von gleicher Kostbarkeit beigesellte. Die Königin Carola erschien in einer carmoisirten Seidenrobe mit wunderbarer Silberstickerei, deren Vorderseite aus weißem, silberdurchwirtem Stoffe vom Halsansatz bis zum Taillenschluß über und über mit Brillanten von seltener Größe und Schönheit bedeckt war.

Den Platz vor dem Hochaltar betraten nur die allerhöchsten und höchsten Herrschaften, wo dieselben, rechts und links vom Brautpaare, an den Knienbänken die für sie bestimmten Plätze einnahmen. Nach einem kurzen Gebet hielt der Bischof eine herzenswarme Ansprache an das Brautpaar und vollzog dann unter Orgelspiel die Trauung. Hierauf ließ er das Brautpaar die Ringe wechseln und ertheilte dem Ehebunde den Segen. Während sich nun der Bischof mit den Geistlichen unter einem seitwärts vom Hochaltar errichteten Baldachin begab, erhielten von Chor herab die Feierklinge des To Doum, läuteten alle Glocken der Stadt, knatterten vor der Kirche die Gewehrsalven und donnerten vom feierlichen Elbufer her die Kanonenschüsse. Nach Beendigung der kirchlichen Feier kehrte der Trauungszug, in dem jetzt das junge Ehepaar Seite an Seite schritt, auf demselben Wege, wie er gekommen, nach dem Schlosse zurück. Dort erschienen die Neuwermählten mit dem Königspaare, dem Prinzen Georg und dem Erzherzog Karl Ludwig auf dem Balcon, und alsbald durchbrauten die Luft jubelnde Hochrufe, die sich fortgesetzt wiederholten, sodas sich das Brautpaar noch mehrere Male zeigen mußte. Im Schlosse selbst begannen dann die Beglückwünschungs-Gouren, denen eine Ceremonien-Tafel folgte. Nach dieser begaben sich die Neuwermählten mit allen Hochzeitsgästen in's Altstädter Hoftheater, wo der Tag durch eine Gala-Vorstellung seinen Abschluß fand.

Unter den zahlreichen Hochzeitsgeschenken, welche dem hohen Paare dargebracht wurden, verdient besondere Erwähnung die Gabe der Dresdener Kunst-Genossenschaft: ein kostbares Album mit etwa sechzig Originalwerken in Zeichnung, Aquarell- und Delmalerei und Photographien von Sculpturen Dresdener Künstler. Diefem Geschenke hat Professor Hähnel noch eine eigens angefertigte, verkleinerte Bronze-Gopie seiner herrlichen Gruppe der Eva mit ihren beiden Kindern, seiner originellsten Schöpfung, beigelegt.



— Fräulein Johanna Valk, schon durch manche sinnige Dichtung bekannt, hat den Text zu Edmund Kretschmer's neuer Oper „Schön Rotraud“ geschrieben.

**Gotha.** — Im Alter von sechsunddreißig Jahren verschied hier die Gräfin Mathilde Ludner, in weiteren Kreisen durch ihre meist in Tagesblättern veröffentlichten Novellen bekannt. Im Jahre 1870 hatte sie sich mit einem preussischen Offizier verheiratet, doch wurde die Ehe wieder getrennt, und Gräfin Ludner nahm ihren Mädchennamen wieder an. Die Bestattung der Verstorbenen erfolgte durch Feuer.

**München.** — Einen Beweis großer Geistesgegenwart lieferte die Prinzessin Gisela von Baiern, Tochter des österreichischen Kaiserpaars und Gemahlin des Prinzen Leopold von Baiern. Am Schlusse einer Vorstellung in dem aus Holz erbauten Circus Wulff, welcher die hohe Frau bewohnte, brach der Fußboden des überlasteten zweiten Ranges durch, und mehrere Personen stürzten in die Tiefe. In das Geschrei der Verunglückten mischte sich der Ruf „Feuer“, und es drohte eine allgemeine Panik zu entstehen. Dieser Gefahr aber wurde hauptsächlich durch die Prinzessin Gisela vorgebeugt, welche von ihrer Loge aus dem Publikum beruhigende Worte zurief.

**Wien.** — Pauline Surca hat ihr neues Heim in der Rasmussen-Gasse mit fürstlicher Pracht eingerichtet. Ueberraschend schön ist namentlich der Anblick des Treppenhauses im zweiten Stockwerke, wo sich die Repräsentations-Räume befinden. Hier sind an der Hauptwand zwei prachtvolle Wandgemälde, die „Musik“ und das „Drama“ darstellend, angebracht. Im Empfangsalon steht ein orientalisches Bett. Dasselbe ist mit kostbaren Stoffen und mit orientalischen Bildhauer-Arbeiten decorirt. Ein „chinesisches Zimmer“, dessen Wände mit chinesischen Malereien geschmückt sind, hat ebenfalls eine originelle und geschmackvolle Einrichtung. Von Gemälden fällt insbesondere das lebensgroße Portrait der Künstlerin als „Carmen“ und ein zweites Bild derselben in Soirée-Toilette auf.

**Paris.** — Seit vielen Jahren hat Rosa Bonheur, die berühmte Thiermalerin, wieder den Pariser „Salon“ noch die Privat-Ausstellungen der Kunsthändler besucht. Während es nun früher hieß, die Malerin übe ihre Kunst überhaupt nicht mehr aus, war neuerdings die Behauptung aufgetaucht, die Künstlerin habe noch immer nicht die Kränkung vergessen, welche ihr dadurch zugefügt worden, daß sie bei der Welt-Ausstellung von 1867 nur mit einer Medaille zweiter Klasse bedacht wurde. Beide Versionen sind indessen falsch. Rosa Bonheur fährt noch wie vor fleißig den Pinsel, und wenn die Pariser von ihr keine Gemälde mehr zu Gesicht bekommen, so ist das einfach daraus zu erklären, daß ihre Bilder von englischen und amerikanischen Kunstfreunden noch auf der Staffelei gekauft werden. Seit geraumer Zeit finden ihre Gemälde, noch ehe sie halb vollendet sind, Käufer; namentlich in den Vereinigten Staaten gilt es bei den reichen Leuten für fashionable, in ihrer Privat-Galerie mindestens einen „Rosa Bonheur“ zu besitzen. Im Gegentheil zu ihren berühmten männlichen Kollegen hat sich übrigens die Künstlerin nur ein bescheidenes Heim begründet. Im Dorfe By, hart am Rande des Waldes von Fontainebleau, bewohnt sie ein schlichtes Häuschen, und ihr Atelier ist ganz einfach eingerichtet, ohne jede Spur jener phantastischen Pracht, welche sonst die modernen Maler-Ateliers auszeichnet. Während des Krieges von 1870-71 erkrankte sich das Heim der Künstlerin seitens der deutschen Truppen der sorgfältigsten Schonung, und zwar soll Rosa Bonheur diese Bevorzugung vor den anderen Bewohnern Fontainebleau's dem deutschen Kronprinzen, dem edlen Freunde jeglicher Kunst, zu danken gehabt haben.

— Die Witwe George Bizet's, des 1875 verstorbenen Componisten der Oper „Carmen“, hat sich wieder verheiratet, mit einem Advokaten Namens Emil Straus. Unter den Zeugen bei der Eheschließung befanden sich Ludovic Halévy, der bekannte Schriftsteller, und Baron Edmund Rothschild.

**London.** — Der Prinz von Wales richtete an den Lordmayor von London ein Schreiben, worin er vorschlägt, das auf den 20. Juni nächsten Jahres fallende fünfzigjährige Regierungsjubiläum der Königin Victoria durch Gründung eines Institutes zu feiern, das die Künste, das Fabrikwesen und den Handel aller englischen Kolonien wie des britisch-indischen Reiches repräsentiren soll. Dieses Institut soll ein Museum, eine Ausstellung und geeignete Räumlichkeiten für die Erörterung von colonialen und indischen Fragen enthalten. Der Lordmayor versprach in seiner Antwort, an der Bildung dieses Institutes nach Kräften mitzuwirken, und erklärte, daß er zu diesem Zwecke Beiträge des Publicums entgegenzunehmen bereit sei.

— Ein merkwürdiges Buch hat Lady Dilke, die Gattin des früheren Ministers, herausgegeben. Dasselbe führt den Titel „Der Altar des Todes“, und mit dieser düsteren Benennung harmonirt auch die Ausstattung des Werkes. Es ist in schwarze Leinwand gebunden und mit tiefschwarzen Lettern gedruckt; Anfangs- und Endbilde der Kapitel ähneln Trauer-Emblemen, und die letzte Seite zeigt ein Skelett, auf einem schwarzen Pferde reitend, im Hintergrunde von anderen Skeletten begleitet. Die Erzählungen entsprechen dem Eindruck, welchen man bei der Betrachtung des Buches empfängt, das übrigens stilistisch gut geschrieben ist. Leuten, welche sich die heitere Laune verderben wollen, kann es zur Lectüre empfohlen werden.

— „Mutter“ Girling, das Haupt der englischen Secte der „Ritterer“ (shakers), die übrigens nicht mit der amerikanischen Secte gleichen Namens verwechselt werden darf, ist, sechzig Jahre alt, in dem Dorfe Hable in der Grafschaft Southampton gestorben. Der Tod ihres Oberhauptes verfehlte die Gemeinde der „Ritterer“ in ungeheurer Bestürzung, denn Mutter Girling und ihre Anhänger hatten geglaubt, daß sie unsterblich sei oder vielmehr am Leben bleiben werde, bis ein neuer Heiland der Welt erscheine. Vor zehn Jahren noch waren die „Ritterer“ sehr zahlreich. Nach den Lehren ihrer Meisterin durften sie keine Heimsätze haben und kein eigenes Vermögen besitzen; alle Habe war gemeinsames Eigenthum der Gemeinde. Den Namen „Ritterer“ hatten die Schwärmer von den Tänzern erhalten, die sie bei ihren religiösen Versammlungen aufführten. In letzter Zeit war die Gemeinde sehr zusammengebrochen, und nach dem Tode der Mutter Girling dürfte sie sich wohl ganz auflösen.

**Newyork.** — Miß Hester Crawford Dorsey, eine junge, in Baltimore lebende Dichterin, veröffentlichte kürzlich unter dem Titel „Dothroned“ (Entthront) zum Andenken an Kaiser Maximilian und Kaiserin Charlotte ein Gedicht, das sie dem Kaiser Franz Joseph von Oesterreich widmete. Das Poem wurde durch den nordamerikanischen Geschäftsträger in Wien dem Kaiser überreicht, und kürzlich erhielt die junge Dame ein Schreiben des Grafen Lippe-Weissenfeld, des österreichischen Geschäftsträgers in Washington, aus welchem zu ersehen ist, daß der Kaiser die Widmung angenommen hat. Graf Lippe-Weissenfeld spricht der jungen Dame den Dank des Kaisers aus, gratulirt ihr zu

ihrem schönen Talente und weist darauf hin, daß die ihr zu Theil gewordene Auszeichnung um so schmeichelhafter sei, als der Wiener Hof bisher die Annahme der Widmung aller auf das tragische Ereigniß von Queretaro bezüglichen Publicationen abgelehnt habe.

**Kairo.** — Ein Heim für befreite Sklavinnen wurde von englischen Damen hier begründet. Unter den hundertachtundsechzig Personen, die bisher in diesem Heim Aufnahme gefunden, befinden sich viele Mädchen, die von muhamedanischen, aus Mekka zurückgekehrten Pilgern als Sklavinnen in Aegypten eingeschmuggelt worden sollten. Man trägt dafür Sorge, daß die Mädchen in christlichen syrischen oder koptischen Häusern als Dienerrinnen Stellung finden; andere haben Aufnahme in die Missionsschule der Miß Whatley gefunden.

**Tokio.** — Die japanische Frauenwelt geht einer großen Kleider-Reform oder vielmehr einer vollkommenen Kleider-Revolution entgegen, und zwar ist es eine „Revolution von oben“, denn die Kaiserin selbst hat den Anfang zur Umgestaltung der japanischen Frauentracht nach europäischem Muster gegeben. Die hohe Frau erließ ein Decret, nach welchem in Zukunft alle japanischen Damen, welche zu Hoffesten oder zu offiziellen Feierlichkeiten geladen werden, europäische Toiletten anzulegen haben. Sie selbst hat bereits für hunderttausend Dollars solche Toiletten bestellt, und zwar sollen diese Aufträge zumeist Berliner Geschäftshäusern zugewendet worden sein. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die Annahme der europäischen Tracht sich nicht auf die hoffähigen Kreise beschränken, sondern sich bald auf breitere Gesellschaftsklassen ausdehnen wird. Von dem Verdict der Kaiserin ist übrigens auch die alte japanische Damen-Prisur getroffen worden, die allerdings sehr unflüchtig ist. Die hoffähigen Damen sollen sich, laut allerhöchster Vorschrift, in Zukunft „ameritanisch“ frisiren.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Mode vom November 1786.



Nach einem Stiche nach Duhamel aus dem „Cabinet des Modes vom November 1786“.

Sammet, Faile und gestickte Seidenblonde sind aussersehen, die Gesellschafts-Toiletten des kommenden Winters zu bilden. Sammet wird häufig mit der golddurchgezogenen, sogenannten orientalischen Gaze und mit Spitzen in der Weise zusammen-



gestellt, daß eine Gaze-Draperie über einen kurzen Spitzentod fällt, während Taille und Schleppe aus Sammet bestehen. Koh und Kermel harmoniren mit der Draperie. Die Seidenblonde

dient zu Bolants und großen, die Draperie ergänzenden Schleifen, während sie auf der seidenen Taille vorzugsweise ein Fächchen imitirt. — Junge Mädchen von achtzehn bis zwanzig Jahren werden zu kleinen Soirées Roben aus hellfarbigem gestrepten Musselin mit Fichus und bauchigen Aermeln aus glattem Tüll tragen.

Nebenstehende Abbildung giebt die Vorderansicht der hübschen, luftfreien Gesellschafts-Toilette, welche das der heutigen Nummer beigelegte colorirte Modenbild bietet. Dabei möchten wir an dieser Stelle nochmals hervorheben, daß es kaum eine größere Neuheit giebt, als den carrirten Sammet, welcher, mit Seide oder Wolle zusammengestellt, bald Rock und Taillen-Garnitur, bald nur Belagstreifen an ersterem bildet. (Bezugsquelle: J. A. Beck, W. Leipziger Str. 87.)



Glatte Sammet und Plüsch in beliebiger Farbe, am meisten braun, weinroth und schiefergrau, werden für die sortie de théâtre der kommenden Saison am gebräuchlichsten sein. Dide Passenterie- oder Perleschnur, sowie Pelzwerk und hauptsächlich Federbesatz werden zur Ausstattung des halblangen, sehr weiten Umhanges gewählt.



Zwei neue Hut-Materialien haben wir heute zu nennen, welche in dieser Verwendung zunächst ein wenig befremdend erscheinen. Aus

Paris schreibt man uns von einem Capote-Hut, dessen Kopf mit Zuchtenleder bezogen ist, während die Krempe eine Bekleidung von loutrebraunem Plüsch hat. Zur Ausstattung dient ein dem Lederton entsprechend gefärbter Vogel, welcher in einem Schlafennest aus braunem Bande ruht. Gleich originell wirkt das niedrige ballonartige Paret, dessen Form vom Sommer her in so gutem Andenken geblieben, aus fein gestreiftem Sammet. Man garnirt es vorwiegend mit passenden Feder-Pompons, die in Tuffs oder diademartig arrangirt werden.



Der hübsche runde Hut, welcher bestimmt ist, zu einem Kostüm aus grünem, weiß eingefärbtem Tuch und grünem Sammetjäckchen mit weißen Tuchtragen getragen zu werden, besteht aus dunkelgrünem glänzenden Filz und ist ganz einfach mit grün gefärbtem Sammet, den eine weiße Bandschleife zusammenhält, garnirt.

Wie es heißt, wird man in diesem Winter viel Hermelin, namentlich als Garnitur der Theater-Sortie tragen. Außer dieser Art, das kostbare Fell zu verwenden, giebt es noch eine viel ein-



fachere, nämlich das ganze Thierchen auf einem Ruff von gelblichem oder hellgrauem Pelz oder Plüsch anzubringen. Weißes oder hellgraues Futter und harmonisirende Atlaschleifen, je nach der Nuance des Ruffes, dienen dazu, die Weiße des Hermelins zu heben. Eine Pelz-Boa mit Hermelin-Kopf und Schleifen mit Passenterie-Kugeln, wie die des Ruffes, vervollständigen diesen reizenden Winterschmuck.

Unter den vielen eigenartigen Griffen der modernen Schirmstöcke wählten wir als besonders charakteristisch die beifolgenden zur Darstellung. Der Griff des aus schwarzem polirten Holz bestehenden Stodes zeigt auf der abgeplatteten Seite der Kugel einen Ibis in Eisenbein-Einlage und feine, eingebeizte Schriftzeichen. Um den unteren Theil der Kugel legt sich eine kronenartige Verzierung aus Metall, der sich ein glatter Ring anschließt. Der andere Schirmgriff, aus hellbraunem Holz geschnitten, zeigt eine Hand mit darauf sitzendem Falken; beide messen zusammen 19 Cent. in der Höhe. Sehr originell ist der dritte, aus einem Rehgehörn geschnittenen Griff, der auch bei Herren Anschlag findet. Auch Köpfe als Abschluß von Schirmgriffen sind sehr beliebt. (Bezugsquelle: H. Ambrosius, W. Leipziger Straße 95.)





Zu den Dinern der bevorstehenden Saison taucht eine neue Decoration der Tafel auf. Von dem Tischstuche hebt sich ein rings um das Service gelegter Kranz aus den leuchtend rothen Beeren des Hagedorns und der Eberesche ab. Die Fruchtstiele garniren vielfarbige Asten derart, daß die Früchte auf und zwischen den Blumen ruhen, deren geschickte Wahl den Erfolg der Decoration bedingt. — Neu ist auch eine auf starkem, hellfarbigem Bristolpapier mit blauer Tinte geschriebene Menue-Karte, durch deren beide obere Ecken man ein schmales Bändchen leitet, das, zur Schleife geschlungen, einige Stiele Heidekraut umfaßt.



## Neue Handarbeiten

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Bei der Einführung der interessanten Nagel-Arbeit (siehe die Abb. 6, 16—20 der ersten October-Nr. d. Z.) haben wir bereits darauf hingewiesen, daß dieselbe nicht allein lohnend und originell, sondern auch geeignet ist, die aller verschiedensten Gegenstände zu verzieren. Dem bisher in der technischen Nummer unseres Blattes Gebotenen lassen wir heute mehrere andere Gegenstände folgen, die sich mit Hilfe genauer Maße den kleinen Abbildungen mühelos nacharbeiten lassen. So mißt z. B. das aus dunkel gebeiztem Holz bestehende, 2 Cent. starke Schlüsselbrett



60 Cent. Länge und 20 Cent. Höhe; die vier Bäumchen-Figuren sind aus großen Gold- und kleinen Silbernägeln verschiedener Form zusammengestellt. Etwas mühsamer gestaltet sich die Anfertigung der glatt mit weissenblauen Flüssig überzogenen Truhe. Der Stoff wird mit heißem Tischerleim befestigt. Die Maße des Kastens sind 13 Cent. Höhe, einschließlich des 2 1/2 Cent. hohen flachen Deckels, und 30 Cent. Länge zu 21 1/2 Cent. Tiefe. Apart wirkt vor Allem die reiche Nagel-Verzierung der Vorderwand,



deren Ecken an den Seitenwänden wiederholen, während die rahmenartige Ausstattung des Deckels noch das Anbringen eines Monogrammes gestattet, welches in Gold- oder Silberstickerei, wie auch in Filigran-Arbeit angefertigt werden kann. Japanische Leder-Tapete bekleidet die inneren Flächen der Kassetten. Die dritte Darstellung endlich gilt einem langen, durchschnitten veranschaulichten Hängebild oder Panneau, welches dazu dienen soll, leere Corridorwände zu beleben und zu schmücken. Die Herstellung ist sehr einfach: Zwei, je 1 Cent. dicke Holzbrettchen, — am Modell 46 Cent. lang und 16 Cent. breit, — werden mit leicht bronzirtem Leder überzogen und mit zierlicher Nagel-Arbeit versehen (für welche sich auch die Figur, Abb. 16 der zweiten October-Nr. d. Z., eignet); hierauf befestigt man die Brettchen am oberen und unteren Ende von beliebig vielen, auf kräftiger Leinwand aufgezogenen bunten Bilderbogen. Die Höhe der betreffenden Wand bestimmt die Länge dieser Leinwand, zu deren Ausstattung man die Hübschen



alterthümlichen Bilderbogen mit goldgedruckten Thieren oder japanische Bilder wählt. Fein geschnittene Franzen aus dünnstem Schafleder bedecken den Anhang der einzelnen Bilder und umranden die Brettchen. Diese Franzenstreifen messen, wie der naturgroß dargestellte Theil es zeigt, knapp 2 Cent. Breite; sie sind von beiden Seiten bis auf einen strohhalmbreiten Streifen in der Mitte einzuschneiden und werden dann lächtig zwischen den Händen gehalten, damit sie das feste Aussehen verlieren und sich zu krausen Fränzchen gestalten. (Wichtigkeiten für fertige und angelegene Nagel-Arbeiten, sowie Material-Karten: J. A. Weid, Kunstgewerbliche Anstalt, Königs; E. Bauer u. Cie., Weimar.)

## Wirthschaftliches

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

### Speisezettel für die feine und einfache Küche.

Moß-Turtel-Suppe	Recept 1240.
Croquets von Kalbsmilch	Recept 1241.
Steinbutt mit geschlagener Butter-Sauce	Recept 1242.
Salmi von Rebhühnern	Recept 1243.
Kehrlücken, Salat.	
Steinbülge.	
Gefrorenes von geschlagener Sahne à la Pädler	Recept 1244.
Butter, Käse, Sellerie, Pumpernickel, Radieschen.	
II.	
Bouillon mit Gemüse und Mart-Groutons.	
Rinderzunge mit Oliven-Sauce.	
Gratinirte Seesungen	Recept 1245.
Sauer Kohl mit Krametsvögeln.	
Gebrotenen Enten, römischer Salat.	
Reisorte	Recept 1246.
Deffert.	

#### Recepte.

**1240. Moß-Turtel-Suppe.** Einen recht weichen, gebrühten, abgetrockneten und über Spiritus gefangenen Kalbstopf durchschneidet man längs des Unterkiefers und trennt mit scharfem Messer die ganze Kopfhaut, nebst daranhängendem Fleisch, in einem Stücke von dem Knochen. Ferner schneidet man die Zunge heraus, schlägt die Hirnschale auf, löst vorsichtig, ohne es zu zerreißen, das Gehirn aus, befreit es von den Häuten und Adern und läßt es nebst der Zunge gehörig auswässern. Hiernach blanchirt man Haut und Zunge in kochendem Wasser, läßt Beides zwischen zwei durch Gewichte beschwerten Brettern erkalten, schneidet es darauf in kleine, viereckige Stücke und kocht diese mit Bouillon, einer Zwiebel, Suppengrün, Salz, Gewürz nebst einem Glase Madeira recht weich; das Gehirn, in Wasser, Salz und geringem Essig-Zusatz ebenfalls gar gemacht, läßt man erkalten. Außerdem kocht man von Kalbfleisch, dem man die Knochen des Kopfes beifügt, eine Brühe, die, mit etwas Braunmehl sämig gemacht, langsam ziehen muß, und von der Schaum und Fett-Augen sorgsam zu entfernen sind. Ist dies geschehen, so gießt man eine halbe Flasche Madeira hinzu, streut etwa eine Gerbe groß Cayenne-Pfeffer hinein und rührt die Suppe über dem geschnittenen Kalbstopf, der Zunge und dem Gehirn an. Man kann auch fein abgestochene kleine Klöße und Krebschwänze beifügen.

**1241. Croquets von Kalbsmilch.** Drei Pfund gut gewässerte, blanchirte, weichgekochte Kalbsmilch werden, erkalten, nebst einigen in Citronensaft geschwitzten Champignons würfelig geschnitten. Ferner kocht man von Weizmehl, Fleischbrühe, einem Glase Weißwein und dem Fond der Champignons eine recht dicke Sauce, kocht sie mit 3—4 Eigelb, rührt die geschnittene Kalbsmilch hinein und läßt das Ganze, welches vollständig fest und steif werden muß, erkalten. Von dieser Masse rührt man Klöße von der Größe etwa eines halben Eies ab, die auf einem Brett zu kleinen Würfchen ausgerollt, dann mit geriebener Semmel und Parmesanfäse in Ei panirt und kurz vor dem Anrichten in Badfett goldbraun gebacken werden. Auf einer Serviette servirt, werden die Croquets mit Petersilie garnirt, die gewaschen, abgetrocknet und ebenfalls in Badfett schön grün ausgebacken wurde.

**1242. Steinbutt mit geschlagener Butter-Sauce.** Von den Steinbutten werden die Oberen am meisten geschätzt, und zwar rechnet man auf 3 Personen etwa 1 Pfund. Nachdem man den Steinbutt abgetragt und von den Steinen befreit hat, macht man unter dem Riemendeckel, auf der weichen Seite, einen Einschnitt, nimmt so den Fisch aus, beschneidet Kössen und Schwanz, legt ihn in eine flache Pfanne, übergießt ihn reichlich mit Wasser und läßt ihn, gut gesalzen, auf scharfem Feuer aufkochen, dann aber zur Seite des Feuers, zugedeckt, langsam weich ziehen. Beim Anrichten legt man die weiche Seite nach oben und theilt sie durch Einschnitte in viereckige Stücke, garnirt den Steinbutt auch wohl mit frischer Petersilie und Salzartoffeln. Eine geschlagene Butter-Sauce, die in einer Sauceire extra dazu gereicht wird, bereitet man auf folgende Art. In eine kleine Casserole thut man 4 Loth Butter, 5 Eigelb, Salz, ein wenig Muskatwurz und etwas Pfeffer, stellt die Casserole in ein flaches Gefäß mit kochendem Wasser und rührt die Eier mit der Butter, unter Hinzufügung von einigen Löffeln Fischwasser, so lange, bis sie sich verdicken, und giebt dann ein weiteres Viertelpfund Butter und einen Löffel Estragon-Essig hinzu, kocht mit dem Rühren fort. Diese Sauce ist, weil ohne Mehl gebunden, außerordentlich fein im Geschmack, muß aber, da sie leicht gerinnt, erst unmittelbar vor dem Gebrauche bereitet werden; um sie noch länger zu machen, kann man sie mit etwas Anchovis-Paste abschmecken.

**1243. Salmi von Rebhühnern.** Saitig gebratene Rebhühner schneidet man in Scheiben, kocht aus den Knochen und Abfällen mit Jus und Rothwein ein Humet, gießt dies durch ein Sieb, entfettet es und läßt es unter Hinzufügung von etwas Braunmehl langsam klar kochen. Diese Sauce, mit ebensoviel gefärbter Fleischgallerte verfehrt, läßt man nun zur Hälfte eindicken, preßt sie dann durch ein Tuch und rührt sie in einem gut verzinnten Gefäße so lange auf dem Eise, bis sie sich verdit und ein hineingetauchtes Rehbühnchen mit dünner, blauer Schicht überzieht. Sind auf diese Art sämtliche Fleischscheiben einzeln mit der Sauce überzogen und erkalten, so arrangirt man sie krantzartig auf einer flachen Schüssel, Keulen und Flügel in die Mitte des Bodens legend, die Bruststücke darüber schichtend, und garnirt das Ganze mit einigen in Wein gar gebrühten Trüffeln, zerhackter Fleischgallerte und dreieckig geschnittenen, gerösteten Semmel-Croutons.

**1244. Gefrorenes à la Pädler.** Ein Liter Schlagahne schlägt man zu recht steifem Schaum, fügt diesen nach Geschmack und macht davon drei gleiche Theile; unter den ersten mischt man aufgelöste feine Chocolate, so viel, daß die Sahne sich braun färbt, unter den zweiten Theil Erdbeer-Saft, — der, wenn von eingemachten Früchten, mit etwas Akermes verfehrt werden muß, — unter den dritten fein gehackte, mit Marasquin leicht befeuchtete Makronen. Inzwischen hatte man eine Gefrierbüchse in fein geschlagenes, gut mit Salz gemischtes Eis gefüllt; wenn diese genügend erkalten ist, öffnet man sie und füllt zuerst die weiche, dann die rothe, zuletzt die braune Schlagahne hinein, vorsichtig ein Vermischen der drei Arten vermeidend. Fest geschlossen und recht hoch mit Eis und Salz überdeckt, muß die Form etwa 3 Stunden stehen, ehe die Speise genügend fest geworden ist, um gestürzt werden zu können.

**1245. Gratinirte Seesungen.** Eine oder zwei Seesungen von 1—1 1/2 Pfund zieht man ab, indem man am Schwanz einen

Querschnitt in die Haut macht, diese mit dem Messer fest und bis zum Kopf in einem Stücke löstrennt. Weiter löst man das Fleisch so von der Gräte, daß jede Seite des Fisches zwei gleich große, längliche Filets ergibt; diese legt man in eine flache Schüssel, bestreut sie mit Salz und Pfeffer wie mehreren Zwiebelscheiben, bestreut sie mit Citronensaft und läßt sie verdeckt einige Stunden mariniren. Von dem Abgang und dem Fleische eines kleinen Hechtes bereitet man inzwischen eine lockere Farce und vermischt sie mit feinen Kräutern. Nun streicht man eine Schüssel, welche Denselbe verträgt, recht fett mit Butter aus, legt zwei von den Filets zusammen, sodah sie eine halbe Seesunge zu bilden scheinen, giebt auf diese eine Schicht der Farce und bedeckt sie wiederum mit weiteren Fischstücken, das Ganze oben abermals mit Farce bestreichend, sodah es das Ansehen einer großen Seesunge gewinnt. Hierauf streut man nochmals fein gewiegte Kräuter darüber, — durch Hinzufügen von Champignons kann man den Wohlgeschmack noch erhöhen, — gießt etwa eine halbe Flasche Weißwein an den Fisch, bedeckt ihn mit Butterpapier und läßt ihn im Ofen unter öfterem Begießen gar werden. Eine dicke Kräuter-Sauce, die besonders gereicht wird, bereitet man von einigen Löffeln weichen Schweißmehl, Bouillon und guten, feingewiegten Kräutern, gießt die Sauce zuletzt mit einigen Eigelb ab, schärft sie mit französischem Essig und Anchovis-Paste und giebt den auf dem Fisch angeammelten Fond dazu.

**1246. Reis-Orte.** Von 250 Gramm feinem Mehl, 175 Gramm Butter, 100 Gramm Zucker und 1 Ei bereitet man einen mürben Teig, indem man das Mehl auf ein Brett schüttet, in die Mitte eine Vertiefung macht, in diese die zu kleinen Stücken zerplückte Butter, Zucker und Ei thut und das Ganze möglichst rasch zusammenknetet. Diesen Teig rollt man zu einem runden Tortenboden aus, knipft den Rand desselben um, läßt den Boden in mäßig heißen Ofen ausbacken und schneidet ihn, erkalten, auf eine Kuchen-Schüssel. Weiter quillt man 1/2 Pfund besten Reis aus, und zwar derart, daß man ihn mit kaltem Wasser auf's Feuer setzt und das Wasser, sobald er zu kochen beginnt, abgießt und durch kaltes ersetzt, ein Verkohlen, das fünf- bis sechsmal wiederholt werden kann, um den Reis klar und körnig zu erhalten. Ist der Reis genügend weich geworden, so läßt man ihn auf einem Siebe abtropfen, kocht den erforderlichen Zucker mit wenig Wasser und Citronensaft kurz ein, schüttet den Reis hinzu und läßt ihn etwa 10 Minuten langsam ziehen; falls er zu trocken sein sollte, gießt man etwas Weißwein hinzu. Sobald die Masse erkalten ist, füllt man sie auf den Tortenboden und garnirt sie mit eingemachten Bomerangen-Schalen, frischen Apfelsinenstücken und beliebigem Eingemachten.

## Briefmappe

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

### Fragen.

**Propheten-Kuchen.** — Wer theilt mir das Recept dieses in Sachen so beliebten Kuchens mit? Tirolerin.

**Papagei.** — Wer theilt mir mit, wie man einen Papagei zum Sprechen bringt, ihm seine Vöseln austreibt und ihn zahm macht? Ferner: lernt ein Papagei schwerer sprechen, wenn er alt ist, und woran erkennt man das Alter? Abonnentin in Mähren.

Abonnentin in Mähren.

### Antworten.

**Aberglaube (349).** — Der Glaube, daß durch das Aufhängen von Wäsche in den letzten zwölf Nächten des Jahres Krankheit und Todesgefahr über ein Haus gebracht werde, stammt aus der germanischen Heidenwelt. Den alten Germanen erschien das nächtliche Hängen starrer Gewänder unheilbringend, namentlich in den ihnen heiligen zwölf Nächten nach der Sommer- und Winter-Sonnenwende. Die Nacht ist die Zeit der Ruhe im Heim. In Feld und Wald aber treiben Nacht's Dämonen ihr Unwesen; gesellige Geister, werden sie von starrten Gewändern leicht angezogen, da sie in ihnen Geschnitte ihres Gleiches vermuthen. Einmal in die Nähe der Häuser gelangt, erzürnen sie sich über die Enttäuschung und rächen sich an den Bewohnern durch Krankheit und Tod. — Der Aberglaube, daß dort, wo die weichen Lilien recht gedeihen, kein irdisches Glück erlöshe, ist auf christlichen Mythos zurückzuführen. Frühzeitig schon finden wir die Lilie, einmal wegen ihrer Farbe, dann wegen ihres, dem Himmel zustrebenden Wuchses, — auch Blätter und Stiel sind gerade nach oben gerichtet, — als das Symbol der Unschuld, die Himmelsweiserin genannt. (Ein lyrisches Gedicht des Dichters gegen den himmelstiehe.) Als Sinnbild der Unschuld wird sie naturgemäß das Attribut der Jungfrau Maria, der Himmelskönigin und reinen Magd, der sie gleichzeitig als Scpter dient. Mehr und mehr tritt das Prädicat der Himmelsreinheit hervor und wird in Gegenfah gestellt zu irdischer Liebe. In diesem Sinne befragt sie die Dichtung: „Einst stand ich wie die Lilie weiß, da gab mir Liebe rothen Schein“ oder: „Weinet um mich, Ihr, die Ihr nie gefallen, denen noch der Unschuld Lilien blühen.“ Die Lilie wird ferner das Attribut der Engel, die, als Repräsentanten keuscher Reinheit, den Lilienstab erhalten. Nun ist außer den Erzengeln Ariel, Michael, Gabriel, welche besondere Attribute haben, nur Einer den Menschen wohlbekannt und tritt ihnen nahe. Neben dem Manne mit der „Hippe“ schreitet der Engel des Todes, der Veröhnung, der mild erlöshen den Lilienstab auf das trankte Menschenherz senkt, es von Schmerz und Leid befreit, ihm den Himmel erschließt. So verleiht sich die Bedeutung; todt die Jungfrauen bettet man unter Lilien. Die Lilie ist die Todesblume, aber die Auferstehungs-Hoffnung spendende, stets nach dem Himmel strebende, und in ihrer Nähe gedeiht kein irdisches Glück. — Die Annahme, daß weiße Seerosen, in's Haus gebracht, Krankheit und Tod hervorrufen, ist wohl darauf zurückzuführen, daß dieselben, in fumpfigem Grunde wurzelnd, Fieberstoff in sich tragen sollen. — Für den Aberglauben, daß man an den zwölf letzten Tagen des Jahres keine Hülsenfrüchte verpeisen dürfe, ist eine Begründung schwer zu finden, um so mehr, als z. B. in der Provinz Brandenburg das Essen queller Gemüse, von Binsen, Bohnen, Reis etc., für segensbringend gehalten wird. Wahrscheinlich ist die erstere Sitte auf sehr alten heidnischen Ursprung zurückzuführen; Hülsenfrüchte dienten zum Totenopfer, und ihr Genuß war streng verboten. — th — y.

**Spitzen-Wäsche (248).** — Die in Nr. 17 angegebene Art, Spitzen zu waschen, mag wohl als Ergänzung der von mir in Nr. 16 mitgetheilten Methode dienen, doch kann es sich bei ersterer nur um das Waschen schwarzer Seidenspitzen handeln, was



nirgend bemerkt war. Auch kann ich mich, nach eigener Erfahrung, nicht für eine derartige Behandlung erklären. Das empfohlene Kraufemingen-Wasser giebt allerdings eine Appetit, aber keine gute; auch macht das Plätten die Spitzen fast immer, wenigstens auf der linken Seite, blank. Ich würde für schwarze Spitzen stets ein wiederholtes „Schälen“ in schwarzem Thee vorziehen; dadurch erhält die Seide wieder den tiefen Ton. Auch ist es bei Weitem besser, die Spitzen aufzustechen und so trocken zu lassen. Elisabeth.

**Fledig und mattgewordene Messerlingen** puge man mit einem Kort, der, mit ein wenig Spiritus befeuchtet, in fein geschabten Puhlein oder Schmirgel getaucht wird. Ein derartiges fortgesetztes Puhlen ist zur Conservirung der feinen Politur der Messer sehr zu empfehlen; wo dieselben indessen durch unaufmerksame Behandlung arg beschädigt sind, bleibt nur ein „Abziehen“ der Klinge übrig, die dann allerdings wie neu erscheint. A. G.

**Pfeffernüsse (329).** — Nachstehendes Rezept wird schon seit langen Jahren mit bestem Erfolge in meiner Familie angewendet: 1 Pfd. Zucker wird mit 5 Eidottern und dem zu Schnee geschlagenen Eiweiß 1 Stunde lang gerührt. Dann mischt man folgende Ingredienzien darunter: 20 Gr. feingestohlenen Zimmt, 10 Gr. feingestohlene Nelken, 70 Gr. feingestohlenen Orangen, die feingewiegte Schale einer Citrone, 1/2 Pfd. Mundmehl, 1/2 Pfd. Stärkemehl. Man rollt man den Teig, der sehr zäh ist, in der Dike eines kleinen Fingers aus, drückt mit einem Gläschen die Nüsse aus, legt sie über Nacht auf ein mit einer mehlfestretten Serviette belegtes Brett und läßt sie im warmen Zimmer stehen. Anderen Tages werden die Pfeffernüsse auf ein mit Wachs beschichtetes Backblech gethan und am besten dem Bäder zum Baden übergeben. Wacht man sie selber zu Hause, so muß man sehr darauf achten, daß die Hitze im Ofen immer gleichmäßig und nie zu heftig ist. Die Pfeffernüsse müssen bei gutem Gelingen doppelt so hoch aus dem Ofen herauskommen, als man sie hineingethan hat. Auch müssen Mehl und Zucker 4—6 Tage zuvor an einem warmen Orte gestanden haben, damit sie recht trocken sind. Hausfrau am Pfarrande.

**Pfeffernüsse (329).** — Das folgende, sehr empfehlenswerthe Rezept stammt aus Offenbach. Zur Bereitung von Pfeffernüssen sind erforderlich: 2 Pfd. Roggenmehl, 1 Pfd. Kochzucker, 3 Eßlöffel gestopener Zimmt, 6 Loth Citronat, 1/2 Loth Potasche, 2 Eßlöffel Honig, 1/2 Eßlöffel weißer Zucker, 12 Nügelchen, 12 Pfefferkörner, 3 Eßlöffel Rosenwasser, 3 Eier. Der Kochzucker, die Eier, der weiße Zucker und die Potasche werden gut durch einander gerührt, ebenso für sich das Rosenwasser, der Honig und das Mehl. Beide Mischungen werden alsdann, nachdem auch das Gewürz daran gethan worden, mit einander vermischt. Aus dieser Masse werden die Pfeffernüsse mit einem kleinen Weingläse ausgestochen und auf einem braunen Papier, welches mit Roggenmehl bestreut ist, gebaden. Man bedeckt sie ebenfalls mit einem braunen Papier, nachdem sie oben mit Mehl bestreut sind. Das letztere bürstet man wieder ab, wenn die Pfeffernüsse fertig gebaden sind. E. P. in Jugenheim.

**Veder-Arbeiten (180).** — Schon früher ist auf Frisch's Anleitung zur Herstellung dieser Arbeiten hingewiesen worden, jedoch ohne genaue Angabe des Titels. Das sehr empfehlenswerthe, mit Illustrationen versehene Werkchen betitelt sich: „Gustav Frisch's Anleitung und Vorlagen zur Herstellung geschnittener und gepunzter altdeutscher Veder-Arbeiten“ (Weipzig, Frische, in Berlin zu beziehen durch das Künstler-Magazin von Adolph Heß, Friedrichstr. 191). Ich verfehle nicht, auf die gleichfalls aus den bezeichneten Quellen zu beziehenden Werkzeugkasten hinzuweisen, die, je nach Ausstattung und Einrichtung, zum Preise von M. 6 bis M. 25 zu haben sind. Die Kästen enthalten alle Werkzeuge, die zur Herstellung der erwähnten Veder-Arbeiten erforderlich sind, sowie angefangene Arbeiten zur Vorlage für das erste Weben. Marie S.

**Hollunderbeer-Wein (311).** — Ich besitze ein englisches Rezept, das ich selbst versucht habe, und das ganz vorzüglich gerathenen Wein ergeben hat. Derselbe erregt in meinem Freundeskreise geradezu Bewunderung. Rezept: Man lasse 20 Liter Beeren mit 40 Liter Wasser 1/2 Stunde lang und gieße hierauf die Flüssigkeit durch ein Haarfieb, ohne die noch ganzen Beeren zu zerdrücken. Man wesse nun den Saft, nehme auf je 4 Liter 3 1/2 Pfd. Zucker und lasse das Ganze mit der Schale und dem durch ein Haarfieb getriebenen Saft von 5—6 Citronen 20 Minuten lang kochen, thue 5—6 geschlagene Eiweiß in den heißen Saft, den man dabei fortwährend rührt, und fülle das Ganze in ein Fäßchen. Auf das Spundloch lege man ein Stüchlein Gaze. Nach einigen Wochen verschließt man den Spund. Nach zwei

Monaten kann man den Wein auf Flaschen ziehen; doch ist es noch besser, ihn im Februar auf ein anderes Faß zu füllen und im Juli auf Flaschen zu ziehen. Magdalene H.

**Hollunderbeer-Wein (311).** — Elder wine, richtiger elderberry-wine, der aus den Beeren des Hollunders, Golders oder Flieders (Sambucus niger) bereitet und in England besonders zur Winterzeit viel getrunken, „homo-made“ (eigen gemachte) Wein, verdient jedenfalls, daß man ihm eine noch größere Aufmerksamkeit schenkt, als dem in der Kochkunst und in der Medicinal-Wissenschaft gebräuchlichen Fliedermus (auch Rob, Roob nach einem arabischen Wort für dickgelochten Fruchtfaß genannt), dessen wärmende oder heilame Eigenschaften allgemein bekannt sind. Besonders in diesem Herbst zeichnen die schönen, glänzend schwarzen Beeren sich durch große Fülle und Leppigkeit aus und laden zu der Bereitung des Weines ein. Man trinkt ihn in England, besonders in die Weihnachtszeit, heiß und auch mit brandy (Cognac) und Zucker gemischt. Das Getränk hat bei Erkältungen, besonders bei Husten und Grippe, die gute Eigenschaft, daß es gelinde schweißtreibend und angenehm erwärmend wirkt, ohne fieberhaft aufzuregen. Eine sehr empfehlenswerthe Bereitungsweise ist die folgende: Die Beeren müssen an einem trockenen Tage, wo Thau auf denselben liegt, gepflückt und frisch gebraucht werden. Sie werden sorgsam von den Stengeln abgestreift und in ein offenes Faß gethan, worauf man kochendes Wasser, im Verhältnis von 9 Litern auf 13 Liter Beeren, darüber gießt. Gut bedeckt vom Wasser, bleiben die Beeren 24 Stunden stehen, worauf der Saft abgeseigt wird. Die Beeren werden dann leicht mit einer langstieligen Holzgabel gedrückt und der so gewonnene Saft zu dem ersten gethan. Auf je 5 Liter dieser Flüssigkeit rechnet man 3 Pfd. guten Kochzucker, etwa 15 bis 20 Gramm Gewürznelken und ebensoviele grobgestohlenen Ingwer, lasse dies 20 bis 25 Minuten leise kochen und schäume es gut ab. Während die Flüssigkeit noch heiß ist, thue man sie (ohne die Gewürznelken und den Ingwer) in ein Faß oder in große Steinflaschen oder Steinkrüge, lege einen großen Glöfchel (in die Flaschen eine dementsprechende Menge) voll frischer Wärme oder Bierhefe oben auf, drücke dieses nach einer Stunde mit einem hölzernen Vöfel etwas nach unten und wähle einige Male um. Der Wein kann nach Beendigung des Gährungs-Prozesses, zehn bis zwölf Wochen nach der Bereitung, auf Flaschen gezogen und dann benutzt werden. Eine geringe Zuthat von Cognac wird von Manchen beliebt. D. K.

**Pfirsich-Bowle im Winter.** — Eine Pfirsich-Bowle läßt sich im Winter herstellen und erhält vollkommen den Geschmack, als ob sie von frischen Früchten bereitet sei, wenn man zur Heißzeit die erforderlichen Pfirsiche auf folgende Art einmacht: 30 Stück schöne, reife Früchte werden mit einem silbernen Messer geschält, in Hälften geschnitten, entfernt und in kaltes Wasser geworfen. Gleichzeitig kocht man 2 Pfund Zucker mit 1/2 Liter Wasser auf, schäumt ihn gut aus und läßt ihn abkühlen. Nun packt man die Pfirsiche in beliebig große Blechbüchsen, übergießt sie mit dem aufgelösten Zucker so weit, daß ein fingerbreiter, leerer Rand stehen bleibt, verlöthet die Büchsen und kocht sie eine Stunde im Wasserbade, wobei darauf zu achten ist, ob Büchsen an die Oberfläche des Wassers steigen. Wäre dies der Fall, so hat die Büchse eine undichte Stelle und müßte noch einmal verlöthet werden. Sollte das Conserviren in Büchsen nicht thunlich sein, so kann man sich auch geschwefelter Gläser bedienen, eine Art des Einmachens, die schon ausführlich angegeben wurde; doch verdient gerade bei Pfirsichen das erstere Verfahren den Vorzug. Bei Bereitung der Bowle, die am besten aus Rheinwein oder leichtem Moselwein hergestellt wird, lasse man die in feine Scheiben geschnittenen Früchte mit ihrem Saft eine kurze Zeit in dem Weine ziehen und füge, wenn erforderlich, noch nach Geschmack Zucker hinzu, beim Serviren aber eine Flasche Schaumwein. B. A.

**Tomaten-Purée.** — Man schneidet eine beliebige Portion rother, reifer Tomaten, — Liebesäpfel, — in Hälften, thut sie, bei gelindem Feuer, in eine gut verzinnte Casserole und rührt sie so lange vorsichtig um, bis sie sich zu Saft aufgelöst haben. Nachdem man diesen Saft durch ein Sieb gerührt hat, läßt man denselben, ihn vor dem Anbrennen hüthend, sich zu einem Mus verdicken, fällt dieses in portionengroße Glasflaschen mit weitem Halse und gießt, sobald das Purée erstarrt ist, etwas feines Oliven-Öel (Provencer-Öel) darauf. Es ist eine in Italien gebräuchliche, sehr einfache Art, das hochgeschätzte Tomaten-Purée Jahre lang zu conserviren; beim Gebrauche tupft man nur das Öel mit etwas Berg oder Baumwolle ab. A. G.

**Suppe mit Raccaroni und Tomaten.** — Rezept aus einer Klosterküche. Man schneidet 10 Tomaten in Hälften, drückt Saft und Kerne heraus und schneidet die Hälften dann in kleine

Stücke, um sie mit etwas feinstwürfelig geschnittenem Schinken, — ungefähr ein gehäufte Eßlöffel voll, — einer feingehackten Zwiebel und 6—8 Pfefferkörnern in 50 Gr. Butter dick einzudämpfen. Darauf verrührt man darin so viel Weichsel-Sauce, bis das Ganze ein leichtes Purée bildet, welches nun durch ein Sieb gestrichen wird. Inzwischen lasse man 200 Gr. in 2 Cent. lange Stüchlein gebrochene Raccaroni in gesalzenem Wasser gar kochen. Diese gießt man nun auf ein Sieb, und wenn sie richtig abgetropft sind, schüttet man sie in eine erwärmte Casserole, um sie erst mit 100 Gr. in kleine Stüchlein zerplückter Butter, dann mit 100 Gr. geriebenem Parmesanfaße und schließlich mit dem Tomaten-Purée so lange umzuschwenken, bis das Ganze wie eine Masse erscheint. Dann richtet man es in einem vertieften Schüsselchen an und reicht es extra, als wohlgeschmeckende Einlage zur klaren Soufflon oder, noch besser, zur Kraftbrühe herum. W. D.

**Corn-bread (161).** — Zum Baden von corn-bread sind erforderlich: 1/2 Liter \*) grob gemahlenes Mehl, 1/2 Liter feines Mehl, 1/2 Tassenkopf Zucker, 1/2 Theelöffel Salz, 1 Eßlöffel Schweineschmalz, 2 Theelöffel Backpulver (oder 1 Theelöffel Soda), 3 Eier, 1/2 Liter Milch. Mehl, Salz und Zucker werden mit dem Schweineschmalz kalt verrührt, unter Hinzufügung der Eier und Milch zu einem glatten, festen Teig geschlagen, in eine flache Kuchenform gefüllt und in heißem Ofen 45 Minuten gebaden. Johanna Maljevac, Amerika.

\*) In dem uns freundlich übermittelten amerikanischen Original-Rezept ist für das Mehl das Maß einer Pint angegeben, die unserem deutschen 1/2 Liter entsprechen dürfte.

**Baronin A. v. A.** — Lassen Sie sich den Preis-Katalog von Rudolph Herbol, Berlin C. Breiten, 15, kommen. Derselbe wird auf Wunsch unentgeltlich und portofrei übersendet. Die Auswahl in Kleiderstoffen entspricht jedem Bedürfnis, und nicht minder reichhaltig sind die Collectionen in Leibkragen, Gardinen, Zügen, Decken, Seiden u. s. w. Auch Möbelstoffe sind in größter Auswahl vorräthig. Ueberhaupt bietet der elegant ausgestattete Katalog mit seinen zahlreichen Abbildungen und Stoffproben für jede Hausfrau hohes Interesse.

**Schwalbe.** — Die Frage, woher die Weberart stammt; Jemandem einen Rath geben, ist schon früher in diesem Blatte behandelt worden. In Deutschland war es im sechzehnten und achtzehnten Jahrhundert Sitte, daß junge Mädchen unvollkommenen Bienenkörben einen Rath ohne Bienen schenken, als Andeutung, daß der Freier „durchgefallen“ sei. In einem Korbe nämlich ließ sich nach vollständiger Anweisung der Freier Rauchs am Rande der Oberleuchten emporziehen. Trieb sie mit ihm nur ihren Spott, so ließ sie plötzlich den Rath zu Boden fallen, oder sie wählte einen Rath mit so dünnem Boden, daß der unglückliche Anfänger durchbrechen mußte. Natürlich ging es dabei manchmal nicht ohne Verletzungen ab, weshalb es im Wiederständlichen von einem abgewiesenen Freier auch heißt: „Er hat ein blaues Stübchen bekommen“. Im Böhmischen existirt in der gleichen Bedeutung die Redensart „durch den Rath fallen“.

**Derbstzeitlose.** — Die Kaiserin Eugenie hat ihrem Wohnsitz in Harnberg in England. Den Winter verbringt sie auf Malta zu verbringen.

**Wisi in P.** — Jenu in A. — M. G. in der Schweiz. — Offrine Velerin in Ungarn. — P. G. S. in Danzig. — Verbindlichen Dank, doch ist die Frage wohl zur Genüge erörtert.

**G. v. K.** — In dem von der Firma F. V. Grünfeld in Landshut in Schlesien erlassenen Preis-Ausschreiben: „Wie ist die Wäsche zu behandeln, um derselben ihre ursprüngliche Festigkeit möglichst lange zu erhalten?“ ist der Spruch der Jury bereits vor einiger Zeit erfolgt. Es gelangten drei Preise von je 300, 200 und 100 Mark zur Vertheilung; die glücklichen Gewinnerinnen waren Damen in der Provinz Posen, in Berlin und Charlottenburg. Der Katalog des genannten großen Leinen-Geschäftes wird Ihnen auf Wunsch gratis übersendet.

**Abonnetten in Wien.** — Das Rezept zur Sauerkraut-Sauce ist in Nr. 7 vom 1. Mai 1882 mitgetheilt. Eine Hand voll feiner, nach Geschmack gemischter Kräuter wird in 100 Gr. Butter mit einem Eßlöffel Mehl durchgeschwitzt und hierauf mit guter Bouillon (wird die Sauce zu Tisch gegeben, auch noch mit ein wenig Fischbrühe) in einer glatten, blühigen Sauce verrührt, in die man zuletzt noch 20—25 Gr. frische Sardellenbutter giebt. Ihre zweite Frage ist einfach mit „Ja“ zu beantworten.

**Zu dieser Nummer gehört ein Modenbild, für die Abonnenten der großen Ausgabe zwei Modenbilder und ein Kinderbild.**

**Berichtigung.** Da die vorige Nummer (20) eine Schnittmuster-Beilage enthielt, fiel für die gewöhnliche Ausgabe das Modenbild ganz aus, während zur großen Ausgabe nur ein Modenbild gehörte. Derselbe wird hiermit als Nachtrag zu dieser Nummer auf ein resp. zwei Modenbilder hin, wo hiermit berichtigt wird.

Von der „Illustrirten Frauen-Zeitung“ erscheinen jährlich 24 Unterhaltungs-Kummern zu je 2 bis 2 1/2 Doppelbogen, 24 Moden-Kummern, 12 Schnittmuster-Beilagen und 12 farbige Modenbilder; vierteljährlicher Abonnements-Preis 2 M. 50 Pf. (1 Guld. 50 Kr., mit Postzusendung 1 Guld. 80 Kr.). Die Heft-Ausgabe bringt ferner jährlich 12 Kunstblätter „Bildermappe“; das Heft (24 jährlich) kostet 50 Pf. (30 Kr.). Die Ausgabe mit allen Kupfern (jährlich 36 farbige Modenbilder, 12 Kostümbilder und 12 farbige Kinderbilder) kostet vierteljährlich 4 M. 25 Pf. (2 Guld. 55 Kr., mit Postzusendung 2 Guld. 85 Kr.). Alle Buchhandlungen nehmen jederzeit Bestellungen an, mit Ausnahme für die Heft-Ausgabe auch alle Postanstalten.

# Farbige Seidenstoffe

ca. 2000 verschiedene Farben und Dessins — direct an Private — ohne Zwischenhändler:

- Farbigseidene Taffete u. Ripse (ca. 300 versch. Farben) Mk. 2.45—3.55—5.50—8.65 per metre.
- Farbigseidene „Failles Françaises“ (ca. 100 versch. Farben) Mk. 4.50 u. 7.90 per metre.
- Farbige Seiden-Atlasse (ca. 90 versch. Farben) Mk. 1.75 u. 3.35 per metre.
- Farbige Satins Duchesse (ca. 100 versch. Farben) Mk. 5.90 u. 9.45 per metre.
- Farbige seidene Surahs (ca. 150 versch. Farben) Mk. 2.80—5.45—6.45 per metre.
- Farbigseidene Satins merveilleux (ca. 250 versch. Farben) Mk. 3.55—4.50—5.90 per metre.
- Farbigseid. Taffete u. Ripse für Fahnen u. Steppdecken 125 cm. br. Mk. 11.80 u. 14.80 per metre.
- Farbige Steppdecken-Atlasse (ca. 15 versch. Farben) Mk. 2.35—4.30—5.45 per metre.

- Rohseidene Bastkleider (ganz Seide) per Robe, Mk. 16.80—22.80—28.00—34.00—42.00—47.50.
- Echt indische Foulards imprimés (ca. 150 versch. Dessins) Mk. 1.90—3.85—4.65—5.45—6.25 per metre.
- Einfarbige Seiden-Damaste (ca. 130 versch. Farben) Mk. 5.45—7.80—10.25—13.45 per metre.
- Zwei- u. dreifarbige Seiden-Brocates (ca. 45 versch. Dispos.) Mk. 9.45—10.25—12.40 per metre.
- Farbigseidene Grenadines (ca. 70 versch. Farben) Mk. 2.35—3.90—7.70—13.45 per metre.
- Gestreifte u. karrirte Louisine-Seide (ca. 180 versch. Dessins) Mk. 2.95—4.25—4.85—5.15 per metre.
- Gestreifte u. karrirte Seidenstoffe (ca. 250 versch. Dessins) Mk. 1.35—1.80—2.20—2.75—3.55—3.95—4.95—5.90—6.65 per metre.
- Farbige Lyoner Seidenplüsch u. Sammete (ca. 90 versch. Farben) Mk. 6.10—6.90—7.80 per metre.

porto- und zollfrei in's Haus geliefert ohne irgend welche Nachzahlung nach Deutschland und Oesterreich-Ungarn. — Muster umgehend.

Briefe nach der Schweiz kosten 20 Pf. Porto.

## G. Henneberg's Seidenstoff-Fabrik - Dépôt in Zürich (Schweiz).

Königl. u. Kais. Hoflieferant.

Eigene Speditionshäuser für Deutschland: in Lindau — für Oesterreich-Ungarn: in Bregenz.



Anzeigen

falls solche nicht als für die „Illustrirte Frauen-Zeitung“ ungeeignet von uns angefordert werden sollten...

Bureau, sowie in den Expeditionen der Illustrirten Frauen-Zeitung zu Berlin W., Potsdamer Straße 98...

Plüsch, Krimmer, Pelzbesatz, Federbesatz in allen Farben. Sämmtliche Artikel zur Damen-Schneiderei...

Angef. u. fertige Buntstickereien, Stickarbeiten etc., Stickmaterial, bei G. Schw. Kottler, Wien IX, Sickensteinsir. 63.

Damentuch nur vorzüglichster Qualität versendet jedes Maß. Muster frei. Paul Krappé, Weidung i. Eoschen.

Friedrichstr. 82a. Zwischenbehrenstr. u. d. Linden. H. V. HÖVELL, Königl. Hoflieferant, Berlin. Feinste Confitüren für Gesellschaften, Theater und Bälle.

Echtes Linoleum (Kork-Teppich). Billigste Bezugsquelle im Fabrik-Dépôt von Julius Henel vorm. C. Fuchs, k. k. u. k. Hoflieferant, Breslau.

„Monopol-Seide“

Table with 5 columns: Qual., Breite, Gewicht von 1 qdm., Feuchtigkeits-Wärme, Wasserlösliche Stoffe. Includes analysis by Dr. C. Bischoff.

Nur direct und nur echt, wenn auf der Kante eines jeden mètre eingedruckt ist: G. HENNEBERG'S „MONOPOL“.

G. Henneberg's Seidenstoff Fabrik-Dépôt Königl. & Kaiserl. Hoflieferant Zürich

Kunstgewerbliches. Siehe Seite 365. E. C. Busch, vormals Paul Stoß & Co., in Berlin, Friedrichstr. 71.

Otto Fritzsche, Atelier für Kunstgewerbe in München. Servitisch in Nagbaum M. 100, in Eichenholz M. 90.

DENK'S Kreuzstich-Monogramme 12 Hefts (à 4 Blatt) von AA-ZZ. 3 fl. 6. W. = M. 5. Einzelne Hefts (23 Monogramme u. 1 Krone) 30 kr. = 30 Pfg. zu haben bei Hans Denk, Wien I Goldschmidtplatz 7.

Federbesatz, gewicht. 1. Qualität, dunkel u. mittel Farben. 6 cm. breit M. 1.80 per 1000 Nadeln...

Fritz Borstell's Lesezirkel verbunden mit der Nicolaischen Buchhandlung in Berlin. C. Brüderstr. 13 und W. Potsdamer Str. 123b. Größtes deutsches Bücher-Leih-Institut...

Jugendbrunnen. Alte Reime mit neuen Bildern von Fedor Flinzer. Für Kinder von drei bis zehn Jahren. In elegantem Einband mit farbigem Umschlag. Preis: 4 Mark.

- Inhalt. 1. Hör' doch, mein Kindchen, was ich dir will singen. 2. Eio popelo, was ruckelt im Stroh?...

Dieses neue Bilderbuch enthält auf 24 Blättern feine colorirte Illustrationen zu den oben genannten Kinder-Reimen...



3. Rink, Spigen-Manufactur Berlin, Jägerstraße 23. Größtes Lager sämtl. Spigen u. Spigenartikel. Kredit und Imitation. Spigenconfection, Spigenwäpche, Ausbesserung, Application.

Warum sind die Ritterschen Patent-Steinbaukästen so beliebt? Warum werden sie von den Kindern allen anderen Spielen vorgezogen? Die Erklärung hierfür findet man in den jährlichen Gutachten angelegener Pädagogen...

Jede Dame ist im Stande ausreißende gepunzte Federarbeiten als schöne Geburtstag- und Gelegenheitsgeschenke herzustellen. Werkzeugkasten mit Anleitung und Vorlagen hierzu, Preis M. 6, M. 10 u. M. 15, sowie Holz- und Federbrandapparate, Preis M. 20 u. M. 25...

Bronzirapparat. Unentbehrlich für jeden Haushand. Ein eleganter Kasten, Bronzirmeister gefertigt, enthaltend Bronze und verschiedene Utensilien, welche es Jedermann ermöglichen, beliebige Gegenstände aus Holz, Eisen, Stein, Gyps etc. (Spiegel- und Bilderrahmen, Gyps- und andere Figuren, Lampen, Körbchen, Blumen, Vasen, Stoffe etc.) selbst zu vergulden und zu verchromen...

Clemens Müller, Dresden-N. Nähmaschinen-Fabrik \* gegründet 1855. empfiehlt in vorzüglichster Ausführung die hochartigen neuen Nähmaschinen für Haus und Gewerbe. Vorteile: Sehr leichter geräuschloser Gang, unübertroffene Leistungsfähigkeit, gediegene hochelegante Ausstattung.

Die Gartenlaube das weitaus verbreitetste und zugleich billigste deutsche Volks- und Familienblatt. In den meisten deutschen Häusern längst eingebürgert u. als werthvolles Besitzthum v. Jahr zu Jahr gesammelt...



Gratis-Probe-Nummer auf Verlangen von jeder Buchhandlung, eventuell von der Expedition von „Ueber Land und Meer“ in Stuttgart direct und franco.

Alle 8 Tage eine Nummer von mindestens 2 1/2 Bogen grösst Folio. Vierteljährlich (13 Nummern) Preis M. 3. —

**Soeben beginnt ein neuer Jahrgang der Grossfolio-Ausgabe von**

# Ueber Land & Meer

Der neue Jahrgang bringt zunächst zwei grossere Romane: „Dunst“ von Karl Frenzel, welcher die soziale Bewegung zum Ausgangspunkte nimmt, und von dem so schnell berühmt gewordenen Autor den sich über das Leben des verewigten Königs Ludwig II. handelnde „Gregor Samarow, „Gipfel und Abgrund“ Roman von Gregor Samarow, „Erlachhof“, anreihen wird. Ausserdem weitere vielseitigste und beste Unterhaltungs- und Bildungslektüre in bekannter Fülle, geschmückt durch eine grosse Zahl brillantester Illustrationen.

Abonnements-Annahme täglich bei allen Buchhandlungen, Journal-Expeditionen und Postanstalten.

Alle 14 Tage ein Heft von mindestens 5 Bogen grösst Folio. Preis pro Heft nur 50 Pfennig.

### Steinbankasten

echte Richterische, sind in allen feineren Spirituosenhandlungen bei 30- und Ausverkauf vorräthig.

**Gurrah!**

die berühmten, Wollfleider à Robe von 10 Meter in elegantem Carton verpackt Mark 4 sind wieder da. Muster franco!

Eugen Zimm, Köpferstr.

### Feine Sockfaden

zum Hemden und Höschen, sowie angelegte, Sammetfaden zur Prismatin (Braut) Mäntel, haben hierzu und sämtliche Materialien im Vorrath.

G. H. Koll in Halle a. S.

Illustriertes Preiscurant gratis und franco.

Unsere soeben veröffentlichten

## Lager-Katalog IX

118 Seiten Lexikon-Octav mit 194 wohlgelegenen Abbildungen in Zinkographie und Photogravüre

versenden wir nur auf Verlangen gegen Einsendung von Mk. 3.—, welche wir bei einer Bestellung im Betrage von Mk. 25.— ab voll in Anrechnung bringen.

In Folge seiner Reichhaltigkeit und der ungewöhnlichen Menge guter Abbildungen ist der Katalog ein Nachschlagewerk von bleibendem Werth.

Unsere Lager-Kataloge VII und VIII versenden wir gratis, wie bisher, soweit die Vorräthe reichen.

**AMSLER & RUTHARDT**  
Kunsthandlung,  
Berlin W., Behren-Strasse 29a.

### Für Damen

Verbesserte Hygiene- (Holzwolle-) Binden, zweckentsprechende u. billige Aufhängeschiffe, vor Nachahmung geschützt, ästhetisch und in sehr weiten für empfindliche Damen. Mk. 1.80, 11a Quat. (nicht käuflich) Mk. 1.20 pro Dtzd., Quat. dazu 50 Pf., 8. 10 Dtzd. Binden 33 1/2% Rabatt. Besondere Binden mit Gummiboden (Jammertampfen) (Fabrikat) Mk. 1.50 u. Dtd., Emil Schäfer, Verbandstoff-Fabrik, Chemnitz.

## Illustrirte Zeitschrift für die deutsche Familie.

# Universal

Monatlich 2 reich illustrierte Hefte. Jedes Heft nur 50 Pfg. — 30 Kr. ö. B. — 70 Cts.

Musterhafte Ausstattung. Fesselnde Unterhaltungslectüre. Interessante Aufsätze aus allen Gebieten der Literatur, Kunst u. Wissenschaft. Nur Originalbeiträge der besten und beliebtesten Schriftsteller und Künstler. — Jedes Heft drei besondere Kunstbeilagen, wovon eine Lithographie von hervorragendem Werthe.

Das erste Heft ist erschienen und wird zur Ansicht frei ins Haus geliefert. Novellen von W. Berger, W. Jensen u. s. w. u. s. w. „Sorinde“. Eine neue Novelle von Ernst Eckstein.

Abonnements bei allen Buchhandlungen und Postanstalten.

Soeben erschien: *Der Unterrichtsstoff für das erste Schuljahr, nach Wochen und Stunden methodisch geordnet von Dr. Ferd. Otto,* ord. Lehrer an der Charlottenh. in Berlin. Preis brochirt Mk. 1.20, gebunden Mk. 1.60.

Eltern, Hauslehrer und Erzieherinnen, welche ein geistig vorgeschrittenes aber noch nicht schulmässiges Kind beschäftigen wollen, dürften obige Schrift freudig begrüßen. Das Buch will es jeder gebildeten Mutter ermöglichen, ihr Kind so zu fördern, daß es in seiner geistigen Entwicklung nicht zurückbleibe; dazu schreibt es nicht nur vor, was gelernt werden soll, sondern enthält auch die zu befolgende Methode.

Vorläufig in jeder Buchhandlung. Berlin. G. Grote'scher Verlag.

# Bunte Welt

Farbenprächtige Illustrationen. Reicher und interessanter Inhalt. Unerreicht billiger Preis.

Das schnell beliebt gewordene Familienblatt „Bunte Welt“ erscheint in Wochennummern mit je 3 bis 4 in Farben ausgeführten schönen Illustrationen. Preis pro Quartal 1 Mark 80 Pf. (oder in 14tägigen Heften à 30 Pf.) Die „Bunte Welt“ ist durch alle Buchhandlungen, Postanstalten (Postzeitungskatalog Nr. 1044a) und Zeitungspediteure zu beziehen. Probenummer vorräthig.

Expedition der Bunte Welt in Berlin W., Mohrenstrasse 33.

Kaschmir, Tricots, Tuche, Beiges, Lama, Flanel, Luisine.

## Alwin Tietze, Greiz.


Bekannte, solide Bezugsquelle in

### Damenkleiderstoffen

für Ball, Promenade und Haus-passend und in nur streng realen reinwollenen Qualitäten.

Directer Versand an Private nach Musterwahl. Muster franco zu Diensten.

Kreps, Piqué, Confectionstoffe, Bison, Chevron, Cheviots, Tibets, Neuheiten etc.



„Was erhält die Gesundheit?“ „Ein tägliches Bad!“ „Weshalb badet man so selten?“ „Weil bisher kein praktischer Badeapparat existierte!“

Wer sich einen solchen neuerfindenen Wohlthunenden Badeapparat erwirbt, kann sich ohne Mühe und Kosten täglich warm baden. In einem Bade gehören 5 Kubel Wasser und 1 Kilo Kohlen. Ein jeder, der dies liebt, verlange per Postkarte ein ausführliches illustriertes Preiscurant gratis und franco.

**L. Weyl,**  
Berlin W., Leipziger Strasse 41.  
Badebännen mit und ohne Heizvorrichtung. Auch gegen Monatsabgaben.

Vollständige Einrichtungen und einzelne Utensilien für Oel-, Aquarell-, Porzellan-, Pastell-, Gouache-, Majolika- und Bronzemalerei. Staffeleien, Malleinwand, Pinsel, Firnisse. Neueste Malvorlagen in Blumen, Vögeln, Landschaften, Holzbrandapparate, Gummiknetmasse. Aufträge von 20 Mk. an franco.

## Keltz & Meiners, Berlin W., Leipziger Strasse 10

en gros Kunst-Materialien-Magazin en detail.

Holz- und Terracotta-Gegenstände zum Bemalen. Bronzeleinwand in Gold-, Silber-, Kupfer- u. Grünbronze für Ofenschirme (Paravents), Wandteller etc. Zeichenmaterialien. Skizzenbücher. Reisszeuge. Zeichenvorlagen. Ausführliche illustrierte Preisliste gratis u. franco.



Viele Neuheiten in Schuss-Waffen. Hipolit Mehles, Waffenfabrik Berlin W., Friedrichstrasse 159.

Vorgezeichnete und angefangene Stickereien: Hüften-, Servirtisch-, Nähtisch-, Gartentisch, „Wiegen“ und „Wagendecken“, Tablett-, Tisch- und Sophaläufer, Handtücher, Wäglige- und Kinder-Sachen, Schürzen, Nacht-, Wand-, Klammer-, Schuß-, Schlittschuh- und Kessels-Laschen etc., Wolkgarnituren, Wand-schauer etc. u. s. w. schmausvolle Muster, billigst berechnet.

**Wolff & Lucius, Leipzig,**  
Thomasp. 1, an der Markt- u. Peterstr.-Ecke.

Neu! Unentbehrlich Neu! **Damen-Schneiderei!**

Sind die von mir erfundenen Damen-Figuren aus spanischem Leder, eine Figur, wie nebenstehende Zeichnung, auf dreifach, vierfach, fünf- bis sechsfach stellen, höher, tiefer, breiter, schmaler, ohne Ständer, „6“ 12 Rodieren ohne Taille „9“ dieselben auf Ständer zum hoch und niedrig stellen „8“ Verstellbare Rodformen ohne Taille, nach Belieben eng und weit zu stellen dieselben auf Ständer zum hoch und niedrig stellen „12“ Umwechseln von der Berliner Schneller-Akademie im Neuen Saal.

Carl Schmidt, Berlin O., Gröbner Weg 15, 1. Illustr. Preiscurant gratis und franco. Versandt per Post geg. Nachn. Emball. gratis.

Unentbehrlich für jede Dame und Hausfrau ist **Vorwerk's Patent-Rod- u. Kleider-Gurt.**

Derselbe erleichtert ungemein die Anfertigung von Unterröcken und Kleidern und spart beidem und anstehend über den Hüften. — Der Gurt ist mit Unterlutter in einem Stück rundgewebt und giebt ein taubelloses Hozen. Er zeichnet sich durch große Haltbarkeit und Preiswürdigkeit aus und ist besonders den Hausfrauen zum Verlängern und Ausbessern eines unrenn schadhaft gewordenen Kleidungsstückes zu empfehlen. — Der Patent-Gurt wird bereits seiner praktischen Eigenschaften wegen von den meisten Spitzen-Fabrikanten für bessere Qualitäten Unterröcke angewandt. — Will man daher sicher gehen, beim Einkauf eines fertigen Unterröckes einen solchen, gut stehenden Rod zu erhalten, so fordere man einen solchen mit Patent-Gurt.

Der Artikel ist in fast allen Handlungen vorräthig. — Jedes Vasent trägt die Inschrift: „Vorwerk's Patent-Gurt.“

Tricotés, Panamas, Cheviots, Flanelle zu Promenaden, Borgentleiden und Regenmänteln in neuen Mustern, jedem beliebigen Quantum zu Fabrikpreisen. — Reichhaltige Musterwahl franco.

**R. Rawetzky, Commerfeld 1. 2.**

Seidel & Naumann's Deutsche Universal-Nähmaschinen (System Singer) sind die besten Maschinen der Welt.

Der Knopfloch-Apparat, mit dessen Hilfe man per Tag 1000 Knopflocher in überraschend accurater Sauberkeit herstellen kann, macht sie zur vollkommensten Familien-Nähmaschine.

**Seidel & Naumann's Stopf und Stick-Apparat.**

ist eine höchst praktische und angenehme Zugabe; er sticht mit Leichtigkeit die schwierigsten Verzierungen in Tischdecken, Rückenklissen etc. und stopft schadhafte Wäsche so exact, wie es die Hand nicht herstellen kann. Reflektanten, die diese Maschinen in Nähmaschinen-Niederlagen nicht erhalten können, wollen sich direct an die Fabrik wenden. — Knopfloch-, sowie Stopf- und Stick-Apparate ohne Maschinen geben wir nicht ab. Jede echte Seidel & Naumann-Nähmaschine trägt in der Fabrikmarke die volle Firma.

**Seidel & Naumann, Dresden,**  
Nähmaschinen-Fabrik und Eisengiesserei.  
1000 Arbeiter. Jährliche Production 80,000 Maschinen.

## Schwarze Crefelder Seidenstoffe

direct aus der Fabrik ohne jeden Zwischenhandel.

Faille, Satin merveilleux, Rips, Velours Ottoman, Satin de Lyon, Satin luxor, Atlas, Satin duchesse, Armure, Drap de Soie, Faille française etc.

in einzelnen Kleidern zu billigsten Fabrikpreisen

**direct an Private**

Wir garantiren, dass unsere sämtlichen Fabrikate, aus absolut reiner Seide in echtestem Schwarz ohne jede Farbbeschwerung in eigener Fabrik hergestellt werden.

Unsere Seidenstoffe sind in Folge dessen ausserordentlich dauerhaft und prächtig. — Man wende sich wegen Zusendung der reichhaltigen Muster-Collection an:

**Die Seidenwaaren-Fabrik: von Elten & Keussen, Crefeld.**



Illustrirte  
**Frauen-Zeitung.**

Fr. 22, 1. Blatt.

Monatlich zwei Nummern.  
Vierteljährlich 2½ M. = 1½ Guld.

Berlin, 16. November 1886.

(Ausgabe mit allen  
Kapiteln: 4½ M. = 2 Guld. 55 Kr.)

XIII. Jahrg.



KRONPRINZESSIN ISABELLA VON BRASILIEN.



## Eine ungarische Melodie.

Novelle von Marie Giese.

(Schluß.)

**D**ur muthig vorwärts!“ wiederholte Malwina eine Stunde später, als sie sich wieder in die beiden Tongebilde vertiefte, die sie immer nur in der Einsamkeit ihrer Dämmerstunde spielte. War es nur das Streben, die ihnen innewohnende Poesie durch die höchsten Mittel äußerer Meisterschaft zum Ausdruck bringen zu lernen, welche dies Studium zu einer Quelle räthselhafter, leidgemischter Freuden für sie machte, oder waren mit ihnen Empfindungen verwachsen, die sie nicht klar zu ergründen vermochte, die sie sich nicht zu gestehen wagte? Die Dankbarkeit, so dachte sie zuweilen mit einer Art Erleichterung, ist ein tiefes, starkes Gefühl, und wenn gebührt sie wohl mehr als jenem Fremden, der ein so edles, selbstloses Werk an mir gethan hat? Dazu meine Bewunderung für seine hinreißende Kunst, und dann das Mitleid, — ja, Mitleid, — denn sagte er nicht: „Auch ich weiß, was Leiden heißt!“ Bewunderung, Mitleid, Dankbarkeit, — genug, um sein Andenken nicht in mir erlöschen zu lassen! — Es besremdete sie wohl oft, daß sein Name nicht über ihre Lippen wollte, so sehr sie sich auch sehnte, die Thüren, welche den Künstler ganz vergessen zu haben schienen, zu einem Gespräch über ihn zu veranlassen; allein sie brachte den Grund dieser sonderbaren Scheu in Zusammenhang mit dem Schweigen, das sie versprochen hatte über sein Spiel der Sonate und mit ihm über seinen Besuch zu bewahren. Aber dazwischen lagen Zeiten, in denen diese tröstlichen Betrachtungen einer unfäglichen Unruhe des Herzens wichen.

„Sieh' hier das letzte Stengeltchen Reseda!“ sprach eines Tages Franziska, als sie beim Beginn des Winters die letzten Bestandtheile ihres Balcongärtchens in's Zimmer schafften und in den Fensternischen unterbrachten. „Gieb, bitte! Oder nein,“ rief Malwina und wandte sich ab, weil sich Thränen in ihre Augen drängten, „laß es leben, so lange es mag!“

„Ja, lassen wir es leben zum Andenken an den schönen, sonnigen Herbst!“

Ach, dieser Herbst! Und nun segte der Sturm verdorrte Blätter und Schneeflocken zur offenen Thür herein, um ihr zu sagen: Solch eine Zeit lehrt niemals für Dich wieder! —

Eines Abends rief eine collegialische Pflicht sie und die drei Uebrigen in ein Concert, zu dem eine Menge Billets unvertauscht geblieben und an verschiedene Musikschulen gesandt worden waren. Der Weg führte am Wintergarten vorüber, und um einem wilden Schneestöber zu entgehen, schlüpfeten sie in die hellerleuchtete Vorhalle.

„Wo unsere Zigeuner heute Abend wohl spielen mögen?“ sprach Hermann, indem er durch die großen Glashüren in den Saal blickte. „Vielleicht in London oder Paris, wenn der alte Fortlās inzwischen nicht gestorben ist.“

„Oder sie haben sich mit ihrem Gelde in ihre Nester im Tatra-Gebirge zurückgezogen und leben dort con amore,“ erwiderte Salewski.

„Aber doch nicht unser Arrany! Der ist für solche Art dolce far niente schon verdorben!“

„Keineswegs! Auch für ihn giebt es in der Welt nichts Schöneres.“

„Woher weißt Du das so genau?“

„Aus dem Vizt'schen Werke, das ich gegen den Willen des Tyrannen lese.“

„Aber von Arrany Mör kann doch nicht die Rede darin sein?“

„Das nicht, allein es wird darin nachgewiesen, daß noch kein Zigeuner sich ganz zu einem cultivirten Leben bekehrt hat. Vizt selbst machte den Versuch mit einem jungen Rame, den er mit nach Paris nahm und dort Musik studiren und ein verfeinertes Leben führen ließ. Er bewährte sich in den Hauptsachen schlecht, und kaum sah er sein Ungarn wieder, so gesellte er sich zu der Zigeunerbande, der er einst angehört hatte, und verließ sie nicht mehr. Und selbst der große, weltberühmte Bihari, der ein eminentes Genie mit einer glänzenden äußeren Erscheinung verband und ein Liebling der vornehmsten Wiener Salons war, trennte sich nie ganz von seinen Stammesbrüdern, und sein Weib war eine schöne Zigeunerin.“

„Mag Alles sein! Aber für den Arrany Mör habe ich eine aufrichtige und warme Zuneigung! Ich möchte ihm wohl noch einmal im Leben begegnen.“

„Wir haben ihm ja das Wort gegeben, ihn zu einem Concert einzuladen, das wir auf unserer beabsichtigten Tournee da unten in Oesterreich geben wollen.“

„Wo aber ihn finden?“

„Das ist die Sache! Ich habe vergessen, ihn um seine Adresse zu bitten. Aber was fällt uns ein, daß wir uns hier festreden? Wir müssen spornstreichs in's Concert, ob es schneit oder regnet! Vorwärts, meine Damen!“

„Laß uns eilen, Malwe!“ sagte auch Fränzchen, ihren Hut fester bindend. „Du frierst, wie mir scheint. Hier, nimm mein Tuch, das ich zum Ueberfuß mitgenommen habe. Du bist blaß, wie eine Schneeflocke! Wenn Du Dich nur nicht schon erkältet hast!“ —

Spät Abends nach der Heimkehr ihrer Schutzbeholdenen fiel Tante Zettchen, als sie sich aus der Küche in ihre Schlafkammer zurückziehen wollte, im Hintergrunde des Corridors ein Lichtschimmer auf. Er kam durch eine Ritze der Musikzimmer-Thür. Sie öffnete diese und schlug ärgerlich die Hände zusammen. „Malwina, Mädchen, was treibst Du da? Von jetzt an werde ich ohne Gnade jeden Abend um elf Uhr Deine Lampe ausdrehen! ... Mein Himmel, sie liegt auf den Knien, den Kopf auf dem Sopha, und schläft! Das arme Ding hat gebetet, das sieht man an den festgehalteten Händen, und dabei sind ihr vor Müdigkeit die Augen zugefallen. Na, Kind, ich bete auch für Dich, wenn auch nicht außer der Zeit ... Malwina, sieh' auf, es ist gleich Mitternacht!“

Sie öffnete schlaftrunken die verweinten Augen und raffte sich vom Boden auf. „Ach, Tante, verzeih!“

„Ich bin ja nicht böse, daß Du mich so geängstigt ansiehst. Aber jetzt marsch in's Bett! Ich werde Dir helfen, damit Du schnell aus den Kleidern kommst!“

„Ja, gute Tante, hilf mir! Ich bin so müde!“

9.

„Was ich in diesem Augenblicke von Euch denken soll, weiß ich nicht!“ rief eines Morgens, ernstlich erzürnt, Tante Zettchen. „Es scheint mir, daß Euch in Euren höheren Regionen der gesunde Menschenverstand etwas verloren geht. Verlangen diese Quälgeister, ich soll mit ihnen zwei Tage vor Weihnacht, wo jede gute Hausfrau alle Hände voll zu thun hat, in die Stadt gehen und Malwina's Concert-Kleid kaufen, was doch nicht die geringste Eile hat, da die Schneiderin es erst nach dem Fest machen kann. Was murmelt Ihr da vom Herrn Professor? Dem ist es vollständig gleichgültig, wann und wo Ihr Euren Staat kauft. Mit solchen Grübeln bleibt mir zu Hause.“

„Es ist am besten, wir schenken Tante Zettchen reinen Wein ein, anstatt noch lange um den Berg zu gehen,“ sprach Franziska. „Also die Sache ist folgende: Malwina fürchtet, daß er die Absicht hat, ihr ein Kleid zu schenken, und will dem vorbeugen.“

„Sie ist nicht geistes, sich so etwas einzubilden!“

„Doch, Tante,“ entgegnete Malwina. „Er fragte gestern, ob ich auch an meine Concert-Toilette dachte, und als ich ihm sagte, daß wir uns für ein Kleid von weißem Kaschmir entschieden hätten, meinte er, es müsse Seide sein, und er wolle morgen noch mit mir darüber sprechen. Mir ahnt nun, daß er mir irgend einen prächtigen Stoff schenken wird, und da ich ein solches Geschenk nicht annehmen kann und will.“

„Nein, nein, das ginge zu weit!“

„So werde ich mir ein einfaches weißes Seidenkleid kaufen müssen, das sich später noch auffärben und für weitere Concerte verwenden läßt.“

„Mädchen, wo willst Du hinaus? Denkst Du nicht daran, daß wir Alle, wie wir hier stehen, aus der Hand in den Mund leben und Almosen annehmen müssen oder unter die Stadttarren gehen, wenn wir einmal krank werden und nichts erwerben können?“

„Liebe Tante, kennst Du mich als leichtsinnig?“

„Bis jetzt nicht, aber dies ist der Anfang!“

„Nein, sondern ich bin zu stolz, um in einem Kleide zu prunken, das ein Anderer für mich bezahlt hat!“

„Dieser Mann mit seiner großen Güte, diesmal ist er im Unrecht!“ wehlagte Tante Zettchen.

„Komm, Tante, und hilf mir etwas Gutes und nicht zu Theures ausfinden!“

„Du siehst die Dinge in einem etwas zu schwarzen Lichte, beste Tante,“ nahm Franziska wieder das Wort. „Wir haben alle Aussicht, ein gutes Theil Billets zu Malwina's Concert zu verkaufen. Die vielen Bekannten des Professors werden es schon um seinetwillen besuchen, und zwei junge Cledimmen der berühmten Musikschule, die sich zum ersten Male hören lassen, ziehen wohl auch aus Neugierde Manchen hinein. Hier, liebe Malwe, stelle ich Dir mein ganzes augenblickliches Baarvermögen, dreißig Mark, zur Verfügung.“

„Als Darlehn nehme ich sie dankbar an.“

„Und ohne Zinsen!“ lächelte Fränzchen. „Es bleibt ja in der Verwandtschaft. Aber es klopft! Gewiß der Briefträger!“

Sie öffnete die Corridor-Thür nur einen Spalt, ohne die Sperrkette fortzuziehen, und nahm ein Zeitungsblatt in Empfang, das Jemand hineinsteckte und wieder davoneilte. „Salewski's Schrift! Ach, die Concert-Anzeige! Hier neben dem dicken rothen Strich steht es Schwarz auf Weiß. Kommt und seht!“ Sie breitete die Zeitung auf dem Küchentische aus, und sie lasen schweigend die Ankündigung.

„Mir wird plötzlich ganz bekommen zu Ruche,“

murmelte Fränzchen. „Da fordern wir die Menschen auf, sich vor uns zu versammeln und sich für theures Geld an unseren Leistungen zu erfreuen! Es ist doch sehr kühn, sehr anspruchsvoll!“

„Nur wenn wir nicht halten, was man von uns erwartet!“ erwiderte gelassen Malwina. „Und welcher Lohn, wenn wir in demselben Matthe Lob ernten! Das klingt dann wieder in die Stadt, in's ganze Land hinaus, und wir gewinnen Freunde, ohne es zu wissen. Das ist ein Stolz, ein Glück, das nur wir Künstler kennen.“

„Aber sage, werden Dir bei dem Gedanken an das Publicum nicht die Hände kalt, und bekommt Du kein Herzklopfen, wenn Du an die Ungunst und die Strenge der Kritik denkst?“

„Nein, das Alles schreckt mich nicht, und Gott wird geben, daß mein Muth mich nicht verläßt. Das ist mein tägliches Gebet!“

„Du verstehst es, durch Dein Beispiel Andere zu stärken! Mir wird wieder ganz leicht um's Herz!“

„Die Kunst, die Kunst!“ murmelte Tante Zettchen. „Wenn man es recht bedenkt, so ist es eine einzige Angst von Anfang bis zu Ende. Aber jetzt steht nicht länger müßig da! Ihr seht doch, daß ich mit Euch gehen und das seidene Kleid kaufen will. In fünf Minuten müßt Ihr bereit sein.“

„In die Stadt, in das Land, in die Welt hinaus wird es fliegen,“ dachte Malwina, still auf das Blatt blickend. „Nur ihn erreicht es nicht, — von Allen ihn allein nicht!“

Am Nachmittage erhielt sie einen Brief von dem Professor, begleitet von einer Rolle, die einen theuren Seidenstoff in schöner, mattröja Farbe enthielt. Er schrieb: „Das Publicum ist gewohnt und liebt es, auch auf dem Podium der Concertsäle Glanz zu sehen; darum sollen Sie glänzen. Dies ist der Wunsch Ihres stets für Ihr Wohl sorgenden Lehrers.“

Noch in derselben Stunde machte sie sich mit der Sendung nach seinem Hause auf. Er war ausgegangen, wie ihr seine Schwester, ein ältliches Fräulein, die seine Häuslichkeit leitete, in kühlem Tone sagte. Da sie diesen Fall als möglich vorausgesehen hatte, händigte sie derselben zugleich einen Brief ein, mit der Bitte, ihm Beides bei seiner Zurückkunft zu übergeben. Von einer Last befreit, doch ohne ein leichtes Herz, kehrte sie heim. Das beabsichtigte Geschenk war ein Glied mehr in der schweren Kette, die sie an den gefürchteten Mann fesselte, und die sie längst zu Boden gezogen hätte, ohne das Gegengewicht des neuen Empfindungs-Reichtums in ihrem Innern. Aus ihm schöpfte sie die Kraft, sich ohneanken aufrecht zu halten.

10.

Jeder in seiner Weise, hatten die Beteiligten ihre volle Schuldigkeit zur glücklichen Lösung der schweren Aufgabe gethan und durften dem großen Abend mit diesem beruhigenden Bewußtsein entgegensehen. Die Probe im Concertsaal fiel zur Zufriedenheit des Professors und der übrigen Lehrer aus. Alle äußeren Schwierigkeiten hatte Hermann im Vereine mit Salewski beseitigt. Nachdem in den Musikalien-Handlungen über hundert Billets verkauft worden waren, riefen jene Beiden ihre Hülfstruppen aus den verschiedenen Musikschulen zur Abnahme von einigen hundert Freibillets auf und gewannen sich endlich durch geschickte Vertheilung des großen Restes für die hinteren Reihen des Zuhörerraumes ein gewählteres Publicum, als man gewohnt ist, bei ähnlichen Gelegenheiten in jener Region zu finden. Zu der Arena, in der seine Schülerin ihre ersten Lorbeeren erringen sollte, hatte der Professor den vornehmsten Concertsaal der Stadt ersehen, einen länglichen, in den edelsten Verhältnissen gehaltenen und durch eine vorzügliche Akustik ausgezeichneten Raum. Die Eingänge für das Publicum lagen an der einen Schmalseite; am entgegengesetzten Ende des Saales, stark erhöht, befand sich das große, auch für Orchester-Aufführungen berechnete Podium, auf das sich in der Hinterwand eine breite, von einem dunklen Vorhange halbverhüllte Thür öffnete. Eine zweite, kleinere Thür befand sich in einer der Ecken. Vom Vordergrunde aus in mehreren stagen Absätzen aufsteigend, bildete das Podium gleichsam eine Terrasse, auf deren unterster der Concertflügel stand. Es war ein verhältnißmäßig weiter Weg, den die Solisten zurücklegen mußten, um aus der Hauptthür bis zum Vordergrunde zu gelangen, — den „Martersteig“ nannten sie ihn in vertraulicher Rede, und nur wer das Rüstzeug eines ungewöhnlichen Muthes mitbrachte, war im Stande, diesen Steig ohne banges Herzklopfen zu gehen.

Auf diesen anspruchsvollen Schauplatz richteten sich erwartungsvoll die Blicke der Menschenmenge, welche an dem Concert-Abend den Saal füllte. Die Empfindungen, mit denen sie den kommenden Dingen entgegenzusehen, waren sehr gemischter Art, und einem Beobachter hätte sich hier günstige Gelegenheit zu physiognomischen Studien geboten. Da sah man in den



vorderen Reihen, durch die leidige Pflicht hierher gerufen, die Recensenten, mit den gleichmüthigen oder gelangweilten und abgepannten Mienen, an allen Ecken und Enden musikalische Dilettanten, die sich voller Selbstbewußtsein und Rücksichtslosigkeit bereit hielten, ihren Urtheilspruch, — zum Glück nur mit der Zunge, — zu fällen; dann die Kunst-Eleven, der Mehrzahl nach mehr neugierig erregt, als vom esprit de corps befeelt, dazu eine Menge Solcher, denen die Musik, wie der ganze Vorgang, nur eine angenehme Zerstreuung war, und endlich die Glücklichen, welche sie als eine erhabene Kunst verehrten und verstanden, ohne ein allzu scharfes kritisches Secirmesser an den Vortrag zu legen.

Die wenigen Minuten vor dem Beginn des Concertes benutzte das Publicum zum Austausch einiger Bemerkungen über die schon auf dem Podium befindlichen Personen. Diese waren Franziska, — anspruchlos, wie ein Waasblüthchen, im blaßrothen Mullkleide mit weißen Schleifen, — Hermann, der ihren Gesang begleiten sollte, damit Malwina nicht über die Kraft angestrengt würde, und Salewski in der Rolle eines dienstbaren Geistes für etwaige Unglücksfälle, zu denen das Zerreißen einer Saite gehört, welche schnelle Beseitigung erfordert. Das Stimmengesumme im Saal brach plötzlich ab, als um halb acht Uhr, genau auf die Secunde, die dunkle Portiäre im Hintergrunde des Podiums sich theilte und die Concertgeberin an der Seite des Professors erschien. Kein Händeklatschen, wie es die bewunderten Lieblinge des Publicums beim Eintritt willkommen zu heißen pflegt, auch nicht das beifällige Gemurmel, welches den fremden Künstler begrüßt, der schon einen Namen mitbringt, ließ sich hören, sondern die schnell eingetretene Stille ging in Lautlosigkeit über, während sich jedes Auge mit Spannung auf das junge Mädchen heftete. Niemand ahnte, daß in dem Augenblick, als der lichtstrahlende Raum mit seinem Gewoge von Köpfen sich vor ihr aufthat, ein Juden durch ihren Körper ging, und daß ihr Begleiter das Wort: „Wuth! Wuth!“ flüsterte; denn jene Bewegung schwand ebenso schnell, wie sie gekommen war, und mit der ganzen vornehmen Grazie, die einen hervortretenden Zug ihrer Erscheinung bildete, und zu der das weiße Seidengewand mit seinem sanftesten Schimmer im schönsten Einklang stand, schritt sie, ohne zu zaudern, am Arme des kraftvollen Mannes, der die Menge mit selbstbewußter Sicherheit überblidete, den breiten Gang hinab, dem Vordergrunde zu, wo sie sich mit der Bescheidenheit, die ihrer Jugend geziemte, vor dem Publicum verneigte und ihren Platz am Flügel einnahm.

In diesen wenigen Minuten hatte sie die Sympathie einer großen Anzahl der Versammelten erweckt, und diese fragten sich mit stiller Besorgniß, warum sie wohl ein Werk von einer Tiefe, wie die Sonate, dem sie schwerlich würde gerecht werden können, auf ihr Programm gesetzt habe. Doch diese wohlwollenden Besürchtigungen sollten bald einer freudigen und großen Verwunderung weichen. Sie ward nicht durch die Kraft und Klarheit des Tones, überhaupt durch keine äußeren Vortragskünste hervorgerufen, nein, dies Alles verschwand unter dem geistigen Bilde, welches das Spiel vor den Hörern aufrollte. Es war eine Seelensprache, die durch ihr edles Pathos Anteilnahme forderte und dieselbe bedingungslos gewann, nicht die Wiedergabe von etwas Erlerntem, geschicht Abgelaushtem, wodurch ein Talent sich auf kurze Zeit den Anschein der Genialität zu geben vermag. Ganz aus dem Vollen schöpfend, ließ sie jenen majestätischen Strom von Poesie an den Hörern vorüber rauschen und brausen. Auf sich selbst zurückgeführt, vergaßen sie die Künstlerin, vergaßen den hohen Geist, welcher der Welt diese unvergängliche Schöpfung hinterlassen hat, — hingekommen von „der dunkeln Gefühlswelt, die im Herzen wunderbar schliefen“, und die durch die Zauberwelt der Töne jetzt in ihnen erweckt wurden.

Diesen höchsten Triumph der Kunst errang das junge Mädchen, das man mit so zweifelhaftem Vertrauen empfangen hatte, und als sie am Schluß, entgegengesetzt der Sitte, an ihrem Platze blieb, — von ihren eigenen Empfindungen übermannt, — rief ein rauschender Applaus sie an die Brüstung des Podiums, und in ihr Ohr fiel das Wort, mit dem man an dieser hervorragenden Kunststätte sehr vorzüglich umzugehen gewohnt war: „Bravo, bravissimo!“ Aber in diesem Falle ging von dem Rufe eine Wirkung aus, die ihm sonst nicht eigen zu sein pflegt. Als sich die Künstlerin mit dem Ausdruck innigsten Dankgefühles vor dem Publicum verneigte, rannen Thränen über ihre Wangen, ein Anblick, der die Menge rührte; soviel Natur und warme Empfindung lag in ihm.

Ihre Freunde auf dem Podium winkten ihr mit den Augen Beifall zu. Der Professor trat zu ihr, und indem er sich den Anschein gab, als richte er eine Frage an sie, die ein Notenhäft betraf, das er ihr geöffnet reichte, flüsterte er: „Sie haben mich glücklich

gemacht und das Publicum hingerissen! Nun führen Sie das Uebrige ebenso schön durch, und Ihr Ruhm ist gesichert!“

Wie anspruchslos, wie kindlich einfach spielte sie das Fied'sche Rotturmo, und entfaltete in den beiden Präludien von Chopin den ganzen Duft ihres Piano und die reizvollen Ton-Schattierungen, welche diese schwer-müthig-süßen Dichtungen nicht entbehren können, um die Sinne der Hörer zu bestriden. „Welch ein Beifall!“ murmelte Salewski, als sie geendet hatte, „und er ist echt, ganz echt! Es staunte ja Alles über ihre Fortschritte, aber diesen Zauber hat sie sich für heute Abend vorbehalten. Nun, Fräulein Fränzchen, thun Sie Ihr Bestes, die Reihe ist an Ihnen.“

„Laß mich das Lied begleiten,“ flüsterte Malwina Hermann zu, als er herantrat. „Es ist ein Lieblingslied von uns, und wir haben es oft geübt.“ Sie verständigte sich mit Franziska durch einen Wink, und sie begannen. Wie oft hatte man es nicht schon an dieser Stelle gehört, und nicht nur hier, sondern überall, wo man Lieder liebt. — Schubert's „Rauschendes Bächlein“, — und doch hieß es Jeder herzlich willkommen, denn das wahrhaft Schöne veraltet nie, und von dieser silberhellen, jugendfrischen Stimme feinfühlig gesungen, bewährte es seinen vollen Reiz, der noch erhöht ward durch die Begleitung, welche so leicht bewegt und lebensfrisch dahinflöß, daß die Melodie sich gleichsam auf ihren Wellen schaukelte.

„Ich danke Dir tausendmal, liebste Malwe!“ flüsterte die Sängerin bei dem warmen Beifall, den man ihr spendete, und als die beiden Mädchen einander die Hand reichten und herzlich drückten, schien Jeder diese kleine Scene ganz berechtigt zu finden und sich darüber zu freuen.

Bei zwei lieblichen Kinderliedern von Taubert und Robert Franz' wunderbar-poetischem „Voten“ kam Hermann zu seinem Rechte, und wer sein strahlendes Gesicht beobachtet hätte, als er sein Fränzchen nach ihrer so glücklich bestandenen Kunstprobe auf ihren Platz zurückführte, der wäre sicher auf die Vermuthung gekommen, daß zwischen ihnen noch andere, als künstlerische Interessen walteten. Aber ein „Accompagnateur“ ist kein Gegenstand der Aufmerksamkeit für das Publicum.

Als letzte Nummer des Programms hatte der Professor die Händel'sche Suite mit der Fuge aufgespart; wußte er doch nur zu gut, daß sie seiner Schülerin einen triumphreichen Abgang sichern würde. Er hatte nicht nur richtig gerechnet, nein, seine Erwartungen wurden noch übertroffen. Diese Fertigkeit, diese Ausdauer und mannhafte Kraft setzten ihn selbst so in Staunen, daß er durch Händel'schen in den Beifall einstimmt, der dem Vortrag folgte, und der einen fast leidenschaftlichen Charakter trug, da Eigenschaften, wie jene, auf Niemand ihre Wirkung verfehlen und auch der einfache Laie durch sie mit fortgerissen wird. Was aber wandelte das gefeierte Mädchen an, als sie, im Begriffe, das Podium zu verlassen, sich noch einmal dem Flügel zuwandte, um ihr Vatist-Tücheltchen, das sie auf ihm vergessen hatte, mitzunehmen? Sie senkte den Kopf und blieb, auf die Klaviatur blickend, stehen, während der Professor einige Schritte entfernt ihrer wartete. Auf den Tasten lag ein Reseda-Strauß, der einen mild-süßen Duft verbreitete, — konnte diese bescheidene Gabe aus Freundeshand die Ursache ihrer plötzlichen Selbstvergeffenheit sein?

„Kommen Sie, Wunderkind!“ sprach der Professor, ihr den Arm bietend. Diese Stimme rief sie schnell in die Wirklichkeit zurück. Sie ergriff den Strauß, drückte ihn leicht an die Brust und schritt neben ihrem Beschützer zu dem Ausgange hinaus. Aber kaum hatte die Portiäre sich hinter ihr geschlossen, so rief man sie durch Händel'schen wieder zurück, einmal, und zum zweiten Male.

„Nein,“ sprach der Professor, „jetzt ist es genug. Sie müssen endlich Ruhe haben!“

„Ich bitte Sie inständigst, hindern Sie mich nicht,“ entgegnete sie hastig und mit einem seltsamen Aufleuchten der Augen, „ich bin noch nicht zu Ende.“

Er glaubte, nicht richtig gehört zu haben, konnte aber nicht fragen, was sie meine, denn schon hatte sie den Vorhang zurückgezogen und ging wieder die Stufen hinab zum Flügel, wo Franziska und Hermann sie empfingen. „Es ist ganz recht, daß Du für den vielen Beifall noch ein Stück zugeben willst,“ flüsterte Hermann. „Aber nimm etwas Kurzes, denn Manche sind schon im Fortgehen begriffen. Was wirst Du spielen?“

„Eine ungarische Melodie!“ sprach sie, indem sie sich auf den Sessel gleiten ließ und über die Menge hinweg träumerisch in die Ferne sah, als ob sie einer Erinnerung nachginge, einem verschwundenen Bilde nachschaute. „Eine ungarische Melodie?“ murmelte Fränzchen aufhorchend, als sie begann. „Das ist ja die Zigeuner-Melodie aus dem Wintergarten! Und ach, wie sie spielt!“

Im Saale wurde es auf einmal wieder still. Wer stand, blieb stehen, die Uebrigen verharreten auf ihren Plätzen.

Sie spielte, — oder sang! Es war, als ob sich ein magnetischer Strom aus ihrem Herzen in ihre Fingerspitzen ergöffe und die Tasten erklingen ließ, — aus diesem siegesstolzen und doch so schwer betrübten, unruhvollen Herzen. Nicht allein der räthselhafte, phantastische Zauber jener fremden Weisen, nicht das leidenschaftliche Element, welches sie durchwog, an sich errang hier nach so vielen hohen Gaben klassischer Kunst noch seine Herrschaft über die Hörer. Nein, was sie unwiderstehlich machte, war der Ausdruck eigener Empfindung, den die Künstlerin jetzt frei walten ließ, wo sie sich nicht mehr durch die Pflicht gefesselt sah, einen anderen Geist, dem sie Ehrfurcht schuldete, reden zu lassen. Man fühlte und verstand, daß sie in diesen tieferegreifenden Tönen sich selber spielte, daß sie durch eine Schule des Schmerzes hatte gehen müssen, um zu werden, was sie nun war, und Jeder empfand es als eine Befriedigung, ihr vorhin mit so großer Bereitwilligkeit an dieser hervorragenden Kunststätte bestätigt zu haben und es nochmals zu dürfen, daß ihr Streben der höchsten Anerkennung werth sei. In manchen Augen glänzten Thränen der Rührung, und als sie endigte und noch einmal zum Abschied grüßte, da gaben ihr viele warme Wünsche für ihre Zukunft das Geleit.

Der Professor wartete unter der Thür auf sie. „Ich sollte Ihnen böse sein,“ sprach er mit einem halb mißtrauischen, halb ängstlichen Blicke. „Wer hat Ihnen das für's Klavier gesetzt? Aber ich sehe, Sie sind ganz außer Fassung! Nehmen Sie hier im Vorzimmer ein wenig aus, wartiges Kind; ich habe einen Wagen bestellt und werde Sie nach Hause bringen. Ich will nur noch ein paar Worte mit den Herren von der Presse reden, die mir unten am Podium winkten. Hier ist ja auch Fräulein Millner, unsere Lehrerin, mit ihrem Beschützer. Also warten Sie einige Minuten auf mich!“

„Malwina! Fränzchen!“ rief Hermann, als sie sich in dem stillen, nur matt erleuchteten Gemach allein sahen, „dies ist ein Abend, wie wir ihn so schön nicht geträumt haben! Ich muß eine kleine Ansprache an Euch halten. Hier sind zwei Sessel, nehmt Platz. Aber nein, es fehlt noch die gute Tante. Sie sitzt oben in der dunklen Loge und weint sich gewiß vor Freuden die Augen roth. Da taucht ja auch wieder Freund Salewski auf, der verschwunden war, als hätte die Erde ihn verschlungen, aber mit einer Miene, die gar nicht zu unserer Stimmung paßt. Und sein Begleiter, — wer kann das sein? Ich bitt' Euch, wer ist das?“

Ja, wer war der junge Mann mit der bräunlichen Haut und dem schwarzen Haar, der den guten Hermann ohne Umstände bei Seite schob und sich mit den freudebebenden Worten: „Du hast mich gerufen, — hier bin ich!“ zu Malwinens Füßen niederwarf? Einen Augenblick war es, als ob sie die Bestimmung verlore und schwankte, dann aber verbreitete sich ein glückseliges Lächeln über ihre Züge, und sie streckte ihm beide Hände entgegen, die er mit Küffen bedeckte, ohne daß sie es ihm wehrte. Doch nicht genug! Er sprang auf und flüsterte ihr etwas in's Ohr, während er sie zugleich mit seinem Arm umschlang, worauf sie den Kopf an seine Schulter lehnte und weiter nichts mehr zu hören und zu sehen schien, als ihn.

Es kam Alles so schnell, als daß irgend Jemand daran gedacht hätte, den Arrang Mör von seinem frevelhaften Thun abzuhalten, und bei dem Sonnenglanz des Glückes, in dem er und sie jetzt strahlten, wagte es Niemand mehr. Im nächsten Augenblick aber veränderte sich die Scene. Das Geräusch von Fußritten ward hörbar, und mit dem Rufe: „Malwina! Malwe! was thust Du? Dein Professor kommt!“ eilte Franziska auf die Beiden zu.

Sie wandten sich um und standen ihm gegenüber, als er eben vom Podium hereintrat. Er fuhr zusammen und machte eine unwillkürliche Handbewegung nach dem Mädchen hin, wie um sie an sich zu ziehen, aber bei einem Blicke in ihr Gesicht ließ er den Arm sinken und heftete die Augen mit einem Ausdruck kalter Verachtung auf den jungen Mann.

Dieser trat aber unbeirrt auf ihn zu und sprach in höflichem, ruhigem Tone: „Geehrtester Herr, ich schulde Ihnen eine Erklärung über mein kühnes Eindringen in Ihren Kreis. Ich bin gekommen, um dieser jungen Künstlerin, der dankbarsten Ihrer Schülerinnen, meine Huldigung darzubringen. Ich heiße Arrang . . . meine Heimath ist Wien, wo ich seit Kurzem die Stellung eines Concertmeisters bekleide.“ Und an die Uebrigen sich wendend, fügte er hinzu: „Sie kennen eine Episode aus meinem Jugendleben; mehr durfte ich Ihnen damals nicht sagen, weil ich meinem Meister Forkas hatte schwören müssen, zu schwören, um den Ruf seines Orchesters als Zigeuner-Orchester nicht in Gefahr zu bringen. Ich gehöre einer christlichen, achtbaren Familie an, — dies wird Ihnen für den Augenblick genügen. Und wenn Jemand zweifelhaft von mir denkt, weil ich aus Dankbarkeit gegen meinen Lehrer das Abenteuer jener Concert-Reise mit ihm wagte, so soll es mich nicht tranken, denn ich habe mein Glück auf ihr gefunden.“



Der Professor biß die blassen Lippen zusammen, nickte steif mit dem Kopfe und lehnte sich ab, um zu gehen. Aber er fand keinen Ausweg. Kollegen, Freunde, Bekannte waren gekommen, um ihm zu dem großen Erfolge seiner Schülerin, der zugleich der seine war, Glück zu wünschen. Auf allen Seiten nannte man ihren Namen in Verbindung mit dem feinen, — und dies in dem Augenblicke, da sie ihm entrißen ward und er sich sagen mußte, auf immer!

Die Zeitungen waren voll von dem Preise Beider, auch der Sängerin wurde in ehrenvollster Weise gedacht, und auf demselben Wege erfuhr das Publicum wenige Tage später zu seinem großen Leidwesen, daß die junge, so schnell beliebt und berühmt gewordene Künstlerin der Stadt verloren gehe, und durch wen. Einen Trost enthielt zum Glück die gleichzeitige Notiz, daß sie aus dankbarer Anhänglichkeit zuweilen dahin zurückkehren und öffentlich spielen werde.

*Verboten.*

## Die Braut.

Von Stephan Milow.

**W**er das je gedacht hätte! Welch ein selig heiteres Geschöpf war sie, als ich sie vor drei Jahren in dem kleinen tirolischen Bade Raistadt kennen lernte! Sie mochte damals kaum siebzehn Jahre zählen und blickte mit Augen in die Welt, aus welchen das volle, sorglose Glück der Jugend leuchtete. Da ihre Mutter, durch ein altes Leiden gelähmt, nie die Stadt verließ, ward sie von ihrer älteren Schwester, die an einen italienischen Grafen verheiratet war, in das freundliche Bad mitgenommen, wo damals auch ich weilte. So kam es, daß wir miteinander bald recht viel verkehrten. Wir waren die Schwestern eine sehr liebe Gesellschaft, und sie hinwieder nahmen meine Dienste gern an, wo männlicher Beistand erwünscht sein konnte. Namentlich auf größeren Spaziergängen in die wundervolle Umgebung war ich ihr steter Begleiter. Wie oft kletterte dabei Zella, — so hieß das Mädchen, — einen steilen Berghang empor und schloß, ehe ich ihr's nachthun konnte, jäh wieder über das Geröll herab, immer voll fröhlichen Muthwillens. Trotz dieser übersprudelnden Lebhaftigkeit hätte jedoch nichts in ihr auf den Dämon der Leidenschaft gedeutet. Es war, als nähme sie Welt und Menschen wie ein Spielzeug, oder doch nur wie ein Bild, sodaß sie wohl das Kleinste zu freuen, aber nichts innerlich aufzuregen vermochte. Wie gegen Alle, blieb sie auch gegen junge Männer stets unbefangen; sie schien es nicht zu merken, ob Einer schön und lebenswerth oder das Gegentheil sei, genug, sie war ein harmloses Kind, nur daß aus ihren Neben oft ein ganz beständiger, schallhafter Geist sprühte. Und jetzt! Wie fand ich sie wieder! —

Als ich im verfloffenen Sommer längere Zeit auf dem Lido bei Venedig wohnte, um die Seebäder zu gebrauchen, sah ich dort oft den Prinzen eines südländischen Staates, der vor Jahren in der Politik viel von sich reden machte, hier jedoch ungenannt bleiben soll. Der Prinz kam fast täglich aus Venedig heraus, sodaß er bei Allen, bis zu dem kleinsten Fischerjungen, wohl bekannt war. Selten erschien er allein, das heißt bloß mit seinem Kammerling, sondern er war gewöhnlich von einem Schwarm junger Damen begleitet. Mich interessirte diese Erscheinung natürlich sehr; als Kuriosität hat man zudem auch viele müßige Stunden, und in dem meist menschengefüllten Bade-Etablissement mit seiner in das Meer hinaus gebauten Terrasse konnte ich Alles beobachten, ja mich oft in die nächste Nähe des Prinzen und seiner Umgebung setzen, ohne im Geringsten aufzufallen. Der Verkehr in diesem Kreise war höchst ungezwungen; der Prinz ließ sich jeden Scherz gefallen und trieb selbst gar oft mit seinem Kammerling, zum schallenden Gelächter der Damen, die muthwilligsten Späße. Noch im blühendsten Alter, von ziemlich großer, kräftiger Gestalt, den Teint etwas gebräunt und das Haar rabenschwarz, fesselte der Prinz beim ersten Anblicke besonders durch den Reiz der stark ausgeprägten südländischen Nase, welche sein schön gebildeter Kopf offenbarte. Sah man ihm aber tiefer in das Gesicht, so kam darin ein etwas ernüchternder, gemeiner Zug zu Tage, und der müde Blick seines Auges, den man allerdings interessant nennen konnte, deutete auf eine stürmisch durchlebte Vergangenheit. Die Bedienten im Bade-Etablissement nannten mir in ihrer Verehrung gar bald auch alle Damen aus dem prinziplichen Cirkel, und ich erfuhr, daß es fast durchweg Marquisen und Comtessen aus den vornehmsten einheimischen Häusern waren.

Wie erkannte ich aber, als ich eines Tages auf der Terrasse erschien und in dem Damenkreise, welcher den Prinzen umgab, meine lieben bekannnten zwei Schwestern aus Raistadt erblickte! In der ersten, freudigen Ueberraschung wollte ich gleich auf sie zuweilen; aber ich besann mich noch rechtzeitig, daß das nicht anging und ich auch

in eine Gesellschaft hineingerathen würde, nach welcher ich durchaus keine Sehnsucht hatte. So blieb ich still abseits, in der Menschenmenge verborgen, und verfolgte mich nun wieder auf's Beobachten. Zunächst heftete ich meinen Blick auf Zella. Wie verändert erschien sie mir im Aussehen und im Wesen! Ihr wunderhohes, blaues Auge, ehedem so kindlich blickend, hatte jetzt einen ganz unsagbaren Ausdruck, der, wenn er auch vertiefter war und mächtig anzog, mich doch zugleich fast wehevoll berührte, denn er spiegelte mir nicht mehr das unbefangene selige Geschöpf, das ich in der Erinnerung trug. Mir fiel auch auf, daß Zella das Auge fast nie vom Prinzen abwandte und dabei, wie traumverloren, ganz still dastah, sehr im Gegensatz zu ihrer einstigen Weise. Der Prinz hingegen, mit Allen lebhaft sprechend, streifte nur manchmal Zella mit einem flüchtigen Blicke, während seine Lippen ein leises Lächeln umspielte. Die Gräfin Rosetti, so hieß Zella's Schwester, erschien auch ernster und nachdenklicher, als ich sie in Raistadt gekannt. Da ich jetzt weiter sann, fand ich für die Gegenwart der Beiden, die mich zuerst so überrascht hatte, die natürliche Erklärung. Die Gräfin Rosetti hatte ja in Venedig ihren gewöhnlichen Wohnsitz, — daran erinnerte ich mich jetzt erst, — und es lag nahe, daß Zella bei ihr zu Besuche verweilte.

Die Gesellschaft brach jetzt auf, um eine Promenade am Meeresstrande zu machen. Ich verließ auch die Terrasse und folgte den Dahinwandelnden, die sich in Paare aufgelöst hatten, nur noch eine gute Weile mit dem Blicke. Da sah ich, daß der Prinz mit Zella ging. Sie schien nicht viel zu sprechen und hatte das Haupt entweder zu Boden geneigt oder gegen ihn emporgewandt; er dagegen war fortwährend in lebhafter Gesticulation. —

Den anderen Tag sprach ich bei der Gräfin Rosetti vor, deren Wohnung ich leicht erfragt hatte. Ich traf sie allein; Zella war ausgegangen, und den Gemahl der Gräfin sollte ich überhaupt nie zu sehen bekommen. In dem Empfang, der mir zu Theil wurde, flackerte zuerst wohl eine aufrichtige Freude auf, dann aber fand ich die Gräfin in ihrem Wesen etwas gezwungen und beengt; sie war einsilbig und kam über die gewöhnlichen leeren Höflichkeiten nicht hinaus.

„Und wie finden Sie Zella?“ fragte sie endlich, da ich ihr erzählt hatte, wie lange ich gestern beobachtend in ihrer Nähe geweilt.

„Merkwürdig verändert! Oder soll ich sagen: entwidelt? Sie war ja in Raistadt noch ein rechtes Kind.“

Der Gräfin entschlüpfte ein leiser Seufzer. „Ach, wäre sie's nur noch! Ich bereue es jetzt tief, daß ich sie hierher eingeladen.“

Diese bedeutsamen Worte schienen ein weiteres Fragen herauszufordern. Die Gräfin mochte Manches auf dem Herzen haben und zwischen Zurückhaltung und Vertrauen kämpfen. Nun, ich durfte diesen Kampf trotz meines Antheils nicht etwa vordringlich zu meinen Gunsten entscheiden wollen und sagte nur: „Ich meine, die Zeit bringt eben in diesem Lebensalter unvermeidlich einen Wandel; warum sollten Sie ihn gerade mit Venedig verknüpfen?“

„Warum?“ Und sie sah mich groß an. Mir kam es vor, als drängte sie eine sehr entschiedene Antwort von den Lippen zurück, um nach einer Pause nur in die allgemeine Klage auszubrechen: „Diese Gesellschaft, in der Sie uns gesehen, ist mir nicht recht. Aber was hätte ich Anderes sollen! Im Sommer ist eben sonst Niemand aus meinem Kreise in Venedig, und ein Ausweichen war kaum möglich. Auch dachte ich nicht, daß Zella . . . Und jetzt könnte ich gar nicht mehr abbrechen; ich sehnte es nimmermehr durch.“

Da war mir Alles klar. Ich hatte gestern genug gesehen und nun genug gehört. Zella liebte den Prinzen. Jetzt durfte ich auch offener reden, ja, ich hätte es mit meiner Zurückhaltung der Gräfin nur schwerer gemacht, und so erwiderte ich ihr denn, daß ich ihre Sorge ganz zu durchschauen glaube, indem ich zugleich, um sie zu beruhigen, ziemlich gedankenlos beifügte, das werde, wie ich mir Zella vorstelle, eben nur eine kleine Schwärmerei und weiter wohl nicht ernst sein.

„Glauben Sie?“ fiel sie sichtlich erleichtert ein. „Ich tröste mich auch immer gewaltsam damit. Ist doch meine Lage eine so schwierige; denn ich möchte ja Zella gern heitere Tage hier gönnen und habe doch wieder für sie zu denken und zu wachen, daß sie die augenblickliche Freude nicht mit Schmerz bezahlt.“

Die Gräfin war die beste, liebendste Schwester, aber etwas schwach und nicht sehr weitsehend; ich beschloß also, selbst meine Augen wohl aufzuthun und jene ja nicht in ihrer Neigung zu einer harmlosen Auffassung der Dinge allzu sehr zu bestärken.

Als ich mich jetzt empfahl, gab sie mir mit viel freierem Blicke die Hand und sprach die Hoffnung aus, mich recht bald auf dem Lido zu sehen; sie komme ja mit ihrer Schwester sehr oft hinaus und sei keineswegs immer in Gesellschaft des Prinzen. Da würde es sie

denn freuen, wenn wir manchmal nach dem Bade, das Zella zu nehmen pflege, zusammen eine längere Promenade am Meere machten. —

Wenige Tage danach, in später Nachmittagsstunde, traf ich die Gräfin auf der Terrasse des Bade-Etablissements. Als sie mich erblickte, ging sie lebhaft auf mich zu und sagte: „Wie ungeduldig habe ich Sie schon erwartet! Eine wichtige Kunde: Nun wird Alles gut; Zella ist Braut.“

„Braut? Wessen Braut?“ fragte ich unwillkürlich; denn neben Zella stand in meinen Gedanken immer nur der Prinz; der konnte aber doch nimmermehr ihr Bräutigam sein.

„Des Barons Nechtron, an den Sie sich ja wohl aus Raistadt erinnern; er brachte damals mehrere Wochen mit uns zugleich dort zu.“

„Allerdings erinnere ich mich. Ebenso merkte ich schon damals, daß ihm Ihre Schwester nicht gleichgültig war; aber sie schien das durchaus nicht merken zu wollen.“

„So ist's. Es währte auch lange, bis sie unserem Drängen nachgab. Sie können sich denken, wie dadurch besonders mir in diesem Augenblicke ein Stein vom Herzen genommen ist. Ich war doch schon recht unruhig über diese Exaltation für den Prinzen.“

Ich blickte nachdenklich vor mich hin. Mir wollte diese Brautenschaft keine rechte Freude erwecken. Endlich fragte ich: „Aber wo ist denn Ihre Schwester?“

Die Gräfin forschte eine Weile hinaus in's Meer und wies dann auf ein in den Wellen auf- und nieder-schaukelndes Haupt: „Dort schwimmt sie!“

„Das ist Ihre Schwester?“ rief ich erstaunt. „Nun freilich: die jeden Bergesgipfel trotz aller drohenden Abgründe erkletterte, mag auch eine kühne Schwimmerin sein.“

„Ja, sie schwimmt mit wahrer Leidenschaft, und es thut ihr's darin wenige Männer gleich. Im Anfange erfaßte mich bei stärkerem Wellenschlage immer ein Schrecken; aber jetzt, da ich ihre Sicherheit und Ausdauer kenne, bin ich ruhig.“ Die Gräfin zog ihr Taschentuch hervor und winkte damit in die Ferne. „Jetzt ist's doch schon genug; ich glaube, sie bliebe stundenlang im Wasser.“

Zella hatte das Zeichen bemerkt und schwamm auch schon folgsam gegen den Strand zurück.

Inzwischen erzählte mir noch die Gräfin von dem Bräutigam, der ein vortrefflicher junger Mann sei und, wiewohl er die wenig ermunternde Gesinnung Zella's kannte, mit der rührendsten Ausdauer so lange um sie geworben habe, bis er ein Ja errang, freilich zumeist durch das Drängen ihrer kranken Mutter, welche diese Verbindung so sehr wünschete. Die Entscheidung sei in den letzten Tagen gefallen, nachdem auch die Gräfin, in der Besorgniß über die Gefühle ihrer Schwester für den Prinzen, dieser erklärt hatte, sie werde unverzüglich mit ihr abreisen, wenn sie ihren Sinn nicht ändere; denn sie könne es bei dem großen Herzeleid, das Zella durch ihre Weigerung der Mutter zufüge, nicht länger verantworten, ein stummer, thatloser Zeuge alles dessen zu sein, was sich hier unter ihren Augen abspiele. Das wirkte. Zella sagte mit einem raschen Entschlusse Ja, unter der Bedingung, daß man sie nur nicht so plötzlich von hier fortreife.

„Sie werden Nechtron noch hier sehen,“ schloß die Gräfin ihre Mittheilungen; „er kommt nächstens mit seinen Eltern, um Zella abzuholen. Unsere arme, kranke Mutter erwartet sie schon ungeduldig und bereitet unterdessen Alles für die Hochzeit vor.“

Was ich da gehört hatte, war nicht geeignet, mich zuversichtlicher zu machen. Als aber bald darauf Zella zu uns trat, war ich über ihren Anblick und ihre Weise geradezu erschreckt. Sie reichte mir ganz zerstreut die Hand, murmelte einige kaum verständliche Worte und schien mich gar nicht weiter zu beachten, sie, die mit mir einst so viele fröhliche Tage verlebte, mit mir so oft im ausgelassensten Muthwillen gescherzt hatte! Ich erkannte es leicht, daß sie in ihrem Innersten eben nur ganz von einem Gedanken erfüllt war; was konnte da ich ihr, was konnten ihr alle Erinnerungen der Vergangenheit sein! — Je länger ich sie betrachtete, desto mehr fühlte ich mich ergriffen. Welch ein wunderjam bewegender Ausdruck lag in diesem Gesichte, das eine Fülle goldblonden Haares umrahmte! Aus seinem tiefsten Grunde sprach etwas wie stille Verzückung, aber es war die Verzückung des sich todesmuthig Opfernenden. Mir schnitt es in's Herz. Und da jetzt mein Blick diese edle, feine Gestalt umschloß, sagte ich mir: Scheint sie denn nicht einzig nur dazu gemacht, von Freude beschwingt hinzuschweben?

Allgemach schien sich Zella doch etwas zu sammeln; sie lächelte mich freundlich an und ließ sich auch bei einem zusammenhängenden Gespräch festhalten. Als wir uns jetzt gegen den Meeresstrand wandten und die Gräfin zurückblieb, um in der Restauration einen Imbiß zu bestellen, wagte ich gar die Worte: „Wie freue ich mich, Sie hier wiedergefunden zu haben! Und Sie?





Die Verlassene. Nach einer Gouache von Carl Rickelt.

Zu Martin Greif's gleichnamigem Gedichte:

„Denk' ich nach, was ich nun bin,      Tauscht mit mir kein' Bettlerin  
Seit er mich verlassen,      Wahrlich auf der Strassen“ u. s. w.



Denken Sie denn gar nicht mehr an die schönen Tage in Mailstadt?"

Sie heftete den Blick schweigend auf den Boden, als suchte sie sich erst zu erinnern.

"Und an unsere kühnen Bergpartien?" half ich ihr weiter.

Da zuckte sie auf, und während ihr Auge über die vor uns ausgebreitete Wasserfläche schweifte, sagte sie: "Aber das Meer ist doch etwas ganz Anderes! Diese Berge sind starr und unnahbar; sie lassen uns kaum zu sich heran, und wenn wir sie doch mit Gewalt ersteigen, haben wir fortwährend das Gefühl, daß sie uns wieder von sich stoßen und zu Thal schleudern möchten. Hingegen das Meer! Das ist weich und beweglich, das lacht mit seiner unendlichen, wallenden Fluth: komm, versinke in meinen Schoß!"

Der Ton dieser Worte verrieth eine so tiefe innere Erregung, daß ich Zella ganz betroffen anstarrte. Das war nicht nur so im Anschauen des Meeres hinausgesprochen, nicht nur die jugendlich ausgelassene Lust, sich in die bewegliche Fluth zu stürzen; das war eine geradezu unheimlich leidenschaftliche Sehnsucht nach dem gewaltigen Elemente. Ich bezwang indessen meine Empfindung, um leichthin zu entgegnen: "Daß Sie für das Meer schwärmen, kann ich verstehen; nur hätten Sie darum nicht meinen geliebten Bergen untreu zu werden brauchen."

Da hatte uns auch schon die Gräfin eingeholt. Waren ihr ähnliche Ausbrüche Zella's im fortwährenden Umgange mit ihr nicht aufgefallen? Und wenn ja, wie konnte sie die bevorstehende Vermählung ihrer Schwester mit freudiger Hoffnung erfüllen? Oder nahm ich es zu überspannt, und überließ ich, welchen Wandel oft kurze Wochen in jungen Herzen hervorzubringen vermögen?

Wir schritten nun alle Drei am Meere hin. Der Abend war wundervoll, und zahlreiche Fischerbote zogen mit leise geschwellten Segeln im goldenen Sonnenschein vor uns durch die Fluth. Zella kam immer mehr in's Sprechen und erschien endlich ganz heiter, nur daß es aus dieser Heiterkeit oft ganz seltsam bligte und zuckte. Je länger ich mit ihr war, desto mehr verstärkte sich mir der Eindruck, daß das Mädchen heimlich unter einem heftigen inneren Kampfe litt. — Bald darauf saßen wir wieder auf der Terrasse bei einem Mahle, zu welchem ich von der Gräfin geladen, und das wohl auch mir zu Ehren veranstaltet war. Muntere Reden gingen hin und her, während unsere Blicke über das weite Meer ausfliegen konnten und unter uns die Strandwellen bei ihrem letzten Ausrollen hohl aufstöhnten. Wie jezt die Dämmerung hereinbrach, ward Zella immer unruhiger. "Es wird spät; gehen wir nicht bald?" drängte sie wiederholt. Endlich gab ihr die Schwester nach und erhob sich.

"Sie erlauben, daß ich Sie begleite," sagte ich, da wir aufbrachen. "Ich habe Einiges in der Stadt zu thun und will heute wieder einmal als Italiener leben, das heißt, mich erst mit der Nacht recht zu regen beginnen."

Der Dampfer hatte uns bald an der Riva abgesetzt; ich begleitete die Schwestern noch bis zu ihrer Wohnung und empfahl mich, um meinen Wegen nachzugehen.

Nicht lange danach, als ich ein schmales Gäßchen hinter dem Marcus-Platz passirte, schoß plötzlich, aus einer Seitengasse kommend, eine weibliche Gestalt an mir vorüber, in welcher ich, trotz des Schleiers, der sie verhüllte, und ihrer fliegenden Hast, ganz genau Zella erkannte. Ohne erst zu überlegen, lehrte ich um und eilte ihr nach. Da sah ich sie auch schon auf dem nächsten kleinen Plage in eine hier zur Miethe bereitstehenden Gondeln springen, dem Gondoliere etwas in's Ohr flüstern und dann rasch gegen den großen Kanal abfahren. Ich stieg in eine zweite Gondel und winkte dem Gondoliere nur, dem Kurs der Anderen zu folgen, worauf er sich unablässig in einer gewissen Entfernung hinter dem ihm bezeichneten Ziele hielt. Wir hatten den großen Kanal erreicht und wandten uns nun links gegen die Lagune. Es ging an der Piazzetta vorüber, immer weiter hinaus dem Vido zu. Was kann sie nur wollen? dachte ich mir. Eine einsame Vergnügungsfahrt ist das nicht! Da sah ich die Gondel vor mir gegen die Giardini pubblici abbiegen. Mein Gondoliere hielt an und lavirte. Jezt sprang Zella die Stufen des Landungsplatzes hinan und eilte auf dem Pfade rechts an der Rampe des Strandes weiter.

Die Giardini pubblici sind gewöhnlich ganz menschenverlassen; die Venezianer scheinen alle Sehnsucht nach dem Grün der Bäume verloren zu haben, und die Fremden suchen in der Lagunenstadt ganz Anderes. Namentlich von der eleganten Welt sieht man hier nie jemand. Schon war es völlig dunkel geworden, und die in ziemlich großen Zwischenräumen angebrachten Lampen verbreiteten rings ein trübheliges Licht. Ich gab meinem Gondoliere ein Zeichen, auch zu landen, und schritt dann auf eine Bank im nächsten Boskett zu, von

wo ich beide Eingänge in den Garten überschauen konnte. Einzelne Lustwandelnde aus dem Arbeiterstande schritten auf den sich kreuzenden Pfaden still dahin. Aber was wollte ich eigentlich noch hier? Die Rolle des Spions, in welche ich, ohne zu wissen, wie, hineingerathen war, ward mir recht unbehaglich. Da erschien wieder Zella, die um die Spitze des Gartens herumgekommen war, auf der Stadtseite — mit dem Prinzen. Welche Erregung ihr ganzes Wesen offenbarte! Heute sprach sie in Einem fort, und mir war, als müßte ich aus ihren Geberden errathen, was sie sprach. Ich glaubte bald die leidenschaftliche Bethuerung, bald den bangen Hülfesruf eines auf das Aeußerste bedrängten Herzens zu vernehmen. Der Prinz dagegen schritt, den Blick vor sich hin gerichtet, ruhig neben ihr. Nur manchmal blieb er stehen und ward lebhaft, während er, wie es schien, Zella etwas eindringlich begreiflich zu machen suchte. Jezt lehrten sie um und schritten den Pfad an der Rampe der Stadtseite zurück. So ging es wiederholt hin und her, und ich konnte die Beiden fast fortwährend im Auge behalten. Die Geberden Zella's wurden immer stehender, verzweiflungsvoller. Endlich hatten sie die Spitze des Gartens umschritten und gelangten in die Nähe des Landungsplatzes. Der Prinz blieb stehen. Zella schien sich nicht trennen zu können und erhob die Arme, wie Jemand, der im Schmerze ringt. Er aber reichte ihr rasch die Hand und enteilte dann auf dem Gartenpfade, während Zella, ganz in sich zusammengefunken, zu ihrer Gondel lief. Bald darauf sah ich den Prinzen gegen die Stadtseite zu den Garten verlassen.

In der Stimmung, welche mich jezt beherrschte, gab ich alle meine Projecte für den Abend auf. Ich bestieg meine Gondel und befahl dem Gondoliere, mich nach dem Vido zurückzurudern. Hier irrte ich noch lange, von meinen ausgewählten Gedanken getrieben, am Meeresstrande umher, bis ich endlich mein Lager aufsuchte, ohne jedoch Ruhe und Schlaf finden zu können.

Nun war mir eigentlich der Aufenthalt auf dem Vido stark verleidet; denn ich scheute das Zusammentreffen mit Zella und ihrer Schwester, für welches mir der unbefangene Ton fehlen, ja, das mir geradezu peinlich sein mußte. So durfte ich mich zu gewissen Stunden weder im Bade-Etablissement noch am Meeresstrande zeigen. Auch dem Prinzen wollte ich nicht begegnen. Wemgleich ich nicht genau wußte, was zwischen ihm und Zella vorgefallen war, so erfüllte mich der Gedanke an ihn doch mit einem ganz entschiedenen Haß. Ich sah ihn immer mit jenem schlau überlegenen Lächeln vor mir, das damals auf der Terrasse seinen über Zella hinfliegenden Blick begleitete, und sein ganzes Wesen hatte mir ja gleich den Eindruck gemacht, daß das weibliche Herz nur Schmerz und Enttäuschung erwartete, das sich an ihn verliere. Warum hatte er mit Zella diese Zusammenkunft? Und war es die erste und letzte? Ich ergrünnte immer mehr. Mochte ich mir Zella in ihrer jugendlichen Schwärmerei noch so sehr zu Unüberlegtheiten geneigt denken, so hätte doch der Prinz durch seine Haltung sie davor bewahren müssen, aus dem Gleichgewicht zu kommen. Alle diese Gedanken konnte ich nicht losbringen, und in einer Art stiller Verzweiflung hielt ich mich durch lange Tage verborgen. Endlich besann ich mich aber, daß ich einen kaum wieder angeknüpften Verkehr mit den Schwestern doch nicht so kurzweg abbrechen könne, ohne weiter etwas von mir hören zu lassen. Und jezt kam auch noch ein Billet von der Gräfin, nach welchem ein Ausweichen nicht mehr möglich war. Sie schrieb mir, daß sie höchst erstaunt sei, mich so lange nicht gesehen zu haben, und hätte sie nicht auf dem Vido gehört, daß es mir wohl gehe, so wäre sie um mich schon in Sorge gewesen. Ich solle mich doch endlich wieder sehen lassen, um so mehr, als gestern Rechkron mit seinen Eltern angekommen sei und sie nun Alle in den wenigen Tagen, die sie noch in Venedig verweilen, mit mir einige Ausflüge in die Umgebung machen möchten.

Da raffte ich mich denn zusammen und erwartete die Gesellschaft, von der ich voraussehen konnte, daß sie jezt gleich den Vido besuchen werde, schon heute im Bade-Etablissement. Sie kamen denn auch Alle, und zwar gegen die Gewohnheit der Schwestern Vormittags, wahrscheinlich, um einer Begegnung mit dem Prinzen, der zu dieser Zeit nie erschien, auszuweichen. Mit Rechkron hatte ich nur eine alte Bekanntschaft zu erneuern, und in seinen Eltern fand ich ein würdiges altes Paar. Zella wagte ich beim ersten Wiedersehen kaum so recht anzuschauen, als wäre ich Derjenige, dem etwas beschwerend auf der Seele lag. Sie wies sich mir ganz, wie bei jenem Spaziergange am Meere, nur schien mir die gewisse innere Verzückung ihres Wesens noch gesteigert, und ihr traumverlorenes Auge hatte etwas geradezu Verkärtes. Die Neuangewonnen zeigten sich mit dem Anblicke, welchen ihnen das Mädchen bot, sehr zufrieden und mochten ihn aus der Stimmung der Braut herleiten. In der That war Zella gegen Rechkron und seine Eltern, wenngleich still und einsilbig, doch aufmerksam und liebevoll; Alles an ihr, Blick, Wort und Bewegung, vereinigte sich zu einem

Bilde, das eine ganz zauberische Macht ausübte. Rechkron schien denn auch immer wie in die Anbetung seiner Braut versunken. Er war eine sanfte Natur, die wohl Zella nie um eine wärmere Liebesbezeugung bedrängte und jedes stille Zeichen ihrer Huld als ein beglückendes Geschenk empfing. Aber ich, wie konnte ich die Haltung des Mädchens mit dem Geheimniß in Einklang bringen, das ich von ihr wußte? Sie sollte in Kurzem mit Rechkron zum Traualtar treten, und an dem Tage, wo mir dies verkündet wurde, fand sie sich heimlich mit dem Prinzen zusammen! Wollte und konnte sie die Anderen so täuschen? Hatte ihr am Ende nur mein Auge einen idealen Schimmer verliehen, während sie im Grunde eine Leichtfertige war?

Die nächsten Tage, die wir in lebhaftem Verkehre verlebten, denn wir machten wiederholt Ausflüge nach verschiedenen Inseln der Lagune, brachten mir auf meine Frage keine Antwort. Zella schien immer dieselbe, hold und mild, nur manchmal betraf sie mein aufmerksamer Blick bei einem stillen Seufzer, oder ich konnte sehen, daß sie das plötzliche Wort eines Andern aus einer gänzlichen Gedanken-Verlorenheit weckte. Die Gesellschaft des Prinzen ward in dieser Zeit fortwährend gemieden. Daß sie nur schon fort wäre! dachte ich bei mir. Sei's, wie es sei! Mir kommt es nicht zu, den strengen Sittenrichter zu machen, und kann sie ihren Gatten beglücken, so möge ihr die Erinnerung an die märchenhafte Lagunenstadt keine zu große Gewissenslast sein!

Heute hatte sich nach einem erdrückend heißen Tage ein ziemlich starker Sturm eingestellt. Das Meer war in lebhafter Bewegung. Schon Morgens zur besuchtesten Stunde gab es nur wenig Badende im Wasser, und die da waren, hielten sich, nahe am feuchten Strande, ängstlich an den ausgepannten Striden fest. Auch ich erprobte, da ich mein gewohntes Morgenbad nahm, die Wucht der heranwallenden Wogen; wenn sich ihr Kamm aufschäumend brach, ward ich, so sehr ich mich mit festem Fuße dagegen stemmen mochte, immer fortgerissen. Wollte ich mich jedoch auslegen, um auf dem Wasser zu schaukeln, so überbrauste mich bald der Gischt so mächtig, daß ich den Athem verlor. Da kam mich's manchmal an, nur ja rasch hinaus zu flüchten; trat aber dann wieder eine ruhigere Pause ein, blieb ich dennoch, — so verlockend war es bei allem Bedrohlichen, da mitten im Kampfe umherzutreiben und sich von der empörten Fluth rütteln und peitschen zu lassen.

Nachmittags erschien meine Gesellschaft aus der Stadt. Außer uns war zur Stunde Niemand da. Unter der Terrasse brauste und ächzte das Wasser in lautem Aufbruch; der Sturm hatte seit dem Morgen noch zugenommen.

"Das ist ein Anblick!" rief Zella, sich über das Geländer der Terrasse hinauslehrend, ganz aufgelöst in das Schauen des wogenden Elementes. Blauschwarze Wollen hingen tief, aber fern nieder und leuchteten in all ihrer Dunkelheit ganz wunderbar durchsichtig über dem schäumenden Meere, sodaß der Horizont trotz dieser Begrenzung ein unendlicher schien.

"Nun, heute ist's nichts mit dem Baden," bemerkte Zella's Schwester.

"Nichts?" fiel Zella ein. "Gerade heute ist's die größte Lust. Und wie oft habe ich schon bei solchem Wetter gebadet!"

"Bei solchem wohl nicht," beharrte die Gräfin. "Du siehst auch, es ist in diesem Augenblicke keine Seele im Wasser."

Nun legten sich auch Rechkron und seine Eltern in's Mittel; aber das half Alles nichts. "Nein, nein!" wehrte Zella Alle ab. "Ich muß in's Wasser. So ein bewegtes Meer wünsch' ich mir ja schon lange." Und mit einem mächtigen Aufzittern wandte sie sich rasch zu mir: "Nicht wahr, Sie haben auch gebadet?"

"Allerdings, und darum sage ich, baden Sie nicht." Sie schüttelte nur wieder abwehrend das Haupt, während sie die Anderen mit bittenden Geberden umdrängte. Ich sah, daß Keiner über sie eine Macht hatte, und fuhr fort: "Wenn ich mir über Sie auch kein Recht anmaßen darf, das Eine müssen Sie mir versprechen: Sie weichen mit keinem Schritte über die Grenze, welche der gespannte Strid zieht; vom Schwimmen kann heute nicht die Rede sein."

Bei meinen letzten Worten war Zella schon davon geeilt. Ich befahl nun den Badewächtern, auf ihrem erhöhten Auslug wohl Acht zu geben. Die Bote, in welchen sonst auf dem Wasser Wache gehalten wurde, hatte man des hohen Wellenganges wegen einziehen müssen. Bald darauf kam auch schon Zella in's Wasser gehüpft und ließ sich in der Nähe des Etablissements die schäumende Fluth über das Haupt spritzen, wie ich es am Morgen gethan hatte, nur daß sie viel geschickter die Pausen zwischen den einzelnen Wogen benützte, um Athem zu schöpfen und sich umher zu bewegen. Das dauerte eine gute Weile, sodaß die gespannte Aufmerksamkeit, mit welcher sie im Anfang alle Blicke von der Terrasse verfolgt hatten, schon nachzulassen anfing, während sich Zella immer mehr der äußersten Grenze des



Naumes für Nichtschwimmer näherte. Da sah ich, wie sich das Mädchen gegen uns wandte, mit beiden Händen wie zum Abschied winkte und sich dann rasch hinaus in das Meer warf. Zu gleicher Zeit mochte die Gräfin hingesehen haben, denn sie schrie „Zella!“ hinunter, in ihrer Angst nicht bedenkend, daß die Schwester in der brausenden Fluth auch eine Donnerstimme nicht vernommen hätte. Auch mich erfaßte ein Schrecken. „Holt sie!“ rief ich den Wächtern in meiner Nähe zu. „An Belohnung soll's nicht fehlen.“

Drei Männer waren rasch in's Wasser gesprungen, konnten aber selbst über die seichte Stelle nur mit Mühe vorwärts dringen. Zella trieb auf der Fluth weiter; bald war ihr Haupt sichtbar, bald verschwand es hinter einem Wellenberge. Es waren entsetzliche Augenblicke. Die Gesellschaft auf der Terrasse rang in Verzweiflung.

Da stand der Prinz mit seinem Kämmerling hinter uns. Er war wohl gekommen, um sich das Schauspiel des Meeressturmes zu betrachten, und fuhr zusammen, als die Gräfin bei seinem Anblick nur wiederholt „Zella!“ ausrief, indem sie zugleich ganz verstört hinaus auf die in den Wogen treibende Schwester deutete.

Inzwischen arbeiteten sich die drei wackeren Männer noch immer vorwärts durch das empörte Element. Auch ich eilte jetzt in meiner wachsenden Bestürzung, ohne jeden klaren Gedanken, hinunter und warf meine Oberkleider ab, um am Rettungswerke Theil zu nehmen. Nachtröckelnd, ganz außer sich, that das Gleiche. Aber das war, als hätten wir einen stürzenden Berg aufhalten wollen. Schon waren die ausgesandten Männer umgekehrt und strebten, völlig erschöpft und selbst in Gefahr, mit äußerster Anstrengung uns entgegen, dem Strande zu. Zella zurückzuholen, dazu hätte eine übermenschliche Kraft gehört. Jetzt war auch gar keine Spur mehr von ihr zu sehen. Das Mädchen war versunken. Aber wir verharren gleichwohl noch lange in angstzitterndem Schauen, bis wir uns endlich getiehet mußten, daß hier jede Hoffnung dahin sei.

So war der Prinz der Erste aus dem Bekanntenkreise der Gräfin, welcher ihr seinen Antheil an dem großen Unglück ausdrücken konnte, und mir schien, seine Stimme bedete. Dann entfernte er sich rasch in die Stadt.

Den andern Tag, welcher völlig ruhiges Wetter brachte, ward die Leiche Zella's in der Nähe des Bade-Etablissements am Strande aufgefunden. In den Zeitungen Venedig's war natürlich gleich von dem entsetzlichen Ereigniß zu lesen. Eine davon brachte einen besonders ausführlichen Bericht, der zugleich die Erscheinung Zella's, sowie ihre Brautschaft in den schönsten Farben schilderte und mit den Worten schloß: „So ward die glückliche Braut ein Opfer ihrer tollkühnen Schwimmlust.“

Die glückliche Braut! Und ein Opfer ihrer Schwimmlust! Ich wußte es besser.

Am 15. October 1864 vermählte sie sich mit dem Grafen Eu, Prinzen Ludwig Philipp Gaston von Orleans, dem ältesten Sohne des Herzogs von Nemours. Die Ehe ist eine überaus glückliche. Während zehn Jahren blieb sie kinderlos; da wurde am 28. Juli 1874 ein Töchterchen geboren, aber leider todt. Ihm indessen folgten drei Prinzen, die jetzt die Freude und der Stolz ihrer Eltern sind: der Prinz von Gram-Para (Dom Pedro), geb. 15. October 1875, Prinz Dom Luiz, geb. 26. Januar 1878, und Prinz Dom Antonio, geb. 9. August 1881. Prinzessin Isabella ist die zärtlichste, liebevollste Mutter, die hingebendste Gattin und eine vortreffliche, von ihren kaiserlichen Eltern vergötterte Tochter. Es ist rührend, anzusehen, wie heller Sonnenstrahl über das ernste Gesicht Dom Pedro's II. hinzieht, wenn sein Blick auf die Prinzessin fällt, wie die Jäger der von allen Brasilianern auf den Händen getragenen Kaiserin sich verklären, wenn sie das einzige Kind, welches ihr von vieren geliebt, erblickt. Und die armen Schwarzen, die ehemals Sklaven waren, wie dankbar sind sie der Gräfin Eu! Unter ihrer Regenschaft, während Dom Pedro II. und seine Gemahlin auf der Reise in Europa waren, erfolgte die Proclamation jenes Gesetzes, nach welchem alle, seit dem 28. September 1871 von Slawinnen geborenen Kinder frei sind. Tausende steheten da den Segen Gottes auf das Haupt der Prinzessin herab, die schon vorher allen ihren Sklaven die Freiheit und damit ein Beispiel gegeben hatte, das vielfach Nachahmung fand.\*

Die Prinzessin lebt im Winter in Rio de Janeiro, wo sie in ihrem reizenden Palais mehrere Bälle giebt; sowohl sie, als ihr hoher Gemahl machen die Domours in einer Weise, daß Jeder, der durch eine Einladung zu diesen Festen ausgezeichnet wird, bezaubert von seinen Wirthen scheidet. Im Sommer siedelt die prinzipliche Familie nach dem märchenhaft schönen Petropolis über.

Vom Volke geliebt und von ihrer Familie angebetet, führt Brasilien's Kronprinzessin ein glückliches, nützliches und beglückendes Leben, und sie kann ruhig in die Zukunft blicken, denn so lange sie auf Erden wandelt, hat sie nur Gutes gethan, Armen geheilt und Armen geholfen. Gottes Segen über die edle Fürstin und ihr ganzes Haus, — das beten täglich Tausende und aber Tausende in dem schönen, großen Brasilien. J. Sp.

\*) Binnen zwölf Jahren wird die Sklaverei in Brasilien ganz erloschen sein. Die in dem neuen Emancipations-Gesetze liegende, stille Aufforderung, daß die Plantagen-Besitzer sich bei Zeiten nach Ersatz für die Sklaven-Arbeit umsehen sollen, findet hier und da bereits anerkennenswerthe Beachtung. So gab kürzlich ein reicher Haciendero in der Provinz S. Paulo seinen dreitausend Sklaven die Freiheit in der Art, daß er sie zu Tagelöhnern umwandelte. Auf seinen Gütern angeheftet, sind die Schwarzen verpflichtet, noch eine Reihe von Jahren unter bestimmten Bedingungen für ihren früheren Herrn zu arbeiten, und nach getreuer Erfüllung derselben erhalten sie die ihnen überwiesene Scholle als freies Eigenthum.

Radbruch verboten.

### Die vornehmen Frauen Frankreichs.

Von Fr. Colberg.

Paris bedeutet auch heute noch Frankreich, und wenn wir hier von den vornehmen Damen dieses Landes reden, so sind diejenigen gemeint, welche in der Seine-Hauptstadt den Mittelpunkt der ausserlesenen Kreise bilden. Zwar sind die Zeiten jenes glänzenden Paris, das als der allein maßgebende Factor in Sachen des Geschmades und der Mode galt, vorüber, wie sehr man sich auch anstrengt, der Welt das Gegentheil zu beweisen. Es fehlt die Pracht einer Hofhaltung, deren Glanz in weitem Umkreise ihre Strahlen entfendete; es fehlt die Sonne der Majestät, deren durchdringender Schein Alles mit leuchtendem Schimmer umfleidet. Dennoch aber glänzen eine Menge einzelner Sterne, die zwar die untergegangene Sonne nicht ersetzen können, aber doch für sich eine respectable Leuchtkraft entwickeln; und so republikanisch auch heute in vielen Dingen Paris sich geberdet, selbst die radicalen Blätter können nicht umhin, diesen Sternen zu huldigen, die Feste der hohen Geburts-Aristokratie, die in jeder Saison reichlich veranstaltet werden, in prägnanten Farben zu schildern, wie überhaupt von dem Thun und Treiben der „großen“ Welt ihre Leser zu unterhalten. Auch in die deutschen Blätter finden häufig diese Berichte ihren Weg, und so hat es gewiß Interesse, die Heldinnen jener prunkenden Vergnügungen, der Bälle, Gartenfeste, Wohlthätigkeits-Vagare, der musikalischen und dramatischen Aufführungen, die Amazonen und Dianen des heutigen vornehmen Paris ein wenig näher kennen zu lernen. Diese Kenntniß vermittelt uns Claude Bonto, — in der Pariser Journalistik auch unter dem Namen „Violette“ bekannt, — in ihrem jüngst bei Dentu erschienenen Buche „Les grandes Dames d'aujourd'hui.“

Claude Bonto ist nicht so engberzig, das Prädicat einer „großen Dame von heute“ ausschließlich Französinnen vorzubehalten; im Gegentheil befindet sich, wie wir sehen werden, unter ihren Heldinnen manche Ausländerin, indessen nur solche, die sich in Paris acclimatirten haben. Wie ein Klang aus längst vergangenen Tagen muther es uns freilich an, wenn wir den Reigen eröffnen sehen durch eine Frau, die heute mit Paris nur noch wenig gemein hat. Wohl tritt hin und wieder noch bei ihr die alte Vorliebe für die Seine-Stadt zu Tage, aber nicht über Paris, sondern über Wien läßt heute die Fürstin Pauline Metternich die volle Sonne ihrer Gunst strahlen. Wir wollen deshalb über die Reminiscenzen an diese geistvolle und energische Frau hinweggehen, zumal dieselben nicht viel enthalten, was dem deutschen Publicum nicht schon bekannt wäre; nur kurz sei erwähnt, daß Claude Bonto die Unwahrheit manches pikanten Anekdotens, das einst über die Fürstin umging, darthut. So ist beispielsweise an dem Historiker, daß die Fürstin einstmal bei Madame Theresia, der äbel beleumundeten Chansonnetten-Sängerin, Unterricht genommen habe, kein Wort wahr.

Auch diejenige Dame, welche heute, unerörterter Autorin zufolge, an der Spitze der vornehmen Gesellschaft von Paris steht, ist keine Französin von Geburt. Die Herzogin Marie von Vifaccia ist die Tochter des Fürsten Eugen von Vigne und seiner dritten Gemahlin Hedwig, Prinzessin

von Lubomirka. Die Fürsten von Vigne sind gleichsam ein internationales Geschlecht. Einmal's Fürsten des heiligen römischen Reiches deutscher Nation, haben sie reichen Grundbesitz in Oesterreich, Frankreich und Belgien. Ihre eigentliche Residenz ist das Schloß Beloeil bei Mons. Bei der Vöbereichung Belgiens von Holland, 1830, kam auch der Vater der Herzogin Marie als Candidat für den belgischen Thron in Frage, doch lehnte er die ihm zugebachtete Ehre ab. Im Jahre 1843 geboren, vermählte die Prinzessin Marie von Vigne sich 1862 mit dem Grafen Sotheune de la Rochefoucauld, Herzog von Vifaccia, und dieser Ehe sind fünf Kinder entsprossen, drei Söhne, deren ältester, mit der Prinzessin de la Tromaille verheirathet, eine hervorragende Rolle in den Pariser Clubs spielt, und zwei Töchter, die älteste, Elisabeth, verheirathet mit ihrem Vetter, dem regierenden Fürsten Ludwig von Vigne. Die Salons der Herzogin sind der Sammelplatz der royalistischen Partei, und ihr Haus gilt als das erste im Faubourg St. Germain. Die Herzogin wird geschätzt wegen ihres Freimuthes und ihres heiteren Sinnes; für die Nothleidenden hat sie stets eine offene Hand, und die von ihr zu wohlthätigen Zwecken veranstalteten Feste sind berühmt.

Während die Herzogin von Vifaccia stets die Hälfte des Jahres in Paris zu verleben pflegt, ist ihre Stieftochter, die Herzogin Yolande von Luynes, dort ein verhältnißmäßig seltener Gast. Geboren 1849 als Tochter des Herzogs von Vifaccia, aus dessen erster Ehe mit der durch ihre Schönheit berühmten Prinzessin Yolande von Polignac († 1855), vermählte sie sich 1867 mit ihrem Vetter, dem Herzog Charles Honoré von Luynes, der am 2. December 1870 im Treffen von Voinay fiel. In Dampierre bei Rambouillet ließ sie ihm ein prächtiges Monument errichten, und in diesem Orte pflegt sie auch einen großen Theil des Jahres zuzubringen, oder sie macht größere Reisen. Erst kürzlich wurde in diesem Blatte erwähnt, daß sie mit ihrem ältesten Sohne eine Reise nach den Vereinigten Staaten angetreten hat. Die Herzogin von Luynes ist übrigens eine Malerin von nicht geringem Talent; mehrfach hat sie unter dem Pseudonym „Yolande Dalbert“ im „Salon“ Gemälde ausgestellt, die allgemeine Anerkennung fanden. Noch ein anderes Mitglied dieser Familie sei kurz erwähnt, die Gräfin Aimery de la Rochefoucauld, geborene Comtesse Mailly. Ausgezeichnet durch Schönheit und feinen Geschmack, wird die Gräfin bei allen Festen der hohen Aristokratie in erster Reihe genannt.

Eine viel bewunderte und viel kritisirte Herrscherin in den Pariser Salons ist seit mehr als zwanzig Jahren die Prinzessin Jeanne von Sagan. Von bürgerlicher Herkunft, eine Tochter des erst später geadelten Barons Seillière, vermählte sie sich 1858 mit dem Prinzen Bofon von Sagan, Sohn des Herzogs Ludwig von Tallrand-Perigord, und wußte sich in den exklusiven Kreisen des Faubourg St. Germain schnell eine bevorzugte Stellung zu erringen, freilich mit Hilfe eines ungeheuren Aufwandes, den sie Dank ihrem väterlichen Vermögen treiben konnte. Zur Zeit des Kaiserreiches war sie die Schöpferin der kühnsten Moden, ihre Toiletten übertrahnten die aller Nivalinen, und ihr Marfall weitete sich mit dem des Kaiserhofes. Die Prinzessin besitzt den größten Silberschatz in Paris; derselbe weist allein mehr als zwölfhundert Teller nebst Bestecks auf. Heute lebt die Prinzessin, — seit vielen Jahren schon von ihrem Gatten getrennt, — ziemlich zurückgezogen, doch alljährlich giebt sie ein großes Faubourgfest, das hunderttausend Francs in einer Nacht verchlünget.

Ueber ein ungeheures Vermögen gebietet auch die Herzogin Anna d'Uzès, Tochter des Grafen Montmar und Enkelin der Madame Clicquot, nach welcher die berühmte Champagner-Marke ihren Namen hat. Sehr jung Witwe geworden, suchte sie Zerstreuung in der Jagd, die bald ihre Passion wurde, und heute gilt sie in Frankreich als die Königin des gesammten Sports. Aber auch die Kunst vernachlässigt sie nicht; sie spielt ausgezeichnet die Orgel und übt sich auch mit Geschick im Billhauen. Bonnelles im Departement Seine et Oise ist ihr Aufenthalt zur Zeit der Jagden; sonst bewohnt sie in Paris das ehemalige Hotel der Königin Christine von Schweden, das sie vor einigen Jahren für drei Millionen Francs erkaufte.

Mit der Prinzessin Jeanne von Sagan theilt sich in den Auf, den capriciösesten Geschmack zu entwickeln, die Gräfin Melanie Pourtales. Eine Tochter des Barons Alfred de Buffières, verheirathete sie sich 1857 mit dem Grafen Edmund Pourtales, einem Nachkommen jener Neuenburger Kaufmanns-Familie, die von Friedrich dem Großen geabelt und von Friedrich Wilhelm III. in den Grafenstand erhoben wurde. Ihre Einführung am Tuilerien-Hofe hatte sie der Fürstin Pauline Metternich zu danken, mit der sie bis heute freundschaftlich verbunden ist. Diese beiden Damen, die Prinzessin Jeanne von Sagan und die Baronin Annette de Poilly waren es, welche den heute so berühmten Worth in Mode brachten. Eine Tochter des Marquis du Halley Coetquen, war die Baronin Poilly in erster Ehe mit dem Grafen de Brigade vermählt; der älteste Sohn dieser Ehe, Gaston, heirathete 1871 die Prinzessin Corisandra Gramont, eine Tochter jenes Herzogs Agenor von Gramont, der als Minister des Aeußeren im Ministerium Olivier eine Hauptrolle an der französischen Kriegserklärung wider Deutschland trug. Die Baronin Poilly gehört zu jenen nicht eben zahlreichen Französinnen, die für Richard Wagner schwärmen. Den Herbst pflegt sie auf dem Schloß Follembray zu verbringen, wo auch ihre Schwiegertochter, die eben genannte Gräfin Corisandra de Brigade, häufig verweilt. Hier wird der Tag der Jagd, der Abend der Aufführung heiterer Stücke gewidmet, wobei sich das musische Talent der jungen Gräfin in glänzendem Lichte zeigt.

Die Töchter des österreichischen Generals Johann Baptist von Löwenthal sind die Herzogin Severine Decazes, Witwe des vor einigen Monaten verstorbenen bekannten Diplomaten, und die Marquise Rina de Beauvoir. Die Mutter der beiden Schwestern war eine Gräfin Wplezynska; von ihr haben sie die Kurzsichtigkeit, den Keinen Fuß und die Amuth des Wesens geerbt. Letztere Eigenschaft wird besonders der Marquise nachgerühmt, von der einst Jemand sagte: „Diese Frau ist ein Lächeln.“ Die Liebhaberei der Marquise ist der Stil Louis XV., den sie in Tracht und Wohnungs-Einrichtung nachahmt; sie selbst ahnelt in ihrer Erscheinung einer Dame der bezeichneten Epoche.

Eine große Jägerin vor dem Herrn ist die Vicomtesse Elisabeth de Gressulhe. Geboren 1860 als älteste Tochter des Fürsten Joseph von Chimay und Caraman, Ministers des Aeußeren in Brüssel, vermählte sie sich 1878 mit dem Vicomte Gressulhe. Alljährlich begiebt sie sich auf einige Monate zur Jagd nach Schottland und übt dort großartige Gast-

Radbruch verboten.

### Isabella, Gräfin Eu, Kronprinzessin von Brasilien.

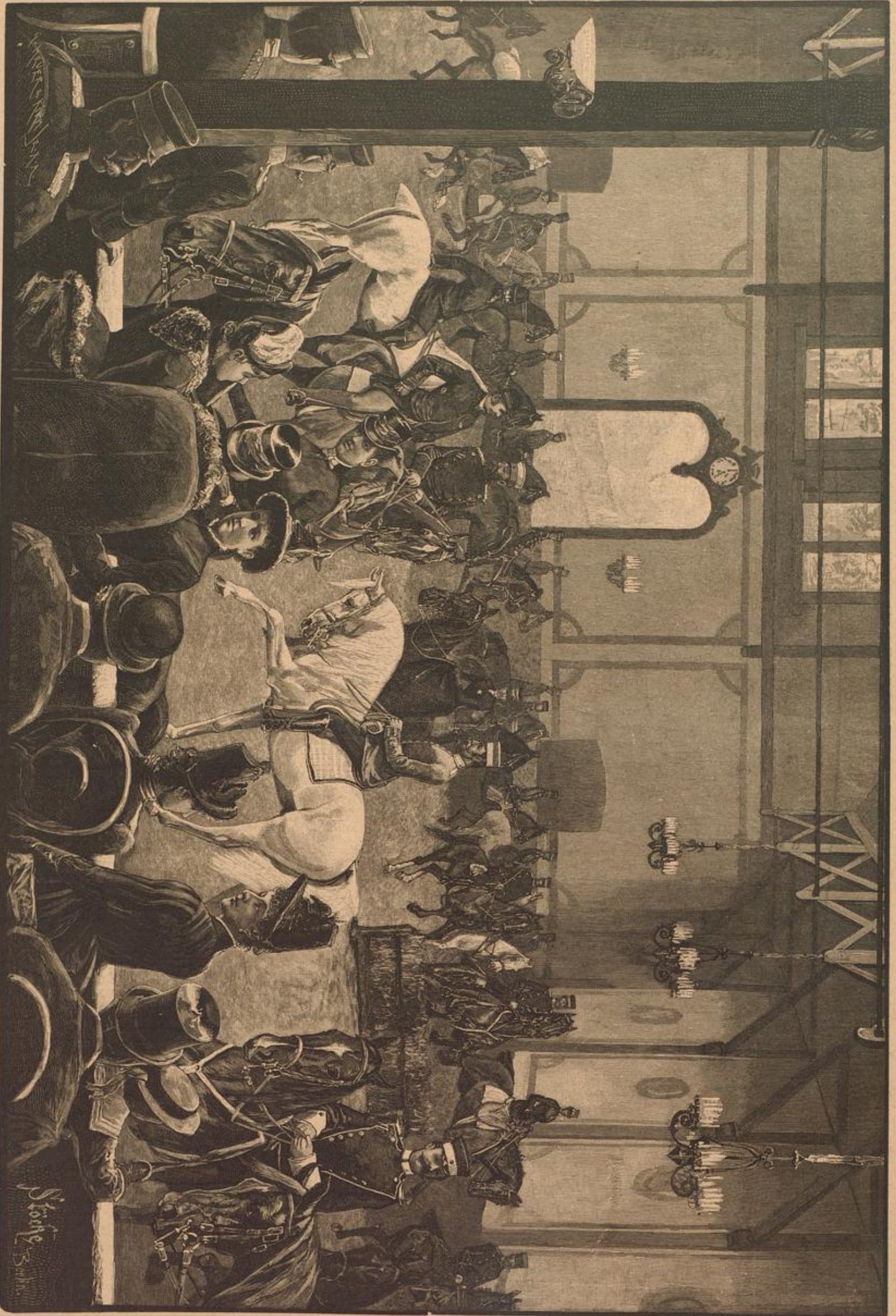
Hierzu das Portrait von A. Schubert, Seite 377.

Der Name der hohen Frau, deren Portrait wir heute bringen, wird in ganz Brasilien mit Verehrung, Liebe und Hochachtung genannt und verdient auch in Europa bekannt zu werden; denn obgleich die Prinzessin mehrere Reisen nach der alten Welt in Begleitung ihres Gemahls unternommen und sich längere Zeit dort aufgehalten hat, ist sie doch fern von ihrem Vaterlande, wenig an die Oeffentlichkeit getreten und hat in der Fremde stets zurückgezogen gelebt.

Prinzessin Isabella Christina Leopoldina Augusta Michaela Gabriela Raphaela Gonzaga, Tochter des Kaisers Dom Pedro II. von Brasilien und der Kaiserin Theresia Christina Maria, geb. Prinzessin von Sicilien, wurde am 29. Juli 1846 in Rio de Janeiro geboren und ist seit dem 7. Februar 1871 das einzige lebende Kind ihrer Eltern. Am dem genannten Tage verfiel zu Wien am Nervenfieber die am 13. Juli 1847 zu Rio de Janeiro geborene Prinzessin Leopoldina, die seit dem 15. December 1864 mit dem Herzog August von Sachsen-Koburg-Gotha vermählt war und ihrem jugendlichen, nur um zwei Jahre älteren Gemahle vier Söhne hinterließ. Selten sind wohl um ein geliebtes Wesen mehr Thränen vergossen, als um die lieb-reizende, begabte und feeleugende junge Herzogin. Ihr Gemahl ist Wimer geblieben, und in die vier Kinder theilten sich die Großeltern: Herzog August's Eltern behielten die jüngeren Prinzen, Joseph und Ludwig, während die zwei älteren, Pedro und August, bei dem Kaiserpaare von Brasilien erzogen wurden. Prinzessin Isabella war in jener Zeit der Trauer und des Schmerzes ihren hohen Eltern ein tröstender Engel, und gegen ihre Neffen war sie die Güte und Liebe selbst und ist es heute noch.

Die zwei Söhne des Kaisers Dom Pedro II. starben im zarten Kindesalter, und Prinzessin Isabella legte mit vierzehn Jahren den Eid als präsumptive Thronfolgerin ab. Mit großer Sorgfalt wurde sie und ebenso ihre frühvollendete Schwester erzogen; der kaiserliche Vater theilte sich selbst am Unterricht. Prinzessin Isabella spricht mehrere Sprachen und spielt gut Klavier; sie veranstaltet Concerte, liebt nur gute Musik und ist bemüht, den Geschmack an allem Schönen in Brasilien zu fördern. Dabei ist sie mildthätig und leutselig, immer freundlich und bereit, Anderen zu helfen.





Zur Futterfall zu Berlin. Nach einer Zeichnung von Wilfried Stöckel. — Siehe Seite 386.



Freundschaft. Eine enge Freundschaft verbindet sie mit der Gräfin Marie de Mailly-Restle, geborenen de Goulaine. Diese Dame, deren Ehe mit dem Grafen Robert de Mailly nach einjähriger Dauer wieder gelöst wurde, wird im Faubourg St. Germain als ausgezeichnete Sängerin geschätzt. Wäre sie zum Theater gegangen, so würde sie nach dem Urtheile von Sachverständigen eine Künstlerin ersten Ranges geworden sein. Mehr, als auf ihre Stimme, war sie selbst stolz auf ihr prachtvolles blondes Haar. Diese Perle mußte, als die Gräfin jüngst von einer schweren Krankheit ergriffen wurde, dem Schermetzler überantwortet werden. Lange sträubte sie sich dagegen, erklärte sich aber schließlich zu dem Opfer unter der Bedingung bereit, daß das Haar zu einem milden Zwecke verkauft werde. Eine hervorragende Sängerin ist ferner die Gräfin Maria Theresia Guerne, geborene Gräfin Segur. Ihre Großmutter, Gemahlin des berühmten Geschichtsdarstellers Grafen Segur, war eine Tochter jenes russischen Generals Kostopolski, der als Gouverneur von Moskau den Plan zur Verbrennung der Stadt entworfen haben soll. Gräfin Guerne war eine Lieblingskünstlerin Gounod's; an ihrer Gesangsweise und nicht minder an ihrem trefflichen mimischen Spiel erfreuen sich häufig die aristokratischen Cirkel von Paris. Russisches Blut fließt auch in den Adern der Marquise Velbeuf, Tochter des Herzogs von Morny und seiner Gemahlin Sophie, einer geborenen Prinzessin Trubekoi. Bewundert und gefürchtet wegen ihres Witzes, ist sie auch in allen edlen Künsten wohl erfahren.

Als eine wahre Gelehrte gilt die Marquise Louise d'Hervey de Saint-Denis, Tochter des österreichischen Barons Ward, der einst Gesandter Oesterreichs am Hofe zu Parma war. Ihre umfassenden Sprachkenntnisse haben ihr selbst das Lob von Fach-Autoritäten eingetragen; sogar Chinesisch versteht und spricht sie, und in ihren Freundeskreisen heißt sie deshalb „der Mandarin“. Zugleich ist sie eine tüchtige Malerin und geniest sich nicht, ihre Kunst zum Gegenstande des Erwerbes zu machen. Der Kunsthändler Goupil zahlte ihr für ein Bild sieben- bis achtaufend Francs. Auch im „Salon“ ist sie mehrfach ehrenvoll vertreten gewesen.

Auf trübe Erfahrungen blickt die Vicomtesse de Trédern zurück. Die Tochter eines ungemein reichen Zucker-Fabrikanten, Namens Say, wurde sie von einem Sohne des Herzogs von Brissac als Gattin heimgeführt. Man ließ sie fühlen, daß man sie als einen Eindringling in die vornehmen Kreise betrachte. Eines Tages einige Freunde ihres Gemahls bewirtheud, verschüttete sie aus ihrer Theekanne einige Tropfen auf ihre kostbare Robe. „Nehmen Sie sich in Acht, Madame“, sagte der Herzog von P., „der Zucker schmilzt.“ „Weniger als Blut“, lautete die schlagfertige Antwort der Dame. Ihr Gemahl, der Herzog von Brissac, wurde ein Opfer des deutsch-französischen Krieges. Im Heere Bourbaki's machte er die Flucht nach der Schweiz mit und starb in Genf dem Typhus. Die Witwe verheiratete sich später mit dem Grafen Trédern, doch war die Ehe nicht glücklich und wurde nach vielen Kämpfen wieder gelöst.

Wie ein Roman lesen sich die Schicksale der Prinzessin Jeanne Bonaparte, Gemahlin des Marquis Christian Villeneuve. Sie ist die Tochter jenes Prinzen Peter Bonaparte, der 1870 durch die Erschießung des Journalisten Victor Noir von sich reden machte. Ein Sohn von Lucian Bonaparte, hatte sich Peter 1853 wider den Willen Louis Napoleons mit einem Fräulein Ruffin verheiratet, der Tochter eines Werkmeisters im Arbeiterdortel Faubourg St. Antoine. Nach dem Sturze des Kaiserreiches begab sich der Prinz nach Belgien, wo er 1881 starb, die Witwe und zwei Kinder, den Prinzen Roland und die Prinzessin Jeanne, ziemlich mittellos zurücklassend. Die Witwe gründete in London ein Modengeschäft, das indessen nicht reussirte, und ärmer denn vorher kehrte sie nach Frankreich zurück. Hier fanden sich zum Glück einige hilfsbereite Freunde; Prinz Roland wurde in einer Kriegsschule untergebracht, und Prinzessin Jeanne, geboren 1861, bildete sich als Malerin aus. Der „Salon“ von 1875 zeigte ihr erstes Bild, und es fehlte der jungen Künstlerin bald nicht an Bestellungen; auch als Zeichnerin für illustrierte Journale war sie thätig. Natürlich hatte zu der Erzielung dieser Erfolge der Name Bonaparte das Seine beigetragen. Bei ihrem Reiden-Unterricht war Prinzessin Jeanne mit dem jungen Mädchen bekannt geworden, das dem Schicksal ihrer Familie eine merkwürdige Wendung geben sollte, dem Fräulein Marie Blanc, Tochter des bekannten Spielwärters. Prinz Roland Bonaparte führte 1880 die Freundin seiner Schwester, Erbin vieler Millionen, als Gattin heim, und wenn diese ihm auch nach zwei Jahren durch den Tod entrisen wurde, die Millionen blieben ihm, und der Gedanke an den reichen Schwager ist wohl nicht ohne Einfluß gewesen auf den jungen Marquis, der um die Hand der Prinzessin Jeanne Bonaparte anhielt.

Gut befreundet mit dem Hause Pierre Bonaparte war in ihrer Jugend die Herzogin Anna von Mouchy, geborene Prinzessin Murat. Joachim Murat, König von Neapel, hinterließ vier Kinder. Die beiden Söhne, Achill und Lucian, begaben sich nach Nordamerika; der eine wurde dort Post-director, der andere, der sich mit Miß Carolina Frazer verheiratete, errichtete eine Schule. Die jetzige Herzogin von Mouchy wurde 1841 in Amerika als Tochter dieser Ehe geboren. In Frankreich wurde sie ein bevorzugter Schützling der Kaiserin Eugenie und spielte am Tuilerien-Hofe eine bedeutende Rolle. Bei den Jagden von Compiègne zeichnete sie sich durch ihre Unerbundenheit aus, nicht minder durch ihre Anmuth bei den von der Kaiserin so gern gehaltenen dramatischen Aufführungen. Ihre Vermählung mit dem Herzog Anton von Mouchy (1865), einem „grand seigneur“ des dem Kaiserreiche so feindselig gesinnten Faubourg St. Germain, erregte seiner Zeit bedeutendes Aufsehen. — Da wie uns hier mitten im bonapartistischen Lager befinden, so sei auch noch der Gräfin Louise Mercy-Argenteau gedacht, einer Tante der oben erwähnten Vicomtesse Gressulhe. Geboren 1837 als Tochter des Fürsten Alfons von Chimay, verheiratete sie sich 1860 mit dem Grafen Eugen von Mercy-Argenteau und wurde am Tuilerien-Hofe persona gratissima. Im Auftrage des in Wilhelmshöhe gefangen gehaltenen Kaisers Napoleon III. soll sie seiner Zeit versucht haben, den Sieger mild gegen den Ueberwundenen zu stimmen.

Unter den in Paris acclimatirten fremdländischen Damen nimmt einen hervorragenden Rang auch die Prinzessin von Brancovan ein, Witwe des am 16. October d. J. verstorbenen Prinzen Gregor Bibesco, Prinzen von Brancovan und Bessarabien, eines Enkels des letzten Hospodares der Walachei. Eine Tochter des türkischen Vörschastars in London, Musurus Pascha (eines Griechen), hat sie ihr Palais, wie bereits früher in diesem Blatte geschildert worden (Nr. 16, Jahrgang

1886, „Aus der Frauenwelt“), mit wahrhaft orientalischer Pracht ausgeschmückt.

Dem sicilianischen Geschlechte der Fürstin Bignatelli entstammt die Gräfin Marie Potoka. Sie ist, wie man ihr nachsagt, „eine in eine Prinzessin verwandelte Zigeunerin“, d. h. übermäßig bis zur Ausgelassenheit, bizarr in ihren Tönen und sorglos bis zur Achlosigkeit. Welden Schred jagte sie den Freundinnen ein, die sie auf ihrer Reise durch Algerien begleiteten und dort wahrnehmen mußten, daß sie ihren unvergleichlichen Hobelpelz, der fünfundsachtzigtausend Francs gekostet hat, achlos durch den Wüstenand schleppen ließ! Ihre Equipagen gehören zu den vornehmsten in Paris, und ihre Pferdehülle gleichen einem Palast. Sie sind mit Mahagoni-Holz getäfelte, mit Springbrunnen und Blumensträußen versehen und die Krippen aus roth Marmor gefertigt. Ueber jedem Pferde hängt eine Tafel mit Namen und Stammbaum des Thieres. Hin und wieder ladet die Gräfin die Freunde des Hauses zu einem Dejeuner in diesem Pferde-Boudoir, und man läßt es sich in der merkwürdigen Umgebung gut schmecken. Charakteristisch für die Prinzessin ist ein „Spielzeug“, das in ihrem Boudoir neben ihrem gewohnten Sitze auf einem Tischchen liegt, eine — Knute, mit Silbergriff und sehr zierlich gearbeitet, aber doch eine nicht zu unterschätzende Waffe. Sie braucht das Ding, wie sie sagt, für den Fall, daß einmal ein Tollkühner sich gegen die Souverainität ihrer Laune auflehnen sollte; sicherlich bekäme es Derjenige zu kosten, der sich erdreistete, die Gräfin an ihre Cousine zu erinnern, jene Fürstin Bignatelli, die als Chansonnetten-Sängerin Deutschland und Oesterreich-Ungarn durchzog und jetzt in ihrer absteigenden Laufbahn bis zur Vier-Hebe gelangt ist.

Eine internationale Dame ist die Gräfin Anita Villeneuve. Als Tochter des Senhor Cavalcanti de Albuquerque, des ehemaligen brasilianischen Gesandten in Madrid, und seiner Gemahlin, der Nordamerikanerin Susanna Dake, wurde sie 1838 in der spanischen Hauptstadt geboren. In Washington verheiratete sie sich 1857 mit dem brasilianischen Gesandtschafts-Secretär Grafen Julio de Villeneuve (jetzt brasilianischer Gesandter in Brüssel), der einer französischen, seit langer Zeit in Rio de Janeiro ansässigen Familie angehört. Die diplomatische Laufbahn ihres Gatten führte sie durch alle Hauptstädte der Welt. Während ihres Aufenthaltes in München verheiratete sie ihre beiden Töchter, die ältere, Sophie, an den Grafen Emil Görz, die jüngere, Julia, an den Prinzen Franz Sany-Wittgenstein-Verbeleg. In Paris erregte sie einstmalige Sensation durch einen eigenartigen Schmuck, einen goldfarbigen, emallichschimmernden Käfer, den eine Freundin ihr aus Mexiko geschickt hatte. An einem goldenen Kettenchen befestigt, ging das Thierchen auf den Schultern seiner Herrin spazieren, einen wunderbaren Contrast mit dem zarten Teint derselben bildend.

Wir könnten unsere Auslese aus dem Buche Claude Vento's noch eine gute Weile fortsetzen, aber wir wollen uns mit den erwähnten Damen begnügen; sie sind es, deren Name dem deutschen Publicum am meisten bekannt geworden ist. Claude Vento weiß, wie wir gesehen haben, viele interessante Dinge zu erzählen; um aber deutsche Leserinnen, die etwa das Werk selbst zur Hand nehmen wollen, vor Enttäuschung zu bewahren, müssen wir hervorheben, daß die Verfasserin gar weisichweyfig schildert, ohne Ordnung berichtet, sich mannigfach wiederholt und sich allzu sehr in Hyperbeln ergeht. So nimmt sich manche ihrer Skizzen eher wie eine Satire, denn eine Verherrlichung aus, ein Effect, der gewiß nicht von der Autorin beabsichtigt worden ist.

Wohl biegen, aber nicht brechen.

Von E. von Barfus.

(Schluß.)

Ueber ein halbes Jahr war seit dem Ueberfalle der Rothhäute vergangen, und Mersberg befand sich noch immer als Gast auf der Farm Ferguson's. Die Gehirnerschütterung infolge des Schlags und der große Blutverlust hatten ihm ein Fieber zugezogen, das ihn monatelang an's Bett gefesselt und ihn mehrmals dem Tode nahe gebracht hatte; nur seiner guten Natur und der sorgfältigen Pflege der Farmer-Familie hatte der junge Deutsche seine Genesung zu verdanken. In der milden, stützenden Würzlust jener Breitegrade ging Mersberg eines Abends am Ufer des Red River auf und ab und schaute oft sehnsüchtig den Fluß hinab, als sich ein hübsches, schlankgewachsenes Mädchen, Mary, die älteste Tochter des Farmers, zu ihm stellte.

„Sie warten wieder mit Sehnsucht auf Mr. Reinhardt, nicht wahr, Mr. Mersberg? Sie vergessen aber immer, daß zu einer Reise nach Memphis oder St. Louis viele Wochen erforderlich sind. Sie sind auch noch viel zu schwach, um so bald eine größere Expedition unternehmen zu können, und müssen sich schon mit Geduld darin finden, noch einige Monate bei uns zu bleiben, wenn es Ihnen auch nicht besonders hier zu gefallen scheint.“

„Wie können Sie so sprechen, Mary!“ entgegnete Mersberg. „Ich bin von Ihnen und den Ihrigen so freundlich gepflegt worden, wie im Hause meiner Eltern. Mich quält nur der Gedanke an meinen Freund Fairfield und meine Gefährten; auch der große Verlust an Zeit, die ich hier unthätig verbringen muß, ist mir schmerzlich; deshalb habe ich Reinhardt nach Memphis geschickt und erwarte mit Ungeduld seine Rückkehr. Doch nun wollen wir hineingehen, liebe Mary; Ihre Mutter steht in der Thür und winkt, zum Nachtessen zu kommen.“

Das tägliche Zusammensein mit einem so hübschen und klugen Mädchen, wie Mary Ferguson, hätte für den jungen Mann gefährlich werden können, zumal in der weichen, empfänglichen Stimmung eines Reconvallescenten, wenn Mersberg nicht dagegen bereit gewesen wäre. Die schöne, reizende und geistreiche Edith Fairfield hatte einen unauflöschlichen Eindruck auf ihn gemacht. Der junge, mittellose Deutsche wußte, daß die reiche, verwöhnte junge Amerikanerin für ihn ein unerreichbares Ziel war; dennoch war sein ganzes Herz von ihrem Bilde erfüllt und jeder seiner Gedanken ihr geweiht.

Nach einigen Tagen ungeduldiger Erwartung traf Reinhardt endlich wieder auf der Farm ein; er brachte ein Schreiben des Agenten Fairfield's in St. Louis mit, dem ein Brief von diesem letzteren beigelegt war. Fairfield's Schreiben, datirt von vorigen Sommer, brachte ihm die Nachricht, daß sein Freund auf das dringende Anrathen der Ärzte mit seiner Schwester nach Europa gereist sei, um die deutschen Wälder zu gebrauchen, da die Folgen der erhaltenen Verletzung sich

immer mehr bemerkbar machten. Der Agent in St. Louis sei von ihm angewiesen, jedem Wunsche Mersberg's zu entsprechen. Der Agent bestätigte in seinem Briefe die Angaben Fairfield's, bedauerte die gefährliche Verwundung des jungen Deutschen, über die er durch Ben und die beiden Ingenieure bereits Mittheilung erhalten, rief ihm, seine völlige Genesung in der gefunden, reinen Luft auf der Farm abzuwarten, und legte zu seinem Gebrauche vorläufig einige hundert Dollars bei. Die beiden Ingenieure und Ben, schrieb er ferner, wollten Ende April oder Anfangs Mai nach den Quellen des Colorado aufbrechen und würden Mersberg Ende Juli bei der Mündung des Rio Salado in den Colorado, in der Hacienda eines Don Mercado, erwarten, wohin er sich bequem über Austin, den Colorado aufwärts, begeben könne. Mersberg war mit dieser Anordnung ganz zufrieden; er erholte sich bald vollständig von den Folgen seiner Verwundung, und als im Juni mehrere Fahrzeuge des Farmers mit einem Theile der Ernte ihre Fahrt nach Natchitoches antraten, nahm er, von Reinhardt begleitet, mit dankerfülltem Herzen von den braven Leuten Abschied.

Nach einer äußerst langweiligen Fahrt auf dem Red River langten die schwerfälligen, großen Bote in Natchitoches an, wo die beiden Deutschen der Abfahrt des nächsten Dampfers nach New-Orleans mit Ungeduld entgegen sahen. Sie saßen gerade vor dem Hotel, als der erlebte Dampfer den Strom heraufkam und bald an der Landungsbrücke fest lag. Mehrere Passagiere eilten in sichtbarer Aufregung nach dem Hotel und riefen dem Besitzer desselben zu: „Große Neuigkeiten! Krieg im alten Lande! Krieg zwischen Frankreich und Preußen!“

Wie von einer Feder emporgeschleht, sprang Mersberg auf und eilte den Ankömmlingen entgegen, die ihm auf seine dringenden Fragen eines der mitgebrachten new-orleansischen Blätter gaben, in denen er unter den Kabel-Telegrammen die Nachricht von dem Ausbruche des Krieges zwischen Frankreich und Deutschland fand. Der ehemalige Offizier zitterte vor Aufregung und war kaum im Stande, mit bebender Stimme seinem Gefährten die Neuigkeit mitzutheilen. Bald jedoch wurde er Herr seiner Erregung, eilte in's Hotel, bezahlte seine Rechnung, ergriff seine geringen Habseligkeiten und ging mit Reinhardt nach dem Dampfschiff, wo er sofort zwei Plätze nach New-Orleans nahm. Dann ließ er zwei Kisten Champagner kommen, zum größten Erstaunen Reinhardt's, der ihn seit seiner Begegnung in Newyork nur immer als sehr sparsam gekannt hatte.

„Aber, Mann“, rief Mersberg aus, als das erste Glas eingeklinkt war, „begreifen Sie denn nicht, daß wir mit dem ersten Zuge von New-Orleans nach Newyork und von da mit dem ersten Dampfer nach Europa fahren? Gott gebe nur, daß wir nicht zu spät kommen! Stöhnen Sie an, Reinhardt, auf schnelle Ueberfahrt und langen Krieg! Ach Gott, das ist die erste Freude seit Jahren! Ich könnte weinen vor Glückseligkeit!“ Und in der That stürzten dem erregten jungen Manne die Thränen aus den Augen.

Halb gerädert von der langen, anstrengenden Eisenbahnfahrt von New-Orleans über Memphis und Chattanooga, langten die beiden Deutschen in Newyork an, wo sie sich sofort in das Logirhaus des alten Schwab begaben. Dieser war indess schon im vorigen Herbst gestorben und seine Witwe nach Deutschland zurückgekehrt. Ein Amerikaner hatte das Logirhaus übernommen; von den mit Kleidern und Wäsche gefüllten Koffern, die Mersberg zurückgelassen, wußte der jetzige Wirth nichts.

Es war dies ein sehr empfindlicher Verlust für Mersberg, da der Ankauf der nothwendigen Garderobe für sich und Reinhardt in New-Orleans, sowie die lange Reise von Natchitoches bis Newyork seine Mittel bis auf wenige Dollars erschöpft hatten; bei der Abwesenheit von Fairfield wußte er Niemand in Newyork, der ihm das Geld zur Ueberfahrt nach Europa hätte vorstrecken können. Niedergeschlagen ging er mit seinem treuen Gefährten nach dem Landungsplatze der Dampfer hinunter, wo er in Erfahrung brachte, daß ein Bremer Dampfbot noch an demselben Abend in See gehen werde. Entschlossen ging er an Bord desselben und theilte dem Kapitän mit wenigen Worten seine Lage, sowie den dringenden Wunsch mit, so schnell als möglich nach Deutschland hinüberzukommen, um noch am Kriege theilnehmen zu können. „Unmöglich darf ich Sie nicht mitnehmen, Herr“, entgegnete ihm nach kurzem Nachsinnen der Kapitän; „das kann ich meinen Ahebern gegenüber nicht verantworten. Wenn Sie aber für den eben erkrankten zweiten Heizer eintreten wollen, so können Sie mitfahren und sollen in Bremerhafen noch einige Valer Lohu bekommen. Ihr Gefährte kann als Kochsmat eintreten. Wenn Ihnen das paßt, können Sie gleich an Bord bleiben.“

Glücklich, überhaupt nur so schnell hinüber zu kommen, nahm Mersberg mit herzlichen Dankesworten den Vorschlag an und blieb an Bord, während Reinhardt ihre Habseligkeiten aus dem Logirhause holte.

Die vierzehn Tage währende Ueberfahrt waren für Mersberg wohl die schwerste Prüfung, die ihm bisher auferlegt worden, doch ertrug er standhaft und resignirt die so ungewohnten und daher doppelt schwierigen Mähen eines Maschinenheizers. In den letzten Tagen des August traf Mersberg mit seinem Gefährten in Rheims ein; ein bedeutendes Geschenk des braven Kapitän's, der auf diese Weise seinen Patriotismus bekunden wollte, hatte sie in den Stand gesetzt, die weite Reise mit der Eisenbahn machen zu können. In Koblenz hatte Mersberg erfahren, daß sein früherer Regiments-Kommandeur eine Brigade in der Armee des Kronprinzen befehligte, sodas es ihm leicht war, das Standquartier des Generals aufzufinden.

Von diesem, der den jungen Mann trotz seiner leichtsinnigen Streiche sehr gern hatte, mit großer Herzlichkeit empfangen, wurde Mersberg, nachdem er getreulich seine Schicksale seit dem Ausscheiden aus dem Regimente erzählt, einem Bataillon der Brigade als Freiwilliger zugetheilt und noch an demselben Abend mit Reinhardt in das Cantonement desselben abgedisct.

In der Schlacht von Sedan fand der junge Mann Gelegenheit, sich auszuzeichnen, indem er unter den Augen des Kronprinzen die Kompanie, deren Offiziere sämmtlich gefallen oder verwundet waren, zurück in's Feuer führte und zwei Gefühle nahm. Der General benutzte diesen glücklichen Umstand, den Kronprinzen mit der Geschichte seines Schützlings bekannt zu machen, was zur Folge hatte, daß Mersberg am Tage nach der Schlacht wieder zum Offizier ernannt wurde. Als sich Mersberg bei seinem gütigen Gönner bedankte, war ihm dieser noch behüßlich beim Ankauf einer Equipirung aus dem Nachlasse eines geliebten Offiziers. „Nun aber, lieber Mersberg, beschwöre ich Sie“, sagte der General zum Abschiede, „verschmerzen Sie nicht zum zweiten Male Ihre Stellung durch Ihren Leichtsin.“

„Sie können unbeforgt sein, Herr General“, erwiderte der



junge Offizier. „Die vierzehn Tage, die ich als Maschinenbeizer auf dem Dampfer zugebracht, werden nie aus meinem Gedächtnisse schwinden; der Gedanke an diese schreckliche Zeit wird mich von jeder Thorheit zurückhalten. Ich brauche nur meine Hände anzusehen, die wohl nie wieder ganz weiß werden, um vernünftig zu bleiben.“

In den Kämpfen vor Paris holte sich Wersberg das eiserne Kreuz, aber auch eine Wunde, die ihn für den Rest des Feldzuges an das Lazareth fesselte. Später wurde er nach Wiesbaden gebracht, um sich von den Folgen seiner Verwundung zu erholen.

Dort war ihm eine große Ueberraschung vorbehalten. Als er eines Morgens mit Hülfe eines Stodes sich langsam in den Anlagen beim Kurfaal erging, stieß er ganz unvermuthet auf Fairfield mit seiner Schwester. Nach der ersten Freude des Wiedersehens ging es an's Erzählen. Fairfield war mit dem Schicksale seines Freundes bis zum Juni des Jahres 1870 durch einen Brief seines Agenten in St. Louis bekannt gemacht worden und erfuhr nun in wenigen Worten die weiteren Lebensverhältnisse desselben. Er selbst hatte mit seiner Schwester den letzten Winter in Wien zugebracht und kam nun, nach Beendigung des Krieges, nach Wiesbaden, um die Bäder zu gebrauchen.

Wersberg, noch angegriffen und schwach von langem Krankheitslager, wurde durch das unverhoffte Wiedersehen seines amerikanischen Freundes und besonders von dessen Schwester so erschüttert, daß ihn ein nervöses Fieber überfiel und er das Bewußtsein verlor. Als er wieder zu sich kam, sah er Edith Fairfield zärtlich über sich gebeugt und die dunklen Augen theilnahmenvoll auf sich gerichtet, während ihr Bruder sorglos war, um einen Wagen zu holen.

„Armer Freund“, flüsterte sie, „Sie haben viel Schweres getragen, seit wir uns in St. Louis verlassen. Es ist kein Wunder, daß Sie noch so schwach sind, um ungefragt eine Gemüthsanregung ertragen zu können. Doch da kommt mein Bruder mit dem Wagen; unter unserer Pflege sollen Sie bald wieder gesund und stark werden.“

„Theure Edith! Tausend Dank!“ entgegnete leise der junge Mann, die Hand des jungen Mädchens an seine Lippen ziehend. Auf Fairfield und seine Schwester gestützt, erreichte der Verwundete den Wagen, der sie in die reizend am Sternberg gelegene Villa führte, welche Fairfield für die Saison gemiethet hatte. Der Amerikaner bestand darauf, seinen wiedergefundenen Freund bei sich zu behalten, der sich auch nur schwach gegen dieses Verlangen sträubte.

Zu Herbst des Jahres 1871 kam dem Könige das Abschiedsgesuch des Lieutenant von Wersberg zur Genehmigung vor; bei dieser Gelegenheit äußerte sich der Monarch, der die Schicksale des jungen Offiziers, namentlich die Art, auf welche er seine Rückkehr nach Deutschland möglich gemacht hatte, genau durch den Kronprinzen erfahren hatte: „In meinen Offizieren steht ein kräftiger Kern; sie können wohl biegen, aber sie brechen nicht so leicht.“

Nachdem Wersberg seinem längst ausgesöhnten Vater seine schöne junge Frau zugeführt, brachte er den Winter mit dieser und seinem nunmehrigen Schwager Fairfield in der Residenz zu, wo er Gelegenheit hatte, dem Könige selbst seine Irrfahrten im Westen Amerika's zu erzählen, da der reiche amerikanische Handelsherr und seine Schwester durch den Gesandten bei Hofe vorgestellt worden waren. Im Frühjahr 1872 kehrten sie alle drei nach Newyork zurück, wo Wersberg einen thätigen Antheil an den Unternehmungen seines Schwagers erhielt. Der wadere Reinhardt begleitete seinen ehemaligen Offizier wieder nach Newyork.

Nachdruck verboten.

### „Deutsche Märsche“.

„Nimm, Du siehst!“ — mit diesen Worten Falbot's mag auch die Muse sich zum Sterben niederlegen, wenn sie den Erfolg betrachtet, den im Berliner Opernhaufe „Deutsche Märsche“ erzielten, Ballet von Alfred Holzbock und Louis Frappart, Musik von Joseph Bayer. Man ist ja gewohnt, an den Inhalt der choreographischen Schöpfungen keinen hohen Maßstab zu legen, aber einen gewissen Sinn verlangt man doch; man verlangt, daß die Gauselungen der Prima Ballerina nicht aus einem confusen Wirrwarr emporragen, sondern umrankt werden von einem Kranze poetischer oder humoristischer Erfindung, der dem Ganzen einen harmonischen Eindruck verleiht. Der Poesie ihrer farbenprächtigen Bilder dankten in neuerer Zeit „Excelsior“ und „Amor“, dem frischen, frohlichen Humor „Wiener Walzer“ den durchschlagenden Erfolg. Dem moralphilosophischen Gedankenflug des italienischen Ballets vermochte Alfred Holzbock nicht zu folgen, aber dem Wiener Etüden glaubte er ein Berlinerisches entgegenstellen zu können. Schade nur, daß Berlin keinen „nationalen“ Tanz hat, wie, Dank ihrem Vamper, ihrem Strauß, die österreichische Kaiserstadt; aber wenn auch Terpsichore Spree-Athen mit keinem bedeutenderen Rhythmus beschenke, das stramme Preußen besitzt dafür einen kräftigeren Schritt, — den Marsch! Und so entstanden diese Ballet-Märsche, die Alfred Holzbock in freundschaftlicher Concession an das große, weite Vaterland „deutsche“ genannt hat, die aber doch streng preussische sind.

Der erste Act führt uns an den Hof zu Dessau. Ei, wie würde der alte Dessauer unter diesen tänzelnden Pagen und Hofdamen, diesen hüpfenden Gärtnern und Gärtnerrinnen aufgeräumt haben! Aber sein Oberst, — man stelle sich einen Oberst des grimmigen Leopold als Pantontimiker vor! — denkt milder über dies Treiben und verurtheilt den Pagen, der aus Eifersucht wider einen Kameraden den Degen gezückt hat, nur zu sofortiger Einreihung in das Heer. Großer choreographischer-mimischer Jubel unter den schmetternden Klängen des „So leben wir“.

Wenn man im Ballet nicht hüpfen soll, wo denn sonst? Und so hüpfen wir fünfundsiebenzig Jahre vorwärts und finden das verliebte Pärchen des ersten Actes als Gutsherrlichkeit in Schleien wieder. Der ehemalige Page ist Major geworden, hat die Schlacht von Hohentriedberg mitgewonnen helfen und findet bei seiner Rückkehr das Dorf zu festlichem Empfange bereit, mit Flaggen und Lampions, gepuderten Schulkindern und rederbereitem, würdevollem Pastor. Ihm nach quillt ein ganzer Schwarm Soldaten aller Waffengattungen, die ebenfalls mitgefiegt haben, und die der alte Fritz, wie er das zu thun gewohnt war, direct vom Schlachtfelde nach Hause geschickt hat. Zur Verherrlichung des Tages wäre eine Verlobung passend, und so wird das Tochterlein des Gutsherrn dem Sohne seines ehemaligen Nebenbuhlers, der sich also in-

zwischen auch verheirathet haben muß, zugesprochen. Zu wiederholten Malen erschallt der Hohentriedberger Marsch, drehen die Bauernmädchen sich in munterem Tanz, und eine prächtvolle Illumination bildet den Schluß des heiteren Tages.

Abermals überspringen wir einen weiten Zeitraum, nicht weniger denn fünfundsiebenzig Jahre. Alfred Holzbock hat viele Saiten auf seiner Tanzleiter, auch die der Nahrung, und so werden wir Zeuge der traurigen Geschichte, wie in einem rheinischen Städtchen ein junger Beamter, gerade nachdem er feierlich in der Kirche getraut worden, die Einberufungs-Ordre zum Kriegsdienste erhält. Denn es geht in den Befreiungskrieg von 1813, und voranhand deutet auf den glorreichen Sieg der Pariser Einzugsmarsch hin.

Friedrich Bergmann, so heißt der Held dieser Tragödie, hat Geschmac am Kriegesleben gefunden; nach Beendigung der Feldzüge blieb er bei der Waffe, und so sehen wir ihn, — abermals haben wir über sechzig Jahre hinweg zu hüpfen, — als greisen General wieder. Dies geschieht in einem Bidouac bei Berlin, wo der jobiale alte Herr, noch immer stramm im Dienst, sich kameradschaftlich zu den Mannschaften gesellt. In der Marktentendin, die ihm einen Becher Weines kredenz, erkennt er seine Lebensretterin wieder, die ihn „in einer früheren Schlacht“, — wohl 1864 oder 1866, sonst könnte die Schöne nicht so gut conservirt sein, — vom Tode des Verschmachtens errettet hat. Wie dramatisch weiß die Prima Ballerina dell' Era, die wir vorher schon als Gärtnerin und Bäuerin bewundert, diese Schlachtfeld-Szene zu gestalten! Der alte General muß so etwas Besonderes geahnt haben, denn auf seinen Wink erscheint plötzlich ein Schwarm draller Berliner Dienstmädchen, den Soldaten Speise und Trank zu reichend. Doch was denkt der preussische Krieger an so vulgäre Dinge, wenn ihm ein höheres Vergnügen winkt! Schnell ist der Raum zum Tanze geschaffen, und in lustigen Reigen drehen sich Soldaten und Mädchen, leitere merkwürdiger Weise alle in Spreewälder Tracht. Nur zu bald müssen sie das Feld räumen, denn jetzt rückt, von Hauptleuten hoch zu Ross geführt, echte preussische Garde, nicht bloß kostümirte, dröhnenden Schrittes an. Selbst die Begleitung dieser martialischen Truppe scheint echt zu sein: der Haufe der Jungen und beschäftigungslosen Erwachsenen, der in Berlin jeder mit Musik marschirenden Truppenmenge schritthaltend voranzieht. In der That, der Dessauer Marsch, der jetzt wieder schmetternd einsetzt, hat Recht: „So leben wir, so leben wir alle Tage!“

Man thäre Unrecht, wollte man an dem neuen Ballet nicht manche hübsche Einzelheit anerkennen, nicht die geschmackvolle Inszenirung, die vorzüglichsten Leistungen der Prima Ballerina, wie die effectvolle Wirkung manches Ensemble-Tanzes rühmen. Aber das Ganze ähnelt doch zu sehr einem wüsten Chaos; ihm mangelt jeder Funke von Poesie, und so wird das Marsch-Ballet Jedem, der nicht in Berliner Local-Patriotismus befangen ist, eine schwere Enttäuschung bereiten. E. S. C.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Im Tatterfall. Von Alfred Stöck. Siehe das Bild, Seite 384. — Baroness Leonie von Schachten und Rittmeister von Dahlen sind gute Bekannte, — alte, kann man nicht wohl sagen, denn ihre Bekanntschaft datirt erst vom letzten Wandver, als der Rittmeister gastliches Quartier auf dem märkischen Schlosse gefunden, auf dem Baroness Leonie an Stelle ihrer früh verstorbenen Mutter die Honneurs machte. Die Erziehung durch ihren Vater, einen alten Kavallerie-Offizier, hatte ihr eine leidenschaftliche Liebe für das edle Pferd und Alles, was den Namen Sport trägt, eingebläht, und der Araber-Schimmel des Rittmeisters war das schönste Thier, das jemals vor der Front einer Escadron geritten worden; — kein Wunder daher, daß zwischen seinem Besizer und Baroness Leonie sich Berührungspunkte fanden, welche ihnen die Aussicht auf ein Wiedersehen in der Residenz in freundschaftlichem Lichte erscheinen ließen. Als Herr von Schachten, wie alljährlich im Spätherbst, seine Salons im Südwest-Viertel eröffnete, war der Rittmeister einer der Ersten, welcher seine Karte abgab. Der alte Herr, dessen Gausl der schneidige Reiter im Fluge erobert hatte, empfing ihn sehr freundlich; sein Tochterlein aber war nicht zu Hause. Eine erfahrene Freundin, die das Residenzleben kannte, und welcher Leonie ihr Herz ausschüttete, tröstete sie mit den Worten: „Du wirst ihm sicherlich im Tatterfall begegnen. Sobald erst die Witterung den läglichen Spazierritt im Thiergarten verbietet, findet sich Alles, was dem Reitsport huldigt, in der großen Reithahn des Tatterfall zusammen, und die Herren der Gesellschaft verstehen sich ganz vorzüglich auf das Arrangement kleiner Reitfeste.“ Glücklicherweise brachte Leonie's Bruder, der jedoch vom Rhein zu einem märkischen Dragoner-Regiment versetzt worden war, einige Urlaubswochen im Vaterhaufe zu; und wenn er es für gewöhnlich auch vorzog, seine eigenen Wege zu gehen, um das Fechten zu lernen, was die kleine Provinzial-Garnison ihm an Vergnügungen nicht zu bieten hatte, so konnte er sich doch ihrem Wunsche nicht entziehen, eine Stunde mit ihr im Tatterfall nach den Klängen der Musik Parade zu reiten.

Freudig leuchteten die Blicke des Rittmeisters auf, als er eines Tages die elegante Erscheinung Leonie's am Eingang zur Manege auftauchen sah, aber eben so rasch lagerte sich eine finstere Wolke zwischen seinen Brauen, als er an ihrer Seite und in vertraulicher Unterhaltung einen ihm unbekanntem Kameraden von den Märkischen Dragonern erblckte. Seit dem Tage, an dem er zuletzt mit ihr über die Stoppelfelder des väterlichen Gutes galopirte, waren zwar nur wenige Wochen vergangen, — aber ein Mädchenherz ist nicht selten schon in kürzerer Zeit gewonnen und wieder verloren worden! Mit tiefer Verneigung grüßte der Rittmeister, und ein zartes Roth überlag Leonie's Wangen, aber er wagte es nicht, die Rechte eines alten Bekannten in Anspruch zu nehmen, und während Leonie an der Seite ihres Bruders sich ganz dem Vergnügen hingab, zwang er in übelster Laune seinen herrlichen Ven Al zu den verschiedensten Gangarten der hohen Schule. Verstoßen beobachtete ihn im Vorüberjagen Baroness Leonie, die sich innerlich ein wenig über den guten Dahlen amirte, da sein Mienspiel bei der Begrüßung allzu deutlich gewesen, als daß sie nicht den Grund seiner Verstimmung errathen hätte.

Die Musik ließ die rauschenden Melodien eines Strauss'schen Walzers ertönen und weckte damit in Leonie's Köpfe Gedanken an strahlende Ballfeste, an duftige Ball-Loisiten und an einen Kadallier, an dessen Seite sie, ach, so gern, über das Parquet dahinschwelben würde. Das stimmte sie weich, und plötzlich parierte

sie ihr Pferd neben dem Araber. „Sie sind so ernst, Herr von Dahlen, als ob Sie es bereits zum Generalfeldier gebracht hätten“, sagte sie und reichte ihm über den Bug ihres Pferdes die schmale, behandschuhete Rechte; „kennen Sie alte Bekannte vom Lande nicht mehr?“ — „Gnädigst, meine Gnädigste“, rief der Rittmeister in offener Befangenheit, die seinem martialischen Gesicht etwas eigenthümlich Anziehendes gab, hervor und warf dabei einen verlegten fragenden Blick auf den Begleiter der jungen Dame. Leonie lachte: „Ah, die Herren kennen sich noch nicht! Mein Bruder Erwin, — Herr von Dahlen.“ Mit einem Seufzer der Erleichterung drückte der Rittmeister die Hand seines zukünftigen Schwagers, und scherzend und lachend nahmen die Drei fortan gemeinsam die Hindernisse. Als auch fernherhin Rittmeister von Dahlen der ständige Begleiter der beiden Geschwister bei dem abendlichen Reiten war, da wußte man bald auf der Terrasse von der „nächsten Verlobung im Tatterfall“ zu erzählen, und als bald darauf ein Reifest im Kosium arrangirt wurde, ersahen es nicht bloß dem Rittmeister und Baroness Leonie selbstverständlich, daß sie als ein Paar auf die Liste gesetzt wurden.

Seit einigen Tagen geht Ven Al im Tatterfall unter Domensattel; der Gesellschaft ist die Mittheilung geworden, daß sein Besizer sich mit Baroness Leonie verlobt hat. D. St.

### Weihnachtsbücher.

Schon früher haben wir auf Robert Hamerling's „Kadaver in Rom“, illustrirt von E. A. Fischer-Söllin, hingewiesen und berechtigt, einen wie glänzenden Intertexten die farbenprächtige Dichtung in dem Künstler gefunden hat. In wahrhaft überraschender Weise entstand sich dies in der großen Pracht-Ausgabe des Werkes (Hamburg, Winter, geb. M. 50). Scherz und Ernst, die Reizhaft des bildlichen Schmuckes, der großen Vollbilder, Titelblätter, Kopf- und Kaudelchen, Initialen, Signetten u. s. w., wunderbar wechselvoll und doch Alles in harmonischem Einklange. Hand in Hand mit der fortwährenden Phantasie des Dichters geht die passende Gestaltungsform des Künstlers, die uns das übrige, schwerfällige Rom in aller seiner Pracht, daneben aber auch die düsteren Nachtseiten der dem Untergange zurechtenden Herrscherin der Welt vor Augen führt. Die Ausstattung entspricht den höchsten Anforderungen, die an ein literarisches Product gestellt werden können.

Eine neue Serie Landschaftsbilder von Eduard Hildebrandt, dem berühmten Aquarellmaler, liegt in vorzüglichster Ausstattungsform vor (Berlin, Winter, geb. M. 50). Die fünf Bilder, deren Originale sich zum Theile im Besitze des Kaisers Wilhelm befinden, stellen dar: Frankfurt am Main, Rüste von Rio de Janeiro bei Sonnenuntergang, Holzwärter von Ormus, Pomeranische Küste bei Mondlicht, Bildergäßchen in Jordan. Die Aquarellmalerei, in Schloßhof's Atelier in Berlin ausgeführt, geben den Ton der Originale so meisterhaft wieder, daß man keine technischen Anhaltspunkte, sondern vielmehr Aquarell-Ornamente vor sich zu sehen glaubt. Eine künstlerisch angelegte Kopie umschließt die Bilder, doch sind dieselben auch einzeln zu haben (je M. 12) und würden, in Rahmen gefaßt, einen hervorragenden Schmuck bilden.

Einen reizenden Schmuck haben Rudolf Baumbach's „Sommermärchen“ durch Paul Mohr erhalten, der hets den Weihnachtsstich mit feinsten Gaden bebildert (Leipzig, Verlagsb., geb. M. 30). Der frische Humor, die bunte Poesie, welche die Dichtungen erfüllen, gelangen auch in den Bildern zu herrlicherem Ausdruck. In zahlreichen Details und Heliotypen nach Aquarellen zeichnen sich jedoch die Vollbilder in farbigem Lichtdruck, wahre Gauselungen der Technik. — In dieses „Alberbuch“ für die Großen bestimmt, so wendet sich der kleine Künstler mit seinem „Klein-Engel“ an die Kleinen (Berlin, Winter, geb. M. 6), womit übrigens nicht gesagt sein soll, daß nicht auch Erwachsene an der Betrachtung der farbenprächtigen Bilder, die mit satter Poesie das Walten des Schlangenschild zeigen, ihre Freude haben können. Der Verlag der Meublen'schen Kunst behält eben darin, daß Jung und Alt sich an ihren Schöpfungen ergötzen. — Eine treffliche Gabe reißt dem kleinen Kinde auch Ziemer'scher Verlag in Leipzig: „Aus der Jugendzeit, Gedichte von Franz Dittmar, illustrirt von Julius Kleinmichel (geb. M. 6). In den Bildern und Bildern spiegelt sich das Treiben und Treiben der Allertäglichen beiter und lustig wieder.

Einer ebenso reichen, wie geschmackvollen Ausstattung erfreut sich die von Paul Moser herausgegebene „Lebens-Echronik“ (Berlin, Winter, geb. M. 15). Das Werk vereinigt in vorzüglicher Anordnung Photographie-Album und Chronik; es gewährt angedeuteten Raum sowohl für Aufzeichnungen, wie zur Aufbewahrung von Bildern und leuchtigen Erinnerungsgegenständen. Den Zweck des Buches erläutert Eugen Zabel in einer kleinen Eingangs-Blauderei, und für den künstlerischen Schmuck ist durch fünf Vollbilder von O. Wisniewski, amnuthige Szenen des Familienlebens, wie durch zahlreiche Wandzeichnungen angeleitet. — Ein Gedichtbuch sehr Art, wie es längst durch eine Vorläuferin in der Preisvergabe dieses Blattes empfohlen wurde (M. 20), bietet der Verlag von Fr. Dornsch in Duderstadt: „Kleider-Album“, erdacht und mit Dichternworten, Erzählen und Reimen versehen, von Hans Rasch (geb. M. 6). Die Anordnung des Werkes ist practisch, die Ausstattung sehr elegant.

Eine ganz illustrirte Jugend-Bibliothek reißt R. Ziemann's Verlag in Stuttgart dar. Für die Jüngsten ist, wie schon der Titel besagt, Die Fabeln des „Kleinlinder-Bilderbuch“ mit seinen kleinen Bildern bestimmt (M. 3), ebenso auch „Für unsere Kleinen“, Schilder von Helene Binder, die V. von Kramer mit farbenprächtigen Abbildungen begleitet (M. 4,50). Speziell die kleinen Mädchen werden ihre Freude an „Lila's Purpur“ (M. 3) haben, während den etwas älteren das „Gauselkinder“, eine amnuthige Erzählung von Emma Bille (M. 4), und den angehenden „Jungen Damen“ „Dittie Kuchmann's“ (M. 4), und die Kleinen, drei schön geschriebene Erzählungen (M. 3), zu empfehlen sind. Den Knaben wagt der ewig junge „Kobold“, trefflich von Julius Hofmann bearbeitet (M. 4,50), und mit nicht geringerer Spannung werden sie die Abenteuer lesen, die Rudolf Leprie unter Bremer Schiffsjungen, zu Wasser und zu Lande“ (M. 3) erleben läßt. Eine ungenügend geschlossene Bändelesart auch „Reimatblöde“ (M. 6) führt sein, eine Bearbeitung des von der französischen Akademie preisgekrönter Romanes „Sans famille“ von Doctor Malak. Alle diese Werke, vorzüglich geeignet, die Les-Behürfnisse eines literarischen Lesers nach den verschiedenen Altersstufen zu berücksichtigen, zeichnen sich durch eben so reich, wie geschmackvolle Bilder-Schmuck, durch elegante Ausstattung und soliden Einband aus.

Wärmere Anerkennung verdient auch ein Werk eines andern Stuttgarter Verlags: „Die Welt im Kleinen“ (Weiß, geb. M. 6). Die reizenden Bilder zeigen dem jugendlichen Leser, wie die Dinge des täglichen Lebens entstehen, und künsteleer, wie Lehmann, wie Lehmann, u. s. w., haben das erleuchtende Werk übernommen. — Im gleichen Verlage erschien „Der Trostfuss“ von Emma von Rheden, versetzt mit einem Etelbilde und dem Portrait der früh verstorbenen Dichterin (geb. M. 4,50). Diese Penionsgeschichte ist eine ansehnliche Lectüre für erwachsene Mädchen.

„Die Reize wider Willen“, in Frankfurt eines der beliebtesten Werke für die reifere Jugend, liegt in guter Uebersetzung mit den herrlichen Bildern Gustav Doro's vor (Leipzig, Ullrich, cart. M. 4,50). Der Künstler, welcher der Mehrzahl des deutschen Publicums nur durch seine phantastischen Compositionen bekannt geworden ist, zeigt hier, daß ihm auch ein reicher Schatz von Humor eigen war.

Die „Neuen Märchen und Fabeln“ von F. H. O. Weddingen (München, Callman, cart. M. 3,50) enthalten eine Reihe amnuthiger Erzählungen, an welche sich eine große Anzahl künsteleerer Fabeln anschließen. Mit diesen Holzstichen begleiten den Inhalt.

Unter dem Titel „Für's Dämmerndchen“ hat Erna Felten sieben amnuthige Erzählungen für heranwachsende Mädchen vereinigt (Leipzig, Winter, cart. M. 2,50). — Den kindlichen Ton trifft vorzüglich das „Schwedische Märchenbuch“ von Sabaria's Popelin, deutsch von Alma von Fedewils (Wiesbaden, Bergmann, M. 2,70). Es enthält wenigstens keine Erzählungen von feilher, unger Empfängnis und tiefer Religiosität. — Bereits der fünfundsiebzigste Auflage rühmt sich das „Neue deutsche Märchenbuch“ von Ludvig Beckstein (Wien, Hartleben, M. 1,20). Das Märchen ist angemessen ausgestaltet und mit fünfzig Bildern geziert.

Während der Bücherfah des Schachjahres von Jahr zu Jahr reicher anwächst, ist das Damenspiel, das zwar nicht in der Offenlichkeit bevorzugt, aber desto eifriger in der Familie gepflegt wird, in der modernen Literatur sehr heimlich behandelt. Es fehlt ihm daher an einer festen Stellung der Verehrten, und daß bei der Bekanntschaft der Aufschauen über die Gesetze des Spieles die Feinheiten desselben nicht überall voll zur Geltung gelangen können, liegt auf der Hand. Dilem Weckmann's abgedruckten, erstens ein elegant ausgestattetes Büchlein trefflich geeignet: „Das Damenspiel nach älterer und neuerer Spielweise, auf deutsche wie polnische Art“, von Helm Gredner (Leipzig, Seit u. Comp., geb. M. 2,40). Unter Verweisung zahlreicher, durch Abbildungen erläuteter Regeln-Beispiele entwickelt der Autor eingehend die Regeln und Feinheiten des Spieles und läßt es auch



an geschichtlichen und literarischen Angaben über dasselbe nicht fehlen. An den langen Winterabenden blies das Buch mancher Familie zum lehrreichen und interessanten Studium dienen.

**Wagner.** — Prinz Eugen, der edle Ritter, und sein allseitig bereiter Waidmeyer. Historische Erzählung für Jugend und Volk, vornehmlich aus der Zeit der französischen und der Türken-Kriege sowie des spanischen Erbfolgekrieges. Von Wilhelm Wagner und Joh. Wagner. Mit 110 Text-Abbildungen und Titelbild. Leipzig, Spamer, Geb. M. 7.50.

**Sirchfeld.** — Die feindlichen Brüder. Erzählung aus Baierns Geschichte im fünfzehnten Jahrhundert. Für Jugend und Volk erzählt von Hermann Sirchfeld. Mit 40 Text-Abbildungen und einem Titelbild. Leipzig, Spamer, Geb. M. 6.

**Körber.** — Der verlorene Sohn. Erzählung für die reifere Jugend. Von Philipp Körber. Dritte Auflage, neu bearbeitet und herausgegeben von G. Michael. Mit zwei Titelbildern, Kopftiteln und Initialen. Leipzig, Spamer, Geb. M. 1.25.

**Leffe.** — Praktisches Spielbuch für Mädchen. 1500 unterhaltende und anregende Beschäftigungen, Spiele und Beschäftigungen für Körper und Geist, im Freien sowie im Zimmer. Nach einem Kabinett: 500 Aquarell-Bilder, mit und ohne Aufschrift für Jung und Alt. Von Marie Leffe. Dritte, vermehrte Auflage. Mit über 600 Text- und Illustrationen, einem Titelbild und Schmittverhörbogen in Wasser. Leipzig, Spamer, M. 4.50.

**Wig.** — Die kleinen Dierchen. Praktische Unterhaltungen über die Thierwelt. Ein lustiges Plättchen für frühe Kinder im Alter von sechs bis zehn Jahren. Von Dr. Karl Wig. Dritte, neu bearbeitete Auflage. Mit 100 Text-Abbildungen und einem Titelbild. Leipzig, Spamer, Geb. M. 2.50.

**Cerof.** — Aus einamen Gängen. Gedichte von Karl Cerof. Früher unter dem Titel: Palmblätter. Neue Folge. 8. Auflage. Stuttgart, Cierof u. Pfeiffer, Geb. M. 1.

**Cerof.** — Predigten auf alle Fest-, Sonn- und Feiertage des Kirchenjahres von Karl Cerof. Erster Band: Evangelien-Predigten. Stuttgart, Cierof u. Pfeiffer, M. 5.50.

**Braun.** — Das wolle Gott! Morgen- und Abendandachten in Gebeten und Versen für alle Fest-, Sonn- und Feiertage, sowie für alle Tage, Zimmern und Verhältnisse des täglichen Lebens. Mit Beiwort von Dr. Fr. Braun. Stuttgart, Cierof u. Pfeiffer, Geb. M. 3.

**Evangelische Trostmorte für Kranke und Leidende** von einem Mitgenossen an der Taube. Gotha, Perthes, Geb. M. 2.

**Ringeloh.** — Aus der Zeit. Worte für die Betrübten von Charles Ringeloh. Herausg. von Anna von Ringeloh. Gotha, Perthes, Geb. M. 2.

**Ringeloh.** — Gebete von Charles Ringeloh. Autorisierte Uebersetzung von Tina Ringeloh. Satz- und Vorkapitel. Gotha, Perthes, Geb. M. 4.00.

**Sansen.** — Wilhelm Dru, nach seinen eignen Briefen und Mittheilungen seiner Freunde dargestellt von Dr. Theodor Sansen. Gotha, Perthes, Geb. M. 7.

**Saur.** — Beicht- und Communionbuch von Wilhelm Saur, Doctor der Theologie, General-Superintendent der Rheinprovinz. Fünfte Auflage. Gotha, Perthes, Geb. M. 3.

**Fromme's** Oesterreichischer Mädchen-Kalender für das Schuljahr 1886/87. Herausg. von Gabriele Fromme. Wien, Fromme, Geb. 50 Kr. 8. B.

**Polstbote.** — Ein gemaltes Polst-Kalender auf das Jahr 1887. Mit einem Kalendarium als Gratz-Zugabe. 50 reich illustrierte Abbildungen. Schönefeld, Schönefeld, 50 Pf.

**Brinducier.** — Die Kunst der Bouquet- und Kranz-Binden, praktisch und leicht leicht darzustellen. Nach Anleitung zum Trecken, Pressen und Färbn der Blumen, Kräuter und Moose und einem Anhang über die Herstellung von transparenten Bouquets und die Aufstellung von Bouqueten. Von Dr. Ed. Brinducier, 2. Auflage. Mit 1 Titelbild und 29 Abbildungen. Leipzig, Verlag. M. 2.

**Blätter für Kostümkunde.** Neue Folge. 207. Blatt. — (Zur Ausgabe mit allen Kupfern). — Ralmückerischer Priester. Von Carl Nidelt. — Der Priester trägt einen ganz eigentümlichen Kopfschmuck, bestehend aus einer Art Perücke, auf der sechs in grellen Farben gemalte Ledertheile nach Art einer Krone den Kopf umgeben. Zu beiden Seiten des Gesichtes hängen vom Rande des Kopfschmucks verschiedenfarbige seidene Bänder herunter, die in der Schläfengegend in metallene Dreiecke zusammengefasst werden. Ein mit weissen Aermeln versehenes, aus rother Wolle gefertigtes Gewand reicht bis zu den Knöcheln herunter. Ueber dieses wulst in schönen Falten ein gelblich violette Seidenband herab, das jedoch unten das rothe Unterkleid sehen lässt. Die Schultern bedeckt ein großer, eigenartig geformter Kragen aus Leder, sehr reich mit symbolischen Ornamenten und Figuren bemalt. Die Hüften, die jedoch nicht zu sehen sind, stecken in roth-lebernen, sehr hübsch gearbeiteten Stiefeln. An der rechten Seite des Oberkörpers hängt an einem Kleinen das Schnupstuch aus welchem Leinen. Der Priester hat immer eine Perlenkette nach Art eines Rosenkranzes oder eine sogenannte Gebetsmühle bei der Hand. Dieselbe besteht aus Metall und umschließt eine Walze, die mit Gebeten umschrieben ist, welche als abgebetet gelten, so oft eine Umdrehung der Walze stattgehabt hat.

# Aus der Frauenwelt.

**Berlin.** — Ein überaus kostbarer Brillant-Schmuck wurde in einer Berliner Goldschmiede-Werkstatt für die Kaiserin von Japan angefertigt. Am Hofe zu Tokio war es bis jetzt nicht Sitte, Diamanten zu tragen; man behielt sich mit Perlen, von welchen die seltensten und kostbarsten Exemplare nie nach Europa gingen, sondern immer nach den Höfen des Orients, weil sie dort am besten bezahlt wurden. Der Schmuck hat einen Werth von mehreren hunderttausend Mark und besteht aus einem Diadem, einer Kiviore und zwei Armbändern. Das Diadem ist aus circa sechshundert Brillanten, sämtlich à jour gefasst, zusammengelegt und getränkt von neun prachtvollen Solitaires, wovon der mittlere und größte beinahe einundzwanzig Karat wiegt und allein mehr als zwanzigtausend Mark werth ist. Diese Solitaires können mit Hilfe eines einfachen Mechanismus abgenommen und durch neun Brillantsterne ersetzt werden, welche, wenn sie dem Diadem nicht einverleibt sind, auch als Haarnadeln und Broschen verwendet werden können. Das Halsband, eine dreifache Kiviore, aus hundertvierzig Brillanten bestehend, macht einen bezaubernden Eindruck durch das Feuer und die Größe der Steine, deren Zusammenstellung außerordentliche Mühe gemacht hat, da Steine von solcher Größe von allen möglichen Händlern zusammengekauft werden müssen; denn sie müssen nicht allein gleich groß, sondern auch von gleichem Schliff und gleicher Farbe sein. Die Kiviore läßt sich aus einander nehmen, und dadurch stellen sich drei Halsbänder her, von denen jedes allein einen fürstlichen Reichtum würdig zieren würde. Die Armbänder sind ohne Edelsteine, schwer in Gold nach altrömischen Motiven gearbeitet.

Die Hauptversammlung des deutschen Vereins für das höhere Mädchenschulwesen beehrte auch der preussische Unterrichts-Minister von Götter mit seiner Gegenwart. In der Begrüßungsrede, welche er an die Versammlung richtete, äußerte er sich in folgender Weise über die Aufgaben des heutigen Mädchenschulunterrichtes: „Je mehr die Fragen des Unterrichtes und der Erziehung auf der Tagesordnung stehen, um so mehr muß man die Grenzlinien vor Augen haben, welche notwendig sind, um ein Hinüberspringen zu Unmöglichkeiten zu vermeiden. Die Schwierigkeiten und Uebergänge finde ich wesentlich in zwei Extremen; erstens giebt es noch immer eine große Zahl von Männern und Frauen, die sich nicht darüber klar werden, daß die Mädchen berufen sind, nicht bloß nach ihrer gemüthlichen und sittlichen Seite, sondern auch nach der intellektuellen gefördert zu werden. Auf der anderen Seite sind die Erwerbs-Verhältnisse so schwierig geworden, daß die Frage: „Was wird aus unseren Töchtern?“ in der That die Herzen der Eltern und der Freunde

des Volkes aufs Tiefste bewegt. Bei einer gewissen schablonenhaften Handhabung kommt man leicht dazu, dem Mädchenschulwesen etwas aufzudrängen, was ihm nicht gebührt: die Gleichstellung der Mädchen mit den Knaben. Wir müssen ja allerdings auf Grund unserer germanischen und christlichen Weltanschauung daran festhalten, daß das Weib gleichwerthig dem Manne ist; andererseits aber dürfen wir nicht verkennen, daß in psychologischer Hinsicht das Weib doch wesentlich andersartig gestaltet ist. Aufgabe der Erziehung muß es sein, die Eigenartigkeit Weiber richtig zu erkennen. Dabei muß jedoch auch daran festgehalten werden, daß das Mädchen kürzere Zeit der Schule gehört und gehören kann, als der Knabe; es beruht das zum Theil auf der natürlichen Differenzierung der Geschlechter, andererseits auf Sitte und Gewohnheit. Die Grundlagen, auf denen die deutsche Frau erwachsen ist, müssen wir unvermindert, ja, wenn Gott will, vermehrt den nachfolgenden Geschlechtern überliefern. Unsere deutsche Frau, die Trägerin aller wahrhaftigen, christlichen, humanen und idealen Gedanken, wird bei uns mit Recht als die Trägerin des Hauses und der Familie betrachtet. Es fehlt nicht an Aussprüchen Solcher, welche Nichtchristen und Nichtdeutsche sind, — ich denke nur an Tacitus und Napoleon, — welche darin gipfeln, daß der Werth einer Nation auf der Familie, dem Hause, der Frau beruht. Wir müssen dahin streben, daß diese Fälle von Eigenschaften der deutschen Frau unverkümmert unseren kommenden Geschlechtern überliefert wird. Der naturgemäße Wirkungskreis der Frau wird und muß auch ferner das Haus bleiben; die Betätigung der Frau in Kunst und Wissenschaft darf daher nicht als Hauptaufgabe betrachtet werden.“

**Wagen.** — Fräulein Klara Eißler, eine Schwester der Geigerin Marianne Eißler, erzielte im hiesigen Instrumental-Verein als Harfen-Virtuosin einen bedeutenden Erfolg. Das Instrument, auf dem sie sich hören läßt, wurde von der Firma Grad in London eigens für sie gebaut, nachdem die Künstlerin im vorigen Frühjahr durch ihre Concerte in der englischen Hauptstadt Aufsehen erregt hatte. Bei dem Concert, das Marianne Eißler am 30. November in der Sing-Akademie zu Berlin veranstaltet, wird auch die junge Harfen-Virtuosin mitwirken.

**Frankfurt.** — Von der Intendanz unseres Stadttheaters wurde ein fünfaktiges Schauspiel von Emma Dely, der bekannten Schriftstellerin, zur Aufführung angenommen. Das Stück führt den Titel „Lola David“.

**München.** — Eine wohlverdiente Anerkennung hat Frau Clementine von Münchhausen, geborene von der Gabelenz, gefunden, indem ihr auf der hiesigen Landes-Ausstellung für ihre außerordentlichen Leistungen auf den verschiedensten Gebieten kunstvoller Handarbeit der erste Staatspreis (silberne Medaille) verliehen wurde. Mehrere der preisgekrönten Arbeiten wurden uns bereits zur Veröffentlichung in unserer Zeitung überlassen, z. B. die so sehr bewunderten Lederarbeiten mit farbigen Tinten, die verschiedenartigen Nachbildungen alter Kirchenpfeifen in Nadel- und Häkelarbeit, auch Ailet-Galupure in den reichsten Mustern, sowie besonders ein Wandteppich, an dem eine schöne Stückweise früherer Jahrhunderte nach alten Originalen des Klosters Wienhausen neu belebt wurde. Außer den selbst entworfenen und gefertigten Arbeiten stellte Frau von Münchhausen noch eine interessante und werthvolle Sammlung alter Frauenarbeiten aus, durch welche die Besucherinnen der Ausstellung reich und fördernde Anregung für ihre Thätigkeit gefunden haben werden.

**Weimar.** — Die Vermählung der Prinzessin Elisabeth von Sachsen-Weimar mit dem Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg-Schwerin sollte am 6. November stattfinden. An Festlichkeiten waren in Aussicht genommen: ein großer Ball im großherzoglichen Residenz-Schloße, eine Gala-Vorstellung im Hoftheater und am Tage der Hochzeit selbst eine Gala-Tafel. Für die Feier wurde die Ankunft zahlreicher fürstlicher Gäste erwartet, darunter der deutsche Kronprinz und Prinz Wilhelm von Preußen.

**München.** — Gräfin Olympia von Iseodom, Witwe des früheren preussischen Gesandten in Italien und nachmaligen Directors der königlichen Museen in Berlin, ist hier gestorben. Die Verbliebene war eine Engländerin von Geburt, Tochter des Generalleutnants und ehemaligen Gouverneurs von Bombay, Sir Malcolm.

Prinzessin Leonore von Hohenlohe-Bartenstein, Tochter des 1877 verstorbenen Fürsten Karl Hohenlohe, wird sich mit dem Erbgrafen Karl Jucker-Babenhausen, einzigem Sohne des Fürsten Karl von Jucker, vermählen. Die Braut ist am 4. October 1864, der Bräutigam am 15. März 1861 geboren.

**Baireuth.** — Die Frage, wo Franz List die letzte Ruhestätte finden soll, ist durch Frau Cosima Wagner, die Tochter des Verewigten, endgültig entschieden worden. Während der Großherzog Karl Alexander von Sachsen, wie die Stadt Budapest sich bereit erklärt hatten, die Leiche nach Weimar, beziehungsweise Budapest überzuführen und ein Mausoleum für den Meister zu errichten, sohten neuerdings die städtischen Behörden von Baireuth den Beschluß, dem Lobben ein würdiges Grabmal zu bauen. Hierdurch eine Deputation in Kenntniß gesetzt, bestimmte Frau Wagner, daß Franz List für ewige Zeiten in Baireuth ruhen solle.

**Wien.** — Gott Amor hat den nettsichen Einfall gehabt, zwei Herzen zu verbinden, deren Besitzer sich bis vor Kurzem in weit von einander getrennten Lebenssphären bewegten. Baroness Theresia Vogelgang, die achtundzwanzigjährige Tochter eines hohen Officiers, beglückte mit ihrer Hand den Maurer Alois Kesch, einen einundfünfzigjährigen Mann, der durchaus kein Aebnis genannt werden kann. Die Baroness hatte ihren jetzigen Gatten bei einer ländlichen Festschicht in Puchheim bei Böcklabruck kennen gelernt, und in dem Dorfe Schönbrunn unweit des letztgenannten Städtchens fand kürzlich die Hochzeit statt. Die Braut erschien bei dieser Gelegenheit in der landesüblichen Bauerntracht, und in einem von ihr angekauften Bauerhose zu Schönbrunn haben die Neuvermählten ihr Heim aufgeschlagen.

**Paris.** — Die Franzosen vergessen ihre viel gerühmte Galanterie, sobald man sie in der Abtheilung ihrer Tagesgötzen stört. Herr Pasteur ist gewiß ein hoch verdienter Forscher, und seine Bestrebungen, den Biß tollwüthiger Hunde für Menschen unschädlich zu machen, verdienen alle Anerkennung; doch bisher hat sich das von ihm angewendete Impoverfahren so wenig zuverlässig erwiesen, daß ein Zweifel an der Unschädlichkeit desselben mehr als berechtigt ist. Aber an Herrn Pasteur zu zweifeln, den der französische Chauvinismus stolz war, gegen den deutschen Entdecker des Cholera-Bacillus, Professor Koch, als höheren Trumpf auszuspielen, das gilt bei vielen Franzosen als Hochverrath. Diese Erfahrung sollte nützlich auch eine Dame machen, Madame Duot, die Secretärin des Pariser Vereins gegen Divisecton. Sie hatte

sich zu der öffentlichen Versammlung in der Sorbonne eingefunden, für welche ein volkstümlicher Vortrag des Arztes Chauteemps über die Tollwuth-Impfung angelündigt war. Der Redner erging sich in argen Uebertreibungen über die von Pasteur erzielten Resultate, was Madame Duot zu mehrmaligen Zwischenrufen veranlaßte, die anfangs nur Heiterkeit erregten, bald aber jorzige Gegentrase: „Nieder mit der Preuslin!“, „Hinaus mit der Preuslin“ zu Folge hatten. Die Hörer auf seiner Seite sehend, verstieg sich Herr Chauteemps zu der hämischen Bemerkung, daß es allerdings eine Tollwuth gebe, gegen welche kein Impfmittel vorhanden sei. Noch ärgere Kränkungen waren der unvorsichtigen Dame nach Schluß der Versammlung vorbehalten. Eine dicke Menge umdrängte sie, überhäufte sie mit Schimpfreden und verfolgte sie bis auf die Straße. Der Correspondent eines englischen Blattes reichte ihr den Arm und suchte sie den Verhöhnungen zu entziehen, aber immer turbulenter wurde der Lärm, immer bedrohlicher die Haltung der Menge. Da nahm sich endlich Herr von Vessèps, der in der Versammlung den Vorküh geföhrt hatte, der Bedrängten an. Er geleitete die an allen Gliedern zitternde, schluchzende Dame zu einer Droschke, die Angreifer mit den Worten zurücksendend: „In Frankreich, meine Herrn, muß man immer höflich gegen Frauen sein.“ Die Menge, den großen Franzosen, wie Herr von Vessèps genannt wird, erkennend, brach nun in den Ruf „Vive Vessèps!“ aus und ließ die geängstigte Dame davonfahren.

Im Odeon-Theater gelangte eine Tragödie „Die Söhne Jabel's“ von Fräulein Simone Arnaud zur Aufföhörung. Das Stück, das in der Maffabäer-Zeit spielt, hat nur geringen literarischen Werth, aber da die Verfasserin den Dialog derartig zugeschnitten hat, daß viele Wendungen auch auf die „Revue“ gedeutet werden können, welche Frankreich angeblich an Deutschland zu nehmen hat, so erzielte das Drama einen gewissen Erfolg. Madame Adam (Juliette Vamber), unermülich im Schöhren des Deutschengaffes, hatte die Auföhörung des Stückes durchgeföhrt, und die Patriot-Viga des Herrn D'roulde, die bei der ersten Vorstellung zahlreich vertreten war, sorgte für den nöthigen Beifall.

Madame Boucicaut, die Besitzerin des bekannten Kaufhauses „Au bon Marche“, überwies der Altersversorgungskasse ihrer Angestellten die Summe von vier Millionen Francs.

**London.** — In dem Städtchen Walsall in der Grafschaft Stafford wurde ein Denkmal für Dorothea Wyndlow Paratiffon, in ganz England unter dem Namen „Schwester Dora“ bekannt, enthüllt. Die Gefeierte hatte ihr ganzes Leben in edler Selbstlosigkeit der Pflege der Armen und Kranken gewidmet und auch in Walsall ein Hospital begründet. Wenn englische Blätter bemerken, daß dies, Königinnen ausgenommen, die erste Frau sei, der in Großbritannien ein Denkmal errichtet worden, so ist das nicht richtig. Schon Jahrzehnte früher hat Grace Darling, das in diesem Blatte zum Ofteren erwähnte Heldennädchen, das zahlreiche Seerente mit Tode errettete, ihr Denkmal erhalten.

Miß Helen Zimmerer ist im Begriffe, eine ausführliche Biographie Alma Tadema's, des berühmten Malers, zu vollenden. Wie sich die Leserinnen erinnern werden, entstammte die Skizze über das Leben und Schaffen des Künstlers, welche mit dem Portrait desselben in Nr. 3 unseres Jahrganges 1884 veröffentlicht wurde, ebenfalls der Feder der genannten Dame.

**Madrid.** — Eine eigenthümliche Dankagung ersteh Señora Villacampa, die Tochter jenes Generals, welcher als Führer des jüngsten Militär-Aufstandes zum Tode verurtheilt, von der mildherzigen Königin Maria Christine aber begnadigt worden war. Mit ihren Bitten, sich für diese Begnadigung zu verwenden, hatte sie alle Welt bekümmert, und in der That hatte die währende Angst des jungen Mädchens eine allgemeine Sympathie erweckt, die nun auch ihrem Vater, der solche kaum verdient hätte, zu Gute kam. Die zu seinen Gunsten in Umlauf gefehte Petition fand viele tausend Unterschriften, und General Villacampa wurde zur Verbannung begnadigt. Am ihrem Danke für diese günstige Wendung seines Geschicks Ausdruck zu geben, erbat sich seine Tochter die Hilfe des Impresario Ducasal, eines sehr populären Mannes, der gegenwärtig Director des Apollo-Theaters in Madrid ist. Den Gang der Vorstellung unterbrechend, erschien er auf der Bühne und hielt folgende Ansprache an das Publikum: „Meine Damen und Herren! Im Namen der Señora Villacampa, dieser opferwilligen Tochter, deren Freude ihrer vergangenen Angst gleich, danke ich tausendmal dem Volke von Madrid. Es lebe der König! Es lebe die Königin Christine!“ Brausende Hochs und donnernder Beifall folgten diesen Worten.

**Newyork.** — Miß Wienie Davis, die jüngste Tochter von Jefferson Davis, welche dem ehemaligen Führer der conföderirten Staaten während des nordamerikanischen Seccessions-Krieges zu Richmond geboren wurde, machte jüngst ihrer Vaterstadt, die sie als jartes Kind verlassen und seitdem nicht wieder gesehen hatte, einen Besuch. Die junge, jetzt zweiundzwanzig Jahre alte Dame wurde von den ehemaligen Kämpfern im Seccessions-Heere sehr gefeiert. Der Veteranen-Verein ernannte sie zum Mitgliede, und in dem Heim ehemaliger conföderirter Krieger wurde ihr zu Ehren ein Empfang veranstaltet, dem gegen tausend Personen bewohnten.

Miß Edith Kingdon, eine bekannte amerikanische Schauspielerin, hat sich mit Mr. George Gould, einem Sohne des bekannten Millionärs, verheirathet. Die Hochzeit wurde ohne das sonst in Amerika übliche Gepränge vollzogen, doch war nach Angabe der Newyorker Blätter die Toilette der Braut die kostbarste, die man je gesehen.

**Valparaiso.** — Die reichste Dame der Welt ist, amerikanische Blättern zufolge, eine Señora Cousens, welcher ein großer Theil des Territoriums Sola in der Republik Chile gehört. Während ansehnliche Districte von Chile unproductiv sind, ist Sola reich an Erzen und Steinkohlen, und durch Ausbeutung dieser Schätze gewinnt die genannte Dame ein ungeheures Einkommen. Auf ihrem ausgedehnten Besitztum, das sie selbst verwalet, soll Señora Cousens wie eine Fürstin herrschen, geht und geföhrtet von ihren Untergebenen.

**Calcutta.** — Die Bestrebungen der englischen Damen, für ausreichende Krankenpflege der eingeborenen indischen Frauen zu sorgen, sind von bestem Erfolge gekrönt. Bekanntlich handelte es sich darum, diesen Frauen, die aus religiösen wie nationalen Bedenken die Hilfe männlicher Aerzte verschmähen, ärztlichen Beistand durch Frauen zu verschaffen. Zu diesem Zwecke wurden Aerztinnen aus England berufen und in verschiedenen großen Städten Indiens Frauen-Hospitäler wie Anstalten zur Heranbildung eingeborener Krankenpflegerinnen begründet. Die europäischen Aerztinnen erfreuten sich bereits sämtlich einer ausgedehnten Praxis, und die female medical schools, wie die erwähnten Anstalten genannt werden, röhmen sich einer stets wachsenden Schülerinnen-Zahl. Eine auf solchem Institut vorgeladete Indierin, „Mistress“ Amir Ali, konnte bereits in Calcutta mit der Leitung einer Frauen-Apothek beauftragt werden.



# Die Mode

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

## Mode vom November 1786.



Nach einem Stiche nach Duhamel aus dem „Cabinet des Modes vom November 1786“.

Unter den aus den prächtigen neuen Stoffen hergestellten Mänteln ist namentlich ein Modell aus großem Sammet zu verzeichnen. Der Mantel ist mit harmonisirendem einfarbigem Plüsch garnirt und mit gestopptem Atlas in den Farben des Oberstoffes gefüttert. In der zu diesem Mantel passenden kleinen Capote, einer sogenannten Pequino, bieten wir die neueste Schöpfung der Mode. Das Hütchen schmiegt sich genau der Form des Kopfes an und besteht entweder aus Stickerie oder aus glattem Sammet, die Garnitur aus einer Phantasie-Aigrette oder einer Schleife aus Picot-Band.



Die Toilette für das Haus und den Nachmittags-Thee entfaltet dieses Jahr eine wahrhaft phantastische Pracht. Eine Toilette dieser Art besteht aus dunkelblauem Grosgrain, über welchen Etamine mit verschieden nuancirten dunklen Sammetstreifen fällt. Blaue Sammet-Revers garniren den Rock, der sich vorn über einem zweiten aus maigelber chinesischer Seide öffnet. Das bauschige Chemiset aus chinesischer Seide faßt in der Taille breites, blaues Sammetband zu-

sammen. Das Etamine-Jäckchen begrenzt eine breite, maigelbe Spitze. Eine andere für den Nachmittags-Thee (five o'clock tea) bestimmte Toilette ist aus hell lila Plüsch hergestellt, dessen einzelne, mit Arabesken aus schwarzem Jet besetzte Bahnen auf plüschirte lila Taille gefestigt sind. Lila gemustertes, schwarzer Vampas bildet die Tunica, welche in einem Stück und derart geschnitten ist, daß sie an beiden Seiten muschelförmige Faltenpartien ergiebt, die sich hinten unter

einer, mit der Stickerie der Plüschbahnen übereinstimmenden Puffementerie-Agraffe vereinigen. Dasselbe Motiv der Puffementerie-Stickerie wiederholt sich auf Schultern, Brust und Aermeln.

In den Toiletten der ganz jungen Mädchen zu den für sie veranstalteten kleinen Gesellschaften herrscht die Phantasie mit foudroyanter Freiheit, und vorausgesetzt, daß das Kostüm jugendliche

Grazie zeigt, ohne einem Kinderleid zu gleichen, darf es seine Form jeder reizenden oder malerischen National-Tracht entlehnen. Ein sehr hübsches Modell dieser Art ist das Berner Kostüm aus mattblauem Woll-Muffelin mit gelber Sammet-Einsaffung und grüner Kreuznaht-Verzierung. Der weite Rock ist vorn ebenso wie das Chemiset plüschirt.



Nieder und Schleifen versehen aus Sammet. Die zweite Toilette aus chartroussgrüner Surah zeigt an der Taille vorn und im Rücken einen herzförmigen Einsatz, in welchem rosa Stickerie-Streifen mit schmalen rosa Band wechseln. Die bauschige Draperie ist verfürzt der mit sehr kurzer Schnecke versehenen Taille angenäht und daran vermittelst Haken befestigt. Achsel-schleifen und Schärpe sind aus rosa Band hergestellt. Den Rock garnirt über einem Surah-Volant ein zweites aus rosa Stickerie und Band zusammengefügter Volant, welcher am Rande ausgezackt und mit rosa Seide languettirt ist.



Nach der Regsamkeit zu urtheilen, welche sich in den Aeltern für künstliche Blumen bemerkbar macht, wird auf den Wällen dieses Winters der Blumenschmuck über Berlen und anderen Gerath den Sieg davontragen. Alle großen Blüten, so wie Rosen, Rohn, Georginen und namentlich Tulpen im Verein mit Narzissen werden bald in breiten, dichten Girlanden, bald in einzelnen Bouquets, je nach der beabsichtigten Garnitur, über die Ballroben zerstreut sein. Aehnlichen Blumenschmuck erhält die Taille, während ein etwas zur Seite gefetzter Halbtranz, der sich in dem Hinterhaar verliert, das reizende Ensemble vervollständigt. Einzelne Blumentüffe trägt man nur dann im Haar, wenn auch das Kleid mit solchen garnirt ist. In diesem Falle ist der Luff der Coiffüre mit Schuppen aus Picot-Band zu mischen. (Bezugsquelle: F. Probstmann, W. Köpfiger Str. 83.)



Zu jeder Toilette passend ist der Pelztragen aus Chinchilla, den dunkelgrauen Sammetband, an welchem graueidene Pompons hängen, garniren. Diese Pompons spielen unter den Verzierungen gegenwärtig eine hervorragende Rolle; man schiebt sie an Band-Enden der Hüte, an Schärpen, sowie als Tailles- und Kermel-Einsaffung.



In Bezug auf das Schuhwerk ist zu erwähnen, daß der feine Promenaden-Stiefel diesmal aus grauem oder havannafarbenem Tuch mit Velas aus Kalleber angefertigt wird. Für schlechtes Wetter besteht der doppelsohlige Stiefel, der auf dem Blatte zu schnüren ist, aus mattem oder



glacirten Kalleber. Die Schuhe sind reich verzirt, als im vergangenen Jahre. Den sehr tief ausgedehnten Atlaschuh besetzen spitzenbesetzte Bänder an dem Fußgelenk. Zur Visiten-Toilette trägt man Schuhe aus Goldleder, die auf hellerer Unterlage durchbrochen und mittelst Schleifen und Schnallen geschlossen sind.

Der niedrige Absatz, jedoch in der geschweigten, zur Zeit Ludwig XV. üblichen Form, und die etwas abgestumpfte Spitze haben in Paris bei allen eleganten Damen Eingang gefunden. (Bezugsquelle: C. Rind, W. Köpfiger Str. 6.)

Eine ebenso originelle, als praktische Neugier für den Winter sind sehr lange gewebte, von grau- oder buntmelirter Wolle angefertigte Handschuhe, deren oberen, mit einem offenen Dämm-



ling versehenen Rand man über die Hand zurückschlägt. Da auf diese Weise die Hand sehr warm gehalten wird, ohne die Beweglichkeit der Finger zu hemmen, werden diese Handschuhe bei strenger Kälte zum Reiten und Fahren sehr willkommen sein. (Bezugsquelle: G. Welter, W. Friedrichstr. 178.)

# Neue Handarbeiten

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

## Fächer-Malereien.

So oft die Mode der Fächer sich erneuert, hat auch die Malerei dabei eine bedeutende Rolle gespielt. Mehr als je ist dies in unserer Zeit der Fall, denn wir finden den gemalten Fächer in allen Gesellschaftskreisen, in mehr- oder minderwerthiger künstlerischer Ausführung, von der gewöhnlichen Schablonen-Malerei und der billigen Dugendwaare aufwärts bis zu den kostbarsten Exemplaren, die aus den Händen berühmter Meister hervorgehen. Fächer, wie sie dieses Blatt im Jahrgange 1884 (Nummern 4 bis 7) in einer größeren Anzahl Abbildungen zur Anschauung brachte, zählen zu dieser Art, und die Besizerinnen der Originale können sich zu der Minderzahl der Bevorzugten rechnen. Die große Mehrheit muß sich meistens an dem genügen lassen, was die Fabrikanten hervorbringen, und wenn die besseren derselben heutigen Tages auch nur wirkliche Talente mit der Fächer-Malerei betrauen und manches schöne Kunstwerk liefern, so wird dieses doch durch fabrikmäßiges Copiren bald banal und abgebraucht. Nun, da die Kunst des Malens fast in alle Kreise gedrungen und es wenige Häuser giebt, in denen nicht dieses oder jenes Mitglied den Pinsel zu führen versteht, ist es natürlich, daß die kunstfertige Hand mit Vorliebe gerade zur Fächer-Malerei greift und für den eigenen Besitz oder zur Freude Anderer Originale schafft, deren Werth durch den Alleinbesitz der Composition bewahrt wird. Aus welchem Material auch der Fächer bestehen mag, aus Eisenblech, Holz, Schildpatt, Seide, Federn, Spigen u. s. w., immer eignet er sich zur Verzierung durch Malerei, ja oftmals scheint er bei seiner Herstellung dazu bestimmt zu sein. Leicht, wie die Lüftung, mit denen er spielt, muß der Fächer gearbeitet und ebenso leicht und zart auch die ihn verzierende Malerei sein. Alles Ueberladene muß vermieden werden. Daher erscheinen auch die ausschließlich für diese Malerei gewählten Aquarellfarben am geeignetsten, gleichviel, ob man durchsichtige oder die Aquarell-Deckfarben anwendet. In durchsichtigen Farben allein führt man die Transparent-Malerei aus, die von reizendster Wirkung auf festen Fächern in Blattform, für Faltenfächer dagegen nicht geeignet ist, da sie hier durch Stäbe unterbrochen wird.

Zur Transparent-Malerei wählt man selbstverständlich einen feinen, durchscheinenden Stoff, wie indischen Mull, Gaze oder leichte Seide, und präparirt ihn mit einem Ueberzuge von weicher, in heißem Wasser aufgelöster Gelatine, die ihn noch durchsichtiger erscheinen läßt. Zu diesem Zwecke empfiehlt sich das folgende, durch die Praxis erprobte Verfahren. Nach Besorgung eines passenden Gestelles, das aus einem Griff und einem daran befindlichen Metallreifen, über den der Stoff gespannt wird, besteht — die Fabrik von G. Sauerwald, Leipziger Str. 20, läßt solche Gestelle auf Bestellung anfertigen. — Schneidet man den Stoff mit einer Zugabe von etwa 1/2 Cent. in Form und Umfang des Reifens zu, befreit dessen Rand mit der vorher aufgelösten Gelatine und klebt den Stoff ringsum fest. Ehe dieser Rand jedoch gänzlich trocknet, muß die ganze Fläche mittelst eines breiten, dicken Pinsels mit Gelatine-Lösung überstrichen und der Stoff alsdann straff angezogen werden, damit kein Faltchen bleibt. Die Gelatine-Lösung muß ganz dünnflüssig sein und darf nicht wiederholt aufgetragen werden, weil sie beim Erkalten sofort gerinnt und bei der nochmaligen Berührung mit dem Pinsel aufgerieben werden würde. Erst nach dem vollständigen Erkalten kann ein nochmaliges Anfeuchten mit Gelatine stattfinden. Den umflachten Rand überkleidet man nach Vollendung der Malerei mit einer Garnitur von Federn, Schwan, Spitze, Bandtschmuck oder dergleichen. Für die Ausführung der Malerei stellt man eine Staffelei gegen das Fenster und befestigt den Fächer derart darauf, daß das Licht voll durch den Stoff fällt, denn nur auf diese Weise kann man die Farbenwirkung für die Transparent-Malerei richtig beurtheilen. Für das Malen bereitet man eine recht klare, dünne Auflösung von Gummi arabicum und legt davon immer einige Tropfen auf die Palette, um die Aquarellfarben während der Arbeit damit zu mischen, wodurch sie durchscheinender werden und Glanz erhalten. Das Malen auf der nassen Fläche muß vermieden werden, weil der trockene Gelatine-Grund sich leicht aufreißt. Man thut daher gut, die Untermalung immer erst trocknen zu lassen, ehe man eine Stelle weiter ausführt. Farben, die etwas Körper haben, also nicht ganz durchsichtig sind, wie Ocker, Zinnober u. s. w., darf man zur Transparent-Malerei nicht benutzen; Zinnober z. B. ließe sich durch eine Mischung von rosa Lack und Gummigutt oder Indischgelb erzielen.



Eine Ueberkleidung mit Pergament ist für die vorerwähnte Fächerform gleichfalls geeignet und sehr hübsch. Das Malen auf Pergament, theils mit durchsichtigen, theils mit deckenden Wasserfarben, — man malt gewöhnlich mit den ersteren und legt die hellsten Vichter mit den letzteren auf, — ist wie das Malen auf Papier auszuführen und bietet für eine geübte Hand wenig Schwierigkeiten, wenn sie sich erst an den glatten, lederartigen Grund gewöhnt hat.

Für die Malerei auf farbigem Atlas verwendet man stets nur Deckfarben, also entweder Gouache oder die gewöhnlichen Aquarellfarben, mit einem Zusatz von Kremsel Weiß, das am besten flüssig in Flüsschen mit Glasstöpsel gekauft wird. Leicht und zart, wie der Fächer selber, muß auch die Malerei sowohl in der Composition, wie in der Farbengebung sein, wobei man die Farbe des Stoffes mitwirken lassen kann. Als Beispiel hierfür führen wir einen Fächer aus dunkelrothem Atlas an, auf dem ein Blätterzweig in herblicher Färbung gemalt war. Der rothe Grund kam dem Zweige so sehr zu statten, daß für die Malerei nicht viel mehr übrig blieb, als die Uebergänge von Grün, Gelb und Braun in das herbliche Roth zu vermitteln.

Gleichfalls mit Deckfarben malt man die hoch modernen, aus Gaze oder Krepp hergestellten Faltenfächer und verzirt oftmals deren beide Seiten mit Malerei. Die Rückseite zeigt meistens



nur ein leichtes Geranke, das gleichsam wie ein Hauch darüber liegt. Sehr beliebt scheint gegenwärtig in der Fächer-Malerei die



Wappen- oder Medaillenform zu sein, denn man findet eine Menge Atlasfächer, denen ein andersfarbiger Stofftheil von genannter Form, zur Aufnahme der Malerei bestimmt, eingelegt ist. Selbst die Spitzenfächer zeigen solche Medaillons aus Gaze und anderen leichten Stoffen.



Federfächer mit Gouache-Malerei zu schmücken, ist ebenso dankbar und leicht ausführbar, wie die Malerei auf andersartigem Grunde. Die betreffenden Fächer bestehen entweder aus den streifen, glatten Flügelstücken, deren jede einzelne einen hübschen Grund für die Kunstwerke des Pinsels abgibt, oder aus ganz kleinen, wie Schuppen über einander liegenden Federchen, die gemeinsam eine ebene, der Malerei kaum Schwierigkeiten bereitende Fläche bilden.

Die geringste Kunstfertigkeit beansprucht wohl die Lebermalerei eines Spitzenfächers. Man bedarf keines Entwurfes, keiner Zeichnung, sondern benutzt einfach die Formen des Spitzenmusters, denen man nach Geschmack und Laune einen leichten Ton giebt. Hierbei ist jedoch sehr discret mit der Farbe umzugehen, die nur hingehaut erscheinen darf, wenn sie der Spitze nicht ihren Charakter rauben soll. Eine hübsche Verwendung auf Fächern findet auch die in diesem Blatte schon früher beschriebene Bronze-Malerei (siehe „Neue Handarbeiten“ der zweiten October-Nummer 1884), theils allein, theils in Verbindung mit Aquarellfarben. An einem Spitzenfächer z. B. dürfte man die Umrisse der Ruffestaturen nur leicht mit Bronze-Farbe umziehen, um ihnen einen schimmernden Glanz zu geben; bei der Aquarell-Malerei verwendet man die Bronze-Farben nur zum Ausschleifen von Lichtern. (Bezugsquelle für die Fächer: Hofmaler u. Co., W. Friedrichstr. 180.)

Fräulein Minna Landien (SW, Poststr. 15), die Verfasserin vorstehender Abhandlung, liefert auf Wunsch Vorträge für Fächer-Malerei.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

### Antworten.

**Frauenlob (349).** — In Mecklenburg-Strelitz liegt ein kleines, ockerbautreibendes Städtchen Welsenberg, das schon 1276 zur Stadt erhoben wurde und seinen Namen von dem wendischen Wort Weza, Thurm, herleitet. In diesem alten Burghurm Welsenberg nun, der mit seinen Mauern aus runden Granitsteinen noch theilweise erhalten ist, haben sowohl der ältere Meißner, wie der jüngere Meißner, genannt „Frauenlob“, gelebt. Die sechshundert Jahre, welche zwischen jener Zeit und heute liegen, umgeben das Andenken besonders des jüngeren Minnesängers natürlich mit dieser oder jener Sage. Die Wallnussbäume beispielsweise, unter denen er in der nächsten Umgebung der Burg gern gewandelt haben soll, sind seit Jahrhunderten nicht mehr dieselben, aber die schattigen Bäume von heute halten auch jetzt noch sein Andenken lebendig. Was indessen die Sage nie und nimmer vermag, das thun die Urkunden, die uns seinen und seines Vaters Namen überliefert haben. Der Vater, der ältere Meißner oder Meißner, war Voigt und Pfandinhaber der Burg Welsenberg; der Name findet sich noch lange in mecklenburgischen Urkunden, selbst noch 1374. Der Sohn, Heinrich der Jüngere oder Meißner, lebte bei ihm und lernte von seinem Vater die Kunst des Minnesanges, die der Vetter selbst am Hofe des langgestundigen Markgrafen von Meissen erlernt hatte, aus dessen Bande er stammte, und nach welchem er „Jubenannt“ war. Was aber vorzugsweise annehmen läßt, daß in diesen beiden Meißnern auf Burg Welsenberg die beiden Minnesänger, von denen der jüngere mit „Frauenlob“ identisch, zu finden sind, das ist der Umstand, daß sowohl als Minnesänger, wie in Urkunden, der ältere Meißner mit dem Namen Meißner, der jüngere aber mit Henricus Meißneris und Heinrich von Meissen bezeichnet wird. Die Zeit, in welcher die Minnesänger Meißner vorkommen, der Ältere 1268—1275, der Jüngere 1270—1317 (von Hagen's Minnesänger, IV, 912), stimmt durchaus mit den Zeiten, in denen Meißner und Henricus Meißneris in Urkunden vorkommen. Dann ist es noch besonders bezeichnend, daß von dem jüngeren Meißner oder „Frauenlob“ Lobgesänge vorhanden sind auf den Markgraf Otto von Brandenburg mit dem Pfeil, der 1266—1309 regierte; auf den Markgrafen Albrecht von Brandenburg, der 1282 das Land Stargard (durch seine Tochter Beatrix, Gemahlin Heinrichs II., an Mecklenburg gekommen) erhielt; ferner auf den Markgrafen Woldegar, der 1311 das berühmte Turnier auf dem Rosengarten zu Rostock in Mecklenburg veranstaltete, und auf den Fürsten Heinrich II. von Mecklenburg, der um das Jahr 1300 als Albrechts Schwiegersohn dessen Nachfolger in Stargard

wurde. „Frauenlob“ muß also in deren Umgebung gelebt haben. Sein Rosengarten-Lied, in welchem er den Glanz jenes Turniers beschreibt und feiert, ist bekanntlich eines der schönsten Gedichte aus der Zeit der Minnesänger, und das Rosengarten-Fest, auf welchem sich Markgraf Woldegar zugleich mit Agnes, der Base König Erichs von Dänemark vermählte, war das glänzendste Fest jener Zeit; es waren da Brunnen von Meth, Bier und Wein, Berge von goldenem Hafer, eine Fülle von Brot und Fischen, Schiffe voll köstlicher Gewürze, lange Tafeln im Freien, Schmaus, Tanz und Spiel. Vor diesem Jahre 1311 kommt Frauenlob nicht in Mainz vor; 1317 oder 1318 starb er dafelbst. Die Meißner, Dominus H. Meißner u. A., die in späteren mecklenburgischen Urkunden genannt werden, — wie gesagt, noch bis 1374, — gehören wohl zu demselben Geschlechte. — Eigentümlich auf der alten, am Fuße von Welsenberg umrankten Burg Welsenberg ist ein Storch-nest, etwa drei Fuß hoch im Laufe langer Jahre aus Keilern auf- und nachgebaut und schon im sechzehnten Jahrhundert erwähnt. Auch Wallnussbäume, hoch und schattig, grünen noch um die Burg und ziehen sich zum See hin, wie vor sechshundert Jahren, als Frauenlob hier wandelte und dichtete.

**Ebenbaum (311).** — Das hebenon nicht mit „Ebenbaum“ zu übersetzen ist, darüber herrscht wohl kein Zweifel; ob aber das Wort hebenon (hebane = Bilfenkraut) zu lesen sei, erscheint mir fraglich. Ich möchte das Wort aus dem Keltischen herleiten und mit „Sumpfginster“ übersetzen; irisch „aban“, Schlamm, Pfäde, Sumpf, und irisch „onn“, Ginster. Nun sind von verschiedenen Ginsterarten Zweigspigen, Mäthen und Same zur Herstellung von Arzneimitteln benutzt worden, und diese Mittel sollen stark treibend und brechenenerregend wirken. Nicht selten sind sie bei Sanbleuten in Gebrauch gewesen. Also eine gewisse Giftigkeit ist einzelnen Ginsterarten nicht abzupredigen. Möglicherweise dichtete das Volk diesen Arten weitere giftige Eigenschaften an, die sie in Wirklichkeit nicht besaßen, wie dies ja der Aberglaube in Bezug auf eine ganze Menge anderer Pflanzen gethan hat. Shakespears wird nun, so denke ich mir die Sache, den Namen dieser Pflanze und den damit verbundenen Aberglauben im Volke gehört haben und hat das, was er dem Volksmunde so entnahm, für sein Drama benutzt. Welche Art von Ginster durch hebenon vom Volke bezeichnet wurde, wird sich heute kaum noch feststellen lassen, denn die Art und Weise, wie das Volk bei seiner Bezeichnung der Pflanzen verfährt, ist von der des Botanikers himmelweit verschieden. Ja, ein Name wird zuweilen zur Bezeichnung von zwei ganz verschiedenen Pflanzen gebraucht. Einen Beweis hierfür liefert das dem Irischen entlehnte mantische onn, durch welches sowohl der Ginster, als auch die Nessel bezeichnet wird.

**Verfahren zur Erhaltung festig gewordener Chromo-photographien oder solcher mit zerprungenem Oberglase.** — Festig gewordene Chromo-photographien nimmt man aus dem Rahmen, löst die Rückpappwand und das zweite, bemalte, convexe Glas ab, fährt dann mit großer Vorsicht, nachdem man die Photographie mittels eines Federmeßers am Rande etwas vom Glase gelöst, mit einem dünnen Holzlein zwischen Photographie und Glas hindurch sanfter Druck allmählig von letzterem ab. Dann legt man das Bild in ein feiner Größe entsprechendes Gefäß, begießt es reichlich mit heißem Wasser und läßt es darin 1/2 Stunde weichen, bis es sich gerade gezogen hat. Nunmehr nimmt man die Photographie heraus, trocknet das Wasser schnell zwischen Filzpapier ab und bestreicht das Bild noch nach mit Gummi-arabicum auf der Rückseite, worauf man es mit einem weichen Tuch auf ein bereitgehaltenes starkes, weißes Actenpapier auflegt. Nachdem es zwischen schweren Büchern gepreßt und getrocknet ist, bemalt man das Bild nun auf der rechten Seite mit Deckfarben, die dünn aufgetragen werden. Natürlich erfordert dies einige Übung, denn der Schatten der Photographie muß zur Geltung kommen, während man Lichter stark aufheben kann. Delle Hintergründe von Portraits werden am besten hell abgetönt, mit Weiß am Kopfe beginnend und in ein warmes, bräunliches Grau an den Rändern auslaufend. Die gut getrockneten Photographien, welche durch die Deltränkung einen sehr weichen Ton erhalten, werden schließlich dünn mit französischem Retouchir-Firniss (von Soehnle in Paris) überzogen und, wie Delgemälde, ohne Glas gerahmt. Kleine Miniaturen geben dann einem guten Miniatur auf Eisenblech nichts nach, vorausgesetzt, daß sie gut übermalt worden sind.

**Pfeffermühle (320).** — Man nehme 1 Pfd. Mehl, 1 Pfd. gestohlenen Zucker, 4 ganze Eier, eine halbe geriebene Mastkaut, 8 gestohlene Gewürznelken, 1/2 Loth Zimmel, 4 Loth Citronat, etwas gestohlene Orangensüßholzwurzel und einen Theelöffel Pichthornsalz. Dies Alles wird gut verrührt und bleibt über Nacht an einem nicht zu kühlen Orte stehen. Am anderen Morgen formt man aus diesem Zeige Plättchen von Wallnussgröße, legt sie auf ein mit Butter bestrichenes Kuchenblech und bäckt ohne Unterbrechung. Ehe die Rüsse anfangen, braun zu werden, nach etwa fünf Minuten, nimmt man sie aus dem Ofen. In einem Steinopfe halten sie sich lange frisch.

**Pfeffermühle (329).** — Im Beifolgenden theile ich ein echtes Pfälzer Rezept aus meiner Heimath mit: 4 große oder 5 kleine Eidotter werden mit dem Weizen zerhacken, worauf man nach und nach reichlich 1/2 Kilo feingestohlenen und durchgeseihten Zucker hineingiebt und diese Masse eine Stunde lang tüchtig rührt. Dies ist anfangs, ehe der Zucker zergangen ist, etwas mühsam; man stelle daher dem Beginn des Rührens die Schüssel ungefähr 10 Minuten auf die warme Herdplatte, wodurch die Arbeit erleichtert wird. Wenn die Masse recht dick und schaumig ist, giebt man dazu 24 Gr. grob gewiegte Pommeranzenschale, 3 Schöffel feingestohlenen Zimmt, 1 Schöffel feingestohlene Nelken, 1 bis 2 Messerhüpfen weißen Pfeffer, 12 Gr. feingewiegte verzuertete Ingwerwurzel (in Ermangelung der letzteren einige Pfefferkörner gestohlenen Ingwer), eine Prille Salz. Dann wird von dem Weizen der Eier ein feiner Schnee geschlagen und unter die Masse gezogen. Zuletzt giebt man so viel feines, durchgeseihtes Mehl darunter, als der Zeig annimmt. Man arbeitet denselben auf dem Brette gut ab, bis nichts mehr Neben bleibt, rollt ihn daumendick aus und sticht mit einem kleinen, 2 1/2 bis 3 Cent. hohen Blechformchen, das mit einem Henkel versehen ist und in der Rundung etwa die Größe eines Fünzigpfennigstückes hat, die Rüsse aus. Nun drückt man dieselben mittelst eines fingerdicken Kochlöffelstiemes oben ein und setzt die Rüsse auf diese Vertiefung entweder auf flache Glas- oder Porzellanplatten, deckt sie mit Papier leicht zu und läßt sie an einem trockenen, warmen Orte 1—2 Tage stehen. Sie werden außen ganz weiß getrocknet aussehen. Setzt man die Rüsse auf das Backblech, so muß man sie umdrehen, damit die mit dem Holze eingebrückte

Vertiefung nach oben kommt; diese soll im Innern noch gut feucht sein. Ist dies nicht der Fall, so giebt man in jede Auß einen Tropfen Rum. Die Rüsse werden nun bei gelinder, aber lebhafter Hitze gebacken (am besten, wenn man der Holzfeuerung einige Stücke Holzstohle beifügt). Aus der Vertiefung, welche in Folge der Aufweichung Plagen muß, soll ein kleiner Kopf oder Aufsatz herauspringen. Man thut gut, das Backen erst mit einigen Stücken zu probiren, ob deren Consistenz und auch die Feuerung richtig getroffen sind. Das Abführen der Eidotter mit dem Zucker ohne das Weiße bezweckt, daß die harten Rüsse nach einiger Zeit der Aufbewahrung in einem zugedeckten irdenen Gefäße, an feuchtem Orte, wieder weich werden.

**Rheinpfälzerin in Junsbrud.**  
**Gänseleber mit Trüffel in Apic.** — Man nimmt eine weiße, große Gänseleber von 1/2—1 Kilo Gewicht, durchspült sie, nachdem die Haut abgezogen ist, mit länglichen Trüffel-schnitten und klopft sie in Rheinwein gar. Ferner bereitet man einen guten Apic, und zwar werden zu demselben gebraucht 1/2—1 Kilo Rindfleisch und 4—6 Maßßüße, die gespalten, von den Knochen gelöst, mit etwa 5 Litern Wasser gelöscht, geschäumt, mit reichlichem Wurzelwerk, Zwiebel, Salz, Gewürz, Vorbeerbblatt im Verlauf mehrerer Stunden langsam etwa zur Hälfte eingekocht werden. Dann thut man die Brühe durch ein Sieb, läßt sie erkalten, nimmt das Fett, welches sich auf der Oberfläche zeigt, sorgfältig ab, läßt die Masse auf gelindem Feuer zergehen, fügt 3 mit Weißwein klar gequirlte Eier, einige Löffel französischen Essig und soviel Zucker hinzu, um den Apic schön hellbraun zu machen, und schlägt denselben ununterbrochen tüchtig mit dem Schneebelen, bis er aufsteht. Nun gießt man die Cafferolle vom Feuer, deckt sie zu, legt einige glühende Holzstohlen auf den Deckel und läßt sie so lange abseits auf warmer Stelle stehen, bis die Eier sich auf der Oberfläche zu einer festen Masse zusammengezogen haben und die Flüssigkeit darunter klar ist. Alsdann bindet man ein nicht zu dichtes, in heißem Wasser ausgewaschenes Tuch über die vier Beine eines umgekehrten Schemels, setzt einen Kapf darunter und gießt den Apic auf das ausge-spannte Tuch. Sollte die zuerst durchlaufende Flüssigkeit trübe sein, so gießt man sie so lange zurück, bis sie vollkommen klar rinnt. Wenn das Klären indessen nicht gelungen sein sollte, so muß man mit einigen weiteren Eiern das Verfahren wiederholen; ein gut bereiteter Apic muß durchsichtig klar, hellbraun und von pikantem Geschmack sein. Sind so die nöthigen Vorbereitungen beendet, so füllt man den Boden einer glatten Rehl-speisenform oder Stütz-Casserolle fingerdick mit noch flüssigem Apic, läßt denselben auf Eis erstarren, legt von Krebsköpfelehen, Trüffelstücken, hartgekochtem Eiweiß und Eigelb, von Pfefferkörnern, kleinen Maiskörnern u. dergleichen Rosetten, einen Stern, einen Kranz oder dergl., und füllt vorsichtig, damit sich das Arrangement nicht verschiebe, wiederum von dem nun „dik-flüssigen“ Apic darauf. Ist dieser erkaltet und fest geworden, so schneidet man die in Schichten geschnittene Leber französisch ein, nach Belieben Trüffelstücken hinzusetzt, und füllt die Form mit dem Reste des Apic voll. Kurz vor dem Serviren wird die Form, durch ein in heißem Wasser befeuchtetes, ausgerungenes Tuch erwärmt, auf eine runde Schüssel gestürzt und nach Belieben eine Mayonnaise-Sauce um die Pastete gefüllt.

**N. V. in Wien.** — Rothwein-Flecke entfernt man am Tisch- und Feinzeug mittelst von de Javelle, das nach Gebrauchsanweisung in Drogen-Geschäften käuflich ist, oder mit einem von Chlor und Pottasche selbst bereitetem Fleckwasser, dessen Vertheilung und Anwendung wiederholt angegeben wurde.

**Junge Hausfrau.** — Ibergeländ-Fabrikanten sind in Berlin die von Th. Hildebrand, Obendauer Straße 47/48, Heile, Leipziger Straße 34, und Scholzer, Leipziger Straße 17. Wir bitten übrigens, Einladungen dies an die Redaction der Illustrirten Frauen-Zeitung zu richten.

**Anonym.** — Anleitung über das Malieren der Festlichkeiten und gesellschaftliche Regeln im Allgemeinen geben nachfolgende Bücher: „Rocco, Anweisung in und mit der Gesellschaft“, Ebbardt, „Der gute Ton“, Jochenitz, „Verkehr der feineren Gesellschaft“.

**Tiroletta.** — Am besten dürfte Ihren Wünschen das Liedchen von F. K. Hauptner entsprechen, weil das Hof-Räthchen der Prinzessin Albrecht von Preußen (Berlin, Verlag von A. W. Hahn's Erben).

**Frankfurterin.** — Ob in das Empfangs- und Speisezimmer einer gut eingerichteten Haushaltung ein Seccelstein ardet oder nicht, bleibt wohl dem Ermessen und Belieben eines jeden Überlassen. Im Allgemeinen wird ein solches Möbel in den betreffenden Räumen für nicht erforderlich gehalten; weshalb man es aber in Privaten, so sei es mit einem Teller verkleidet (s. B. in Form einer Schilkröte), der sich durch einen Tricht des Fußes leicht öffnen läßt.

**Abonnetantin in Tirol.** — Adelheid von Kurr ist wiederum für Charlotte von Seidel. Die Dichterin lebt in Schwedt an der Oder.

**Joseph R. in Köln.** — Besten Dank, doch wohl durch die Antwort in dieser Nummer erledigt.

**A. v. G.** — „Blutjung“, „Nutmeng“ haben mit dem Substantivum „Blut“ nichts zu thun, sondern sind zusammengesetzt mit dem niederdeutschen „Meut“, d. h. bloß, nur.

**V. v. B. in Weidenburg.** — Wir sind unbedarft an der ersten Mittheilung; dieselbe fand sich so in deutschen Blättern, und es ist ihr nicht widersprochen worden. Aber wenn Herrschaften sich nach ihrer authentischen Auskunft die in Nr. 19 unter „Aus der Frauenwelt“ gezeichnete hübsche Toilette; die Witwe des 1879 verstorbenen Nicolai von Sarenbo, früheren Directors und Professors am Conservatorium zu Weidenburg, lebt unanständig in Weidenburg, ist nie in Berlin gewesen, hat sich niemals zur Gesellschaft ausgedehnt und demgemäß auch keine Stunden bei Frau Pitt genommen.“

**Fr. A. in Berlin.** — Am ungezogensten Hülse die Herde wieder zu geben, verleihe man ein leichtes leberfarbenes Kleid mit einem in Salzwasser befeuchteten Schwamm. Der Erfolg des Experimentes ist indessen ungewiß. Das Auffahren von Möbel-Belegen, ohne dieselben von den Füßen zu entfernen, übernimmt in Berlin Hof-Schmuckmeister Strin, W. Stollberg Str. 82.

**A. W. in Söhmen.** — In den Nr. 13 und 15 z. B. finden Sie verschiedeneartige Sollen-Recepte. Zur Fertigmachung genügt ein zweifaches Kochen. Der Zeig muß erkaltet, fest geworden sein.

**Abonnetantin in G.** — Die Frage ist und bleibt nicht veränderlich. Die „Modelle von Anna Schuchter in Remond“ sind uns unbekannt, und wir wissen nicht, wie sie zu beziehen sind. Vielleicht erhalten wir von einer freundlichen Person Auskunft.

**G. B. in Hannover.** — Ihre Wünsche in Bezug auf moderne Winter-Kostüme sind bereits in den neuesten Nummern erledigt. Ein Ueberbleibsel finden Sie in Nr. 20, Abb. 45 und 83. Wenn Sie mit richtigem Tact aus dem reichen Material, welches unsere Zeitung bietet, das für Sie passende Kostüm wählen, werden Sie gewiß auch im Auslande der deutschen Mode Beifall verschaffen. — Wegen der besten Methode für Schneiderinnen verleihe wir Sie an die Fächerbücher der Modewelt, „Anfertigung der Damen-Unterwäsche“, Nr. 2 in St. Johann. — Die Redaction befindet sich in Nummer 19 und 20 antworten auf Ihre Frage. Als moderne Pelzstücke gelten Chinilla und Siber. Meißta. — Das Extrablatt für Filz-Gaipure ist bereits veröffentlicht.

Zu dieser Nummer gehört ein Modenbild, für die Abonnenten der großen Ausgabe zwei Modenbilder und ein Kostümbild.

Von der „Illustrirten Frauen-Zeitung“ erscheinen jährlich 24 Unterhaltungs-Nummern zu je 2 bis 2 1/2 Doppelbögen, 24 Moden-Nummern, 12 Schnittmuster-Beilagen und 12 farbige Modenbilder; vierteljährlicher Abonnements-Preis 2 M. 50 Pf. (1 Guld. 50 Kr.), mit Postzusendung 1 Guld. 80 Kr.).

Die Fests-Ausgabe bringt ferner jährlich 12 Kunstblätter „Wildermappe“; das Heft (24 jährlich) kostet 50 Pf. (30 Kr.).

Die Ausgabe mit allen Außern jährlich 36 farbige Modenbilder, 12 Kostümbilder und 12 farbige Kinderbilder kostet vierteljährlich 4 M. 25 Pf. (2 Guld. 55 Kr.), mit Postzusendung 2 Guld. 85 Kr.). — Alle Buchhandlungen nehmen jedersetz Bestellungen an, mit Ausnahme für die Fests-Ausgabe auch alle Postanstalten.



Anzeigen

falls solche nicht als für die „Illustrirte Frauen-Zeitung“ geeignet von uns angelesen werden sollten, finden zu dem Preise von 1 Mark für die einbändige Nonpareille-Heile oder deren Raum Aufnahme, soweit der dafür bestimmte Platz reicht, Aufnahme der Anzeigen in allen Nummern.

Daranz, sowie in den Expeditionen der Illustrirten Frauen-Zeitung in Berlin W., Potsdamer Straße 38, und in Wien I., Doperngasse 3. Unterzehen erhalten das Blatt kostenfrei mit der Post zugesandt, so lange der Insertions-Auftrag dauert.

Pracht-Einbanddecken



Illustrirten Frauen-Zeitung

in Calico mit reichem Gold- und Schwarzdruck nach nebstehender Original-Zeichnung. Preis M. 2.25 grün, M. 2.50 roth. Die grosse Ausgabe wird in zwei Bände gebunden und zwar das Modenblatt und das Unterhaltungsblatt in je einem Bande. Beim Modenblatt ist von dem beigegebenen Streifen Calico an der Innenseite des Hinterdeckels eine Tasche mit Prosch zu fertigen, in welche sämtliche Schnittmuster hineingesteckt werden. Das Unterhaltungsblatt sollte stets eingebunden werden, es wird dadurch ein feiner Salon-Band von bleibendem Werthe. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen entgegen, sowie das Einbanddecken-Geschäft von Th. Knauer, Leipzig.

Illustrirte Zeitschrift für die deutsche Familie.



Monatlich 2 reich illustrierte Hefte. Jedes Heft nur 50 Pf. = 30 Kr. à 3. = 70 Cts.

Musterhafte Ausstattung. Besondere Unterhaltungslectüre. Interessante Aufsätze aus allen Gebieten der Literatur, Kunst u. Wissenschaft. Nur Originalbeiträge der besten und beliebtesten Schriftsteller und Künstler. — Jedes Heft drei besondere Kunstbeilagen, wovon eine Lichtdruckreproduction von hervorragendem Werthe.

Das erste Heft ist erschienen und wird zur Ansicht frei ins Haus geliefert. Novellen von W. Berger, W. Jensen u. f. w. u. f. w. „Sorinde“. Eine neue Novelle von Ernst Eckstein.

Abonnements bei allen Buchhandlungen und Postanstalten.

Vollständige Einrichtungen und einzelne Utensilien für Oel-, Aquarell-, Porzellan-Pastell-, Gouache-, Majolika- und Bronzemalerei, Staffeleien, Malleinwand, Pinsel, Firnisse. Neueste Malvorlagen in Blumen, Vögeln, Landschaften, Holzbrandapparate, Gummiknetmasse. Aufträge von 20 Mk. an franco.

Keltz & Meiners, Berlin W., Leipziger Strasse 10 en gros Kunst-Materialien-Magazin en detail. Holz- und Terracotta-Gegenstände zum Bemalen. Bronzeleinwand in Gold-, Silber-, Kupfer- u. Grünbronze für Ofenschirme (Paravents), Wandteller etc. Zeichenmaterialien. Skizzenbücher. Reisszeuge. Zeichenvorlagen. Ausführliche illustrierte Preisliste gratis u. franco.

Für alle Wagner-Verehrer!

Elegantes Festgeschenk zu Weihnachten.

Richard Wagner's Heldengestalten

Hans von Wolzogen.

Mit 18 Costümportraits der berühmtesten Bühnen-Sänger der Gegenwart.

- 1. Rienzi (Tichatschek), 2. Holländer (Stagemann), 3. Tannhäuser (Schott), 4. Wolfram (Hill), 5. Lohengrin (Gostze), 6. Telramund (Schelper), 7. Walter Stolzing (Nachbaur), 8. Hans Sachs (Gura), 9. Wotan (Betz), 10. Siegmund (Niemann), 11. Tristan (Vogl), 12. Hagen (Siehr), 13. Siegfried I (Jäger), 14. Siegfried II (Winkelmann), 15. Marke (Kindermann), 16. Parsifal (Godehaus), 17. Amfortas (Reichmann), 18. Gurnemanz (Scaria).

15 Bogen in eleganter Ausstattung.

18 Bog. eleg. Prachtband, kl. 4°. Preis M. 10, eleg. geb. M. 15.

Leipzig. Edwin Schloemp.

Wunder der Optik. Neue vorzüglichste Laterna magica (gesezt. gesch.) mit 70 Rotations-Bildern als: Rothkäppchen, Geologie, Völkerkunde, Robinson, Scherzfiguren etc. mit Text zur interessantesten u. belehrendsten Unterhaltung für Kinder u. Erwachsene, 6 Fus grosse helle Bilder garantiert, versendet gegen Nachnahme oder Einsendung von M. 16 Zoll-u. portofrei das Optische Institut v. D. Brauckmann, Hamburg 5.



Verlag von Franz Eipperheide in Berlin.

Lehrbücher der Modenwelt.

Erster Band.

Die Anfertigung der Damen-Garderobe.

Von Hedwig Lechner und Gunda Beeg.

Mit 658 Illustrationen. — Kleines Quart-format. In elegantem Einbände 11 Mark 40 Pf.

Durch seine Vollständigkeit und Ausführlichkeit wird das Werk nicht nur Neulingen ein sicherer Leitfaden, sondern auch schon Erfahreneren ein sehr willkommener Rathgeber sein.

Zweiter Band.

Die Anfertigung der Kinder-Garderobe.

Von Hedwig Lechner und Gunda Beeg.

Mit 580 Illustrationen. — Kleines Quart-format. In elegantem Einbände 8 Mark 40 Pf.

Die auf der neueren Gesundheitslehre beruhende Einfachheit der heutigen Kindertracht begünstigt deren Anfertigung im Hause durch Mütter und Schwestern in hohem Grade. Wir hoffen, den liebevoll schaffenden Händen mit unserem Werkchen eine fördernde und erleichternde Anleitung zu übergeben.

Verlag von Franz Eipperheide in Berlin.

Musterbücher für weibliche Handarbeit.

Muster altdeutscher Leinenstickerei.

Herausgegeben von der Redaction der Modenwelt.

Erste Sammlung. 8. Auflage.

Gesammelt von Julius Keffing.

25 Tafeln mit 259 Mustern und 16 Seiten Text.

Zweite Sammlung. 6. Auflage.

Gesammelt von Julius Keffing.

26 Tafeln mit 208 Mustern, 7 Anwendungen derselben, sowie 12 Seiten Text.

Dritte Sammlung. 5. Auflage.

Alphabete etc. und Anleitung zur Herstellung doppelseitiger Stüchche.

Gesammelt von der Redaction der Modenwelt. 27 Tafeln mit 27 Alphabeten etc. (145 Mustern, 26 Anwendungen der Muster), sowie 32 Seiten Text mit 74 erläuternden Abbildungen.

Muster altitalienischer Leinenstickerei.

Gesammelt und herausgegeben von Frieda Eipperheide.

Erste Sammlung. 2. Auflage.

30 Tafeln mit 56 Mustern, sowie 32 Seiten Text mit 81 erläuternden Abbildungen.

Zweite Sammlung.

30 Tafeln mit 85 Mustern, sowie 36 Seiten Text mit 78 erläuternden Abbildungen.

Großes Quart-format.

Preis jeder Sammlung in Mappe 6 Mark.

Unsere sieben veröffentlichten

Lager-Katalog IX

18 Seiten Lexikon-Octav mit 194 wohlgezeichneten Abbildungen in Zinkographie und Photogravüre

versenden wir nur auf Verlangen gegen Einsendung von Mk. 3.—, welche wir bei einer Bestellung im Betrage von Mk. 25.— ab voll in Anrechnung bringen.

- == In Folge seiner Reichhaltigkeit und der ungewöhnlichen Menge guter Abbildungen ==
- == ist der Katalog ein Nachschlagbuch von bleibendem Werth. ==

Unsere Lager-Kataloge VII und VIII versenden wir gratis, wie bisher, soweit die Vorräthe reichen.

AMSLER & RUTHARDT

Kunsthandlung. Berlin W., Behren-Strasse 29a.

Angef. u. fertige Buntstickereien, Sätelarbeiten etc., Stichtmaterial, bei Schmid, Rottler, Wien IX, Fiedlerstrasse 63.

Steinbankasten!

Etwa, welche ihren Kindern bereits einen Originalkasten geschenkt hat u. wollen nicht überleben, das erlangungsgemäß den Kindern ein Ergänzungsgeschenk ist. Man verläumt nicht, die neueste Preisliste der Volkarte ist längst zu verlangen von F. Ad. Richter & Co. in Rudolfsstadt, Wien, Ulten (Schweiz), Rotterdam oder London E. C. 1, Railways-Place, Strand-Street.

J. A. Heese Königl. Hoflieferant Seidenwaren-Fabrik, Mode- und Manufacturwaren etc. Berlin. Leipziger Strasse 87. SW. Berlin. (Telephon 1100.) empfiehlt seine mit allen Neuheiten auf's Reichhaltigste ausgestatteten Lager in Seidenwaren, Kleiderstoffen für Haus, romenade, Gesellschaft und Ballzwecke, Confection, Spitzen, Decken, Tüchern, Gardinen, Teppichen. Elsasser Baumwollenwaren für Wäsche und Négligé. Mein neues Preisbuch für Herbst- und Winter-Saison wird auf Verlangen gratis u. postfrei zugesandt. Proben, Modebilder u. feste Aufträge von 20 Mk. an postfrei.



Illustrirte  
**Frauen-Zeitung.**

Nr. 23, 1. Blatt.

Monatlich zwei Nummern.  
Vierteljährlich 2½ M. = 1½ Gold.

Berlin, 1. December 1886.

(Ausgabe mit allen  
Kupfern: 4½ M. = 2 Gold. 55 Kr.)

XIII. Jahrg.



*Ludwig*

GROSSHERZOG VON SACHSEN-WEIMAR-EISENACH.



Rauchwerk verboten.

## Der letzte Sonnenblick.

Novellette von Rudolf Eickho.



Edmund, lieber, guter Junge, um Gotteswillen keine Thränen! Der Aufenthalt in Südtirol hat Dir wohl gethan, gewiß. Du siehst aus wie ein Apfel, so roth und so frisch, — was willst Du mehr? Hier wirst Du ganz gesund. Die Aerzte in den Bädern und klimatischen Kurorten sind Pfuscher, — mein Wort darauf! Da, unser alter Sanitätsrath wird die Maschine ganz in Ordnung bringen. Nicht so, alter Schmidt? Und an unserer Frau Stade hast Du eine Wärterin, — was sage ich, Wärterin? — eine Samariterin an Geduld und liebevoller Sorgfalt. Und nun beruhige Dich, mein Junge! Schodschwerenoth, Du hast mich selber ganz weich gemacht! Zu Tische!

Consul Hellbeck streichelte zärtlich das Gesicht seines Sohnes und versuchte es, ihn aufzurichten. Der aber flüsterte ihm zu: „Nur noch einen Augenblick, Vater, laß mich hier, — in Deinen Armen.“

Der alte Herr fühlte sich verwirrt und bedrückt. Seit dem Tode seiner Frau, — und der erfolgte schon vor fünfzehn Jahren, — war ihm jede Nahrung fern geblieben. Er liebte sentimentale Scenen nicht. Jetzt aber lag der jüngste Sohn in seinen Armen und schluchzte, daß er das Jucken des Herzens fühlte. Wie so die gluthwarne, thränenfeuchte Wange Edmunds des Vaters ihm streifte, erwachten seltsame Empfindungen in dessen Brust. Er schloß die Arme fester um den Weinenden und küßte seine Stirn. „Vater, ach Vater, wie wohl ist mir's, daß ich endlich zu Hause bin,“ rief der junge Mann.

„Na, so sieh Dir das Haus auch einmal an!“ Hellbeck löste lächelnd die Arme und fuhr fort: „Schau, diese Villa hab' ich gekauft, damit der Lärm der Stadt Dich nicht belästige. Vom Erker Deines Zimmers aus kannst Du über die Wipfel des Parkes sehen, — schade, daß sie schon entlaubt sind. Und was sagst Du zu meinen Füchsen, die Dich von der Bahn hierherbrachten? Ein Prachtgespann, — nicht? Kosten dreitausend Mark; leichte Trakehner, aber herrliche Traber, gehen beide famos unter'm Sattel. Im Frühjahr reiten wir zusammen. Ja, Du sollst hier gute Tage verleben. Wir können uns jetzt rühren.“

Edmund trocknete die nassen Augen, und ein sonniges Lächeln breitete sich über sein geröthetes Gesicht. Auf den Arm des Vaters gelehnt, trat er an's Balconfenster und warf einen Blick auf den Park und die nächstliegenden Villen, deren Dächer von der Spätherbisonne goldig umsaumt wurden. „Hier ist's schöner, als in den engen Alpenthalern Tirol's,“ sagte er. „Was nützen mir die stolzen Berggriesen, wenn ich sie nicht erklimmen darf? In der Pension aber ging ein Gespenst um —“

„Ein Gespenst?“

„Die Langeweile. Ich wäre umgekommen, hättest Du mir nicht Frau Stade geschickt, die sich herzlich plagte, um mich zu zerstreuen.“

Der junge Mann reichte der Matrone dankbar die Hand und lächelte ihr zu. Jene erwiderte in freundlichem Tone: „Die Plage war gering. Ich empfinde von Ihnen mehr, als ich gab, denn Sie sind ein trefflicher Erzähler.“

„Und Sie eine liebenswürdige Zuhörerin.“

„Nun aber bitte ich ernstlich: zu Tische!“ rief Hellbeck. „Die Köchin giebt schon eine ganze Weile Rothsignale. Vorwärts, Doctor, ich bin hungrig, wie ein Wolf. Ich vertrage keine Aufregungen.“

Der Sanitätsrath Schmidt lächelte spöttisch, unterdrückte aber eine sehr naheliegende sarkastische Bemerkung. Bei Tische nahm er seinen Platz Edmund gegenüber, auf dessen Gesicht das helle Tageslicht fiel.

Consul Hellbeck war Epitaphiker. Der verfeinerte Lebensgenuss galt ihm als der Endzweck aller Bestrebungen. Darum war sein Speisezimmer auf das Anmuthigste decorirt; in dem Kamin knisterte ein offenes Kohlenfeuer; auf den Schüsselbrettern standen Majolikabäsen, getriebene Silber-Geschirre und antike Krüge. Die mit schneeweißem Damast gedeckte Tafel war mit reizend decorirtem Porzellan und seinen englischen Krystallgeschälern bedeckt. Schwerer Burgunder, dem die Lagerung in kühlen Fesseln die leuchtende Rubinfarbe verliehen, entströmte den hauchigen Flaschen, und das verlockend duftende Geflügel wurde in sanft schimmernden Silber-Geschirren aufgetragen. Die Sonnenstrahlen glitten an den seidnen Gardinen vorüber und tanzten über ein knaus'iges Genrebild, ein Zigeuner-Lager im sommerlichen Walde darstellend.

Frau Stade, die Witwe eines Beamten, welche nach ihres Gatten Tode die Leitung des Hellbeck'schen Haushaltes übernommen hatte, lenkte mit ihren Blicken die Bewegungen der aufwartenden Diener, ohne den Faden des Gesprächs zu verlieren. Der feurige Wein ließ bald

das Blut der Männer rascher fließen und gab den Lebensgeistern einen höheren Flug. Edmund erkundigte sich lebhaft nach seinen älteren Geschwistern, die er bei seiner Ankunft zu sehen gehofft hatte.

„Dein Bruder Hugo,“ erwiderte Hellbeck, „bewirtheftet jetzt das Rittergut in Pommern, welches ich ihm kaufte. Die Jagden nehmen ihn gegenwärtig sehr in Anspruch. Deine Schwestern sind seit ihrer Verheirathung dem Vater etwas entfremdet. Aber das muß ich ihnen zum Ruhme nachsagen: sobald sie Geld brauchen, erwacht in ihnen das brennende Verlangen, sich an die treue Vaterbrust zu werfen. Nun, das ist so der Welt Lauf; wenn die Vögel flügge werden, verlassen sie das Nest. Mich freut's, daß ich Dich wieder habe. Stoß' an, Edmund, auf rasche Genesung!“

Die Gläser klangen und wurden rasch geleert. „Wie war Ihr körperliches Befinden in Tirol?“ fragte der Sanitätsrath den jungen Hellbeck.

Dieser erwiderte mit großer Lebhaftigkeit, daß er kurz nach seiner Ankunft in den Bergen ein Wachsthum der Lebenskraft gespürt habe, daß seine Brust weit geworden und der Husten geschwunden sei. Nach kurzer Zeit jedoch wäre ein Rückschlag gekommen. Die Ungebuld und Sehnsucht nach freier Bewegung hätten ihn verzehrt. Trotz der Warnungen des Arztes habe er Berge von mäßiger Höhe ersteigen wollen, allein jedes dieser Experimente wäre schlimm ausgefallen. Der Erzähler sprang mit einer Hast, als wollte er den düsteren Erinnerungen entfliehen, vom Thema ab, schilderte eine Fahrt auf dem Starnberger See und wollte eben seiner Bewunderung der Münchener Kunstschätze Ausdruck geben, — da trat ein schlimmer Husten-Anfall ein und drohte, ihn zu ersticken.

Der Arzt hatte den Sprechenden, dessen Augen einen seltsamen Glanz zeigten, und auf dessen Wangen Purpurröthe flammte, scharf beobachtet. Als der Anfall plötzlich kam, erhob er sich und leistete dem Patienten Hülfe. „Die Strapazen der Reise machen sich geltend, das ist Alles. Ruhen Sie sich aus, junger Mann.“

Der Arzt ließ Edmund seinen Arm. Dieser lehnte sich bleich und nach Athem ringend gegen Schmidt's Schulter. Sein Aussehen hatte sich mit einem Schlage verändert. Der Glanz der Augen, die Gluth auf den Wangen waren geschwunden. „Da haben Sie's, Doctor,“ leuchtete er, und ein bleiches Lächeln suchte um seinen Mund. „Sobald das jugendliche Leben in mir einen Schritt vorwärts macht, zert der Tod mich drei zurück.“

„Bah, der Tod! Im Alter von zwanzig Jahren redet man nicht vom Tode. Sie haben einen harten Winter vor sich, das ist Alles, aber die Jugend erträgt viel. Im Frühjahr hoffe ich Sie von allen Leiden und Beschwerden befreit zu sehen. Nur getrost, man stirbt nicht bei so viel Jugendkraft an einer Lungen-Affection. Auf Wiedersehen!“

Der Sanitätsrath geleitete Edmund bis zur Thür, wo Frau Stade seine Führung übernahm. Den Consul hatte der Anfall des Sohnes so erschreckt, daß die Meraner Traube, welche er gerade der Fruchtchale entnahm, seiner Hand entglitt. Als er jedoch die beruhigenden Worte seines sachkundigen Freundes hörte, klärte sich sein Gesicht wieder auf, und er winkte Edmund sorglos lächelnd mit der Hand zu.

Der Arzt trat ganz unbefangen an den Tisch zurück und zündete sich eine Havana an. Der Diener wollte die feingeschliffenen Krystallgläser vom Tisch entfernen. „Lassen Sie das Frau Stade besorgen,“ befahl der Consul dem Diener; „Ihre Hände sind zu plump für so feine Gläser.“

Der Diener entfernte sich schweigend, und der Consul wandte sich mit großer Lebhaftigkeit dem Arzte zu: „Nun, alter Freund, es ist mir lieb, sehr lieb, daß Du Edmunds Zustand für unbedenklich hältst. Ich war recht in Sorge. Der Junge ist eine Art von Schmerzenskind. Als seine Mutter starb, war er fünf Jahre alt. Ich mußte nicht recht, was ich mit dem Kinde anfangen sollte, und überließ es einer alten Tante, die es gründlich verzog. Als Edmund die Schule besuchte, hatte ich gerade eine sehr bedrohliche Geschäftskrise zu überwinden und konnte mich gar nicht um ihn kümmern. Da nun die Lehrer ihn faul und widerspenstig nannten, übergab ich ihn einer Pensions-Anstalt, denn ich meinte, strenge Zucht thäte ihm Noth. Von dort schrieb er mir lamentable Briefe und flehte, ich solle ihn herausnehmen. Ich hörte nicht darauf. Wenige Jahre später verging er sich schwer gegen einen der Lehrer, entfloh und war verschollen. Im letzten Sommer endlich kam er wieder, elend, krank, in Lumpen. Mir hatte das Glück unterdessen Hunderttausende in den Schoß geworfen, und er führte in der Fremde ein wahres Hundeleben. Seltsam, meine anderen Kinder gaben mir fast niemals Ursache zu ernstlichen Klagen, aber sie machten mir auch wenig Freude. Diesen verlorenen Sohn liebe ich, — vielleicht weil er so oft geschilt und nun so schwer büßen muß. Doch nun eine practische Frage: welche Diät hat der Patient zu beobachten?“

Schmidt hatte große Rauchwolken vor sich hin ge-

blasen; jetzt zertheilte er diese mit der Hand und antwortete: „Gar keine; laß ihn essen und trinken, was er mag.“

„Aber der Tiroler Arzt schrieb mir doch, Edmunds Zustand sei in hohem Grade besorgnißerregend.“

Der Sanitätsrath machte einen Gang durch's Zimmer, stocherte in den Kohlen des Kamins und sagte dann: „Willst Du klar sehen, Hellbeck?“

Der Consul erblickte und fuhr sich mit dem Taschentuch über die Stirn. „Gewiß,“ antwortete er nach einer Weile mit gepreßter Stimme.

Der Arzt trat ihm gegenüber und fuhr in ernstem Tone fort: „Dein Sohn ist verloren. Heute Morgen erhielt ich aus Tirol den Bericht des Arztes, der ihn dort behandelte; seine Angaben bestätigen meine Beobachtungen. Mach' Dich auf Edmunds Verlust gefaßt! Wir können ihn noch einige Zeit erhalten, aber sein Hinsterben ist unabwendbar. . . . So, nun weißt Du Alles, nun trage das Unabwendbare wie ein Mann.“

Der Consul ächzte unter der Erkenntniß, die ihn wie ein Keulen Schlag traf. „O, mein Gott, mein Gott, wie konnte ein so blühendes Leben verderben!“ rief er aus.

„Weißt Du es nicht?“

Der Arzt lächelte bitter und schnippte mit dem Zeigefinger gegen eine der kostbaren Krystall-Schalen, daß ein heller Klang durch's Zimmer ging. „Sieh her! Dies Glas wolltest Du nicht den plumphen Händen Deines Dieners anvertrauen; Dein Kind aber hast Du den rauhesten Händen ohne Bedenken überliefert. Nun wunderst Du Dich, daß da drinnen etwas entzwei brach, und doch ist der menschliche Organismus etwas Feineres, als ein Glas.“

In den nächsten Tagen wurde es sehr still in der schönen Villa des Consuls, und diese Stille bedrückte Edmund, denn er fühlte, daß sein Erscheinen sie hervorgerufen. Auf den Vater wirkte der Anblick des Kranken wie die Erinnerung an eine alte Schuld, und da er den Grundsatz hatte, alle peinlichen Gefühle zu vermeiden, so überließ er Frau Stade die Sorge für den Kranken und vergrub sich ganz in seine Geschäfte. Die Diener traten leise auf und wisperten, statt zu sprechen. Die ältere Schwester war anfänglich in jeder Woche einmal zu flüchtiger Begrüßung gekommen. Ihre küßliche Frage: „Na, wie geht's, Edmund?“ stellte sie von der Zimmerschwelle aus. Ihre Furcht vor der Ansteckung trat so klar zu Tage, daß der Kranke ihr in arger Verstimmung sagte: „Wenn Du die Angst nicht ablegen kannst, bevor Du hier eintrittst, so bleib' draußen, denn Deine Feigheit stecht mich an.“

Die jüngere Schwester vermied gleichfalls jede intime Berührung mit dem Bruder und nahm ihren Platz weit ab von ihm. Dabei sprach sie nur von ihren Toiletten und kritisirte jene ihrer Freundinnen, sodas der Kranke einst ironisch bemerkte: „Vene, Du hältst mich offenbar für einen Damenschneider, aber ich habe nie eine Schere in der Hand gehabt.“ Selbstverständlich wurde durch diese Bemerkung der Verkehr kurz abgebrochen. Schwester Vene beobachtete von dieser Stunde ab eine würdige Zurückhaltung.

Hugo, der Oekonom, kam nur einmal zur Stadt, schüttelte dem Bruder derb die Hand, sprach von seinen Pferden, Hunden und Zechgelagen, blies dem Kranken mächtige Rauchwolken in's Gesicht, leerte im Handumdrehen eine Flasche Rudesheimer und schied mit den Worten: „Na, wenn Du im Frühjahr wieder auf'm Damm bist, dann komm mal 'raus auf'n Hof, Du brustkrankes Nestkücken, und trinke warme Kuhmilch!“ Damit war die brüderliche Zärtlichkeit des Oekonomen für den Winter erschöpft.

Das brustkrante Nestkücken zehrte an der Erinnerung vergangener Tage, laß, träumte, plauderte mit Frau Stade und war froh, wenn der Tag zu Ende ging. Aber die Nacht brachte in der Regel nur sehr zögernd den Schlaf. Stundenlang hörte Edmund zuweilen den Wind sausen; manchmal heulte derselbe wie ein rasend gewordenes Thier um die Villa und warf dicke Hagelschauer gegen die Läden; zumeist jedoch rauschte er nur durch den Park und ließ die Bäume knarren und ächzen. Diese Geräusche kamen im Dunkel der Nacht dem Kranken vor wie singende, wispelnde und rufende Geisterstimmen. Seine Phantasie schuf dann seltsame Gebilde. Da war das wallende Meer. . . . Ueber die Wogen hin jagten Wolken, tiefhängende, durcheinander wirbelnde, mit den Meereswogen dahinstürmende Wolken. Diese nahmen menschliche Formen an, nur wuchsen sie in's Riesenhafte; sie vereinten sich zu Scharen und schritten über das Meer hin, als leide der Sturmwind ihnen Flügel, als seien die Furien hinter ihnen her. „Wir sind die Geister der Abgeschiedenen!“ raunten ihm die Unheimlichen zu. „Wir wandern Nachts über Land und Meer, über Wüsten und Eisflächen, über Tiefen und Gletscher-Firn. Komm mit, komm mit!“

Wie ein banges Kind barg der Kranke in solchen Stunden den Kopf in den Kissen, und es wurde ihm weh um's Herz, so weh, daß er leise weinte, bis der



Traumgott sich erbarmte und ihn in seine weichen Arme nahm. Selten nur brachten ihm die das Haus umschwirrenden Töne freundliche Vorstellungen. Einmal glaubte er den Ruf der Mutter zu vernehmen, wie er ihn als Kind gehört: Edmund! — Wie viel Zärtlichkeit lag in diesem einen Worte der Mutter! Er sah ihr liebes, blaßes Gesicht wieder vor sich, und er meinte, es beuge sich wieder über ihn, wie in den Tagen der Kindheit, wo die Mutter ihn zu Bett brachte, wo ihre sorgsam Hände ihn warm einzuhüllen suchten, wo ihre Stimme verheißungsvoll von Weihnachts- und herrlichem Spielzeug sprach oder ein weiches Schlummerlied sang. Unter so freundlichen Erinnerungen trieb dann seine Seele in's Land der Träume, wie ein Schiff auf sanften Fluthen vom Strom zur See gleitet.

Eines Tages durchblätterte Edmund ein Album, das er in einem Schranke fand, während Frau Stabe am Fenster saß und sticte. „Wem gehört das?“ fragte er leicht hin, und seine Blicke schweiften über einige Photographien.

„Das ist mein Album,“ antwortete Frau Stabe; „das Cabinetbild auf der ersten Seite stellt meinen verstorbenen Mann vor.“

„Ein recht martialisches Gesicht,“ bemerkte Edmund und blätterte weiter. Plötzlich fesselte ein Mädchenkopf seine Blicke. War das ein Kind oder eine Erwachsene? Der Beschauer kam darüber nicht in's Klare. Das waren die weichen, runden Formen eines Kindergesichtes, und doch lag ein überaus lebendiger, geistiger Ausdruck in den Zügen. Je länger Edmund das Bild anschaute, desto stärker zog es ihn an. „Wer ist die Kleine dort?“ fragte er nach einer Weile.

„Meine Nichte, Raja Rudhardt.“

„Raja, — ein schöner Name. Wie alt ist Ihre Nichte?“

„Nahezu vierzehn Jahre.“

„Was treibt ihr Vater?“

„Er ist Musiklehrer und Componist.“

„Entschuldigen Sie meine neugierigen Fragen,“ fuhr Edmund fort und erröthete, „dieses Köpfchen gefällt mir. Ist das Bild ähnlich?“

„So weit eine Photographie dies zu sein vermag, ja. Die frischen, zarten Farben fehlen natürlich, die jedem jungen Menschen eine gewisse Schönheit verleihen. Raja besitzt aber noch eine ganz besondere Schönheit, sie ist sehr liebenswürdig.“

„Ich möchte . . .“ Der Kranke brach ab und legte seufzend das Album aus der Hand; er wagte es nicht, den Satz zu vollenden, denn ihm fiel gerade ein, wie ängstlich ihn seine Schwestern mieden.

Einige Tage später mußte er das Bett hüten; seine Krankheit war schlimmer geworden, und draußen tobte ein Wintersturm. Während er die Zeitung las, vernahm er im Nebenzimmer ein silberhelles Lachen. Er legte das Blatt aus der Hand und lauschte. Frau Stabe hatte Besuch und setzte jedenfalls ihren Gästen eine Tasse Kaffee vor, denn er hörte das Klirren der Silberlöffel. Die Conversation war recht munter im Gange. Unter den Stimmen fiel ihm eine besonders auf; sie hatte einen süßen Klang und melodischen Tonfall. Plötzlich stand das Mädchen-Portrait aus dem Album lebendig vor ihm. „Das ist Raja,“ sagte er halblaut und hielt dann den Athem an, um zu lauschen. Was sein Ohr erhaschte, war nicht viel: hin und wieder ein silbernes Lachen, einige Ausrufe, das Trällern eines Liedchens und zuletzt ein munteres Abschiedswort. Diese Wahrnehmungen glitten an ihm vorüber, wie flatternde Schmetterlinge, wie schwirrende Verden . . . Jetzt war Alles vorüber, entschwunden.

Der Kranke ahnte nicht, daß an jenem Nachmittage zwischen den beiden älteren Frauen viel von ihm die Rede war, und daß Raja's Mutter ihn um des traurigen Verlassenseins willen herzlich bedauerte. Der nächste Tag war ein Sonntag, und zum ersten Male seit vielen Wochen zauberte die Wintersonne goldige Bilder in das Erkerzimmer. Der Doctor hatte seinen Besuch gemacht und etwas Trost in einige Scherzworte gelleidet. Als die Stimme des jovialen Herrn verhallte, erfasste den Kranken ein unbestimmtes Sehnen; er vernahm den Ton der Glocken, die zur Kirche riefen, sah die spielenden Sonnenlichter, welche in's Freie lockten, hörte die Schritte der Vorübergehenden und ein scharfes Klirren, als schlugen Schlittschuhe gegeneinander. Schlittschuhe! Er sah die weite, sonnenbeglänzte Eisfläche vor sich, bedeckt mit munterem Volk.

Ein Diener trat ein und legte Zeitungen auf den Tisch. „Tragen Sie doch den Armstuhl in den Erker,“ sagte Edmund, „und legen Sie die Decke und ein Kissen darauf; ich möchte auf die Straße blicken.“

Der Diener that, wie ihm befohlen, und der Kranke nahm seinen Platz beim Fenster c. n. Der Morgen war so verheißungsvoll. Noch schwebte ein bläulicher Duft um die Bäume des Parks und die Dächer der ferneren Villen, aber vor den einbrechenden goldigen Sonnenstrahlen und dem leichten Morgenwinde zerging derselbe bald und zerflatterte über den Baumwipfeln. Raum

war der von der Nacht zurückgelassene Duffschleier entschwunden, so durchleuchtete die Morgen Sonne den blauen Aether, und alle Dinge erhielten Glanz und Farbe. Jetzt gingen einige junge Leute über die Straße. Ja, sie trugen Schlittschuhe am Arme. Wie ihre von der Luft gerötheten Gesichter lachten, wie sie ihre Schritte besüßelten! „Die Glücklichen!“ seufzte der Kranke, und sein schönes, blaßes Gesicht verdüsterte sich. Er hielt den Eislauf für die entzückendste Bewegung, und nach Bewegung lechzte er. Einst hatte er in jeder Leibesübung seine Kameraden überflügelt. Stand er auf Schlittschuhen, so fühlte er Schwingen an den Füßen und hätte auf eisbedecktem Strome bis zum Meere hinjagen mögen. Nun aber lag er matt im Sessel, und die Wintersonne lockte vergebens in's Freie, der See bot umsonst seine kristallhelle, von glühenden Schneewällen umrahmte Eisbede zum Laufen dar. Voll Wehmuth verschloß der Kranke die Augen vor dem sonnenhellen Tage und vergrub das Gesicht in die Kissen.

„Ist's erlaubt, Edmund? — Eine Fremde wünscht Sie zu sehen. Sie überhörten wohl mein Klopfen?“ Der Angeredete richtete sich hastig auf und trocknete die feuchten Augen.

„Ach, Sie sind es, Frau Stabe, und . . .“ Er konnte nicht vollenden, denn seine umflorten Augen wurden jetzt hell und sahen, — ja, was er sah, kam ihm fast wie eine Vision vor, und er wischte sich noch einmal mit der Hand die Augen.

Rein, es war greifbare Wirklichkeit! Inmitten des Zimmers stand ein junges Geschöpf, halb Kind, halb Jungfrau, und hielt einen Strauß Theerosen in der Hand. Ihre blaugrauen Augen leuchteten, und ihre zarten Wangen glühten, wie junge Rosen im Sommer. Eine bezaubernde Frische lag über der Mädchen-Erscheinung, und dem Kranken war es, als sei der Frühling selber in's Zimmer getreten.

„Dies ist Raja,“ sagte lächelnd Frau Stabe, als sie die Ueberraschung und Verwirrung des Kranken bemerkte; „sie wollte Ihnen einige Rosen bringen.“ Nach dieser Einführung ließ die gute Frau die Beiden allein.

Edmund versuchte es, zu sprechen, aber kein Ton entrang sich seiner Kehle; die aufwallende Bewegung erstikte seine Stimme. Raja trat zum Erker hin, knixte und überreichte dem Kranken die Rosen. Ihre Bewegungen waren voller Grazie, und als sie die Lippen zum Sprechen öffnete, blizten ihre Zähne. „Ich dachte mir, Kranke müßten die Blumen lieben, weil sie die Natur entbehren,“ bemerkte sie mit leisem Beben in der Stimme.

Der Bann war gebrochen. Sobald Edmund das schöne Kind sprechen hörte, fand er auch die Sprache wieder. „Ach ja, ich liebe die Blumen sehr,“ entgegnete er, „und ich danke Ihnen von ganzem Herzen . . . O, wie freundlich Sie sind! Diese Rosen bedeuten für mich den Morgengruß der Natur, — doch ich vergesse ganz, die Natur schläft ja noch. Bei Ihrem Eintritt vergaß ich ganz, Fräulein Raja, daß es draußen Winter ist; ich dachte an den Mai, an —“

Er verstummte, denn Raja erröthete und schlug in holder Verwirrung die Augen nieder. Sie war bisher stets noch als Kind behandelt worden, und der Fremde nannte sie jetzt Fräulein. Auch das Aussehen des Kranken überraschte sie. Die Mutter hatte ihr gesagt, daß Edmund recht leidend sei, und sie hatte sich auf den Anblick einer hilflosen Gestalt gefaßt gemacht. Statt dessen schaute sie in ein leicht gebräuntes Gesicht mit hellen, sanften Augen, mit Lippen, auf denen der erste Flaum sproßte. Nichts verrieth an dieser jugendlichen Erscheinung den Verfall. Wie nun der Ton seiner sonoren Stimme ihr Ohr traf, und ihre Blicke sich begegneten, überfiel das Mädchen eine Vellommenheit, die bis dahin ihrer Natur fremd gewesen. Ihre Verwirrung steckte auch den Kranken an, und eine kurze Pause trat ein. Endlich raffte sich Raja auf, streckte zögernd Edmund die Hand entgegen, und während ihre Augen sanft erglänzten, sagte sie leise: „Hoffentlich dürfen Sie bald das Krankenzimmer wieder verlassen.“

„O, das wird bald geschehen. Vorläufig danke ich Ihnen sehr, recht sehr für die prächtigen Rosen und Ihren Besuch.“ Er preßte die schmale Hand des Mädchens und sah ihm tief in die Augen. Ein Schauer überrieselte die Kleine. Als sie die Thür geöffnet, wandte sie sich noch einmal grüßend um. Das hereinströmende Licht umflog ihre schlanke, elfenhafte Gestalt, ihre Locken ringelten sich bei der Bewegung um den weißen Hals, und über das fein profilirte Gesicht flog wieder das sonnige Lächeln. Als ihre biegsame, anmuthsvolle Gestalt verschwunden war, preßte der Kranke die Rosen an seine Lippen und flüsterte unzählige Male den Namen Raja. —

Nach dieser Begegnung machte die Schwermuth des Kranken einer großen Hoffnungsfreudigkeit Platz. Stundenlang sprach er mit dem Vater oder Frau Stabe über das kommende Frühjahr, über die Reise, welche er dann antreten wolle, über die neue Berufstätigkeit, welche

er nach seiner Genesung zu beginnen gedachte. Mit seinen Plänen verwoben sich die Gedanken an Raja. Er sprach fast niemals von ihr, aber ihr Bild umschwebte ihn im Wachen, wie im Traume. Stets sah er ihr zartes, schönes Kindergesicht vor sich, das so glückselig lächelte; immer hörte er ihre Stimme, die so tröstlich klang. Mit den langsam hinichwindenden Tagen jedoch zerrannen allmählig die schönen Phantasien. Er hatte gehofft, Raja werde wiederkommen, aber ihre Rosen waren längst verwelkt, und sie kam nicht. Mit der fortschreitenden Zeit aber verschlimmerte sich auch Edmunds Befinden. Er litt mehr und mehr. Oft war es ihm, als umfalle eine kalte Hand sein Herz; vergebens rang er nach Luft, und nur eine Ohnmacht löste dann den Krampf.

In einem der letzten Tage des Februar umstanden mehrere Aerzte sein Bett und vereinigten sich zu dem Urtheil, eine Operation sei unvermeidlich geworden; dieselbe sollte am zweiten Tage vorgenommen werden. Am Abend vor diesem Ereigniß fand Frau Stabe den Kranken in der traurigsten Stimmung.

„Da Sie das Bett in den nächsten Tagen wohl schwerlich verlassen dürfen, lieber Edmund, so will ich Ihren Anzug in der Garderobe aufhängen.“

Edmund sah die Sprecherin schwermüthig an und antwortete: „Sie können den Anzug gleich einem armen Teufel schenken; denn wenn ich dies Bett verlasse, bedarf ich keiner Kleider mehr.“

Frau Stabe setzte sich an's Bett des Kranken und versuchte es, ihn zu trösten, er aber vergrub hartnäckig das Gesicht in die Kissen. Der Pflegerin sank der Muth, eine peinliche Stille herrschte in dem halbdunklen Raume. Plötzlich entstand Geräusch im Vorzimmer. Ein Seufzer der Erleichterung kam über die Lippen der Frau; sie glaubte, Edmunds Vater kehre zurück, doch eine Frauenstimme wurde vernehmbar.

„Ah, meine Schwester!“ Mit diesem Ausrufe wollte sich Frau Stabe erheben, da erfasste der Kranke ihren Arm. „Frau Stabe,“ sagte er in stehendem Tone, „ich glaube, Frau Rudhardt ist nicht allein; bitte, lassen Sie die Damen hier eintreten.“

Die Thür ging auf, und ein heller Lichtschein fiel in's Zimmer. „Tritt hier ein, Schwester!“ rief jetzt Frau Stabe, „Edmund möchte Euch guten Abend sagen . . . Bringen Sie eine Lampe herein, Thomas. So, — auf den Tisch! Stülpen Sie den Schirm über die Glocke, das Licht ist zu grell.“

Frau Rudhardt trat rasch in's Zimmer, und mit einem gewinnenden Lächeln bot sie dem Kranken die Hand. Sie sprach in munterem, ermunterndem Tone zu ihm, und er stotterte einige Dankesworte, aber seine Blicke haften an der Thür. Jetzt leuchteten seine Augen auf, denn Raja erschien auf der Schwelle. „Ich legte erst Schlittschuhe und Mantel ab,“ sagte sie, wie zur Entschuldigung, dann reichte sie dem Kranken, wie einem lieben Bekannten, die Hand. In Gegenwart der Mutter kannte sie keine Verlegenheit.

„Sie kommen also von der Eisbahn,“ bemerkte Edmund, und seine Blicke ruhten mit sichtlichem Wohlgefallen auf dem gerötheten, frischen Mädchengesicht.

„Ja,“ entgegnete sie mit drohlicher Miene, „es war heute leider der Kehraus, denn die Decke ist schon so brüchig geworden, daß ich zweimal hinpurzelte. Schade, das herrliche Vergnügen wird nun zu Wasser!“

„Nachdem Sie mir die Rosen gebracht, hatte ich gehofft . . .“ Der Kranke brach verwirrt ab, und seine Blicke streiften das Gesicht der Mutter. Zene ergänzte in leichtem Tone den Satz: „Sie hatten gehofft, Raja werde öfter hierherkommen. Das war leider nicht möglich, Herr Hellbeck. Wir wohnen weitab von dieser Villa, und Raja hatte neben den Schularbeiten so viel mit ihren musikalischen Uebungen zu schaffen, daß wir sie in der Freistunde auf's Eis senden mußten, damit sie in freier Luft eine heilsame Bewegung habe.“

„Sie thaten recht, ganz recht daran,“ bemerkte der Kranke. „Verzeihen Sie meine Selbstsucht . . .“

Der Consul trat ganz plötzlich ein und war angenehm überrascht, die Frauen im Krankenzimmer zu finden. Er küßte Frau Rudhardt galant die Hand, klopfte Raja väterlich und wohlwollend die Waden, erklärte mit der ihm eigenen Bonhommie, daß Edmunds Aussehen sehr befriedigend sei, und daß er sich von der Operation eine volle Wiederherstellung seines Sohnes verspreche. Frau Rudhardt wollte sich nach dem Austausch der üblichen Höflichkeitsphrasen entfernen, allein Consul Hellbeck bat so dringend, sie möge mit Raja zum Abendbrot in der Villa bleiben, daß sie sich seinem Wunsche fügte. Allem Anscheine nach war der Consul froh, daß ihm ein längerer Verweilen im Krankenzimmer erspart blieb. Die Frauen traten mit dem Hausherrn in den Salon.

Raja hielt nicht lange an der Abendtafel aus. Das Gespräch der Erwachsenen interessirte sie nicht, und ihre Gedanken kehrten immer wieder zu dem Kranken zurück. Sie athmete auf, als die Tante ihr sagte, sie möge sich von Edmund verabschieden. Als sie in das Krankenzimmer zurücktrat, war es so still darin, daß sie wähnte,



der Kranke schlafe. Sie trat leise auf und beugte sich über das Lager. Sie erschraf, als sie jetzt plötzlich zwei hellen Augen begegnete, Edmund ihre Hand ergriff und ihr mit bewegter Stimme sagte: „Ich danke Ihnen, daß Sie noch einmal zurückgekehrt sind.“

Bewirrt und erröthend setzte sie sich auf einen Stuhl, der am Fußende des Bettes und dicht beim Tische stand. Ihr Köpfchen kam dadurch in den Lichtkreis der Lampe, und Edmund weidete sich vorerst schweigend an ihrer lieblichen Erscheinung. Dieses Gesicht, das sich so anmuthsvoll zu ihm hinneigte, erhielt durch den milden Lichtschein einen wunderbaren Glanz und Zauber. Der Teint war so rein, wie fadenloser Marmor, und nur das Blut schimmerte in zarter, rosiger Gluth durch die Wangen. Das feine Profil hob sich aus einem Schwall leichtgekräuselten Haars hervor, und die Augen, von langen Wimpern beschattet, erschienen jetzt dunkel und hatten einen feuchten Glanz.

„Du bist schön, wie ein Cherub,“ hauchte Edmund vor sich hin, während vom Salon herüber ein heiteres Gelächter seines Vaters schallte.

„Sie werden wohl oft ungeduldig?“ bemerkte Maja und athmete aus beklommener Brust. Der Kranke schaute sie so beharrlich und seltsam an; daß bedrückte sie.

„Ungeduldig?“ Ein schmerzliches Lächeln zuckte über Edmunds Gesicht. „Ungebuld ist wohl nicht das rechte Wort. Ich war heute der Verzweiflung nahe. Ach, Sie ahnen es nicht, aus welcher furchtbaren Stimmung Sie mich erlösten! Ich glaube, Gott hatte Mitleid und sandte Sie mir zum Troste.“

Maja schaute verwundert zu dem Kranken auf, der sein blaßes Gesicht mit der Hand stützte. Sie begriff nicht, was sie zu seiner Tröstung thun könne. „Wie lange sind Sie schon krank?“ fragte sie, um nur etwas zu sagen. „Seit fünf Monaten.“

„Fünf Monate? O, das ist entsetzlich! Aber verzagen Sie nicht! Mama meint, die mildere Jahreszeit werde Ihnen Heilung bringen.“

„So hoffte auch ich, und die Hoffnung hielt mich lange aufrecht, — nur heute erlosch ihr Schimmer. Ich sah vor einer Stunde nur Nacht um mich her, — undurchdringliche Nacht.“ Wieder glitt ein bitteres Lächeln über das blaße Gesicht, und mit nervöser Hand durchwühlte der Kranke sein weiches, welliges Haar.

„Nun, morgen würfeln die Herrn Doctoren ja um mein Leben,“ fügte er in bitterem Tone hinzu, „da wird sich's ja entscheiden, ob ich gesunde oder . . . Die Aerzte wollen morgen eine Operation vornehmen, dort.“ Edmund deutete auf die Brust. „Von dem Gelingen derselben hängt es ab, ob ich weiterlebe oder sterbe.“

„Ist das Ihr Ernst?“ Maja starrte den Sprecher entsetzt an. Sie konnte es nicht fassen, daß sich die Schatten des Todes über das Krankenlager breiten sollten.

„Ja,“ fuhr Edmund fort, „ich stehe dicht an der Grenze jenes Landes, aus dess' Bezirk kein Wanderer wiederkehrt.“ Seine Blicke starrten jetzt in's Leere, und während er fortfuhr, verloren die Worte den Klang, er schien zu sich selber zu sprechen. „Wenn ich jetzt zurückblicke auf das, was hinter mir liegt, so ist es am Ende ganz gleich, ob ich bleibe oder gehe. Das Leben hat mich nur Freuden ahnen lassen, aber mir keine gegeben. Würde die Zukunft so erbärmlich sein, wie die Vergangenheit, so wär's am Ende besser, abzuschließen.“

Maja schüttelte leise den Kopf. Ihre Blicke wanderten von dem gramvollen, blaffen Gesichte des Kranken zu den kostbaren Gemälden, welche sich in goldenen

Rahmen von den dunkelrothen Belours-Tapeten abhoben, sie streiften den farbenreichen Smyrna-Teppich, die reichgestalteten Möbel, den Kamin mit dem Marmor-Aufsatz, in welchem ein helles Kohlenfeuer fladerte, und blieben auf einer Psyche haften, die aus dem Dunkel der Zimmerdecke hervorzuschweben schien.

„Ihre Blicke scheinen verwundert zu fragen: Wie kann ein Mensch, der unter all diese Herrlichkeiten gebettet ist, über eine trostlose Vergangenheit klagen, nicht wahr, Maja?“

Das Mädchen nickte leise mit dem Kopfe.

„Diese Herrlichkeiten aber erscheinen mir als eine Verhöhnung des erbarmungslosen Schicksals,“ fuhr der Kranke erbittert fort. „Als ich, von Gesundheit strotzend, voll Erwartung und Sehnsucht in die Welt hinauslief, bettete mich das Leben in den Schmutz und die Kälte des Glends; jetzt, da ich vom Schicksal nichts fordere als Gesundheit, umgiebt es mich wie zum Hohne mit dem Glanzendsten, was der Luxus zu vergeben hat. Was nützt es dem Todten, wenn er in einem Mausoleum von Marmor und Gold beigelegt wird!“

Maja schaute mitleidig auf den Klagenenden, dessen Lippen zuckten, dessen Augen so wehmuthsvoll blickten. „Wie kam es denn, daß Sie unglücklich wurden?“ fragte sie. „Ihr Vater ist doch so reich und freigebig!“

Das Herz verbittert und seine schlimmen Leidenschaften geweckt wurden; sie begriff es wohl, daß er endlich im Zorn gegen einen Lehrer, der ihn wiederholt mißhandelt hatte, nach einer Waffe griff und dann aus der Anstalt entfloß. Jetzt sah sie ihn hungrig und frierend umherirren, bald in Scheunen, bald in Schenken ein Lager suchend; sie sah ihn auf dem rauschenden Meere hoch in den Masten hängen, sah ihn in Hafensstädten Lasten schleppen, sah ihn vom Fieber gerüttelt im Krankenhaus und endlich an der Schwelle des Waterhauses krank, elend und in Lumpen gehüllt.

Das Herz der Lauschenden empfand tiefes Mitleid mit dem Sohne des Millionärs. Als Edmund seine Erzählung längst beendet hatte, sah sie noch wie eine Träumende da. Die edelsten Gefühle durchflutheten ihr Herz, aber kein Wort kam über ihre Lippen. Nach einer Weile erst schwellte ein Seufzer ihre Brust; sie ergriff die Hand des Jünglings und drückte sie leise. Diesen durchriefelte ein Schauer. Er fühlte, wie die Hand Maja's zitterte, wie ihr Auge in feuchtem Glanze schimmerte, wie die feinen Züge sich verklärten. Ihm war es, als gehe ein lichter Glanz von diesem Gesichte aus.

Eine Weile ruhten ihre Hände in einander, dann blickten Maja's Augen auf. „Lieben Sie Musik?“ fragte sie.

„Ach, ja,“ erwiderte Edmund. „Es wäre schön, wenn Sie etwas singen oder spielen wollten.“

„Gern thäte ich das, wenn ich wüßte, daß ich damit Ihre trübe Stimmung verschonen könnte.“

„Das wird Ihnen sicher gelingen,“ bemerkte der Kranke. „Dort liegt das Musikzimmer. Bitte, nehmen Sie die Lampe mit. Sie finden einen herrlichen Flügel da drinnen, aber lassen Sie die Thür weit offen, damit ich Sie sehen kann. So ist's recht.“

Maja hatte die Lampe ergriffen und war in's Nebenzimmer und zum Flügel geschritten. Als sie

vor dem Instrumente saß, konnte Edmund nur ihren Kopf im Profil sehen, aber ein milder Lichtschein ließ denselben aus dem Dunkel des Salons in aller Klarheit hervortreten.

Die feierlichen Accorde der Beethoven'schen Cis-moll-Sonate tönten durch das Dunkel. Edmund schloß eine Weile die Augen, um die Musik stärker auf sich wirken zu lassen. Bald verslog die Erregung in seinem Innern, die wundervollen Harmonien leiteten ihn zu einer friedvolleren Stimmung hinüber. Als er die Augen wieder aufschlug, brach der Mond leuchtend durch's Gewölk, und die Silberstrahlen fielen durch den Gitter in das dunkle Gemach. Dem Kranken wurde es zu Muth, als befände er sich in einem Traumlande. Das geisterhafte Mondlicht und die Klänge der Musik verwoben sich, schmolzen ineinander zu tönendem Licht, zu strahlenden Tönen. War das nicht eine trostreiche Verklärung aus fernem Welten? Lötten diese hehren Geisterlöthne nicht zur Andacht? Er faltete die Hände wie ein frommes Kind, und seine Blicke fielen wieder auf Maja. Wie anders erschien ihm das zarte Geschöpf jetzt! Maja war für ihn der Cherub, der mit den Mondstrahlen herniedererschwebte; die göttlichen Melodien, welche durch das Dunkel rauschten, galten ihm für die Sprache jenes überirdischen Wesens. Ihr friedvolles Antlitz umleuchtete eine Glorie, die nicht der Erde entstammte. Gewiß, das holde Wesen sandte ihm ein Gott zur Tröstung!

Die Sonate war verklungen, eine neue Weise hob an. „Es ist bestimmt in Gottes Rath,“ sang die zarte, von Bewegung durchdrungene Stimme Maja's. Wer gab ihr den Gedanken an dies Lied ein? Sie wußte es



Das Goethe-Haus zu Weimar. Nach einer Gouache von D. Hertzfurth. — Siehe Seite 402.

„Das war er nicht immer, nicht, als meine Mutter starb.“

Die Züge Edmunds wurden weich, als er das Wort Mutter sprach. Die Verbitterung seiner Seele löste sich in Wehmuth auf. „Nähen Sie mir näher, Maja, ein klein wenig näher, damit ich nicht laut zu sprechen brauche,“ flüsterte er; „es drängt mich, Ihnen von meiner Vergangenheit zu erzählen. Seit meiner Kindheit traf ich keinen Menschen in der ganzen weiten Welt, dem ich mein Herz hätte ausschütten mögen, — ich konnte es selbst bei meinem Vater nicht. Ihnen aber, Maja, Ihnen möchte ich Alles erzählen, Alles. Wer weiß, wie morgen die Würfel fallen; wer weiß, ob ich noch einmal Gelegenheit finde, Sie zu sprechen.“

Das Mädchen hatte zögernd seinen Stuhl näher gerückt; der Kranke ergriff ihre Hand. Es überschauerte sie bei dieser Berührung; die seltsame Erregung, welche Edmund ergriffen, vibrierte in ihrem Herzen nach. Unwillkürlich schloß sie die Augen, und wie aus der Ferne vernahm sie die Stimme des Kranken. Der Sinn der Worte aber erregte ihre lebhafteste Phantasie, und sie schaute den Lebensgang des Erzählers in großen Bildern, deren Mittelpunkt immer die Erscheinung Edmunds bildete. Sie sah ihn zuerst als goldlockiges Kind, sanft gewiegt in den Armen einer zärtlichen Mutter, sah ihn dann als träumerischen Knaben unter der Obhut strenger Lehrer, die kein Verständnis hatten für sein Heimweh, seine Sehnsucht nach Freiheit und Liebe; sie sah ihn unter Spielgefährten, die ihn einen Schwächling nannten, und deren er sich nur in blutigen Kämpfen erwehren konnte. Sie begriff es sehr wohl, daß durch eine solche Behand-





Treppenhaus.

Bücherszimmer.

Antiken-Sammlung.

Vestibule.  
Wohn- und Empfangszimmer.

Gartenhaus.

Ansichten aus dem Goethe-National-Museum zu Weimar nebst Goethe's Gartenhaus. Nach einer Gouache von D. Herrfurth. — Siehe Seite 402.



Kadaver verboten.

nicht. Sie hatte das Lied seit Monaten nicht mehr gesungen, nicht mehr gehört. Als sie das Finale der Sonate spielte, waren ihr plötzlich die Worte eingefallen.

Das verheißungsvolle „Auf Wiedersehen!“ tönte leise aus. Maja erhob sich, und fast schwebend kam sie in's Krankenzimmer zurück. Die Aufregung hatte ihr Gesicht bleich gemacht, und als der Schein der Lampe, die sie zurückdrückte, darüber fiel, erschien sie Edmund wie die lebendig gewordene Psyche Canova's. Unwillkürlich blickte er nach der Ecke, um zu sehen, ob jene noch dort sei.

Das Mädchen setzte die Lampe auf den Tisch und fragte mit sanfter Stimme, ob die Musik den Kranken beruhigt habe. Jener schwieg. Verwundert schaute sie auf; da fühlte sie ihre Hand erfaßt, und ein heißer Mund preßte Küsse darauf. Erschreckt zog sie die Hand zurück, und da im selben Augenblicke die Mutter ihren Namen rief, floh sie wie ein geschreckter Vogel aus dem Zimmer.

Eine Viertelstunde später trat Frau Stabe an Edmunds Lager. Sie fand ihn in Thränen. In mütterlicher Fürsichtigkeit beugte sie sich zu ihm herab und strich ihm das feuchte Haar aus den Schläfen. „Sie fürchten die Gefahr, Edmund?“ sagte sie mit ermutigendem Lächeln. „O nein, ich werde leben, ich werde leben!“

„Warum weinen Sie denn?“ Edmund schlang die Arme um den Hals der Matrone, und unter Thränen raunte er ihr in's Ohr: „Maja, Maja, Maja!“

Dann sank er in die Kissen zurück. Als die Wärterin voller Verwunderung in das thränenfeuchte Gesicht des Kranken schaute, lag ein glückliches Lächeln darauf.

Bei der Operation fielen die Würfel unglücklich. Edmunds Leben ging verloren, das merkte der Sanitätsrath Schmidt, als er während der Operation die Herzschläge des Kranken belauschte. Am Abend verank der Patient in eine tiefe Letzargie. Aber wie das Licht einer verlöschenden Lampe lange mit dem Dunkel ringt und zuletzt noch einmal aufflackert, so erhob sich auch am dritten Morgen nach der mißglückten Operation Edmunds Bewußtsein noch einmal aus der Geistesnacht. Mit großen, erstaunten Augen blickte er um sich und bemerkte, daß der Tag heraufdämmere.

„Es wird Licht,“ flüsterte er und erfaßte die Hand der Frau Stabe, welche, von Müdigkeit überwältigt, im Sessel eingeknickt war. Jene sah ihn überrascht an. Sie hatte geglaubt, die Lebensgeister seien längst entflohen, und nun zeigten seine Augen wieder jenen seltsamen Glanz.

„Wie ist Ihnen, Edmund?“ „Leicht und frei. Bitte, öffnen Sie die Gardinen; ich glaube, der Tag bricht an.“

Frau Stabe war noch völlig schlaftrunken; sie taumelte dem Erker zu und zog die Gardinen weit zurück. Wirklich, der Morgen war da, ein heiterer, strahlender Frühlingmorgen. Sie öffnete das Fenster, und frische Morgenluft strömte in's Krankenzimmer. Als sie zurücktrat, schaute Edmund mit träumerischen Blicken nach der Wand, auf welcher die ersten Sonnenstrahlen glühten. Allmählig glitt ein friedliches Lächeln über sein Gesicht.

„An was denken Sie?“ „An Maja,“ sagte er, ohne den Kopf oder Blick zu wenden. „Wissen Sie, Frau Stabe, wie mir's um's Herz ist? Als müßte sie nach einer Weile hier eintreten und mir Blumen bringen! Seltsam, während ich langsam aus dem dumpfen Schlaf erwachte, umspielten mich immer die Töne des Liedes, das sie gestern Abend sang. Auf Wiedersehen, — auf Wiedersehen! Ich hör' es noch klingen... leise... aus weiter Ferne. O, ich werde sie wiedersehen! Gewiß, gewiß!“

Die Wärterin sah den Sprechenden verwundert an; er wußte also nicht mehr, daß einige Tage und die Operation zwischen jener Zusammenkunft lagen. Er träumte also nur von ihr, von Maja, und war selig in dem Gedanken an sie. Sein Auge leuchtete, sein blaßes Gesicht war friedvoll. Frau Stabe sagte sich, daß es grausam wäre, dem Kranken, der so nahe an der Pforte des Todes stand, die letzte Hoffnung zu vereiteln. Sie schlich sich aus dem Zimmer und schrieb ein kurzes Briefchen an die Schwester, in welchem sie dieselbe bat, sie möge Maja in die Villa senden. Sie beorderte darauf den Kutscher, er möge schnell anspannen, übergab ihm den Brief und hieß ihn zu Frau Rudhardt fahren.

Als die gutmüthige Frau in's Krankenzimmer zurückkehrte, fand sie den Consul schon dort. Jener erkundigte sich nach Edmunds Befinden und küßte ihn zärtlich auf die Stirn. Der Kranke legte dankbar seine weisse Hand in die des Vaters und versicherte, daß es ihm vortrefflich gehe, und daß er hoffe, schon in den nächsten Tagen reisen zu können. Der Vater bestärkte Edmund in seinen Erwartungen und malte ihm die Reize der Mittelmeer-Gestade in den verlockendsten Farben. Als der Diener zum Frühstück rief, küßte der Consul den Sohn in so fröhlicher Laune, als sei er fest von dessen nahe bevorstehender Genesung überzeugt.

Noch tönte der muntere Gruß des Vaters in Edmunds Ohr, noch füllte das goldige Morgenlicht sein Auge, da überfiel ihn eine Schwäche. Dem raschen Aufklappen der Lebensgeister folgte ein rasches Herabsinken. Vor seinen Augen verfinsterte sich die Welt, in seinem Ohr erklang jeder irdische Laut, aber aus der Erstarrung des Körpers rang sich etwas auf, das sich immer in jesselloser Freiheit wiegt, wenn uns die Wirklichkeit zu Sklaven macht, — nennen wir es Phantasie, Seele oder Traum.

Noch war es Nacht, aber die tiefsten Schatten und Duftgebilde wichen allmählig vor dem Mondganz und entschwebten am fernen Horizont, wie ein flatternder Riesenmantel, den der Wind zerreißt. Jetzt zeigte sich der Himmel als ein azurfarbenes Gewölbe, und seine Sterne funkelten mit wunderbarer, geheimnißvoller Klarheit. Wie tief, wie unermeßlich war dieser Weltendom mit seiner goldenen Sternensaat! Wie durchsichtig klar war diese Luft, und wie lind, so lind wie eines Kindes Odem! Und das Zauberkleinod des Mondes fiel auf das leise rauschende Meer, dessen Bogen es versilberte, so daß sie schillernd wie Opal dahin flossen. Und das Mondlicht beglänzte auch die Gestade einer Insel im Meere, beglänzte die Pinien auf den Uferfelsen, die stillen Palmelhaine, die blumigen Wiesen und Gelände. Ein entzückender Duft kam von der Insel her, der Nachtwind trug ihn herüber. Das war ein Aroma von frischen Veilchen, von Flieder, Thymian und Rosen, das ihn mit weichem Hauch umfluthete.

Das ist die Welt, die du exträumst, die du ersehntest, dachte der Sterbende, ach, wenn du doch diese Insel im Meere erreichstest, — es ist gewiß das Land der Seligen, der Garten Eden, den die Menschheit verloren. Aber er war fern von dem Ziele, allein in dieser geheimnißvollen Nacht... Da mit einem Male stand Maja vor ihm, — nein, sie schwebte in der Luft, ihre schlankte Gestalt, ihr liebliches Gesicht waren von Himmelsglanz umflossen, und ihre Augen strahlten wie die Sterne. Sie lächelte ihm zu mit dem süßen, holden Kinderlächeln, und als sie sprach, durchtönte ihre melodische Stimme den ganzen Aether.

„Folge mir,“ sagte sie, und ihre Hand deutete nach den mondbegeglänzten Gestaden, „ich führe Dich in das Reich hehrer Ahnungen, in das verlorene Eden, welches vom Meere der Ewigkeit unrrauscht ist.“

Jetzt verwandelte sich das Rauschen des Meeres in Musik. O, er kannte diese erhabenen Accorde, diese schweremüthige Poesie, welche der Natur entströmte, wie eine Hymne auf den Herrn der Welten, — das war Beethoven's Sonate, die sie ihm in der Mondnacht gespielt. Nur entzückten ihn die göttlichen Harmonien jetzt ganz anders, denn sie klangen zusammen mit den dahintrollenden Meeresfluthen, mit dem Flüstern des Windes, mit den Strahlen des Mondes und dem Duft der Blumen, sie lösten sich auf in der Welt-Harmonie. Und Edmund selber fühlte sich von den Schwingungen im All ergriffen. Von ihnen getragen, schwebte er dahin, leicht, frei und jessellos. Er kam an Maja's Seite, er reichte ihr die Hand, und während sie ihm zulächelte, öffnete sich vor seinen entzückten Blicken eine neue, von Rosengluthen überhauchte Welt.

Maja befand sich wirklich an der Seite des Sterbenden. Als dessen Lebenslicht langsam erlosch, trat sie, mit einem Walde von Frühlingsblumen in den Händen, vor sein Lager. Als sie Edmund die Blumen reichen wollte, riß dieser noch einmal weit die Augen auf. Seine Seele lehrte aus den fernen Welten noch einmal zurück, denn ein Lichtstrahl kam in die starren, leeren Augen und verlieh diesen einen überirdischen Glanz. Noch einmal bewegten sich die erstarrten Lippen, und er flüsterte: „Hörst Du die Klänge, Maja... Siehst Du es leuchten... Unser Traum erfüllt... Wieder...“

Wie ein Hauch erstarb ihm das Wort auf den zuckenden Lippen, der Glanz der Augen erlosch, die Hände griffen in's Leere, ein Nücheln, und der Tod breitete sein dunkles Banner über das Antlitz des Dulders.

Maja's Händen entglitten die Blumen; sie breiteten sich wie eine duftige Hülle über den Todten. Mit einem Schrei auf den Lippen trat sie zurück. Als ihr draußen die Tante entgegen kam, sah sie jene mit großen, frauenhaften Augen an. Aus dem lachenden, ahnungslosen Kinde war in dieser Stunde ein ernstes, nachdenkliches Weib geworden.

Der Tod überschattete eine Weile ihr lichtiges Leben, dann aber verklärte sich in der Erinnerung mehr und mehr die Erscheinung des Hingeshiedenen. Zimmer schöner, immer freundlicher, immer idealer trat Edmunds Bild vor ihre Seele, bis es zuletzt, wie von überirdischem Glanz umflossen, vor ihr stand. Es wurde ihr zum Führer und Tröster auf dunklen Lebenspfaden, und wenn sie unter Thränen auf's Lager sank, trat jene lichte Erscheinung vor sie hin, deutete nach den Sternen, und durch die Nacht tönte es wie Geisterstimmen: Dort ist Frieden!

## Das Goethe-National-Museum zu Weimar.

Von Dr. Karl Ruhn.\*

Siehe die Abbildungen von D. Herrfurth, Seite 400 u. 401.



Goethe hatte unter eine bildliche Darstellung seines Wohnhauses am „Frauenplan“ zu Weimar die Verse gesetzt:

„Warum stehen sie davor?  
Ist nicht Thüre da und Thor?  
Können sie getrost herein,  
Würden wohl empfangen sein.“

Seit dem Jahre 1832 haben Tausende von Verehrern des Dichters vor dem Hause gestanden und sehnsüchtig Einlaß begehrt, aber verhältnismäßig nur Wenigen ist es vergönnt gewesen in dasselbe einzutreten und die Räume zu sehen, welche Goethe bewohnt hatte. Zwei Zimmer, in denen die Sammlungen, — man kann sagen, zusammengeschichtet, — aufbewahrt wurden, waren an einzelnen Tagen geöffnet; sonst wob sich immer dichter ein geheimnißvoller Schleier um das Goethe-Haus, und die Enkel des Dichters, Walther und Wolfgang von Goethe, welche in einsamer Lebensweise das Dachgeböck des Hauses bewohnten, hüteten ängstlich die Schätze aus großer Bergangeit. Aber sie hüteten dieselben, um sie später zum Gemeingute der deutschen Nation zu machen.

Am 15. April 1885 starb Walther von Goethe, als der letzte Sproß von Goethe's Geschlecht, und sein Testament bestimmte, daß das Goethe-Archiv in den Besitz der Großherzogin Sophie von Sachsen, das Goethe-Haus aber mit allen Sammlungen in den Besitz des Weimarischen Staates übergehen solle. Der Goethe'sche Garten, mit dem Gartenhause am Stern, fiel dem großherzoglichen Hause zu, und das Testament betraf den Großherzog Carl Alexander zum Hüter des dem Staate zu Theil gewordenen Vermächnisses. Dieser hohe Herr, dessen Bildniß den Lesern heute dargeboten wird, unterzog sich, erfüllt von seinem hochbedeutenden Verufe, auf dem von Carl August gelegten Grunde die Traditionen Weimar's zu erhalten und neu zu beleben, der Ausführung der von seinem Freunde Walther von Goethe getroffenen Bestimmungen; und die Intestat-Erben des legten Goethe, Ober-Schloßhauptmann Leo Graf Hensel von Donnermarkt und Sanitätsrath Dr. Felix Sulpiz zu Weimar, unterstützten den Plan des Großherzogs, ein Goethe-National-Museum in das Leben zu rufen, in der opferfreudigsten Weise, indem sie zahlreiche und werthvolle Gegenstände aus Goethe's Besitz zur Verfügung stellten. Der Weimarische Landtag bewilligte ohne jede Debatte einstimmig die sehr bedeutenden Geldmittel, und nun begann ein emsiges, rastloses Schaffen, um den Gedanken des Großherzogs zu verwirklichen. Das Goethe-Haus, ein Bild traurigen Verfalles, wurde, unter Ueberwindung großer Schwierigkeiten, gründlich, aber mit gewissenhaftester Pietät wiederhergestellt; die Sammlungen wurden durch den großherzoglichen Museums-Director, Geheimen Hofrath C. Anland, in sachkundigster Weise geordnet und neu geordnet; das Cultus-Ministerium, an dessen Spitze ein Enkel Herder's, der Staatsminister Dr. Stieglitz, steht, erledigte mit voller Hingabe die schwierigen organisatorischen Geschäfte, und schon am 3. Juli d. J. konnte das Goethe-National-Museum eröffnet werden. Seitdem ist es eine Wallfahrtsstätte für Einheimische und Fremde geworden. An vielen Tagen zählt man gegen hundert und mehr Besucher.

Treten wir ein in den Flur des Hauses! Auf einer breiten, von Goethe angelegten Treppe durchschreiten wir das geräumige Treppenhause, welches mit einigen Cartons und Statuen, genau wie zu Goethe's Zeit, geschmückt ist. Zwei der beigegebenen Bilder bieten treffliche Ansichten aus demselben. Wir treten in den gelben Saal, welcher die ganze Tiefe des Wohnhauses durchschneidet. Dort befinden sich hauptsächlich interessante Portraits, welche meist schon früher dort hingen. Besonders sind hervorzuheben das treffliche Bild Carl August's von Colbe, das charakteristische Portrait Anna Amalia's von W. Tischbein, ein Bild der Großherzogin Louise, das hochbedeutende, von Angelika Kaufmann in Rom gemalte Bildniß Goethe's, das Jagemann'sche Portrait August von Goethe's, die liebliche Zeichnung H. Müller's von Cutille von Goethe, die trefflichen Bilder der Marianne Willemer und ihres Gatten. Daneben finden sich eine Darstellung aus Tizian's amore sacro o profano und die colorirten Stiche nach Raffael's Farnesina-Fresken, die schon bei Goethe an dieser Stelle hingen. Zwei Schaukästen bergen zahlreiche Gegenstände aus Goethe's Besitz, Orden, Trauringe, Siegel, geknickte Steine, Brillen, Münzen, Haarlocken, das Stammbuch der Frau Rath und vieles Andere, das geeignet ist, uns den Dichter persönlich näher zu bringen.

Wenden wir uns zu den beiden Zimmern links vom gelben Saale, so gelangen wir zunächst in das blaue oder Juno-Zimmer, so genannt nach der dort befindlichen Büste der Juno Ludovisi, Goethe's „erster Liebe in Rom.“ Dieses Zimmer ist in Wand-Decoration und Einrichtung genau so, wie früher, erhalten. Dort steht der Streicher'sche Flügel, auf dem der jugendliche Mendelssohn vor Goethe gespielt hat. Ueber dem mattgrün bezogenen Sopha hängt H. Meyer's Copie der Aldebrandinischen Hochzeit, und dieselbe Wand wird geziert durch das treffliche Portrait Jeter's von Vegas, dessen Gegenstück eine Copie des Goethe-Bildes von Stieler bildet. Weiter sehen wir zwei Kreidezeichnungen von Bury, aus dem Jahre 1796, Goethe und Christiane Sulpiz darstellend. An der Fensterwand sind zwischen den drei Fenstern die alten Spiegel aufgehängt, und auch das gesammte übrige Mobiliar ist das alte. Nur einige Schaukästen unter den Fenstern sind hinzugekommen, welche an Erinnerungs-Gegenständen des Interessanten viel enthalten, so den goldenen Lorbeerkranz, den die Stadt Frankfurt ihrem großen Sohne stiftete, das von den englischen Dichtern und Schriftstellern ihm verehrte goldene Beschaft und die von Melchior geformten Medaillon-Bildnisse von Goethe und dessen Eltern. An den Seitenwänden finden sich kostbare Blätter von Hans Sebald Behaim, Martin Schongauer und Guido Ruggieri. Weniger bedeutend ist der Inhalt des anstößenden, sog. Urbino-Zimmers, benannt nach einem dem Baroccio zugeschriebenen Portrait eines Herzogs von Urbino. In diesem Zimmer, welches durch ältere und neuere Bilder,

\* In dem vorliegenden Artikel erhalten die Leser authentische Mittheilungen über das Goethe-Museum, da den Verfasser, in seiner Stellung als vortragender Rath im großherzoglich sächsischen Staatsministerium, die gesammte Organisation des Museums, in Gemeinschaft mit dem Museums-Director, obgelegen hat.

D. Red.



sowie durch Gypse geziert ist, befindet sich ein Theil der reichen Kupferstich-Sammlung. Die Möbel stammen aus Goethe'schem Besitz, bis auf einen neuen Schaukasten, welcher namentlich kleinere Bildnisse aus dem Goethe'schen Freundestreise enthält. Sowohl das Arzino-Zimmer, als das Juno-Zimmer und der gelbe Saal haben früher als Wohn- und Gesellschaftsräume gedient. Die beigegebene Darstellung des Juno-Zimmers bietet ein vollständig zutreffendes Bild von diesem bedeutenden Räume dar.

Wenden wir uns nun zu den rechts vom gelben Saale belegenen vorderen Zimmern, drei an der Zahl, so betreten wir diejenigen Räume, in welchen Goethe den Hauptbestandtheil seiner Kunstsammlungen aufbewahrte. Diese Zimmer wurden von ihm sorgsam verschlossen gehalten. Es ist gelungen, an der Hand von Inventar-Verzeichnissen diese Räume ziemlich so auszustatten, wie früher. Ein auch nur annähernd anschauliches Bild von ihrem überreichen Inhalte zu geben, ist in dieser zusammengedrängten Skizze nicht möglich. Wenn wir hervorheben, daß in diesen Räumen Original-Zeichnungen ersten Ranges von Peter Vischer, Rembrandt, Rubens, Woemaert, de Witt, Watteau, Chodowiecki, Bernini, Palamedes, Voucheur u. A. sich befinden, daß dort die bedeutende Medaillen-Sammlung mit den herrlichsten Stücken der Italiener des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts, sowie die Münzensammlung, — zusammen viertausend Stücke, — ingleichen die großartige Sammlung der italienischen Bronze-Plaquettes aus der Zeit der Renaissance aufbewahrt werden, neben vielen anderen interessanten Gegenständen, so wird in jedem Kunstfreunde der Wunsch rege, diese Schätze kennen zu lernen, die so lange verborgen waren. Und was für Kostbarkeiten birgt namentlich das letzte Zimmer! Es enthält die herrlichsten Majoliken ausgenommen italienischer Arbeit, — weit über sechzig Stück, — und ein Glaschrank in der Mitte des Raumes zeigt meisterliche Bronzen aus dem klassischen Alterthum, wie aus der Renaissance-Zeit, darunter Stücke aus der Schule Donatello's und von Giovanni da Bologna. Daneben befinden sich Emailen ersten Ranges von Pierre Raymond (1571) und ein Teller von B. de Palissy. Vor Allem aber fällt in's Auge ein prachtvoller Spiegel mit Eisen-Einfassung, auf's Reichste tauschirt mit Gold und Silber. Die eine der beigegebenen Zeichnungen stellt diesen Glaschrank und einen Theil des bedeutendsten Majoliken-Schranks dar. In zahlreichen Rappen befinden sich Stücke und Zeichnungen, darunter über sechshundert von Goethe's eigener Hand.

Doch zurück durch den gelben Saal nach dem sogenannten Büstenzimmer, von welchem gleichfalls eine Abbildung beigegeben ist. Dieses Zimmer, genau wie früher eingerichtet, führt, indem es einen Theil des Hofes überbrückt, nach dem Hinterhause, wo uns das traumliche kleine Gartenzimmer empfängt, in welchem Goethe mit Carl August und Schiller zu verweilen pflegte. Die Einrichtung auch dieses Raumes ist in der Hauptsache die frühere. Eine belaubte Treppe führt von dort in den großen Hausgarten mit seinen alten, schönen Bäumen, und so mächtig ergreift die Weisheit des Dichters den Besucher, daß er dem Eindrucke sich nicht entziehen kann, es müsse die erhabene Gestalt des Dichters, aus dem Laubbäume hervortretend, ihm begegnen.

In den Garten bilden die Fenster von Goethe's Arbeits- und Sterbezimmer. Diese Räume sind das Allerheiligste des Hauses. Bis in das Kleinste sind sie pietätvoll erhalten in ihrer rührenden Einfachheit und weisevollen Stille. Wir unterlassen es, sie zu beschreiben. Man muß sie betreten, um ihren Eindruck ganz und voll auf sich wirken zu lassen. Neben dem Arbeitszimmer befinden sich ein Vorzimmer mit einem Theile der Mineralien-Sammlung und den Goethe'schen Kleidungsstücken, sowie die Bibliothek.

Welche Fälle des Bedeutenden birgt das Goethe-National-Museum! Und wie wird man staunend sich erfreuen, wenn erst die geplanten Veröffentlichungen aus demselben einen Theil der Kunst- und Erinnerungsschätze hinausführen in die Welt! Dank dem hochsinnigen Gründer des Museums und den Förderern desselben, — den Lesern aber die wohlgemeinte Mahnung, das Goethe-Haus zu besuchen und den Hauber des Goethe'schen Genius in voller Unmittelbarkeit auf sich wirken zu lassen zu weisevoller Erhebung!

Nachdruck verboten.

### Fräulein Gusti.

Von S. Billinger.



ie stand an ihrem Tisch in dem niedrigen Schulzimmer und sah ihre wenig versprechenden Jöglinge nach einander eintreten. — Tüben und Mädel, und jedes trug ein Scheit Holz in der Hand und legte es neben dem Ofen nieder; es war so Sitte zur Winterzeit.

Zwischen der jungen Lehrerin mit dem feinen, ernstem Gesicht und der schmutzigen, derben Dorfjugend schien das richtige Verhältnis noch nicht zu bestehen, wenigstens drückten die Blicke, womit die Kinder Fräulein Gusti streiften, Scheu und Unbehagen aus, während sie selbst mit einer gewissen Hoffnungslosigkeit ihre Schar überhäute. Die Derbheit der Kinder, ihr rohes Gebahren erfüllte sie mit Schrecken, denn von Natur mild und freundlich, sah sie sich außer Stande, die wilde Schar zu bändigen; und trat der Vorleser, der „Herr Director“, wie er genannt wurde, in's Schulzimmer, so fand er gewöhnlich eine verzweifelte Lehrerin inmitten tobender Kinder. Mit einem kräftigen Schlag auf den Tisch stellte der leicht zum Aufbrausen geneigte Mann alsbald die Ordnung her. Er erklärte dem Fräulein, daß, so lange sie es nicht verstünde, dreien zu hauen, sie es auch nicht erziehe, Meister zu werden.

Die junge Lehrerin litt unter der Rücksichtslosigkeit ihres Vorgesetzten mehr noch, als unter der Grausamkeit ihrer Jöglinge. Sie erbehte, wenn sie seinen schweren Tritt auf dem Gange vernahm, und brachte es nur mit Anstrengung all ihrer Kräfte dahin, ihre äußere Ruhe zu bewahren. Sie hatte mit einem Herzen voll Liebe und idealem Eifer ihre Lehrentinnen-Laufbahn angetreten und konnte sich zu körperlichen Bückigungen nicht entschließen; da sie aber weder durch Worte noch durch Strafen den geringsten Erfolg erzielte, entschloß sie sich endlich, ihre Jöglinge bei dem Director anzugeben. Zuweilen nun geschah's, daß sie sich durch einen bittern Wid oder durch das heftige Schutzen eines kleinen Missethäters veranlaßt fühlte, dessen Schuld zu verschweigen. Die Folge davon war, daß sie vom Director ihrer Parteilichkeit wegen streng getadelt wurde. „Ueberhaupt“, schrie er das verzogene Mädchen an, „Sie müssen von Ihren hohen Ideen herunter und Güte und Liebe an den Nagel hängen! Ich bin ein Mann, der seit zwanzig Jahren unter Bauern lebt und also aus Erfahrung spricht.

Schauen Sie zum Fenster hinaus, Fräulein: der Ditt, der täglich seine Kühe den Hohlweg hinauf zur Weide treibt, giebt Ihnen das beste Beispiel. Alle Tage braucht er dieselbe Ausdauer, um das störrische Vieh vom Plage zu bringen, und ohne tüchtiges Drauf- und Dreinschlagen läme er nie über den Hohlweg hinaus. Die Kinder sind keine Blumen, liebes Fräulein; die Kinder sind wie das liebe Vieh, und so lange Sie's nicht machen, wie ich, haben Sie Aussicht, an der Gelbsucht zu sterben. Schade, daß Sie nicht schnupfen, — es beruhigt sehr.“

Fräulein Gusti hatte seit dieser Rede oft zum Schulfenster hinaus dem Ditt zugehört, und allmählig wurde sie etwas strenger. Sie hatte auch ihren Hauptfeind entdeckt, der, welcher sie anklagte, so oft sie ein sanfter geartetes Kind mit Schonung behandelte. Der Dursche hieß Toni; er sah obenan in der Klasse und schien es sich zur Aufgabe gemacht zu haben, der Lehrerin in allen Dingen auf's Genauste entgegen zu handeln. Sie sah sich gezwungen, ihn seiner Störrigkeit wegen fast täglich anzugehen, und er hielt seine Strafe aus, ohne eine Besserung für nötig zu finden. In den Singstunden, wenn sich die Kinder um die Lehrerin scharten, stand der Toni trotzig abseits, und weder Drohungen noch Strafen hatten ihn je zu bewegen vermocht, den Mund zu öffnen. Und doch wußte Fräulein Gusti, daß er eine schöne Singstimme besaß und weit aus das beste Gehör unter all ihren Schülern; sie hatte ihn einmal belauscht, als er in einem Birnbaum saß und aus Verbeisträften all die Vieder herabsang, die sie den Kindern gelehrt. Aber zu erzwingen war nichts bei dem Buben: er war, wie sich der Director ausdrückte, hart geschlagen, und selbst die berbeite Bückigung ließ ihn kalt.

Des ewigen Anklagens müde, erklärte Fräulein Gusti eines Tages: „Von morgen ab theile ich selbst die Tazen aus!“ Kritik und erwartungsvoll waren beim Beginn der Klasse die Blicke der Kinder auf sie gerichtet, als wollten sie sagen: nun zeige einmal, was Du kannst! Das Holz prasselte im Ofen, die Winterföhne schaute zum Fenster herein und verklärte die anmuthige Gestalt der Lehrerin, zu welcher die Kinder vielleicht gerade deshalb kein Herz fassen konnten, weil sie so ganz aus dem Rahmen des Gewohnten heraustat. Die Verlesung hatte begonnen, als sich die Thür nochmals öffnete und ein kleines Mädchen über die Schwelle trat; es war die Nore, welche über eine halbe Stunde Weges zur Schule hatte und gewöhnlich etwas spät kam. Das Kind blieb in tiefer Verlegenheit unter der Thür stehen; es warf scheue Blicke nach dem Ofen hin, wo die Scheite Holz aufgehäuft lagen, und brach alsbald in ein dumpfes, ersticktes Schluchzen aus. Die ganze Schule wußte sofort, was dies zu bedeuten hatte, — die Nore kam ohne ihr Scheitchen Holz. Es war dies ein Verbrechen, das von dem Director auf das Strengste bestraft wurde, und halblaut Ausrufungen der Entrüstung, des Bewunders und Bedauerns gingen von Mund zu Mund. Das Fischen und Kopfszusammenhaken raubte dem Kinde vollends die Fassung, so daß es, wie unfähig, den Weg nach seinem Plage zu finden, recht wie ein armes Sündlein mitten in der Stube stehen blieb. Fräulein Gusti wollte eben die Kleine mit einem beruhigenden Worte bei der Hand fassen, als sie die fest auf sie gerichteten Blicke sämtlicher Kinder stutzig machten; sie schienen sie an das Wort zu mahnen, daß sie Tags zuvor den Kindern gegeben hatte, und sie fühlte, daß sie es halten müsse, um in diesem Augenblicke nicht ihres schwer erlängten Uebergewichtes verlustig zu gehen. „Nore“, sagte sie, „hast Du Dein Holz vergessen?“

Das Kind schweig und starrte zur Erde. „Oder steht es vielleicht in Deiner Schultasche?“ Keine Antwort. „Dann, Nore, wenn Du kein Holz gebracht hast, muß ich es dem Herrn Director sagen — oder Dir selbst eine Taze geben.“

Vereitwillig streckte ihr das Kind sofort beide Hände hin, die junge Lehrerin biß sich auf die Lippen und schlug zu, aber so zart, daß es kaum zu hören war. Wie auf Verabredung, bestiegen sich sämtliche Kinderaugen auf Toni, bereit, in das Hohlraden ihres Aufsehers mit einzustimmen. Allein es regte sich keine Lachlust in den derben Knabenzügen, vielmehr drückten dieselben einen so drohenden Ernst aus, daß sich jedes der Kinder davon betroffen fühlte. Und wie groß war die Verwunderung von Fräulein Gusti, als sie während der Singstunde Toni's Stimme hinter sich hörte, die voll und kräftig aus den Stimmen der anderen Kinder herausstonte. Sie wagte es nicht, sich nach ihm umzusehen, aus Angst, er möchte von Neuem störrisch werden; aber ein Hoffnungsstimmer, am Ende doch noch etwas aus der ungebürdigen Schar machen zu können, fiel in diesem Augenblicke in ihre Seele. — In kalter Pracht lag die Landschaft vor Gusti's Blicken, als sie am anderen Morgen das Giebelfenster ihrer Stube aufstieß, die man ihr im Schulhause eingeräumt. Das Thal war eng, und bis zur grauen Himmelsdecke gab's nichts zu sehen, als Schnee; nur in der Ferne glitzerten die Fenster einzelner Häuser im Scheine der Morgenröthe. Das Mädchen bestete eine Zeit lang den Blick auf diese leuchtenden Punkte, bis sie plötzlich das Haupt neigte und weinte.

Sie hatte eine liebe Heimath verlassen, um der Mutter, die eine kleine Beamten-Pension bezog, keine Last zu sein, da noch jüngere Geschwister zu erziehen waren.

„Es ist schwer, viel schwerer, als ich mir gedacht“, sprach sie seufzend vor sich hin, als eine kleine Gestalt, welche die schneebedeckte Landstraße daher kam, die Aufmerksamkeit der Gedanken verfunkenen Lehrerin erregte. „Arme kleine Nore“, seufzte sie und wollte eben das Fenster schließen, als sie Toni, wie aus der Piffole, quer über's Feld der kleinen Nore entgegenkam. Sie hörte nicht, was die Kinder mit einander sprachen, aber sie blieb am Fenster, um sie zu beobachten.

„Hast Du eins?“ fragte der Bube. Nore schüttelte den Kopf: „Die Mutter will nicht!“ „Kreuzelement!“ fuhr er auf und stampfte auf den Boden; „wart' nur, ich hol' Dir eins.“

Nore schaute den Gefährten erwartungsvoll an; es lag kein rechter Glaube in ihrem ausgehungerten Gesichtchen. So standen sie eine Weile, bis Toni plötzlich sagte: „Aber jetzt weiß ich's, — drüben der Bäcker Schmidt ist reich, der hat den ganzen Boden voll.“

Er lief voraus, das Mädchen hinter ihm drein. An der Holzwand des nächsten Hauses kletterte er empor, auf's Dach. Es war Niemand auf der Gasse, und bevor Fräulein Gusti an ihrem Fenster eine Ahnung hatte von dem, was er wollte, war er schon auf Händen und Füßen bis zur Bodenlücke gelangt. Bald darauf kam er mit einem Scheit Holz wieder zum Vorschein; er winkte der kleinen Nore, die unten stand, und warf ihr das Holz zu; sie nahm es eilig auf und rannte damit spornfreudig zur Schule. Toni wollte eben wieder vom Dache

hinabgleiten, als er die Lehrerin an ihrem Giebelfenster wahrte.

„Toni, — um Gotteswillen, — halt' Dich fest, — geh' zurück, — durch's Fenster zurück!“ rief sie. Es war zu spät, er kam in's Rutschen und wäre wohl verunglückt, wenn nicht der Director, durch der Lehrerin Rufen vor's Haus gelockt, ihn rechtzeitig in seinen Armen aufgefangen hätte. Tief erregt trat Fräulein Gusti ein paar Augenblicke später in's Schulzimmer; sie kam gerade recht, um zu sehen, wie Nore mit dem Ausdruck unvergleichlicher Genugthuung ihr Scheitchen Holz zu den übrigen legte. Gleich darauf stürzte der Director, Toni am Kragen hinter sich her zerrend, in die Schulstube: „Den will ich lehren, auf Dächern herum spazieren! Es soll ihm überhaupt für die nächsten Tage verfallen werden, das Spazieren! Das spanische Rohr her, aber das große. — Hint!“

„Herr Director“, unterbrach ihn Fräulein Gusti, „ich bitte Sie um die Erlaubniß, die kleinen Missethäter selbst abstrafen zu dürfen; ich habe es jetzt gelernt, Sie dürfen mir's glauben.“

Damit entwand sie dem Manne das spanische Rohr aus den Händen, und die ruhige Sicherheit, die plötzlich über sie gekommen war, die lebenswürdige Anmuth, die aus ihren Zügen leuchtete, entwaffnete zugleich den ganzen Menschen. Er schaute sie erstaunt an, fuhr sich wie in Verlegenheit durch das Haar, machte eine linksche Verbeugung und sagte nur noch, indem er die Klasse verließ: „Aber tüchtig, — tüchtig!“

Fräulein Gusti stellte das spanische Rohr in die Ecke und begann ihren Unterricht. Nach demselben rief sie die Kinder zu sich an den Tisch: „Jetzt muß Du mir sagen, Toni, warum Du auf's Dach gestiegen bist!“

Der Bube machte sein störrisches Gesicht, das ungefähr ausdrückte: Meinemwegen gehe die Welt unter, — ich rede nicht! Nore aber that nach einigen Secunden schweren Kampfes ihrer Scheu Gewalt an und erklärte mit einer Enschiedenheit, die kein Mensch hinter dem schmachtigen Wesen geahnd hätte: „Ich weiß aber ganz gewiß, daß der Toni nicht auf dem Dache war, es war vielleicht der Seppi.“

„So“, sagte Fräulein Gusti, „Du bist ja ein kleines Lügenmännchen, Nore! Der Toni ist doch auf dem Dach gewesen, er hat Dir von oben ein Scheit Holz herunter geworfen; ich hab's gesehen. Aber weis' Du, Nore, ich geh' heut' Nachmittag zu Deiner Mutter und rede mit ihr, und dann sollst Du alle Tage Dein Holz haben, das versprech' ich Dir.“

Die kleine Nore schaute ganz dumm drein, so absonderlich erschien ihr dies Versprechen. Toni aber schielte zur Seite, schluckte ein paar Mal und erklärte plötzlich ungefragt: „Ich hab's beim Bäcker Schmidt geholt, weil er reich ist.“

„Ich bit' Dich schön, Toni“, sagte das Fräulein, „versprech' mir, ein braver Bursch zu werden.“

Jögern und doch wie gezwungen legte er die kleine, schmutzige Hand in die ausgestreckte der Lehrerin. Sie schaute auf die beiden Kinder nieder, und aus diesem Ansehen erwuchs ihr mit Eins die nöthige Kraft, die ganze große Liebe, die dazu gehörte, freudig auszubarren und weiter zu sien.

„Beh't nun heim, Kinder“, sprach sie und vergaß der Strafe.

Nachdruck verboten.

### Das bulgarische Volk.

Von M. Folticicneanu.



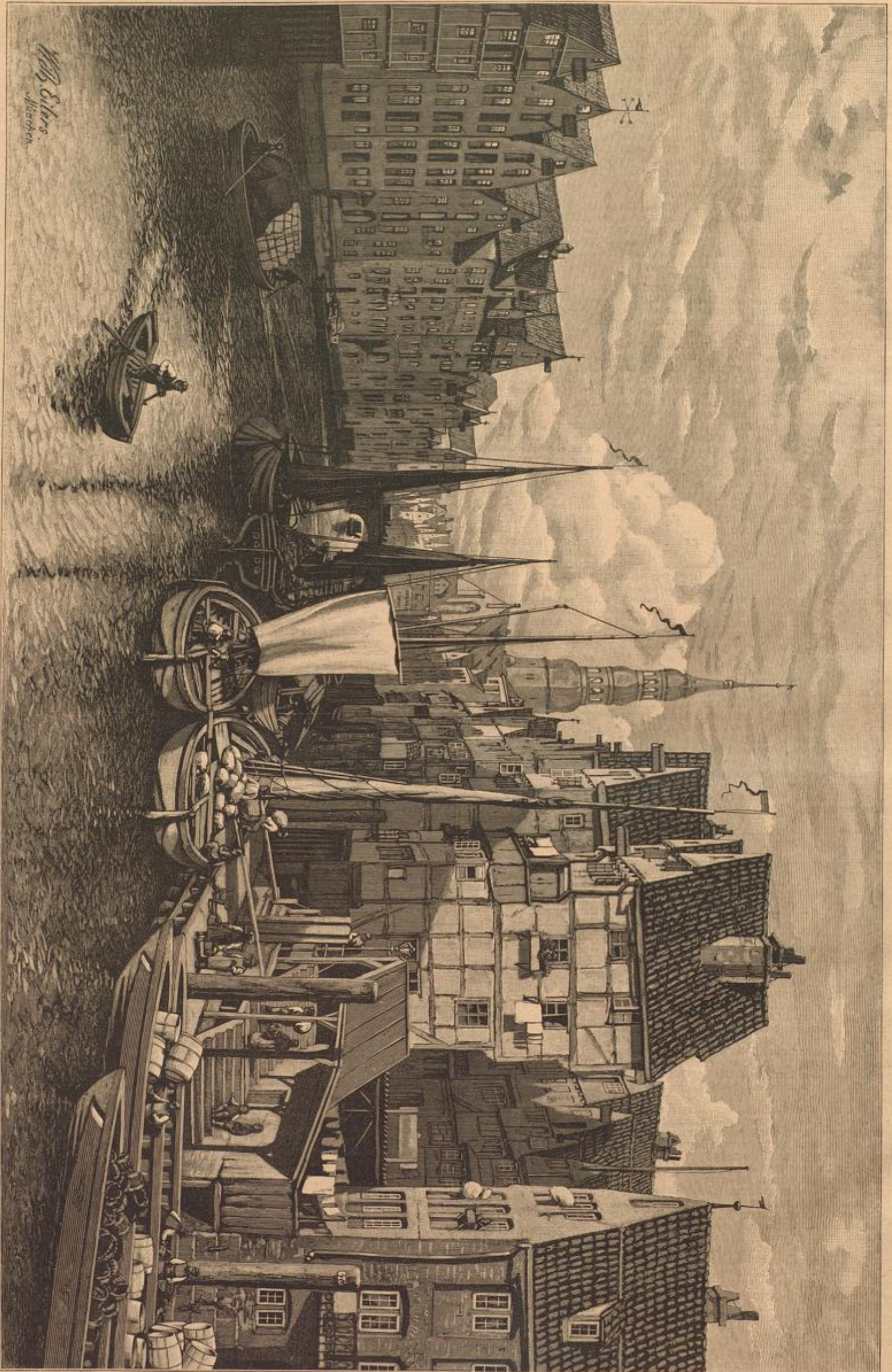
och vor wenigen Jahren waren die Bulgaren, auf die heute die Welt mit Spannung blickt, dem Westen Europa's fast gänzlich unbekannt. Man wußte, daß „weit hinten in der Türkei“ eine Provinz die „Bulgare“ genannt werde; daß aber einst der Frieden Europa's von dieser Provinz abhängen werde, ahnte Niemand. Eine jahrhundertlange, harte Knechtschaft hatte auf den Bulgaren gelastet und deren Namen aus dem Bude der Völker auszulösen gesucht, aber der starke nationale Charakter widerstand bisher siegreich allen Anfechtungen. Die Erinnerung an das mächtige bulgarische Reich, das einst den Byzantinern blutige Schlächten geliefert, lebt heute noch im Volke, das sich die Sitten und den Glauben der Väter und, trotz aller gewaltigen Trennung, das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit erhalten hat. Aber trotz der Erinnerung an die alte Waffenherrlichkeit ist der Bulgare sehr friedfertig von Natur, und fast alle Tugenden des Friedens sind im bulgarischen Volkscharakter besonders entwickelt. Der Fleiß, die Ausdauer und Geschicklichkeit des Bulgaren bei jeder Arbeit, besonders bei der Landwirtschaft, sind im ganzen Orient bekannt. Er handelt mit Vorsicht, ja mit Zaudern; hat er jedoch einmal einen Entschluß gefaßt, so führt er diesen mit einer wunderbaren Zähigkeit aus und trotz kalblütig selbst den größten Gefahren. Seine Beharrlichkeit ist sprichwörtlich geworden. Obwohl das türkische Joch viel schwerer auf ihm gelastet, als auf den übrigen christlichen Volksstämmen der Balkan-Halbinsel, hat ihn Elend und Knechtschaft doch nicht zu entwürdigem vermindert; er trägt das Haupt hoch, sein Auge blickt stolz, und seine Redlichkeit, sonst eine Eigenschaft freier Stämme und Völker, ist über alle Zweifel erhaben.

Zu diesen guten Eigenschaften gesellen sich freilich auch Untugenden. Der Enthusiasmus, dieses plötzliche Aufwallen edler Menschen, ist dem Bulgaren gänzlich unbekannt; in allen seinen Handlungen tritt ein Phlegma zu Tage, das mit der lebhaften Leichtgläubigkeit der übrigen Slavenvölker auf das Sonderbarste contrastirt. Das alte Tatarenblut läßt sich eben nicht verleugnen, und der erwähnte Unterschied zwischen dem Charakter der Bulgaren und dem der übrigen Slaven ist ein Beweis, daß Erstere zum Slavismus belehrte Tataren sind.

Bis vor Kurzem galt es als feststehende Thatsache, daß der Serbe der Muthigste, der Bulgare aber der Feigste unter den Südslaven sei. Der serbisch-bulgarische Krieg hat diesen Vorwurf widerlegt, aber auch selbst vor diesem Kriege war er ungerechtfertigt. Bereits zu Ende des vorigen Jahrhunderts strebten die Bulgaren, die türkischen Fesseln zu sprengen. Die Erinnerung an Kasdan Daghlu, den geachteten Heiden, welcher der muhamedanischen Macht Trotz geboten, lebt heute noch im Volke, und der Widerstand dieses Mannes war nicht vereinzelt geblieben. Die Wälder und Gebirge waren belebt von kühnen Männern, die wider den Osmanen den Krieg bis auf's Messer führten. Die Heiden waren keine niedrigen Straßentäuber, sondern Männer, die sogar türkische Festungen

(Fortsetzung auf Seite 406.)





Ein Hamburger Fleet. Stadt einer Zündscheidung von 1811/12 im Gitters. — Siehe Seite 406.



# Kunstgewerbliches

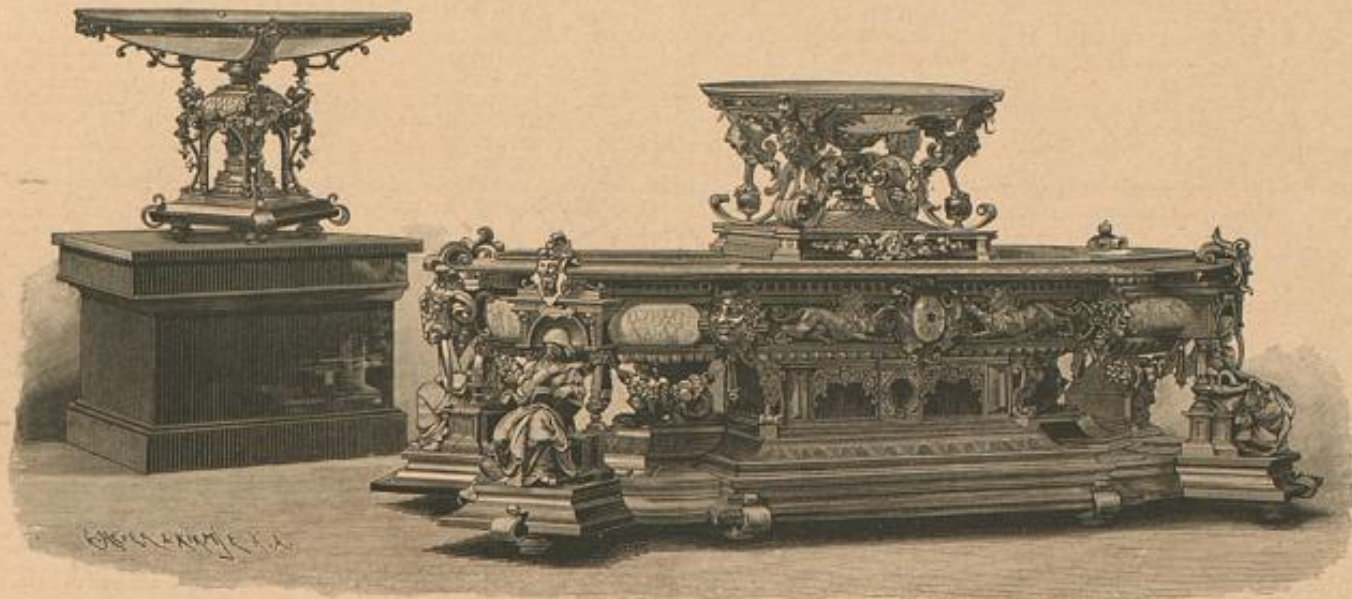
Nachdruck verboten, ebenso jegliche Nachbildung der abgebildeten Gegenstände, welche gesetzlich geschützt sind.

**S**tändige Ausstellung für Kunst und Kunstgewerbe zu Weimar. — Bereits bei Errichtung des neuen Museums zu Weimar, im Jahre 1867, welches den gesammten Kunstbesitz des großherzoglichen Hauses, soweit er nicht zum Schmucke der Schlösser Verwendung gefunden, vereinigen sollte, hatte der erlauchte Stifter des Museums die Errichtung einer Abtheilung für Kunstgewerbe beschlossen. Aus allem Besitze des regierenden Hauses wanderten damals, als werthvollste Gruppen dieser Abtheilung, die Majolika, Gläser- und Eisen-Sammlung aus dem Wittthum-Balais in das neue Haus und bilden dort die Hauptzierden des großen Ost-Saales im Parterre-Geschoß. Zu gleicher Zeit hatte der Gewerbe-Verein in Weimar auf der Pariser Welt-Ausstellung eine Anzahl mustergetreuer Erzeugnisse des modernen Kunst-Handwerkes erworben und stellte dieselben im Museum auf. Damit war ein Grundstock für eine kunstgewerbliche Sammlung gewonnen, welche der Industrie Thüringens eine Reihe guter Vorbilder gewähren und so praktischen Zwecken dienstbar sein konnte. Inwiefern verhinderte der Mangel an Mitteln wie an Platz eine planmäßige Erweiterung dieser Gruppe des Museums; vor Allem mangelte es an Raum zur temporären Ausstellung von Erzeugnissen der Kleinkunst, wie von Bildern.

Diesem Mangel abzuhelfen, wurde im Jahre 1880 unter lebhafter Antheilnahme der höchsten Herrschaften die „Ständige Ausstellung für Kunst- und Kunstgewerbe“ zu Weimar begründet, welche sich in kurzer Zeit aus kleinen Anfängen zu einem der wichtigsten Factoren im Kunstleben der Stadt heraufbildete. Fehlte doch in Weimar bis dahin überhaupt ein vermittelndes Glied zwischen der Kunstschule und dem Publicum, welches den Vertrieb der Bilder regelte und den die Stadt besuchenden, zahlreichen Fremden die Möglichkeit geboten hätte, sich über die Leistungen der Kunstschule zu informieren und Schöpfungen derselben zu kaufen. Aus dieser Vermittlerrolle floßen nicht unerhebliche Einkünfte, sodaß der Vorstand bald mit dem Ankaufe älterer Arbeiten des Kunstgewerbes beginnen konnte, welche zum Theil als Verkaufs-Objecte dienen sollten, theilweise aber als fester Besitz den Grundstock einer kunstgewerblichen Sammlung zu bilden bestimmt sind.

Um das zuletzt genannte Ziel zu erreichen, bedurfte es jedoch erheblich größerer Mittel, als durch den Gewinn am Verkauf von Kunstwerken auf die Dauer zu erwarten war; es waren neue Einnahmequellen zu erschließen, die den Kunst-Erzeugnissen Absatz in Massen und dem Institut Mittel zuführen. Eine solche fand man in einer Lotterie. Dieselbe wurde in bescheidenem Anfange zunächst für das Großherzogthum Sachsen und die umliegenden Staaten genehmigt, gewann allmählig an Ausdehnung und ist heute in fast allen deutschen Staaten concessionirt worden. Seit ihrem mehrjährigen Bestehen hat diese Lotterie nach verschiedenen Richtungen nutzbringend gewirkt; sie hat dem Kunst-Handwerk erheblichen Gewinn, besonders den Weimarschen Künstlern Einnahmen verschafft, weiter aber, durch sorgfältige Auswahl guter Arbeiten, meist deutscher, gelegentlich aber auch fremder Herkunft, den Sinn für die Kunst im Hause in weiten Kreisen gefördert, zur Bildung des Geschmades also nicht unwesentlich beigetragen.

Anfangs hatte der Vorstand der Weimarschen Ausstellung die Hauptgewinne aus einer Anzahl älterer Kunstwerke zusammengestellt; mit der steigenden Bedeutung und Ausdehnung der Lotterie machte man aber immer höhere Ansprüche an die künstlerische Qualität der Hauptgewinne, und für die nächste Ziehung (am 7. December d. J.) wurden als Haupt-



**Jardiniere und Fruchtschale**  
aus vergoldetem Silber, mit Email, Nello und Edelsteinen. Nach dem Entwurf von A. Kinnemann in Frankfurt a. M. modellirt und ausgeführt in der Silberwarenfabrik von Lazarus Posen Wwe. in Frankfurt a. M. und Berlin.

gewinne zwei hervorragende Erzeugnisse der modernen Edelschmiedekunst erworben, welche wir heute im Bilde vorführen.

Das erste dieser Stücke, die zusammen einen Werth von sechzigtausend Mark repräsentiren, ist eine Tafel-Garnitur, bestehend aus einer Jardiniere als Mittelaufsatz und zwei Fruchtschalen. Die Abbildung überhebt uns, eine in's Einzelne gehende Beschreibung dieser Arbeiten zu geben. Die Jardiniere

ist als flache Schale mit überhöhtem Mittelaufsatz gedacht, welche auf reich verzierten Sockeln ruht. An den vier Ecken sitzen in Nischen allegorische Figuren, die vier Stände darstellend. Das Material des Aufsatzes ist vergoldetes Silber; nur die vier wunder-voll modellirten und ciselirten Figuren sind in Weißsilber gehalten. Zu dem fast überreichen Schmuck im Detail sind, außer Verwendung von Halb-Edelsteinen, alle Techniken der modernen Goldschmiedekunst herangezogen: Email, Taufschir-mung, Nello. Im Verein mit den in gleicher Art und Sorgfalt ausgeführten Fruchtschalen nimmt dieser Tafelschmuck einen der ersten Plätze unter den neuesten Erzeugnissen der Edelschmiedekunst ein und erregte auf der diesjährigen Jubiläums-Ausstellung zu Berlin mit Recht Aufsehen. Zur besonderen Empfehlung dient ihm übrigens, daß er niedrig gehalten ist, sodaß er den an der Tafel Sitzenden den freien Blick über den Tisch gestattet, während fast alle modernen Tafel-Aufsätze an dem Fehler leiden, daß sie zu hoch sind, die Gäste von einander trennen und so eine Unterhaltung über den Tisch unmöglich machen.

Das zweite Stück ist eine Kassette aus Ebenholz, mit Einlagen von Lapislazuli und reichstem Beschlag von Silber. Dieselbe lehnt sich an die trefflichen Vorbilder an, welche uns in den Augsburger Arbeiten vom Anfang des sechzehnten Jahrhunderts erhalten sind. Streng rektionisch im Aufbau, fügt sich dem Ebenholz ein reiches Ornament in Silber leicht und geschmackvoll an. Kamenlich ist hier die menschliche Figur in ornamentaler Umgestaltung glänzend zur Verwendung gekommen und von köstlicher Wirkung, — wozu allerdings die über alles Lob erhabene technische Vollendung dieser Theile hinsichtlich der Modellirung und Ciselirung wesentlich beiträgt.

Arthur Pabst.



**Kassette**  
aus Ebenholz, mit reicher Silber-Verzierung und Lapislazuli-Einlagen. Entworfen und modellirt von C. Klouef in Frankfurt a. M., ausgeführt von Lazarus Posen Wwe. in Frankfurt a. M. und Berlin.

## Briefmappe.

**H. v. M.** — Gefäße aus Eisen, welches in Kupfer verwandelt werden, sind Erzeugnisse der ungarischen Kunst aus dem Ende des sechzehnten wie aus dem achtzehnten Jahrhundert. Man wählte hierzu Kannen, besonders aber kleine Trinkbecher aus Eisen, die in die Cement-Decken von Schmollath (Rieser Gemith) gesteckt wurden. Da diese Decken natürliches schwefelsaures Kupfer enthalten, löste die Schwefelsäure allmählig das Eisen und ließ das Kupfer aus. Solche Gefäße wurden gewöhnlich vergoldet und mit einer auf den Verzierung ansehnlichen Inschrift versehen, z. B.:

„Es hat das Köhler Feuer  
Als Eisen mich gebrannt,  
Das Wasser macht mich heuer,  
Da man mich Kupfer nennt.“  
(Vucher, Real-Lexikon der Kunstgewerbe.)

**B. L.** — Eine künstliche Patina läßt sich auf Bronze-Gegenständen durch Säuren hervorbringen. z. B. eine Lösung von  $\frac{1}{2}$  Theilen Salznäure und einem Theile Sauerleim. Oder man wäscht den Gegenstand mit Essig und Wasser und setzt ihn allmählig längere Zeit sanfter Kohlensäure aus. Benemer herzustellen ist ein Anstrich mit grüner Leinwand, auf welchem man Metallpulver mit Weinsäure verreibt. — Daß die modernen Erzeugnisse Monumente in den großen Städten keine Patina anziehen, erklärt man durch den Einfluß der Kohlensäure, der Fabriken und des Gases.

**B. G.** — „Apostel-Krüge“ sind niedrige, braune Steinzeug-Krüge mit Relief-Darstellungen der zwölf Apostel. Sie stammen aus dem sechzehnten Jahrhundert und wurden zum Theil in Kreuzen in Oberfranken gefertigt. In diesem Städtchen stand vom fünfzehnten Jahrhundert bis zum dreißigjährigen Kriege die feiner Porzellan-Fabrik in hoher Blüthe. Außer den Apostel-Krügen wurden dort auch Planeten-Krüge, Dogkrüge u. s. w. gefertigt, so genannt nach den dargestellten Gegenständen.

**E. H. J.** — Die Säule unterzeichnet sich dadurch von der „Vortehalle“, daß erstere auch zum Liegen eingerichtet war. Aus dem Orient kommend, gelangte die Säule von Aegypten nach Griechenland und von hier nach Rom. Durch die Araber kam sie nach Spanien und infolge der Kreuzzüge auch nach den übrigen Ländern Europa's. Gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts entstand an der Säule die Vortehalle, der bedeckte, mit Fenstern versehene Tischstiel.



(Fortsetzung von Seite 403.)

belagerten und zur Uebergabe zwangen. Als der Freiheitsruf der Griechen 1821 erklang, eilten die bulgarischen Freischärler herbei und vergossen ihr Blut für die griechische Freiheit. Held „Boparis“ war ein Bulgare aus Rodina, Namens Vorfar.

Tirnowa war von jeher die Stätte der nationalen Freiheitsbestrebungen. Ähnlich der griechischen Hetäre von 1821, gründeten hier die Didaskalen (Schullehrer) einen Freiheitsbund. Unter dem Vorkande, die Feste der Panagia (heilige Jungfrau) zu feiern, versammelten sich alle freisinnigen Patrioten in der Umgegend von Tirnowa. Nachts kamen sie auf den Friedhöfen der Klöster zusammen, wo Pläne entworfen und neue Anführer ernannt wurden, die bei den Gräbern der Todten den Eid der Treue leisten mußten. Beim Scheine des Morgenrothes trennten sich die Vaterlandsfreunde und zogen, Apostel gleich, hinaus, um neue Anhänger für die heilige Sache zu werben. Die bulgarische Hetäre breitete sich immer mehr aus; sie war 1837 schon nahe daran, eine Proclamation an das Volk zu erlassen, als sich ein Verräther einschlich. Ein Bewohner des Dorfes Elena bei Tirnowa sollte eingeweiht werden, doch ehe er den Eid leistete, verlangte er, die Liste der Hetären kennen zu lernen. Man zeigte ihm dieselbe, und er verrieth die Namen der Patrioten an den Pascha. Viele der Männer wurden hingerichtet, einer der eifrigsten Agitatoren, Antoniu, Didaskal von Tirnowa, ein Tinsfar\*) von Geburt, wurde zu lebenslänglicher Galeerenstrafe verurtheilt und in das Bagno von Konstantinopel geschleppt. Fast alle Verchwörer wurden der schwersten Folter unterworfen, die beinahe in jedem einzelnen Falle den Tod nach sich zog.

Aber diese Grausamkeiten konnten den Freiheitsdrang der Bulgaren nicht vernichten. Schon 1838 erhoben sich die Bauern aus der Umgegend von Sofia und belagerten Jarkoi, die Festung unweit letzterer Stadt. Milosch Obrenowitsch, der Fürst von Serbien, hatte den Insurgenten Hilfe zugesagt, und in der That eilte ein Hauptmann von der serbischen Grenze mit seinen Truppen herbei; aber Milosch, dem es um die Gründung einer Dynastie zu thun war, und der daher nicht offen gegen den Sultan aufzutreten wollte, ließ den Hauptmann im bulgarischen Lager gefangen nehmen und pfählen. Und als es zu Unterhandlungen zwischen der Porte und den Insurgenten kam, bot Milosch seinen Einfluß auf, um die Ansprüche der Letzteren zu mildern. Die Folge dieses Aufstandes war der Freiheitskrieg zwischen der Pforte und den Bulgaren, bei dem die Pforte die Oberhand gewann, aber das Joch noch drückender machte. Auch an späteren Versuchen, ihre Unabhängigkeit zu erlangen, ließen es die Bulgaren nicht fehlen, aber sie scheiterten an der Macht der Umstände.

Im Frühjahr 1841 brach ein Aufstand aus, der, ähnlich dem Aufstande der Römer gegen die Tarquinier, den Raub eines Mädchens zur mittelbaren Ursache hatte. Die bulgarische Lucretia hieß Agapia. Von ihrer Schönheit entzündet, ließ sie der Reife des Paschas von Nisch rauben, um sie mit Zwang zum Muhamedanismus zu bekehren und sie zu seinem Weibe zu machen. Da sie der Ueberredung hartnäckigen Widerstand entgegensetzte, mußte sie die schwersten Foltern ausstehen, bis sie endlich sich der Gewalt beugte. Statt der frohen Feste, die sonst mit der Wiederkehr des Frühlings in Bulgarien gefeiert werden, herrschte tiefe Trauer im ganzen Lande; statt des freudigen Juchzens erklang der Ruf nach Rache. Unter Milosch, einem alten Heidenen, der noch unter Czerni Georg gedient hatte, und unter Gavra, einem alten Priester von Leskopolje, zogen die Scharen aus, zu denen sich bald die Aufständischen von Widdin und der Umgegend von Sofia gesellten. Im Defilé von Kotna-Vogaz verschanzten sie sich, indem sie sich auf blutige Kämpfe gefaßt machten, und als der Bischof von Nisch zu den Aufständischen kam, um ihnen Demuth und Unterwerfung zu predigen, wurde er abgewiesen. Rustapha, der Gouverneur von Bulgarien, zitterte und bat in sehr demüthiger Weise den Fürsten von Serbien, daß er die Aufständischen bestrafe. Währenddessen aber fegten und mordeten die türkischen Vorden. Hunderttausend blühende Dörfer wurden eingeäschert, Grausamkeiten wurden vollbracht, die nur im Jahre 1876, vor der Befreiung durch Rußland, ihres Gleichen fanden.

Das feste Band der Abstammung verbindet die Donau-Bulgaren mit den Rumelioten südlich des Balkans, aber trotzdem läßt sich die Wirkung der natürlichen Scheidemauer nicht verkennen, welche die beiden Provinzen trennt. Die Sprache des Donau-Bulgaren klingt dem Russischen sehr ähnlich; außerdem haben sich unter den Nordbulgaren viele tatarische Sitten erhalten, während die Südbulgaren fast gänzlich hellenisiert sind und daher auch viel weniger muhamedanische Negativen aufzuweisen haben, als ihre Brüder an der Donau. Letztere sprechen mit ungeheurer Geschwindigkeit, die Worte überfließen sich; die Südbulgaren dagegen sprechen gelehrt, ihre Satz-Construction ist viel zierlicher und klingt angenehmer, als die ihrer Brüder vom Norden, deren Zeitwörter nicht einmal einen Infinitiv besitzen. Die Nordbulgaren sind wild, unhöflich und ungalant gegen Fremde, dagegen kriecherlich gegen Höhergestellte, während die Rumelioten viel zutraulicher sind und dem Fremden hülfreich entgegenkommen.

Außer der Griechin ist die Bulgarin das schönste Weib auf der Balkan-Halbinsel. Sie ist schlank gewachsen, und in allen ihren Bewegungen tritt große Anmuth zu Tage. Ihr schönster Schmuck ist das lange, dicke Haar, das oft bis zu den Kniekehlen reicht. Die Tracht an und für sich ist ziemlich ärmlich; dafür aber schmücken sich die Mädchen besonders gern mit Blumen, vor Allem mit Rosen. Aus ihren Augen leuchtet Intelligenz, gepaart mit Selbengüte. Bald nach der Verheirathung welft die Bulgarin infolge der schweren Arbeit und des reichen Kinderregens. Das Haupt schmückt sich die Frau nicht mehr mit Blumen, sondern sie verhält es mit einem Schleier, dem Tschartschaf. Schwenden endlich die letzten Reste der Schönheit, so verwendet sie desto größere Sorgfalt auf ihr Aeußeres. Besonders geschickt sind die Frauen im Weben und Sticken von Decken, Kleidern, Hemden; die Muster sind farbenreich und machen der Phantasie der Stickerin alle Ehre. Die weibliche Tracht sieht derjenigen der Serbinnen und Rumäninnen sehr ähnlich. Das weiße Hemd mit den Brusttheilen von rober, gedrehter Seide ist buntgestickt; die weiten Ärmel sind ebenfalls mit zierlichen Stickereien versehen. Zwei Schärzen, eine vorn, eine hinten, vertreten die Stelle

des Kleides. Bisweilen trägt die Bulgarin auch eine Jacke oder ein Mieder.

Kernlich ist das Leben der Bulgaren. Wochen lang kann ein Bulgare von Maisbrot und einem Schluck Branntwein leben, wenn er sich auf der Reise befindet. Den Verdienst hebt er sich sorgfältig auf und bringt fast die ganze Summe nach Hause. In solcher, an Geiz grenzenden Sparsamkeit zwang den Bulgaren seine frühere Stellung im türkischen Reiche. Er mußte sich das zum Leben Nothwendigste verschaffen, um den Haratsch zu zahlen, d. h. seine Söhne vom Militärdienst loszukaufen. Da die Muhamedaner die Christen nicht für würdig hielten, unter türkischen Fahnen zu dienen, mußten sich die Rajas, die christlichen Unterthanen, loskaufen.

Der tatarische Ursprung des Volkes läßt sich auch heute nicht verkennen. Wie der Tatar, rasirt sich der Bulgare das Haupt und läßt nur auf dem Scheitel eine Art chinesischen Kops stehen; wie der Sohn der Steppe, ist er von seinem Pferde unzertrennlich. Selbst der ärmste Bulgare besitzt ein Pferd, und wäre es ein noch so elender Klepper; denn auch kürzere Wege von wenigen hundert Schritten macht der Bulgare fast immer zu Pferde. In allen seinen Bewegungen, in seinem Thun und Lassen zeigt er eine bedachtigste Ruhe, die er nur beim Tanze abstreift. Die Hora, die auch in Rumänien zu Hause ist, und der Kolo sind die Lieblingsstänze der Mädchen und jungen Burtschen. Ersterer Tanz ist eine Art Reigen, an dem sich Jung und Alt betheiligen, und der keine besondere Geschicklichkeit erfordert; schwieriger dagegen ist die Romacia oder der Kolo, ein Ueberrest der alten griechischen „Theorien“. Dieser Tanz verlangt große Beweglichkeit, besonders seitens der „Korymbas“, der Anführerin; er ähnelt unserer Polonaise, und seine Figuren können, wie diejenigen der letzteren, unendlich variirt werden.

Obwohl die Bulgaren die ersten unter allen slavischen Völkern waren, die in ihrer Sprache zu schreiben begannen, und ihre Literatur die Grundlage zur russischen, serbischen und kroatischen bildete, besitzen sie heute nur wenige literarische Denkmäler. Außer den Volksliedern haben sie gar keine Literatur-Erzeugnisse; aber auch diese sind noch nicht gesammelt worden. In diesen Liedern, die der Bulgare mit Begleitung der kleinen, einfachen Flöte, der Swirka, oder der halbhirnenförmigen Laute, der Guzla, singt, findet man freilich nicht die Schönheiten der serbischen Pesmas oder der griechischen Tragödien, aber sie sind trotz ihrer Einfachheit schon zu nennen. Es spricht aus ihnen nicht die Lebensfreudigkeit der neugriechischen Volkspoesie; auch besingen sie nicht die Thaten der Nationalhelden, sondern sie erzählen die Leiden des Volkes unter der türkischen Herrschaft. Die Helden der bulgarischen Vieder geben sich oft selbst den Tod. Mit düsterer Freude verlassen sie diese Welt, die ihnen nur Kummer und Leiden geboten; sie freisen die irdischen Fesseln von sich, um dem Jammer zu entfliehen, der ihr Leben von der Wiege bis zum Grabe erfüllt. Solche Lieder entsprechen dem in sich gelehrten, bedachtigsten Volkscharakter, der keine Lebensfreudigkeit aufkommen läßt.

\*) Ein Tanz, der den Gang der nach Areta abgegangenen Menschenopfer durch das Labyrinth des Minotaur nachahmt. Zur Erinnerung an diese Opfer und an Theseus wurde der Tanz eingeführt.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

**Hamburger Fleete.** Von Wilhelm Eilers. Siehe das Bild, Seite 404. — Es gehört zu den Eigenarten der Großstädte, daß sie ihre abgelegenen Stadtviertel haben, in welche sich nur selten der Fremde verirrt. Meist sind es alte, eng zusammengebrängte, wenig saubere Quartiere, mit hohen, unansehnlichen, schwarz geräuchernden Häusern, der Wohnsitz des Kleinverdienendes und des Proletariats. In Criminal-Geschichten und Romanen spielen diese dunklen Viertel eine größere Rolle, als die modernen Glanzpunkte der Weltstädte, und auch für die Entwicklungsgeschichte der Stadt bilden sie gewöhnlich den Ausgangspunkt. Auch Hamburg besitzt solch einen alten Stadtteil, der bis auf den heutigen Tag von allen Stürmen und Umwälzungen der Jahrhunderte unberührt geblieben ist, sogar der große Brand von 1842 hat diesen Theil nur an seiner Nord- und Westseite angegriffen, wo er freilich drei Kirchen, das Rathshaus, die Börse und fast zweitausend Wohnhäuser in Asche legte. Ein Gang um das Alfter-Bassin mit seinen Palast-Hotels und seinem Großstadt-Treiben, eine Bootfahrt längs der Hafen-Quais mit ihren maskenreichen Flotten, ihren Waarenbeichern und Auswanderer-Schiffen, ein Ausflug in die Villenviertel jenseits der einstigen Wall-Linien, an den Ufern der Außen-Alster oder auf dem Wege nach Blankenese: sie zeigen uns das moderne Hamburg, dessen Einwohnerzahl bereits die erste halbe Million überschritten hat, dessen Gesamt-Einkuhr von zweitausendzweihundert Millionen Mark es zum bedeutendsten Hafenplätze des europäischen Festlandes macht. Aber wer Al-Hamburg sehen will, die unscheinbare Geburtsstätte der heutigen Macht und Pracht, der muß ein der zahlreichen „Fleete“ aufsuchen, welche die Häfen am rechten Ufer der Nordsee mit den Alfter-Bassin verbinden oder vom Oberhafen im Osten zum Binnenhafen Flugabwärts streichen. Die dunklen, bald breiten, bald schmälern Wasserflächen werden von vier- bis sechsstöckigen Giebelhäusern eng umrahmt; der vorpringende Krahn unterhalb der Giebelspitze kennzeichnet die meisten dieser Gebäude als Waarenhäuser, in welche die in „Schuten“ herangeruderten Güter durch Winde aufgezogen werden. An diesen Speicher schließt sich auf der dem Fluße abgetehrten Seite gewöhnlich ein enger Hof mit einem zu Wohnzwecken verwendeten Seitengebäude, während den letzten Theil des langgestreckten Grundstücks das eigentliche Wohn- und Geschäftshaus einnimmt, dessen Front der Straße zugekehrt ist. Viele dieser solide gebauten Kaufmannshäuser im Sprengel der Katharinenkirche stammen aus dem siebzehnten Jahrhundert; in ihrem Complex ist mit gar hohen Zahlen gerechnet worden; welche Umsätze in den Erzeugnissen aller Zonen, welche Wandlungen zu Wasser und zu Lande finden sich nicht in den aufgereihten Handelsbüchern verzeichnet!

Heute, wie vor Jahrhunderten, ist der Anblick der Fleete hinter den Speichern noch derselbe, wie ihn der Künstler aus in seinem Lebenswahren Bilde vorführt. Es ist Fluthzeit; die „Fleetensteier“, welche bei Ebbe den Schlamm nach Abfällen und verlorenen Schätzen durchwühlen, haben zahlreiche „Ewers“ oder „Schuten“ das Feld geräumt. Die breitbauchigen Vögel sind mit Kaufmannsgütern aller Art, welche die überseeischen Dampfer im Hafen ge-

löst haben, oder mit Gemüse und Früchten aus den Hamburgischen Landbezirken herangelommen. Der schlanke, von zwei Gallerien durchbrochene Thurm der Katharinentirche bildet hier, wie auf den meisten Fleeten, den wirkungsvollen Mittelpunkt des Stadt- und Marinebildes. Fehlt dem letzteren auch das warme, sonnige Colorit des Canalo grande mit den Palästen der Robilli zur Seite und den scharfgeschnäbelten Gondeln, so entbehrt es andererseits doch nicht des malerischen Reizes, den unsere nordischen Seestädte ausnahmslos dem Wanderer bieten. A. W. v.

**Weihnachtsbücher.**

Mit prächtigen Compositionen hat Paul Thumann das Gebet des Herrn erläutert. Eingang und Schluß des „Vater Unser“ (Preisig, 2te, geb. M. 12) begleitet er mit Allegorien, die jeden Vers aber mit je zwei Abbildungen, Holzschnitten in kleinerem Maßstabe und großen Holzschnitten in Lichtdruck. Die erste Bitte: „Gehilfest werde Dein Name“ zeigt uns Moses auf dem Berge Sinai und den Jesus-Knaben im Tempel. „Du und komme Dein Reich“ den Propheten Jesaias und Christus mit den Jüngern. „Dein Wille geschehe“ das Opfer Abraham und Christus auf dem Golgotha. Die Bitte vom täglichen Brode erläutert der Künstler durch das Zusammentreffen der lieblichen Kath mit Bode und die Speisung des Volkes. „Bergte uns unsere Schuld“ durch Jakob und Esau und Christus mit Maria Magdalena. „Führe und nicht in Versuchung“ durch die Anbetung des goldenen Kalbes und Christi Versuchung durch den Teufel. Die letzte Bitte führt Gagat und Ismael und die Erwählung von Jaki Töchterlein vor. Vorzüglich wird Paul Thumann, der sonst seine Vorbereit auf modernem und klassisch-antiken Gebiete gerichtet, auch der religiösen Kunst gerecht. Er hält sich gleich fern von dem fahlen Populär-Stil, wie man ihn bei manchen der älteren Bibel-Illustratoren findet, wie von dem Gegenstand, der in das Romantische sich verleitend darstellt; in glücklicher Weise vereinigt sich die Besse der eigenen Empfindung mit der Weisheit des erhabenen Gegenstandes. Gleichsam als Erklärung sind den einzelnen Bildern die Verse von Luther's marianem Kirchenliede „Vater unser im Himmelreich“ beigefügt.

Dem musikalischen Hause reicht der gleiche Verlag eine anmuthige Gabe in Robert Schumann's „Kinder-Szenen“ mit Dichtungen von Albert Tröger und Bildern von Alexander Jid (geb. M. 20). Wer kennt sie nicht, diese wunderlichen kleinen Musikstücke, die, ein unvergänglicher Schatz unserer deutschen Kunst, von Jung und Alt immer von Neuem gern gehört werden? Bereichert als Worte malen sie und die Empfindungen der Kindesseele, und so konnte man die begeisterten Dichtungen wohl für überflüssig halten, wenn diese an sich nicht so hübsch wären und nicht dem Künstler die Gelegenheit zu reicherer Umrahmung gäben. Was Lust und Wert Rechenschaft zu erzählen wissen, das vermag sich hier an in seltsamen Reuehen- und Thiergestalten, in zierlichen, von lebenden Tauben und Amoretten besetzten Blumengebirgen, in bunten Waldbildern, hübsch als summenenden Gnommen und Eilen u. s. w. Aber diesem geistigen Arabesken-Schmuck enthält das Werk noch sehr große Kostbarkeiten, die bekannnt, wie trefflich der Künstler es verstanden hat, sich in die Kindesseele zu versetzen.

Das von August Diezmann in neuer Auflage herausgegebene „Weimar-Album“, Blätter der Erinnerung an Carl August und seinen Hofstaat, hat mit der zwölften Lieferung seinen Abschluß erreicht (Preisig, Schmitz und Olmüder, M. 9). Die sich geschichtliche Geschichte von Weimar's goldenen Tagen wird begleitet von zweiundzwanzig großen Bildertafeln, Stahlstich-Replicationen nach photographischen Aufnahmen. Derselben herausragenden die denkwürdigen, durch unsere Dichter-Öhren gereinigten Sitten in Weimar und Umgebung, sowie die jenen erdichteten Monumente; eine Tafel zeigt in sieben Portraits die fürstlichen Mitglieder des Weimarschen Hofstaates wieder. So haben sich die erhabenen Erinnerungen an die liebliche Am-Residenz hier in schöner Vereinnigung.

Unter dem Titel „Schneeflocken“ vereinigt Helene Stöhl vier Erzählungen aus der Weihnachtszeit (Preisig, Oberbart, geb. M. 3). Welcher der beiden die Palme zu reichen sei, läßt sich schwer entscheiden. Die Dichterin verleiht es in gleicher Weise, tief zu ergreifen, sanfte Nührung zu erwecken und süßliche Güterlichkeit hervorzuwirken. Dabei ist ihre Tragik nie höher oder sentimentaler, ihre Humor niemals ausgelassen, trotz über dem Buche ein Hauch jener verhaltenen Stimmung schwebt, wie sie, ein Gemisch von Frohsinn und Wehmuth, die vom Leben hart gepreßten Seelen um die Zeit des nahenden Weihnachts erfüllt. Aus den Erzählungen verströmt eine tiefe Sanftmuth des Gemüthes, die erwärmt und erheitert. Von ihrer besten Seite zeigt sich dieselbe Katerin in ihrem Buchlein „Unsere Kleinen“ (Preisig, Koch, geb. M. 3). Das ist nicht etwa ein Kinderbuch, sondern die gelassenen Phantasien wenden sich an die Großen, freilich nur an solche, die „Kinderherz“ hat. Soller Versteht hat sich die Verfasserin in das Wesen des kleinen Volkes vertieft, genau seine Engenden und Anzerrn studirt und weiß von beiden gar ergötzlich zu erzählen. Dabei fließt auch hier, ein tiefer Sinn im kindlichen Spiel, und mancher goldene Wort mögen die Erwachsenen dem Vöcklein zur Beherrigung entnehmen.

Aus der Miniatur-Ausgabe von P. K. Kossegger's ausgewählten Schriften liegen zwei neue Bände vor: „Heideckers Gabriel“ und des „Buches der Novellen“ zweite Reihe (Wien, Hartleben, geb. M. 6). Auf den Inhalt der „Bere“ näher einzugehen, können wir unterlassen; rührt sich doch das reiche bereits der vierten, das letztere schon der fünften Auflage. So sei denn nur kurz auf die ebenso elegante wie geschmackvolle Ausstattung hingewiesen, welche hier die Schöpfungen des herrlichen Dichters, — seit Langem ein Lieblingsdichter des ganzen deutschen Volkes, — erhalten haben. — Im gleichen Verlage erschien ein neuer Band Kossegger'scher Alpen-Geschichten: „Höhenfeuer“ (M. 4). Derselbe enthält zwölf größere Erzählungen, zum Theil in jener beideren, schaffbaren Art, in welcher Kossegger von keinem anderen Dichters-Extrakt erreicht wird. Aber auch einige Lese weis der Dichter wirkungsvoll anschaulich; in dem „Erzählung in der Schraun“ erweckt er tiefe Nührung, und in der „Christweiber“ entwirft er ein Nachbild von solch grauniger Mittelzeit.

In einer vornehm ausgestatteten Miniatur-Ausgabe liegen die Gedichte von Friedrich Rückert vor (Frankfurt a. M., Sauerländer, geb. M. 7). Diese Ausgabe, — die zweihundertste Auflage des Werkes, — unterzeichnet sich von den früheren durch eine Eintheilung in engere Gruppen, wodurch die Schwärzung des großen Besten sehr an Uebersichtlichkeit gewinnen. Dem Werke ist das Bildniß des Dichters nach seiner Kommandschrift beigelegt.

Eine reizvolle und originelle Gabe hat Heinrich Bruggis, der berühmte Orient-Forscher, von seiner letzten Reise nach Persien mitgebracht. Unter dem Titel „Die Mule in Teheran“ (Frankfurt a. O., Trübner, geb. M. 6) bietet er in vorzüglicher Uebersetzung eine Sammlung von persischen Liedern und Sprüchen, die charakteristisch den Volksgaist wiedergeben. Seine Mäthen pflichtet er, wie er sie gerate fand, in Werken älterer wie neuerer persischer Dichter; dieses Entnahm er auch aus dem Munde der eben so gebildeten, wie heiligen Mägen von Teheran. So ist es ein bunter, mannigfaltiger Strauß, hier erste Schönheit, dort tiefere Lebensfreude, und auch dafür findet sich der Beweis, daß es im Reiche des Königs der Könige nicht an losem Spötteln, an scharfen Satiriken fehlt. Auch im Neuen wohnt das Buch seinen originellen Charakter; die Motive vom Einband, zu Vor- und Nachwort, Schnitt und Einfassung sind einer alten persischen Handschrift entlehnt.

Ein zartes Künstler-Idyll entwirft Clementine Helm in ihrer „Mädchen-Sünde von Capri“ (München, Richter und Kopyler, geb. M. 3). In einer Schönen des Glanzes glänzt ein junger Maler kein Ideal gefunden zu haben, aber das Schicksal bewahrt den leicht Entzündlichen vor der Verbindung mit dem zwar reizenden, aber doch seiner Lebensgröße nicht ebenbürtigen Mädchen, das jedem eine stille Reueigung für ihren Jagdgesellschaft im Herzen trägt. Eine liebevolle Tochter seiner eigenen Prima läßt den Künstler die wahre Liebe kennen lernen. Eine farbige Ansicht von Capri auf dem Einbande und ein Titelbild schmücken das Buchlein.

Zwei Werke culturhistorischen Inhaltes bietet der reiferen Jugend der Verlag von Hirt und Sohn zu Leipzig. „Ein deutscher Kopsel“ von Oscar Höcker (geb. M. 5) behandelt das Wirken des heiligen Dominicus in Deutschland. Der Autor zeigt anschaulich, mit welcher Schwierigkeit die Einführung des Christenthums im Sachsenlande und im Lande der Wälsinger verflochten war, wie viel Märtyrer zum Opfer fallen mußten, ehe der Sieg des Kreuzes entschieden war. Hand in Hand mit diesen Schilderungen geht die Darlegung, wie im Frankenlande die merovingischen Sittenverhältnisse durch die thätigen Handwerker beilicht wurden. Geschicht hat der Autor den literarischen Kern mit einer spannungsreichen Erzählung umkleidet. — In Dichters Weise verfaßt Brigitte August in ihrem „Farrhan zu Tannenrode“ (geb. M. 6). Hier bildet den Hintergrund der dreißigjährigen Krieg, dessen Schrecken die Katerin in wohlverdienter Rücksicht auf ihr Publikum nur in abgeschwächter Form vorführt. Inzwischen waren die wilden Kriegsszenen doch nicht ganz zu vermeiden, aber ihnen stellen sich freundliche Töbelle gegenüber, und dem Ganzen verleiht die Verfasserin einen vornehmenden Schluß. Auch findet sie, obwohl ihr eigentlicher Held (Hans Wolf) in der religiösen Gegenpartei sich verbirgt, doch Charaktere gerecht zu werden. Beide Bücher sind reich illustirt und vorzüglich ausgestattet.

Von einem dritten Werke des Verlages, „Unter der Kriegsfahne des deutschen Reiches“ vom Marine-Vater P. W. Heim, liegt ein neuer Band vor: „Kreuzerfahrten in Ost und West“ (geb. M. 8).

\*) Die makedonischen Rumänen heißen Tinsfaren, weil sie das rumänische C (tsche) „he“ aussprechen. Die Zahl Cinci (fünf) heißt bei ihnen Tintsi, daher Tintfar.



Schilderte der Verfasser im ersten Bande die Weltreise mit der deutschen Kriegsgarvete „Elisabeth“, so berichtet er hier von den Giebeln in den Nord der Kreuzer-Garvete „Kymbe“, vom April 1884 bis October 1885. „Vierhundert Länder und Städte“ hat der Autor in diesem Zeitraum gesehen. Von den handlungsreichen Reisen führt die Fahrt nach England, von dort nach Brasilien, Venezuela, Jamaica und Cuba, endlich die Vereinigten Staaten zurück nach der Heimath. Der Verfasser schildert sehr anschaulich, und seine scharfe Beobachtungsgabe hat freundliche Begleiter in poetischer Empfindung und freilichem Duzer.

Eine gemüthvolle und spannungreiche Geschichte erzählt K. von der Leben des berangeneigten jungen Mädchens in „Kelly“ (Hamburg, Richter, geb. M. 4). Die Heldin ist ein reich talentreiches, aber eigenwilliges Mädchen, das zur Malerin sich ausbildet, mit einer gewissen Verachtung auf die häuslichen Tugenden des Weibes herabblüht. Aber in schweren Stunden lernt sie diese schätzen und selbstlos fremde Mitleidenschaft üben. Sie wird geliebt, empfindet sie den erhabenen Triumph, den sie in ihrer Kunst erringt, nicht mehr als die höchste Freude, sondern gewinnt einen noch höheren Sieg über sich selbst, indem sie sich entschließt, ihren eigenen Ruhm zu Gunsten des still geliebten Mannes, eines Meisters in ihrer Kunst, zu opfern.

Von Otto Spamer's „Illustrirtem Conversations-Lexikon“ liegt der dritte Band abgeschlossen vor (Leipzig, Spamer, M. 12,50). Gleich seinen Vorgängern, liefert er den Beweis, wie trefflich das Werk über alle Gegenstände des Wissens orientirt. Im Texte weicht der Band gegen dreihundert Illustrationen auf, wozu sich noch große Tafeln und Karten gesellen. Dem gediegenen Inhalt entspricht die gute, selbige Ausstattung.

„Für kleine Leute“ hat Maximilian Bern aus den Werken des verstorbenen Vaters älterer wie neuerer Zeit eine reiche und geschmackvolle Auswahl von Gemälden zusammengestellt (Leipzig, Zwickmeyer, geb. M. 3,50). Sind die Bilder, welche die Dichtungen begleiten, auch nur klein und ohne den Schmuck der Farbe, so rühren sie doch von der Hand erster Künstler her und werden in verwicheneren Fällen gelobt.

Eine Anzahl „Unvergleichlicher Bildersätze“, d. h. solcher auf hundert Blätter getrauerter Bilder, die nur mit Anwendung großer Gewalt von kleinen Händen zerissen werden können, reicht H. Cavall's Verlag in Leipzig den Jüngsten dar: „Neueres Tierbilderbuch“, „Für's Herzblättchen“, „Von Allem Etwas“ und „Zum Zeitvertreib“ (je M. 2,50). Die bunten Bilder hat H. Dübbers mit humorvollen Versen erläutert.

Johanna Ebri's, der gemüthvollen Schweizer Dichterin, Erzählung „Sina“, die schon früher von uns besprochen wurde, liegt in neuer, illustrirter Auflage vor (Stuttgart, Krabbe, geb. M. 3). Gegen hundert Abbildungen, von H. Föhrleberger, veranschaulichen die Handlung dieser faszinanten, für heranwachsende Mädchen sehr empfehlenswerthe Geschichte. — Im gleichen Verlage erschienen in neuen Auflagen „Schiller's Leben und Werke“ von Emil Ballstedt und „Goethe's Leben und Werke“ von G. H. Lewes (je M. 5). Beide Werke, die seit einem Menschenalter die heranwachsende Jugend mit Begeisterung für unsere Dichter-Helden erfüllt haben, sind, dem Stande der heutigen Schiller- und Goethe-Forschung entsprechend, umgearbeitet worden.

Durch reichen Inhalt zeichnet sich der „Gartenlaube-Kalender“ für 1887 aus (Leipzig, Rei's Nachfolger, geb. M. 1). Er enthält eine große Anzahl Erzählungen, Gedichte, populäre naturwissenschaftliche Aufsätze und ein mannigfaltiges Räsel. — Alles dies unter Begleitung zahlreicher Illustrationen. Unter den erzählenden Beiträgen sprechen besonders diejenige zweier weiblichen Mitarbeiter an, „Auf Vollen“ von Joh. von Kruh und „Die Frau des Bett“ von Lucretia Heister.

Der Verlag der Gebrüder Odbacher in München breitet wieder reizende Buntdrucke auf dem Gebiete des Aus: Buchwerkes und literarischen Blumen- und Wenz-Sachen, Giltwurzsch- und Festarten mannigfaltiger Art. Feld und Hirt, Garten und Wald, mit ihrer realen Schönheit, wie mit den Gestalten anderer poetischen Mädchen, liehen die Motive für die farbenprächtige Ausschmückung her, und sinniger Ernst weicht anmuthig mit heiterem Duzer.

## Aus der Frauenwelt.

**Berlin.** — Im Lichthof des Kunstgewerbe-Museums wurde am 16. November die Ausstellung von Arbeiten der Kunstfäderei-Schule von Fräulein G. Seliger eröffnet. Unsere Leserinnen finden dort die im technischen Theile der zweiten Mai-Kammer unseres Blattes veröffentlichte Gobelin-Arbeit in nach Originalen alter nationaler Arbeit ausgeführten Stücken wieder. Durch glückliche Farbwahl der theilweise selbst entworfenen Arbeiten ist es gelungen, den hohen Reiz alter Stickerien in würdevollere Weise wiederzugeben. Orientalische Stuckweise und Muster sind in höchster Vollkommenheit nachgeahmt, besonders die bisher nicht erreichten Seiden-Stickerien der Japaner und Chinesen. Die Begabung für das Lehrfach, welche Fräulein Seliger auszeichnet, documentirt sich auch in den Arbeiten ihrer Schülerinnen. — Frau D. Wernig in Köln, deren kunstfertige Hand unserer Leserinnen bekannt ist, stellte in der Kunsthandlung von Gurliitt einige ihrer Arbeiten aus, bei denen sich Stickerie und Malerei in reizvollster Weise vereinen. Besonderen Beifall erntete eine spanische Wand für ein Rocco-Zimmer. — In dem vom Letzte-Berein in den ersten Tagen des November veranstalteten Bazar waren auch Arbeiten der Kunstfäderei-Schule dieses Instituts ausgelegt. Unverkennbar ist in diesen der sehr erfreuliche Einfluß, welchen der neue Director der Zeichenschule des Letzte-Bereins, Herr Hoffacker, im Verein mit der Vorstandsdame Frau Elisabeth Kafelowsky auf Geschmack und Kunststreben ausübt.

**Breslau.** — Die weit bekannte Blumenfabrik von Christine Jauch feierte am 1. November den fünfzigsten Jahrestag ihres Bestehens. Aus bescheidenem Anfange hervorgegangen, — Fräulein Jauch, eine Pastorstochter, begann 1836 ihre Arbeit in beschränkten Räumen mit wenigen Arbeiterinnen, — entwickelte sich durch Geschick und Fleiß die Fabrik so erfreulich, daß jetzt achtzig bis neunzig Frauen Beschäftigung finden.

**Eiegen (Westfalen).** — Eine aus Marienborn gebürtige Dame, Fräulein Helene Zile, welche sich seit längerer Zeit im Auslande aufgehalten hat und kürzlich zu Wiesbaden verstarb, hat in ihrem Testament der Stadt Eiegen die Summe von zweihunderttausend Mark vermacht. Das Geld soll zur Begründung einer Verforgungsanstalt für Bedürftige und Kranke verwendet werden.

**Weimar.** — Mannigfaltig waren die Gaben, welche der Prinzessin Elisabeth von Sachsen-Weimar, der jüngsten Tochter des großherzoglichen Paares, zu ihrer Vermählung mit dem Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg-Schwerin dargebracht wurden. Die Stadt Weimar spendete eine silberne Jardiniere in Rocco-Muster, die Stadt Apolda ein silbernes Fisch-Service, die Stadt Eisenach eine kunstvoll ausgeführte Mappe mit Ansichten letzterer Stadt und ihrer Umgebung. Die Frauen der Stadt Weimar verehrten der hohen Braut einen prachtvollen Schlitten. Die Festlichkeiten begannen am 1. November mit einem Hofball im Schlosse, zu dem auch die Deputationen, welche Gesandte überreicht hatten, geladen waren. Am 3. November fand Abend-Gesellschaft bei der Großherzogin Sophie statt, am folgenden Tage Gala-Theater, wobei Weber's „Sylvana“ zur Aufführung gelangte. Am Abend war die Stadt festlich illuminiert. Nachdem dann am 5. November beim Großherzog Gala-Tafel gehalten worden, wurde am nächsten Vormittag die Eheschließung durch den Staatsminister Stieling vollzogen, und am Nachmittag er-

folgte im großherzoglichen Schlosse die kirchliche Trauung, worauf in den Goethe- und Schiller-Zimmern Cercle stattfand. Zahlreiche fürstliche Gäste, darunter der deutsche Kronprinz, wohnten den Festlichkeiten bei.

**Wien.** — Die Erzherzogin Valerie, jüngste Tochter des österreichischen Kaiserpaars, soll ein kleines Lustspiel geschrieben haben, das im nächsten Carneval vor dem Familientheater des kaiserlichen Hauses zur Aufführung gelangen wird.

**Paris.** — Im Alter von dreieundachtzig Jahren verchied die Baronin Josephine de Forget, geborene Gräfin Cavallette. Sie war eine Tochter jenes Grafen Cavallette, Generaldirectors der Posten, der, verheirathet mit Emilie Beauharnais, einer Nichte der Kaiserin Josephine, wegen seiner Parteinahme für den von Alba zurückgekehrten Kaiser Napoleon zum Tode verurtheilt wurde. Seiner muthigen Gattin und seiner damals zwölfjährigen Tochter, der jetzt Verstorbenen, hatte er seine Rettung zu verdanken. Beide besuchten ihn am Morgen vor dem zur Hinrichtung festgesetzten Tage in Begleitung einer Kammerfrau in der Conciergerie und aßen mit ihm zu Mittag. Am Abend geleiteten die Tochter und die Kammerfrau eine anscheinend weinende Dame, welche von den Wächtern für die Gräfin gehalten wurde, aus dem Gefängniß. Allerdings stellte sich bald heraus, daß die Gräfin, mit den Kleidern ihres Gatten angethan, an seiner Stelle im Kerker zurückgeblieben war, und die Verfolgung des Grafen ward eifrig betrieben, aber er brachte sich glücklich in Sicherheit. Vor Gericht gestellt, wurden die Gräfin wie ihre Tochter freigesprochen. Horace Bernet hat die heroische That der Gräfin in seinem Bilde „Die Flucht aus der Conciergerie“ verewigt; das Gemälde prangte, neben anderen Erinnerungen an die Zeit Napoleons I., in dem Salon der jetzt verewigten Baronin Forget.

— Madame Jeanne Dienlaffoy, die Gattin des bekannten Orient-Forschers, wurde zum Ritter der Ehrenlegion ernannt. Gleich der Frau Sophie Schliemann, der Gattin des berühmten deutschen Forschers, hat sie an den Entdeckungen ihres Gemahls, besonders an seinen Ausgrabungen in Susa, rühmreichen Antheil gehabt. In Männerkleidung begleitete sie ihren Gatten auf allen Excursionen, die zum Theil sehr gefahrvoller Art waren, erlernte die Landesprachen und vermittelte so den Verkehr mit den vielen Hunderten von Arabern und Persern, welche bei den Ausgrabungen beschäftigt wurden. Das letzte Resultat dieser Ausgrabungen war die Entdeckung eines Palastes der alten Meber-Könige; mit den hier gefundenen Alterthümern wurden dreihundert Kisten gefüllt und nach Frankreich geschickt. — Die Zahl der weiblichen Ritter der Ehrenlegion ist, wie beiläufig bemerkt sei, sehr beschränkt und die Auszeichnung daher für Frauen eine ungleich größere, als für Männer. Außer acht barmherzigen Schwestern gehören jetzt nur fünf Franzöfinnen der Ehrenlegion an.

— Madame Standish, eine in der vornehmen Pariser Welt wohlbekannte Dame, ist zu Abcott in England, wo sie mit ihrem Gemahl eine Villa bewohnte, von einem schweren Unfall betroffen worden. In der Nacht brach in dem Gebäude Feuer aus, das schnell um sich griff, und das Ehepaar vermochte sich nur dadurch zu retten, daß es in einer Höhe von fünfzehn Metern aus dem Fenster sprang. Madame Standish erlitt hierbei zahlreiche Contusionen, indessen keine ernsthaften Verletzungen. Ihre Kammerfrau, die vor dem gefährlichen Sprunge zurückbliebte, kam in den Flammen um.

**London.** — Zur Erinnerung an das bevorstehende fünfzigjährige Regierung-Jubiläum der Königin Victoria wünscht die hohe Geistlichkeit Englands ein „Kirchenhaus“ zu errichten. Dem Comité, das sich zu diesem Zwecke gebildet hat, gehören eine Reihe von Staatsmännern und die vornehmsten Edelleute des Landes an. Das Kirchenhaus soll nach der Ansicht des Bischofs von London eine sehr wertvolle und wichtige Institution werden; hier soll das Volk über jede Art von kirchlichen Angelegenheiten Aufschluß erhalten, und dorthin jede Kirchen-Gemeinschaft alle diejenigen Mittheilungen richten, deren Verbreitung wünschenswerth erscheint. Das Gebäude soll einen großen, dreitausend Personen fassenden Saal und zwei kleinere, für eine Versammlung von fünfshundert Köpfen Raum bietende Säle erhalten. Die erforderlichen Kapitalien sollen durch Sammlungen aufgebracht werden, an welchen sich auch die Aemter im Lande mit ihren bescheidenen Gaben beteiligen dürfen.

— In der Kapelle des heiligen Ludwig auf Portman Square erfolgte kürzlich die Communion der Prinzessin Helene von Orleans, dritten Tochter des Grafen von Paris. Der Cardinal Manning, welcher die heilige Handlung vollzog, erinnerte daran, daß hier auch das gegenwärtige Haupt des königlichen Hauses von Frankreich, zur Zeit, als Ludwig Philipp in England eine Zuflucht gesucht, die erste Communion empfangen habe. Die unscheinbare Kapelle, 1793 durch französische Emigranten begründet, war das erste katholische Gotteshaus in London.

**Rom.** — Ein schreckliches Schicksal hat die in Italien rühmlichst bekannte Tänzerin Isolina Torri betroffen, welche als Prima Ballerina mit einer italienischen Opern- und Ballet-Gesellschaft auf einer Reise durch America und Australien begriffen war. In Montevideo hatte sie das Unglück, von den schwarzen Platten befallen zu werden; wochenlang lag sie krank, und als sie endlich genes, war sie — blind geblieben. Die italienischen Blätter widmen der unglücklichen Künstlerin Worte des tiefsten Bedauerns.

**Petersburg.** — Eine Frau Rosatowa, die in Deutschland Naturwissenschaft studirt hat, gedent aus eigener Initiative und mit eigenen Mitteln eine Forschungsreise nach Centralasien in's Werk zu setzen. Dieselbe soll zwei Jahre dauern.

**Newyork.** — Die Witwe des General's Grant hat von Mr. Webster, dem Verleger von Grant's „Geschichte des Bürgerkrieges“, wieder 150,000 Dollars, als zweite Zahlung des ihr zumommenden Antheils an dem Gewinn aus dem Verlaufe des Werkes, erhalten. Die erste Zahlung betrug 200,000 Dollars, und nach Angabe des Herrn Webster sollen in einigen Monaten nochmals 100,000 Dollars oder mehr an Mrs. Grant anbezahlt werden, sodas sich ihr Antheil dann auf etwa 500,000 Dollars stellen wird.

— In Philadelphia giebt es acht weibliche Aerzte, deren jährliches Einkommen insgesammt auf hunderttausend Mark geschätzt wird. Im Durchschnitt also erwirbt jede der Damen sich ein Einkommen von zwöf- bis dreizehntausend Mark. — Eine Dame, die in Boston ihre medicinischen Studien gemacht, wurde zur Leibärztin der Königin von Korea berufen.

— In den Vereinigten Staaten sind mehr als zweihundert Frauen in der Tages-Journalistik thätig. Davon kommen auf die südlichen Staaten einige fünfzig, die kürzlich einen „Frauenbund der südlichen Presse“ gebildet haben.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Mode vom December 1786.



Nach einem Stiche nach Duhamel aus dem „Cabinet des Modes vom December 1786“.

Diesen Winter wird die außerordentlichste Mannigfaltigkeit in den Ball-Toiletten und eine unbeschränkte Phantasie in deren Anordnung herrschen. Man verpicht sich viel von der Zusammenstellung zweier Gewebe, eines etwas schweren und eines sehr leichten. Unter den schweren Geweben sind die schönen Pofins zu nennen, welche auf pferischblüthfarbenem Grunde breite Sammetstreifen von der Farbe des Geranium und jenem röthlichen Gelb zeigen, das in Frankreich chevoix de la Reine heißt. Die Taille aus deraartigen Stoffe, mit ganz kurzen Aermeln, verziert eine Prestellen-Garnitur aus bloßrota Tüll. Eine weite Tüll-Draperie legt sich quer über den Rock, gestrafft durch Quirlanten großer, die Hüancen des Kleides wiederholender Sammetrosen. Eine gleiche Quirlante umzieht die Taille und



schmückt als Halbkranz das Haar. Während man diese Toiletten durchweg ohne Schleppe trägt, kündigt sich für ältere Damen die abgerundete und mit dem Rock in Zusammenhang geschnittene Halbchlepppe an. Zu Kostümen dieser Art werden die schönen Lyonser Gewebe mit breiten, aus verschiedenfarbigem Sammet componirten Streifen vorzugsweise verwendet. Ihre Garnitur besteht aus Jet-Stickerien auf Tüll, dem man nach Belieben eine hellere oder dunklere Unterlage giebt.

Das dargestellte Futteral enthält eine reizende Auswahl der so modernen Schmuckabehn, welche ihren Platz in Vestfeschleifen, an den Stehfragen, in Fräusen, an Gürtelbändern u. s. w.



finden. Dieselben sind circa 5 Cent. lang und zeigen als Kopf hier tierliche, aus Perlen und Steinen gebildete Käfer und Schmetterlinge, dort Trauben, ein Akeblatt oder einen Champignon aus Perlen. Ein in Gold modellirtes Engelsköpfchen wechfelt mit Thierfiguren, ein aus kleinen Brillanten gebildeter Halbmond mit dem bekannten Mauseifen; besonders originell aber wirken die schwarz emailirten Masken, deren Augenhöhlen je ein kleiner Diamant füllt, und ein aus Brillanten und einer Perle gebildetes Fragezeichen. (Byzanzquelle: A. Werner, W. Feitridt, 187.) Weniger kostbar, aber nicht minder originell sind die gleichem Zwecke dienenden Vögelchen, bei denen der Körper aus Emaille, Flügel und Schwanz





aus nancirtem Seidenstoff bestehen. In Huttschleifen oder zwischen den Spitzen des Phantasie-Muffs findet sich ein Bögelfchen sein kleines Nest. (Bezugsquelle für die Hütchen: J. Michalek, W. Feigler Str. 30-31.)

Nachdem die Capote Manon sich überlebt hat, ist die Capote mit vieredigen Kopfe an ihre Stelle getreten. Den Kopf bedeckt ein grauer, gereifter Velours, dessen schmale Streifen durch eine feine Stahl-, Silber- oder Goldlinie von einander getrennt werden. Die Basse der Capote besteht aus Stahl- oder Silberbügelchen, untermischt mit Ebenholz-Tupfen. Eine leichte Schleife aus theerfarbenem Band und weiße Vogelflügel schmücken das reizende Hütchen in der vorderen Mitte.

# Neue Handarbeiten

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Als wir die ostfriesische Flachschneiderei zuerst in der Nummer vom 14. März 1881 bei unseren Lesern eingeführt, hat dieselbe so viel Anklang gefunden, daß wir nicht allein in dem technischen Nummern die verschiedensten, zu ihrer Verwendung geeigneten Gegenstände darstellten, sondern auch an dieser Stelle eine Anleitung nebst Material (siehe die Nummer vom 30. October 1882) brachten. Größer und vollständiger noch, als der in



der zweiten December-Nummer 1884 veranschaulichte Handwerkskosten der Firma Spielhagen, bietet unsere heutige Vorlage aus hellem Eichenholz, außer guten englischen Stahlmessern, helle und dunkle Weizen, zweierlei Wachs, Pinsel, Bürsten, Schleifstein, eine Schraubzwinge nebst Buchsbaumhammer, sowie eine Anzahl Vorlagen und eine gedruckte Anleitung zur Schneiderei. Je nachdem man den Kästen mit oder ohne die beiden hier beigelegten Holz-



tafeln verlangt, welche an einer Vorzeichnung den Gang der Ausführung stufenweise erläutern, erhöht sich der Preis von 20 auf 25 M.; auch werden diese instructiven Holzblättchen einzeln (zum Preise von 5 M.) abgegeben. Die kleinen, durch unsere Abbildungen veranschaulichten Gegenstände, — Ducker, Thermometer, Lineal, Servietten-Ring, Anäueltonne, — sollen zur Verzierung derselben anregen, da dergleichen praktische Dinge stets willkommenen Gaben bilden und die Arbeit für die darin Geübten ebenso unterhaltend wie rasch fördernd ist. Handwerkskästen, sowie für Schneiderei geeignete Gegenstände aller Art, mit oder ohne Vorzeichnung, angefangen und vollendet, sind zu beziehen durch Frau Clara Roth, W. Wilhelmstr. 139.

Raum giebt es ein geeigneteres Material, um mit geringem Aufwande von Arbeit eine künstliche, vor Allem eine gute, coloristische Wirkung zu erzielen, als die von England aus schon vor Jahren bei uns eingeführte Crewel-Wolle. Bereits in den Nummern vom 24. Nov. 79, 8. Dec. 79 und 31. Mai 80 zeigten



wir an den schönen Arbeiten, welche aus der school of Art Needlework in South Kensington stammten, eine muster-gültige Verwendung

derselben, und der in der Nummer vom 16. Juni 79 veröffentlichte Artikel Julius Lessing's gab die Anregung, dem Beispiel dieser

Schule zu folgen. Ganz besonders reizvoll ist die Arbeit nach eigenen Entwürfen. Auf Seide, Wolle oder Leinen bringt man aus freier Hand eine Zeichnung an, meistens stilisirt und phantastische Blumen- oder Blattformen, und führt dann die Arbeit in losen Stichen nach Farbewahl aus. Das Material ist so vorzüglich, daß man selten einen Fehlgrieff macht, und in neuerer Zeit hat es noch bedeutend an Werth gewonnen, da man die Crewel-Wolle jetzt ganz wuschicht herstellt. An der Schürze mit Pfauenfeder-Verzierung zeigen wir ein originelles Beispiel solcher Arbeit, ebenso an der mit einem Klein von Streublumen bedeckten Nachttasche und dem Ueberhandtuch mit phantastischen Blüten und Blättern. (Bezugsquelle: Sedwan, C. Breite Straße 25 u. 26.)

# Briefmappe

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

## Fragen.

**Obstpasten.** — Wie werden am besten und einfachsten die so beliebten, für den Winterverbrauch zu Thee und Dessert so nützlichen Obstpasten schmackhaft angefertigt? Frau v. St.

## Antworten.

**Propheetentuchen (369).** — Hierzu sind erforderlich: 1/4 Kilo Mehl, 1/2 Kilo Butter, 10 ganze Eier, 16 Gr. Salz, 25 Gr. Zucker, 50 Gr. Hefen und ein halber Löffel Sahne. Mit dem in lauwarmem Wasser aufgelösten Hefen und dem vierten Theile des Mehles macht man ein weiches Hefenstück, siebt das übrige Mehl auf den Tisch, macht in der Mitte eine Vertiefung, pflückt die Butter hinein, thut Zucker, Sahne, Eier und Salz dazu und verarbeitet Alles zu einem glatten Teige. Dann schüttet man das inzwischen aufgegangene Hefenstück hinzu, knetet die ganze Masse noch einmal tüchtig durch und thut sie in einen mit Mehl bestreuten Napf. Nachdem dieser oben ebenfalls mit Mehl bestreut ist, bedeckt man ihn mit einer Serviette und darüber mit einer Schüssel und läßt ihn 12 Stunden an kaltem Orte stehen. Man wird also gut thun, diese Vorbereitungen Abends vorzunehmen, um den Teig dann am nächsten Morgen abermals auf mehlfestbestäubtem Tische durchzuwirken. Nachdem er wiederum einige Stunden geruht hat, nimmt man ungefähr den vierten Theil ab, formt das größere Stück zu einem runden Brode, legt es auf ein mit Butter bestrichenes Bret und macht in die Mitte des Kuchens eine Vertiefung. Jetzt wird der andere Theil der Masse ebenfalls rund geformt, an den Seiten flach, in der Mitte sich erhöhend. Dieses Stück stürzt man wie eine Art Deckel auf das Erstere, sodas die dickere Mitte des kleinen Kuchens sich keilartig in die Vertiefung des größeren schiebt. Mit Ei bestrichen, wird der Kuchen nun sofort, ohne daß man ihn weiter aufgehen läßt, in heißem Ofen in einer Stunde gebacken; auch kann man ihn, damit er höher wird und

nicht auseinander läuft, in eine mit Butter ausgestrichene Casterolle füllen.

**Ofenhürne.** — Die gebräuchlichen Ofenhürne aus Metall haben den großen Nachtheil, daß sie keinen Schutz gegen die ausstrahlende Gluth gewähren, und man hat deshalb schon früher daran gedacht, das Metall durch einen schlechten Wärmeleiter, Holz, zu ersetzen. Diese Versuche bewährten sich indessen nicht, weil infolge der Hitze die Schürne aus Holzplatten schnell Spalten und Risse erhielten, also unbrauchbar wurden. Seit einiger Zeit aber giebt es im Handel Ofenhürne aus Holz, die, Dank ihrer eigenartigen Construction, hohe Temperatur-Grade ohne jeden Nachtheil aushalten. Die Rahmen sind aus gespaltenen Hölzern, die Füllungen aus geriffelten, in einander greifenden, unsichtbar, doch fest mit einander verbundenen Stäben hergestellt. Die der Ofenluth zugewendete Rückseite ist durch eine Füllung mit unverbrennlicher Masse geschützt, und zwischen Vorder- und Rückwand befindet sich eine stille Luftschicht. Die Schürne, von Davids und Comp. in Hannover fabricirt, sind in allen möglichen Holz-Tonarten und mit den mannigfaltigsten Verzierungen der Vorderseite (Malerei, Beschlag in Bronze, Ridel u. s. w.) zu haben. Vor den Metallhürnen besitzen sie, abgesehen von der erhöhten Schutzkraft gegen die Hitze, den Vorzug größerer Eleganz und bequemer Handhabung. R. S.

**Pfefferrübe (329).** — 3 Pfd. Syrup, 1 Pfd. Zucker und 1/2 Pfd. Butter werden durch Kochen vermischt und in noch warmem Zustande mit 4 Pfd. Weizenmehl, 1 Eßlöffel gestoßenem Jümmel, ebenso viel pulverisirter Apfelsinenschale, 1 Theelöffel gutem englischen Gewürz und 25 Gramm gereinigter Potasche zu einem festen Teig verarbeitet, den man an einen warmen Ort stellt und nach 12 Stunden umknetet. Nach abermals 12 Stunden wiederholt man dies und formt dann aus dem Teige wallnussgroße Kugeln, die man ziemlich weillässig, da sie im Ofen sehr auseinander gehen, auf ein Backblech legt und bei gelinder Hitze bäckt, auch sogleich nach dem Backen vom Bleche löst. In einem verdeckten Gefäß aufbewahrt, erhalten sich die Pfefferrübe lange Zeit wohlschmeckend. Langjährige Abonnentin.

**Garnaten-Suppe.** — Man kocht nach Bedarf von Rindfleisch eine helle, wohlschmeckende Suppe und spült, wenn sie beinahe fertig ist, 1 1/2 Liter Garnaten (ganz kleine Sectrebe, im Volksmunde fälschlich „Granaten“ genannt) tüchtig in frischem Wasser ab, läßt sie abtropfen und dann in brausend kochendem Wasser, welches mit Salz versehen ist, hineingleiten, um sie in demselben in einigen Minuten gar zu kochen. Darnach bricht man das Schwanzfleisch aus, legt es, mit ein wenig Bouillon überschüttet, in ein Schüsselchen und stellt es warm. Von den leeren Schalen der Garnaten und 1/2 Liter weißen Weines, am besten Rheinwein, kocht man in einer kleinen Casterolle eine Essenz und giebt diese kurz vor dem Anrichten zu der Fleischbrühe, um sie noch 20 Minuten mit durchkochen zu lassen. Im letzten Augenblicke giebt man die Brühe durch ein Sieb, legirt sie darauf noch mit 4 Eidottern und 3 Eßlöffeln guter, süßer Sahne und richtet sie nun über die vorher rasch in die Suppen-Terrine gelegten Garnaten-Schwanzchen an. D. S. W.

**Abonnentin in Niederlatz.** — Um der Wäsche Steife und Glanz zu verleißen, wache man auf 1/2 Pfd. besser Reishärte 2 Blatt Gelatine, einen gelblichen Eßlöffel Borax und 5 Pf. weißes Wachs, und zwar muß dieser hier angegebene Inhalt in etwa 1 Liter kochendem Wasser aufgelöst werden, bevor man die mit ein wenig Wasser klar acquirirte Stärke hinzusetzt. Diese Mischung ist für trockne zu härtende Leinwand, Stripes u. dgl. bestimmt; doch findet sich ein ausführliches Rezept in Nummer 21 vom 1. November 1883. P. G. S. in Hamburg. — Es giebt allerdings chemische Mittel, um Weinflecke aus echtem Sammet zu entfernen; da man aber bei selbständigen Versuchen das Nebel fast immer vergehert, so empfiehlt es sich hies, den beschädigten Gegenstand einer geschickten Flecken-Reinigungsanstalt zu übergeben, in Berlin: Spindler oder Jullin.

**Norddeutsche im Auslande.** — Daß wir interessanten Babe-Erinnerungen nachhaken sollten, betrachten Sie doch wohl selbst nur als einen Scherz! P. S. in G. — Verblühten Dank, doch ist die Frage wohl zur Genüge erörtert.

**N. v. P.** — Bereits in Nr. 21 ist auf die geschnittenen und gepunzten Leder-Arbeiten von Gustav Fröhliche, Isl. Hofbuchbinder in Leipzig, hingewiesen worden. Auch Muster für Handbuch-Kästen und Tischschirme, wie practisch eingerichtete Werkzeug-Kästen sind von der Firma zu beziehen.

**Junge Braut.** — Um ein Bouquet andauernd schön zu erhalten, genügt Abends das Anhängen einer rothen, nicht zu dunklen Ampel oder des Brennens von Lampen, die mit roth geläuteten Glöden versehen sind. Am Tage erfüllen leichte, rothleuchtende Sag-Gardinen an den Fenstern denselben Zweck.

**Abonnentin in Heidelberg.** — Carbon-Natron-Oefen, deren in Nr. 20 Erwähnung geschah, sind durch das Wirthschafts-Magazin von Coblenz, Berlin, Leipziger Str. 88, zu beziehen. Die Preise stellen sich, je nach der Ausattung, auf 24 bis 120 M. Die präparirte Kohle kostet pro Centner M. 12, die Anständer pro 100 Stück M. 1.50.

**Frau Anna in G.** — Vielen Dank; doch findet sich dieselbe Idee bereits als Roben-Rotiz in der ersten November-Nummer d. Z.

Zu dieser Nummer gehört für die Abonnenten der großen Ausgabe ein Modenbild und ein Kinderbild.

Von der „Illustrierten Frauen-Zeitung“ erscheinen jährlich 24 Unterhaltungs-Nummern zu je 2 bis 2 1/2 Doppelbogen, 24 Moden-Nummern, 12 Schnittmuster-Beilagen und 12 farbige Modenbilder; vierteljährlicher Abonnements-Preis 3 M. 50 Pf. (1 Gulb. 50 Kr., mit Postzusendung 1 Gulb. 80 Kr.). Die Fest-Ausgabe bringt ferner jährlich 12 Kunstblätter „Bildermappe“; das Heft (24 jährlich) kostet 50 Pf. (30 Kr.). Die Ausgabe mit allen Kupfern (jährlich 36 farbige Modenbilder, 12 Kostümbilder und 12 farbige Kinderbilder) kostet vierteljährlich 4 M. 25 Pf. (2 Gulb. 55 Kr., mit Postzusendung 2 Gulb. 85 Kr.). — Alle Buchhandlungen nehmen jederzeit Bestellungen an, mit Ausnahme für die Fest-Ausgabe auch alle Postanstalten.

## Anzeigen

falls solche nicht als für die „Illustrierte Frauen-Zeitung“ ungenügend von uns angegeben werden sollten. Indes in dem Preise von 1 Mark für die einpaltige Renzreise-Heile oder deren Raum Aufnahme, soweit der dafür bestimmte Platz reicht. Annahme der Anzeigen in allen Annoncen-

Bureau, sowie in den Expeditionen der Illustrierten Frauen-Zeitung zu Berlin W., Potsdamer Straße 38, und zu Wien I., Döbnerstraße 3. Interessenten erhalten das Blatt kostenfrei mit der Post zugesandt, so lange der Subscriptions-Auftrag dauert.

# DER GUTETON

IN ALLEN LEBENSLAGEN. Ein Handbuch für den Verkehr in der Familie in der Gesellschaft und im öffentlichen Leben von Franz Ehardt. Zehnte verb. Aufl. Prachtwerk in Lex-8°. Gedruckt in 2 Farben auf Velinpapier mit vielen Vignetten. 51 Bog. eleg. geb. mit Goldschm. 10 Mk. — II. Teil. Unserer Frauen Leben. 24 Bog. geb. 6 Mk. Prosp. gratis u. franco. Zu beziehen durch alle Buchh. oder direkt portofrei vom Verleger JULIUS KLINKHARDT in LEIPZIG und BERLIN W., 25.

**Wunder der Optik.** Neue vorzüglichste Laterna magica (gesellschaftl. gesch.) mit 70 Rotations-Bildern als: Rothkäppchen, Geologie, Völkerkunde, Robinson, Scherzfiguren etc. mit Text zur interessantesten u. belehrendsten Unterhaltung für Kinder u. Erwachsene, 6 Pass grosse helle Bilder garantiert, versendet gegen Nachnahme oder Einsendung von M. 16 zoll n. portofrei das Optische Institut v. D. Brauckmann, Hamburg 5.



Die lithographische Kunstanstalt von **Grimme & Hempel, Leipzig**, empfiehlt neben ihren bisherigen Specialitäten in Transparent-, Glas-, Blech- und Papier-Placaten, ihre so schnell beliebt gewordenen

# Imitirten Glasmalereien (Diaphanien)

eigener Fabrication — bester und billigster Ersatz für Glasmalerei in unübertroffener Farbenwirkung, als elegante Fenster- und Glashüthren-Decorations für Privathäuser, Hotels, Casinos, Weinstuben u. s. w.

Außer unseren neuesten Sujets: Se. Maj. der Kaiser, Se. Maj. der König von Sachsen, Se. K. K. Hohheit der Kronprinz, Fürst von Bismarck, Graf von Moltke etc. etc., bilden hervorragende Heldenpostalben, Grössen der Literatur- und Kunstgeschichte, Heiligen- und Gensbilder das reiche Sortiment; — die Sujets sind von ersten Künstlern ausgeführt.

Eingefaßt als Vorsetzer oder Hängebilder, zwischen doppelten Scheiben, fast unzerstörbar, werden vielfach folgende Grössen, zu den beigedruckten Preisen geliefert:

Größe	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10
Maass	27/43	33/49	37/53	41/57	49/65	29/29	35/35	39/39	43/43	51/51
mit imit. Einfass.	M. 7.50	10.50	12.75	15.25	20.75	5.75	8.—	10.—	12.25	17.—

Vorstehende Preise erhöhen sich für Einfassung mit bunten Gläsern in echter Verbilligung um ca. 10%, mit echter Latronfassung um ca. 25%. Aussergewöhnliche Grössen (einzelne Scheiben oder ganze Fenster, welche durch jeden Glaser eingesetzt werden können), berechnen sich, dem Quadratinhalt entsprechend, nach obigen Preisen. Besonders reich complirte Ausstattungen (mit geschlitztem Holzrahmen etc.) unterstehen vorheriger Calculation. Ausserdem liefern wir auch Bilder in der bekannten Aotzmanner, welche demselben das Aussehen von matt goldzittern oder geschliffenen Zeichnungen verleiht. Auszüge aus unserem Haupt-Catalog stehen auf Verlangen franco zu Diensten.



Illustrirte  
**Frauen-Zeitung.**

Nr. 24, 1. Blatt.

Monatlich zwei Hefen.  
Dierteljährlich 2½ M. = 1½ Guld.

Berlin, 16. December 1886.

(Ausgabe mit allen  
Kupfern: 4¼ M. = 2 Guld. 55 Kr.)

XIII. Jahrg.



*Milla Kupfer-Bergor*



Nachdruck verboten.

## Auf der Sandinsel.

Erzählung von Friedrich Meißner.

Die Insel mißt in der Länge nur ungefähr eine Viertelmeile, ihre Breite aber ist niemals bestimmt anzugeben, weil dieselbe durch jeden Wechsel von Ebbe und Fluth, durch jeden neuen Sturm entweder vergrößert oder verkleinert wird. Die einzigen menschlichen Wohnungen auf der Insel sind zwei niedrige Häuser, von denen das eine nach Südwesten, das andere nach Osten schaut, und die so weit von einander entfernt liegen, als die sandige Oberfläche der Insel dies gestattet. In geringer Entfernung von jedem der beiden Insel-Enden ragen spitze Felsklippen aus der See empor, seltene Erscheinungen in den holländischen Küstengewässern; die Schiffer meinen, daß ohne diese beiden festen Stützpunkte das kleine Eiland längst den gefährigen Fluthen zum Opfer gefallen wäre. Wie dem auch sei, jedenfalls rechtfertigen diese Klippengruppen den Gedanken, daß die beiden Häuschen nur deshalb auf die äußersten Enden der Insel hingesezt worden sind, weil ein fester Grund und Boden dort wenigstens in der Nähe war. Denn auf der ganzen Insel findet sich sonst nur Sand, nichts als Sand. Und wenn der Sturm recht unbändig wüthet, dann reicht die tosende Fluth vom Norden her den brausenden Wassern im Süden der Insel, zwischen den beiden Häuschen hindurch, die Hand; dann erbebt die kleine Insel und sinkt in sich zusammen in zitternder Furcht vor dieser Verbrüderung; scheint es dann doch, als sei der Ocean gar nicht gewonnen, diesen Handdruck wieder zu lösen, ehe er nicht das letzte Sandkorn hinab in die Tiefe gerissen.

In dem einen der beiden Häuschen wohnte vor ungefähr zwei Jahren der Fischer Jan Meyen mit seinem Weibe Katharine; in dem andern wohnte auch ein Fischer, Michel Santink, mit seiner Frau und mehreren Kindern.

Jan Meyen war eines Nachmittags im Monat Mai mit seinem Weibe in einem kleinen Ruderboot vom Festlande herübergekommen, um das Häuschen auf dem Südwest-Ende der Insel in Augenschein zu nehmen. „Hier wollen wir diesen Sommer über wohnen, Käthe“, sagte Jan, nachdem sie das nur aus einem Raume bestehende Innere des einfachen Bauwerkes besichtigt hatten; „siehst Du, hier kann das Bot des Abends prächtig binnen laufen; und zum Herbst, wenn ich Geld genug verdient habe, dann gehen wir wieder hinüber nach Westerland, und da können wir den ganzen Winter wie Wynheer und Wyfrouw leben.“

„Ich möchte wissen, weshalb das Haus nur auf der einen Seite Fenster hat“, bemerkte Käthe. „Man muß erst aus der Thür hinaus und um die Ecke hier gehen, wenn man das Land sehen will.“

„Nun, es wird wohl ein schnurriger Klau gewesen sein, der sich die Hütte hier aufgebaut hat, und vielleicht war ihm gar nicht einmal etwas daran gelegen, das Land zu sehen“, antwortete Jan.

In der nächsten Woche, zu Anfang des Juni, zogen die jungen Eheleute mit ihren geringen Habseligkeiten in das Fischerhäuschen, und gleich am folgenden Tage segelte Jan Meyen in seinem halb gedeckten, groben Bot, „Die goldene Tulpe“, die Küste des Festlandes auf und nieder, um Delfische zu fangen, eine Art kleiner, außerordentlich grätenreicher Weißfische, die an den holländischen Küsten in unermesslichen Scharen gefangen und lediglich zur Gewinnung von Fischthran verwendet werden. Die „Goldene Tulpe“ stand im Dienste der großen Fischer-Yacht „Menhaden“; beide Fahrzeuge trieben den Fang gemeinschaftlich, Jan Meyen's Bot aber hatte außerdem jeden Abend sämmtliche gefangene Fische an die Ausladestelle zu schaffen.

Die Sonne war bereits untergegangen, als Jan mit Hilfe eines Schiffsjungen, den er sich zu solchem Zwecke stets von dem „Menhaden“ zu leihen pflegte, das Bugspriet der „Goldenen Tulpe“ gegen das Festland richtete. Auf einer niedrigen Landzunge, die gegen dreitausend Schritte in die See hinauslief, stand die Fischthran-Fabrik. Hölzerne Vollwerke ermöglichten das Herankommen der Bote und zugleich das schnelle Löschen ihrer Ladung. Eine Strecke vor dem Ausladeplatze stieß Jan in ein Blechhorn, um den Leuten am Lande seine Ankunft zu melden. Die Fische, bereits in hölzernen Wütten befindlich, wurden mit Hebe- Werkzeugen in Karren geschafft und dann, ein hölzernes Schienengeleise hinauf, in den finsternen Eingang der Fabrik gezogen, in welchem auf diese Weise Millionen auf Millionen von Fischen verschwanden, und aus welchem dann wieder Tausende von Fässern voll Thran zum Vorschein kamen.

An jenem Tage hatten die beiden Fahrzeuge zusammen sechzigtausend Fische gefangen. Jan's Antheil an dem Gewinn betrug sechzehn Gulden, und er beeilte sich, die frohe Botschaft nach Hause zu bringen. Käthe erwartete ihn am Strande. „Sechzehn Gulden den

Tag!“ rief er ihr vergnügt zu. „Hör', Käthe, wenn das so weiter geht, dann können wir diesen Winter aber wahr und wahrhaftig als Wynheer und Wyfrouw leben!“

„Ich bin so froh“, lächelte sie; „aber es wird auch schlechtes Wetter kommen, Sturm und Regen, dann kannst Du nicht fischen gehen, und solche Tage, Jan, sind dann meine Sechzehn-Gulden-Tage!“

Jan blickte sein junges Weib weich und zärtlich an. „Schon am ersten Tage also hast Du Dich einsam gefühlt?“ fragte er.

„Wenn man kein lebendes Wesen um sich hat, mit dem man ein Wort reden kann, dann wird einem der Tag recht lang. Doch jetzt bist Du ja da; laß uns nicht weiter davon sprechen.“

„Ich will nach dem Abendessen hinüber zum Lande, Käthe; wir haben jetzt langes Zwielficht, und ehe die Nacht kommt, bin ich wieder hier.“

„Laß mich mit Dir fahren, Jan!“ bat die junge Frau.

Er zögerte ein wenig mit der Antwort, dann entgegnete er: „Es geht nicht, liebe Käthe; ich nehme die kleine Zolle und komme beladen wieder zurück. Da ist kein Platz für Dich.“

Käthe schwieg; es schmerzte sie, daß er ihr die Bitte abgeschlagen, und als Jan sich aufmachte, ließ sie ihn gehen, ohne ihn zum Strande zu begleiten. Aber eine Weile, nachdem er die Insel verlassen hatte, setzte sie sich draußen auf den Sand und schaute ihm nach, so lange sie noch einen dunklen Punkt in der Ferne unterscheiden konnte.

Das Zwielficht verschwand, aber die Nacht blieb hell. Zwei Stunden mochten vergangen sein, da hörte Käthe, die bei einem Lichte in der Hütte saß, den Ruf eines dünnen, klagenden Stimmchens. Sie stand auf und öffnete die Thür; auf der Schwelle lauerte ein junges, weißes Käzchen, das sich mit gekrümmtem Rücken erhob, am Thürpfosten sich reibend hereinkam und dann schmeichelnd um ihre Füße schnurrte. Käthe's Erstaunen hätte nicht größer sein können, wenn ein Seehund Einlaß in das Häuschen begehrt hätte. Draußen fuhr ein unruhiger Wind in Stößen über das Meer; jetzt blies er kurzathmig aus Süden, dann kam eine Mähe voll aus Westen, dann flauete er wieder ab, um schließlich frisch und kräftig aus Norden her zu schnauben.

Käthe nahm das Käzchen in ihre Arme; sie setzte sich wieder nieder, lauschte auf die Töne des Windes, streichelte das Thierchen und wunderte sich darüber, wie dasselbe hierher gekommen sein konnte. Aber lange hatte sie keine Ruhe; sie ging hinaus und schloß die Thür hinter sich. Der Himmel hatte sich bezogen; nur im Westen war er noch klar und hell. Die Wolken hingen so niedrig, daß sie fast an das Dach ihres Häuschens rührten, wie Käthe meinte. Es kann nicht mehr lange dauern, dann geht die See hoch, dachte die junge Frau mit beklommenem Herzen; Jan muß sich eilen, sonst kann er mit der Zolle nicht mehr zurückkommen!

Im Süden, wo das langgestreckte Festland liegen mußte, thürmte sich's schwarz empor, wie ein mächtiges Gebirge, und sahles Wetterleuchten zuckte und schoß von dort her empor, bis fast zum Zenith; es erschellte das unruhige Meer mit geisterhaftem Scheine und verlieh dem hügeligen Sande der Insel ein seltsam lebendiges Aussehen. Käthe ging, das Käzchen im Arme, hinunter zum Strande. Plötzlich stockte ihr der Athem; sie sah eine Gestalt, — es war Jan, der ein Faß über den Sand heranrollte. Sie lachte hell auf, theils über die Furcht, die sich ihrer auf einen Moment bemächtigt hatte, theils auch in glücklicher Freude darüber, daß sie nun wußte, weshalb er sie nicht hatte mitnehmen wollen; und die Käthe schnell niedersehend, eilte sie, ihrem Manne zu helfen.

„Ich wollte Dir etwas mitbringen, womit Du plaudern könntest, wenn ich draußen im Bot bin“, sagte Jan; „aber da hast Du ja auch schon eine Käthe.“

„Und Du? Was bringst Du denn da? Ein ganzes Faß Mehl!“ rief Käthe erstaunt.

„Nun, und warum nicht? Du hast heute Abend von Stürmen und von schlechtem Wetter gesprochen, und das brachte mich auf den Gedanken, daß es doch wohl gut wäre, wenn ich bei Zeiten ein wenig vorsorgte. Und der Abend wäre auch nicht so bald wiedergekommen, an dem ich Lust gehabt hätte, mit einem Faß Mehl in der Ruchschale da vom Lande herüber zu rudern.“

„Und warum sagtest Du mir nicht, weswegen Du noch an Land wolltest, Jan?“ fragte Käthe, indem sie sich niederbeugte, um das Faß den Strand hinaufrollen zu helfen.

„Weil ich Dich überraschen wollte“, entgegnete Jan kurz.

Diese kleine Störung des ehelichen Friedens war die einzige Wolke, die sich in jenem Sommer an dem klaren Himmel der jungen Eheleute zeigte. An jedem Morgen fuhr Jan Meyen zu seiner Arbeit hinaus auf das Meer, und Tag für Tag saß Käthe zu Hause allein, hielt die Wirthschaft in Ordnung und wartete auf den heimkehrenden Gatten, wenn es Abend wurde. Zuweilen

wanderte sie auch hinüber auf das andere Ende der Insel und machte den Nachbarn einen Besuch; dann aber mußte sie stets die Zeit der Ebbe wählen, denn bei Hochwasser war der Sand zu naß. Oft auch, wenn sie einsam auf ihrer Thürschwelle saß, sah sie fröhliche Gesellschaften in Boten, Yachten und auf den kleinen Küstendampfern vorüberfahren, aber Niemand gerieth in die Versuchung, auf dem flachen, sandigen Eiland zu landen. Und so hatte sie nichts, als Sonne und Sand und die kleine verwiterte, hölzerne Hütte. Und die weiße Käthe. Das Thier gewährte ihr manche Zerstreuung und Erheiterung; es rieb sich an ihr und blinzelte sie an und miaute und purrte, dankbar für Käthe's Schmeichelworte und für die kleinen Fische, die ihm hingeworfen wurden.

Jan Meyen fühlte sich glücklich; er arbeitete angestrengt und unermüdet, und der Fang lohnte auf's Beste. „Wenn's heute noch eine gute Ladung abseht, dann sind die vierhundert Gulden voll, Käthe, und für den Winter hat es dann keine Noth“, sagte er eines Morgens, als er mit Aufgang der Sonne in die Zolle trat, um an Bord der in kurzer Entfernung vom Strande vor Anker liegenden „Goldenen Tulpe“ zu fahren. Dort angekommen, schwang er sich über die niedere Regeling, befestigte die Fangleine der Zolle hinten am Stern der „Tulpe“, und dann setzte er eilig das Großsegel. Beim Aufhissen schaute er hinüber nach seinem Weibe. Käthe stand am Strande; sie hielt die weiße Käthe in ihren Armen, und der frische Morgenwind ließ ihr die Mägenbänder um Kopf und Wangen flattern. Vom Festlande her wehte eine echte September-Brise; das grüngelbe, sonnenhelle Meer war mit unzähligen kleinen, schaumgekrönten Wellen bedeckt, die einander in tollem Sport zu verfolgen schienen. Die „Goldene Tulpe“ tanzte anmuthig auf dem bewegten Wasser, bis der Anker aus dem Grunde war und die Segel sich füllten; dann schoß sie vor dem Winde in schneller und stetiger Fahrt in die offene See hinaus.

Käthe fröstelte, als sie sich dem Hause wieder zuwendete. „'S ist kalt, Miez“, sagte sie, „und wir Beide haben's gern warm, nicht?“ Die Käthe schnurrte und lag ganz still in den Armen der jungen Frau, die mit schnellem Schritt in die Thür eilte.

Der Tag war ein Montag; Käthe hatte Wäsche zu waschen; viel war's nicht, und sie wünschte, daß es mehr wäre, damit die Arbeit den langen, einsamen Tag über vorhielte. Als sie später hinausging, um die Leine zu befestigen, sah sie in weiter Ferne die „Goldene Tulpe“, wie sie, ein weißer, schimmernder Fleck, im Kielwasser der Yacht „Menhaden“ am Horizont entlang segelte.

Der Wind gewann stündlich an Stärke; der Sand trieb stäubend in wellenartigen Streifen über die Insel, und Käthe's Wäsche peitschte dermaßen an der Leine, daß sie kurz nach dem Aufhängen wieder abgenommen werden mußte. Gegen Mittag sprang der Wind etwas herum; die vorher kurzen Wellen der Nordsee verwandelten sich in lang heranrollende Wogen, die einander immer häufiger folgten und endlich in donnernder Brandung die Insel umstanden. Käthe nahm den „Kieker“, das Fernrohr, herab und streifte Meer und Horizont ab. Nach einigem Suchen glaubte sie die „Goldene Tulpe“ erspäht zu haben.

„Das ist Jan“, sagte sie; „und er kommt binnen — endlich! Ich sehe deutlich den Flicken im Großsegel, den ich auf das Loch setzte, das der „Menhaden“ mit seinem Besans-Baum gestochen.“ Dann machte sie sich eifertig daran, alle Spuren der Wäscherei zu entfernen und das einzige Gemach des Häuschens zum Empfang des Herrn und Gebieters würdig herzurichten. Käthe war ein armes, verwaistes Fabrikmädchen gewesen. Sie hatte von einer eigentlichen Heimath niemals einen rechten Begriff gehabt, bis ihr das Recht der Theilhaberschaft an dieser jehigen geworden war. Und hierfür war sie unaussprechlich dankbar; die Dankbarkeit lag so fest in ihrer ganzen Natur begründet und füllte ihr ganzes Wesen in solchem Maße aus, daß sie sogar die Liebe überwog.

Der Wind wehte immer heftiger, und das Brausen der Brandung ward immer lauter. Käthe setzte eine Pfanne auf den kleinen eisernen Kochofen, um Fettluchen für den heimkehrenden Jan zu backen. Als sie das Mehl dazu aus dem Faße nahm, dachte sie an jenen Abend, als Jan dasselbe heimgebracht, und dann weiter, wie sie damals am nächsten Morgen ihren Mann ausgelacht, weil er gemeint, daß sie so lange auf der Insel bleiben würden, bis sie das ganze Faß Mehl verzehrt hätten.

„Und jetzt ist wahrhaftig nur noch der dritte Theil im Faße; aber das kommt davon, weil die Seeluft so hungrig macht“, murmelte sie, indem sie die Ofenthür öffnete und die Pfanne hineinschob.

„Und nun will ich einmal nach ihm ausgucken“, sagte sie dann. Die Käthe lag auf Jan's Lehnstuhl und blinzelte träge, als Käthe diese Worte an sie richtete. Die junge Frau hob das Fernrohr an ihr Auge, aber da sie



nichts sah, wuschte sie das Glas mit ihrer Schürze ab und schaute von Neuem hindurch. Am Horizonte segelte ein großes Schiff der Ferne zu; weiter war kein Fahrzeug zu erblicken. Sie suchte das ganze Meer ab, soweit ihr Gesichtskreis reichte. Umsonst. Jetzt dachte sie, daß sie wohl länger als sonst mit dem Zubereiten des Teiges beschäftigt gewesen sein müsse, sodas zwischen die „Goldene Tulpe“ Zeit gehabt habe, an dem oberen Ende der Insel anzulaufen. Und sie lachte still vor sich hin über ihre Einfalt, die sie hatte übersehen lassen, daß Jan bei einem solchen Wetter ja ganz unmöglich sein Bot hier auf dieser Seite zu Anker bringen konnte. Und wiederum ärgerte sie sich jetzt darüber, daß das Haus alle seine Fenster, — es waren ihrer nur zwei, — auf der einen Seite hatte. Sie hätte so gern Jan über den vom Winde gekräuselten Sand herankommen sehen, und der Sturm war doch zu ungestüm, als daß sie draußen auf ihn hätte warten können.

So verging wieder eine Stunde. Die Fettkuchen waren schön braun gebacken und standen nun oben auf dem Ofen. Das Abendbrot war bereit, aber Jan kam noch immer nicht. Draußen jagten düstere Sturmwolken über den Ocean, und der Abend begann zu dunkeln. Käthe hatte während der Stunde wohl ein Duzend Mal um die Ecke des Hauses gelugt, aber es war nichts zu sehen gewesen, als neu entstandene Sandwehen, die so hoch waren, daß sie vom nördlichen Strande nichts mehr zu erkennen vermochte. Jetzt entschloß sie sich, hinaus zu gehen bis auf die Höhe der Insel; sie zweifelte keinen Augenblick daran, daß sie, nachdem sie sich bis dahin durchgekämpft, die „Goldene Tulpe“ vor Anker liegen sehen und dann auch irgendwo ihren Gatten gewahren würde.

Ihre Füße versanken im losen Sande, und der Wind trieb sie mit einer solchen Gewalt vor sich her, daß ihre jugendkräftige Gestalt sich unter seiner Wucht beugen mußte. Der Seetang, den der Sturm aus dem Meere geworfen und allenthalben über das Eiland ausgestreut hatte, hemmte dabei jeden ihrer Schritte, sodas sie einige Male das Gleichgewicht verlor und niederstürzte. Ihr Haar, halb losgerissen, peitschte ihr schmerzhaft Augen und Gesicht, und halb geblendet erreichte sie endlich den niederen Kamm der Insel. Sie blickte den Strand entlang und dann hinüber zu dem kaum erkennbaren Festlande. Im Hafen von Westerlanden gewahrte sie undeutlich die dunkle Mastengruppe der dort liegenden Schiffe, sonst aber war nirgends ein Bot oder ein Segel zu erspähen.

„Er wird dort drüben binnen gelaufen sein, aus Besorgniß für sein Bot,“ dachte Käthe, „und so muß ich heute Nacht schon allein bleiben.“ Sie schauerte zusammen und lenkte ihre Schritte zurück, jetzt dem erbarmungslos daher schraubenden Sturm gerade entgegen. Der Aufdruck rauchte ihr den Athem, und sie mußte sich ab und zu umwenden, um nicht zu ertrinken. Rings um das Eiland donnerte die Brandung mit bestäubendem Tosen, und als sie ihre Thür erreicht hatte, bemerkte sie große, weiße Schaumfloden auf der Schwelle.

Die Kasse im Lehnstuhl stand langsam auf und gähnte, als Käthe eintrat, dann drehte sie sich dreimal um sich selber und legte sich wieder auf den vorigen Platz. „Miez, Miez, heute bist Du mein einziger Gesellschaftler,“ sagte Käthe, ihr großes Wollentuch ablegend; „jetzt aber laß mich dort sitzen.“

Das Abendbrot war kalt geworden, und während sie davon aß, dachte sie an Jan, wie er sich jetzt wohl einsam und verlassen fühlen würde, fern von seinem sorgenden Weibe; denn er war während des Sommers ein gar häuslicher Ehemann geworden.

Die ganze Nacht hindurch umtobten und berannten die rasenden Meereswogen die kleine Sandinsel, und als Käthe wachend und lauschend in ihrem Bette lag, kam es einige Mal über sie wie Seetrankheit, so rüttelte der Sturm an der niedrigen Hütte. „Gott stehe den armen Leuten bei, die in dieser Nacht draußen auf der See sind!“ murmelte die junge Frau leise, und dann wiederholte sie diese Worte mechanisch immer wieder von Neuem, in der unbestimmten Ueberzeugung, daß irgendwo draußen auf dem weiten Meere jetzt wohl arme Seefahrer mit den Elementen kämpften und göttlichen Schutz und Beistand recht nöthig hätten. Und dabei dachte sie gar nicht daran, für sich selber oder auch für ihren Gatten zu beten, den sie ja wohl geborgen drüben auf dem sicheren Festlande wähnte.

Gegen Morgen wurde der Wind schwächer und der Seegang infolge dessen etwas geringer, und sobald der Tag graute, machte sich drüben im Hafen das tüchtigste Bot auf und ging, um Umschau zu halten, in See.

Jan Meyen hatte gegen Mittag des vorhergehenden Tages, kurz vor dem Umspringen des Windes, eine Ladung von zwanzigtausend Fischen vom „Menhaden“ in sein Bot aufgenommen. Der Schiffsjunge aber, der ihm sonst immer beim Landen der Fische behülflich gewesen, klagte über heftigen Zahnschmerz, und so hatte sich Jan, der ein tüchtiger Seemann war, entschlossen,

die ohnehin geringe Ladung bei dem günstigen Winde allein zur Fabrik zu schaffen und den Jungen an Bord des „Menhaden“ zurückzulassen. Aber als der Abend herniedersank, waren weder die Fische in der Fabrik abgeliefert worden, noch die „Goldene Tulpe“ in den Hafen zurückgekommen. In dem großen, seetüchtigen Bot, welches mit Tagesanbruch auslief, befanden sich die Leute von der Nacht „Menhaden“ und einige andere, mit Jan Meyen befreundete Schiffer und Fischer, die sich aufgemacht hatten, um den Vermissten zu suchen.

„Dort drüben brauchen wir nicht erst anzufragen,“ sagte einer von ihnen, mit dem Daumen nach der Insel weisend, an der man soeben vorübersegelte. Der Mann am Ruder schüttelte den Kopf: „Laßt das arme Weib schlafen, so lange es noch schlafen kann!“

Aber Käthe schlief nicht mehr. Der anbrechende Tag hatte sie schon draußen bei den Klippen gefunden. Sie hatte das Auslaufen des Botes längst beobachtet, und da sie wußte, daß dasselbe unweit der Klippengruppe passiren mußte, so hielt sie sich bereit, das Fahrzeug anzurufen, sobald es nahe genug herangekommen sein würde. Allein sie rief und winkte vergebens. Entweder wurde sie auf dem Fahrzeuge gar nicht bemerkt, oder die Leute achteten gesichtslos nicht auf ihre Signale. Und so hörte sie an jenem Morgen kein Wort über das Verbleiben der „Goldenen Tulpe“.

Um die Mittagszeit aber vermochte sie ihre Unruhe und Angst nicht mehr zu bemeistern. Sie hatte unablässig nach dem „Menhaden“ ausgespäht, die Nacht aber hatte, ganz gegen ihre Gewohnheit, den Hafen heute gar nicht verlassen. In dem angstvollen Drange, mit irgend einem Menschen von der schrecklichen Befürchtung zu reden, die ihr Herz zusammenschürte, verließ sie endlich ihre Hütte und wanderte mühsam durch Sand und Seetang hinüber zu dem anderen Fischerhäuschen auf dem östlichen Ende des Eilandes. Hier aber fand sie nur zwei von den jüngeren Kindern zu Hause. Der Vater und die Mutter waren schon gestern, noch ehe der Sturm gekommen, „an Land“ gegangen, erzählten die Kleinen, und da hätten sie nun die ganze lange, böse Nacht allein in dem Hause sitzen müssen. Käthe's Ankunft erfüllte sie mit großer Freude, und sie bat so eindringlich, sie nun doch nicht mehr allein zu lassen, daß Käthe sie mit sich nahm, als sie ihren Rückweg wieder antrat.

Auf dem Kamm des Eilandes angelangt, gewahrte sie das große Bot, das sie am Morgen vergeblich angerufen. Diesmal lief es gerade auf die kleine Riede zu, wo sonst die „Goldene Tulpe“ immer vor Anker zu gehen pflegte. Mit stockendem Herzen eilte Käthe zum Strande hinab. Das Unvermeidliche war gekommen.

Rauh, mit unbeholfenen Umschweifen, aber dennoch in Ausdrücken, die keinen Zweifel zuließen, weil tiefes Mitgefühl in jeder Silbe lag, eröffneten die Fischer der armen Frau, daß ihr Gatte in der vergangenen schweren Sturmnacht „geblieben“ sei. Käthe starrte die Männer an, gänzlich unfähig, die Thatsache, die man ihr mittheilte, zu erfassen. Ihre ganze starke Natur lehnte sich gegen diese Kunde auf, für deren Wahrheit noch kein einziger greifbarer Beweis vorhanden war.

„Habt Ihr die Goldene Tulpe gefunden?“ rief sie. „Bis Ihr das Bot gefunden, und es leer gefunden, glaube ich Euch kein Wort!“

„Wohl ihr!“ sagten die Fischer, die wieder auf das Fahrzeug zurückkehrten. „Wohl ihr! Sie glaubt's noch nicht, und das hilft ihr über ein gut Theil hinweg.“

Nach wenigen Tagen war die „Goldene Tulpe“ durch ein anderes Bot ersetzt.

Als Katharine Meyen sich in der Fischthran-Fabrik einstellte, um dort Geld zu ihrem Lebensunterhalt zu holen, wurde ihr gesagt, daß ihr Mann am Tage vor seinem Verschwinden sich die ganze ihm zustehende Summe habe auszahlen lassen. Es fiel ihr schwer, dies zu glauben, da Jan ihr über seine Einkünfte und über den Stand seiner Geld-Angelegenheiten stets haarklein Rechenschaft abgelegt hatte.

Mit schmerzgefülltem Herzen, mit den Zweifeln an der Rechtllichkeit der Fabrik-Eigenthümer und mit dem Bewußtsein ihrer bitteren Armuth lehrte die unglückliche Frau auf die Insel und in die Hütte zurück, die eine so trauliche Heimstätte für sie gewesen. Eine sehne Erwartung erfüllte ihr ganzes Wesen, die Erwartung, daß sich irgend etwas sie Angehendes ereignen, daß im Laufe der Tage und Wochen sich irgend ein Anhalt über das Schicksal ihres Gatten darbieten werde. Und so wartete sie in Kummer und Bangen während des ganzen Monats October. Bei jeder Fluth, die bei Tageslicht am Strande emporstieg, wandelte sie am Rande des Wassers suchend auf und nieder; sie sammelte dann die angespülten Treibholzstücke zur Feuerung für ihren Ofen, jedes einzelne mit ängstlichem Eifer darauf hin betrachtend, ob es nicht ein Theil sein könnte von der „Goldenen Tulpe“ oder von der Jolle, die das Schicksal des ersten Botes hatte theilen müssen.

Michel Santink und seine Frau erwiesen der Vereinsamen alle Theilnahme; dieselbe äußerte sich jedoch

zumeist in der immer von Neuem wiederholten Auforderung, die Insel zu verlassen und auf dem Festlande drüben, in der Stadt oder sonstwo, irgend einen Erwerb zu suchen, vielleicht in der großen Seidenspinnerei, wo sie so lange Jahre ihr Brot verdient, ehe Jan gekommen war und sie zum Weibe genommen und ihr das Heim hier errichtet hatte. Sie redeten mit ihr ernst und eindringlich hierüber, und sie warteten sie vor dem nahenden Winter und seinen Gefahren für sie, die so gänzlich hilflos. Käthe hörte still und geduldig auf Alles, was man ihr sagte; sie dankte den Nachborsleuten für ihre Sorge, aber sie blieb in ihrer Hütte nach wie vor. Tag für Tag suchte sie den Strand ab, sehne, hoffend und dennoch wiederum so hoffnungslos. Von dem Mehl im Fasse war nur noch ein kleiner Rest übrig, und dieser, nebst den Fischen, die sie mit Jan's Angelgeräth draußen bei den Klippen fing, war die einzige Nahrung für sie und die Kasse.

Auch der November ging vorüber, und der Wind segte grimmig und eifig über die Insel, wenn die arme Käthe jetzt ihr Treibholz sammelte und dabei jedes Fragment mit athemloser Spannung von allen Seiten prüfte.

Eines Tages, es war ein Sonnabend, erschien Frau Santink in der Hütte, gerade als Käthe bei ihrem Mittagsmahl saß, welches aus einem Stück Brot und einem kleinen Fische bestand. „Morgen ist Sonntag,“ sagte die Nachbarin; „Ihr würdet uns einen großen Gefallen thun, wenn ihr morgen zu uns hinüber kommen und das Mittagbrot mit uns theilen wölltet.“

Käthe nickte eine stumme Zusage, und am nächsten Vormittag machte sie sich auf, dieselbe zu erfüllen. Der Tag war klar und kalt; ein scharfer Wind jagte den Sand in die Luft, und die junge Frau zitterte vor Frost, als sie, von der ebenfalls zitternden Kasse gefolgt, über das Eiland dahin schritt.

Der Fischer und seine Familie empfingen sie mit ehrlicher Herzlichkeit. Man setzte sich um den roh gezimmerten Tisch, und Frau Santink trug das reichliche, einfache Mahl auf. „Laß uns Dir danken, o Herr, für alle Deine Gaben,“ betete der Mann, indem er seine hornigen Finger über dem Messer faltete, und Frau und Kinder sprachen's mit.

„Es ist schlecht von mir!“ sagte Käthe mit erregter Stimme, als der Spruch beendet war.

„Was ist denn so schlecht von Euch, Nachbarin?“ fragte Michel Santink mit freundlicher Theilnahme, während seine Frau erstaunt und zögernd neben ihrem Holzstuhle stehen blieb.

„Schlecht ist's von mir, daß ich mich zu Euch hierher setze, wenn ich doch nicht dankbar sein kann! Wofür soll ich dem Herrgott danken, Nachbar? Wofür?“

„Für dieses Mittagbrot, Frau Katharine,“ antwortete der Fischer. „Langt zu, in Gottes Namen; ich weiß, daß Ihr hungrig seid.“

„Ihr habt Recht; für dieses Mittagbrot bin ich dankbar,“ sagte die arme Frau.

Niemand wußte, daß sie in der ganzen vergangenen Woche ihre Nahrung auf das Aeußerste eingeschränkt hatte, damit der Rest Mehl so lange als möglich ausreichte und sie noch so lange als möglich im Stande wäre, den Strand nach Anzeichen über das Schicksal ihres Mannes abzusuchen. Und obgleich ihr Hunger außerordentlich war, so aß sie an dem gastfreundlichen Tische doch nur mäßig, aber mit innerlicher Dankbarkeit. Nach beendetem Mahle stand sie auf und rüftete sich zum Heimwege. Alles Drängen der Fischerleute, doch den Tag und auch die Nacht noch bei ihnen zuzubringen, war vergeblich.

„Vielleicht spült die Fluth etwas auf den Sand, und dann bin ich nicht da,“ sagte Käthe. „Mein Herz läßt mir keine Ruhe; ich muß fort.“

Die Kasse folgte ihr zögernd über die Schwelle, Käthe aber schob sie zurück und zog die Thür zu. Ein Wehgefühl stieg in ihr auf, aber sie unterdrückte es und ging schnellen Schrittes über den Sand. Sie hatte bisher ihr Brot mit dem Thiere redlich getheilt. Jetzt aber war es so weit, daß entweder die eine oder die andere leer ausgehen mußte.

Michel Santink blickte lange der einsamen Gestalt nach, die gebeugt und mit dem Winde kämpfend über das öde Eiland schritt, dann wendete er sich und sagte zu seiner Hausfrau: „Lange dauert's nicht mehr, dann kommt sie um vor Hunger und vor Kälte.“

„Ja, aber das darf nimmermehr sein, Michel,“ antwortete die gute Frau. „Du mußt nach dem Rechten sehen; morgen gehst Du hinüber nach der Stadt und redest mit dem Bürgermeister.“

„Das will ich, Mutter. Meine Schuld soll's nicht sein, wenn sie noch länger in dem leeren Neste bleibt. Ich bringe die Sache morgen zur Anzeige.“

Während das Ehepaar so redete, verfolgte Käthe ihren Weg weiter. Sie wußte es ebenso gut, als ihre Nachborsleute, daß sie sich einen anderen Aufenthaltsort zu suchen hatte, ehe der Schnee zu fallen begann, und ehe der Strand sich mit Eis bedeckte.





Winter-Poesie. Nach einer Gouache von Carl Koch. — Siehe Seite 426  
Aus der Preis-Concurrenz der Illustrierten Frauen-Zeitung.



Der Wind war schneidend und eifig, die Sonne hing niedrig und wie eine kalte, metallene Scheibe am fahlgrauen Himmel. Ehe Käthe in die Hütte trat, blickte sie empor zum Firmament und dann hinaus über das winterliche, unruhige Meer. Thränen füllten ihre Augen, und ihre Lippen bebten. Sie öffnete die Thür; der Raum war öder und einsamer, denn je. Sie vermisste die Kasse, die sich sonst immer schmeichelnd an ihre Füße gedrängt hatte, aber sie gab sich Mühe, nur daran zu denken, daß das Thier in dem anderen Hause nun doch ausreichende Nahrung und Wärme habe. Sie zündete in der Eile das Feuer im Ofen an, um noch bei Zeiten an ihr Tagewerk, das Absuchen des Strandes, zu kommen, und als sie wieder auf den windgepeitschten Sand hinaustrat, da sank die strahlenlose Sonnenscheibe soeben in das schwarze, unwirthliche Meer hinab. Den Strand entlang gehend, raffte sie soviel Treibholzstücke als möglich auf und warf dieselben höher auf das Land, um sie vorläufig aus dem Bereiche der Brandung zu schaffen, denn sie merkte an allen Anzeichen das Nahen eines Sturmes, und sie wußte gar wohl, daß sie des Brennholzes dann sehr bedürftig sein würde. Ab und zu war ein Stück Planke oder eine zerbrochene Spiere so tief in den Sand hineingetrieben, daß sie alle ihre Kräfte aufbieten mußte, um sich derselben zu bemächtigen. Endlich war der Rundgang beendet; wieder in der Nähe des Häuschens angelangt, las sie einen Arm voll Holz auf, um das Feuer in dem kleinen Ofen noch ein wenig länger lebendig erhalten zu können. Da berührte ihre nach einem gepaltonen Brett ausgestreckte Hand einen Gegenstand, der weder Holz, noch Sand, noch Stein war.

Sie griff zu und zog ein großes Stück altes Segeltuch unter dem Sande hervor. Sie warf ihr Holz wieder zur Erde und zerrte dann eiligst ihren Hund hinter sich her in's Haus, um ihn dort bei dem Scheine des Feuers genauer anzusehen. Mit zitternden Händen breitete sie das Segel auf den Dielen aus; im unteren Theile desselben saß ein Flicken; Käthe schrie laut auf, als sie die ausgebefferte Stelle erblickte. Sie zog den Theil des Segels auf ihren Schoß, sie untersuchte Stuch für Stuch, sie fand sogar die Stelle, wo sie damals die Arbeit mit schwarzem Garn beendet hatte, weil ihr das weiße ausgegangen war. Ihre Hände lagen regungslos auf dem feuchten, sandigen Tuche, ihre Augen starrten ziellos in's Leere.

Es war das Großsegel der „Goldenen Tulpe“, in welches vor Monaten der Besans-Baum des „Menhaden“ das Loch gestoßen, und das dann ihre Hände ausgebeffert hatten.

„Jan ist todt!“ sagte die arme Frau tonlos. „Jan ist todt. . . Jetzt glaube ich, daß ich ihn verloren habe! Und nun will ich auch fort von hier, und . . .“

Ja und was? Käthe's Zukunft lag in düsterer Finsterniß. Es kam ihr jetzt die Ueberzeugung, daß es viel leichter gewesen war, zu warten und zu zweifeln, als die Wahrheit zu wissen und rathlos vor der öden Zukunft zu stehen. Sie erhob sich wankend, die Hände fest auf das Herz gedrückt; dann ging sie langsam zu Jan's Lehnstuhl, kniete davor nieder, legte die gefalteten Hände auf den Sitz und beugte schluchzend ihr Antlitz darüber. Im Ofen knisterte und knackte das Treibholz, Funken schossen heraus in's Gemach und erloschen auf dem feuchten Segel, und der Schein des Feuers überhauchte Käthe's abgehärmte Wange mit rosigem Schimmer. . .

Während der ganzen Nacht lag sie in maßlosem Schmerz, denn sie liebte ihren Gatten, wie allein derjenige zu lieben lernt, der auf der ganzen Welt nur Ein Wesen in sein Herz zu schließen hat. Das Licht des anbrechenden Tages brachte sie wieder zu sich selber. Auch vermochte sie einen heftigen Hunger nicht zu unterdrücken. Sie zündete mit reichlichem Holz ein tüchtiges Feuer an, dann bereitete sie sich aus dem ganzen Reste des Mehles ihr Frühstück und verzehrte dasselbe, ohne weiter an die Zukunft zu denken. Darauf brachte sie das Gemach in Ordnung, schnürte ein Bündel mit Kleidungsstücken, verließ das Häuschen und verschloß die Thür hinter sich.

Sie ging hinüber zum Fischerhause auf dem anderen Ende der Insel. „Wollt Ihr mich an Land setzen, Nachbar?“ fragte sie den alten Santink. „Ich will wieder Arbeit suchen in der Seidenspinnerei.“

„Das ist recht, Nachbarin,“ rief der alte Fischer, und eifertig schob er sein Bot über den leicht gefrorenen Sand, bis es im klaren Wasser flott war. Dann ruderte er mit Käthe hinüber zum Festlande. Die junge Frau drückte ihm beim Aussteigen schweigend und herzlich die Hand, nahm ihr Bündel und schritt landeinwärts; nur einmal wendete sie sich, um einen Blick zurückzuwerfen auf das Eiland, das weißlich ersimmernd draußen im dunklen Meere lag.

Die kleine Stadt Westerlingen war bald durchwandert, und Käthe lenkte nunmehr ihre Schritte zum Bahnhofe. Sie besaß weder einen Heller, noch schuldete sie Jemandem einen Heller. Vor dem Billetschalter an-

gekomen, zog sie bleichen, aber unbeweglichen Antlitzes ihren Ring vom Finger.

„Ich bitte Sie, mir hierfür ein Billet nach Amsterdam zu geben,“ sagte sie zu dem Beamten hinter dem Glasfenster. „Ich habe kein Geld.“

„Für einen Messingring?“ fragte der Mann.

„Es ist mein goldener Trauring,“ entgegnete Käthe; „ich brauche ihn nicht mehr, mein Mann ist todt.“

Der Beamte warf einen raschen Blick in das Gesicht der Sprecherin, stempelte das Billet ab, schob es mit dem Ringe der jungen Frau zu, schloß sein Schiefenster mit Geräusch und machte sich an einem Seitentische zu schaffen.

Käthe stand einen Augenblick zögernd, dann ergriff sie Ring und Billet und ging. Mit hereinschneidendem Abend war sie in Amsterdam. Die Seidenspinnerei lag nicht weit vom Bahnhofe. Licht strömte aus ihren hundert Fenstern hinaus in die nebelvolle Winternacht und erzählte die Geschichte von der ruhelosen Arbeit dort drinnen. Käthe kannte diese Geschichte genau; war dies doch der Ort, wo sie den größten Theil ihres Lebens, jahraus, jahrein, mit all den andern Mädchen und Weibern in derselben Arbeit gestanden, bis Jan Meyen in ihr Dasein getreten war. Und wie wohl bekannt waren ihr der Eingang und der Weg über die ausgefahrenen, reinlichen Fliesen des weiten Hofes! Als sie die Thür des Comptoirs öffnete und mit ihrem Bündel eintrat, da war es ihr, als sei sie niemals anderswo gewesen.

Und dennoch zitterte sie jetzt, als sie mit leiser Stimme fragte: „Ist der Stuhl Nr. 127 im Gange?“ Nr. 127 war der Webstuhl, an dem sie Jahre lang gearbeitet hatte; in ihrem Herzen war plötzlich ein inniges Sehnen nach dem alten Plaze erwacht.

„Stuhl Nr. 127? Nein, der steht seit zwei Tagen still,“ lautete die Antwort.

„Dürfte ich Sie bitten, mir den Stuhl zu geben?“ fragte Käthe weiter; ihre Stimme bebte und eine Schwäche überkam sie; sie hatte seit dem frühen Morgen nichts gegessen.

„Ihnen? Den Stuhl? Können Sie denn weben? Wer sind Sie denn?“

„Ich habe vier Jahre an dem Stuhl gesessen,“ antwortete sie. „Ich bin die Katharine Meyen.“ Sie vergaß in diesem Augenblicke und an dieser Stelle, daß sie ihren Mädchennamen gegen einen anderen eingetauscht.

Der Stuhl wurde ihr zugesagt. Mit Dank im Herzen machte sie sich auf den Weg, um ein Unterkommen zu suchen, und das Glück wollte es, daß sie bei derselben alten Frau, die damals ihre Wohnung mit ihr getheilt, auch jetzt wieder Aufnahme finden konnte. Auf diese Weise sah sie sich wieder so vollständig in ihr früheres Leben zurückversetzt, daß oft, wenn das betäubende Geräusch der gewaltigen Dampfspinnerei ihr die Ohren und den Kopf erfüllte, die Zeit, die sie auf der Sandinsel zugebracht, ihr nur wie ein Traum erschien.

Während die Winterstürme über das Land zuhren, während Schnee auf den Dächern und Eis in den Straßen und auf den Kanälen der volkreichen Stadt lag, arbeitete Käthe geduldig und fleißig vom Morgen bis in die Nacht, sechs Tage lang in der Woche, an ihrem Webstuhl Nr. 127. Als aber dann die Lüfte wieder mild wurden und die Sonne wieder auf sprühende Gärten herabschien, da ergriff sie mit einem Male die Sehnsucht nach der stillen, kleinen Insel im einsamen Meere. Aber es war dennoch Hochsommer geworden, als sie sich endlich eines Tages aufmachte und hinunterfuhr nach Westerlingen, an den Nordseestrand.

Ihr erster Gang galt dem Beamten am Schalter des Bahnhofes, der ihr vor einem halben Jahre das Billet nach Amsterdam ohne Bezahlung und ohne weitere Frage ausgehändigt hatte. Der Mann schaute sie ganz erstaunt an, als sie ihm mit herzlichem Dankeswort das Geld aufzählte, denn von all den Leuten, denen er auf seine Weise geholfen, war diese junge Frau die Erste, die wiedergekommen und sich dankbar erwies.

Unten am Hasen wendete Käthe sich an einen Votsführer. Derselbe war soeben von der Außenverft hereingekommen, woselbst er mit einem Reifnes die schwarzen Muscheln von dem Pfahlwerk abgeschürft hatte, so lange die steigende Fluth ihm dies gestattete.

„Laßt die Muscheln nur im Bot,“ rief Käthe, indem sie, ihre Kleider zusammenraffend, in das Fahrzeug trat; „sie hindern mich nicht; wir haben keine Zeit zu verlieren, und die Luft sieht nach Wind aus.“

„Das ist wahr,“ sagte der Schiffer. „Um diese Zeit macht sich mit der Fluth zumeist auch der Wind auf. Ihr seid aber wohl nicht ängstlich, junge Frau.“

„Nein,“ antwortete Käthe kurz; und doch lag in ihrem Blicke, der wie abwesend über das Meer schweifte, etwas wie Furcht, während doch ihr Herz keine Furcht kannte. Vor was sollte ich mich noch fürchten? dachte sie bei sich; Schlimmeres, als es mir bereits gethan, kann das Meer mir nicht mehr anthun!

So mächtig die Insel sie auch anzog, so empfand sie dennoch zugleich einen Widerwillen, fast ein Grauen

vor derselben. Dreimal hieß sie den Schiffer mit dem Rudern einhalten, ungewiß, ob sie drüben landen solle oder nicht. Draußen, auf der Höhe des Meeres, war die Fischer-Flotille in Sicht; es konnte nicht mehr lange dauern, bis sie binnen lief. Geen hätte sie dies und das über den diesjährigen Stand der Fischerei erfahren, bei welcher einst ihr Gatte theilhaftig gewesen. Und dieser Wunsch gab den Ausschlag. „Nur zu!“ sagte sie zu dem Schiffer.

Der aber zog jetzt die Riemen ein und legte sie kreuzweis über seine Kniee; das Bot verlor seine Fahrt und trieb mit der Fluth dahin.

„Ich weiß nicht, wer Ihr seid, junge Frau, und das geht mich auch nichts an; ich weiß auch nicht, was Ihr auf der Sandinsel dort drüben zu schaffen habt. Wenn Ihr aber vielleicht Willens seid, Euch das Leben zu nehmen, dann — seht, junge Frau, dann thut's lieber nicht. Ich wenigstens will Euch dazu nicht hinüber gefahren haben.“

„Haben sich denn dort drüben schon Leute das Leben genommen?“ entgegnete Käthe, und dann lächelte sie still vor sich hin; sie vermochte es nicht zu fassen, wie Jemand den Muth haben könne, freiwillig den Tod zu suchen. Der Schiffer sagte kein Wort, aber er beobachtete sie scharf und wünschte in seinem Herzen, die sonderbare Frau gar nicht in sein Bot genommen zu haben.

„Ich denke nicht gern an den Tod,“ fuhr Käthe fort, und dann, nach einem kurzen Stillschweigen, sagte sie: „Hu, mich schaudert's! . . . Ich bin die Katharine Meyen, die Frau von Jan Meyen.“ Sie konnte es noch immer nicht über sich gewinnen, sich Jan Meyen's Witwe zu nennen.

Das Schicksal der jungen Fischerfrau war in der ganzen Gegend wohlbekannt. Der Votsführer brachte hastig seine Riemen wieder in's Wasser und ruderte nun mit aller Macht der Insel zu. Gleich darauf fragte er: „Ihr hab's also schon gehört?“

Käthe sah den Mann in plötzlichem Schrecken an. „Gehört? Was, — was soll ich gehört haben?“

„Die in dem Haus da, Michel Santink und seine Frau, werden's Euch schon erzählen,“ sagte der Schiffer, indem er seine Anstrengungen verdoppelte, denn er hatte draußen auf der blauen Fläche einen grauen Streif geträufelter Wellen erpäht und wußte nun, daß der Wind im Anzuge war, und daß er keine Zeit zu verlieren hatte, wenn er noch unbehellig nach Westerlingen zurückkommen wollte. Das Bot schoß durch das Wasser, dem schnell sich nähernden Strande zu. Als der Kiel den Sand streifte, sprang der Schiffer hinaus in das flache Wasser und zog das Fahrzeug noch einige Schritte näher an den trockenen Boden. Dann ergriff er Käthe und trug sie an Land.

„Kommt!“ sagte er, „haltet mich nicht auf; ich muß machen, daß ich wieder hinüberkomme.“ Damit stellte er sie auf die Füße, sprang zu seinem Bote zurück, stieß es hinaus in's tiefe Wasser, schwang sich hinein und ruderte aus Leibeskräften davon. Als es Käthe einfiel, daß sie ihm keinen Fährlohn gegeben, war er längst außer Aufweite. Jetzt nahm sie alle Kraft zusammen. Die Hand auf das Herz gedrückt, mit bleichem Antlitz und ängstlichen, erwartungsvollen Augen, so erschien sie auf der Schwelle des Fischerhauses, vor der überraschten Frau Santink.

„Seid Ihr's denn wirklich?“ rief diese mit erhobenen Händen. „Ich wußte ja, daß Ihr kommen würdet, und da habe ich schon diese ganze Woche auf Euch gewartet. Aber heute Abend habe ich gar kein Bot herüberkommen sehen! Wie freue ich mich, Katharine Meyen, daß Ihr da seid!“

„Habt Ihr denn nach mir geschickt?“ fragte Käthe, noch immer mit stockendem Athem. „Erzählt mir Alles! Schnell!“

„Wie konnte ich denn nach Euch schicken? Wußte ich denn, wo Ihr saßt? Aber ich rechnete ganz bestimmt darauf, weil Ihr so lang hier gewartet hattet, ob nicht etwas herangespült würde.“

„Aber so erzählt mir doch!“ rief Käthe in Seelenangst.

Frau Santink ging, ohne ein Wort zu verlieren in das anstoßende Gemach, holte eine alte „Delsjad“, — einen kurzen, weiten Rock von gefirnistem Leinen, wie ihn die Seefahrer bei schlechtem Wetter anzulegen pflegen, — und gab sie der inzwischen auf einen Stuhl gesunkenen jungen Frau auf den Schoß. „Da!“ sagte sie. „Das haben wir heute vor acht Tagen am Strande gefunden.“

Käthe wendete das Kleidungsstück suchend hin und her.

„O, Frau Meyen, Ihr könnt Euch darauf verlassen, das ist Jan Meyen's Delsjad! Ich und mein Michel und die ganze Mannschaft vom „Menhaden“, wir Alle haben sie sogleich wiedererkannt, auch ohne den Inhalt.“

„Den Inhalt?“ wiederholte Käthe geisterbleich. Ihre Phantasie tappte hierhin und dorthin, um zu ergründen, welchen Inhalt eine Jacke gehabt haben konnte, die das Kleidungsstück eines lebenden Mannes gewesen.



„Nicht doch, Kind!“ rief Frau Santink, die Käthe's Gedanken auf deren Gesichte las; „wartet, ich hol's Euch!“

Damit lief sie noch einmal in das Nebenzimmer und brachte eilig ein kleines, in Papier gewickeltes Päckchen herbei. „Das war in der Brusttasche, fest eingeknüpft,“ sagte sie, das Päckchen auf die Tasse legend.

Käthe's Finger lösten halb mechanisch die Umhüllung und brachten ein verschumpftes, vom Wasser halb zerstörtes Taschenbüchlein zum Vorschein. O, wie gut erkannte sie es! Sie selber hatte es Jan zum Geschenk gemacht, noch ehe er ihr Gatte geworden war. Sie öffnete es vorsichtig und zärtlich. Ueber die innere Seite des Deckels zog sich ein dunkler, undeutlicher Fleck. Das Wasser des Oceans hatte den Namen ausgelöscht, der hier gestanden, den Namen, den sie, mit dem Erröthen der Scham darüber, daß sie sich solcher Kühnheit unterfangen konnte, damals eigenhändig hierher geschrieben, den Namen, welcher der Inbegriff ihrer ganzen Zukunft auf Erden und zum großen Theil auch im Himmel für sie gewesen. Die Schriftzüge waren verwischt, aber sie las dieselben noch ganz klar und deutlich in ihrem Herzen. Thränenlosen Auges starrte sie nieder auf das Taschenbuch.

Frau Santink stand neben ihr: „Wollt Ihr nicht in der Tasche einmal nachsehen?“

Käthe schob langsam die lederne Zunge der Verschlußklappe zurück. „Es ist nichts darin, ich erinnere mich,“ sagte sie. „Als er's mitnahm, war die Tasche leer.“

Sie öffnete, aber die Tasche war nicht leer. Eine zusammenhaftende, trockene Masse dünner Papierstücke lag darin.

„Rührt's nicht an, Frau Meyen, rührt's nicht an!“ rief Frau Santink eifrig. „Das ist lauter Geld! Es geht aber in tausend Stücke, wenn Ihr Euch damit zu schaffen macht. Ihr müßt es mitsammt dem Buche dort vorzeigen, wo der König das Papiergeld machen läßt, dann giebt man Euch neue Scheine dafür. So sagte mir mein Michel, und die Leute vom ‚Menhaden‘ sagen's auch.“

„Dann hat also Jan auf der Fabrik doch sein Geld ausgezahlt erhalten, und ich habe all die Zeit die Leute in meinem Herzen so schwer beschuldigt!“ antwortete Käthe leise.

„Aber nun freut Ihr Euch doch, daß Ihr das Geld habt, nicht wahr, Katharine Meyen?“

Ohne irgend einer freudigen Regung Ausdruck zu geben, fragte Käthe nach der Stelle, wo man die Tasse gefunden. Das hörte Pieter, Michel Santink's Jüngster, der eben mit seinem kleinen Wägelchen voll Muscheln und Steinen vom Strande kam. „Ich will Dich hinführen, Frau,“ rief er, „komm, gib mir Deine Hand!“

Käthe erhob sich schnell und eilte mit dem Kleinen, der unablässig weiter plauderte, hinaus.

„Das war aber ein großer Sturm, hast Du ihn auch gehört, Frau? Und am andern Morgen lag die Jolle tief im Sande, so tief wie mein Arm ist, und der Kiel nach oben. Da haben wir sie ausgegraben, Mutter und ich. Dort liegt sie! Vater und die anderen Männer haben sie nachher dort hinaufgezogen. Und die alte Deljaak war in der Jolle festgebunden.“

Bei dem kleinen Brack angelangt, erkannte Käthe in demselben auf den ersten Blick die Jolle, in der Jan immer an Land gekommen war, wenn er am Abend die „Goldene Tulpe“ zu Anker gebracht hatte. Sie kniete nieder auf den Sand und streichelte die verwitterten Planken mit losender, schmeichelnder Hand; dabei schluchzte sie und redete zu dem Bot, wie zu etwas Lebendigem; sie fragte es, wo es denn so lange gewesen sei, und wo es Jan gelassen habe. . . .

Endlich kehrte sie langsam mit Pieter in das Fischerhaus zurück. Als am Abend der Mond aufging, sagte sie zu Michel Santink, der von seiner Tagesarbeit heimgekehrt war: „Ich will hinüber auf die andere Seite, Nachbar, und die Nacht in meiner alten Wohnung zubringen.“

„Aber Frau!“ rief der Fischer, halb unwillig, halb erstaunt, „Ihr meint doch nicht, daß das Wasser jetzt noch mehr für Euch auf den Strand werfen wird?“

„Nein, Nachbar,“ entgegnete sie ruhig, und dann, nach einem Blick in die schimmernde Ferne, fügte sie hinzu: „Die See hat mir Alles genommen, — warum sollte sie mir nicht ebenso gut auch wieder geben?“

Und trotz des Widerspruchs der Gastfreunde machte sie sich auf und ging in die Nacht hinaus. Michel Santink saß vor seiner Thür und blickte ihr nach. „Sie hat drüben in der alten Hütte nichts zu fürchten, das ist schon richtig,“ sagte er zu seiner Frau; „aber es ist doch ein curiöser Einfall von ihr. Jedes andere Weib würde sich dafür bedanken, in dem verfallenen Ding die Nacht allein zu haufen.“

„Katharine Meyen ist kein Weib, wie andere,“ erwiderte Michels Hausfrau. „Ueber das Geld hat sie keine Spur von Vergnügen gezeigt. Ich glaube wahrlich, daß ihr an der alten Jolle, in der ihr Mann so oft gefahren, und an der alten Deljaak viel mehr ge-

legen ist, wie an dem Gelde, das ihr doch noch Segen genug bringen wird.“

Inzwischen war Käthe bei dem Häuschen angelangt, das ihr eine Heimath gewesen war. Als sie die Hand auf die Klinke legte, fuhr plötzlich ein glänzender Feuerstreif vom dunklen Himmel hernieder, und ein sprühendes Meteor, heller als der volle Mond, schoß in der Ferne in's Meer.

Käthe stand ergriffen. „Wenn ich Gott wäre,“ sagte sie, tief Athem schöpfend, „wenn ich solche Wunder thun könnte, dann thäte ich sicher auch noch etwas Anderes! . . . O mein Gott!“ schrie sie zum nächtlichen Himmel empor, die Hände krampfhaft gerungen, „O, mein Gott! . . . Warum nicht? . . . Warum nicht?“ . . .

Nach einer Weile trat sie in die Hütte, gefolgt von einem lichten Mondstrahl. Der Raum war still, öde, fast gespenstisch; Frau Santink hatte im letzten Winter, nachdem Käthe den Ort verlassen, alles Hausgeräth, welches von zufälligen Besuchern hätte mitgenommen werden können, in ihre eigene Behausung geschafft. Das Bett war noch da, auch der Ofen und die Stühle. Käthe schloß die Thür, steckte ein mitgebrachtes Licht an und leuchtete in der Hütte umher. Spinnengewebe hing in den Ecken und überall an den Wänden, und die Atmosphäre war bedrückend und dumpfig. Sie öffnete die Thür von Neuem, und der hereinziehende Wind verloschte ihre Kerze. Sie wußte, daß die Luft ruhig werden würde, wenn die Fluth ihren Höhepunkt erreicht hatte, und daß dann auch der weite Ocean sich nach und nach in Schlummer wiegen würde, phosphorisch leuchtend, wie im Widerschein der tausend nächtlichen Himmelslichter. Sie schob Jan's Lehnstuhl in den Mondschein und ließ sich darin nieder.

Und jetzt, zum ersten Male seit dem Beginn ihres Unglücks, dachte sie an ihre Zukunft, und zwar nicht als an ein Leben ununterbrochener, eintöniger Arbeit in der Seidenspinnerei, sondern als eine gewisse Spanne Zeit, die ertragen werden mußte, und mit der sie sich auf irgend eine Weise, und so gut als möglich, abzufinden hatte. Käthe war noch nicht zwanzig Jahre alt. Ihrer Kinderzeit wußte sie sich kaum zu erinnern; Mädchenjahre hatte sie nicht kennen gelernt; harte Arbeit um das liebe Brod, um Wohnung und Lagerstätte war von frühesten Zeit her ihr Los gewesen. . . . Eine Seeschwalbe schoß in die Thür herein und durch eine zerbrochene Fensterscheibe wieder hinaus; ihr Flügel hatte beinahe das Gesicht der jungen Frau gestreift.

Michel Santink und seine Hausfrau hatten unterdessen eine lange Unterredung mit einander gehabt über den seltsamen Vorfall ihres Gastes, die Nacht in der verlassenen Hütte allein zubringen zu wollen, und schließlich war das wadere Ehepaar zu der Ueberzeugung gelangt, daß so etwas „nicht angehen könne“, und daß man hinüber gehen und die Katharine Meyen zur Rückkehr in das bewohnte Haus bewegen müsse. Und kurz entschlossen machten die guten Leute sich auf den Weg. Aber sie hatten noch nicht die Hälfte der Entfernung zurückgelegt, als Käthe ihnen bereits entgegen kam.

„Es ist so dumpfig dort,“ sagte sie.

„Ja, ja, Nachbarin,“ lachte der alte Fischer, „es geht nichts über das eigene Probiren! Auf uns wolltet Ihr nicht hören. Na ja, 's ist auch gut so.“

„Ihr hättet auch noch einen Tag warten und das Haus erst in Ordnung bringen können,“ nahm Frau Santink das Wort. „Es ist aber ein wahres Glück, daß Ihr uns entgegengekommen seid; ich bin recht müde, die Tage sind jetzt so lang!“

Sie gähnte und schritt mühsam und schwerfällig durch den losen Sand.

Am nächsten Morgen überraschte Käthe die Fischerleute durch die Eröffnung, daß sie in der Spinnerei Urlaub nehmen und wieder einige Zeit auf der Insel, in ihrem Häuschen, zubringen werde. Michel Santink starrte sie mit offenem Munde an, und seine Frau schlug ihre fleischigen Hände in einander; Käthe aber fuhr lächelnd fort: „Allein mag ich natürlich nicht dort sein; ich kenne aber ein armes Mädchen in der Spinnerei, das durch die unaufhörliche Arbeit von früh bis spät, und jahraus, jahrein ohne Erholung, seine Gesundheit verloren hat; die will ich kommen lassen und hier zu mir nehmen. Das Geld wird dann nicht nur mir, sondern auch jenem armen Wesen ein Segen sein.“

„Ich in Eurer Stelle thät's nicht, Katharine Meyen,“ sagte Frau Santink. „Es ist wohl recht und gut, wenn eine Frau ihren Mann nicht verläßt und bei ihm bleibt, gleichviel wo er sich auch aufhält; aber zwei Weibskleute allein, und so abgelegen. . .“

Käthe lächelte und sprach kein Wort weiter, aber eine Stunde später machte sie sich mit Wesen, Schröder und Eimer auf den Weg nach dem anderen Ende der Insel, begleitet von dem kleinen, flachshaarigen Pieter, der sein Handwägelchen, schwer beladen mit allerlei nothwendigen Dingen, hinter sich her zog.

Das Wetter war sommerlich schön; auf Käthe's Antlitz lag es fast wie der Schimmer eines stillen

Glückes. Sie hatte während der vergangenen Nacht von Jan geträumt, wie er vom Strande herauf kam, und wie hinter ihm die „Goldene Tulpe“, auf den Wellen schaukelnd, vor Anker lag. Tief in ihrem innersten Herzen glimmte noch immer eine leise Hoffnung; waren denn die Beweise, die sie von Jan's Untergang hatte, wirklich so ganz unumstößlich?

Sie lief, mit dem kleinen Pieter um die Wette, wie ein Kind am Strande hin und her, um Treibholz für den Kochofen zu sammeln, und dann machte sie sich an die Arbeit; ab und zu rastete sie eine Minute, um auf das blaue, im Sonnenglanz liegende Meer hinaus zu schauen, welches ihre ganze Vorliebe wieder zu gewinnen gewußt hatte durch seine bestrickende Schönheit, seine sanften, schmeichelnden Bewegungen und durch sein wechselndes Farbenspiel.

Nach beendeter Arbeit, am Nachmittage, kehrten sie nach der bewohnten Seite der Insel zurück. Käthe schrieb einen Brief an ihre arme Collegin in der Spinnerei; sie lud dieselbe ein, einen Monat bei ihr auf der Sandinsel zu wohnen; zugleich trug sie ihr auf, dem Inspector ihr weiteres Ausbleiben zu melden und ihr ihren Koffer mitzubringen. Eine Woche später traf das Mädchen ein, und Käthe siedelte nun mit ihr und der weißen Kage nach der Hütte über, die inzwischen wieder ganz wohllich hergerichtet worden war. Die Dankesergießungen des armen, kranken Geschöpfes waren herzbrechend, und Käthe weinte vor Mitleid darüber, daß es Jemand gab, dem noch weniger von des Lebens Freuden zu Theil geworden, als ihr.

Während der ersten Woche wußte die Fremde nichts Anderes anzufangen, als in der Sonne und dem lauen Winde am Strande zu sitzen, auf das Meer hinaus zu schauen und ihr Schicksal zu beklagen, daß ihr diese Sonne so lange vorenthalten. In der zweiten Woche fingen Beide an, nach Beschäftigung Umschau zu halten; sie waren zu sehr an Arbeit gewöhnt, als daß sie lange Gefallen am Müßiggang haben konnten. In der dritten Woche sahen sie entweder vor der Hausthür oder am Meeresrande, eifrig mit dem Füttern und Einfassen jener leichten Pantoffeln beschäftigt, die in jedem holländischen Haushalt eine so wesentliche Rolle spielen. Diese einfache und lohnende Arbeit hatte der ehrliche Michel Santink für sie aufgetrieben. Pieter, der ihnen fast immer Gesellschaft leistete, hockte dann gewöhnlich auf einer der Klippen und angelte. Die nachbarlichen Beziehungen zwischen den beiden Häusern waren sehr enge und freundschaftliche geworden, sodaß fast täglich hüben oder drüben Jemand auf Besuch anwesend war.

Jan's kleines Bot lag noch immer auf dem Sande; es war so arg beschädigt, daß an eine Ausbesserung nicht gedacht werden konnte, und so ließ man es an seinem Orte, bis ihm die Stürme und die See ein Ende bereiten würden. Käthe kam oft zu der Stelle, am liebsten aber, wenn sie sich un beobachtet wußte. Das Bot behauptete einen Platz in ihrem Herzen, weil es noch bei Jan gewesen, als sie ihn bereits verloren hatte.

„Meine Zeit ist aus,“ sagte Käthe's Gefährtin eines Tages. „Morgen muß ich wieder fort von hier, zurück zur Arbeit.“

Käthe erschrak. „Gefällt es Dir hier denn nicht?“ fragte sie.

„Ob es mir gefällt! O Käthe, ich möchte hier mein ganzes Leben zubringen! Aber ich muß zurück zur Arbeit.“

„Bleibe bei mir, bis der Herbst kommt, dann gehe ich mit Dir zurück,“ sagte Käthe; sie hatte die Empfindung, als ob jeder Tag, den sie auf der Sandinsel zubringen konnte, ein Gewinn für sie sei oder ihr wenigstens die Aussicht auf irgend einen Gewinn böte; welcher Art derselbe sein könnte, darüber hatte sie noch nicht nachgedacht. „Uebrigens können wir unseren Lebensunterhalt hier ebenso gut, als anderswo verdienen,“ fügte sie hinzu.

Und so wurde festgesetzt, daß Beide bis zum Herbst auf der Insel verweilen sollten. Es geschah jetzt häufiger, daß die Insassen von Vergnügungs-Fahrzeugen auf der Insel landeten und, an der Hütte vorübergehend, neugierig in die Fenster lugten; denn die Geschichte von Katharine Meyen's Schicksal hatte sich in Westerlingen und in den nächsten Stranddörfern längst verbreitet, und Mancher war begierig, die Frau zu sehen, die fast verhungert und erfroren war, bis ein vom Meere ausgeworfenes gesticktes Segel ihr Kunde von ihres Mannes Ende gegeben.

Die Sommermonate glitten vorüber. Michel Santink ging jede Woche einmal zur Post in Westerlingen, gewöhnlich an einem Sonnabend-Nachmittage. Die Kleinen, verschiedenartigen Aufträge, die er bei solchen Gelegenheiten auszuführen hatte, kosteten ihn in der Regel mehrere Stunden, sodaß er immer erst nach Sonnenuntergang zurückkehren konnte. Zuweilen legte er dann mit seinem Bot zuerst bei Käthe's Häuschen an, zuweilen erwartete sie ihn auch bei seiner Frau, um das, was er für sie mitgebracht, in Empfang zu nehmen.

Der letzte Sonnabend im August war herange-



kommen. Käthe und ihre Gefährtin hatten eine ganz ungewöhnliche Menge von Pantoffeln abzuliefern. Pieter trug das Paket am Vormittag hinüber zu seinem Vater, und nach seinem Abgange machte sich Käthe an die Bereitung des Mittagmahles. Die Arbeit hatte ihr Zeit geraubt, und so kam sie, der Kürze wegen, zettelnd. Beim Anrühren des Teiges fiel ihr ein, daß sie seit jenem Tage, an welchem sie Jan vergeblich erwartet hatte, heute zum ersten Male wieder dieses Gericht auf den Tisch brachte. Sie blickte durch das offene Fenster und sagte zu ihrer Gefährtin, die draußen vor der Thür saß: „Die Fahrzeuge kommen heute so früh heim; der Fang muß gut gewesen sein.“

Denn auf dem blauen Meere segelte der „Menhaden“ heran, gefolgt von den Negboten und den Leichtfahrern, die letzteren so voll von Fischen, daß sie fast ganz im Wasser verschwanden. Die Flottille steuerte vor dem Winde geradeswegs auf die Telfabrik zu.

Zur selben Zeit ruderte auch Michel Santink dem Festlande zu; er dachte, wie willkommen es ihm sein würde, wenn der „Menhaden“ ihm eine Leine zuwerfen und ihn schleppen wollte; aber die Nacht segelte außer Aufweite vorüber und war bereits am Hafeneingang, als er eben erst die Hälfte des Weges zurückgelegt hatte. Als er endlich dem Vollwerk sich näherte, bemerkte er auf demselben einen Haufen von Männern, die in aufgeregter Weise gestikulirten, und gerade als er sein Boot festlegte, stieg ein lautes, langes Hurrah empor.

Michel lachte vor sich hin. „Die haben heute einen guten Fang gemacht,“ sagte er, indem er die Stufen hinaufging, um sich die Neuigkeit erzählen zu lassen. Ein erneutes, noch stärkeres Hurrah ertönte, und jetzt sah der Alte, wie die versammelten Seelente einem Manne maanhörlich die Hände schüttelten, ihm auf die Schultern klopfen und dabei lachten und jubelten, wie kleine Jungen über einen Schneemann.

„Halloh!“ rief Michel Santink. „Was giebt's denn da? Habt ihr 'ne Seejungfer gefangen?“

„Da kommt Santink!“ rief der Kapitän des „Menhaden“. „Wollen mal sehen, ob der ihn kennt!“

Aber da war keine Zeit für eine lange Probe, denn im nächsten Moment stand der Mann vor dem alten Fischer:

„Wie geht's meiner Käthe, Michel?“

„Gut, mein Junge, Gott sei Dank!“ antwortete Michel Santink; dann aber, noch ehe er des Andern ausgestreckte Hand ergreifen konnte, setzte er sich schwer nieder auf einen Balken Schiffsbauholz. „Wer hätte gedacht, daß mich etwas so umwerfen könnte!“ murmelte er, sich mit dem Aermel den Schweiß von der Stirn wischend; aber Niemand kümmerte sich weiter um Michel Santink.

„An Bord, Leute! An Bord!“ schrie eine Stimme. „Wohin?“ rief der Alte.

„Wir bringen ihn hinüber!“ schrie ein Anderer.

„Da muß ich auch dabei sein,“ sagte Michel, und auf die Schulter eines jungen Menschen gestützt, folgte er dem Haufen. In dem größten Negbote hatten bereits mehr als ein Duzend Seelente Platz genommen.

Jan Meyen freute sich innig über den herzlichen Empfang von Seiten seiner alten Genossen, am liebsten aber wäre er in einer kleinen Jolle allein hinüber zur Sandinsel gefahren. Denn die Kameraden bestärkten ihn mit Fragen über seine Schicksale, während er sich nach Ruhe und Stille sehnte.

Die „Goldene Tulpe“ war in jener wilden Nacht gekentert und auf den Grund niedergegangen. Jan hatte sich in die Jolle gerettet und war schließlich, fast gänzlich erschöpft, von demselben Schiffe aufgefunden und an Bord genommen worden, welches Käthe damals in die Ferne hatte hinaussegeln sehen. Als er sich endlich erholt hatte, war das Schiff bereits auf hoher See, auf der Fahrt nach Ostindien. Nach langen Monaten endlich im Hafen angekommen, suchte er sogleich ein anderes Schiff auf, das ihn nach Holland zurückbringen sollte. Auf der Heimreise aber überfielen ihn wiederum schwere Stürme, sodaß das Schiff stark beschädigt in Kapstadt einlaufen und dort lange liegen mußte, um reparirt zu werden.

„Es war ein toller Tanz, vom Anfang bis zum Ende,“ sagte Jan. „Da jange ich lieber Delfische hier an der Küste, wo ich immer das Land in Sicht behalte und das Häuschen, das meine Heimath ist.“

Jetzt wurde von einer weisen alten Theerjade die Frage aufgeworfen, wie man Jan's Frau gegenüber die nöthige Vorsicht wahren könne; es wären Beweise vorhanden, daß zu plötzliche Freude manchmal schädlich wirke.

„Das überlaßt nur ohne Sorge meiner Alten!“ rief Michel Santink, „die versteht sich auf dergleichen.“

Die Seelente waren's zufrieden. —

Käthe stand vor dem Ofen, da kam der kleine Pieter eifertig herein gerannt, maßloses Erstaunen in den weitgeöffneten, blauen Augen. „Frau Meyen!“ schrie er, „Frau Meyen! Da ist was los! Ganz gewiß, da ist was los! Hundert Männer, oder vielleicht tausend,

kommen über die Insel, gerade hierher! Und Vater ist auch dabei! Und Mutter! Und sie hat nicht mal ihre Haube auf!“

Käthe's erster Gedanke war: „Was können die Leute bei mir wollen?“ Der zweite aber trieb ihr alles Blut zuerst in den Kopf und dann zum Herzen zurück.

„Frau Meyen!“ brüllte Pieter von Neuem. „Da kommen sie! Siehst Du die Köpfe da über dem Sand?“

Und damit rannte er wieder hinaus. Auch Käthe und ihre Gefährtin traten jetzt hinaus. Der Haufen der Männer hatte Halt gemacht, nur Frau Santink watete schwer durch den Sand heran; mit der einen Hand hatte sie den Zipfel ihrer Schürze über ihr Haar gezogen, die andere presste sie gegen ihre Brust.

Käthe lief ihr leichtfüßig entgegen. „Was giebt's, Frau Nachbarin?“ fragte sie schon von fern. „Ist etwas vorgefallen?“

„Nicht doch! Was soll vorgefallen sein?“ entgegnete die Andere, ganz außer Athem. Als aber Käthe vor ihr stand, ließ sie den Schürzenzipfel fahren, nahm die junge Frau in ihre fleischigen, mütterlichen Arme und küßte sie. Käthe wußte nicht, ob sie zuerst den Kuß oder die Worte: „Er ist da!“ wahrgenommen.

„Wer ist da?“

Diese Fassung der jungen Frau warf Frau Santink's Vorsicht über den Haufen.

„Euer Mann ist da!“ rief sie.

„Laßt die Leute dort zurückbleiben!“ sagte Katharine Meyen mit schwacher Stimme, denn Frau Santink hatte der Schar das Zeichen zum Herankommen gegeben.

Jetzt war es Käthe, als sanken ihre Füße tiefer, immer tiefer in den Sand ein. Dann fühlte sie wie im Traume, daß Jan seine starken Arme um sie legte und sie, die Versinkende, zu sich empor an seine Brust zog.

*Nachdruck verboten.*

**Mila Kupfer-Berger.**

Hierzu das Portrait von A. Schubert, Seite 417.



Österreich und vor Allem Wien ist die Hauptwohrtstätte für unsere Gesangsbühnen; es giebt kaum eine deutsche Oper, die nicht einen beträchtlichen Theil ihrer Mitglieder von dort bezöge. Ein echtes Wiener Kind ist auch die Künstlerin, der diese Zeilen gelten. Mila Berger, Tochter eines wohlhabenden Kaufmannes und einer Mutter von italienischer Herkunft, erblickte am 2. October 1852 das Licht der Welt. Sie erzeuete sich eines guten Schulunterrichtes und brachte regelmäßig die Sommerferien in einem jener traulichen, wald- und rebenumfünten Vororte, in deren Mitte die österreichische Hauptstadt sich gebietet. Dort, wo die Eltern eine Villa besaßen, streifte sie an der Spitze der Gespielinnen, Blumen pflückend, Kränze windend, mit den Vögeln um die Wette trillernd, durch Flur und Feld. Gehalt und Umfang der Stimme fielen den musikalischen Freunden des Hauses auf, die nun in den Vater drangen, für erspriehliche Pflege so viel verheißender Anlagen Sorge zu tragen. Mila meldete sich beim Wiener Conservatorium, wurde aber zunächst wegen zu schwachen Organes abgewiesen und durfte erst nach sechs Monaten eintreten. Ihre musikalische Erziehung leiteten Professor Viehler, Frau Bassi-Cornet, endlich Professor Lauffer, der sie drei Jahre lang im dramatischen Gesang unterrichtete.

In Linz erkrankte sie zum ersten Male vor dem Publicum, und zwar als Gretchen in Gounod's Faust. Als ihr Stichwort kam, mußte der Regisseur die von Angst geschüttelte Novize mit Gewalt auf die Bühne stoßen. Die athemlose Vollkommenheit, in der sie auf Faust's dreiste Werbung erwiderte, packte nicht übel zur Situation, und lauter Beifall erscholl. Jetzt hatte sie ihre Weisheitsgegenwart zurückgewonnen, immer mehr belebten und erwärmten sich Stimme und Spiel, und als der Vorhang zum letzten Male gefallen, war des Hervortretens kein Ende. Wie günstig aber auch der Abend verlaufen war, es hatte sich dabei doch nur um einen Erfolg in einer Provinzialstadt gehandelt. Dennoch gab diese eine Probe der jugendlichen Sänglerin den Wuth, ihre Kraft auf einem der vornehmsten, anspruchvollsten Schauplätze zu versuchen. Sie ging von Linz nach Berlin und wurde, nach glücklich bestandenen, die Rollen des Gretchen, der Agathe, der Gabriele in Kreutzer's Nachtlager umfassendem Gastspiel, im Frühling 1871 in den Verband der königlichen Oper aufgenommen. Hier zeigte sich die junge Künstlerin von ernststem Streben erfüllt. Während das dramatische Vermögen der Stimme immer freier sich entfaltete, war sie zugleich eifrig bemüht, nachzuholen, was an ihrer musikalischen Erziehung versäumt worden. Sie lernte und übte unermüdet, und die Früchte so redlichen Fleißes traten bald genug zu Tage. Ihre Agathe, Margarete, Elvira und Ramina waren schon damals hervorragende Leistungen. Wie der warme, sympathische Ton, so zeugte auch das lebendige Spiel von angeregter, kräftig nach außen dringender Empfindung.

Im Juni 1872 reichte Mila Berger dem Kaufmann Ernst Kupfer die Hand; drei Kinder sind in der Ehe geboren, von denen aber nur das jüngste, ein jetzt zehnjähriger Knabe, am Leben geblieben ist.

Im Herbst 1875 wurde Frau Kupfer zu einem Gastspiel in der Wiener Hofoper eingeladen. Sie hatte zur ersten Rolle die Agathe gewählt, mußte aber die Elsa singen, für die sie sich noch nicht hinlänglich vorbereitet glaubte. Centnerstark fiel es ihr auf's Herz, als sie, während die Probe eben beginnen sollte, erfuhr, nicht der Freischütz sei an der Reihe, sondern Lohengrin, den der Dichter-Componist selbst dirigiren würde. Das Wagniß fiel indessen so glänzend aus, daß die Direction mit ihr noch vor der öffentlichen Aufführung einen dreijährigen Contract abschloß. Ihr Gehalt in Wien betrug zuerst zehntausend Gulden, steigerte sich aber mit jedem Jahre. Je mehr sie ihres künstlerischen Vermögens inne wurde, um so deutlicher erkannte sie auch, was ihr noch fehlte, und um

so höhere Ziele setzte sie sich. Unter der Leitung des jetzigen Kapellmeisters in Karlsruhe, Felix Mottel, und des Wiener Hofoper-Directors Zahn machte sie gründliche Gesangsstudien und erschien vor dem Publicum ihrer Vaterstadt in fünfundvierzig verschiedenen Rollen. Von denselben seien hier nur, außer den bereits angeführten, genannt: Donna Anna im Don Juan, Gräfin und Susanne in Figaro's Hochzeit, Regia im Oberon, Curpanthe, Alice in Robert, Valentine in den Hugenotten, Bertha im Propheten, Irene im Ruzsi, Senta im Fliegenden Holländer, Elisabeth im Lannhäuser, Sieglinde in der Walküre, Uda, Anna in Hans Heiling, Rebekka im Tempel, Helena in Boito's Mephistophele, Mathilde im Tell, Michaila in Carmen, Sulamith in Goldmark's Königin von Saba. Man hat bei der Vielseitigkeit dieses Repertoires in Wien den Verlust der Künstlerin. — sie sang dort am 14. October 1885 zum letzten Male, — schmerzlich empfunden.

Gegenwärtig ist Mila Kupfer-Berger eine internationale Sängerin von Welt Ruf. Bei Gelegenheit eines mehrmontlichen Gastspiels in Rom und Turin, im Winter 1884—1885, erntete sie, namentlich als Elsa, eine Fülle von Lorbeeren im Vaterlande des bel canto, und sie war die überschäumend gefeierte Heldin der Madrider Opernsaison von 1885—1886; auch während dieses Winters ist sie an das Teatro Reale in der spanischen Hauptstadt engagirt. Im Monat Mai wird sie eine längere Kunstreise durch Südamerika antreten. Verdi trug der Künstlerin die Rolle der Desdemona in seiner neuesten Oper „Otello“ an, die in der Mailänder Scala zuerst das Licht der Lampen erblicken soll.

Dito Gumprecht.

*Nachdruck verboten.*

**Der Trilpetrirsch.**

Ein Märchen von Heinrich Seidel.



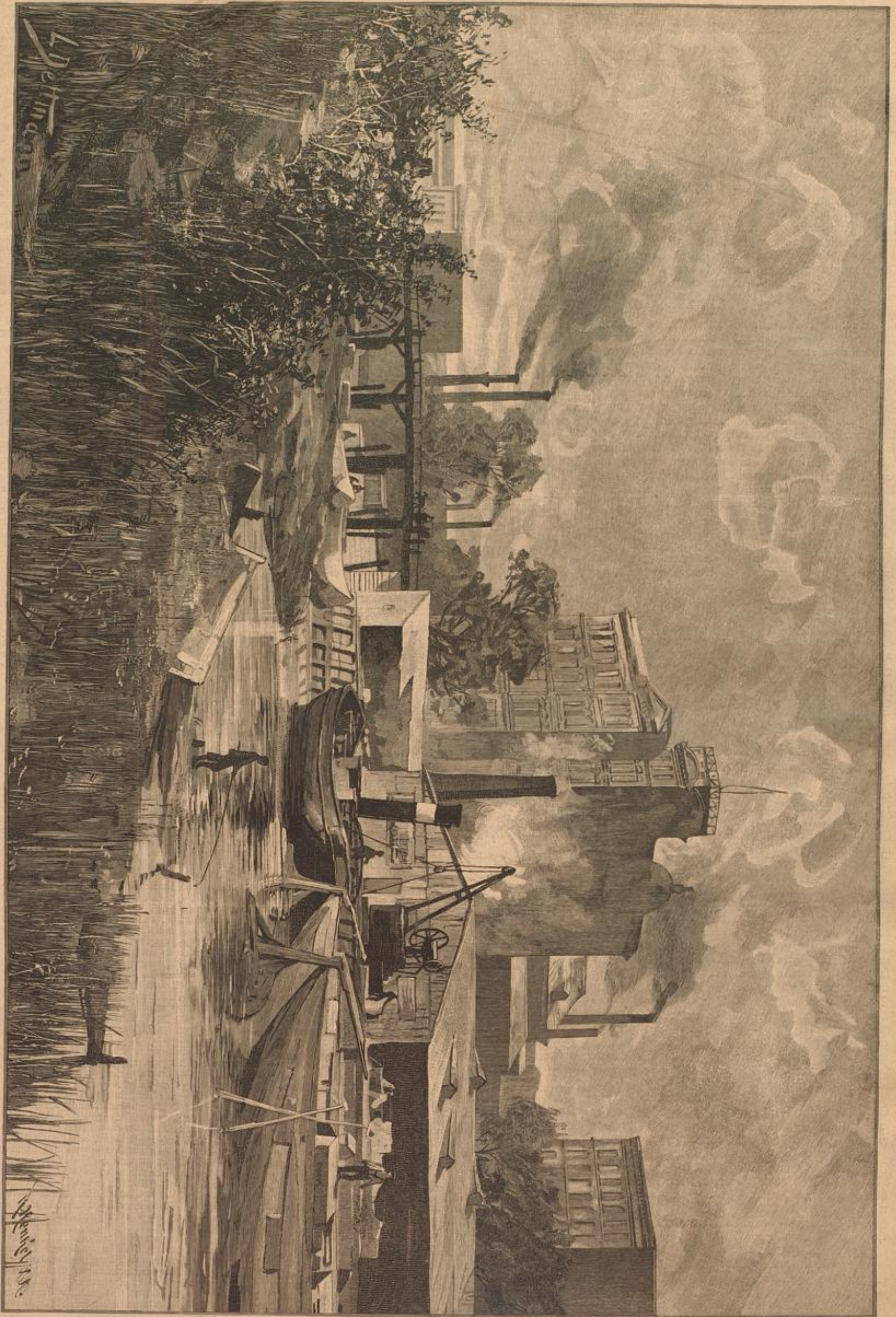
an konnte eigentlich nicht sagen, daß der Christian dumm war, und doch galt er im ganzen Dorfe dafür. Es mochte wohl davon kommen, daß es Niemanden gab, der sich besser und gedulbiger hänseln ließ und für alle läubliche Kurzweil dieser Art ein so sicheres Opfer war. Das hatte nun seinen Grund weniger in seiner Dummheit, als in seiner großen Unerfahrenheit und Leichtgläubigkeit, denn er war als ein Sohn armer Köhlerleute in der Einsamkeit des Waldes groß geworden und hatte von der Welt und den Leuten wenig gehört und gesehen, höchstens einmal den Fuhrmann, der die Kohlen auf lud, oder ein Beeren und Kräuter suchendes Weiblein, oder den Jäger, der sein Revier abschrift und dabei ein wenig mit dem Köhler plauderte. Desto besser aber wußte Christian im Walde Bescheid und kannte im weiten Umkreis jedes Fleckchen und die Stellen, wo die besten Beeren und Haselnüsse wuchsen. Er wußte die Orte, wo am steinigsten Bergabhang die Eidechsen und Ringelnattern sich sonnten, und verstand es, an dem rasch fließenden Waldbach Forellen zu greifen, die in den Uferhöhlen standen, oder in der Dunkelheit bei dem Lichte eines Kienpauks die schönen Krebse zu belauern.

An den stillen Sommerabenden, wenn die Baumwipfel ringsumher in röthlichem Lichte standen und der Rauch des Weilers lerkengerade in die Luft emporstieg, da hockte er gern neben dem Vater auf einem gefällten Stamme, und jener erzählte ihm Geschichten und Sagen aus der Umgegend, denn davon war der Köhler ganz erfüllt. Da erfuhr nun Christian, warum die Holzhauer in jeden gefällten Stamm drei Kreuze einhieben. Dies geschah der Waldweiber wegen, welche auf also gezeichneten Stämmen Schutz fanden vor der Verfolgung des wilden Jägers, der sie sonst ewig hegte. Natürlich ging Christian dann auf dem Holzschlag herum und sah nach, ob überall dies Zeichen angebracht war. Vom wilden Jäger gab's überhaupt manche schauerliche Geschichten, und in einer stürmischen Herbstnacht hatten die Köhlerleute ihn gar selber gehört, wie er durch die Luft dahinjog, und hatten das Rufen der Jäger und das Geklaff der Reute deutlich vernommen.

Aber noch mehr wunderliche Wesen gab es im Walde: so die Moosmännchen und -Weibchen, die, nur so groß wie dreijährige Kinder, am ganzen Leibe mit Moos bemachsen sind und in hohlen Bäumen wohnen. Sie baden sich des Morgens im Thau, und wer darauf achtet, kann oftmals die Stellen finden, wo sie sich gewälzt haben. Wenn aber Jemand die Rinde rings von einem Baume schält oder ein Stämmchen verdreht, daß der Bast plagt, oder es aus der Erde reißt, da müssen sie sterben, und man hört ihre laute Wehklage. Aber auch im Wasser gab es derlei wunderliche Wesen. Dort weiter unten, wo der Bach aus dem Walde tritt und das weite Wiesenland sich ausbreitet, zeigten sich früher, zur Zeit der Heuernte, in einem Weidengebüsch am Wasser eine Menge ganz kleiner Weiblein, die ihre Hemdchen in den Zweigen aufhängten und weidlich mit vielem Gepsätscher und Gekärm, sodaß man ihre feinen zwitschernden Stimmen weit hören konnte, in dem Bache badeten. Aus der Ferne durfte man sie beobachten; trat aber Jemand näher hinzu, da erhob sie ein großes Geschrei, rafften eilig ihre am Lande aufgehängten Hemdchen zusammen, sprangen kopfsüber, wie die Frösche, in's Wasser und verschwanden.

Nun war aber in einem benachbarten Dorfe ein prästiger Bauerndarische, der machte eine große Falle aus grünem Weidengeflecht, der verbarg sie dort geschickt in den Büschen. Als Köder that er ein rothes, seidenes Tüchlein hinein, denn er dachte: Weib ist Weib, und was unferen eiten Bauerndirnen so wohl behagt, das wird auch den kleinen Wasserfräulein nicht zuwider sein. Er legte sich in der Nähe auf die Lauer, und richtig, bald hatte er auch eins der niedlichen Dinger gefangen. Dies zeigte nicht die mindeste Furcht, ließ sich ruhig von dem Burschen auf den Arm nehmen und schaute mit den Augenlein, die so schwarz waren wie Heidelbeeren, ganz munter und grell um sich. Sobald er es in die Stube gebracht und auf den Boden gesetzt hatte, streifte das Ding seine Hemdärmel auf, schürzte sein schneeweißes Kleidchen und band das schwarze Haar zurück, das ihm wohlgefämmt über die Schultern hing, und dann begann es so eifrig und stink aufzuräumen, zu scheuern, zu büirsten, zu klopfen und zu fegen, daß es eine wahre Lust zu sehen und alle Hausarbeit im Umsehen besorgt war. So blieb das Weibchen im Laufe den ganzen Sommer lang. Jeden Abend in der Dämmerung kam aber ein kleines Wasserfräulein durch eine Lücke im Gartensaum getrocknet und kletterte außen an der Spallierwand in die Höhe, bis es in's Fenster blicken konnte; das Weiblein stand aber drinnen auf einem Stuhl, und dann steckten sie die Köpfechen zusammen und wisperten und pisperten mit einander in einer fremden,





Die Moabitische Brücke und die sorgfältige Fahrt in Moabit bei Berlin. Nach einer Zeichnung von Ludwig Deitmann. — Siehe Seite 426.



wunderlichen Sprache, die so klang, als wenn ein kleiner Quellbach über Kiesel und Gestein klingend dahinrieselt. Bald ist das Männlein dann wieder gegangen und hat sich zuweilen noch ein wenig im Garten zu thun gemacht, an den Obstbäumen emporgesehen oder kopfnickend, mit auf den Rücken gelegten Händen und weißer Miene, die Gemüthsbeute betrachtet oder an einer Blume gerochen. Einmal im Sommer hat es einen Büschel Feuerzotten zu sich niedergeholt und sein Näschen in deren Kette vergraben. Da hat es aber von dem Blüthenstaub ein puterrothes Gesicht bekommen und hat so erschrecklich niesen müssen, daß es beinahe auf den Rücken gefallen ist. Darüber hat das kleine Wasserweiblein nun eine unbändige Freude gehabt, es hat in die Händchen geflächelt und mit seinem silbernen Stimmlein unaufhörlich gelacht. Das Männlein hat zwar dies nicht gerade übel genommen, ist aber doch etwas eifertiger als sonst durch den Haug getrocknet und hat sich dann, wie gewöhnlich, mit einem kleinen Schrei kopfüber in den Ziehbrunnen gestürzt. Aus diesem Brunnen ist es auch jedes Mal bei seinen Besuchen zum Vorschein gekommen.

Als es nun gegen den Herbst ging, da dauerte es die Leute im Hause, daß das kleine Wesen mit seinen feinen Füßchen immer barfuß umherlief, und sie beschloffen, ihm ein paar Schuhe zu schenken; allein das Ding war nicht zu bewegen, sich Maß nehmen zu lassen. Da streute man Mehl auf den Boden, und nach den Abdrücken der kleinen Fußhohlen mußte der Schuster sein Werk verrichten. Der machte nun auch mit besonderem Fleiß zwei Schuhe, die waren noch zierlicher und feiner als die ersten, welche ein Kind bekommt, gar säuberlich mit rothem Leder eingefast, daß es eine wahre Freude zu sehen war. Als man nun aber dem Weiblein die Schuhe hinsetzte und es hat, sich ihrer zu bedienen, da erhob es ein Jammern und Wehklagen, weil man ihm seine Dienste belohnen wolle, zog, in dessen die Thränen über sein Gesicht strömten, die niedlichen Dinger an, streifte dann die Hemdärmel wieder vor, entschätzte sein Näschen, löste das Haarband und ließ davon, um niemals wieder zu kommen.

Aber nicht allein in Luft und Wald und Wasser lebte es von solcherlei Geschöpfen, nein, auch in der Erde waren sie zu Hause, und diese hatten es zumeist mit Schägen zu thun. Diese Auerge oder Erdmännlein konnten zur Mittagszeit zuweilen ihre goldenen Geräthe und köstlichen Geschmeide, allein dem Unkundigen erschienen die herrlichen Dinge nur als blühende Scherbenhaufen. Kam aber ein Wissender und raffte stillschweigends Alles in ein Tuch, so fand er es, zu Hause angekommen, gefüllt mit den werthvollsten Schätzen.

Einmal auf seinen weiten Streifereien, war nun auch Christian, dessen Sinn erfüllt war mit derlei Geschichten, an den Rand des Waldes gekommen, wo die Felder eines benachbarten Dorfes denselben begrenzen, und siehe, dort mitten in dem gepflügten Acker, wo ein kleiner, steiniger Hügel sich erhob, da glänzte und funkelte es unsäglich in der Sonne und streute förmlich Blitze auf ihn hin. Da dachte Christian, er wolle klug sein, lief eilends hinzu, schüttelte die Steinpilze aus, welche er schon in seinem leinernen Sack gesammelt hatte, und füllte den glühenden Scherbenhaufen hinein. Als er dann, ganz heiß vom schnellen Lauf und glühend von froher Erwartung, nach Hause kam und dem Vater die köstlichen Schätze zeigen wollte, da erntete er nur Spott und Gelächter, denn aus dem Sack kamen nur werthlose Scherben von zerfallenen Bierflaschen hervor, und er mußte noch einmal fort, um die weggeworfenen Steinpilze wiederzuholen.

Die Auerge waren häufig in der Gegend, und überall zeigte man die Orte, wo sie wohnen sollten. Daß es aber Niemanden gab, der sagen konnte, er hätte ein solches Männlein gesehen, das hatte seinen besonderen Grund, denn Jegliches von ihnen trug ein Käppchen, das es unsichtbar machte. Dies war ihr höchstes Besitztum, weil es die schwachen Geschöpfe vor den Angriffen von Mensch und Thier beschützte und ihnen die Möglichkeit gab, sich von Allem, das sie zu ihrer Ernährung brauchten, ungesehen ihren Antheil zu nehmen. Das wiederholte der Köhler oft in seinen Erzählungen und fügte dann immer hinzu: „Darum, wenn man von einem Zwerge was erlangen will, muß man trachten, daß man sich seines Näschens bemächtigt, denn um dieses wiederzuerlangen, wird er Alles anwenden und seine kostbarsten Schätze hergeben.“

Solcher Art waren die Remnisse, welche Christian in seiner Jugend sammelte. Außerdem lernte er die Kuh und die zwei Ziegen hüten und in der Abwesenheit des Vaters den Keller zu besorgen. Als er nun im Laufe der Zeit zu einem kräftigen Jüngling herangewachsen war, brachte der Köhlermann die Nachricht, daß man in einem großen, an den Wald angrenzenden Dorfe einen jungen Burschen suche, der den Dienst eines Kuhhirten auf der Gemeindefeide versehen. Dafür solle derselbe freie Kost, ferner einen neuen Anzug und für den Sommer sechs Specieshälter erhalten. Er habe schon den Christian vorgeschlagen, und wenn die Köhlerleute nichts dagegen hätten, sei Alles in Ordnung. Diesen leuchtete ein solcher Vorschlag sehr ein, und auf diese Art war Christian in das Dorf gekommen und hatte sein Amt den Frühling und Sommer hindurch zur Zufriedenheit verwaltet. Zwar manchmal überkam ihn das Heimweh, zumal an stillen Sommerabenden, wenn rings um ihn nichts vernemlich war, als das Rauschen der Röhre an dem kurzen Grase und das Summen der Bremsen. An solchen Abenden sah er aus dem blauen Dämmer des fernen Waldes die schmale Rauchsäule des Weilers in die stille Luft emporsteigen und wußte dann, daß dort seine Heimath war.

Als der Sommer und ein Theil des Herbstes vergangen war und die Kühle nicht mehr auf die Weide gehen konnten, da blieb Christian bei dem einen der Bauern als Kleinmädchen, und nun begannen jene Häuflein, deren geduldiges Opfer er lange Zeit blieb, weil seine Gutmüthigkeit ihn immer wieder Glauben schöpfen, und seine Unerfahrenheit ihn in alle Schlingen fallen ließ. Welches Vergnügen bereitete es der ausgelassenen Dorfjugend, Jemanden zu haben, dem man die allerbesten Dinger aufbinden konnte, der sich in die Stadt schicken ließ, um vom Krämer ein Fläschchen rosagrüne Tinte oder sechs Loth ungebrannte Asche zu holen, oder vom Apotheker für sechs Pfennige Mädelnseife.

An den Abenden, wo die jungen Leute in den Spinnstuben zusammen waren, wurde immer etwas Besonderes für Christian ausgeheckt oder Altbewährtes an ihm probirt, und da er nun bereits anfang, etwas gewichtiger zu werden, so trafen seine Gegner ihre Vorbereitungen um so viel pfiffiger, sobald es ihnen vor einigen Tagen noch gelungen war, ihn zu veranlassen, mit der Zunge an dem eisernen Pumpenschwengel auf dem Dorfplatz zu ledern, indem ein Jeder in überschäumender Weise die herrlichen Empfindungen zu schildern versuchte, welche dies bei ihm erwecken würde, und alle um die Weite ihre Verwunderung ausdrückten, daß er sich diesen Genuß nicht schon

hier bereitet habe. Da Christian hierbei nun nichts Gefährliches denken konnte und seine Neugier groß war, zumal ihm Einige versicherten, er werde die Engel im Himmel singen hören, wenn er die Sache ordentlich mache, so ließ er sich wiederum einmal abertölpeln. Nun war es aber ein bitterkalter December-Abend, und sobald er nur mit der Zunge den Pumpenschwengel berührt hatte, war sie festgefroren, und der arme Christian sah wie ein Fisch an der Angel, zum großen Jubel derjenigen, welche ihn zu dieser That verführt hatten. Er wäre nun wohl nicht ohne Verlust eines Theiles seiner Zungenhaut wieder losgetkommen, hätte eines der Mädchen sich nicht schon vorher weggeschlichen, und nun war sie zur rechten Zeit mit einem Töpfchen voll warmen Wassers bei der Hand, um den Geprügelten wieder loszulassen. Während sie so liebreich thätig war, schalt sie leise in sein Ohr: „O Du dumme Christian, hast so schöne, kluge Augen und bist so ein Tölpel, daß Du glaubst, was jeder Hansnarr Dir vorredet. O Du Einfalt, o Du Binsel!“

Diese Scheltworte thaten aber dem Christian gar nicht weh, sondern tönien ihm gar lieblich, denn mit diesem Mädchen hatte es seine besondere Bewandniß, und wenn er in der Spinnstube, wie gewöhnlich, in dem dunkelsten Winkel saß, da mußte er immerfort heimlich nach ihr hinsehen, denn ihm dünnte, der liebe Gott habe mit ihrem rosigen Gesicht und ihrer rundlich schlanken Gestalt ein rechties Meisterstück vollbracht. Kürzlich war sie ihm begegnet, auf dem schmalen Fußwege, zwischen den Oeden, und da hatte sie im Vorübergehen ganz derb mit ihrer runden Schulter an seine gestreift, und ihm einen Wink dabei zugeworfen, daß er blutroth geworden war. Ja, was die Annemarie wohl nur damals gewollt hatte! Den Wink konnte er nicht vergessen, und an der Stelle, wo sie ihm damals berührt hatte, glaubte er noch immer eine gewisse Wärme zu spüren.

Die strenge Winterkälte hielt an, und als die Burschen und Mädchen mal wieder in der Spinnstube beisammen waren, da entspann sich eine neue Verschwörung gegen den armen Christian. Ein alter Dorfspasmacher, der voll von Schwänken sah, hatte einen Brauch aus seiner Jugend in Erinnerung gebracht, den man an kalten Winterabenden auszuführen pflegte, sobald man einen Dummen finden konnte, der darauf einging. Es hieß dann: „Wir wollen den Trilpetritsch jagen“, und Alle zogen hinaus in die kalte Winternacht. Dann gab man dem Dummen einen Sack, dessen Oeffnung er aufhalten mußte, in einer Lücke zwischen zwei Gebüschen oder an einem sonstigen geeigneten Ort, und schärfte ihm ein, wohl aufzupassen; die Anderen würden sich jetzt vertheilen und den Trilpetritsch jagen und in den Sack treiben. Zuerst vollführten sie dann im Umkreis einen ziemlichen Lärm mit Händeklatschen und Rufen: „Ho Trilpetritsch!“ Dann brückte sich aber Einer nach dem Anderen heimlich in die warme Spinnstube zurück, und man ließ den guten Sackträger so lange in der bitterlichen Kälte stehen, als er es aushalten mochte. Kehre er dann endlich zu seinen Genossen zurück, so erhoben sie ein großes Gelächter, der Arme wurde über die Wachen gehänselt und behielt so lange den Namen „der Trilpetritsch“, bis ein neuer Dumme gefunden wurde, der ihn ablöste.

Nachdem nun an diesem Abend schon allerlei Schnurren erzählt, Lieber geungen und Pöffen getrieben worden waren, ging einer der Verschwörer an das Fenster, sah nach dem sternfunkelnden Himmel empor und sagte: „Heut wäre so ein rechter Abend, den Trilpetritsch zu jagen.“

„Ja“, sagte ein Anderer, „in den klaren Nächten bei Mondschein und Sternensicht, da treibt er sich gern umher.“

„Wer ist denn der Trilpetritsch?“ fragte eine der Mädchen, das nicht eingeweiht war. Der Bursche am Fenster zwinterte ihr mit den Augen zu und deutete heimlich auf Christian hin, sagte sich aber schnell und sagte auf gut Glück: „Nun, was wird's sein? So ein Unterirdischer, so ein Zwergemännlein.“ „Ein grünes Köcklein hat's an und 'ne rothe Nase im Gesicht“, log ein Anderer schnell dazu.

An dieser Sache nahm Christian großen Antheil, denn mit solchen Dingen wußte er Bescheid und erinnerte sich sofort an eine Erzählung seines Vaters. Er rief plötzlich: „Hier am Fuchsbau, da wohnen welche, da, wo die großen Steine liegen!“ „Natürlich“, rief der Erste wieder, „und da wollen wir den Trilpetritsch aus jagen!“

Sie zogen nun Alle hinaus zum Fuchsbau, einem kleinen Hügel am Rande des Dorfes, wo der Wald begann. Dort lagen viele mächtige Steinblöcke verstreut, und einige höhlenartige Oeffnungen zogen sich in das Innere des Berges; die Einen hielten diese für einen Fuchsbau, Andere aber wollten wissen, daß dort seit uralten Zeiten schon Zwerge hausten. Es entstand nun eine Berathung darüber, wer den Sack halten solle, und die allgemeine Stimme entschied sich natürlich für Christian. Dieser fühlte sich sehr geehrt durch diese Wahl, fragte aber: „Was soll ich denn mit ihm machen, wenn ich ihn habe?“ Auf so gründliche Fragen waren die Anderen eigentlich gar nicht vorbereitet, jedoch rief Einer schnell: „Zuerst bindest Du den Sack mit einem tüchtigen Kreuznoten zu“, und ein Anderer fügte hinzu: „Und dann kannst Du Dir ja so viel Geld von ihm wünschen, daß Du Dir den Erlenhof kaufen kannst, der übermorgen auf die Gant kommt.“ Dies leuchtete Christian sehr ein, und man stellte ihn nun am Fuchsbau an zwei große Steine, die einen schmalen Pfad zwischen sich frei ließen. Hier mußte er seinen Sack aufspannen, und man schärfte ihm ein, recht aufzupassen und sich die Zeit nicht lang werden zu lassen; man werde sich nun im weiten Umkreis vertheilen und den Trilpetritsch allmählig herreiben. Nach einer Weile hörte er auch rings in der Ferne ein Händeklatschen und Rufen, allein anstatt näher zu kommen und sich zu verstärken, ward es allmählig immer leiser und leutener, und nach einer Viertelstunde etwa hörte er gar nichts mehr, worüber er sich sehr verwunderte, denn er wußte ja nicht, daß die jungen Treiber bereits unter heimlichem Lächeln auf dem Wege nach der warmen Spinnstube waren.

Es war bitterlich kalt, und die Sterne funkelten unsäglich. Vor ihm in der Lücke zwischen zwei schwarzen Kiefernwipfeln stand der Vollmond, glänzend wie polirtes Silber, und schaute mit einem sonderbaren Grinsen auf ihn hin. Bald froh ihn tüchtig, seine unbeschäftigten Finger waren wie Eis, und der Hauch seines Mundes schimmerte weißlich im Mondlicht. Dabei horchte der Arme scharf nach allen Seiten und suchte, so gut es ging, das Klappern seiner Zähne zu unterdrücken. Allein er vernahm nichts, als endlich in einiger Entfernung ein leichtes Klatschen, als wenn dort ein Hufe sich bewegte oder ein Eichhörnchen, das unter dem weiten Laube nach Eicheln suchte. Allein, obwohl die Stelle hell vom Monde beschienen war, so vermochte er doch dort nicht das Geringste zu sehen. Plötzlich aber wurden Schritte vernehmlich, von der Seite des Dorfes her. Sie nahen eilig, und dann verstummte ihr Geräusch, als wenn die Person

lausche oder sich umsehe. Hernach kamen die Tritte wieder schnell näher, doch sehen konnte Christian nach dieser Seite nicht, weil ein finsternes Gebüsch von jungen Nichten dort im Wege war. „Ho Trilpetritsch!“ hörte er jetzt eine bekannte Stimme leise sagen. Es war Annemarie, die sich heimlich forgerückelt hatte, um den guten dummen Christian, welchen sie trotz alledem herzlich gern hatte, möglichst frühzeitig aus seiner häßlichen Lage zu befreien. Aber ehe dieser recht zur Bestimmung kam, geschah etwas Anderes, das seine Aufmerksamkeit in hohem Grade in Anspruch nahm. Als die Tritte des Mädchens immer näher kamen, wurde es an der Stelle, wo Christian vorhin das leichte Klatschen gehört hatte, plötzlich lebendig, und als nun gar jene ihren leisen Fuß erschallen ließ, wurzelte etwas wie mit kurzen Beinden eilig durch das weisse Laub, kam hastig auf Christian zu, und plötzlich spürte dieser einen heftigen Ruck an seinem aufgestellten Sack, und daß sich darin etwas mit gewaltigem Jappeln regte und bewegte. Das durchzuckte den braven Trilpetritsch-Jäger wie ein Schlag, und eilig, so gut er mit den verflammten Fingern es vermochte, schnürte er den Sack mit einem tüchtigen Kreuznoten zu.

Nun stand mit einem Male Annemarie vor ihm, doch ehe sie noch etwas sagen konnte, rief Christian voller Freude: „Ich habe ihn, ich habe ihn, den Trilpetritsch! Du hast ihn mir zugetrieben!“ Damit ließ er den zugeschnürten Sack am Boden liegen, und ehe es sich Annemarie recht verfaß, hatte Christian sie um den Leib gefaßt und mitten auf den Mund geküßt. Das war doch eine unerhörte That, und er bekam auch einen ziemlichen Schreck, als er sich dessen bewußt ward, allein Annemarie, obwohl sie mit der Hand nach ihm stieß und ihn von sich drängte, schien es doch gar so übel nicht aufzunehmen. Dem klugen Mädchen war außerdem gleich klar geworden, daß nun, da Christian in seinem Sack wirklich etwas gefangen hatte, der Vortheil auf seiner Seite lag und es darauf ankam, die Anderen gehörig damit hänge zu machen. „Nun, was wirst Du drin haben?“ sagte sie; „ein Hufe wird's sein, oder gar ein Fuchs, aber die Anderen werden sich schon davor gräueln, denen sollen die Haare zu Berge stehen.“ Damit eilten Beide ebenfalls der Spinnstube wieder zu. Als Christian plötzlich in die Thür trat, tönien ihm von allen Seiten ein gewaltiges Gelächter und die höhnischen Rufe: „Der Trilpetritsch! Der Trilpetritsch!“ entgegen; allein er ging mitten in die Stube, setzte den Sack auf den Fußboden und rief: „Ja, ich habe den Trilpetritsch!“ Als nun die Anderen sahen, daß sich in dem Sack wirklich etwas regte und bewegte, erschrafen sie und wichen in abergläubischer Furcht bis an die Wände zurück, während es zugleich todtentstimm im Zimmer war.

Bis dahin hatte sich das unbekante Ding in seinem Gefängniß ganz mäuschenstill verhalten; nun aber mußte es wohl denken, daß seine Zeit gekommen sei, denn plötzlich tönie aus dem Sack ein so gräuliches, höllenmäßiges Geschrei, ein Faulen und Wehklagen in den schrillsten Tönen und ein Rischen, wie von Schlangen, daß die sämtlichen Inwohner der Spinnstube, mit Ausnahme von Christian, in die fürchterlichste Angst geriethen, und als nun gar der Sack anfing, sich fortzubewegen, und auf den Haufen derjenigen loszobackte, welche sich fluchbereit an der Thür zusammenbrängten, da stürzten Alle mit Geschrei aus der Stube heraus und stießen sich und traten sich und freischien vor Entsetzen, denn Jeder glaubte, schon im nächsten Augenblick die Faust des leibhaftigen Satans in seinem Nacken zu spüren. Als nun Alle fort waren, von solcher Angst erfüllt, daß Keiner den Muth hatte, von außen in das Fenster zu sehen, da fing Christian seinen Sack wieder ein und ließ sich weder durch Frauchen noch Prusten, Rischen und Geheul betören, denn dergleichen Sachen konnte er und wußte, daß solches nichts zu bedeuten hatte. Er packte zu und fühlte nun, daß das Ding kein Thier war, sondern Arme und Beine und einen Leib hatte, wie ein Mensch. Mit einem geschickten Griff hatte er es um den Hals, und nun zog das Geschöpf andere Saiten auf und begann mit einem quälenden Stimmlein um Gnade zu flehen und die schönsten Versprechungen zu machen. Aber Christian wußte, was er zu thun hatte. Mit der anderen Hand löste er die Verschnürung des Sackes und schälte nun sorgfältig, ohne das wunderliche Wesen loszulassen, den Kopf desselben heraus. Das Sonderbarste aber war, daß er diesen nun wohl beschälen konnte, aber nichts sah. Das änderte sich jedoch plötzlich, als er zugriff und eine rothe Wange in der Hand behielt, welche er sofort in seiner Tasche verbarq. Nun sah er in das zornige Gesicht eines Zwergemännleins und sagte sehr vergnügt: „Guten Abend, lieber Herr Trilpetritsch.“

„Ach was, Trilpetritsch!“ rief dieser unwirsch, „Kumpetrumpfen heiß' ich! Und was wärst Du mich so, Du Tapp!“

Christian ließ das Männlein los, und nun verhandelten sie mit einander und kamen überein, daß der Zwerg ihm am anderen Morgen bei Sonnenaufgang gegen Zurückgabe des Mädhchens dreitausend Krenmiger Handcutaten auszahlen solle.

„Dir gönn' ich's noch am meisten“, sagte Kumpetrumpfen, „denn ich hatte Dich immer gern, und obwohl mir meine schönen Ducaten leid thun, so freut es mich, daß die Anderen, die mit dem Trilpetritsch Dich zum Karren haben wollen, Dir so zum Glücke verholffen haben. Ich verlustigte mich da ein wenig im Mondschein und sah Dich nicht, weil Du im Schatten standest. Als nun das Mädchen kam, da wüßte ich fort und gerieth in den infamen Sack. Ja, die Dummen haben das Glück“, schloß er dann und lüchelte mächtig.

Das Männlein ließ sich nun wieder in den Sack strecken, und Christian trug es, unbemerkt von den Anderen, da das rothe Mädhchen ihn unsichtbar machte, wieder zum Fuchsbau. Dann eilte er schnell wieder in seine Kammer, verbarq das Mädhchen an einem sicheren Ort und kehrte wieder auf den Dorfplatz zurück, wo die anderen Leute noch alle frierend herumstanden und mit ängstlichen Gefühlen auf die erleuchteten Fenster der Spinnstube hinstarrten. Seeben hatte einer der Kränksten sich herangewagt und einen scheuen Blick hineingethan. Jetzt kam er gerade zurück und rief: „Alles ist leer, der Teufel ist bereits mit ihm abgefahren!“

Darüber mußte Christian so laut lachen, daß Alle zusammenschrafen; doch als sie bemerkten, daß er es war, stürmten sie auf ihn ein und befragten ihn um das seltsame Abenteuer. „Nun, es war der Trilpetritsch!“ sagte Christian, den das glückliche Abenteuer ganz übermüthig gemacht hatte.

„Wie sah er denn aus?“ rief Einer.

„Ein grünes Köcklein hatte er an, und 'ne rothe Nase im Gesicht, das wüß' Ihr ja schon.“

„Was hast Du denn mit ihm angefangen?“

„Nun, ich hab' ihn wieder laufen lassen. Ich konnte das Ding doch nicht in ein Bauer sperren, wie ein Eichhörnchen oder einen Staarmag.“

Unterdeß war es Christian gelungen, Annemarie verholffen am Rod zu zwicken, diese verstand ihn und entfernte sich heimlich. Während nun die Anderen wieder Muth schöpften und



die Spinnstube aussuchten, drückte auch Christian sich unbemerkt bei Seite und folgte ihr. Dann, in einer dunklen Ecke, erzählte er ihr Alles, und als er endlich eine Frage an sie that, über deren Rühmtheit er fast selber erschrocken war, sagte sie Ja, samt ihm an die Brust und küßte ihn herzlich.

Am nächsten Morgen holte sich Christian das Geld von dem braven Kumpetrumpfen, und am Tage darauf, als der Erlenhof zur Vertheilung kam, da that er zur allgemeinen Verwunderung das höchste Gebot und zahlte baar in den herrlichsten Ducaten. Da sahen die Leute wohl, daß es mit dem Teufeltrich doch keine besondere Bewandniß hatte, und manche von den jungen Männern wurden gelb vor Reid und fast krank vor Neugier, als sie bedachten, daß sie ihm durch ihre Hänlein zum Glücke verholfen hatten. Die jungen Mädchen aber fanden sämmtlich, daß der Christian ein hübscher, kluger Burche sei, und begriffen kaum, wo sie früher ihre Augen und ihren Verstand gehabt hatten, daß sie dessen nicht eher inne geworden waren. Er aber blieb seiner Annemarie treu, und im Frühjahr gab's eine mächtige Hochzeit auf dem Erlenhofe. Alles gedieh ihnen, sie bekamen schöne Kinder und lebten vergnügt bis an ihr seliges Ende.



Raddrad auch im Einzelnen vertrieben.

**Winter-Poesie.** Von Carl Koch. Aus der Preis-Concurrenz der Illustrirten Frauen-Zeitung. Siehe das Bild, Seite 420. — Das reizende Stücklein Winter-Poesie, das uns des Künstlers humorvolle Raune vorführt, würde unseren Vorfahren unangenehm, ja anstößig erschienen sein. Wohl ist der Eislauf ein uralter, in die graue Vergangenheit hinaufreichender Sport, aber in deutschen Ländern war er bis vor wenigen Jahrzehnten ausschließlich der Männerwelt vorbehalten. Eine Dame mit Schlittschuhen über die kristallene Ebene dahingleitend, — welche absonderlicher Anblick war das für den deutschen Pfahlbürger vor vierzig Jahren! Die deutschen Blätter von 1845 entwerfen wahrhaft erschreckende Bilder von jenen Großstädterinnen, welche die Unweislichkeit so weit trieben, Schlittschuhe unter die Füße zu schnallen und neben den Männern sich auf dem Eise zu tummeln. Unglücksfälle, sagen sie, seien die Bewegungen, die die weibliche Welt verlorene, und um die Emanzipation vollständig zu machen, fehle den Schlittschuhlaufenden Schönen nur die Cigarre im Munde! Nun, ein wenig Wahrheit mag diesen Schilderungen wohl zu Grunde gelegen haben. Wer im Eislaufe vor fremden Augen sich bewegen will, der soll die Kunst beherrschen, sonst spielt er zum mindesten eine komische Figur, und was beim Manne nur lächerlich erscheint, das kann bei der Frau geradezu abstoßend wirken. Wer aber weiß, wie die ersten deutschen Eisläuferinnen auf dem ungewohnten Schlittschuh einhergestolpert sein mögen! Heute hat es damit keine Gefahr; schon in früher Jugend üben sich unsere Mädchen in dem nervenstärkenden Sport, und die fashionablen Eisbahnen der Großstädte kennen neben den männlichen Scorpiophen desselben manche Schöne, die in Wahrheit den Wasserthoren zu beleben weiß. Macht doch in gewisser Beziehung die Eisbahn dem Ballsaal Concurrenz; zu manchem jarten Verhältnis spinnen sich hier die ersten Fäden, und wie die rauschende Tanzmusik die Gelegenheit gewährt, umgehört von Anderen, die bedeutungsvolle Frage anzusprechen, so bietet die Eisbahn einem jeden Ritter die Möglichkeit, die Geliebte aus der Hörweite der Neugierigen zu entführen und von der Jagenden das verheißungsvolle Wort zu erziehen.

So ist es einst wohl auch mit dem jungen Pärchen geschehen, das wir den Heimweg von dem erfrischenden Wintervergügen antreten sehen. Hier, dieser weithin sich dehnde Weiser, dessen Fläche im Sommer schaukelnde Röhne durchfurchen, im Winter der jauchende Stahl durchschneidet, dieser Weiser war der Schauplatz seiner verwegenen That, wegen deren sie glaubte, ihm fast jähren zu müssen, und vor der er nachträglich auch selber erschrocken war. Und zur Strafe hatte er auch eine bitterböse Zeit des Hungers und Bangens durchmachen müssen, aber schließlich war doch Alles gut geworden. Gern lenken sie ihren Spaziergang in den schönen, großen Park unweit der Stadt, zum Ufer des Weisers, und wenn dieser sich wieder mit der festen Eise bekleidet, dann erwacht auch die alte Lust, Hand in Hand über die ebene Fläche dahinzugleiten. So geschah es auch heute, fröhliche, rasch entfliehende Stunden lang, bis sie bei, es genug sein zu lassen. Und indem sie wieder das Ufer betreten, dort, wo der mächtige Eisbaum die schwerbelasteten Zweige in die Luft streckt, erkennt er die Stelle und lacht hell auf: „Siehst Du, Herz, hier war's! Hier standen sie, Dein Papa mitfammt der guten Mutter, sie so ängstlich dreinschauend, und er, — o, wenn Mitleid zu Dolchen werden könnten, meine uralte Laubaube wäre damals abgeschlossen worden! Und als ich dann am andern Morgen feierlich im Freid und mit allem zugehörigen Kriegsschmuck vor dem gestrengen Herrn erschien, — na, daran werd' ich denken! Ein Sawenwind sei ich, ein Thunichgut, ein Leichfuß, zu dem ein sorgender Vater kein Vertrauen haben könne, ein . . . Na, eine ganze Lawine schöner Ghrentittel prasselte auf mich nieder.“

„Ei, ganz Unrecht hatte der gute Vater doch nicht, und von mir war es recht leichtsinnig. . . Hast Du es nicht selbst eingestanden, daß Du einmal ein recht lockerer Zeigig gewesen bist?“ — „Gewesen! Und für's Gewesene. . .“ „Na, höre, manchmal will mir's scheinen, als ob so ein kleines Lawinchen Dir auch heute nicht schaden könnte!“ — „Haha, ein Lawinchen!“ — und wie ein Bliz fährt es im alten Lebermuth über sein Gesicht, — ein Lawinchen, warum nicht! Aber Mann und Frau sind eins, und darum mußt Du Dein Theil daran haben! Ehe sie begreift, was er damit sagen will, hat er den überhängenden Zweig ergriffen und schüttelt ihn, daß der Schnee nur so auf die Ahnungslose herniederpoltert: „Da, Du Böse, da hast Du Dein Lawinchen!“

**In Moabit.** Von Ludwig Dettmann. Siehe das Bild, Seite 424. — Wohl nirgend in Berlin treten die Gegensätze der Großstadt schärfer hervor, als in „Moabit“. Durch den Thiergarten, diesen herrlichen von Palästen und Villen umrahnten Park, gelangen wir, vorbei am Schloß Bellevue, an das Ufer der Spree, und zwar an das „Volksteiner Ufer“, das durch eine unansehnliche Brücke mit dem Vororte Moabit verbunden ist. Die hochragenden Fabrik-Schornsteine, der aus den Schloten qualmende, von der Sonne niedergebückte Rauch, der die ganze Umgebung in einen dickeren Schleier hüllt, charakterisiren augensällig den Stadttheil: Moabit ist, wenigstens an dieser Stelle, Arbeiterstadt, und die mächtigen Schöte gehören den berühmten Vorkriegsigen Werken an. Woher der alttestamentarische Name „Moabit“ für diesen gewerbsthätigen Vorort stammt? Darüber sind die Gelehrten noch

nicht einig. Dort, wo heute die volkreiche Vorstadt sich ausdehnt, erstreckte sich zur Zeit des Königs Friedrich Wilhelm I. eine dürre, sandige Weide, und die französischen Refugiés, denen der König den Landstrich zur Besiedelung anwies, sollen das unfruchtbare Land „terre maudite“ genannt haben, woraus im Berliner Volksmunde „Moabit“ entstanden sei. Die Erklärung ist sehr gekünstelt und durch nichts beglaubigt; viel wahrscheinlicher ist die Annahme, daß im Gegentheile die Flüchtlinge, dankbar für die neue Heimstätte, wo sie in Frieden ihres Glaubens leben konnten, des Moabiter Landes gedachten, das in der Bibel zum Oesteren als gastlicher Zufluchtsort für Verbannte erscheint, z. B. Jesaias 16, 4: „Ach meine Verjagten bei Dir herbergen, liebes Moab, sei Du ihr Schirm vor dem Verdriß.“ Also nicht ein Schimpf, sondern ein Ehrenname wäre hiernach „Moabit“. Was aber ist aus dem oben Stück Weide im Norden Berlin's geworden, seit hier die ersten französischen Colonisten ihr Heim gefunden! Eine ganze, große Stadt für sich, in der mächtig das Leben fluthet, zwar vorwiegend Arbeiterstadt, aber doch nicht ausschließlich. Seit einer Reihe von Jahren, und namentlich seitdem dort der stolze Justiz-Palast errichtet und der Ausstellungs-Park eröffnet worden ist, seitdem Pferdebahnen und Stadtbahn den Vorort mit der inneren Stadt verbinden, ist eine ansehnliche Reihe von Straßen entstanden, deren Mieths-Paläste oder Palast-Kasernen manche Gegend des Centrum's von Berlin in den Schatten stellen. Hat doch einer dieser Mieths-Toloffe, wie wir auf unserem Bilde sehen, sich mitten in das Reich der ruffigen Arbeit hineingebürgt, an die Ecke der Kirchstraße, welche die Fortsetzung der Moabiter Brücke bildet. Einstweilen steht der „Bauhof“ in dieser Stadtgegend noch recht vereinzelt da, aber hier und dort steigen schon Gefährten empor, und nicht lange wird es währen, so verschieben sich auch in Alt-Moabit die Fabrik-Schornsteine hinter den ragenden Wänden der Wohngebäude. Ober sie wandern aus, weiter hinein in die Heide; denn ein ausgebeutetes Fabrik-Terrain in einen Complex vier- oder fünfstöckiger Zinshäuser mit so und so viel Seiten- und Hintergebäuden umzugestalten, das ist bei der in immer größerem Procentjahre wachsenden Zunahme der Bevölkerung von Berlin kein ables Geschäft. R. B.

**Weihnachtsbücher.**

An die Stelle der „Wandener Nanten Wapp“, welche die Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft in München bisher herausgegeben, ist dieses Jahr eine „Perlliner Nante Wapp“ (cart. N. 10) getreten, d. h. eine reichhaltige Sammlung von Original-Beiträgen solcher Künstler und Schriftsteller, die in Berlin ihren Wohnsitz haben. Allerdings sind in dem hättlichen Bande nicht alle bedeutenden Namen aus beiden Gebieten vertreten, aber wir finden doch eine große Anzahl ausgezeichnete Meister und berühmte Schriftsteller, zu welchen letzteren sich freilich auch einige minder berühmte gesellen, vereinigt. Um mit den Künstlern, auf welche das Hauptgewicht fällt, zu beginnen, so sei in erster Linie Rudolf Mengel mit seinem japanischen Stilbildern genannt, dann A. v. Werner, der den Prinzen Friedrich Carl von Preußen als Mittelpunkt einer glänzenden Hofgesellschaft vorführt, Franz Zerkowin mit einer effectvollen Pariser Couleur-Scene, Max Weidemann mit einer hellenidischen Idylle, Julius Ehrentraut mit einem prächtigen, an die alten niederländischen Meister erinnernden Tabak-Collegium. Carl Guckow benutzte für die Wapp eine interessante Studienreise, August von Preußen ein romantisches Frühlings-Idyll, Paul Thumann, der aus dem Unfallsig mit einer farbigen Zeichnung schmückt, ein reizendes Mummumädchen, Gustav Hildebrand, der Meister der monumentalen Malerei, eine Tragödie, Bernhard Blocher, der Meister der religiösen Kunst, eine pastor dolosus u. s. w. Es sind im Ganzen vierzig Kunstblätter, die auf wenige große Vollbilder, unter den fünfzigstimmigen Schriftstellern ragen durch ihre herrlichen Esenben des Besonderen hervor: Theodor Fontane, Julius Wolff, Julius Rodenberg und Johannes Trojan, durch ansehnliche und feinsinnigste Beiträge: Hans Werben, Carl und Rudolf Lindau, Robert Schmalz, Richard Vog, Max Ring und Elisabeth Werner. Aber auch die hier nicht namentlich aufgeführten Künstler und Autoren liefern entsprechende Beiträge, welche sich dem schönen Rahmen dieser „Nanten Wapp“ harmonisch einfügen.

„Die schönste Rolle der Welt“, dieses fromme und hochpoetische Märchen Andersen's, das Julie von Kable mit reicher künstlerischer Zier geschmückt (Berlin, Witzler, geb. N. 10). Die Worte des Märchens, in Farben, Silber- und Golddruck gehalten, erscheinen in prächtiger Kurambung von Blumen, Ornamenten und ägyptischen Darstellungen, welche auf den Inhalt der Dichtung Bezug nehmen. Bei solchem vornehmlichen Farben- und Metallschimmer liegt die Gefahr des alles Benutzens nahe, aber die Künstlerin hat derselben durch seine Abwägung verpaiden gewahrt. So bildet diese poetische und künstlerische Bekehrung der göttlichen Liebe namentlich für die Frauenwelt eine hübsche Gabe.

„Rit's Frauenberg“ ist die Sammlung von Liedern bestimmt, die Richard Gutschmidt zum Gegenstande seiner hundertjährigen Darstellungen wählte (Leipzig, Gavael, geb. N. 10). Vertreten sind in dieser Sammlung Wälder, Gnomische, Hoffmann von Fallersleben, Freiligrath, Karl Gorr, Julius Stern, Ernst Schein, Julius Froese und — Petrus von Wälder. Der letztgenannte Dichter, der seinen Namen weniger als Literaten, als als auf politischem Gebiete bekannt gemacht hat, nimmt sich in der Gedächtnis der berühmten und populären Beeten etwas leisten aus, aber das aus seinen verschollenen Beeten auszuwählen. — „Dann zu Weiden mußt von der Licheln dein“ — verdient wohl, daß man den Autor, „von der Partien Guck und Hof“ nicht verweist, in freundschaftlichem Gedächtnis heißt. Wie in den meisten der Lieder, so zeigt sich in den schönen, durch Photographie vervielfältigten Bildern junger Ernst und heiterer Frohmuth an. Abgesehen von diesen großen Vollbildern, wird noch jeder der Dichter in einem kleinen Hochschmuck-Portrait vorgestellt, an welches sich die kurze Lebensbiographie anreicht. Frida Schanz leitete das Werk durch eine schmuckvolle Widmung ein.

In neuer, sehr um das Doppelte des Inhaltes vermehrter Auflage bieten sich „Die Sagen der Hohenzollern“ von Oskar Schwedel das (Berlin, Fiebel, geb. N. 6). Der Verfasser, auf dem Gebiete der vaterländischen Geschichte eine der ersten Autoritäten, giebt in chronologischer Reihenfolge, von den ältesten, im Dunkel der Jahrhunderte verschwundenen Zeiten bis auf die Zeit Friedrich des Großen, die Sagen wieder, welche sich um das Geschlecht der Hohenzollern ranken. Seine Darstellung ist von Klarer, schlichter Einfachheit, doch erhebt sie sich nicht selten zu schönem poetischen Schwunge, und auch dem Dmmer läßt der Autor, wo es angebracht erscheint, sein Recht. Beispielen ist dem Werke, das auf den Namen eines edlen Volkstheaters Ausdruck hat, eine Abbildung der Burg Hohenzollern.

Eine Reihe trefflicher Jugenddichtungen bietet wieder Otto Spamer's Verlag in Leipzig aus dem Weihnachtsjahre an. Unter dem Titel „Aus allen Gauen des Vaterlandes“ (geb. N. 7,50) hat Karl Doppel eine Anzahl Erzählungen vereinigt, die auf historischer Grundlage, aber in modernem, dem Gewand interessanter Sittenbildungen aus verschiedenen deutschen Städten und verschiedenen Zeit-Epochen vorführen. Frankfurt, Augsburg, Hamburg, Wien, Berlin u. s. w. sind die Schauplätze der abenteuerlichen Begebenheiten. — Mit „Wohlthätigen der Menschheit“, d. h. solchen hervorragenden Persönlichkeiten, welche sich dem Dienste der Garmherzigkeit und Menschlichkeit mit Aufopferung gewidmet, macht Franz Otto die jugendlichen Leser bekannt (geb. N. 6). Die warm geschriebenen Lebensbilder erscheinen wohl geeignet, in den empfindlichen Gemüthern Bewunderung für alles Gute und Gute zu erwecken. Auch die Frauenwelt ist hierbei nicht vergessen: die überertragenen Samaritanerinnen in den Gefängnissen, in Krankenbänken und auf sonigen Feldern der wirklichen Hülfeleistung. — Speziell an die reifere weibliche Jugend wendet sich Clara Exon mit ihrer Erzählung „Die Freundinnen“ (geb. N. 5). Derselbe ist eine Fortsetzung der früher erschienenen Erzählung „Eva“, bildet jedoch auch für sich eine abgeschlossene Geschichte, die durch warm empfundene, u. n. freundschaftlichen Humor belebte Darstellung anzieht. — Den Jünglingen bieten sich an und ersten „Ausser eine Mädchen“ dar, schmerzvollständig der besten Geschichten des großen Beeten, und „Das schöne Weibchen“ (geb. N. 2,50), hundertköpfige kleineren Erzählungen voller Humor und Laune (cart. N. 2,50). Alle diese Werke sind vorzüglich ausgestattet und sehr reich illustriert, zum Theil auch durch farbige Bilder.

Eine reizende Erweiterung des berühmten Theater-Cyclus von Heinrich Heine bieten der jungen Welt Heber Hinzler und Julius Schmecher in ihrem „König Rabel“ (Berlin, Witzler, geb. N. 6). Ein großer Sieg, den der Verfasser des König der Theater, der gemaltige Liger, erfochten, giebt dem Dichter die Gelegenheit, einen Preis für die beste Belustigung, eines Dodes anzusetzen, und der schlaue Heine ist es, der durch ein hübsches, freies und sehr gewagtes Spiel den Preis davon trägt. In der Darstellung dieser Komödie zeigt sich Heber Hinzler wieder als einen ausgezeichneten Meister der Theater-Charakteristik. Die Interviews aus dem Familienleben des

König Rabel, die Hof-Festlichkeiten, Circusspiele, Paraden und Triumphzüge, dann im Gegenstande die größte Erscheinung des Gegenstands, des in die Förmlichkeit gekleideten Esels, — sie alle atmen einen köstlichen Humor. Besonders beachtenswert sind die Thiergeister in vermenslichen oder vielmehr bestimmte menschliche Typen in die Thiermaske zu hüllen. Nicht bloß die Kleinen, sondern vielmehr noch mehr die Großen werden an dem Zuge ihr hohes Ergehen haben.

Dem Dichter dieser launigen Theaterfabri, Julius Schmecher, bezeugen wir in einem anderen Werke als gemüthvollem Erzähler: „Jugendwege und Irrfahrten“ (Stuttgart, Kröner, geb. N. 4,50). Das Buch enthält sechs Geschichten theils heiteren, theils ernstlichen Inhalts, wohl geeignet für die Lectüre der reiferen Jugend. Eugen Klumpp verfas das Buch mit sechs farbigen Abbildungen.

In neuer, vermehrter Auflage bringt der Verlag von M. Heinsius zu Bremen das schon früher von uns besprochene Werk „Mittliche Kinderzeit“ (cart. N. 3), in welchem Heber Hinzler eine große Anzahl Bilder von Georg Christian Dieffenbach mit humorvollen Bildern begleitet. Solchen Kindern, denen dies hübsche Büchlein bereits vertraut ist, reicht der gleiche Verlag ein anderes, in dem derselbe Autor, im Vereine mit Paul Wehn, die „Fröhliche Jugend“ in Hand und Fuß, Feld und Wald ihre besten Spiele treiben läßt (cart. N. 6). Wie in dem ersten Werke, so hat auch hier G. A. Kern eine größere Anzahl der Bilder mit hübschen, leicht langdarmen Melodien versehen. — In neuem Gewande tritt „Der kleine Ruffnader“ von Ernst Lausch vor die junge Welt (ebd. cart. N. 2). Derselbe trefflichen, jetzt in neuer, vermehrter Auflage erschienenen Häftchen verleiht Carl Gehris durch ein farbige Titelblatt und viele kleine Textbildchen einen ansehnlichen Schmuck. — Umgekehrt wird für ein hübscheres Hans ist auch „Kinderlied — Kinderpiel“ von Marie Müller, eine Sammlung von Spielen und Liedern, Gedichten, Räthseln, Frei- und Ordnungsbildungen (Eisfeld, Vogel, cart. N. 2). Viele Spiele sind durch Figuren erläutert und die Lieder mit Melodien versehen.

Den verheißungsvollen und sehr beachtlichen Titel „Willkommen“ trägt ein Bilderbuch von Wilhelm Clausius, mit Text von August Stein (Dresden, Reinhold und Söhne, cart. N. 5). In freier, kindlichem Tone sind die Geschichten und Gedichte gehalten, und prächtig harmoniren mit den theils humorvollen, theils frommen fänigen Erzählungen die schönen Bilder.

„Wie es Schneewittchen bei den sieben Zwergen erging“, das erläutert in schönem Zeichnungen W. Steinbalden und mit entsprechenden Versen J. R. Hoff (Frankfurt a. M., Alt. cart. N. 4,00). Die Geschichte vom Schneewittchen kennt Jedermann, aber über den Aufenthalt des lieblichen Kindes bei den Zwergen geht das Märchen ziemlich kurz hinweg. Viele Lücke nun auszufüllen, läßt sich der Künstler mit seinen anmuthigen Compositiven angehen. Alle diejenigen, denen merkmaligere Schneewittchen noch ganz unbekannt sein sollte, ist zum Schluß das Märchen noch in Reimen erzählt.

Den Grundriss „Aussagen aus dem Leben“ kann die Jugend aus Theater von Fiebel's hübschem Buche „Durch Wald und Flur“ behergen lernen (Wien, Verles, cart. N. 5). Der Autor ist den weisesten Kleinen, wie sie es anfangen haben, um von Ausfällen, die sie in Begleitung Erwachsener unternehmen, reiche Ausbeute beizubringen. Die Gemälde des Waldes und Waldes, die kleine Thierwelt, die Gesetze u. s. w., finden ihre sachgemäße, durch zahlreiche colorirte Abbildungen erläuterte Erklärung. Auch wird Anleitung gegeben, wie man die Pflanzen pflanzt, säet und Sammelstücke-Sammlungen praktisch anlegt, der Haube ein gemüthliches Heim für das Einspinnen bereitet und dem grünen Weitergeben, dem Auftrieb, das glückliche Haus comfortable einrichtet. — Aus dem gleichen Verlage liegt wieder Lausch's „Illustriertes Wiener Hausfrauen-Kalender“ vor (cart. N. 2). Seit acht Jahren ist in der österreichischen Frauenwelt sehr geschätztes Handbuch voll praktischer Hingereicht, dem es auch an einem interessanten literarischen Theile nicht fehlt.

In dritter, vermehrter Auflage erschien das Album „Natur und Herz“ (Berlin, H. W. Müller, geb. N. 10). Doch elegant ausgestattet, enthält dasselbe eine große Anzahl hübscher Gedichte der ersten deutschen Dichter, begleitet von hübschen Kupfer-Abbildungen. — Bereichert der ersten, ebenfalls vermehrten Auflage erfreut sich die bekannte, von Georg Scherer herausgegebene Anthologie „Deutscher Dichtwald“ (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, geb. N. 7). Zahlreiche Miniatur-Portraits und viele Abbildungen schmücken das Buch. — Den Freunden der französischen Poesie bietet sich in ansehnlich vermehrter Auflage das „Album lyrique de la France moderne“ von Eugene Perel dar (Leipz., geb. N. 7). Auch hier fehlt es nicht an schönem Illustrations-Schmuck. — Derselben entbehren zwar, abgesehen von dem Portrait Heibel's, welche die Streifen des Buches hier. Emil Reichle's „Deutsche Poesie seit 1800“, dafür aber ist das Werk mit biographisch-kritischen Notizen über die verschiedensten Dichter versehen (Leipzig, Knorr, geb. N. 4).

Ein alter, lieber Freund der unsichtigen Handfran, „Hoffmann's Haushaltungsbuch“, hat nicht verdammt, sich wieder einzustellen (Stuttgart, Hoffmann, geb. N. 2). Elegant ausgestattet, gewährt das treffliche Werk mit seiner praktischen Einrichtung die genaueste Uebersicht über Einnahmen und Ausgaben und enthält als Anhang mancher für die Wirtschaft weitvertheilte Beilage. — Dem gleichen Zwecke dient „Der Hausfrau Wirtschaftsbuch“, das sich in dem neuerdings wieder zu modernem „alten“ Gewande präsentiert (München, Literarisches Institut von M. Puttler u. Comp. N. 1). Das Titelbild, von Otto Hurv, zeigt in sorgigem Druck eine Küche aus alter Zeit.

**Blätter für Kostümkunde.** Neue Folge. 208. Blatt. — (Zur Ausgabe mit allen Kupfern). Mädchen aus Kischak, Oberbairern. Von Carl Kieckel. In der Umgebung des oberbairischen Städtchens Kischak finden wir noch eine eigenthümliche Volkstracht unter den Frauen und Mädchen. Ein großes Kopftuch aus schwarzer Seide wird so um den Kopf geschlungen und rückwärts gebunden, daß das Haar nur an beiden Schläfen sichtbar ist. Von der Nase sind nur die beiden, an der Kiebel sehr bauchigen und mit Baumwolle ausgestopften, unten eng anliegenden Kermel, aus bunter, geblickter und gemusterter Seide gefertigt, sichtbar. Ein farbiges Brusttuch, das den Hals vollständig einhüllt, wird in das sehr hohe, steife Rieder gesteckt, das seitlich ungehakt und mit breiten Gold- und Silberborten verziert ist. Den Haupt schmuck bildet das reiche Silbergeschmück, woran sich oft noch sehr schöne und werthvolle alte Münzen befinden. Der weit abstehende, faltenreiche Rock ist ziemlich kurz und meistens roth und schwarz carriet. Den Vorderteil des Fußes bekleidet ein leberner Pantoffel, der auf seiner Innenseite Sterne und Muster aus buntem Leder zeigt.



Berlin. — Auf ihrer Rückreise von Italien nahm die Kronprinzessin Victoria mit ihren Töchtern einen mehrtägigen Aufenthalt in München. Derselbe gab dem Professor von Lenbach die Gelegenheit, für die Portraits der drei jungen Prinzessinnen, — Victoria, Sophie und Margarete, — die Skizzen aufzunehmen. — Aus der Zeit, da die hohe Frau in Monza bei dem italienischen Königspare zu Gaste weilte, wird folgender hübsche Zug berichtet. Die Königin Margherita hatte ein Waldfest im deutschen Rädchenstile arrangirt, bei welchem sie selbst, wie auch die deutsche Kronprinzessin eine Rolle übernehmen sollten. Da kam aus Portofino, wo die drei Töchter der letzteren zurückgeblieben waren, die Nachricht, daß eine der jungen Prinzessinnen leicht erkrankt sei. Obwohl nun zu Besorgnissen kein Anlaß vorhanden war, so ließ doch die hohe Frau das Fest, auf welches sie sich so sehr gefreut hatte, im Stiche und fuhr nach Portofino zurück, um, wie sie bemerkte, „mit ihrer Tochter, die das Zimmer hüten müsse, Domino zu spielen.“

Weimar. — Die Großherzogin Sophie von Sachsen erwarb von dem Rechtsanwalt und Schriftsteller Robert Keil für den Preis von fünfundsiebzigtausend Mark eine Fülle von Handschriften Goethe's, Schiller's, Wieland's und anderer hervorragender Personen aus Weimar's goldenen Tagen. Es befinden sich darunter ganze Hefte Goethe'scher Gedichte und Tagebücher, sowie zahlreiche Briefe bedeutender Persönlichkeiten aus Weimar's klassischer Zeit. Die Großherzogin hat diese kostbaren literarischen Schätze dem Goethe-Museum überwiesen.



**Dresden.** — Nicht geringes Aufsehen erregte in den künstlerischen und gesellschaftlichen Kreisen Dresdens die Verlobung der Kammervirtuosin Fräulein Mary Krebs mit dem Stallmeister Theodor Brenning, der in früheren Jahren eine Zeit lang auch bei Kony thätig war. Herr Brenning hat in seiner Eigenschaft als Reitlehrer in einer Dresdener Reitbahn die Bekanntschaft der Pianistin gemacht. Dresdener Blätter berichten, daß das Pferd, welches Fräulein Krebs in der Manège des Herrn Brenning zu reiten gewohnt war, den Namen „Mein Schatz“ führt.

**Wien.** — Das Hochzeitgeschenk, welches die Damen und Herren des Hofstaates des Prinzen Georg von Sachsen dessen Tochter, der seligen Erzherzogin Maria Josepha von Oesterreich, überreichten, besteht in einer zur Aufbewahrung von Briefen und Andenken bestimmten Kassette im Stile Ludwigs XIV. Während das Aeußere, reich ornamentirt, in echtem Ebenholz mit vergoldeter Bronze ausgeführt ist, besteht das Innere aus einem einfachen Einsatz aus polirtem Manganillaholz, auf welchem eine gravirte Metallplatte mit den Namen der Spender angebracht ist. Auf dem Deckel sieht man, auf Porzellan gemalt, die Villa des Prinzen Georg mit den dahinter ansteigenden Weinbergen und Höhen und den Lieblingsplätzen der Prinzessin. Auf der inneren Seite des Deckels ist derjenige Flügel des prinziplichen Palais in der Langestraße abgebildet, welcher die Wohnräume der verstorbenen Prinzessin Georg, das Sterbezimmer derselben und die Räume enthält, in welchen ihre Kinder geboren wurden, sowie die in der ersten Etage gelegenen Gemächer der jungen Erzherzogin. Das Bild ist von einem Bronze-Rahmen umschlossen, welcher die Geburtstage der Geschwister und den Sterbetag der Mutter anzeigt. Vorn an der Kassette ist die Kapelle der Villa in Hosterwitz, nach einem Original-Aquarell der verstorbenen Prinzessin gemalt, auf Porzellan abgebildet. An den beiden Seitenwänden befinden sich zwei Gartenansichten mit der Villa im Hintergrunde. Die Rückseite zeigt, ebenfalls auf Porzellan dargestellt, den Lieblingsplatz der prinziplichen Familie im Garten.

**Paris.** — Kelly Jacquemart, die berühmte Portrait-Malerin, läßt, nachdem sie vor einigen Jahren sich mit Herrn Emard André, einem „vielfachen“ Millionär, verheiratet hat, ihre Kunst nur noch für sich aus, und auch das nur im Geheimen, denn zu dem Atelier, das sie in ihrem prachtvollen Palais auf dem Boulevard Dauphine eingerichtet hat, erhält Niemand Zutritt. Es soll in demselben Krohen von den kostbarsten alten Gemälden, Möbeln, Stoffen, Sculpturen u. s. w., aber der Besitzerin dieser Schätze erscheinen dieselben noch nicht hinreichend zur „vollständigen“ Einrichtung. Seit drei Jahren wird an dem Atelier gearbeitet, aber noch immer nicht will es die Hausherrin für vollendet gelten lassen und hält darum alle Besucher ungeduldig von dieser Schatzkammer fern. Wohl aber sieht sie in den andern Räumen vertraute Freunde um sich versammelt, namentlich im Musiksaal, wo man auch Gelegenheit erhält, die Künstlerin als — Orgelspielerin zu bewundern. Wertwüthig aber ist es, daß man in ihren Salons wohl ausgezeichnete Vertreter aller Künste und Wissenschaften findet, nur nicht der Malerei; es scheint, als wollte Madame André, abgesehen von den Gemälden großer Meister der verschiedensten Epochen und Länder, welche ihre Räume schmücken, unter den modernen Malern Niemanden anerkennen, als sich selbst. Den Winter pflegt Madame André mit ihrem Gatten in Italien, den Frühling und Herbst in Paris zu verbringen; der Sommer findet das Paar auf Reisen oder in Villaggiaturen. Im vergangenen Sommer verweilte es in Heidelberg, wo Herr André die Schweininger-Kur gebrauchte.

Die letzten Prüfungen in der Sorbonne fielen glänzend für die studirenden Damen aus. Ein Fräulein Plante erhielt im Hospital-Cursus die erste Note, und Fräulein Yvonne Berillon bestand das schriftliche und mündliche Vaccinatractat-Examen mit besonderer Auszeichnung. Der Vorsitzende der Prüfungs-Commission, Herr Gazier, beglückwünschte die junge Dame öffentlich im Namen der Facultät und erwähnte, daß sie eine gründliche Kenntniß des Lateinischen bewiesen habe, wie überhaupt das Resultat ihrer Studien dasjenige aller männlichen Candidaten weit übertriffe.

Mademoiselle Marguerite Benillot, die Tochter Louis Benillot's, des bekannten, unlängst verstorbenen Herausgebers des „Univers“, ist in das Kloster der Augustinerinnen in der Rue de Sévres eingetreten. Sie führt jetzt den Namen „Schwester Marie“.

**London.** — Von der Kap-Kolonie wird die Königin Victoria zu ihrem Regierungs-Jubiläum ein überaus kostbares Geschenk erhalten: einen Mantel, der gänzlich aus Straußfedern zusammengesetzt ist. — Die Prinzessin von Wales erhielt jüngst von den Damen der Hauptstadt eine originale Spende: einen Hut, aus feinen Blättern von Kap-Silber gefertigt. So zierrich die Arbeit ist, so dürfte sie doch wegen ihrer Schwere kaum Verwendung als Kopfbedeckung finden.

Die Viscountess Strangford hat zu Port Said in Aegypten auf eigene Kosten ein Hospital erbaut, das dreißig Kranken Aufnahme gewähren kann. Durch dieses Hospital ist zu einem kleinen Theile der Plan verwirklicht worden, der bald nach dem tragischen Tode des Generals Gordon aufstand. Zum Andenken dieses edlen Menschenfreundes wollte man in Port Said ein großes Hospital für Angehörige aller Nationen errichten, doch gelangte das Project nicht zur Ausführung. Damit dasselbe nicht gänzlich scheiterte, schritt Lady Strangford zum Bau ihres kleinen Hospital's, zu dem ihr auf Verwendung der Suez-Kanal-Gesellschaft von der ägyptischen Regierung der Grund und Boden unentgeltlich überlassen wurde.

**Madrid.** — Die Infantin Eulalia von Spanien, jüngste Schwester des verstorbenen Königs Alfons und Gemahlin des Prinzen Anton von Montpensier, schenkte am 12. November einem Knaben das Leben. Die Königin-Regentin Christine übernahm bei der Taufe des Neugeborenen, der die Namen Alfons Marie Franz erhielt, eine Patenstelle.

**Petersburg.** — Adermals hat sich den russischen Frauen ein neuer Erwerbszweig eröffnet, das Uhrmacher-Gewerbe. Mehrere Petersburger Uhrmacher nahmen in letzter Zeit junge Mädchen in die Lehre und machten hierbei die Erfahrung, daß dieselben viel anfertiger sind und das Handwerk schneller erlernen, als Knaben.

Besondere Frauen-Waggons werden auf der transkaspiischen Eisenbahn eingeführt. Diese Einrichtung ist dem Emir von Buchar zu danken, durch dessen Gebiet die Bahn führt, und welcher dem General Amentoff, dem Erbauer der Bahn, vorstellte, wie schmerzlich ihn der Gedanke berühre, daß in seinem Reiche die Frauen in der Eisenbahn neben Männern sitzen und der Gegenstand ungebührlicher Neugier werden sollten. Der Emir erhielt bereitwillig die Zusage, daß für die mohamedanischen Frauen und Mädchen besondere Wagen, obendrein mit verhängten Fenstern, in die Züge eingestellt werden sollen.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Mode vom December 1786.



Nach einem Stiche nach Duha mel aus dem „Cabinet des Modes vom December 1786“.

Weihnachts-Arbeiten.

Mit Nachfolgendem möchten wir unsere Leserinnen auch an dieser Stelle an eine ganze Reihe der verschiedenartigsten, zu Weihnachts-Geschenken geeigneten Arbeiten erinnern, deren jede sich un schwer bis zum Feste, trotz der nur noch kurzen Spanne Zeit, recht gut herstellen läßt. Kleine Mädchen können noch ganz bequem Stanbtücher aus weichem Pique farbig auslanquettiren oder sie aus starker ungebleichter Baumwolle hin- und hergehend glatt rechts streifen und rings mit rothen Bändchen behäkeln; dann bleibt ihnen das ausgebreitete Feld der Tablett- und Servirtischdecken, die, in so vielen hübschen Geweben im Handel vorrätzig, oft nur einiger Kreuzstich-Sterne u. zur Verzierung bedürfen. Auch erinnern wir an die der Großmutter oder Tante stets willkommenen warmen Sohlen, welche aus Wolle entweder in der bekannten Patent-Strickerei oder Hästelarbeit (hin- und hergehend mit festen Maschen, die je das ganze obere Maschenglied der vorhergehenden Tour erfassen) gearbeitet werden und alddann rings eine mit farbiger Wolle ausgeführte Einfassung aus festen Maschen erhalten. Größere Mädchen dürfen sich auch schon an ein Fuß- oder Kissenstissen, sogar noch an einen kleinen Teppich in Smyrna-Arbeit wagen, besonders diejenigen, denen ein Web-Apparat zur Verfügung steht, auf welchem selbst eine wenig geübte Weberin



breit unterhalb des Außenrandes sind in je 3 Cent. breiten Zwischenräumen mit gelber Seide unmaßige Bindlöcher zum Gegenzug angebracht; gleichfarbige Seidenschur, braunseidene Quasten. (Bezugsquelle: D. Krappe, W. Leipziger Str. 129.) Gleichfalls mit farbiger Filofelle-Seide ausgenäht sind die zierlichen Dollies aus einem glänzenden seidenden Damastgewebe. Die Deckchen messen 20 Cent. im Quadrat, einschließl. der 3 Cent. breiten Stoff-Frauzen. (Bezugsquelle: E. Heine, W. Friedrichstr. 129.) Der Lampenteller hat die neuerdings auch für Bilderahmen, Tansarten, Blumen-Arrangements u. bevorzugte Paletten-Form. Die Vorlage aus mansgrauem Fries mißt etwa 30 Cent. im Durchmesser. Auch hier ist die Verzierung in leichter Stützweise mit Grewel-Wolle, Filofelle-Seide und Krausgepinnt ausgeführt. Drei je 30 Cent. lange Pinsel sind zwischen Oberstoff und einem festen, unsichtbar unter genähtem Filzfutter eingeschoben. (Bezugsquelle: D. Krappe, W. Leipziger Str. 129.) Da neuerdings doch jede Dame schon vom Schulunterricht her etwas zeichnen kann, dürfen wir unbedenklich zu den raschfördernden Weihnachts-Arbeiten auch die Brandmalerei rechnen. In dieser hübschen, amüsanten Arbeit lassen sich ganz reizende Dinge herstellen; zunächst Kissen und Decken aller Art, Mappen, Truhen, Notizbücher u. auf Sammet oder Leder. Die Brandmalereien auf Leder, ebenso auch auf Holz, verbindet man gern in gelungenster Weise mit Aquarell-Malerei, die jedoch nur ganz discret mitwirken darf. Reizend in dieser Art ausgeführt sind die oben dargestellte



ein größeres Kissen in 8-10 Stunden herstellt. Größeren Anspruch an die Handfertigkeit erhebt eine andere rasch fördernde Technik, die der Quastchenstich-Strickerei. Ohne Zweifel ist es für unsere Leserinnen von Interesse, zu beobachten, wie diese von uns eingeführte eigenartige Arbeit immer von Neuem zur Herstellung der mannigfaltigsten Gegenstände angeregt hat, und wie die gleiche Stidart, je nach der Wahl des Materials, die verschiedenartigste Wirkung hervorzubringen vermag. Ein auffallendes Beispiel hiervon giebt das zierliche Körbchen, Abb. 36 der heutigen technischen Nummer; während an diesem die Quastchenstich-Strickerei mit Filofelle-Seide auf farbigem Leinen gearbeitet wurde, ist die hierbei dargestellte Fensterdecke auf größtem Woll-Ganecvas mit Kamelwolle ausgeführt. Beide zu der letzteren verwendete Materialien, der sog. Hertales-Ganecvas und die seidig glänzende Kamelwolle (das Kilo 6 M.), deren Stärke das einzelne Quastchen naturgroß wiedergiebt, sind neu und die Wolle speziell für die von uns früher erklärte Quastchenstich-Strickerei (siehe die zweite October-Nr. 84 und die zweite März-Nr. 80) hergestellt. Der neue Grundstoff gestattet das Arbeiten nach Typenmuster ohne Ganecvas-Auflage. Unsere Vorlage erscheint auf dunkelmoosgrünem Grunde in Schwarz, Goldgelb, Fahblau-Grün, Braun und Holzfarben wirkungsvoll gemustert. Die Decke, deren Stoff und Muster sich auch vorzüglich zu einer Portiöre eignen würde, mißt 127 Cent. Breite zu 150 Cent. Länge und zeigt am unteren Rande 12 Cent. tiefe Borden mit etwas längeren Gehängen aus großen, braunen Pompons mit hohlfarbenen und fahgrünen Quastchen. (Bezugsquelle: D. Krappe, W. Leipziger Str. 129.)



Als einfachere Arbeiten zeigen wir einen Tabaksbeutel, einen Lampenteller in Paletten-Form und Dollies (Zwischendecken). Der Tabaksbeutel ist aus einem runden Stück von 32 Cent. Durchmesser blumig gepreßten, braunen Leders hergestellt, dessen Muster man in leichtem Stidstich (Stiel-, Gräten-, Blättchenstich u.) beliebig buntfarbig oder in der Farbe des Leders ansähen kann. Ein weißes Lederfutter er giebt gleichzeitig die schnurbreite Einfassung. 2 Cent.



Der Lampenteller hat die neuerdings auch für Bilderahmen, Tansarten, Blumen-Arrangements u. bevorzugte Paletten-Form. Die Vorlage aus mansgrauem Fries mißt etwa 30 Cent. im Durchmesser. Auch hier ist die Verzierung in leichter Stützweise mit Grewel-Wolle, Filofelle-Seide und Krausgepinnt ausgeführt. Drei je 30 Cent. lange Pinsel sind zwischen Oberstoff und einem festen, unsichtbar unter genähtem Filzfutter eingeschoben. (Bezugsquelle: D. Krappe, W. Leipziger Str. 129.) Da neuerdings doch jede Dame schon vom Schulunterricht her etwas zeichnen kann, dürfen wir unbedenklich zu den raschfördernden Weihnachts-Arbeiten auch die Brandmalerei rechnen. In dieser hübschen, amüsanten Arbeit lassen sich ganz reizende Dinge herstellen; zunächst Kissen und Decken aller Art, Mappen, Truhen, Notizbücher u. auf Sammet oder Leder. Die Brandmalereien auf Leder, ebenso auch auf Holz, verbindet man gern in gelungenster Weise mit Aquarell-Malerei, die jedoch nur ganz discret mitwirken darf. Reizend in dieser Art ausgeführt sind die oben dargestellte



beit lassen sich ganz reizende Dinge herstellen; zunächst Kissen und Decken aller Art, Mappen, Truhen, Notizbücher u. auf Sammet oder Leder. Die Brandmalereien auf Leder, ebenso auch auf Holz, verbindet man gern in gelungenster Weise mit Aquarell-Malerei, die jedoch nur ganz discret mitwirken darf. Reizend in dieser Art ausgeführt sind die oben dargestellte



beit lassen sich ganz reizende Dinge herstellen; zunächst Kissen und Decken aller Art, Mappen, Truhen, Notizbücher u. auf Sammet oder Leder. Die Brandmalereien auf Leder, ebenso auch auf Holz, verbindet man gern in gelungenster Weise mit Aquarell-Malerei, die jedoch nur ganz discret mitwirken darf. Reizend in dieser Art ausgeführt sind die oben dargestellte





Briefmappe und die zum Aufbewahren von Schmutz oder Briefen geeignete Truhe.

beschränkt ist das Feld der Brandmalerei auf Holz; jeder Küchenlöffel, Tablett, Brod- oder Fleischbretchen, Kasten aller Art, größere und kleinere, einfache wie elegante Tische, Schemel, ferner Spiegel- oder Bilderrahmen, Stiefelliedt u. können verziert werden.



brachten; heute veranschaulichen wir nur noch einen, für diese beliebt gewordene Nagelarbeit eingerichteten, auch als Geschenk gewiß willkommenen Arbeitskasten.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Frage.

Blüth-Tapete. — Wie kann man, ohne Feuchtigkeit aufzu-

tragen, eine etwas verbläute rothe Blüth-Tapete derart auffrischen, daß sie die ursprüngliche Farbe wieder erhält? Gräfin G.-Z.

Antworten.

Vergolden von Rahmen. — Um beim Vergolden von Rahmen und Holzgegenständen einen blanken, metallenen Glanz zu erzielen, genügt keine Art der gebräuchlichen Bronze-Pulver oder Tincturen; es gehört dazu wirkliches Metall-Blattgold.

Englischer Pie. — Auf der englischen Tafel sind die Pies fast die einzigen, täglich wiederkehrenden Vertreter unserer mannigfachen süßen Speisen; stets in gleicher Weise bereitet, nur in den Einlagen der Compotes je nach der Jahreszeit wechselnd, sind sie eben so einfach, als wohlthuend.

Prophezen-Ruch (309). — Man bröckelt 14 Loth Butter in 14 Loth Mehl, giebt 7 Loth feingeschnittene Mandeln, 10 Loth Zucker, 2 Eidotter, den Saft einer Citrone, etwas Vanille und 2 Eßlöffel Sahne hinzu und verarbeitet den Teig leicht.

bäckt die Blätter bei raschem Feuer schön gelb. Darauf werden die Blätter mit Eingeweichen bestrichen, auf einander gelegt und das oberste mit einem Guß überzogen. R. R., Rumänien.

Betrübtes Hausfräulein. — Wenn fette Butter beim Auslassen einen breiartigen Geruch annimmt, ohne daß die natürliche Farbe gelitten hat, so war die Butter vorwiegend nicht gut ausgelesen, und es waren in ihr noch Milch- und Käsebestandtheile vorhanden, welche sich ansetzten und anbrannten.

Abonnement in R. — Das Klopffelbuch von Sara Rossmann, 'Kaleitung zum Selbstunterricht' (Repenhagen, Höt und Sobal). Frau A. v. G. in B. — Am besten wenden Sie sich an die Redaction des 'Deutschen Adreßblattes', Berlin W., Kurfürstendamm 105.

Zur Beachtung.

Mit dieser Nummer schließt das Quartal. — Die Post-Abonnenten in Deutschland ersuchen wir, das Abonnement stets zeitig vor Ablauf des Quartals zu erneuern, da die Post nach Quartals-Anfang die bereits erschienenen Nummern nur auf ausdrücklichen Wunsch und gegen Entrichtung von 10 Pfennigen extra nachliefert.

Zu dieser Nummer gehört ein Modenbild, für die Abonnenten der großen Ausgabe zwei Modenbilder und ein Kostümbild.

Von der 'Illustrirten Frauen-Zeitung' erscheinen jährlich 24 Unterhaltungs-Nummern zu je 2 bis 2 1/2 Doppelbogen, 24 Roman-Nummern, 12 Schnittmuster-Beilagen und 12 farbige Modenbilder; vierteljährlicher Abonnements-Preis 2 M. 50 Pf. (1 Gulb. 50 Kr., mit Postzusendung 1 Gulb. 80 Kr.)

Anzeigen.

falls solche nicht als für die 'Illustrirte Frauen-Zeitung' ungeeignet von uns angesehen werden sollten, bitten wir zu dem Preise von 1 Mark für die einseitige Romparesselle oder deren Raum Aufnahme, soweit der dafür bestimmte Platz reicht.

Advertisement for J. A. Kern's Verlag (Mar Müller) in Breslau, featuring 'Buch der Patienzen' and 'Illustrirtes Schat-Buch'.

Verlag von Franz Lipperheide in Berlin.

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

Jugendbrunnen.

Alte Reime mit neuen Bildern

Fedor Flinzer.

In elegantem Einband mit farbigem Umschlag.

Preis: 4 Mark.



Dieses neue Bilderbuch enthält auf 24 Blättern fein colorirte Illustrationen zu ebenso viel Kinderreimen, nebst einem colorirten Titel. Flinzer's getreue Wiedergabe der Natur, sein prächtiger, niemals zur Caricatur hinübergehender Humor gelangen darin zum vollendeten Ausdruck.

Verlag von Franz Lipperheide in Berlin.

Lehrbücher der Modenwelt.

Erster Band.

Die Anfertigung der Damen-Garderobe.

Hedwig Lechner und Gunda Beeg.

Mit 638 Illustrationen. — Kleines Quart-format. In elegantem Einbande 11 Mark 40 Pf.

Durch seine Vollständigkeit und Ausführlichkeit wird das Werk nicht nur Neulingen ein sicherer Leitfaden, sondern auch schon Erfahreneren ein sehr willkommener Rathgeber sein.

Zweiter Band.

Die Anfertigung der Kinder-Garderobe.

Hedwig Lechner und Gunda Beeg.

Mit 380 Illustrationen. — Kleines Quart-format. In elegantem Einbande 8 Mark 40 Pf.

Die auf der neueren Gesundheitslehre beruhende Einfachheit der heutigen Kindertracht begünstigt deren Anfertigung im Hause durch Mütter und Schwestern in hohem Grade. Wir hoffen, den liebevoll schaffenden Händen mit unserem Werkchen eine fördernde und erleichternde Anleitung zu übergeben.

Advertisement for 'Weihnachts-Katalog' (Christmas Catalog) containing various books and gifts.

Advertisement for Clara Cron's books, including 'Die Freundinnen' and 'Eugenie'.

Advertisement for 'Lehrbücher der Modenwelt' (Fashion World Textbooks) by Hedwig Lechner and Gunda Beeg.















